MORGENBLATT FÜR GEBILDETE STÄNDE

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. September 1842.

Good Madam, make me blessed in your care
In bringing up the child.

Shakespeare.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

„Noch Ein's!" rief der Lieutenant, „du sagst natürlich Niemanden etwas von dem Mädchen!" — „Kein Wort, verlaß dich drauf! Bei allem dem kommst du mir etwas sonderbar vor. Ein königlich preußischer Lieutenant, der Bettelkinder feil bietet, ist eine noch nicht dagewesene romantische Figur. Kellner, ich werde auch noch den zweiten Rock anlegen. Es ist eigentlich verdammt kühl und ich beklage dich, daß du die Nacht im Postwagen hast zubringen müssen. Adieu! Seh' ich dich nicht Morgen zu Mittag bei dem Prinzen?" — „Möglich," entgegnete Sejan zerstreut, seine Blicke auf die schlummernde Kleine gerichtet.

Die Gesellschaft zerstreute sich, um allesammt zu Bett zu gehen. Der Beschützer und die Beschützte blieben allein im Zimmer. „Komm," rief der Erstere endlich, nachdem er eine Weile im Zimmer auf- und abgegangen, und ergriff die Hand des Mädchens, „ich will dich zu Frau Sempel bringen. Sie muß Rath schaffen." — „Werde ich dort endlich in's Bett kommen?" fragte die Kleine. — „Ich hoffe es," entgegnete der Offizier. Ein Miethwagen fuhr vor und erhielt die Weisung, nach einem Hause vor dem Halleschen Thor zu fahren.

Der Miethwagen hielt vor einem der kleinen Gasthöfe vierten oder fünften Ranges, wie man sie in den Vorstädten Berlins findet. Dieser war noch einer der stattlichsten. Das kleine einstockige Haus, mit frischer, hellblauer Farbe bemalt, lag in der Mitte eines Gärtchens, dessen Umzäunung ein zierliches Gitter bildete, hinter dessen ebenfalls hellblau bemalten Stäben man eine Fülle rother und gelber Frühtulpen in Blumentöpfen glänzen sah. Das Schild der Garküche bildete ein stolzer weißer Schwan, der sein Gefieder in einem Becken voll Seifenschaum badete. Nichts konnte übermüthiger seyn, als der Blick dieses poetischen Vogels, mit dem er die einkehrenden Gäste von seiner Höhe willkommen hieß. Das Schild, wie das ganze Häuschen, war erst neu aus der schöpferischen Hand des Anstreichers hervorgegangen. Der Lieutenant stieg aus und sezte ziemlich unsanft den messingenen Hammer an der Thür in Bewegung. Eine Magd öffnete und bemerkte, da sie den Offizier begrüßte, in einem höflichen Tone, daß so früh keine Speisen verabfolgt würden. — „Ich will Frau Sempel sprechen," rief der Lieutenant barsch. „Schläft sie noch?" — „Schlafen?" entgegnete das Mädchen mit einem verschämten Lächeln; „wir sind schon seit zwe Stunden wach, ich und die Madame, und im Garten

Digitized by Google

hinter dem Hause beschäftigt. Treten Ew. Gnaden in's Gastzimmer, ich will die Madame rufen."

Der Lieutenant und sein Schützling nahmen in dem hellen, freundlichen Zimmer an einem der einfachen rothgefärbten Tische Platz, die zur Bewirthung der täglichen Mittags- und Abendgäste des Gasthofes dienten. Nach wenigen Minuten trat eine korpulente, kleine Frau herein, die ein Messer in der Hand hielt und in der aufgewundenen weißen Schürze Küchenkräuter trug. „J je," rief sie, hinter sich sprechend, „du hast wahrlich Recht, Lene, es ist der junge Herr Graf. Und zu dieser Stunde! Was befehlen Ihro Gnaden? Womit kann ich dienen? Ei, ei — so früh!" — „Wie geht's, Frau Sempel?" — „Zu danken, liebwerthester Herr. Wie es nun eben einer alten Frau gehen kann. Lene, wer hat das Bettelkind hereingelassen? Um Vergebung, Herr Graf — Kleine, dein Platz ist nicht da —" — „Lassen Sie, Frau Sempel!" sagte der Lieutenant; „gerade dieses Kindes wegen bin ich hier." — „Dieses Kindes wegen?" rief die Gastwirthin und ließ vor Verwunderung einen Theil ihrer Kräuter fallen.

Der Lieutenant erzählte kurz das, was wir von unserer Heldin schon wissen. Aber er fand bei Frau Sempel nicht die bereitwillige Aufnahme seines Berichts, die er erwartet hatte. „Herr Graf," begann sie nach einer Weile, nachdem ihre kleinen, stechend schwarzen Augen das Kind gemustert hatten, „der Conducteur des Wagens ist, mit Verlaub, ein arger Gauner; er spielt mit, der Himmel weiß, welchem Gesindel unter einer Decke, und man hat Ihnen den kleinen zerlumpten Vogel mit guter Manier aufgebürdet. Das Ganze ist eine unverschämte Bettelei, verlassen Sie sich darauf. Man weiß, daß Sie ein wohlhabender junger Kavalier von Stande sind — ja, ja, das weiß man —" — „Der Conducteur," erwiderte der Lieutenant, „wollte das Kind durchaus nicht nehmen." — „Abgekartetes Spiel! ganz wie ich gesagt habe!" rief die Wirthin. „Wir kennen das! Und das mit dem Brief ist auch nur eine Lüge gewesen. Ich will keine ehrliche Frau seyn, wenn ich nicht diese ganze Teufelei klar durchschaue! Ist es nicht ein Greuel, einen so lieben, blutjungen Herrn, der selbst noch von der Welt wenig weiß, so zu betrügen! ihm ein Kind anzuhängen! einem solchen Kavalier!" — „Schweig!" rief der Lieutenant, indem eine schwache Röthe des Unwillens und der Scham sein jugendliches, schönes, fast noch mädchenhaftes Gesicht färbte; „wenn ich betrogen worden bin, so ist es einmal geschehen und nicht mehr zu ändern!" — „Daß sich Gott erbarm!" rief die Wirthin. „Ich will sogleich hingehen und den Spitzbuben von Conducteur zur Rede stellen." — „Stille! Für die arme kranke Kleine muß gesorgt werden. Nimm sie bei dir auf, Mutter. Was es kostet, will ich zahlen."

„Will ich zahlen!" wiederholte Frau Sempel in großem Erstaunen. Sie wollen, Graf Sejan, Sie wollen für das Bettelkind zahlen?" — „Ja, ich bin nun einmal entschlossen, Mutter. Die Kleine hat es mir angethan." Bei diesen Worten blickte der Lieutenant in die bittend auf ihn gerichteten Augen des Mädchens, in denen noch Thränen hingen. Sie hatte ihren gesunden Arm um den seinigen geschlungen und berührte mit ihrem Lockenkopfe seine Epauletten. „Wollen Sie mich also behalten?" rief sie. „Das ist gut!" — „Wie heißt du, Kleine?" fragte er, indem er zu ihrer Bitte bejahend den Kopf neigte. — „Man nennt mich Diane." — „Das ist dein Taufname, allein dein Familienname?" — Die Kleine schüttelte den Kopf. — „Sie hat keinen andern," seufzte Frau Sempel. „Daß sich Gott erbarm, sie hat keinen andern, als den einfältigen heidnischen Namen!" — „Und du weißt nicht, wer deine Eltern sind?" — Die Kleine schüttelte abermals das Haupt. — „Aber den Mann kanntest du doch, der dich in die Kutsche brachte?" — „Er gab mir Bonbons," entgegnete das Mädchen nach einem kleinen Nachdenken, „und ich sah ihn in einem Zimmer, wo eine Menge weiße große Pomadebüchsen standen." — „Es wird der Apotheker gewesen seyn," bemerkte Frau Sempel. — „Du sagtest, daß du auf der Landstraße gingst," fuhr der Lieutenant fort. „Von wo kamst du und wo wolltest du hingehen?"

(Fortsetzung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Enghien soll Jedermann sehen, der nach Paris reist. Das ist eine prächtige Campagne, aus welcher die Mode sogar ein allerliebstes Bad gemacht hat. Von Montmorency aus führt der Weg, immer absteigend, durch hübsche Weinpflanzungen an den Ort, der wie eine Geßnersche Schäferin sich kokett im Wald versteckt und im Wasser bespiegelt. Ich bin hinuntergeritten, den Zügel von Harriets Thier sammt dem meinigen um die Hand geschlungen, in einem unglaublichen Eseltrabe. Dem Kinde gingen die dunkeln weichen Haare los von dem Ritte und flatterten wild hinter uns drein. Da die Bonne nachkam, saßen wir schon im Nachen und wollten eben vom Lande stoßen, ohne sie. Der See von Enghien ist durchaus nichts Großes, kein Alpensee, nicht einmal etwas Holsteinisches oder Meklenburgisches; aber die Ufer sind ungemein schön angebaut, mit Häusern, welche die schläfrigste Phantasie reizen, mit allerlei Grün von Rasen und Bäumen, das sich in der Welle wiederholt.

Digitized by Google

Die unvermeidlichen Schwäne ziehen auch hier umher und nöthigen durch groteske und gewagte Stellungen strengen Wangen manche Schamröthe ab. Boote kreuzen sich in allen Richtungen, befrachtet mit eleganten Gästen, welche sich vergeblich in Ruderknechte zu verwandeln suchen. Wir haben herzlich gelacht, Harriet und ich, über einen Dandy, der sich vollständig nach der „Stummen von Portici" costümirt hatte und unter dem Strohhute, mit der seidenen Schärpe und den blendend weißen Hemdärmeln ganz unternehmend aussah. Er führte eine Menge Damen in seinen Kahn und war, trotz verzwei-

Kraftanstrengungen, nicht im Stande, denselben flott zu machen. Man stieß ihn vom Lande aus ab, da ging aber die rechte Noth erst an. Nicht rechts, nicht links, weder vorwärts noch zurück. Bald fuhr das eine Ruder in die Höhe, bald das andere, und alle beide glitten mit jeder Schwingung aus dem eisernen Ring am Bord widerspenstig heraus. Der Pariser schwizte durch alle Poren, und die Damen, welche er entweder mit dem Ruder naß machte oder in die Seite stieß, schrieen laut auf. So ein Beispiel ließ ich mir fein zur Warnung dienen. Uns führte ein kleiner flinker Bursche hinaus, Harriet und die Bonne in der Mitte, ich am Ende des Kahnes. Das Wetter war herrlich. Wir hatten zweimal den schönen Himmel von Frankreich — wahrlich, ein gerechtes Sprüchwort nennt ihn so — unter und über uns. Eine künstliche Insel in dem See nahm uns ein Stündlein auf; wir suchten Schwanennester im Schilf, und Harriet war außer sich vor Freude, wenn die Mutter zischend und sprühend mit ausgebreiteten Flügeln auf sie losgeschossen kam.

Der Tag in Enghien war der lezte, den ich mit dem lieblichen Mädchen verträumt habe. Ich wußte das; es lag mir wie eine schwüle Wolke über der Seele. Nun wieder zurück nach Paris! dacht' ich, und statt der Abende in Wald und Feld, wo Harriet englische Lieder sang mit den Nachtigallen um die Wette, mindestens eben so natürlich als diese, wiederum Abende im Kaffeehause, auf den Boulevards, im Lesezimmer. Ich war, ohne es zu wissen oder zu wollen, verstimmt und verstummt. Die Trennung von einer Geliebten ist ein Schmerz, den wir selbst lieb haben, ein Kelch, den wir in langen und tiefen Zügen leeren, weil der Tropfen Wermuth, den er enthält, in einem ganzen Trunk stärkster und berauschendster Entzückung verschwimmt. Aber dieß Kind — ich liebte es ja nicht, mein Herz war noch gar erfüllt von dem Bildniß einer Andern; nein, o nein, ich hatte seine Hand nicht einmal berührt, seine schöne Stirn nicht einmal mit den Gedanken geküßt, ich gab mich nur hin an dieß reine, kleine Leben und spielte mit ihr, wie mit einer Schwester. Kein Wunsch, kein Verlangen, keine Sehnsucht reichte in den Frieden unserer Gemeinsamkeit hinein. Ich war so gut, so unschuldig, so jung mit ihr geworden!

Da wir von dem kleinen Eiland zurückfuhren, schwamm eine Schwanenfeder in der Nähe unseres Kahnes. Wir haschten darnach, und unser Junge mußte hinter ihr her rudern. Gleichzeitig griff Harriet in's Wasser, sie zu fangen, und ich; von der heftigen Bewegung wäre um ein Haar das Schiff umgeschlagen. Die Bonne schrie fürchterlich, Harriet war bis über die Schultern naß, ihr Aermel triefte; ich deßgleichen. Es war keine Gefahr, kaum ein Schreck, und dennoch fühlte ich, wie ich über und über blaß wurde. Das Mädchen erröthete und wollte lachen, aber ihre Hand, worin sie die weiße Feder hielt, zitterte sichtlich. Ein lange, stille Minute glitten wir schweigend dahin, ehe die Bonne Zeit fand und Athem, um zu schelten. Als sie fertig war, bat ich das Kind, mir die Feder zu schenken. Sie reichte sie mir lächelnd hin, und ihre Finger bebten noch, da sie gaben, und meine Finger bebten, da sie nahmen.

Harriet, liebe Harriet! ich habe dich — seit dem andern Morgen, wo wir, wieder fröhlich und leicht, von einander Abschied nahmen — nicht wieder gesehen, und ich werde es nicht, nirgends, niemals. Keine Kunde zwischen uns, kein Begegnen, kein Hören und kein Sehen; aber die weiße Schwanenfeder vom See zu Enghien, siehst du, ich bewahre sie unter meinen liebsten Erinnerungen, und keine Zeit soll mir ihren glänzenden, feuchten Schmelz beschmutzen, der wie dein Andenken vor mir liegt. Ich will mir einbilden, du bist ein Engel gewesen, einer jener biblischen, die selbst Kinder sind und an welche Kinder glauben, und dein Fittig hat, als er dich wieder hinauftrug, fort von mir, weit, weit und ewig fort, diese eine Feder auf mich fallen lassen. — Lebe wohl!

(Schluß des zweiten Artikels.)

Einer Kranken.

Ich habe dich im Traum gesehen:
Du selber lagst im Traume still,
Und um dich war ein leises Wehen,
Wie wenn was Neues werden will.

Du lagst, vom Sturm der Krankheit müde,
Und deine Augen waren zu,
Auf deiner Stirne saß der Friede,
Um deine Lippen spielte Ruh.

Es war so eine von den Stunden,
Die unser Lebensengel wählt,
Wenn Leib und Seele, neu verbunden,
Er zu erneutem Wirken stählt.

Digitized by Google

Und all die guten Augenblicke,
Die je dieß Daseyn dir verschafft,
Führt' er vor deinen Traum zurücke
Und nährte dich mit ihrer Kraft.

Und alle schönen Thaten kamen,
Verschleiert, wie du sie gethan,
Und nannten segnend deinen Namen
Und hauchten dich mit Kühlung an.

Dann trat, mit einer vollen Rose,
Der Engel an das Lager sacht:
Genesung weht aus ihrem Schooße,
Und sieh, nun war sein Werk vollbracht.

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Das schweizerische Musikfest.

Es fragt sich überhaupt, ob Rossini diese im glühendsten Glauben geschriebene Dichtung versteht und faßt. Wohl mag er irdische Leidenschaft anmuthig aussprechen können, aber auch himmlischen Schmerz? Und was für ein furchtbarer Schmerz geht durch dieß ganze Gedicht! Nach der Introduktion und dem Quatuor hielten Alle den Athem an, und von den viertausend Menschen war auch kein Lebenszeichen hörbar, denn unter den Solosängern trat ein junger, blonder und kräftiger Mann mit freigewölbter, breiter Brust hervor, den sich schon Alle wie einen europäischen Potentaten gezeigt hatten. Allerdings ein Potentat, wenn man den Zauber der Natur und Kunst in glücklichem Verein als eine Macht will gelten lassen. Es war J. Mengis aus Leuk in Wallis, ein Brusttenor, wie nur wenige von der Natur in bester Laune gebildet werden. Manche haben ihn mit Nourrit und Moriani verglichen, wir aber glauben, daß er nach weiterem Studium an Rubini hinreichen kann. Er hat in Wien Medicin studirt und ist Gehülfe seines Vaters, des Badearztes in Leuk. Welcher Verlust für die Kunst, daß seine und seines Vaters Ansichten vom Leben auf dem Theater in großen Städten ihm nicht erlauben, in Paris, London u. s. f. Ruhm und Reichthum zu erwerben! Wer aber möchte sie darum tadeln? Wir ehren Mengis darum doppelt, daß er sich nicht durch den Reiz des Geldes und des Rufs bestimmen läßt, seinen engen, aber nützlichen Wirkungskreis zu verlassen und vom Fuß der furchtbaren Gemmi weg in das glänzende, aber auch frivole Kunstleben von Paris und London zu treten. Gott erhalte ihm diesen Sinn! Jene Hauptstädte werden einen seltenen, vielleicht einen großen Sänger weniger haben, sein Vaterland aber einen nützlichen Menschen mehr. Als Mendelssohn am folgenden Tage Mengis zum erstenmal hörte, war er erstaunt über seine Stimme und seine Kunst. Ebenbürtig mit ihm war nur Eine Solostimme, Madame Gaugler aus Lausanne, ein Sopran voll Wohllaut, Kraft und Ausdruck. — Den ganzen zweiten Theil des Konzerts füllte der Lobgesang Mendelssohn-Bartholdys, ein Werk voll heiliger Tiefe, voll Gefühl und harmonischer Schönheit, worin unter andern Nr. 8. ein Choral, von Luther gedichtet und komponirt, große Wirkung machte. Ich dachte dabei an den 19ten Oktober 1275, und Papst Gregor X., seine Kardinäle, Erzbischöfe Bischöfe, Aebte und Prälaten in demselben Raum versammelt. Wie Luther schwerlich ein Stabat mater fühlen, dichten und komponiren konnte, so auch Jacoponus keinen Choral mit protestantischer Klarheit, Willenskraft und Tonmacht. Mit dem herrlichen Finale des Lobgesangs war das Konzert erst gegen sieben Uhr zu Ende. Seltene Erscheinung! ein Konzert von vier Stunden, ohne einen Augenblick Ermüdung oder Abspannung, ein Konzert, dem zwei Stunden des Wartens vorausgegangen waren. Als wir durchaus befriedigt und froh aufgeregt aus der Kathedrale gingen, hatte sich darin schon purpurblaues Helldunkel um die untern Pfeiler und Bögen gelegt, nur ihre obern Rippen und Wölbungen standen noch in Hellung. Die Rittergräber in den Gängen waren schon nicht mehr deutlich von einander zu unterscheiden, und mir schien es, als wären einige Sargdeckel etwas aufgehoben, wie zum Horchen. Draußen aber war noch heller, goldener Tag und Neugierige zogen in dichten Gruppen auf der Terrasse der Kathedrale auf und ab, besonders um die weißen, geschleierten Sängerinnen an sich vorüber ziehen zu lassen. Auch ich sah sie, möchte sie aber nur in dem heiligen Helldunkel der Kathedrale in malerischer Entfernung erblickt haben.

Wir gingen durch das uralte Bischofsschloß auf das nahe Signal, von dem noch rothe Abendsonnenstrahlen auf die Mittelhöhen heruntergleiteten. Das reizende Land lag noch in seiner vollen Schönheit da, und der See schien nur still mit seinen Schiffen verbeigeflutet, um ihm einen Spiegel vorzuhalten, in den selbst die fernen Hochalpen und Gletscher von der andern Seite neugierig hineinschauten. Nach dem vielen Guten, was wir in diesen Festtagen hier gesehen, gehört und beobachtet hatten, in der freudig aufgeregten Stimmung des Moments, Beethovens, Mendelssohns und Rossinis Tonwogen noch im Herzen, sahen wir mit Dank auf das reizende Land zu unsern Füßen, ihm fortan Segen und Gedeihen wünschend, die es sich nur selbst durch Unverstand oder durch Schwäche nehmen lassen kann, da ihm die Natur mit verschwenderischer Huld Alles in reicher Fülle gegeben hat, was schon vereinzelt andere Länder beneidenswerth macht. — Am Abend hatten die Mitglieder der Musikgesellschaft in der sinnreich dazu eingerichteten Kornhalle ein großes Abendessen, bei dem der Großrathspräsident und Staatsrath Druey Geistreiches über den Kunstsinn und das sogenannte Protegiren der Kunst von oben herab gesagt haben soll.

Am 4ten August war das sogenannte kleine Konzert, ebenfalls in der Kathedrale. Wir hätten gewünscht, daß es mit seiner Opernmusik in einem passendern Raum gegeben worden wäre; wo ihn aber anderswo in Lausanne so geräumig und so akustisch finden? Vielleicht war etwas Ermüdung bei dem Orchester zu bemerken, das bisher, besonders für die Bässe und Violinen, beim langen Stehen einen sehr angreifenden Dienst gehabt hatte. Sechs Opernscenen von Donizetti, Mercadante, Meyerbeer und Beethoven wurden aufgeführt. Außer Mengis und Mad. Gaugler erfreuten uns noch der treffliche Bassist Bezona aus Mailand, der erst am Morgen zufällig hier angekommen war, und Madame Ernst Seidler aus Zürich. Man hatte gehofft, Mendelssohn werde auf dem Piano improvisiren, aber vergebens. Vielleicht fand er das Instrument für den weiten Raum der Kathedrale nicht ausreichend.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. September 1842.

Künstler. — Wohin, o Freundin, führst du mich?
Muse. — Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß ist der Schauplatz deiner Ehre.
Künstler. — Ich fühle nur den Druck der Atmosphäre.
Goethe.

Lucas Cranach.

Morgenrosen glühn im Osten
Und zur Erde wallt ihr Strahl.
Zu dem Kirchhof zu Sanct Jakob *
Führt mich! öffnet das Portal!
Einen Meister will ich rufen.
Edler Meister, schlummerst du?
Mit dem Schauer frommer Ehrfurcht
Schreit' ich deinem Grabe zu.

Lucas Cranach! Lucas Cranach!
Frommer Künstler, hörst du nicht? —
Spät ist's in der Welt geworden;
Doch es kommt noch Tageslicht.
Tritt aus deiner Grabesdämmrung
Wieder schöpfungsreich hervor;
Sieh, es zieht die alte Sonne
Jung auch durch das Himmelsthor.

Zeig mir deine Malerhalle.
Aber ist's ein holder Traum?
Welch ein langes Heer von Bildern
Regt sich dort im weiten Raum!
Bin ich jezt in deinem Saale?
Welch ein heitrer Farbenschein
Schwebt um alle die Gestalten!
Und du trittst nun selbst herein?

Grüß' dich Gott, du Kunstgewandter,
Der Natur getreuer Sohn!
Seit du gingst aus deiner Werkstatt,
Ach, es ist wohl lange schon!
Ja, du sahst es dort im Zimmer,
In dem engen, wohl voraus:
Einstens werde seyn ganz Deutschland
Noch dein großes Malerhaus.

Ach, es war wohl früh noch damals,
Als du durch des Himmels Gunst
Häuser, Kirchen, Schlösser, Städte
Schmücktest mit der heitern Kunst?
Doch das nachgeahmte Leben
Auf Altar und Stein und Wand
Blüht noch jezt, als wär' es gestern
Erst entsprungen deiner Hand.

Meister, ach, es war wohl früh noch,
Als den Pilgerstab du nahmst,
Und mit gotterfüllter Seele
Hin nach Palästina kamst?

* Auf diesem Friedhofe zu Weimar ist L. Cranach begraben.

Digitized by Google

Damals, als du niederknieend
Herz und Hand dem Schönen nur
Und der Kunst dein ganzes Leben
Weihtest durch den großen Schwur?

Weißt du noch, wie deine Fürsten
Ehrten dich geliebten Mann?
Dank dir! Nun auch groß und herrlich
Sieht uns noch ihr Bildniß an.
Deine Zeit hast du gemalt uns;
Kühn noch steht dein Luther da,
Als ob der bedrängten Kirche
Er noch einmal rettend nah'.

Weißt du noch, wie jene Elster
Nach gemalten Trauben flog,
Und die Tafel dann zerhackte,
Weil dein Farbenspiel ihr log?
Wie zu Logau dort im Schlosse
Einst dein Bild, dein Churfürst hing,
Und, mit baarem Haupt sich neigend,
Dann das Volk vorüberging?

Aber, du gepriesner Meister,
Noch ein Bild, das ewig strahlt,
Hast du mit dem glühnden Leben,
Mit dem Herzblut selbst gemalt.
Ewig sey dir das vergolten!
Aechten, kühnen Liebesmuth
Zeigt es, ächte deutsche Treue
Und der Freundschaft heil'ges Gut.

Sieh, es sizt dort in dem Kerker,
In dem felsigen Tyrol
Dein gefangner edler Churfürst!
Daran ach! gemahnt dich's wohl?
Ihm zur Seite bleibt ein treuer,
Liebergebner, biedrer Greis.
Kennst du ihn, dem Bart und Haupthaar
Niederwallen silberweiß?

Sprich, wer war's, der in's Gefängniß,
Als zurück sich Jeder zog,
Zum gefangnen Friedrich eilend,
Wie auf Liebesschwingen flog? —
Reich die Hand mir, edler Künstler!
In dem Kerker, scharf bewacht,
Hast du in drei langen Jahren
Dort dein schönstes Werk vollbracht.

Auf! zu seinem Malertempel,
Jünger all' im Kunstbereich!
Uebertrefft ihn in der Kunst noch,
Doch im Herzen seyd ihm gleich! —
Grüß' dich Gott, du großer Meister,
In dem vaterländ'schen Saal,
Thüringens geliebter Maler,
Schlummernd in dem Ilmethal.

Ph. H. Welcker.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

„Ach!" rief die Kleine und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, „wann werde ich endlich etwas zu essen erhalten und dann zu Bette gehen!" — „Sie will nicht weiter gefragt seyn," lächelte der junge Offizier. „Das Eine sollst du gleich bekommen," rief die Wirthin. „Ich will die gestern übrig gebliebene Brühe geschwind warm machen lassen. Lene, rücke das Bett zurecht, oben in der kleinen Gaststube unter'm Dach, wo der arme Doktor, der Zahnarzt — wie hieß er doch? — gewohnt hat, der nicht bezahlen konnte, weil sich Niemand im ganzen Viertel von ihm die theuern neuen Zähne wollte einsetzen lassen."

Die Anstalten zur Aufnahme unserer Heldin in dem Gasthofe zum Schwan waren bald getroffen. Sie nahm ihre mäßige Mahlzeit ein und begab sich dann zur Ruhe, nachdem sie ihrem Beschützer eine gute Nacht gewünscht, der sie auf ihre bleichen Wangen küssen wollte, aber von der Wirthin daran verhindert wurde. „Nein, Herr Graf," rief sie, „das Kind kommt aus unreinen Händen. Ehe ich erlaube, daß Sie sie küssen, muß sie erst meine Wäsche passirt haben. So ist es in der Ordnung." — Der Jüngling lächelte, empfahl der Alten nochmals, recht wohl für das arme Kind zu sorgen, stieg dann wieder in den Miethwagen und fuhr in die Stadt zurück.

Frau Sempel hatte den Tag über keine Zeit zu Grübeleien. Ihr kleines Gasthaus gehörte zu den besuchtesten des Vorstadtviertels, und da kein vornehmer französischer Koch, keine ausländische Köchin, sondern Frau Sempel und ihre Magd allein den stattlichen Raum der Küche einnahmen, so gab es für diese Beide alle Hände voll zu thun. War jedoch das Geschäft des Tages vollendet und saßen die stillern Gäste bei ihrer Flasche Bier in der Gaststube, keine andern Dienstleistungen mehr fodernd, als das Verabfolgen einer Cigarre, eines Fidibus oder einer Zeitung, alles Geschäfte, die Lene

Digitized by Google

beſorgte und dabei noch Zeit zu einigen Späßen nach beliebter Manier fand, zog ſich Frau Sempel in ihr Zimmer zurück. Obgleich Diane Genoſſe des Hauſes geworden war, fand ſie in dieſes Heiligthum der Frau Sempel doch erſt nach einigen vorhergegangenen Prüfungen Zugang. — Das Mädchen war nun ſchon acht Tage da, und noch war ihretwegen kein Verdruß im Hauſe vorgefallen. Der Arm des Kindes war von einem Doktor unterſucht und verbunden worden. Er erklärte, es ſey eine ſtarke äußere Verletzung, wie von einem Stockſchlage herrührend; allein das Kind wußte von einer ſolchen Mißhandlung nichts.

Eines Abends trat ſie in das Zimmer, als Frau Sempel eben einen Brief vollendet hatte und im Begriff ſtand, mit großer Mühe eine wohlgeſchriebene Adreſſe beizufügen. Sie wechſelte die Feder öfter und ſchien mit keiner zufrieden. „Der Barbierlehrling," rief ſie endlich, „ſchneidet mir die Federn immer nachläßiger. Meine Handſchrift wird durch ſeine Schuld faſt unleſerlich. — Kannſt du auch ſchreiben, Kleine?" — „Ich habe es gelernt, aber es iſt mir, als könnte ich es nicht mehr," antwortete das Kind, indem es aufmerkſame und forſchende Blicke auf den Brief unter Frau Sempels Händen richtete. „Wir wollen mit dem Schulmeiſter ſprechen, der alle Sonntage bei mir ſpeiſt," ſagte Frau Sempel; „aber warum ſtarrſt du mich ſo an?" — „Liebe Mama," rief das Kind lebhaft, „der Brief iſt am Ende wohl derſelbe, den ich verlor." — „Kind, wie kann das derſelbe ſeyn? Ich habe ihn ja eben geſchrieben." — „Ach Gott!" ſeufzte die Kleine.

Frau Sempel zog ſie zu ſich und fragte, indem ihr hochgeröthetes freundliches Geſicht einen beſondern Ernſt annahm: „Kind, haſt du wirklich jemals einen Brief zu beſorgen gehabt? rede die Wahrheit." — „Gewiß, Mama! Ich hatte einen Brief zu beſorgen; allein ich verlor ihn." — „Ich glaube kein Wort von alle dem," murmelte Frau Sempel. „Und kannſt du dich nicht auf den Namen der Perſon beſinnen, an die der Brief gerichtet war?" — „Heute Nacht habe ich darüber nachgeſonnen, und es iſt mir, als wenn er Berlin geheißen." — „Das war der Name der Stadt." — „Welcher Stadt?" — „Nun, der Stadt, in welcher wir wohnen," rief Frau Sempel verwundert. „Du wirſt doch wiſſen, daß wir in Berlin leben?" — „Ich wußte es nicht, aber jezt, da ich's weiß, will ich es mir merken."

Frau Sempel ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. Sie ſiegelte jezt ihren Brief zu. Derſelbe war an den Apotheker des Städtchens Müncheberg gerichtet, wo Diane ſich muthmaßlich einige Zeit aufgehalten haben mußte. Die Gaſtwirthin hatte den Apotheker erſucht, ihr die genaueren, das Kind betreffenden Umſtände zu melden und zugleich die Adreſſe des verloren gegangenen Briefes anzugeben. Das Schreiben war in artigen Ausdrücken abgefaßt, denn Frau Sempel hatte ſich erkundigt und erfahren, daß Herr Sauer, ſo hieß der Apotheker, ein achtbarer Mann und von ihm daher kein Betrug zu erwarten ſey. „Wir wollen die Sache ſchon auf's Klare bringen," ſagte die Gaſtwirthin ſelbſtgefällig. „Herr Sauer wird auf meinen frankirten Brief antworten und wir werden dann ſehen — ja, wir werden ſehen. Er wird ſich freuen, einen ſo wohlgeſchriebenen Brief zu erhalten, und nach der Handſchrift ſowohl als nach dem Inhalt kann er wohl glauben, daß er es mit einer Dame zu thun hat."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Auguſt.

Gäſte und Gaſthöfe. — Vendemanns Heimkehr. — Beethovens Denkmal.

Während der Elbſtrom im jetzigen Sommer durch außerordentlichen Waſſermangel recht viel von ſeinem muntern Schiffsleben einbüßt, durchfluthet der Strom der Menſchen gewaltiger als je alle unſere Straßen und Plätze und fließt, vom klaren Himmel aufgefordert, weiter als ſonſt über den Umkreis der Stadt allenthalben hinaus. Die Beſucher aus der Nähe und Weite haben ſich vielleicht noch nie ſo zahlreich eingeſtellt. Ueberhaupt iſt ſeit Eröffnung der Eiſenbahn im Jahr 1839, zufolge polizeilicher Notizen, die ſchon während der vorlezten Zeit jährlich fortdauernd geſtiegene Fremdenzahl unverhältnißmäßig angewachſen. Im Jahr 1838 hatte ſie 25,158 betragen; im darauf folgenden belief ſie ſich ſchon auf 40,172. Das Jahr 1840 brachte Dresden 46,869 und das Jahr 1841 gar 56,146 fremde Gäſte, und zwar iſt hiebei jede Familie nur zu Einem Kopfe gerechnet. Daß in Folge dieſer ſteten Zunahme der Gäſte unſere Gaſthöfe ſich ebenfalls vermehren, iſt natürlich. Nebenher tritt bei lezteren fortdauernd manche Graduirung und Standeserhöhung ein. So machte vor Kurzem ein zuvor nach ſeinem Beſizer genanntes Haus den Sprung bis zum „Kronprinzen" hinauf, und erſt in den lezten Wochen erlangte der Gaſthof zur goldenen Krone, indem er ſich mit dem anſtoßenden geräumigen Hauſe vereinte, den ausgezeichneten Rang eines „engliſchen Hofes." Der neue engliſche Hof hat nebenher noch die Merkwürdigkeit, daß er, in der ſtattlichen Pirnaiſchen Gaſſe gelegen, zur eigentlichen Rococozeit von einem Fürſten Reuß erbaut, nunmehr plözlich neu abgeputzt, in dem Wahne ſtehen durfte, an Schönheit unſere geſammte neue Rococoarchitektur überflügeln und auslachen zu können. Aber durch die hohen, grandioſen Zimmer erhält er einen wirklichen Vorzug vor ſo vielen neu erbauten Privathäuſern, deren Eigenthümer nach einer Menge kleiner, niedriger, enger Zimmer geizen, die oft der Bequemlichkeit ſo wenig als dem Anſtande zuſagen. — So reich aber in dieſem Sommer Stadt und Gaſthöfe mit auswärtigen Beſuchern verſehen ſind, ſo hört man doch die hieſigen großen Waarenhandlungen darüber klagen, daß es an den ſonſt gewöhnlichen Einkäufern beinahe ganz fehle. Beſonders vermiſſen ſie die vornehmen ruſſiſchen und polniſchen Familien, an denen

Digitized by Google

freilich bis jezt ein großer Mangel wahrzunehmen ist. — Je weniger die kurze Anwesenheit der Königin von Preußen und des Königs von Würtemberg Prunk und Geräusch darbot, um so größeres Interesse schien man an beiden hohen Personen zu nehmen.

Ein wahrhaftes Heil ist der hiesigen Kunstakademie dadurch widerfahren, daß die Besorgnisse, welche das hartnäckige Augenübel unseres Professors Bendemann erregte, offenbar grundlos gewesen sind. Vielmehr hat der kürzlich heimgekehrte Künstler die volle Kraft seines Auges zurückerhalten, so daß er nicht nur bereits im Begriffe steht, die Fresken im Schlosse selbst zu vollenden, sondern auch die Leitung der Arbeiten in seinem Atelier, welche inzwischen sein Schwager, Professor Hübner, mit gleicher Umsicht und Thätigkeit besorgte, wieder selbst übernommen hat. Wer den unter Bendemanns Pflege bereits aufgegangenen hoffnungsvollen Kunstanflug betrachtet, muß sich freuen, daß der geniale Meister ihm nicht verloren gegangen ist. — Während die Kunstfreunde klagen, daß, wie man schon zuvor besorgte, das seit Kurzem den Fries unseres stattlichen Schauspielhauses schmückende, von Hänel so genial erfundene, als elegant ausgeführte Hautrelief, „der Triumphzug des Bacchus," sogar scharfen Augen zu fern steht, beschäftigt diesen jungen, rüstigen Bildhauer so eben wieder in einem Atelier auf der Brühlschen Terrasse eine neue Schöpfung, das dem großen Tonsezer Beethoven zu Bonn zu errichtende Denkmal. Schon ist das Modell in kolossaler ganzer Figur von ihm angefangen. Mit einem bis zum Knie aufgenommenen vielfaltigen Mantel überkleidet, steht der mächtige Herrscher im Reiche der Töne da, und gleich dem Tiefsinn in der Physiognomie, deuten die über einander gelegten Arme den Augenblick der Weihe und des geistigen Schaffens an. Eine, dem Vernehmen nach, dem Verewigten völlig gleichende Gesichtsmaske leitete Hänel bei seiner Nachbildung. Es verdient Bewunderung, in welchem Grade es ihm schon jezt gelungen ist, die ganze charakteristische Eigenthümlichkeit wiederzugeben. — Ein noch freieres Feld zur Feier des gewaltigen Musikers fand die Bildhauerei in den Emblemen, zu denen die vier Seiten des Fußgestells Gelegenheit bieten. So stellt die eine Seite eine, gleichsam auf den von ihr selbst angestimmten Melodien schwebende, schöne Frauengestalt, die Symphonie vor, deren vier Bestandtheile durch vier sie umgebende Genien mit ihren Attributen personificirt erscheinen. In gleicher Art werden die andern drei Seiten des Postaments mit sinnvollen Allegorien versehen werden. Das Monument wird vermuthlich in Nürnberg gegossen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, August.

(Schluß.)

Das schweizerische Musikfest.

Am Abend des 4ten August war der große Ball der Gesellschaft. Allerdings ein belebtes und heiteres Fest, selbst merkwürdig durch das sinnreich und zum Theil geschmackvoll benuzte Lokal der großen Kornhalle, aber Allem untergeordnet, was jezt für Festbälle in großen Städten geschieht. Der hohe Tanzsaal war übrigens verständig und heiter verziert. Auf Feldern standen in Goldschrift, von Genien gehalten, die Namen der Musikheroen Marcello, Pergolese, Händel, Seb. Bach, Gluck, Gretry, Mozart, Haydn, Cherubini, Mehul, Beethoven, Spontini, C. M. Weber, Bellini und Meyerbeer. Auf fünfzehn große europäische Namen acht deutsche. In der Mitte der einen Seite war tribünenartig das Ballorchester, mit dem silbernen Bundeskreuz zwischen den Namen Rossini und Mendelssohn, als den Gefeierten des großen Konzerts, eine feine Aufmerksamkeit, die den kurze Zeit im Saal gegenwärtigen Mendelssohn gefreut haben muß. Der Fries des Saals trug die Wappenschilder der zweiundzwanzig Schweizerkantone. Auf diesem Ball waren gegen Mitternacht über siebzehnhundert Personen. Trotz der großen Mischung der Stände herrschte auch hier die anständigste Haltung. In dieser Beziehung stand der Ball weit über den prächtigen und glänzenden in gewissen Königsstädten, wo sittenlose junge Leute, geschüzt durch ihren Stand, sich Unarten gegen Frauen erlauben. Dergleichen würden in der Schweiz überhaupt und vollends bei den handfesten Waadtländern schlecht fahren, wenn sie überhaupt noch führen.

Hätte ich im Festcomité von Lausanne etwas zu sagen gehabt, so würde ich zum Schlußfest nicht auf einen bloßen Ball angetragen haben, sondern auf ein eigenthümliches, ganz neues Fest, das sich nur auf dieser Stelle geben läßt. Gegen Abend hätten die zwei sichern Dampfboote des Sees, der Leman und der Aigle, mit Blumen geschmückt, die Gäste nach Schloß Chillon gebracht. Dort wäre vorher der ungeheure Rittersaal mit wenig Kosten zum Tanzsaal eingerichtet worden; bunte Lampen hätten auch die andern geräumigen Gemächer und das große Bonnivardgewölbe mit seinen mächtigen romanischen Pfeilern und Bögen erleuchtet. Bei aufgehender Sonne, was gerade auf dieser Stelle ein wunderherrliches Schauspiel ist, wäre man wieder nach Ouchy zurückgefahren und dann in angenehmer Morgenkühle den kurzen anmuthigen Weg hinauf nach Lausanne gegangen. Vielleicht aber hätte die Regierung die Erlaubniß nicht ertheilt, weil Schloß Chillon ein Pulverdepot und Arsenal ist. Dann hätte das gleiche Fest in den herrlichen weiten Räumen des Hôtel des trois Couronnes in Vevay, oder im Hôtel Byron bei Villeneuve gegeben werden können.

Auf dem Lausanner Ball waren die schweizerischen Musikfreunde zum leztenmal dort vereinigt und hier nahmen sie Abschied von einander. Denn als gegen fünf Uhr der Ball zu Ende ging, eilten Viele nach Haus, um bald darauf in Wagen, Kutschen, Diligencen und Dampfbooten das gastliche Lausanne zu verlassen. Ich nenne die Stadt gastlich, denn auch die, welche als Nichtmitglieder der schweizerischen Musikgesellschaft nicht bei den Familien einquartirt waren, die sich zu diesem Freundschafts- und Liebesdienst gedrängt hatten, auch ich und viele hundert Andere konnten die Aufnahme in den guten Hôtels der Stadt rühmen, unter denen das neue Hôtel Gibbon durch seine herrliche Lage und einen Verein von Vorzügen wohl das ausgezeichnetste ist. — Zum Ort des nächsten schweizerischen Musikfestes, im August 1844, ist Bern bestimmt worden. Möge das dort im Umgang und in der Gesellschaft herrschende spröde und kalte Element, möge das dort überall vorkommende „Schwarzthum" und „Weißthum" die zusammenkommenden Musikfreunde das heitere, gastliche, fröhliche und trauliche Lausanne nicht zu sehr vermissen lassen!

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. September 1842.

Promising is the very air o'the time: it opens the eyes of expectation; performance is ever the duller for the act.

Shakespeare.
Timon.

Die Stadt in England.

III.

(ſ. Nr. 205 u. f. und 249 v. J. 1841.)

Dem Fremden fällt in London nichts mehr auf als das Beſtreben des Handelsſtandes, Beachtung zu erregen, Käufer anzuziehen und dadurch, wie man ſowohl hier als jenſeits des Kanals ſagt, in der Welt vorwärts zu kommen — to get on in the world. Jedes Mittel, das Menſchenwitz zu erſinnen vermag, wird für dieſen Zweck aufgeboten, und oft dünkt es dem Fremden, daß die Koſten außer allem Verhältniß ſtehen müſſen zur Einträglichkeit des Geſchäftes ſelbſt. Ein Kaſten von der Größe eines Marionettentheaters fährt Tag für Tag — Sonntags ausgenommen — durch die Stadt, vorn und hinten und zu beiden Seiten in rieſenmäßigem Druck die wichtige Nachricht verkündend, wo die beſten Perrücken zu haben ſind, das Stück zu zehn Thaler und darüber. Ein ähnlicher Kaſten in Geſtalt eines Hutes, ein anderer in Geſtalt eines Stiefels weiſt den Hut- und Stiefelbedürftigen auf gleiche Weiſe nach, wo ein vortrefflicher Hut für anderthalb, ein exquiſites Paar Stiefeln für fünf Thaler und darüber zu bekommen ſind. Iſt ein Haus abgebrannt oder vor einem zum Behuf der Reparatur ein Gerüſte errichtet, ſo bedecken nach wenigen Stunden grüne, rothe, weiße und blaue Anſchläge die hölzernen oder ſteinernen Wände und reden zum Publikum mit wahrhaft demoſthe niſcher Beredtſamkeit. Ja, es geſchieht, daß Zettel ausgetheilt werden, welche „ein ſchönes Stück Mauer in frequenter Paſſage, ganz vorzüglich zum Anheften von Bekanntmachungen geeignet,“ dem Meiſtbietenden offeriren. In zartem apfelgrünem Umſchlage, auf dem feinſten Papiere gedruckt, 24 Oktavſeiten ſtark und mit 62 zierlich in Stahl geſtochenen Muſtern verſehen, ſchicken A. B. Savory and Sons, watchmakers and jewellers, No. 9 Cornhill, and furnishing silversmiths, No. 14 Cornhill, opposite the bank of England, ein Verzeichniß ihrer Waaren in London von Haus zu Haus, durch England, Schottland und Irland von Stadt zu Stadt und weit über's Meer nach allen Weltgegenden. So machen dieſe in einer der engſten Straßen des unfaſhionablen öſtlichen London wohnenden Uhren- und Juwelenhändler und Gold- und Silberſchmiede das weite Großbritannien zu ihrem Markte. Der Bruder, der ſeiner Schweſter, der Bräutigam, der ſeiner Braut, der Eheherr, der ſeiner Ehefrau eine Fünfviertel engliſche Ellen lange Halskette vom feinſten Gold zum Geſchenke machen will, braucht nur zu überlegen, ob ſie nach dem Kabeltau- oder nach dem Ring- und Riegelmuſter gearbeitet und von 3 bis 8 Sovereigns

Digitized by Google

schwer seyn soll, um aus der Preisliste zu ersehen, daß das Kabeltaumuster, 3 Sovereigns schwer, 4 Guineen, 8 Sovereigns schwer, 9 Guineen, das Ring- und Riegelmuster in ersterer Schwere 5, in lezterer 10 Guineen kostet. Mag er dann in London oder in Dublin, in Edinburg oder in Calcutta leben, ein Brief und eine Geldanweisung überheben der Müde, selbst zu erscheinen. Dasselbe System befolgt Herr Eley, Inhaber eines Patents auf Drahtpatronen, deren Inhalt wenige Schritte vom Rohre sich „nach Möglichkeit gleichmäßig ausbreitet." Dieß zu erläutern, fügt er seiner Anzeige zwei Bilder bei. Auf dem einen sieht man ein Volk Rephühner fliegen; ein Jäger schießt, kein Schrot trifft — das ist eine gewöhnliche Ladung. Auf dem andern fliegt auch ein Volk Rephühner, ein Jäger schießt und die Richtung seiner Schrote läßt nicht für einen einzigen Vogel Rettung hoffen: das ist eine Eleysche Patentladung. Der beschränkteste Mensch muß den Unterschied, jeder Schütze das Verdienst der Eleyschen Erfindung begreifen. Nicht minder bequem macht Herr R. B. Ede das Erkaufen tragbarer Laboratorien, chemischer Kasten, mineralogischer Sammlungen. Ein chemischer Spielkasten für Kinder kostet fünf und einen Drittelthaler, ein Laborator'um mit 90 Artikeln, „mit gestöpselten Flaschen, französischer Politur, verbesserter Spirituslampe und Schloß und Schlüssel" zwei Guineen. Man braucht nur zu bestellen; es wird franco in's Haus gebracht.

Und wie sinnreich und verführerisch, zum Theil auch unverdeutschbar sind die Aufschriften über den Verkaufsläden! The true noted house for the sale of Dublin brown stout — jedem Porterfreunde wassert der Mund; the original raised letter manufactory — wer erhabene Buchstaben bedarf, kaufe hier; Observe this is the noted shop for giving a halfpenny a-pound for bones — vier Pfennige für ein Pfund Knochen, kein anderer Knochenhändler zahlt so viel; und in den Zwischenräumen von drei Stockwerken, mit erhabenen Buchstaben, the weekly post, the largest, the boldest, the best, true anti-popery Journal — welcher eifrige Protestant kann vorübergehen, ohne den Beutel zu ziehen, sich ein Exemplar dieses größten, kühnsten, besten, ächten antipapistischen Journals reichen zu lassen?

Und wie rücksichtsvoll für die Kunden! Im Londoner Klima wird ein Gläschen Gin hie und da fast jedem zum Bedürfniß. Der anständigste Mensch trägt kein Bedenken, daheim in seinen vier Wanden oder im Kreise von Freunden den trefflichen Gin mit heißem Wasser und Zucker als Labsal zu schlürfen; aber die Schwelle einer Branntweinschenke, eines gin-palace zu betreten, gilt für die größte Unanständigkeit. Also steht leserlich über einer benachbarten Thüre: Bottle and Jug department. Da darf der Anständigste eintreten; es ist das Geschäftscomptoir, und keinem anständigen Manne wird hier ein Gläschen Gin verweigert. Man muß doch kosten, ehe man eine Quantität bestellt.

An der kommerzreichen Straße Long Acre gibt es eine Anstalt zu Befreiung von Würmern. Sehr einfach führt das Haus die Aufschrift: Worm Museum. Der Inhaber stüzt seinen Ruf auf den Beisatz: Established in 1795, und eine Heilanstalt, die 47 wechselvolle Jahre gedauert hat, bedarf keiner bessern Empfehlung; indessen hat der Arzt doch noch eine angebracht. Zwei hohe Fenster sind mit Glasflaschen besezt, worin Würmer im Weingeist prangen, und der lezte Zweifel des Kranken muß schwinden, wenn er auf großen Etiketten liest, daß in der einen Flasche das Fragment eines 220, in einer andern das eines 350 Fuß langen Bandwurms sich befindet. Es kommt nur darauf an, daß man's glaubt; aber viele Kranke glauben gern.

(Fortsezung folgt.)

Der Findling.

(Fortsezung.)

Frau Sempel zeigte den Brief mit triumphirender Miene dem Kinde und schien dessen Bewunderung zu erwarten. „Und das habe ich noch mit einer schlechten Feder geschrieben," sezte sie hinzu. „Aber was sagst du dazu?" — „Ich kann nicht lesen, was darauf steht, Mama," erwiderte die Kleine. — „Du kannst's nicht lesen? wahrhaftig! Doch der Grund wird seyn, daß du wohl überhaupt nicht Geschriebenes lesen kannst, denn sonst wäre meine Handschrift die erste, die dir leserlich wäre. Armes Kind, ich muß deinetwegen mit dem Schulmeister sprechen. Du mußt in die Schule gehen." — „In die Schule, Mama?" — „Ja. Der Mann heißt Weinhold und ist, wie sie es nennen, ein Candidat, der auf eine Anstellung wartet. Gewiß ist's, daß er ein Studirter ist, aber die Herren haben ihn öfters im Examen durchfallen lassen. Seitdem hat er den Muth verloren und unterrichtet so unter der Hand einige Kinder; eigentliche Erlaubniß dazu hat er nicht. Er macht für mich hie und da außer dem Hause ein kleines Geschäft ab; dafür habe ich ihm alle Sonntag Mittag unentgeltlich einen Platz an meinem Tische eingeräumt, und er darf so viel Bier trinken, wie er immer will. Er trinkt jedoch nie übermäßig, denn es ist ein bescheidener junger Mann, ja, sehr bescheiden. Du wirst ihn sehen, Phillis, denn morgen ist sein Tag." — „Phillis?" rief das Mädchen erstaunt. — „Oder Diane, ich wußte, daß es so etwas war," entgegnete Frau Sempel seufzend. „Warum führst du nicht einen ordentlichen Namen,

Digitized by Google

Kind? Katharine — Louise — oder Friederike — das wäre so etwas. Ich habe dir einstweilen meinen Namen geliehen und dich auf der Polizeiliste als eine Sempel eintragen lassen, und zwar habe ich dich Katharine genannt." — Das Kind sah die Gastwirthin groß an und erwiderte nichts.

„Ueberhaupt," fuhr diese fort, „wenn du bei uns bleibst, das heißt bei mir, was noch sehr zweifelhaft ist, dann darfst du nicht müßig gehen, sondern mußt frühzeitig anfangen, dein Brod selbst zu verdienen, so daß der gute junge Graf das Kostgeld nicht lange mehr zu zahlen braucht. Ich weiß, daß er sich mit dir eine große Last aufgebürdet hat. Ein junger Herr, der nicht so unbekümmert und weichherzig wäre, wie er, hätte sich nimmermehr in einen solchen Handel eingelassen; er hätte dich auf der Straße stehen lassen und du hättest gleich den Vögeln unter dem Himmel dein Futter suchen müssen. Verstehst du, was ich sage, Kind?" — „Ja, Mama. Wer ist denn der junge Herr, der mich hieher brachte?" — „Die Frage hättest du schon längst thun sollen," sagte die Wirthin verweisend. Er ist der Sohn vornehmer Eltern. Sein Vater war General beim hiesigen Militär, und wenn er an der Wache vorbeiging, mußten jedesmal alle Soldaten heraus unter's Gewehr. Selbst mir machten die muntern und artigen Burschen zuweilen die Honneurs, wie man es nennt, wenn ich mit dem kleinen Jungen auf dem Arm im Wagen des Generals und mit dessen Diener in Livree spazieren fuhr. Ich war damals eine junge, recht hübsche Frau, und lebte erst im zweiten Jahr der Ehe mit meinem Franz, der Koch beim Grafen war. Du mußt wissen, daß ich Amme bei allen drei Söhnen des guten Grafen gewesen bin. Zwei starben als Kinder, nicht halb so alt, wie du jetzt bist; der dritte Knabe blieb leben und ist jetzt mit siebzehn Jahren königlich preußischer Lieutenant und ein sehr schöner junger Herr." — „Gewiß, das ist er," entgegnete Diane. — „So, findest du das auch schon?" rief Frau Sempel mit einem listigen Zwinkern ihrer kleinen lebhaften braunen Augen, indem sie dabei dem Kinde auf die Schulter klopfte. „Du bist doch nicht so einfaltig, wie ich glaubte. Aber zeig' mal deine Hand her; was hast du da für eine kleine, weiße, runde Hand, mein Kind!"

„Warum ist er nicht wiedergekommen? er versprach es doch," fragte die Kleine. — „Der Graf, meinst du? Er wird morgen sicherlich kommen. Dann werde ich dir das neue Kleidchen anlegen und das bunte kleine Tuch dazu. Du mußt dem Grafen entgegen gehen und ihm zum Willkommen die Hand küssen." — „Wird er nicht mir die Hand küssen?" — „O Himmel, Kind, das wird er gewiß nicht!" schrie Frau Sempel laut auf. „Wie kommst du nur auf solche Gedanken?" — „Als ich noch in einem schönen, großen Saale wohnte," rief Diane und hielt den kleinen Finger wie sinnend an die Stirn, „hat man mir immer die Hand geküßt." — „Als du noch wo wohntest?" fragte die Gastwirthin. — „In einem großen, schönen Saale, wo Abends Lichter brannten," sagte das Kind. „Es waren viele, viele Menschen um mich herum; aber es mag schon lange Zeit her seyn." — „Gewiß sehr lange," erwiderte die Wirthin, „wenn du nicht gar alles das geträumt hast, oder böse Menschen dir anbefohlen haben, dergleichen den Leuten vorzuschwatzen. Geh' nun zu Bette, Kind, ich will zu meinem Buch greifen; denn ich kann nicht einschlafen, ohne wenigstens einige Seiten gelesen zu haben. Das hab' ich noch von meinem Ammendienste. Damals hab' ich oft ganze Nächte lang an der Wiege gesessen und eitel Räubergeschichten und Romane gelesen. Tags darauf erzählte ich den größern Knaben, was ich Merkwürdiges gefunden hatte. Graf Sejan hat von mir die meisten und besten Geschichten gehört, und der gute, dankbare Junge, er weiß viele derselben noch, und erzählt sie mir, und wir lachen dann zusammen, und denken der guten, alten Zeit. Denn seitdem, liebes Kind, mußt du wissen, hat sich sehr vieles verändert. Der alte General starb und hinterließ viele Schulden. Ich und mein Franz hatten uns etwas erübrigt, und kauften uns diese Gasthofgelegenheit. Aber seit Jahr und Tag koche ich allein, denn meinen Franz haben sie auch aus dem Thore hinausgetragen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, August.

Jüdische Ansprüche.

Seit einiger Zeit machen sich die Schriften jüdischer Autoren über die staatsbürgerlichen Verhältnisse des Judenthums in Preußen geltend, und zu ihrer Beleuchtung erschien zuletzt, in freiwilliger Vertretung des christlichen Interesses, von Theodor Brand in Breslau die Oppositionsschrift: „Jüdische Prätensionen, oder Einwurf auf den Entwurf zu einer zeitgemäßen Verfassung der 'Juden in Preußen." Dieser im jüdischen Interesse geschriebene Entwurf war anonym bei P. G. Aderholz erschienen. Th. Brand begründet seine interessante Entgegnung auf den im Allgemeinen nicht wegzuleugnenden Erfahrungssatz, „daß die Juden die Erwartungen, namentlich in Mitübernahme der Volksarbeit, nicht erfüllt hätten, zu denen das zu ihren Gunsten gegebene Edikt vom 11ten März 1812 berechtigte;" daß ihre Hauptmasse vielmehr nach wie vor sich auf den Handelsbetrieb in seinen ausgedehntesten Verzweigungen und Hülfsmitteln beschränkt, und dadurch die Interessen der christlichen Bevölkerung beeinträchtigt. Wie wenig diese Behauptung aus der Luft gegriffen, ist z. B. in Breslau sehr augenscheinlich, wenn man die Beschränkung der Juden vor der Zeit des Edikts mit der jetzigen Ausbreitung dieses Volks vergleicht,

Digitized by Google

Dort war es damals, wie in Prag noch heute, auf einen bestimmten Stadttheil verwiesen; jezt wuchert seine Industrie in den elegantesten Läden auf den vorzüglichsten Plätzen und verdrängt von diesen allmählig um jeden Preis die christlichen Kaufleute. Auch in Mittelstädten, wie z. B. Brieg, greift das jüdische Element im öffentlichen Verkehr auf eine wahrhaft erstaunliche Weise um sich. Bei solcher Progression dürfte sich in nicht gar ferner Zeit die ganz neue geschichtliche Thatsache herausstellen, daß ein bisher nur geduldetes Volk sich lediglich durch kluge und beharrliche Anwendung seiner immer erweiterten Geldmittel das Terrain dergestalt erobert, daß es aus Bedrückten vollständig zu Bedrückern wird. Einer solchen Perspective auf Zerstörung des christlichen Volkslebens will nun Th. Brand durch geeignete Modificationen des erwähnten Edikts, das nicht für alle Zeiten und deren Zustände gegeben seyn konnte, vorgebeugt wissen, während der anonyme jüdische Autor die Möglichkeit einer gesetzlichen Veränderung nicht anders als zum direkten Vortheile des Judenthums scheint fassen zu können. Da jedoch die Behörde das Judengesetz bisher in den neuen preußischen Provinzen nicht einführte, obschon sie nach dem Kriege den Grundsatz gleichmäßiger Behandlung der Juden im ganzen Staate noch festhielt, so erhellt daraus, daß man sich thatsächlich von einer irrigen Ansicht vom Wesen des Judenthums, auf welche jenes Gesetz fußte, zu überzeugen anfing. Wie schwierig aber die Abfassung eines alle Verhältnisse berücksichtigenden Gesetzes seyn mag, ist aus der bisherigen Verzögerung desselben zu entnehmen, nachdem es seit 1817 versprochen, berathen und endlich vom Staatsrath verworfen war. Die seit 1816 außer den Provinzen Brandenburg, Preußen, Schlesien und Pommern verschiedenartig bestehenden Judenverhältnisse in Preußen sind es nun, welche jener jüdische Verfasser als Inconsequenz der Kraft jenes Edikts beilagt, und weßhalb er auf eine „zeitgemäße Verfassung der Juden" vorschlagsweise hinarbeitet. Brand sagt aber sehr treffend: „Die christliche Bevölkerung verwarf in ihrer praktischen Erfahrung die Theorie, welche Seitens der Staatsbehörde aus Humanität in die Wirklichkeit hoffnungsvoll eingeführt worden war, und da die ungeheure Mehrzahl der Bewohner mit Recht eine ganz andere Vorstellung von den Juden hatte, als jene Theorie in sich schloß, so konnte die Staatsregierung diesem Volkswillen um so weniger entgegentreten, da die Juden gar nichts thaten, um sich dem Volke zu nähern." Es ist nämlich klar, daß in dieser Beziehung die Regierung mit dem vierundsiebzigmal größern christlichen Volke gehen muß, und wegen eines Juden, der eine Gunst erzwingen will, sich mit vierundsiebzig Christen, welche Gerechtigkeit verlangen, nicht in Conflict setzen kann. Dieß aber ist das Wesentliche des ganzen Fragepunkts. Die Humanität der Jetztzeit darf in der Begünstigung der Juden nicht ferner zur Ungerechtigkeit gegen die Christen werden, wie das Zugeständniß gleicher Staatsbürgerrechte mit diesen sie in der Erfahrung herausgestellt hat. Denn sie sind offenbar zu Vorrechten geworden, da die Juden während der dreißig Jahre seit jenem Zugeständnisse nicht die damit verknüpfte Voraussetzung ihrer Mitübernahme der Volksarbeit erfüllt haben. Wäre dieß nur irgendwie geschehen, hätten die Juden sich von den christlichen Staatsbürgern durch nichts weiter als ein nichtchristliches Glaubensbekenntniß unterschieden, so möchte die raffinirte jüdische Spekulation unangetastet mit demselben Rechte, wie die christliche, weitergreifen und Straßen und ganze Städte neben dem ländlichen Grundbesitze erwerben.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Unsere im vorigen Monat begonnene akademische Kunstausstellung besteht dießmal, dem gedruckten Verzeichnisse nach, aus 512 Nummern. Doch finden sich, wie gewöhnlich, immer noch manche darin nicht aufgeführte Beiträge ein. Es gibt ihr aber die damit verbundene Tiedgeausstellung ein ungewöhnliches Uebergewicht über ihre Vorgängerinnen. Der lange Saal auf der Brühlschen Terrasse bot hinlänglichen Raum für beide Ausstellungen, daher verglich sich der akademische Rath mit dem Tiedgeverein wegen dieser Verbindung auf eine dem Zwecke des leztern förderliche Weise, die dem kunstliebenden Publikum ebenfalls nur erwünscht seyn konnte. Nur ein paar Worte über die akademische Ausstellung. Ein Oelgemälde vom Professor Hübner, „Felicitas und der Schlaf," nach Tiecks Octavianus, ist ein gar lieblicher Beitrag zu derselben. Erfreulich treten überhaupt immer mehr lobenswerthe Bestrebungen in der Historienmalerei wieder hervor, die eine Zeit lang beinahe in Vergessenheit gerathen wollte. Der, besonders durch geistvolle Darstellungen nach Gedichten von Goethe und andern rühmlich bekannte Künstler Peschel hat durch eine Madonna mit dem Kinde sein schönes Talent von Neuem bewährt. Die von ihm nach Goethes Romanzen der Fischer und der Erlkönig schon vor einigen Jahren gefertigten Arbeiten bietet die Ausstellung in saubern Kupferstichen vom Professor Krüger. Vorzüglich hat sich auch dießmal in geschichtlichen Werken Bendemanns Atelier hervorgethan. So erregt ein Gemälde von Merz, Nikemis Wiederkehr, welches im Katalog als erster Versuch dieses Schülers von Bendemann in der Oelmalerei aufgeführt steht, neben seinem Verdienst in Zeichnung und Kolorit, vorzüglich durch sprechenden Ausdruck der Gesichtszüge und Gebärden recht schöne Hoffnungen. Auch verschiedene Porträts aus dieser Schule sind bedeutend. — Die „Loskaufung von Christensklaven durch die Mönche della Mercede," von Oer, gehört zu denen Gemälden, welche vorzüglichen Beifall finden. Unter den Genrebildern haben die von L. Vogel und Hanzsch und der „Wildprethändler" von Junge besonders gefallen. An Landschaften findet man viel Reizendes beisammen. Außer Werken von Dahl, Kummer, Oehme, Sparmann, Papperitz und Andern zieht ein Seestück von Göbke durch Kraft in der Darstellung einer gewaltigen Naturerscheinung besonders an. — Einen hohen Werth behauptet das überaus ähnliche Porträt des Professors Grahl, von ihm selbst gemalt. Beim ersten Blick darauf glaubt man vor dem wunderbar gut erhaltenen Werke eines der bedeutendsten Maler des sechzehnten Jahrhunderts zu stehen, so wahr und trefflich ist Alles an diesem Bildnisse. Eben so merkwürdig wird dasselbe durch seine Farbe. Es ist keine Oelfarbe, obgleich das Bild wie Oelmalerei aussieht. Diese Farbe soll außer dem ungemeinen Vorzuge größerer Dauer und Unveränderlichkeit durch die Zeit noch das Gute haben, daß sie in einer halben Stunde nach dem Auftragen mit dem Pinsel schon völlig trocken ist.

Der Tiedgeverein bietet die interessanteste Auswahl trefflicher Kunstwerke der verschiedensten Zeiten dar. Unser Professor Hübner allein hat aus seinem Gemäldeschatze eine sehr große Anzahl Bilder, theils von ihm selbst, theils von Meistern gleich hohen Kunstranges gefertigt, beigesteuert. Es würde aber hier zu weit führen, der einzelnen Werke der Tiedgeausstellung Erwähnung zu thun.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. September 1842.

— Eccum præsto militem —
Hominem tam pulchrum, et præclara virtute, et forma, et factis.
Plautus.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Diese Erinnerungen stimmten das Herz der Wittwe so weich, daß sie am Schluß ihrer Erzählung in ein lautes Schluchzen ausbrach. Die kleine Diane schmiegte sich mit dem Instinkt eines Kindes, das Thränen nicht fließen sehen kann, ohne selbst zu weinen, an die Alte, und dieser Beweis kindlicher Theilnahme rührte die gute Frau noch mehr. Die Pflegemutter und das Adoptivkind vermischten ihre Thränen mit einander, während es in der Vorstadtgasse stille ward und die kleine, schrillende Pfeife des Nachtwächters aus der Ferne die zehnte Stunde verkündete.

Am andern Tage, gleich nach der Parade, sprengte die breite Straße vor dem Gasthause vorbei ein Reiter auf einem stolzen, schönen Braunen; er hielt bei einem Sattler an, ließ einen schadhaften Riemen ausbessern, und während dieses geschah, schlenderte er die paar Schritte zum Gasthofe hin. In der Thür desselben stand Frau Sempel in ihrem Sonntagsputze und mit der freundlichsten Miene in ihrem glatten, rothwangigen Gesichte, dem man das Alter nicht ansah. „Wo ist sie?“ fragte der Lieutenant. „Ich kann mich nicht lange aufhalten.“ — „Ich bringe sie sogleich, Ew. Gnaden. Es ist wahrlich ein ganz artiges Kind.“

Diane erschien. Sie trug ein feines, weißes Kleidchen, ihr dunkles Haar, zierlich gescheitelt, hing auf die Schultern herab, ihre großen schönen Augen glänzten, und auf den Wangen schimmerte das Roth der Gesundheit und der Freude, als sie ihren Beschützer wiedersah. Der Lieutenant seinerseits war in voller Uniform. Sein schlanker Wuchs wurde durch ein anschließendes Collet gehoben, ein Federhut, eine Schärpe mit langen silbernen Quasten und blitzende Epauletten gaben ihm ein imponirendes Ansehen. Die Kleine blieb einen Augenblick befangen stehen, dann aber eilte sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

„Nicht so, mein Kind!“ rief die Sempel. „Was sagte ich dir wegen des Handkusses? He!“ Dianens Wangen überzog eine Purpurröthe, sie faßte schnell nach der Rechten des Offiziers, doch dieser, ihre Absicht errathend, nahm das kleine Mädchen in seine Arme, hob sie zu sich hinauf und gab ihr einen herzlichen Kuß. — Diese rührende Scene fiel in dem Gastzimmer des Hauses vor. Niemand war dabei, als Frau Sempel und Lene, die an der Thür lauschte.

„Wenn du das jemals vergißt, Kind,“ rief die Wirthin, indem sie die Schürze an die Augen brachte,

Digitized by Google

„so hast du kein gutes Herz und es wird dir schlimm gehen im Leben.“ — „Ich werde es nicht vergessen,“ rief die Kleine und klammerte sich mit beiden Armen um den Hals und den Nacken des Jünglings. — „Beschmutze nicht die Stickerei! Herr Graf, Sie lassen das Kind auch machen, was es will. Wahrlich, das ist ein recht besonderer Auftritt. Lene, du wirst gut thun, wenn du in die Küche gehst, nachlässiges, neugieriges Mädchen!“

Der Lieutenant verfügte sich jezt mit Frau Sempel in's Nebenzimmer und ließ sich in der Eile von dieser alle Vorschläge und Rathschläge mittheilen, die in Betreff des Kindes der Gastwirthin in den Kopf gekommen waren. Es wurde ausgemacht, daß man das Resultat der angestellten Forschungen während eines Monats noch abwarten wolle; wäre dann nichts erfolgt, so sollte Diane bei der Wirthin in Dienste treten und zugleich die nahgelegene Schule des Kandidaten Weinhold besuchen. Der junge Graf legte ein paar Louisd'or auf den Tisch, über die Frau Sempel einstweilen quittirte, und dann trennte man sich. Als Diane die Schritte ihres Beschützers auf dem Flur vernahm, stürzte sie hervor und warf sich nochmals an seinen Hals. Sie sah ihm nach, als er stolz vorübergaloppirte, und ihr scharfes Auge erblickte noch das Flattern des weißen Federbusches, als der Reiter um die Ecke schwenkte. Dann schlich sie still hinauf in ihr Zimmer und weinte.

Neben dem lärmenden Gastzimmer befand sich ein kleines Stübchen, das Frau Sempel zu ihrem Speisezimmer und zugleich zur Vorrathskammer diente. Eine Menge Gläser und Flaschen mit Eingemachtem standen daselbst, je nachdem ihr Inhalt der Wärme oder der Kühlung bedurfte, an den Wänden und an dem Fenster vertheilt. Ein Schränkchen mit Silbergeräth und geschliffenen Gläsern war so gestellt, daß der Blick des Eintretenden sogleich auf diese Reichthümer fiel; ein Sopha, gerade so viel Platz gewährend, um die korpulente Gestalt der Eigenthümerin und einen Gast, aber einen Gast von etwas schmächtiger Taille, zu fassen, war an einen behaglichen Platz am Fenster gerückt. Als Diane eintrat, fand sie die Gastwirthin und den Pädagogen auf dem Sopha vor der dampfenden Suppe sitzend.

„Da ist sie!“ rief Frau Sempel bei Dianens Erscheinen, „und nun begrüße den Herrn Weinhold, mein Kind. Er ist ein sehr gelehrter und sehr gütiger Herr.“ — „O, ich bitte,“ entgegnete der Kandidat, indem er eine kleine Verbeugung machte. — „Es ist die Wahrheit!“ rief seine Gönnerin. „Wenn Sie auch zehnmal durchgefallen wären, Herr Kandidat, so würde ich doch dasselbe behaupten; denn ich entsinne mich, daß der selige Herr General, Excellenz, zu sagen pflegte, die gescheidtesten Leute ließe man gerade am häufigsten durch's Examen fallen.“ — „O, ich bitte,“ sagte der Kandidat und machte nochmals eine kleine Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortsetzung.)

Hat ein Fremder bei der Wanderung durch die City verwundert die Mittel und Wege der Handelsleute betrachtet, die so verschieden sind von den stillen, ruhigen Wegen in seiner Vaterstadt, und biegt er dann in das Westende ein und erblickt die prächtigen Handelstempel eines Swan and Edgar am Fuße des Quadrant, oder eines Woolley and Saunders in der Regentstraße, äußerlich die herrlichste Architektur, ungeheure Spiegelscheiben, im Innern die edelsten Proportionen und eine Ueberfülle von reichen, köstlichen Waaren, so erstaunt er noch mehr und begreift zum erstenmale die Größe einer großen Hauptstadt.

Alle diese Dinge sind das natürliche Resultat des ungeheuern Zusammenflusses von Menschen, von Geschäften und Angelegenheiten. Wo so viel Geld aufgehäuft und im Umlaufe ist, wie in London, finden sich von selbst mehr Bewerber als nöthig; Ringen und Kämpfen sind die unvermeidliche Folge. Jeder strengt sich auf's Aeußerste an, das Geld aus anderer Leute Taschen in die seinige zu locken. Kaufen und Verkaufen in jener einfach unschuldigen Weise, wie die Arkadier unter den Philosophen, die Staatsökonomen es beschreiben, reicht nicht aus. Da müssen ganz andere Hebel angesezt werden. Kann A. es dahin bringen, daß B. ihm abkauft und ihn bezahlt — was kümmert es A., daß B. mit all den Seinigen gleich nachher in den Abgrund des Verderbens stürzt! C. verleitet D's Gattin zu einer extravaganten Ausgabe für Seidenstoffe, und D. verleitet C's Gattin zu einem gleich ausschweifenden Aufwand für Brüsseler Spitzen. Ein Seidenhändler in New Bondstreet legt jezt einer vornehmen Dame Fallen, damit sie für das Doppelte und Dreifache ihres Nadelgeldes kaufe, und einen Moment später seufzt er schwer ob der Saumseligkeit der vornehmen Dame in Berichtigung ihrer Rechnungen. Vom Obersten bis zum Untersten klagt Jedermann, daß in London fast durchgängig über die ökonomischen Kräfte gelebt werde; aber von oben bis unten ist so ziemlich Jedermann ein Rad in der großen Maschine, welche die Menschen dazu zwingt. Würde plötzlich jeder in seinem Haushalte vernünftig, balancirte er Einnahme und Ausgabe, und gäbe weniger aus, als er einnimmt — ich möchte das Wehgeschrei

Digitized by Google

nicht hören, das in Orford- und New Bondstreet, auf dem Strand und in der Regentstraße erschallte.

Wo der Wettkampf so stark und die Ueberwachung unter den Nachbarn so schwach ist, kann es nicht Wunder nehmen, daß die in der Handelswelt angewendeten Kniffe, sich Kunden und Gewinn zu verschaffen, oft eben so seltsam als erbärmlich sind. Schon das Fälschen und Nachmachen muß jeden mit Staunen erfüllen, der an den ehrlichen Krämerverkehr einer kleinen Stadt gewöhnt ist. Kein kluger Mensch kann etwas erfinden, ohne daß, wenn es nur einigermaßen rentirt, unverzüglich hundert Nachahmungen auftauchen. Hat er kein Patent, so ist er ohne Schuß, und hat er eines, ist er es auch. Es bedarf nur einer kleinen Veränderung der Sache, und alle Rechtshülfe fällt weg. Daher die pathetischen, oft herzbrechenden Bitten der Erfinder von Kraftbrühen und Kinderpulvern, auf Siegel und Unterschrift zu achten. „Nur die sind ächt, die einen Abdruck meines Siegels und meinen Namenszug führen u. dgl." Verdienen Avertissements Glauben, so können sogar die Patentinhaber von Instrumenten, welche vor artigen Ohren nicht näher bezeichnet werden dürfen, die Ehre und den Profit ihres Scharfsinns keineswegs in Frieden genießen; sie müssen immerwährend gegen Eindringlinge zu Felde liegen. Im Freistaate der Schriftsteller und der Verleger ist die Zahl der Originalhändler überhaupt gering; aber in London beschäftigen sich Legionen, bald mehr, bald weniger, mit Nachfabriciren. Ein eigener Styl, ein neues Geschlecht von Fiktionen, eine noch nicht dagewesene Veröffentlichungsmanier — bewirkt das Ding Absatz, so machen es Hunderte nach. Der ehrwürdige, am 4ten April 1840 gestorbene Missionär, John Campbell, gab in London unter dem Titel Teacher's offering ein religiöses Pfennigmagazin für Kinder heraus, von dem in Kurzem 40 bis 50,000 Exemplare abgesezt wurden. Der Verleger zeigte dieß wohlgefällig auf dem Umschlage an. Als Campbell dieß gelesen, ging er zu ihm, deutete mit dem Finger darauf und sagte: „Das ist ein Stock, den Ihr für Euern eigenen Rücken vom Zaune gebrochen habt. Merkt, was ich prophezeihe: ehe sechs Monate in's Land gehen, wird das Land sechs neue Pfennigmagazine für Kinder haben." * Und so geschah es; vor Ablauf der nächsten sechs Monate existirten sechs neue Pfennigmagazine für Kinder.

Nicht genug, daß selbst Titelblätter nachgemacht werden, es hat Schelme gegeben, die sogar einen Namen gestohlen haben, um damit Käufer für ihre erbärmlichen Produkte zu ködern. Wie schmeichelhaft für einen Nebenbuhler, sich für ihn auszugeben! Derjenige muß wahrlich in seinen eigenen Augen sehr niedrig stehen, der nicht bloß für einen Andern gehalten zu werden wünscht, sondern sogar mittelst eines Schelmstücks es darauf anlegt. — Vor einigen Jahren ereignete sich in der hiesigen Krämerwelt ein Namendiebstahl, der seiner Zeit juristisches Aufsehen erregte. Ein Kind wurde in der Taufe nach einem beneideten Krämerkollegen genannt und dann der Vorname des Kindes in der Firma so angebracht, daß der Familienname unbemerkt blieb.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus Life, Times, and Missionary Enterprises of the Rev. John Campbell, by the Rev. Mr. Philip, London, Snow, 1841, ein Buch, nebenbei zu bemerken, das in mehrfacher Hinsicht weit interessanter ist, als man dem Titel nach vermuthen sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Schluß.)

Theater. — Gesangfest.

Das kürzlich zum erstenmal auf hiesiger Bühne gegebene Drama von Halm: „der Sohn der Wildniß," hat wegen seines reichen poetischen Fonds und besonders auch durch den Glanz seiner Sprache, sich, bereits wiederholt, einer überaus günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Zugleich ist nach der neuerlich erfolgten Heimkehr unserer Prinzessin Amalie ein neues Schauspiel von ihr unter dem Titel: „der alte Herr," recht willkommen gewesen. Die Kritik hat der Verfasserin eine Familienähnlichkeit ihrer Stücke zum Vorwurf machen wollen. Bekanntlich aber ist die dramatische Kritik eine Dame, die damals schon wunderlich zu nennen war, als sie noch wußte, was sie wollte, und die, seit sie lezteres vergessen hat, jenes nicht weniger geworden. Ganz abgesehen von der persönlichen Stellung der Dichterin, stammen ihre Stücke aus sehr guter Familie. Die ihnen allenthalben widerfahrende günstige Aufnahme führt dafür den besten Beweis. Dazu zeichnet sich in der Regel ein jedes derselben durch interessante Eigenthümlichkeit aus. Möchten doch mehrere solche gute Familien sich, wie vormals Kotzebue und Iffland, auf dem deutschen Theater ansiedeln. Die Bühnenfreunde würden sich gewiß viel besser befinden, als seither. — Eine auf dem Theater am Linkeschen Bade unter dem Titel romantisch-komisches Zauberspiel mit Gesang gegebene Neuigkeit: „Sylphide, oder das Seefräulein," von Therese Krones, hatte den Hauptfehler, daß sie nicht von Nestroy geschrieben war, der für die sogenannte Wiener Posse eine Feder von ganz eigenthümlichem Reize besizt. Für Wien aber, den Geburtsort Sylphidens, war freilich bei der dortigen Aufführung der Fehler durch eine große Tugend ausgeglichen. Therese Krones nämlich, die durch Schönheit und ein glänzendes Bühnentalent Alles bezaubernde Schauspielerin, gab eine der weiblichen Hauptrollen mit solcher Genialität, daß die Kritik über sie als Dichterin wohl verstummen mußte. Auch hier in Dresden schlug sich das gute Spiel für die schwache Dichtung in's Mittel. Unser trefflicher Räder machte Furore, als Verwalter Wolferl, mit seinem Parodiren des Groteskstanzes und mit mehreren aus eigenem Fonds beigesteuerten guten Witzen. Koch und Fischer sekundirten ihn wacker, so weit es ihre ziemlich matten Rollen zuließen. Besonders aber zeichnete sich Fräulein Allram in derselben Rolle, worin die Dichterin auf der Wiener Bühne triumphirte, durch eine

Digitized by Google

allerliebste Lebendigkeit und Laune aus. So wird denn heute Abend schon das Stück wiederholt. An Wechsel der Scenen fehlt es ihm durchaus nicht; doch fallen manche Tänze im zweiten Akt, vermöge allzu langer Dauer, ziemlich in's Langweilige. Allerdings regt das wohlberechnete Durcheinander ungeschickter Bewegungen und Sprünge die Lachlust mächtig an; doch kann in solchen Dingen des Guten gar leicht zu viel gethan werden. — Madame Rettich vom Wiener Burgtheater rief durch die Gastrollen, die sie und ihr Gatte hier gaben, uns ihr früheres schönes Wirken auf hiesiger Bühne als Fräulein Gley recht erfreulich zurück. Auch der brave Schauspieler Hendrichs vom Theater zu Hamburg war ein sehr willkommener Gast.

Das öffentliche, vom heitersten Himmel begünstigte Männergesangfest am 8ten und 9ten August ging zu Wasser wie zu Land recht erfreulich von statten. Die Theilnahme auch ausländischer Sänger war lebhaft und der Zusammenfluß von Zuschauern am ersten Tage um den Elbstrom herum über alle Beschreibung groß. Die Elbe hatte gewiß, seit den Zeiten der Könige von Polen aus dem sächsischen Hause, sich keines so muntern Treibens zu rühmen, und der einstimmige Gesang hauchte ihm erst die rechte Seele ein. Gemüthlich schwamm die singende sowohl als nicht singende Versammlung auf dem Wasserspiegel nach den nur durch den Strom getrennten Dörfern Blasewitz und Loschwitz, und eben so befriedigend war am folgenden Tage die Fußpartie nach den Höhen des Plauenschen Grundes. Die wohleingeübten Gesänge, vierzehn an der Zahl, schienen mehr oder weniger den Verfassern aus dem Herzen geflossen. Vielleicht war keines davon früher schon einmal gedruckt gewesen, als das besonders willkommene, köstliche Lied: „Singe, wem Gesang gegeben," womit unser Uhland schon vor mehreren Jahrzehnten seinen unvergeßlichen „deutschen Dichterwald" so klangreich und wohlgemuth eröffnete. — Auch des Wohlthuns in einer plötzlich entstandenen dringenden Noth wurde dabei nicht vergessen. Die Festunternehmer ließen für die unglückliche Stadt Camenz unter den Umherstehenden einsammeln, und schon am ersten Tage waren nahe an 900 Thaler eingekommen, eine Summe, die um so höher in Anschlag zu bringen ist, da gewiß ein großer Theil der Kontribuirenden bereits weit größere Beiträge zu den vielen Sammlungen geliefert hatte, die zu demselben Zwecke in Dresden veranstaltet worden.

Aus Schlesien, August.

(Fortsetzung.)

Jüdische Ansprüche. — Eröffnung der oberschlesischen Eisenbahn bis Brieg.

Da aber die niedere jüdische Volksklasse nur trödeln und schachern will, und mit ihrer bekannten Virtuosität im Kleinhandel, welche der Druck der Jahrhunderte ihr anerzogen, entsittlichend und verderblich einwirkt, da überhaupt die Juden in den vier alten Provinzen ihre erlangten Berechtigungen nur zur Ausdehnung ihrer pecuniären Macht benuzten, immer nur Vermittler zwischen Producenten und Consumenten, die erstern nicht anders als mit christlichen Arbeitern wurden, indem sie ihre Religionsgebräuche als Hindernisse vorschützten, im Allgemeinen ersichtlich alle Rechte nach Belieben sich auswählen, alle Pflichten nach Belieben ablehnen wollen, so kann man wohl behaupten, daß der Geist des Judenthums mit dem Geiste der preußischen Staatsregierung nicht harmonirt, und es ist zu wünschen, daß auch in den vier alten Provinzen Preußens entweder wieder angemessene Beschränkungen für das israelitische Volk eintreten, oder daß dessen allgemeine Emancipation unter Bedingungen erfolge, welche seine staatsbürgerliche Berechtigung nicht zu einem Vorrechte zum Nachtheil der Christen werden läßt. Brand meint in dieser Hinsicht, die gleichmäßig fortsteigende Entwickelung des jüdischen und christlichen Elements neben einander sey ein Unding. Eines müsse sich freiwillig, nothgedrungen oder gezwungen dem andern unterordnen. Wenn unter 100.000 Christen im Durchschnitt sich so und so viel Landleute aller Klassen, Bürger und Gewerbetreibende, und so und so viel Beamte befinden, so müßten 100.000 Juden ganz in ähnlicher Art eingetheilt, und ihnen überlassen werden, nach und nach ihre Volkszahl in die einzelnen Gebiete der Volksarbeit einzureihen. Sobald ein gewisser Theil der jüdischen Bevölkerung dieses System unter sich vollständig ausgeführt hätte, erlangte derselbe die Emancipation. Die in Rede stehende Schrift ist zwar nicht von Bitterkeit frei, erörtert aber die jüdischen Zustände in Preußen mit gründlicher Sachkenntniß und vielem Scharfsinn.

Die oberschlesische Eisenbahn hat mit ihrer Eröffnung bis Brieg, welche am 5ten August für das Publikum stattfand, schon eine festere Grundlage für die Rentabilität erlangt, als dieß auf ihrer bisherigen Erstreckung bis zu dem Städtchen Oblau der Fall seyn konnte. Brieg, der alte piastische Herzogssitz an der Oder, ist eine der ansehnlichern Mittelstädte Schlesiens, die Hauptpforte Niederschlesiens von Nordosten her und ein Durchgangspunkt für den oberschlesischen Verkehr. Dabei ist Briegs eigene lokale Industrie nicht unbedeutend, und sie findet in der dortigen königlichen Strafanstalt wohlfeile Produktionskräfte. Die Stadt ist wohlgebaut, doch besizt sie keine ausgezeichneten Gebäude, denn an dem historisch interessanten Piastenschlosse, welches bei der preußischen Belagerung im Jahr 1741 fast ganz zerstört wurde, erinnert nur noch ein schönes Portal mit plastischem Figurenreichthum an die ehemalige architektonische Bedeutung, welche Herzog Georg II. diesem Fürstensitze um das Jahr 1550 gab. Die Gebäude desselben werden theils als Magazin, theils als Lokale für einige Aemter benuzt. Unfern davon ist das von jenem Fürsten errichtete Gymnasium, welchem einst der bekannte Lexikograph Scheller vorstand, der 1803 zu Brieg starb. Auf den ehemaligen Festungswällen der Stadt sind schöne Baumgänge und reizende Bosketts angelegt. Die Gegend selbst ist reizlos, wiewohl in Nebelferne noch das Gebirge sichtbar wird; aber historisch bedeutsam ist sie durch die Schlacht bei dem Dorfe Mollwiz, eine Meile westlich von Brieg, mit welcher vor hundert Jahren das Preußenthum unter dem großen Friedrich vor Oesterreich seine erste militärische und vor dem staunenden Europa damit auch seine höhere staatliche Geltung erlangte. In der gothischen evangelischen Pfarrkirche zu Brieg ruht ein Held aus dem siebenjährigen Kriege, der preußische Feldmarschall Graf v. Gebler, der sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg besonders auszeichnete und 1762 zu Brieg starb. Hier war es auch, wo 1675 Georg Wilhelm, der lezte Sprößling des Fürstenhauses Liegnitz-Brieg im jugendlichen Alter von 15 Jahren an den schwarzen Blattern starb. Er ruht zu Liegnitz in der Fürstengruft der dortigen Johanniskirche neben drei andern Gliedern aus dem alten Stamm der Piaste, aus welchem für Polen so viele Könige, für Schlesien seit der Trennung von diesem Mutterlande während neunhundert Jahren so viele Herzogsgeschlechter hervorgingen, deren lezter Zweig mit jenem Prinzen erlosch.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. September 1842.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.

Goethe.

Junge Liebe.

Ueber dem Brünnlein nicket der Zweig,
Waldvögel zwitſchern und flöten;
Wild' Anemon' und Schneedorn bleich
Im Abendſtrahle ſich röthen;
Und ein Mädchen mit blondem Haar
Beugt über der glitzernden Welle,
Schlankes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,
Mit dem Auge der ſcheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert ſie ab:
— „Liebt er?“ — „liebt er mich nimmer?“
Und wenn: „liebt“ das Orakel gab,
Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer:
— „Liebt er nicht!“ — o Grimm und Graus!
Daß der Himmel den Blüthen gnade!
Gras und Blumen, den ganzen Strauß,
Wirft ſie zürnend in die Cascade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,
Und ihr Auge wird ernſt und ſinnend;
Frommer Eltern heftiges Kind,
Nur Minne gebend und minnend,
Kannte nie ſie andres Band,
Als des Blutes, die ſchüchterne Hinde;
Und nun Einer, der nicht verwandt —
Iſt das nicht eine ſchwere Sünde?

Muthlos ſeufzet ſie niederwärts
In argem Schämen und Grämen,
Will zuletzt ihr verſtocktes Herz
Recht ernſtlich in Frage nehmen;
Abenteuer ſinnet ſie aus:
Wenn das Haus nun ſtände in Flammen,
Und um Hülfe riefen heraus
Der Karl und die Mutter zuſammen?

Plötzlich ein Thränenregen dicht
Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen;
In die Kräuter gedrückt ihr Geſicht,
Wie das Blut der Erde zu ſaugen,
Ruft ſie ſchluchzend: Ja, ja, ja —
Ihre kleinen Hände ſich ringen:
Retten — retten würd' ich Mama,
Und zum Karl in die Flamme ſpringen!

Annette Freiin von Droſte-Hülshoff.

Digitized by Google

Der Findling.

(Fortsetzung.)

„Jezt wollen wir speisen, mein lieber Herr. Nach der Mahlzeit müssen Sie das Kind prüfen und sehen, ob es Talente hat.“ — „Es wird gewiß welche haben,“ entgegnete der junge Mann, indem er seinen Teller mit Suppe in Empfang nahm; „allein sicherlich wird es nie dazu gelangen, eine so vortreffliche Handschrift zu schreiben, wie Sie, Madame.“ — Frau Sempel sah äußerst geschmeichelt aus. — „Ueberhaupt,“ fuhr der Kandidat fort, „wird man lange suchen müssen, ehe man eine so gebildete Dame findet, das heißt in dem Stande, dem Sie sich gewidmet haben, Frau Sempel. Da ist die Frau des Gastwirths zum Kreuz; sie muß sich jede noch so kleine Rechnung von ihrem Kellner schreiben lassen, und nicht allein das, sondern ihre Privatkorrespondenz muß der fremde Mensch führen.“ — „Dazu könnte ich mich nie entschließen. Meine Privatkorrespondenz dürfte Niemand lesen, den sie nichts angeht.“ — „Wie erlangten Sie nur diese Fertigkeit?“ fragte der Kandidat, indem er sich noch einen Teller mit Suppe ausbat.

„Das will ich Ihnen sagen. Als ich noch bei Sr. Excellenz dem Herrn General conditionirte, brachte ich meine müßigen Stunden größtentheils mit Lesen zu. Einst gerieth ich an ein Buch, in welchem gezeigt wurde, daß die Hauptperson einzig und allein dadurch ihr Glück gemacht, daß sie eine vortreffliche Handschrift schrieb. Früher hatte ich das Bischen, was ich schreiben konnte, gerade so hingekritzelt, wie eben die Hand gehen wollte; als mir aber die Geschichte im Kopf zu spucken begann, fing ich an, Tage lang nichts als Buchstaben zu malen, und brachte es bald so weit, daß ich sie dergestalt verschnörkelte und ihre Züge in einander malte, daß es ein wahres Kunstwerk wurde. Ich saß wie eine Närrin Nächte lang und peinigte mich, recht ausgesuchte und noch nie dagewesene Schnörkel an meine Buchstaben zu bringen, und so brauchte ich zu einem Waschzettel, der von einem Kammerdiener in einigen Sekunden gefertigt wurde, immer eine, oft zwei Stunden; allein meine schmutzige Wäsche sah auf dem Zettel auch ganz pompös aus. Mit der Rechtschreibung nahm ich es nicht so genau; denn in dem Romane stand nicht, daß die Heldin durch den Gebrauch des richtigen oder falschen Artikels glücklich oder unglücklich geworden.“ — „Solche Romane, die einen gewissen Bildungszweck verfolgen, sind von großem Nutzen,“ bemerkte der Kandidat. — „Als ich meinen seligen Mann, den Koch, heirathete,“ fuhr die Gastwirthin fort, „mußte ich, da er meine Liebhaberei für die Schönschreibekunst nicht theilte, mich lediglich mit der Küche beschäftigen. Seitdem ich jedoch Wittwe bin und meinen Neigungen folgen darf, bin ich zu der Feder zurückgekehrt. Aber ich sehe, Herr Kandidat, daß Ihre Flasche leer ist. Leue, wo denkst du hin, daß du dem Herrn nicht eine neue vorsetzest? Zum Nachtisch müssen Sie etwas von meinem Liqueur versuchen, Herr Weinhold.“

Der Kandidat bemerkte, daß er des Guten zu viel zu thun fürchte. Das Dienstmädchen sezte die zweite Flasche Bier auf den Tisch und meldete zugleich, daß Herr Pädus in der Gaststube anfrage, ob er seinen Besuch abstatten dürfe? — „Er mag kommen,“ entgegnete die Wittwe. „Setze einen Stuhl hierher an meine linke Seite.“

Der Angemeldete lauschte schon hinter der Thür. Es war ein korpulenter Mann, weit über die Vierzig hinaus, in einem sehr auffallenden Sonntagsputz. Sein stattlich gerundeter Leib steckte in einer Weste von rothem Plüsch mit Goldknöpfen; ein lederbrauner Frack mit eben solchen Knöpfen, schwarze faltige Beinkleider und orangefarbige Handschuhe, die er beim Hereintreten und beim Schwenken des neuen Seidenhuts in's rechte Licht zu setzen wußte, machten seinen Anzug vollständig. Das rothe Gesicht des Bierbrauers — denn das war Herr Pädus, und er stand im Rufe, daß er von seinem eigenen Fabrikate etwas allzureichlich genoß — strahlte von einer schwitzenden Freundlichkeit, als er in die Stube trat. Er fuhr mit der Hand leicht über die Stirne, um sich zu überzeugen, daß die zwei glänzend schwarzen Locken der Haartour noch an ihrer gehörigen Stelle klebten, dann brachte er in graziöser Wendung die linke Hand ein wenig auf den Rücken, obgleich dieses Manöver ihm schwer fiel, und rief lächelnd: „Was ich verstecke, liebe Frau, ist meine Cigarre; denn ich weiß nicht, ob ich in Damengesellschaft rauchen darf?“

Diese Feinheit des Bierbrauers fand Beifall, und er und seine Cigarre wurden in Gnaden aufgenommen. Die breite Gestalt ließ sich nun nieder, machte aber keine Anstalten, die orangefarbenen Handschuhe auszuziehen; diese blieben als ein kostbares Blendwerk fortwährend an den Händen, so wie der seidene Hut zwischen den Knieen geklemmt. Herr Pädus hielt es für eine sehr feine und vornehme Manier, sich in dem Gesellschaftszimmer einer „Dame“ zu betragen.

„Also das ist die neue Verwandtschaft?“ fragte er nach einer Pause, indem er zwischen den dicken Lippen hervor eine Wolke Tabak Dianen in das Gesicht blies. „Ich habe nie davon gehört, Frau Sempel, daß Sie solche Kleinigkeiten noch in der Nähe hätten? Ich kenne Ihre Verwandtschaft doch so ziemlich.“ — „Ich wüßte nicht,“ entgegnete die Gastwirthin in einem spitzigen Tone, „daß ich Ihnen jemals über meine Verwandtschaft

Digitized by Google

Auskunft ertheilt hätte, Herr Pädus. Dergleichen gehört zu meinen Privatangelegenheiten. Herr Kandidat, noch ein Stückchen von diesem Apfelkuchen?" — „Er ist excellent," bemerkte der Pädagog. — „Sie mag des Teufels Verwandte seyn," murmelte der Bierbrauer; „ich glaube gar, Sie haben mir meine unschuldige Frage übel genommen, beste Frau Nachbarin?" — „Hier ist ein Gläschen Parfait-amour," rief die Gastwirthin, indem sie ein zierliches Becherchen von Silber mit einer rothen Flüssigkeit füllte und dem Brauer hinreichte. — „Parfait-amour!" wiederholte dieser, den Becher an die Lippen bringend. „Trinke ich doch in diesem Hause nichts lieber als Parfait-amour!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortsetzung.)

Es gibt eine Ameisenart, welche andere Ameisen fängt, um sie für sich arbeiten zu lassen. Ein solcher Staat theilt sich in die zwei Hauptclassen: Herren und Sklaven. Dasselbe ist in London der Fall. Auch hier fangen die Einen die Andern und machen sie zu ihren Arbeitssklaven. Die Grundlage dieses seltsamen Despotismus im Lande der Freiheit ist — Geld. Weil die Conkurrenz so wild rast, selbst einfaches Leben sehr kostspielig ist und die Verlockungen zu den Freuden dieser Welt dem armen Adamssohn von allen Seiten gewaltig zusetzen, befinden sich eine Menge Handelsleute wegen des nervus rerum in beständiger Verlegenheit. Und viele sind höchst achtbare Männer; sie sind thätig bis zum Verzicht auf jeden vernünftigen Lebensgenuß und bis zum Nachtheil für ihre Gesundheit; sie sind klug in ihrem Geschäft, streben mit ängstlicher Sorge, sich und die Ihrigen in der Welt vorwärts zu bringen und suchen jede Pflicht und jede Verbindlichkeit treu und redlich zu erfüllen. Aber sie haben ein klein wenig über die Grenzen der Klugheit hinaus spekulirt, leben ein klein wenig zu anständig, haben ihren Kunden ein klein wenig zu lang oder zu viel geborgt, haben ein klein wenig zu große Vorräthe angekauft, und das kleine Wenig beträgt im Ganzen Summen, für welche sie fremde Hülfe in Anspruch nehmen müssen. Nun gibt es allerdings in London auch eine Menge Leute, die, was das Geld betrifft, ganz gut oder noch etwas mehr als gut daran sind. Solche Leute wünschen dann die minder Glücklichen nach Möglichkeit zu benützen. Und das kann auf verschiedene Weise geschehen. Es geschieht z. B. durch Diskontiren von Wechseln gegen hohe Zinsen oder andere mucherische Vortheile, und diese Art, Geld nutzbar anzulegen, wird in ungeheurem Umfange, wenn auch oft halb im Verborgenen getrieben. Die Höhe der Zinsen richtet sich zwar genau nach dem muthmaßlichen Risiko des Darleihers oder nach der augenscheinlichen Bedrängniß des Borgers, ist aber stets beträchtlich genug, einen großen Theil vom Erwerbe des unglücklichen Handelsmannes aufzuzehren. Oder es geschieht, daß Waaren, die er anders nicht bekommen kann, ihm zu hohem Preise verschafft werden. Und da trägt es sich häufig zu, daß er nicht bloß Waaren bekommt, die er braucht, sondern, im Fall er die Prolongation eines Wechselchens nachzusuchen hat, Waaren nehmen muß, die er nicht braucht.

Diese Bejochungsmethode wird namentlich von denen getrieben, welche die Mittelspersonen machen zwischen Fabrikanten und Detailliſten. Ich habe einen Buchhändler gekannt in Chancery-lane, einen jungen, thätigen Mann. Seine ersten Verlagsunternehmungen schlugen günstig aus. Dieß bewog ihn zu größeren; er wollte zu rasch vorwärts, fiel in das Netz eines Papierhändlers en gros und mußte von diesem nicht bloß alles Papier zu seinen Verlagsartikeln um zwanzig Prozent über dem Fabrikpreis, sondern auch zu gleichem Preise Quantitäten nehmen, die er im Momente nicht brauchte. Ich bin Zeuge gewesen, wie eines Tages in Antwort auf seine schriftliche Bitte, einen fälligen Wechsel um drei Monate zu verlängern, ein Karren mit unbestelltem Papier vor seiner Thür ankam. Die Annahme des leztern sollte die Bedingung der Prolongation seyn. Zwei Jahre später war der junge, thätige Mann bankerott, der Papierhändler sein Hauptgläubiger, und bald nachher ertrank jener, es hieß beim Baden, im Serpentinefluß.

Ich kenne noch einen andern Buchhändler, der einer der bedeutendsten Londoner Verleger, ein geistreicher Mann und Urheber mehrerer in seinem Verlage erschienenen werthvollen Werke ist. Ich weiß aus dem Munde dieses Mannes, daß es für ihn eine Zeit gegeben, wo er sich genöthigt gesehen, Papier auf langen Kredit siebzig Prozent über dem Fabrikpreis zu kaufen. „Ich arbeitete Tag und Nacht," sagte er mir; „mein Geschäft ging gut, mein Gewinn war beträchtlich, aber jene Harpyie verschlang ihn, und erst seit ich aus diesen Klauen frei geworden, kann ich an mich und die Meinigen und an Lebensfreude denken. Sollte je unter meinen Kollegen ein d'Israeli die Leiden der Buchhändler schreiben, so würde die Welt aus der Privatgeschichte manches Mannes, der zu seiner Zeit ein Murray war, ganz kuriose Umstände erfahren. Kurz vor der Sklavenemancipation gehörte es zur Mode, die Damen beim Thee glauben zu machen, jedes Stückchen Zucker sey von den Thränen der Schwarzen weiß gewaschen; aber Niemand

Digitized by Google

hat wohl noch den mitleidigen Damen zugeflüstert, aus welchem Unterdrückungssysteme viele der schmucken, goldgeränderten Büchelchen hervorgegangen sind, die auf ihren Toilettetischen und in ihren Besuchszimmern zur Schau liegen. Alles schreit und jammert über den Despotismus in unsern Fabriken und in unsern Arbeitshäusern; aber so arg er seyn mag, er hält keinen Vergleich aus mit der Sklaverei in unserem Handelsstande, wo alle Arbeit und jeder Lebensgenuß für Kredit zum Opfer gebracht werden muß."

Eine dritte Manier, Geld auf Kosten eines Handelsmannes nutzbar anzulegen, darf nicht unerwähnt bleiben. Sollte sie im Verhältniß die seltenere seyn, so erklärt sich das daraus, daß sie nur bei Geschäften angewendet zu werden pflegt, die besonders einträglich und mit der wenigsten Gefahr verknüpft sind. Sie besteht darin, daß der Geldmann stiller, nach englischem Ausdrucke, schlafender Compagnon seines Opferlamms wird und als solcher durch Einschießung eines, oft nicht sehr ansehnlichen Kapitals aus dem Handelsgewinne ein hübsches jährliches Einkommen realisirt. Die Gelegenheit hiezu mag, wie gesagt, im Verhältniß die seltenere seyn; doch kommt es oft genug vor, daß einer einen solchen Saugeschlauch an die Tasche eines Andern hängt, was denn zugleich die auffallende Thatsache erklärt, daß fleißige und haushälterische Inhaber eines einträglichen Geschäftes demungeachtet nicht reich werden. Worüber Jedermann sich wundert, wäre Niemanden ein Räthsel, kennte man die Abzapfungen, denen jene eben so regelmäßig unterliegen, wie der Unglückliche, den ein fabelhafter Vampyr sich zum Aussaugen erkoren. Das Hauptbestreben des Londoner Lebens ist, mit wenig Mühe viel zu erwerben, und dazu gibt es allerdings kein geeigneteres Mittel, als einen armen ehrlichen Teufel zu fangen und für sich arbeiten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, August.

(Schluß.)

Eisenbahnen.

Eine bedeutsame Rivalität stellt sich zwischen schlesischen und österreichischen Bahnen, den geographischen Verhältnissen nach, dergestalt heraus, daß man von unserer Provinz aus so eilig als möglich nach Sachsen hin bauen muß, um durch die projektirte böhmische Bahn unsere alte Handelsstraße dahin nicht verloren geben zu sehen. Aus anderem Gesichtspunkte rivalisirt wieder im Kleinen die oberschlesische Bahn mit der nach dem Gebirge von Breslau aus, welche bereits in Angriff genommen worden ist und die günstigsten Stimmungen für sich hat. Denn da sie nur etwa ein Drittheil der Strecke von jener beträgt, den reizendsten und gewerbreichsten Theil des Mittelgebirges nebst den nahen Badeorten mit der Hauptstadt verbindet, so wird sie in rascher Vollendung ihre nächsten Zwecke vollkommen erfüllen und hauptsächlich die Personenfrequenz gewinnen. Diese aber ist bei der oberschlesischen Bahn, in einer reizlosen Gegend und in der Verbindung mit zwei Städten ohne allgemeines Interesse, jetzt vorzugsweise nur auf den Reiz der Neuheit begründet, aber eine wesentliche Bedingung des Ertrags, so lange die Bahn nicht in ihrer ganzen Ausdehnung von etwa achtundzwanzig Meilen, im Anschlusse an die österreichische Nordbahn und als wohlfeiler und zuverlässiger Transportweg für die Berg- und Hüttenprodukte Oberschlesiens, alle Vortheile an sich ziehen kann, deren Wahrscheinlichkeit ihre Anlegung rechtfertigte. Inzwischen dürfte schon mit der Vollendung der Bahnstrecke bis Oppeln, welche binnen einem Jahre möglich ist, der wichtigste Vorsprung vor jener Gebirgsbahn gewonnen seyn, da jene Stadt Sitz der Regierung, wenn auch nicht der Mittelpunkt des industriellen Verkehrs von Oberschlesien ist, und also die Personenfrequenz dann auch aus den östlichern Gegenden herbeigeführt wird, dabei aber schon das Frachtwesen bei der Unzuverlässigkeit der Oder mit zwölf Meilen Bahnstrecke eine wesentliche Veränderung seiner Verhältnisse erfährt.

Wie das weltverbindende Eisenband auch im Kleinen einen raschen und wohlthätigen Einfluß auf das geistige Gesammtleben äußert, indem es die Bürgerschaften verschiedener Städte zu einem höhern Bewußtseyn des Staatsbürgerthums, zu leichterem Verständnisse und innigerer Vereinigung der Gemüther anregt, zeigt sich seit dem kurzen Bestehen unserer Bahnstrecken schon in mehreren Erscheinungen. So hat insbesondere ein zahlreicher bürgerlicher Verein zu Breslau, der seit mehreren Jahren eine Luftschiffahrt auf der Oder unternahm, dieselbe für dieses Jahr am 1sten August in eine Eisenbahnfahrt nach Ohlau verwandelt, welcher das Wetter leider nicht günstig war. In einem eigenen Train zogen zweihundert Bewohner Breslaus gegen zwei Uhr Nachmittags zu der kleinen Schwesterstadt. Acht Wagen waren mit Fahnen und andern Emblemen festlich dekorirt, und ein mitfahrendes Musikcorps verkürzte den mit Sturmeseile in drei Viertelstunden zurückgelegten Weg. Nach einem kurzen Aufenthalt im Bahnhof zu Ohlau zog die frohe Schaar zu dem Schießhause, an welches sich ein anmuthiger Park schließt, und von hier hinter der Fahne mit dem Breslauer Wappen unter Musik vor das Rathhaus des Städtchens, wo ein Festgedicht abgesungen und die Einwohnerschaft durch ein Lebehoch begrüßt wurde. Man kehrte hierauf nach dem Schießhaus und von da nach dem Bahnhof zurück, in dessen freundlichem Restaurationssaale das abendliche Festmahl, zu welchem außer dem Bürgermeister von Ohlau auch Repräsentanten der Stadt Brieg eingeladen waren, unter Reden, Trinksprüchen und Gesängen eingenommen wurde. Endlich erfolgte die Rückfahrt, wobei freilich die Hoffnung Tausender von Zuschauern, welche zu beiden Seiten der Bahn eine meilenlange Kette bildeten, um die angekündigte Illumination des Wagenzugs und das Feuerwerk zu sehen, durch den Regen buchstäblich zu Wasser wurde. Geist und Anordnung des Ganzen aber machten die Fahrt zu einem wahren schlesischen Volksfeste der modernen Zeit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. September 1842.

Apemantus. — Art thou not a merchant?
Merchant. — Ay.
Apem. — Traffick confound thee, if the gods will not!
Mer. — If traffick do it, the gods do it.
Apem. — Traffick's thy god, and thy god confound thee!

Shakespeare.
Timon.

Die Stadt in England.

(Schluß.)

In Dublin war und iſt es vielleicht noch eine gewöhnliche Rede, daß ein Erbtheil von drei- oder vierhundert Pfund Sterling nutzbarer nicht angelegt werden könne als durch Verleihung an einen Werforder Landjunker, bei welchem dann der Darleiher vom erſten Januar bis zum lezten December wohnen, reiten, ſchießen, jagen, eſſen, trinken und ſich anderweitig amuſiren, ſolches auch bis zur Rückzahlung des Kapitals, d. h. bis an das Ende ſeiner Tage ungeſtört fortſetzen kann. Und mit einem etwas größern Kapitale können geſchickte Leute ziemlich daſſelbe in London thun. Man kaufe einem Krämer ſeine Unabhängigkeit und die Löwenportion ſeines Erwerbes ab, und man kann als plaſtertretender Gentleman angenehm vegetiren. Der alte Mann vom Meere in Sinbad kann für das Vorbild dieſer geſchickten Leute gelten. Nur geſchieht leider ſehr ſelten, daß das Londoner Laſtthier ſeine Bürde abzuſchütteln vermag. Indeſſen drängt ſich auch hier eine erfreuliche Betrachtung auf. Die Bürde wird im Allgemeinen mit merkwürdigem, wahrhaft philoſophiſchem Phlegma getragen. Die Londoner Krämer ſind dergeſtalt daran gewöhnt, Ruhe, Freude und Selbſtſtändigkeit ihrem Geſchäfte aufzuopfern, daß es manchem gewiß ganz unheimlich zu Sinne würde, fühlte er nicht Jemand ſich auf den Schultern ſitzen, der mit ſeinen Zangenbeinen ihn bei jedem Schritte am Halſe würgt. Sieht er ſich ferner unter ſeinen Kollegen um — der Krämer, der neben ihm, wie der Krämer, der Meilen weit von ihm wohnt, beide befinden ſich mit ihm in gleicher Lage. Ich glaube deßhalb kaum, daß ein Londoner Krämer im Zuſtande der Unabhängigkeit große Achtung vor ſich ſelbſt fühlen würde. Frei von Verbindlichkeiten ſeyn, heißt in der Londoner Handelsſprache ſein Geſchäft auf gemeine Provinzialmanier betreiben, und wer nicht mit geläufiger Zunge von acceptance, transaction, firm und state of the money-market zu reden weiß, mag immerhin nicht der Sklave eines alten Mannes vom Meere ſeyn, aber merkantiliſche Wichtigkeit hat er nicht, er genießt keines merkantiliſchen Rufs.

Ich ſchreibe allerdings nicht zuerſt über dieſen Gegenſtand, allein befremdet hat es mich oft, ihn nirgends ausführlich beſprochen, kaum je flüchtig berührt zu ſehen. Und doch gibt es in Großbritanniens Hauptſtadt ganze Handelsclaſſen, die in ſo harter Dienſtbarkeit leben als die Vaſallen in der ſchlimmſten Feudalzeit. Die großen Londoner Brauherrn haben die meiſten Londoner Bierſchenken eben ſo ſcharf unter der Fuchtel, wie einſt Warwick, der Königmacher, ſeine dreitauſend Trabanten oder der

Digitized by Google

Häuptling von Glengarry seine Macdonnells. Wer mit irgend einem Artikel en gros handelt, braucht nur die Detailliſten bis zu einem gewiſſen Betrage, einem Betrage, nicht ſo groß, um ihm Gefahr, doch groß genug, jene in Verlegenheit zu bringen, ſich zu Schuldnern zu machen, und dieſe ſeine Schuldner ſind ſeine gehorſamſten Sklaven. Vor zwei oder drei Jahren ließ ſich in meiner Nähe ein Deſtillateur nieder. Er war ein junger Mann vom Lande, beſaß einiges Kapital und verſtand ſein Geſchäft. Seine Waare war gut und er bot ſie den Schenkwirthen zu billigem Preiſe. Keiner kaufte; viele geſtanden, ſeine Liqueurs ſeyen beſſer und wohlfeiler, als die ſie jezt führten; aber ſie geſtanden auch, daß ſie mit ihrem dermaligen Lieferanten nicht brechen, d. h. von ihren Schuldverbindlichkeiten ſich nicht befreien und folglich den Vortheil nicht benuzen könnten, den ſein Anerbieten ihnen gewährte. Ich erfuhr ſpäter, daß der junge Mann ſich genöthigt geſehen, ſein Geſchäft aufzugeben und nach Auſtralien auszuwandern.

Aehnliches mag ſehr häufig vorkommen. „Mit ehrlichem Verkehr kommt man heutzutage nicht fort — fair business will not serve now-a-days“ — hörte ich neulich beim Nachtiſch einen alten Kaufherrn ſagen, der mit ſeinem in's Trockene gebrachten Schäfchen von der Handelsbühne abgetreten war und in otio cum dignitate auf ſeinem romantiſch an der Themſe gelegenen Landhauſe lebte. Ich fand bald darauf Gelegenheit, ſeines Spruchs zu gedenken. Ich hatte mit einem Notabeln unter den Seidenhändlern der City zu reden, traf ihn in ſeiner Niederlage zwiſchen Ballen friſch angekommener Waaren und fragte im Geſpräch, ob er ſeine Einkäufe in den Fabrikdiſtrikten zu beſtimmten Terminen mache. „Das war ehemals allerdings Brauch,“ antwortete der Notable; „aber dieſe Zeiten ſind vorüber; wir könnten dabei nicht mehr beſtehen. Jezt gilt's den Moment abzupaſſen, wo ein Fabrikant in Geldverlegenheit iſt; dann macht er gegen baares Geld niedrige Preiſe, und damit allein können wir die enorme Concurrenz aushalten.“ Es begreift ſich, daß die Fabrikanten für ihre Bedürfniſſe wo möglich daſſelbe thun, und was das Aushalten der Concurrenz betrifft, ſo iſt zur Genüge bekannt, welche Summen bisweilen daran geſezt werden, mehrere oder auch nur einen Concurrenten vom Markte zu treiben — in order to run competitors out of the market. Ich führe ein großartiges Beiſpiel dieſes monopoliſirenden Beſtrebens an. Als vom Manſion-Hauſe nach der Londonbrücke die King Williamſtraße durchgebrochen werden ſollte, erforderte die Ausführung ein Anleihen von 500,000 Pfund Sterling. Eine Feuerverſicherungsanſtalt erbot ſich dazu gegen ſehr billige Zinſen, irre ich nicht, waren es nur anderthalb Procent, aber unter der Bedingung, daß ſämmtliche neue Gebäude bei ihr aſſekurirt würden. Der Contrakt wurde abgeſchloſſen und jene Bedingung in die den Bau der Straße betreffende Parlamentsakte aufgenommen. Das erwirkte Monopol dauert daher, ſo lange die Straße, oder die Anſtalt, oder ein Parlamentsbeſchluß in ſeiner Kraft beſteht.

Es ließe ſich über dieſes Kapitel noch viel ſagen; vielleicht komme ich ein andermal darauf zurück.

Der Findling.

(Fortſezung.)

Herr Pädus zwinkerte bei dieſen Worten ſehr bedeutſam mit den Augen und ſchnalzte mit den Lippen, indem er zugleich unter dem Tiſch mit ſeinem Fuß Frau Sempels Schuhſpize zu berühren trachtete. Bei dieſem Verſuche entglitt der Hut ſeinen Knieen, und um ſeiner wieder habhaft zu werden, mußte er außergewöhnliche Anſtrengungen machen, die ihm auf mehrere Sekunden den Athem verſezten und ſeine Stirn und Wangen blauroth färbten. Der Kandidat ſah hin und lächelte, Frau Sempel ſah auch hin und lächelte und der Bierbrauer wurde merklich übler Laune.

Als man ſich vom Tiſch erhoben hatte, führte der Pädagog Dianen an das entlegene Fenſter und ſtellte an ſie allerlei Fragen, die das Kind ihm nur unvollkommen beantwortete. Unterdeſſen machte der Brauer einen Verſuch, ſich neben Frau Sempel auf's Sopha zu ſetzen, was jedoch mißlang. „Wir paſſen nicht zuſammen,“ rief die Gaſtwirthin in demſelben etwas höhniſchen Tone, wie früher. — „Ich will verdammt ſeyn, wenn ich begreife, wie Sie mir heute vorkommen, Sempel!“ rief der Bierbrauer. „Iſt's doch, als wollten Sie durchaus mit mir in die Tinte!“ — „Sie können auch gar keinen Scherz vertragen, Herr Pädus,“ bemerkte die Dame. — „In dieſem Punkte nicht!“ entgegnete er. „Ich denke, wir paſſen recht gut zuſammen, Frau, und wahrlich, der Eſel von Tiſchler hat die Nußſchale von Sopha viel zu eng gemacht. He! wir ſollen nicht zuſammen paſſen? Gott ſtrafe mich, Frau, das war ein hartes Wort! Ich hätte lieber, daß mir das beſte Faß in meinem Keller ſauer geworden wäre, als daß Ihre Lippen dergleichen ausgeſprochen!“

Die Gaſtwirthin lächelte triumphirend. — „Die Hand, Frau!“ rief der Brauer, „die Hand zur Verſöhnung!“ — „Ich könnte Ihre ſchönen gelben Handſchuhe beſchmuzen,“ entgegnete die Gaſtwirthin. — „Wieder ein Stich, auf meine Ehre! Stich auf Stich! Aber ſo ſoll auch das Leder gleich herunter. Da — da!“ — Es war nicht ſo leicht, von der derben, gedrungenen Hand den mühſam angezwängten Handſchuh abzulöſen; er zerriß von oben bis unten, und der Brauer

Digitized by Google

warf die Fetzen wüthend in den Winkel. „Hier ist meine Hand!“ rief er, „und wenn Sie jetzt nicht einschlagen, so —“

Die Wirthin reichte ihm ihre Hand hin, die von dem Brauer geküßt wurde, und der Friede war geschlossen. „Jetzt mache ich die Proposition, heute in die Oper zu gehen,“ sagte er vergnügt. „Man gibt den Ritter und die Fee. Ich möchte doch gar zu gerne das Rudel Nymphen im Wasser schwimmen sehen. Was meinen Sie, Herr Kandidat?“ — „Ich?“ seufzte Herr Weinhold, „ich habe nothwendige Geschäfte.“ — „Nichts da! Sie nehmen ein Billet von mir an,“ rief der Brauer. „Wollen wir uns aufmachen? Es wird Zeit seyn.“ — „Lene, meinen Hut und mein großes Umschlagetuch mit den Nelkenbouquets!“ rief die Wittwe. „Nun, Herr Kandidat, was sagen Sie zu der Kleinen?“ — „Ein fähiges Kind, ganz ohne Zweifel. Ich werde ihm mit Vergnügen Unterricht ertheilen,“ versetzte der Gefragte mit unterthänigem Lächeln.

Die Gesellschaft brach auf; Diane wurde mitgenommen. Man hatte ziemlich weit bis zu dem großen Opernhause zu gehen; endlich langte man an. Der Brauer machte als Mauerbrecher sich und seiner Gesellschaft Platz, indem er mit der einen orangefarbenen Hand durch die Masse vorwärts drängte, um die Kasse zu erreichen. Es wurden Billete für den dritten Logenrang genommen, und schwitzend und keuchend, seine Dame am Arme, erstieg der Brauer die Treppen, Diane und der Kandidat folgten. Die besten Plätze waren schon genommen, demnach mußte ein dünner Herr mit einem sehr dicken Stocke dem Andrängen der Frau Sempel weichen, die an die Logenbrüstung heranstrebte und Diane nach sich zog. — Die Oper mit ihren Herrlichkeiten ging vorüber, und die Gesellschaft arbeitete sich wiederum zum Ausgange hin. Die Abendkühle war eingetreten, und heller Mondschein machte, daß der Rückweg behaglicher war, als der Ausmarsch.

Am andern Morgen empfing Frau Sempel einen dicken Brief von der Post, der mit dem Zeichen des Städtchens Müncheberg versehen war. Begierig, das Geheimniß zu erfahren, öffnete sie geschwind, und war nicht wenig verwundert, ihr eigenes Schreiben in die Hände zu bekommen, um das ein Papierstreifen gewickelt war, welcher die Worte enthielt: „Beiliegender Brief ist vollkommen unleserlich geschrieben. Der Unterzeichnete bittet, ihn mit dergleichen in Zukunft zu verschonen. Adam Sauer, Pharmaceut.“ Frau Sempel schlief die darauf folgende Nacht nicht und hatte drei Tage hintereinander keinen Appetit. Sie hielt mehrere Stunden den Brief des Apothekers in der Hand und sah starr auf denselben hin. Lene getraute sich nicht, ihre Gebieterin nach dem Grunde dieses auffallenden Betragens zu fragen, und Frau Sempel beharrte in einem beunruhigenden Stillschweigen. So herrschte eine Woche hindurch dumpfe Stille in dem Gasthause zum Schwan vor dem Halleschen Thore.

Diane brachte die ersten Tage ihres Aufenthaltes in dem kleinen Gasthause fast wie im Traume zu. Alle neuen Eindrücke wirken auf Kinder stark, allein sie verflüchtigen sich auch eben so schnell, als sie heftig sind. Welches auch die früheren Schicksale der armen Waise und die Umgebung, in der sie aufgewachsen, gewesen seyn mochten, sie mußten vom Schauplatz, auf dem sie sich jetzt befand, gänzlich verschieden gewesen seyn. Man erkannte dieß an den neugierigen, verwunderten Blicken, welche die Kleine auf Gestalten richtete, wie der Bierbrauer, der Kandidat und selbst Lene waren. Die zuthuliche Freundlichkeit und das offene Wesen der Mutter Sempel hatten jedoch das Kind schnell angezogen. Von der Stunde an, wo Diane die Wittwe hatte weinen sehen, war diese ihr keine fremde Erscheinung mehr; die gute Frau hatte, ohne es zu wissen, eine bleibende Eroberung gemacht. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Scherz und Lachen Kinder nicht so sehr anzieht, als Ernst und Trauer. Die Bekümmerniß einer Mutter, die versteckte Thräne, der halbunterdrückte Seufzer finden in dem offenen, unverfälschten Busen eines Kindes einen Anklang geheimer, tiefgehender Sympathie. Ein Heraklit würde diese Erscheinung durch die Behauptung erklären, daß der Schmerz zu den primitiven Gefühlen der menschlichen Organisation gehöre, daß wir zu Thränen geboren seyen. Wir theilen diese düstere Ansicht nicht und wollen lieber annehmen, daß Heiterkeit und Frohsinn das uns bestimmte Erbe sey, daß jedoch, um wahrhaft heiter und geistesfroh zu seyn, unsere Lebensbildung eine Reife erlangt haben muß, von der ein Kind, das dem rein sinnlichen Instinkte so nah steht, noch weit entfernt ist. Seine Thränen und sein Lachen sind Sonnenblicke und Wolkenschatten, so flüchtig, so reizend für den Augenblick, wie diese, aber auch so gestaltlos und ohne bleibenden Einfluß.

Wir sagten ohne bleibenden Einfluß — aber wer darf dieß bestimmen? Wer kann in die geheime Werkstätte schauen, wo das Gewebe unserer kommenden Tage zubereitet wird, wo die Farben und Stoffe zusammengestellt und aneinander gepaßt werden? Wenn auch für den Augenblick spurlos von der rosigen Wange abgetrocknet, fiel dennoch diese Thränenperle vielleicht in einen dunkeln Boden, der spät seinen Keim zum Licht emporsendet und jene „Thränenblume“ zeugt, die damals gesäet wurde. Wir wissen nicht, wo diese Blume herkam, die Dornenkrone und Marterwerkzeuge in ihrem Innern trägt, und ahnen nicht, daß jener längstvergessene Kinderschmerz sie erzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Wiesbaden. — Die Bäder am Rhein und Taunus.

Das bewegte Leben in unserem nachbarlichen Wiesbaden hat jezt wohl seinen Gipfel erreicht, besonders was die Zahl der anwesenden Fremden betrifft, obwohl der Qualität nach die Saison nicht eben die glänzendste ist; es fehlen die reichen Notabilitäten, mit einem Worte, es fehlen die Leute, die bei Chabert mit Louisd'or pointiren. Was nützen ihm die 12,000 Kurgäste, die gegenwärtig in der Kurliste aufgeführt werden, wenn mit armseligen Gulden- und Thalerstücken gespielt wird? Indeß dürften im Spätsommer die Versammlung der deutschen Naturforscher und die militärischen Feste am Mittelrhein noch eine bedeutende Menschenmenge nach Wiesbaden bringen. Da ich Chaberts erwähnte, will ich gleich hinzufügen, daß wir ihm nach zwei Richtungen Verdienste um die Badanstalt nicht absprechen können. Es ist außerordentlich, was dieser Mann vorerst für lokale Verschönerungen und für die Bequemlichkeit der Badgäste thut. Nachdem auf sein Betreiben erst im vorigen Jahre die herrliche zweite Colonade gebaut worden, hat er dieses Jahr einen neuen (zweiten) Marmorsaal herrichten lassen, der seines Gleichen auf weit und breit nicht hat. Alles, was der raffinirteste Luxus und der feinste Geschmack nur irgend hat auftreiben können, ist an diesen Feensaal verschwendet; er wird wohl gegen 80,000 Franken kosten. Geschähe nur von Seiten der Stadt eben so viel für die Blüthe des Badeorts! Aber da bot sich kürzlich Gelegenheit, in der Nähe des Kochbrunnens die so nöthige und längst ersehnte Trinkhalle mit schönen Anlagen entstehen zu lassen; allein man versäumte die gute Gelegenheit, und nun werden Häuser in dieser Gegend neu erbaut, um den Platz, wo die Kurgäste ihre Gesundheit holen wollen, noch mehr zu verdüstern. — Ein anderes Verdienst Chaberts besteht in seiner wirklich großartigen Wohlthätigkeit. So gibt er im Sommer öfters Bälle zum Besten der Armen, für die er die Kosten trägt und noch eine ansehnliche Gabe hinzufügt; in der schlimmen Jahreszeit aber sucht er durch Vertheilungen von Holz und Lebensmitteln zu helfen. Wenn man annimmt, daß das Spiel in den Bädern einmal ein Bedürfniß ist, so ist es gut für einen Badeort, wenn die Bank in den Händen eines gentilen Mannes wie Chabert sich befindet, der seinen Sinn mit Wohlthätigkeit zu verbinden weiß. — Der gegenwärtige Augenblick ist besonders interessant durch die fremden Künstler. Welch eine Masse von Virtuosen! Die Kunstgenüsse und die Renommeen drängen sich; Sivori, Batta, Hauser, Waldmüller, lauter Namen von gutem Klang in der musikalischen Welt, waren oder sind noch hier und haben Konzerte gegeben. Schade, daß nicht einige tausend Musikfreunde mehr hier sind; das Konzertpublikum ist selten so groß, daß es dem Wunsche des Konzertgebers entspricht, und wäre nicht Tanz mit den Konzerten verbunden, es würde noch schlimmer stehen. Der Tanz rettet zuweilen noch die Ehre. Unter diesen Virtuosen hat Camillo Sivori am meisten Aufsehen hier gemacht. Sivoris titanenhafte Kunststücke auf der Violine versetzen den Hörer in tiefes Staunen und er glaubt an Zauberei. Schade, daß Sivori keine hagere, gespenstisch-grauenhafte Gestalt hat, mit langen, unregelmäßig über das bleiche Gesicht hängenden Haaren; er wäre dann der leibhafte Paganini. — Auch das Theater in Wiesbaden thut das Seinige, um die Saison zu heben und zu beleben. Zwar ist das Institut an sich nicht eben ausgezeichnet, obwohl es sehr viel kostet, und die Mehrzahl der stehenden Mitglieder erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Aber es vergeht in dieser Saison fast kein Abend, wo nicht irgend ein Gast von mehr oder weniger Bedeutung auftritt, ja ich habe noch nie so viele wandernde Schauspieler und Sänger in Wiesbaden gesehen, als eben in diesem Jahre. Mehrere derselben sind für die Wiesbadener Bühne gewonnen worden, auch spricht man von einem Engagement des berühmten Komponisten Konradin Kreutzer als Kapellmeister. — Noch eines aus dem Gebiete der Kunst. Es bestand hier seit vielen Jahren eine ganz ausgezeichnete, fast aus lauter Virtuosen bestehende Hofkapelle, die vom Landesherrn nur für die Hofkonzerte unterhalten wurde. Diese ist als solche leider kürzlich aufgelöst worden, und die Mitglieder sollen nun dem Bühnenorchester eingereiht werden, was natürlich Manchem nicht zusagt, obwohl das Orchester unläugbar dadurch gewinnt.

Jezt einige Worte von den übrigen Bädern am Taunus und Rhein. Am schlechtesten besucht ist dieses Jahr das romantische Ems mit seinen herrlichen Heilquellen, während Schwalbach und Schlangenbad dieses Jahr nicht klagen können. Ems wird immer mehr durch Wiesbaden in die Reihe der Bäder zweiten Ranges gedrängt; dagegen stehen Schwalbach und Schlangenbad selbstständig da und haben, wegen der verschiedenen Qualität der Quellen, von der Concurrenz Wiesbadens nichts zu fürchten. Was Weilbach betrifft, so sind die dortigen Quellen zu unbedeutend und die Einrichtungen zu beschränkt, als daß Wiesbaden von diesem Ort je etwas zu befürchten hätte. Dennoch vermehrt sich die Zahl der Badgäste mit jedem Jahr, und es sind auch dießmal mehrere hundert dort, doch nur Leute, die wirklich der Bäder wegen in's Bad gehen, d. h. wirkliche Kranke. Ebenso ist Soden nur ein Kurplatz für die Frankfurter, die sich dort auch in großer Zahl einfinden. Zwei Bäder aber sind in unserer Nähe, die sich mit jedem Jahr mehr hervorthun, und die allerdings dereinst für Wiesbaden sehr nachtheilig werden können, Homburg v. d. H. und Kreuznach. Die Quellen zu Homburg sind wirksamer als die in Wiesbaden, und bereits sind dort merkwürdige Kuren gemacht worden. Dabei war Homburg so glücklich (oder auch so unglücklich), daß sich in der Person des Hrn. Blanc aus Paris ein Hazardspieler seiner angenommen hat, der, gegen das Spielprivilegium auf eine gewisse Anzahl von Jahren, großartige und mächtige Bauten in Homburg hat herstellen lassen, so daß dieser Kurort jezt das Ansehen eines Bades ersten Ranges hat. Es sind dieses Jahr über 2000 Fremde in Homburg und so viele flüchtige Gäste, die, meist aus Frankfurt, nur des Spiels wegen kommen, daß es sogar lebhafter als in Wiesbaden aussieht. In Homburg schließt die Saison das ganze Jahr nicht, die Frankfurter gehen auch im Winter nach Homburg und lassen sich vom Spielpächter rupfen. — Endlich Kreuznach, eines der ersten und wirksamsten Solbäder Deutschlands, reich mit Brom und Jod versehen und für chronische Krankheiten der Haut und des Nervensystems wie geschaffen — Kreuznach ist dieses Jahr sehr stark besucht, und die Kranken müssen, gemäß den Ordinationen der Aerzte, wenigstens drei Monate hier bleiben, wenn sie nachhaltig geheilt seyn wollen. Hierher hat sich auch bis jezt noch die Pest des Spiels nicht ausbreiten können, so oft sie schon Neigung dazu hatte. Die Regierung will diesen Ort nicht auf Kosten der Moralität heben, und möge sie nur bei diesem Grundsaz beharren und überzeugt seyn, daß Kreuznach auch ohne Hazardspiele bestehen und blühend werden kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. September 1842.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt im Schloß noch jetzt;
Er hat darin verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Rückert.

Erzählendes.

Von H. Viehoff.

1. Holger Dansver.

Dänische Sage.

Im Kronenburger Schlosse, im Lande Dänemark,
Da schläft im Grabgewölbe ein Held, gar kühn und stark.
Er focht in alten Tagen wohl manchen blut'gen Strauß;
Nun ruht er dort im Grabe von seinen Fahrten aus.

Der Held ist Holger Dansver, deß Schwert einst kräftig traf.
Er ist niemals gestorben, er schläft nur tiefen Schlaf;
Dereinst erwacht er wieder und wezt die Klinge scharf,
Wenn seines Heldenarmes der Dänen Volk bedarf.

Der Mähre Grund zu prüfen, stieg einst ein Bauersmann
In's Grabmal, wo den Alten umfängt des Schlummers Bann.
Mit einem Eisenbarren bewehrt die rüst'ge Faust,
So naht er dem Gewölbe, wo Holger Dansver haust.

Er tritt hinein, er sieht ihn bei seiner Leuchte Licht
Auf hohem Throne sitzen, mit ernstem Angesicht;
Die dicke, düstre Braue beschattet ihm das Aug',
Der Bauer hört des Schläfers langsamen, schweren Hauch.

Es hat des Sessels Füße sein langes Haar umringt,
Wie um den Schaft der Säule sich Bärenklau verschlingt;
Er ruckt im Traum zuweilen die mächt'ge Heldenfaust,
Daß es dem kecken Bauer beim Anblick bangt und graust.

Und sieh! er regt sich stärker, doch blinzt sein Auge kaum,
Der bärt'ge Mund bewegt sich ganz leise wie im Traum:
„Was ist das für ein Schimmern? wer kam zu mir herab?
„Wer sucht den alten Holger noch auf im düstern Grab?"

Der Bauer spricht (ihm schüttelt die Glieder eisig Graun):
„Ich kam, ein armer Landmann, dich, großer Held, zu schaun." —
„So komm' und reich zum Gruße mir deine Rechte her!" —
Der Bauer reicht den Barren, gerundet, dick und schwer.

Ihn fassend, spricht der Alte: „Dein Arm ist fest und stark;
„Ich seh', noch gibt es Männer in meinem Dänemark,
„Noch braucht es Holgers Arm nicht, wenn ein Geschick es traf" —
Er sagt's und lehnt sich wieder zurück zu tieferm Schlaf.

Und schnell verläßt der Bauer des Grabmals düstern Schlund;
Und daß kein Wahn ihn täuschte, das thut ein Zeichen kund:
Als er den Eisenbarren beschaut am Tagesstrahl,
Sieht er von Holgers Rechten klar ausgeprägt das Maal.

Digitized by Google

2. Der Kaiser und der Rabbi.

Vor Trajan, dem Römerkaiser, stand der Rabbi Josua,
„Rabbi, wie! die Gottheit wär' uns immer, aller Orten nah?
Wäre jezt auch gegenwärtig, hier im Palast, hier im Saal?
Gerne glaubt' ich deinen Worten, säh' ich sie ein einzigmal."

„Ja, sie ist allgegenwärtig; doch dein Auge trüg' es nicht,
Sähest du sie, hoher Kaiser, ganz in ihrer Glorie Licht.
Du belächelst noch ungläubig meine Rede? Nun, wohlan!
Komm, versuch', ob seines Herolds Blick dein Aug' ertragen kann!

Tritt an's Fenster hier; die Sonne leuchtet just im Mittagslicht;
Sieh ihr nur zwei Augenblicke fest in's Strahlenangesicht!"
„Nimmermehr!" versezt der Kaiser, „blind zeitlebens würd' ich ganz,
Wollt' ich meine schwachen Blicke tauchen in dieß Meer von Glanz."—

„Wie! der Lichtglanz des Geschöpfes füllt dich, Kaiser, schon mit Graun,
Und doch wolltest du den Schöpfer selbst von Aug' zu Auge schaun?
Wahrlich! wir versänken beide allsogleich zurück in Nichts,
Göß' er zürnend auf uns Einen Strom nur seines reinen Lichts!"

3. Karl V. und der Rosenstock.

Lau war die Lenznacht; Morgenroth umglüht
Die hohen Klostermauern von Sankt Just;
Im Garten ist ein Rosenstock erblüht,
Versunken steht ein Mann vor ihm in Lust.

„Hat denn der Nachtigallen heller Sang,
„Ihr Holden, diese Nacht euch so entzückt,
„Daß ihr so plözlich all in süßem Drang
„Der Kelche grüne Mieder aufgedrückt?

„Wie blickt ihr mich mit holden Augen an!
„Wie haucht ihr Wohlgerüche durch die Luft!
„Wollt ihr, was pflegend ich für euch gethan,
„Vergelten mir durch Farb' und Nektarduft?"

Noch lange schwelgt er in unschuld'ger Lust,
Anstaunend ihren zarten Wunderbau,
Die halberschloss'ne, blätterreiche Brust,
Ihr schillerndfarbig Prachtgeschmeid von Thau.

Dann blickt er sinnend in sich selbst zurück:
„O Weisheit, warum kommst du mir so spät!
„Wie wenig unser Herz bedarf zum Glück,
„Das lern' ich erst von diesem Rosenbeet.

„Einst war für mich Europa nicht genug,
„Zwei Welten machten meinen Wunsch nicht satt —
„Nun, da ich mich der Leidenschaft entschlug,
„Genügt zu meinem Glück ein Rosenblatt."

Der Findling.

(Fortsezung.)

So hatte auch Diane jezt mit Eindrücken zu kämpfen, die später in ihr Leben wieder hineinschauten, um dann mehr geordnet und nicht mehr als kindische Träume, sondern als selbstbewußte Gefühle aufzutreten. — Die Kleine, als sie sich nach dem Tumult und dem bunten Bilderreichthum des Theaterabends in ihrem Bette fand, sank alsbald in eine phantastische Welt voll Träumen. Der herrliche Palast, den die Feen bewohnten, bildete bald den Schauplaz, auf dem auch sie und ihre lustigen Gefährten sich bewegten. Gerade diese Oper war dem Kinde vollkommen verständlich. Ein armer Edelknabe, der eine schöne Fee liebt, mit seinem Leben ihre Freiheit erkauft und sie vor Gefahren schüzt, diese Begebenheiten bildeten einen einfachen Faden, den die Aufmerksamkeit eines Kindes festzuhalten im Stande ist. Diane hatte keinen Umstand des Zauberspiels außer Acht gelassen, und jezt im Traume war sie die Fee, und der arme Page trug die Züge des jungen Grafen. Er hatte dieselben schwarzen, glänzenden Locken, dieselben großen dunkeln Augen, er sprach mit derselben sanften Stimme zu ihr. Er hielt sie in seinen Armen, gerade so, wie er sie unten in der Gaststube gehalten hatte, und sie fühlte sich glücklich, in seiner Nähe zu leben. Dann aber war es, als müßte sie fort, und als er zurückblieb und sie in den Lüften schwebte, immer höher, immer weiter von ihm weg, und er seine Arme sehnend nach ihr ausstreckte, da erwachte sie mit einem lauten Aufschrei, ihr kleines Herz klopfte heftig und Thränen nezten das Kopfkissen.

Den ganzen Tag über blieb sie in aufgeregter Stimmung, und als der Abend kam, verlangte sie wieder in's Schauspiel geführt zu werden. Frau Sempel, die dieses Begehren für eine höchst verdammungswürdige Neigung zu kostspieliger Zerstreuung ansah, schlug ihr die Bitte ab und bemerkte dabei, daß dieß ein im Leben einer kleinen Gasthausaufwärterin nur höchst selten vorkommendes, außerordentliches Ereigniß sey. „Behalte das, mein Kind," sezte sie hinzu; „nur vornehme Damen können sich erlauben, wöchentlich, ja wohl gar täglich jenes Haus zu besuchen, dessen viele Lichter und wundervolle Ergözlichkeiten wir gestern bewundert haben." Diane, die sich eingebildet hatte, den herrlichen Palast und die tanzenden Feen alle Abend besuchen zu können,

Digitized by Google

fühlte eine schmerzliche Enttäuschung bei diesem Bescheid, und dachte darüber nach, wie traurig es sey, daß sie keine vornehme Dame geworden. Sie fragte jezt, wann der Graf wieder komme, und als die Wittwe ihr antwortete, es könne einen Monat anstehen, schlich die Kleine, die alle ihre Freuden zerstört sah, betrübt fort, um in ihrem Zimmer ungestört zu weinen.

Unterdessen hatte ihre Pflegemutter ebenfalls einen Kampf mit ihren aufgeregten Gefühlen zu bestehen. Diese bezogen sich auf den vom Apotheker zurückgesendeten Brief. Das Schicksal hatte gewollt, daß Frau Sempel bis jezt über die eigentliche Beschaffenheit ihrer Schönschreibekunst vollkommen im Dunkel gehalten worden war. Als die Tochter eines armen herabgekommenen Dorfschulmeisters besaß Frau Sempel den Stolz, in irgend einem Zweig des menschlichen Wissens, ihrer Abstammung gemäß, glänzen zu wollen, und die Lesung jenes unheilvollen Romans, von dem wir schon gesprochen, hatte sie bestimmt, die Schönschreibekunst dazu zu wählen. Ihre ganze Schreibekunst hatte früher in jenem anspruchlosen Gekritzel bestanden, in welchem Ammen, Kindermägde und Köchinnen, wenn sie diesen Grad von Bildung überhaupt erreicht haben, sich auszuzeichnen pflegen. Frau Sempels Geist nahm einen höhern Schwung. Sie kopirte die extravaganten Schreibeschwingungen, welche die modernen Virtuosen der Schönschreibekunst aufgebracht haben, aber sie that hierin des Guten zu viel. Der Buchstabe selbst ward bei ihr Nebensache, nur sein Gewand galt, und bald gelangte die hochstrebende Amme dahin, daß sie bewunderte, aber nicht zu lesende Zettel schrieb. Der Brief, den sie dem Apotheker hatte zukommen lassen, war einer von denen, bei welchen sie sich die meiste Mühe gegeben, und der daher am wenigsten zu dechiffriren war. Der Koch, ihr Mann, hatte sich um die Thorheit seiner Erwählten nicht gekümmert, und der Kandidat, der ihr die Augen hierüber hatte öffnen können, zumal er die Rechnungen seiner Gönnerin an ihre Kunden zu vertheilen hatte, war bemüht, ihr zu schmeicheln, und indem er heimlich die übergebenen Noten in lesbare Schrift brachte, versicherte er ihr, die Kunden seyen entzückt gewesen, ihr Geld auf so schön geschriebene Conto's, die den Kindern als kalligraphische Muster vorgelegt würden, zu zahlen. Man sieht, daß Frau Sempel sich von Schmeichlern umgeben fand, als wenn sie die schönste und reichste Dame gewesen wäre.

Der Gegenstand war zu wichtig, als daß die Gastwirthin, wie sie Anfangs sich vornahm, die Beleidigung mit einem stolzen Stillschweigen hätte erwidern können. Die Nachrichten über Dianen mußten um jeden Preis herbeigeschafft werden. Sie ließ also den Pädagogen kommen und hieß ihn sich zu einer kleinen Reise fertig machen. Sie machte ihn unter dem Siegel des Geheimnisses mit den Umständen, die Dianens Erscheinen begleitet hatten, bekannt, und trug ihm auf, dem Apotheker genaue Nachrichten über die Kleine, und vor Allem die Adresse des verlorenen Briefes abzufordern. Dabei händigte sie dem Kandidaten eine Summe ein, groß genug, um die Reisekosten und den Aufenthalt im Gasthause des Städtchens zu bestreiten; zugleich bat sie ihn, ihrer beim Apotheker auf keine Weise zu gedenken.

„Aber, meine liebe Frau," rief der Kandidat, „wäre es nicht besser, Sie schrieben ihm das Alles? Wir ersparten die Kosten." — „Schreiben?" rief die Wittwe, und zeigte einige Befangenheit. „Nein, Herr Weinhold, ich vermehre nicht gern meine Privatkorrespondenz, die, wie Sie wissen, ohnedieß schon sehr groß ist. Zudem muß eine Dame mit Briefen sehr vorsichtig seyn — sehr vorsichtig, Herr Weinhold!" — „Ich sehe es vollkommen ein," entgegnete der Kandidat, „obgleich ich zum Besten des Apothekers im Städtchen gewünscht hätte, er empfinge einen Brief von Ihrer Hand. Es gibt wenige Frauen, die —" — „Lassen Sie das, Herr Weinhold; es gibt auch wenige Männer, welche die ihnen erwiesenen Aufmerksamkeiten zu würdigen wissen. Wann reisen Sie?" — „Heute Abend geht die Postkutsche ab; mein Gepäck wird sehr bald geordnet seyn." — „Nun denn, meinen Segen!" rief die Gastwirthin.

Der Schulmeister traf im Städtchen ein und richtete beim Apotheker seinen Auftrag aus. — Der große, finsterblickende Mann sah unsern Gesandten mit einem forschenden Blick an und sagte dann: „Also hat das Kind den Brief verloren?" — „Wie ich Ihnen gesagt habe, mein Herr." — „Das ist sehr schlimm. Ich weiß nicht, was in dem Schreiben stand; jedenfalls bürgt jedoch der Name dessen, an den es gerichtet war, daß man das Kind unterstüzt hätte." — „Und wie lautete dieser Name?" fragte der Kandidat. — „Jonathan Rusbruck, Bankier in der Leipziger Straße," erwiderte der Pharmazeut, indem er mit fast zugekniffenen Augen den Schulmeister anblinzelte. — „Ein reicher Mann?" fragte dieser. — „Ganz gewiß. Er wird im Stande seyn, mehr zu geben, als die paar Lumpen, die meine Haushälterin ihr umhing, als ich das arme Geschöpf im Graben an der Landstraße fand und nach Hause brachte." — „Im Graben? an der Landstraße?" — „Ja." — „Wahrlich eine sehr edle Handlung von Ihnen, Herr Sauer."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Turnkünſte. — Der Sommer. — Eiſenbahnen.

Mit unſern Turnkünſten geht es wieder vorwärts. Man thut wenigſtens von Seiten der Regierung dafür ſo

Digitized by Google

viel, als man Anno 1819 dagegen that. Inzwischen wäre die Turnerei, wie sie beschaffen war, damals, aller Wahrscheinlichkeit nach, bald eines natürlichen Todes verstorben, auch wenn man nicht mit Keulen auf sie losgeschlagen hätte, und es ist daher sehr zweifelhaft, ob sie jezt, da sie in integrum restituirt werden soll, wieder aufleben wird und kann, d. h. in einer selbstständigern Bedeutung denn als Privatunterricht in gymnastischen Uebungen. Der den Turnern angewiesene Platz, in der Nähe des sogenannten Moabit, wird ihnen wieder genommen werden, da man sich endlich entschieden hat, hier das neue Kriminalgefängniß aufzubauen. Möge es kein Omen für das Turninstitut seyn, daß es den Ansprüchen der Verbrecher weichen muß! Die Gymnastik hat sich auf eine andere Seite geworfen, die freilich schon immer kultivirt wurde, in diesem heißen Sommer aber besonders anziehend erscheint, die Schwimmkunst. Die von dem ehemaligen Gouverneur von Neufchatel, dem General von Pfuel, hier errichtete Schwimmschule, die fortwährend prosperirt hat, beging neulich das 25jährige Gedächtnißfest ihrer Begründung durch ein wirklich originelles Fest: eine Maskerade im Wasser. Die Schilderung dieser sehr gelungenen humoristischen Festlichkeit ist schon durch alle Zeitungen gelaufen, so daß ich wohl nicht nöthig habe, die Details Ihnen aufzuführen. Gewiß sah man nie in Berlin, auch wohl schwerlich anderswo, seit den Mummenschanzen des Mittelalters etwas Aehnliches. Der Witz blieb aber im Wasser harmlos und streifte nicht aus dem allgemeinen menschlichen Humor in Politik und Zeitfragen über. Man wünscht die Wiederholung, da verhältnißmäßig nur Wenige, die von dem seltsamen Schauspiele Kenntniß hatten, Zuschauer waren. So etwas läßt sich auch wohl wiederholen. Ein improvisirter Ball nachher, aber zwischen Luft und Erde, zählt auch zu den Dingen, die hier nicht zu dem Alltäglichen gehören. Einige Wochen früher hatte ein Offizier der Potsdamer Garde bekanntlich seine heroische Schwimmfahrt von dem Lustschloß Glinicke nach der eisernen Brücke am Potsdamer Bahnhofe gemacht, und damit eine große und gefährliche Wette gewonnen. Wer die Strecke kennt, und annimmt, daß Leander wahrscheinlich nicht mit Sprungriemen, Handschuhen und zugeknöpfter Gardeuniform von Abydos nach Sestos schwamm (wie es auch Lord Byron nach ihm nicht that), wird unbedingt dem preußischen Leander den Vorzug einräumen, zumal in Erwägung, daß es hier keine Hero, sondern nur hundert Flaschen Champagner galt.

Der Sommer übt eine niederdrückende Kraft auf alle geistigen Potenzen. Wie könnte es anders seyn! Wenn selbst die Pflaume zusammenschrumpft und die Kartoffel verzweifelt, wo soll der Fortschritt bleiben? Nur der Wein wächst und erweckt auch bei uns Hoffnungen. Ein Wein von positiver Qualität, von Feuer und Gehalt und nachhaltigem Geschmack käme nach so vielen Negationen und Surrogaten zur rechten Zeit. — Keine Zeitung ohne ein neues Brandunglück auf dem Kontinent; darin bleiben wir denn auch nicht zurück. Die Assekuranzkompagnien zanken sich noch über ihre Solidität, und täglich kommen neue Aufforderungen, sie zu beweisen. Ist der Grund nur ein zufällig materieller, die große Dürre, oder geht ein Fluidum durch die Welt, welches, wie ehedem Choleradünste, nur Pech und Schwefel athmet, und seinen brennenden Durst nur an den Flammen von Dörfern und halben Städten sättigt? — Wer die Geschichte aller dieser Dröhnungen verfolgen wollte, die ohne allen spirituellen und materiellen Zusammenhang sind, wenigstens keinen, den Verstand und Sinn des Weisesten faßt, wo suchte er die Lösung? Sind es nur Naturkräfte, deren Ströhmungen und Gesetze uns verborgen bleiben, oder waltet eine übersinnliche Kraft darin, deren Motive wir noch weniger begreifen? Jezt sind die Juden erweckt und zanken unter sich, und fordern ungestüm von den christlichen Regierungen die Emancipation. Wenn in diesem Augenblick ein reaktionärer Strom durchbräche, so ließe er sich erklären; was aber regte jenes unerklärbare Heyheppgeschrei an, das vor einigen Jahren fast von den Säulen des Herkules bis an die chinesische Mauer fortdröhnte? Gehört dieser anscheinend unzusammenhängende Zusammenhang von Ereignissen, außer der sittlichen und physischen Nothwendigkeit und Controle, zu den Schattenseiten der Natur, oder sind es Meteore, die zur weitern Entdeckung ihrer Lichtseiten hinführen werden?

Das Manöver ist, der Hitze wegen, abbestellt worden. Es fängt an in den Brunnen an Wasser zu mangeln. Trotz der verschrieenen Wüste, in welcher unsere Stadt liegt, litten wir seit Menschengedenken nicht an diesem Mangel, und Scenen von Wassersnoth, wie die Geschichte Wiens sie bietet, kamen glücklicherweise in der unsern nicht vor. Die große alljährliche Entvölkerung durch die hiesigen Reiselustigen merkt man dießmal weniger. Trotz der Gluthhitze sind die Straßen keineswegs öde und verlassen. Für die Abgereisten bringen uns die Eisenbahnen die Reisenden von anderwärts, die noch in keinem Sommer in solcher Anzahl sich einfanden. Ob sie ihre Erwartung befriedigt finden, bleibe dahingestellt. Doch füllen sich selbst zuweilen die Theater; etwas ganz Ungewöhnliches in der Augusthitze von 20 — 26 Grad, wenn nicht dagegen etwas ganz Ungewöhnliches geboten wird. — Die Eisenbahnen machen glänzende Geschäfte. Der Anfang der Stettiner Bahn, welche nur mit Noth zu Stande kam, ist über alle Erwartung befriedigend. Freilich ist es erst das Drittel des Weges und die Station, das betriebreiche Städtchen Neustadt-Eberswalde, zugleich einer der angenehmsten Punkte in der Mark, und endlich — es ist ein unvergleichlicher Sommer. Gute Auspicien für den Fortgang der Bahn liefert der Anfang dessen ungeachtet. Eine Bahn mit solchem Ertrage und solchem Zudrange in einem Drittel ihrer Ausdehnung hat wenigstens die Chance für sich, daß sie, eines zum andern gerechnet, sich im Ganzen rentiren wird. Noch lebhafter ist die Frequenz auf der Anhaltschen Bahn, der Ertrag ist über die Berechnung, obgleich der Waarentransport unter aller Berechnung bleibt, und dennoch sind die Aktien gesunken. Ein leiser Schrecken, der sich unserer Börsenmänner bemächtigt hat, weil im lezten Kostenanschlage einige bedeutende Nachliquidationen vergessen waren, ist der erklärliche und doch leicht zu beseitigende Grund. Sobald man den Muth haben wird, es vor den Aktionären auszusprechen, daß man sich sehr geirrt hatte, und daß dieses Deficit nicht länger unter den laufenden Ausgaben versteckt bleiben, sondern offen deklarirt und durch eine neue Kapitalaufnahme von etwa 200,000 Thalern gedeckt werden solle, wird auch der Kredit schnell zurückkehren. Frequenz und Einnahme sind gleich bedeutend und beide können sich mit Jahr zu Jahr nur vermehren, so lange Leipzig und Berlin ihre heutige Bedeutung behalten. Ein neuer technischer Direktor ist aus Düsseldorf berufen, von dem man — obgleich ihn Niemand kennt — sich das Beste verspricht, weil er ein Militär ist, und also mit militärischer Oekonomie und Strenge die splendidere oder laxere Administration, welche ihm die Financiers hinterließen, corrigiren soll.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. September 1842.

— Mihi jam non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet.

Horat.

Sommerleben in Rom.

Wer lernen will, was Einsamkeit ist, muß als Fremder den Sommer in Rom zubringen. Es ist dieß eine Sache, die keinem einfällt, der nicht dazu genöthigt ist. Rom hat glänzende Zeiten: den Oktober für das Volk, den Winter für die Gesellschaft, Karneval und Ostertage für beide. Dann ist's zu Ende; die lezten kolossalen Feuergarben der Girandola, welche prasselnd aus dem Grabmal Hadrians emporsteigen, sind das Signal, daß es mit der Herrlichkeit aus ist. Wie Grillparzers Ahnfrau, geht dann Alles „nach Hause." Freilich bleibt ein geringer Theil der Wintergäste noch einige Zeit länger; sie benutzen die längeren Tage und das freundlichere Wetter, um Ausflüge zu machen und die reizenden Umgebungen der Stadt in einem Flor zu sehen, dessen sie entbehren müssen, so lange das frische Grün noch nicht mit dem dunkeln der Steineichen, Pinien und Cypressen sich vermengt hat. Nur Tivoli mit seinen pittoresken Felsenmassen, seinen Cascaden und den Terrassen der Villa d'Este, und Ostia sammt dem nahen Castel Fusano mit den unabsehbaren Weiden und dem wogenden Pinienwalde und dem gelben Strande, machen im Winter eine gleich große Wirkung; Frascati und Albano und das ganze Gebirge muß man dann sehen, wenn die Vegetation wieder ihre volle Kraft und ihren ganzen Reichthum gewonnen hat. Dazu ist der Frühling die passendste Zeit.

So erleben denn manche Fremde noch die Prozession des Corpus Domini, beinahe gar keiner das Petersfest, an welchem eine zweite Girandola auf drei Monate lang dem Leben und der Bewegung Abschied gibt. Die große Hitze ist dann gewöhnlich längst da, und wer von neun Uhr Morgens an bis sechs nach Mittag nicht nothwendig ausgehen muß, bleibt gerne zu Hause. Die „umwölkt schwermüthige Fieberluft Roms," die man mit Platen gerne hinter sich ließe, wenn man könnte, lastet centnerschwer. Auch der eigentliche Fond der Gesellschaft ist auseinandergesprengt. Vom diplomatischen Corps hat der Eine Urlaub genommen und ist nach Hause oder in's Bad gegangen, der Andere hat eine Villa in der Nachbarschaft bezogen; die römischen Häuser, welche Winters empfingen, sind sämmtlich geschlossen und ihre Bewohner sind theils auf dem Lande, theils so gänzlich zurückgezogen, daß man nicht weiß, ob sie noch leben oder todt sind. Ueberhaupt nimmt, die genauesten Bekannten ausgenommen, keiner mehr Notiz vom Andern, und man sieht sich nicht, außer wenn man einander zufällig beim Spazierenfahren begegnet. Aber auch vom Spazierenfahren ist nicht viel die Rede. Wenn die Sonne dem Untergange sich zuzuneigen beginnt, so fährt man zur Porta del Popolo hinaus, wo bis zu zwei Dritteln

Digitized by Google

des Weges nach Pontemolle jeden Nachmittag gesprengt wird, und wo man sich zwischen zwei Reihen langweiliger Häuser befindet, welche nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Monte Mario frei lassen. An Sonntagen ist die Villa Borghese der Versammlungsort und mit Equipagen und Lustwandelnden gefüllt. Aber man befindet sich inmitten einer fast völlig unbekannten Welt: unter zehn und zwanzig Wagen ist kaum ein einziger, in dem man die Leute kennt, und höchstens sieht man bekannte Gesichter, denen man hundertmal begegnet, ohne je in der Gesellschaft mit ihnen zusammengekommen zu seyn und auch nur ihren Namen zu wissen.

An Sonntagen ist die Stadt keineswegs stille, wie auf dem Corso auch an Wochentagen gegen Sonnenuntergang immer noch genug Leben ist. Aber auf den Corso und wenige andere Straßen ist auch dieß Leben beschränkt; alles Uebrige ist ruhig. Auf dem Pincio, dessen Reihen von Akazien herrliche Laubgänge bilden und wo man Grün und Blumenbeete mit löblicher Sorgfalt unterhält, begegnet man beinahe Niemanden, außer einsamen Wanderern, die sich an der schönen Aussicht und dem tiefglühenden Purpur des westlichen Himmels nach Sonnenuntergang erfreuen wollen. Nach der großartigen Villa Pamfilj, welche die mannigfaltigsten Abwechslungen des Terrains, die Reize der Waldung und des freien Feldes mit der regelmäßigen Schönheit und den geraden Linien eines Gartens im alten Styl mit kunstreichen Laubwänden, Wasserkünsten und zierlich ausgelegten Beeten vereinigt, geht fast keiner. Die übrigen, im Winter besuchten Spaziergänge und Wege sind ganz verlassen, und nur auf dem nach der Pauls-kirche fahren noch einige Omnibus hin und her. Es ist freilich ein schlechtes Vergnügen, von Staubwolken umhüllt zu seyn, oder mitten in den um nichts erfreulicheren Rauchwolken sich zu befinden, durch die man die Aria cattiva zu verscheuchen wähnt, und links und rechts auf sonneverbrannte Wiesen und gelbe Stoppelfelder zu blicken. Die Villen in der nächsten Umgebung sind alle leer; die Malaria allein wohnt in ihnen, und sie ist ein Gast, der keinen ungestraft neben sich läßt. Nur an den Abhängen des Albanergebirges sind alle Landhäuser voll Uebersommernder.

Das römische Volk ist ein sehr genügsames Volk. Ich möchte die Einwohner irgend einer deutschen Stadt sehen, die sich mit so wenigem Amüsement begnügte. Wo gibt es hier die Schenken und Gärten, Tanzplätze und Concerte, welche dort vor allen Thoren sich finden? wo die Stralaus und Treptows, Blumen- und Schulgarten, die Tivolis und Villadellas Norddeutschlands? Die paar schlechten Osterien mit Küchen, die man an den Wegen sieht, können hier kaum in Anschlag kommen, und selten vernimmt man in dieser Jahreszeit das Prasseln und Klingen des den Saltarello begleitenden Tamburins. Alle Heiterkeit wird für den Oktober und den Fasching aufgespart. Nachdem die Prozessionen der Frohnleichnamsoktave vorüber sind, gibt es kaum irgend ein öffentliches Fest mehr, wenn ich ein paar populäre Kirchenfeierlichkeiten ausnehme. Dazu gehört das Fest des h. Antonius von Padua, eines der volksthümlichsten Heiligen Italiens und eines der am meisten angerufenen Patrone, welches in Sta Maria Araceli auf dem Capitol gefeiert wird. Namentlich Abends macht es sich malerisch. Die hundertstufige breite Marmortreppe hinauf, die in Folge der Pest von 1348, Boccaccioschen Andenkens, angelegt ward, brennen Lichter bis zu der Basilika, deren ungeschmückte, leider ihrer gothischen Zierrathen beraubte Backsteinfaçade von dem flackenden Schein unstät beleuchtet wird. Am Fuße derselben ist ein Gerüst für eine Musikbande errichtet, und auf der Rampe wie auf dem Platze des Capitols wird ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, dessen Raketen und bengalischen Lichter den alten Marc Aurel umspielen, Michelangelos Bauten bald hell erscheinen lassen, bald in tiefes Dunkel stürzen, während der hohe Thurm des Senatorischen Palastes in die Luft emporragt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Schluß.)

„Schnupfen Sie Tabak?" fragte der Apotheker, indem er auf dem Ladentische verschiedene Tabakssorten mischte und jezt eine kleine Düte zur Hand nahm. „Ich zweifle, daß Sie in Berlin welchen von so guter Qualität finden, obgleich ich immer hören muß, daß in Berlin nichts als Vortreffliches sey. Hm, hm!" — „Ich schnupfe nicht," sagte der Kandidat und verbeugte sich. — „Ich habe mich aus Berlin entfernt," hob der Pharmazeut wieder an, „aus keinem andern Grunde, als weil ich müde war, so viel Vortreffliches um mich her zu sehen. Aber in wessen Gewahrsam befindet sich denn jezt das Kind?" — „Es hält sich bei einer sehr würdigen Dame auf," sagte der Kandidat. — „Ist sie auch vortrefflich?" fragte der Apotheker und schob eine ungeheure Prise der eben fertig gewordenen Composition mit großem Geräusch in die Nase. — „Ich glaube dreist behaupten zu dürfen, daß sie es ist." — „Nun, so bewahre mich der Himmel, je mit ihr zusammen zu treffen," erwiderte der hypochondrische Apotheker und öffnete seinem Gaste die Thür.

Nachdem dieser den Namen des Bankiers in seine Schreibtafel gezeichnet und noch gefragt hatte, ob keine weitern Nachrichten über das Kind vorhanden seyen, was

Digitized by Google

der Apotheker verneinte, empfahl sich der Schulmeister und langte wohlbehalten von seiner Entdeckungsreise wieder in der Hauptstadt an. Frau Sempel faßte schnell den Entschluß, an den Bankier zu schreiben; aber, des lezten Vorfalls gedenkend, fehlte ihr zum erstenmal in ihrem Leben der Muth dazu und sie entschloß sich, selbst hinzugehen. Sie warf sich in eine ausgesuchte Toilette, der Pädagog gab ihr den Arm, und so machte sich das Paar nach der Leipziger Straße auf den Weg.

„Es soll mir leid thun," sagte die Dame unterwegs, „wenn ich die Kleine verliere. Es scheint ein gutgeartetes Kind, und da der junge Graf nun einmal die edle Handlung begangen hat, und da der Himmel mir selbst Kinder versagt hat" — „Hier ist eine Gosse, liebe Frau," bemerkte der Pädagog, und leitete die in ihren melancholischen Erinnerungen schwärmende Wittwe seitwärts auf das Trottoir. Sie that einen raschen Schritt hinauf und streifte hart an den Korb einer Höckerin, die erzürnt ausrief: „Nun, Sie könnten mit Ihrem Schatz auch wohl vorsichtiger gehen, Madam!" — Es beleidigte das Zartgefühl der Wittwe, daß der junge Pädagog für ihren Schatz galt. Sie eilte schneller vorwärts, und bald war das stattliche Haus des Geldhändlers erreicht. Frau Sempel ließ sich im Comptoir melden, wurde hereingeführt und erhielt einen Stuhl.

„Herr Rusbruck ist verreist, Madame," gab der zweite Commis auf die Anfrage der Wittwe mit einem artigen Lächeln zur Antwort, indem er dabei den ersten Commis anstarrte, der seine Stellung auf einem hohen Polstersitz benuzte, um in dem gegenüber befindlichen Spiegel seinen Backenbart zu mustern. — „Das thut mir herzlich leid. Wann wird er wieder kommen?" — „Er ist in Geschäften nach London, Madame." — „Nach London! O du lieber Himmel! Von da kehrt man ja nie zurück!" — „O, doch, Herr Rusbruck wird unfehlbar in drei Wochen wieder da seyn. Ist es ein Geldgeschäft, so könnte indeß Herr Liepmann hier —" Der erste Buchhalter ließ von der Bewunderung des Backenbarts einstweilen ab und gab sich die Miene, als lauschte er auf die Befehle der Dame. — „Nein, mein Herr, es ist eine Angelegenheit besonderer Art. Ich werde zu Ende dieses Monats mich wieder einfinden." — „Was uns unbeschreibliches Vergnügen gewähren wird," rief der zweite Buchhalter, sich die Hände reibend. Frau Sempel raffte ihre schwarze Mantille wieder auf, gab ihrem Begleiter den Arm und verschwand aus dem Comptoir. — —

(Eine Bande flüchtiger Betrüger befindet sich gerade im Gasthaus zu Müncheberg, als der Apotheker mit dem eben gefundenen Kinde eintritt, sein Abenteuer erzählt und namentlich des Briefs an den Berliner Bankier erwähnt. Judith, die Tochter eines Banknotenfälschers, wenige Jahre älter als der Findling, stiehlt Dianen ihren Brief, noch ehe sie in den Postwagen aufgenommen wird. Die Schelme beschließen sogleich, aus diesem Umstand, wo möglich, Nuzen zu ziehen. Judith stellt sich am selben Tage, wo Diane vom mitleidigen Offizier in das Gasthaus gebracht wird, dem Bankier mit dem Briefe vor. Dieser äußert über den Inhalt desselben großes Erstaunen, nimmt das Kind sehr gut auf und bringt es sofort in einer vornehmen Erziehungsanstalt unter. Dieß ist bereits längere Zeit geschehen, als die Gastgeberin noch einmal zum Bankier kommt und sich mit dem folgenden Auftritt der Knoten des Romans vollends schürzt.)

Ungefähr sechs Wochen, nachdem Diane im Gasthause und Judith in der Pension Aufnahme gefunden, ließ sich bei dem Bankier, der eben sehr beschäftigt war, eine Dame melden, die ihn in besonders wichtigen Angelegenheiten zu sprechen wünschte. Er gebot, das Audienzgemach zu öffnen, und Frau Sempel trat ein. Der Pädagog, der sie begleitet hatte, blieb ehrerbietig im Vorzimmer zurück.

„Mein Herr," hob die Gastwirthin an, indem sie einen wichtigen, geheimnißvollen Ton annahm, „ich komme, um Sie an die hohen und höchsten Pflichten der Menschlichkeit zu erinnern. Es ist ohne Zweifel ein feierlicher und großer Augenblick, mein Herr." — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte der Bankier kurz. — „Ich heiße Katharina Sempel, geborene Fröhlich, und bin Eigenthümerin des Gasthofs zum Schwan vor dem Halleschen Thore." — „Nun, Frau Gastwirthin?" — „Um wieder auf die Menschheit und die Menschlichkeit zurückzukommen," hob Frau Sempel wieder an, indem sie sich mit einem bunten, seidenen Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, „so will ich Ihnen eine schöne Handlung erzählen, eine schöne Handlung der Menschheit und der Menschlichkeit, die sich in unsern Tagen zugetragen." — „Das ist mir lieb," rief der Bankier, „denn Geschichten aus der Vorzeit anzuhören möchte mir die Zeit fehlen." — „Nein, sie ist in unsern Tagen vorgefallen. Ein junger Mann vom Militär, dessen Name ich nicht nennen darf, reist von Küstrin nach Berlin —"

„Eine Fahrt, die sehr oft von jungen Militärs gemacht wird," rief der Bankier ungeduldig. „Ich muß bitten, mir zu sagen, Madame, welchen Antheil ich an dieser Geschichte habe?" — „Den allergrößten, mein Herr. Dieser edle, junge Militär, dessen Namen ich gewiß nie nennen werde, nimmt unterwegs ein Bettelkind auf, und dieses Kind hat einen Bettelbrief bei sich, der gerichtet ist an — —" — „An den Offizier wahrscheinlich?" — „Nein, an Sie, mein Herr, an Sie!" rief Frau Sempel, und machte eine großartige Kopfbewegung. — „Wo ist der Brief?" fragte der Bankier. — „Ich hab' ihn nicht," entgegnete Frau Sempel, „und das Kind hat ihn auch nicht." — „Wer hat ihn denn?" — Niemand, er ist verloren."

Digitized by Google

Der Bankier sprang unwillig auf. „Hören Sie, meine liebe Frau," rief er, „Sie kommen her, um mir von einem verlorenen Bettelbrief zu erzählen. Glauben Sie denn, daß ich in der Welt Gottes gar nichts zu thun habe? Ich finde das unverschämt — ja, ja, so finde ich das!" — „Wahrhaftig!" rief Frau Sempel beleidigt, „wenn ich nicht glaubte, ein gutes Werk zu thun, so würde ich nicht länger hier sitzen bleiben." — „Sie wollen für das Kind Almosen suchen?" fragte der Kaufmann. — „Nein, mein Herr, um keinen Preis wollte ich das," erwiderte die Gastwirthin mit Stolz. — „Und was zum Henker wollen Sie denn?" schrie der Bankier jezt völlig wild. — „Nunmehr nichts, gar nichts," rief Frau Sempel, und erhob sich mit einer kalten, anstandsvollen Verbeugung vom Stuhl. „Da ich Sie so gefunden habe, mein Herr, so würde ich es nie verantworten können, das arme Geschöpf in Ihr Haus zu führen." — „Was ich mir auch sehr verbitten würde," sagte Herr Rusbruck verwundert. — „Ich empfehle mich!" rief Frau Sempel. — „Adieu, meine liebe Frau. Ich hoffe, Sie haben mir nichts übel genommen." — „Ich mache Ihnen keinen Vorwurf," rief die Gastwirthin und schlug ihre Augen mit einer sehr ausdrucksvollen Geberde gen Himmel. „Es gibt aber harte und eigensüchtige Menschen." — „Ja wohl, deren gibt es," entgegnete der Bankier, der froh war, daß die Unterredung ihrem Ende nahte, und bereits an ganz andere Dinge dachte. Als Frau Sempel die Thür hinter sich zugemacht, murmelte er vor sich hin: „Das ist wieder eines von den verrückten Weibern, die mir in die Schreibstube laufen, um mir meine kostbare Zeit zu stehlen, indem sie mich versichern, daß sie nicht wissen, was sie wollen."

„Das Kind bleibt bei mir, und sollte ich meinen lezten Groschen mit ihm theilen!" rief Frau Sempel pathetisch, als sie erhizt und roth vor Zorn an dem Arm des Pädagogen hing. „O, mein lieber Herr Weinhold, es gibt Thüren und Thore in dieser schönen Stadt, an die selbst ein Apostel vergebens klopfen würde, wenn er nach Mitleid und Erbarmen suchte. Ich will kein Haus bezeichnen, aber ich könnte es."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Fortsezung.)

Religiöse Kämpfe.

Der theologische Brand glimmt im Stillen fort, und bricht da in helle Flammen aus, wo man ihn durchaus löschen will und die Kraft zu haben vermeint, es zu können. Dieser Irrthum, diese Selbstüberschäzung ist vielleicht das allein Traurige an diesem großen Ringen zweier Lebensströmungen. Die Verdammten und Verfolgten und Gekreuzigten von 1819 stehen jezt an der Spize der Macht. Eine würdige Vergeltung für all die Leiden, welche sie unschuldiger Weise ertragen müssen. Sie haben sich den alten Glauben gerettet. Das ist gewiß lobenswerth, aber hat ihnen die traurige Erfahrung, daß ihr guter Wille damals einem mächtigern Willen unterliegen mußte, die traurige Lehre eingeimpft: daß man mit äußerer Gewalt geistige Anstrengungen unterdrücken könne? Es wäre eine betrübte Erbschaft. — So können alle Unbefangenen die Geschichte mit dem Studentenbunde vom historischen Christus nur mit Bedauern betrachten. Von einem guten, redlichen Willen zu gutem Zwecke darf man von Seiten aller dabei Handelnden überzeugt seyn. Die Gläubigen unter den Studirenden fühlten sich zu einem Zusammenhalten gedrungen. Wer verargt es ihnen, wenn sie, sich gegenüber, die Regirenden in so engen Vereinen, ja als thätige Phalanx durch ganz Deutschland erblicken? Aber diese Phalanx ist kein Bund mit geschriebenen Gesezen und Regeln und Versammlungsorten. Sie wirken durch Einen Geist. War dieser bei den gläubigen Studirenden nun nicht stark genug, daß sie sich auf ihn verlassen konnten? Mußten sie zur Stärkung auch Mittel und Kräfte von auswärts aufrufen? Sie fühlten das Bedürfniß sich zu constituiren und wandten sich deßhalb an Neander, der, wie sich erwarten ließ, mit Freuden ihren Entschluß vernahm und sie darin bestärkte. Alles das ist in der Ordnung, und wenn man des edeln, liebenswürdigen Neander Eigenthümlichkeit kennt, auch das, daß er ihnen anrieth, zu ihrem löblichen Entschluß die Autorität der Behörden aufzurufen. Ein anderer Professor, der mehr das Leben und seine Verhältnisse kennt, würde ihren Entschluß zwar auch gebilligt, ihnen aber vorgestellt haben, daß nichts auf der Welt, also auch nicht die Berliner Universität, sie hindere, in ihren Gesinnungen zusammen zu halten, zu denken, zu sprechen, zu schreiben und drucken zu lassen, sofern sie nicht die gewöhnlichen Polizeigesetze überschreiten. Aber ein ausgesprochenes Bündniß sey nicht nöthig, da sie ja nichts erlangen wollten, was nicht schon von Staatswegen anerkannt ist, und, um dasselbe zu retten und zu bewahren, tausend andere Wege ihnen offen ständen, mit besserer Aussicht auf Erfolg, als durch ein unter gewissen Formen geschlossenes Bündniß. Neander, ein Mann vom wärmsten Gefühl und hellem Kopfe, hat doch gerade nicht die praktische Uebersicht, um zu erkennen, was in so bewegter Zeit nach Außen noth thue. Der Senat verweigerte die Anerkennung des neuen Bundes um eine alte Sache, weil er die gefährlichen Consequenzen voraussieht; das Ministerium sah nur die alte Sache an, zu deren Aufrechthaltung Alles beizutragen es sich berufen hält. Zwar hat man in der Bestätigung alle möglichen Klauseln und Vorsichtsmaßregeln angewandt, um gefährliche Uebergriffe zu verhindern; das Factum aber ist da: die Regierung hat ein Bündniß der Studirenden unter sich zu einem bestimmten Zwecke, der ihr lobenswerth erscheint, sanctionirt. Auf der einen Seite werden sich der lobenswerthen Zwecke noch mehrere finden, auf der andern Seite bleibt der Kritik, ob sie lobenswerth sind, ein freies Feld, und der große Kampf zweier starken Geistesrichtungen hat neue Schranken gefunden, die er durchbrechen muß, und neue Breschen und Schlachtfelder, um seine Sturmwuth auszulassen. Das Marheinekegebrachte Ständchen, von dem viel Aufhebens gemacht wird, war gewiß nur durch die Demonstration von der andern Seite hervorgerufen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. September 1842.

The lunatic, the lover, and the poet
Are of imagination all compact.
Shakespeare.

Empfindsame Reisen.

III.

Seine abwärts.

Ist es nicht so, geneigter Leser, daß Ströme Charakter und Physiognomie haben, so gut wie Menschen, wenn nicht besser? Die bloße Farbe des Wassers redet, wie die Farbe eines Weiberauges. „Flavus Tiberis," sagten die alten Römer schon; und welches deutsche Herz hatte die wunderbare Sehnsucht in die Tiefe nicht schon einmal empfunden, die aus den unbeschreiblich grünen Wellen des Rheins an uns heransteigt, wenn wir auf der Schiffbrücke zu Mainz lustwandeln unter weißen Oesterreichern und blauen Preußen?

Der Rhein, o der Rhein! Warum kann ich denn auf keinem Dampfschiffe fahren, ohne an den Rhein zu denken? Du mein deutscher Lieblingsfluß, Spiegel meines Volkes, Sinnbild seiner Historie! Mikrokosmos und Makrokosmos des deutschen Lebens, von der Idyllenpoesie der Jugend und den faustinischen Wasserstürzen an bis zur politischen Zerrissenheit des Alters! Es ist ein Unglück, aber oft bekommen die Ströme ihren Charakter, wiederum wie halbe Menschen, fast wie ganze Deutsche, erst durch die Umgebung. Wenn sich ein Felsen in ihnen spiegelt, ein Gletscher, eine Burg, da gehen sie rasch, groß, entschlossen ihres Weges, und wenn die baumwollene Jacke eines Holländers, o dann wie schleichend, wie träge, wie selbst holländisch!

Erbauliche Morgenbetrachtungen, geschrieben auf der Dorade, welche die Seine hinunter raucht. „Vitesse sans égal," steht auf dem Zettel. Die Dorade macht es sich aber ziemlich bequem; ihr Kiel geht langsamer als der meinige, und doch treibt jenen der moderne Vapor, diesen nur der modernere Humor. Dampf und Laune sind innig verwandt; welcher Autor kennte nicht, wäre er selbst männlichen Geschlechts, die Vapeurs?

Neben mir rasirt sich ein Engländer. Ein angenehmes Geschäft, zu vollziehen in einer Kajüte, während die Maschine stößt, daß alle Tischbeine wackeln, schwache Menschenbeine mit eingerechnet. Das unglückliche Schlachtopfer englischer Reinlichkeit schneidet fürchterliche Gesichter und in das eine, fürchterlichste und natürlichste von allen, jede Minute eine neue Wunde. Ich möchte nur eines wissen: weßwegen hat der Jüngling von Albion sich nicht in aller Bequemlichkeit den Bart daheim geputzt, wo er bis sechs Uhr Morgens Zeit hatte? Daß er sich schneidet, nimmt den Beobachter weniger Wunder als ihn; der arme Bengel muß den Bart unter der Haut suchen, draußen ist ihm noch keiner gewachsen. Rasire nur; Geduld überwindet Hobelspäne!

Digitized by Google

Paris liegt ſchon eine geraume Weile hinter mir. Sechs oder ſieben Monate einer bewegten, ſchaukelnden und gaukelnden Menſchenexiſtenz ſind mit den Zinnen der reizenden Stadt verſunken. Ich könnte wehmüthig werden, wenn ich nicht — wahrhaftig aus purer Langeweile — ſchon eine Cotelette vertilgt hatte in aller Frühe. So gucke ich äußerſt gemüthlich eine Viertelſtunde auf das Waſſer und dann eine Viertelſtunde auf das Papier. Daß nur meine ſchöne Leſerin die Wechſelwirkung dieſer beiden Körper nicht verſpürt! Ich verſpreche ihr, aufzuhören, ſobald der Engländer ſeine Toilette vollendet hat. Der erſte Gang iſt vorüber, das heißt eine Seite glatt. Wenn es mein Geſicht wäre, ich wüßte nicht, welche Region die abgemahte ware und auf welcher Halfte ich mit der Sichel fortfahren ſollte. Der Engländer ruht erſchöpft aus, weniger auf ſeinen Lorbeeren als auf ſeinem Raſirzeuge. Dieſes iſt ſo groß, daß ein deutſcher Schriftſteller ſeine ſammtliche Habe, Manuſcript ausgenommen, darin einpacken könnte, ohne in eine andere Verlegenheit zu kommen, als in die, alle Facher, Laden, Auszüge, Büchſen, Schachteln, Doſen, Etuis und ſo weiter auszufüllen.

Die Seine hat ein Geſicht, einen Gang und ein Benehmen, ein Leben und eine Liebe, wie eine Franzöſin. Hier eine Neigung, dort eine, dann und wann eine intrigante Untiefe, eine oberflachliche, unwiſſende Sandbank, eine künſtliche Schleuſe, die wie natürlicher Waſſerfall ausſehen ſoll, und immer ein feines Kleid, manierlich geſtickt, geſtickt, wo es Noth that. Die Seine iſt geizig wie die Pariſerin, denn ſie entſpringt an der Cote d'Or. Die Seine iſt eigennützig wie die Pariſerin, denn ſie laßt alle die kleinen, fleißigen Madchen aus der Provinz, die Ourque, die Aube, die Marne, die Oiſe, die Yonne, die Eſſonne für ihren Glanz und ihre Größe arbeiten. Die Seine iſt liſtig wie die Pariſerin, denn ſie erreicht ihr Ziel auf ungeheuren Umwegen und nimmt mit, was ſie in der Eile aufraffen kann, ein Brückendiadem, ein Quaibracelet; ein Waldbouquet ſogar verſchmaht ſie nicht. Aber die Seine iſt, wie die Pariſerin, auch groß und frei und ſchön, wenn ſie wahr und wahrhaftig liebt; denn ſobald ſie den Meergott, den erſehnten Freund, gen Abend auf ſie harren weiß, wie ſtark ſtößt ſie da alle Hinderniſſe und Hemmungen von ihrem Pfade fort; da duldet ſie keiner Brucke Joch oder Ketten mehr, da laßt ſie ſich nicht feſſeln von den ſie umſchwarmenden Anbetern am Lande, trivialen Kaufmannsſtädten, beſchränkten Dörfern mit Epiciersgeſinnungen, nein, groß und frei und ſchön öffnet ſie ihr Bett dem heranſtürmenden Geliebten und wirft ſich jauchzend in ſeine unſterblichen Arme.

Guter Okeanos! du mußt mit deinem Schatz nicht rechten und nicht rechnen um vergangene Tage. Es iſt wahr, viele Helden haben ſie vor dir geküßt, Cäſar, Conſtantin, der große Chriſt und der größere Heide Julian, Attila, Chlodwig, Karolus Magnus, Rollo, der wilde Normann, und Bonaparte, der wilde, gezähmte Corſe. Der Celte, der Gallier, der Römer, der Franke, der Normanne, der Burgunder, der Engländer, der Germane vom Rhein, von der Elbe, von der Weſer, ſogar der Koſak vom Dnieper und der Baſchkir aus der Wüſte von Ufa waren gaſtfrei von ihr aufgenommen, von der wackern, freilich ein Bischen leichtfertigen und ein Bischen wandelbaren Frau. Indeſſen, guter Okeanos, du weißt ja — Und dann, du ſelbſt, Okeanos —!—

(Fortſetzung folgt.)

Sommerleben in Rom.

(Fortſetzung.)

Das größte Feſt aber iſt das der Himmelfahrt Mariä. Es gibt keine Straße in Rom, in welcher nicht mehrere Tabernakel und Heiligenbilder an den Ecken, über den Thüren und ſonſt an den Häuſern ſich befinden, meiſt Madonnen, vor denen Lampen brennen, die noch zu Pius VI. Zeiten die einzige Straßenbeleuchtung Roms bildeten. Jeden Abend hört man vor dieſen Madonnenbildern die lateiniſche, an poetiſchen Bildern ſo reiche Litanei der h. Jungfrau beten, und es gehen ganze Reihen von Männern, Weibern und Kindern umher und bleiben vor den Tabernakeln ſtehen, zwiſchen der Litanei ein Loblied ſingend, worin es unter Anderm heißt:

Evviva di Roma
La gran protettrice,
La madre felice
Che tanto ci amò.

und worin, mit einigen Veränderungen in der lezten Zeile, der gewöhnliche Refrain nach jeder Strophe heißt:

Evviva Maria,
Maria evviva,
Evviva Maria
Che Roma salvò.

Am Vorabende nun des Feſtes der Aſſunta ſind alle Madonnenbilder mit Blumen und Lichtern und ſeidenen Draperien geſchmückt; vor manchen ſind ganze Altäre aufgebaut, und an manchen Orten, ſo beim Trajansforum und in der engen Straße der Pedacchia, welche von dort zum Capitol führt, Gerüſte mit Muſikern aufgeſtellt, welche die halbe Nacht hindurch larmende Militärmuſik erſchallen laſſen, während Litaneien und fromme Lieder abgeſungen werden, die Menge in einzelnen

Digitized by Google

Haufen betend umherzieht, meiſt aber gaffend das Ganze als ein Schauſpiel betrachtet. Dem, der vor fünf Jahren um dieſe Zeit in Rom war, werden die Prozeſſionen des Himmelfahrtsfeſtes, denen die Cholera mit raſender Heftigkeit auf dem Fuße folgte, nachdem ſie bis dahin, einzelne Opfer ſuchend, in der Stille umhergeſchlichen, in unheimlichem Andenken ſeyn.

Doch ſind dem Volke noch einige andere Sommervergnügungen geboten, an denen es freilich zum Theil nur in geringer Menge Antheil nimmt. Dazu gehören das Tagstheater und die Fuochetti im Mauſoleum des Auguſt. Die Rotunde, welche die ſterblichen Reſte der Cäſaren und ihrer Familien bis auf Trajan umſchloß, deſſen Nachfolger Hadrian keinen Raum mehr in ihr fand, dieſer große Bau, deſſen Eingang mit Obelisken geſchmückt, deſſen Wölbung von einem mit Pappeln bepflanzten Hügel überragt war, wurde, nachdem er eine Burg der Colonneſen, ein Weinberg und Küchengarten geweſen, in ein Amphitheater umgeſchaffen, in deſſen Area Reiterkünſte producirt, das Lotto gezogen, Theater geſpielt, Feuerwerke abgebrannt werden. Solche Tagsſchauſpiele, wie ſie in Verona im Amphitheater, in Florenz in der Arena Goldoni ſtattfinden, machen eine eigene Wirkung. Die ganze Bühneneinrichtung, die ſchlechten geflerten Couliſſen, die ſchäbige Garderobe der Spielenden, die grobe Bemalung ihrer Geſichter — Alles ſtimmt zu einander, und die Stücke, die ſie aufführen, wie die Art und Weiſe, wie ſie dieſelben aufführen, ſtimmen ihrerſeits wieder zu dem geſammten Apparat. Gewöhnlich ſind es Spektakelſtücke mit gewaltigem Lärmen, oder thränenreiche Schauſpiele, wozu Kotzebue immer noch den Italienern Stoff liefern muß, von Zeit zu Zeit auch Luſtſpiele von Goldoni, Federici, Albergati, Nota. Es trifft ſich wohl, daß unter dem Wuſt von Uebertreibung und Karikatur, der überhaupt nur zu ſehr auf dem italieniſchen Theater Platz genommen hat, auch ein beſſeres, verſtändigeres, naturgemäßeres Spiel ſich zeigt. Meiſt aber iſt's ein endloſes, geſpreiztes Bramarbaſiren, ein pathetiſches Abſchreien der Reden, Telegraphenmanövers und Geſichterſchneiden. Die Frauen ſind am wenigſten anzuſehen, namentlich im Luſtſpiel, worin faſt durchgehends eine widerliche Gemeinheit herrſcht und die männlich ſtarken Stimmen der Mehrzahl der Italienerinnen vollends jeden Reſt von Illuſion zerſtören. So iſt das Teatro diurno.

Die Fuochetti ſind amuſant. Das große Amphitheater iſt mit Menſchen gefüllt; in der Area, die das Parterre bildet, ſpaziert man umher, bis man müde oder von der Kreisbewegung ſchwindligt wird; dann zieht man ſich auf die offenen Sitze oder in die Logen zurück, und ſieht von dort dem Feuerwerk zu, das in der Mitte eneb dieſer Area abgebrannt wird und, durch die Lokalität unterſtüzt, eine oft ſehr maleriſche Wirkung macht. Rauch bekommt man hier freilich mehr denn anderswo zu verſchlucken. Feuerwerke ſind das nationale Hauptvergnügen der Italiener; keine Feſtlichkeit würde ohne ein ſolches vollſtändig ſeyn. In allen kleinen Orten der römiſchen Gebirge müſſen Feuerwerke die Feſtabende beſchließen; je mehr dabei geſchoſſen wird, um ſo größer iſt die Freude. Eine Prozeſſion, Wettrennen der Barbari und eine Tombola oder Lotto ſind nächſt dem Feuerwerk die vornehmſten Requiſiten. An den Straßenecken Roms verkünden acht bis vierzehn Tage voraus große Anſchlagzettel die Feſte dieſer Art, welche in Albano, Genzano, Marino, Frascati, Tivoli, Paleſtrina, ſelbſt in Anagni, Valmontone und andern entfernteren Orten ſtattfinden, und jedesmal wird als Köder dabei bekannt gemacht, wie hoch der Hauptgewinn in der Tombola ſich beläuft. So groß iſt die Wichtigkeit und Anziehungskraft des Lotto's für das hieſige Volk.

Eine Tombola in der Villa Borgheſe, wie ſie im Oktober ſtattzufinden pflegt, und ausnahmsweiſe auf beſondere Veranlaſſung im lezten Mai ſtattfand, iſt ein ſo eigenthümliches wie maleriſches Schauſpiel. In dem großen Circus, der einen Theil der Niederung dieſer reizenden Villa einnimmt, bewegt ſich die Menge, ſizt auf den herumlaufenden Stufenreihen, oder nimmt hölzerne Gerüſte ein, die oben angebracht ſind, während auf einem erhöhten Gerüſt an dem einen ſchmalen Ende das Lotto gezogen wird, die Nummern abgerufen und auf verſchiedenen Seiten wiederholt und aufgeſteckt werden. Die mehrfarbigen Draperien, welche die Gerüſte zieren, die viele Tauſende von Zuſchauern, theils ſitzend und Kopf an Kopf gedrängt, theils umherwandelnd auf dem Raſen, die Hebungen und Senkungen des den Circus umgebenden Terrains, die benachbarten und ferneren Gebäude, die herrlichen Boskets von Bäumen aller Art, über welche die dunkelgrünen Baldachine der Pinien majeſtätiſch emporragen, darüber der heitere blaue Himmel eines ſonnigen Frühlingstages — alles dieß zuſammen vollendet ein Bild, wie man es nicht leicht anderswo in ſolcher pittoresken Schönheit und Größe finden dürfte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Eichhorn. — v. Raumer. — Kugler.

Der luſtige Mummenſchanz der Breslauer Studenten bei dem altberühmten Todtencommers iſt hier ebenfalls nur luſtig aufgenommen worden. Auch zweifeln wir nicht, daß ſelbſt das im Käfigt umſpringende Eichhörnchen nur die heitere

Digitized by Google

Laune des würdigen Mannes, auf den es möglicherweise anspielt, angeregt hat. Die ernstern Angriffe gegen denselben kann man nur bedauern, wenn man den ernsten, reinen Willen des vielgeprüften Mannes kennt, dessen ganzes Leben ein Kampf für die Rechte eines freien Geistes war, und der jetzt, in einer hohen, wirkungsreichen Stellung, Vorwürfen unterliegt, die er mit mehrerem Rechte seinen ehemaligen Verfolgern machen dürfte. Ein Theil derselben ist gewiß nur Produkt der gekränkten Parteimeinung; er wird und kann sich, seiner edlern Natur nach, nicht von einem höhern Willen und mächtigen Einflüssen, gegen seine Ueberzeugung, aus Devotion leiten lassen. Es ist gewiß seine innerste Ueberzeugung, die ihn zu gewissen Schritten bewog, in denen er nur mit einer kleinen Partei, nicht mit dem großen intelligenten Publikum übereinstimmt. Und das allein ist zu bedauern, daß ihm die Gefahr, die dem Christenthum in der Nation droht, so ungewöhnlich groß erscheint, daß er ihr mit ungewöhnlichen Mitteln zu begegnen für Pflicht hält. Dahin sey weder Schellings Berufung und die Anstrengungen, ihm Einfluß und Autorität beizulegen, gerechnet, wie die Gegner thun, noch selbst die Absetzung Bruno Bauers als theologischer Docent, die wohl mehr stille Beistimmung als laute Tadler findet; aber Schritte, wie diese Sanctionirung eines Studentenbundes für den positiv christlichen Glauben, wirken nur als Indicien einer Besorgniß, die gerade dadurch, daß man sie zeigt, den Gegnern Kraft gibt.

Friedrich v. Raumers Wahl zum Rektor der Universität wird als ein freudiges und auch als ein bedeutungsvolles Ereigniß angesehen. Gewiß ist es ein Akt der Genugthuung für das beleidigte sittliche und rechtliche Gefühl. Vor Jahren, als eine Faction, die jetzt in ihr verdientes Nichts versunken ist, das ängstliche Zwischenregiment zwischen Thron und Volk zum unverwindlichen Schaden des Nationalgefühls und des Vertrauens zwischen König und Nation führte, wurde Raumers Wahl zurückgewiesen, weil seine Loyalität zu freisinnig war. Die Universität war dem verdienten Manne diese Restitution schuldig. Die Wahl indessen lediglich als das Resultat eines Kampfes zwischen den Retrograden und Progressisten darzustellen, ist wohl die Sache auf die Spitze getrieben. Raumer repräsentirt keine Partei, als die der Unabhängigen. Er gehörte nicht zum Nachzug, auch nicht zu den obligaten Socii, als Hegel und seine Partei am Ruder waren; im Gegentheil opponirte er gegen die ungebührlichen Vergünstigungen, welche diese Partei unter dem Altensteinschen Ministerium zum Schaden anderer Geistesrichtungen genoß. Aber eben so wenig kann er es der Billigkeit und dem Recht angemessen finden, daß sie jetzt in demselben Maße zurückgedrängt und verfolgt wird, und, was damals als idyllisch, jetzt als verderblich erklärt wird. Daher mag er sich näher den Zurückgewiesenen anschließen, und auch er vielleicht es nicht schicklich finden, daß Schelling, nachdem er ein Vierteljahrhundert geschwiegen, während Hegel lebte und in der Sonne der Gunst sich wärmte, jetzt, nachdem das Grab seinen Mund verschlossen, als Todtenrichter auftritt. Eine Opposition bei Raumers Wahl war da, man wollte einem Mediciner zur Würde verhelfen; ob diese Opposition aber von den Medicinern ausging, oder wirklich eine andere Partei sie nur vorgeschoben und benuzt hat, ist ungewiß.

Die Protestation der Akademie der Künste gegen die Aufnahme des Professors Kugler als Mitglied des Senats hat hier viel Aufsehen erregt. Die Akademie ist energischer zu Werk gegangen als die Universität, und, wie es dem Buchstaben nach scheint, mit Recht. Die Statuten sind aus einer alten Zeit und ihre Bestimmungen lassen sich, angewandt auf die heutigen Verhältnisse, so oder so auslegen. Die Usance spricht aber dafür, daß die Akademie ihre Mitglieder nur aus wirklich ausübenden Künstlern gewählt und das Ministerium sie immer bestätigt hat. Dagegen kann man die Ansicht des Ministeriums, die hier durchaus eine progressive ist, nur billigen, das heißt frisches Blut und Jugend und mehr Regsamkeit in das Leben der Akademie zu bringen. So ausgezeichnete einzelne Mitglieder dieselbe auch hat, steht sie doch als Corporation und Schule für junge Künstler gegen andere deutsche Akademien zurück. Aus ihr ist noch kein Künstler von Ruf hervorgegangen, der nicht später bei einem einzelnen, berühmten Meister seine eigentlichen Studien gemacht hätte. Früher ließ sich dieses Mißverhältniß übersehen, wo überhaupt in der Kunst nichts Eminentes geleistet wurde; seit aber die Düsseldorfer und Münchener Akademie bewiesen haben, was auch aus einer Akademie hervorgehen kann, erwächst von selbst die Frage, woher es kommt, daß die reich ausgestattete Akademie der preußischen Hauptstadt als Schule nichts leistet und keine Künstler producirt? Ein jugendliches Leben in unserer Akademie hervorzubringen, war schon längst der Wunsch des Ministeriums, und dieser Wunsch wird wohl allgemeinen Anklang finden. Kugler ist zwar nicht ausübender Künstler, aber als eifriger Forscher und Schriftsteller im Kunstgebiete anerkannt, und ein Mann, der die Kunstgeschichte in allen ihren lebendigen Regungen auf's Eifrigste verfolgt hat; als Mitglied und als Lehrer wäre daher seine Aufnahme gewiß ein Fortschritt zum Bessern gewesen. Die Akademie hat sich kräftig gezeigt in Behauptung ihrer Rechte; möge sie es auch künftig darin, daß sie ihre geistige große Aufgabe nicht vergißt. Jede Corporation, die aus sich heraus wählt, das heißt aus dem Kreise ihrer nächsten Bekannten und Geistesverwandten, geht den Weg unserer alten deutschen Magistrate, die auch nur aus ihrer Sippschaft sich rekrutirend, in solche Blutstockung geriethen, bis es Jedermann klar wurde, daß sie nicht mehr lebten und leben konnten. Da sagte man ihnen: ihr lebt nicht mehr, und sie mußten es glauben, denn sie selbst hatten keinen Glauben mehr beim Volke.

(Schluß folgt.)

Homonyme.

Mich brauchen Fürstinnen und Zofen;
Vom niedrigsten Handwerker an
Bis zum geistreichsten Philosophen
Ist Keiner, der mich missen kann.

Bald bin ich Holz, bald bin ich Seide,
Bald gar die neuste Neuigkeit;
Oft Anlaß nur zum Haß, zum Neide,
Für Lästerzungen und zum Streit.

Ein Mancher ist um mich verlegen;
Der Dichter hat mich überall.
Ihm komm' ich ungesucht entgegen
In Wald und Kluft, in Berg und Thal.

Doch wird es Niemand ihm verdenken,
Daß er sich mit dem regen Sinn
In mich am liebsten mag versenken,
Wenn ich ein — Rosenknöspchen bin.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. September 1842.

Repente ingentibus procellis fusus imber victoriam diremit.
Livius.

Sommerleben in Rom.

(Schluß.)

Das lezte Frühjahr war überhaupt einigermaßen reicher an Beluſtigungen, als es in der Regel zu ſeyn pflegt. Das Feſt in der Torloniaſchen Villa bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken muß dazu mehr der Intention als der Wirklichkeit nach gezählt werden. Es war wirklich viel aufgeboten, es glänzend zu machen. Vor vier Uhr ſchon war die ganze Strada Pia, von den Quattro Fontane an, und die ganze Straße vom Thor an bis zu der Villa mit Wagen und Menſchen bedeckt; Tauſende ſpazierten in dem ſchönen großen Garten, das über allen Begriff glänzende Hauptgebäude nahm die beſonders eingeladenen Gaſte auf, und von der Terraſſe aus ſahen der Papſt, der König von Bayern, eine Menge Kardinäle, Botſchafter und Geſandte, römiſche Principi und Fremde von Rang und andere Gebetene zu, wie der Obelisk, zwar kein egyptiſcher mit Inſchriften aus der Pharaonenzeit, doch ein ſchönpolirter granitner vom Simplon mit Champollionſchen Hieroglyphen zur Ehre des Hauſes Torlonia, die der Pater Ungarelli componirt, langſam auf ſeine Baſis geſtellt ward. Alles ging gut, als ein vernichtendes Gewitter, das ſchon den Morgen über gedroht, mit ſolcher Gewalt hereinbrach, daß nach wenigen Minuten Alles aus dem Garten verſcheucht war und in die Gebäude drang und bald die tiefer liegenden Partien der Villa unter Waſſer ſtanden. Hier war nicht, wie einſt bei Fontana's Obelisken, aqua allo funi nöthig, es war tropp' aqua. Die Nacht brach an, bevor der Regen nachließ, und da an kein Spazierengehen zu denken war, ja man nicht einmal zu dem abgeſondert liegenden Ballſaal gelangen konnte, ſo mußte man ſich damit begnügen, in den gedrängt vollen Zimmern mühſam ſich zu bewegen und die vielen ſchönen Malereien und ſonſtigen Kunſtwerke, die Pracht der Möbeln, den Reichthum der ganzen Ausſtattung zu bewundern und darüber zu klagen, daß die Räume nicht, nach italieniſcher Sitte, groß und hoch, ſondern meiſt in kleinen Dimenſionen, mehr Kabinette und Boudoirs als Zimmer und Säle ſind, am wenigſten geeignet, eine ſolche Menſchenmenge in ſich aufzunehmen. Feuerwerk und Illumination hatten zwar von der Feuchtigkeit gelitten, konnten ſich aber doch ſehen laſſen. Daß in Italien ein Feſt zu Waſſer wird, iſt ein ſeltenes Unglück. Vor Kurzem wurde ein zweiter Obelisk aufgerichtet, aber mit minder großen Feierlichkeiten. War beim erſten zu viel Waſſerſegen geweſen, ſo war dießmal zu viel Weinſegen, vor dem ſelbſt die geprieſene Mäßigkeit des römiſchen Volkes nicht Stich zu halten vermochte.

Digitized by Google

An Waſſer fehlt's übrigens in dieſem Sommer nicht. Nachdem mehr denn drei Monate lang zu Leid und Weh der Italiener, wie der Nordländer, der Südwind beinahe anhaltend geblaſen, fand eine ſolche Maſſe von Feuchtigkeit ſich zuſammen, daß jezt in der Mitte Auguſts, wo die Sonne noch im Löwen ſteht und es in der Regel faſt immer trockenes Wetter iſt, mit großer Hitze und wolkenfreiem Himmel Tag auf Tag heftige Gewitter kommen. Wir gewinnen nichts dabei, denn es wird zwar zu Zeiten kühler, aber die Beſchaffenheit der Luft beſſert ſich nicht, und es zeigt ſich an der unendlichen Menge von Kranken, namentlich Fieberkranken, die die Spitäler füllen, wie ſehr man Recht hat, in dieſen Gegenden die Sommerregen zu fürchten. Die Villen und zum Theil ſelbſt die Campagna, wo ſie nicht Saatfeld iſt, ſind dabei freilich friſcher geblieben als ſonſt, und in lezterer ſieht man noch hie und da Grün, was in andern Jahren eine Seltenheit iſt. Ich will gerade nicht behaupten, daß es auch dießmal viel auf ſich hat; aber es iſt doch nicht die gewöhnliche Dürre. Daß man dieſe Extravaganzen der Jahrszeit keineswegs liebt, iſt ganz natürlich.

Beim Waſſer zu bleiben, ſo iſt noch ein altes Volksvergnügen zu nennen: die Ueberſchwemmung der Piazza Navona. Es iſt ein ſeltſames Amuſement, dieſen großen Platz, den geräumigſten der Stadt, der an Wochentagen zum Markte und Trödel dient, auf dem der Domitianiſche Obelisk, von Bernini aufgerichtet, auf Felſenmaſſen ſich erhebt, aus denen Waſſer hervorſprudeln und wo die Statuen der vier größten Flüſſe der Welt um ihn herumſitzen, unter denen der Nil ſich das Geſicht bedeckt, um Borrominis Kirchenbau nicht zu ſehen; der durch zwei andere Fontänen geſchmückt iſt, und an dem die Kirchen S. Agneſe und S. Giacomo, die Paläſte Pamfilj, Braſchi u. a. liegen — dieſen Platz, ſage ich, in einen See verwandelt zu ſehen, in welchem, unter tönender Muſik, Wagen umherfahren wie auf dem Corſo, Buben umherplätſchern und ſich balgen, während die Fenſter der benachbarten Häuſer mit Zuſchauern gefüllt ſind, die ſich an dem Schauſpiel und dem Fresco ergötzen. Am unbequemſten iſt's für die Marktleute, die am folgenden Morgen das ohnedieß ſchon grauenvoll ſchlechte Pflaſter mit ſupplementärem Schlamm und Koth bedeckt finden.

Dieß ſind die Vergnügungen des römiſchen Sommerlebens. Unter dieſen Umſtänden ſind für Manche die Kaffeehäuſer eine Reſſource. Das zum buon gusto auf der Piazza di Spagna, das eigentliche Fremdencafé Roms, iſt gegen Abend immer mit Gäſten gefüllt, die großentheils aber vor demſelben unter freiem Himmel Platz nehmen. Am heiterſten iſt der Garten des großen Café Ruſpoli, der hübſch erleuchtet kaum ſo viel Menſchen faſſen kann, als ſich hindrängen. Da ſteht denn Tiſch an Tiſch unter dem Porticus des Erdgeſchoſſes, oder zwiſchen den grünen Hecken und Umzäunungen, und Muſik erſchallt, oft mehr zum Davonlaufen als zum Anhören, aber auch bisweilen komiſch und originell. Wer ſolche Zerſtreuungen nicht liebt, kann im alten Rom umherwandern, unter den Baumreihen der Via ſacra, in der Palatiniſchen Villa, deren Roſenflor Sommer und Winter in gleicher Fülle ausdauert, unter den blühenden Akazien des Spaziergangs am Cälius. Hier wird er ſelten in ſeinen Betrachtungen geſtört werden. Oder er mag, von der koloſſalen Plattform des in Trümmern liegenden Tempels der Venus und Roma aus, den Abendſtern aufgehen ſehen, während der weſtliche Himmel noch glühend leuchtet, vor ſich im Thale das dunkelnde Coloſſeum, in welchem eben noch der Franziskanermönch die Predigt hielt und die Brüderſchaft der Via Crucis, von einem zum andern Stationsaltärchen ziehend, das alte Lied ſang, welches beginnt:

L'orme sanguigne del mio Signore
Tutto dolore seguiterò,
E'l cuore intanto per gli occhi in pianto
Sopra il Calvario distillerò.

Empfindſame Reiſen.

(Fortſezung.)

Laſſen wir es gut ſeyn! Ich gehe auf's Deck. Der Engländer hat ſeine Moſaik aus vaterländiſchem Taffetpflaſter glücklich fertig gebracht; er ſieht aus wie eine Marquiſe des alten Regimes, äußerſt ſchalkhaft. Und wie hübſch ihm der weiße, waſſerdichte Paletot ſizt, bei einer Hitze von einigen zwanzig Graden abſonderlich!

Gute Gedanken kommen mir alle Zeit zu ſpät, zu ſpät wenigſtens für mich, vielleicht nicht ſo für andere. Wer ſich von dem Trompetenton der Guides des Voyageurs verführen läßt, die Reiſe von Paris nach Rouen auf der Seine zu machen, der iſt eben angeführt. Dieß meine Empfindung, nachdem ich Abends in Rouen glücklich gelandet war. Ich brachte keinen fremden Maßſtab, gleich dem Magdeburger, ungenügſamen Andenkens, mit, im Gegentheil, ich ſuchte Elbe, Donau und Rhein mit rechter Abſicht zu vergeſſen und der fremden Waſſerſchönheit jeden Reiz gewiſſenhaft abzulauſchen. Auf dem Decke eines Dampfſchiffes iſt es für mich, von älteſter Zeit meiner Odyſſeen her, ſo furchtbar langweilig geweſen, daß ich mit der beſcheidenſten Dekoration der Ufer begnügt und vergnügt bin. Mit fremden Leuten zu reden liebe ich viel weniger als mit fremden Gegenden. Meine Reiſegeſellſchaft war obendrein gerade

Digitized by Google

so wie die Seine. Ich habe den Wegweiser sammt allen historischen Angaben über ein Dorf links und einen Flecken rechts mit dem Fleiße eines deutschen Quellenschriftstellers durchgelesen; ich habe mich über ein Inselchen mitten im Wasser in künstlichen Enthusiasmus versezt; ich habe bei jedem Thurm, unter jeder Brücke, gegenüber jedem Hügel mit dem Fernrohr des Steuermannes nach versteckten Wundern spionirt. Lieber Leser, es that's nun einmal nicht. Tohu, wabohu. Wenn du den Rhein bei Straßburg, die Elbe bei Magdeburg, die Oder bei Frankfurt schön findest, nun so mag es dir etwa gelingen, für die Seine bei Elbeuf zu schwärmen, mit mehr Erfolg, als dein unglücklicher Freund, welcher um Mittag trostlos und verzweifelnd von einer zweiten Cotelette aufstieg, um sich auf die Erde zu strecken. Ueber ihm, auf der Bank lag ein Weinreisender, unter ihm zu Häupten ein Nachtsack und zu Fußen der Guide. Dort — es ist entsezlich zu sagen — schlief ein gewissenloser Tourist jenen gesunden Siebenschläferschlaf, welchen die Natur nur den Murmelthieren und die (ärztliche) Kunst nur den Gelehrten als nothwendige Stärkung erlaubt. Lieber Leser, es war mir vollständig einerlei, freilich nur in jenem pflichtvergessenen Moment, ob du mich zu den Murmelthieren oder zu den Gelehrten gezählt hättest, ob droben die Seine noch so hübsch geworden wäre und drunten eine Mamsell aus Paris, die mit dem Weinreisenden kokettirte, noch so häßlich, ob ich endlich einen halben Bogen aus der Tour herausschreiben würde oder ob ein ganzes Reisegeld. Ich schlief, und nur das war mir nicht einerlei, daß der Nachtsack, den ich „gefunden" hatte, urplözlich unter meinem müden Leib hinweggerissen werden oder der ebenfalls schlaf- und liebestrunkene Weinreisende urplözlich auf denselben müden Leib herabstürzen konnte.

Zum Glücke geschah keines von beiden. Im Gegentheil, ich erfuhr auf's Neue, daß guten Kindern der Segen im Schlaf bescheert wird. Ich erwachte von einer sanften Berührung an der Schulter, die sich wohl schon einigemale wiederholt haben mochte, ehe sie ihren Zweck erreichte. Ein allerliebstes Mädchengesicht beugte sich über mich herab, und die zarteste Stimme bat: „Mille pardons, Monsieur, mais c'est qu'il me faut mon sac de nuit pour partir." Ich fuhr mit einigen unstreitig äußerst schlecht stylisirten Entschuldigungen auf und fragte, wo wir wären. Noch nicht in Rouen, hieß es. Die Französin wollte in Pont de l'Arche aussteigen, deßhalb weckte sie mich halb lächelnd, halb schmollend. Ich nahm, wie die Kranken in der Bibel, mein Bett auf mich und trug, immer noch apologirend, den Nachtsack der artigen Reisegefährtin bis zu ihrem Abschiede nach. Mittlerweile war auch — oder ob ich nur aus hellern Augen blickte? — die Seine viel hübscher geworden. Höhenzüge von mehr Ausdruck und Kraft begleiteten sie an den Ufern hinab, mit ihren gewölbten Rücken und den breiten, starken Flanken normännischen Rossen vergleichbar. Es dauerte nicht gar lange, so tauchten, zwischen Berg und Waldung versteckt, bei einer neuen Wendung des Wassers die Spizen von Rouen vor uns auf. Gegen Abend legten wir ohnweit dem Pontneuf an. Getümmel und Getöse einer großen Stadt empfing uns.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

Eröffnung des Theaters. — Prolog zu Göz von Berlichingen.

Vor einigen Jahren war es, als ob das deutsche Schauspiel, nachdem es längst die bedenklichste Ermattung verrathen, vollends einschlafen wollte. Gegenwärtig reibt es sich die Augen, reckt und dehnt die Glieder, und man ist begierig, ob es ernstlich aufwachen oder sich nur bequemer auf's andere Ohr legen will. Eine Anzahl deutscher Schriftsteller hat sich wieder mit Eifer der Bühne zugewandt, die zulezt fast ganz vom fremden Geiste gezehrt. Sie versuchen es von verschiedenen Seiten, das Publikum zu packen, wie der Kunstausdruck lautet; bis jezt ohne merklichen Erfolg. Die Masse, mit der es der nach dem Bessern strebende Dramatiker zu thun hat, ist nicht etwa zu hart, um sich packen zu lassen, vielmehr zu weich und widerstandslos. Die Gemüther des deutschen Theaterpublikums sind so gelockert und durchweicht von den Wellen der Opernmusik, vom Geist der scenischen Geistlosigkeit, des durch die Patrone gemalten Lustspielwens, der Lappalie, des Vaudevilles, daß die Hebel des Dichters keineswegs abprallen, sondern plump hineinsinken, daß sie in der Masse nur rühren, statt Funken aus ihr zu schlagen. Dieß ist eine Thatsache, die schwerlich ein Urtheilsfähiger läugnet. Was ist nun aber von den gegenwärtigen Bemühungen zu Hebung des deutschen Schauspiels hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Zukunft zu halten? Die Antwort auf diese Frage fällt vorzüglich deßhalb so verschieden aus, weil fast Jeder vom Einfluß der Bühne auf die allgemeine Bildung sich einen andern Begriff macht. Manche begrüßen die Knospen eines neuen Bühnenfrühlings in denselben Erscheinungen, in denen Andere nur buntbemaltes Herbstlaub erblicken. Wer wollte nicht wünschen, daß Jene recht gesehen? Leider scheint die Geschichte der ganzen dramatischen Kunst, und besonders die der deutschen Bühne dafür zu sprechen, daß die willkührlichen Reformversuche der Poesie zu nichts von Belang führen werden, so lange nicht der Geist des Publikums, ganz unabhängig von der Bühne, eine andere Richtung einschlägt und die Poesie von selbst mit sich zieht. Wer aber eine solche Umkehr bemerken will, muß scharfe Augen haben.

Indessen sind durch die Versuche der Poesie, dem deutschen Schauspiel einiges frische Leben zuzuführen, hier und da auch die Bühnendirektionen aufgerüttelt worden. Was man bisher offiziell geläugnet oder ignorirt, daß die Schauspielkunst geraden Wegs dem gänzlichen Verfall entgegengehe, das gesteht man jezt durch die Thatsache ungewöhnlicher

Digitized by Google

Geschäftigkeit, um den ärgsten Mängeln abzuhelfen. Mehrere deutsche Bühnen haben ihre Regenten gewechselt, mit der ausgesprochenen Absicht, an Haupt und Gliedern zu reformiren; und so hat auch die hiesige Bühne im vorigen Jahre eine andere Direktion erhalten. Sie that alsbald, was früher nur zögernd geschehen war: sie brachte mit großer Anstrengung die Stücke unserer modernen Dramatiker zur Aufführung, mit demselben zweideutigen Erfolg wie im übrigen Deutschland. Der Einfluß einer kräftigeren und verständigeren Leitung auf Verbesserung der Truppe selbst konnte im ersten Winter nicht merkbar seyn. Erst die eben eröffnete zweite Campagne wird zeigen, ob sie will, was sie kann, wenn sie anders kann, was sie will. Vor Allem ist zu wünschen, daß sie die bedeutenden Lücken im Personal mit einigem Glück ausfülle. Die Direktion hat zur Wiedereröffnung der Bühne nach den Sommerferien den 28sten August, einen Tag des Glücks für die deutsche Poesie gewählt. Sie hat sich ein gutes Omen herbeigezogen, indem sie mit dem Beginn eines neuen Abschnitts ihrer Wirksamkeit Goethes Geburtstag feierte. Vor der Aufführung des Göz von Berlichingen wurde dabei der von Dr. Ehrenbaum verfaßte Prolog gesprochen, den wir hier mittheilen. Der Verfasser hat unsern Blättern die Ehre erwiesen, dieselben zum Organ der Veröffentlichung zu wählen. D. Red.

Des Sommers Reize neigen sich zum Fallen,
Und ihren Schmuck verliert die grüne Flur.
Gesättigt von der Schönheit der Natur,
Betretet Ihr von Neuem diese Hallen;
Und was die Wirklichkeit an Reiz entbehrt,
Wird von der blüh'nden Welt der Kunst begehrt. —

Zersplitternd ist das Leben, alle Kräfte
Vereinzeln sich in jeglichem Geschäfte;
Da geht ein Jeder seine eig'ne Bahn
Und ist des eig'nen Schicksals Unterthan.
Allein die Kunst vereint die Geister wieder;
In ihrem Reich schlägt nur ein Menschenherz,
Hier gibt's nur eine Freude, einen Schmerz,
Und Alle sind nur eines Geistes Glieder. —

Auch Euch vereinigt hier derselbe Zweck:
Es soll das Lustspiel Euern Sinn erheitern,
Das Trauerspiel durch Mitleid und durch Schreck
Das Herz erschüttern und zugleich erweitern;
Und was kein Wort erreichen kann im Schönen,
Wollt Ihr vernehmen in Gesang und Tönen.
Es soll die Phantasie mit ihrer Gabe
Den Ernst erwecken und die Heiterkeit,
Von ihr berührt, steigt die Vergangenheit
Vor unsrem Blick lebendig aus dem Grabe.
Ihr bringt ein Herz hieher, der Täuschung offen;
Ihr nehmet an dem fremden Schicksal Theil,
Euch rührt der Edlen Schmerz, Euch freut ihr Heil,
Ihr theilet ihre Sorgen und ihr Hoffen.
Und wie auf fremdem Schicksal weilt Eu'r Blick,
So lernt ihr oft das eigene vergessen,
Und lernet an dem großen Weltgeschick
Mit rechtem Maßstab eignes Leiden messen.
Die Thränen, die Ihr fremdem Kummer weint,
Wohlthuend werden sie den eignen mildern,
Und was Euch räthselhaft im Leben scheint —
Das löst die Kunst in Worten und in Bildern.
Doch mit dem Ernst soll auch der Scherz sich mischen,
Dem Großen folge spielend auch das Kleine.
Wie hier am Schicksal eine hohe Kraft,
Dort an sich selbst zerschellt die Leidenschaft,
So soll der Frohsinn auch das Herz erfrischen;
Nur ausgeschlossen bleibe das Gemeine. —

Kein würd'ger Schauspiel kann der Tag uns geben,
Als das den Namen unsres Dichters trägt,
Der überall, in der Natur, im Leben
Die Wahrheit in der Schönheit ausgeprägt;
Dem stets die Grazie zur Seite stand,
Wenn er sein Auge in Begeistrung tauchte;
Der Leben selbst in's Unbelebte hauchte,
Was er berührt mit seiner Schöpferhand.
Der große Mann, den dieser Tag uns gab,
Der große Dichter schlummert in dem Grab.
Die er so warm verehrte, die Natur,
Sie hätte gern den treuen Freund belohnt,
Drum hat sie lang sein Alter auch geschont;
Doch ist sie selber eine Sklavin nur,
Und muß nach ewig göttlichen Gesetzen
Ihr Theuerstes, so wie sich selbst verletzen;
Doch wie sie auch die besten Menschen tödtet —
Unsterblichkeit wohnt in dem Namen Goethe.

Im heut'gen Stück, dem Drama seiner Jugend,
Erscheint ein Held, voll edler Männlichkeit;
Doch alle seine Kraft und Rittertugend
Zerschellen an dem Schritt der neuern Zeit.
Wie herrlich zeigt in diesem kräft'gen Bilde
Sich starker Muth, gepaart mit echter Milde!
Doch dringt der Geist der neuern Zeit heran,
Bewaffnet mit lebendigen Gesetzen;
Und wen der Eifer treibt, sie zu verletzen,
Im Kampf erliegen muß der beste Mann.
Und ist der Muth, die Absicht auch erhaben,
Wer sich dem Geist der Zeit entgegenstellt,
Wird doch zuletzt von seinem Tritt begraben,
Und da ist aller Widerstand vergebens.
Von dieser Wahrheit zeugt der Lauf der Welt —
Und darin liegt das Trauerspiel des Lebens. —

Ihr aber, die Ihr hier versammelt seyd,
Und Euren Antheil unsrem Spiele weiht,
Begegnet uns in Eurem Urtheil mild,
Und unsern Eifer stärkt durch Eure Gunst.
Denn schwer vor Allen ist des Mimen Kunst:
Er ist zugleich der Bildner und das Bild.
Er kann, wie Andre, nicht von weitem stehen,
Und was sein Geist erschaffen, prüfend sehen;
Das ist des Mimen eigenster Beruf —
Er ist das Kunstwerk selbst, das er erschuf. —
Ach! selten nur ist des Gelingens Wonne!
Drum blickt auf unser Streben mit Geduld!
So wie die Blume reift am Strahl der Sonne,
So reift des Künstlers Muth an Eurer Huld.
Die Kälte ist's, die schon im Keime tödtet
Den Eifer, wenn er kaum die Wangen röthet.
Der Vorhang rauscht empor — das Spiel beginnt.
O bleibt, ihr Lieben, freundlich uns gesinnt!

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 13. September 1842.

Vom Meere fährt heran der Wind,
Die Körner wehn, Meergräſer ſchwanken.
Auf flücht'gem Meeresſande ſind
Unſtet und flüchtig die Gedanken.

Freiligrath.

Helgolandica.

Auf der Klippe.

Wo die Felſenklippe ragt in die See,
Da lieg' ich in wachenden Träumen.
Die Wolken ziehen in blauer Höh,
Tief unten die Wellen ſchäumen.

Die Wolken die ziehn mit den Winden dahin,
Die Wellen am Felſen zerſchellen.
Ach Freude und Liebe und Leben ſie fliehn
Noch ſchneller als Wolken und Wellen.

Abſchied.

Der Regen rauſcht, der Wind ſauſt hohl,
Der Fährmann harrt am Strande.
Ein Kuß, ein letztes Lebewohl!
Nun, Fährmann, ſtoß vom Lande!

An ſtolzer Schiffe Rieſenbau
Der Nachen ſchwebt vorüber.
Schon birgt ihn faſt das Nebelgrau;
Die Augen gehn mir über.

Noch kann des Tuches Abſchiedswehn
Die Scheidende erreichen;
Noch kann ich durch die Dämmrung ſehn
Ihr gleiches Liebeszeichen.

Und jezt — ein lezter, lezter Blick! —
Noch könnt' ich ſie ereilen!
Bald trennen mich von meinem Glück
Viel hundert weite Meilen.

O Scheideſchmerz, o Trennungsqual,
Wann endeſt du auf Erden?
Nicht ehr, bis all' dein Weh einmal
Wird ausgeſungen werden.

Am Bollwerk.

Durch das Bollwerk mit Gebraus
Schaumbemähnte Wellen ſchwanken,
Wie zum Käfig ſtreckt hinaus
Wild ein Raubthier ſeine Pranken.

Schaudernd unter meinem Fuß
Hör' ich dumpf die Balken ſtöhnen,
Dran mit ſtets erneutem Guß
Wilder Brandung Fluthen dröhnen.

Digitized by Google

Höher steigt die mächt'ge Fluth
Auf zum schwach geschützten Lande;
Was in nächt'ger Tiefe ruht,
Rollt sie schäumend auf zum Strande;

Läßt der Muscheln bunte Pracht,
Riesig schlanke Meerespflanzen
Aus der feuchten Tiefe Nacht
Brausend hin zum Ufer tanzen.

Jeder Welle dumpfen Schall
Fühl' ich an das Herz mir schlagen,
Und es weckt der Brandung Schwall
Bilder aus vergangnen Tagen.

Leidenvolle Leidenschaft
Wühlt hervor in wildem Schwanken,
Rastlos mit erneuter Kraft
Tief begrabene Gedanken.

Der Anker am Strande.

Der Nebel hüllte rings das Meer, die Wellen bäumten sich zum Strand,
Der Nordwind spornte jach sein Roß zornschnaubend gegen Helgoland.
Es schauerten bei seinem Nahn die Schifflein in der Felsenbucht,
Wie Hirsche zittern beim Gebrüll des Löwen in der Waldesschlucht.

Zur Erde hin den Blick gesenkt schritt einsam ich den Strand entlang,
Wo an des Pfahlwerks Eichenkern sich schäumend bricht der Wellen Drang.
Rings Trümmerhaufen, Plankenwerk, zerbrochne Masten klein und groß
Von einem Wrack, das jüngst der Sturm begraben tief im Meeresschooß.

Und eines Ankers Eisenleib ragt hoch darneben hingestreckt,
Des pfeilgespizten Fußes Wucht von rothem Flugsand überdeckt;
Es starrt des Riesen Eichenarm so dräuend durch die finstre Nacht,
Als hielt' ein Krieger todeswund bei seines Herren Leiche Wacht.

Adolph Stahr.

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Die Seine war mit Masten, der Quai mit Menschen bedeckt. Zahllose Commissionäre fielen über die aussteigenden Fremdlinge her, zu tragen und zu führen, Alle mit großem Pathos deklamirend, was Niemand anhörte. Ich folgte dem ersten schlechtesten in das Hôtel de Rouen. Praktischem Nutzen zu Liebe und den Lesern aus Bremen zu Gefallen schalte ich die empfindsame Bemerkung ein, „daß man im Hôtel de Rouen äußerst gut ist," auch ißt und trinkt und schläft, also überhaupt gut ist. Preiscourant desgleichen gut: ein Zimmer im dritten Stock drei Franken per Nacht; Speisen und Getränke auf ähnlichem Fuße. Betrag meiner Zeche über Nacht: 15, sage fünfzehn Franken französische Währung. — Wer mir nun noch einmal den Vorwurf macht, daß ich ohne Interesse reise und ohne Interesse schreibe, den heiße ich einen Lästerer.

Rouen ist eine wunderbare Stadt. Man könnte sie das französische Nürnberg nennen, seiner Häuser wegen, oder auch das französische Köln, dem Strome und den Quais nach, oder endlich das französische Linz, der umgebenden Berge halber. In Rouen soll längere Zeit verweilen, wer schöne Aussichten liebt, schöne Kirchen, schöne Schiffe, also eigentlich jeder Mann. Die Stadt hat einen doppelten Charakter und 96,000 Seelen. Die Seelen stecken theils in den gothischen Häusern, theils in den antigothischen Kauffahrern. Die Seine geht wie eine große Giftader hindurch, und ihr zunächst bleicht ein Ton nach dem andern von der alten, grauen, malerischen Grundfarbe ab, während sie ihre neumodige, eintönige weiße Tünche mit ein Bischen goldenem Firniß über das statt vollendete, vielmehr verstümmelte Meisterstück schwemmt. Der Geist von ehemals flüchtet bergan in die winkeligen, engen Gassen, wo ihn überhängende Giebel, geschnizte Erker und gespizte Thürmlein nicht lange mehr werden schirmen können. An die ehrwürdigen Kirchenhäupter rückt das zudringliche, profane Gesindel von Segeln und Masten immer näher heran, und auf den herrlichsten Rumpf einer absterbenden Kunst hat jezt schon die junge, bauernstolze und bubendreiste Industrie ihr nichtssagendes Puppengesicht und eine Mütze aus der Pariser Fabrik gestülpt, auf den steinernen Dom nämlich einen Thurm aus Gußeisen. An der Seine ist der Kampf längst entschieden, die neue Zeit hat dort vollkommen gesiegt und als ihre Trophäe eine glänzende Kettenbrücke aufgehängt. Eine Börse, eine Douane, ein indirectes Steuerhaus, lauter Paläste, spreizen sich auf dem breiten, nüchtern hellen Quai; Boulevards im Pariser Style sind dazwischen geworfen,

Digitized by Google

und damit die ekelhafteste Affektation und die abgeschmackteste Modethorheit des Jahrhunderts vollständigst repräsentirt sey, stehen auch schon zwei Bildsäulen da, Pierre Corneille und Boyeldieu, jener auf dem Pontneuf, dieser vor der Börse.

Mein Gasthof lag mitten im neuen Rouen, den Schloten der Dampfschiffe und den Masten der Kauffahrer gerade gegenüber; aber ein Abendgang durch die Gassen, über den Platz, wo Jeanne d'Arc verbrannt wurde, an den verschlossenen Kirchenthoren vorbei, war voll eigenthümlichster Eindrücke. Die Menschen, die mir begegneten, bildeten, im Zwielichte gesehen, eine minder störsame Staffage zu dem Nachtbilde, als ich dachte. Zumal die Weiber aus dem Volk sehen poetisch aus: ihre hohen, gewagten Mützen in normännischem Style sind eine Art gothischer Bauwerke, woran die neue Mode nur ein paar wehende Bänder mehr geknüpft hat. So eine Aepfelfrau trägt ein ganzes Symbol ihrer Stadt auf der Stirne. Victor Hugo würde drei Bogen füllen mit der Beschreibung ihres Kopfputzes in allem technischen Detail und sechse mit Jeremiaden über dessen Herabwürdigung. Ich höre ihn die Worte badigeonnage, impiété, vandalisme verschwenden, bis sein Verleger, Herr Dellope am Börsenplatze zu Paris, schier außer sich gerath über solchen Reichthum, bei dem er ein armer Mann wird. Immer zu, Hugo, wenn auch noch nicht Victor! Für unsereins auch einige Seiten! Rache die deutschen confrères an unseren gemeinsamen Erbfeinden!

Ich verließ Rouen mit aufrichtigen Seufzern, von denen einige — abscheulich, aber wahr — weniger dem Dom als den fünfzehn Franken galten; siehe oben. Wenn ein Mensch über ein mißhandeltes Kunstwerk gerührt seyn kann, warum nicht auch über eine mißhandelte Börse, zumal wo dieselbe so empfindsam ist wie bei dem empfindsam Reisenden? Traurig saß ich auf dem Hinterdeck des vortrefflichen, stattlichen Dämpfers, „La Normandie" geheißen. Viele Leute um mich her sahen Rouen verschwinden und freueten sich an der schönen Natur. Drei Engländer nur, meine Nachbarn auf der hölzernen Bank, unterhielten sich lieber mit einander statt mit jener. Ihr Gespräch war Politik. „Ihr glaubt doch nicht, Sir," sagte der Aeltere zu dem Jüngsten, der so fantastisch aussah, wie ein Cockney nur aussehen kann, „Ihr glaubt doch nicht, daß wir diesem französischen Volke etwas lassen möchten, was uns noch in irgend einer Weise dienen könnte? somewhat in some way useful to us?" — Lord Byron (so nenne ich den Jüngsten, weil er eine seidene Schleife à la Byron um den Hals trug, zu haben in der Regentstreet, um einen Schilling das Stück) Lord Byron deklamirte über die poetische Verklärung, welche man Helena genommen habe; er sprach von der ewigen See und von der untergehenden Sonne, von Albion und Korsika, von Napoleon und Nelson, während der Alte die Beine mit unnachahmlicher englischer Grazie überschlug und mit den Händen auf seinen schottisch karrirten Modesten trommelte. Der Dritte im Bunde war ein Politiker par excellence; denn er schimpfte auf little Thiers, pries our good friend Mr. Guizot, und nannte die ganze Aschentransportation a humbug, as ridiculous as Frenchmen ever made one.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, August.

Der Miethewucher. — Die Anleihe.

Ein Unglück, worüber wir schon in unserem lezten Bericht klagten, hat mit reißender, grauenvoller Schnelle zugenommen: der Miethewucher, diese Schande Hamburgs der großen Theilnahme gegenüber, die ihm von auswärts geworden. Wenn überhaupt in einem Freistaat eine Classification der Bürger zulässig ist, so wünschten wir, sie hier geben zu können. Nicht die „Reichen" sind es, die ihren Mitbürgern die Haut über die Ohren ziehen, sondern die Miethewucherer gehören mit geringen Ausnahmen recht eigentlich dem Mittelstande an, und zwar dem begüterten, der zwischen denen, die man im Volke „Vornehme" nennt, und dem eigentlichen Gewerbstande steht, obwohl auch mancher grundbesitzende Handwerker zu den argen Wucherern gehört. So lange noch die Größe der Last, welche die Anleihe den Eigenthümern auflegen würde, unbestimmt war, flüchtete sich der schändliche Wucher immer hinter den Mantel der eigenen unerschwinglichen Abgaben; nachdem aber durch den Raths- und Bürgerschluß vom 21sten Juli die Last ganz und gar auf den Mittelstand gewälzt worden ist, fällt auch diese Ausflucht weg. Die Wucherer aber haben eben den Ausschlag gegeben zu jenem Bürgerschluß; denn wenn sonst der Convent kaum 200 Besucher zählte, so ward die erwähnte Bürgerversammlung diesmal von 705 erbgesessenen Bürgern besucht, und die Mehrzahl war eben deßhalb hingegangen, um die Abgabe auf ihrer ärmern Mitbürger Schultern zu wälzen. Gewiß hat manchem der gewöhnlichen Vertreter der Bürgerschaft die Seele dabei geschmerzt, aber Stimmenmehrheit gilt. — Einzelne Hauswirthe haben ihre jährliche Miethe bis auf das Doppelte, ja auf das Dreifache in die Höhe geschnellt und von den Unglücklichen, die keine Wahl hatten, sogar noch einen mehrjährigen Contract erzwungen. Ein Mann, welcher verschiedene kleine Wohnungen auf dem Valentinskamp besizt und in Folge der Anleihe etwa 600 Mark jährlich zu steuern hat, steigerte seine Miethen so weit, daß er außer seiner Abgabe jährlich etwa 1000 Mark Miethe mehr einnimmt als zuvor. Ein anderer Mann, dessen Wohnungen auf den großen Bleichen liegen und der sein Geld im Auslande verzehrt, preßte seine Miethsleute so sehr, daß ihm jezt gegen früher ein jährlicher Ueberschuß von etwa 2000 Thalern Preußisch erwachsen ist. Ein Professor der Naturgeschichte, welcher von der Stadt freie Wohnung hat, überließ den untern Theil derselben an Abgebrannte für jährliche

1150 Thaler Preußisch, und derselbe im Volke längst verurtheilte Gelehrte machte dem Inspektor des botanischen Gartens Vorwürfe darüber, daß er in den Schreckensnächten vom 5ten bis zum 8ten Mai die Flüchtigen und Abgebrannten in das Gebäude des botanischen Gartens aufgenommen, ohne ihn, den Direktor, deßhalb zu fragen. Dagegen theilte der Inspektor, Ohlendorf, der im botanischen Garten wohnt, Stuben, Betten, Küche und Kammern mit den Unglücklichen, welche die Flamme zum Thore hinauspeitschte. — Der Hülfsverein und die öffentliche Unterstützungsbehörde haben verschiedene Maßregeln ergriffen, dem Wucher indirekt Schranken zu setzen; sie errichteten schnell eine große Anzahl recht wohnlicher Häuschen vor dem Steinthore und dem Dammthore, so wie auf dem Walle an einzelnen Stellen; im alten Jungfernstieg und auf der Esplanade erhoben sich wie unter eines Zauberers Stab Buden und Boutiken, um dem Bedürfnisse an Verkaufslokalen für Detaillisten abzuhelfen. Alle, welche Platz hatten, kleinere Wohnungen zu bauen, wurden aufgefordert, sich zu melden, um gegen dreijährige freie Ueberlassung an die Unterstützungsbehörde einen guten Theil der Baukosten entgegen zu nehmen; man veranlaßte viele der Vermögenderen, einen Theil ihrer Häuser unentgeldlich für die Abgebrannten herzuleihen, und mit sehr großer Menschenfreundlichkeit gaben Viele den Verunglückten nicht bloß Obdach, sondern auch Speise und Trank. Aber alle diese Anstrengungen und das Eifern gegen den Wucher in den öffentlichen Blättern halfen nichts; das Uebel fraß um sich, gleich einem Krebs, und selbst bessere Hauswirthe wurden durch die von Miethern ihnen gemachten Gebote mit fortgerissen. Das Drängen nach Wohnungen und Läden, die mehr in der Mitte der Stadt sich befinden, ist zu groß, und davon abgesehen, sind 20,000 Seelen nicht so leicht untergebracht.

Ein anderes Uebel, das der Stadt aus dem Brande zu erwachsen drohte, war die gänzliche Zerrüttung ihres Hypothekenwesens. Die großen Kapitalisten, welche ihr Vermögen in verschiedenen Häusern stecken haben, begannen bereits die Posten zu kündigen, und zwar einmal, weil die Sicherheit derselben vor der Bestimmung der Deckungs- und Tilgungsart der Anleihe eine sehr relative schien, zweitens aber, weil die Anleihe eine lockende Gelegenheit zum Gewinn darbot. Wenn diese Kündigung einriß, so war es schlimm für den Wohlstand Hamburgs; aber sie ließ bald nach, als der Modus der Deckung und Tilgung ein für die Besitzer so leichter ward, und diejenigen, welche gekündigt hatten, wußten mit ihrem disponiblen Geld um so weniger etwas anzufangen, als der ganze Antheil, den Hamburgs Kapitalisten an der Anleihe nehmen sollten, auf 5 Millionen Mark beschränkt ward. Daher war der Zudrang, zu diesen 5 Millionen zu zeichnen, so stark, daß innerhalb fünf Tagen 25—27 Millionen gezeichnet wurden, woraus denn glänzend hervorgeht, daß Hamburg die Anleihe aus eigener Mitte ohne Mühe ganz hätte übernehmen können. Und es ist in verschiedenen deutschen Zeitungen stark getadelt worden, daß der Staat nicht seine eigenen Bürger zu Gläubigern gewählt. Allein eben, weil der Staat die Mittel im Verkehr nicht beschränken, weil er die Gelder nicht aus den Häusern und Erben ziehen lassen wollte, opferte er einen freilich nicht geringen Betrag; aber die Folge dürfte zeigen, daß dieses Opfer keineswegs zu groß war. Schon jetzt ist der Disconto so niedrig, wie er nur zu den Zeiten des größten Ueberflusses gewesen, und Kapitalien zu jedem Geschäfte sind leicht zu erhalten. Könnte irgend ein Zauberstab jetzt die Häuser und Straßen herstellen, vermöchte er's, die Speicher und die Läden im Nu hervorzurufen, Niemand würde am Stand des Hamburger Geldmarktes merken, daß Hamburg vor drei Monaten abgebrannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Schluß.)

Hallmann. — Der Berliner Galgen.

Im selben Augenblick mit Kuglers Zurückweisung (gegen dessen ehrenwerthe Persönlichkeit übrigens Niemand etwas einzuwenden hat) erscheint hier von dem Architekten Hallmann aus Hannover ein sehr bedeutsames Werk: „Kunstbestrebungen der Gegenwart," welches mit Feuerzungen gegen den Schlendrian und die Schulen in der Kunst, die einseitig bestimmten Richtungen der Vorzeit folgen, ankämpft und die Künstler (namentlich die Architekten) nur auf das Studium der ununterbrochenen Entwickelungen der lebendigen Wirklichkeit hinweist. Er möchte sogar die freie Kunst vom allem Zwange des Beamtenwesens, welches nothwendig zur Pedanterie führe, emancipiren. Das kleine Buch ist mit einem Feuer und einer Beredtsamkeit geschrieben, die man bei ausübenden Künstlern noch nicht erlebt hat. Da es mit großer Schärfe gegen viele preußische Institutionen ankämpft, auf die wir stolz zu seyn vermeinen, so macht es auch in dieser Beziehung Aufsehen. Hallmann, unbezweifelt ein großes Talent, hat übrigens sehr nahe liegende Gründe, mit den Verhältnissen hier unzufrieden zu seyn. Von unserem Könige nach dessen Thronbesteigung als Hofbauinspektor berufen, hatte er mit derselben Ungunst der älter berechtigten Künstler zu kämpfen, und mußte wie Kugler dem Buchstabenrechte weichen. Man forderte von ihm, daß er die preußischen Examina mache, gleich den andern Architekten, die nur unter dieser schwierigen, kostspieligen und zeitraubenden Bedingung, auch bei eminentem Talente, zur Praxis und zum Staatsdienste zugelassen werden. Hallmann wollte sich dem nicht fügen, und schied darauf durch einen Vergleich wieder aus den preußischen Diensten. Seine Schrift ist daher auch eine Appellation an das Gericht des Publikums. Daß solche freimüthige und kräftige Sprache auch in diesem Gebiete gegen die Bureaukratie geführt werden darf, ist ein neuer Beleg der Annäherung an eine freie Presse.

Der Berliner Galgen ist abgebrochen. Die Kultur hatte ihn, früher in einer äußersten Sandwüste der Stadt vor dem Oranienburger Thor angelegt, bereits erreicht, die Stettiner Eisenbahn hat ihn überflügelt. Er war keine graue Ruine des Alterthums, und es geben damit weder ehrwürdige, noch besonders remarkable Erinnerungen unter. Nur der eiserne Judengalgen, an der äußern Seite angebracht, hätte in jetziger Zeit, wenn etwa ein Jude zum Tode wäre verurtheilt worden, zu Beleuchtung wichtiger Zeitfragen Anlaß geben können. Wir sind nun ohne Galgen; noch merkt man nicht den Einfluß. Aber unter dem Galgen fand man, merkwürdiger Weise, beim Abbrechen — einen Schatz; gestohlenes Gut, nicht ohne Werth, das die Diebe nicht sicherer verbergen zu können vermeint, als da, wo es Niemand suchen würde. Ueber die Zeit der Vergrabung ist nichts ermittelt. Möglich, daß der Dieb an demselben Galgen sein Leben endete und auf ewig stumm wurde, unter dem sein verborgenes Gut ruhte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. September 1842.

Oh ye, who make the fortunes of all books,
Benign Ceruleans of the second sex!

Byron.

Vier Wochen in Berlin.

II.

(s. Nr. 184—188.)

Ich habe im vorigen Briefe von einigen modernsten Schriftstellerinnen gesprochen; ich nehme das Thema heute wieder auf.

England hat in der Person der Gräfin Blessington eine Schriftstellerin, die im Fach des socialen Romans mit Glück arbeitet. Sie besitzt nicht die poetische Rücksichtlosigkeit der Madame Aurora Dudevant, von der diese Richtung moderner Romane ausgegangen ist; doch neigt sie sich entschieden ebenfalls zu den Interessen einer revolutionirenden Gesellschaft, so weit dieß einer Engländerin möglich ist. In ihrem Roman: „die Opfer der Gesellschaft" sind die interessantesten Figuren diejenigen, die mit der geselligen Ordnung und dem Codex der Moral im Streit liegen. Hier trifft sie gänzlich mit der deutschen Gräfin Hahn-Hahn zusammen, nur daß diese sich nicht entschließen kann, am Schluß des Buchs ein hochnothpeinliches Gericht zum Besten der Moral zu halten, wie die Engländerin es für nöthig findet, wenn sie nicht gesteinigt werden will. Dieser Schluß der „Opfer der Gesellschaft" ist absurd. Wahnsinn und Tod, Schmach und Entsetzen werden der Heldin an den Kopf geworfen, und diese hat doch weiter nichts verbrochen, als dessen jede elegante Frau, die in der Gesellschaft lebt, allenfalls fähig ist. Wer das Leben der vornehmen Kreise kennt, weiß, wie ächt und wahr ein solcher weiblicher Charakter ist, wie er in der Person des Fräuleins Montressor geschildert ist, und wie er durchaus nicht die strenge Züchtigung verdient, der ihn die Verfasserin unterwirft, lediglich um sich bei der Moral einen guten Namen zu machen und es mit den Prüden ihrer Nation nicht zu verderben. Dieser Zug geht durch die ganze englische schöne Literatur. Byron unterließ diese „Hinrichtungen" und wurde gestraft. Wenn Bulwer seine interessanten Bösewichte, wie im „Eugen Aram," wirklich an den Galgen abliefert, so thut er es wenigstens mit dem ganzen pomphaften Gefolge von Trauerstören, weinenden Jungfrauen und händeringenden schönen Geistern, so daß der Justiz der Bissen, der ihr so thränendurchweicht in den Mund geschoben wird, gar nicht mehr recht schmecken will und sie eigentlich sich schämen muß, daß sie ihn noch annimmt. Auf diese Weise dient man freilich der Moral, ohne sich dabei die Finger zu verbrennen. Es kommt auf den alten Satz des schalkhaften Montaigne zurück, „daß die Poeten von der Sünde leben."

Die Gräfin Blessington nennt sich irgendwo die Freundin Byrons; es ist daher glaublich, daß sie von

Digitized by Google

ihrem im Purpur der Poesie geborenen durchlauchtigen Freunde die Kühnheit überkommen hat, mit der sie hie und da die Feder führt und Mißbräuche in der Gesellschaft aufdeckt. Ihr Talent ist ein schönes, allein kein bedeutendes, und Damen der alten Garde der Literatur, wie Lady Morgan zum Beispiel, sehen auf die Ideenarmuth dieser Romanschöpferinnen unserer Tage mit Geringschätzung herab. Allein die doktrinären Frauen sterben nach und nach aus. Man hatte von der Frau von Staël her eine solche Masse spiritueller Funken über die Literatur dahinstäuben sehen, daß dieses Feuerspiel anfing zu ermüden. Die Gesellschaft hatte sich von den neuen Lehren angeeignet, was sie sich aneignen durfte und mochte; dann aber war auch die Wirksamkeit dieser Missionärinnen abgeschlossen, und sie mochten nun sagen, was sie wollten, man hörte nicht mehr auf sie. Die Institute, deren Boden sie auflockern wollten, wurden von der Zeit dennoch gehalten, und das Geschrei der Stimmen ohne die Wirklichkeit, ja sogar ohne die Möglichkeit einer That, wurde lästig. So ist die Mission einer Madame Dudevant so wie die einer Lady Morgan abgethan; es ist nicht abzusehen, was ähnliche Geister jezt noch wirken sollen. Die Ehe lächerlich und absurd, quälend und grausam hinzustellen, ist bis auf einen gewissen Grad geglückt; allein da die Zeit das Institut einmal hält, so ist der weitere Kampf zwecklos. Wer zum erstenmal die geheimen Schäden der Ehe aufdeckte, machte mit seinem Buche eine gewaltige Wirkung; wer es aber noch thut und auf dieselbe Weise thut, wie es Tausende vor ihm gethan, ist ein alberner und langweiliger Schwätzer und wir kehren ihm den Rücken.

Nach den vielen und mannigfaltigen Bildungsstoffen, die unsere Zeit aufgenommen hat, scheint es, ist's nöthig, daß ihr Ruhe werde, um das Empfangene zu gestalten. Eine Menge Reformen haben bis jezt nur auf dem Papier gestanden; es ist nichts davon in's Leben getreten. Dieß zeigt, wie langsam der Organismus arbeitet, wie sich die Zeit Zeit nimmt und wie wir mit unserer krankhaften Hast ohnmächtig abprallen von der festen, gesunden, breiten Brust des vorschreitenden Genius der Menschheit, der seinen geheimnißvollen Weg ruhig verfolgt, über dessen Haupt die ewigen Gestirne kreisen. Wenn sich ein Institut, sey es des Staats oder der Gesellschaft, wirklich nicht mehr halten kann, so wirft es die Hand eines Kindes um, und es braucht dazu nicht der tausend Kräfte, die wir heutzutage sich anstrengen sehen. Darum, ihr Romane, gebt uns wieder Stille, Ruhe, gebt uns den grünen Schmelz der Wiesen, das thaubeperlte Blatt der Rose, die schöne Fülle und Klarheit lieblicher Jugend und Gesundheit. Laßt die Musen, die auf dem Wege waren, sich in politische Schreierinnen zu verwandeln, wieder die fröhlichen Tänze aufführen, die sie einst tanzten, als die Flöte Virgils sie begleitete, als die Leyer Ariosts sie hüpfen machte. Diese armen Mädchen des Olymps, wie schmählich habt ihr sie vernachläßigt, wie wenig wißt ihr noch von der Grazie und Süßigkeit eines griechischen Mundes, der die Zauberformeln göttlicher Anmuth, heitern Scherzes, köstlichen Muthwillens in den frischen Formen einer schönen Sprache rundet! Eure Bücher wimmeln von schlechten Sprachformen, eure Gebete an die Götter sind trocken und albern, eure Liebesbriefe selbst sind Gezänke. Ihr seyd nicht mehr im Stande, euch im Schatten eines Baumes hinzuwerfen und ein Liedchen vor euch hinzusummen; ihr nehmt jeden jungen zappelnden Vers und laßt ihn, in schwarze Farbe getaucht, in Bücher drucken. Wie wenig lieben das die Musen, wie gehässig ist dieß den Grazien!

(Fortsezung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsezung.)

Wisse, günstiger Leser, daß diese Diskussion, welche dir sehr außer der Zeit zu liegen scheint, uns desto näher, örtlich nächst sogar lag. Die Bank, worauf wir saßen, war die Einfriedigung eines kleinen Monuments, bestehend aus einer Messingplatte mit der Inschrift: „Hier hat die Asche Napoleons gestanden, auf ihrer Ueberfahrt von St. Helena nach Frankreich.“ Ein Modell des Sarges, weiß eingehüllt, an den Ecken die Adler des Kaisers, auf der Decke seine große mythische Chiffer N. erhob sich über dem Denkworte. Die „Normandie“ hatte die Belle Poule abgelöst und war ihrerseits von einer „Dorade“ abgelöst worden. Unterhalb Paris, bei Courbevoie, däucht mich, landete er — dießmal wohl zum leztenmale, empfangen, wie sonst, geleitet, wie sonst, aber Asche, Asche. Kein Funken mehr, nicht einmal so viel Gluth, um das französische Stroh anzuzünden oder die strenge Kälte des Wintertages durchzuwärmen. Die Engländer schwazten in ihrer Weise noch lange darüber, bis Lord Byron Hunger bekam und in die Kajüte eilte.

Von Rouen bis zum Havre fährt das Dampfschiff ohngefähr sechs Stunden, eine Strecke nicht ohne Reiz, mit schönen Ufern, felsig, bewaldet, romantisch und mit noch schöneren Wasserſichten, Inselbildungen, Stromgängen, in immer wachsender, immer beschleunigter Entfaltung der Seine. Tancarville mit seinen heroischen Reminiscenzen, die stolze Abtei Jumièges, die Mährchenwelt von Robert dem Teufel, Caudebec und seine schöne Kirche, Quillebeuf, auf dem Wasser scheinbar

Digitized by Google

schwimmend, lauter vergangene Herrlichkeiten tauchen auf, tauchen nieder; der Kiel rauscht durch das reiche Sagengebiet der Normandie wie ein mächtiger Rhapsode, mit dem Stab die tönende Wasserharfe schlagend.

Leider — nur in einer schändlichen Parenthese sey es gesagt — war die Musik an Bord gegen diese Sphärenharmonie eine bloße abscheuliche Biersiedelei. Und wiederum leider waren diese bloßen abscheulichen Biersiedler, welche nach einer unbegreiflichen Uebereinkunft in der menschlichen Gesellschaft das Recht besitzen, ruhige Bürger oder lustige Reisende, trotz aller Gegenvereine, Thierzuquälen, sie waren Deutsche, sie waren mehr als Deutsche, aus Fulda waren sie, wie der Dialekt der langen Clarinette unwiderleglich bewies. Mich schauderte. Aber nein, ist es nicht in ganzem Ernste spaßhaft, daß es fast auf allen Dampfschiffen solche Tonwanzen gibt, die man obendrein noch zahlen muß? Ich bin kein verwöhntes Ohr, kein strenges Urtheil, kein ekler Nerv, und wohl weiß ich ein leichtes Lied, eine Flöte oder Guitarre zur Wasserfahrt, Abends in freundlichem Kahne, zu schätzen, wie ich soll; nur dürfen solche Professionisten nicht den ganzen lieben langen Tag streichen, blasen und greifen, obendrein jede Note fälschend, jeden Laut zerreißend, jedes liebe oder unliebe Musikstück bis zur Unkenntlichkeit karikirend.

Dringendes Bedürfniß der Zeit ist eine Wasserpolizei gegen vagirende Musikanten; Deklamatoren werden mit eingeschlossen. Vielleicht kommen diejenigen obrigkeitlichen Personen diesem mannigfach gefühlten Bedürfniß entgegen, welche jetzo nur die Pässe der Reisenden sorgfältigst visitiren und visiren. Meine Herren, erstrecken Sie doch Ihre äußerst dankenswerthe Mühewaltung auch auf die Bässe. Ein abscheuliches Wortspiel, nicht wahr? Gut noch, daß ich nicht auf ein anderes Instrument gefallen bin.

Bei Honfleur dämmert uns eine graue, frische, weite, kühle Meeresahnung voll entgegen. Schiffe schon von allen Seiten; sie mehren sich im Maße, als die Häuser sich mindern. Die Ufer treten immer weiter zurück. Kaum erkenne ich die malerisch geschwungenen Höhenzüge hinter Havre. Ueber Honfleur auf der äußersten Spitze der scharf abgeschnittenen Küste steht ein großes Kreuz und eine kleine Kapelle für die Dankgebete geretteter Seefahrer und für die Verzweiflung vergeblich ausschauender Wittwen und Waisen. Die Tonnen im Wasser, Meilenzeiger und Wegweiser, schwanken schon gleich Irrlichtern, aber schwarzen, bald hoch auf, bald tief unter den Wellen. Standespersonen, insonderheit Damen von gutem Ton und öffentlichem Zartgefühl, müssen hier seekrank zu werden suchen. Der Bediente breitet dann einen Teppich auf dem Deck aus, der Steward bringt ein Kissen, der Ehemann einen Mantel, und der Freund entfernt sich, ob lächelnd oder seufzend, ich weiß nicht. Welche Gelegenheit für plastische Talente, Stellungen, Gewandwürfe, künstliche Lockenzerstörungen —! —

Havre liegt auf einem Dreieck, das in die verschlungenen Gewässer des Kanals und der Seine keck hineinragt. Wenn der Dämpfer um die Jetée herumschwenkt, thut sich der Binnenhafen der Stadt gastlich auf. Langsam keucht der verschnaufende Gigant die schmale Straße in das Bassin hinauf, an Wartthürmen, Leuchten, Seebollwerken, Kriegs- und Friedensfahrzeugen vorüber. Wer noch keine ähnliche Scene gesehen hat, wird nicht eher aus dem Erstaunen kommen, bis er in das Wirthshaus „Hôtel de l'Amirauté" tritt. Mir ging es umgekehrt. Ich wunderte mich mehr über das letztere, als über die erstere, denn jenes war eben so schlecht, als diese schön und verheißungsreich. Nur das Zimmer mit dem Blick auf das Bassin und über's Meer söhnte mich aus mit einem äußerst mittelmäßigen Mahle.

Nach einem tüchtigen Gange durch eine fremde Stadt Abends im Fenster liegen, das Weltmeer rauschen hören in langen, feierlichen Athemzügen, und dazwischen auf das kleine Geräusch der nachtdunkeln Menschen zu Füßen lauschen, das ist ein Augenblick, den ich um Vieles in der Welt so ganz ausschöpfen und ausschildern möchte, schriebe ich nur für mich, zum Schreiben, nicht zum Lesen für Andere, die das hundertmal besser gelesen haben und hundertmal schlechter. Ich schweige. Es schwatzen für mich die Windfahne über meinem Haupt und der Wimpel des großen Dreimasters drüben. Seltsames Nachtgespräch das, und seltsame Nachbarn. „Gevatterin," klatscht die Fahne, „Ihr wißt nicht, was hier im Hause alles vorgeht, und am Lande erst und in der Stadt; ich sage Euch, es ist ein Scandal." — Und der Wimpel: „Als ob es besser wäre auf dem Wasser! Geht mir doch, Frau Base! Ihr seyd mir auch die Rechte: immer auf einem Fleck und doch nach jedem Winde." — „Ei, Ihr seyd ja ein recht grober Gesell." — „Schiffers Art, Alte." — „Ihr verlaufenes Volk" . . .

Da kletterte der kleine Schiffsjunge an den Stangen und Tauen in die Höhe und schlug den Wimpel in's Gesicht, daß er still war. Er steckte die Laterne am Maste an. Ueberall funkelten Lichtlein auf, unter den großen Baumwollenballen, aus trüben Kajüten- und Hüttenfensterlein, droben am Himmel auch. Mein Kopf wäre fast eingeschlafen auf der harten Brüstung, so sangen Wind und Welle das müde, alte Kind gemeinsam ein.

(Schluß des dritten Artikels.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, August.

(Fortsetzung.)

Luxus. — Neubau der Stadt.

Daraus folgt aber nicht, daß in Hamburg alle Noth verschwunden wäre. Viele Tausende bluten und viele Hunderte verbluten an den Wunden, die der Brand ihrem Wohlstand geschlagen. Für sie sind jene Kapitalien nur vorhanden, um ihnen ihr eigenes Elend in desto grellerem Lichte zu zeigen, ja um sie wirklich noch stärker zu benachtheiligen, da sie, die Mittellosen, mit denen, welche die Hände voll Geld haben, die Concurrenz nicht aushalten können. Zu diesen gehören vorzugsweise die Versicherten der insolventen Brandversicherungsassociationen, etwa 5000 Familien, die zum Theil Alles, zum Theil die Hälfte ihrer Habe und ihre Geschäfte verloren. — Einige große Fallissements, die nach dem Brande ausgebrochen, stehen zu diesem in keiner Beziehung; vielmehr sind Insolvenzerklärungen in Folge der Maitage bis jezt, so viel wir wissen, nicht vorgekommen. Sie werden aber ohne Unterstützung der bei Bieber Versicherten gewiß nicht ausbleiben, denn zu viele derselben haben Verbindlichkeiten, zu deren Erfüllung ihnen die Mittel abgehen.

In dem Convent, in dem die Deckung und Tilgung der Anleihe beliebt ward, wies der Senat auch auf Ersparungen hin, die von Seiten des Staates gemacht werden sollten, und Sparsamkeit wird überall empfohlen. Einige der größern Familien schränkten sich in der That bedeutend ein, namentlich im Geben von Gesellschaften und anderem theuern Luxus, so daß die Leute des Mittelstands, welche von ihnen zu verdienen gewohnt sind, es alsbald merken konnten. Sparsamkeit ist gewiß eine weise Tugend, aber nur die rechte, die ihre Grenzen kennt und nicht vergißt, daß der Luxus in großen Städten der Ernährer eines bedeutenden Theils ihrer Einwohner ist. So weit also in Staatsausgaben Sparsamkeit eingeführt wird, läßt sich nichts dagegen sagen, aber im Privatleben lassen sich große und plötzliche Beschränkungen nicht ohne bedeutenden Nachtheil für viele fleißige und sorgsame Bürger in's Werk setzen. Uebrigens ist von einer solchen Sparsamkeit im Mittelstand, dem sie zuerst empfohlen werden möchte, keine Spur zu bemerken, vielmehr steht hier der Luxus auf einer Höhe, wie bisher nie. Mobilien, Hausgeräth, Kleidungsstücke sind so elegant, wie bei dem reichen Manne; die Vergnügungssucht ist viel größer und die Lustbarkeiten augenfälliger. An den Sonntagen dieses Sommers waren trotz des Brandunglücks alle Lustörter in einem Umkreise von zwei Meilen so stark besucht, wie je in einem der vorhergehenden Jahre. Die Dampfschiffe, welche Vergnügungsfahrten nach dem dänischen Fischerdorfe Blankenese, nach dem hannöverschen Städtchen Harburg, nach Cuxhaven oder Helgoland, nach Stade oder Glückstadt, nach Boyenburg oder den Vierlanden machten, waren alle mit Passagieren bedeckt, und die Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn, die vorläufig doch vorzugsweise auf die Vergnügungslust der Hamburger angewiesen ist, hatte mitunter Sonntags bei der lezten Tour ihre sämmtlichen Wagen besezt. Außerdem fahren nach allen Orten um Hamburg Omnibus und Journalièren, die ihre Rechnung finden. Wenn der Sonntag erscheint, strömt es in mächtigen Strahlen nach allen Seiten aus den Thoren in's Freie.

Der Neubau der abgebrannten Stadttheile hat viele Federn in Bewegung gesezt, und einstimmig ist der Wunsch, daß die engen, regellosen Schlangenwindungen der Straßen nicht wieder erscheinen mögen. Unbeschadet dessen wünscht aber auch jeder Grundeigenthümer, dessen Erbe eine gute Lage hatte, das Seinige unverändert zu behalten. Der Egoismus dieses Theils der Bevölkerung ist in der That sehr groß. Eine lang ersehnte Verschönerung Hamburgs wäre die Anlegung eines dritten Spazierganges (Jungfernstiegs) um das Bassin der Binnenalster, auf ihrer östlichen Seite, wo das nun auch eingeäscherte Zuchthaus stand, bis an den Wall beim Detentionshause. Dadurch wäre die Binnenalster von vier prachtvollen Spaziergängen eingeschlossen worden, und nicht leicht möchte eine andere Stadt eine solche Zierde aufzuweisen haben. Aber die Eigner mehrerer Grundstücke in der Zuchthausstraße und am Holzdamm weigern sich, auch nur von ihren am Alsterufer liegenden Gärten einen Theil dazu herzugeben, versteht sich gegen gute Entschädigung. Wenn also auch nicht wegen seiner Kostspieligkeit, so mußte schon wegen dieser Halsstarrigkeit der Eigenthümer der großartige Lindley'sche Plan bei Seite gelegt werden. Man bezeichnet den Plan des hiesigen Architekten de Chateauneuf als denjenigen, welcher dem Aufbau zu Grunde gelegt werden dürfte; nach diesem würden nur dort Erweiterungen und Verbesserungen eintreten, wo die Mängel der Lokalitäten allzu merkbar geworden waren, im Uebrigen aber die Stadt, nur in größerer Regelmäßigkeit, hergestellt werden, wie sie war. Doch auch dabei wird man noch auf viele Schwierigkeiten stoßen, denn das Expropriationsgesez darf auf Verschönerungen nicht ausgedehnt werden, und wo ist bei diesem Wiederaufbau die Grenze zwischen nöthiger Verbesserung und bloßer Verschönerung zu finden? Das für die Herstellung der Stadt verheißene eigene Expropriationsgesez ist bis jezt noch nicht gemacht; wohl aber erheben sich in verschiedenen Straßen schon neue Häuser aus der Asche der niedergebrannten, und kürzlich wurde auf dem Holzdamm der erste Baukranz über der Ruinenstadt aufgehängt. In den Straßen, welche breiter gelegt werden sollen, werden, wie es heißt, die Eigenthümer der Häuser auf der ihren Platz behaltenden Seite die Hälfte der Entschädigung derer tragen, die ihre Erben einziehen müssen. Den Bau der öffentlichen Gebäude anlangend, so werden die Kirchen zuerst bedacht. Die am Bußtage für das Brandunglück zum Besten der Kirchen veranstaltete Collecte ertrug 21,000 Mark; freilich nicht den fünften Theil dessen, was 1750 für die abgebrannte Michaeliskirche einkam. Aber es bildete sich zunächst zum Aufbau der Petrikirche eine Commission, dann eine für den Aufbau beider eingeäscherter Gotteshäuser, und endlich kam ein Verein von Frauen und Jungfrauen Hamburgs dazu, welche für denselben Zweck arbeiten und sammeln wollen. Von dem Petrikirchenthurm kann das Gemäuer benüzt werden, auch vieles von dem Steinwerk der Kirche, deren innere Ausschmückung auch großentheils gerettet ist, namentlich die Gemälde von der Stadt aus dem dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Die Nikolaikirche dagegen hat fast Alles verloren und ist so sehr zerstört, daß nicht ein Stein der Ruine wird benüzt werden können. Die kleine Gertrudenkapelle wird bereits einigermaßen ausgebessert, um später der Petrigemeinde als Gotteshaus zu dienen. Diese Gemeinde hält jezt in der Aula des Johanneums ihren Gottesdienst; die Nikolaigemeinde hat sich in der Waisenhauskirche eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

igitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. September 1842.

Where's the roll? where's the roll? — Let them appear as I call; let them do so, let them do so! Let me see! Where is Mouldy?

Shakespeare.

Kriegsſpiele.

Einberufung der Landwehr. — Marſch der Linie.

(Im gegenwärtigen Augenblick, wo die großen Kriegsübungen am preußiſchen Rhein die Aufmerkſamkeit beſchäftigen, dürfen die folgenden Skizzen auf gute Aufnahme rechnen, zumal den meiſten Leſern das preußiſche Wehrſyſtem nur im Allgemeinſten bekannt iſt. Wir werden vom ſelben Verfaſſer eine Beſchreibung des Lagers bei Grimlinghauſen und der Kölner Feſte folgen laſſen.)

Bei den großen Manövern, welche in Preußen alle drei bis vier Jahre gehalten werden, wie überhaupt in der ganzen Bewaffnung dieſes Militärſtaates, ſpielt die Landwehr eine ſehr große Rolle. Jeder Staatsbürger wird in ſeinem ein-und-zwanzigſten Jahre vor eine Aushebungscommiſſion geſtellt, die ihn auf das Gutachten von Aerzten zum Militärdienſte körperlich tauglich oder untauglich erklärt. Lezteres kommt viel ſeltener vor, als man glauben könnte; wer befreit werden will, muß für jede Waffenart, ſelbſt für den Train, untauglich ſeyn. Mit einem fehlenden Auge oder einer verkrüppelten Hand iſt es nicht gethan. So erinnere ich mich ſehr gut, unter den „Fahrern" der Geſchütze ſchöne ſtarke Leute gekannt zu haben, die an der linken Hand verwachſene, unbrauchbare Finger hatten, und doch nach einiger Uebung ihren Zügel ganz gut zu führen wußten und den Dienſt auf's Beſte verſahen. Die Dauer der Dienſtzeit für jede Waffenart iſt geſetzlich auf drei nach einander folgende Jahre feſtgeſezt; ſie wird jedoch bei der Infanterie auf ein und ein halbes Jahr, bei der Reiterei und Artillerie auf zwei und ein halbes Jahr ermäßigt, nach welcher Zeit die Leute zur Kriegsreſerve entlaſſen werden, von der ſie zur Landwehr übergehen, um in dieſem Verbande bis zum vierzigſten Lebensjahr zu verbleiben.

Dieß klingt hart; ein ſolche Feſſel, welche alle Lebensverhältniſſe einzuzwängen ſcheint, kommt dem Ungewohnten unerträglich vor. Der Preuße macht ſich auch im Allgemeinen keineswegs ein Vergnügen daraus, nach der Dienſtzeit in der Linie noch eine Reihe von Jahren Landwehrmann zu bleiben; aber jeder erkennt die Nothwendigkeit des großartigen Inſtituts und bringt gern dem allgemeinen Beſten alle drei bis vier Jahre einige mühevolle Wochen zum Opfer. Denn vom Appell, der jährlich zweimal die Landwehr zuſammenruft, iſt gar nicht zu reden; dieſe Verſammlungen werden von den Leuten meiſt als Luſtpartieen angeſehen. Der Appell wird in der Nähe ſelbſt jedes größern Dorfes Compagnienweiſe abgehalten. Man wählt hiezu gewöhnlich den Sonntag, um keine Arbeitszeit zu verderben. Außer den Landwehrmännern ſelbſt findet ſich eine Menge von Zuſchauern aller Claſſen ein, und ein buntes Gewühl bedeckt den

Digitized by Google

Platz. Schenkwirthe und Marketender haben sich ebenfalls eingefunden, und wenn nicht der lustige Ton der Fidel fehlte, könnte das Ganze für ein Volksfest gelten; es wird dabei gelacht, gejubelt und zuweilen etwas geprügelt, gerade wie bei den Kirchweihfesten. Die Soldaten, die hier manchen alten Bekannten treffen, den sie vielleicht im ganzen Jahre nicht gesehen, und sich dabei mancher Streiche aus dem Garnisonsleben erinnern, necken einander, und selbst gesezte Familienväter gedenken mit Lust der Zeit ihres Rekrutenstandes und lachen und scherzen, als habe ihnen so eben erst der Capitän d'Armes die Exerzierjacke angezogen. Natürlich erscheinen dabei Alle in ihren Civilkleidern, und nur die Lieutenants, die gestern noch mit der Feder hinter'm Ohr ihren heutigen Soldaten die Rechnungen ausgestellt oder fertige Waaren abgenommen, brüsten sich in ihren Uniformen, ohne sich heimlich darin zu fühlen. Bald zwängt sie der steife Kragen, bald kommt ihnen der Degen zwischen die Beine, und so sehr sie sich bemühen, recht militärisch auszusehen, so blickt doch beständig ihr friedliches Gewerbe störend aus dem Waffenschmucke hervor.

Endlich kommt etwas Ruhe in den bewegten Haufen; man gewahrt den Landwehrmajor, der mit seinem Adjutanten zu Pferde auf dem Appellplatze erscheint. Ihm folgt der Feldwebel, der sich vor seinen Kameraden in der Linie durch ein noch würdevolleres, gemesseneres Benehmen und eine weit stärkere Brieftasche unterscheidet, die zwischen dem zweiten und fünften Knopfe seiner Uniform wie ein Vorgebirge hervorsieht. Daß sich der Feldwebel der Landwehr an solchen Tagen ein großes Ansehen zu geben sucht, ist sehr natürlich; er ist ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke die schaffende Gewalt wohnt, die schaffende Gewalt der Landwehrliste, die ihm am Appelltage wie mit einem Zauberschlage eine dreimal größere Anzahl Untergebener zuwirft, als seine Collegen in der Linie commandiren. — Beim Erscheinen des Majors und des Feldwebels ordnet sich der Haufen der alten Soldaten von selbst in drei Glieder und bildet eine Fronte; der Feldwebel liest darauf die Namen Aller ab, die zu seiner Compagnie gehören und demnach auf dem Platze seyn müssen. Jeder Gerufene tritt aus dem Gliede und stellt sich einige Schritte abwärts, so eine neue Linie bildend, damit keine Unterschleife vorkommen und etwa einer für drei, vier Bekannte, die es nicht für gut gefunden hätten, beim Appell zu erscheinen, auf ihre Namen mit „Hier" antwortet. Nachdem die Compagnie verlesen und die Fehlenden notirt sind, läßt der Major einen Kreis schließen, theilt der Compagnie mit, was im Laufe des halben Jahrs im Bataillon vorgefallen ist, als da sind Urlaubsbewilligungen, Arrestverleihungen, kurz Alles, was die Soldaten angeht, und entläßt darauf die Mannschaft mit einer Rede voll Salbung.

Etwas ganz Anderes als diese jährlichen Musterungen sind die kleinern und größern Manöver. Schon bei den erstern wird die Landwehr in Regimenter und Brigaden zusammenberufen, erhält Waffen und Montirungsstücke und exerziert vierzehn Tage bis drei Wochen in verschiedenen Bezirken. Alle vier bis sechs Jahre wird nun aber ein sogenanntes großes Manöver abgehalten, an welchem ein oder, wie in diesem Jahre, zwei Armeecorps Theil nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

In die Galerie der modernen schreibenden Frauen gehört die Gräfin Rostopschin in Petersburg, ein Talent, ähnlich dem der Lady Blessington, ebenfalls die jezt bestehenden Formen der Gesellschaft als Gegenstand geistreicher Persiflage ergreifend. Sie hat nicht das Feuer Lermontoffs, nicht die Libertinage des Grafen Salahoup, aber auch nicht die kühle, kalte Feder Joukoffskys. Sie gehört ganz der Gegenwart an, und ihre Schilderungen der Gesellschaft sind blühend und wahr, obgleich man englische und französische Muster nicht verkennen kann. Das Leben der höhern Stände in Petersburg ist nach französischem Styl geformt; es läßt sich also denken, daß, was man in Paris anbetet und verdammt, man auch in Petersburg anbeten und verdammen wird. Eine Schriftstellerin wie die Gräfin Rostopschin kann also unmöglich original seyn; wenn man russische Originalität finden will, muß man sie nicht in den Petersburger Salons suchen.

Unter den deutschen Schriftstellerinnen zeigt sich Amalie Winter als eine bedeutende Erscheinung. Die kleinen Produktionen, mit denen sie bis jezt hervorgetreten, durchleuchtet eine scharfe, lebendige Auffassung, und diese Schärfe wird gemildert durch einen bei einer Frau seltenen Humor. Die Stoffe der Gegenwart liegen auch ihr sehr nahe und sie greift sie mit großer Selbstständigkeit und ohne jene poetische Beschränkung an, die ihre leidenschaftlicheren Mitschwestern mitbringen und wodurch ihre Lehrsätze so oft getrübt und unsicher werden. Es ist Schade, daß diese Dame kleinen Verhältnissen angehört; mit ihrem scharfen Auge, ihrer suchenden Seele, ihrem Herzen, das für jedes menschliche Interesse pulsirt, gehörte sie recht eigentlich auf den Markt unseres Lebens. Einige flüchtig hingeworfene Skizzen von ihrer

Feder zeigen, wie ſie mit ihrem geiſtigen Wollen überall hintaſtet und das Weſen der Dinge ergründen möchte, die ſie nicht in der Nähe ſehen kann. In ariſtokratiſchen Verhältniſſen geboren, iſt ſie weit entfernt, an dieſe Schranken ſich zu halten; jede Volks- und Geſellſchafts-eigenthümlichkeit reizt ſie zu einer Menge von Combinationen, von denen die meiſten aus Unkenntniß der Dinge nur witzige Spielereien ſind, andere jedoch in das Ziel treffen und überraſchende Reſultate geben. Das einſame, ſtille, in Liebe und Entſagung hinſterbende Leben einer Frau hat wohl Niemand ſchöner geſchildert und in ſo wenig wortreicher Schilderung als ſie, und nur lediglich deßhalb, weil ihr ein ſolches Leben in der Nähe vorlag. Erfunden hätte ſie es nicht, die Poeſie in ihrer Fülle iſt ihr nicht zugetheilt; allein das Wirkliche, das Beſtehende findet an ihr eine Darſtellerin, wie es wenige gab und keine gibt.

Noch erwähne ich einer deutſchen Dichterin, welche die zarteſten, tiefſten und bedeutungsvollſten Töne der Lyrik, faſt ungekannt in unſern guten deutſchen Landen, anſchlägt. Es iſt Betty Pauli, eine Wienerin. Die Journale in ihrem ewigen Geſchwätz, in ihrer Mißgunſt, ihrer Tadelſucht und unerhörten Leichtfertigkeit überhüpfen, indem ſie uns bogenlange Epiſteln über inſipide Schauſpieler und Tänzer bringen, oft das wahre Talent, deſſen Verkünder ſie ſeyn ſollen. Wir erinnern uns, die ſchönſten Verſe Betty Paulis in den Wiener Jahrbüchern geleſen zu haben, ohne daß auch nur einer bedeutenden Zeitſchrift es eingefallen wäre, auf ſie aufmerkſam zu machen. Es iſt dieß eine Unart unſerer Zeit. Während ſie die geſchmackloſen, poeſieloſen, aus Zeitungsartikeln in Reime metamorphoſirten Produktionen eines Hoffmann von Fallersleben erhebt, nur weil ſie dem Geſchrei des Tages ſchmeicheln, übergeht ſie die duftenden Blumen urſprünglicher Dichterkraft. Uns fehlt ein ganz unabhängiges Journal, das ſich der ſtillen, keuſchen, ſcheuen Namen annähme, die gleich den pauvres honteux einen Nimbus der innern Würde um ſich tragen, aber zu ſtolz ſind, ſich den Ruhm zu erbetteln, und zu arm, ihn zu erkaufen. Es gibt in Deutſchland viele ſolcher Talente, und ein Journal dieſer Art, eine wahre, ächte Adelszeitung des Talents, thäte uns noth.

Malerei und Sculptur haben, viel mehr als Poeſie und Muſik, die Freiheit hinzugehen, wohin ſie wollen. Die politiſche Karrikatur wäre das eigentliche Feld für die Genremalerei unſerer Tage, wenn ſie mit den Liedern eines Hoffmann wetteifern wollte. Statt deſſen haben wir in allen Ausſtellungen bis zum Ueberdruß Matroſen, Helgoländer Schiffer, Beduinengruppen, italieniſche Mädchen am Brunnen, und halbnackte Sklavinnen, von Korſaren geraubt und feilgeboten. Wie dieß Alles gerade für uns und unſer deutſches Leben paßt, begreift man nicht. Es weht auch kein Hauch des Gemüths, der Fröhlichkeit, der Laune in dieſen pretiöſen und doch ſo inhaltsleeren Compoſitionen. Man ſieht nur Bärte, ſchwarze Augen, fliegende Schleier, rothe Mieder, ein ſo oder ſo geſtelltes Bein, einen auf eine Marmorplatte geſtützten Arm, ein fades Lächeln oder einen eben ſo faden Ernſt. Was ſollen uns die Figuren des alten Teſtaments im nationalen Aufputz, den ihnen Vernet umhängt? Wird uns dadurch ein altes, köſtliches, ſüßes Geſchichtchen näher gerückt? Geht nicht hier auch alles in Bart, Burnus und Thierfell unter? Iſt's bei Rebecca nicht mit kohlſchwarzem Haar und dunkeln Augen abgethan? Sieht man noch ſonſt Charakter an ihr? Ueber jedem ächten Kunſtwerk, ſo auch über den Poeſieen des alten Teſtaments, ſchwebt jener Athem der Ironie, jene ſüße, in Lächeln verklärte Anmuth, die bei dem ernſteſten Gegenſtand immer das helle, klare, unbewußte Kindesauge durchblicken läßt. Dieſe Ironie iſt unſern Schöpfungen völlig fremd geworden, und nur in den Bildern Overbecks und Veits blickt ſie erhebend und erfreuend durch; allein ſie iſt durchaus nicht vorhanden bei den Franzoſen, und namentlich iſt Vernet ihr unleidlichſter Antagoniſt, und dieſe Art, die alten heiligen Geſchichten zu behandeln, iſt die unleidlichſte, die es geben kann. Es ſoll ſo viel Wahrheit darin liegen; aber es iſt die Wahrheit einer Flanellfalte, es iſt die Wahrheit eines gutgepuzten Beduinenbartes. Dagegen halte man das Blättchen von Overbecks Compoſition, die Eltern des Tobias, die am Fenſter ſitzen und nach ihm ausſchauen. Hier iſt die innere Wahrheit, die Wahrheit der Seele, entgegengeſetzt der Wahrheit des Flanells.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Unterſtützungsbehörde und Hülfsverein. — Die Hefe des Volks.

Im Waiſenhauſe, deſſen Zöglinge nach dem freundlichen Harveſtehude, dem Sitz Hagedorns, verlegt ſind, iſt der Rath mit ſeinen Angehörigen einquartirt; das öffentliche Leihhaus iſt zum Detentionshauſe umgewandelt, und letzteres, bereits wieder aufgebaut und mit Aſphalt gedeckt, ſoll fortan die ſchweren Verbrecher beherbergen. Das Zucht-, Werk- und Armenhaus iſt in der Uhlenhorſt, einem Landgute an der Außenalſter, eingerichtet. In die Vorſtadt St. Georg ſollen ſpäterhin auch die Kaſernen verlegt werden. Der Staat ſtand auch wegen Ankauf des berühmten Tivoli mit ſeinem Theater und Wintergarten in Unterhandlung, allein er wollte

die Forderung des Eigners, 190,000 Mark B., nicht bewilligen und der Kauf unterblieb. Dieses großartige Gebäude sollte zum Armenhause dienen, dessen jetzige Insassen auch in einem prachtvollen Palast wohnen.

Einen provisorischen Aufbau der Stadt haben Privaten, der Hülfsverein und die Unterstützungsbehörde bereits fast vollendet; die Privatpersonen, in so fern sie sich im alten Jungfernstieg und an den freien Plätzen inmitten der Brandwüste Geschäftslokale und Läden, so gut es sich in der Eile thun ließ, wieder herstellten; die Unterstützungsbehörde und der Hülfsverein, eigentlich nur im Namen verschieden, ließen auf der Esplanade und an andern Orten schon besser eingerichtete Buntiken, und vor dem Steins und Dammthore, so wie auf dem Walle, an derselben Stelle, wo im vorigen Jahre beim Musikfest ein Tempel der Freude, die Tonhalle stand, viele Wohnungen für ärmere Leute errichten. Dem großen Bedürfniß abzuhelfen und dem Miethewucher vorzubeugen, war ihr gedoppelter Zweck. Den leztern haben sie dadurch leider nicht erreicht, denn sie werden von den Miethern schlecht unterstüzt, weil diese sich lieber den härtesten Forderungen der Hauseigner unterwerfen, als in Buden wohnen wollen. Indeß sind diese leztern dennoch besezt, und es werden deren immer neue gebaut. Weislich gibt die Unterstützungsbehörde diese Lokalitäten nicht umsonst hin, denn sonst wäre das Mißverhältniß, den Opfern des Miethewuchers gegenüber, noch größer. — Die Hülfe, welche von diesen wohlthätigen Behörden anderweitig geleistet worden, ist, Dank der Theilnahme Deutschlands und der Fremde, wirklich großartig in ihren Erfolgen. Allein der Hülfsverein, dessen ganzes Vermögen mit einem Zuschuß von der Unterstützungsbehörde nur etwas über eine halbe Million Mark B. betrug, hat gegen 5000 Familien damit unterstüzt, wovon 4000 jede 50 bis 100 Mark bekamen, die übrigen je 150, 200—500 Mark. In viel größerem Maße half die Unterstützungsbehörde, die über bedeutendere Summen verfügt und namentlich Vorschüsse gemacht hat, welche wohl nie wieder zurückgezahlt werden möchten. Freilich war der Form wegen Bürgschaft für diese Anleihen erforderlich; aber es haben sich Bürgen gestellt für Abgebrannte, die sie nie gekannt und von denen sie nur das Zeugniß der Rechtlichkeit erhalten hatten. Auf diese Weise hatten Unterstützungsbehörde und Hülfsverein bereits in der Mitte des Juli mehr denn die Hälfte der milden Gaben an die vertheilt, für welche sie so schnell herbeigeflossen waren, und es darf gesagt werden, daß diese Hülfe Hamburg vor unendlicher Noth, vor großer Zerrüttung seiner Zustände, vor vielem Frevel bewahrt hat.

Freilich sind wohl nicht alle Gaben in die rechten Hände gekommen, was auch fast unmöglich gewesen wäre; denn wie schwer ist in solchen Fällen die wahre Noth von der zudringlichen, schlauen Unverschämtheit zu unterscheiden! Und es darf nicht geleugnet werden, daß auch bei dieser Gelegenheit eine nicht geringe Zahl jener Faullenzer und Taugenichtse, die stets von Anderer Arbeit zu leben trachten, ihre schmierigen Hände zum Nehmen vor den Bedürftigen vorausgestreckt hat. Erfüllt auch dieser Gedanke mit Unwillen, so muß man doch einräumen, daß in der ersten Zeit, wo noch Alles ungewiß war, es klüger schien, selbst den erkannten Schmarotzern etwas zuzustecken, damit sie durch ihr leidiges Geschwätz und ihre Frechheit die große Calamität nicht noch vermehrten. Diese schlechteste Klasse unserer Bevölkerung ist von der Polizei und von den Wohlthätigkeitsbehörden mit vieler Umsicht in Schranken gehalten worden, indem man ihnen sofort auch den Vorwand der Noth benahm und sie scharf im Auge behielt. Wenn in England durch eine Stadt 15,000 Menschen in tiefstem Schweigen ziehen, oder 25,000 eine Versammlung in größter Ruhe abhalten können, so möchte es für Hamburg mehr als schlimm seyn, wenn nur 400 Bewohner der Prachtherbergen und ähnlicher Höhlen durch die Straßen zögen. Der Uebermuth dieser Menschen hat noch nie wahre Noth gekannt; sie werden wegen Bettelei und Vagabundirens von Zeit zu Zeit verhaftet, und sie tragen eine mehr als betreibhafte Armuth zur Schau; aber wer sie bei ihren Orgien belauschen könnte, würde mit Erstaunen sehen, wie sehr sie aller Noth Hohn sprechen. Wenn in England die Gesellschaften zur Abstellung der allgemeinen Noth bei Rostbeef, Plumpudding, Ale und Porter sich von dem Elend der irischen Kartoffelesser mitleidig unterhalten, so erzählen die „Budje's" in den Bettlerherbergen, im tiefen Keller und andern Orten, sich von den Drillingen und Sechslingen, die sie zusammengebettelt, bei Mahlzeiten, welche viele Thaler herzustellen gekostet. Einige Züge mögen dieß beleuchten. Ein Kaufmann sah vor dem Hause eines Schlächters eine ausgezeichnet schöne Kalbskeule hängen, und da er gerade Gesellschaft geben wollte, so ging er hin, sie zu kaufen. Der Schlächter bedauerte, daß sie bereits bestellt sey. Der Kaufmann bietet einen höheren Preis als den gewöhnlichen; lächelnd sagt der Schlächter, einen solchen habe er bereits bekommen. Neugierig fragt jener, wohin denn die Keule komme, und erhält zur Antwort: nach der Prachtherberge. — Eine Dame, welche sich eine Gans beim Bäcker hatte braten lassen, und der die erhaltene nicht die übrige schien, untersuchte dieselbe und fand sie ganz mit Austern gefüllt. Sie sandte sie sogleich zum Bäcker zurück und dieser freute sich, daß der Irrthum entdeckt worden; denn die mit Austern gefüllte Martinsgans gehörte — nach der Prachtherberge. — Man versichert uns, daß in diesen Höhlen des Elends und der Verbrechen Faro mit Schillingseinsätzen und Whist, den Point zu einem und zwei Schillingen, gespielt wird. Was hätte Hamburg von dieser allezeit zum Standal und Raub aufgelegten Hefe des Volks zu erwarten gehabt, wenn Klugheit und Festigkeit ihnen nicht ihr gewöhnliches Aushängeschild, Armuth und Noth, aus der Hand genommen hätte! Ebenso ist der Polizei, die jezt so vielfach angefochten wird, nachzurühmen, daß sie mit vieler Gewandtheit fast alle Diebereien ausforscht, welche in so großem Maßstabe während der unheilvollen Maitage verübt worden sind. Namentlich sind die meisten der Räuber aufgefunden, welche, als die Flammen in wildester Gluth über Hamburg zusammenschlugen, die Axt auf der Schulter und die weiße Binde um den Arm, mit den Zeichen rettender Gewerke, umherzogen, in die Häuser stürmten, verschlossene Thüren und Schränke erbrachen und die widerstrebenden Eigenthümer mißhandelten. Die Polizei hat ferner einige Subjekte ausgemittelt, welche in der Uniform der Bürgergarde, dem Kleide der Sicherheitswache, ihre diebischen Klauen nach dem Eigenthum des Nächsten in der lodernden Flamme ausstreckten. Sodann ist die heilige Hermandad noch immer beschäftigt, die Mobilien und Waaren, welche während des Brandes in Schlupfwinkel verschleppt wurden, aus denen sie ohne ihre Hülfe wohl nie zu Tag gefördert würden, nach dem Stadthause zu schaffen und die rechtmäßigen Eigner auszuforschen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. September 1842.

Schriften über Pauperismus.

5) Der Krieg der Stände. Von Friedrich von Sydow. Weimar, Voigt, 1841.

Eine Beleuchtung der Stellung, welche gegenwärtig die verschiedenen Stände oder Berufsklassen in der Gesellschaft einnehmen, und namentlich der Ansprüche, welche sie machen. Auch hier ist die Hauptklage, daß die niedern Klassen sich durch zu hohe Ansprüche, Luxus und Hoffart, schaden und ruiniren.

Es ist in der That außerordentlich auffallend, daß selbst in solchen Staaten Deutschlands, in denen in allen politischen Verhältnissen das absolut monarchische Princip in größter Strenge und Ausschließlichkeit waltet, dagegen in socialen Beziehungen ein wahrhaft republikanisches Nivellement aller Stände vor sich geht, wie in Nordamerika. In demselben Staate, in welchem die denkenden Köpfe, die Weisen und Hochgebildetsten ihre Geistesprodukte einer Censur unterwerfen müssen, in welchem die solidesten und sachkundigsten Korporationen und Magistrate sich bei der bescheidensten Vorstellung an ihres Nichts durchbohrendes Gefühl zurückgewiesen sehen und bedeutet werden, auf ihrem beschränkten Standpunkt könnten sie nicht urtheilen; in demselben Staate darf sich dagegen der Dienstbote, der Lehrjunge gegenüber seinem Herrn alles erlauben und nehmen die untersten Klassen mit den Moden und Genüssen der höheren zugleich einen unerträglichen Trotz an. So befinden sich die gebildeten Klassen, der eigentliche Kern der Nation, in einer traurigen Klemme zwischen zwei einander vollkommen entgegengesetzten Einwirkungen, zwischen einem fast asiatischen Despotismus hier und einem fast Yankeemäßigen Demokratismus dort. In ein und derselben Stunde kann der durch einen barschen Polizeibefehl tief gedemüthigte Hausvater zugleich der ganzen anarchischen Frechheit eines Dienstboten ausgesetzt seyn. Während er sich hier vor einem Vorgesetzten ängstlich bücken muß, thäte es ihm noth, sich auch wieder dort vor seinem eignen widerspenstigen Gesellen oder Diener zu bücken. So scheint es denn das Wahrzeichen unsrer Zeit: Knechtschaft der Männer, Emancipation der Buben! Was in dieser Beziehung in der Literatur geschieht, ist nur der Widerschein des Lebens.

Man kann schwerlich in Abrede stellen, daß die Gesetzgebung hauptsächlich daran Schuld ist. In den meisten neuern Gesetzbüchern paart sich eine unerbittliche Härte gegen politisch Andersdenkende mit einer wahrhaft lüderlichen Nachsicht gegen gemeine Verbrechen. Alle Schranken, die ehemals die öffentliche Sitte der Rohheit und Gemeinheit zog, sind durch Gesetze und polizeiliche Verordnungen niedergerissen. Gelindigkeit der Strafe macht das Verbrechen ehrlich; ja völlige Strafloſigkeit macht, daß man noch auf seine Schande trotzt. Das Stehlen gilt schon lange nur noch als ein leichter Fehler. Man frägt höchstens: wie viel ist gestohlen? an die moralische Schändlichkeit denkt Niemand. Die frechste Dirne darf sich getrost im jungfräulichen Brautkranz vor den Altar stellen; man wird ihr ihn nicht mehr abreißen. Die faule Magd ärgert ihre Frau bis aufs Blut, lauert, bis diese in der Hitze ein unhöfliches Wort braucht, verklagt sie dann und erhält Recht. Ein ehrliches Mädchen, ein ehrlicher Jüngling kommt fern vom Lande herein in die Stadt, um zu dienen. Gleich werden sie von Aelteren ihres Standes unterrichtet, daß sie sich von der Herrschaft nichts gefallen zu lassen brauchen, daß sie nur recht dreist widersprechen sollen, daß sie sich nichts abgehen lassen und wenn sie stehlen, nur nichts gestehen sollen; so komme man immer durch und die Herrschaften seyen schon so mürbe gemacht, daß sie von den Dienstboten alles dulden. Darf man sich nun wundern, daß diese von

Digitized by Google

Natur roben, durch böses Beispiel verführten und durch eine verkehrte Gesetzgebung geschützten Menschen nun auch ihre Stellung unter den Ständen verkennen, daß die Magd es im Putz der Frau, der Bediente in Ausschweifungen dem Herrn zuvor thun will? Wer sieht nicht des Sonntags auf allen Straßen Damen in seidenen Kleidern, deren ungraziöse Haltung und gemeiner Ausdruck die Magd verräth? Wie kommt sie zu dieser Pracht? Nur zu häufig auf Kosten der Ehrlichkeit und Sittlichkeit. Aber gibt es ein Gesetz, was diesem Luxus, dieser Quelle des Lasters steuert? Nein.

Hören wir hierüber den Herrn von Sydow: „Fragen wir nach jenen alten treuen Dienern und Dienerinnen, welche in ihrem Dienst alt wurden, die sich als Glieder der Familien, in welchen sie dienten, ansahen, über dem Eigenthum ihrer Herrschaften, vom Größten bis zum Geringsten, mit beinah übertriebener Gewissenhaftigkeit wachten, auf den Vortheil und Nutzen ihrer Herrschaften weit mehr bedacht waren, als auf ihren eigenen, — die an Leid und Freude aller Familienglieder den innigsten, herzlichsten Antheil nahmen, sich von ihrer Treue und Anhänglichkeit durch nichts in der Welt, nicht durch Bestechungen, durch Ueberredung und andere Verführungsmittel abwendig machen ließen, und dabei gehorsam, unverdrossen, bescheiden und genügsam in Ansprüchen und Forderungen waren, in der Zufriedenheit der Herrschaft die ihrige fanden und sich so in einem Hause, in einer Familie, unentbehrlich machten, sich die begründetsten Ansprüche auf Achtung und Liebe, auf Berücksichtigung und Nachsicht für kleine menschliche Schwächen, Anspruch auf lebenslängliche Versorgung und auf jede mögliche Wiedervergeltung ihrer vielseitigen Dienstleistungen erwarben; fragen wir nach solchen guten, überaus nützlichen, den häuslichen Wohlstand und das Wohlbefinden der Familie fördernden Menschen; — und man wird uns hier und da noch von ihnen, wie von Personen aus längst verklungenen Mährchen erzählen und sie in Romanen und auf dem Theater uns als komische, meist lächerliche Zeichen aus alter Zeit vorführen, — aber in der Wirklichkeit suchen wir sie fast durchgängig vergebens, und finden wir sie in ganz einzelnen Ausnahmen noch, so verlieren sie sich, ohne die ihnen gebührende Beachtung, gleichsam unter den altmodischen Möbeln, die man nur im äußersten Nothfall einmal aus der Rumpelkammer hervorsucht. — Dagegen finden wir Kammerdiener und Bedienten, Leibjäger, Kutscher und Knechte; — Kammer- und Stubenmädchen, Köchinnen, Mägde und wie die zahlreichen Abstufungen in den Titulaturen unserer jetzigen dienenden Klasse alle heißen mögen, welche ihrer Außenseite nach oft Niemand für das ansieht, was sie sind, die nicht allein in dem Luxus der Kleidung, sondern auch in der Art sich zu benehmen und zu sprechen, oft leicht mit ihren Herrschaften verwechselt werden können, — die sich, dem Anscheine nach, nur aus Gefälligkeit in ein dienstliches Verhältniß begeben, deßhalb auch mit Lohn, Unterhalt und sonstigem Verhalten in ihren Ansprüchen kein Maaß und Ziel kennen; die, so lange sie ihren Vortheil damit erreichen können, sich durch Schmeichelei, Heuchelei und Aufmerksamkeiten aller Art bei ihren Herrschaften beliebt zu machen wissen, außerdem aber in Trägheit, Unlust, Ungehorsam, Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit, statt des Hauses Wohl zu fördern, dasselbe mit Verdruß und Unfrieden erfüllen; die, anstatt der Herrschaft Vortheil und Nutzen im Auge zu haben, nur, wo es irgend möglich, auf Kosten der Herrschaft, ihren eigenen Gewinn berücksichtigen und zu diesem Behufe Lug und Trug nicht scheuen; die das Eigenthum der Herrschaft in ganz anderm Sinne für das ihre betrachten, als die vorher bezeichneten gewissenhaften Dienstboten, — es nicht respektiren, vielmehr sich dessen nach Belieben zu eigenem Gebrauch anmaaßen, auf dessen Erhaltung aber in ihrem Leichtsinne nicht im Geringsten bedacht sind; — denen nichts heilig ist, was die Verhältnisse der Herrschaften angeht, Alles, was sie davon wahrnehmen, unbedenklich ausplaudern und jedes Vertrauen, was ihnen geschenkt wird, mißbrauchen. — Dienstboten treffen wir ferner in nicht geringer Anzahl, die sogar boshaft genug sind, ihrer Brodherrschaft muthwilligerweise Schaden zuzufügen, und Alles, was ihnen anvertraut wird, verwahrlosen; — die ihren Dienst und dessen Obliegenheit ganz als Nebensache betrachten, dagegen sich ausschließlich mit eigenen Angelegenheiten beschäftigen, sich mit überspannten, schwärmerischen, ihren Verstand verwirrenden und ihr Herz verstimmenden Büchern unterhalten, an Zerstreuungen, Vergnügungen, unmoralischen, verbotenen Umgang mehr denken, als an ihre Dienstgeschäfte, ja einen großen Theil der Zeit, als ihnen zukommend, unbedingt dazu in Anspruch nehmen. Es kann keinen Zweifel über den Geist unserer jetzigen Dienstboten, aber auch keinen über den Kontrast dieses Geistes zu der Bestimmung der dienenden Klasse geben, wenn wir bemerken, daß es Bedienten-Klubbs, Bedienten-Bälle und dergl. gibt, — wenn wir den Bedienten, den Kutscher, Reitknecht ꝛc. ꝛc., anstatt mit den ihm zukommenden Arbeiten beschäftigt, in Roman-Lektüren vertieft, oder im Kaffeehaus, auf dem Billard ꝛc. finden, — wenn wir die Küchenmagd am Scheuerfasse Bravour-Arien aus den neuesten Opern recitiren hören und ihr auf der Promenade in Strohhut, Shawl und modernstem Damenanzug begegnen, u. s. w. — Verwundern kann es uns bei diesem Ueberschätzungsgeiste, bei diesem unziemlichen Heraustreten aus dem eigenthümlichen Verhaltnisse

Digitized by Google

nicht im Geringsten, wenn die dienende Klasse sich ihrer Bestimmung schämt, wenn sie unzufrieden mit derselben ist, dieselbe, wo es nur irgend möglich ist, verleugnet und sich ihr, ohne Berücksichtigung der Folgen, zu entziehen sucht; — wenn unter Herrschaften und Gesinde ein ewiger Hader und Streit, ein steter Wechsel stattfindet; — wenn nur wenige Dienstboten mehr als kurze Zeit in ihrem Dienste verbleiben und nur wenige denselben mit Ehren und gutem Nachrufe verlassen; und nicht befremden kann es endlich, wenn die große Anzahl aus der Klasse der Dienenden, welche es nicht erwarten kann, in ein selbstständiges Verhältniß zu treten und sich daher, ohne Aussicht auf Erwerb und Nahrung, auf gut Glück mit überspannten und unpassenden Lebensansichten dem Spiele des Zufalls preisgibt, bald in ein unabsehbares Labyrinth von Verlegenheiten, von Kummer und Elend geräth, und wenn ihr dann alle Mittel, auch die niedrigsten und unwürdigsten, gleich sind, womit sie sich von dem am Ende doch unausbleiblichen Untergange zu retten sucht."

Auch dem Handwerkerstande macht der Verfasser schwere Vorwürfe in Bezug auf dessen steigenden Luxus, und sogar demjenigen immer zunehmenden Theil der Landbauern, die sich unter dem höhern Titel der Oekonomen auf ähnliche Weise über die ihnen angewiesene Sphäre emporschwingen. Doch trifft sein Tadel auch die höhern Stände und gebildeten Klassen, denn überall herrscht die Tendenz vor, mehr scheinen zu wollen als man ist. Der Bauer will Oekonom, der Voigt Wirthschaftsrath seyn; der Schneider wenigstens Kleiderkünstler oder Hofschneider oder Kleidermagazin-Inhaber; der Kaufmann Rath und Geheimerrath. Der Schulmeister will Präceptor, der Präceptor Professor, der Professor Hofrath ꝛc. seyn. Auf mehr als einer Universität ist die Gelehrsamkeit schon völlig in die Stufenleiter des Hofdienstes einrangirt und der Professor steigt von einem Jahrzehnt, oder auch wohl Lustrum zum andern regelmäßig zum Hofrath, Geheimenhofrath, Geheimenrath auf. Ja innerhalb des Staatsdienstes selbst avancirt man bereits viel früher im Titel, als im Amte selbst. Diese Narrheit ist so allgemein, daß man sie keinem einzelnen Stande allein mehr zum Vorwurf machen kann. Das Uebel aber ist, daß beinah Jeder, indem er mehr scheinen will, als er ist, es sich auch mehr kosten lassen muß, worüber viele moralisch und ökonomisch zu Grunde gehen.

Wer den Ständen ihre natürliche Stellung mit allen ihren gebührenden Rechten und Ehren zurückgeben könnte, würde der wohlthätigste Reformator der Gesellschaft werden. Die politische Freiheit, in deren Namen man so oft die Nivellirung der Stände vertheidigt hat, kann nicht nur beim Unterschied der Stände bestehen, sondern gedeiht auch besser dabei. Man darf nur jedem Stande seine politischen Rechte und seine Vertretung im Staate gönnen. Wie es nicht eine allgemeine Menschheit gibt, sondern Nationen; so gibt es auch kein allgemeines Volk, sondern Stände, und wie die Nationen innerhalb der Menschheit ihre natürlichen Grenzen haben, so auch die Stände innerhalb einer Nation. Wie keine Nation verworfen seyn soll, so auch kein Stand. Aber wie man die Nationen nicht dadurch frei macht, daß man sie in eine kosmopolitische Masse auflöst, so macht man auch die Stände nicht dadurch frei, daß man sie in eine ununterscheidbare Masse auflöst. Vielmehr ist jeder Stand, wie jede Nation, einer um so größeren Freiheit, eines um so größeren Wohlstandes und einer um so größeren Ehre fähig, je mehr er sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und nach seinen natürlichen Bedürfnissen entwickeln kann und sich allen unnützen und schädlichen Aufwand für erkünstelte Bedürfnisse und für Dinge erspart, die außerhalb seiner natürlichen Sphäre liegen.

6) Beitrag zur Förderung der Volkswohlfahrt von Ludwig Schreck. Leipzig, Schreck, 1842.

Hier werden mehrere einzelne Armenanstalten in Leipzig beschrieben und als musterhaft zur Nachahmung empfohlen.

7) Die Stadtbibliothek zu Graßenhayn, von K. Preusker. Dritte Auflage. Graßenhayn, Rothe, 1841.

8) Ueber Nacherziehung und Nachschulen. Von demselben. Leipzig, Hinrichs, 1842.

Herr Preusker, dessen patriotische Bemühungen längst allgemeine Achtung verdient und gefunden haben, legt mit Recht besonderen Werth auf die Erhaltung und Fortpflanzung der in der Schule erhaltenen Bildung, und das geeignetste Mittel dazu scheinen ihm Nachschulen, freiwilliger Unterricht, vor allem aber Gemeindebibliotheken zu seyn, durch welche der Gebrauch nützlicher Bücher Jedermann zugänglich gemacht wird. Was er im Verein mit seinen nähern Freunden dafür in der Stadt Graßenhayn geleistet, glaubt er der Nachahmung würdig und beschreibt es hier in allem seinem Detail. Je schwieriger die Auswahl einer Büchersammlung für gedachten Zweck bei der Unzahl unsrer Bücher ist, um so mehr muß man die außerordentliche Belesenheit des Herrn Preusker und den richtigen Takt bewundern, der ihn bei der Auswahl leitet. Der Vorwurf, der ihn

Digitized by Google

gleichwohl treffen könnte, er wolle des Guten zu viel, scheint sehr einfach mit der Bemerkung widerlegt werden zu können, daß doch nicht alle seine Vorschläge durchgeben werden, und daß es mithin gut ist, er bietet eine reiche Fülle zur Auswahl dar, weil dann doch Mancher Manches finden wird. In unsrer wählerischen Zeit muß man es den Leuten leicht zu machen suchen, so viel immer möglich.

9) Ueber Leseanstalten als Beförderungsmittel des Volkswohls. Von K. G. Schmid. Jena, Frommann, 1842.

In demselben Sinne geschrieben. Der Verfasser zählt bereits eine Anzahl von Städten auf, in denen eine Bibliothek zum Volksgebrauch angelegt sey. Es sind ihrer freilich erst wenige. Bedenkt man den verderblichen Einfluß so mancher Winkelbibliothek, worin moralisches Gift ausgeboten wird, und auf der andern Seite, wie mancher gute Kopf im Volke gefunden wird, der sich gern durch ein gutes Buch belehren lassen und bei dem es Früchte tragen würde, so kann man nur beklagen, daß Staat und Gemeinde nicht schon langst auf Büchersammlungen zu dem erwähnten Zwecke gedacht haben. Herr Schmid empfiehlt eine Anzahl Bücher, aber die Auswahl scheint uns zu gering. Man muß mehr vorschlagen, ohne deßhalb fürchten zu dürfen, daß zu viel werde angeschafft werden. Vorschreiben läßt sich doch Niemand; Jeder will wählen, also gönne man ihm eine größere Auswahl.

10) Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaften in den norddeutschen Bundesstaaten. Von J. H. Böttcher. Hannover, Hahn, 1841. 8. S. 688.

Ein ansehnliches umfangreiches Buch, mit eben so viel Gründlichkeit, als Enthusiasmus geschrieben. Der Verfasser ist in der neuen, aber schon ungemein angewachsenen Literatur der Mäßigkeitsgesellschaften sehr bewandert, benützt und citirt fast alle und gibt uns ein in der That sehr reiches und vollständiges Gemälde dieses Vereinslebens. Da ist nichts übergangen. Die Branntweinpest in allen ihren Folgen wird uns, nach den bewährtesten Zeugnissen, in ihrer ganzen Abscheulichkeit ausgemalt. Dann wird der Eifer und Erfolg gepriesen, mit dem die Mäßigkeitsgesellschaften dem Uebel entgegengewirkt haben; wird nachgewiesen, wie alle Schwierigkeiten trotz ihrer anscheinenden Unüberwindlichkeit doch besiegt werden konnten und können, werden die Ruchlosen, die sich den Gesellschaften widersetzen (insbesondere der Hamburger Pöbel) mit Entrüstung gestraft und zurechtgewiesen, und wird endlich ein statistisches Verzeichniß der Gesellschaften, und eine Uebersicht über alle Regierungsverordnungen, den Branntwein betreffend, und über eine Menge ärztliche und juridische Gutachten, so wie über die gesammte Literatur des Mäßigkeitswesens mitgetheilt. Aus den statistischen Tabellen erhellt, daß in Norddeutschland die Mäßigkeitsgesellschaften verhältnißmäßig noch nicht viele Mitglieder zählen, denn was sind 147,459 Individuen, die man im Jahr 1840 zählte, und worunter auch die Kinder mitbegriffen sind, in Vergleich mit dem ungeheuern Branntweinverbrauch, der noch stattfindet!

Schrift über Napoleon.

Napoleons Ansichten von der Gottheit Jesu. Durch D. G. v. Ekendahl. Weimar, Voigt, 1842.

Bearbeitung eines französischen Werkes von Beauterne. Es ist natürlich, daß man Napoleon auch von dieser Seite beleuchtet, und von Interesse, seine Verhandlungen mit der römischen Curie zu verfolgen. Im Allgemeinen aber muß man alles, was Napoleon je über Religion und Kirche gesagt hat, für berechnet und insofern fast immer für eine Maske halten. Er ehrte alle Religionen und ihre Priester, wenn sie ihm dienten; er verhöhnte und mißhandelte alle, wenn sie ihm hinderlich waren. Er sagte in Aegypten, er sey ein guter Muselmann. Er würde, wenn er nach Tibet gekommen wäre, sich zum Dalai Lama haben wählen lassen, wie einst Alexander sich zum Jupiter Ammon machen ließ. Er verband sich mit dem Papst, um ihn zu benützen, er verstieß ihn, da es ihm mißlang. Er ehrte die Protestanten, wenn er sie brauchte; er schmeichelte den Gläubigen mit der Versicherung, auch er glaube, und bediente sich eben so gern der alten Atheisten, wenn sie ihm nur nützten. Er forderte Gottesfurcht, wenn sie Bedingung der Kaiserfurcht war, aber er verdammte sie, wenn es hieß: fürchte Gott mehr als den Kaiser! Deßhalb ist es lächerlich, wenn sich fromme Christen unter andern auch auf Napoleons Gläubigkeit berufen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. September 1842.

Reisen.

Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch. Prof. in Jena. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Einzelne Mittheilungen aus diesem interessanten Reisewerk sind schon durch verschiedene Journale verbreitet worden und haben die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Herr Koch hat sich alle Mühe gegeben, über die kaukasischen Länder, die er selbst gesehen und über die er alles Vorhandene gelesen und benutzt hat, etwas Gründliches zu schreiben und seiner Vorgänger Lücken zu ergänzen und Irrthümer zu berichtigen.

Wir folgen ihm aus seiner thüringischen Heimath über Berlin und die Ostsee nach St. Petersburg. In dieser Hauptstadt fand er alle mögliche Gastfreundschaft und wurde ihm jeder Vorschub geleistet, sein kaukasisches Unternehmen auszuführen. Dabei wirft er einen sehr spöttischen Seitenblick auf gewisse Politiker, die von ihrem Russenhaß zu bekehren es nichts bedurfte, als einige Diners und Liebkosungen in St. Petersburg. „Durham und Mauguin, die früher öffentlich gegen Rußland predigten, sind nach kurzem Aufenthalte so befriedigt und selbst mit Vorurtheilen für Rußland aus Petersburg in ihre Heimath zurückgekehrt, daß man glauben möchte, sie wären nicht mehr dieselben. Kein Volk versteht aber auch wirklich so dem Haß und Widerwillen ein freundliches, offenes Wesen, das immer dabei fern von aller Kriecherei und Zudringlichkeit bleibt, entgegenzusetzen als die Russen, so daß es gar nicht auffallen darf, wenn jene Russenfresser timide Russenfreunde geworden sind. So sehr früher Mauguin seine Landsleute zum Beistande für die Polen gegen den russischen Despoten aufforderte, so sehr suchte er nun vor einiger Zeit dieselben Franzosen zu überreden, daß ein Bündniß mit dem freundlichen und milden Selbstbeherrscher aller Reußen sie allein gegen die Anmaßungen Englands schützen könnte.“ Bei der Art, wie der Verfasser die Sache auffaßt, thut er vielleicht dem ehrenwerthen Herrn Mauguin Unrecht. Mauguin hat wohl gerade so viel politischen Verstand, um sich durch Befriedigung der Gourmandise und Eitelkeit nicht bestechen zu lassen. Ein Princip, das er verficht, wiegt ihm wohl schwerer, als die Schmeicheleien einer Hauptstadt, die er übrigens in Paris eben so gut findet, wie in St. Petersburg. Wenn nun Mauguin seine Polenfreundschaft in Russenfreundschaft umgesetzt hat, so war daran keineswegs die gute Aufnahme in St. Petersburg Schuld, sondern einfach die Einsicht des Politikers, daß Frankreich durch Rußlands Freundschaft mehr zu gewinnen habe, als durch die polnische.

Unter den ausgezeichneten Männern in Petersburg, deren Bild uns Herr Koch näher vor das Auge rückt, bemerken wir mit Vergnügen Hrn. v. Fischer, der so viel für Botanik gethan hat und dem Europa fast alle die schönen sibirischen Zierpflanzen verdankt, die nach und nach bei uns eingebürgert worden sind; ferner den Finanzminister Cancrin, von dem wohl nicht jeder unserer Leser wissen wird, daß er ursprünglich ein Deutscher und eigentlich Kreds heißt. Herr Koch schildert ihn als einen Greis von seltenem Verstande und eben so seltener Güte. Unter den öffentlichen Anstalten, die Hr. Koch sah, nahmen ihn vorzüglich die Hospitäler in Anspruch. Auch hier geht es, wie in allen andern Anstalten des großen Kaiserreichs, so recht russisch her. „Trotz aller der gepriesenen und von mir anerkannten Vorzüge der Petersburger Krankenhäuser, wage ich dreist zu behaupten, daß diese in den meisten Städten Deutschlands besser sind. Zuerst, was hilft die übertriebene Eleganz in einem

Digitized by Google

Krankenhause, in dem nur Arme und Hülfsbedürftige aufgenommen werden? Ist es nicht Verschwendung, wenn man Tausende von Rubeln, anstatt noch mehr Kranke aufzunehmen, oder dieses Geld anderswo anzuwenden, an Luxus verschwendet? Zu was diese glasirten Wände, diese breiten mit Oelfarbe gebräunten Treppen ꝛc.? Verwöhnt man nicht dadurch Leute, die zu Hause in einer armseligen Hütte wohnen und Jahre lang in ihr der rauhesten Witterung getrotzt haben? Macht man sie nicht, indem man das geringste Lüftchen ängstlich von ihnen abwendet, nun erst recht reizbar für den Zugwind? Jedermann wird Reinlichkeit in Krankenhäusern preisen. Aber müssen denn die weißen Kleider solcher Armen, die vielleicht kaum ihre Blöße bedecken können, sogleich gewechselt werden, wenn der Zufall ein Fleckchen darauf bringt? Es kommt deßhalb gar nicht selten vor, daß Gesunde nicht wieder aus dem Spitale herauswollen, und sich selbst Gewalt anthun, um wieder von neuem als Kranke angenommen zu werden. Ich selbst habe solche Menschen gesprochen, die es offen mir gestanden. — Ein zweiter, ich möchte sagen, der Hauptfehler, ist der Mangel des Zutrauens, den die Aerzte von Seiten ihrer Vorgesetzten nur zu sehr fühlen müssen. Man meinte es gewiß gut, indem man alles, Nahrung und Arzneien, einer bestimmten Regel unterwarf, aber der Arzt kann allein nur nach dem Kranken entscheiden und muß in der ganzen Ausübung der ärztlichen Kunst freie Hand haben. Es ist wahr, Betrügereien werden dadurch zum großen Theil vermieden, aber der Kranke wird in seiner Genesung aufgehalten. So sind, um nur eines als Beispiel aufzuführen, die Portionen aller Kranken und Reconvalescenten genau bestimmt, und diese bekommen entweder eine Viertel-, eine halbe oder ganze Portion, die an der Tafel über dem Bette angezeichnet wird. Nun sind aber die Menschen verschieden, und dem einen ist eine halbe Portion zur Sättigung so viel, wie einem andern die ganze. Die Vorschrift gibt aber auch jenem eine ganze Portion, die, da der Reconvalescent nicht im Stande ist, selbst über die schädlichen Folgen derselben zu urtheilen, sobald er sie verlangt, auch bekommen muß, wenn der Arzt sich nicht in Unannehmlichkeiten setzen will. Der gemeine Russe ist aber gewöhnt, alles, was er vor sich hat, aufzuessen, und kann seiner Gierde nach dem Essen nicht Einhalt thun. Er ißt über die eigentliche Sättigung, verdirbt sich den Magen und die Krankheit ist von neuem hervorgerufen. — Ein anderer Fehler ist, daß die Lieferung der Arzneien und der Lebensmittel dem Wenigstnehmenden zugeschlagen wird, und wenn auch die Vorschriften dabei alles genau geregelt haben, so wird eben gerade dadurch dem Arzte und dem Lieferanten die Hand geboten, Unterschleife zu machen. Ich habe selbst Beispiele in den Spitälern im Innern Rußlands gesehen, die an das Unglaubliche grenzen, wo die armen Soldaten, die das Unglück hatten, in einem und demselben Zimmer zu seyn, sämmtlich gleichviel, ob sie Nervenfieber, Intermittens oder Leberentzündung hatten, dieselbe wohlfeile Arznei erhielten und auf gleiche Weise behandelt wurden. Solche Lieferanten können auch für die meist niedrigen Preise unmöglich die Arzneien liefern und sind gezwungen, zu andern Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Das Mißtrauen gegen die Aerzte ruft außerdem noch viele Uebel hervor, die nicht eher außer dem Wege geräumt seyn werden, bis zuverlässige, tüchtige Aerzte die obere Leitung in den Händen haben, und nur einem wissenschaftlich gebildeten Medicinalcollegium Rechenschaft abzulegen brauchen."

Von St. Petersburg reiste Herr Koch über Moskau dem Hochgebirge zu. Wir übergehen hier die Bemerkungen, die er unterwegs zu machen Gelegenheit hatte und versetzen uns mit ihm unmittelbar an den Fuß des Kaukasus. Er gibt eine sehr genaue Schilderung der Kosakenlinien am Kuban, eine Geschichte der allmählig fortgeschrittenen russischen Eroberung, eine Geschichte des Landes selbst und seiner verschiedenen Bevölkerung. Zuerst begrüßen wir die Nogaiertataren im Nordwesten des Kaukasus, dann die russischen Lager und Festungen. Herr Koch gibt die Statistik des nun im Norden des Kaukasus operirenden russischen Heeres, das stets wenigstens 60,000 Man stark erhalten wird (S. 207), und das von dem im Süden von Tiflis aus operirenden Heere verschieden ist. „Die Anstrengungen Rußlands, den Kaukasus, koste es was es wolle, sich zu unterwerfen, sind großartig, und mag man von dort aus jetzt das Gerücht ausstreuen, als habe es alle Eroberungsplane aufgegeben, so ist es doch gegründet, daß es gerade zu keiner Zeit so sehr nach dem Besitze des großen Gebirges gestrebt hat, als gerade jetzt, wo die drei asiatischen Reiche China, Persien und die Türkei ihrem Verfalle mit schnellen Schritten entgegengehen, wo England, Rußlands schlaue Politik in Asien erkennend, durch Waffensiege seinen Einfluß in dem reichsten Erdtheil geltend machen will und geltend gemacht hat. Scheinbar sieht Rußland dem Vorwärtsrücken der Britten ruhig entgegen, und alle Eroberungen, so glänzend sie auch ausgefallen, sind dem Selbstbeherrscher aller Reußen nicht das, was sie uns scheinen. Seine Emissäre, größtentheils Armenier, durchziehen ganz Asien, die Macht Rußlands als unüberwindlich schildernd und bringen sein Ansehen auf eine Stufe, auf die es Gewalt nicht gehoben hatte. Fortwährend handeln Russen oder russische Unterthanen mit den Bewohnern des innersten Asiens, und diese fühlen sich mehr zu jenen gezogen, als zu den selbstsüchtigen Kaufleuten Englands, die immer ihre

Digitized by Google

Uebermacht zu erkennen geben. Je glücklicher England in Asien kämpft, um so mehr verringert sich sein Einfluß, und seine Herrschaft wird in Asien um so wankender, je mehr es erobert. Mit der Eroberung Cabuls, Kandahars und Kantons nennen sich die Engländer Herren jener Städte und wagen doch nicht ohne große Begleitung die Thore zu verlassen; und sollten Herat, Lahore und Peking noch in ihre Hände fallen, dann gehören von neuem große Streitkräfte dazu, um diese zu behaupten. Immer neue Kämpfe werden sich erheben und alle Hülfsmittel nimmt England zusammen, um der stolzen Eroberung sich zu erfreuen, bis alle Kassen erschöpft, diese schneller verloren gehen, als sie gewonnen. — Nicht so macht es Rußland. Was es besitzt, befestigt und beruhigt es. Die Sitten und Gebräuche der Völker, die es unterworfen, ehrt es und schützt sie in seinen Grundpfeilern. Es versucht nicht umsonst sie mit sich zu assimiliren und, ihnen gleiche Rechte mit den echten Russen gebend, werden sie, ohne es zu wollen, Russen. In Persien, der Türkei, Chiwa und Buchara ist trotz des unglücklichen Feldzugs gegen Chiwa sein Einfluß so hoch gestiegen, wie er nie gestanden, und Chiwa ist ihm nicht die Verlegenheit geworden, als wenn es erobert worden wäre. Und doch hat es seinen Zweck erreicht. Der Chan von Chiwa sucht russische Freundschaft. Er hat sie gefunden und, seine Unabhängigkeit ungefährdet glaubend, beherrscht ihn Rußlands Einfluß mächtiger als je."

Das klingt wie eine Lobrede, der wir nicht beipflichten möchten. Die Engländer sind gewaltthätige und schlaue Eroberer, die Russen sind es auch. Die Engländer stiften Zwietracht unter den Nachbarn und bemächtigen sich der Schwachen; die Russen thun es auch. Aber die Engländer unternehmen zu viel, dehnen ihre Herrschaft zu weit aus und schwächen sich durch ihre eigene Größe; die Russen thun es auch. Da ist wohl keiner vor dem andern zu loben. Gewiß aber ist, daß das Joch englischer Gesetze erträglicher ist, als das der russischen Knute, und daß England in seine Botanybai nur gemeine Verbrecher schickt, während Rußland sein Sibirien mit Helden und Patrioten der von ihm überwältigten Nationen bevölkert. Endlich haben auch die jüngsten Vorgänge bewiesen, daß im russischen Reich die Religionsfreiheit keineswegs gesichert ist, und daß die Seele dort die Uniform anziehen muß, wie der Leib.

Herr Koch glaubt, daß die Russen ihre noch unsichern Eroberungen im Süden bald fördern und vollenden werden, wenn sie erst den Kaukasus mit St. Petersburg werden durch Eisenbahnen verbunden haben. „Eine Eisenbahn von über 2000 Meilen Länge scheint uns, die wir bei ungünstigem Terrain und bei den hohen Preisen der Materialien die Summen zur Anlegung von Eisenbahnen auf nur kleine Strecken kennen, kaum möglich zu seyn, was mich aber anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß eine Eisenbahn in Rußland, wo die Steine theurer als Holz sind, vielleicht nur ein Unbedeutendes höher zu stehen komme als eine gute Chaussee. Die Eisenbergwerke im Ural liefern eine solche Menge Eisen, daß man jetzt in Petersburg und Moskau der Wohlfeilheit halber es allenthalben, wo es nur geht, verbraucht. Holz zur Unterlage für die Schienen hat Rußland ebenfalls genug. Eine Ebene von nur unbedeutenden Erhabenheiten unterbrochen, zieht sich von Moskau bis in die Nähe von Jekaterinograd. Auf der südlichen Hälfte des Weges erlauben öde Steppen die Benutzung derselben fast ohne allen Aufwand, auf der nördlichen hingegen, wo viel Ackerbau getrieben und die Einwohnerzahl größer ist, befindet sich doch noch so viel ungebrauchtes Land, daß man durch Veräußerung oder Vertauschung die Kosten beim Ankauf der nöthigen und dem Staate nicht gehörigen Ländereien zum großen Theil wieder decken könnte. Die neueste Zeit hat uns ferner gelehrt, daß Rußland Kohlen in Menge besitzt, und wir sehen auch der Zeit entgegen, wo durch Wagners wichtige Erfindung einer elektro-magnetischen Bewegungsmaschine diese nicht mehr gebraucht werden. Bei solchen günstigen Umständen darf ja die Erbauung einer Eisenbahn kaum ein Drittel der Kosten, die sie bei uns verlangen würden, betragen, vorausgesetzt aber, daß die Leitung der Anlegung Ingenieurs übertragen würde, die bei guter Umsicht des Rufes der Tüchtigkeit und — Ehrlichkeit sich erfreuten, damit nicht eine Menge Menschen dabei betheiligt würden, die ohne den geringsten Vortheil dem Ganzen zu bringen nur darauf bedacht wären, ihre Taschen sich zu füllen. Leider geschieht dieß in Rußland sehr oft. — Wenn nun durch eine Eisenbahn die Verbindung mit dem Kaukasus in ein paar Tagen möglich wäre, so brauchte nicht immer ein gleich starkes Heer am Kaukasus schlagfertig auf den Beinen zu seyn, und man könnte im Falle der Noth so viel Truppen als nothwendig wären, schnell dahin absenden. Umgekehrt könnte man einen Theil der kaukasischen Truppen im Norden verwenden. Eine Reduktion der nun noch nothwendigen Truppen würde demnach nicht unbedeutende pekuniäre Vortheile bringen. Und sollte das morsche Gebäude der Türkei zusammenbrechen, dann kann Rußland dort schon eine Macht entfaltet haben, bevor es nur zur Kunde der übrigen Mächte gelangt ist. England braucht mehr Wochen, um nach Asien Truppen zu senden, als Rußland Tage."

Die heldenmüthigen freien Völker des Kaukasus erwehren sich inzwischen noch der civilisirten Sklaverei mit einem Muth und einer Klugheit, die wenigstens England, das ihnen nicht hilft, beschämt. Herr Koch sucht

Digitized by Google

den schwankenden Begriff der Tscherkessen zu fixiren. „Der Begriff Tscherkessiens ist bis jetzt, trotz der neuesten Reisebeschreibungen eines Dubois de Montpereux, eines Bell, Longworth ꝛc., unbestimmt geblieben, und bald verstand man nur die am schwarzen Meere lebenden Kaukasier darunter, bald wollte man alle Bewohner der nördlichen Abhänge des Kaukasus als Tscherkessen anerkennen. Französische Blätter der vorigen Jahre, trotzdem Dubois de Montpereux, selbst ein Franzose, eine ziemlich genaue Beschreibung des Kaukasus geliefert hat, lassen sogar Kachetien (die Ebene des Alasan), die östliche jenseits des Kaukasus liegende Provinz Grusiens, von Tscherkessen bewohnt werden und setzen es wiederum in die Nähe von Anapa und Suchum-Kaleh. Es ist aber auch nicht leicht, die Grenzen Tscherkessiens anzugeben, da die Tscherkessen sich nicht rein erhalten, sondern stets mit ihren Nachbarn, den Tataren und Abassen, vermischt haben. Nur die herrschenden edeln Familien sind in der Regel noch echt tscherkessischen Stammes, während das Volk mit Abassen, Tataren, Nogaiern ꝛc. gemischt erscheint. Vor allem haben sich die Kabarder und Beslenen am reinsten erhalten. Die große Gefahr, welche von Seiten der Russen ihre Unabhängigkeit bedroht, hat das Drückende der tscherkessischen Herrschaft sehr gemildert, und während die Tscherkessen sonst früher in beständigem Kampf unter sich waren, haben sie sich gegenwärtig vereinigt, und die unterworfenen und freien Abassen zu einem Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind aufgefordert. Deßhalb sehen wir jetzt außer den Tscherkessen besonders noch Abassen im offenen Kampfe mit Rußland, und alle Völker, welche im Nordwesten des Kaukasus wohnen, führen trotzdem den Namen Tscherkessen, zumal die Abassen zum Theil gern den Namen ihrer frühern Herren annehmen."

Nicht ohne Wärme schildert der Verfasser den angebornen Adel, die hohe Schönheit, die Tapferkeit und Freiheitsliebe, die anspruchslose Einfachheit und edle Gastlichkeit der Tscherkessen. Besonderes Interesse erregen ihre Volksversammlungen. „Diese Tafes oder Volksversammlungen berathen entweder das allgemeine Wohl, oder geben bei Streitigkeiten und innern Angelegenheiten die Entscheidung, und sind, wenn wenigstens zehn Verbrüderungen gegenwärtig sind, die höchste Instanz. Das Wohl des Vaterlands betrifft nur seine Stellung nach außen, und da jetzt Rußland der einzige Feind ist, so werden in den allgemeinen Versammlungen, die eben dieses zu berathen haben, nur die Verhältnisse gegen Rußland erwogen. Da ferner die einzelnen Verbrüderungen und selbst Stämme nicht mehr im Stande sind, allein zu widerstehen, so vereinigen sich Tscherkessen zur gemeinschaftlichen Handlung, und berathen vorher die Art und Weise der Ausführung. Alles übrige wird den einzelnen Familien und Verbrüderungen anheimgestellt, und diese handeln inmitten ihrer Marken, wie es ihnen beliebt. Bevor der Krieg die Bewohner Tscherkessiens zusammenführte, fanden nicht einmal Versammlungen in dieser Ausdehnung statt, und die eine Verbrüderung bekümmerte sich nicht um die andere. Jetzt hingegen, wo die Russen besonders längs der Küste des schwarzen Meeres Vesten angelegt haben, von denen aus sie häufig Ueberfälle machen, ist es nothwendig geworden, gemeinschaftlich zu handeln. Aus dieser Ursache versammeln sich nun in bestimmten Zeiten mehrere Stämme oder Verbrüderungen, und berathschlagen sich mit einander, was in dieser Noth zu thun sey? Da die Russen ihre Expeditionen geheim halten, so kommen sie den Tscherkessen immer unerwartet, und diese vermögen deßhalb nur geringen Widerstand entgegen zu setzen. Daher berathen denn diese Tafes auch mehr die Art und Weise, wie sie selbst einen Ueberfall auf eine Veste oder einen Einfall auf russisches Gebiet machen wollen. Sind sie mit allen übereingekommen, so wird der Bluteid geleistet, d. h. sie schwören bei und mit einander bis auf den letzten Tropfen Blutes auszuhalten. Der Eid wird entweder auf den Koran geleistet oder, wo die Tscherkessen sich nicht zur Lehre Mohammeds bekennen, dient irgend ein geheiligter Ort der Vorzeit, ein altes Kreuz oder die Ruinen einer Kirche zum Gegenstand, bei dem geschworen wird. Zur bestimmten Zeit finden sie sich alle an der bezeichneten Stelle und angethan mit den schönsten Kleidern und prächtigsten Waffen ein, um bei dem feierlichen Zuge, als welchen sie ihren Ein- oder Ueberfall betrachten, würdig zu erscheinen. Noch einmal versprechen sie nicht von einander zu weichen und wählen aus den Tapfersten ihre Führer, denen sie unbedingten Gehorsam leisten. Es werden die großen Kessel über die Feuer gesetzt, und ein gemeinschaftliches Mahl soll wo möglich die Glieder noch enger an einander ketten. Alles geht in der größten Ruhe vor sich, und würdig wird der Vorabend bedeutungsvoller Tage gefeiert. Man bleibt meist bis zum frühen Morgen beisammen, und bevor der Marsch angetreten wird, wascht man die treuen Begleiter der Menschen, die Pferde, noch mit warmem Wasser. So ruhig als möglich folgt alles dem Führer."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 7. September 1842.

Altdeutsche Dichtkunst.

Ein schön alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern. Also zum ersten Mal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in Druck ausgegeben durch den alten Meister Sepp, auf der alten Meersburg. Gedruckt in diesem iar (1842).

Meister Sepp, früher mit dem Beinamen von Eppishusen (im Thurgau), seit 1838 auf der schwäbischen Seite des Bodensees zu Meersburg, im alten Schloß der Bischöfe von Konstanz, ansäßig, ist allen Freunden der altdeutschen Poesie und Sprache dem Namen nach bekannt, viele darunter sind ihm auch persönlich befreundet und verpflichtet, weil er ihnen seinen reichen Schatz an alter Literatur freundlich zur Benützung gegönnt und durch seine Vertrautheit mit dem Leben unsrer Vorzeit in Schrift und Gespräch seit Jahrzehnten manch schönes Saamenkorn ausgestreut hat. Von Zeit zu Zeit pflegt er auch die ihm Befreundeten mit irgend einer kleinen Sammlung von Gedichten zu erfreuen, die er aus Handschriften und seltnen Drucken für diesen Zweck ausliest; die vier Bände seines Liedersaals, eine reiche Fundgrube mittelhochdeutscher Dichtungen (seit 1820), das Gedicht vom litthauischen König (1826), das Gedicht von Sigenot (1830) sind auf diese Weise entstanden, und in den Bücherschränken der Forscher um so willkommner, als sie, dem Buchhandel fremd, eine literarische Seltenheit bleiben.

Ungeachtet dieses nicht einmal halb öffentlichen Charakters, oder vielleicht gerade darum, wird eine Anzeige vom Inhalt der oben genannten Schrift hier gerechtfertigt seyn. Sie ist für ihren geringen Umfang, fünf Bogen, sehr reich. Die Mittheilung des Titelstückes, des historischen Lieds von Fritz dem Oettinger, einem Grafen von Hohenzollern, verdient schon darum Dank, weil über die darin erzählte Belagerung und Zerstörung der Burg Hohenzollern im J. 1422 so genaue Nachrichten, wie sie hier ein Augenzeuge, Meister Cuonrat Silberdraut (d. i. Silberdraht) von Rotweil, gibt, nirgends zu finden sind. Nach mancherlei Feindseligkeiten, die der wilde Graf gegen Rotweil verübt hat, und nach mehreren mißglückten Sühneversuchen, beschließt endlich der schwäbische Bund, ihn zu überziehn: nach Himmelfahrt 1422 legen sich die Kriegsvölker und die Geschütze vor die hochragende Burg, die Hülfe, die Fritz von Lothringen und Baden erwartet, bleibt aus, weil der Kaiser bei Strafe der Acht verboten hat, dem Grafen, „der lange Zeit ein Räuber gewesen," beizustehen; um Himmelfahrt 1423 endlich ergibt die Besatzung — denn der Graf ist fort, um sich nach Hülfe umzusehen — „sich an der Städte Gnade, das Haus auf Ungnade": und so wird Hohenzollern, dessen Besitzer

> Wend, daz nieman ouu (ohne) Got
> Im den Berg moecht angewinnen,

eingenommen;

> Dar vff stachtend sy dez richs banner an ain hoych tach,
> Daz man ez etwi manigen tag gar verre sach
> In der hoehin fliegen vnd schweben;

zuletzt aber zerstören sie die Burg von Grund aus.

Der dichterische Werth des Liedes ist gering: was die Form anlangt, so nennt es Silberdraut selbst ein „grob, unvermessen gedicht," indem darin nicht Bedacht genommen sey,

> Ob rimen syen ze kurtz oder ze lang:
> Er havts nit gemachet vff meister gesanng
> Her Suochensins vnd Regenbogs,
> Her Mytharts noch her Frowenlobs,
> Er havt sich uff die wavrhait gericht — —

Digitized by Google

Auch von einem dichterischen Geist ist er nicht beseelt, nur selten begegnet ein Funke jenes kraftvollen, phantasiereichen Geistes, der so manches geschichtliche Lied des 14ten und 15ten Jahrhunderts erfüllt; doch hat eben die Richtung auf geschichtliche Treue einzelne derbe Scherze gerettet, wie sie die Kriegführung jener Zeiten zahlreich zu Tage fördert, z. B. wenn der Oettinger, über des Reiches Ohnmacht spottend, sagt, wer den Friedensvertrag, den der Kaiser gestiftet, breche, der sey „ain burdin Stroh dem andern ze pen verfallen," und wenn dann nach der Zerstörung die Rotweiler sagen, nun sey der verwirkte Bund Stroh bezahlt; oder wenn der Graf, das Geschütz der Städte höhnend, herabruft, sie sollen ihm seine brütende Henne nicht aufschrecken. Einige Male hebt sich doch der Ton etwas, z. B. wenn es von der Burg heißt:

Hohenzolr, du werliches huß,
Wie wol hayst du gesehen viber uß
All vmb vnd vmb in Schwaben land,
. . . . . du ob allen huisern bekannt u. s. w.

oder wenn von der gefallenen gesagt wird:

Daz fuiro nun hin bavr ab niemer wirt gefriegt,
Noch kain graff von Zolr me bavr uff wirt gewiegt.

Belehrend ist das Gedicht auch für die Entwicklung der Sprache: man findet hier die Herrschaft des Mittelhochdeutschen entschieden durch die der Mundart verdrängt, diese ou für â, ou für ô, ui für iu sind der schwabischen Zunge noch jetzt geläufig.

Es reihen sich an dieses Lied zwei andere, nicht der innern Verwandtschaft wegen, sondern weil der Herausgeber sie in derselben alten Handschrift fand und weil sie derselben Gegend und Zeit anzugehören scheinen: das eine klagt über die Gottlosigkeit der Zeit und ist besonders merkwürdig durch die Theorie, daß die drei Stände von Noahs drei Söhnen herstammen, die Geistlichkeit von Osem (Sem), dem Asia zugefallen sey; der Adel von Jaffet, der Karupa (Europa) zum Erbtheil bekommen habe; die Bauern (und Bürger) vom verfluchten Cham, der auf das heiße Afrika sey angewiesen worden. Den Namen des Verfassers glauben wir in der Stelle gefunden zu haben, wo die leidige Wahrhaftigkeit der erhobenen Anklagen mit den Worten betheuert wird:

Got woelt, daz Stumpy nit rehte wavr,
Vnd er es hofflich hett erlogen.

Als Zeit der Abfassung wird am Schluß das Jahr 1422 genannt, und kurz vorher liest man auch eine Klage über die schimpfliche Flucht aus Böhmen.

Während dieses Lied keinen gerade geistvollen Verfasser zu erkennen gibt, ist das folgende eines Ungenannten reich an glücklichen Gedanken und höchst gelungen im Ausdruck. Der Dichter gibt weder Zeit noch Ort an, der Ton und die Sprache verrathen aber einen Zeitgenossen und Landsmann Silberdrauts und Stumpps. Wie einst Walther von der Vogelweide in seinem bekanntesten Liede, klagt dieser hier, daß Untreu in der Welt regiere:

Truiw ist nienan me vff erde,
Yeder man ist vol gefaerde:
Soelte man die falschen all schinden,
Man moecht villicht me huitt (Häute) finden
Die von menschen waerent tomen,
Denn von allem fich (Vieh) genommen.

Den Prelavten (Prälaten) und der übrigen Geistlichkeit wird vorgeworfen, daß sie „vil das Pplavten" (Pilatusse) dießen; vom höchsten bis zum niedersten werden sie des Geizes und der weltlichen Ueppigkeit beschuldigt; kurz überall brechen die Spuren der Aufregung hervor, die in den großen Concilien einen Ausbruch und ein Heilmittel zu finden hoffte. Darauf kommt es an die Laien: die Adlichen müssen sich ihre Räubereien, die Bürger ihren Wucher, alle ihre Laster vorwerfen lassen, ein Aufruf zur Buße schließt diese kühne, feurig beredte Predigt in Versen.

Sodann folgen sieben Stücke, vom Herausgeber einem sonst unbekannten Dichter, Conrad Oettinger, zugeschrieben, der sich übrigens nur in einem derselben nennt. Wir heben aus dieser Zahl hervor das Preis- und Klagelied auf Herrn Engelhart von Hirßhorn (Hirschhorn bei Heidelberg), einen Dichter und dabei musterhaften Ritter, und ein Kriegslied wider die Hussiten, das hier in besserem Abdruck wiederkehrt, als in Mones Anzeiger (Jahrgang 1839, S. 475). Das Lied ist volksmäßig gehalten und darf sich durch seinen derben, tapfern Witz neben die Kriegsgesänge der damaligen Schweizer stellen. Die Christenheit heißt ein Garten, worein Wicleff Gänse (die Hussiten) gestiftet habe, vor denen sich sogar der Adler schmiegen müsse, und mit denen man sogar Falken beize. Nun werden Kaiser Sigmund, und mit ihm die deutschen Fürsten, einzeln und namentlich, gemahnt, der frechen Vögelschaar zu wehren, auch fremde Könige werden zu der Mahlzeit auf gebratene Gänse geladen. Am Schlusse nennt sich obbemeldter Oettinger, der also in den Anfang des 15ten Jahrhunderts gehört. Seine Sprache weist ihn dem mittleren Deutschland zu. Die Sprache der übrigen Lieder ist äußerlich die gleiche, was aber ebensowohl aus der Einheit der Handschrift, als aus der Einheit des Verfassers

Digitized by Google

herrühren kann. Der poetiſche Werth, namentlich des Lobgeſangs auf Engelhart, iſt immerhin bedeutend für eine Zeit, wo der friſche Geiſt ſchon von der Poeſie gewichen war und die Meiſter in ihr, wie bald nachher auch in der Baukunſt, zwar äußerſt gewandt, aber ſeelenlos, mit reizenden Formen, Schöpfungen eines reicheren Zeitalters, ſpielten.

Das ſechste der genannten ſieben Stücke iſt ein Klagelied, das dem abgeſetzten Papſte Johann XXIII. in den Mund gelegt wird: das letzte ein artiger Spruch, den wir manchem Fürwitzigen unſrer Tage empfehlen möchten:

Mich duncket, wo ich einig (allein) bin,
Ich hab dreier Mannen Sinn,
Aber kâm' ich, do die Weiſen ſind,
So wârd' ich dümmer, dann ein Kind.

Hierauf ein Gedicht von Heinzelin von Coſtenz „von dem Ritter und dem Pfaffen." Der Dichter belauſcht den Streit zweier Frauen, ob Ritter oder Pfaffen (nämlich Adliche, die nur als Pfründeninhaber der Kirche angehören) zur Minne beſſer ſeyen. Die letztern erhalten den Vorzug. An dichteriſchem Werth ſteht Heinzelin ziemlich unter Oettinger; ſeine Sprache iſt alterthümlicher, vermuthlich, wie auch die von Silberdraut, nicht weil er einer frühern Zeit, ſondern weil er dem obern Deutſchland angehört. Das naive Geſtändniß der Verdorbenheit, die aus dem Gegenſtand des Gedichts erhellt, mag auch auf die Zeit der Concilien deuten.

Den Schluß bilden zwei Mittheilungen aus romaniſchem Sprachgebiet, damit auch in dieſem kleinen Sammelband erhelle, wie nothwendig es für die Erforſchung aller Literatur, und namentlich der mittelalterlichen iſt, verwandte Gebiete beizuziehen. Die erſte gibt aus des Sicilianers Roſſario di Gregorio Discorsi intorno alla Sicilia (Palermo, 1821) zwei altitalieniſche Minnelieder von königlicher Herkunft: das eine hat Kaiſer Friderich II., das andere ſeinen Sohn Enzio zum Verfaſſer. Jenes, in fünf Strophen, die in ihrem kunſtvoll dreitheiligen Bau — J. Grimm vergleicht ihn ſinnreich dem Kleeblatt und man erkennt im Sonette leicht einen vereinzelten Nachhall davon — lebhaft an die Verskunſt der deutſchen Minneſinger erinnern, jedoch theilweiſe lückenhaft ſcheinen, * athmet die glühende Liebe eines Herzens, das nicht gewohnt iſt, viel Widerſtand zu finden. Da auch hier, wie in zahlloſen deutſchen Minneliedern, weniger eine Gedankenreihe, als ein glockenhaft einförmiges Tönen des aufgeregten Herzens wahrzunehmen iſt, ſo geht es wohl an, durch ein Bruchſtück einen Begriff vom Ganzen zu bekommen, und wir theilen die erſte Strophe mit, wobei wir durch Hereinrückung einiger Zeilen auf den oben erwähnten Bau des Gedichtes hinweiſen:

Poi che' ti piace, Amore,
Ch' eo deggia trovare,
Faronde mia possanza,
Ch' io vengo a compimento;
  Dato haggio lo mio core
In voi, Madonna, amare;
E tutta mia speranza
In vostro piacimento:
  E no mi partiraggio
Da voi, Donna valente,
Ch' eo v'amo dolcemente;
E piace a voi, ch'eo haggia intendimento:
Valimento mi date, Donna fina,
Che lo mio core adesso a voi s'inchina.

Zu deutſch etwa:

Da es dir gut dünkt, Minne,
Daß ich dichten ſoll,
So will ich thun nach Vermögen,
Daß ich komme zum Ziel;
  Gerichtet hab' ich mein Herz
Auf eure Minne, Frau;
Und all mein Hoffen
Auf eure Huld:
  Und nicht will ich mich ſcheiden
Von euch, herrliche Frau,
Damit mir ſüße Minne von euch werde;
Und gefällt es euch, daß ich Erhörung finde,
So gebt mir Ermuthigung, holde Frau,
Da mein Herz nun zu euch ſich gewandt hat.

Noch glühender iſt Enzio's Lied, als ob um eine Generation weiter abwärts das deutſche Blut ſich noch ſüdlicher gefärbt hätte; in dieſer wie in künſtleriſcher Hinſicht wird man gerne das deutſche Lied des Ahnherrn, Heinrichs VI., vergleichen, womit die ſogenannte maneſſiſche Sammlung mittelhochdeutſcher Minnelieder anhebt.

* Der Referent hat richtig vermuthet, wie ſich aus der Vergleichung der Originale in Gregorios Discorsi (Palermo 1821, S. 525 – 528) ergibt. Durch ein Verſehen des Laßbergiſchen Abdruckes ſind nämlich 24 Zeilen, die den Schluß von Enzio's Liede bilden, in das ſeines Vaters gerathen. Wenn man ſie an die rechte Stelle ſetzt, ſo erhält jedes der beiden Lieder drei Strophen, jede von 14 Zeilen. Die erſte der 24 Zeilen lautet: E merce adirata, die letzte ſchließt mit che di ben s'apprende.

Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

An dieſe altitalieniſchen Proben reiht ſich zum Schluß eine altfranzöſiſche; von der leider das erſte Blatt fehlt „vom Leben und Sterben Mariä.“ Wir werden hier in die wunderlichen Gärten geführt, worin orientaliſche Mythen üppig wuchern, ſchwach mit chriſtlichem Schlingkraut überkleidet. An Adams ſchlimmen Apfelbaum knüpft ſich durch übernatürliche Zeugung das Geſchlecht, aus dem Maria ſtammt; von ihm auch wurde Chriſti heilbringendes Kreuz gezimmert. So abenteuerlich, ja toll dieſe Phantaſien auf den erſten Blick erſcheinen, der mythologiſche Forſcher, der ſie von krankhaften Auswüchſen zu befreien weiß, darf ſich doch wohl manchen Gewinn aus ihnen verſprechen.

Wir kehren zum Herausgeber zurück. Seiner Zugaben ſind wenige. Er hat nur das Lied vom Grafen Friz mit Bemerkungen begleitet, unter denen man beſonders gern die hiſtoriſchen Zuſätze leſen wird, womit Silberdrauts Lücken ausgefüllt ſind, und worin auch das ſpätere Schickſal des Grafen, der Wiederaufbau ſeiner Burg, Einzelnes von ſeinen Nachkommen zu finden iſt.

Die Vorrede berichtet von der Entſtehung des Büchleins; von der Handſchrift, welcher die drei erſten Beiträge entnommen ſind; von der Herkunft der übrigen Mittheilungen; namentlich aber was den Herausgeber dißmal getrieben, daß er ſeine Gabe nicht wie ſonſt wohl zum neuen Jahr ausgeſandt hat, ſondern ze einer sunnewenden: weil er nämlich vor 56 Jahren am Abend vor S. Johannis Tag in Barbaroſſas (ſeitdem zerfallener) Kapelle zu Trifels den Ritterſchlag empfangen habe. Er ſpricht auch noch von ſeinem Alter, wie es doch durch frohen Muth und andere Gunſt des Himmels fröhlich ſey; wir aber wünſchen dem heitern Greis, indem wir ihm für ſeine Gabe freundlich danken, daß er noch lange, wie er hier thut, des Truchſeſſen von Singenberg Worte auf ſich anwenden möge:

Sust heize ich wirt und rite hein, dâ ist mir nit wê,
Dâ singe ich von der heide und von dem grüenen klê.
Daz solt du staeten, milter Got, daz ez mir iht zergê!

Reiſen.

Reiſe durch Rußland nach dem kaukaſiſchen Iſthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch. Prof. in Jena. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1842.

(Schluß.)

Sehr eigenthümlich ſind die kirchlichen Verhältniſſe des Landes. In einer Menge alter Vorſtellungen und Gebräuche hat ſich das Heidenthum erhalten; von den Meeresküſten aus drang frühzeitig griechiſches Chriſtenthum ein; der Muhamedanismus fand nur ſchwer Eingang und erſt, als es dringendes Intereſſe der Tſcherkeſſen wurde, ſich mit den muhamedaniſchen Tataren gegen die Ruſſen zu verbinden. „Die Tſcherkeſſen verbanden ſich von nun an mit ihren frühern Feinden, den Tataren und Nogaiern, und ſo wurde der muhamedaniſchen Religion zuerſt der Eingang geſtattet. Je mehr Rußland im Verlaufe der Zeit bemüht war, ſeine Macht in Tſcherkeſſien geltend zu machen, um ſo mehr verlor die chriſtliche Religion, zu der ſich die Feinde des Vaterlandes bekannten, ihr Anſehen machte dem Islam Platz. Selbſt die Bekehrungsverſuche der Ruſſen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfehlten ihren Zweck. Als endlich gar im neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts im Oſten des Kaukaſus ein fanatiſcher Schwärmer in der Perſon des Scheik-Manſur auftrat und die Fahne des Aufſtandes gegen Rußland und alle Chriſten in der Hand, unter dem Beiſtand und dem Solde der hohen Pforte die muhamedaniſche Religion im Kaukaſus ausbreitete, nahmen auch die meiſten Fürſten Tſcherkeſſiens dieſelbe an, um ſo vereinigt Rußland widerſtehen zu können. Von dieſer Zeit an ſchreibt ſich erſt die Ausbreitung des Islams im weſtlichen Kaukaſus, wo die Paſchas von Anapa und die Handelsverbindungen mit den Türken das Volk vorbereitet hatten. Die Flucht der frühern Einwohner Tamans und vieler krim'ſchen Tataren, die ſämmtlich ſich zu Muhameds Lehre bekannten, vermehrten die Anzahl der Bekenner derſelben. Aber trotzdem in der neueſten Zeit zwei Propheten Chaſi-Mollah und Schamil erſtanden, um alle Kaukaſier durch die muhamedaniſche Religion mit einander zu verbinden, ſo herrſcht doch fortwährend in Tſcherkeſſien eine Gleichgültigkeit gegen den Islam, aber auch gegen die chriſtliche Religion. Der Glaube, den im eigentlichen Sinn des Wortes die Tſcherkeſſen beſitzen, iſt ein Gemiſch von heidniſchen, chriſtlichen und muhamedaniſchen Gebräuchen, und bald herrſchte die eine, bald die andere mehr vor; das chriſtliche Princip iſt aber vorwaltend.“

Dieß möge genügen, die reichhaltigen Belehrungen anzudeuten, die man in vorliegendem Werke findet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. September 1842.

Dramatische Dichtkunst.

Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, Nicolai, 1841.

Während Deutschland durch die Reformationskämpfe und namentlich durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttet und in Barbarei gestürzt wurde, entfaltete Spanien die Blüthe seiner Kultur und Poesie. Aber unter den Tausenden von Werken theils großer und unübertrefflicher, theils wenigstens sehr eigenthümlicher Dichter Spaniens haben einzelne Kenner und Liebhaber in Deutschland nur erst wenige ausgewählt und durch Uebertragungen unter uns verbreitet. Die größte Masse ist noch völlig unbekannt. Deßhalb muß man jede neue Mittheilung dieser Art willkommen heißen.

Herr Dohrn hat mit Geschmack ausgewählt. Seine ersten Gaben erwecken ein lebhaftes Interesse.

Das erste hier in der Uebersetzung vorliegende Drama ist: der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast von Tirso de Molina, das Vorbild aller spätern Don Juans. Doch hat es auch Tirso de Molina nicht aus sich selbst geschöpft, sondern einer ältern spanischen Sage entlehnt. Diese lautet: „Don Juan Tenorio aus einer berühmten Familie der sogenannten Vierundzwanziger in Sevilla brachte in einer Nacht den Comthur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte: der Komthur ward in dem Kloster San Francisco beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß; diese Kapelle und die Statue des Komthurs wurden etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franciskaner, welche schon lange dem Uebermuthe des Don Juan eine Grenze zugedacht hatten, (denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz,) lockten ihn eine Nacht unter falschem Vorwande ins Kloster und raubten ihm das Leben, indem sie sogleich das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe des Komthurs Statue in der Kapelle insultirt, und sey von ihr in die Hölle gestürzt worden." Diese einfache Thatsache nun wurde von den Dichtern zu einer der merkwürdigsten Mythen gesteigert, welche die romantische Welt hervorgebracht hat.

Unstreitig gebührt dem spanischen Dichter Tirso de Molina das Verdienst, nicht nur der erste Dichter gewesen zu seyn, der diesen fruchtbaren Stoff in die Poesie einführte, sondern ihn auch sehr anziehend und geistvoll behandelt zu haben. Wir müssen uns freilich an mancherlei in diesem Drama stoßen, allein das Ganze ist höchst lebendig und genial durchgeführt. — Don Juan hält sich in Neapel auf, wohin er aus Spanien wegen seiner Liebeshändel auf kurze Zeit verbannt ist. Hier aber treibt er den alten Unfug fort und verführt die edle Herzogin Isabela, indem er sich in ihren Bräutigam zu verstellen weiß. Er muß fliehen und leidet Schiffbruch. Das Meer wirft ihn am Ufer aus, wo Tisbea, ein schönes Schiffermädchen, ihn findet und rettet. (Dieß eigentlich schon der Odyssee entlehnte Motiv hat bekanntlich auch Lord Byron benutzt.) Das Mitleid Tisbeas, das Erwachen Don Juans und die nachherigen Verführungsscenen sind von dem spanischen Dichter sehr gut aufgefaßt. Nur das nimmt Wunder, daß diese gemeine Fischerin unter allen in dem Drama vorkommenden Frauenzimmern die feurigste, edelste, gebildetste, mit mythologischen Beziehungen angefüllte Sprache redet. Auch ist die Art, wie sich Don Juan entfernt, indem er, nachdem er Tisbeen verführt, auf einem gestohlnen Pferde davonreitet, gar zu gemein.

Don Juan kehrt nach Spanien zurück, hört von der wunderschönen Donna Anna, deren Gleichen nicht in ganz Spanien zu finden seyn soll, betrügt einen Vetter von ihr, schleicht sich unter seiner Maske zu ihr und überfällt sie mit Gewalt. Ihr Vater Don Gonzalo kommt dazu, kämpft mit ihm und wird erstochen. Don Juan muß abermals entfliehen und geräth abermals in ländliche Gesellschaft. Eben soll eine Hochzeit gefeiert werden zwischen dem Bauer Patricio und der schönen

Digitized by Google

Aminta. In die letztere verliebt ſich Don Juan und erſinnt ſogleich einen hölliſchen Plan, ſie zu verführen. Er überredet nämlich den Bräutigam, die Braut ſey demſelben bereits untreu geworden, weckt ſeinen Stolz und bringt ihn dahin, ſie zu verſchmähen. Dann ſchleicht er ſich ſelbſt als vermeintlicher Bräutigam zu der harrenden Braut.

Unterdeß haben die Verwandten mit des Königs Zuſtimmung beſchloſſen, das der Herzogin Iſabela zugefügte Unrecht durch eine Heirath derſelben mit Don Juan wieder gut zu machen. Aber Donna Anna und ihr Vetter ſind dem Mörder auf der Spur und er muß ſich wieder verbergen. Dieß geſchieht zufällig in einer Kapelle, in welcher das Grab und die Statue des Don Gonzalo ſich befinden. Hier ladet Don Juan im Uebermuth die Statue zu Gaſt und ſie kommt. Die Geiſterſcene iſt origineller, als in Da Pontes (von Mozart komponirtem) Don Juan. Der Geiſt nämlich ſpricht nichts, nickt nur mit dem Kopfe und ſetzt ſich wirklich zu Tiſch. Heimlich verlegen, doch ohne die männliche Haltung im mindeſten zu verlieren, zwingt nun Don Juan ſeinen bebenden Diener Catalinon (aus dem man ſpäter den Leporello gemacht hat), den ſtummen Gaſt durch Witz zu erheitern. Das Geſpräch fällt auf die Schönen, die Don Juan alle verführt, Catalinon zählt ſie an den Fingern ab, aber bei Donna Annas Namen unterbricht ihn Don Juan und heißt ihn ſchweigen. Der Geiſt erhebt ſich und winkt, man ſolle ihn mit Don Juan allein laſſen.

Don Juan.

Die Thüre
Iſt verſchloſſen: Deines Worts
Bin ich jetzt gewärtig: rede.
Was willſt Du, Geſpenſt, Viſion,
Leideſt Du im Fegfeuer?
Forderſt Du Satisfaction?
Was begehrſt Du? ich verpfände
Dir mein heilig Ehrenwort,
Das zu thun, was Du gebieteſt.
Weiſt Du nicht an Gottes Thron?
Fuhrſt in Sünde Du dahin?
Sprich, ich leihe Dir mein Ohr.

(Don Gonzalo mit tiefer Stimme, wie aus überirdiſchen Regionen.)

Don Gonzalo.

Willſt Du auf Dein Ritterwort
Meinen Wunſch erfüllen?

Don Juan.

Stolz
Darf ich ſeyn auf meine Ehre,
Und als Ritter halt' ich Wort.

Don Gonzalo.

Reich' die Hand mir, fürchte nichts.

Don Juan.

Ich mich fürchten? Und wovor?
Wäreſt Du die Hölle ſelber,
Meinen Handſchlag gäb' ich doch!

(Gibt ihm die Hand.)

Don Gonzalo.

Bürge mir dieß Handgelöbniß,
Daß Du morgen Abend kommſt,
Um zehn Uhr mit mir zu ſpeiſen.
Willſt Du?

Don Juan.

Dacht' ich Wunder doch,
Was Du Schlimmres würdeſt fordern;
Morgen komm' ich: aber wo
Treff' ich Dich?

Don Gonzalo.

In der Kapelle.

Don Juan.

Ich?

Don Gonzalo.

Und Dein Catalinon;
Und ſo wie ich Dir's gehalten,
Halte mir Dein Ritterwort!

Don Juan.

Darauf kannſt Du ſicher fußen:
Ich heiße Tenorio.

Don Gonzalo.

Wohl,
Ich Ulloa!

Don Juan.

Sicher komm' ich.

Don Gonzalo.

Und ich glaube Dir's; leb' wohl!

(Geht nach der Thür.)

Don Juan.

Warte doch, ich will Dir leuchten.

Don Gonzalo.

Laß das, mich erleuchtet Gott.

(Er geht gemeſſen ab, indem er Don Juan und dieſer ihn unverwandt anblickt: wenn er verſchwunden iſt, bleibt Don Juan beſtürzt zurück.)

Don Juan.

Himmel, ſteh' mir bei! der Schweiß
Ueberläuft mich wie ein Strom,
Und doch iſt mein Innerſtes
Wie erſtarrt von ſcharfem Froſt!
Als er meine Hand ergriffen,
War die Kraft des Druckes ſo,
Daß ich an die Hölle dachte,
Denn die Glut war übergroß.
Und dagegen, als er ſprach,
Haucht' er von ſich ſolchen Froſt,
Wie wenn aus dem tiefſten Abgrund
Eine Eiſeskälte zog.

Unſerm Gefühle nach iſt dieſe ſchwierige Scene ſehr glücklich durchgeführt. Liegt ein entſetzlicher Humor in dem Witz des feigen Dieners gegenüber dem ſchweigenden Todten, ſo hat zugleich der Kampf männlichen Stolzes mit menſchlicher Furcht in Don Juans Seele etwas von der tragiſchen Plaſtik griechiſcher Trauerſpiele. — Am folgenden Tage muß ſich Don Juan in der Kapelle einfinden, um die Gegeneinladung anzunehmen und kommt hier um, während man ihm draußen die Hochzeit bereitet und andere Feinde auf ihn lauern, denn alle von ihm Verführten ſind mit ihren männlichen Vertheidigern herbeigekommen. Nun finden ſie ihn todt und über ſeiner Leiche verſöhnen ſich die durch ihn getrennten Paare.

Das zweite Drama iſt ein vortreffliches Luſtſpiel, ebenfalls von Tirſo de Molina. Es heißt Don Gil von den grünen Hoſen. Don Martin hat ſich in Sevilla in die ſchöne und geiſtreiche Donna Juana verliebt; ſein Vater will aber, daß er in Madrid eine gewiſſe Donna Ines heirathen ſoll und er gibt nach, nimmt aber auf ſeines Vaters Rath den Namen Don Gil an. Die verlaſſene Donna Juana verkleidet ſich nun in einen Edelmann in grüner Tracht, begibt ſich heimlich gleichfalls nach Madrid und gibt ſich für eben denſelben Don Gil aus. Donna Ines hat ſchon einen andern Geliebten, will nichts von dem Bräutigam wiſſen, der aus Sevilla kommen ſoll, erblickt aber kaum Donna Juana, als ſie ſich in dieſen vermeintlichen Jüngling aufs heftigſte verliebt. Nun kommt Don Martin an und wird ihr als der wahre Don Gil vorgeſtellt, aber ſie glaubt nicht, daß er es ſey und weiſt ihn mit Verachtung zurück. Sein Herz wendet ſich nun wieder zu Donna Juana, die ihm ſcheinbar von Sevilla melden läßt, ſie ſey ins Kloſter gegangen und endlich gar, ſie ſey geſtorben. Er ſieht ſie in der männlichen Verkleidung als ſeinen Doppelgänger Don Gil und bildet ſich ein, es ſey ihr Geiſt, der ſich auf dieſe Weiſe rächen wolle. Unterdeß macht Donna Juana der thörichten Liebe der Donna Ines dadurch ein Ende, daß ſie ſich ſtellt, als ob ſie andere Damen mehr liebe und deren heftigſte Eiferſucht erweckt, bis ſie ſich aus Zorn wieder zu ihrem vorigen Geliebten wendet. Dieß alles iſt meiſterhaft, mit tiefer pſychologiſcher Wahrheit und mit geiſtvollſtem Muthwillen vom Dichter durchgeführt. Daß nun aber die von dem zauberiſchen Mädchen abwechſelnd angezogenen und beleidigten Perſonen hinterdrein ſich ſelbſt in ihre grüne Tracht verkleiden, um in derſelben eine ſtudirte Rache zu nehmen und ſo, ohne von einander zu wiſſen, zuſammentreffen, mag auf der Bühne geſehen, ſehr luſtig ſeyn, iſt aber doch wohl eine zu burleske Uebertreibung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alles aufs luſtigſte mit Verſöhnung und Hochzeit endet. — In dieſem Drama kommt ein gar liebliches Lied vor:

Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein ſchönes Kind,
Ihre Wünſche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eiferſucht
Wirft der Gott den Weizen hier:
Eiferſucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinſte Gries.
Die Gedanken ſind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und ſie hört' ein kleines Lied:
„Bläschen werfen dieſe Waſſer,
Geht vorbei mein artig Lieb,
Singen, ſpringen, ſchimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Neſtern
Nach den Myrtenbäumchen rings,
Picken, pflücken, ſchnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh böſen Argwohns
Seicht und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall, wo das ſich einſtellt,
Iſt die Hoffnung nur gering."
Da ſie nun aus Waſſermangel
Still die Mühle ſtehen ſieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben iſt:
„Müllerchen, was mahlſt Du nicht?"
„„Weil mir das Hornvieh das Waſſer entzieht.""
Sah ſie Amorn weiß von Mehlſtaub,
Wie er mahlt den freien Sinn
Aller Herzen, die er peinigt,
Und ſo ſang die Maid zu ihm:
„Amor, Du Müller und Weißmacher!"
„„Bin ich's, ſo lauf, ſonſt vermehl' ich Dich!""

Digitized by Google

Das dritte Stück ist ein sogenanntes auto sacramental oder ein geistliches Festspiel: Vom heiligsten Sacrament, gedichtet vom berühmten Lope de Vega. Auf ein burleskes Vorspiel folgt das heilige Festspiel, dessen handelnde Personen lauter Allegorien sind, der Glaube, die Ketzerei, das Judenthum, der Stolz, der Neid, die Einfalt ꝛc. Auch Gott selbst kommt vor als der Herr des Erbes, nach der biblischen Parabel. Höchst seltsamer Weise ist ihm die Kirche als Gattin zugegeben, die er in der Schlußscene anredet, indem er ihr weissagt:

Von den Königen Europa's
Wird Dir Carl der Fünfte helfen,
Der sich einem hochverwegnen
Ketzerschmutter stellt entgegen.
Ihm, dem zweiten, dritten, vierten
Philipp, seinen Descendenten,
Wird der Himmel eine neue
Welt zu seltnem Lohne geben.
Doch um meine Liebe Dir
Ueber alles zu belegen,
Wirf den Blick nach meiner Hütte,
Weide dich an meinen Schätzen.

Hier öffnet sich unter Musik die Hütte, man erblickt darin eine Kirche: auch diese öffnet sich, und man sieht darin eine Quelle, an deren Rande ein Christkind sitzt, aus dessen Seite sieben purpurrothe Bänder auf die erste Vase des Altars und von da auf die zweite herabgehen, jedes Band in einen Kelch auslaufend.

Theure Gattin, meiner Seite
Ist entflossen diese Quelle
Und aus dieser Wunde sprießen
Alle sieben Sacramente.
Wer da Durst hat, komme her,
Wit dem Wasser sich zu letzen,
Und mit heilgem Brod zu laben.

Dieß mag hinreichen, den Geist des Ganzen zu bezeichnen.

Erbauungsschrift.

Geistliche Stimmen aus dem Mittelalter zur Erbauung gesammelt von Fr. Galle. Halle, Lippert, 1841.

Eine Blumenlese aus den Schriften der berühmtesten Theologen und Philosophen des Mittelalters, aus Victor und Hugo von St. Victor, Bernhard von Clairvaux, Gerson, Suso, Tauler, Anselm, Thomas a Kempis und vielen andern. Alle zeichnen sich durch Kraft und Innigkeit des Glaubens und durch Einfachheit des Ausdrucks aus, der so wohlthätig gegen die moderne geistliche Koketterie absticht. Häufig finden wir damit aber auch sehr viel Geist und poetische Tiefe gepaart. Wie schön sagt z. B. Hugo von St. Victor (der große deutsche Graf, der einst im Mittelalter die Zierde von Paris war und dessen heidnische Karikatur jetzt durch die Ironie des Zufalls Victor Hugo geworden ist) von den Blumen: „Siehe die Erde, bekränzt mit Blumen, welch reizendes Schauspiel, wie es das Auge ergötzt und das Gefühl hebt! Dort die rothen Rosen, da die weißen Lilien, hier die purpurnen Veilchen. Wie wunderbar ist nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihr Entstehen." Nirgends verkennen diese liebevollen Geister die Schönheit und den Reiz der Natur, aber sie wollen ihn nicht oberflächlich genießen, sie dringen in das innerste Wesen der Natur und Gottes ein. Der dem Mittelalter noch eigne Natursinn wirkt in diesen Erbauungen sehr wohlthätig.

Ein zweites Element dieser Geister ist die Demuth und die Freude an Leiden. Doch scheint diese Asceſe nicht unnatürlich, nicht gesucht, nicht prahlerisch, sondern es erklärt sich aus dem Zeitalter roher Gewalt, in dem es doppelt nöthig war, auf den Frieden Gottes hinzuweisen. Sehr schön sagt Suso: „Geduld im Leiden ist ein lebendiges Opfer, ist größer denn Todte erwecken oder andere Zeichen thun. Leiden kleidet die Seele mit rosigem Kleide, schmückt sie mit einem grünen Palmenscepter; in Ewigkeit singt sie mit süßer Stimme und freiem Muthe ein neues Lied, das aller Engel Schaar nicht singen kann, weil sie das Leiden nie empfunden haben."

Welchem in rationalistischer Prosa ersoffenen Protestanten etwa die Sammlung zu katholisch erscheinen dürfte, der lese, was Raymund von Sabunde (S. 191) von der Bibel sagt im Gegensatz gegen alle Macht und Herrlichkeit: „Gleichwie die Braut sich inniger an des Bräutigams Stimme, als an seinen Geschenken erfreut, wie der Unterthan es höher achtet, wenn er, Worte seines Monarchen zu vernehmen, gewürdigt wird, als wenn er eine bloße Gabe von ihm empfängt, und wie dem guten Sohne eine Unterhaltung mit dem Vater lieber ist, als eine Unterstützung von ihm; so muß der Mensch die Worte seines Gottes höher achten, als die Kreaturen, die ihm nur zum Unterpfande und Dienste gegeben sind."

Den Schluß machen kurze Lebensnachrichten von den Männern, deren Schriften hier benutzt worden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. September 1842.

Handelsangelegenheiten.

Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisationsgesellschaft. Von Gustav Höfken. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Aus der deutschen Vierteljahrsschrift besonders abgedruckt. Ein Votum voll Klarheit und gesundem Verstande. Es ist erfreulich, daß man sich je mehr und mehr von dem, was uns noch fehlt, Rechenschaft ablegt, wenn es auch leider zur Abhülfe noch weit hin ist.

Vor allem setzt der Verf. auseinander, auf welche Weise Deutschland einerseits von England, andererseits von Holland in merkantilischer Beziehung mißhandelt wird; wie beide uns beständig von allgemeiner Handelsfreiheit predigen und von uns verlangen, wir sollen alle ihre Colonialwaaren und Fabrikate zulassen, während sie unser Getreide und unsere Fabrikate ausschließen. Sodann zeigt er, wie wenig wir es bisher verstanden haben, uns der egoistischen Politik jener Seestaaten gegenüber zu benehmen, weil wir nie einig waren. Er wirft den Blick auf die Hansestädte und ihre isolirte Stellung. Er weist nach, wie wir uns alle wechselseitig nur hemmen und schaden zum Vortheil des Auslandes, und wie viel wir vermöchten, wenn wir in einem Sinne handelten. Ja er sieht nicht an, den Holländern selbst zuzurufen, daß ihr Bemühen, wieder eine See- und Colonialmacht in isolirter Stellung zu erkünsteln, nichts fruchten werde, und daß Holland erst im Vereine mit Deutschland, als unsere Rhede, zu wahrer und dauernder Macht gelangen könne.

Unter den obwaltenden Umständen legt der Verfasser großen Werth auf Verträge, welche der Zollverein unmittelbar mit auswärtigen Staaten schließen sollte, um die holländische und englische Vermittlung, die uns so theuer zu stehen kommt, zu umgehen. Es war in dieser Beziehung früher schon öfter von Brasilien die Rede. Herr Höfken glaubt, daß Spanien noch näher liege. „Obgleich der früher so bedeutende Verbrauch deutscher Leinen in Spanien und dem gesammten spanischen Amerika durch die vielfach auf Umwegen unterstützte Konkurrenz schottischer, irischer und englischer Leinen sehr gemindert worden ist, so stellt sich doch auch unsere Handelsbilanz mit Spanien vortheilhaft heraus. In den letzten Jahren hatte der Umtausch deutscher Eisen- und Glaswaaren, Leinen und anderer Fabrikate, Butter, Holz ꝛc. gegen Wein, Südfrüchte und wenige Kolonialerzeugnisse beträchtlich abgenommen, wegen des langwierigen Bürgerkriegs und des Aufhörens alles diplomatischen Verkehrs mit Spanien, und erst jetzt thut er sich wieder auf, wie der Gewerbfleiß Spaniens überhaupt, das gegenwärtig sogar an Maschinen für neue Fabrikanlagen aus dem Elsaß, aus England und Belgien beträchtliche Einfuhren macht. Indeß erschweren die spanischen Differenzzölle von den auf fremden Schiffen eingehenden Waaren fremden Flaggen den Verkehr; weßhalb auch viele nach Spanien bestimmte Waaren zunächst nach Bayonne und Gibraltar verschifft und von hier in spanischen Küstenfahrzeugen nach den spanischen Häfen verführt werden. Wie wünschenswerth daher schon ein Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den Hansestädten und diesem Lande erscheint, so ist doch gewiß, daß der Zollverein in diesem wie in allen Fällen, namentlich in Gemeinschaft mit Oesterreich, den darauf zielenden Unterhandlungen ein ganz anderes Gewicht beilegen würde, als wenn die Hamburger Diplomatie allein unterhandelte. — Fürwahr, wie sehr auch der deutsche Handel nach dem an Bodenschätzen, Geldmitteln und selbst noch an eigenen Kolonien so reichen Spanien vernachlässigt worden, so gibt es doch kein Reich in Europa, mit welchem in innige Handelsbeziehungen zu treten für ganz Deutschland, für dessen südliche wie nördliche Staaten, für Oesterreich wie für

Digitized by Google

Preußen, für Trieſt wie für Hamburg, gleich vortheilhaft wäre. Alle natürlichen Verhältniſſe Deutſchlands und Spaniens ſind ganz der Art, daß der Handelsverkehr zwiſchen beiden der größten Ausdehnung fähig iſt, dem deutſchen Gewerbfleiß reichen Abſatz und den beiderſeitigen Häfen eine blühende Schifffahrt verſpricht; daß ſie einander in weſentlichen Stücken gleichſam ergänzen; daß ihre großen Intereſſen im Welthandel wie in der Politik, in Europa, im Mittelmeere wie in den übrigen Welttheilen nie gegen, immer mit einander laufen. Liegt der weite Hafen des handelsberühmten Cadix am Eingange der wichtigſten Meerenge und umgeben von einem an herrlichen Produkten überſtrömenden Gebiete, nicht in der Mitte zwiſchen der alten und der neuen Welt, nicht in der Mitte als großer Stapelplatz zwiſchen den norddeutſchen Seehäfen und den öſterreichiſchen Häfen an der iſtriſchen Küſte und an der Donau? Muß der levantiſche Handel der niederdeutſchen Emporien nicht außerordentlich zunehmen, wenn ſie reichere Ladungen und vielfache Schiffsgelegenheit nach den ſchönen iberiſchen Häfen finden? Werden anderer Seits Trieſt und die Donaumärkte nicht höher aufblühen, wenn ihr Handel nach Spanien ſich vermehrt, ihre Dampf- und Segelfahrt ſich ausdehnt und ihr Verkehr auf eigenen Füßen die Grenzen des Mittelmeeres überſchreitet? Wo kann Trieſt viele Kolonialerzeugniſſe wohlfeiler und beſſer erlangen als in den ſpaniſchen Beſitzungen, ſey's auf geradem Wege oder durch Vermittlung von Cadix? Wo erſchließt ſich ihm eine größere Ausſicht auf Erweiterung ſeines Handelsbetriebs zur Verſorgung vieler reicher Märkte, zur Erlangung eines ſelbſtſtändigen Antheils am Weltverkehr? Endlich übt Spanien noch immer einen ſtarken Einfluß auf ſeine weiten Töchterländer, den es neuerdings im Geiſte einer aufgeklärten Politik durch Handelsverträge zu verſtärken bemüht iſt, und — wohl zu merken — für den ganzen Großhandel, die Schifffahrt und den Waarenabſatz Deutſchlands ſind die durch Spanien und Portugal koloniſirten Länder, Cuba, Mexiko und Braſilien, bei weitem die wichtigſten. Spanien iſt in der Lage — und es fühlt dieſelbe vollkommen, wie kein aufmerkſamer Beobachter bezweifeln wird — weder mit Großbritannien noch mit Frankreich ein inniges Handelsbündniß anknüpfen zu können, um welches beide Mächte ſich bewerben: darum ſollte Deutſchland, deſſen Intereſſe glücklicherweiſe mit dem ſpaniſchen einerlei iſt, nicht länger ſäumen und unthätig wie mit blöden Augen nach der aufſtrebenden Halbinſel hinſchauen."

Auch in politiſcher Beziehung veranlaßt es traurige Betrachtungen, daß Spanien für Deutſchland, Deutſchland für Spanien ſo wenig iſt. Allezeit ſind wir natürliche Verbündete mit einander gegen Frankreich. Frankreich könnte ſich nicht rühren, wenn Deutſchland und Spanien ihren Vortheil begriffen und handhabten. Statt deſſen wird ſeit Jahrhunderten Spanien und Deutſchland abwechſelnd von Frankreich wenn nicht beherrſcht, doch unaufhörlich übermeiſtert und bedroht.

Noch wichtiger iſt der Vorſchlag, den der Verfaſſer in Bezug auf Coloniſation der untern Donau macht. Allerdings weiſt ſchon unmittelbar die Natur ſelbſt dem unaufhörlich ſich erzeugenden Ueberſchuß der deutſchen Bevölkerung den Ausweg durch die Donauſtraße an. Es iſt lächerlich, an ein Paar kleine Inſeln bei den Antipoden zu denken, wenn es ſich von deutſchen Colonien handelt. Das hieße den Elephanten in eine Nußſchale ſetzen wollen. Es iſt ein wahrer Skandal, auf ein Paar elenden Inſeln in der Südſee, mitten unter engliſchen Flotten, den Keim eines der großen deutſchen Nation angemeſſenen Marine- und Colonialſyſtems aufgeben ſehen zu wollen. Die Deutſchen haben vielleicht niemals etwas Alberneres geträumt, und kleinmüthiger von ſich ſelbſt gedacht. Um die deutſche Uebervölkerung aufzunehmen, braucht es breite Länder, wie die deutſchen Provinzen in Nordamerika und am ſchwarzen Meere beweiſen. Je näher man aber dieſe Länder am Mutterlande haben kann, um ſo beſſer. Lägen alle die zahlreichen und blühenden deutſchen Städte und Dörfer, die jetzt Nordamerika zieren, längs der Donau und am Pruth und ſchlöſſen ſie ſich an die deutſchen Colonien in der Nähe von Odeſſa an, ſo würden ſie ein ſchwer wiegendes Gewicht in die Wagſchale europäiſcher Politik zu Gunſten Deutſchlands und zunächſt Oeſterreichs legen, während ſie im fernen Amerika der alten Heimath nur geringen Vortheil gewähren.

Zuerſt erwägt der Verfaſſer die Vortheile, die der deutſchen, namentlich ſüddeutſchen Induſtrie erwachſen würden, wenn das obere Donaugebiet ſeinen natürlichen Einfluß auf das untere frei äußern dürfte. Sodann macht er auf den Nutzen eines Coloniſationsſyſtems in dieſer Richtung aufmerkſam, und endlich erinnert er an das politiſche Moment: „Früher hatten wir es nur mit einem einzigen ehrgeizigen Nachbar im Weſten zu thun, jetzt noch mit einem zweiten im Oſten. Während des Zeitraums, da unſere äußere Macht abnahm, entwickelte Rußland die ſeinige und dehnte ſie bis hart an unſere Marken aus; was um ſo gefährlicher erſcheint, als es von vorne herein einen dem deutſchen Entwickelungsgange ſchnurſtraks entgegengeſetzten eingeſchlagen hat; es trachtet nur nach äußerer Macht und iſt ſeiner ganzen Anlage nach erobernd. Rom und Griechenland ſtanden ſich in ihren Prinzipien nicht entſchiedener gegenüber als Rußland und Deutſchland; dieß hindert nicht, daß, wie in Rom griechiſche, in Rußland deutſche Bildung eindringt. Bei größerer innerer Verſchiedenheit iſt es durch die äußere Richtung doch einiger. Freilich fehlt

Digitized by Google

ihm das Kulturgleichgewicht nach der uns entgegengesetzten Seite; aber selbst das Krankhafte in den Zuständen dieses Staats dient dem Prinzipe desselben. Rußland schreitet wenig an intensiver Bildung fort, die Zustände der Massen sind seit Jahrhunderten fast starr; selbst was beim ersten Blick sich als innere Bildung darstellt, ist bei Licht gesehen nur eine gekünstelte, weit minder dem geistigen Leben der Russen entquollen als von außen zugekommen. Es hat nur die äußerlichen Momente der Civilisation und Macht; aber in dieser Richtung hat es auch übermäßige Fortschritte gemacht. Schon hat es dem germanischen Einflusse Kurland, Liefland, Esthland, Finnland entrissen, die weiten Länder des alten Polens verschlungen, schon ist es bis an die Donau vorgedrungen, schon drückt es auf alle unsere östlichen Provinzen mit unerträglicher Wucht. Seit der ersten Theilung Polens (1772) hat es sich gerade um so viel vergrößert, als das ganze europäische Rußland betrug; ist es in der neuesten Zeit um mehr als anderthalbhundert Meilen näher auf Wien und Berlin und fast um hundert Meilen näher auf Konstantinopel losgerückt; hat es von Schweden mehr abgerissen als übrig gelassen; hat es von Persien so viel als das Areal Englands, von der europäischen und asiatischen Türkei so viel genommen als ganz Preußen, Holland und Belgien zusammen beträgt — eine allseitige ungeheure Vergrößerung von der chinesischen Mauer bis an die mährisch-schlesischen Marken, vom Nordpol bis an die herrlichen Südküsten des kaspischen und schwarzen Meeres! Und diese Ausdehnung hat seine Grenzen nicht gelockert oder blosgestellt, im Gegentheil abgerundet und geschlossen. Der Besitz von Finnland hat es im Norden auf seiner verwundbarsten Seite unangreifbar gemacht; im Süden wird es gedeckt durch günstige Seeverhaltnisse und aufgehäufte Mittel zum Angriff wie zur Vertheidigung; mitten auf der langen Fronte, die es Europa zuwendet, hat es in dem vorgeschobenen Polen von den litthauischen Sümpfen an auf Deutschland zu großartige Festungswerke errichtet, welche das Land in Zaum halten und Preußen und Oesterreich wie mittelst eines mächtigen Riegels trennen; während das eifersüchtige Europa über die Unabhängigkeit der Dardanellen und des alten Stambuls wacht, hat es bereits tief im Rücken diese wichtige Stellung umgangen, den Kaukasus überschritten und in Armenien die Mittel vorbereitet, nöthigen Falls in wenigen Tagmärschen bis ans Mittelmeer vordringen zu können. — Niemanden ist jene Politik ein Geheimniß, welche sich bemüht, unter uns schwächende Spaltung zu bewirken und der Entwicklung unserer Macht Fesseln zu bereiten; welche nicht ansteht, ein Bündniß mit Frankreich gegen uns auszubeuten, ihr Gelüste auf preußische Provinzen schon vor 1807 verrieth, wo sie nicht verschmähte, den eigenen Bundesgenossen zu berauben, und schon die geübten Finger nach Böhmen bis ins Herz von Deutschland ausstreckte; welche uns und unsere Salons mit Blumen und Liebkosung überschüttet, und unsern Fürsten die Hand küßt, daß wir nur die erste Pflicht — die Pflicht der Selbsterhaltung vergessen sollen. Leider haben sich sogar deutsche Zeitungen dazu hergegeben, die Ungereimtheit aufzustellen, Oesterreich sey kein deutscher Staat mehr, sondern ein slavischer, und wir hätten nur noch Untergrabung, die Kerkermeisterei unserer Freiheiten (!!) von ihm zu erwarten. Aber das fremde dunkle Getriebe mahnt uns nur um so dringender an die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens, denn nur getrennt haben Deutschland und Oesterreich keine Sicherheit mehr. Hätte Preußen, wäre Oesterreich slavisch, wirklich noch eine sichere Existenz? Nicht einmal die Oderlinie könnte es behaupten, Schlesien wäre zwischen slavischen Staaten wie eine Schraube in der Mutter eingeklemmt, Rußland würde die ersehnten Ostseeprovinzen und Posen, das slavische Oesterreich aber Schlesien und Lausitz an sich nehmen, Preußen wieder durch kleine deutsche Staaten entschädigt werden, und Frankreich würde zu seinem Beuteantheil mindestens die Rheingrenze fordern."

Vertieft man sich in Betrachtungen von so großer Erheblichkeit, wie diese, so scheint dann freilich der vom Verfasser vorgeschlagene Verein nicht ausreichend und genügend. Es ist schon so weit gekommen, daß Rußland gar keine deutsche Colonisten an den Donaumündungen dulden würde, die nicht seine Unterthanen wären.

Lyrische Dichtkunst.

J. J. Bär's poetischer Nachlaß, herausgegeben von Ed. Billeter. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1842.

Gedichte eines Verstorbenen, dessen offener Charakter und treues deutsches Gemüth sich besonders in den vielen geselligen und vaterländischen Liedern und in Gelegenheitsgedichten offenbart. Auch Reisebilder finden sich; aber der Dichter will nichts wissen von Rom, das für Gold nur Biel (bleierne Siegel) zurückgebe, und nichts von Paris, das voll materiellen und geistigen Kothes sey, und das im Rücken habend er freudevoll den deutschen Rhein begrüßt. In mehreren Romanzen behandelt er schweizerische Sagen und oft wendet er den Blick von der Politik, von der geselligen Freude und von der Liebe, welche den Hauptgegenstand seiner Poesieen ausmachen, zur Natur, um deren zarteste Schönheit aufzufassen. Hier einige Sinngedichte auf Blumen:

Digitized by Google

Der gelbe Krokus.

Schüchtern guckst du hervor. Du spähest umsonst nach Gesellschaft!
Muth, Goldköpfchen! es muß einer der Erste doch seyn!

Das Schlüsselblümchen.

Schlüsselblume, so nennen wir dich, du liebliches Blümchen!
Denn du erschließest im Lenz freundlich das Blumengefild.

Das Schneeglöckchen.

Zwar du trägst noch die Farbe des Winters, doch sey mir willkommen!
Lieblich kleidet das Grün freudiger Hoffnung dein Blatt.

Das Jehovablümchen.

Daß wir den Stempel der Gottheit am niedrigsten Blümchen erkennen,
Drückte der Schöpfer noch selbst dir seinen Namen mit auf.

Von dieser zarten Art ist auch das Gedicht auf die Rothkehlchen S. 204:

Flattre so furchtsam nicht weg, du kleines niedliches Kehlchen!
Picke die Körner nur auf, sind sie für dich ja gestreut.
Doch jetzt kommst du zurück, und mit dir dein freundliches Weibchen.
Theilt sie die Mühen mit dir, theil' sie den glücklichen Fund!
Aber zum Dank für meine Bewirthung, o Pärchen! verlang' ich,
Daß ihr im Frühling, wenn Lust seliger Lieb euch entzückt,
Vor dem Fenster am Giebel des schützendes Daches euch nistet,
Und aus freudiger Brust euere Lieder mir singt.

Einige Sinngedichte erinnern sehr lebhaft an Haug; z. B.:

Die Naturmerkwürdigkeit.

Man sagte längst, daß Bav ein Esel sey.
Nun, da er sich den Schmuck der Hahnreischaft ließ geben;
So siehet man, was selten sonst im Leben,
Den Esel mit Geweih.

Ungleiche Wünsche.

Einst wünschte Nero allen Männern einen Hals,
Um dann ihr Blut auf einmal zu vergießen.
Ich wünsche allen schönen Mädchen einen Hals,
Um so die ganze Schaar mit einem Mal zu — küssen.

Das Denkmal.

Was setzen wir dem Schulherr auf sein Grab?
Den Birkenbaum, der ihm den Scepter gab.

Als der König von ** einen Republikaner brandmarken ließ.

Vormals schrieben weise Leute
Oefters auf die Haut der Esel;
Heut zu Tage schreiben Esel
Auf die Haut der weisen Leute.

Pellicos Verbrechen.

Daß man dem Pellico nicht seine Brille ließ,
Ist konsequent, wie man's auch deute;
Denn sein Verbrechen war ja eben dieß,
Daß er mehr sah als viele andre Leute.

Die Gedichte umfassen den Zeitraum der letzten 20 bis 25 Jahre, und beweisen, welchen innigen Antheil der Verfasser an allen Schicksalen genommen hat, die während dieser Zeit die Schweiz betroffen haben. Der Ertrag der Sammlung ist für drei Mädchen bestimmt, welche der Verstorbene hinterlassen hat.

Memoiren.

Der Jakobiner in Wien. Oesterreichische Memoiren aus dem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts. Zürich und Winterthur, literarisches Comptoir, 1842.

Die bekannte Hebenstreitische Verschwörungsgeschichte. Hebenstreit mit einigen wenigen Andern hatte den wahnsinnigen Gedanken, in Wien während der großen Reaction, die unter Leopold II. und Franz II. gegen das System Josephs II. erfolgt war, ohne alle Mittel und ohne Sympathie im Volke eine Verschwörung anzuzetteln und den Staat umstürzen zu wollen, wie eine Mücke den Elephanten. Die Sache wurde entdeckt und Hebenstreit endete am Galgen. Daraus ist nun hier ein Roman gemacht, ein förmlicher Roman mit eingeflochtener Liebesgeschichte ꝛc. Wir können diese Form, obgleich der Styl sehr gewandt ist und das Buch sich angenehm liest, nicht gutheißen, so wie uns auch ein gewisser frivoler Ton, das Hervorheben der galanten und lüsternen Partien, nicht passend bedünkt. Für ein politisches Trauerspiel ist die Auffassung zu wenig ernst, und für eine Farce doch wieder in den sentimentalen Partien zu Schillerisch Doncarlotisch Marquis Posathümlich schwärmerisch. Am besten sind der Cardinal Migazzi und die geistlichen Partien gezeichnet, weil der Verfasser sich hier zur geistreichen Malice steigerte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 14. September 1842.

Werke über Rußland und Polen.

1) Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Vom Grafen Valerian Krasinski. Nach dem englischen Original bearbeitet von W. A. Lindau. Leipzig, Hinrichs, 1841.

Ein Buch, das in vieler Beziehung Interesse erregen muß. Einmal ist es ein wichtiger Beitrag zur Geschichte überhaupt, da noch wenig Erschöpfendes über die Reformation in Polen gesagt worden ist. Sodann ist es für deutsche Leser ungemein lehrreich, weil es die Polen in einer Lage zeigt, in die man auch uns gern hineinmanövriren möchte. Endlich, weil es, vom polnischen Standpunkt aus, gegenüber Rußland, ein seltsamer Mißgriff ist, gerade jetzt ein antikatholisches Buch zu schreiben. Wir glauben nicht, daß es der polnischen Sache förderlich ist, wenn man dem Katholicismus in einem Augenblick entgegenwirkt, in welchem derselbe noch die letzte Stütze der Nationalität gegenüber dem Griechen- und Russenthum ist. Allein vom deutschen Standpunkt aus heißen wir ein Buch willkommen, das uns eine gute Lehre gibt.

Polen neigte schon sehr frühe zur Reformation hin. Es nahm schon Antheil an der großen hussitischen Bewegung; es hatte auch unmittelbar vor Luther wieder Prediger, die laut gegen die Mißbräuche eiferten, und als die Reformation in Deutschland um sich griff, wurde auch halb Polen reformirt. Die geistlichen Gerichte wurden durch Reichstagsbeschluß vom Jahr 1552 aufgehoben, und ein Jahr später erhielt jeder Edelmann das Recht auf seinen Gütern, welche Konfession er wolle, einzuführen. Die Presse war unbeschränkt. Allein obgleich die Partei der Reformation, in Verbindung mit der griechischen, der katholischen nunmehr überlegen war, so fehlte ihr doch die Einheit. Die Calvinisten, mit den böhmischen Brüdern verschmolzen, bildeten einen scharfen slavischen Gegensatz gegen die mehr deutschen Lutheraner. Es ist überhaupt merkwürdig, welchen Einfluß die Nationalitäten auf die Reformation übten. Die romanischen und slavischen Stämme neigten immer lieber zum Calvinismus, während nur die germanische Mitte das Lutherthum, als das gemüthlichere, festhielt. Neben den beiden Hauptparteien, in welche die neue Kirche zerfiel, bildeten auch die Antitrinitarier eine starke Partei mit eigner Verfassung und mit eignen Tempeln. Der Streit nun, in dem alle diese Parteien untereinander lagen, mußte den Jesuiten ihren Angriff erleichtern, als sie im Jahr 1561 durch den Kardinal Hosius in Polen eingeführt wurden. Die ganze große Partei der Reformation wurde nicht nur durch die Theilungen geschwächt, sondern auch hauptsächlich durch den giftigen Zank der Theologen und durch den unter der Maske der Glaubensfreiheit einreißenden Unglauben demoralisirt. Der Verfasser macht den Reformirten deßfalls die bittersten Vorwürfe: „Sie stritten sich nicht nur im Angesichte eines furchtbaren Feindes, sondern leisteten ihm auch Beistand gegen andere protestantische Parteien. Die Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses zeigten stets große Feindseligkeit gegen die böhmischen Brüder und die Reformirten, deren Bekenntnisse vollkommen national geworden waren; die Lutheraner, die besonders unter den deutschen Ansiedlern in den Städten sich fanden, behielten immer einen fremdländischen Charakter und verschmolzen nie mit dem Volksleben. Diese unglückliche Feindseligkeit und Zwietracht reizten die vornehmsten lutherischen Familien, die mächtigen Häuser Zborowski und Gorka, lieber einen katholischen Kronbewerber zu unterstützen, als einen Anhänger der reformirten Kirche auf den Thron kommen zu lassen. Außer diesen

Digitized by Google

unglücklichen Zerwürfnissen, welche die Protestanten schwächten, waren die antitrinitarischen Lehren, die unter den schweizerischen Gemeinden aufkamen, der protestantischen Sache besonders verderblich. Diese Lehren, die den Offenbarungsglauben erschütterten und von Männern verfochten wurden, welche sich durch außerordentliche Geistesgaben auszeichneten, saten nicht nur Zwietracht in dem Lager der Reformatoren aus, sondern bewogen auch viele, es zu verlassen, und diejenigen, deren Gemüther von Zwietracht und Ungewißheit ergriffen wurden, suchten Zuflucht im Schooße der alten Kirche, da sie eine bestimmte, auf die evangelische Wahrheit gegründete, wiewohl durch die Zusätze finsterer Zeiten entstellte Lehre derjenigen vorzogen, welche die Grundlagen des Christenthums aufhob. Die natürliche Folge der dadurch hervorgerufenen Ungewißheit war Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, und die Protestanten, die in diesen Zustand kamen, besannen sich nicht, zu einer Kirche überzugehen, die ihnen die größten zeitlichen Vortheile gewährte." S. 396.

Dennoch würde die Sache der Reformation nicht gänzlich unterlegen seyn, wenn sie Sache des eigentlichen Volkes geworden wäre. Aber sie war bloß Sache des Adels und der Adel hütete sich, das Volk allzusehr dabei zu betheiligen. Man wollte evangelische Freiheit und doch Leibeigenschaft, eine Unvernunft, die sich wie billig bestrafte. „Einen groben Fehler begingen die Protestanten, als sie eine gesetzliche Bestimmung annahmen, welche den Grundeigenthümern eine unbeschränkte Gewalt über ihre Bauern gab. Dieses Gesetz würde dem Lande zum Segen gedieben seyn, wie es ihm verderblich geworden ist, hätten die protestantischen Grundherren die ihnen verliehene Gewalt dazu benutzt, ihre Unterthanen zu den evangelischen Lehren zu bekehren, und mit der religiösen Befreiung derselben die bürgerliche verbunden. Wir behaupten unbedenklich, daß sich die Protestanten der größten Pflichtvergessenheit gegen Gott und ihr Vaterland schuldig gemacht haben, als sie es unterließen, einen Weg einzuschlagen, den ihnen nicht nur die Vorschriften der Religion und der Sittlichkeit, sondern auch die Grundsätze einer gesunden Politik vorzeichneten. Die Bekehrung und die Freilassung der zahlreichen Bauernklasse würde einen unwiderstehlichen Einfluß auf diesen Theil der Bevölkerung Polens ausgeübt, die Wagschale zu Gunsten der Reformation herabgezogen, und der Entwicklung der Volkswohlfahrt in moralischer und materieller Hinsicht den wohlthätigsten Anstoß gegeben haben. Es würde jedoch unbillig seyn, wenn wir die Menschen und die Meinungen jener Zeit durchaus nach dem Maaßstabe unserer Tage beurtheilen wollten, und es läßt sich viel zur Entschuldigung von Menschen sagen, die in den Kastenvorurtheilen, von welchen kein Theil Europas sich loszumachen vermochte, aufgewachsen, und durch die von den Bauern in Deutschland verübten Gewaltthaten besorgt gemacht wurden, welche die katholische Partei lügig übertrieb und als Beweise der gefährlichen Richtung der Lehren der Reformation anführte. Einige Synoden empfahlen zwar dringend, für die unteren Volksklassen besondere Sorge zu tragen, und die böhmischen Brüder waren immer darauf bedacht, unter diesen Klassen religiöse und sittliche Bildung zu befördern, und die zeitliche Wohlfahrt derselben zu erhöhen, aber die unablässige Gegenstrebung, die mit Siegmunds III. Thronbesteigung begann, und während seiner langen Regierung mit zunehmender Macht fortdauerte, lichtete bald die Reihen der Protestanten, und sie waren nicht im Stande, ihren Einfluß auf die unteren Volksklassen auszuüben, welche bei ihrer Unwissenheit den Einwirkungen der katholischen Geistlichkeit um so leichter zugänglich waren. Gerade dieser Umstand aber hätte die protestantischen Grundherren bewegen sollen, ihre Bauern zu bekehren, und sie durch die Besserung ihrer Lage in sittlicher und bürgerlicher Hinsicht an sich zu fesseln, das sicherste Mittel, ihre Partei zu einem siegreichen Widerstande gegen ihre Feinde zu kräftigen. Dieß war jedoch nicht allgemein der Fall, und diese Vernachlässigung ist als eine Hauptursache des Untergangs der protestantischen Sache in Polen zu betrachten." S. 397.

Alle diese Fehler wurden von den Jesuiten mit großer Gewandtheit benutzt. Welch plumper Mittel man sich indeß auch zuweilen bediente und welch seltsame Scenen die polnische Wirthschaft herbeiführte, mag folgendes Beispiel darthun. Nach dem Ausgang des letzten polnischen Königsgeschlechts, der Jagellonen, gelang es dem elenden Heinrich von Anjou durch jesuitische Intriguen König von Polen zu werden. Zwar mußte er noch in Paris den polnischen Deputirten reformirter Konfession einen Eid schwören, daß er die Glaubensfreiheit und Rechtsgleichheit beider Kirchen aufrecht erhalten wolle, aber bei der Krönung in Polen selbst — vergaß der gewissenhafte König die feierliche Wiederholung dieses Eides vor den Augen der Nation. „Der Einfluß der Katholiken ward immer sichtbarer, und obgleich die Stunde der Krönung heranrückte, so war doch noch nichts über die Worte des Eides entschieden, den der König leisten sollte. Vor der Feierlichkeit begaben sich Firley, Zborowski und Radziwill, Palatin von Wilna, zu dem König und machten ihm den Vorschlag, entweder den, auf die Glaubensparteien sich beziehenden Theil des Eides gänzlich wegzulassen, das heißt, weder die Rechte der Protestanten, noch der römischen Hierarchie zu verbürgen, oder zu bestätigen, was er in Paris geschworen habe. Der König, der es nicht wagte, offen zu verweigern, was er feierlich verheißen hatte, suchte durch die Versicherung

Digitized by Google

auszuweichen, daß er die Ehre und das Eigenthum der Protestanten gewährleisten wolle; Firley aber bestand darauf, daß der zu Paris geleistete Eid ohne Vorbehalt wiederholt und in den Krönungseid aufgenommen werden sollte. Als man die Krönungsfeierlichkeit mit der Aufsetzung der Krone beschließen wollte, und kein Eid ausgesprochen wurde, trat Firley hervor und erklärte, wenn der Eid nicht geleistet werde, wolle er sich der Krönung widersetzen. Er und Dembinski, der Krongroßkanzler von Polen, auch ein Protestant, überreichten dem Könige, der auf den Altarstufen kniete, einen Zettel, der den zu Paris geleisteten Eid enthielt. Diese Kühnheit erschreckte den König, der alsbald aufstand. Die Umstehenden waren stumm vor Erstaunen, aber Firley nahm die Krone und sprach mit lauter Stimme: „Schwört Ihr nicht, so sollt Ihr nicht regieren!“ Es entstand allgemeine Verwirrung. Die Katholiken waren heftig bestürzt und wagten es nicht, sich dem hochherzigen Firley zu widersetzen, der standhaft blieb, obgleich einige Protestanten, wie Zborowski und Radziwill, zu wanken begannen. Als Firley mit der Krone aus der Kirche gehen wollte, rief die Versammlung: „Einigkeit und Frieden in Allem!“ während man die Worte hinzufügte: „doch mit Vorbehalt der Rechte der Parteien.“ Der König mußte wörtlich den in Paris geleisteten Eid wiederholen, und so sicherte Firley's Muth die Sache der Glaubensfreiheit.“ S. 176.

Der in jeder Beziehung unfähige und nichtswürdige Franzose wurde bald aus Polen verjagt und man wählte nun einen Protestanten, den Stephan Bathory von Siebenbürgen zum Könige, im Jahr 1575. Allein dieser wurde katholisch und begünstigte die Jesuiten auf alle Weise. Nicht anders verfuhr sein Nachfolger, Siegmund III., ein schwedischer Prinz, ein Wasa, aus dem der eifrigste Katholik und Jesuitenfreund wurde, so daß man ihn sogar den Jesuitenkönig nannte. Unter seiner langen Regierung begannen die ersten blutigen Verfolgungen und zwar gegen die schwächsten unter den Gegnern Roms, nämlich gegen die nicht unirten Griechen und gegen die Lutheraner, deren Kirchen zerstört wurden, ohne daß die Calvinisten sich rührten. Er führte auch die Censur in Polen ein und von ihm an datirt sich die neue Barbarei der polnischen Literatur, die erst mit der Theilung Polens endete. Die Wissenschaften, deren Flor mit der Reformation begonnen hatte, kamen wieder in den tiefsten Verfall. Der Kampf Polens mit Gustav Adolph von Schweden begünstigte natürlicherweise die katholische Religion, da der Kampf der Kronen und Nationen auch mehr oder weniger ein Glaubenskrieg war.

Die namenlose Erbärmlichkeit der lutherischen Fürsten damaliger Zeit und die Noth des dreißigjährigen Kriegs mag es entschuldigen, daß von Seite der so zahlreichen und so nahen deutschen Protestanten lediglich nichts für die mißhandelten Glaubensbrüder in Polen geschah. Weit brüderlicher war das Benehmen der griechischen Christen. Nicht nur erhoben im Jahr 1648, in demselben Jahr, in welchem der westphalische Friede geschlossen wurde, die griechischen Kosaken einen Aufstand gegen die Union, die man ihnen aufgezwungen, sondern Rußland selbst setzte sich in Bewegung. Also schon lange vor Peter dem Großen benutzte Rußland den innern Zwist der Polen, unter der Maske, seine Glaubensbrüder zu beschützen, erobernd einzufallen. Zum Theil denselben Vorwand nahm auch Karl Gustav, der neue König von Schweden, als er über Polen zu derselben Zeit herfiel. Und diese fremden Mächte, eine griechische und eine lutherische, erzwangen im Frieden von Oliva im Jahr 1660 die Wiederherstellung aller Konfessionen in Polen. Allein ein den Ketzern gegebenes Wort hat bekanntlich den Jesuiten nie etwas gegolten. Die Verfolgungen fingen gleich wieder an.

Zum größten Unglück für die Protestanten nahm unter ihnen selbst eine ausschweifende Lehre die Oberhand. Die Antitrinitarier erhielten an Socinus ein geistvolles und so einflußreiches Haupt, daß ihre Sekte nun begreiflicherweise den Jesuiten den erwünschtesten Vorwand zu Verfolgungen lieh, da die Lutheraner und Calvinisten in Deutschland und Schweden selbst jenen Socinianismus verdammten. So konnte schon auf dem Reichstage von 1669 auf den Abfall von der katholischen Kirche die Todesstrafe gesetzt und bald darauf jeder Nichtkatholik für unfähig zur Königswürde, so wie zu jedem höhern Amte erklärt werden. Die Heldenthaten Karls XII. unterbrachen nur auf kurze Zeit diese katholische Reaktion. Der sächsische Kurfürst August, der, um König von Polen zu werden, katholisch geworden war, behauptete sich auf dem Throne und ließ die Jesuiten walten. Unter ihm begingen sie die berüchtigten Mordthaten zu Thorn, die zu den abscheulichsten Justizmorden gehören, welche die Geschichte kennt. Da sie inzwischen auf Befehl oder doch mit Zustimmung des sächsischen Kurfürsten begangen wurden, den alle Welt bisher als das Haupt der deutschen Protestanten angesehen, so darf man sich nicht wundern, daß man in Deutschland dem Morde der Glaubensbrüder ruhig zusah. Nun wurden die Protestanten in Polen vollends, Schlag auf Schlag, ihrer Rechte beraubt und alles gewaltsam wieder katholisch gemacht. Jeder Versuch auf dem Reichstage, die Mißhandelten zu schützen, mißlang. Die Verzweiflung trieb also die letzteren, wieder Hülfe auswärts zu suchen. „Die Verfolgungen, welche die Protestanten unter der Regierung Augusts III. erdulden mußten, werden in einer Bittschrift geschildert, welche ihre Abgeordneten dem Könige Stanislaus Poniatowski und dem Reichstage im Jahre

Digitized by Google

1766 vorlegten. Unsere Kirchen, sagen sie, hat man uns theils unter verschiedenen Vorwänden genommen, theils liegen sie in Trümmern, da die Wiederherstellung derselben verboten ist, und die Erlaubniß dazu nicht ohne große Schwierigkeiten und Kosten erlangt werden kann. Die Gesetze gegen den Arianismus werden sehr schimpflich und schmählich auf uns angewendet, obgleich wir von den arianischen Irrthümern weit entfernt sind. Unsere Kinder müssen in Unwissenheit und ohne Erkenntniß Gottes aufwachsen, da wir an vielen Orten keine Schulen haben dürfen. Der Berufung von Geistlichen in unsern Kirchen werden oft viele Schwierigkeiten entgegengesetzt, und sie sind vielen Gefahren ausgesetzt, wenn sie Kranke und Sterbende besuchen. Wir müssen die Erlaubniß zu Taufen, Trauungen und Begräbnissen theuer bezahlen, da der Preis von denjenigen, die diese Erlaubniß ertheilen, willkürlich bestimmt wird. Das Begraben unserer Todten, selbst in der Nacht, ist mit großer Gefahr verbunden, und wir müssen unsere Kinder nicht selten außer dem Lande, im Auslande taufen lassen. Das Patronatrecht auf unsern Gütern wird uns streitig gemacht; unsere Kirchen werden von katholischen Bischöfen untersucht, und unsere, nach den alten Anordnungen ausgeübte Kirchenzucht ist großen Hindernissen ausgesetzt. In vielen Städten müssen die unserem Glauben angehörenden Einwohner katholische Prozessionen begleiten. Man unterwirft uns den kirchlichen Gesetzen. Es müssen nicht nur die in gemischten Ehen erzeugten Kinder im katholischen Glauben erzogen werden, sondern selbst die Kinder einer protestantischen Wittwe, die einen Katholiken heirathet, müssen den Glauben ihres Stiefvaters annehmen. Man nennt uns Ketzer, obgleich die Landesgesetze uns den Namen Dissidenten geben. Der Druck, den wir erleiden, wird um so schwerer, da wir weder im Senate, noch auf den Reichstagen, in den hohen Gerichtshöfen und irgend einem Gerichte Beschützer finden; ja selbst bei den Wahlen dürfen wir nicht erscheinen, ohne uns offenbarer Gefahr auszusetzen, und seit einiger Zeit hat man uns, trotz der alten Landesgesetze, grausam behandelt." S. 357.

Diese Dissidenten nun suchten Schutz bei Preußen und Rußland, und die Folgen sind bekannt. Polen wurde ein-, zwei-, drei-, vier-, fünfmal getheilt und ist jetzt seinem größern Theile nach russisch, und die Katholiken, welche sich damals als die übermüthigen Herren betrugen, sind jetzt von der griechischen Kirche unterdrückt.

(Schluß folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Akten vom Fürsten von Lynar. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der Dichter hat ein ritterliches Ideal aufstellen wollen, einen Charakter von reinstem Adel. Dieß ist der Commandeur von Gastinau, der unter dem Großmeister des Johanniterordens, Villiers von l'Isle Adam Rhodus vertheidigen hilft, welches der große Sultan Soliman II. belagerte. Palmira, eine wunderschöne Sarazenin, die aus ihrem Erbe verdrängt, zu den Christen geflüchtet ist, erhält an unserm edeln Ritter einen Paladin, der aber als Johanniter jeder Verlockung der irdischen Liebe widersteht. Auf der andern Seite liebt der Sultan diese geflohene Schöne, entläßt um ihretwillen seinen ganzen Harem und träumt sich in eine christlich romantische Vision von reiner Liebe zwischen zwei Wesen hinein, wobei er ziemlich stark aus der Rolle eines Sultans fällt. Allein seine Träume täuschen ihn, denn Palmira hat sich bereits von dem Kommenthur taufen lassen, der überdieß ihre Flucht begünstigt und sie schützt. Er wird vom racheglühenden Sultan gefangen, und zwar von einer andern muhamedanischen Schönen, Fatime, die ihn heimlich liebt, befreit; allein er macht keinen Gebrauch von der Freiheit, weil er sein Ehrenwort gegeben hat, nicht zu entfliehen, und läßt nur Palmira auf dem geöffneten Rettungswege dem Zorn des Sultans entrinnen. Da erscheint die Wache, entdeckt das Vorgegangene, und tödtet den Kommenthur. Der Sultan selbst erscheint und bedauert diesen Unglücksfall sehr, da er, die Großherzigkeit des Kommenthurs nicht verkennend, sich schon wieder beruhigt hatte und demselben ein besseres Schicksal bereiten wollte. Fatime ersticht sich an der Seite ihres todten Geliebten.

Der edle Charakter des Helden würde wohl noch mehr ansprechen, wenn die historische Treue und das Kostüm der Zeit besser eingehalten wären, wenn der Ritter als eine reine Lichtgestalt von den finstern Gestalten seiner Umgebung besser abgehoben wäre. Es sind am Ende gar zu viele edle Leute in diesem Drama beisammen, so daß des Ritters Edelmuth sich nicht stark genug auszeichnet. Sein Gegensatz sollte wohl zunächst der Sultan seyn, den die Geschichte wirklich als einen schrecklichen Herrscher und unerbittlichen Tyrannen kennt. Hier aber hat ihn der Dichter zu einem sanft schwärmenden, gefühlvollen, menschlichen und in jeder Beziehung milden Fürsten gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 70.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 1. September 1842.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, bearbeitet und herausgeg. von Dr. L. Puttrich.

Lief. 7 u. 8 bilden ebenfalls ein Ganzes; sie sind den Denkmälern von Freiburg an der Unstrut gewidmet. Der Text, 22 Seiten, ist größerentheils von Hrn. Landrath Lepsius gearbeitet; ihm schließen sich wiederum 10 Blätter mit Abbildungen an. Hier wird uns zunächst die interessante Stadtkirche von Freiburg vorgeführt, ein Gebäude aus verschiedenen Bauepochen, in seiner ursprünglichen Anlage spätromanisch mit vorherrschendem Spitzbogen im Innern, — in einem architektonischen Systeme, welches Deutschland eigenthümlich, dessen Zeitbestimmung einstweilen aber noch eine Streitfrage ist, und über welches weiter unten etwas näher berichtet werden soll. Der Chor ist zierlich gothisch; die Pfeilerstellungen des Schiffs gehören einer ziemlich rohen Erneuung des Baues aus spätestgothischer Zeit an. — Sodann die Schloßcapelle, auf der Burg von Freiburg, eine jener Doppelcapellen, deren man auf deutschen Fürstensitzen aus der Periode um 1200 mehrere findet. Dieß kleine Gebäude, und vornämlich die obere Capelle, gehört zu den allerinteressantesten und zu den allergeschmackvollsten Werken, welche die deutsche Kunst des spätromanischen Styles hervorgebracht hat; es ist in seinen Formen und vornämlich in den Ornamenten eine Feinheit, eine Reinheit, ein Adel, dergleichen man bei Bauwerken desselben Styles anderweitig in Deutschland gewiß nur selten und außerhalb Deutschlands gewiß noch viel seltener finden dürfte. Wir sind dem Herausgeber für diese Mittheilung allen Dank schuldig. Aber die reine Classicität jener Formen läßt uns wünschen, daß dieselben zugleich auch (was freilich in Hrn. Puttrichs Plan nicht liegen konnte) in Abbildungen eines größern Maßstabes, als die schönsten Vorbilder in ihrer Art, veröffentlicht werden möchten.[1]

Die nächstfolgenden Lieferungen der zweiten Abtheilung sind den Denkmalen von Naumburg an der Saale, vornämlich dem dortigen Dome und seinen Bildwerken gewidmet. Hievon liegt bereits eine Reihenfolge lithographirter Blätter vor, in denen uns äußere und innere Ansichten dieses mehrfach merkwürdigen Gebäudes, Abbildungen seiner schönen Details und zugleich vorzüglich gelungene Abbildungen der großen Statuen im westlichen Chore des Doms, welche letzteren, dem 13ten Jahrhundert angehörig, für die Geschichte der deutschen Sculptur von so außerordentlicher Wichtigkeit sind, dargeboten werden. Da diese Mittheilungen aber noch bei Weitem nicht vollständig sind, da namentlich auch noch der dazu gehörige Text fehlt, so mag ein näherer Bericht über dieselben so lange ausgesetzt bleiben, bis wir das Ganze zu beurtheilen im Stande sind.[2] (Weiter unten werde ich jedoch Gelegenheit haben, meine Ansicht über einen Theil der Baugeschichte des Naumburger Doms vorzulegen.)

Als ein besonderes Werk dürfte von Hrn. Puttrich eine Reihe von colorirten Zeichnungen herausgegeben werden, welche er kürzlich nach den merkwürdigen Stuckreliefs an den Brüstungswänden des Chores der Liebfrauenkirche zu Halberstadt hat anfertigen lassen. Es sind große Gestalten des Erlösers, der h. Jungfrau und der zwölf Apostel, jede innerhalb einer reich decorirten Nische spätromanischen Styles sitzend; die alte farbige Bemalung derselben ist unter der spätern Tünche, mit der sie überstrichen worden, wieder zum Vorschein gebracht

[1] Herr Prof. J. M. Mauch, jetzt in Stuttgart, hat früher große Abbildungen von den Details der Freiburger Schloßcapelle gefertigt, deren Schönheit alle Wünsche befriedigt und die sich u. a. im wissenschaftlichen Kunstverein zu Berlin eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen hatten. Möge Hr. Mauch Zeit und Muße finden, um dieselben, wie es seine Absicht war, herauszugeben!

[2] Ist seitdem erschienen. Nachträgliche Bemerkung.

Digitized by Google

und in den Zeichnungen genau wiedergegeben. Für die deutsche Sculptur des 12ten Jahrhunderts gehören diese Arbeiten, wieder als eigenthümlich lebenvolle und gehaltreiche Vorstufen für die Wechselburger ꝛc. Arbeiten, zu den interessantesten Beispielen; die Zeichnungen enthalten ein sehr gelungenes Abbild ihres Styles. Eins der Reliefs habe ich bereits vor geraumer Zeit (im Museum, 1833, Nr. 13) in einer Umrißzeichnung mitgetheilt. — Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß Herr Puttrich für den seltenen Eifer und für die großen Opfer, mit denen er seine Unternehmungen zur Ausführung bringt, durch eine umfassende Theilnahme von Seiten des deutschen Volkes entschadigt werden möge.

Den sächsischen Denkmalen reihen wir zunächst an:

Die Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern, herausgegeben von R. Freiherrn v. Stillfried.

Ueber das erste Heft dieses großartig angelegten Werkes habe ich in Nr. 51 des Kunstblatts v. J. 1839 gesprochen. Seitdem liegen zwei neue Hefte vor, in denen sich dieselbe Gründlichkeit historischer Forschung, dieselbe Sorgfalt in der Auffassung alterthümlicher Kunstgegenstände und dieselbe Eleganz der Ausstattung, wie im ersten Hefte, kund geben. Jedes Heft enthält sechs, zum Theil colorirter Blätter bildlicher Darstellung (in groß Folio) nebst dem entsprechenden historisch-kritischen Texte, in welchen verschiedene kleinere Darstellungen eingedruckt sind. Dem Plane des Werks gemäß ist nicht alles Mitgetheilte auf die Kunst bezüglich, so namentlich nicht die Facsimiles seltener und merkwürdiger Urkunden. Doch kann ich, obgleich diese Gegenstände nicht vor das Forum des Kunstblatts gehören, nicht unterlassen, des im zweiten Heft gegebenen Facsimiles zu gedenken, indem dasselbe die völlig täuschende Nachahmung des alten Pergamentblattes mit seiner Schrift, somit in der That die seltene Ausbildung einer eigenthümlichen Kunstfertigkeit zur Erscheinung bringt. — Unter den wichtigern Mittheilungen für die kunsthistorische Forschung ist im zweiten Hefte die Darstellung der Klosterkirche von Alpirsbach im Schwarzwalde, am Flusse Kinzig, zwischen Freudenstadt und Schiltach, zu nennen. Risse, Ansichten und Detailzeichnungen geben davon eine vollkommen genügende Anschauung. Die Kirche, im J. 1099 geweiht, erscheint als eine Säulenbasilika; die Säulen mit einfachen, unten abgerundeten Würfelcapitellen, zwei der letztern jedoch reicher und in einer für das 11te Jahrhundert sehr charakteristischen Weise decorirt (die Basen dieser Säulen denen in der Schottenkirche zu Regensburg ganz entsprechend). Auch ein alter, reich ornamentirter Pfortenring von Bronze, aus derselben Periode, ist zu bemerken. Sehr eigenthümlich ist die Absis des Chors. Nur ihr Untertheil gehört dem alten Bau an; in der Mitte wird sie durch ein kleines Grabgewölbe ausgefüllt (eine eigentliche Krypta ist nicht vorhanden); zu den Seiten des Gewölbes sind, ebenfalls noch im Einschluß der Absis, halbrunde Nischen angeordnet. Der Oberbau der Absis verdankt einer Bauveränderung vom J. 1337 sein Daseyn; er hat somit gothische Formen und verwandelt die halbkreisrunde Grundlinie in eine dreiseitig gebrochene; dabei treten aber die Ecken des Oberbaues im Aeußern über den halbrunden Unterbau vor und werden zu diesem Behufe von Säulen getragen, eine Einrichtung, die sich überaus seltsam macht. — Das dritte Heft bringt verschiedene Ansichten des Berges und der Burg Hohenzollern, deren erhaltene Baulichkeiten indeß kein kunsthistorisches Interesse mehr haben. Sehr merkwürdig aber sind einige Steinreliefs, die sich gegenwärtig im Altarraume der dortigen Michaeliscapelle vorfinden, und deren ganze Beschaffenheit, die höchst einfache Behandlung sowohl wie die sämmtlichen Eigenthümlichkeiten des Styls, auf die Frühzeit des 11ten Jahrhunderts zu deuten scheint. Sie werden uns in einer sehr charaktervollen Abbildung mitgetheilt. Es sind drei große Platten, die eine stellt den Erzengel Michael dar und darunter die h. drei Könige, die sich merkwürdigerweise der Gestalt des sitzenden Erlösers (nicht der h. Jungfrau) entgegenbewegen; die beiden andern, Bruchstücke eines größern Ganzen, enthalten jede eine stehende Apostelfigur. Der Herausgeber macht es sehr wahrscheinlich, daß diese Arbeiten ursprünglich den Giebel einer ältern, an dieser Stelle befindlich gewesenen Capelle geschmückt haben. — Außerdem enthält das dritte Heft noch die Abbildung eines Kupferbeckens, welches mit Schmelzmalerei geschmückt ist und sich im Stiftsschatze des Klosters Tepl in Böhmen befindet. Es gehört der Zeit am Schlusse des 12ten Jahrhunderts an; die darauf enthaltenen Wappen deuten auf die Verbindungen, in welchen die nürnbergischen Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern mit dem französischen Königshause standen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Medaille.

Der Hofgraveur Ferdinand Helfricht hat auf die Vermählung des Erbprinzen von Sachsen-Coburg und der Prinzessin Alexandrine von Baden eine in Erfindung und technischer Behandlung ausgezeichnet schöne Denkmünze gefertigt und im Gotha'schen Verlagscomptoir herausgegeben. Dieselbe zeigt auf der Vorderseite die wohlgetroffenen Brustbilder des fürstlichen Paars mit lateinischer Umschrift; auf der Kehrseite bringt sie die

Digitized by Google

Neuvermählten in ganzer Figur, römisch gekleidet, auf antikem Wagen mit der Quadriga zur Anschauung, und zwar en face, und so, daß die zu beiden Seiten heraus-strebenden Rosse von zwei Genien, Amor mit dem Bogen, Hymen mit der Fackel, geleitet werden. Die Ausführung der Quadriga, besonders der Rosse, ist überaus gelungen. Die Umschrift lautet angemessen: Faustas Ernesti cum Alexandrina nuptias populi precantur. Die Profile der beiden Bildnisse auf dem Avers sind ganz einfach gehalten, und sprechen durch ihren edeln Ausdruck und durch eine auffallende Aehnlichkeit der Züge an. — Die Subscription ist in Gold auf 12 Frd'or, in Silber auf 3⅓ Thlr., in Bronze auf 1 Thlr. gestellt. en.

Nachrichten vom Juli.

Persönliches.

Professor Welcker in Bonn ist vom König der Franzosen zum Ritter des Ordens der Ehrenlegion,

der Archäolog Raoul-Rochette von dem Papste zum Ritter des wiederhergestellten Constantinordens ernannt worden.

Professor v. Thouret in Stuttgart hat den Titel eines k. Oberbaurathes erhalten.

In Folge des dießjährigen Salons sind goldene Medaillen an folgende Künstler vertheilt worden:

solche der ersten Classe an den Kupferstecher Gólée, für seinen Stich nach Prudhon, und an den Miniaturmaler de Pommeyrac;

eine der zweiten Classe an den Historienmaler Bonnegrace;

solche der dritten Klasse an den Geschichts- und Bildnißmaler Louis Beauderon, an den Marinemaler Louis Meyer (aus Amsterdam); an die Bildhauerin Dubuffe geb. Zimmermann; an den Genremaler Jacob; an den Medailleur und Bildhauer Borrel; an den Landschaftsmaler de Gernon; an den Architekt Leon; und an die Miniaturmalerin Pauline Van-Gienen.

Der spanische Maler Escasena, welcher die englische Gesandtschaft nach Marocco begleiten sollte, ist unterwegs in Afrika durch einen Pferdeschlag am Fuße verwundet und hierauf, nachdem seine Reisegefährten vergeblich zwei Tage in Larasche gewartet hatten, ob er nicht noch die Reise werde fortsetzen können, nach Tanger zurückgebracht worden. Man hatte sich von seiner Anwesenheit bei der Expedition Vieles für Kunst und Wissenschaft versprochen.

Ausstellungen.

Köln. Am 1. Juli hat unsere Ausstellung begonnen. Sie ist namentlich mit zwei großen historischen Bildern der beiden belgischen Maler Gallait und de Biefve geschmückt.

Braunschweig. Der hiesige Kunstverein hat am 24. Juli in der Egidienkirche die siebente größere Kunstausstellung eröffnet. Es befindet sich darunter das bekannte Hensel'sche Bild, welches den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig auf dem Ball in Brüssel in der Nacht vor der Schlacht bei Quatre-Bras vorstellt.

Nantes. Am 1. Juli ist hier eine Ausstellung von Kunstgegenständen jeder Art eröffnet worden. Ihre Dauer wird sich bis zum 10. August erstrecken.

Grenoble. Die hiesige Ausstellung von Gemälden und plastischen Kunstwerken ist am 21. Juli eröffnet worden. Der Kunstverein soll beabsichtigen, um die Summe von 6000 Franken Ankäufe daraus zu machen.

Museen und Sammlungen.

München, 15. Juli. In den jüngsten Tagen ist die durch unsern König erworbene indische Sammlung, in 46 Kisten enthalten, der Central-Gemäldegalerie-Direction übergeben worden, um in dem ehemaligen Galeriegebäude mit den übrigen dort bereits befindlichen Sammlungen ähnlicher Art aufgestellt zu werden. In Kurzem werden durch die unablässige Thätigkeit des Central-Galeriedirectors Langer diese reichhaltigen und höchst interessanten Collectionen in diesem Gebäude vollkommen geordnet und aufgestellt seyn.

Heidelberg. Herr Uhde hat in dem nahen Handschuchsheim, wo er sich eine Besitzung erworben, die aus Mexiko mitgebrachten Alterthümer aufgestellt. Diese Sammlung enthält Gegenstände, deren Form und Arbeit an die Kunstfertigkeit der gebildetsten Nationen erinnert, während Physiognomie und Trachten der abgebildeten Figuren durchaus von jenen verschieden sind. Man sieht Vasen, die durch Gestalt, Stoff und Farbe an Etrurien erinnern; Tafeln und Reliefe mit sechs- bis achtfachen mäandrischen Verschlingungen; das ägyptische Henkelkreuz, Palmetten, römische und griechische Arabesken, Schmucksachen von Gold und Silber, Glas, Email, wie die florentinischen u. s. w. Dieser Sammlung ist eine reiche Literatur der mexikanischen Alterthümer angereiht, darunter Handschriften auf fingerdicker papierartiger Masse, Stammbäume alter mexikanischer Häuptlinge mit bunten Bildern; Malereien, besonders schöner Frauengestalten; auch Gegenstände aus der spanischen Zeit, eine silberne Laokoonsgruppe, spanische Gemälde, zwei maurische Arbeiten, zu katholischen Heiligenbildern umgeformt, theilweise übermalt, Malerei in Verbindung mit Silberarbeiten ꝛc.

Paris. Die Akademie der schönen Künste hat fünf große Kisten mit römischen Alterthümern aus Algier erhalten.

Die Sammlung, welche Franck Hall Standish dem König Ludwig Philipp zum Geschenk gemacht und dieser in fünf Zimmern des zweiten Louvrestocks hat aufhängen lassen, zählt 585 Stücke, nämlich 244 Gemälde, 270 Handzeichnungen und 71 Kupferstiche.

London. Im Unterhause trug Hr. Hume darauf an, die verschiedenen Nationaldenkmale, namentlich das brittische Museum, die Nationalgalerie, den Tower mit seinen Alterthümern ꝛc., dem Volke überhaupt und namentlich auch um einen wohlfeilern Preis zugänglich zu machen als bisher.

Turin. Der König von Sardinien hat die Errichtung eines christlichen Museums angeordnet, und es sind zu diesem Behufe bereits mehrere hundert Nummern altchristlicher Kunstsachen in Rom, besonders aus dem Besitze des Kunsthändlers L. Depoletti, von dem Grafen Breglio und dem Marchese Melchiorri angekauft worden. Den Anstoß zu dem Ganzen soll ein dem Könige von den Jesuiten geschenktes Marmorbasr-lief, ein Theil des Museo Kircheriano, mit Jonas, den drei Männern im Feuerofen und der Auferweckung des Lazarus, gegeben haben.

Digitized by Google

Kunstanstalten und Vereine.

Berlin. In der Sitzung des literarischen Kunstvereins vom 15ten Juli legte Hr. Prof. Krause der Gesellschaft eine reiche Sammlung von landschaftlichen Studien vor, welche er auf einer Reise durch England und einen Theil von Schottland gezeichnet hatte. Hr. v. Quast zeigte eine colorirte Zeichnung eines Mauergemäldes vor, welches sich jetzt bei Wiederherstellung der Klosterkirche zu Berlin im hohen Chor völlig übertüncht vorgefunden hat. Es stellt, in den Zwickeln neben einem Fenster, zwei heilige Bischöfe vor und scheint der Zeit der ersten Erbauung der Kirche anzugehören.

Am 17. Juli beging das k. lithographische Institut die Feier seines 25jährigen Jubiläums, zu welchem Abends ein großer Ball bei dem Vorstand, Major Kurtz, und eine glänzende Erleuchtung des schönen Gartens stattfand. (Das Institut wurde zuerst von dem Major v. Reiche auf eigene Kosten geführt, dann vom Staate übernommen und dem großen Generalstab der Armee untergeordnet. Seit mehreren Jahren besitzt es das Grundstück Münzstraße Nr. 20, das ehemalige Minister v. Zedlitz'sche Hotel.)

Denkmäler.

Leipzig. Dem berühmten Entzifferer semitischer Inschriften, Prof. Beer, ist auf dem hiesigen Kirchhof ein Denkmal errichtet worden, welches der Dresdener Steinmetz Hiller aus oberlausitzischem Granit gehauen und der Leipziger Bildhauer Wingrich vollendet hat.

Paris. Es ist eine Sammlung zu einem Denkmal für den Admiral Sir Sidney Smith auf dem Kirchhofe des Père la Chaise, eröffnet worden.

In der Galerie der Naturgeschichte, im botanischen Garten, ist das Standbild Laurent de Jussieu's von Legendre-Héral, welches im letzten Salon zu sehen war, aufgestellt worden.

Lüttich. Am 18. Juli ist das Denkmal Grétrys dahier enthüllt worden. Die Inschrift lautet: Cor patriæ dedit ipse, lyram sibi vindicat orbis. Die bronzene Statue ist 4500 Kilogramm schwer und war am 28. Juni mit Hülfe von Maschinen in einer halben Stunde auf das Piedestal erhoben worden. Sie hat 15 Fuß, und das Piedestal 20 Fuß Höhe. Der Platz ist vor der Universität. Die Akademie der schönen Künste zu Paris hatte auf die an sie ergangene Einladung eine Deputation, bestehend aus den Herrn Raoul-Rochette, Halevy, Pradier und Ingres, dahin abgesendet.

Givet. Laut des Observateur belge ist das Standbild Mehuls am 20. Juni unter dem Zusammenfluß der musikalischen Gesellschaften von Dinant, Couvin, Philippeville und Bauring feierlich enthüllt worden.

Haag. Der Bildhauer Royer, Mitglied des niederländischen Instituts, hat den Auftrag erhalten, die Statue Rembrandts anzufertigen. Derselbe hat auch die Bildsäule de Ruyters gearbeitet.

Florenz, Ende Junius. Unsere an öffentlich aufgestellten Kunstwerken so reiche Stadt hat kürzlich einen neuen Zuwachs in dieser Beziehung erhalten. Bereits seit mehreren Jahren besteht hier nämlich eine Gesellschaft, welche den patriotischen Zweck hat, in den bisher leergestandenen Nischen, welche sich in den Säulengängen unter dem Palazzo degl' Uffizi und auf dem durch dieselben eingeschlossenen Platz befinden, die Statuen berühmter Männer aus Toscana, welche sich im Gebiet der Wissenschaften und Künste auszeichneten, aufstellen zu lassen. In diesen Tagen wurden nun die vier ersten, bis jetzt vollendeten, in Auftrag und auf Kosten dieser Gesellschaft in Marmor ausgeführten Statuen aufgestellt und für die Augen des Publikums enthüllt. Dieselben vergegenwärtigen uns Dante Alighieri von Prof. Demi, Michelangelo Buonarroti von Prof. Santarelli, Leonardo da Vinci von Prof. Pampaleoni und Lorenzo il Magnifico von Prof. Grazzini. Sämmtliche Statuen sind bedeutend über Lebensgröße. Die Gesellschaft, unter deren Mitgliedern sich die vornehmsten und achtbarsten Namen finden, macht mit denselben der Stadt ein sehr werthvolles Geschenk und hat die Absicht, die noch fehlenden Statuen, an welchen bereits zum Theil in den Ateliers mehrerer hiesigen Bildhauer gearbeitet wird, nach und nach ebenfalls auf ihre Kosten folgen zu lassen. Im Ganzen wird sich die Anzahl der auszuführenden Statuen auf achtundzwanzig belaufen und man hofft, daß dieselben in dem Zeitraum von fünf bis sechs Jahren sämmtlich vollendet seyn werden.

Kupferstichauction.

Montag den 24. Oktober 1842 beginnt zu **Dresden** in der Rathsauctions-Expedition die öffentliche Versteigerung der

vierten Abtheilung
der
gräfl. Sternberg-Manderscheid'schen Kupferstichsammlung,

welche die **französische** und **englische Schule,** so wie die aus mehr als 10,000 Blatt bestehende **Porträtsammlung** in vielen Prachtblättern enthält, worunter viele Altertümer und sonstige Seltenheiten zu finden. Das 5656 Nummern enthaltende, genau bearbeitete Verzeichniß nebst den Registern der Maler und Kupferstecher gibt über die einzelnen Merkwürdigkeiten nähern Bericht und ist in allen Buchhandlungen (Dresden bei Christ. Arnold) zu haben.

Im Verlage der Kunst- und Buchhandlung von **Julius Buddens** in **Düsseldorf** erschienen so eben und sind durch die liter.-artist. Anstalt in München, Artaria und Fontaine in Mannheim und Sigm. Bermann in Wien zu erhalten:

Die Mutter Gottes mit dem Christuskinde, der h. Mutter Anna, dem h. Joseph und Joachim, der h. Barbara, dem h. Franciskus und Xaver, gez. von **Ed. Steinle,** gest. von **J. Keller.** chin. Pap. 1⅓ Rthlr.

Der Heiland unter der Kelter, gezeichnet von **Ed. Steinle,** gest. von **J. Keller.** chin. Pap. 1⅓ Rthlr.

Obige bilden das zweite und dritte Kupfer zu Nakatenus himmlischem Palmgärtlein, der Verleger macht das kunstliebende Publikum um so mehr hierauf aufmerksam, da in ähnlicher Weise der Grabstichel in neuerer Zeit nichts geliefert hat. — Die letzten drei Kupfer zum himmlischen Palmgärtlein, von J. Keller ebenfalls nach Zeichnungen von Ed. Steinle, erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 71.

Kunstblatt.

Dienstag, den 6. September 1842.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Von den

Baudenkmalen der Römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung, herausgeg. von Chr. W. Schmidt,

ist ebenfalls, seit ich die frühern Lieferungen derselben in Nr. 58 ff. des Kunstblatts v. J. 1840 besprochen habe, eine neue Lieferung, die dritte, erschienen. Die vorgenannten Werke hatten nicht bloß den Zweck, wissenschaftlich zu belehren, sondern zugleich durch selbstständig künstlerische Darstellung der besprochenen Gegenstände zu unterhalten und solchergestalt eine möglichst ausgebreitete Theilnahme hervorgerufen. Hr. Schmidt hat diesem Nebenzweck von vornherein entsagt; er gibt keine malerischen Ansichten, keine, mit den Spielen des Lichts und des Helldunkels ausgestatteten Perspectiven; er begnügt sich vielmehr mit einfachen, zumeist mit streng geometrischen Linearzeichnungen. Dafür aber entschädigt er reichlich durch die Art und Weise, mit welcher er die künstlerische Structur, den ästhetischen Organismus der Bauwerke vor uns zu entwickeln weiß, durch die sichere Auffassung des Styls und seiner etwa vorhandenen Unterschiede, durch den scharfen Blick für das architektonische Detail und die trefflichen, charaktervollen Profildurchschnitte, welche er von den architektonischen Gliederungen vorlegt. In allen diesen Beziehungen ist sein Werk geradehin als ein Musterwerk zu bezeichnen; der kunsthistorischen Forschung, als einer sehr ernsten wissenschaftlichen Disciplin, ist hier die sicherste Grundlage gegeben; und nicht bloß für die Architektur, auch für die bildende Kunst finden wir hier manche schätzbare Beiträge. Die vorliegende dritte Lieferung (10 Kupfertafeln in Folio und 68 Seiten Text in Quart enthaltend) bringt einen sehr großen Reichthum verschiedenartiger Gegenstände; es sind darin nicht weniger als zwölf Baulichkeiten aus den verschiedensten Perioden des Mittelalters behandelt und zugleich einige ausführliche Darstellungen von Sculpturwerken gegeben. Diese Werke gehören den verschiedensten Gegenden des gegenwärtigen Regierungsbezirks Trier an, so daß das Schmidtsche Werk nunmehr fast alle wichtigeren Monumente des Mittelalters, welche in den Trierschen Landen vorhanden sind, vorführt. Einige der Monumente, mit denen uns die dritte Lieferung bekannt macht, sind wiederum von sehr hohem Interesse für die kunsthistorische Forschung; diese sind mit vorzüglicher Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt; bei den andern, die nicht in gleichem Grade wichtig erscheinen, hat Hr. Schmidt sich, wohl um sein Werk nicht über die vorgezeichneten Schranken auszudehnen, mit minder umfassender Darstellung begnügt. Indem dieß Verfahren im Allgemeinen nur zu billigen ist, muß ich doch bemerken, daß dadurch bei der einen oder der andern Mittheilung gleichwohl manch ein charakteristischer Punkt, der in den allgemeinen kunsthistorischen Entwickelungsgang mit eingreift, übersehen wurde. Ich hatte kürzlich Gelegenheit, die hier vorgeführten Monumente an Ort und Stelle zu untersuchen, und werde den folgenden Notizen hier und da eine meiner eigenen Bemerkungen beifügen. Ich nenne die Monumente in ihrer kunsthistorischen Folge.

Als das älteste erscheint eine achteckige Capelle zu Mettlach an der Saar, etwa noch dem 11ten Jahrhundert angehörig, später auf geschmackvoll gothische Weise umgebaut und gegenwärtig eine überaus malerische Ruine. Nach meiner Ansicht war diese Capelle ursprünglich ein baptisterienartiger Bau, ähnlich der Münsterkirche zu Aachen und der Kirche zu Ottmarsheim im Elsaß, von dem man, zur Zeit der genannten Bauveränderung, den Umgang und die darüber befindlich gewesenen Emporen dürfte abgerissen haben. Auf das 11te Jahrhundert scheinen mir die alten (von Hrn. S. nicht dargestellten) Kämpfergesimse der Pfeiler zu deuten. — Beträchtlich jünger ist die Kirche zu Merzig an der Saar. In ihrer ganzen Decoration trägt diese Kirche

Digitized by Google

ein spätromanisches Gepräge, mit allerlei phantastischen und zum Theil auch schon barocken Umbildungen, wie dergleichen an den rheinländischen Kirchen dieses Styls nicht selten ist. Zwischen den Fenstern der Seitenschiffe sind Wandstreifen angeordnet, die bereits in die Bildungsweise gothischer Streben übergehen. Die Kirche ist eine Säulenbasilika; vorzüglich merkwürdig aber ist es, daß die Säulen bereits durch Spitzbögen verbunden werden, und zwar so, daß die Spitzbögen der südlichen Säulenreihe nur wenig über den Halbkreis erhöht, die der nördlichen Reihe dagegen entschiedener ausgesprochen erscheinen. In dieser Verbindung von Säulen und Spitzbögen steht die Kirche zu Merzig, auf sehr merkwürdige Weise, den normannisch-sicilianischen Bauwerken parallel. Ich nenne hiebei noch eine andere Kirche verwandten, aber etwas ältern Styls, die, gleichfalls im Regierungsbezirk Trier, hart an der luxemburgischen Grenze liegt. Es ist die kleine Basilika des Dorfes Roth an der Our; Hr. Schmidt hat dieselbe nicht in sein Werk aufgenommen. In dieser Basilika wechseln Pfeiler mit Säulen. Die Pfeiler sind (wie auch anderweitig Beispiele der Art vorkommen) durch größere Halbkreisbögen verbunden; die kleineren Bögen aber, welche, im Einschluß jener größeren, von den Säulen getragen werden, haben bereits die Form des selbstständigen Spitzbogens. Die Säulen selbst haben noch ein ziemlich streng romanisches Gepräge.[1] Diese beiden Kirchen, so wie die oben angeführte des Dorfes Pötnitz, enthalten demnach eigenthümlich interessante Gestaltungen jenes spätromanischen Uebergangsstyls, welcher die Vorbereitung zum gothischen Baustyle in sich einschließt. — Ein anderes ebenfalls höchst eigenthümliches und merkwürdiges Beispiel eben dieses Uebergangsstyls, welches im Schmidt'schen Werke dargestellt wird, ist die Kirche des ehemaligen Nonnenklosters St. Thomas, in der südlichen Eifelgegend. Sie ist in einfacher Anlage, einschiffig, ohne sonderlich reichen Schmuck, aber in sehr charakteristischen und entschiedenen Formen ausgeführt; die westliche Hälfte der Kirche wird, wie nicht selten bei den Kirchen von Nonnenklöstern und sonstigen weiblichen Stiftern, durch eine geräumige Tribüne ausgefüllt. Besonders wichtig und für die Untersuchungen in der deutschen Architekturgeschichte entscheidend ist es, daß die Bauzeit dieser Kirche feststeht, indem sie, nach inschriftlicher und anderweitig urkundlicher Nachricht, im J. 1222 eingeweiht und 1225 vollendet worden ist. — Diesen Gebäuden ist zunächst noch die ansprechende, derselben Periode angehörige Façade des Hauses „zu den drei Königen" in Trier anzureihen.

Die eigentliche Perle unter den Mittheilungen der vorliegenden Lieferung ist die Kirche zu Offenbach am Glan. Ueber ihre Bauzeit ist nichts bekannt; der Styl, in welchem sie ausgeführt ist, deutet darauf, daß sie etwa im dritten Jahrzehnt des 13ten Jahrhunderts begonnen wurde. Sie ist eins der allermerkwürdigsten frühgothischen Bauwerke in Deutschland, und sie bildet als solches ein ungemein interessantes Seitenstück zu der im Jahr 1224 gegründeten Liebfrauenkirche zu Trier (Lief. 1 bei Schmidt). Aber während die letztere aus dem primitiven französisch-gothischen Säulenprincip hervorgegangen ist, läßt die Kirche von Offenbach ihren Ursprung aus dem nationell deutschen Princip des gegliederten romanischen Pfeilers deutlichst erkennen; und gerade diese Erscheinung ist ein recht charakteristisches Merkzeichen, wie die deutsche Kunst von vornherein darauf ausgehen mußte, die Einseitigkeit der französischen Grundform (die allerdings zwar für die Entwickelung des gothischen Styles nothwendig war) zu einem mehr organischen Leben durchzubilden.[1] Uebrigens ist von ausschließlich romanischen Elementen in der in Rede stehenden Kirche kaum etwas anderes zu bemerken, als die noch nicht beseitigten Rundbogenfriese im Aeußern und gewisse phantastische Ornamente in den Capitellen; in allem Uebrigen herrscht bereits entschieden, ob auch noch sehr streng und noch gebunden, die gothische Gefühlsweise vor. Ueber das Einzelne, über die Reinheit in der Formation der Gliederungen, über deren steigende Entwickelung, Ausbildung und Läuterung in dem (wohl nur ziemlich langsamen) Fortschritt des Baues kann ich nur auf die trefflichen Blätter des Schmidt'schen Werkes verweisen. Leider ist von der Offenbacher Kirche, deren technische Ausführung auch, trotz mancher befremdlichen Unsymmetrie im Grundplan, rühmlichst erwähnt werden muß, nur wenig mehr als Chor und Querschiff erhalten. — Ein anderes frühgothisches Gebäude, um ein weniges jünger als das ebengenannte, dabei aber von großer Einfachheit in der Bildung der Detailformen, ist die Kirche zu

[1] Roth liegt auf steilem Felsen über der Our. Jenseit, schon auf luxemburgischem Gebiet, im tiefen Thalkessel, den eine üppig südliche Vegetation erfüllt, liegt das Städtchen Vianden. Das letztere zieht sich um einen Felsvorsprung hin, den das mächtige Schloß von Vianden, jetzt eine höchst großartige Ruine, krönt. Dieß Schloß enthält wiederum die schönsten und im edelsten Geschmack ausgebildeten Bautheile spätromanischen Styles; vorzüglich merkwürdig durch eigenthümliche Anlage und durch eigenthümliche Behandlung dieses Styls ausgezeichnet, ist die Capelle des Schlosses. Der Maler Hr. Ponsart war bei meiner Anwesenheit daselbst mit Aufnahme der interessantesten Theile des Schlosses beschäftigt, um dieselben später in lithographirten Ansichten herauszugeben.

[1] Näher auf die oben angedeuteten Verhältnisse einzugeben, ist hier nicht der Ort. Ich verweise auf das, was ich in meinem Handbuch der Kunstgeschichte über die Entwickelung des gothischen Baustyls gesagt habe.

Digitized by Google

Tholey. Herr Schmidt gibt von dieser Kirche nur den sehr wohldisponirten Grundriß; einige der Einzelheiten des Baues wären ebenfalls wünschenswerth gewesen, indem sie (neben der Formenweise mancher andern Bauten, die sich in den Rheinlanden vorfinden) es erkennen lassen, wie diejenige Verflachung der Formen, die zumeist erst in der spätgothischen Zeit vorherrschend wird, doch auch schon früh da eintrat, wo der Sinn und vielleicht die Mittel zu einer reichern, mehr lebenvollen Durchbildung fehlen mochten. — Die Stiftskirche zu Kyllburg, inschriftlich im J. 1276 begonnen, zeigt wohlgebildete gothische Formen; doch ist die ganze Anlage einfach, daher von Hrn. Schmidt auch nur das Nothwendigste zu ihrer Darstellung gegeben. Der Kreuzgang neben der Kirche gehört einer spätern Zeit des gothischen Styls an. An der Kirche zu Arnual, bei Saarbrücken, haben Chor und Querschiff noch frühgothische Formen; das Schiff hat scheinbar einen ziemlich spätgothischen Charakter; doch findet sich am Portal eine Inschrift, die von dem Beginne des Baues bereits im J. 1315 Kunde gibt. Diese Kirche ist durch eine große Anzahl von Grabmonumenten, zumeist der gräflich nassauischen Familie, ausgezeichnet; von den merkwürdigsten derselben, aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, auch von einem interessanten spätgothischen Taufsteine, gibt Hr. Schmidt Abbildungen in sauberer Umrißzeichnung. — Die übrigen Mittheilungen betreffen: das brillant gothische Portal der Jesuiten-, früher Minoritenkirche in Trier; die Kirche zu St. Wendel, eine der schönsten Kirchen aus spätgothischer Zeit, die besonders durch das ungemein glückliche räumliche Verhältniß des Innern ausgezeichnet ist, mit ihrer vortrefflich gearbeiteten Steinkanzel vom J. 1462; das Hospital zu Cues an der Mosel, gestiftet bald nach der Mitte des 15ten Jahrhunderts, und die einfache, aber sehr ansprechende Capelle desselben; so wie das, etwa derselben Zeit angehörige Rathhaus „zur Steipe" in Trier.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen des Grafen von Sternberg-Manderscheid ꝛc. IV. Band, die französische und englische Malerschule, so wie die Bildnißsammlung enthaltend. Verfaßt von J. G. A. Frenzel, Vorsteher der k. sächs. Galerie der Kupferstiche ꝛc. Dresden und Leipzig, Arnold. gr. 8. S. XXIV u. 632.

Dieses aus 5636 Nummern bestehende Verzeichniß gibt in seinen drei Abtheilungen eine fortgehende Uebersicht des Reichthums jener großen Privatsammlung, wovon bereits die in den drei frühern Bänden enthaltenen Gegenstände von italienischen, deutschen und niederländischen Meistern ausgeboten wurden. Die französische Schule ist in acht Perioden vorgeführt, und wir begegnen darin zuerst den Männern, welche nach dem Eintritt der italienischen Kunstweise unter und nach Franz I. Regierung ihre Kräfte in größeren Werken entfalteten, die aber leider fast alle durch Zeit und Verhältnisse vernichtet, nur noch im Kupferstich aufbewahrt sind. Dann kommt die Wechselreihe von Bestrebungen, welche der edleren Natur im Gefolge von Nicolas Poussin u. A., hierauf den Aussprüchen des Hoflebens unter Louis XIV., den Launen der Mode, der galanten Idylle einer steifgewordenen Phantasie dienen. Dabei finden sich Radirungen aller Art neben der feinsten technischen Ausbildung des Grabstichels, Landschaften, z. B. von Claude, neben Historischem. Die späteren Perioden enthalten eben so viel Merkwürdiges und geben in vielen Prachtblättern manche Ansicht des neueren Kunstbetriebs von David an bis zur Pflege des neuesten Kunststyls. Deßgleichen ist die englische Schule in sieben Perioden mit großer Reichhaltigkeit repräsentirt. Die dritte Abtheilung dieses Bandes oder die sechste des Gesammtcatalogs bringt endlich in drei Unterabtheilungen ein Verzeichniß der bedeutenden und mannigfaltigen Bildnißsammlung. Blätter jeder Gattung des Kupferstichs finden sich hier zu einem Congreß zusammen; ganze Perioden der Geschichte sind in ihren Notabilitäten gruppirt. Auch hierunter sind neben geringeren, durch den Gegenstand aber und die Seltenheit oft wichtig gemachten Blättern die namhaftesten Prachtwerke in kleinerem und größerem Maßstabe, auch ältere Arbeiten in Holzschnitt, Radirung, Schabkunst und Grabstichel vorhanden. Dürer, Cranach, Holbein, Aldegrever, Beham, Hollar, Marc Anton Raimondi, Veneziano, Vico, Bonasona, Tintoretto (der Doge Cicogna), Caracci, van Dyk, C. Visscher, Bolswert, Vorstermann, Rembrandt, Livens, Edelinck, Nanteuil, Masson u. A. m. sind vielfach zu finden. Ein sechsfaches Register der Maler und Kupferstecher, so wie eine Monogrammentafel gibt über den Inhalt nähere Kunde und erleichtert das Aufsuchen, wofür, wie für den ganzen, mit Fleiß geordneten, mit sachkundigem Urtheil versehenen Catalog dem Herausgeber ein öffentlicher Dank gebührt. Noch ist für Kunstfreunde und Kupferstichsammler beizumerken, daß die Versteigerung am 24. Oktober d. J. in Dresden in der Rathsauctions-Expedition an der Kreuzkirche bei C. E. Heinrich beginnt.

en.

Digitized by Google

Nachrichten vom Juli.

Bauwesen.

München. Herrn v. Gärtner ist ein neuer großer Bau übertragen, ein Denkmal der Befreiung Deutschlands von französischer Herrschaft. Als Ort der Errichtung wird Kehlheim an der Einmündung der Altmühl und des großen Canals in die Donau angegeben.

Königsberg. Der König nahm am 21. Juli den Altstädtischen Kirchenbau in Augenschein und befahl, daß der Thurm vollständig ausgebaut werde.

Meißen. Der hiesige Dom ist bekanntlich eines der ältesten gothischen Baudenkmäler Deutschlands, denn seine erste Gründung (wenn auch nicht seine Ausführung in jetziger Gestalt) fällt noch in das 10te Jahrhundert. Das schöne Gebäude erhielt später durch verschiedene Neu- und Anbaue nach und nach seine jetzige Gestalt und vielleicht im J. 1428 seine Vollendung. Allein das Schicksal hatte sich gegen seine Erhaltung in dieser Vollendung verschworen. Die drei Thürme, in welche der sogenannte breite, über dem ursprünglichen Hauptportale sich erhebende Thurm auslief, warf im J. 1413 sammt den darauf hängenden sieben Glocken ein Sturmwind herab. Zwar wurden sie um 1479 von Bischof Johann von Weißbach wiederhergestellt, allein, vom Geschick dem Untergange geweiht, wurden sie am 25. April 1547 von neuem zerstört, indem ein zündender Wetterstrahl sie traf und gänzlich vernichtete. Seitdem wurden sie nicht wiederhergestellt, vielmehr ihre Lücke nur durch einen höchst plumpen Ueberbau von ganz gemeiner Bauart ausgefüllt, dem der Volkswitz, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem derartigen Wirthschaftsgebäude, den Namen des Schafstalles beilegte. Schon längst war es daher der Wunsch aller Freunde des Alterthums und aller Bewunderer unseres schönen Doms, diesen ihn entstellenden Bau einmal wieder beseitigt und die ehemalige Gestalt des breiten Thurms wiederhergestellt oder wenigstens angemessen ersetzt zu sehen. Diesem Wunsche zu entsprechen, hat sich nun jetzt endlich das reiche Capitel unseres Domstiftes entschlossen. Der sogenannte Schafstall ist bereits abgetragen, und es soll eine würdige Herstellung des breiten Thurmes erfolgen. Der Wiederaufbau der ihn ehemals schmückenden drei Thürme ist, freilich als zu kostspielig, leider abgelehnt worden. Statt dessen soll das Plateau des breiten Thurms mit Asphalt gedeckt und mit einer im gothischen Geschmacke, dem bekannten höckerigen Thurme des Doms entsprechend, ausgeführten, mit thurmartigen Verzierungen geschmückten Galerie umgeben werden. Die Ausführung dieses Baues, dessen Anschlag auf 7000 Rthlr. gemacht ist, wird nicht nur durch einen ungestörteren Genuß beim Anblick unsers schönen Thurms, sondern auch durch Gewinnung eines der reizendsten Um- und Fernsichtspunkte belohnt werden.

Drontheim. Unsere alte Domkirche bedarf eines gänzlichen Umbaues, dessen Kosten auf 500,000 Spthlr. angeschlagen werden. Zu diesem Behuf wird ein Architekt eine vorbereitende Reise antreten und sich dem Studium des normannisch-griechischen Styls widmen.

Riga. Der Bau des Schlosses hat mit großer Thätigkeit begonnen.

Lissabon. Die schöne Kirche des ehemaligen Klosters der Serra do Pilar bei Porto, welche ein Hauptvertheidigungspunkt der Stadt unter Dom Pedro gewesen war und dadurch außerordentlich gelitten hatte, wird wiederhergestellt, doch mit Rücksicht auf eine Befestigung des Ganzen, um bei ferneren Nothfällen als Bollwerk zu dienen.

Athen. Am 8. Juli, als dem Tage der großen Sonnenfinsterniß ist zu dem auf Kosten des Barons von Sina in Wien zu errichtenden astronomischen Observatorium der Grundstein gelegt worden.

Hayti. In Sanct Domingo ist durch das jüngste Erdbeben die schöne im J. 1514 begonnene und 1540 vollendete Kathedrale, welche bisher jedem Erdbeben, von denen besonders die der Jahre 1681 und 1691 sehr heftig waren, getrotzt hatte, so bedeutend beschädigt worden, daß man ihren Einsturz fürchtet.

Bekanntmachung

betreffend

die Abhaltung der nächsten Kunstausstellung zu Stuttgart.

Nach höchster Entschließung **Seiner königlichen Majestät** soll die nächste öffentliche Ausstellung von Werken der bildenden Kunst dahier im **Monat Mai 1843**, in dem der königlichen Kunstschule gewidmeten neuen Gebäude, unter der Leitung der Kunstschuldirection, abgehalten werden.

Es wird dieses mit der Einladung an die Künstler zur Beschickung der Ausstellung mit ihren Werken unter dem Anfügen bekannt gemacht,

1) daß die Frachtkosten der Einsendung und Zurücklieferung der in die Ausstellung aufgenommenen Werke von der Staatskasse bestritten werden, was jedoch von den vom Ausland eingesendeten Werken nur in so weit gilt, als die Einsender zuvor deßhalb eine besondere Einladung von Seiten der Kunstschul-Direction erhalten haben,
2) daß der Ankauf galeriewürdiger Werke aus der Ausstellung für die Sammlung der königl. Kunstschule beabsichtigt,
3) daß in Betreff der Versendungsweise und Adressirung der zur Ausstellung bestimmten Werke, des Zeitpunkts der Einsendung, der Dauer der Ausstellung und anderer auf dieselbe sich beziehenden Gegenstände noch eine besondere öffentliche Bekanntmachung von Seiten der Direction der königlichen Kunstschule ergehen wird.

Stuttgart, den 6. August 1842. **Schlayer.**

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 72.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 8. September 1842.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Es ist hier der Ort, meinem Bericht über die frühern Lieferungen des Schmidt'schen Werkes (in Nr. 58 des Kunstblatts v. J. 1840) einige nachträgliche Bemerkungen, in Bezug auf den Dom von Trier, hinzuzufügen. Ich habe damals bereits angeführt, mit wie scharfsinniger und seltener Kritik es Hrn. Schmidt gelungen ist, sichere und hinreichende Spuren für die verschiedenzeitigen Umwandlungen dieses Gebäudes aufzufinden und mit diesen Mitteln die verschiedenartigen Gestalten, in denen der Dom im Laufe der Jahrhunderte, bis zur Epoche der Römerherrschaft zurück, erschienen ist, zu reconstruiren. Ich bin seitdem selbst all jenen Spuren an Ort und Stelle nachgegangen und habe mich von der zuverlässigen Richtigkeit der Schmidt'schen Untersuchungen und der Resultate, zu denen dieselben geführt, auf's Vollständigste überzeugt. Die ursprüngliche, der Römerzeit angehörige Anlage des Gebäudes erscheint hiernach als ein großes Quadrat, mit einem tribunalartigen Ausbau der Eingangsseite gegenüber, mit vier kolossalen Säulen im Innern, und mit entsprechenden Pilastern an den Wänden, die durch mächtige Schwibbögen, über welchen die flache Decke ruhte, verbunden waren; doch war die Disposition der Säulen so, daß die Abstände, in denen sie von einander standen, beträchtlich größer waren als ihre Entfernung von den Wänden, daß sie demnach einen charakteristisch vorherrschenden viereckigen Mittelraum, durch vier größere Schwibbögen bezeichnet, zwischen sich einschlossen. Dieß gibt allerdings eine Anordnung, für welche wir in der antiken Kunst kein zweites Beispiel kennen. — Neben dieser Auffassung des ursprünglichen Baues hat sich neuerlich eine andere, von ihr sehr abweichende, geltend zu machen gesucht. Sie ist in den „Bemerkungen zur Geschichte des Doms zu Trier, von J. Steininger" enthalten, welche zuerst in dem Trier'schen Gymnasial-Programm vom Herbste d. J. 1839 erschienen, und welche in Augustis „Beiträgen zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik" (1814, S. 222—245) auf's Neue abgedruckt sind. Herr Steininger findet, daß der Dom ursprünglich ein basilikenartiger Bau, mit Reihen von je sieben Säulen auf den Seiten, gewesen sey, daß er aber kein Tribunal gehabt habe, daß er somit nicht als Basilika, sondern vielmehr als ein Forum, und zwar als Forum Nundinarium betrachtet werden müsse. Dabei bezieht er sich auf die Zeichnungen des Schmidt'schen Werkes, ignorirt aber auf eine nicht wohl erklärbare Weise Alles, was Hr. Schmidt an specieller Untersuchung des Gebäudes in seinem ausführlichen Texte vorgelegt hatte. Es würde allzuweit führen, wollte ich hier den Irrthümern und Widersprüchen, aus denen die Steininger'sche Schrift (trotz manch einer brauchbaren Notiz über die spätere Baugeschichte des Doms) besteht, Schritt vor Schritt nachgehen. Es genüge an der einfachen Bemerkung, daß er weder das römische Mauerwerk von dem des 11ten Jahrhunderts, noch die Formen des frühestromanischen von denen des spätestromanischen Baustyls zu unterscheiden weiß, daß seinen künstlichen Berechnungen und seinen gelehrten Berufungen auf den guten Vitruv aller sichere Grund und Boden fehlt, und daß, mit Einem Worte, in der ganzen Schrift Nichts vorhanden ist, was das Resultat, zu dem Schmidt gelangt ist, nur im Mindesten wankend machen könnte. — Was aber war nun jener, in so eigenthümlicher Anlage erscheinende alte Bau? Von den architektonischen Details desselben hat sich Nichts erhalten, als vier kolossale Capitelle, die den oben angeführten Pilastern angehörten und noch an ihrer ursprünglichen Stelle sich befinden. Sie haben die Form des korinthischen Capitells; die Arbeit scheint roh, die Blätter sind ohne Zacken (schilfartig) gebildet, die ganze Composition, der Schwung der Linien haben aber noch etwas entschieden Antikes. Am Auffallendsten ist ein großes, schweres Karnies, welches das Deckgesims der Capitelle bildet, und besonders deutlich

Digitized by Google

eine beginnende Barbarisirung erkennen läßt. Dieß Alles scheint mir auf die letzte Zeit des selbstständig antiken Lebens zu deuten. In jener Disposition des Grundrisses aber meine ich bereits ein byzantinisches Element erkennen zu dürfen; das Vorherrschen des durch die vier Säulen und die vier großen Schwibbögen bezeichneten Mittelraumes entspricht nicht undeutlich dem in der Anlage der byzantinischen Kirchen eben so bedeutsamen Mittelraume, der freilich vom 6ten Jahrhundert ab stets durch eine Kuppel überwölbt erscheint, deren ehemaliges Vorhandenseyn hier jedoch nicht angenommen werden kann. Ich sehe hier somit ein Bauwerk, in welchem alte und neue Zeit einander begegnen, und zwar nicht mehr ein heidnisches, sondern bereits eine christliche Kirche. Ob dieselbe aber schon, wie die Sage behauptet, aus Constantins Zeit herrühre, scheint mir zweifelhaft, zumal da es sehr schwer seyn würde, schon in seiner Zeit den Beginn der speciell byzantinischen Elemente in der Architektur nachzuweisen. Ich glaube, daß sie in der spätern Zeit des 4ten Jahrhunderts errichtet sey; mit dem Schlusse desselben beginnen die Verwüstungen Triers; und an die spätere, ruhige Zeit der fränkischen Herrschaft, etwa an das 6te Jahrhundert zu denken, will mir wiederum nicht passend scheinen, da das Antike hier noch zu entschieden und das Byzantinische noch zu unentschieden auftritt. Irre ich nicht, so haben wir in diesem Gebäude demnach ein eigenthümlich interessantes Zeugniß für die frühest christliche Architektur gewonnen.

Die Römermonumente von Trier und der dortigen Gegend werden die vierte Lieferung der Schmidt'schen Baudenkmale ausmachen. Wir haben indeß von der Thätigkeit und von dem Eifer, mit welchem Hr. Schmidt sich der Erforschung der Denkmale des vaterländischen Alterthums gewidmet hat, auch noch andern interessanten und belehrenden Mittheilungen entgegenzusehen. Kürzlich war er zu diesem Behuf mit einer Aufnahme der höchst merkwürdigen Klosterkirche zu Laach, unfern von Andernach, beschäftigt. Diese Kirche, in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts erbaut, ist eins der großartigsten und reichsten Beispiele des strengen romanischen Baustyls in Deutschland; sie ist in diesem Betracht um so wichtiger, als sie, wie vielleicht kein zweites Beispiel der Art vorhanden ist, durchaus als ein Ganzes aus Einem Gusse und von in sich völlig übereinstimmendem Style dasteht. Nur der zierliche Porticus an ihrer Westseite ist in der Zeit des spätromanischen Baustyls hinzugefügt worden. Was Hr. Boisserée in seinen Denkmalen der Baukunst am Niederrhein ꝛc. über die Laacher Kirche mitgetheilt hat, reicht nicht hin, um dieß Gebaude genügend würdigen zu können; es wird somit durch das zu erwartende Schmidt'sche Werk eine wesentliche Lücke in unserm Material zum Studium der mittelalterlichen Baukunst ausgefüllt werden. Auch kann ich von einer sehr merkwürdigen Entdeckung, die Hr. Schmidt im Innern der Kirche gemacht und von der er mich durch bildliche Darstellung bereits in Kenntniß gesetzt hat, Bericht geben. Dieselbe betrifft die ursprüngliche, mit der Vollendung des Baues gleichzeitige Bemalung des architektonischen Details, die seither durch spätere Uebertünchungen verdeckt war; es sind einfache, harmonisch wechselnde und bestimmt von einander geschiedene Farbentöne, durch welche die charakteristisch vorherrschenden Linien des Innern, so wie die vorzüglichst bedeutsamen Einzelheiten auf eine entschiedene Weise bezeichnet werden. Die Verhältnisse der Farben entsprechen durchaus der Art und Weise, wie man bildliche architektonische Darstellungen (namentlich die Einfassungen der Canones) so oft in den Miniaturmalereien, welche die Manuscripte jener Periode schmücken, behandelt sieht; sie dienen dazu, den Totaleindruck des Gebaudes, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, auf sehr angemessene Weise zu erhöhen. Diese Entdeckung ist um so mehr zu beachten, als wir seither von der Anwendung der Farbe in der Architektur des Mittelalters nur vereinzelte Zeugnisse hatten, obgleich Alles darauf hindeutete, daß eine solche angenommen werden mußte; während die Untersuchungen über die Polychromie der antiken Architektur seit den letzten sieben Jahren allmahlig bereits zu immer bestimmteren Resultaten geführt haben. Hr. Schmidt wird auch hievon in seinem Werke über die Laacher Kirche Proben mittheilen.[1]

Während Hr. Schmidt im westlichen und Hr. Puttrich im östlichen Deutschland für die Erforschung und Bekanntmachung der Denkmale des vaterländischen Alterthums so erfolgreich thatig sind und sich den von ihnen herausgegebenen Werken manche andere bedeutsame Arbeiten verwandter Richtung, wie das vorgenannte schöne Werk des Baron Stillfried, anreihen, hat sich gleichzeitig auch im Norden des Vaterlandes ein nicht minder wichtiges Unternehmen derselben Art vorbereitet. Ankündigungen aus Lübeck bringen die Nachricht, daß dort ein umfassendes Werk unter dem Titel:

Denkmäler bildender Kunst in Lübeck, gezeichnet und herausgegeben von C. J. Milde, Maler, und begleitet mit erläuterndem historischem Text von Dr. Ernst Deecke,

erscheinen soll. Lübeck, das Haupt der Hanse, ist als der Centralpunkt der künstlerischen Bestrebungen zu betrachten, welche in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters

[1] Das Institut der brittischen Architekten hat bereits vor mehreren Jahren eine Preisfrage über die mittelalterliche Polychromie aufgestellt; es scheint aber nicht, daß dieselbe auf genügende Weise gelöst worden ist.

Digitized by Google

in den baltischen Ländern, so weit in diesen die germanische Cultur umhergetragen wurde, hervorgetreten sind. Zugleich hat sich dort ungemein viel, vielleicht mehr als in irgend einem andern der bedeutenderen Hanseorte, an alterthümlichen Reminiscenzen erhalten. Was bisher über die alten Denkmaler von Lübeck bekannt gemacht ist, reicht nicht hin, um diese Schätze nur mit einiger Vollständigkeit würdigen zu lernen; das angekündigte Werk wird demnach den kunsthistorischen und culturhistorischen Forschungen des Vaterlandes ein mannigfach wichtiges Material zuführen und zur Ausfüllung einer sehr wesentlichen Lücke dienen. Es ist auf 6 Hefte, jedes Heft zu 4 — 6 Blättern mit bildlicher Darstellung, berechnet; die Blätter sollen zum Theil colorirt, zum Theil auch durch eine neue Art des Abdrucks angefertigt werden. Ich hatte Gelegenheit, einen Theil der trefflichen Zeichnungen und Abdrücke des Hrn. Milde, namentlich die für das erste Heft bestimmten, zu sehen und mich von der verschiedenartigen Wichtigkeit der Mittheilungen, die uns hier bevorstehen, zu überzeugen. Das erste Heft wird zunächst die Zeichnung einer großen bronzenen Grabtafel aus dem Dome von Lübeck, dem 14ten Jahrhundert angehörig, auf welcher eine reiche bildliche Darstellung gravirt ist — ohne Zweifel das großartigste Werk solcher Art, welches auf unsere Zeit gekommen — bringen; sodann Abdrücke von den kleinern auf dieser Tafel enthaltenen Darstellungen, die mit Formen, welche Hr. Milde unmittelbar vom Originale genommen, gefertigt sind, die somit ein völlig eigenthümliches Interesse gewähren; endlich eine Ansicht der Katharinenkirche, die als ein geschmackvolles Beispiel des entwickelt gothischen Backsteinbaues erscheint. Für die folgenden Hefte sind die Ansichten anderer Architekturen, die Darstellung von Bildwerken verschiedener Art, und namentlich die der vorzüglich schönen, dem Anfange des 15ten Jahrhunderts angehörigen Glasmalereien bestimmt, welche sich früher in der Burgkirche zu Lübeck befanden und jetzt in der dortigen Frauenkirche aufgestellt sind. Die letzteren schreibt man nicht ohne Grund dem berühmten Glasmaler Francesco, Sohn des Domenico Livi aus Toscana, zu, der seine Kunst in Lübeck gelernt und dort geraume Zeit ausgeübt hatte, nachmals aber in seine Heimath zurückberufen wurde, um die Fenstergemälde für den Dom von Florenz anzufertigen. — Das Werk wird (wie es auch bei den vorgenannten Unternehmungen der Fall war) auf Kosten des Herausgebers erscheinen; es ist nur zu wünschen, daß das Publikum ihm diejenige Theilnahme bezeigen möge, welche zur angemessenen Durchführung des Unternehmens nöthig ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Kölner Dombau.

Seit dem 3. Juli hat die Erscheinung des zuvor angekündigten Kölner Domblattes in wöchentlich Einer Nummer begonnen, und dieses Organ des Vorstandes vom Central-Dombauvereine kann bei dem lebhaft erwachten Interesse für die Vollendung des Domes nur allgemein willkommen und von bestem Einfluß auf das öffentliche Verständniß und auf die unmittelbare Förderung des großartigen Unternehmens seyn. Das Domblatt begreift einen amtlichen und einen außeramtlichen Theil. In dem amtlichen werden die Berathungen und Beschlüsse des Centralvereins und soweit es von allgemeinerem Interesse ist, auch der Hülfsvereine, die Ergebnisse der Sammlungen u. s. w. zur Kenntniß gebracht: der zweite Theil soll der Geschichte der mittelalterlichen Baukunst, mit nächster Bezugnahme auf den Kölner Dom, gewidmet seyn, und jede Art von Wünschen, Bemerkungen, Vorschlägen über den Modus des Fortbaues, über Beschaffung und Mehrung der Baumittel u. s. w. aufnehmen. Ganz angemessen wird das Domblatt in seiner ersten Nummer mit dem Statut des Dombauvereins zu Köln, bestätigt durch die Cabinetsordre vom 8. Decbr. 1841, und dem Aufrufe dieses Vereins vom 31. März 1842 (s. Nachr. vom April in Nr. 42), so wie dem vierten Verzeichnisse der eingegangenen Beiträge, vom 7. Juni bis 1. Juli, wornach sich die Summe aller bisherigen Beiträge auf 19,580 Thlr. 15 Sgr. 9 Pf. beläuft, eröffnet. In den ferneren amtlichen Mittheilungen wird die Feier der Grundsteinlegung vom September vorbereitet, und als der königliche Wille hiefür der 1. oder, so es um des damit verbundenen Hochamtes willen gewünscht werden sollte, der 4. September bezeichnet, auch ein wiederholter Aufruf und Einladung an die verschiedenen Dombauvereine zur Beschickung des Festes durch Abgeordnete erlassen. Unter den neuen Vereinen, die sich der Förderung des Dombaues anschließen, ist insonderheit dessen in Oldenburg Erwähnung zu thun, der alsogleich eine namhafte Beitragssumme eingesendet hat. Die in dem außeramtlichen Theile des Domblatts enthaltenen Aufsätze bewegen sich vorerst noch mehr oder minder unmittelbar um den Kölner Dom. Mit besonderer Auszeichnung muß aber der, in den fünf Nummern des Juli noch nicht einmal vollendete Aufsatz des Dombaumeisters Zwirners erwähnt werden. In diesem Aufsatze werden die Idee und Geschichte des Doms, sein Zustand im Anfange dieses Jahrhunderts, die ersten Versuche seiner Ausbesserung, die bisherigen und gegenwärtigen Arbeiten der Wiederherstellung, die gelegentlich der Restauration gemachte Entdeckung von Kunstwerken, und die neuen Pläne des Fortbaues und der Vollendung auf die klarste, gründlichste und anregendste Weise besprochen. Hiernach betragen die für die Ausführung des Ganzen erforderlichen Kosten in abgerundeten Zahlen:

a)	für den Ausbau des Schiffes, einschließlich der Portale auf der Nord- und Südseite, jedoch mit Hinweglassung der Strebebogen	1,200,000 Thlr.
b)	für den Bau der Strebepfeiler und Bogen, welche zu dauernder Erhaltung des Ganzen und zur Stütze der Gewölbe nothwendig erscheinen . . .	800,000 „
c)	für die Vollendung des südlichen Thurmes ungefähr	1,200,000 „

Digitized by Google

Transport 3,200,000 Thlr.

d) für den Neubau des nördlichen Thurmes, rücksichtlich der vorhandenen Fundamente und eines östlichen Theiles über der Erde . . . . . 1,800,000 „

In Summa 5,000,000 Thlr.

Nimmt man nun an, daß jährlich 100,000 Thlr. zur Verwendung gestellt werden können, so würden 50 Jahre nöthig seyn, um den ganzen Dom mit seinen beiden vorderen Riesenthürmen zu vollenden. Vor Allem aber stellt es sich als ein dringendes, constructives Bedürfniß dar, das Schiff der Kirche sobald als möglich auszuführen, damit endlich dem schwankenden Zustande des hohen Chores in westlicher Richtung abgeholfen und ihm ein sicherer Stützpunkt gegeben werde. Dazu gibt der südwestliche Thurm bereits vollkommenen Widerstand; von dem nordwestlichen Thurme steht schon der hintere, nach den Seitenschiffen gerichtete Mauerkörper bis über letztere hinauf, und ist so stark, daß, wenn er bis zur Höhe des Mittelschiffes fortgeführt, er ebenfalls als solider Widerhalter dienen würde. Denselben Zweck sollten auch die in Süd und Nord projectirten Giebelmauern der Kreuzarme oder des Querbaues, mit mächtigen Pfeilern verstrebt, erfüllen und sollten gleichzeitig als großartige Kirchenportale dienen. Sie würden noch um eine Gewölbepfeilerstellung weiter hervortreten als die bei der Einstellung des Baues im 16ten Jahrhundert errichteten Interimsmauern nachweisen, welche zwischen die Hausteinpfeiler mit Tuffziegeln eingespannt worden sind. Nur auf der Nordseite ist der östliche Seiteneingang auf etwa 13 Fuß Höhe an der richtigen Stelle angelegt, und vermuthlich liegt auch schon das ganze Portalfundament unter der später errichteten ehemaligen Dompfarrkirche zum Pesch (in pasculo), während an der Südseite gar nichts über der Erde vorhanden ist, auch nur die östliche Hälfte des Portals fundamentirt und mit der Sockelschicht unter der Erdoberfläche versehen war. Alle übrigen Gewölbepfeiler im Kirchenschiffe sind bis auf 42 Fuß Höhe aufgeführt, und daher ist es vor Allem nothwendig, auch die Portale bis zu dieser Höhe aufzubauen, damit sie sich gehörig setzen, ehe die Gewölbe theils hierauf, theils auf die alten Pfeiler mit Sicherheit geschlagen werden können. Hieraus erklärt sich auch, weßhalb schon jetzt mit dem Baue des südlichen Portals begonnen werden mußte. Bei dem neuen Fundamentbau der westlichen Hälfte hat sich herausgestellt, daß das östliche alte Fundamentalmauerwerk auf eine Tiefe von 26 Fuß unter die Sohle der Kirche herunterreicht und auf grobem Kies ruht; weiter nach Westen waren die angrenzenden, ebenfalls auf grobem Kiesboden errichteten Pfeilerfundamente über 40 Fuß tief geführt, und an den Begrenzungsflächen fanden sich im Kalkmörtel eingepreßte Spuren von einer Ausbohlung der Baugrube und selbst noch einzelne Ueberreste des Tannenholzes vor. Bei der sehr bedeutenden Tiefe konnte nämlich der lose Kiesgrund nicht anders als zwischen festen Wänden ausgegraben werden; die Alten ließen daher complette Schächte für die einzelnen Pfeiler bergmännisch senkrecht abteufen und diese alsdann regelmäßig mit starken Säulenbasalten ausmauern. Die Gewölbepfeiler, welche über der Erde nur 4 — 5 Fuß Dicke haben, ruhen auf 14 Fuß breiten, jedoch isolirten Fundamentalpfeilern, und es scheint auch nicht, daß dieselben mittelst Grundbogen untereinander verbunden waren. Dagegen ist unter den Umfassungsmauern muthmaßlich ein fortlaufendes Fundamentmauerwerk angelegt, wie dieß an dem ausspringenden Flügelstück durch Anlage einer Verzahnung sichtbar war. Das Mauerwerk besteht aus Säulenbasalten; die Zwischenräume sind mit Tuffsteinen und Kalkmörtel ausgeschlagen, und jede Schicht für sich abgeglichen. In gleicher Weise und ebenfalls zwischen ausgezimmerten Bohlenwerken ist auch das neue Fundamentmauerwerk construirt, statt des Tuffsteins jedoch ein anderes vulcanisches Product, sogenannter Krotzenstein (der sich in der Gegend von Plaidt und Ochtendung bei Andernach findet) in Anwendung gebracht und durchgängig mit gutem Kalkmörtel, zu gleichen Theilen mit Traß und grobem Sand versetzt, gemauert worden. Die Tiefe des neuen, 54 Fuß breiten Fundaments erstreckt sich unter dem Hauptpfeiler auf 41 Fuß, unter den Eingangsöffnungen ist jedoch das Spannmauerwerk nur 26 Fuß tief, auf Kiesgrund angelegt. Die Ausführung geschah unter strenger Aufsicht mit wenigen Arbeitern, um die einzelnen Steinschichten besser abbinden zu lassen, ehe die folgenden darauf gelegt worden sind. Das ganze Portalfundament hat nunmehr die Ebene des Kirchenbodens erreicht und erhebt sich demnach über das Terrain des Dombofes um einige Fuß, so daß eine Freitreppe angelegt werden muß.

Malerei.

München. Das zweite für den russischen Kaiser bestimmte und in bedeutender Größe gefertigte Gemälde von Monten ist dermal im Kunstverein ausgestellt. Es wird demnächst, so wie dasjenige von Peter Heß, an seinen Bestimmungsort abgehen.

Weimar. Prof. Neber ist aus Leipzig wieder zurückgekehrt und setzt seine Arbeiten in der Goethe-Galerie auf dem großherzoglichen Schlosse fort, zu denen er während des Winters noch mehrere Cartons gefertigt. Die Balladen und Hymnen wird er vielleicht noch in diesem Sommer zu Ende bringen. Von Preller waren zwei schöne Landschaften ausgestellt, eine thüringer Waldlandschaft und eine norwegische Küstengegend; jene ist durch eine uralte Eiche im Vordergrund, die nur theilweise noch belaubt ist, diese durch das Brausen des Meeres in der Felsenschlucht ausgezeichnet.

Paris. König Ludwig Philipp hat Ingres' Gemälde: Cherubini und die Muse der heiligen Gesänge, angekauft.

Der Tod des verstorbenen Bonchot wird im Museum der Stadt Lille seine Stelle finden.

Rom. Seit einer Reihe von Jahren werden hier viele Künstler von Sr. Maj. dem König von Württemberg beschäftigt, und manches Schöne hat seinen Weg bereits nach Stuttgart gefunden. So ist Thorwaldsen mit einem bedeutenden Werk für den König, die drei Grazien, beschäftigt; Tenerani beendet seine liegende Venus mit dem Amor; Catel hat seine Gondel im Großen, so wie eine nächtliche Scene mit Aussicht auf den Hafen von Genua für denselben abgeliefert. Amerling aus Wien hat in einem Bilde, eine Griechin mit der Mandoline, allgemeinen Beifall gefunden; zwei Landschaften von Gmelin, in südlicher Abendglut, sind gleichfalls für den König bestimmt. Von den Italienern bekommt der König von Agricola eine Sibylle und einen Propheten, von Monti und Monaldini ist, obgleich die Gemälde nicht vollendet sind, nur Gutes zu erwarten. — Das schöne Bild von Marco, eine componirte Landschaft, hat der Marchese Ala Borgognini aus Mailand an sich gebracht, nachdem man vergeblich gehofft, daß es nach München kommen würde. Es ist dieß eins jener Werke, die hier bei allen Künstlern jeder Nation Bewunderung erregen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Digitized by Google

№ 73.

Kunstblatt.

Dienstag, den 13. September 1842.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter.

(Schluß.)

Den Werken und Arbeiten über ältere Kunstdenkmale, bei denen die bildliche Darstellung die Hauptsache und der literarische Text nur die Begleitung ausmacht, haben wir nunmehr ein Werk anzuschließen, bei welchem das umgekehrte Verhältniß statt findet. Dasselbe führt den Titel:

Ueber die Entwickelung der Architektur vom 10ten bis 14ten Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien von Henry Gally Knight. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. C. R. Lepsius. Mit 23 lith. Blättern. Leipzig, 1841. (XII u. 388 S. in gr. 8.)

Das Werk an sich bezieht sich nicht unmittelbar auf die deutsche Kunst; doch haben die künstlerischen Entwickelungsverhältnisse des früheren Mittelalters, auch was die verschiedenen Gegenden von Europa anbetrifft, so mannigfache Wechselbeziehung untereinander, daß ein Blick auf die Nachbarländer nothwendig Interesse und Belehrung, auch für die eigene Heimath, gewähren muß; überdieß wird das Werk durch die im Titel genannte Einleitung in unmittelbare Beziehung zur deutschen Kunstgeschichte gesetzt. Ueber die letztere ist hernach ausführlicher zu berichten. Was die Arbeit des Hrn. Knight anbetrifft, so gibt dieselbe eine übersichtlich gehaltene, doch zugleich sehr umfassende Kunde von den Monumenten, die sich aus den Zeiten der Normannenherrschaft, vornämlich in der Normandie und in Sicilien (England und Unteritalien werden nur mehr beiläufig in Betracht gezogen) erhalten haben. Im Original sind es eigentlich zwei gesonderte Werke, deren jedes einen Reisebericht in das eine und in das andere der beiden genannten Länder enthält. Der Verf. schildert kurz, aber mit gesundem Auge und mit richtigem Takte, die Denkmale, denen er auf seinen Reisen begegnet; er gibt dabei genaue historische Notizen und sucht diesen gemäß das Alter des Einzelnen festzustellen; er faßt zum Schluß die Bemerkungen über das Einzelne zu Gesammtübersichten zusammen, in denen er die bezüglichen architektonischen Style und den Gang ihrer Entwickelung darstellt. Die beigefügten Abbildungen (deren Arrangement wir zum Theil dem deutschen Herausgeber verdanken) geben demjenigen, welcher mit den Monumenten jener Länder unbekannt ist, einige Anschauung, die freilich zu einer gründlichen Kenntnißnahme nicht hinreicht; doch bieten uns in diesem Betracht verschiedene, zum Theil sehr treffliche Werke bildlicher Darstellung, die wir bereits über die Normandie sowohl wie über Sicilien besitzen, die erwünschteste Aushülfe. Die Resultate, zu welchen Hr. Knight gelangt, stimmen im Allgemeinen mit denen überein, welche ich in meinem Handbuch der Kunstgeschichte, den eben angedeuteten Werken folgend, aufgestellt habe (so wie auch mit denen, welche durch Herrn v. Schorn in der Deutschen Vierteljahrsschrift, 1841, Heft IV, S. 109 ff., vorgelegt sind); nur rollt er ein ungleich reicheres und breiteres Feld vor unseren Augen auf, und namentlich macht er uns mit sehr interessanten Denkmalen aus der Frühzeit der normannischen Architektur in Frankreich, über die uns bisher eine minder umfassende Kunde vorlag, bekannt. Die Reichhaltigkeit seiner Notizen und die ganze Anordnung seines Werks machen dasselbe besonders zu einem Reisehandbuche sehr geeignet. Wir sind dem deutschen Herausgeber allen Dank schuldig, daß er dieß Werk auch bei uns eingebürgert hat.

Nicht in gleichem Maße kann ich mich mit der von Hrn. Lepsius hinzugefügten Einleitung [1] einverstanden

[1] Dieselbe ist vor dem Erscheinen des Gesammtwerkes in besondern Abdrücken ausgegeben und bereits in Nr. 81 des vorjährigen Kunstblatts besprochen. Da mein Standpunkt indeß von dem des damaligen Referenten wesentlich verschieden

Digitized by Google

erklären. Hr. Knight hatte in seiner Arbeit nachgewiesen, daß die Form des Spitzbogens bei den Monumenten der Normandie erst gegen Ende des 12ten Jahrhunderts erscheint, während ihn die Normannen in Sicilien, gleich nachdem sie sich das Land (im 11ten Jahrhundert) unterworfen, von den Saracenen, die sich desselben schon früher bedient, aufgenommen hatten. Hr. Lepsius bemüht sich zu erweisen, daß auch in Deutschland schon früh, sogar schon im 10ten Jahrhundert (also noch vor dem Beginn der sicilianisch-normannischen Architektur), der Spitzbogen als ein integrirender Theil der Architektur sey aufgenommen worden. Da er diese Ansicht mit sehr großer Entschiedenheit ausspricht, da er den Gegnern ohne weiteres Hyperkriticismus, Zweifelsucht und andere Eigenschaften der Art aufbürdet (der verstorbene Herausgeber des Kunstblatts und der Unterzeichnete werden als solche namentlich angeführt), — vor Allem aber, da der Gegenstand von höchster Wichtigkeit für die kunsthistorischen und für die culturhistorischen Verhältnisse des Mittelalters ist, so möge hier eine etwas nähere Beleuchtung seiner „historischen Resultate" ihre Stelle finden.

Sehr richtig bemerkt Hr. L., daß die Form des Spitzbogens an sich, besonders wenn sie vereinzelt erscheint, noch nicht von erheblichem Einfluß auf die Ausbildung eines architektonischen Systems ist. Sie bedingt somit (wie uns namentlich die orientalische Architektur so unzählige Beispiele darbietet) noch keineswegs eine höhere Entwickelung der Architektur; sie kann, wie jede andere beliebige Form, auch mit der niedrigsten Stufe künstlerischer Ausbildung verbunden seyn; es wäre somit durchaus nicht besonders befremdlich, wenn wir sie bereits in der angedeuteten Frühzeit der deutschen Architektur an einem oder dem andern Orte auftauchen sähen. Aber die Beispiele, welche Hr. L. zur Unterstützung seiner Meinung anführt (und die übrigen, welche ich denselben sonst noch anzuschließen wüßte), tragen, außer dem Vorhandenseyn des Spitzbogens, sämmtlich das Gepräge eines bereits sehr entwickelten Styls, des romanischen (sogenannt byzantinischen) auf der letzten Stufe seiner Ausbildung, theils in dem eigenthümlich durchgebildeten Organismus der architektonischen Gliederung, theils in dem feinen Schwunge des Profils der Glieder, theils in einzelnen Motiven einer schon beginnenden Ausartung u. s. w. Es ist darin eine Weise der künstlerischen Behandlung, die wir sonst nur in der Spätzeit des 12ten und mehr noch in den ersten Jahrzehnten des 13ten Jahrhunderts kennen. Die von Hrn. L. namhaft gemachten Bauwerke sind die älteren Theile der Hauptkirchen von Naumburg, Memleben, Merseburg, Freiburg an der Unstrut, Basel, Nürnberg (St. Sebald) und Bamberg; seine Untersuchung über die Geschichte dieser Kirchen kommt im Wesentlichen darauf hinaus: daß über einige von ihnen eine Anzahl urkundlicher Nachrichten vorliege, aus welchen die angeführte frühe Gründungszeit der Gebäude hervorgehe, daß sich aber keine Urkunde finde, die von einem Neubau in der Periode um das J. 1200 spreche, daß somit ein solcher nicht könne statt gefunden haben. Neben diesem, für historische Kritik (nicht Hyperkritik) doch wohl nicht ganz zureichenden Beweise, werden nur noch einige Gründe für das angenommene höhere Alter der älteren Theile des Doms von Naumburg vorgelegt; die letzteren betreffen das Schiff sammt den Thürmen und der Krypta, die jenen spätromanischen Baustyl mit Anwendung des Spitzbogens haben (doch hat ein Theil der Krypta, was Hr. L. übersehen, noch das Gepräge eines ungleich mehr alterthümlichen Styls, während der westliche Chor frühgothisch und der östliche Chor spätgothisch erscheinen. Hr. L. bemerkt zunächst, es sey ein unerhörter Fall, daß man, wenn der alte (vermuthlich im Anfange des 11ten Jahrhunderts gegründete) Dom wirklich umgebaut worden, keine Mauer davon habe verwenden können; obgleich man, nach meiner Ansicht, ganz wohl die verschiedenartigsten Gründe ersinnen kann, weßhalb dieß nicht geschehen. Sodann sey es vorzüglich wichtig, daß man in dem, um die Mitte des 13ten Jahrhundert gebauten Westchore die Statuen der Stifter und Wohlthäter der Kirche, welche im 11ten Jahrhundert gelebt, finde und daß diese in einer Urkunde vom J. 1249 den Zeitgenossen als Vorbilder, zur Förderung des Baues, seyen vorgehalten worden! während man doch erwarten müsse, daß auch den Erbauern des neuen Kirchenschiffs, falls von einem solchen die Rede seyn könne, ein gleichzeitiges Ehrengedächtniß nicht versagt seyn würde. Das klingt bedenklich genug; nehmen wir aber die Urkunde selbst[1] zur Hand, so stellt sich die Sache doch etwas anders. Es ist ein offener Brief des Bischofs Dietrich II., in welchem es ausdrücklich heißt: wie die ersten Gründer der Kirche (deren Namen sodann folgen) durch die erste Gründung sich das größte Verdienst bei Gott und Vergebung der Sünden erworben hätten, so sey es bekannt, daß sich auch die Nachkommen durch reichliche Almosen bei der Erbauung der Kirche verdient gemacht hätten; er (der Bischof) wünsche nun aber die Vollendung des ganzen Werkes zu beginnen und verspreche deßhalb, wie der todten, so auch der noch lebenden Almosengeber fortan im Gebete brüderlich und

zu seyn scheint, so möge man mir es verzeihen, wenn ich für diese Arbeit noch einmal die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch zu nehmen wage.

[1] Abgedruckt in der Schrift: Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg, von C. P. Lepsius. Naumburg, 1822. Beilage, Nr. VIII.

Digitized by Google

getreulich zu gedenken. Hier ist also dreierlei zu unterscheiden: 1) Die erste Gründung, 2) die Erbauung der Kirche durch die Nachkommen und 3) die bevorstehende Vollendung des Baues. Das letztere betrifft unbedenklich den westlichen Chor; das zweite den Bau, zu welchem das noch vorhandene Kirchenschiff gehört, das nach den Ausdrücken des Briefs und nach meiner Ansicht jenem unmittelbar vorangegangen, d. h. erst in der früheren Zeit des 13ten Jahrhunderts ausgeführt ist. Hiemit stimmen auch ein Paar andere Urkunden im Archive des Domcapitels sehr wohl überein.[1] Nachdem nämlich im Jahr 1028 durch eine päpstliche Bulle die Verlegung des Bisthums von Zeitz nach Naumburg genehmigt und in den nachstfolgenden Jahren verschiedene Bestatigungsurkunden gegeben waren, nachdem dann aber, zwei Jahrhunderte hindurch, nichts der Art erfolgt war, findet sich, daß man im J. 1228 jene erste Bulle durch Papst Gregor IX. nicht nur hatte renoviren, sondern zugleich in einer besondern Bulle alle Besitzthümer, alle Gattungen des Einkommens, alle Gerechtsame und Freiheiten sich auf's sorgfältigste und umstandlichste hatte bestatigen lassen. Dieß beweist wenigstens, daß man gerade in der Zeit, in welcher man nach meiner Ansicht für den Neubau der Kirche bedeutende Ausgaben zu machen hatte, sehr eifrig darauf bedacht war, alle Mittel zusammenzuhalten.

Ich will diese Bemerkungen indeß noch keineswegs als einen directen Beweis für das Alter, welches ich dem Naumburger Dome zuschreibe, aufstellen. Wo ein vollkommen genügender urkundlicher Beweis fehlt, ist es vor allen Dingen nöthig, auf die stylistischen Eigenthümlichkeiten des Bauwerks einzugehen und durch Vergleichung mit andern Gebäuden die Zeit, welcher dasselbe angehört, fester zu bestimmen. Diese vergleichende Kritik — die bei aller kunsthistorischen Forschung als die Hauptsache erscheint — hätte Hr. L. nothwendig anstellen müssen, um der historischen Wahrscheinlichkeit (denn weiter gelangt er nicht, obgleich er dieselbe durchweg sofort als unbedingte Wahrheit annimmt) eine festere Basis zu geben. Doch dieß ist eben die eigentlich schwache Seite seiner Schrift; ihm fehlt das Auge, um überhaupt Stylunterschiede, wenn sie nicht so auffallend sind wie der Unterschied des Romanischen und Gothischen, wahrzunehmen; er geht sogar (S. 15) so weit, daß er die Stylunterschiede in den verschiedenen Entwickelungsphasen der romanischen Bauweise völlig läugnet, und daß er (S. 45) die Dome von Limburg an der Lahn und von Worms als einander ähnlich bezeichnet; dieß letztere aber klingt so, als ob man das Englische und das Portugiesische für ähnliche Sprachen ausgeben wollte. (Römisches Element ist freilich in beiden Domen, aber auch nicht mehr als etwa in diesen beiden Sprachen.) Hätte Hr. L. jene Vergleichungen unternommen, so würde er gefunden haben, daß die sichern Gebäude des 10ten und 11ten Jahrhunderts, wie die Stiftskirche von Gernrode, die Schloßkirche von Quedlinburg, die Kirche von Hupsburg, die von Alpirsbach, die Kirchen St. Georg und Maria auf dem Capitol zu Köln (die letztere in der Mitte des 11ten Jahrhunderts geweiht, der Oberbau ihrer Chorpartie jedoch einer spätern Restauration angehörig), die Westseite des Doms von Trier und so viele andere, durchweg noch strenge und sehr befangene Formen zeigen, und daß man an ihnen wahrnimmt, wie der Formensinn sich noch erst aus einer halbbarbarischen Rohheit losringt, was man von den Gebäuden, die Hr. L. namhaft macht, wahrlich nicht sagen kann. Die größte Verwandtschaft mit den letztern aber würde er in allen den Gebäuden wahrgenommen haben, welche, wie bereits bemerkt, der Spätzeit des romanischen Styls angehören. Ich will hier nur einige Gebäude dieser Periode in den Rheinlanden namhaft machen, deren Bauzeit feststeht und die in mehr oder weniger consequenter Anwendung des Spitzbogens und in der ganzen Sinnesrichtung dem von Hrn. L. aufgeführten Gebäudecyklus zum Theil sehr nah verwandt erscheinen, wenn sie auch in gewissen Einzelheiten die charakteristisch und ausschließlich rheinischen Elemente erkennen lassen. Es sind: die Kirche zu Heisterbach (1202 — 1233); die Kirche St. Quirin zu Neuß (inschriftlich im J. 1208 gegründet); das zehnseitige Schiff der Kirche St. Gereon zu Köln (1212 — 1227); die Kirche von St. Thomas (1225 vollendet, vergl. oben); der Dom von Limburg an der Lahn (gebaut oder vollendet zwischen 1213 und 1235[1]); der Chor der Pfarrkirche von Remagen (inschriftlich im J. 1246 vollendet[2]). Bei den zwei zuletzt genannten Bauwerken ist zwar der Spitzbogen bereits überwiegend, die ganze Behandlung aber noch immer völlig romanisch.

Der Spitzbogen erscheint in der muhamedanischen Architektur bereits sehr früh, im 9ten Jahrhundert und gewiß auch noch früher, angewandt. Es ist, ich wiederhole es, durchaus nicht unmöglich, daß diese Bogenform sich auch gelegentlich einmal an einem frühromanischen Gebäude in Deutschland finde. Die von Hrn. L. aufgeführten und die mit ihnen sonst übereinstimmenden Gebäude aber, welche über einer zwar immer noch strengen

[1] Ebendaselbst, Beilage Nr. VI u. VII.

[1] Vergl. hierüber F. H. Müllers Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde. I, S. 41, und besonders die treffliche kleine Schrift: Einige Bemerkungen über das Alter der Domkirche zu Limburg, von Dr. Busch. Limburg a. L. 1841.

[2] F. H. Müller, a. a. O.

Digitized by Google

Grundlage mehr oder weniger eine Feinheit des Sinnes, eine klare Eleganz, den Ausdruck eines schon sehr bewußten Wohlgefühls enthalten, dergleichen für die Culturmomente des 11ten Jahrhunderts unerhört seyn würde, können nicht in diese Zeit gehören; Alles deutet bei ihnen auf jene spätere Periode, welche uns denn auch in den anderweitigen Verhältnissen des Lebens die entsprechenden Gegenbilder darbietet. Die stufenweis vorschreitende Consequenz aber, welche diese Gebäude in der Anwendung des Spitzbogens entwickeln, bestätigt auf's vollkommenste die bisher gangbare Meinung, derzufolge sie die Vorbereitung (wenn auch nicht geradezu den Uebergang) zum gothischen Baustyle ausmachen.

Die bei weitem größere Thätigkeit zur Erforschung der ältern Kunst des Vaterlandes, besonders was die Herausgabe bildlicher Darstellungen anbetrifft, hat sich seither der Architektur zugewandt; die im Vorigen besprochenen Werke geben hiefür fast sämmtlich ein neues Zeugniß. Für die Sculptur und Malerei ist ungleich weniger geschehen; seit Strixners Lithographien der ehemals Boisserée'schen Sammlung abgeschlossen, seit Müllers Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch den Tod des Herausgebers abgebrochen sind, ist über größere und umfassende Unternehmungen dieser Art nichts Erhebliches zu berichten. Und doch ist Deutschland auch in den verschiedenen Zweigen der bildenden Kunst, bis tief in das 16te Jahrhundert hinab, so höchst bedeutend gewesen, doch führt uns, sofern wir nur zu sehen verstehen und zu sehen geneigt sind, fast jeder Schritt im Vaterlande die merkwürdigsten Entdeckungen entgegen! Wir wollen indeß hoffen, daß auch für diese Fächer eine erhöhte Theilnahme erwachen wird und einstweilen die Mittheilungen über das Einzelne willkommen heißen.— Ueber einen merkwürdigen Cyklus deutscher Sculpturen liegt uns so eben eine ausführliche literarische Mittheilung vor. Sie führt den Titel:

Die vierzehn Standbilder im Domchore zu Köln. Von August Reichensperger. Köln, 1842. (26 S. in 4.)

Es sind die kolossalen Standbilder des Christus, der Maria und der zwölf Apostel an den Pfeilern des Chors, welche in dieser Schrift besprochen und von denen eine nähere Charakteristik vorgelegt wird. In der That gehören diese Arbeiten zu den wichtigsten ihrer Art aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. Noch nicht frei von dem typischen Gesetze jener Zeit, noch ohne ein entschiedenes Gefühl für den körperlichen Organismus, zeichnen sie sich vornämlich durch die höchst meisterhafte, eben so stylgemäß wie mit feinster Naturwahrheit behandelte Gewandung aus. Dabei sind sie durchaus mit farbiger Bemalung versehen, die sich ebenfalls in der schönsten Stylistik bewegt; die Gewänder haben die mannigfaltigsten Muster, die Säume sind auf's zierlichste, mit der größten, fast rührenden Sorgfalt und Genauigkeit ornamentirt. Ich hatte Gelegenheit, diese Statuen, die bei der Restauration im Innern des Domchors von ihren Consolen herabgenommen waren, in der Nähe zu betrachten und mich ihrer hohen Bedeutsamkeit zu erfreuen. Die Schrift des Hrn. Reichensperger gibt über alle Einzelnheiten, die bei ihnen zu bemerken sind, eine genügende, klar verständliche Auskunft; nur kann ich nicht darin mit ihm übereinstimmen, daß er manche Motive, die in der Stufe der damaligen Entwickelung der Kunst begründet sind, als die Resultate besonderer künstlerischer Absichten erklärt. Außerdem enthält diese Schrift noch manches sehr Bemerkenswerthe über die Würde der mittelalterlichen Kunst überhaupt und über die Angelegenheit des Kölner Dombaus insbesondre; dabei aber auch manche Einseitigkeit und Bitterkeit, die hier nicht ganz an ihrer Stelle erscheint und, für ihr Theil, die gute Sache nicht fördern wird.

Auf dem Umschlage der Schrift kündigt diese sich an als: Beigaben zu den Abbildungen jener Standbilder von Dr. Levy-Elkan. Die Abbildungen werden in farbigem Steindrucke herausgegeben werden und nicht bloß die plastischen Formen sondern auch die polychromatische Ausstattung der Statuen darstellen. Nach den Probeblättern derselben zu urtheilen, die ich bereits im vorigen Jahr zu sehen Gelegenheit hatte und die sowohl den allgemeinen Charakter der Originale vortrefflich wiedergeben, als sie selbst mit großer Sorgfalt angefertigt sind, wird das Erscheinen derselben von den Freunden alterthümlicher Kunst gewiß mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden. **F. Kugler.**

Nachrichten vom Juli.

Malerei.

Rom. Der russische Maler Haberzettel hat ein großes Gemälde vollendet, dessen Gegenstand Johannes in der Wüste ist. Am 15. Juni hat, um es zu sehen, der Papst das Atelier des Künstlers besucht.

Brüssel. Man hat in dem hiesigen Gemeindearchiv ein Gemälde Napoleons aus dem Jahre 1803 aufgefunden. Früher hatte es in dem Rathssaale gehangen, später aber hatte man es mit Brettern vernagelt.

Große Kupferstichauction in Münster.

Vom **18. Oktober** d. J. an wird hier die Sammlung der werthvollsten **Kupfer- und Stahlstiche, Lithographien** ꝛc. ꝛc. aus dem Nachlasse des Regierungsraths von Nappard öffentlich versteigert.

Cataloge, die eine ganz besondere Beachtung von Seiten der Kunstfreunde und Sammler verdienen, sind an alle Kunsthandlungen versandt, und durch diese gratis zu beziehen.

Coppenrat'sche Buch- u. Kunsthandlung.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 74.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 15. September 1842.

Mittheilungen aus Berlin.

1. August 1842.

Ein großer künstlerischer Genuß ward uns vor Kurzem zu Theil, indem der Professor Rauch die sechs in Marmor gearbeiteten Kolossalstatuen der Victorien, welche für die Walhalla des Königs von Bayern bestimmt und nunmehr vollendet sind, vor ihrer Absendung öffentlich ausstellte. Seit einer Reihe von Jahren war Rauch mit diesen Arbeiten beschäftigt gewesen; wir hatten früher wohl bereits Gelegenheit gehabt, eine oder die andere Statue, theils im Modell, theils im vollendeten Steinbilde zu sehen; jetzt ward uns die Freude, den ganzen Cyklus überblicken und über die neue Meisterschaft, die sie uns darlegen, und über die geistreich wechselnden Modificationen Einer Grundidee, die in ihnen entwickelt sind, ein bestimmtes Urtheil fassen zu können. In der That wirkt zunächst dieß letztere, die geistvolle Weise, wie das gegebene Thema sechsfach verschieden variirt ist, so überraschend wie anziehend. Die Statuen der Victorien — Symbole des edelsten Strebens und des glücklichsten Erfolges — werden bekanntlich dazu dienen, an den Langwänden im innern Raume der Walhalla, an denen die Büsten der Gefeierten aufgestellt sind, bestimmte Abtheilungen zu bezeichnen und solcher Gestalt dem Auge feste Ruhepunkte zu gewähren; vor eine jede Wand werden ihrer drei zu stehen kommen. Dieser Zweck wäre zunächst durch eine einfache, mehr nur decorative, mehr architektonisch strenge Behandlung zu erreichen gewesen; dabei aber wären die Gestalten nur allgemeine, nur äußerlich wirksame Symbole geblieben. Rauch wußte sie, ohne ihnen doch das nothwendig Gemessene ihrer Erscheinung zu nehmen, zugleich zu individualisiren; er wußte sie zu lebenvollen Wesen, die dem Menschen als freundliche Genien nahe sind, umzugestalten, wußte in ihnen den Begriff, das Gefühl, die Stimmung des siegreichen Strebens auf eindringliche und wirkungsreiche Weise zu verkörpern. Es ist Ein Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, aber er steigert sich vom leichten, seiner kaum noch bewußten Spiele bis zum tiefsinnigen Ernst. Diese Entwickelung und Durchbildung des Einen Gedankens durch eine Reihe von sechs lebenvollen Gestalten hat etwas eigenthümlich Poetisches; sie bringt eine Charakteristik hervor, die — im besten Sinne des Worts — echt modern ist und deßhalb unser Inneres mit verwandten und befreundeten Klängen berührt; dabei aber ist sie durchaus in derjenigen Würde und Idealität gehalten, deren für alle Zeit gültige und nothwendige Basis die Antike ist. Rauch hat, was zunächst das Aeußere der Anordnung betrifft, die Einrichtung getroffen, daß die Mitte einer jeden der beiden Wände durch eine sitzende Statue eingenommen wird, während die übrigen Statuen stehend dargestellt sind. Die mittlere Statue der einen Seite, mit welcher wir, wie es scheint, den Cyklus beginnen müssen, ist zart und jugendlich gehalten; in feinem, flüssigem Untergewande, den Mantel über den Schooß geworfen, sitzt sie leicht da, vorgewandt, fast spähend, als ob sie im Begriff sey, dem erkornen Lieblinge schnell, wie im Spiele, den Kranz aufzudrücken; es ist in dieser Gestalt eine fast wunderbare Grazie und Anmuth; die Zusammenwirkung der unbefangensten Naivetät mit dem vollen Adel des Styls bringt eine überaus liebliche Wirkung hervor. Die ihr zur Linken erscheint in ähnlicher Gewandung und auf ähnlich zarte Weise behandelt; den Mantel über den Arm geworfen, schreitet sie, wie im heitern Tanzschritt, dem Beschauer entgegen; auch ihre Erscheinung vergegenwärtigt noch den mühelosen Sieg, den die Gunst des Genius verleiht, aber es ist in ihr bereits die Vorempfindung desselben ausgedrückt. Die zur Rechten schreitet feierlicher, ruhiger, mehr gemessen; das Gewand ist bereits strenger, mehr wie für den Tempeldienst geordnet, ihr ganzes Wesen mehr den antiken Victorien verwandt; auch sie hält uns noch im Kreise jugendlichen Strebens, aber sie vergegenwärtigt schon ein höher erwachte

Digitized by Google

Bewußtseyn. Noch höherer und bedeutsamerer Ernst durchdringt die drei Gestalten der andern Seite. Die mittlere, stehende, ist ruhig harrend dargestellt; in reichen, harmonisch sich entwickelnden Linien legt das volle Gewand sich um ihren Körper; sie sitzt fest und ernst, und doch fühlt man in ihren Gliedern die Elasticität, daß sie schnell in feierlicher Erhabenheit unsern Blicken würde gegenüberstehen können; wir dürfen sie etwa als die vollkommene Sicherheit des Gelingens bezeichnen. Die ihr zur Rechten stehende Gestalt richtet sich in kühner Hoheit empor; sie hält den Kranz über ihrem Haupte und scheint im Begriff, sich selbst damit zu schmücken; ihre Glieder, ihre ganze Bewegung drücken die schönste jugendliche Kraft aus, sie selbst die Nähe an dem errungenen Ziele. Die zur Linken endlich erscheint in voller majestatischer Gewandung, die in großen, ernsten Linien niederfällt; ihr Haupt ist mit einem breiten Eichenkranze geschmückt und, wie unter der Last des Kranzes, ein wenig gebeugt; durch die Züge ihres Gesichts geht ein leiser Hauch wie von schmerzvoller Ermüdung; sie schließt die Gedankenfolge ab, und sie scheint es anzudeuten, daß der Sieg nicht ohne Opfer erkauft wird. — Rauch gilt größtentheils nur als Meister im Fache der historischen Sculptur; die bei weitem überwiegende Zahl der Aufgaben, die ihm zu Theil geworden sind, gehört in dieses Fach, und die idealen Compositionen, welche dabei mehrfach an Sockel und Piedestalen angebracht sind, fallen wenigstens, wie es in der Sache liegen muß, minder in's Auge, wie hohe Schönheit sich auch schon an ihnen entfalten möge. (Ich erinnere in diesem Betracht nur an die, wiederum eigenthümlich bedeutsamen Victorien an dem Piedestal der Statue Bülow's, neben der Hauptwache von Berlin.) Die kolossalen Victorienstatuen für die Walhalla treten uns dagegen als ideale Gebilde von selbstständiger Großartigkeit entgegen und von einer Vollendung und Durchbildung, daß wir fortan in der That zweifelhaft seyn müssen, in welcher Gattung der Sculptur wir die höchste Entfaltung seiner Meisterschaft suchen sollen. Denn so geistvoll der in diesen Statuen durchgeführte Gedanke ist, so innig ist das Leben, welches sie durchdringt, so gediegen der Adel und die Würde des Styls, in dem ihre Linien entworfen sind. Die Verschmelzung des klarsten Ebenmaßes mit der feinsten Beobachtung des Lebens, die sich hier auf eine Weise durchdringen, daß sie als der Ausfluß ein und desselben künstlerischen Gefühls erscheinen, bildet einen der wesentlichsten Vorzüge dieser Statuen. So gemessen die Linien sind, so ist doch jeder, auch der leiseste Uebergang, das zarteste Muskelspiel, wie der feinste Bruch der Gewandfalten, der Natur vollständig abgelauscht; der Weichheit und jugendlichen Elasticität des Nackten entspricht durchweg die bestimmte Charakteristik der Gewandstoffe, je nach ihrer größeren Leichtigkeit, Schmiegsamkeit oder Schwere. Es ist wohl eine seltene Erscheinung in der Geschichte der Kunst, daß ein Mann, der schon seit dreißig Jahren und länger als anerkannter Meister thätig ist, fort und fort zu einer höheren und stets gediegeneren Entwickelung vorschreitet.

Der Erlös der eben genannten Ausstellung war für die Kasse des hiesigen Vereines für den Kölner Dombau bestimmt. Rauch hatte außer den Victorien auch noch einige andere seiner neusten Arbeiten ausgestellt. So die Skizze zu dem Monumente Friedrichs des Großen, welches unser König hier in Berlin errichten läßt, und das lebensgroße Modell der Reiterstatue desselben Monuments, die aber in doppelter Lebensgröße ausgeführt wird. Ueber diese Arbeiten sind vor Kurzem bereits einige nähere Andeutungen gegeben; wir konnten uns dießmal der hohen Würde, zu welcher Rauch den Styl der schlicht historischen (porträtartigen) Sculptur ausgebildet hat, in Muße erfreuen. Sodann ein paar trefflich lebenvolle Marmorbüsten und die überaus liebliche Marmorstatue eines Knaben, der mit bittendem Ausdruck eine Schale emporhält. Diese kleine Statue beabsichtigt Rauch (nebst einer zweiten) der Kirche seiner Vaterstadt Arolsen zu schenken; sie soll, statt des sonst üblichen nüchternen Messingbeckens an den Kirchthüren, zum Empfang milder Gaben dienen. Auch sie ist ein Werk von ähnlich meisterhafter Durchbildung, wie jene Victorienstatuen; ein Blick der Vergleichung auf sie und auf die Knaben des Franke'schen Monuments in Halle, die in zahlreichen Gypsabgüssen verbreitet sind, zeigt, wie viel höher der Standpunkt ist, den Rauch gewonnen, seit er jenes Monument gefertigt hat. Ueber den Ausdruck des Kopfes weiß ich nichts Besseres zu sagen, als was eine Dame, die mir zur Seite stand, fast unwillkürlich ausrief: „Wer möchte dem Knaben etwas abschlagen!"

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Malerei.

Neuchatel. Der hiesige Maler, Hr Karl Girardet, hat kürzlich im Auftrage der Stadt Neuchatel ein Gemälde vollendet, das die Bewunderung aller Kunstfreunde erregt. Es stellt dasselbe eine Versammlung von Protestanten (im 16ten Jahrhundert) vor, die von katholischen Truppen überrascht werden. Es war dieses Bild bei der letzten Ausstellung im Louvre und hat sich auch dort allgemeinen Beifall erworben.

Plastik.

Berlin. In Wichmanns Atelier sieht man zwei weibliche Statuen in Marmor. Die eine, die aber noch im Laufe des Juli nach Petersburg für den Kaiser von Rußland abgeht, ist eine junge, sitzende, halbbekleidete Figur, die in der Linken ein Salbengefäß hält und mit der Rechten ihr Haar ordnet, um den neben ihr liegenden Kranz darauf zu befestigen. Die andere, der Fürstin Talleyrand-Perigord zugehörig, ist eine Nymphe, die mit der Rechten das geschürzte

Digitized by Google

Gewand emporhebt, während sie in der Linken ein Wassergefäß hält. Diese soll bis zur nächsten hiesigen Kunstausstellung vollendet werden.

Ein, von Sr. Majestät dem König, zum Geschenk für das russ. kaiserl. erlauchte Paar, an dessen silbernem Hochzeitstage, bestimmter silberner Kronleuchter ist in diesen Tagen nach St. Petersburg abgegangen. Er ist, nach einem eigenhändigen Entwurfe Sr. Majestät des Königs, von dem hiesigen Hof-Goldschmied Hrn. Hossauer in der kurzen Frist von zwölf Tagen angefertigt worden und sehr gelungen. Das Ganze bildet ein Art von Blumengewebe aus weißen Rosen (der Lieblingsblume J. M. der Kaiserin von Rußland), die nach der Natur gearbeitet sind. Der Hauptkranz besteht aus 18 Rosen, und der innere, durch geschmackvoll geschwungene Arme mit jenem verbundene, aus 6 Blumen, während der Mittelläufer durch eine einzige hochstämmige Rose gebildet wird, so daß die Zahl der Rosen (welche die Lichthalter machen) zugleich die der Jahre der Vermählung des hohen Paares bezeichnet.

Rom. Im nahen Sabinergebirge hat man verschiedene farbige Marmorarten entdeckt, wovon die Proben hierher gelangt sind und die zu Architekturarbeiten den rosso und giallo antico, die immer seltener werden, ganz gut ersetzen. Eine von der päpstlichen Regierung ernannte Commission hat sich nach Besuch der schon eröffneten Brüche vortheilhaft ausgesprochen.

Steinhäuser arbeitet an einem Thonmodell, einer Judith, wie sie nach vollbrachter That, zur Ehre Gottes, des Feindes Haupt, Holofernes, in der Linken, aus seinem Zelt tritt, und mit der Rechten das in einiger Unordnung bei der Heldenthat gerathene Gewand gegen die Brust zusammenfassend. Eine Figur von 8 Palmen Höhe, mit dem edelsten Ausdruck einer Heldin, gehört zu dem Gelungensten des jungen, talentvollen Mannes. Im Herbste wird seine Marmorstatue eines an der Muschel horchenden Mädchens die Berliner Ausstellung zieren.

Thorwaldsen hat seine Graziengruppe für den König von Württemberg ganz umgearbeitet. Sie wird in dieser neuen Auffassung allgemein bewundert.

London. Die Herren Rundell und Bridge haben den Achillesschild Flaxmanns in bronzenem Guß den Universitäten in Oxford und Cambridge übersendet.

Eine Marmorstatue Georgs III., von Turnerelli für Georg IV. gearbeitet, hat Hr. Henry Pownall zur Aufstellung in dem Museum von Kew gestiftet.

Medaillenkunde.

Paris. Zur Erinnerung an den Herzog von Orleans ist eine von Hrn. Montagny gravirte Münze geschlagen worden. Sie enthält auf der Hauptseite das Brustbild des Prinzen mit Angabe des Namens, Datums der Geburt und des Todes, auf der Rückseite eine Urne mit Schleier und Immortellenkranz, darüber die Worte des Tacitus bei Germanicus' Tode: Illacrymabunt quondam florentem et tot bellorum superstitem — etiam ignoti. Auf der Exerge stehen die Worte der Königin:

Nous étions trop heureux et trop fiers de lui.
Dieu nous l'a enlevé.

Brüssel. Auf die im Juni zu Givet erfolgte Einweihung der Statue Mehuls ist eine Denkmünze geschlagen worden.

London. Auf den Besuch des Königs von Preußen ist eine Medaille mit dessen Bildniß auf der einen und den vereinigten Wappen von Preußen, England und Coburg auf der andern Seite nebst der Inschrift: Sponsor et Hospes XXX Januar. 1842, von Wyon gearbeitet worden.

Stothard hat eine Medaille gefertigt, welche von einer Gesellschaft von Engländern dem Pascha von Aegypten in Gold überreicht wurde; sie gibt auf der Vorderseite das wohlgetroffene Bildniß des Fürsten mit der Umschrift seines Namens und Titels. Auf der Kehrseite steht: The friend of Science, Commerce, and Order, who protected the Subjects and Property of Adverse Powers, and Kept open the Overland Route to India, 1840.

Numismatik.

London. Bei der Versteigerung der Münzsammlung des Bar. Bolland in London kam eine überaus seltene Münze vor: ein Groat von Perkin Warbeck, dem falschen Richard, angeblichen Herzog von York, der als Kronprätendent auftrat und auf Befehl Heinrichs VII. hingerichtet wurde. Die Münze zeigt auf der Kehrseite die Worte aus Daniel 5, V. 25 und bezieht sich auf die damalige Zerrissenheit des englischen Reichs. Sie hat noch nicht 1 Shilling Werth, wurde aber mit 11 £ (über 70 Thlr.) bezahlt. Eine Medaille aus der Zeit der englischen Republik mit dem Hause der Gemeinen auf der Kehrseite, wurde für 15 £ (80 Thlr.) zugeschlagen.

Daguerreotypie.

Berlin. Bei Anfertigung der daguerreotypirten Lichtbilder ist in der neuesten Zeit eine wesentliche Verbesserung entdeckt worden, welche besonders für die Aufnahme von Porträts von Wichtigkeit ist. Die Bilder, welche nach der bisher üblichen Methode gefertigt wurden, hatten bekanntlich den großen Uebelstand, daß die Platte den Spiegelglanz behielt, so daß eine genauere Betrachtung des Lichtbildes selbst erst möglich war, nachdem man den richtigen Gesichtspunkt gefunden hatte. Durch einen neuentdeckten chemischen Proceß ist es nun gelungen, der Platte diesen Spiegelglanz zum größten Theile zu benehmen und derselben eine eigenthümliche, der Sepia ähnliche Färbung zu geben, welche nicht allein dem Auge wohlthut, sondern auch das Bild selbst schärfer und dunkler hervortreten läßt. Wir haben in den letzten Tagen Porträts gesehen, welche, von dem hiesigen Maler Willnow — Atelier, Leipzigerstraße Nr. 112 — nach dieser neuen Methode gefertigt, wenig zu wünschen übrig lassen. Das Bild selbst tritt aus dem bläulich-weißen und braungelben Grunde mit solcher Energie, Schärfe und Präcision heraus, daß es, im Zimmer aufgehängt, von allen Punkten gleich gut sichtbar wird. Herr Willnow verläßt gegenwärtig Berlin, um eine Kunstreise nach St. Petersburg anzutreten.

Wien. Herr v. Littrow theilt in der hiesigen Zeitung folgendes Schreiben mit: „Das Wundersame der neuen Physik sind Mosers (in Königsberg) nur noch unvollkommen bekannt gewordene Versuche: Lichtbilder in der Finsterniß hervorzubringen. Auf eine mit vielen gravirten Figuren versehene Achatplatte wurden schmale Glimmerstreifen gelegt, und auf diese die Silberplatte, so daß die Entfernung zwischen den beiden Oberflächen $\frac{1}{5}$ Linie betrug und ein bequemes Hindurchsehen erlaubte. Als nach einigen Stunden die Silberplatte in die Quecksilberdämpfe gebracht wurde, zeigte sich ein deutliches Bild aller auf der Achatplatte befindlichen Figuren. Diese Versuche geschahen in tiefster Finsterniß. Wenn zwei Körper hinreichend genähert werden, so bilden sie sich auf einander ab. Jeder Körper ist als selbstleuchtend

Digitized by Google

zu betrachten, auch da, wo unsere Sehorgane nicht erregt werden. (Poggendorfs Annalen 1842, Band 56.)

A. v. Humboldt."

Alterthümer.

Neuburg an der Donau. Der im J. 1835 auf königliche Anordnung dahier in's Leben getretene historische Filialverein hat die in der Nähe befindliche Römerstraße nebst zwei Römercolonien gleichsam wieder entdeckt, nachdem sie seit langer Zeit sogar von Gelehrten, die sich mit dem Alterthum dieser Gegend beschäftigten, unbeachtet geblieben war. Die Römer hatten demnach zwei parallele Straßen von dem sogenannten Stadtberge aus, auf dem höchst wahrscheinlich das ripa prima der Notitia imperii gestanden, bis unter die Abens hinab angelegt; eine ältere in den Ueberresten in dem Unter- und Oberhauser Gehölze, dann beim Höfelhof, in der Ochsenstraße bei Feldkirchen, im Bruckerforste zwischen den Feldern Rottsheims bis zur Obermühle, sofort in den Hochwegäckern Weicherings, in der Hochstraße auf dem Todtenfelde bei Oberstimm ꝛc. erkennbar, und eine bogenförmige Straße auf dem linken Donauufer über Nassenfels und Kösching bei Eining. Von letzterer, der Hauptstraße auf dem linken Donauufer, liefen sodann mehrere aus nach Nordosten, die eine von Kösching aus über Heppberg, Böhmfeld, Hofstetten ꝛc. an die Rezat; eine zweite von Nassenfels aus nach Dohlenstein und Treuchtlingen. Beide fielen ohne Zweifel in eine von Augusta Vindelicorum über Druisheim und die Burghöfe Donauwörth ꝛc. an den Grenzpfahl gezogene Straße ein. — Die auf dem Stettberger Hartl und Antonsberg neu entdeckte Römerstraße ist durch die Entdeckung zweier römischen Colonien noch besonders wichtig; der einen an der Südostseite der Straße und des Antonsberges auf den Stettberger Feldern, der anderen im Walde des Stettberger Hartls auf dessen höchstem Plateau gegen 200' nordwestlich der Römerstraße. Von der ersten entdeckte der Söldner Georg Mayer schon im J. 1852, 5½' tief auf seinem Felde einen Aesterich von Gußmörtel nebst einem schönen rothen Geschirre mit dem eingedrückten Namen: PRIMITIVoS. Seitdem aber ward in trockenen Jahreszeiten, besonders in diesem Sommer, aus der Magerkeit der Saaten die Entdeckung von noch mehreren unter dem Humus daselbst verborgenen Gebäuden gemacht. Ein Acker heißt wegen eines darunter vermutheten Kellers seit undenklichen Zeiten noch der Kelleracker. Die andere bisher ganz unbekannte, im Walde und unter dem Humus kaum bemerkbare Colonie, die der gräfl. Arco'sche Revierförster Sauerl entdeckte, ließ der historische Verein zu Neuburg im vorigen Spätsommer angraben, und derselbe fährt damit auch in diesem Sommer fort. Das bisherige Resultat ist die Entdeckung dreier Gebäude nebst einem rhomboidisch gebauten Sacellum an einer Cisterne mit Lehmgrund, die nie ganz austrocknet, und der Fund von 8 Münzen, wovon zwei kupferne dem Kaiser Antoninus Pius und 3 dem Kaiser Marc Aurel und eine dessen Gemahlin Faustina, die siebente aber der Julia Domna, der zweiten Gemahlin des Sept. Severus zu Ehren vom römischen Senat geprägt worden. Eine silberne von Antoninus Pius mit der Umschrift: FORTVNAE REDVCI wurde nebst einem bronzenen verzinnten Opferlöffelchen und einer Ara von Stein mit einer Weintraube zwischen zwei Sternen (die Inschrift ist leider ganz verwischt) in dem Sacellum gefunden. In dem größten Gebäude, einem Rechteck, das aber bisher nur an den Ecken aufgegraben wurde, fand man einen kleinen Phallus Priapeius von Bronze mit einem Ringelchen zum Anhängen und eine Menge der verschiedensten Knochen nebst allerlei römischen und nichtrömischen Geschirrtrümmern. Ein daran stoßendes Kämmerchen lieferte einen Gewichtstein mit der fragmentarischen Inschrift: OCILOTES P. CVM MAR. P. T. L. Vor dem ersten Wort ist noch der rechte Strich eines A oder M sichtbar. Ganz eigener Art aber ist der bisher entdeckte Inhalt des dritten Gebäudes: halbschuhtiefer Kohlenstaub mit klein gebrannten Gebeinen, zwei Feuerherde von Tuffstein, daneben eine Masse röthlichen, wahrscheinlich aus der nahen Cisterne gegrabenen Lehms (ein daraus vom Hrn. Fayence-Fabrikanten Walter in Neuburg geformtes und gebranntes Geschirrchen bekam ohne Glasur die Farbe, welche die dunkelrothen Römergeschirre in ihrem Bruche zeigen; ferner eine Menge Scherben von rothen und andern römischen Geschirren mit Hautrelieſs von Händchen, Gladiatoren u. a., und darunter auch eine Schale mit dem eingepreßten Namen PRIMITIVoS (ebenfalls wieder mit kleinem o). Außerdem eine vierkantige Handglocke von Bronze mit Eckzäpfchen zum Stehen, ein eisernes Beil, ein Hobeleisen, eine eiserne Lanze (Framea) mit engem Schaftloch und noch anderes Eisenwerk; endlich die obengenannten Kupfermünzen des Kaisers Marc Aurel und der zwei Kaiserinnen Faustina und Julia nebst zwei zerschlagenen Monumenten von Stein, wovon das eine, schön gravirt und also noch aus guter Zeit der Römer, den Namen „MARCENA" an der Stirne trägt, und das andere, wovon noch etwa die linke Hälfte übriget, in senkrechter Linie die Buchstaben O. DI. C. enthält. — Die weitere Ausbeute ist von der noch fortzusetzenden Ausgrabung zu erwarten.

Im Verlag von **Ebner** und **Seubert** in **Stuttgart** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Kunst auf Glas zu malen
und
die hiezu nöthigen Pigmente und Flußmittel zu bereiten.

Nebst einer Anweisung zur Construction des Ofens und Leitung des Schmelzbrandes.

Für Künstler und Dilettanten
von
Dr. M. A. Geffert,
Verfasser der Geschichte der Glasmalerei,

geheftet Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Der Verfasser, bereits durch seine historischen Schriften über Glasmalerei rühmlichst bekannt, beweist seinen Eifer für die völlige Regeneration und Wiedereinführung dieser Kunst in's öffentliche Leben neuerlich dadurch, daß er nicht allein alle ihre technischen Mittel und Geheimnisse zum Behufe großartiger Unternehmungen entschleiert, sondern auch insbesondere dem Dilettantismus in diesem Kunstzweige, der ihm zu dessen rechter Würdigung und allgemeinen Verbreitung so geeignet scheint, durch obiges Werkchen möglichst zu Hülfe kommt. Er setzte sich daher zur Aufgabe, den Wahn von der Absonderlichkeit und kostspieligen Großartigkeit der benöthigten Geräthe, von der Schwierigkeit ihrer Handhabung und des Verfahrens überhaupt, endlich einmal zu zerstören und vielmehr Jedermann möglich zu machen, seine Räume mit den bisher so seltenen Reizen dieser magischsten aller Künste auf das Bequemste und Wohlfeilste selbst zu schmücken. Durch die Anwendung seiner deßfallsigen Vorschriften wird sich deren Verdienst gründlicher als durch jede weitere Anpreisung herausstellen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 23.

Sonnabend, 10. September 1842.

[319] Anfang Oktober werden wir versenden:

Kalender auf das Jahr 1843.

Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung

Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern

herausgegeben von

Hofrath Dr. F. W. Hermann.

Mit Holzschnitten nach Cornelius, Kaulbach und Andern, und mit einem schönen Kupferstich nach Kaulbach, den Kaiser Friedrich Barbarossa im Untersberge darstellend, geziert.

Preis 1 fl. rhn. oder 16 Gr.

NB. Auch Exemplare ohne den Jahres-Kalender werden abgegeben.

München, August 1842.

Liter.-artist. Anstalt.

---

[296] So eben ist bei **Mewer u. Zeller** in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nizza
und
die Meeralpen.

Geschildert
von
einem Schweizer.

Mit einer Ansicht von Nizza und einer Karte.

8. broch. 2 fl.

---

[279]

Ansichten
über
Natur- und Seelenleben
von
Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,
Kanzler der Universität Tübingen,
nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne
Hermann Friedrich Autenrieth,
ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit [illegible] 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thatigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drangte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Daseins und Unvergänglichkeit

Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte
des
Trojanischen Krieges.
Mit
Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's
von
Johann Uschold.
Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Straubing.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Troja's durch Herakles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherei der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. Ueber die Einheit der Ilias. — Beilagen. 1) Ueber die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) Ueber die Atriden und die südlichen Achäer. 3) Ueber die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Herakles. 4) Ueber die Irrfahrten des Odysseus. 5) Uebersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) Ueber die Bedeutung des Aeneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte C. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publikum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch seyn mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Forderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte seyn mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerem Lichte glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführung erfunden werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[318] Stuttgart. Im Verlag der J. F. Gast'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Götter Syriens.
Mit Rücksichtnahme der neuesten Forschungen im Gebiete der biblischen Archäologie.
Von
Fr. Nork.

gr. 8. broch. 1 Rthlr.

Die verdiente Aufmerksamkeit, welche jüngst „Movers Religion der Phönizier" bei dem gelehrten Publikum gefunden, läßt hoffen, daß auch diese hier angekündigte Schrift nicht unbeachtet bleiben werde und um so gewisser, da hier sich ein vollständiges Pantheon syrischer Gottheiten vor den Blicken des Lesers ausbreitet, und durch Verweisung des gelehrten Materials in zahlreiche unter dem Texte fortlaufende Noten auch auf dilettirende Laien Rücksicht genommen wurde.

Andenken
an
Bartholomäus Fischenich.
Meist aus Briefen
Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.
Von
Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[288] So eben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Heinrich von Sternfels.
Roman aus unserer Zeit.
Von Julian Chownitz.

2 Bände, 8. Velinpapier. broch. 2⅔ Rthlr.

Leipzig, im August 1842.

Otto Taubert's Buchhandlung.

[158] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,

mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,

von

F. v. Faur,

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps**, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 8 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. 6ter Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abschnitt. **Militärische und allgemeine Notizen.**

Dieses sehr günstig beurtheilte Handbuch dürfte nicht allein allen Militärs von bleibendem Werthe, sondern im jetzigen Augenblicke, wo viele deutsche Kammern die Etats berathen, noch von besonderem Interesse seyn, da die Organisationen des deutschen Bundesheeres, des 8ten deutschen Armee-Corps und der Armee-Corps von Württemberg, Baden und Hessen, nach Originalquellen darin aufgenommen sind.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[311] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arthroplastik
oder
die sämmtlichen, bisher bekannt gewordenen
künstlichen Hände und Füsse,
zum
Ersatz dieser verloren gegangenen Gliedmassen,
nach Manuscripten
des
Königl. Geheimen Medicinalraths, Professors
Dr. C. A. F. Klinge,
Ritters u. s. w.
bearbeitet und abgebildet
von
Dr. H. E. Fritze.
Mit 26 in Stein gravirten Tafeln.
gr. 4. geh. Preis 4 Rthlr.

Lemgo, im Juli 1842.

---

[273] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ein weibliches Herz.

Dramatisches Gedicht in fünf Akten
von
Theodor Stamm.
Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.
8. Velinp. br. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[257] **Denkwürdigkeiten**
und
vermischte Schriften
von
K. A. Varnhagen von Ense.
Neue Folge. Zweiter Band.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser neue ...

Bände. Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Mannheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[306] Als ein für Jedermann nützliches Buch ist zu empfehlen:

☞ Die 7te verbesserte Auflage von:

Sammlung und Erklärung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen. Vom Dr. und Rektor W. J. Wiedemann.

7te verb. Aufl. br. Preis 12½ Sgr. od. 45 kr.

☞ Selbst der Herr Professor Petri hat dieß Buch als sehr brauchbar empfohlen. — Es enthält die Rechtschreibung und richtige Aussprache der im gemeinen Leben oft vorkommenden Fremdwörter, deren Sinn man häufig nicht versteht, die man so oft unrichtig auffaßt, und selbst unrichtig ausspricht.

---

[298] **Für Damen und Hausfrauen.**

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei,

oder

gründliche und faßliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornem, Crêmes, Gelées, Extrakten, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w., für Conditoren und Haushaltungen

und als

Anhang zu jedem Kochbuche,

von J. C. Lichtenberg.

Dritte Auflage. broch. ½ Rthlr.

In Unterzeichnetem sind in zweitem ganz unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen

aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt von

G. G. v. N.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß [illegible] 16. Die Zeit. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[317] Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs vorräthig:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie,

herausgegeben

von

Dr. Ernst Ortlepp.

1stes bis 8tes Bändchen.

Eleg. broch. Preis jedes Bändchens 6 gGr. = 6½ Sgr. = 24 kr. rhein.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, welche auf 12 Bändchen berechnet ist, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhalts-Verzeichniß, welches jedem Bändchen vorgedruckt ist.

Das Ganze wird bis Oktober 1842 beendigt seyn.

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Große musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Ortlepp.

16 Bände Taschenformat, elegant brochirt.

Preis 4 Thlr. = 6 fl. 24 kr. rhein.

Man findet in dieser Anthologie das Beste, was je über Musik geschrieben wurde [illegible] oder Dilettant

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. September 1842.

— Wie süß erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bei Mon- und Sonnenschein!
Der hohle Wald ertönet
Ob seinem krausen Sang,
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Grusien geben Klang.

Friedrich von Spee.

Die Singdrossel.

Von Ph. H. Welcker.

In Weihrauch duftenden Föhrenkronen,
In immergrünenden Tannengärten,
Wo Balsamtropfen in Schatten sich härten
Und stille Gedanken einsam wohnen:
Da weckst du den schlafenden Wiederhall,
Gebirgestochter,
Waldnachtigall!

Begeisternde Sängerin, deine Lieder
Vernahm ich schon früh in der Blätterklause.
Bei deinem Gesang im grünen Hause
Entschlummert das Wild, erwacht es wieder;
Es ziehn deine Töne, ein lieblicher Traum,
Von Bergen zu Bergen,
Von Baum zu Baum.

Wann schneeig noch blitzen die Höhn im Norden,
Wann Nebel noch kämpft mit Sonnenglanze,
Wer weckt dann Erinn'rung am Hügelkranze
Und todte Lust mit den Frühlingsaccorden?
Du weckst den schlafenden Wiederhall
Vergangener Zeiten,
Waldnachtigall.

Viel hab' ich verloren an diesem Ringe
Des Heimathdorfes. Von fern entsteigen,
Die Nebel, geliebte Gestalten und — schweigen.
O wenn mich doch wieder ihr Arm umfinge!
Hier bin ich allein; die Luft weht rauh:
Du aber singst noch
An meiner Au.

Sing fort da, wo die smaragdenen Lohden
Verwandelt sich haben in mächtige Stämme!
Belebend Heiden und Bergeskämme,
Sing fort deine schallenden Frühlingsoden!
Tön' fort mit vertraulicher Liebesgewalt,
Du Stimme der Kindheit,
In meinem Wald!

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

Man hält es für ausgemacht, daß ein Fortschreiten in Auffassung der heiligen Geschichte nicht mehr möglich ist, daß man sich begnügen muß, das Alte zu copiren. Die Imagination stockt, das suchende innere Auge

Digitized by Google

findet keine neue Gestaltung, und statt dessen stellt sich die geistreiche Reminiscenz ein, und was vorige Jahrhunderte noch mit eigenem Nerv und aus dem rohen Lebensstoff ihrer Zeiten geschaffen, gibt man jezt als ein Aufgewärmtes, hie und da mit ein paar lebendigen Blümchen Geschmücktes. Aechte Künstler haben jedoch auch hier noch Offenbarungen, so Veit in seinem Bild der beiden Marien; aber sehr weislich hält sich hier die fromme Imagination in bescheidener Schranke. Der Stein des Grabes schließt das Unerreichbare ein und unsere noch wahrhaft frommen Gemüther sitzen vor dem verschlossenen Grabe mit jenen Mienen tief ergebenen Duldens, frommer Sehergabe und glühender Hoffnung auf bessere Stunden, wie sie die beiden Marien zeigen.

Die Skulptur hat einen überzärtlichen und doch dabei wieder grimassirt ernsten Charakter angenommen. Dahin gehören die ewig sich wiederholenden wasserschöpfenden Nymphen, kokett aufgepuzten Victorien, Heben, Amazonen und sonstiges marmornes Mädchenvolk. In den Ateliers sieht man fast keine Männer und Helden; es ist, als wäre die männliche Form im Leben ausgestorben und als gäbe es nichts mehr darzustellen, als diese Wasserschöpferinnen mit ihren Füßchen, ihren lächelnden Mäulchen, die ihre schwächliche Sinnlichkeit unter der beständig geschwungenen Fliegenklappe der Moral nur verstohlen zeigen können. Seit Canovas Hebe und Grazien sind wahre Mädchenpensionen in Marmor entstanden, ein Figürchen immer koketter als das andere, bis in den Statuetten der Ballettänzerinnen dieses Genre seine Spitze gefunden. Das „Ewig Weibliche," wer wollte es leugnen? ist in der plastischen Kunst ein bedeutender Vorwurf. Wer die ernste Majestät einer Juno, die keusche, strenge Schönheit einer Diana gesehen, wer den Schmerz der Niobe, den Reiz Aphroditens empfunden, der bewundert die herrlichen Motive, die aus dem Seelenleben des Weibes hervorgehen und einen schönen Körper durchgeistigen; allein hier ist dieß nicht der Fall. In dieser ewig wiederholten zarten, kindischen Form liegt nichts, was die Seele anregt; es ist nur der vulgäre Reiz für ein frivoles Auge; es ist der Ballettänzerinnengeschmack unserer Zeit. Eine gewisse Classe von Zuschauern und Zuhörern kommt nur in die Säle der Kunstausstellung und des Theaters, um diesen frivolen Reiz zu befriedigen. Eine solche Classe hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es immer geben, allein sie ist kläglicherweise noch nie so herrschend gewesen, wie heutzutage. Im Marmor und in Farben kann diesem Sinne noch allenfalls gehuldigt werden; aber auch in der dramatischen Kunst? Wie läßt sich diese Pensionsmädchenfrische und Schnippigkeit, diese Unreife, körperlich wie geistig, mit den Forderungen der Kunst einigen, die Erlebtes, Durchkämpftes, Erforschtes geben soll, und wo eine Medea, eine Sappho, eine Phädra, ein Gretchen sogar mit fünfzehn Jahren ein Unding wäre? Deßhalb will man auch dergleichen ernste große Gestalten auf der Bühne nicht sehen; aber höchst willkommen ist eine kleine, unsinnige, lüsterne Piece, am liebsten Verkleidungen, wo Männerrollen von Mädchen dargestellt werden, wo sich denn dieser Grisettengeschmack in seiner ganzen fetten, ekeln, niedrig sinnlichen Breite blähen kann. Es wird Sitte, den Romeo von einem Weibe darstellen zu lassen, und die tumultuarischen Liebesscenen zwischen den zwei Weibern sind dem ernsten Auge widrig genug; allein hier kann das musikalische Element vermittelnd eintreten. Wie ist's aber möglich, den köstlichen, in seiner frischen Keckheit und derben, treuherzigen Knabennatur so vollendeten Georg im Götz von Berlichingen von einem in Sammthosen gesteckten Kammermädchen in koketter Haltung und Schürzentournure darstellen zu sehen, ohne sich von dieser durch und durch vergifteten Lüsternheit, die in diesem Quiproquo steckt, auf's Aeußerste empört zu fühlen! Der männliche Entwicklungsgang der Seele wie des Körpers ist so durchaus, so innerlichst verschieden vom weiblichen, daß es ein Frevel ist, zu glauben, was ein Goethe einem jungen Knappen in den Mund legt, könne auch ein modernes Kammermädchen empfinden und sprechen. Die sieben Mädchen in Uniform legen diese Gemeinheit vollends ganz unverholen an den Tag.

In Rauchs Atelier gibt es auch marmorne Grisetten, allein doch weniger als in den Werkstätten der andern Künstler von Ruf. Die Walhalla-Victorien, sechs an der Zahl, sind auch schöne moderne Frauen, allein es ruht auf ihnen doch der Ernst neben der Heiterkeit künstlerischer Weihe. Hie und da sind die Füße auch wohl etwas zu weichlich und die Wendungen des Körpers zu gesucht; aber wie soll auch dieser Gedanke besonders begeistern? welche Formen des Ausdrucks läßt er zu? Der Zweck und die ganze Mission einer Victoria ist, einen Kranz zu überreichen; sie ist dabei ein Werkzeug, und da sie keine Kritik auszuüben hat, so legt sie ihren Kranz auf den dafür bestimmten Kopf, und damit ist's gut. Und nun sich *sechs* zu denken, die mit ihren Kränzen kommen! — Wie soll man da Verschiedenheit im Charakter anbringen, wenn es nicht damit genug seyn darf, daß eine den Arm so, die andere so hebt? Es bleiben immer sechs hübsche Mädchen, die etwas gelangweilt dasitzen und einen Kranz lässig hinhalten. Rauch hat als Poet diese sechs Kränzlerinnen in verschiedenen Seelenstimmungen gedacht. Die Eine ist offenbar erfreut, daß sie gesendet worden ist, um einen Liebling, den auch sie kennt und verehrt, zu krönen. Die zweite kommt mit ihrem Kranz, möchte man glauben, etwas zu spät, denn ihre erstaunte Miene scheint auszudrücken, daß Alles bereits bekränzt ist und daß man ihr Erscheinen gar nicht

Digitized by Google

abgewartet hat. Die dritte sizt und schmollt allerliebst vor sich hin, als dächte sie: Wartet nur, ich will erst sehen, welchen von euch sonderbaren Käuzen ich mir zu meinem Kranze erwähle! Die vierte steht pretiös und theatralisch da und übersieht sich die Menge zu ihren Füßen. Die fünfte und sechste betreiben ihr Geschäft schlecht und recht, wie es ehrlichen Dienerinnen ziemt, die von ihrer Herrschaft etwas auszurichten haben und ein „schönes Compliment" bringen.

(Schluß folgt.)

Kriegsspiele.

(Fortsetzung.)

Wenn es schon bei den gewöhnlichen Appells und kleinen Manövern schwer hält, Urlaub zu erhalten, so ist es dem Landwehrmann fast unmöglich, sich vom Dienst bei den großen Manövern zu befreien. Wer nicht die in's Kleinste eingreifende Pünktlichkeit des Landwehrinstituts kennt, begreift freilich nicht, daß es dem Einzelnen nicht möglich seyn sollte, in der Masse zu verschwinden. Aber wie der Herr der himmlischen Heerschaaren die Haare auf unserem Haupte zählt, so weiß der Landwehrfeldwebel genau, wie es um jeden seiner Untergebenen steht. Er hat ihn vielleicht nie gesehen und weiß dennoch von der Farbe seiner Haare bis zum Untergestell des Körpers, die besondern Kennzeichen mit eingeschlossen, ganz genau, wie der Mann aussieht; ja seine Laster und Untugenden sind in den Annalen der Regimenter für ewige Zeiten niedergelegt, und diese Zeugen der Vergangenheit können oft recht unangenehm in die Gegenwart hinüber spielen.

Die Landwehr kann unglaublich schnell zusammengezogen werden. Alle Vorräthe sind da; Uniformen, Waffen, Geschirre hängen, Nummerweise geordnet, in den Zeughäusern und sind rasch ausgegeben. Auf dem Bureau des Landwehrmajors liegen gedruckte Einberufungszettel unterschrieben bereit, in denen nur das Datum ausgefüllt zu werden braucht. So kommt denn an einem schönen Morgen mittelst Telegraphen von Berlin der Befehl, die Landwehr dieses oder jenes Armeecorps in kürzester Zeit zusammenzuziehen. Eine halbe Stunde darauf gehen Estafetten an die betreffenden Bataillonscommandanten, welche die Einberufungszettel augenblicklich ausfüllen und den verschiedenen Landräthen übersenden. Diese wissen innerhalb vier-und-zwanzig Stunden jedem Manne diese geschriebene Ordre zuzustellen und haben außerdem die Verpflichtung, alsbald eine Bekanntmachung zu erlassen, nach welcher alle Pferde des Kreises an einem bestimmten Tage in die Kreisstadt gebracht werden müssen, damit dort die zum Dienst der Reiterei und des Fuhrwesens nöthigen und tauglichen ausgewählt werden. Zugleich sind vom Commando des Armeecorps die Linienoffiziere bezeichnet worden, welche als Hauptleute und Regimentscommandanten bei der Landwehr den Dienst versehen sollen.

So kommt denn der Tag, der Alles in der Provinz in die größte Bewegung versezt. Die Landwehrmänner ziehen von ihren Dörfern oder Städten in großen Haufen nach dem Versammlungsort, und wer nicht weiß, von was es sich handelt, könnte an eine Völkerwanderung glauben. Da fährt nun dem ehrsamen Schmied- und Webermeister der alte muntere Handwerksbursche in die Knochen. Die bestaubten und längst vergessenen Attribute dieses lustigen Standes, das schwere Felleisen und der knotige Wanderstab werden hervorgesucht, hinter dem Ofen hervor langt er eine alte Regimentsmütze, die er während seiner Dienstzeit getragen, und ist der Einberufene ein Reiter, so werden die Stiefeln schon zu Hause mit großen Sporen besezt, damit man gleich auf dem Marsche sieht, er gehöre zu dem bei den Mädchen weit renommirteren Pferdevolke. Die Zeit vor dem Ausmarsch zu den Manövern ist eine Zeit der Thränen und der Noth, und man könnte wirklich glauben, es gehe gegen den Feind und der Abschied sey auf Nimmerwiedersehen. Da werden alle zarten Verhältnisse noch einmal genau durchgemustert, die schadhaften entweder ausgebessert und für die Ewigkeit prolongirt, oder zerrissen. Wenn sich der Landwehrmann freut, wieder einmal eine Weile mit seinen alten Kameraden lustig zu verleben und ein Glas über den Durst trinken zu dürfen, ohne daß er dafür zu Hause eine Gardinenpredigt erwartet, so sehen die Zurückbleibenden dem Auszug der Soldaten mit weit minder behaglichem Gefühle zu. Weib und Kind haben daheim nicht selten mit Nahrungssorgen zu kämpfen, und die Geliebte entläßt ihren Jüngling fast mit denselben Gefühlen, als sähe sie ihn den Kugeln des Feindes entgegen ziehen. Ach! und sie hat nicht Unrecht. In was für neue Verhältnisse kann er kommen! und die Angriffe schöner Augen, denen sich sein Herz bloß stellt, sind für ihre Liebe wohl gefährlicher, als das Gewehrfeuer.

Die Comptoirchefs und die alten Handwerksmeister sind in diesen Tagen verdrießlicher als je; denn Feder, Elle und Nadel werden nicht mehr gehandhabt wie sonst; die jungen Leute erzählen einander von den Heldenthaten, die sie auszuführen gedenken, singen Kriegs- und Schelmenlieder, und auf mancher Oberlippe erscheint vorwitzig ein, besonders bei den alten Kaufherren hoch verpönter Schnurrbart.

Digitized by Google

Endlich gerathen die Kreisstädte in die lebhafteste Bewegung. Die Landwehrmänner sind angelangt und umstehen das Rathhaus in allerlei Kostümen. Ein geübtes Auge unterscheidet leicht die verschiedenen Handwerke und Waffenarten. Der Schuster trägt einen kurzen Rock, der Schmied einen langen, der ihm bis auf die Füße reicht, und der Schneider ist nach der neuesten Mode gekleidet. Die Artillerie und Reiterei halten sich gesezt, so wie sie pflegen, und die Infanterie sucht sich ein Ansehen zu geben, indem sie am meisten lärmt und sich vor den Wirthshausthüren herumtreibt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, August.

(Fortsezung.)

Censur. — Literatur.

Wir kommen von der Polizei auf die Censur. Wollte Gott, wir könnten von derselben die gleiche Umsicht, Gewandtheit und — so sonderbar das klingen mag — die gleiche Thätigkeit rühmen. Das anerkannt schlimmste Uebel der Censur ist, daß sie von der zufälligen Persönlichkeit des Censors abhängt. Schon Fr. v. Florencourt sagte darüber sehr Bitteres in seinem Aufsatze: „Was ist besser, ein geistreicher oder ein dummer Censor?“ Dieser Aufsatz ist in Hamburg geschrieben und in Leipzig gedruckt worden. Er stimmt für einen geistreichen Censor, und aus Erfahrung anderer Art stimmen wir ihm bei. Die politische Censur ward in Hamburg von jeher wichtig genug erachtet, um sie dem ältesten Herrn Syndicus zu übergeben. Dieser, Karl Sieveking, ist, wie männiglich weiß, ein sehr freisinniger, aber auch, da er die auswärtigen Angelegenheiten besorgt, ein sehr vielbeschäftigter Mann. Die Censur der politischen Blätter theilte vor dem Brande der Syndicus Banks mit einem Secretär des Senats, einem jungen Mann, Sohn eines kürzlich verstorbenen Senators. Die großen Geschäfte, welche dem Rath in Folge des Brandunglücks obliegen, ließen den Mitgliedern desselben nicht Zeit zur Censur; diese unterblieb nicht etwa, nein, sie wurde dem Censor für die belletristische und Lokalpresse übertragen. Dieß ist ein sehr gutmüthiger, äußerst gefälliger Mann, selbst Schriftsteller, und zwar einer von denen, welchen nie ein Censor etwas gestrichen; er ist ein großer Freund gesellschaftlicher Unterhaltung und des Theaters, er ist der sehr eifrige Bibliothekar der Harmonie, er fertigt für Auktionen Kataloge großer Büchersammlungen an, und treibt die Bibliographie mit seltener Kenntniß und Vorliebe. Wir führen alles dieß nur darum auf, um anzudeuten, wie vielbeschäftigt der Mann ist. Und ihm, der unter der Last seiner Geschäfte gebückt gehen müßte, sind die sämmtlichen politischen Zeitungen dieser guten freien und Hansestadt Hamburg zur genauen und aufmerksamen Censur übertragen, und dem Vernehmen nach ihm noch speciell dabei bemerkt worden, daß — „sintemal solbane gesammte deutsche Fürsten- und Unterthanenschaft sich sehr lieb- und mildreich gegen die von Gott schwer geprüfte Stadt unserer Väter benommen“ — mit gedachter Censur insonderheit vorsichtig gegen deutsche Fürsten und Völker zu verfahren sey. Die Zeitungen aber, die er täglich zu censiren hat, sind: „Die Börsenhalle,“ enthaltend etwa 110,000 Buchstaben, die „Neue Zeitung“ mit 90,000, der „Korrespondent“ mit 120,000, und die „W. C. Nachrichten“ mit 140,000 Buchstaben, zusammen also mit einer halben Million Buchstaben täglich, außer den Theaterzetteln, den Hochzeitgedichten, den Fremdenlisten und den laufenden Werken. Außerdem censirt er wöchentlich den „Freischützen,“ so groß wie die Nachrichten, den „Beobachter,“ ebenso, den Erzähler von der Größe des Korrespondenten, die Pariser und die Hamburger Modeblätter; die Originalien, die Lesefrüchte und kritisch-literarischen Blätter mehrmals wöchentlich, und eine Menge anderer Zeitungen, von denen man selbst in Hamburg den Namen nicht kennt. Alles dieß besorgt ein einziger Mensch, und wie besorgt er es! Scharf ist seine Scheere, trotz des vielen Schneidens, scharf, wie keine andere in deutschen Landen. Säze, die in der Augsburger Allgemeinen, in der Preußischen Staatszeitung, in der Frankfurter Oberpostamtszeitung und in vielen andern wohl censirten Blättern erschienen sind, sie sinken nieder vor der Schärfe der Hamburgischen Censur nach dem Brande. Sogar gegen Frankreich und England sind Rücksichten nöthig, und vollends gegen Rußland! — Mit wahrer Bekümmerniß betrachtet dieser Mann die Einführung verschiedener benachbarten Blätter, die seiner Censur nicht unterliegen, namentlich, des Iyehoer und des Bergedorfer Wochenblattes, von denen das leztere in gemäßigter Freiheit und unter einem milden Censor die Hamburgischen Angelegenheiten zum Hauptthema gewählt hat und deßhalb stark gelesen wird. Einige unbekanntere und von Hamburg entferntere Zeitschriften hatten eine förmliche Polemik gegen die Behörden und Zustände der nordalbingischen Hauptstadt eröffnet, in Folge deren der hamburgische Senat bei den holsteinischen Behörden auf Schärfung der Censur antrug. Als einige Zeit darauf die Hamburger Neue Zeitung eine spöttische Bemerkung über die beschlossene Kiel-Altonaer Eisenbahn enthielt, sah sich das Kieler Korrespondenzblatt veranlaßt, sich darüber zu beschweren, daß es in Hamburg mit der Censur nicht auch schärfer genommen werde, und die Neue Zeitung erwiderte darauf, so lange wir selbst die Censur zu Hülfe rufen, seyen wir der Preßfreiheit nicht werth. Das hat sich denn unser Censor wohl zu Herzen genommen, und seitdem streicht er namentlich jeder Rubrik die ausgezeichneten Lettern und schreibt dazu: „mit gewöhnlichen.“ Dennoch hat der geplagte Mann wegen Durchschlüpfens einiger mißfälligen Artikel sich verschiedentlich Verweise und Strafen zugezogen.

Die Literatur ist in Hamburg, die genannten Zeitschriften abgerechnet, vollkommen todt, denn das Wenige, was erscheint, zählt für nichts. Die Fluth der Schriften über Hamburgs Brandunglück ist zwar noch immer in gelindem Steigen begriffen, aber die Theilnahme dafür ist gesunken. Nur noch größere lithographische Arbeiten, wie die Panoramen der Brandstätte von Fuchs, im Verlage von Berendsohn, machen Glück, da sie gediegen sind. Um übrigens die Brandgeschichte classisch zu machen, werden noch größere Werke darüber angekündigt; eine Anzahl Männer beabsichtigt eine pragmatische Historie des Brandes, der durch seine Fahrt nach Griechenland bekannte Adjutant Dannerberg eine synchronistische Darstellung desselben. Die Buchhändler, namentlich die Sortimentshäuser, klagen bitter über das Sinken des Geschäfts, besonders seit nun auch die Frage nach Brandschriften und Brandansichten sich gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. September 1842.

— Nun ist die Jugend ganz in Gluth,
Und seidne Buhlschaft liegt im Kleiderschrank;
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in Aller Brust.

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Kriegsspiele.

(Fortsetzung.)

Von hier aus zieht jede Compagnie nach der Stadt, wo sich der Major aufhält und wo sich die Kammer befindet, von der der Landwehr die Uniformen und Waffen abgegeben werden. Auch die Pferde sind hier versammelt, und von den dazu commandirten Reiteroffizieren der Linie werden von den tauglichen so viele ausgesucht, als für die Escadron nöthig sind. Jeder Eigenthümer erhält sodann für sein Pferd einen Empfangschein, worauf die Summe bezeichnet ist, die er während der Dauer der Manöver täglich für sein Pferd erhält. In einigen Kreisen beträgt die tägliche Miethe einen preußischen Thaler, in andern sogar einen Thaler und zehn Groschen, und außerdem versteht es sich von selbst, daß jeder Schaden, der dem Pferde zustößt, sey es, daß das Thier bei der Zurückkunft lahmt oder gedrückt ist, dem Eigenthümer besonders vergütet wird. Welch große Kosten dem Staate schon hieraus erwachsen, ermißt sich leicht, wenn man bedenkt, daß oft die Escadronen und Regimenter, die sehr weit zum Sammelplatz haben, mit Einschluß der Manöverzeit, zwei Monate im Dienst sind. — Die Mannschaft wird sofort equipirt und vom Gewehr bis zum Ueberzug des Kochgeschirrs mit allem Nöthigen versehen. Alle Landwehrmänner erhalten nun ihre Quartierbillets und haben für morgen Stunde und Ort erfahren, wann und wo das Exerzieren beginnen soll.

Am Einzug und dem Zusammentreten der Landwehr nimmt Alles in den Kreisstädten, von dem Alten, der das eiserne Kreuz auf der Brust trägt, bis zum kleinsten Schulknaben, den lebhaftesten Antheil. Die Hauseigenthümer haben lieber Landwehr im Quartier als Linienfoldaten und die Buben laufen den ankommenden Soldaten entgegen, um ihnen Tschako und Waffen nachzutragen, was äußerst possierlich aussieht. Jezt beginnen die Exerzitien, und nachdem sich die Leute erst wieder in der entwöhnten Kleidung etwas zurecht gefunden haben, erlangen sie in kurzer Zeit ihre frühere Fertigkeit im Gebrauch der Waffen. Da die Landwehr meistens aus ältern, kräftigern Leuten besteht und gewissermaßen mit der Linie rivalisirt, so bemüht sich Alles, die Handgriffe und Bewegungen auf's Pünktlichste auszuführen. Gewöhnlich weiß es auch die Militärbehörde so einzurichten, daß auf demselben Platze ein Linienregiment neben der Landwehr exerzirt, wo dann leztere ihr Möglichstes thut, um nicht hinter den Rekruten zurückzubleiben. Beide Theile schielen eifersüchtig zu einander hin und jeder sucht den andern an Genauigkeit zu überbieten. Der Haufe der Zuschauer,

Digitized by Google

die sich immer sehr zahlreich einfinden, ist in gleicher Erregung und tritt bald zu diesem, bald zu jenem Corps, je nachdem da oder dort das Exerzitium exacter und prompter ausgeführt wird. Wie bei einem Wettrennen feuert der Volkshaufe beide Parteien durch lautes Geschrei zu immer größerer Anstrengung an, und das Regiment, das nach der Ansicht des Demos am besten exerziert hat, wird mit lautem Jubel nach der Stadt zurückbegleitet. Die Menge, in der die Meisten selbst Soldaten waren, irrt sich selten, und wenn der Sieg gewöhnlich der Landwehr zuerkannt wird, so ist dieß nicht Parteilichkeit; man muß im Allgemeinen wirklich anerkennen, daß die gesetzten, ruhigen Männer der Landwehr nach wenigen Tagen besser exerzieren, als die jungen Leute der Linie.

Mit der Reiterei hält es freilich etwas schwerer wegen der fehlerhaften, kaum gerittenen Pferde. Diese Thiere kommen vom Wagen des Fiakers, vom Pfluge des Bauern, aus den Ställen der Vermiether und haben alle möglichen Untugenden an sich, hauptsächlich die, daß sie neben fremden Pferden nie ruhig gehen und einander vorauseilen wollen, wodurch ein beständiges Anprellen, Vorspringen und so ein Zerreißen der Fronte entsteht. Doch schon während der Vorübungen, welche etwa vierzehn Tage dauern, gewöhnen sich die Pferde, mit einigen Ausnahmen, an einander, und es wird bald möglich, selbst in schnellerer Gangart mit dem Regimente vorzugehen. In diesem Zeitpunkte ist, was die Haltung und das militärische Aussehen betrifft, der Landwehrmann von dem Liniensoldaten nur dadurch zu unterscheiden, daß ersterer viel kräftiger und energischer auftritt und einen größern Bart trägt als dieser, der kaum erst in das Alter getreten ist, wo uns die Natur diesen Gesichtsschmuck bewilligt.

Nach den Vorübungen wird die Landwehr in Brigaden und Divisionen zusammengezogen. Jedes Infanterieregiment besteht aus drei Bataillonen und einem Reservebataillon und wird von einem Major der Linie commandirt. Auch jedes Reiterregiment zu drei Escadronen hat eine Reserveescadron. Die Bataillone und Escadronen werden von dem betreffenden Landwehrmajor, der auch den jährlichen Appell abhält, befehligt; aber die Compagnieführer sind meist Offiziere aus der Linie, zuweilen aber auch avancirte Landwehrlieutenants. Für und wieder dieses Einschieben der Subalternoffiziere der Linie in die Landwehr ist besonders in neuerer Zeit viel gesprochen und geschrieben worden. So viel ist gewiß, daß der Landwehrmann eine kameradschaftlichere Behandlung von seinen Offizieren verlangt, als sie die Subalternoffiziere den Soldaten der Linie meistens angedeihen lassen.

(Schluß folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Schluß.)

Rauch hat übrigens gezeigt, daß er auch Männer schaffen kann. Seine preußischen Helden sind charaktervolle Köpfe, und es ist nur Schade, daß sie die Mäntel nicht ablegen. Es ist eine Unmasse von Manteldraperie, die Blücher um sich hängen hat und die den Beschauer um die kräftige Körperform bringt, welche unter diesem eisernen Tuche steckt. Schadow hat seinen Ziethen ohne Mantel hingestellt, und es wirkt besser. Auch der kolossalen Reiterstatue Friedrichs II. ist ein Mantel umgehängt worden, doch hier vielleicht mit künstlerischer Einsicht, weil sich die Figur des Königs wohl zu dünn gegen den Himmel abgezeichnet hätte. Das Trefflichste in derber, gesunder Kraft ist doch immer die alte Reiterstatue des großen Kurfürsten. Man muß im Mondschein über die Brücke gehen; was da dieser alte, „wilde und feste" Reiter für einen Eindruck macht!

Bei der plastischen Darstellung von Fürsten sollte man doch mehr die Individualität berücksichtigen. Es gibt welche, deren ganze Eigenthümlichkeit durchaus nicht auf's Pferd paßt. Es gab Fürsten, die vielleicht in ihrem Leben nie ein Pferd als Krieger bestiegen, und die im Tode jezt als ewige kriegerische Reiter glänzen. Will man das Pferd nur als eine Art Piedestal, eine Erhöhung der Figur betrachten, so vergißt man, daß es seine eigene Individualität geltend macht, und daß es gar wohl geschehen kann, daß selbst ein bronzenes Pferd noch seinen Reiter abwirft. Ein alter Reitergeneral, der mit seinem Pferde zu Einem Wesen verschmolzen ist, kann nicht füglich ohne dasselbe dargestellt werden; allein ein eleganter Herr, der immer in der Kutsche fuhr oder in zierlichem Gang über den Parkettboden glitt, ist nicht auf's Pferd zu bringen, ohne daß die Gestalt die Aehnlichkeit einbüßt. Es ist, als wollte man eine Frau schlittschuhlaufend darstellen. Krügers Porträts, wo die großen Herren immerwährend reiten und Staub aufwirbeln, haben daher eine unangenehme Einförmigkeit. Man möchte gar zu gern einmal sehen, ob diese Herrn auch gehen und stehen können. Die Engländer lassen ihre großen Männer stehen, und zwar sehr würdevoll stehen, und wahrlich, wir vermissen das Vieh und den Staub durchaus nicht.

Die Kißsche Amazone ist wie ein Rückertsches Gedicht, eben so schön, aber auch eben so kalt fremdartig. Was soll uns eine Gruppe von drei Geschöpfen, von denen uns nur eines, das Roß, so recht bekannt ist, während es Noth thäte, man zöge über das andere Rassé Naturgeschichte und über das dritte ein Handbuch der Welthistorie zu Rath. Allein Berlin hat von Zeit zu Zeit solche „erotische Träume." Die alte junge Stadt

Digitized by Google

amusirt sich manchmal, so einen recht wüsten Spuck über sich hingehen zu lassen; dann kehrt sie wieder desto zufriedener zu ihren Soldaten, gelehrten Sammlungen und geordneten Archiven zurück. Ueberhaupt erwartet man, daß ein Volk von Statuen aus der Erde steigen werde, und eines schönen Tages wird man diese steinernen Gäste sich auf die Brückenpfeiler schwingen und ihr Antlitz in den Wellen der bescheidenen Spree spiegeln sehen. Alles ist in Arbeit, doch die Werkstätten sind noch verschlossen; ebenso klebt noch das ewige Schwalbennest zwischen den Säulen des Museums, wo geheimnißvoll die Fresken nach hinterlassenen Zeichnungen Schinkels geschaffen werden.

Die vornehme Gesellschaft in Berlin hat nicht das Besondere der Pariser, Londoner oder Petersburger. Die historischen Figuren der ersten zwei Städte und die glänzenden der leztern fehlen. Dieß gibt ein etwas eintöniges Kolorit. Man ist hier sehr comme il faut, man hat Geist, man hat seine Sitten, aber weil Alles Geist hat und Alles seine Sitten, so erzeugt das ein zwar sehr befriedigendes, aber nicht sehr aufregendes Element. Ein gewisses Etwas fehlt, wodurch die steife Form gemildert würde. Die Gesellschaft ist sehr exclusiv und läßt die Gelehrten und Künstler bei Seite stehen. Indessen zeigt die moderne Gestalt der europäischen Gesellschaft, daß dieß nicht wohl gethan ist. Die Dichter und Künstler können der Soupers der Exclusiven entbehren, aber die Soupers können der Künstler schwerlich entbehren. Man erwidert hierauf, jene Capacitäten passen nicht für den Zuschnitt, den die exclusive Gesellschaft nun einmal hat. Sie sprechen nicht französisch, sie sitzen nicht gerne im Fauteuil, sie ertragen nicht das grelle Licht der Lampen, tausend Dinge seyen ihnen zuwider, und diese Dinge vertragen sich wiederum nicht mit den Gelehrten. Sie gehen zu Bette, wenn die vornehme Gesellschaft zu Tisch sizt, und wenn die vornehme Gesellschaft aufsteht, so speisen die Gelehrten. Die späte vornehme Speisestunde ist ein Stein des Anstoßes für einen Künstler, dessen früher Mittag wieder die Exclusiven empört. Das Patronat und Mäcenat früherer Zeiten hat aufgehört; die Gegensäze haben sich ausgeglichen; eine gute Tafel also lockt den Mann der Farbe, der Verse oder der Wahrheit nicht mehr, denn er kann sie auch in seinem Kreise haben. Aber immer noch würde die elegantere, höhere Lebensstellung ihn locken, wenn man ihm entgegen käme, ohne Güte, denn die schmeckt nach Herablassung, auch ohne Förmlichkeit, denn die würde Ansprüche verrathen, sondern ganz natürlich, offen und frei, wie Leute mit einander verkehren, die sich suchen, weil sie sich gegenseitig gefallen. Es thut nichts, wenn die Form etwas darunter leidet; Geist und Mannigfaltigkeit würden wieder dafür schadlos halten. Man ist so unendlich im Vortheil, wenn man gegen eine hübsche französische Phrase eine gute deutsche Wahrheit eintauscht, gegen einen faden Gedanken von Lamartine eine historische Forschung Rankes.

Freilich wird französisches und englisches Staatsleben immerdar der Mittelpunkt seyn, um den sich der diplomatische Charakter unserer exclusiven Gesellschaft dreht; allein wie Wenige sind hier berufen mitzusprechen! Das Gros der Gesellschaft hat hieran keinen Theil; es verfällt dem insipiden Theater- und Modegespräch, und dieß geht Jahrelang immer so fort, ohne daß ein anderes, kräftigeres Element sich Eingang bräche. Ein Fremder, der Berlin besucht, findet kein Haus, wo ihm die volle Physiognomie der Intelligenz dieser bedeutenden Stadt entgegenträte. Gehört er durch Geburt und Rang einer gewissen Lebensstellung an, so werden ihm die betreffenden Kreise geöffnet; aber es wird ihm schwer fallen, über diese hinaus andere Reviere sich zu öffnen, und oft kommt das Wild, auf das man es eigentlich angelegt hat, nie in die Schußweite. Für eine große Stadt, die den Mittelpunkt eines mächtigen schöpferischen Staates bildet, ist dieß immer ein Uebelstand. — Besonders wird jezt dieses fehlende Band sehr vermißt, das die Männer der Kunst und Wissenschaft an die Männer des Salons knüpfte, da vom Thron aus so manches künstlerische und poetische Interesse angeregt wird. Man sieht fremdartige Schauspiele aufführen, und so muß man hie und da ein Buch aufschlagen und sich mit einiger Mühe Nachricht über dieß und jenes holen. Alles das könnte man leichter haben, wenn man den Gelehrten, den Künstler, den Poeten selbst vor sich hätte, der jene Bücher geschrieben hat, die man mit so vieler Anstrengung zu Rathe zieht. Man brauchte nur über die Straße zu schicken, so wäre das lebendige Wissen statt des todten Buches in unserer Nähe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die große Hize.

Hundstage wie die dießjährigen hat Paris seit langen Jahren nicht gehabt. Die öffentlichen Plätze und die Kais gleichen brennenden Oefen; die Seine schmälert sich mit jedem Tage, und wenn es so fortgeht, wird sie zu einem Bache reduzirt werden; die armen Kastanienbäume, welche die Hauptzierde der hiesigen Lustgärten ausmachen, sind von der Sonne so versengt worden, daß ihr Laub ganz gedörrt umherliegt, wie sonst im Herbst. Wer nur immer sich entfernen kann, thut es, obschon es in der Umgegend oft noch schlimmer ist als in der Stadt selbst. Die Staubwolken von den Landstraßen bedecken dort alles Grün. Wären die Pariser auf eine solche Hize gefaßt gewesen, so hätten sie sich vielleicht eingerichtet, wie man sich zu Neapel einrichtet. Zum Glück sind die Springbrunnen auf den Straßen großentheils fertig, und Paris hat doch frisches Wasser. Die großen Plätze und die Hauptalleen in den Lustgärten werden mittelst der Sprizfonnen, welche auf Karren liegen, benezt. Auch die Blumenbeete in diesen Lustgärten begießt man fleißig, so viel Mühe dieß kostet. Aber die Sonne ist noch

Digitized by Google

stärker als der Fleiß der Menschen; sie versengt und dörrt überall, wo sie freien Spielraum hat, und die kühlsten Orte in Paris sind jezt die engen, von den Armen bewohnten Gäßchen. Sogar die Börse, welche doch sonst gegen die Witterung ganz gleichgültig ist und sich nur bei politischen Ereignissen zu erhitzen pflegt, unterliegt dießmal dem Einflusse der Hundstage; man läßt im Spekuliren nach, und erscheint gar nicht auf dem Kampfplatze, wo sonst mit Tausenden und Hunderttausenden gewettet wird. Alle Geschäfte scheinen zu stocken und werden so schnell als möglich abgemacht, weil Jeder eilt, auf dem Land in's Kühle zu kommen, wenn es ihm irgend die Umstände erlauben. — Ich wohnte der Vertheilung der Preise im Collège Charlemagne bei; es war eine sehr glänzende Versammlung beisammen; Dubois, der Akademiker und Mitglied des Unterrichtsrathes und der Deputirtenkammer, hatte den Vorsitz; einer der Professoren hielt an die von der Anstalt Abgehenden eine sehr gelehrte Rede über Philosophie, wovon wahrscheinlich die andern Schüler nichts verstanden. Unterdessen fächelten sich die Damen aus allen Kräften, und die Herren ertrugen mit Geduld die drückende Hitze, so gut sie konnten, obschon man alles Mögliche gethan hatte, um etwas Luft in den großen Saal des alten Jesuitenkollegiums hineinzubringen. Die Reden waren auch kurz, und die Vertheilung der Preise ging rasch von statten, um der hochansehnlichen Versammlung keine allzu große Last aufzubürden. In den vielen Privatlehranstalten hatte man zu Zeiten in den Gärten seine Zuflucht genommen, und zum Theil die musikalischen Uebungen und dergleichen auf den Abend verschoben. Leider sind die Abende fast so schwül wie die Tage. — Die Eigenthümer der Eiskeller haben seit Monaten bessere Geschäfte gemacht, als die Unternehmer von Schauspielen; einer der leztern hat sich durch ein besonderes Avis beim Publikum beliebt zu machen gesucht, indem er ankündigte, der Schauspielsaal werde vortrefflich ventilirt. Dieß ist in der That jezt ein Vorzug, welcher so sehr Berücksichtigung verdient, als das Spiel auf der Bühne, und vielleicht allein im Stande ist, Zuschauer herbeizuziehen. Es gibt Leute in Paris, welchen der Besuch der Schauspiele zu allen Jahreszeiten ein Bedürfniß ist, und diese werden jezt sicher einen gut ventilirten Saal jedem andern vorziehen. Im Allgemeinen aber ist diese ausserordentliche und so lang anhaltende Hitze den Schauspielen sehr verderblich. Alle ihre Ausgaben gehen fort wie sonst, aber die Einnahmen stocken. Dazu kommt, daß die Sommerzeit von den Hauptschauspielern zu dem meist im Contract bedungenen Urlaub gewählt wird, so daß ein Hauptreiz für die Zuschauer wegfällt. Einige Schauspielunternehmer kaufen daher auch den Virtuosen ihrer Truppe den vertragsmäßigen Urlaub ganz oder zum Theil ab. Dieß sind neue Kosten für sie, ohne welche aber ihr Saal Gefahr läuft, leer zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Hamburg, August.

(Schluß.)

Theater. — Pferderennen. — Eisenbahn.

Das Theater hat bessere Sommermonate gehabt, als es nach einer so argen Zerrüttung aller Verhältnisse erwarten durfte. Die Direktion konnte, in Folge der großen Frequenz ihres Hauses im Juli, für diesen Monat schon die volle Gage allen ihren Mitgliedern zahlen, und daß sie es gethan, gereicht ihr um so mehr zur Ehre, als sie nach dem Brande den Schauspielern und Sängern eröffnet, daß sie nur halbe Gage zahlen könne. Die erste Sängerin, Madame Walter, befand sich eben in Paris, und sie richtete von dort eine Anfrage an die Direktion, die ihr jene Mittheilung machte, worauf sie den Entschluß faßte, nicht nach Hamburg zurückzukehren. Edler haben andere Mitglieder der Hamburger Bühne gehandelt. Indeß entschuldigt die genannte Sängerin sich damit, daß sie jedenfalls zu kommenden Ostern ihre Stelle in Hamburg hätte aufgeben müssen, da sie die Chikanen der Direktion seit vier bis fünf Monaten und die gröblichen Beleidigungen von Seiten des Herrn Cornet nicht länger zu ertragen im Stande sey. Diese leztere Beschwerde theilen mehrere der bessern Mitglieder der Bühne, und sie werden, so weit sie nicht durch Alter und damit verbundene Hoffnung auf Pension gebunden sind, wohl nacheinander fortgehen, da Cornet mitunter sogar eine schwere Hand führen soll. — An Neuigkeiten hat das Repertoire seit der Katastrophe nichts von Bedeutung gebracht. Von ältern Stücken sind Werners „Luther" und Goethes „Faust" gegeben worden; aber obwohl durch Gäste das Interesse gesteigert war, blieb es doch nur gering gegen das, welches unser Publikum an Lappalien und Kunststücken nimmt. — Das Tivolitheater fährt fort, sich in der Gunst des Publikums zu erhalten, ohne ein abwechselnderes Repertoire zu haben. Das Gerücht vom bevorstehenden Verkauf dieser stark besuchten Volksbühne hatte die vielen Freunde derselben erschreckt; um so mehr freuten sie sich, als die Unterhandlungen sich zerschlagen hatten, und der Besizer des Tivoli, Maurice, erklärte, er werde dieses Institut, das ihn reich gemacht, nicht aufgeben, da sein neues Etablissement, Frascati, an der Mündung der Eisenbahn bei Bergedorf, noch nicht auf festen Füßen stehe.

Die Hamburg-Wandsbecker Pferderennen fanden auch in diesem Jahre statt und hatten sich trotz des Brandunglücks am zweiten Tage einer großen Menge von Zuschauern zu erfreuen. Freilich wird die Zahl derer, welche diesen Rennen keinen größern Nutzen als den Stierkämpfen in Spanien oder den Hahnenkämpfen in England zuschreiben, mit jedem Jahre größer. Viele machen den Weg von Hamburg nach dem Rennplatze, eine starke deutsche Meile, nur, um ihr Geld im Rouletteſpiel los zu werden. Doch ist es lobend anzuerkennen, daß der Zutritt zu der großen Rouletteбank in den lezten Jahren sehr erschwert worden ist, und daß die kleinern Institute dieser Art, die in Wandsbeck und auf dem Rennfelde sonst häufig anzutreffen waren, gänzlich verbannt sind. So können doch nur die Bemitteltern spielen.

Der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn kommt der ausgezeichnet schöne Sommer zu gut. Sie ist vor der Hand hauptsächlich auf den Vergnügungssinn der Hamburger angewiesen, und doch hatte sie im Juli 54.500 Passagiere mit einer Einnahme von mehr denn 8000 Thalern Preußisch. — Der gewöhnliche jährliche Umgang der Waisenkinder durch die Stadt konnte dießmal nicht stattfinden; zur Entschädigung wurden die Kinder auf der Eisenbahn nach Bergedorf gefahrt, wo sie sich den Tag über vergnügten, um Abends wieder zurückzufahren nach ihrem neuen Asyl in Harvestehude. Wenige Tage zuvor hatten sie von ihrem bisher bewohnten Hause oder vielmehr Schlosse in der Admiralitätsstraße Abschied genommen. Nachmittags zogen sie, nachdem ihr Prediger Klauke zuvor eine ergreifende Abschiedsrede gehalten, von ihren Lehrern und Lehrerinnen begleitet, aus den Thoren des gastlichen Palastes, und am Ende der Admiralitätsstraße standen Alle, Lehrer und Kinder, wie von Einem Gefühle beseelt, still, wendeten sich noch einmal um nach ihrer verlassenen Wohnung, und Aller Augen füllten sich bei diesem Scheideblick mit Thränen der innigsten Rührung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. September 1842.

Exstat annalium memoria, sacris quibusdam et precationibus vel cogi fulmina, vel impetrari.

Plinius.

Die Menſchen als Wettermacher.

Daß der Menſch Wetter machen könne, war in Deutſchland durch viele Jahrhunderte ein Volksglaube, den ſelbſt die Geſetze anerkannt hatten. Und dieſe Meinung war bei allen Völkern des Mittelalters verbreitet und hat ihre Wurzeln in noch höherem Alterthum, in den älteſten Urkunden der Hebräer, Perſer u. ſ. f., welche einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen den geiſtigen Zuſtänden der Menſchen und den Erſcheinungen der Witterung annahmen. Die erweiterte Kenntniß der Naturgeſetze hatte die Gebildeten gelehrt, dieſen Glauben früherer Zeiten zu den vernunftloſen Träumen der kindlichern Menſchheit zu zählen, während bei den Ungebildeten derſelbe ſich bis auf dieſen Tag in vielfacher Weiſe erhalten hat, und zum Beiſpiel die Schiffsleute der aufgeklärteſten Nationen ſo feſt an den Zuſammenhang einzelner Töne und Worte mit Witterungserſcheinungen glauben, daß ſelbſt Vorgeſetzte ſich ſelten getrauen, dieſer Anſicht geradezu entgegenzuhandeln.

Als wir in dieſem Jahr in den meiſten Strichen Deutſchlands uns ſo viele Monate vergebens nach einem durchdringenden Regen ſehnten, und die Wolken, welche ſo oft am Himmel ſich zeigten, bald wieder ohne Hülfe für die durſtenden Felder, von den Winden gejagt, forteilten, entſtand manchmal der Wunſch, es möchte in jenem Kinderglauben eine Wahrheit enthalten ſeyn, es möchte wohlthätige Wettermacher geben, es möchte der menſchlichen Kunſt gelingen, jene fliehenden Wolken zu feſſeln und herunter zu ziehen.

Oefters ſchon hat die Naturwiſſenſchaft bei höherer Ausbildung in den Anſichten des Alterthums prophetiſche Ahnung, tiefen Sinn entdeckt, nachdem ſie vorher bei geringerer Entwicklung ſolche für unverſtändige Träume erklärt hatte. Die Erzählungen der Alten von Steinregen hielten alle Gebildeten vor fünfzig Jahren noch für Beweiſe der kindiſchen Leichtgläubigkeit jener Zeitalter. Bald aber kamen ſolche Regen ſo unläugbar an verſchiedenen Orten vor, daß ſie nicht mehr bezweifelt werden konnten, daß man nun vielmehr gar eine neue Theorie der Erdbildung auf dieſe Erſcheinung gründete. Es wäre einer Unterſuchung werth, auf welchen Grundlagen die Ausſicht ruht, daß auch in jenem Glauben an eine Kunſt der Menſchen, Wetter zu machen, eine Wahrheit verborgen ſeyn könnte.

Die folgenden Betrachtungen ſind zwar Phantaſien, aber doch auf den jetzigen Stand der Wiſſenſchaft gegründet; ſie regen vielleicht doch da und dort Gedanken an und gewähren zum mindeſten Unterhaltung. — Zwei Erfahrungen liegen vor Augen, welche für jenen Glauben ſprechen, wenigſtens aufmuntern, ihn näher zu prüfen.

Digitized by Google

Die Wetterableiter lenken nicht bloß die Blitze, die ohnedieß gekommen wären, unschädlich in den Boden, sie leiten oft auch auf weniger auffallende Weise allmählig den Stoff der Blitze herunter; denn häufig bemerkt man an den Wetterableitern ein Leuchten, ein Knistern und Schläge, wie an einer Elektrisirmaschine. Viele Wetterableiter einer Stadt zusammen können daher einer Gewitterwolke einen Theil ihrer gefährlichen Wirkung entziehen. In einem gewissen Sinne erscheint also der Mensch schon hier als Wetterlenker. — Die zweite Thatsache ist, daß die Waldungen Wolken anziehen. Die Witterungsverhältnisse ganzer Länder haben sich mit dem Verlust oder der Verminderung ihrer Waldungen verändert. Palästina, ein großer Theil von Syrien, einzelne Distrikte in Italien und Südfrankreich waren einst ungemein fruchtbar, hatten fast ununterbrochene Frühlingswitterung; sie sind aber seit dem Verlust ihrer Waldungen zum Theil unfruchtbare Wüsten geworden, sind anhaltender Trockenheit im Sommer und Winter ausgesezt, die nur von Zeit zu Zeit durch verderbliche Regengüsse, durch Ueberschwemmungen und Orkane unterbrochen wird.

Auch in Deutschland hat man die Erfahrung gemacht, wie mit dem Lichten der Waldungen seine Witterung sich geändert, und man bemerkt da und dort selbst noch in neuerer Zeit, wie mit der Fällung eines Waldes in der Nähe einer Markung einzelne Arten des Landbaus Aenderungen erlitten haben, Weingärten keinen Ertrag mehr lieferten u. dgl. Genauere meteorologische Beobachtungen haben gezeigt, wie in den mit Waldung bewachsenen Bergen von nicht sehr beträchtlicher Höhe die Menge des in einem Jahr gefallenen Regens das Doppelte des im Thal gefallenen übersteigt, wie Gewitter von solchen bewaldeten Bergen festgehalten werden, wie in waldlosen Gegenden die Sommer trockener und heißer, die Winter strenger und kälter sind, die Regen aber durch ihre Heftigkeit auch öfter Gefahr und Schaden bringen. Der Mensch, dessen Art die Waldungen lichtet, erscheint hier also auch im Großen als ein Wettermacher.

Es fragt sich daher nur, ob es nicht möglich wäre, auf andere Art auf die Witterung einzuwirken, nicht so ganz im Kleinen, wie bei den Wetterableitern, nicht so ganz im Großen und meist nachtheilig, wie durch das Lichten der Waldungen.

Man hat nun Wetterableiter in gewitterreiche Wolken hineinragen lassen mittelst Drachen, wie sich die Kinder derselben als Spielzeug bedienen, die mit einem eisernen Draht oder einer Metallsaite am Boden befestigt waren, und man hat auf solche Art den Blitz aus den Wolken herunter geleitet. — Ein Naturforscher in Frankreich, de Romas, erhielt auf diese Weise elektrische Feuerstreifen von 9 bis 10 Fuß Länge und einem Zoll Dicke, die ein Geräusch wie Pistolenschüsse gaben, und deren er in einer Stunde über dreißig von sieben Fuß und kleinerer mehr als tausend zählte. Ein deutscher Gelehrter verlor bei einem solchen Experiment sein Leben. — Der Amerikaner Franklin kam durch den gleichen Versuch auf den Gedanken, Wetterableiter zu errichten. Die dergleichen Versuche anstellten, waren aber mehr als Lenker der Wetter, sie waren Wettermacher. Sie leiteten nicht bloß einen Blitz, der ohnedieß gekommen wäre, auf unschädliche Weise in die Erde; sie führten vielmehr die Kraft einer Wolke, die sich sonst vielleicht wieder vertheilt hatte oder von den Winden vor der Entladung fortgejagt worden wäre, in den Boden. Die tausend Lichtstreifen, welche jener Gelehrte mit pistolenschußgleichem Getöse herunterzog, waren ein ganzes Ungewitter, das sich sonst gewiß nicht auf solche Art entladen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsspiele.

(Schluß.)

Die Landwehrreiterei besteht nur aus Lanzenreitern, zu welchen Alle übergehen, die in der Linie als Husaren, Dragoner und Kürassiere gedient. Ihre Bewaffnung besteht in der Lanze, dem Säbel, der Pistole, und außerdem ist der vierte Zug jeder Schwadron, die Flankeurs, mit Karabinern versehen. Die Landwehrartillerie hält nur ihre jährlichen Schießübungen, zu welchen ihr Geschütze und Pferde von der Linie gestellt werden. Da die Artilleriebrigaden der Linie stark genug sind, um bei den großen Manövern zu markiren, und da es dem Staate zu große Kosten machen würde, der Landwehrartillerie ebenfalls die nöthigen Pferde zu stellen, so wird diese nicht herangezogen, sondern von ihren besondern Schießübungen nach Hause entlassen.

Das gleichzeitige Zusammenziehen der Linie zu Brigaden, Divisionen und Armeecorps ist natürlich mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden und kann rascher bewerkstelligt werden; doch werden auch hiezu große Vorbereitungen gemacht. Auf den Kammern wird Alles revidirt, bei der Reiterei und Artillerie Pferde und Geschirre sorgfältig gemustert und überall fleißiger als je exerziert. Beim Appell, wo früher nach fehlenden Knöpfen oder zerrissener Uniform gespäht wurde, müssen jezt Mantelsäcke und Tornister kriegsmäßig gepackt vorgezeigt werden, und dieß geschieht oft, ehe der Soldat im Stande ist, die vielerlei vorgeschriebenen und nöthigen Sachen in das enge Behältniß hinein zu zwängen. Bei

Digitized by Google

Tag und bei Nacht werden Marschübungen gehalten, wobei Alles mit vollständigem Gepäck und Waffen ausrückt, damit sich die Mannschaft vorläufig etwas daran gewöhne, die schwere Rüstung halbe Tage lang, oft in brennender Sonnenhitze, mit sich herumzuschleppen. Auch die Soldaten ordnen ihre kleinen Privatangelegenheiten, als ginge es in Krieg und Tod, das heißt, sie rechnen mit den Marketendern und Commisweibern ab und bezahlen ihre Schulden, um auf dem Marsche und im Lager neue machen zu können. Endlich werden aus den Unteroffizieren und Gemeinen ein paar tüchtige Leute ausgesucht und zum Quartiermachen vorausgeschickt. Sie erhalten eine Marschroute, worin die Dörfer verzeichnet sind, durch welche das Regiment kommt, so wie einen Etat der Stärke desselben, welchen sie den betreffenden Ortsbehörden vorzuzeigen haben.

Das Quartiermachen hat, wie Alles im Leben, seine Licht- und Schattenseite. Der Infanterist darf gewöhnlich hiebei nicht den schweren Tornister schleppen; er wird ihm auf dem Wagen der Compagnie nachgeführt; er, wie der Reiter, braucht nicht im unerträglichen Staube, den das Regiment beim Marsche emporwirbelt, dahin zu ziehen; er kann sich beim Ausruhen den schattigsten Platz auf der Bank vor einem Wirthshause aussuchen und braucht sich nicht, wie seine Kameraden, in voller Sonnenhitze auf den Rand der Landstraße zu setzen, und endlich verwehrt ihm Niemand, sich in das beste Quartier zu legen. So weit ginge Alles gut; aber jezt, statt sich, müde vom Marsch, auf sein Lager hinzustrecken, muß er Stunden lang auf dem Rathhause stehen, bis die Quartierbillets ausgefertigt und ihm zugestellt sind; dann hat er Brod und Fourage für die ganze Batterie oder Compagnie zu empfangen, hat die Quartierbillets für die Corporalschaften, Beritte oder Geschütze zu ordnen, und muß die Quartiere des Capitäns, der Lieutenants und des Feldwebels besichtigen, damit nicht einmal einer dieser gestrengen Herrn zufälliger und entsetzlicher Weise ein Unterkommen findet, das nicht besser ist, als das jedes seiner Untergebenen. Dabei hat der Quartiermacher noch allerlei Privataufträge zu besorgen. Der Capitän wünscht nicht zu weit vom Feldwebel und seinem Lieblinge, dem Lieutenant X., zu liegen, der Lieutenant Y. hofft einen guten Trunk in der Nähe zu finden, und der Lieutenant Z. besteht auf einem Quartier, in dem sich wenigstens Ein hübsches Mädchen befindet. Wehe dem Quartiermacher, wenn es ihm nicht gelingt, diese Forderungen einigermaßen zu befriedigen. Man mag sich noch so große Mühe gegeben haben, man geht am andern Morgen immer mit Zittern und Zagen der anrückenden Truppe entgegen; denn man kann sicher darauf rechnen, daß man es Niemanden recht gemacht hat. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, weil auf meinem Zettel stand, die Fourage für die Pferde der Herren Offiziere werde auf einem Wagen nachgeführt, in die Quartiere derselben keine hinlegen ließ, worauf mir mein Herr Hauptmann, mit dem ich ohnehin nicht im besten Vernehmen stand, die Bemerkung machte, ich müsse auf dem Marsche sehr stark gefrühstückt haben, und mir allergnädigst einen Arrest von vier-und-zwanzig Stunden zukommen ließ. — Der Quartiermacher empfängt das einrückende Regiment, übergibt seine Zettel, nimmt, wie gesagt, seine Verweise in Empfang, und bricht alsbald nach dem nächsten Orte auf, wo dieselbe Geschichte mit andern Variationen wiederkehrt.

Da die Infanterie nur vier bis fünf, die Cavallerie nur sechs bis sieben Stunden täglich zurücklegt, so dauern die Märsche zum Lager, bei etwas entfernter Garnison, sehr lange. Trotz dieser kleinen Etappen leidet die Mannschaft auf dem Marsche häufig sehr bedeutend. Die Manöver werden meist im August oder September gehalten, wo die Hitze und noch mehr der Staub die Leute quält. Offiziere und Unteroffiziere haben an solchen Tagen genug zu thun, um die erhizten Menschen vom voreiligen Wassertrinken abzuhalten. Arrestverheißungen helfen da nicht mehr, und wir haben oft unsere Säbel brauchen müssen. Wegen dieser Mühseligkeiten sieht der Soldat sehnsüchtig dem lezten Marschtage entgegen und betritt freudig die Zeltstadt, die sich vor seinen Blicken ausbreitet. Reiterei und Geschütze beziehen, so wie die Landwehr, die umliegenden Dörfer, und ein allgemeiner Ruhetag, der auf den Einzug in's Lager folgt, wird dazu benuzt, um Waffen und Kleider wieder in gehörigen Stand zu setzen.

Im nächsten Briefe rücke auch ich mit dem Leser in das Lager bei Grimlinghausen ein.

Unmögliches Glück.

Hätt' ich alles Glück auf Erden,
Nimmer könnt' ich glücklich werden,
Denn mich schmerzt der Andern Pein;
Wenn ich so viel Noth und Wehe
Ueberall im Leben sehe —
Kann ich froh im Herzen seyn? —

Ach! wer kann mit bestem Willen
Die Millionen Thränen stillen,
Die dem Kummer sind geweiht!
Aber lieber will ich tragen
Gleich den Andern, Schmerz und Plagen —
Als des Glückes Einsamkeit!

J. Ehrenbaum.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Das Diligencenwesen. — Eine Ahnenprobe. — Theater.

Die Hitze hat vielleicht auch Einfluß auf das Regentschaftsgesetz gehabt. Ohne die unausstehliche Schwüle im Saale hätten die Deputirten vielleicht den Gesetzentwurf länger und umständlicher erörtert, Minister und Hof in Unruhe gesetzt, und die entworfenen Plane und gehegten Erwartungen vereitelt. Da es ihnen aber nicht möglich war, es auf ihren Bänken im zwar kunstmäßig, aber doch schlecht ventilirten Saale länger auszuhalten, so wurde die Debatte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit abgefertigt, und eben so schnell sind die Herren in ihre Heimath zurückgeeilt. Die Justiz kann sich solche Behendigkeit nicht erlauben; aber sie hat ihre zweimonatlichen Ferien, während welcher Richter, Advokaten und Klienten sich wie die Studirenden in die Provinz begeben und alle Diligencen füllen, welche daher um diese Zeit auch viel mehr zu thun haben, als in den übrigen Jahreszeiten. Das Diligencenwesen hat in Frankreich einen großen Aufschwung genommen; hunderte von Fuhrwerken begegnen sich täglich auf allen Landstraßen. Schnelle Beförderung der Reisenden und wohlfeile Preise sind die ersten Bedingungen, um Kunden zu bekommen. Beides ist daher auch fast auf's Aeußerste getrieben. Da jedoch die kleinern Unternehmungen die Concurrenz im Großen nicht aushalten können, so müssen sie, wenigstens was die Landstraßen betrifft, welche bis zu den Grenzen des Reiches sich erstrecken, den beiden Hauptmessagerien weichen, den sogenannten „königlichen Messagerien," mit denen aber der König nichts zu thun hat, und den messageries générales, die von der bekannten Compagnie Lafitte und Caillard geleitet werden. Diese Anstalten bringen z. B. für 50 Francs den Reisenden in 48 Stunden von Paris nach Straßburg, und wer sich mit minder bequemen Sitzen als denen im Innern der Diligence begnügen will, kann noch wohlfeiler reisen. Es geht so rasch vorwärts, daß zu Essen und Trinken für die Reisenden wenig Zeit übrig bleibt. Die Leibesnahrung wird nur noch als Nebensache, als etwas Beiläufiges betrachtet; die Hauptsache ist, daß die Leute in möglichst kurzer Zeit am Bestimmungsorte ankommen; wie sie unterwegs leben, ist ihre Sache, nicht die der Messagerien. Diese Rührigkeit wird den Diligencenunternehmern besonders durch die Aussicht auf die Concurrenz der Eisenbahnen geboten. Bereits werden die Postbedienten sehr höflich, und auf den Scheinen, welche man den Reisenden ausfertigt, werden dieselben gebeten, etwaige Klagen auf den Stationen vorzubringen. Früher waren die Postbeamten eben nicht wegen ihrer Höflichkeit und Zuvorkommenheit berühmt; jetzt aber lehrt sie die Nothwendigkeit eine Tugend, welche ihnen fremd war. Die Diligencenunternehmer sehen mit Schrecken einer Zukunft entgegen, wo die Diligencen fast entbehrlich seyn werden. Mit jedem Jahre nimmt ihre Wirksamkeit ab; sind einmal die projektirten großen Eisenbahnen bis zu den Grenzen des Reiches fertig, so bleiben für die Diligencen nur noch die Nebenstraßen, und mit dem großen Gewinn, den sie jetzt abwerfen, ist es auf immer aus. Ob die Inhaber des Fuhrwesens ein Recht auf Entschädigung haben werden, ist zweifelhaft. Ihre Unternehmungen sind Privatsache; Niemand hat sie weder dazu aufgefordert noch gezwungen. Anders verhält es sich mit den Postmeistern, welche von der Regierung bestellt worden, und ihr Amt als ein beständiges anzusehen berechtigt sind; ihre Entschädigung wird daher auch in einer der nächsten Sessionen zur Sprache kommen, und die Rechtmäßigkeit derselben wahrscheinlich als Grundsatz angenommen werden. — Ist einmal die Eisenbahn nach der nördlichen Grenze fertig, so werden wir hier noch viel mehr Engländer haben als bisher. Diese Gentlemen geben zuweilen zu sonderbaren gerichtlichen Verhandlungen Anlaß. Neulich haben die Zeitungen einen Vorfall berichtet, welcher den schon längst in Frankreich ansäßigen Lord Seymour betraf, oder vielmehr seine Pferde, mit denen er bei allen hiesigen Pferderennen zu erscheinen pflegt. Es handelte sich um die Abkunft eines von ihm angekauften Pferdes, welches, der Behauptung des Verkäufers zufolge, von einer berühmten Stute abstammen sollte, was jedoch vom Jockeyklub bezweifelt wurde. Nach dem Richterspruch sollten die urkundlichen Beweise über die adelige Abkunft des Pferdes beigebracht werden. Ich glaube, es ist das erstemal, daß in Frankreich eine Pferdeahnenprobe angestellt wird; es ist dieß um so merkwürdiger, da es mit den menschlichen Ahnenproben in Frankreich längst aus ist. Vielleicht ist der berüchtigte Emile de Girardin der einzige, um dessen Geburt sich der Staat bekümmert hat, aber nur, weil es vor seinem Eintritt in die Deputirtenkammer auf die Belege seines französischen Ursprungs ankam, und der Mann leider einen Schleier über seine Geburt zu werfen genöthigt ist.

In den Theatern gibt es natürlich gegenwärtig so gut als nichts Neues. Um der ewigen Klage der jungen Komponisten ein Ende zu machen, hat man endlich beschlossen, ein zweites Operettentheater zu eröffnen, wofern die komische Oper nicht allzustarke Einsprache dagegen erhebt. Meines Erachtens ist das Projekt nicht sehr weise. Mit der Eröffnung eines neuen Theaters ist noch wenig gethan. Das Theater muß auch Fortgang haben; dazu braucht es aber außer vortrefflichen Stücken auch vortreffliche Sänger, eine sehr verständige Leitung und ein sehr zahlreiches Publikum, lauter Dinge, welche bei der Menge bestehender Theater und dem Mangel an ausgezeichneten Künstlern nicht wohl zu erwarten sind. Vor einigen Jahren hat das ephemere Renaissancetheater eine Menge von Operetten gegeben; sie sind aber seit dem Eingehen dieser Bühne bald wieder vergessen worden, und die jungen Tonkünstler, welche für dasselbe gearbeitet, haben wenig damit gewonnen, daß ihre Stücke unter einem solchen Wuste von Neuigkeiten erschienen sind. Dazu kommt, daß Schauspieldirektoren und Verfasser schlecht mit einander auskommen. Es ist schon seit mehreren Jahren ein Comité von Dichtern und Componisten zusammengetreten, um sich den Anmaßungen der Theaterdirektoren zu widersetzen und ihre Interessen gemeinschaftlich zu wahren. Dagegen haben nun auch die Direktoren mehrerer kleiner Theater einen Bund geschlossen, um von den Dichtern und Componisten nicht übervortheilt zu werden. Dieß führte kürzlich zu der sonderbaren Erscheinung, daß die Dichter dem Direktor des Theaters Gymnase dramatique nicht mehr gestatten wollten, ihre Stücke aufzuführen, und dieser alte Stücke hervorsuchen, oder von einigen armen Schluckern, welche nicht zum Dichterbunde gehören, neue Stücke annehmen mußte. Am empfindlichsten mußte ihm seyn, daß ihm die Scribeschen Stücke vorenthalten wurden, welche allein ein großes und vollständiges Repertoire bilden, von welchem das Gymnase dramatique seit mehr als zwanzig Jahren zehrt. Der Streit zwischen Direktoren und Dichtern wird sich endigen, wie alle ähnlichen Zwiste, da beide Theile einander nicht entbehren können.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. September 1842.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Goethe.

Empfindsame Reisen.

IV.

Zur See.

„They order the matter better in France“ . . ! — Das war eine gar schöne Zeit, da ein Autor seine Bücher noch so anfangen konnte, wie ein Kindermädchen seinen Sonntagsstrumpf, „neunmal herum und dann abnehmen.“ Am Rande oder im Rändchen durften sie, Autor und Dienstmädchen, jeder Laune den Zügel schießen lassen, und alle Muster waren neu, willkommen, gefällig. Wie haben wir verwöhnt, erst uns, hernach das Publikum! Man weiß gar nicht mehr, wo und wie anheben, und das Ende erst! Sonst, regte das nicht schon für ganze acht Tage an, wenn Einer auf's Land fuhr wie der alte Stephan Schütze, Liebe- und Freundschaft-lichen Andenkens, Eierkuchen im Grünen aß, sich von den Bauern auslachen ließ und seelenvergnügt in die kleine Stadt heimkehrte? Als Student preßte man gutherzigen Tanten fünfzig Gulden ab und reiste damit vier „göttliche“ Herbstwochen lang vom Rheinfall zu Schaffhausen bis an die Rheinbrücke zu Köln, den unumgänglichen Ranzen auf dem Buckel, über jede Schulter ein naiver Stiefelfuß lugend, daheim neu besohlt; und Mainz, und Frankfurt, und Köln, und Aachen, sie wurden mit einer Andacht begrüßt, mit einer erwartungsvollen, traumseligen Liebe, ach! von der uns das erweiterte, beschleunigte Leben keinen Strahl mehr gelassen hat, keinen Ton. Jean Paul hat seine Sehnsucht nach den Alpen mit in das enge Grab genommen, und der Dichter der Maria Stuart sah England und das Weltmeer nur im Geiste. Wir lesen Alles, wir sehen Alles, wir genießen Alles; wir schämen uns, in der zweiten Kajüte oder im Waggon zu fahren, wir kommen überall an, wir reisen überall ab, und für unsere niemals befriedigten Ansprüche und nirgends erfüllten Erwartungen rächen wir uns furchtbar, indem wir nun auch die unserer Leser freventlich täuschen.

Die See! der Ocean! das Weltmeer! Welche Bilder, welche Eindrücke, welche Ausdrücke! Ein großes Dampfschiff und ein kleiner Sturm! Nichts als der blasse Himmel über mir und blässere Engländerinnen um mich! Wann ich als Junge auf dem „Weseranger“ spazieren ging, Wasserjungfern warf, das heißt glatte Steinchen, die über die Spiegelfläche des Stromes hinglitten, so leicht, wie meine Gedanken, und den Bullen und Böcken nachstarrte, die höchstens von Hannöverisch Münden kamen und wenigstens bis Preußisch Minden gingen: wer mir damals gesagt hätte, ich sollte das Meer von Angesicht zu Angesicht schauen, im Havre baden, in Portsmouth landen, von Paris fortgehen, zu

Digitized by Google

London eintreffen, dem würd' ich gottvergessen zu Füßen gefallen seyn, wenn er es gewollt! Das ist nun zwanzig Jahre her, und noch nicht einmal. Zwanzig Jahre: ist denn das ein Alter?

Der „Robert Burns" ist ein recht hübsches, großes, flinkes Dampfschiff, das vom Havre Abends gegen sechs Uhr abgeht und gegen zehn Uhr Morgens in Southampton landet. Vorne am Kiel steht ein hölzernes Conterfei seines Taufpathen, des alten, wackern Hochländers, der seine Verse wahrscheinlich auch besser gehütet hat, als seine Schafe. Oben auf dem Deck stand Einer, der um Vieles in der Welt gern einen rechtschaffenen Vers gemacht hätte, der aber nicht dazu kommen konnte und in den „Aermel" der Nordsee so gleichgültig hineinfuhr wie in den seines Schlafrocks. Und doch, die Nacht war so reich, so weich! Da lag sie, schon weit, weit hinter uns, gleich einem Nebelstreifen, die Küste von Frankreich, und die zwei stolzen Leuchtthürme vom Havre funkelten wie zwei Kometen unter den bescheidenen Sternen. Kein Wölkchen am Himmel. Der Mond ging auf, nicht voll, sondern halb, schmachtend, unsicher, wehmüthig über die stille Welle hinwandelnd. Viele Menschen saßen auf dem Deck umher, plauderten, lachten, sangen. Die Matrosen tanzten den Hornpipe am Mast des Schiffes, und so oft im Dämmerlicht ein anderer Meerwanderer an uns vorüberrauschte, grüßten sie sich mit Hurrah und Hallob. Ich hatte mich hinten, nahe dem Steuer, auf den Boden gelegt. Mir gegenüber, auf einer schmalen Bank, von flatterndem Segeltuch überbaut, saß ein junges Ehepaar, Arm in Arm. Der Mann war müde und lehnte an ihrer Schulter; sie breitete um sich und um ihn ihren Schleier aus, und wenn der Wind mit dem Doppelvorhang ihrer kleinen Stiftshütte spielte, sah ich gerade in die feinen Züge, in die tiefen, offenen Augen des englischen Gesichts, wie es besorgt und zärtlich über dem in Schlummer hingesunkenen Freund hing. Eine so innig empfundene Gruppe! Jedes Bild hätte sie geziert. Der Steward selbst trat in ihrer Nähe leiser auf, wenn er Teppiche und Matratzen heraufbrachte. Ich fühlte, wie der kalte, garstige Neid in mir aufringelte und nach dem fremden Glücke schielen wollte. Lieber hinunter! Ich war der ersten einer in der Kajüte. Die Matrosen stampften, sammt der Maschine, noch weidlich über meinem Kopfe umher. Allmählig kam dieser und jener nach, ein Bett nach dem andern wurde genommen, ein sanftes Schnarchen klang hier auf, dort wieder, und wenn ich mich — schlafen konnt' ich doch nicht — aufrichtete, sah ich, bei dem schwankenden Lichte an der Decke, nichts als männliche Nachtmützen, senkrecht und wagerecht, Reisesäcke, die wie Reisende dalagen, oder umgekehrt, aber überall nur die friedlichen Bilder einer Herberge, kein Lazareth. Poseidon war über die Maßen gnädig; nicht ein Opfer aus der ganzen Schiffsgesellschaft. „She does not move a bit," sagte der Kapitän sehr stolz von seinem Schiffe. Eine Seereise ohne Seekrankheit! Es wird nur denen leid darum seyn, die noch niemals die leztere gekannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Menschen als Wettermacher.

(Fortsetzung.)

Nun sind aber Gewitterwolken nicht der Art nach, sondern nur durch die Menge des in ihnen angehäuften elektrischen Stoffes von gewöhnlichen Wolken verschieden. So wie unmittelbar nach der Entladung eines Gewitters fast immer Regen eintritt, so ist umgekehrt auch jeder Regen die Wirkung eines blitz- und donnerlosen Gewitters. — Jeder Leser hat wohl schon an Elektrisirmaschinen den Unterschied der zum Vorschein kommenden zwei Lichter beobachtet, von denen das eine roth ist, das andere blau, das eine die Gestalt eines strahlenden Sterns, das andere die Form eines Kügelchens hat, und die man durch die Worte: positive und negative Elektricität unterscheidet. — Diese zwei entgegengesezten Stoffe suchen sich, ziehen sich an und verbinden sich unter den angegebenen Lichterscheinungen, und auch mit Getöse und mit Wirkungen auf das Gefühl, wenn man mit einem leitenden Körper die Verbindung erleichtert; sie vertheilen sich aber spurlos, wenn man die Verbindung nicht herstellt, oder mit geringer Wirkung, wenn man dieselbe langsamer vor sich gehen läßt.

Diese elektrischen Stoffe sind nun durch die ganze Natur verbreitet, in der Luft, in den Wolken, in der Erde. Besonders hat man allgemein bemerkt, daß in der Regel in der Luft und in den Wolken die positive, die strahlenförmige, rothe herrscht, auf der Erde dagegen oder in deren Nähe die negative, die blaue, kugelförmige, und daß nicht bloß die Erscheinung des Gewitters, sondern das Eintreten eines jeden Regens hauptsächlich durch die Ausgleichungen jener zwei Gegensätze bedingt ist. — Häufig nehmen nun aber die untern Wolken die Elektricität der Erde an, während die obern Luftschichten die entgegengesezte enthalten. Diese elektrisch entgegengesezten Wolken ziehen sich an, nähern sich und bringen, wenn die Annäherung gelingt, durch mechanische Zusammendrückung der zwischen ihnen befindlichen Luftschichten und Wasserdünste, oder aber durch chemische Zersetzung Regen hervor, unter Begleitung von Blitz und Donner, wenn die Gegensätze sehr stark sind, ohne solche Erscheinung in gewöhnlichen Fallen. Der Regen erscheint daher als die Frucht der gelungenen Vereinigung der entgegengesezten

Digitized by Google

Kräfte des Himmels und der Erde, ein Gedanke, den, nach der Ansicht mancher Alterthumsforscher, schon die Griechen in der Mythe von der Verbindung des Jupiters und der Juno angedeutet haben. Bei nicht gelungener Vereinigung dagegen vertheilen sich die Wolken wieder ohne Regen, Blitz und Donner, wie die durch eine Elektrisirmaschine in einer Flasche gesammelte Elektricität bald wieder ohne Wirkung, und ohne eine Spur zu hinterlassen, sich in der Luft vertheilt, wenn ihr nicht die Verbindung mit der entgegengesetzten Elektricität an der äußern Fläche des Gefäßes durch einen Leitungsdraht möglich gemacht wird.

Die Frage wäre nun, ob nicht auch die Verbindung entgegengesetzter Wolkenschichten, die, wie man oft bemerken kann, gleichsam zu einander hinstreben und doch nicht zusammen kommen, und somit auch keinen Regen hervorbringen können, erleichtert werden könnte durch in dieselben hinaufragende Leitungsdrähte, wie es bei jenem Versuch dem de Romas bei einer Gewitterwolke gelungen ist. — So ganz unwahrscheinlich ist dieß nicht, daß es sich nicht verlohnen sollte, darüber nachzudenken.

Indessen wird kaum zu hoffen seyn, daß dieß so leicht auszuführen wäre, wie etwa durch jenen in die Gewitterwolke gesendeten Drachen. Denn eine Gewitterwolke ist nicht bloß sehr nahe an der Erde, sondern auch mit Elektricität so gefüllt, so nach Ausgleichung strebend, daß der kürzeste Weg hinreicht, die Entladung herbeizuführen. Ganz anders ist es aber bei einer gewöhnlichen Wolke oder bei wolkenloser Luft, wo derselbe Gegensatz gegen die Erde zwar auch vorhanden ist, aber weit nicht so stark entwickelt, nicht so sehr nach Ausgleichung sich drängend, wo also auch die leztere nicht so einfach, etwa durch einen einzigen Leiter, herbeigeführt werden kann. — Es wurde auch jener Versuch des de Romas nur angeführt, um den Gedanken im Allgemeinen einleuchtender zu machen, nicht in der Hoffnung, daß er unmittelbar zum Ziel führen könnte. — Einige weitere Entdeckungen werden noch in Verbindung zu bringen seyn, um der Ausführung auch nur in der Vorstellung näher zu kommen.

Durch die gewöhnliche Elektrisirmaschine erhält man nur eine momentane Wirkung; die durch dieses Werkzeug hervorgerufene Elektricität verschwindet im selben Augenblick, wo sie sich entwickelt, auch wieder spurlos, und ihre Eigenschaften können daher auf diesem Wege nur unvollkommen erforscht werden. Durch die Entdeckungen Voltas und Galvanis gelang es nun aber, zusammengesezte Elektrisirmaschinen zu verfertigen, welche zwar nicht leicht so große Funken und so gewaltige Schläge geben, dafür aber längere Zeit, mehrere Stunden und Tage lang, sich von selbst laden, so daß die Elektricität hier eine Existenz in der Zeit erhält, und man nachhaltige Wirkungen derselben erfährt. Auch hat die galvanische Säule oder Batterie zu den wichtigsten Aufschlüssen geführt. Eines der bedeutendsten Ergebnisse ist die Erfindung des Schweden Oerstädt, nach welcher die Elektricität in dieser Form, die sogenannte galvanische, so lange ihre Gegensätze durch einen Schließungsdraht vereinigt sind, anzieht und abstößt gleich einem Magnet, daß also der Schließungsdraht selbst ein Magnet wird, der im Verhältniß der Stärke der Elektricität und der Größe des Apparats an Kraft zunimmt.

Die Steigerung der elektrischen Kraft, welche durch solche Vorrichtung möglich ist, und die auf solche Art leicht zu erreichenden magnetischen Wirkungen legten den Gedanken nahe, die galvanische Batterie als bewegende Kraft zu benützen, und statt durch Menschenhände, durch Thiere und Dampfmaschinen nun durch Galvanismus Lasten in Bewegung zu setzen, ein Gedanke, der besonders in Deutschland viele Aufmerksamkeit erregt und durch einen Beschluß des Bundestags nationale Bedeutung erhalten hat. Allein der Erfolg hat bis jezt den Erwartungen nicht entsprochen. Man wollte sogleich die schwierigste aller Maschinen, ein Lokomotiv für Eisenbahnen, in Bewegung setzen, ehe man im Stande war, ein einfaches Wasserrad nachhaltig durch die galvanische Batterie zu ersetzen, und man hat auch wohl nicht recht bedacht, daß die Unterhaltung einer Batterie so große Kosten verursacht, als die einer Dampfmaschine. Anstatt Holz und Steinkohlen müßte man nun andere Stoffe, namentlich Zink und Schwefelsäule, aufwenden, Stoffe, die zum Theil nicht einmal in Deutschland selbst gewonnen werden und deren billige Zufuhr von Fremden abhängig ist, wie wir vor einigen Jahren schmerzlich empfinden mußten, als unsere Fabrikanten der Erscheinung einer englischen Flotte vor Sicilien mit Sehnsucht entgegen sahen. Man ist übrigens eifrig bemüht, einestheils die Kraft zu verstärken, durch Multiplikationsapparate u. dgl., anderntheils den Aufwand an Zink und Schwefelsäure zu vermindern oder die verbrauchten Stoffe und Kräfte wieder zu gewinnen und in einen Kreislauf zu bringen, welchen Bemühungen wir von Herzen glücklichen Erfolg wünschen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Almanac de Carlsbad. — Theater.

Der heurige „Almanac de Carlsbad“ des Ritters de Carro bleibt an Interesse nicht hinter seinen Vorgängern zurück; doch ist in demselben der medizinische Theil überwiegend im Vergleich mit den übrigen Gegenständen. Das Verzeichniß der vorzüglichern Personen, womit de Carro gewöhnlich seinen Almanach eröffnet, zählt diesmal acht Personen aus regierenden Häusern, drei hohe Geistliche (darunter der berühmte Patriarch von Dalmatien und Erzbischof von Erlau,

Digitized by Google

Ladislaus Porker), eine ziemlich große Anzahl von Generalen, Staatsmännern und Gelehrten, insbesondere neunundsiebzig Aerzte, von welchen der Herausgeber sagt: „Sie waren theils wegen ihrer Gesundheit hieher gekommen, theils in Begleitung von Kranken, und, wir hoffen es, um unsere Quellen zu studiren.“ Niemals hat vielleicht Carlsbad so viele Polen, meist aus Galizien, gesehen; dagegen waren die Russen minder zahlreich. Auch weniger Engländer erschienen als im vorigen Jahre, was man den Wahlen zuschreibt. Von episcopalen und presbyterianischen Geistlichen waren acht vorhanden, so daß der englische Gottesdienst Sonntags beinahe an embarras de richesse litt. Derselbe wurde im österreichischen Wappen abgehalten, wo die fromme Lady Harriet Garnier ihm einen Salon gewidmet hatte. Auch viele andere geistliche Personen erschienen an den Quellen, unter andern zwei armenische Mechitaristen, drei griechische Archimandriten und zwei englische Fräulein aus Prag. Maler und Tonkünstler fanden sich hinlänglich ein, und sogar ein französisches Theater, welches die ehemals berühmte Dem. Georges als Mitglied aufzuweisen hatte, und dennoch schlechte Geschäfte machte. — Ein Auszug aus den „Pilgrimages to the Spas“ des bekannten englischen Arztes James Johnson nennt zwar Carlsbad eine große Krankenanstalt, spricht jedoch viel zu Gunsten dieser Brunnenstadt.

Dr. Reyber gibt eine sehr ausführliche und gelehrte Abhandlung über den Gebrauch von Carlsbad in Augenkrankheiten. — Dr. Wagners Bericht über den Zustand des Fremdenhospitals liefert sehr erfreuliche Resultate. Von 169 Kranken ist nur einer (an der Wassersucht) gestorben, 44 genasen und 115 wurden mit Besserung ihres Zustandes entlassen. — Eine sonderbare Krankengeschichte ist die einer 45jährigen Frau, die von einem Appetitus spurius auf Kreide geheilt wurde; sie genoß davon seit zwölf Jahren täglich vierzehn Unzen, was der Verfasser des Aufsayes auf beinahe 52 Centner berechnet. — Eine zweite Krankengeschichte, datirt vom Jahr 1770, wird interessant durch die Briefe von Becher, Springsfeld und Van Swieten. Der Herausgeber kettet daran einige durch Facta belegte Bemerkungen über diejenigen Kranken, die ganz gegen den Willen ihrer Aerzte Carlsbad gebrauchen, und nicht selten das Ende ihrer Leiden — durch den Tod finden. — Herr Denis macht den Vorschlag, die Sprudeldämpfe zur Errichtung eines großen Gewächshauses zu benützen; der Herausgeber theilt zugleich die Ansichten der Professoren Kostelezky und Redtenbacher, so wie eines Engländers aus Liverpol mit, von welchen jedoch nur der lezteren unbedingt mit dem Plane einverstanden ist. — An Klutschaks Notiz über das Monument des Premisl zu Stadiz kettet der Herausgeber eine höchst interessante Uebersicht all des Guten und Schönen, was unser Landeschef, Graf von Chotek, in dem kurzen Zeitraum von ungefähr fünfzehn Jahren für Böhmen gewirkt hat. Die Masse ist so groß, daß man kaum an die Möglichkeit glauben sollte, wenn nicht Auge und Ohr den Beweis vor sich hätten, und ich bedaure nichts so sehr, als daß der Raum dieser Blätter es nicht erlaubt, den ganzen Artikel hier zu übersezen. — Winaczizky gibt eine treffliche Abhandlung über den Ursprung der Zigeuner, und eben so interessant ist die Notiz über den jugendlichen Philologen Dr. Pfitzmayer, der mit dem Plane umgeht, eine periodische Schrift: „Das Morgen- und Abendland,“ erscheinen zu lassen.

Unsere Bühne hat in der lezten Zeit sehr viele Gäste gehabt, und zwar recht angenehme. Nach Scholz kam der wackere Tenorist Wurda aus Hamburg, dann Hr. und Mad. Fichtner vom Hofburgtheater in Wien, und Nestroy, der Komikus und Lokaldichter. Alle diese Gäste machten Glück, mitunter Furore, und ihren Benefizen verdankten wir auch einige mehr und minder erfreuliche Neuigkeiten. So lieferten die Fichtnerschen Gastrollen drei Lustspiele, ein französisches, ein Wiener und ein Prager Produkt. Das erste: „Liebe nach der Hochzeit,“ nach A. Dumas von Castelli, ist ein sehr feines Stück, sehr plump übersezt, und gefiel vorzüglich durch die vortreffliche Darstellung der Hauptpersonen durch Hrn. und Mad. Fichtner. „Liebe und Beruf,“ von Franz v. Braunau, zeigt mehr Liebe zur Dichtkunst als Beruf; Handlung und Charakteristik sind weder neu noch interessant, der Dialog kalt, in fünf Aufzügen nicht ein Witzfunke, und das Stück mißfiel. „Die kranken Doctoren,“ dem Vernehmen nach von zwei ungenannten hiesigen Dichtern, welche nach dem dritten Akte gerufen wurden, aber nicht erschienen, hat ein reiches Leben und viel Bewegung, und beweist Talent, wenn es gleich an Unwahrscheinlichkeiten und Effekthascherei nicht fehlt, auch ziemlich flüchtig gearbeitet zu seyn scheint. Den beiden Verfassern wäre der Fleiß des Verfassers von „Liebe und Beruf“ zu wünschen. — Nestroy brachte nur eine neue Posse: „Einen Jux will er sich machen,“ und wenn es wahr ist, was Viele behaupten, er habe auch diesen Stoff aus einem außerdeutschen Roman entlehnt, so ist ihm das Oesterreichisiren dießmal besonders gelungen. Die Situationen sind frappant, der Dialog derb, mitunter etwas indecent, aber witzig, und das Ganze machte so viel Glück, daß es zehnmal wiederholt wurde.

Auflösung der Homonyme in Nr. 217:
Der Stoff.

Räthsel.

Laudo manentem. Hor.

Dich will ich freundlich grüßen,
Du allerliebste Maid,
Gibt's doch kein Herzeleid,
Wenn du es weg willst küssen!

Du nimmst gar viel Gestalten
Für deine Lieben an,
Kommst, Mädchen oder Mann,
Mit stets willkommnem Walten.

Als goldgefüllte Tasche
Hast du mich auch begrüßt,
Oft Bittres mir versüßt
Als geistgefüllte Flasche.

Du hast, mit mir zu kosen,
Dich oft zu mir gebückt,
Und mir die Stirn geschmückt
Mit einem Kranz von Rosen.

Nur kann dich Niemand zwingen;
Wer deine Rosen brach
Und sich dabei nicht stach,
Mißtraue deinen Schwingen.

Verrathe mir die Bande,
Mit welchen man dich hält,
Dann leb' ich in der Welt
Wie in der Seligen Lande.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. September 1842.

— Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten;
Erstaunenswürdiges soll gerathen.

Goethe.

Die Menschen als Wettermacher.

(Schluß.)

Nähere Prüfung verdient nun aber der Gedanke, ob man nicht die Elektricität der Luft und der Wolken und den Gegensatz zwischen Luft- und Erdelektricität als bewegende Kraft in Anwendung bringen könnte. Die über uns ausgebreitete Luft ist eine galvanische Batterie, welche sich jeden Tag, ohne Aufwand von Zink und Schwefel, von Neuem ladet, die jeden Tag, fast den Arbeitsstunden der Menschen gleich, Vormittags und Abends ein Maximum der Stärke erreicht und deren Gebrauch jedem offen stände. Die einzige Schwierigkeit wäre die Verbindung der Luft- und der Erdelektricität durch einen Schließungsdraht, und Kosten würde es auch genug verursachen. Indessen möchte die Schwierigkeit nicht unüberwindlich seyn, und die Kosten, so groß sie seyn möchten, erneuerten sich wenigstens nicht in dem Grad und so unaufhörlich, wie bei der Speisung einer galvanischen Batterie. Als de Romas unter den angeführten Erscheinungen eine Wolke herunterleitete, führte er eine Kraft in den Boden, welche die größte Last zu tragen im Stande gewesen wäre.

Der etwa zehn Schuh lange Leitungsdraht eines gewöhnlichen Luftelektrometers bewegt zwar bei ruhiger Witterung nur dünne Hölzchen und Strohhälmchen; aber wenn man denselben mit einem Multiplikationsapparat versähe, indem man ihn spiralförmig aufwände, so könnte seine Kraft schon bedeutend, wohl um's zehnfache, verstärkt werden. Nun ist ferner zu bedenken, daß der Unterschied der entgegengesezten Elektricitäten der Luft und der Erde in der Entfernung von nur zehn Schuhen von der Erdoberfläche nur sehr gering seyn kann, weil sich an der Oberfläche an unzähligen Stellen Gelegenheit zur Ausgleichung bietet, und daß gerade im Sommer, wegen größerer Leitungsfähigkeit der Luft, die Luftelektricität in ruhigen Zeiten unten geringer erscheint, während sie oben viel größer ist. Und dieser Unterschied nimmt bei der Erhebung über die Oberfläche auffallend, in einem mehr als arithmetischen Verhältniß zu; das Elektrometer z. B., welches sonst nur 14 bis 15 anzeigt, deutet in dem Augenblick, wo durch fallenden Regen die Verbindung der Oberfläche mit den obern Schichten der Luft hergestellt wird, eine 30 bis 50mal stärkere Elektricität an. Endlich ist nicht zu vergessen, daß die Stärke der Luftelektricität nicht sowohl von der absoluten Höhe des Leiters, sondern von der relativen Höhe über benachbarten Gegenständen abhängt, wie schon Saussure bemerkt hat.

Wenn man daher den Schließungsdraht von zehn Fuß auf zweihundert erhöhte, etwa mittelst Thürmen, oder nach dem Vorgang des Romas und Franklin noch höher,

Digitized by Google

so ließe sich in Verbindung mit Multiplikationsapparaten eine solche Steigerung der Kraft denken, daß die Bewegung von Lasten, von Mühlrädern und Maschinen aller Art dadurch möglich würde.

Da solche Leitungsapparate allen Zweigen der Industrie dienten, so wäre in stark bevölkerten Ländern einer ungeheuern Vervielfältigung derselben entgegenzusehen. — Viele tausend Obelisken würden sich erheben, um Kräfte vom Himmel herunter zu leiten, so oft die Hände der Menschen und die Kräfte der Thiere, des Wassers, des Holzes und der Kohlen nicht ausreichten. Und durch solche in großem Maßstab angelegte Schließungsdrähte zu Zwecken der Mechanik wäre es nun auch allein möglich, daß der oben angedeutete Gedanke hinsichtlich der Einwirkung des Menschen auf die Witterung sich einigermaßen verwirklichte; denn wegen eines vorübergehenden, häufig sehr entgegengesezten oder doch ungleichen Bedürfnisses könnte man nicht daran denken, große, kostspielige Apparate aufzustellen. — Es wäre möglich, daß dieselben Leitungsapparate, welche unsere Maschinen trieben, zugleich durch ihre Zahl und Verbreitung dazu dienten, die Verbindung der elektrischen Kraft der Erde mit der obern Luft zu erleichtern und dadurch die Niederschläge, das Produkt der Vereinigung, häufiger und weniger anhaltend zu machen.

Es wäre denkbar, daß auf diese Art die Zeiten anhaltenden Regens und anhaltender Trockenheit, welch beide der Gesundheit der Menschen und Thiere und dem Gedeihen der Pflanzen gleich nachtheilig sind, abgekürzt und die Abwechslung zwischen beiden jener Regelmäßigkeit näher gebracht werden könnte, die in einzelnen paradiesischen Ländern der Erde herrscht, wo der Regen täglich in Form eines Thaus die Fluren erquickt und die Sonne mit selten getrübter Klarheit jeden Tag leuchtet. Die vorgeschrittene Kultur könnte auf diese Weise den Unsegen, welchen sie so vielen Ländern durch die Verwüstung oder allzugroße Lichtung der Waldungen gebracht hat, aus ihrem eigenen Schooße wieder gut machen. Statt der Waldbäume, dieser natürlichen Leiter zwischen den Kräften der Erde und des Himmels, deren Zahl und Verbreitung aller Kultur einschränkend entgegen tritt, würden auf den Wohnsitzen der Menschen Walder von künstlichen Bäumen sich erheben, die, zwar weniger zahlreich, aber in höhere Luftregionen emporsteigend, der Erde die verlorenen Bedingungen der Fruchtbarkeit zurückführen könnten.

Die höhern Grade der Kultur sind bisher unter den Völkern der Erde unstät umhergewandert, und die Frage hinsichtlich eines allgemeinen Fortschritts der Menschheit ist dadurch zweifelhaft geworden. Wenigstens war der Fortschritt sehr langsam, weil jedes Volk gewisse Grade der Bildung nur auf den Trümmern der Kultur anderer Völker erreichte und in Vielem wieder von vorne anfangen mußte. Dieses Wanderleben der Kultur war aber, wenn auch nicht ausschließlich, doch großentheils veranlaßt durch die steigende Bevölkerung, durch den wegen derselben nöthig gewordenen unverhältnißmäßigen Verbrauch der natürlichen Kräfte des Bodens und die damit zusammenhängende Aenderung der Witterung, welche dann ungleiche Vertheilung der Güter, Verarmung einzelner Classen des Volks, Kriege und Entvölkerung zur Folge hatte.

Was wäre wünschenswerther, als daß diesem heimathlosen Zustand des Geistes auf Erden ein Ende gemacht würde, so daß die Völker neben einander und nicht bloß nach einander fortschreiten und jedes in seiner Art, alle zusammen vollkommen die höhern Zwecke der Menschheit erfüllen könnten? Das angedeutete Moment könnte nun aber ein Weg zu diesem hohen Ziel seyn. — Des großen Republikaners Franklin Erfindung ist nur der schwache Anfang von dem, was kommen müßte, und sie kann auch in dieser ihrer Unvollkommenheit, bei der Kostspieligkeit der Einrichtung, und weil dabei kein tägliches Bedürfniß im Spiel ist, nur die Wohnungen der Großen und Reichen, niemals auch die Hütten der Armen und die Scheunen des Landmanns schützen. — Gelänge es aber einst, den Gott des Donners, diesen uralten Schrecken der Menschheit, nicht bloß ungefährlich zu machen, sondern sich ihm so zu befreunden, daß er sich herbeiließe, uns Kräfte zu spenden und uns Lasten tragen zu helfen, wo die irdischen Elemente nicht ausreichen, dann würden jene Schrecken nicht bloß dem Reichen, sondern auch dem Armen, dem ganzen Volke erspart seyn. Und dann würde der weiter fortgeschrittene Geist des Volks wieder gut machen am Boden, was er auf niedrigerer Stufe verdorben hatte, und dadurch den uralten Glauben der Menschheit an die Macht des Geistes über die Natur und die ursprüngliche Einheit beider zur Wahrheit machen.

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Als ich am Morgen darauf aus meinem „birth“ heraus und die steile Schiffstreppe hinanstolperte, hatte sich die Scene geändert. Um das friedliche Nachtstück war ein Vorhang niedergerollt, dicht, faltenreich, schwer. Kaum daß das Auge, über den Rand des Schiffes starrend, die Woge sehen konnte, welche uns hin und her warf. Ein undurchdringlicher Nebel lag auf dem Meere. Meine Uhr wies auf vier; eine unerhörte Stunde! Niemand wach, als die Matrosen, welche das Deck abspülten und ausbürsteten, der Steuermann, wie eine Bildsäule an sein Rad gedrückt, und ein armer deutscher Landsmann, das erste Exempel der Seekrankheit, mit

Digitized by Google

verzweifelter Resignation über das Geländer gebeugt. Sollt' ich zurück zu den Schlafenden drunten? Wäre es nur minder schwierig gewesen, in mein Nest hinaufzuklettern! Aber unter mir lag ein Engländer, dem ich dabei auf die Nase hätte treten müssen, und über mir ein Querbalken, an dem ich jedesmal mit der Stirne anstieß, wenn ich mich in die Höhe schwang. Zudem, die Betten in der Kajüte sind nicht auf große Dimensionen eingerichtet: aus dem meinigen sah, lag ich drin, alle Zeit ein langer Fuß wehmüthig heraus, und mir gegenüber schaukelte der Bauch eines holländischen Kunstgärtners gefährlich in der freien Luft. Kurz und schmal, zwei Bretter und zwei Brettchen, eine wollene Decke und ein leinenes Kissen, um das Ganze eine bunte Gardine: das ist ein Bett auf den Dampfschiffen. Die Gardine daran ist das Wohlthätigste. Ziehet sie nicht auf, ihr könntet eine entsetzliche Isis dahinter entdecken!

Droben geblieben also! Die Matrosen jagten mich mit ihren Besen und Bürsten von einem Fleck auf den andern, der Koch warf mir Eierschalen von gestern Abend über den Kopf, der Steuermann grunzte mich an zur Antwort auf eine höfliche Frage, und am Schlimmsten fuhr ich bei dem deutschen Landsmann, dem ich menschenfreundlichst den Kopf halten wollte. Er meinte, ich machte mich lustig über sein Elend; und ein Deutscher kann entsetzlich grob werden, wenn er entsetzlich schwach ist. Gekränkt zog ich mich in mein Bewußtseyn zurück und dankte Gott, wie der Nebel so allgemach zerfloß, die grüne Welle bäumend zu mir emporschlug und ein heller, voller Tag die schönen Ufer der Insel Wight in der Ferne blau anlaufen ließ. Der Kiel schoß wie eine Möve dahin. Um acht Uhr waren wir der weißen, felsigen Südküste des Eilandes schon hart nahe; durch das Glas sah man die Needles, senkrechte Spitzen, die vom Meere aufsteigen, an Helgoland erinnernd, nur eben so lichtgrau, als dieses dunkelroth. Wight hat Aehnlichkeit mit Rügen; die Südküste ist öde, während die Nordseite vortrefflich angebaut scheint. Ein Landhaus nach dem andern leuchtete aus fettem Wiesengrün zu uns herüber; Waldungen und Dörfer zogen sich am Gestade hin, und wir stoßen an dem lockend nahen Bilde der ganzen Insel pfeilschnell vorüber wie an Sirenenküsten. Portsmouth bot eine andere Scene: grüne Wälle und graue Mauern am Strande, auf der Rhede prachtvolle, gewappnete Dämpfer, Dreidecker, mit der stolzen englischen Flagge geschmückt, reisefertige Kauffahrer, kokette Fregatten, die auf Eroberungen ausgingen, bescheidene Friedensboote, deren eines bei uns anlegte und eine hübsche Engländerin entführte. Ich stand einen Augenblick unschlüssig, ob ich nachfolgen sollte oder bleiben. Portsmouth wäre schon des Besuches werth, sagte mein Verstand, und er wies dabei auf die „Victoria" hin, welche dicht vor mir ankerte, dasselbe Schiff, das Held Nelson zum Siege führte, und das ihn zum Tode. Aber mein Gefühl hielt mich zurück. Dieß Gefühl war ein tief menschliches — der Hunger. Unten in der Kajüte deckten sie den Frühstückstisch, Tassen klapperten, der Thee dampfte: welch erquickliches Morgenopfer! Und wenn ich in Portsmouth hätte landen wollen, so mußte ich vorerst Quarantäne in der Zollbude halten, mich durch Lastträger und Commissionäre durchfechten und vielleicht in dem ersten besten, vielleicht auch in dem ersten schlechtesten Gasthause noch stundenlang auf das harren, was am Bord des Robert Burns schon mit der Hand zu greifen war. Adieu, Portsmouth, stattlicher Kriegshafen, mit deinen Bastionen und Schleusen, großmächtige Dreidecker, und du, weltgeschichtliche Victoria, Adieu! Ich lasse euch hinter mir und versinke in der Kajüte, wo die Teller bereits bis an den Messingrand der Tafel rutschen und ängstliche Damen ihre Nachbarn fester, als just nöthig wäre, in den Arm kneipen, wenn ihr Feldstuhl einem Windstoß, einer Wellenlaune mit menschlichem Verstande nachgibt.

Durch Southampton-Water und nach Southampton bin ich essend gefahren; nächst der Ankunft des Odysseus, im Schlafe, ohnstreitig die bequemste Weise. Ich stieg erst hinauf, da das Schiff am Pier anlegte. Englischer Grund und Boden unter meinen Füßen, englischer Himmel und Steinkohlendampf über meinem Haupte! Sey gegrüßt, herrliches Albion, und verarge mir's nicht, wenn ich nicht andächtig niederfalle, deine Scholle zu küssen; habe ich doch den Tribut meiner Ehrfurcht in einer dir wohlgefälligeren Weise dargebracht, indem ich für die Passage der Brücke vom Hafen an den Strand meinen lezten Franken in meinen ersten Sixpence metamorphosirte und dir als Opfer zu Füßen legte!

Southampton ist eine sehr hübsche Stadt und sieht aus wie alle ihre Schwestern: gerade Straßen, niedere Häuser, ziegelgedeckt, mit verschlossenen Pforten, mit verrammelten Souterrains, mit verhangenen Fenstern. An dieser Thür steht eine sauber gescheuerte Messingplatte mit dem Namen: John Williams, und darunter: Knock and ring, und an jener Thür steht eine sauber gescheuerte Messingplatte mit dem Namen: William Johns, und darunter: Ring and knock. An dieser Ecke steckt ein Anschlagzettel: Stick no bills, commit no nuisance, und an jener Ecke steckt wieder ein Anschlagzettel: Decency forbids. Gott behüt' dich, hübsches Southampton!

Nach einem Gang durch die Stadt eilte ich wieder in den Hafen zurück, um mein Bischen Hab und Gut aus den Fingern der Douane zu retten. Das Custom-House liegt ganz nahe am Strande und hat eine sehr angenehme Aussicht auf seelenvergnügte Lastträger und herzensbetrübte Reisende. Drinnen sitzen in olympischer

Digitized by Google

Gemüthsruhe die Götter dieser Welt und frühstücken eine Stunde lang, um dann wieder eine Stunde lang zu regieren. Ich trat in den Vorhof des Allerheiligsten: meine Reisegesellschaft und noch ein paar andere waren bereits starkzählig versammelt und harrten. Dieser Vorhof glich einer deutschen Wachtstube wie ein faules Ei dem andern; hölzerne Bänke standen an den Wänden umher, hölzerne Pflöcke staken in der Mauer, woran die Passagiere ihre Mäntel und im Nothfalle der Verzweiflung ihre Hälse aufhängen konnten, sogar der Gestank war täuschend nachgebildet. Ich fiel malerisch auf eine Bank und mein Auge auf eine Inschrift: No smoking allowed. Diese Götter lieben den Rauch nicht wie die homerischen, und doch riecht ein schlechter Tabak wohl immer noch eben so gut, wie ein angesengter Hammelschwanz, dessen „Fettduft" — prächtig verdeutscht für ἀτλαγη und als vollbackiger Hexameterschluß sehr zu empfehlen — dem alten Jupiter so über die Maßen angenehm in die unsterbliche Nase stieg.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, September.

Die Dombaufeier.

Wer den freien deutschen Rhein in den ersten Tagen Septembers d. J. sah, der erkannte den alten, ruhigen und ernsten Fluß gar nicht wieder. Neben den zwanzig Dampfern, die, dem Herkommen nach, sein Wasser beunruhigen, hatten sich noch kleine Schiffe aus der Mosel, aus dem Main, ja sogar eines aus der Seine eingefunden, um die ungeheure Menge der Reisenden, die überall, im eigentlichen Sinn des Worts, die Landungsbrücken stürmten, vom Fleck zu schaffen. Das zischte, rauschte und klapperte durcheinander, und diese Fahrzeuge trieben sich am dichtesten zwischen Mannheim und Mainz herum, mit Menschen besäet, bunt beflaggt, und sie schossen unter den Klängen lustiger Musik den Strom hinab. — All dies Getreibe galt Köln, der alten Stadt, oder vielmehr mittelbar der Stadt selbst, aber unmittelbar der Krone, dem Siegel der alten Colonia, dem wunderherrlichen Dom. Wenn man den alten Herrn in diesen Tagen ansah, so schien er viel jugendlicher, aufgeräumter wie sonst; besonders der alte Thurm ließ es sich gern gefallen, daß die Menschen auf ihm herumkrochen, um sein Aeußeres so herzurichten, daß Jeder schon von Weitem sehen konnte, im alten Köln gehe etwas Besonderes vor. — Die ganze Rheinseite der Stadt, so wie alle Schiffe waren mit Flaggen bedeckt, und vor lauter schwarz und weiß, blau und weiß oder roth und schwarz sah man nicht, welch seltsame Mienen die uralten Häuser machten, als sie von allen Seiten das gewaltige Kanonieren hörten. — Die Postwagen kamen, wie auf der Eisenbahn, in ganzen Convois an, und die Locomotiven warfen jedesmal einige hundert Passagiere zugleich in die Stadt, die sich alsbald in alle Reviere verliefen, um noch ein Unterkommen zu finden, was in diesen Tagen nicht leicht war. An den Gasthöfen, wo die unglücklichen Nachkömmlinge förmlich in Prozessionen vorbeizogen, konnte man interessante Studien machen. Der ruhige, gemüthliche Deutsche ließ sich wiederholt abweisen und steuerte hoffnungsvoll dem nächsten Schild entgegen; der Engländer war wie aus den Wolken gefallen, daß ein deutscher Gastwirth es gewagt, ihm Zimmer zu verweigern, und glaubte nicht recht gehört zu haben; der Franzose endlich lachte beide aus, sprang behend in die Portierloge, machte der Frau vom Hause sein Kompliment, baranguirte den Kellner, und eroberte glücklich noch ein Stübchen. Das Tempelhaus, an das man seit einigen hundert Jahren kaum mehr gedacht, war neu aufgeputzt, und wer fünf Silbergroschen Entrée bezahlte, konnte daselbst sehen, wie es zu einem Mahle für den König und die höchsten Herrschaften eingerichtet war. Selbst das Militär hatte in das Alterthum zurückgegriffen, und alle Posten waren mit Soldaten besetzt, die statt der Tschakos Helme aufhatten, was übrigens ganz gut aussah. Der Jubel war allgemein; hatte doch selbst die Kölnische Zeitung heute eine Nummer erscheinen lassen, deren erste Seite in schönen Holzschnitten die Feierlichkeiten der Grundsteinlegung zeigte. Rechts war der erste Gründer des Baues, der Erzbischof Konrad, links der deutsche König Friedrich Wilhelm IV., der sich des schönen Werks auf's Neue angenommen und dessen Beharrlichkeit dem großartigen Baue ein gutes Ende prophezeit. Unter diesen wehten die Fahnen der hohen Herrschaften, die sich hier zusammengefunden, über den Stämmen Deutschlands, die männlich und weiblich mit ihren Urnen erschienen waren. In der Mitte sah man den vollendeten Dom, von einer jauchzenden Menge umgeben, und unten zischte das höllische Heer, im tiefsten Ingrimm über das herrliche Werk, dessen Ausbau es nicht stören konnte.

So brach der Morgen des 4ten Septembers an, und die engen Straßen Kölns konnten die Menge der geputzten Menschen, die zum Dome strömte, kaum fassen. Der Kranz auf dem südlichen Thurme war hergestellt worden und mit lang herabwallenden Fahnen geziert; oben auf der Spitze sah der preußische Adler und überschaute vergnügt die Stadt und den herrlichen Strom. An der südlichen Seite des Schiffs war in gothischem Styl ein Pavillon erbaut aus vergoldeten Stäben und Laubwerk, mit zwei Galerien, und hier lag der Stein, der als Grundstein gelegt werden sollte zum Wiederanfang des mächtigen Baus. Das Hauptportal wird nach vorhandenen Zeichnungen und Planen ausgeführt, und soll, wie ein Kunstkenner versichert, ein fast unbegreifliches Wunder künstlerischer Conception seyn. — Um acht Uhr versammelten sich auf dem Neumarkte die Mitglieder des kölnischen Dombauvereins, sowie die Deputirten der auswärtigen Dombauvereine, um sich in feierlichem Zuge nach dem Dome zu begeben. Voraus wurde das Vereinsbanner, welches die Damen Kölns gestickt und dem Dome verehrt, von einem Katholiken, einem Protestanten und einem Juden getragen; mehrere Musikcorps begleiteten den Zug, und so kam er mit einer ungeheuern Menschenmasse vor dem Dome an, wo sich die Theilnehmenden im Chor und in den Vorhallen aufstellten. Der Chor, der heute nach Jahresfrist zum erstenmale wieder dem größern Publikum geöffnet war, macht in seiner Vollendung den großartigsten Eindruck; die Pracht der reichen Bildhauerarbeit mit der glänzenden Vergoldung, die himmelhohen gemalten Fenster zwischen den riesenhaften, glatten, einfach grauen Säulen — ein unbeschreiblicher Anblick. Nach dem Pontificalamt fand die Feier der Grundsteinlegung statt. Ich enthalte mich einer Beschreibung derselben; der Hergang dabei und die Rede des Königs sind durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. September 1842.

Ich rechnete auf einen weisen Sohn.
Schiller.

Scenen aus: „Der Psycholog."

Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Reinbeck. *

Erste Abtheilung.

(Zimmer des Doktor Immentraut.)

Doktor (Vorstand des Irrenhauses), Hugo (sein Sohn).

Doktor.

Du schon zurück? So bald hätt' ich dich nicht
Erwartet; und in bester Laune nicht,
Wie's scheint. War die Durchlaucht'ge nicht bei Laune?

Hugo.

Nicht in der Laune mindestens, dem Bürger
Ihr hohes Antlitz zum Beschau'n zu geben.

Doktor.

Du wardst nicht vorgelassen? — War die Gräfin —

Hugo.

Die gnäd'ge Gräfin brachte mir die Kunde,
Daß die Durchlaucht'ge zum Inspektor mich
Der Galerie in Hochberg hab' ernannt,
Und daß ich mich sofort dahin verfügen
Und Alles in Bereitschaft setzen solle,
In ein'gen Tagen meine Huldigung
Dort Ihrer Durchlaucht schuldigst darzubringen:
Hier wären Höchstdieselben zu beschäftigt.

Doktor.

Nun, um so besser: folge dem Gebot.
Dort wirst du selbst behaglicher dich fühlen;
Du nahest dort der Durchlaucht ohne Zwang.

Hugo.

Zu nahen ihr, ist Zwang genug, mein Vater:
Der seelenlosen Puppe, der die Welt
Um ihretwillen scheint allein geschaffen,
Die niemals Menschen sah, nur immer Larven.

Doktor.

So lehr' sie Menschen kennen ohne Larve.

Hugo.

Dafür, mein Vater, hat sie keinen Sinn:
Nur für den Rang der Kaste, die sich anmaßt
Ein angebor'nes Recht, zu schreiten über
Die Häupter, die sie nur in Masse zählt
Und Volk sie nennt. — Bedarf es des Beweises?
Sie sind der gültigste Beleg dazu.
Sie, der Sie kühn auftraten für das Land,
An dessen Feuerwort die Hand verbrannte,

* Die Idee zu diesem Trauerspiele gab zum Theil die Erzählung gleiches Titels von Dr. Ehrenbaum. Die Handlung geht um das Jahr 1740 vor.

Digitized by Google

Die frech in wohlerworb'ne Rechte griff,
Und Sie jezt Wächter hier im Narrenhause!

Doktor.

Und ich verdiente hier, mein Sohn, nicht Wächter,
Verdiente Mitgenoß der Narr'n zu seyn,
Wenn nicht ein höh'rer Zweck mich hielte fest.
Es ist ein Studium, mein Sohn; ich lernte
Hier, wo der Mensch die Narrheit offen zeigt,
Erkennen sie, da sonst sie sich verschleiert.
Ich hab' gelernt, wie man ihr kann beikommen.
Nicht, wenn man schroff sich ihr entgegenstemmt,
Nein, wenn man in sie eingeht, wird man Herr.
Dann läßt sich ein Gefühl durch's andre dämpfen,
Versteht man das Gesetz der Schwellung nur.
Wenn dieses steigt, fällt jenes.

Hugo.

Ich bewundre
Den Mann, der mit Gefühlen rechnen kann.
Zu solcher Rechnung taug' ich nicht, mein Vater.
Ich würde fürchten, das Gefühl zersprengte
Die Schleuse leicht, in die ich's zwängen wollte,
Und risse mich in seiner Fluth mit fort.
Darum möcht' ich entfernt dem Schauplatz bleiben,
Wo solch Berechnen gilt. O! lassen Sie
Mich dem Gefühle folgen, das nicht brausend,
In sanfter Wallung mich zum Ziele führt.
Gewähren Sie durch Adeline mir
Ein Glück, das mir den sichern Hafen beut.
Warum soll ich von Fürstengunst erbetteln,
Was durch mich selbst ich mir gewahren kann?
Sie haben väterlich für meinen Geist
Gesorgt, ich fühl' ihn stark genug, mein Vater,
Mir meinen eig'nen Lebensweg zu bahnen.

Doktor.

Gewiß! Doch deinem Geist kann nicht genügen
Der breite Weg durch niedriges Gesträuch:
Er hat die Kraft, sich eine Bahn zu lichten
Durch dichtverschlung'nen Forst der Eichenwaldung.

Hugo.

Und wohin führt die Bahn?

Doktor.

Zur Höhe, wo
Dem edlern Geiste Selbstbewußtseyn lohnt. — —
Du siehst mich an mit trübem Lächeln, Hugo,
Das fragt, ob mich denn solch Bewußtseyn lohnt
Am Ziel, an dem du wähnst mich zu erblicken?
Du äußertest vorhin Verwunderung,
Daß du mich hier als Narrenwächter findest.
So wisse denn, ich überwache nicht
Die Narren hinter jenen Gittern nur;
Auch die, die vor der Welt die Klugen spielen,
Und deren Narrheit mehr zu fürchten ist
Als Wahnsinn, der für weiter nichts will gelten.
Und weißt du denn, wie das gekommen ist,
Daß du als Vorstand eines Irrenhauses
Den Landstand findest, der als Schirm des Landes
Fest, unerschütterlich zu stehen schien?

Hugo.

Als ich auf Reisen ging, da standen Sie
Als ächter Volksvertreter würdig da,
Und Ihrer Weisheit lauschte jedes Ohr.

Doktor.

Der Landtag war zu End', ich wandte mich
Zur Praxis wieder, doch ich fand die Kreise,
Die meiner Kunst sonst offen, fest verschlossen.
Wer in Verbindung mit dem Hofe stand,
Ja wer die fernste Aussicht dazu hatte,
Vermied sorgfältig jede Näherung.
Da traf es sich, daß auf dem Land ich war,
Und daß der Herzog durch den Ort passirte
Und plötzlich dort ein Schlaganfall ihn traf.
Man hörte, daß ein Arzt anwesend sey,
Ich ward gerufen und am nächsten Tage
Vermochten Ihre Durchlaucht ihren Weg
Zur Residenz gefahrlos zu vollenden.
Wie staunte man, als in des Herzogs Retter
Man den verhaßten Landtagsredner fand;
Doch Seine Durchlaucht drangen auf Belohnung
Für mich, und Baron Eichthal Excellenz,
Gemeint mit einem Schlag zwei Fliegen wohl
Zu treffen, trug mir diesen Posten an,
Um mich zugleich vom Landtag fern zu halten.
Hier hätt' ich, äußerte der Narr mit Hohn,
Gelegenheit, Verstand dem abzugeben,
Von meinem Ueberflusse, dem er mangle.

(Fortsetzung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde verging, es schlug zwölf. Um halb eins ging der Eisenbahnzug nach London, auf den ich gerechnet hatte. Kein Gedanke mehr daran. Ich gerieth in eine gelinde Wuth. Mein Nachbar goß Oel in's Feuer, indem er mir die Vortrefflichkeit vaterländischer Institutionen auseinandersetzte. „No country," sagte er, „like England, for travelling, I mean." — Ich starrte ihn an, weil ich es für ungeheure Ironie nahm. Ganz im Gegentheil. „Hier brauchen Sie," fuhr der Patriot fort, „keinen Paß; nicht eine Seele wird Sie darnach fragen.

Digitized by Google

Und dann, der Zeitgewinn! Pooh, unsere Railroads! Time is rather a precious thing in England, Sir!“ Diese Naivetät — nein, der lange Mensch mit seinen lederfarbenen Gamaschen, Rockschössen und Hängebacken, ich hätte ihn küssen mögen! Erklärt mir, wie kostbar die Zeit sey und wie rasch die Menschen reisen, während wir, ein halbes Hundert vielleicht, nun schon eine Stunde lang auf einen Einzigen warten, der frühstückt, statt seine Schuldigkeit zu thun.

Murrende Stimmen wurden laut, französische Flüche und deutsche Klagen; nur die Engländer rührten sich nicht. „He is at breakfast“ und „He will soon be down,“ das war Alles, was die bestürmten Götter inferioris ordinis zur Antwort gaben. Endlich klirrt der Riegel, das Pförtchen knarrt — ein Gesicht und eine Hand werden sichtbar. Das Gesicht war feuerroth wie der Porter in abstracto und schneckenfett wie ein Roastbeef in concreto. Die Hand hielt ein ellenlanges Register, gleich dem Leporellos. Nachdem der Mund noch einige wiederkäuende Bewegungen überstanden hatte, that er sich weit auf und rief etwas, was keine Seele verstand, was aber vermuthlich einen Namen, irgend einen aus dem Leporelloregister, vorstellen sollte. Ein allgemeiner Schrei war die Antwort. Die Engländer, auf ihre Lokalkenntniß gestützt, drängten vor, der Pforte zu, die Franzosen fluchten wieder, die Deutschen klagten wieder — meine edle, liebe Nation! — und der Kunstgärtner aus dem Haag lag auf der Bank und schlief, sein Bäuchlein herausfordernd in das Weite gekehrt. Ein Mensch, ein Einzelner, Einziger, Beneideter, Bewunderter schlug sich durch die Menge, zwängte mit Lebensgefahr seinen Leib in die Thürspalte, schrie dem Gesichte zu, lauter als alle übrigen Schreier: „Here I am!“ und das Gesicht verschwand und der Mensch verschwand, und der Riegel klirrte und das Pförtchen knarrte. Ein fürchterliches Gelächter, halb Hohn, halb Verzweiflung, schlug an die Wände der Zollbude; sie konnten nicht erröthen, ach! sie waren vor Scham schon lange ergraut. „No country like England,“ sagte mein Nachbar wieder, „there is such an ordre in business.“ Ich fragte ihn, ob er vielleicht Mr. Dickens sey? — „Don't know him.“

Lieber Leser, neun-und-vierzig Male sah ich das Porter-Roastbeef- und Compagnie-Gesicht aus der Thürspalte lugen, neun-und-vierzig Male hörte ich das Pförtchen gehen, den Riegel klirren, neun-und-vierzig Namen — Gott weiß, wie ausgesprochen — tönten gleich der Posaune des jüngsten Gerichts an mein Ohr, neun-und-vierzig Menschen, Männlein und Weiblein, verschwanden, einzeln, beneidet und bewundert, vor mir, und — ich saß noch immer an meiner alten Stelle. Einigemale wohl klang etwas, wie mein „wertther“ Name aus der Thürspalte; aber wenn ich hinzustürzte, war schon ein Anderer da, und ich sah meine Sonne, das Gesicht, hoffnungslos wieder versinken. Es ward Mittag, es ward Nachmittag, es ward Abend; Stunden gingen und kamen, Schubkarren mit Koffern und Nachtsäcken fuhren draußen ab, und — ich saß noch immer an meiner alten Stelle. Mein Charakter zeigte sich in seiner ganzen, ächten, deutschen Bedeutung; statt immer unmuthiger zu werden, ward ich immer muthiger — denn unser Muth ist die Geduld —, und voll jener großartigen Resignation, die nur ein deutscher Poet kennt, streckte ich mich auf die Bank, zog meine Schreibtafel heraus und entwarf die Skizze zu einem Gedicht: „Des Wanderers Heimkehr.“

Endlich, zum fünfzigsten Male, war keine Wahl mehr. Das Gesicht streckte sich weiter heraus als gewöhnlich, zu sehen, ob außer mir vielleicht noch Jemand existire, unter dem Ofen vielleicht, und da dieß leider nicht der Fall war, wandte es sich holdselig mir zu: „Walk in, Sir“ — Ich that so. — „You are of the India-Steamer?“ — „No, Sir.“ — „You are not?“ — „I am not, Sir.“ — Zu bemerken nämlich, daß eine Stunde vor uns ein Dampfboot aus West- oder Ostindien eingelaufen war, dessen Passagiere gleichzeitig mit uns, natürlich nur viel sorgfältiger, durchsucht wurden. Der Zöllner schmeichelte mir augenscheinlich, wenn er annahm, ich müsse aus Indien kommen. Du lieber Gott, es sah weder meine Wange so aus, als ob eine wärmere Sonne, denn die Studierlampe, sie beschienen habe, noch mein Koffer, wie wenn er Contrebande enthalten könnte, vorderindische Shawls oder hinterindische Gewürze. Der Zöllner war ein kleiner, kurzer Mensch. Dieß erklärte mir Vieles, zum Beispiel, daß er mich bis zuletzt aufgespart hatte: nun, er wollte an mir sein Müthchen kühlen — weil er mich nämlich nicht leiden mochte — weil ich nämlich sehr lang bin. Wir maßen uns mit zwei Blicken, und ich lachte. Verwünschte Gewohnheit, das! Hat mir schon oft geschadet!

„Your name, Sir?“ — „Mr. ****“ — „How, Sir?“ — „Mr. ***, Sir.“ — „Do not understand, Sir.“ — Ich faßte in meine Brieftasche, eine Karte zu holen, aber es war keine mehr darin. So schrieb ich ihm den Namen auf; er besah sich die Züge genau, eine Minute lang mit bloßem Auge, eine andere Minute lang durch die Brille. Dann sagte er äußerst ruhig: „Cannot read, Sir.“ — Er schüttelte den Kopf, ich schüttelte den Kopf. Dann suchte ich auf seiner Liste meinen Namen und in dem Speicher meine Effekten. „I called that name before,“ murrte er, auf das für meinen Namen gemeinte Logogriph tippend. — „Perhaps you did, Sir, but it is not mine.“

Mein Koffer stand offen vor ihm da, wie ein unschuldiges Gewissen; der Nachtsack sperrte sich noch, und die Hutschachtel — ach, aus deutscher Pappe, mit deutschem Buntpapier verklebt, mit deutschem Band

Digitized by Google

zugeknüpft — sie seufzte unter den verächtlichen Handgriffen eines englischen Unterzöllners. Wie diese beiden Menschen eine halbe Stunde lang wenigstens in meinem Eigenthum umherwühlten, meine Mappen aufrissen, meine Wäsche entfalteten, in jeden Stiefel schielten und an jeder Tasche rochen, nämlich ob Cigarren darin seyen, Briefe auf die Erde streueten, nach versiegelten zu spähen, und Bücher ausklopften, der möglichen Einlagen wegen — diese Scene zu schildern, „Decency forbids.“ Ich stand dabei, wie Gil Blas unter den Räubern, wie Robinson unter den Wilden, wie irgend kein Held unter irgend welchen Ungeheuern; ich stand, sah und — schwieg. Vortreffliche Gewohnheit, das! nur etwas mühselig zu erwerben, namentlich außer Deutschland!

Als mein Schubkarren und ich am Eisenbahnhof anlangten, war der lezte Train nach London so eben abgefahren; ein Umstand, welchem das „Great Family-Hotel“ zu Southampton eine halbe Guinee verdankt und der Leser dieser Zeilen eine halbstündige — ob Langeweile, ob Unterhaltung — weiß ich nicht. Beides war wenigstens nicht im Vergleich zu dem, was ich an beidem ertragen.

(Schluß des vierten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, September.

(Schluß.)

Die Dombaufeier.

Die Scene auf dem Dombof war in hohem Grade merkwürdig. Die Tausende von Menschen auf den Gerüsten, in den Fenstern, auf den Dächern der umstehenden Häuser, dem alten Gemäuer gegenüber, das mit bunten Fahnen und Guirlanden bekränzt war — der Anblick war phantastisch. Mir schien der Dom zu lächeln und darüber nachzudenken, wie viel Generationen dieser gepuzten kleinen Geschöpfe er schon entstehen und vergehen sehen, und wie er, ihrer Hände Werk, ihnen über den Kopf gewachsen und ihnen zu groß geworden, daß sie von ihm abließen; er lächelte, und doch hatte der wimmelnde Menschenhaufe ihm gegenüber, diese Tausende, denen Ein Gedanke, ein mächtiger Wille in diesem Augenblick die Brust durchdrang, etwas Großartiges, ja Gewaltiges, das sich wohl messen konnte mit dem Riesenbau. — Die mit großem Feuer gesprochene Rede des Königs fuhr wie ein Blitz in die Herzen der Tausende, die ihn umstanden, und rief einen Sturm des Jubels und der Begeisterung hervor, wie ich nie etwas Aehnliches gehört. — Nach Beendigung der Ceremonie der Grundsteinlegung richteten sich die Blicke der Zuschauer nach dem südlichen Thurm, auf welchem jezt der Krahn langsam herumgedreht wurde, nach dreihundert Jahren zum erstenmal wieder durch Menschenhände, nachdem ihn in wilden Nächten der Sturmwind so oft hin und her geschleudert. Das Gesumme und Geschrei in der Menschenmasse verstummte allmählig; Jeder schien den Athem an sich zu halten, als nun die Spize des mächtigen Gebälks über den Rand des Thurms herniedersah. Alles schwieg, und als jezt das verrostete Räderwerk anfing zu knarren, und das Seil langsam herabschwebte, lag eine ergreifende Todtenstille über dem Menschenmeer. Von den versammelten Sängerchören und der Domkapelle wurde eine Festkantate vorgetragen, während nach so langer Zeit der erste Stein wieder emporgewunden wurde, um den Bau des Thurms auf's Neue zu beginnen und hoffentlich zu beendigen. Alles schaute schweigend empor, und mich hat nicht leicht etwas ergriffen wie dieser Anblick. Jezt kam der Stein oben an, wurde sogleich von den Maurern ergriffen und festgelegt — — hurrah, er liegt! er liegt! scholl es von oben herab, und die Stille der Zuschauermassen löste sich in ein donnerndes Beifallgeschrei auf, das vermischt mit den Geschüzsalven verschiedener Batterien gen Himmel stieg. Der König hatte seinen Hut abgenommen und winkte dem emporsteigenden Stein freudig nach.

Den Beschluß der großartigen Festlichkeit machte eine Beleuchtung der Stadt von der Rheinseite. Schwerlich eignet sich eine Stadt zu dergleichen Pomp so gut, wie Köln, das, in einem Halbmond am Rhein gelagert, so viel hoch emporragende Gebäude und so viel Mittel besizt, ein solches Fest großartig anzulegen. Und heute hatten die Kölner wirklich etwas Imposantes geliefert. Längs dem ganzen Ufer des Rheins, vom Bayenthurm bis zum Thürmchen, waren Pechtonnen aufgestellt, mit ihren dicken, dunkelrothen Flammen den Grund der Illumination bildend, auf dem sich die bewegliche flimmernde Beleuchtung der Häuser phantastisch emporhob. Der hohe Rathhausthurm war mit bunten Lampen bedeckt und sah aus der Entfernung wie ein schimmerndes Riesenjuwel aus; besonders schön nahm es sich aus, daß seine untern Partien unbeleuchtet waren, und daher die farbige, glänzende Krone in der Luft zu schweben schien. Gegen acht Uhr bestieg der König mit seinen Gästen ein Dampfboot der Kölner Gesellschaft, um daselbst ein Souper einzunehmen; zwei andere Boote folgten, und die Flottille schwamm an der Stadt hin und her und brachte die hohe Gesellschaft an die verschiedenen Punkte, wo irgend eine Ueberraschung für sie bereitet war. Dort oben stand der riesige Bayenthurm und man wunderte sich, ihn nicht erleuchtet zu sehen; aber kaum kam das Dampfboot in seine Nähe, so flammte das Mauerwerk, und hoch von der Brüstung des Thurms stiegen prasselnd Hunderte von Raketen auf, ein neues feuriges Gemäuer bildend. Auf der Rheininsel sollte die Königin durch eine zarte Aufmerksamkeit erfreut werden. Hier glühte und prasselte es plözlich hell auf, Tausende von feurigen Linien durchkreuzten einander, immer höher und tiefer steigend und immer neue entzündend; eine Zeit lang war das Ganze ein unregelmäßiger Brand, doch bald bildeten sich einzelne regelmäßige Linien; zwei Thürme und ein Kirchenschiff traten hervor, und mit Erstaunen und Freude erkannte man den Aufriß der Münchener Liebfrauenkirche, in welcher die geliebte Königin die Taufe empfangen. — Wie aber schon den Tag über der Dom der Punkt war, um den sich alle Festlichkeiten drehten, so war auch am Abend sein Anblick so groß, daß Alles daneben verschwand. Der riesenhafte Chor wurde mit rothem bengalischem Feuer beleuchtet, ein unaussprechlich schönes und erhabenes Schauspiel; wie eine dunkelglühende Felsmasse sah das Gebäude aus, und die glänzenden Fenster schienen lange Flammen, die hie und da hervorbrachen. Ein lauter Schrei des Erstaunens wälzte sich durch die Menschenmasse, die das Ufer bedeckte, und die Batterien, die an verschiedenen Punkten aufgestellt waren, vermochten trotz ihres verdoppelten Feuers den Jubel der Menge nicht zu übertönen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 23. September 1842.

Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es sieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

Freiligrath.

Empfindsame Reisen.

V.

Nach Moorfields-Chapel.

Sie wissen nicht, freundliche Leserin, wo Moorfields-Chapel liegt? Bitte, schämen Sie sich dessen nicht im Geringsten. Ging es doch dem Miethkutscher nicht besser als Ihnen, welchem ich in St. James Street diesen Namen zurief. Und er war einer der erfahrensten und ältesten von jener ehrwürdigen Zunft, die vom hohen Bocke aus ihre Peitsche winkend in die Höhe streckt — deutsche Schuljugend thut so mit dem Finger, wenn sie ihrem Sokrates zeigen will, sie habe etwas in petto — oder dem Vorüberwandelnden ein interjectives „Cab, Sir?“ in die Ohren schreit. So sah ich mich also, zum gerechten Seelengaudium einiger Cockneys in Miniatur, vulgo Londoner Gassenjungen, gemüssiget, meinen Plan, gewissenhaft auf Leinwand geklebt, an der Ecke auszubreiten, daß er baß im Winde flatterte, und mit einem unbeschreiblichen Fremdengesicht in dem Labyrinth von schwarzen Strichen, die als Ariadnefaden selber dienen sollen, nach Moorfields-Chapel zu suchen. Mein Cabman war einstweilen zu mir herabgestiegen und öffnete die enge Pforte seines dickbauchigen, hangenden, plumpen Gefährtes. „Near Finsbury-Circus.“ — „Get in, Sir.“

Ein starke Stunde verstrich, während ich, die Füße im Stroh und das Haupt an der Wagendecke, durch London umherrasselte. Fantastische Reisende erzählen zu Hause Wunder, wie rasch ein britischer Miethgaul rennt. Süße Täuschung! Fahret einmal den Strand entlang, Ludgate-Hill hinauf, und ihr werdet mit Schrecken inne werden, daß ihr, inmitten eines dreifach geschlungenen Knäuels von Omnibussen, Frachtwagen, Miethkutschen, Tonnenschleifen und Milchkarren im langsamsten Andantetempo vorrückt; obendrein mit großen Kunstpausen, wo die ganze, unabsehbare, stoßende, drängende Reihe stockt. Dankt Gott, wenn nicht ein Policeman mit weißgerändertem Kragen euerm Roß in die Zügel fällt und, um Unordnungen zu verhüten, den Wagen geschickt in das nächste Boutikenfenster lenkt. Strand, Fleetstreet, Ludgate werden Jahr ein, Jahr aus gepflastert. So geschieht es, daß von dem ohnehin schmalen Raum der Straße zwei Drittheile continuirlich gesperrt sind. O die glücklichen Fußgänger auf den Trottoirs rechts und links!

Moorfields-Chapel, nahe Finsbury-Circus, in der City sieht eher aus wie eine Bude oder ein Comtoir, denn wie eine Kapelle. Es war Sonntag, vielleicht zwei Uhr Nachmittags, als ich an der Schwelle hielt. Der Küster, den ich im Vorhause aufgriff, bedeutet mich, vor

Digitized by Google

fünf werde nicht geöffnet, worüber drei Erinsföhne, die gleich mir auf der Treppe ſtanden, in ein gotteslästerliches Fluchen ausbrachen, Alles in purer Frömmigkeit. Sie wollten beten; ich auch, nur an einem andern Altar. Bei näherer Erklärung meiner Abſicht und nächſt einigen verheißungsreichen Winken auf die Börſe, ergriff der Mann Gottes, der Küſter oder Clerk, wie ihr ihn heißen mögt, ein Bund Schlüſſel und ein Licht. Ich folgte ihm, die Irländer mir, eine andere, inzwiſchen angelangte Geſellſchaft den Irländern. Ein paar Stufen hinab, einen dunkeln Gang hindurch, und: „There it is," rief unſer Führer. Wir umringten den Sarg, der Küſter hielt das Licht und ich las, was folgt:

C. M. von Weber.
obiit Juni 5. 1826.
vixi. scripsi. dixi.

Um den Namen und den Tag ein Lorbeerkranz. Lorbeeren fehlen den Todten nie, ſo wenig wie den Lebendigen Dornen. Unter dem Kranze ſteht: This humble inscription was affixed as a tribute of respect to the genius of the great composer, January 1840, by W. H. Grattann. Punktum. Der Küſter zog ſein Licht zurück. Alles dunkel, Alles ſtill.

Herr Gott in deinen blauen Himmeln droben, von denen kein Sonnenſtrahl und kein Sommerlüftchen in die enge, moderige, vergitterte, gewölbte Todtenzelle fiel, du haſt in das Herz, das hier unten verweſt iſt, einſt deiner Gaben ſchönſte, reichſte und herrlichſte gegoſſen — ein großes Talent! Du haſt auf die Stirn, die hinten an der verſchimmelten und träufelnden Mauer ſo kühl und ſo hart liegt, Stein an Stein, den Stempel des einzigen göttlichen Berufes gedrückt, den es auf Erden gibt, und geboten: ſchaffe du, gleichwie ich ſchaffe! Und jener Mann iſt gegangen, dein Apoſtel, und hat alle Lande, zuerſt ſein eigenes, ſchönes, fernes Heimathland, mit ſeinen Tönen gefüllt, alle Wälder mit Hornesklang durchklungen, alle Spinnſtuben mit Volksweiſen belebt, und alle Salons, und alle — verwünſchten — Gaukelbühnen. Herr Gott, warum muß er nun hier unter fremdem, dunklem, taubem, ſtummem Staube liegen, neben Esquire ſo und ſo, und Maſter What-do-you-call-him, ſtatt in einem Eichenhaine, deſſen Zweige die geſtorbene Nachtigall grün und rauſchend zudecken? Und ſein eigenes, ſchönes, fernes Heimathland, deſſen Ruhm er über alle Meere trug, o mein Herr und mein Gott! es wärmte ſich Jahrelang an ſeinem Feuer, und ſeine Aſche — was iſt ihm ein Häuflein Aſche, dem ſchönen, fernen Lande! — die läßt es gleichgültig von fremden Händen beſtatten und gleichgültig, ein paar Luſtra nach dem 5ten Juni 1826, mit einigen fremden Mitleidsworten ſchmücken .... Nein, wenn du wieder in ein Ohr deine göttlichen Liedesweiſen raunen willſt und wieder auf eine Lippe den Honig des Geſanges gießen, laß dieſes Ohr ein italiſches ſeyn, dieſe Lippe eine franzöſiſche! Gib uns, was wir ſchätzen: — Unſer tägliches Brod gib uns!

(Fortſetzung folgt.)

Scenen aus: „Der Pſycholog."

(Fortſetzung.)

Hugo.

Und Sie, mein Vater, fügten ſolchem Hohne
Geduldig ſich?

Doktor.

Ich denk' ihn zu vergelten,
Und dazu bietet ſich der Augenblick.
Der Herzog, der ſein Ende nahen fühlt,
Wünſcht ſeines Enkels Erbrecht auf den Thron
Geſichert unter Vormundſchaft der Mutter,
Und ihr zur Stütze wünſcht er ſie vermählt
Mit ſeinem Neffen, der dem Thron der nächſte.
Baron Eichthal hat gegen die Verbindung
Die Herrſchſucht der Prinzeſſin aufgeſtachelt.
Sie will allein des Landes Herrſchaft führen,
Mit Niemand theilen die Gewalt, die ſie
Als angeſtammtes Recht in Anſpruch nimmt.
Sie zürnet, daß die Stände ſich anmaßen,
Die Huldigung als Mitregentin ihr
Zu weigern; doch der Hader wär' alsbald
Geſchlichtet, wenn, wie Land und Herzog wünſchen,
Dem Prinzen Theobald ſie ſich vermählte,
Der mehr, als Herrſchaft noch, ihr Herz begehrt.

Hugo.

Und was hat der Miniſter denn dawider?

Doktor.

Trügt alles nicht — und bald hoff' ich Gewißheit —
So hat der Nachbarſtaat, der Anſpruch macht
Auf unſer Land, dafür gewonnen ihn,
Die Huldigung bis zu des Herzogs Tode
Hinauszuziehn, damit der Thron erledigt
Und leichter Spiel der Macht gewonnen ſey,
Vom herrenloſen Land Beſitz zu nehmen.

Hugo.

Wie? Unſer ſchönes Ländchen ſoll aufhören
Sein tauſendjähr'ges Daſeyn fortzuſetzen?
Soll wie ein Tropfen ſich in's Meer verlieren?

Doktor.

Die Fürſtin ahnet nicht, welch ein Verrath
Die Mine gräbt, mit ihrer eignen Hand

Digitized by Google

All ihre Hoffnung in die Luft zu sprengen.
Verblendet durch die Dienstbeflissenheit,
Mit welcher der Baron all ihren Launen
Zu dienen scheint, verschmäht sie jede Warnung.

Hugo.

Und der Baron, wodurch gewann er nur
Ein solch Vertrauen?

Doktor.

Durch den Gaunerstreich,
Der zum Minister ihn erhoben hat.
Die Stände waren schwierig und man wußte
Sich nicht zu helfen; da rieth er, die Häupter
Zur Nachtzeit unversehens aufzuheben,
Als habe Spuren man von Hochverrath.
Die Stände waren eingeschüchtert und —
Bewilligten, was man von ihnen wollte.
Ich selbst war unter den Verhafteten.

Hugo.

Abscheulich!

Doktor.

Sieh! in solchen Händen sind wir.
Verloren ist das Land und die Prinzessin,
Wenn nicht ein Schutzgeist ihr zur Seite steht. —
Ich habe dich dazu ersehen, Hugo.

Hugo.

Wie? mich?

Doktor.

Die Stellung, die dich unverdächtig
In ihre Nähe bringt — es kann nicht fehlen,
Daß sie den Blick der Fürstin auf dich zieht.
Sie hat Gefühl für Kunst.

Hugo.

Gefühl für Kunst?
Unmöglich! Kunst macht menschlich, mild: ein Herz
Voll Herrschsucht ist kein Tempel, ihr geweiht.
Dem Spiel der Eitelkeit mag ich nicht fröhnen.

Doktor.

Die Eitelkeit ist oft ein mächt'ger Hebel
Zu Großem, weiß man ihn nur zu gebrauchen.
In höh'rer Richtung wird sie selbst zur Größe.
Doch irrst du, wenn du meinst, Prinzeß Alwina
Sey ohne allen Sinn für geistig Höh'res.
Ihr Geist genoß sorgfält'ger Bildung. Herrschsucht
Füllt eine Leere nur in Weibes Herzen;
Es mag gern dienen, wo sich Kraft ihm zeigt.
Sie hat die Mutter früh verloren, früh
Erkannt des Vaters Schwäche gegen sie,
Der heißgeliebten Gattin schön'res Bild.
Beinah noch Kind vermählte sie der Herzog
Mit einem Prinzen aus der Nebenlinie,
Den er durch Adoption als Sohn erkannte,
Und sie beherrschte Gatten wie den Vater.
Ein Nervenfieber legte jenen bald,
Nachdem ein Sohn zuvor ihm war geboren,
Auf's Todtenbett; als Mutter des Thronerben
Stieg höher noch ihr Einfluß bei dem Herzog:
Kein Wille trat entgegen ihrem Willen,
Und sie wuchs auf als ein verwöhntes Kind.

Hugo.

Als ein verwöhntes Fürstenkind, mein Vater:
Was ist mit dem zu machen, wie zu wirken!

Doktor.

Such' ihr Int'resse für die Kunst zu fesseln,
Und du gewinnst Int'resse für dich selbst.
In Hochberg lockern sich die Bande mehr
Der Etikette, traulich nahet sich da,
Was sich begegnet in der gleichen Bahn,
Und nichts reizt so zur Traulichkeit als Kunst,
In welcher die Gefühle leicht verschmelzen.
Und kömmt der Zeitpunkt — und ich hoff' ihn nah —
Daß wir im Stande sind, ihr aufzudecken
Den Abgrund, der zu ihren Füßen gähnt,
Wohin wird ihr Vertrau'n zunächst sich wenden?
Doch wohl zu dem, deß Werth sie hat erkannt,
Und du erwirbst den Dank des Vaterlandes,
Und bahnst dir selbst den Weg zu höher'm Wirken.

Hugo.

Ich fürchte, dieser Weg führt ab vom Ziele,
Das meine Wünsche krönt. Sie sagen nichts
Von Adelinen, Vater.

Doktor.

Adeline? — —
Zwar ist sie nicht geeignet, die Verbindung
Mit einer Fremden, eines Malers Tochter,
Zu heben dich.

Hugo.

Die Liebe hebt den Geist.

Doktor.

Nun, näher kennen lernen will ich sie.
Geh', künd'ge mich bei Mutter und bei Tochter
Heut auf den Abend an.

Hugo.

Mein güt'ger Vater!

Doktor.

Doch deine Anstellung in Hochberg bleibt
Auch jetzt noch ein Geheimniß, Hugo, hörst du?
Auch selbst für Adelinen, drauf dein Wort!
Ich habe dazu meine guten Gründe.

Hugo.

Mein Schweigen wird sie schmerzen.

Digitized by Google

Doktor.

Es wird euch
Dem Ziele näher bringen, hoff' ich, gleicht
Dem Bilde sie, das du von ihr entwirfst.

Hugo.

Sie werden es weit übertroffen finden.

Doktor.

Des Vaters Auge, das sieht schärfer, Hugo,
Als eines Jünglings Blick, den Liebe blendet.

Hugo.

Dem Vaterherzen, dem vertrau' ich kindlich
Mein ganzes Glück, mein theurer, theurer Vater!

(Ab.)

Doktor allein.

(Blickt ihm nach.)

Dein ganzes Glück? dein ganzes Glück, mein Sohn?
Mein Einziger, in dessen Glück allein
Für mich noch Reiz des armen Lebens liegt!
Was jezt dein Glück dir scheint, wird sich's bewähren?
Die Wahl scheint tadellos, und Adeline
Würd' im beschränkten Kreis den Mann beglücken,
Der ihrer Liebe lebt: ich führe dich
Auf eine Bahn, die weit're Kreise öffnet,
Gefahrvoll für ein unerfahrnes Herz,
Und schlüpfrig selbst für den erfahrnen Mann.
Wird Adelinens Lieb' ein Talisman
Für jeden Zauber seyn; der Sinn und Herz bethöret?
Wo ist die Wissenschaft, die das mich lehret!

(Ab.)

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

Die Saison.

Das ungewöhnlich frühe Beginnen und die Dauer des sich auf gleicher Höhe erhaltenden Glanzes der Saison in dem anmuthvollen Baden, während aus so vielen Bädern mancherlei Klagen über die Unstetigkeit der Gäste sich vernehmen ließen, legt dießmal ein nicht zu verwerfendes Zeugniß von dem hohen Rang ab, welchen dieser Kurort in der Vorliebe der vornehmen Gesellschaft Europas einnimmt, von dem Vorzug, welchen die Mode ihm gewährt, wie von den Reizen seiner herrlichen Natur, welche seit zwei Jahrtausenden den wechselnden Kreislauf flüchtiger Neigung stets wieder anzuziehen verstanden, wenn manchmal auch erst nach längern Zwischenräumen, und denen der Ort seine unzerstörbare Lebenskraft verdankt. Die diesjährige Saison war die reizvollste und belebteste, welche jemals hier erhört worden, und steht jezt noch in genügender Blüthe, obschon manches Blatt bereits abgefallen und die meisten dem Abfallen nahe genug seyn mögen. Dennoch las man zu Anbeginn der Kurzeit in verschiedenen rheinischen Blättern, Badens Stern sey im Sinken begriffen; und namentlich ist es die Kölner Zeitung, welche Baden so ungünstig als nur möglich betrachtet, und seitdem sie nothgedrungen der Wahrheit in Betreff des lebensvollen Treibens die Ehre geben muß, mit unverkennbarer Böswilligkeit, die wohl hauptsächlich vom Berichterstatter ausgeht, sich in allerlei bittern Tadel einzelner Dinge und Persönlichkeiten ergießt, und einen Principienkrieg eröffnet, worin sie zweifelsohne sehr sittliche Ansichten gegen das öffentliche Spiel in's Feld führt, die nur den einzigen Fehler haben, daß sie nicht in haltbarem Grunde wurzeln, und thörichte, eitle Träumereien heißen müssen, so lange die Menschen eben Menschen bleiben. Aber das ist ja der Menschheit allgemeines Loos, daß jede Theorie, sey sie noch so unhaltbar, ihre Vertreter findet, welche, da es doch nun einmal ihre eigenen Beine sind, mit denen das Steckenpferd galoppirt, sich selber außer Athem heyen. Wir haben einen Esquirol gesehen, der, ein wahrhaft vermessener Arzt, Verbrechen und Laster in die Apotheke weist, und gegen dessen Lehre der ernste und strenge Jarcke sich wie ein Cherub mit dem Flammenschwert vor die Schwelle deutscher Gerechtigkeit stellte. Wir haben Victor Hugos lezten Tag eines Verurtheilten gelesen, und noch ist der Dichter nicht aufgestanden, welcher ihm einen „Begnadigten" entgegenstellte, einen Begnadigten, der selbst um den Tod flehte; denn weil der ganze Eindruck, welchen Hugos Werk hervorruft, sich auf den Abscheu des Lebenden gegen das gewaltsame Ende gründet, so müßte das Gegengift vorzüglich auch gegen diesen Punkt sich richten. In unserer nächsten Nähe erblicken wir die vom Blut edler Rosse triefenden Hippopbagen .... Doch wohin verirren sich meine Gedanken von dem Gegenstand reizender und freundlicher Erinnerungen, und so weit ab von der lächelnden, bunten Gegenwart! Das Spiel mag immerhin ein Uebel seyn, und es wäre vielleicht den Menschen sehr zuträglich, wenn sie einer so verderblichen Leidenschaft nicht fröhnten; da aber die Leidenschaft selbst sich nicht gewaltsam ausrotten läßt, so ist es heilsam, ihr Zaum und Gebiß öffentlicher Aufsicht anzulegen und die wilde Bestie dem allgemeinen Nutzen dienstbar zu machen. Und das ist es, was hier geschieht. Auch Benazet, der Verwalter des Conversationshauses und Pächter der Spielbank, faßt die Angelegenheit aus diesem Gesichtspunkt auf. Nicht um sich zu bereichern, hat er die Bank übernommen, denn sein Vermögen zählt sich nach Millionen und erträgt jährlich an Zinsen mehr, als er verzehren mag; aber die übernommene Bank gibt ihm die gewünschte Gelegenheit, eine großartige Thätigkeit zu entwickeln, reiche Mittel an große Zwecke zu setzen, Künste und Industrie unmittelbar und mittelbar zu unterstützen und zu fördern; und daß er dieß Alles vollführt und vollführen kann, gereicht Baden zwiefach zum Nutzen, erstens und hauptsächlich durch das, was geschieht, und nebenbei zweitens, weil die Stelle nicht ein Anderer einnimmt, der etwa blos seines eigenen Vortheils wegen da wäre, oder Kinder und Kindeskinder erst noch zu versorgen hätte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. September 1842.

Imogen. — I am sprighted with a fool,
Frighted, and anger'd worse.
Shakespeare.

Scenen aus: „Der Pſycholog.“

(Fortſetzung.)

(Zimmer der Hofmalerin Sanchez.)

Frau Sanchez. Adeline, ihre Tochter.

Eintretend.

Frau Sanchez.

Was haſt du denn? Du ſtürzeſt außer Athem
Die Trepp' herauf, als ob dich Jemand jagte.

Adeline.

Ach! ich bin ſo erſchrocken, liebe Mutter.
Ich komm' die Straß' herauf nach unſerm Hauſe,
Da kömmt entgegen mir, verhüllt vom Mantel,
Ein Mann, blickt unter meinen Hut und faßt
Mich bei dem Arm. Was er geſagt, ich weiß
Es nicht. Ich riß mich von ihm los, beflügle
Die Schritte, — ſeh', er folgt mir, als zum Glück
Ein Wagen auf des Nachbars Haus zubiegt.
Er trennte mich von dem Verfolger, ſchnell
Ereil' die Hausthür' ich und ſpring' herauf.
Nie geh' ich in der Dämmrung mehr allein.

Fr. Sanchez.

Du biſt zu furchtſam, Kind. Auf off'ner Straße,
Was konnt' dir da geſchehn? Gewiß hat dich
Der Mann für eine Andere gehalten.

Adeline.

Mag ſeyn; doch ſeine Art war unverſchämt,
Wenn Jemand es geſehn, was mußt' er denken!
Ich zittre noch an allen Gliedern, fühle
Nur, Mutter, wie das Herz mir heftig ſchlägt.

(Halb ſcherzend.)

Ich ſtecke künftig Hugo's Dolch zu mir.

Fr. Sanchez.

Ja, der wird ſchützen dich! Du machſt mich lachen.
Du Heldin kannſt kein Täubchen bluten ſehn.

Adeline.

Das Täubchen hat mir nichts gethan; doch wer
Mein Innerſtes verletzt, deß Blut könnt' ich
Wohl unter meinem Dolche fließen ſehn.
Ich fühl' die Spanierin in mir.

Fr. Sanchez (unwillig).

Das iſt
Nur ſo geſchwätzt; doch bitt' ich ernſtlich dich,
Gib Hugo ſeinen Dolch zurück, er mag
Ihn ſelbſt verwahren, wenn in deiner Hand
Er mir auch weiter keine Sorge macht.

Digitized by Google

Adeline (schmeichelnd).

War Hugo noch nicht hier, lieb' Mutter?

Fr. Sanchez.

Nein;
Beruhige dich aber, wenn er nun
Mit seinem Vater kommt und dich so findet —

Adeline.

O ich erzähl' ihm gleich, was mir begegnet,
Gelob' ihm, daß es niemals wieder soll . . .
(Es wird an die Thüre geklopft, sie eilt sie zu öffnen.)
Da ist er schon! (Schrickt zurück.) Ha, Mutter, mein Verfolger!

Vorige. Prinz Demetrius (in einem Mantel).

Demetrius.

Warum erschrecken Sie so, schönes Kind?
Ich bin kein Räuber, wenn auch gleich ein Kleinod
Von seltnem Werthe mich hieher gelockt.

Fr. Sanchez.

Wen suchen Sie, mein Herr?

Demetrius.

Mein Ideal,
Das ich gefunden, und das läßt ein Künstler
Sich nicht so leicht entschlüpfen, edle Frau.
Die Schönheit ist sein Element. Ich bin
Ein Maler, erst unlängst hier angekommen.
Des schönen Fräuleins Anblick hat den Wunsch
In mir lebhaft erweckt, die holden Züge
Als Studium ächter Schönheit aufzufassen,
Und ich erbitte mir die hohe Gunst,
Daß Sie dem Künstler dieß gestatten mögen.

Fr. Sanchez.

Sie sind ein Fremder? — Fremd auch ist die Weise,
Wie Sie, mein Herr, sich bei uns eingeführt.

Demetrius.

Sie müssen das dem Künstler schon verzeihen,
Wenn er, begeistert von dem höchsten Schönen,
Den Alltagsweg verläßt und seinem Ziele
Unmittelbar zustrebt. Auch wüßt' ich nicht,
Welch einen andern Weg als Fremder ich
Einschlagen konnte, da mein Aufenthalt
Hier wohl von langer Dauer nicht wird seyn.
Nur flüchtig muß den günst'gen Augenblick
Ich haschen, darum hoff' ich auf Verzeihung,
Und glaub' im mütterlichen Auge sie
Zu lesen schon, dem Spiegel des Ideals,
Das mich entzückt, vor dem mein Geist sich beugt.

Fr. Sanchez.

Als Maler sind Sie diesem Haus nicht fremd.
Mein sel'ger Gatte, meiner Tochter Vater,
War auch ein Maler.

Demetrius.

So hat mich fürwahr
Ein glücklicher Instinkt hieher geleitet.
Daß er auf Schönheit sich verstand, das seh' ich,
Und nur der Geist der Schönheit konnt' ein Bild
Ausprägen, wie sich's in der Tochter zeigt.

Adeline (zur Mutter).

Der Mensch ist widerlich. Er ist so dreist, —
Und seine Schmeichelei'n — —

Fr. Sanchez (zur Tochter).

Ein Enthusiast.
Beim Künstler ist das nicht so hoch zu nehmen.
Dein Vater war es auch in seinem Alter.

Demetrius.

Sie tragen billig wohl Bedenken, ob
Ich auch die Gunst verdiene, daß die Schönheit
Sich meiner Kunst vertrau'? Ich werde mir
Erlauben Ihnen ein'ge flücht'ge Skizzen
Zu bringen, wie mein Portefeuille sie bietet.

Adeline.

Wir wissen nicht davon Gebrauch zu machen.

Demetrius.

Die Tochter eines Künstlers wird doch nicht
Die Kunst verschmäh'n, die holder Schönheit Blüthe
Unsterblichkeit gewinnt?

Adeline (freudig).

Ah! Hugo kömmt!
Ich hör' den Wagen, eben fährt er an.
(Eilt hinaus.)
(Fortsetzung folgt.)

Empfindsame Reisen.

(Fortsetzung.)

Es war ein Glück, daß mich die Irländer weckten. Sie hatten, während ich an dem Sarge niedergefallen war, die Hände auf die dickbestäubte Kupferplatte

Digitized by Google

gepreßt, still dagestanden und barhaupt. Sie kannten den Namen und den Mann wie ich, aber sie konnten an dem Grabe weilen, nicht nur ohne das bittere Gefühl, das meine ganze Seele zusammenzog, sondern auch mit dem Stolze: unser Land hat den Todten behalten. Sie fragten mich nach dem Lebendigen aus, wo er geboren sey und wie er bei uns existirt habe, und was wir denn für seine Wittwe thäten, und da ich ihnen erwiderte, wir unterzeichneten seit einiger Zeit für ein Denkmal, sogar Seitens verschiedener Hofbühnen, da bekamen sie einen ungeheuren Respekt vor der deutschen Pietät.

Es war, wie ich gesagt habe, außer den Irländern und mir noch eine Gesellschaft herabgestiegen in das Gewölbe von Moorfields-Chapel, darunter eine Dame, die ich erst spät erkannte, eine berühmte Sängerin, mit der deutschen Oper nach London herübergekommen. Wir fanden und begrüßten uns an Webers Sarge. Und als ob wir den Schlafenden mit seinem eigenen Liede hätten wecken können, bat ich sie, nur ein paar Töne in die Nacht um uns zu streuen, Blumen auf des Meisters enges Bette. Sie schlug an: „Und ob die Wolke sie verhülle.“ Die Klänge brachen sich an der niedern Steindecke und fielen matt herab, ihre Flügel erlahmt in der dumpfen Todesatmosphäre; aber die Minute war doch schön. Ich sehe die stolze Gestalt der deutschen Künstlerin noch stehen, uns um sie her, vor ihr der kupferne Sarg, dessen ehemalige Sammtdecke schon ganz vermodert war, eingeklemmt zwischen zwei fremde Särge, einer über ihm, der andere drunter. Es herrscht in den Katakomben von Moorfields-Chapel eine fürtreffliche Ordnung: zwei Reihen Särge in jedem Gewölbe, rechts und links, in der Mitte ein Gang. Die Todten liegen, „um Raum zu ersparen,“ der eine mit dem Kopf gegen die Mauer, der andere mit den Füßen und so fort. Drei bis vier Särge werden über einander gestapelt, accurat wie die Koffer auf dem Dampfschiffe. Und wenn noch ein paar Jahre vorbei, oder wann der Küster gestorben, oder aber wenn die „humble inscription of H. W. Grattann Esq.“ ganz von Rost und Schimmel verzehrt worden, oder aber endlich, wenn die Gemeinde von Moorfields-Chapel Platz bedarf für neue Ankömmlinge, nun dann wird man den Sarg Karl Marias still bei Seite schaffen, sofern er noch erkennbar, und der Schädel, woraus der Jungfernkranz sproß, rollt in irgend einen Winkel. „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“

Der Küster ist ein gefälliger Kerl. Er fragte meine Landsmännin, ob sie nicht einen Nagel aus Webers Sarg zum Andenken mitnehmen wollte? Als sie bejahte, grub er mit dem Federmesser einen der vielen breitköpfigen Stifte aus, wickelte ihn in ein Stückchen abgerissenen und verschimmelten Sammt von der Sargdecke und überreichte ihn, die andere Hand hohl und verlangsam dabei ausstreckend. Sie barg die Reliquie an ihrer Brust. Lauf der Welt, dacht' ich bei mir selbst. Wie manchen Nagel zu Webers Sarg hat das deutsche Theatervölklein wohl geliefert! Da ist denn doch einmal eine, die einen herauszieht! — Der Küster schien Lust zu haben, Federmesser und Hand da capo auszurecken, mir zu Liebe; allein ich dankte. Andenken genug, beinahe zu viel Andenken!

Eine heiße Sonne, wie sie London selten bestrahlt, lag über den breiten Plätzen und den sonntagsstillen, sonntagsleeren Straßen. Im Schatten der verriegelten Häuser schlich ich allein von dannen. Aehnlicher Weise war ich, ein halb Dutzend Monate zurück, die verschneiten Wege von Père-Lachaise herabgeklettert, wo ich auch ein Stiefkind Deutschlands besucht hatte, freilich eines, das nicht viel gedichtet hat, aber desto mehr getrachtet. Aehnlicher Weise will ich, ein halb Dutzend Monate vorwärts, in Sizilien wiederum ein Grab grüßen, aus dem jezt erst ein später Lorbeer und eine edle Ernte für den früh Gestorbenen aufgeht; für ihn, der Zeit seines Lebens nicht einen Schritt, nicht einen Fuß breit von seiner Stelle gewichen ist, nicht einen Zoll von seiner Höhe herabgestiegen, welcher der Poesie nichts vergeben hat, der kalten, eiteln, anmaßenden Prosa gegenüber, und den sie deßwegen, die Marktschreierin, für sehr kalt und eitel und höchst anmaßend verschrieen hat. Mein armer Platen! mein armer Börne! mein armer Weber! Und du, unbegreiflicher Meister, du Erster der Romantiker in der heiligen Tonkunst, dessen taubes Ohr in Sphärenharmonien schwelgte — hat denn nicht auch dich englisches Mitleid begraben lassen, nachdem dich die deutsche Bewunderung sterben ließ?

Nehmt es mir nicht übel, lieben Landsleute jenseits des Kanals, aber ein Reisender hat im Auslande mehr Commissionen zu machen in deutscher Empfindsamkeit, als in deutscher Wolle oder Farbwaare. Ich wünschte, mein Haus riefe mich ab und sendete einen andern Musterreiter. Ich bin verdammt müde und die Spesen werden alle Tage schlechter.

(Schluß des fünften Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

(Fortsetzung.)

Die Saison.

Unter den schönen Künsten war es wiederum das Schooskind der Mode, die Musik, welche in diesem Sommer besondere

Digitized by Google

Berücksichtigung fand. Der Zudrang der Konzertgeber war zwar geringer als sonst, weil die Virtuosen nach und nach einsehen lernen, daß die Gesellschaft nicht um ihretwillen da ist; dafür aber sind zwei große musikalische Werke bei ganz verschiedenen Veranlassungen zur Ausführung gekommen, nämlich Mozarts Requiem und Rossinis Stabat, beide unter Panoftas Leitung wunderbar schnell einstudirt und meisterlich ausgeführt — das Requiem in der Kirche bei der Todtenfeier für den Herzog von Orleans, und das Stabat im großen Saal des Conversationshauses unter Gewährleistung Benazets, der nicht nur den Saal und die Beleuchtung umsonst stellte, sondern auch noch an baarem Geld über viertausend Francs zuschoß, obschon die Einnahme der zweimaligen Aufführung nicht gering war, wie sich leicht berechnen läßt, da beidemale der weite Saal gedrängt voll war. Die Solopartien hatten Kathinka Heinefetter, Fräulein Dobré, der Tenor Ronzi und der Karlsruher Bariton Oberhoffer übernommen, den Kern der Chöre bildeten die Mitglieder des hier den Sommer über spielenden Freiburger Theaters, und die treffliche Leitung war, wie gesagt, Heinrich Panoftas Verdienst, der, bisher als vorzüglicher Violinspieler und als geachteter kritischer Schriftsteller bekannt, nun auch den unverkennbarsten Beruf zum Kapellmeister an den Tag gelegt hat. — Von öffentlicher Musik vernahm man ferner an jedem Sonntag Abend ein kleines Konzert, welches der von Benazet dazu bestellte Virtuos auf dem Klappvorn, König aus München, zum Besten gab; der Saal war dabei jedesmal so voll, daß kaum ein Apfel hätte zur Erde fallen können. So oft das Orchester im Theater durch eine Oper beschäftigt war, spielte die Musik des Rastadter Regiments auf der Promenade, ebenfalls auf Kosten Benazets, welcher diese, im Verlauf des Sommers zu einer sehr beträchtlichen Summe gesteigerte Ausgabe nicht scheute, um die Lustwandler zu verbinden, denen ohne den Schall der Musik die milde Luft der lieblichen Abende nicht recht zu behagen schien. Ich weiß nicht, ob wirklich damit und mit andern Veranstaltungen „die Leute an die Bank gelockt werden sollen," wie man von gewissen Seiten her behauptet; aber das weiß ich, daß alle diese Dinge lediglich denen zu gute kommen, die nicht spielen, während den Spieler die Musik stört oder mindestens zerstreut, und er an nichts Gefallen findet, als an dem grünen Teppich, der seinetwegen eben so gut in der dunkelsten, räucherichsten Spelunke stünde, als in den heitern, von Gold und Spiegelglas strahlenden Sälen unseres Conversationshauses. — Wenn indessen, wie oben gesagt, die Zahl der Konzerte einzelner Künstler geringer war, als ehedem der Fall zu seyn pflegte, so war sie doch noch beträchtlich genug. Artot, der Violinist, Döhler, der Pianist, und der junge Sivori aus Genua, der sich Paganinis einziger Schüler zu seyn rühmt, trugen die ersten Preise davon, sowohl was den Beifall, als was das Gold betrifft. Sivori, als eine neue Erscheinung, erregte besonderes Aufsehen und ist in der That ein ganz vorzüglicher Virtuos; aber den Cärneval von Venedig sollte er nicht spielen, weil er dadurch den Hörer zwingt, ihn mit dem genialen und unvergleichlichen Ernst zu vergleichen, mit Ernst, welchem die Virtuosität nur Mittel, nicht Zweck ist. — Der gesellige Verkehr war dießmal so lebhaft, wie sich's bei einem solchen Zusammenströmen der Gesellschaft aus allen Enden und Ecken der bewohnten Welt allenfalls von selber versteht, und dabei von einer anmuthigen, unbefangenen und nie getrübten Heiterkeit, welche den Theilnehmern ungemein zu statten kam, und selbst den unbetheiligtsten Zuschauer angenehm berührte. Die Ursache dieses Zusammenhaltens der gesammten Gesellschaft, die sonst gar zu gern in Coterien zerfällt, war die glückliche Uebereinstimmung unter einer erlesenen Zahl jüngerer Männer von verschiedenen Nationen, welche, den Kern und die Triebkraft der Tanzunterhaltungen vorstellend, sich der Gunst der Damenwelt erfreuten, und somit die Gesellschaft zusammenhielten. Darum waren die Ausflüge zu Roß und Wagen in zahlreichen bunten Schwärmen so fröhlich, der Corso in der Lichtenthaler Allee zwischen sieben und acht Uhr Abends, gleich dem Morgenspaziergang vor der neuen Trinkhalle, und die abendliche Reunion so belebt, und darum gab es so hübsche, von Einzelnen oder auf Subscription veranstaltete besondere Bälle in den vorbehaltenen Räumen des Conversationshauses, unter welchen vor allen der Ball sich auszeichnete, welchen am 4ten August der Freiherr Alfred von Lotzbeck (aus Bayern) gab, und der eine Menge von schönen und ausgezeichnet hübschen Frauen und Mädchen aller Nationen vereinte, so daß vor solchem Glanz der geblendete Blick sich verwirrte. Den Mittelpunkt der meisten Huldigungen bildeten zwei Damen aus Frankreich: die Marquise von Bethisy, eine Tochter des Prinzen Rohan, und die Gräfin Chabrillan, eine geborene Spanierin. — Unter den vornehmen und berühmten Gästen dieses Sommers nenne ich vor allen Ihren König, der Baden den ganzen Augustmonat mit seiner Gegenwart beehrte. Der Fürst von Leiningen verweilte über vierzehn Tage lang im englischen Hof, einem Hotel, welches seit den wenigen Jahren seines Bestehens sich zu der ersten Stelle emporgeschwungen hat, so daß es zwar während der Saison mit den andern ersten Häusern: dem Badischen, Zähringer, Französischen, Rheinischen und einigen andern „Höfen" eben nur in einer und derselben Reihe steht, außer der Saison aber vor allen andern den Vorzug der allgemeinen wohlverdienten Gunst behauptet. Der Prinz Karl zu Solms-Braunfels wohnte mit Moritz von Haber, dem Freunde des entthronten Don Karlos, zusammen. Der greise Held, Fürst Wittgenstein, hatte sein Absteigquartier in der Villa Ebezy genommen, und konnte sich nicht genug über Badens verändertes Aussehen verwundern, das er seit beinahe dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der alte Herr ist noch ziemlich rüstig, und schien sich darüber zu freuen, wenn er von Bekannten aus vergangenen Tagen angeredet wurde. Als man ihn nach einem Zimmermann fragte, den er mit andern Handwerkern aus Baden auf seine Güter verpflanzt, gab er die Auskunft: derselbe sey, wie es die Deutschen gar zu gern in Rußland zu machen pflegten, ein „Schnappsäffel" geworden, doch möge er sich in Gottes Namen geruhig vollends zu Tode trinken, denn er habe, seine Bestimmung erfüllend, tüchtige Zimmerleute aus eingebornen Russen gebildet. — Ist es nicht merkwürdig, daß die Deutschen überall ausschließlich der flüssigen Versuchung zum Opfer fallen? — Der Prinz Emil von Hessen, seit Jahren ein beständiger Gast, kam auch dießmal wieder, und blieb desto länger, nachdem er im vorigen Sommer nur auf einen Sprung hatte kommen können. Der Fürst Pückler-Muskau erschien mit seinen edlen Rossen und seinem abenteuerlichen Gefolge, um sich ungefähr zwei Wochen aufzuhalten. Da ich keinen Anlaß fand, mit ihm zu reden, weiß ich nicht, wie es ihm hier gefiel, doch wird er vermuthlich einmal gelegentlich sich öffentlich darüber aussprechen, und vielleicht nicht unterlassen, manche Seite zu beleuchten, welche wir andere nicht so genau in's Auge zu fassen pflegen. Ein Schriftsteller, welcher eine Lebensbeschreibung des Fürsten herauszugeben beabsichtigt, scheint dazu die Erlaubniß desselben persönlich hier eingeholt zu haben.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. September 1842.

— Hic tibi copia
Manabit ad plenum benigno
Ruris honorum opulenta cornu.
Horat.

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841.

Von Louise von G.

II.

(s. Nr. 200—205.)

Nach kurzem Aufenthalt in Pesth begleitete ich meine Freundin auf das Land zu ihrem Vater. Sein Wohnsitz Buggi liegt einige Meilen hinter Pesth. Herr von H. mußte Geschäfte halber in der Stadt zurückbleiben, und als er uns zwei Frauen der Sorgsamkeit seines Kutschers empfahl, machte dieser eine so stolze Bewegung, indem er lächelnd sagte: „ohne Sorge," als habe er die Fahrkunst von einem Gott erhalten, wie Rückerts Nal. — Die Gegend hinter Pesth ist ganz flach, aber eine herrliche milde Luft wehte uns an, wie mir überhaupt das Klima in Ungarn ganz südlich vorkam. Drei Pferde neben einander waren nach ungarischer Weise vorgespannt, mit denen wir über die Ebene dahinflogen, während der schnurrbärtige Kutscher sie durch die liebenswürdigsten Schmeichelworte aufzumuntern suchte. Beständig redete er zu ihnen, und immer mit der süßesten Stimme, so wie man geliebten Kindern zuspricht, artig zu seyn. Er war ein schöner Mensch, mit scharfgeschnittenem Profil und in das Stahlblaue spielendem schwarzen Haar und Bart. Mit einer gewissen Eitelkeit war das breitkrempige Hütchen auf die langen Haare gestülpt; eine blaue Tuchweste, weite weiße Hemdärmel und noch weitere faltenreiche leinene Beinkleider, das war das ganze Kostüm, wie es alle Bauern in Ungarn tragen; nur bei feierlicher Gelegenheit kommt noch ein bis auf die Fersen reichender Pelz hinzu, dessen einziger Schmuck ein kleiner viereckiger schwarzer Pelzkragen ist.

Nach drei Stunden langten wir auf dem Landhaus meiner Freunde in Buggi an. Es wird das Castell genannt und ist ein für Ungarn ungewöhnlich hoch und massiv gebautes steinernes Haus mit Gitterfenstern und geschnörkelten Verzierungen an den Thüren. Ein russischer General hat es vor hundert Jahren erbaut, und Alles ist noch wohl erhalten, sogar die gemalten Wände der Zimmer, auf denen der ganze Olymp zu sehen ist. Venus hat noch so schöne rothe Wangen, wie vor hundert Jahren.

Hier auf dem Lande that ich nun den ganzen Tag nichts, als in Feld und Garten die herrliche, reine, weiche Luft einathmen. Von Morgen bis Abend saß ich draußen oder ging in den Weindergen herum. In einem derselben stand ein kleines Hüttchen; ein Bauer bewohnte es. Meine Freundin schlug mir vor, mit ihr einzutreten. In der Thüre kam uns die junge Frau entgegen,

Digitized by Google

an jeder Hand ein blühendes Kind, einen Knaben und ein Mädchen. Die Kleine küßte mir freundlich die Hand, was hier im Lande allgemeine Sitte ist, aber der Junge hatte eine so entsetzliche Furcht vor den fremden Damen, daß er laut aufschrie, als ich mich ihm näherte. Das Häuschen bestand nur aus zwei Räumen; die Küche, durch die wir gingen, war weiß getüncht und sehr reinlich, trotz dem wenigen armen Geschirr. Ein ziemlich großer Kessel hing an einer Kette über dem Herde. Das Zimmer war eben so reinlich wie die Küche, aber wie erschrack ich, als ich sah, daß der Boden nichts als festgestampfte Erde war! Keine Diele, kein Stein, nur feuchter schwarzer Grund! Ein mächtig hohes Bett, zwei Stühle, ein Tisch, das war Alles, in einer Ecke die spärliche Garderobe der Familie auf einem kleinen Gestelle. Ueber den Tisch war ein blendend weißes Tuch gebreitet. Fräulein von H. hieß mich es aufheben und von dem darunter liegenden Brode mir etwas abschneiden; es schmeckte sehr gut. Der Bauer brachte einige Trauben, die außerordentlich süß waren und uns zu dem Brode vortrefflich mundeten. Auf unserem Rückwege über die Felder sahen wir viele Arbeiter beschäftigt; sie grüßten uns mit leichtem Anstande, nicht ungeschickt und treuherzig wie unsere Bauern. Auf einem kleinen Pfade kamen uns abenteuerliche Gestalten entgegen; sie traten zur Seite, indem sie demüthig die Hüte zogen. Jeder trug ein Instrument, der Eine eine Art Zither, der Zweite eine Violine, der Dritte einen Baß. Kohlschwarz funkelten uns ihre Augen aus den gelben Gesichtern, umweht von schwarzen Locken, entgegen. Es waren Zigeuner; sie trugen die Landestracht, und sie kleidete sie besonders malerisch.

Wir begaben uns spät zur Ruhe; es war schon nahe an Mitternacht. Ich hatte eben die Augen geschlossen, als ich mit einemmale wunderbare Töne vernahm, wie aus einer andern Welt, aber auch aus einer Welt der Schmerzen. Tiefe, wehmuthsvolle Klagen trug die stille Nachtluft zu mir herüber. Ich warf schnell die Kleider um und eilte an die Thüre meiner Freundin und fragte, was das bedeute. „Es sind die Zigeuner, die vor der Schenke spielen," antwortete sie mit schläfriger Stimme. Ich beschwor sie, zu mir zu kommen, und sie war wirklich so gut, aufzustehen, um mit mir in den Garten hinab zu gehen, der dicht an den Hof der Schenke stieß.

Athemlos lauschte ich dort den Tönen der sonderbaren Musik. Welche Sprache war denn dieß? So hatte ich nie etwas gehört. Die russischen Volksmelodieen sind auch originell, aber es ist immer dieselbe einförmige Klage, wie eines ergebenen, trostlosen Kindes in der Wüste, hoffnunglos; aber so waren diese Töne nicht. Einmal jammerte es leise, dann sprang mit grellem Laut eine andere Tonart hervor und rief drohend und heftig, als wolle sie reden von ihrer Kraft und Stärke; aber als sie prahlend sich auf ihre Macht berief, kam wieder das ganze Bewußtseyn ihrer Schmerzen über sie und entmuthigt sank sie herab zur bangen Klage. Dann flehten weiche Molltöne wieder wehmuthsvoll wie ein Kind, dann mit einemmale zuckte ein Laut in gewaltigem Hohn und lachte grell auf — dann war es still.

Ich fühlte Thränen in den Augen und nahm die Hand meiner Freundin. „Nicht wahr, die Violine spielte schön? Diese Zigeuner sind alle solche Talente," sagte sie mit ihrer sanften Stimme. „Welche Musik!" sagte ich, „welche Erfindung! aus welchem zerrissenen Menschenherzen mögen diese Töne geflossen seyn?" — „O, so sind alle unsere Melodieen — das war ein ächt ungarischer," sezte sie mit trübem Lächeln hinzu.

Einige Tage später kündigte mir Fräulein von H. an, daß wir zusammen einen Besuch bei einer benachbarten Edelfrau machen würden, von welcher sie am Morgen in der Kirche eingeladen worden. „Wir sollen zur „Jausse" hinkommen," sagte meine Freundin auf gut österreichisch (Jausse ist Vesperbrod). — „Sie werden eine merkwürdige Frau kennen lernen von alt ungarischem Schnitt," sagte sie unterwegs. „Frau von N. und ihre Familie führen ein ächt patriarchalisches Leben. Sie hat drei Söhne und drei Töchter und ist sehr reich. Die Söhne sind alle verheirathet, und jedem hat sie auf ihrer großen Pusta ein eigenes Haus gebaut und ihm Gärten und Felder dazu gegeben, sammt seinem Antheil am baaren Vermögen. Von den drei Töchtern aber ist keine verheirathet, obgleich es ihnen nicht an Freiern gefehlt; denn sie sind gut und brav, nicht häßlich und — reich.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus: „Der Psycholog."

(Fortsetzung.)

Vorige (ohne Adeline).

Demetrius.

Hugo? — Und darf ich fragen, wer der ist,
Der Glückliche, dem Ihre schöne Tochter
So freudenvoll entgegen eilt? Vielleicht
Ein Bruder?

Fr. Sanchez.

Nein; ich hab' nur diese Tochter.
Er ist ein junger Mann, der um sie wirbt,
Und dessen Vater wir mit ihm erwarten.

Demetrius.

Das Fräulein ist bereits verlobt? (Für sich.) Verdammt! —
Und wer ist dieser Glückliche?

Digitized by Google

Fr. Sanchez.
Der Sohn
Des Doktor Irmentraut in hies'ger Stadt.

Demetrius.
Des Irrendoktors?

Fr. Sanchez.
Wie? Sie kennen ihn?

Demetrius.
Von Hörensagen. — Doch ich will nicht länger
Beschwerlich fallen. Ungebet'ne Gäste
Sind nicht willkommen. Ich behalte mir
Die Ehr' auf morgen vor, um meinen Glückwunsch
Dem Fräulein abzustatten. (Für sich.) Wär' ich nur
Erst unbemerkt hinaus. Verdammter Zufall!
(Tritt ganz nahe zur Seite der Thüre.)

Vorige. Doktor. Hugo und Adeline Hand in Hand. Magd.

Magd (leuchtet voraus, setzt die Lichter auf den Tisch und geht ab).
Demetrius (eilt, mit dem Mantel sich verhüllend, sobald sie eingetreten, hinaus).

Fr. Sanchez (dem Doktor entgegentretend).
Seyn Sie willkommen, würd'ger Mann.

Doktor (streng).
Warum
Schlich dieser Mensch hinaus? Was macht er hier?

Fr. Sanchez.
Ein fremder Maler, der sich wollt' empfehlen.

Doktor.
Er hätte bleiben können, denn ich gehe.
(Wendet sich zum Abgehen.)

Fr. Sanchez.
Adeline.
Hugo.
} Was soll das heißen? Was bedeutet das?

Doktor.
Mein armer Sohn, faß dich und sey ein Mann!
Zu gut bist du für eines Prinzen Dirne!

Adeline.
Ihr Heiligen!

Fr. Sanchez.
Herr Doktor, weich ein Irrthum!

Doktor.
Ich hab' ihn wohl erkannt, trotz der Verhüllung:
Es war der Prinz Demetrius.

Hugo (heftig ausbrechend).
Der Wüstling?
Er? hier bei dir zu dieser Stunde, der?

Adeline (angstvoll sich an ihn schmiegend).
Um aller Heil'gen — Hugo — höre mich!

Hugo (läßt sie heftig zurück).
Hinweg, Verworfne! Nie siehst du mich wieder!

Fr. Sanchez.
Wie? Sie mißhandeln mein unschuld'ges Kind?

Doktor.
Die Unschuld, ha! von der im Dunkeln sich
Ein Prinz Demetrius wegschleicht!

Hugo.
Fort! fort!
Mein Vater, fort aus der Verpestung, fort!
(Zieht den Doktor zur Thüre hinaus.)

Adeline (ihm nach, kann nicht weiter, wie gelähmt).
Hugo! Hugo!

Fr. Sanchez (eilt zu ihr).
Mein armes, armes Kind!

Adeline (stürzt zu Boden).
Ich bin zerschmettert, Mutter!
(Schluß der ersten Abtheilung.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Peißenberg, September.

Fernsicht.

Der Peißenberg, den man, ehe die Aesthetik das Paralleliſiren verboten hatte, den bayrischen Rigi nannte, erhebt sich 3417 Fuß hoch über die Meeresfläche und ist ein Ausläufer jenes mächtigen Alpenstockes zwischen der Isar und dem Lech, zwischen der Zugspitze und dem Seiling, der seine waldigen Vorberge nordwärts fast im Dreieck gegen das Flachland hinaussendet und schier zur Ebene werden läßt, bis sie sich hier im lezten Aufschwunge noch zur ragenden Hochwarte erheben. Auf dem Berge weiden viele schöne Heerden mit melodischem Geläute, und zwischen seinen Obstbäumen stehen viele schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, idyllisch reizend in der schmucken Bauart des Gebirges, mit vorspringenden Dächern, herumlaufenden Galerien, während die Fluren, welche sie umgeben, mit Bergpfaden, Laubgängen und Waldpartien fast parkmäßig ausgelegt sind. Oben auf der Höhe prangt seit dreihundert Jahren, weithinschauend und in weiten Fernen gesehen, eine vielbesuchte Wallfahrtskirche, frommer Landleute geweihte Zuflucht, und ein stattliches Pfarrhaus, daran angebaut, auf dessen Dache das Observatorium angeschmiedet ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirthshaus und die Kegelstatt unter zwei großen Linden, endlich der kleine Friedhof füllen die Platte aus, zu welcher ringsum gelichtete Halden emporführen. Auf jenem Belvedere über dem Pfarrhause nehmen nun die Pilger schwindelnd jene bewunderuswerthe Fernsicht ein, die dem Berge so hohen Ruhm verschafft. Hier oben erscheint ihnen — und gar Vielen zum erstenmale — der gezackte Alpenkranz in seiner vollen Pracht vom Säntis bis zum Watzmann, die Vorberge dick mit Wald bewachsen, jene in zweiter Reihe wild und steil abgerissen, mit spitzigen Hörnern, mit klaffenden Schründen, mit silbernen Rinnen

und glänzenden Schneefeldern; mitten drin der Glockner,* der in seinem ewigen Eismantel als ungeheure Pyramide aus dem fernen Kärnthen fast geisterhaft und verschwimmend herüberschimmert. Ueber dem Flachland hinaus sind die blauen Rücken der rauhen Alp, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes zu sehen seyn; wenigstens will der Lehrer einmal nach einem Hochgewitter den vormaligen Pfarrherrn überrascht und ihm Arber und Ossa im Böhmerwald, die Berge seiner Heimath, gezeigt haben. Am äußersten Saum der Scheibe, die diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauenthürme von München, die Domthürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äußersten Tragweite. In der Nähe liegen mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Thürme über die Wälder heraus blinken. Auch sind manche von den ehmaligen Stiften zu sehen, welche die Frömmigkeit der alten Herzoge und Grafen in Bojoarien gegründet, so Wessobrunn, Rothenbuch, Polling und Dießen. In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer Streif glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen. Rückwärts vom Gebirge kommend blizt die Amper in ihrem tiefen Waldthale, die bald mit breitem gewundenem Kiesbette aus dem Dickicht hervortritt, bald wieder im Tannenforst verschwindet. Die Hochwälder nehmen allerdings große, ununterbrochene Flächen ein, aber dazwischen heben sich desto tröstlicher die grünen Auen und die korngelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldkapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Allgäu und im fernen Schwaben. Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenheere, daß sie, je länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von Neuem die Runde macht, er wird immer wieder Neues entdecken, und immer wieder frisch überrascht werden.

(Fortsetzung folgt.)

* Von Manchen wird diese Spitze für das Venediger Horn gehalten.

Baden-Baden, September.

(Schluß.)

Die Saison.

Es läßt sich leicht denken, daß an einem Orte, wo Könige, Fürsten, Grafen und Herrn, schöne Damen aus den höchsten Kreisen und Berühmtheiten aller Art zusammenkommen, auch der Troß nicht fehlt, welcher der Spur des eleganten Heereszuges folgt, denn ohne Troß gibt es kein Heer. So stieben im Beginn des Augusts unter der Thüre des Hauptsaales zwei schöne Frauen auf einander, von denen eine hinkte, beide Französinnen, beide von Paris, die eine aber eine Gräfin aus einem reichen Hause, die andere ... von ihr über die Achsel angesehen. Und dennoch war die Gräfin kürzlich erst mit einem Abenteurer dem Gatten entlaufen, den sie ein Jahr zuvor aus Liebe geheirathet hatte, und die andere hinkte, weil sie sich aus Liebeskummer aus dem Fenster gestürzt hatte. Welch ein Gegensatz! Und die Gräfin war es, welche durch den Zusammenstoß sich beleidigt wähnte. — Für diejenigen Abenteurer, deren Gewerbfleiß die lezten Grenzen des Erlaubten und Geduldeten überschreitet, wäre Baden ein reiches Erntefeld, wenn nicht so strenge Aufsicht geübt würde, was nicht so leicht ist, als vielleicht anderwärts, weil besondere Rücksichten obwalten, deren taktloses Verletzen höchst nachtheilig wirken müßte. Darum machte es auch einen allgemein guten Eindruck, als man kürzlich die Verdienste des Vorstandes der Fremdenpolizei, des Rittmeisters von Chastellain, durch die Ertheilung des Ordens vom Zähringer Löwen mit einer besondern Anerkennung bedacht sah. Für Baden wäre ein trockener, pedantischer, engherziger Kanzleimann als Polizeivorstand ein wahres Unglück, und man kann sich Glück wünschen, in Herrn von Chastellain einen so ritterlichen, welterfahrnen, sprachenkundigen und thätigen Beamten zu besitzen, der in jeglichem Betracht auf der Höhe der Verhältnisse steht und seine Stelle vortrefflich ausfüllt. — Die bildende Kunst und der Kunsthandel waren nicht müßig während des so belebten Sommers. Ihre Landsleute (in des Wortes engerer Bedeutung) Holder d. j. und Büttgen verweilten ziemlich lange und lieferten erfreuliche Arbeiten, der eine Miniaturen, der andere Landschaften aus unserer Gegend von kunstreicher Ausführung und poetischer Auffassung; der Lithograph Wagner von Karlsruhe gab, wie das seit einigen Jahren Mode ist, ein Album von Porträts aus der anwesenden Gesellschaft heraus, in leichter geistreicher Ausführung, und gelungener, als die ähnlichen Arbeiten früherer Vorgänger. Die ältern Gemälde, welche der Kunsthändler Manega sehen läßt, sind zum Theil vom höchsten Werth; auch Goldmann hat wieder schöne Sachen mitgebracht, aber sie ein wenig gar zu spät aufgestellt, nämlich erst mit Anbeginn dieses Monats, als Manega bereits für etwa 20,000 Gulden Geschäfte gemacht hatte. Die bedeutendsten Einkäufe von Bildern hat ein russischer Edelmann gemacht. — Die Frequenz dieses Sommers faßt sich, in Zahlen ausgesprochen, ungefähr also zusammen: die Zahl der auf einmal Anwesenden betrug am 28sten Mai: 592 Personen, überstieg in den ersten Tagen des Juni bereits 1000, wuchs während dieses Monats gegen 2000 hin, erreichte um die Mitte des Juli 2600, überstieg bald darauf in schneller Zunahme 5000 und 5500, auf welcher Höhe sie sich bis gegen das Ende des Augusts erhielt, um dann nach und nach abzunehmen, so daß sie jezt zwischen 1500 und 2000 steht, welcher Stand sich noch ein Weilchen halten dürfte, weil von dem großen Fremdenzug gen Süden tagtäglich eine bedeutende Menge hier einkehrt, um wenigstens drei bis vier Tage zu verweilen, wobei es meistens vorkommt, daß die Ankömmlinge erst an verschiedenen Hotels vorfahren müssen, bevor sie Unterkunft finden. Die Zahl der im Ganzen Angekommenen überflügt bereits 20,000, und die der täglich Anlangenden ist durchschnittlich noch 150 bis 150. Mithin ist, wie Sie sehen, die Rechnung bei weitem noch nicht geschlossen; noch sind die Tage fröhlich und die Abende im Conversationshaus belebt, aber der eigentliche Glanz und Lärm entschwunden und verklungen, und das befriedigende Ergebniß der Saison steht fest. Unleugbar hat Baden mit dem Sommer 1842 einen neuen Aufschwung genommen, und rechtfertigt wiederum die Anerkennung der Nothwendigkeit, einen Bahnhof der im Werden begriffenen Eisenbahn in seiner Nähe zu einem Hauptstapelplatz zu machen. Der Bahnhof zu Oos wird dieser Ansicht gemäß eingerichtet, und es sollte mich wundern, wenn nicht bald auch eine Zweigbahn die kleine Strecke durch das Thal mit Baden verbände, etwa ein Schienenweg für Pferde, da es kaum der Mühe werth seyn dürfte, für die so geringe Entfernung einen Lichter zu heizen; denn von Baden bis Oos ist es nicht viel weiter, als aus dem Herzen der Städte München und Augsburg zu ihren Bahnhöfen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. September 1842.

Ringsum dampft' aus Gezelten der Rauch, und sie nahmen das Frühmahl;
Andere opferten andern der ewigwaltenden Götter.

Homer.

Das Lager bei Grimlinghausen.

Wenn einer vor Kurzem die Ortschaften an beiden Ufern des Unterrheins noch so genau kannte, so wußte er vielleicht doch nicht, wo Grimlinghausen liegt, ein Dörfchen, aus wenigen schlechten Häusern bestehend, das durch das Lager des preußischen siebten Armeecorps auf einmal eine, wenn auch rasch vorübergehende Bedeutung erlangt hat. Früher war hier kaum eine Nachenstation, wo die Dampfboote die allenfallsigen Passagiere ein- und ausluden, und wenn nicht zufällig hinter dem Dorfe die große Chaussee von Köln nach Holland vorbei führte, wäre der Weg zum Ort zu Lande nicht praktikabel gewesen. Das Alles hat sich seit Kurzem bedeutend geändert. Am Rhein erhebt sich eine Landungsbrücke, wo Dampfboote vier bis sechsmal im Tage anlegen; denn Grimlinghausen ist ein Punkt geworden, nach welchem aus dem ganzen Gebiet des Rheins Tausende von Zuschauern strömen, um das große Lager anzuschauen. Oberhalb der Landungsbrücke der Dampfschiffe haben die Pioniere eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen, um die Communikation mit dem andern Ufer zu erleichtern. Dort halten zahlreiche Omnibus, die den Reisenden nach Düsseldorf bringen, von wo er zu Wasser, zu Land und zu Eisen in alle Welt gehen kann.

Eine Viertelstunde vom Rhein, wo die großen Flächen des Jülicher Landes beginnen, ist das Lager aufgeschlagen. Ich sah es zum erstenmal am 31. August. Am Morgen war Manöver des ganzen Armeecorps mit markirtem Feinde, und schon in Düsseldorf hörte man deutlich das Knattern des Gewehrfeuers und das Rollen der Geschützsalven.

Ohne sehr ausführlich, ja für manchen Leser langweilig zu werden, ist es nicht möglich, den Verlauf eines Manövers zu erzählen, auch war ich keineswegs zu strategischen Studien aufgelegt. Ich ergötzte mich naiv am massenhaften Auftreten der einzelnen Truppentheile und am weißlichen Pulverdampf, der in dicken Wolken über die Ebene hinzog. Auf den Höhen war das Geschütz in Thätigkeit und lange Infanterielinien schienen die feuerspeienden Bastionen gleich glänzenden Courtinen zu vereinigen. Der Generalstab sah wie ein glänzender Stern aus; man sah da nichts als Goldstickereien und weiße Federbüsche. Das Manöver beschloß ein großer Kavallerieangriff, und es war wirklich ein großartiger Anblick, wie acht Reiterregimenter mit donnerähnlichem Getöse über die Ebene hinjagten. Als Alles vorbei war, zogen einige Reiterregimenter und reitende Batterien über die Schiffbrücke auf das jenseitige Ufer des Rheins, wo sie ihre Quartiere hatten. Der schmale glänzende Streif über dem grünen Flusse nahm sich sehr gut aus; an beiden

Digitized by Google

Ufern standen zahlreiche Zuschauer, unterhalb harrte ein Dampfboot auf die Oeffnung der Brücke und von obenher kam ein großes Floß mit einförmigem, taktmäßigem Ruderschlag.

Die Stadt der Zelte war heute nicht so belebt wie an den vorhergehenden Tagen; die dunkeln Regenwolken, die den Himmel bedeckten, schreckten Manchen zurück. Indessen hatte ich so besser Gelegenheit, Alles in der Nähe zu besehen. Das Lager bildet ein großes, längliches Viereck, dessen Fronte vom Rheine abgekehrt ist. Die Zelte der Soldaten stehen in gleichen Reihen neben einander, und jede solche Reihe der schmalen Seite ist von einer Compagnie bewohnt. Die Zelte sind von grauer Leinwand und mit einer grünlichen Spitze versehen. Zwischen den Zelten und in derselben Reihe befinden sich kleinere, worin die Gewehre der Soldaten aufbewahrt werden, die sogenannten Gewehrmäntel. Die Zelte der Offiziere zeichnen sich durch eine kleine weiße Flagge aus, welche je nach ihrem Range mit schwarzen Streifen versehen ist; die des Kapitäns hat zwei Streifen, die des Oberlieutenants nur einen. An der hintern Seite des Lagers befinden sich die Kochöfen, aus einem großen Schornstein bestehend, der an jeder Seite einen Herd hat, worin drei große Kessel eingemauert sind. Jedes Bataillon hat seinen Kochherd und jedes Regiment seinen Pumpbrunnen, die ein überaus gutes und klares Wasser liefern. Diese Anstalten sind von Backsteinen auf's Sorgfältigste aufgeführt und werden stehen bleiben, um später bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu dienen. Auch die große Commisbrodbäckerei des Lagers befindet sich mit vielen Oefen einige hundert Schritte hinter dem Lager und ist ebenfalls massiv aus Steinen und wohl auf länger als die Dauer des Manövers errichtet. Vor der Fronte der Lagerseite stehen die Zelte der Stabsoffiziere, vor welchen die Fahnen des Regiments aufgepflanzt sind.

Da ich das Lager in der Mittagsstunde sah, wo die Soldaten gerade beschäftigt waren, ihre Suppe zu verzehren, und die fallenden Regentropfen fast alle Zuschauer verjagt hatten, war der Anblick des Lagers sehr einförmig, ohne alle Poesie. Nur hie und da standen einige Nachzügler um die Kochherde und ließen sich in ihre blechernen Kochgeschirre die Suppenportionen einmessen. Die Soldaten hatten ihre Zelte verschlossen, um sich vor dem hereindringenden Regen zu schützen. Die weißen Zelte auf dem gelben Sandgrunde unter dem trüben Himmel blickten mich sehr melancholisch an, weßhalb ich meinen Rückzug antrat, um die Stadt der Buden in der Nähe zu besehen.

Diese umgibt die hintere Seite des Lagers in einem Dreieck und bietet alle möglichen Genüsse des Geistes und des Herzens. Was mich bei dergleichen Anstalten am meisten interessirt, sind die Aushängeschilder, in deren Epigrammen die Eigenthümer gewöhnlich all ihren Witz verschleudern. Die Wirthe des Grimlinghauser Lagers hatten aber vorzugsweise auf das Gefühl für die süße Heimath, das in der Brust eines jeden lebt, spekulirt; die Buden führten gewöhnlich als Aufschrift den Namen irgend eines Ortes, von dem sich Landwehrmänner hier befanden, als: Schützenzelt aus Mettmann, oder noch bündiger und anziehender, zur Schwelmer oder Gott weiß welcher Landwehr. Man sieht da unzählige Schenkbuden neben kleinen Boutiken, wo die Soldaten allerlei Nothdurft einkaufen können. Die erstern theilen sich von selbst in gewisse Classen. Hier findet man guten Branntwein und ein Glas schlechten Biers; dort ist das Bier besser und man kann schon eine Flasche sauern Wein haben; höher hinauf findet man Speise- und Weinkarten, doch ist besonders den leztern nicht zu trauen. Um die Oberherrschaft der Schenkbuden streiten sich zwei Anstalten, von denen es jedoch schwer zu entscheiden ist, wo man am schlechtesten und theuersten bedient wird. Ich begab mich in eine dieser Buden, um zu Mittag zu speisen; ich sezte mich auch mit diesem Vorsatz an eine der Tafeln, wo vielleicht schon vierhundert Personen saßen, und that mein Möglichstes, konnte aber meinen Zweck nicht erreichen. Von den Dingen, die da servirt wurden, war das Meiste für die Meisten nur Schaugericht. Das einzige Genießbare war die Musik eines Militärchors, das mit guter Auswahl und vieler Präzision spielte. Während wir so bei Tische saßen, verfinsterte sich der Himmel noch mehr und sandte endlich solche Regenschauer hernieder, daß sie das schlechtgebaute Zelt nicht mehr abhalten konnte. An den Wänden herab lief das Wasser zuerst,

> Und dann und wann ein schwerer Tropfen
> Fiel in den Messineser Wein.

Bald entstand allgemeine Verwirrung im Saal. Büffet und Küche wurden von den Regenfluthen zuerst überschwemmt, und wir mußten es geduldig mit ansehen, wie die ohnehin genug gewässerten Saucen und Gemüse noch mehr verdünnt wurden. Obendrein spielte die Musik, wie zum Hohne: „O welche Lust, Soldat zu seyn!"

Feierlich ist der Zapfenstreich, wie er jeden Abend im großen Lager abgehalten wird. Durch die Zeltgassen hindurch wirbeln die Trommeln auf und ab und rufen jeden in den Bezirk des Lagers. Vor den Zelten der Stabsoffiziere spielen die verschiedenen Musikchöre, worauf die Soldaten Compagnieweise zusammentreten. Das Signal zum Gebet erschallt, und während dieser Ceremonie sang heute Abend das Sängerchor: „O Sanctissima."

Ich verließ bei einbrechender Nacht das Lager und sah noch lange den Schein der erhellten Buden durch die

Digitized by Google

Nacht glänzen und hörte noch fernhin den schreienden Ton der Violinen und Clarinetten. — Noch drei Tage, und das ganze bunte Getümmel ist gleich einem Zauberspucke verschwunden. Der Herbstwind streift über die öde Fläche und irgend ein vagabundirender Marder erkiest sich einen der Kochherde ohne obrigkeitliche Erlaubniß zum Schlupfwinkel.

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841.

(Fortsetzung.)

So willig sich die Mutter bei den Heirathen der Söhne finden lassen, so unbeugsam war sie im selben Punkt bei den Töchtern. Für einen Mann, sagte sie, ist es ein Glück, eine Frau zu haben, aber für uns ist es ein großes Unglück, verheirathet zu seyn, und ich will meine Töchter alle drei lieber im Sarge als am Altare sehen. Sie selbst soll gar nicht unglücklich verheirathet gewesen seyn, aber ihren Mann schon verloren haben, als noch ein Theil der Kinder klein war. Mit eiserner Festigkeit hat sie die Kinder erzogen, das Gut bewirthschaftet, das Vermögen verwaltet, und obgleich die Söhne und selbst die Töchter längst ihr Vermögen in Händen haben, wagt dennoch keines von ihnen, der Mutter auch nur im Geringsten zu widersprechen.

Als wir in den Hof der Pusta einfuhren, trat uns in der Thüre des Hauses eine große Gestalt mit starken, männlichen Zügen entgegen. Es war eine Frau, nahe den Siebzigen. Sie trug einen blauen faltigen Rock von Baumwolle, ein schwarzes Tuchjäckchen mit Schößen, und um Kopf und Hals hatte sie ein dunkelbraunes Tuch gewickelt, so daß man weder Haube noch Haare sah. Sie umarmte Fräulein von H. zärtlich; wie staunte ich! es war Frau von N. Ich wurde ebenfalls umarmt und auf beide Wangen geküßt; dann wendete sie sich wieder zu meiner Freundin und dankte dieser, daß sie ihr den Gast gebracht. Sie sprach leider nur ungarisch, ich konnte mich also nur durch die Gefälligkeit eines Dritten mit ihr unterhalten. An der Thüre des Zimmers standen die drei Fräulein, die eine fünfzig, die andere vierzig, die jüngste dreißig Jahre alt. Diese waren städtisch, aber äußerst einfach gekleidet: ein Kattunkleid, ein Mollkragen mit Säumen, glatt gescheitelte Haare. Es waren drei blasse, schmale, verblichene Gesichter, voll stiller Resignation und Duldung; aber was sie alle drei anziehend machte, war die unendliche Herzensgüte, die aus ihren Zügen sprach. Auch sie begrüßten mich mit Umarmungen.

Das Gemach, in das wir nun traten, war lang, niedrig und finster. In der Mitte stand ein Tisch, der beinahe die Länge des ganzen Zimmers einnahm. Er war mit einem weißen Tuche bedeckt, worauf Früchte aller Art, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, in altfränkischen Schüsseln und Tellern standen. An den Wänden waren hohe geschnitzte Sessel zu sehen, in einer Ecke stand ein Wandschrank mit verhangenen Glasthüren, in einer andern ein alterthümliches Klavier, kein Kanapee.

Die jüngste Tochter holte selbst den Kaffee. Fräulein von H. und ich mußten uns nun setzen, während keine der Frauen des Hauses Platz nahm; jede stellte sich an eine Ecke des Tisches, um uns aufzuwarten. Ich war darüber im höchsten Grade betroffen, und da die drei Töchter deutsch sprachen, so fragte ich leise meine Freundin auf Französisch, was das zu bedeuten habe. „Alte Sitte," sagte sie lächelnd, „jeder Gast ist ihnen ein König." — Mit unglaublichem Eifer wurde in uns gedrungen, zu essen und zu trinken; wir aßen fortwährend, um ihre Wünsche zu erfüllen, und das Obst lag gehäuft auf den Tellern vor uns. Die Damen waren trostlos, als wir bald erklärten, fertig zu seyn und aufstehen zu wollen.

Fräulein von H. bat die Mädchen, zu singen und zu spielen. Die Jüngste setzte sich sogleich gefällig an das Klavier und sang mit ihrer schwachen, sanften Stimme ein melancholisches Volkslied. — Meine Freundin verrieth nun, daß ich auch singe. Mir war das leid, hier that ich es nicht gerne, hier wollte ich nur sehen und hören. Die Mädchen aber fielen beinahe auf die Knie vor mir; sie beschworen mich, ihnen etwas aus einer Oper vorzusingen; sie hatten nie eine gehört. Mir war unbeschreiblich traurig zu Muthe, darum fielen mir Normas melancholische Melodien ein, und so sang ich denn „Casta diva." Die drei Fräulein umstanden mich aufmerksam mit weit offenen Augen und sagten, als ich geendigt: „Das war eine andere Musik als unser armes Spiel." Die jüngste nahm meine Hand und sagte traurig: „O warum bleiben Sie nicht bei uns, Sie liebes Weltkind! Aber freilich, Sie sind noch jung, Sie müssen hinaus, aber ich — ich muß hier bleiben, bis ich sterbe, dann ist ja Alles gut!"

Sie führten mich nun im Hause herum. Das Zimmer ihres jüngsten Bruders war noch eingerichtet, weil seine Frau sich öfters bei ihren Eltern aufhält und er während dieser Zeit im Hause der Mutter bleibt. Da stand ein Kanapee, ein Fauteuil, Alles modern; welch ein Contrast gegen den Saal! Ich wünschte nun die Zimmer der Mädchen zu sehen, aber sie schlugen es mir ab mit trübem Lächeln. Als wir wegfuhren, steckten sie uns noch alle Wagentaschen voll Obst und selbstgebackenen Kuchen.

Digitized by Google

In Wien sprach ich später einmal von diesem Besuche im Hause einer ungarischen Baronin von D., der Besitzerin mehrerer Millionen und herrlicher Landgüter. „Mein Gott!“ rief sie, „Sie haben Frau von N. besucht, Sie lernten auch diese merkwürdige, starre Frau kennen! Es ist meine Tante, die Schwester meines Vaters.“ Wie nah verwandt waren diese beiden Frauen, und wie verschieden in Person, Lebensweise und Umgebung!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Peißenberg, September.

(Fortsetzung.)

Sonnenaufgang. — Ländliche Musik.

Der Peißenberg ist ein schöner Hintergrund für jene anmuthigen Reisen um den Ammer- und Würmsee, welche die Münchner jezt, von der Eisenbahn und dem Starnberger Stellwagen unterstüzt, täglich lieber gewinnen. Wenn sie dann in der Abtei zu Fürstenfeld das heitere Rococo der Kirche bewundert, im Bade zu Greifenberg den herrlichen Fisch Nagmaul gegessen (welcher so und nicht Amaul heißt, wie er fälschlich auf den Münchner Speisezetteln genannt wird, weßwegen ich auch die Meinung eines verehrten Freundes, das Amaul sey unter den Fischen, was der Ahorn unter den Bäumen, als durchaus irrig bezeichnen muß); wenn sie in Seefeld jenen Ehrentrank, der im alten Schlosse gebraut wird, versucht, und in Andechs auf dem heiligen Berge ihre Andacht verrichtet haben, dann steigen sie den Peißenberg hinan, der ihnen Alles wieder von oben herunter zeigt, was sie von unten hinauf durchwandelt haben. Dabei ist viel vom Sonnenaufgang die Rede, vom Sonnenaufgang, der hier eine Lokalmerkwürdigkeit ist, von Manchen mit eben so ruhiger Gewissenhaftigkeit betrachtet, als der Passauer Tölpel zu Passau, von Andern mit poetischer Begeisterung angestaunt. Es sind vielleicht wenige darunter, für die es nicht eine Seltenheit ist, die Sonne aufgehen zu sehen, und manche nehmen eigens Urlaub, reißen sich los von Weib und Kind, von Geschäft und Dienst, um die alte Erinnerung von Zeit zu Zeit zu erneuern. So langen sie denn sehnsüchtig oben an und begeben sich, Männlein und Weiblein, junge Herrn und Fräulein, bei Zeiten zu Bette, mit einem stillen Seufzer zum Allerhöchsten, das hohe Steigen und die heutigen Athemlosigkeiten barmherzigst zu erwägen und ihnen doch ja die Freude nicht zu verderben. Am andern Morgen aber schlagen sie erwartungsvoll die Augen auf und blicken, wenn es heiter geblieben, freudetrunken hinaus in die graue Welt, wo jezt das große Spectakel losgehen wird. Nicht Alle treffen vielleicht die rechte Stunde; wer aber im Hochsommer so um drei Uhr vor die Thüre tritt, der sieht weit unter und um sich ein seltsames Wesen. Da verliert sich alles Land in derselben graugrünen, düstern Unendlichkeit der Wälder; aber was Menschenhand hineingesezt, Wege und Stege, Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte, ist vergraben in dem ungewissen Helldunkel der brechenden Nacht, und das Gebirge steht ehrfurchtgebietend da wie eine finstere Mauer mit zerrissenen Zinnen. Das Gewässer aber, der Ammersee, die ungeheure Lache, die andern kleinen Binnenmeere, die schlängelnden Ströme dehnen sich in bleifarbenem, märchenhaftem Glanze, scheinbar viel mächtiger, als am Tage. So weit das Auge reicht, nichts als bleiches Gewässer und wüstes, dunkles Land. Man meint, am vierten Schöpfungsmorgen als Vorausgeschaffener auf der Welt zu stehen. Wenn es aber beginnt zu tagen und die feuerrothe Glut im Osten in helles Gold übergeht, das die nahe Sonne verkündet, so ist es gar besonders schön wahrzunehmen, wie allmählig die Farben des gestrigen Tages zurückkehren, gleichwie bei weichender Ohnmacht die Röthe auf das menschliche Antlitz, wie die Augen der Gegend den matten, geisterhaften Glanz verlieren und ein frisches, blaues Leben gewinnen, und wie sich von dem dunkeln Einerlei der Wälder die verschiedenen Tinten der Flur ablösen, wie die grünen Auen, die goldgelben Kornfelder, die rothen Moore selbstständig werden. Wenn es so weit gediehen, tritt auch der Mensch auf; seine Dächer fangen an zu scheinen, die Dörfer bauen sich auf, die Dorfkirchen strecken ihre weißen Fingerchen zu Gott empor und der Morgenstern schenkt ihnen als Abschiedsgruß sein leztes Blinzeln. So ist es, da die alte Planetenleuchte noch unter dem Horizonte weilt, als wenn die Erde sich von inwendig heraus färbte und aus sich selbst erwärmte und Leben annähme. Endlich steigt die Sonne herrlich strahlend herauf und verleiht den verjüngten Farben der Erde den Glanz und die Kraft und die feuchte Lasur des Morgens.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner, klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf und die Landleute der Pfarrei klimmen rüstig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein summender Haufe vor den Kirchenpforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, still verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüschen duften, und eine gute Anzahl sizt in der Wirthsstube und sieht daselbst der Messe und der Predigt entgegen, die da kommen sollen. Es liegt ein seliger Gottesfriede auf dieser Höhe und auf dem ganzen weiten grünen Lande, das zu unsern Füßen liegt, und die Wälder wie die Berge scheinen in sich selbst versunken den geweihten Tag mitzufeiern. Nachgerade gehen wir auch in die Kirche, wo vom Chor herab die Jugend der Höhe in vollen Bergstimmen die Messe singt und die Orgel sich mit dem mächtigen Schall der Trompeten und Pauken festlich vereint. Das hat der Hörer dem jungen Lehrer zu verdanken, einem freundlichen Herrn und in mannichfacher Musik wohl erfahren. Es ist überraschend, wie in diesen Gegenden seit wenigen Jahren unter liebevoller Pflege des Lehrerstandes sich Bauernorchester bilden, die es bald mit den städtischen werden aufnehmen können. Ohne Mühe finden sich Liebhaber für den Gesang. Andere lassen sich für die Saiteninstrumente werben, aber vor Allem ist die kriegerische Blechmusik ihre Freude, und der nöthige Vorrath an Posaunen, Hörnern und Trompeten wird mit schwerem Gelde, aber mit leichtem Herzen angekauft. Sofort werden Hochämter und Kirchenstücke, dann Walzer und pompöse Märsche eingeübt, und so wird man bald an Vorabenden großer Tage in der Stille der lezten Tagesstunde den Hörnerschall über wogende Kornfelder von einer Dorfflur in die andere durchs ganze Land vernehmen, wie bei vor Anker liegenden Flotten von einem Linienschiff auf's andere über die spielenden Wogen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. September 1842.

Das Licht muß von der Seite ſpielen. Ziehen Sie jenen Vorhang auf, dieſen laſſen Sie fallen. Gut.

Schiller.

Scenen aus: „Der Pſycholog.“

(Fortſetzung.)

Zweite Abtheilung.

Saal im Luſtſchloſſe Hochberg.

Hugo. Kämmerer. Schloßbediente.

(Schloßbediente tragen mehrere Staffeleien und vier Gemälde und ein großes länglichtes Basrelief herein.)

Kämmerer.

In dieſem Saal geruhen Ihre Hoheit,
Was neu zur Galerie gekommen iſt,
In höchſten Augenſchein zu nehmen. Hier,
Behaupten Höchſtdieſelben, ſey dafür
Das beſte Licht. Ich ſehe zwar nicht ein,
Warum das liebe Gotteslicht hier beſſer
Als ſonſt wo ſeyn ſoll. Liegt ja doch nach Norden
Der Saal, hat nicht das helle Sonnenlicht.
Doch wenn die Hoheit ſo befiehlt, ſo muß
Es freilich wohl ſo gelten, Herr Inſpektor.

Hugo.

Das Licht iſt hier vortrefflich für Kunſtwerke.
Ich ſtimme gänzlich Ihrer Hoheit bei.

Kämmerer.

Ei, das verſteht von ſelbſt ſich, Herr Inſpektor.

Hugo.

Nun, ob das jedesmal der Fall ſeyn dürfte,
Dafür, Herr Kämmrer, möcht' ich doch nicht ſtehn.

Kämmerer.

Seyn Sie nur ein'ge Wochen bei uns hier,
Dann wird ſich das wohl finden, Herr Inſpektor.
Ich werde melden, wann die Hoheit kömmt.
Sie liebt es, daß ein jeder in Reſpekt
An ſeinem Poſten ſteht, wenn ſie erſcheint.

(Geht ab.)

Hugo. Schloßbediente.

Hugo (anordnend).

Die Landſchaft findet hier den beſten Platz.
Hier das Porträt. — Doch halt! Das Genrebild,
Das will das volle Licht. — Hier das Porträt. —
Dort das Madonnenbild. — Das Basrelief
Auf jener Seite, daß es den Gemälden
Zu weh nicht thue. — So! — Nun iſt es gut.

(Schloßbediente haben die Gegenſtände nach der Anordnung aufgeſtellt und gehen ab.)

Hugo. (Er betrachtet die Kunſtwerke.)

Die Kunſt und ihre Mutter, die Natur,
Sie haben doch allein die Zaubermacht,
Durch milden Reiz das wunde Herz zu heilen.

Digitized by Google

Sie haben sich in diesem Feenschlosse
Vereint. Nicht ohne Schmerz fühl' ihre Macht ich.
Das Bild, das meine Seele sonst beherrschte,
Ein dunkler Schleier legt sich drüber her,
Verhüllt es, wie der Cenci Bild in Rom.
Ich will nicht lüften ihn, vergessen ewig,
Was für getäuschte Hoffnungen er birgt.

(Vor dem Basrelief.)

In diesem kalten Marmor spricht Natur
So wahr, und lügt auf eines Weibes Wange!
Wer löset mir das Räthsel? — Und jetzt harr' ich? —
Der Unnatur, die wenigstens nicht heuchelt,
Und meinen Blick nicht täuschen will, noch kann.
Sie läßt sich lang erwarten.

(Er zieht die Taschenuhr hervor, die an einer Haarschnur um seinen Hals geschlungen hängt.)

Du noch hier
An meiner Brust und trägst mir noch die Zeit,
Als wär's die alte? — Die ist abgelaufen,
Still steht ihr Zeiger: eine neue Zeit
Beginnt.

(Er reißt die Schnur gewaltsam ab.)

Hinweg! Dein Zauber ist gelöst.

(Er wirft die Uhr in einen Winkel.)

Hugo. Kämmerer.

Kämmerer.

Die Hoheit naht mit der Frau Gräfin Zander.

(Oeffnet die mittlere Flügelthür, an der sich eine reiche Livree zeigt.)

Hugo.

Hinweg Gefühl! Die dürre Prosa naht.

(Er stellt sich zu den Kunstwerken.)

(Fortsetzung folgt.)

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841.

(Schluß.)

Buggi ist ein ziemlich großes Dorf; es hat gegen zweitausend Einwohner und zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische, beide am Eingange des Dorfes einander schräg gegenüber. Meine Freundin besuchte mit mir die beiden Geistlichen. Jeder bewohnt ganz nahe bei seiner Kirche eine niedere Hütte, mit Stroh gedeckt, wie alle andern. Von außen waren sie gleich, die beiden Pfarrwohnungen, aber im Innern wie verschieden! — Der Protestant saß mit heiterm Antlitz neben seiner blühenden jungen Frau, drei liebliche Kinder wälzten sich in fröhlichem Spiele an der Erde, die Fenster waren umzogen mit grünen Ranken, und geschäftig rannte eine junge Magd mit dem Eßgeräthe durch das Zimmer, so daß ihr mit rothem Band durchflochtener, dick herabhängender Zopf auf dem Rücken hin und her hüpfte. Hühner, Enten und Gänse belebten den Hof, das Feuer knatterte lustig um das Pfännchen mit Kinderbrei und am Thore unter dem schattigen Baum stand eine kleine Wiege, die der große Hund mit eifersüchtigem Auge bewachte.

Bei dem armen Katholiken dagegen war Alles still und öde. Der Hof war leer, und eine alte gramliche Haushälterin öffnete uns die Thüre. Im ersten Zimmer trafen wir einen bleichen, schmalen Knaben mit trüben Augen; es war der Neffe des Geistlichen, den dieser zu sich genommen, um ihn später auch dem geistlichen Stande zu widmen. Der Knabe sah kaum auf von seinem Schreibheft und sagte nur mit leiser Stimme: „Der Oheim ist drinnen." Der Pfarrer war ein wohlwollender Mann, der sein Beichtkind und die Ketzerin gleich freundlich empfing. Er sprach etwas deutsch, während der Protestant nur ungarisch und lateinisch verstand. Wie klein, arm und kahl war aber hier das Gemach! Einige Bücher auf einem Brett, ein gekreuzigter Christus mit schrecklichen, schmerzentstellten Zügen, das war der ganze Schmuck der kahlen weißen Wände, die einzigen Möbeln eine Rohrbank, worauf ein paar alte Kissen lagen, zwei hölzerne Stühle, ein grober Tisch und ein gebrechliches altes Wandschränkchen. Todtenstille herrschte hier; nur aus dem halbgeöffneten Nebenzimmer hörte man das Rauschen der Feder auf dem Papier; der fleißige Neffe schrieb und schrieb.

Mir wurde unbeschreiblich wehmüthig zu Sinn. Nachdem der alte Mann mich bewillkommt, begann er meiner Freundin auf ungarisch vorzuklagen, daß der Bischof in einigen Tagen hier eintreffen werde und nichts zu seinem Empfange würdig geschmückt sey; in der Kirche fehle so Vieles, Teppiche und Vorhange. Wahrlich, der Mann genoß nichts vom Reichthum der katholischen Kirche; er war arm im vollen Sinne des Wortes, und wäre doch zufrieden und heiter gewesen, wie meine Freundin ihn immer gesehen zu haben versicherte, wenn nur nicht die Ankunft seines Oberhauptes ihn zum Bewußtseyn seiner Entbehrungen gebracht hätte. — „Ich muß seine bischöfliche Gnaden zu Tische bitten," sagte er. „Welch großes Glück für mich, wäre ich passend eingerichtet für solch hohen Gast! aber hier in diesem armen Zimmer" — und dabei sah er mit trostlosen Blicken die kahlen Wände an. Warum durfte dieser arme Mann nicht in seiner glücklichen Genügsamkeit beharren! — Ach, keinem wird die Erkenntniß erspart! — Meine Freundin tröstete ihren Beichtvater so gut wie möglich, und versprach ihm, aus ihrem Hause Alles zu schicken, was er zur Ausschmückung wünsche, Möbeln und Teppiche.

Den zweiten Sonntag, den ich in Buggi zubrachte, konnte ich dem Drange, meine Kirche zu besuchen, nicht widerstehen, obgleich ich natürlich von der Predigt kein

Digitized by Google

Wort verstehen konnte. Fräulein von H. begleitete mich bis an die Thüre; dort wies sie einen Bauern an, mich in den ersten Stubl zu führen. Der Mann ging würdevoll vor mir her; am Stuhle blieb er stehen, öffnete mit leichtem Anstand die Thüre, wies mir meinen Platz an und verbeugte sich dann so cavalièrement, daß mir war, als sey ich an einem mittelalterlichen Hofe und dieß ein dienstthuender Ritter. Denn so sah er aus und alle die Männer mir gegenüber mit ihren langen weißen Pelzen; dazu das bis auf die Schultern reichende Haar, die gewichsten Schnurrbärte — wahrhaftig, sie kamen mir vor wie eine Versammlung deutscher Ordensritter, aber nicht wie ein Trupp Bauern.

Unerwartet erhielt ich Briefe, die mich nach Wien zurückriefen, und ich mußte nun mein liebes ungarisches Landleben viel früher aufgeben, als ich mir vorgenommen. Fräulein von H. wollte mich selbst zurück bringen. Am Morgen unserer Abreise trat der Kutscher herein, um zu fragen, welchen Wagen er nehmen solle. „Wir fahren in der Kalesche," sagte Fräulein von H., „und da mein Bruder den kleinen Wagen nach Pesth haben will, so soll Sandor leer damit nachfahren." — „Wozu das?" rief ich, „wir können ja selbst im kleinen Wagen fahren." Meine Freundin lachte. „Sie wissen nicht, was Sie verlangen; der kleine Wagen hängt nicht in Federn; das können Sie nicht ertragen." — „Können Sie es denn?" fragte ich. — „O, ich bin daran gewöhnt, da ich in Oberungarn so oft mit meinem Bruder gereist bin und auf den schlechten Wegen kein anderer Wagen zu brauchen war." Ich bestand darauf, in dem kleinen Wagen zu fahren. Fräulein von H. sagte: „Erst sollen Sie ihn sehen." Wir traten in den Hof, wo er stand. Es war eine Art Jagdwagen, oben mit einer Lederdecke. Als ich die Seitenleder aufhob, um hineinzusehen, scholl mir ein helles Kichern entgegen. Mischka, mein kleiner Liebling, hatte sich dort eingenistet. Es war ein herrlicher dreijähriger Bube, mit braunem Teint und pechschwarzen Haaren, und zwei brennenden Kohlen im Kopf mit langen seidenen Wimpern, die ihm, wenn er die Augen niederschlug, die Wangen beschatteten. Er konnte seine Abstammung, worauf die Ungarn ja auch so stolz sind, nicht verleugnen; er hatte eine ächt asiatische Bildung und die niedlichsten Hände und Füße. In der kurzen Zeit meines Hierseyns hatte sich das Kind, das älteste des Verwalters, ungemein an mich attachirt; es folgte mir, sobald ich mich im Hofe blicken ließ, auf jedem Schritte, und die Trennung von dem prächtigen Jungen that mir leid; ich hätte ihn gerne mitgenommen, um den Leuten am Rhein zu zeigen, was schwarze Augen sind. Seitdem mußte ich hier oft lächeln, wenn man vor mir Augen schwarz nannte; was waren die gegen Mischka's! Für ihn hatte ich auch besonders gelernt, wie auf ungarisch schwarze Augen heißen, und wenn ich sagte „fekette seem," dann lachte er immer hell auf und deutete mit den zarten Fingern auf seine „Brauder." — Ich hob ihn jezt aus dem Wagen und küßte ihn herzlich, indem ich „kedwesch djernek" zu ihm sagte, und gerührt küßte er mir dafür mit übermäßig gespiztem Mund die Hand. Diese Worte, die „liebes Kind" heißen, und „fekette seem" sind mein ganzer ungarischer Sprachschatz; sonst lernte ich nichts, und auch das nur Mischka zu Gefallen.

Fräulein von H. hatte endlich meinen Bitten in Betreff des Wagens nachgegeben, als ich ihr versicherte, bei Landpartien am Rheine in ähnlichen gefahren zu seyn. „Sie werden es bereuen," sagte sie, „aber Ihr Wille geschehe." Und sie hatte Recht. Drei muthige Pferde zogen den leichten Wagen; wir flogen über die Ebene hin, aber jeder am Wege liegende Stein machte uns noch höher fliegen, und solcher Fluggelegenheiten gab es gar zu viele. Anfangs kam mir dieß sehr spaßhaft vor, und ich lachte fortwährend; aber meine Heiterkeit ließ bald nach; ich bekam furchtbares Kopfweh, und wäre ich allein gewesen, ich hätte gerne geweint. Pesth lag endlich vor uns, aber die Fahrt über das Pflaster war vollends eine schlimme Aussicht.

> Es schlug mein Herz, geschwind zur Erde!
> Es war gethan, fast eh gedacht.
> Der Abend wiegte schon die Erde,
> Und an den Bergen hing die Nacht.

Und so geschah es. Wir stiegen aus und gingen im Dunkel demüthiglich nach Hause. Meine Freundin war gefällig genug, zu behaupten, die Promenade sey ihr ganz angenehm.

Nun brach mein lezter Tag in Pesth und überhaupt in Ungarn an. Mir that es leid, dieses Land zu verlassen; man war so freundlich gegen mich gewesen, hatte mich überall so herzlich aufgenommen. Ich sollte heute noch im Fluge Alles in Pesth sehen; schon den nächsten Morgen wollte ich gegen den Strom der Donau und den Strom meines Herzens zurücksegeln. Wir wurden durch Allerlei aufgehalten, so daß wir uns erst um Mittag nach Ofen in Bewegung sezten. Glühend brannte die Sonne über unserm Scheitel und die Festung und die Aussicht wollte ich doch um keinen Preis daran geben. Wenn man die am höchsten liegenden Straßen Ofens betritt, so wird einem ein wundervoller Blick in das grüne Thal hinter der Stadt zu Theil, welches sie selbst mit den Hügeln, auf denen sie ruht, von dem Flusse trennt. Diese grünen, schöngeformten Berge, diese rebenbepflanzten Anhöhen, abwechselnd mit schönen Waldpartien, erinnerten mich lebhaft an den Charakter der Gegend um Baden-Baden. Die Donau trennt hier in grellem Abschnitt zwei ganz verschiedene Landstriche. Die Seite, wo Ofen liegt, ist fruchtbar, waldig und Hügel an Hügel; drüben, wo Pesth liegt, ist nichts als eine unabsehbare dürre Sandfläche.

Digitized by Google

Mit schwerem Herzen trennte ich mich am andern Morgen vom schönen Ungarn. Die Sonne beleuchtete die Schwesterstädte mit ihrem hellsten Strahl. Ich ließ meinen Schleier über die Augen fallen, denn eine wehmüthige Ahnung rief in mir: Ade für immer!

Korrespondenz-Nachrichten.

Peißenberg, September.

(Fortsetzung.)

Das Fremdenbuch.

Noch am nämlichen Abend — vorausgreifend erzählen wir dieß — als im Steinkohlenwerke am Fuß des Berges der Steiger die Honoratioren der Gegend zum Besuch geladen hatte und diese, aus den erleuchteten Stollen wieder an's Tageslicht zurückgekehrt, sich im Fichtenhaine unter frischgeschaffener Laube zu leiblicher Erholung zusammengesetzt hatten, brach auf einmal aus dem Walde der Normalmarsch hervor, so schön und voll geblasen, daß die Herrn von Schongau und die anwesenden Kunstkenner aus der Hauptstadt laut ihre Freude zu erkennen gaben und der Peißenberger Burschenschaft viele Achtung bezeigten. Und als ein anderes Beispiel, wie sehr es ihnen am Herzen liegt, künstlerische Fertigkeit zu erlangen, getraue ich mir anzuführen, daß ich gestern in der Abenddämmerung auf der Flur eines stillen Dörfchens einem minderjährigen Bauernjungen begegnete, welcher einsam, oder vielmehr nur von einem Möpschen begleitet, langsamen Schrittes den Wiesenrain auf und ab ging und dabei die Posaune blies, fast zappelnd in seinem Eifer sich zu üben; mir wäre es bald darauf freilich lieber gewesen, er hätte sich erboten, mir den Weg zu weisen, denn ich verirrte mich der Dämmerung wegen gleich nachher im Sumpfe.

Nach dem Gottesdienste sammeln sich die Leute vom Berge im Wirthshause und an der Kegelstatt unter den Linden. Die Fremden gesellen sich auch dazu oder gehen in's Pfarrhaus, das seit Menschengedenken seine Pforten den Pilgern gastfreundlich öffnet, da das Wirthshaus, obgleich in den lezten Jahren etwas vorwärts gebracht, noch immer nur sehr bescheidenen Anforderungen entspricht. Schöne Tage vergehen selten, ohne daß neues Volk den Berg heraufsteigt. Manche davon bleiben auch wohl Tage lang da, froh der stillen, contemplativen Atmosphäre in der freien Höhe. So kommt die große Zeit des Sonnenuntergangs heran, weniger gefeiert als der Aufgang, aber deßwegen nicht weniger zu feiern, und darnach hat es schon manchmal sehr vergnügte und denkenswerthe Abende gegeben, wie es die Reisenden oft dankbar in das Fremdenbuch verzeichnet. Wenn andauerndes Regenwetter eintritt, ist oft freilich Mühe und Müdigkeit und Reuen umsonst dahin gegeben; wer's aber abwarten will und nicht gar zu lange warten muß, der findet einstweilen sicherlich hinreichende Unterhaltung in dem besagten Fremdenbuche des Pfarrhauses. Ein Fremdenbuch an so poetischer Stelle doch über dem Hauch der Gräfte verliert seinen polizeilichen Charakter und wird gleichsam zu einer englischen Anlage, in der die köstlichsten Blumen und die herrlichsten Blüthen nicken; aber die Blumen und die Blüthen sind hingepflanzt mitten unter lächerliche Pagoden, unter mailcidse Wasserkünste, pedantische Baumfrisuren und liebenswürdige Albernheiten. Das Ganze kann man sich von allen Seiten mit steifen Pappelalleen durchzogen denken, worunter jene sombolisirt sind, welche nur schlecht und recht ihren Namen und Charakter einsetzen, während unter dem Uebrigen natürlich jene verstanden werden, welche auch einen „Gedanken" spendiren. Dem kalten, hartherzigen Verstande nach dürfte freilich Jedem zu rathen seyn, lezteres zu unterlassen. Weise Männer thun es auch in der Regel; die großen Celebritäten, die europäischen Renommeen, die Kandidaten des Ordens pour le mérite drücken in stolzer Selbstbeschränkung ihren ewigen Hausbuchstaben auf's Papier und geben wieder bergab. Dasselbe beobachten die untern Schichten, die Köchinnen, Stubenmädchen, die Kleinbürger und Landgerichtsschreiber; nur der Mittelstand verspritzt sein poetisches Herzblut, um den Nachkommenden ein Vergnügen oder sich selbst lächerlich zu machen. Der Mittelstand hat überhaupt am meisten Physiognomie in den Fremdenbüchern, und wenn er auch nur seinen Namenszug hier niederlegt, so gibt er sich doch oft viel Mühe, ihn eigens zu costumiren. So ereignet es sich häufig, daß er eine fremde Sprache wählt, und gleich auf dem lezten Dutzend Seiten finden sich zwei Schneider und zwei „Privatiere" aus München, ein Professor aus Ingolstadt und ein Lehrer aus Aichach, welche ihre werthen Namen französisch eintrugen. Es ist dieß eine sehr zu entschuldigende Halbmaske; bei den Schneidern ist ja ohnedem Französisch noch die Hofsprache, und die andern haben durch diese leichte Verkleidung die Notiz ihrer Anwesenheit gewissermaßen zum Gemeingut unseres Planeten gemacht, sicherlich in der guten Meinung, den Berg dadurch an Bedeutsamkeit zu heben. Weiter rückwärts trifft man noch auf eine gebildete Gesellschaft von vier oder fünf Münchener Etudiants en droit, lauter altägliche deutsche Namen, lauter gute Bekannte, jezt allbereits in Ehren und Würden, die ich aber an ihre Etudiantschaft namentlich nicht erinnern will, hoffend, der Name sey das einzige Französische daran gewesen. Gymnasiasten schreiben in der Regel lateinisch und in der Regel nicht ohne Böcke. Ein merkwürdiges Beispiel von Frühreife gibt unter diesen Jakob Spindler, Studiosus litterarum Rampodunensis, natus Tonge VI Calendas Octobris 1850, der noch im selben Monate, wenige Tage nach seiner Geburt, den Berg besuchte und diese lateinischen Worte eintrug. Deutsche Lieutenants, welche in Griechenland gewesen, schreiben ihre Namen gerne griechisch, die Griechen dagegen, die in München studiren, die übrigen aus Rache gewöhnlich deutsch. Die übrigen Ausländer bleiben bei ihrer Muttersprache, nur ein einziger Engländer gab seinen Namen in der unsrigen; es ist indeß zu bezweifeln, ob dieß ein rechter war. Den Uebergang von den kalten Namen zu den warmen Herzensergießungen bilden jene Einträge, wo der Etikette noch ein kleines, kurz abgestoßenes Schnörkelchen angefügt ist, eine schwärmerische Interjection, ein sprechender Athemzug einer wonnevollen Seele; als zum Beispiel: „Wunderschön!" — „Kein Schritt gereut!!" oder auch: „Sehr lustig gewesen!!! Treffliches Bier!!!!" — beim Hrn. Pfarrer nämlich, denn das im Wirthshause ist keine Exclamation werth — u. s. w. Fast komisch wollt' es uns bedünken, wenn Mancher mit den bestimmtesten Worten versichert: — — „ist auf dem Peißenberg gewesen" — — „hat den weltberühmten Peißenberg bestiegen," obgleich am Ende nichts dahinter steckt, als ein bescheidener und lobenswerther Sinn für Deutlichkeit, welcher der Vermuthung entgegen arbeiten will, sie seyen etwa daheim geblieben und das Fremdenbuch ihnen in's Haus geschickt worden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. September 1842.

I am glad this parcel of wovers are so reasonable; for there is not one among them but I dote on his very absence.

Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

Novelle von A. T. Beer.

Erneſtine war im Schooße des Reichthums geboren, ſchön genug, um bei allen Bewunderern der Glücklichen für ſehr ſchön zu gelten, und durch ein unabhängiges Vermögen, das ihr nach dem Tode ihrer Mutter zugefallen war, ſo geſtellt, daß ſie ein wahrer Fang für junge Leute war, die nach guten Heirathen fiſchen. Dieſe Unabhängigkeit hinderte ſie aber nicht, ihrem Vater die zärtlichſte Tochter zu ſeyn, dem ſie auch einen Erſatz für ihre früh verſtorbene Mutter durch verdoppelte Liebe und Sorgfalt ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dafür verzog er ſie auch unerhört, wenn man die Gewährung jeder unſchuldigen Freude ein Verziehen nennen will. Er war ein hochgeſtellter Staatsbeamter und ſein künftiger Schwiegerſohn errang nicht nur den Reichthum der Tochter und die Tochter ſelbſt, ſondern auch die mächtige Protektion des Schwiegervaters. Dieſen Umſtänden gewöhnte ſich Erneſtine es zuzuſchreiben, wenn die Zahl der Aſpiranten für dieſe vereinten Vortheile ſich unglaublich häufte. Der Erſte, den ſie abwies, machte ihr gewaltig viel Kummer: ſie fand es faſt ſo ſchrecklich für ein junges Mädchen, einem ſtarken Manne alle ſeine Anwartſchaften auf künftiges Glück durch ein einziges „Nein" zu nehmen, als es einem Könige vorkommen mag, ſein erſtes Todesurtheil zu unterſchreiben. Indeſſen war ſie zu ihrem harten Entſchluſſe noch weit peremptoriſcher genöthigt als dieſer: denn wenn glücklich zu machen der höchſte Zweck des Daſeyns iſt, ſo iſt ſich ſelbſt glücklich zu machen gewiß der allerhöchſte; und ſie verzweifelte daran, dieſen Zweck je erreichen zu können, wenn ſie den langweiligen, unbärtigen Knaben, der ſich als künftiger Beſchützer antrug, dazu erwählen ſollte; während es dem Könige in ſeinem Vergnügen wenig Eintrag thäte, wenn ein armer Sünder mehr ſein freudenloſes Daſeyn im Kerker auslebte. Nach acht Tagen war ſie beruhigter, als ſie vernahm, ihr Freier habe bereits den zerbrochenen Stab mit einer Reitgerte vertauſcht und ſpiele bei dem Wettrennen eine ruhmvolle Rolle, und nach vierzehn Tagen war ſie ganz in ihrem alten Gleichmuthe, als er ſtolz eine Verlobungskarte in's Haus ſchickte.

Sie hatte noch oft Gelegenheit, ihre Macht des Verneinens auszuüben, und gewöhnte ſich nach und nach daran, es nicht ſchwerer zu nehmen als eine Hoftrauer; nur einmal ward es ihr weniger leicht. Der Freier war ein ſchöner, glänzender Mann, mit hinlänglichen Kenntniſſen, um intereſſant ſprechen zu können, mit Talent und Phantaſie, folglich mit Allem begabt, was den Frauen den Kopf zu verrücken pflegt; auch ſchien er ſie unerhört zu lieben. Sie erfuhr aber zu rechter Zeit,

Digitized by Google

daß er ein Spieler und überhaupt von sehr tadelnswerthen Antecedenzien sey. Anstatt die Praxis zu ergreifen, die den Frauen gewöhnlich am nächsten liegt, wenn sie sich in liebenswürdige Sünder verlieben, nämlich sie bekehren zu wollen, überließ sie diese Sorge Gott und seinem Schicksale, weinte ein paar stille Thränen und ließ ihn laufen. Auch er hat sich später getröstet.

Der Präsident, ihr Vater, sagte mit heimlicher Zufriedenheit: „Wie ist's, Ernestine, willst du denn nie heirathen?" Sie erwiderte: „Vermuthlich doch einmal, aber wenn ich dir's überließe, nach eigener Vernunft unter meinen Bewunderern zu wählen, würdest du Einen finden, dem du mein Glück so ruhig anvertrauen möchtest, als dir selbst? — Also laß mich warten; vielleicht entgehe ich dennoch der Schmach, eine alte Jungfrau zu bleiben, wenn nicht, so will ich sie tragen." Eine väterliche Umarmung war immer der Schluß ähnlicher Unterhaltungen.

Ernestine hatte, wie die meisten Mädchen in ihren Verhältnissen, eine vortreffliche Erziehung erhalten, bis in ihr sechzehntes Jahr wöchentlich so und so viel Stunden bei so und so viel Lehrern gehabt, und in der That die Fertigkeit erlangt, die allergewöhnlichsten Dinge in elegant geschriebenen, vollkommen orthographischen Aufsätzen niederzulegen, was ihre Lehrer „vortrefflich schreiben" nannten; auch sprach sie zwei fremde Sprachen korrekt und geläufig; der Grund, auf dem sie die Blumengewinde ihrer Talente anpflanzen konnte, war folglich da. Diese Talente bestanden in denjenigen, die Gott jedem vornehmen Fräulein als Pathengeschenk gegeben hat, nämlich in Musik und Malerei. Seit ihrem zehnten Jahre hatte Ernestine die leztere dieser Künste geübt und zu solcher Höhe gebracht, daß ihre fertigen Bilder gerade so gut wie die ihrer Lehrer auf der Ausstellung hatten produzirt werden können, und sie wirklich zu dem redlichen Glauben gekommen war, ein kleines Genie zu seyn. Da traf es sich, daß eine Cousine einmal auf ein paar Wochen ihr Haus besuchte, welche die Gewohnheit hatte, Abends beim Sprechen oder beim Vorlesen die ausdrucksvollsten, theils anmuthigen, theils drolligen Figuren auf das Papier zu werfen, das gerade vor ihr lag. Ernestine war es nie in den Sinn gekommen, dergleichen außer der Stunde und ohne Vorzeichnung zu versuchen, aber, ihres Talentes sich bewußt, wollte auch sie einmal etwas hinwerfen — aber ach! das war kein Wurf in der jetzigen Bedeutung des Wortes; die Skizze sah keiner menschlichen Figur ähnlich, viel weniger konnte Ernestine Bewegungen oder Gemüthseffekte in ein Gesicht legen. Sie klagte diese traurige Entdeckung ihrem Lehrer; dieser sagte: „Die Landschaft ist eigentlich Ihr Fach." — Das Frühjahr war da, und so ging sie mit schöngebundenem Maroquinbuche auf die Jagd nach Naturskizzen; der Bediente trug den Stuhl nach, sie sezte sich, betrachtete, genoß, wollte zeichnen; doch Gott allein hat außer ihr diese Entwürfe zu sehen bekommen, denn gleich bei dem ersten Versuch fühlte ihr richtiger Takt heraus, daß ein ängstliches Nachzeichnen noch kein Talent sey, und sie nahm sich vor, ihre Zeit in Zukunft besser auszufüllen, als indem sie einer ganz hoffnungslosen Fertigkeit nachjagte.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus: „Der Psycholog."

(Fortsetzung.)

Hugo. Prinzessin. Gräfin (Ehrendame.)

Hugo (verbeugt sich).

Gräfin.

Ich habe hier die Gnade, Ihrer Hoheit
Den neuen Herrn Inspektor vorzustellen.

Prinzessin (stolz und kalt).

Graf Armencourts Empfehlung ist mir Bürge,
Daß unsre Galerie den Mann gefunden,
Der mit Geschmack und Kenntniß sie wird leiten.

Hugo.

Was ich zu leisten immerhin vermag,
Wird Ihrer Hoheit Dienst gewidmet seyn.

Prinzessin (zur Gräfin).

Der Herr war in Italien?

Gräfin (sieht Hugo fragend an).

Hugo.

Fünf Jahre,
Und vier davon im kunstersahr'nen Rom.

Prinzessin (ohne ihn anzublicken).

Ich kenn' es wohl, ich war erst kürzlich dort. —
Hier, Gräfin, bietet sich uns Schönes dar.
Die Landschaft ist von gutem Lichteffekt.
Auf jener Anhöh' dort im griech'schen Tempel,
Doch nicht Ruine, nein, in voller Pracht,
Der Mittelpunkt, wie's scheint, zu einem Feste.
Wir sind, glaub' ich, im alten Griechenland.

Gräfin.

Wo findet sich die Gegend, Herr Inspektor?

Hugo.

In ihres Schöpfers Phantasie, Frau Gräfin.
Die Landschaft ist historisch, wie man's nennt:
Der Siegeszug der Priesterin des Tempels,
Den fromme Kindesliebe ihr bereitet.
Es sind die Söhne, die hinauf sie ziehen.

Digitized by Google

Gräfin (gleichgültig, beinahe verächtlich).
So? — Nicht Natur? — Bloß componirt?

Hugo (mit Accent).
Gedichtet,
Begeistert von Natur und Göttlichkeit.

Prinzessin.
Die ganze Gegend feiert den Triumph,
Geschmückt in ihrem festlichsten Gewande.
Es spricht sich die Idee sehr glücklich aus.

Gräfin (beim Genrebild).
Das ist, scheint mir, der Fall noch mehr bei diesem.
O sehen Ihre Hoheit nur, wie schelmisch
Die hübsche Beckersfrau mit ihrem Kinde
Zu spielen scheint, indeß mit Wohlgefallen
Dem Wort sie lauscht, das durch das offne Fenster
Der schöne Krieger draußen ihr zuflüstert.
Das läßt sich leicht verstehn, man braucht nicht erst
Zu fragen, was es wohl bedeuten soll.
Und die Ausführung, wie natürlich ist
Hier jedes einzelne Geräth behandelt!

Prinzessin.
Darin liegt mir der Werth des Genrebildes.
(Vor dem Porträt.)
Doch hier in diesem Bilde, da liegt mehr.
Hier ist Charakter, Seele, Leben, Geist.
Man kennt den Mann und braucht den Namen nicht.
Es ist ein Held voll edeln Selbstgefühls.
Die hohe Stirn, auf der das Denken thront,
Das schöne Aug', aus welchem Flammen sprühen,
Und um den Mund ein Zug voll hoher Milde.

Gräfin.
Das ist doch wohl Natur, nicht Phantasie.
Und wen soll es vorstellen, Herr Inspektor?

Hugo.
Den Marschall Herzog Heinrich Montmorency,
Von Lesueur gemalt.

Prinzessin (zur Gräfin.)
Das Bild ist besser,
Als der war, den es darstellt: dieser lehnte
Sich gegen seinen Lehnsherrn auf.

Gräfin.
Ist's möglich!

Hugo.
Nur gegen die Herrschsucht des Kardinals,
Der Ludwigs Schwäche zu benutzen wußte,
Frankreich in Eisenfesseln einzuschmieden.

Gräfin (erschrocken, flüstert ihm zu).
Den Widerspruch liebt Ihre Hoheit nicht.

Prinzessin (bei der Madonna).
Und die Madonna, Gräfin, mit dem Kinde —
Sie mahnt an Raphael in seiner Blüthe.
Mit welcher Hoheit blickt sie auf das Kind,
Das schlummernd sich an ihren Busen lehnt,
Und doch mit welcher sel'gen Mutterfreude:
Es liegt Murillo's Innigkeit darin.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Die Wiederherstellung des Stephansthurms.

Eine der großartigsten Bauunternehmungen unserer Zeit ist die Reparatur des St. Stephansthurms. Auffallender Weise geschieht dieses merkwürdigen Baues — denn das ist er doch eigentlich, und nicht nur Reparatur — in öffentlichen Blättern fast nirgends Erwähnung. Unser Thurmbau hat freilich nicht die nationale Bedeutung, wie der Kölner Dombau; aber der St. Stephansdom und seine Thürme — leider der eine unvollendet — gehören zu den ältesten und ehrwürdigsten Baudenkmalen Deutschlands, und das an das hiesige Unternehmen sich knüpfende Interesse reicht weit über die lokale Sphäre hinaus. — Vielleicht wären hier einige historische Angaben nicht ganz am unrechten Platze; um aber den mir gegönnten Raum nicht zu überschreiten, beschränke ich mich auf Weniges. Die Gründung des Stephansdoms fällt in die Zeit von 1140—1144; wenigstens ließ Herzog Heinrich II. (Jasomirgott) von Oesterreich um diese Zeit an der Stelle des jetzigen Domes ein Gotteshaus bauen, das von Bischof Reimbart von Passau 1147 geweiht ward. Spätere Brände zerstörten den Bau (1258 und 1275). Bernhard von Prambach, unterstützt von König Ottokar von Böhmen, arbeitete an dessen Wiederherstellung und Erhöhung. Merkwürdig ist, daß schon 1278 Rudolph von Habsburg darin Gott für den Sieg über seinen glorreichen Gegner dankte. Spätere Regenten förderten nach Umständen den Bau, namentlich vollendete Albrecht II. den großen Chor. Seine eigentliche gegenwärtige, dem Urplane entsprechende Gestalt erhielt der Dom unter dem ersten Erzherzoge, Rudolph von Oesterreich, genannt „der Stifter." Unter ihm wurden auch die beiden hohen Thürme gegründet (um 1359). Meister Wenzla von Klosterneuburg vollendete an der Mittagseite des rechts stehenden großen Thurms zwei Drittel seiner Höhe. Albrecht III. und Kaiser Albrecht II. ließen den Bau durch Peter von Brachewitz und Hans Puchsbaum fortsetzen, und letzterer vollendete denselben auch 1435 am vierten Tage nach Michaelis. Vier- und siebzig Jahre waren über dem Bau hingegangen. Nicht ganz ohne Grund ist die von dem zum Thurmbau gebrauchten Weine verbreitete Sage; es war nämlich während des Baues ein Mißjahr eingetreten und viel saurer Wein gewachsen; da machte es eine Verordnung Jedem zur Pflicht, den sauern Wein nicht bei Seite zu schaffen, sondern zum Bau zu liefern, wo er zum Kalklöschen verwendet wurde. Der Grund zum zweiten unausgebauten Thurme wurde 1450 gelegt. Hans Puchsbaum, Leonhard Steinhäuser, Lorenz Pfennig, Seyfried König, Georg Khlaig von Erfurth, Anton Pilgram von Brünn und Georg Hauser leiteten bis 1516 den Bau, den man aufzugeben sich endlich gezwungen sah. 1579 wurde dieser Torso mit einem von Hans Saphey ausgeführten Aufsatze bedeckt. Letztern mit eingerechnet beträgt

Digitized by Google

seine ganze Höhe 205 Fuß. Der vollendete große Thurm dagegen mißt 455 Fuß. Er ist bis zur Spitze aus Quadern erbaut; der obere Theil ist eine achtseitige gestutzte Spitzsäule, die sich dreimal verjüngt. Einfluß der Zeit, Stürme und Unbilden des Wetters, Kriegsschicksale (die Türkenbelagerungen und in unsern Tagen die Franzosen vor Wien) mußten im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Spuren zurücklassen; das Gestein verwitterte an der dem Wind und Regen vorzüglich ausgesezten Nordseite und die Spitze des Thurms bekam eine merkliche Neigung. Schon vor 50 Jahren betrug die Abweichung der Spitze von der Vertikallinie 5′ 1¼″. Dieser Zustand ward immer bedenklicher, und man mußte sich endlich 1839 zu radikaler Abhülfe entschließen. Eine eigens constituirte Baukommission beschloß nach genauer Untersuchung und längeren Debatten die gänzliche Abtragung des schadhaftesten Theils der Spitze; doch wurde auch zugleich die Wiederherstellung derselben nach dem ursprünglichen Typus, und mit Zugabe einiger Schuh Höhe, damit der Thurm seinen deutschen Rivalen, den Thürmen zu Straßburg und Landshut, ebenbürtiger werde, zum Grundsatze gemacht. Hinsichtlich des anzuwendenden Baumaterials schwankten anfänglich die Meinungen; manchen schien Gußeisen das geeignetste, endlich entschied man sich für die Herstellung eines inneren Gerippes von geschmiedetem Eisen und die Bekleidung desselben mit massiver, den früheren Formen nachgebildeter Steinmetzarbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Peißenberg, September.

(Schluß.)

Das Fremdenbuch.

Prosaische Gedanken finden sich wenige, oder vielmehr sehr viele, aber die meisten sind in Versen. Ein Augsburger Commis weiht seinen Empfindungen zwei Zeilen französischer Prosa, muß sich aber von einem Nachkommenden korrigiren lassen, weil er in sein Gefühl fünf Sprachfehler hineingewoben hat. Ein Naturforscher drückt den Wunsch aus, es möchten die Besucher ihre naturhistorischen Beobachtungen in dem Buche niederlegen, und diesem Ansinnen entgegengehend, macht einer der Nächsten das Phänomen aktenmäßig, er sey im stärksten Regen „patschnaß" hier oben angelangt und vom gastfreundlichen Herrn Pfarrer mit frischer Wäsche versehen worden. In ähnlicher Weise ist seitdem dem Wunsche häufig entsprochen worden, und der Forscher hat jezt eine reiche Auswahl von interessanten Naturbeobachtungen. Was metrische Depositen betrifft, so wurden ehemals viele Geschäfte in fremden Versen gemacht und Schillers: Auf den Bergen ist Freiheit u. s. w. war ehedem das Organ für eine große Anzahl von Emotionen, die ob der übermäßigen Aufregung nicht zu eigenen Worten kommen konnten. Diese Reminiscenz hat übrigens nicht allenthalben befriedigt, und eine spätere Hand hat hie und da: „O du Papagei!" oder so etwas darunter gesezt. Einige Wanderer, welche weniger weitläufige Verse anbrachten, ohne den Dichter zu citiren, vielleicht nicht ohne die Absicht, sie für eigene gelten zu lassen, wurden dadurch bloßgestellt, daß fremde Hand mit mehreren kolossalen Ausrufungszeichen den Autor beisezte. Bei andern scheint diese Anrufung des Verfassers gleichwohl eine Persiflage zu seyn, wie denn z. B. „Jean Paul" unter manchen Albernheiten steht, welche wir doch nie in demselben gelesen zu haben uns erinnern. Diese Muthwilligkeit der Kritik hat übrigens den Originalproduktionen vielen Vorschub geleistet, und seit mehreren Jahren behaupten lezlere fast ausschließlich das Feld. So heißt es denn auch hier: „Singe, wem Gesang gegeben u. s. w.," und daß die Dichtkunst bei uns auch nicht mehr zünftig ist, geht schon daraus hervor, daß außer den gedruckten Dichtern auch Elementarlehrer, Kaplane, junge Philologen, Assessoren, Rentbeamte und sogar eine Gerichtsdienerswittwe etwas zurückgelassen haben. Wir dürfen übrigens nicht verheimlichen, daß nichts übersehende, grimmige Recensentenbände durch das Buch gehen, wenigstens bis zum lezten Herbste, so daß wir auf den Gedanken kommen, diese herbe Censur mit den Ferienreisen der Studirenden in Verbindung zu bringen, wie denn auch in lezterer Zeit ein reisender Herr aus Stuttgart und ein Professor aus J., der viele Entzückung über „Schwangau, den göttlichen Punkt," und „Peißenberg, den göttlichen Punkt," genossen zu haben scheint, sich zu ziemlich schlechten Versen herbeigelassen haben, ohne bisher katechisirt worden zu seyn. Die neuere Sitte der Münchner und der Augsburger, den Ehestand im Postwagen zu beginnen, ist im zarten Duft ihrer Wirkungen auch hier leicht zu verfolgen. Wenn da schon auf jeder Station der Himmel frisch aufgeschlagen wird, so culminirt der Flitterwochenjubel auf dieser Höhe, wo es so bequem ist für den ersten Rasttag. Da besingt der junge Gatte, hoch auffauchzend in bräutlicher Lust, seine Neuvermählte und legt ihr, voll noch immer nicht gestillter Sehnsucht, gereimte Myrthenkränze um das Haupt, und sie, die sanfte, gute, mildert seine stürmende Hize mit dem süßen Balsam eigener Reime. Eine dieser jungen Liebenden hat dabei mit schüchterner, geschäftiger Hand ein anziehendes Factum constatirt durch den Beisatz: „hier zum drittenmale — scilicet gewesen, nämlich zweimal ledigen Standes und einmal jezo." Glückliche Gatten in ihrer Liebeseligkeit dreitausend vierhundert und siebzehn Fuß hoch über dem mittelländischen Meere — hoch und hehr über dem irdischen Jammerthal, doppelt glücklich durch Gesang und Liebe!

Doch schlagen wir das Buch zu, das vielleicht schon zu lange offen vor dem Leser liegt; unsere Absicht war, den Peißenberg und die Fernsicht von seinem Gipfel zu besprechen und Andere zum Besuch der schönen Höhe zu ermuntern. Schade ist es, daß einer Ansammlung vieler Pilger die Umstände so wenig günstig sind; denn es ließen sich, wenn für größere Menge Unterkommen wäre, hier oben gar fröhliche Feste feiern, zwiefach begeisternd durch die reine Bergluft und den Blick auf das weite Land und die nahen Alpen. Johannisabend, wo die Feuer im Gebirge glänzen, würde sich wohl gelegen bieten für einen solchen Freudentag in der Höhe mit Liedern und Hörnerklang, und die Münchner wären wohl nicht schwer zu erbitten. Von da aus liegen die Wege offen in die bayrischen Berge, an den Bodensee und in's Tyrol. Da könnten sich alte Freunde wieder treffen und die Abschiede genommen werden unter denen, die den Sommer im Gebirge verleben wollen, und den andern, die wieder heimwärts ziehen. — Unterdessen ist's ein herrlicher Abend geworden, die Sonne geht feurig unter und verspricht einen goldenen Morgen. Die Tyrolerhörner ragen prächtig herein über ihre bayrischen Vordermänner, und ich denke mehr und mehr an die schönen Thäler, die zu ihren Füßen liegen. — Dorthin geht mein Weg; und voll freudiger Reiselust, herrliche Berglandschaften vor den Augen, herzerquickendes Jodeln in den Ohren, Meranertrauben vorgeschmacklich auf der Zunge, etwas Tyrolerwein allbereits im Kopfe und etwas Gletscherwasser ahnungsweise in den Strümpfen, biete ich Ihnen meinen lezten Gruß von diesseits der Berge.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. September 1842.

Werke über Rußland und Polen.

1) Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Vom Grafen Valerian Krasinski. Nach dem englischen Original bearbeitet von W. A. Lindau. Leipzig, Hinrichs, 1841.

(Schluß.)

Erwägt man die gegenwärtige Lage der Dinge, so scheint der edle Graf Krasinski nicht wohl gethan zu haben, daß er seinen eignen Landsleuten oder dem Ausland Mißtrauen in die katholische Sache der Polen einflößt, denn wenn noch irgend etwas den Polen einen Damm gewährt gegen das alles überfluthende Russenthum, so ist es die römische Kirche. Aber der Graf ist ein so unerbittlicher Protestant, daß er auch in diesem Stande der Noth Rom mißtraut. Warum, frägt er, eiferte Rom gegen die Empörung katholischer Polen gegen den griechischen Herrn, da es doch nie gegen die Empörung gegen lutherische oder calvinistische Herrn geeifert? Und er sucht dieß folgendermaßen zu beantworten: „Rom sieht mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke, welche Gefahr seiner Herrschaft in Polen droht, wenn das Land wieder ein unabhängiger Staat werden sollte. Daher das bekannte Schreiben, das Gregor XVI. im Jahre 1832 an die polnischen Bischöfe richtete, und worin er den Aufstand in den stärksten Ausdrücken verdammte. Dieses Schreiben bezieht sich auf ein anderes von gleichem Inhalte, das während des Kampfes abgesendet ward, aber, wie der Papst klagt, nicht an seine Bestimmung gelangte. Diese Klage scheint nicht ganz gegründet zu seyn, und obgleich das päpstliche Schreiben nicht veröffentlicht worden ist, so muß es doch unter der Geistlichkeit in Umlauf gekommen seyn, da es eine bekannte Thatsache ist, daß die dem römischen Stuhle besonders ergebenen Mönche von dem Missionsorden den polnischen Soldaten die Lossprechung im Beichtstuhle versagten, weil sie gegen den Kaiser von Rußland gefochten hatten. Der Abbé Lamennais behauptet in seiner bekannten Schrift: Affaires de Rome, der Papst habe, besorgt, daß Oesterreich sich der Legationen bemächtigen möchte, von Rußland eine Gewährleistung jener Theile seines Gebietes erlangt, unter der Bedingung, daß das Schreiben an die Bischöfe erlassen werden sollte. Der Papst hatte allerdings Ursache, den glücklichen Erfolg des polnischen Aufstandes zu fürchten, da mehrere jüngere Geistliche sich über einen Plan zur Befreiung und Verbesserung der polnischen Kirche verständigt hatten, der auf den Grundlagen ruhte, daß eine gänzliche Trennung von Rom erfolgen, die Landessprache bei dem Gottesdienste eingeführt, die Priesterehe gestattet, die Hierarchie beibehalten, der Lehrsatz von der Brodverwandlung und die Ohrenbeichte dem Gewissen jedes Einzelnen überlassen werden sollte. Wir müssen die Bemerkung hinzufügen, daß die jetzt im preußischen Polen herrschende religiöse Aufregung keineswegs ein Beweis einer blinden Anhänglichkeit an den Romanismus, sondern nur eine Kundgebung des geschickt in jene Richtung geführten Nationalgefühles ist, welche durch die Vertheidigung des Romanismus die polnische Nationalität gegen den Einfluß des Deutschthums zu vertheidigen sucht." S. 403.

Graf Krasinski weist überdieß jede Aussöhnung mit einer Macht von der Hand, die unter allen Umständen zwei Grundsätze geltend gemacht und befolgt habe, welche ihm die Hoffnung rauben, daß für sein Polen je etwas durch sie gewonnen werden könne. Einmal, sagt er, gehe diese Macht als eine in der Idee universelle, auf die Vernichtung alles Nationalen aus und opfere ihren allgemeinen Zwecken unbedenklich jedes nationale Interesse. Sodann gewähre sie, indem sie Rechtsgleichheit sich

Digitized by Google

versichern lasse, dieselbe doch nie dem Gegenpart, man befinde sich also in ihrer Nachbarschaft nie sicher.

So sieht ein patriotischer Verbannter die Schutzmauer an, die Polen allein noch übrig ist. Wenn ein Russe dieß liest, wird vielleicht ein verächtliches Lächeln auf seinen Lippen zucken, denn wie der Jesuitismus einst von der Uneinigkeit unter den Protestanten so großen Vortheil zog, so muß auch Rußland bei der Uneinigkeit zwischen Katholiken und Protestanten als dritte Kirche gewinnen, wenn sie je mehr und mehr Raum auf dem alten Terrain der lateinischen und germanischen Kirchen gewinnt.

2) Persécution et souffrances de l'église catholique en Russie. Ouvrage appuyé de documents inédits par un ancien conseiller d'état de Russie. Paris, Gaume frères, 1842.

Wir haben mit Absicht der Anzeige dieses Werks eine Betrachtung über das Werk von Krasinski vorangeschickt, denn man kann die neue persécution nicht besser verstehen und würdigen, als wenn man die alte Geschichte der Jesuitenherrschaft in Polen studirt.

Seht da die Folgen jenes unbilligen Verfahrens gegen die Protestanten, jener langen Unterdrückung Andersdenkender! Seht, welche Saat aufgegangen ist aus dem Unfrieden, den ihr in Polen säetet, aus der langen Zerrüttung des Staats durch kirchlichen Eifer? Seht, wie furchtbar die Intoleranz sich gerächt hat und auf das Haupt derer zurückgefallen ist, von denen sie ausging! Jetzt seyd ihr alle verloren, die Verfolger wie die Verfolgten, Römische und Calvinistische, alle zugleich von einer dritten Kirche unterdrückt, die das schreckliche Handwerk der Infallibilität besser versteht, als ihr alle zuvor.

Mehr als drittehalb Millionen russische Katholiken sind gezwungen worden, zur griechischen Kirche überzutreten. Wetteifernd haben die Bischöfe vor dem Thron des allmächtigen Czaaren ihren Glauben niedergelegt. Die in Polen noch geduldeten Katholiken werden durch eine Ukase nach der andern der gleichen Bestimmung näher geführt. Kein katholischer Pfarrer darf seine Pfarrei, kein katholischer Geistlicher seinen nächsten Wirkungskreis verlassen, und muß zum kleinsten Ausflug in die Nachbarschaft einen Erlaubnißschein bei der weltlichen Behörde nachsuchen. Bei der strengsten Strafe ist ihnen verboten, irgend Jemand Beichte zu hören, der nicht aus ihrer Pfarrei ist. Katholische Grundbesitzer sind dafür verantwortlich gemacht, daß ihre griechischen Untergebenen aufs strengste die griechischen Festtage einhalten. Gemischte Ehen sind ganz verboten; der Katholik, der ein griechisches Mädchen, die Katholikin, die einen griechischen Mann heirathet, und die Kinder müssen griechisch werden. Wer den griechischen Glauben verläßt, dessen Güter werden vom Staat in Aufsicht und Verwaltung genommen, damit sich die Ketzerei nicht weiter ausbreite, abgesehen von anderweitigen gegen den Ketzer zu ergreifenden Maßregeln. Sogar der gregorianische Kalender soll dem julianischen weichen müssen, weil der letztere griechisch ist, ohne Rücksicht auf den von aller Welt anerkannten Vorzug des erstern in astronomischer Präcision.

Dahin ist es mit dem Katholicismus in Polen gekommen, der vor siebzig Jahren auf der Höhe seiner Macht jeden Vertrag mit den unterdrückten Dissidenten verschmähte und dadurch erst die Einmischung der Russen in die polnischen Angelegenheiten möglich machte und erleichterte. Mit welcher stolzen Verachtung und heimlichen Freude muß wohl ein echter Russe auf den Hader herabsehen, der sich in Deutschland wieder zu erneuern begonnen hat, wie er einst Polen zerrüttete. Schon wieder streiten Katholiken und Protestanten um ihre Rechte, nur nicht mehr an der Weichsel, sondern am Rhein und an der Donau. Desto besser, denkt der Russe, so gibt es vielleicht wieder Anlaß, sich einzumischen und so pflanzen wir gelegentlich unsre Fahnen weiter.

Was folgt aus diesen Betrachtungen? Daß der Mann, oder die Partei, von der das vorliegende Werk persécution und das kurz vorher erschienene de la Prusse ausgegangen sind, sehr Unrecht haben, den Protestantismus und Grácismus zugleich anzugreifen. Wenn diese Partei am Protestantismus nicht eine Vormauer gegen den Grácismus hätte, wie schlecht würde es mit ihren Hoffnungen stehen!

Der Verfasser entwirft ein finsteres, beinah apokalyptisches Bild von der Zukunft Europas, wenn erst Rußland in Konstantinopel herrschen und von dort aus alle alten Patriarchate der morgenländischen Kirche, Antiochia, Jerusalem, Alexandria, wieder mit sich vereinigen werde, wenn Ostrom über Westrom wieder jene Herrschaft üben werde, wie einst zur Zeit, in welcher der heilige Athanasius lebte. Es war voreilig von Görres, den Namen dieses Heiligen gegen Preußen und den Protestantismus zu brauchen. Das heißt, das Pulver von der Pfanne brennen lassen. Er wird den Heiligen einmal noch dringender anrufen müssen, wenn die Gesetze für Himmel und Erde werden von Konstantinopel ausgeschrieben werden. Genug, wenn es so weit käme, wie der über die Verfolgungen der katholischen Kirche in Rußland weinende Verfasser schwermüthig voraussieht, so würde man einsehen, daß es gar nicht an der Zeit war, sich mit den Protestanten zu überwerfen Angesichts der Griechen; so würde man froh seyn, in geschlossener Reihe mit den Protestanten gegen den julianischen Kalender auftreten zu können. Aber auch, wenn es nicht

Digitized by Google

so weit kommt, läge es doch wohl nahe, protestantische Staaten, von denen man früher oder später eine Verwendung für unterdrückte Parteien, sey es auch nicht aus religiöser Sympathie hoffen darf, nicht so gehässig anzugreifen, wie es gerade in dem französischen Buche geschehen ist, welches Vorläufer- und Pendant des vorliegenden ist.

Obgleich Parteischrift hat dieses Werk über Rußland doch auch historischen Werth, indem es eine sehr gute Auseinandersetzung der kirchlichen Verhältnisse Rußlands überhaupt enthält und Aktenstücke mittheilt, die bisher noch nicht bekannt waren.

Volksroman.

Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute von Jeremias Gotthelf. Zürich und Frauenfeld, Beyel, 1842.

Schon öfter haben wir in diesen Blättern Schriften von Jeremias Gotthelf (der wahre Name des Verfassers ist Bizius) erwähnt, die sich durch die treueste Naturwahrheit in Schilderungen aus dem schweizerischen Volksleben auszeichnen. In vorliegendem Werke schildert er einen Bauernknecht, der sich Anfangs der Lüderlichkeit ergab, nach mancherlei Prüfungen aber auf den bessern Weg kam. Ein ländliches Genrebild von überraschender Wahrheit, der Wirklichkeit wie aus dem Spiegel gestohlen. Eben deßhalb kommen darin auch wieder, wie in den frühern Werken des Verfassers, gemeine Charaktere und Situationen vor, die das ästhetische Gefühl verletzen; aber eben diese Schilderungen sind leider die wahrsten und enthalten die besten Lehren.

Der Knecht Uli wird als ein durch schlechtes Beispiel verdorbener Jüngling eingeführt. Betrunken heimgekommen, versäumt er die Pferde zu füttern. Da weckt die aufmerksame Bäurin ihren Mann, daß er statt des Knechts selber die Pferde füttere. „Was willst, was gibts? Du wirst auf müssen und füttern. Es hat schon halb fünf geschlagen und der Uli ist erst nach den Zweien heimgekommen und noch die Stiege herabgefallen, als er ins Gaden wollte. Es dünkte mich, du solltest erwachen, so hat er einen Lärm verführt. Er ist voll gewesen und wird jetzt nicht auf mögen, und es ist mir auch lieber, er gehe so gestürmt mit dem Lichte nicht in den Stall. — Es ist ein Elend heut zu Tag mit den Diensten, sagte der Bauer, während er Licht machte und sich anzog, man kann sie fast nicht bekommen, kann ihnen nicht Lohn genug geben, und zuletzt sollte man Alles selbst machen und zu keiner Sache nichts sagen. Man ist nicht mehr Meister im Hause und kann nicht eben genug trappen, wenn man nicht Streit haben und verbrüllet seyn will. — Du kannst das aber nicht so gehen lassen, sagte die Frau, das kömmt zu oft wieder, erst in der letzten Woche hat er zwei Mal gehudelt, hat ja Lohn eingezogen, ehe es Fasnacht war. Es ist mir nicht nur wegen dir, sondern auch wegen Uli. Wenn man ihm nichts sagt, so meint er, er habe das Recht dazu, und thut immer wüster. Und dann müssen wir uns doch ein Gewissen daraus machen, Meisterleut sind Meisterleut, und man mag sagen, was man will, auf die neue Mode: was die Diensten neben der Arbeit machen, gehe Niemand etwas an. Die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Hause, und was sie in ihrem Hause dulden und was sie ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich. Dann ist mir noch wegen den Kindern. Du mußt ihn in's Stübli nehmen, wenn sie z'Morge gegessen haben, und ihm ein Kapitel lesen. — Es herrscht nämlich in vielen Bauernhäusern, und namentlich in solchen, die zum eigentlichen Bauernadel gehören, d. h. in solchen, wo der Besitzthum lange in der Familie sich fortgeerbt hat, daher Familiensitte sich festgesetzt, Familienehre entstanden ist, die sehr schöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbaren Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. In stolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen; in ruhigem, gemessenem Anstande bewegen sich um und in demselben dessen Bewohner und über die Bäume schallt höchstens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme der Menschen. Es wird nicht viel und laut getadelt. Mann und Weib thun es gegen einander nie, daß es Andere hören; über Fehler von Dienstboten schweigen sie oft, oder machen gleichsam im Vorbeigehen eine Bemerkung, lassen bloß ein Wort, eine Andeutung fallen, daß es die Andern kaum merken. Wenn etwas Besonderes vorgefallen oder das Maaß voll geworden ist, so rufen sie den Sünder ins Stübli, und zwar so unvermerkt als möglich, oder suchen ihn bei einsamer Arbeit auf, und lesen ihm unter vier Augen ein Kapitel, wie man zu sagen pflegt, und dazu hat der Meister gewöhnlich sich recht vorbereitet. Er liest dieses Kapitel in vollkommener Ruhe, recht väterlich, verhehlt dem Sünder nichts, auch das Herbste nicht, läßt ihm aber auch Gerechtigkeit widerfahren, stellt ihm die Folgen seines Thuns in Bezug auf sein zukünftig Schicksal vor. Und wenn der Meister fertig ist, so ist er zufrieden, und die Sache ist so weit abgethan, daß der Abkapitelte oder die Andern im Betragen des Meisters durchaus nichts spüren, weder Bitterkeit, noch Heftigkeit, noch etwas Anderes. Diese Kapitelten sind meist von guter Wirkung, wegen dem

Väterlichen, das darin vorherrscht; wegen der Ruhe, mit welcher sie gehalten werden; wegen der Schonung vor Andern. Von der Selbstbeherrschung und ruhigen Gemessenheit in solchen Häusern vermag man sich kaum eine Vorstellung zu machen. — Als der Meister im Stall fast fertig war, kam Uli auch nach, aber stillschweigend; sie sagten kein Wort zu einander. Als die Stimme aus der Küchethür zum Essen rief, ging der Meister alsobald zum Brunnentrog und wusch die Hände; aber Uli drehte noch lange, ehe er kam. Er wäre vielleicht gar nicht gekommen, wenn die Meisterin nicht eigenmündig ihm noch einmal gerufen hätte. — Er schämte sich, sein Gesicht zu zeigen, das braun, blau und blutig war. Er wußte nicht, daß es besser ist, sich vor einer Sache zu schämen, ehe man sie thut, als hinterher über eine Sache, wenn sie gethan ist: aber er sollte es erfahren. — Ueber Tisch fiel keine Bemerkung, keine Frage, welche ihn betroffen hätte, nicht einmal spöttische Gesichter durften die beiden Mägde machen, denn der Meister und die Meisterfrau machten ernsthafte. Als aber abgegessen war, die Mägde die Schüsseln hinaustrugen, und Uli, der zu letzt fertig war, die Ellbogen ab dem Tisch hob und die Kappe wieder auf den Kopf setzte, also gebetet hatte und auch hinaus wollte, sagte der Meister: „Kumm, los neuis (Etwas)," ging ins Stübli und machte hinter ihnen zu. Der Meister setzte sich oben zum Tischli, Uli blieb an der Thüre stehen und machte ein Schafsgesicht, das sich gleich leicht in ein trotziges oder ein reumüthiges verwandeln ließ. — Uli war ein großer, schöner Bursche, noch nicht zwanzig Jahre alt, von kraftvollem Aussehen, aber mit etwas auf seinem Gesichte, das nicht auf große Unschuld und Mäßigkeit schließen ließ, das ihn im nächsten Jahre leicht zehn Jahre älter konnte aussehen lassen. — Hör, Uli, hob der Meister an ꝛc." In dieser Weise ist, völlig treu nach dem Leben, der ganze Roman geschrieben.

Uli hat sich unter andern auch mit einem Mädchen eingelassen, auf die leichtsinnigste Weise, sogar ohne Neigung. Hier deckt uns der Verfasser eine der traurigsten Seiten des Landlebens auf. „Uli gehörte unter die vielen, vielen Bursche, welche aus Großthuerei die leidige Sitte des Kiltganges treiben so früh möglich, welche dabei ohne Gewissensbisse, ich möchte fast sagen, ganz gedankenlos, alles treiben, was Lust und Gelegenheit ihnen darbieten; welche ohne Ahnung von Gefahr flattern um das Licht, wie die Fliegen, und auf eine, wenn man dieser Leute Gedankenlosigkeit nicht kennte, fast unglaubliche Art aufschrecken, wenn die nothwendigen natürlichen Folgen eintreten, wenn ein Mädchen sie der Vaterschaft beklagt; aufschrecken wie Menschen, die man mit verbundenen Augen an einen Abgrund geführt, ihnen die Binde erst abnimmt, wenn man sie hineinstößt. Bei ihnen wird nie Liebe sichtbar, so bald ein Mädchen sie anklagt; sie fliehen die Mädchen, mit welchen sie früher so zärtlich gethan, sie so oft zu Gast gehalten, nicht nur, sie hassen sie recht eigentlich. Und dieß wollen die Mädchen trotz tausendfältiger Erfahrung nie begreifen, die Mädchen, welche mit ihrer lästerlichen Willfährigkeit, ja Zutäppigkeit sich Huld und Liebe zu erwerben und zu erhalten meinen."

Nicht minder wahr und abschreckend ist, was der Verfasser von dem auf dem Lande unter Verwandten herrschenden Neide und von den tausenderlei Gemeinheiten sagt, die aus der Vermischung alter, aber gutmüthiger Volksrohheit mit der Pfiffigkeit der Halbkultur entstanden sind; oder mit andern Worten aus der Einimpfung städtischer Moden und Laster auf das Landleben, und aus der Emancipation der Kinder vom Gehorsam gegen die Eltern, der Dienstboten von der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit. Unter andern findet sich hier auch eine gute Schilderung der Kleiderhoffahrt, die aus der Stadt aufs Land gezogen ist.

Je unbehaglicher so vieles in diesem Spiegelbilde der Wirklichkeit ist, um so erfreulicher ist es, daß der Dichter wenigstens auf einen heitern und befriedigenden Schluß bedacht gewesen ist, denn Uli wird durch seine kräftige Natur, durch gute Lehren, die er annimmt und endlich durch ein braves Mädchen, das er heirathet, vollständig gerettet und dem Glück in die Arme geführt.

Biographie.

Biographie des Herzogs Ferdinand von Würtemberg, k. österreichischen Feldmarschalls. Von J. B. Schels. Wien, Braumüller und Seidl, 1841.

Die Lebensgeschichte eines durch seine persönlichen Eigenschaften, wie durch seine hohe Stellung ausgezeichneten Herrn, den neben seinen militärischen Verdiensten vornehmlich auch der Ruhm der Humanität und eines seltnen Wohlthätigkeitssinnes schmückte. Der Biograph theilt übrigens nur das Offizielle, hauptsächlich seiner militärischen Laufbahn mit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. September 1842.

Italienische Dichtkunst.

Der geraubte Eimer von Alessandro Tassoni. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Ein berühmtes Gedicht von der Gattung der sogenannten komischen Heldengedichte. Doch unterscheidet sich Tassoni von Ariost, Bojardo und Fortiguerra dadurch, daß er sich nicht in einer willkürlich geschaffenen Mährchenwelt bewegt, sondern wirkliche Geschichte, nur auf höchst burleske Weise, vorträgt. Dieß unterscheidet ihn auch von Blumauer, mit dem ihn der Herausgeber in mancher Beziehung vergleichen zu müssen glaubt. Blumauer travestirte den Homer und Virgil, indem er ihren Stoff beibehielt; Tassoni travestirt sie auch, aber an einem ganz andern Stoffe. Wirkliche Geschichte auf diese launige Weise aufzufassen, ist mehr werth, als wenn ein Dichter nur dem andern den Hohlspiegel vorhält. In dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf eine selbst in der tollsten Laune nie zu veräußernde Noblesse steht Tassoni unendlich höher, als unser erzgemeiner Blumauer. Doch mag uns die Wahl des geschichtlichen Stoffs nicht behagen. Wir sind gewohnt, den Kampf der Ghibellinen und Guelfen von seiner ernsten Seite aufzufassen und namentlich im Untergang der Hohenstaufen eins der erschütternsten Trauerspiele zu sehen, was je über die Weltbühne gegangen. Und gerade in dieser tieftragischen Zeit spielt die Burleske Tassonis. Ihr Gegenstand ist die Gefangennehmung des liebenswürdigen König Enzio, des letzten Hohenstaufen, der sein ganzes ruhmvolles Geschlecht im Kerker zu überleben bestimmt war. Diese Personen und Ereignisse zur Farce herabgezogen zu sehen, thut dem deutschen Herzen weh. Doch der italienische Dichter hatte begreiflicherweise einen andern Standpunkt und das Ende der Hohenstaufen konnte ihn nicht rühren, wie einen Deutschen.

Der Inhalt des Gedichts ist kürzlich: Die Einwohner von Modena kämpften als Ghibellinen mit denen von Bologna, die bekanntlich eifrige Guelfen oder Papisten waren. Einmal liefen die ersteren im Verfolgen so hitzig den letzteren nach, daß sie in Bologna selbst eindrangen und, obgleich wieder zurückgeworfen, doch einen Eimer, den sie von einem Brunnen in der Stadt abrissen, als Beute mit hinweg führten. Dieß zog den Bolognesern unerträglichen Spott zu und um die Rückgabe des Eimers entspann sich nun ein mörderischer Krieg. Den Modenesern half Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Enzio, den Bolognesern der Papst. Dieser Krieg wird nun von Tassoni in achtzeiligen Stanzen besungen und wie es auf den ersten Blick scheint, unleidlich langweilig, da fast von nichts die Rede ist als von Ausmärschen und Schlachten und Einzelkämpfen. Doch treten uns aus diesem Gewühl viele gar komische Züge entgegen. Die antiken Götter übernehmen hier dieselbe Rolle, wie bei Homer, sehen vom Olymp herab dem Kampfe zu und mischen sich in denselben, indem sie der einen und andern Partei beistehen.

Auf Fama's Schwingen zum Olymp getragen,
Kam vor den König Zeus die Neuigkeit:
Italien sey mit Krieg und dessen Plagen
Um einen Eimer vom Geschick bedräut;
Zeus, dem die Menschen sehr am Herzen lagen,
Empfand darüber großes Herzeleid.
Und rief in seinem Reich mit Glockenschlägen
Die Götter des Homer, um Rath zu pflegen.

Maultiergetragne Sänften, Staatskarossen,
Statt Rädern roll'nde Sterne eingesetzt,
Nebst prächtig aufgezäumten Sattelrossen
Verließen des Olympus Ställe jetzt.
In reichgestickten Livereien schlossen
(Das Gold und Silber war noch nie erschätzt)
Sich die Lakai'n an, ihre Herrlichkeiten,
Die Götter, nach Zeus' Hofhalt zu geleiten.

Digitized by Google

Erſt kam ein Phaethon und dieſen führte
Der Prinz von Delos, der drin aufrecht ſtand,
Weil er das braune Sechsgeſpann regierte,
Das ſchäumend brauſende, mit feſter Hand.
Er trug Hiſpanias goldnes Vließ, ihn zierte
Ein Sammtbarett und ſcharlachnes Gewand,
Und vier und zwanzig Dirnen, ſchön und fein,
In Stiefeletten liefen hinterdrein.

Auf einem biſignaner Zelter ritt
Pallas, die ſtolzen Augen hoch getragen,
Das Kleid, halb ſpaniſcher, halb griech'ſcher Schnitt,
War faſt bis zu den Knien heraufgeſchlagen,
Und das geflocht'ne Haupthaar, das ſich mit
Goldſtem miſchte, ſah man überragen,
Von eines Reiherbuſches mod'ſcher Pracht,
Am Sattel war der Säbel feſtgemacht.

Dann kam die Liebesgöttin mit zwei Wagen,
Die Grazien, ſie, Sohn Amor neben ihr
In einem, der, mit Purpur ausgeſchlagen,
Bedeckt war von des Goldes reichſter Zier.
Im zweiten ſaßen mit viel Selbſtbehagen
Die Kämmerer, der Göttin Cavalier,
Des Kleinen Gouverneur, Geheimeräthe,
Zuſammt dem Ober-Mundkoch Herrn Paſtete.

Saturn, der alte katarrhal'ſche Mann,
Kam, weil des Tags er früh mediciniret,
In einer Portechaiſe langſam an,
Von deren Sitz ein Leibſtuhl iſt maskiret.
Auf einem Hengſt, der Sprünge machen kann,
Die ganz unglaublichen, war Mars montiret;
Auf ſeinem Hut ein rother Federſtuz,
Küraß und Puffenbeinkleid all ſein Puz.

Als Platz genommen auf dem ſternbeſä'ten
Parquet des ſel'gen Reichs Areopag,
Verkündigten Zeus' Ankunft der Trompeten
Geſchmetter und der Pauken Wirbelſchlag;
Woran des Himmels Notabilitäten,
Der Hofſtaat und die Diener dieſen nach,
Mit ſeiner Keule Held Alcid zuletzt,
Als Obriſter der Leibwacht vorgeſetzt.

Er traf das Volk, zum offenkund'gen Zeichen,
Daß ihm der Wahnſinn noch den Kopf verdreht,
Bald rechts bald links mit ſchweren Keulenſtreichen,
Wenn es des Königs Weg beengend ſteht.
Betrunk'nen Schweizern war er zu vergleichen,
Die mit unziemlicher Brutalität,
Dem Papſt voran, an hohen Kirchentagen
Hier einen Arm, dort einen Kopf zerſchlagen.

Mercurius kam mit einem Sack gegangen
Und ſeines Vaters Perſpectiv und Hut;
Der Sack verbarg die ſchriftlichen Verlangen
Der Sterblichen, um Ehre, Glück und Gut;
Und zwei geheime Sitzungsſtühl' empfangen
Sie dann in Zeus' Gemächern; er geruht
Mit viel Bedacht am Abend und am Morgen
Die Signatur perſönlich zu beſorgen.

Und ſo weiter. Auch die Kampfſcenen ſind zuweilen ſehr burlesk. Einen der genialſten Gedanken finden wir in folgenden Verſen des vierten Geſanges:

Er ſchlug den Braghetton von Bibianelle,
Einſt röm'ſchen Hofmann — heut noch ſind zu leſen
Links unten an Montecavallos Schwelle
Deß Namen eingegraben —; auserleſen
War dieſes Edlen treffliches Gefälle.
Recht wär's dem Tonnenbauchigen geweſen,
Hätte der Himmel ſein Gebet erhört
Und in Albanerwein das Meer verkehrt.

Der ſelb'ge Schlag, der durch den Wanſt ihm fuhr,
Durchſtieß auch den am Sattel häng'nden Schlauch,
Hin floß der Wein und hin das Blut; doch nur
Den Wein beklagt' er, nicht das Blut ſo auch.
Der flieh'nde Geiſt wandt' von des Blutes Spur
Zurück zum Weine ſich, nach altem Brauch,
Froh, aus dem ſchwamm'gen Körper fortgetrieben,
Den ſüßen Duft zu ſchlürfen nach Belieben.

Obgleich das Gedicht ungefähr zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und der furchtbaren katholiſchen Reaktion geſchrieben iſt, welche die Reformation in ihre Quelle zurücktreiben und mit allen ihren Folgen von der Erde verſchwinden machen ſollte; ſo ſpricht ſich der Dichter doch aufs ungezwungenſte auch über die Reſpektsperſonen der Kirche aus. Der Papſt ſchickt den Biſchof von Vienne als Nuntius den Bolognefern zu Hülfe. Von dieſem nun heißt es:

Als er nun von Vienne fortgeritten,
Geſchah es, daß ſein niederträcht'ges Pferd,
In einem Alpenflußbett' ausgeglitten,
Hinſtürzt und den Prälaten unbeſchwert
Zu unterſt und, nach ſchlechten Poſtgaulsſitten,
Sich ſelbſt zu oberſt auf den Reiter kehrt.
Der Nuntius kam zwar wieder auf die Beine,
Doch ausgefallen war der Schultern eine.

Nicht konnt' er unterwegs den Schaden flicken,
Und ſo kam er in einer Sänfte nach
Bologna, eben als ins Feld zu rücken
Erſchienen war der angeſetzte Tag.

Digitized by Google

Don Santi mußt' ihn mit dem Chorhemd ſchmücken;
Aufs Thor geſtiegen ſah er dann gemach
Den Ausmarſch und es beugten ihm zur Ehre
Vor ſeinen Füßen ſich Panier' und Speere,

Und mit der Hand leutſeligem Bewegen
Gab er den Völkern im Vorüberziehn
Und ſo weit ausgeholt der Kirche Segen,
Daß dieſer meilenlang zu reichen ſchien.
Dieß ſehend, knieten bei den Kreuzesſchlägen
Die Streiter alle hin, indem ſie ſchrie'n:
„Der Papſt und Der, den er geſendet hat,
Sie leben, Kaiſer Friedrich pereat.“

Weil er, den rechten Arm noch in der Binde,
Den Segen mit der linken Hand geſpendet,
Schrieb man dem Papſte: Ghibellin'ſcher Sünde
Sey ſein Geſandter ſchmählich zugewendet ꝛc.

Eine der meiſterhafteſten Schilderungen iſt der Kampf der Winde um die Venus. Hierbei fällt der Dichter aus der immer etwas gemeinen Traveſtie (die uns die olympiſchen Götter in modernen Hofkoſtümen zeigt) glücklicherweiſe heraus und nähert ſich dem echten klaſſiſchen Dichtergeiſte.

Geſpiegelt in dem Meer, deß Ebenheit
Das Frühlicht ſchmückt mit blitzenden Smaragden,
Sah man den Himmel das ſaphirne Kleid,
Die ew'ge Schönheit wolkenfrei betrachten;
Des Sturms Gewalt ſchien mit Behaglichkeit
Die Wellen für ein Ruhebett zu achten,
Zephyr' allein, ſüß flüſternd, hoben kaum
An Thetis' Kleid in Kräuſelwell'n den Saum.

Der Liebe Regung und Verlangen grüßen
Die Fahrt des Götterweibs von Ort zu Ort;
Die Meeresfläche ſchwillt empor, zu küſſen
Der Barke ſilberreich verzierten Bord;
Die liebeskranken Fiſch' und Ufer müſſen
Beneiden jetzt der Wellen kühlen Hort.
Die Ruder und das Segelwerk bedienen
In nackter Kinderſchönheit Amorinen.

Delphinenſchwärme ſind auf beiden Seiten
Geſellt Cytherens wonnereicher Fahrt,
Und Nereiden, gaukelnde, begleiten
Sie hold zu feſtlich frohem Tanz geſchaart.

Jetzt, als ſie nah den Mündungen der Ufer,
Erwacht der Süd in Libyens Wüſtenei'n,
Wo er gebeut; er wirft ſich ſauſend über
Die Ufer und ſtürmt in das Meer hinein.
Das Silberſegel hier erblickend trieb er
Gewohnten Uebermuth, es fiel ihm ein,
Zu ſehn, wer in dem ſchönen Schiffchen wäre,
Und ſieht, die Göttin ſey's der dritten Sphäre.

„Halt ein,“ brüllt er, in Zorn und wüth'gem Neide
Losſtürmend auf den Weſt: „Halt ein, Du Wicht,
Sonſt jag' ich Dich ins tiefſte Eingeweide
Der Erd' und nimmer kommſt du mehr ans Licht;
Der Tochter Zeus', des Höchſten, zum Geleite
Taugſt nimmer Du, mir überlaß die Pflicht,
Sorg Du der Schwalben Zug zu escortiren,
Und daß im Mai die Eſel Liebe ſpüren.“

Der Weſt, ſo überfall'n, weiß, daß nicht gnüglich
Allein er kann dem Stärkern widerſtehn,
Und weckt in Eil den Bruder Nordwind klüglich,
Der noch im Schlaf lag auf den Alpenhöh'n;
Auf fährt wild zornig der, um unverzüglich
Herniederbrauſend auf das Recht zu ſehn,
Stürmt Dächer weg, reißt Eichen aus dem Land,
Wirft himmelhoch des Meeres tiefſten Sand.

Der Süd, dem ſchon ein tobendes Gebrülle
Verkündiget, wie nah das Brüderpaar,
Schickt ſich zum Widerſtande, denn ſein Wille
Bleibt ungebeugt vom Drohen der Gefahr.
Er ſammelt ſeiner Kräfte ganze Fülle
Und raſ't von Libyen fort; denn ihm iſt klar,
Den Herrſcher Syriens, den Sirocco, müſſ' er
Eilt'n, dann ſey der Tollheit Sieg gewiſſer.

Raſch trifft Sirocco ein und nunmehr fallen
Sie auf dem Meer ſich an in grimmer Schlacht;
Die Luft, der Himmel trübt ſich, Wolken ballen
Sich dicht und ſchwer und hüll'n die Sonn' in Nacht,
Die Winde heul'n, mit grauſ'gem Widerhallen
Tobt brandend am Geſtad der Wogen Macht;
Der Erderſchütterer Poſeidon ſchien
Im Kampf mit Zeus und Pluto ſich zu mühn.

Aus den geborſtnen Wolken Blitze ziſchen,
Und kreuzen flammend ſich am Firmament,
Die Erd' und Luft, das Feu'r und Waſſer miſchen
Chaotiſch ſich zu einem Element,
Des Donners fürchterlichem Roll'n inzwiſchen
Noch raſender der Winde Kampf entbrennt,
Den Himmel, der ihm drohet, zu beſtürmen,
Sieht man des Meeres Well'n ſich ſchäumend thürmen.

Das niedre Oſtia ſchon verdeckt vom Meere,
Trat aus den Well'n Cap Anzio empor;
Da hörte den Tumult, da ſah Cythere
Das Unheil angeregt vom Süd, dem Thor,

Digitized by Google

Und eilig, eh die Flucht unmöglich wäre,
Entfloh aus dem Gewühl der Nymphen Chor;
Voll Zorn ließ jetzt, frei von des Schleiers Hülle,
Sie sehn dem Himmel ihrer Schönheit Fülle.

Und gärnend in der Elemente Wüthen,
Hat schon beschwichtiget sie den Tumult,
Der Wetterwolken Nacht zerstreut! denn Frieden
Schuf sie mit einem einz'gen Blick der Huld;
Die Stürme, vor der Göttin zitternd, knieten
Zu ihrem Fuß in schweigender Geduld;
Doch nur den Südwind nahm sie auf das Korn
Und biß sich in den Finger schier vor Zorn.

Die in diesen wenigen Proben enthaltenen anmuthigen Bilder rechtfertigen hinlänglich den Entschluß des Herrn Kritz, das Gedicht Tassonis zu übersetzen, und wir wünschen ihm viele theilnehmende Leser.

Geschichte.

1) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von Prof. W. Drumann. Fünfter Theil. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1841.

Dieser neue Band des großen und inhaltreichen Werkes umfaßt die drei Geschlechter der Pomponier, der Porcier und der Tullier. Da die Porcier zugleich die berühmten Catonen sind, so enthält also dieser Band die Geschichte des älteren und jüngeren Cato, und unter den Tulliern glänzt vor allen der berühmte Cicero, dessen ausführliche Lebensgeschichte mehr als zwei Drittheile dieses Bandes einnimmt.

Herr Drumann hat mit unermüdlichem Fleiße diese Biographien aus allen uns erhaltenen Quellen zusammengetragen und vergegenwärtigt uns die Männer und ihre Zeit dergestalt, daß wir oft eine unsrer ausführlichen Zeitungen oder moderne Memoiren in der Hand zu haben glauben, indem wir nicht nur die öffentlichen Reden und Handlungen, sondern auch die geheimen Verabredungen und Korrespondenzen kennen lernen. Auch erinnert in jenen alten Geschichten Vieles an unsre eigne Zeit. In der Katastrophe der römischen Welt zeigt sich in vieler Hinsicht etwas Vorbildliches für die moderne Welt. Wie jener große Cäsar der Napoleon seiner Zeit war, und Octavianus Augustus der Gründer der legitimen Despotie, so war in Cato von Utica auch die republikanische Opposition repräsentirt; Cicero aber ist das Vorbild aller Doctrinäre, die der Opposition das Spiel verderben, ohne den Despotismus dämmen zu können und deßhalb mit jener zuletzt immer diesem zum Opfer fallen. Die Geschichte Ciceros und Cäsars liefert den besten Kommentar zu den wichtigsten Begebenheiten auch unsrer Zeit. Es ist der Kampf der Rede mit der That, des Gedankens mit dem Willen, des Advokaten mit dem Krieger, der konstitutionellen Defensive mit der absolutistischen Offensive.

Man muß es daher beklagen, daß lehrreiche Werke dieser Art gewöhnlich, weil man sie für zu gelehrt hält, auch nur in die Hände der Gelehrten und nicht in die des politisirenden Publikums kommen, dem sie doch vor allem interessant seyn müßten. Wir glauben wenigstens unsern Theils darauf aufmerksam machen zu müssen, daß man sich über Ursprung und Wesen des Doctrinarismus nirgends besser Aufschluß holen kann, als in der Geschichte des alten redseligen Cicero.

2) Der zweite punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Von L. Freiherrn von Vincke. Berlin, Besser, 1841.

Als Vorarbeit zu einer ausführlicheren Geschichte des zweiten punischen Krieges. Der wahrscheinlich noch junge Verf. bringt mit viel Eifer und Scharfsinn in die karthagische Strategie ein und erörtert insbesondere die Frage, die schon oft die Kriegsgelehrten beschäftigt hat, warum Hannibal, nachdem er bei Cannä gesiegt, sich nicht auf Rom selbst geworfen habe. Der Verf. glaubt die Antwort auf diese Frage im Charakter des Feldherrn selbst zu finden, der von dem einmal gefaßten Plane, sich erst in Unteritalien festzusetzen und Rom nicht eher als nach Hasdrubals Ankunft anzugreifen, nicht habe abgehen wollen.

3) Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Von Otto von Mirbach. Zwei Bände. Mitau, Lucas, 1841.

Mit seltnem Fleiß hat der Verf. die Alten studirt und ihr öffentliches, noch mehr aber ihr Privatleben in Briefen, die er aus den Zeiten Cäsars datirt, abgespiegelt. Er geht darin bald auf Kriege und Politik, bald auf Sitten und Moden ein und bemüht sich, möglichst alle Seiten des antiken Lebens zu beleuchten, womit er schon in vier früher erschienenen Bänden einen rühmlichen Anfang gemacht hat. Sein Werk reiht sich auf würdige Weise denen von Barthelemy, Böttiger ꝛc. an und erspart gewiß vielen Lesern, die vom Leben der Alten Kenntniß nehmen wollen, mühevollere Studien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. September 1842.

Reise.

Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon ꝛc. Mit steter Hinsicht auf Kultur, Verwaltung ꝛc. Nach dem Englischen von Dr. Guttenstein. Heilbronn, Drechsler, 1842.

Obgleich der Verfasser hauptsächlich nur kurze statistische und topographische Skizzen an einander reiht, so gibt er doch auch manche anziehende Charakteristik des Volks und seines gegenwärtigen politischen Zustandes, und man mag dieses Buch neben den vielen andern, die in neuerer Zeit über Spanien erschienen sind (von Hailbronner, der Gräfin Hahn, Höfken ꝛc.), noch immer mit Interesse lesen.

Mit der Hauptstadt der spanischen Monarchie scheint unser Reisender am wenigsten zufrieden gewesen zu seyn. Während er den Bewohnern der Provinzen viel Gutes nachsagt, bemerkt er über die der Hauptstadt: „Madrid ist der Sitz des Verderbens jeder Art; alle Mißbräuche der Monarchie finden hier ihren Mittelpunkt; keine Sache ist so schlecht, kein Verbrechen so verabscheuungswerth, wofür man nicht hier einen Vertheidiger fände, in diesem Gemische von Charakteren, wo die Gewohnheit des Intriguirens und Ränkeschmiedens das eigenthümliche Gepräge der ganzen Gesellschaft bildet. Daher der Mangel an Offenheit, wo beständig von Biederkeit die Rede ist, daher jene nichtssagenden Versicherungen, deren Lauterkeit bei näherer Prüfung sogleich verschwindet, daher jene schwache Sympathie mit dem übrigen Theil der Nation, von dem sie getrennt ist; sie scheint nur die Bevölkerung einer lybischen Oase zu bilden, unbekümmert um die Wirbelwinde, welche ganze Karavanen vor ihren Thoren niederwerfen und vernichten. — Den bei Weitem für Fremde zugänglichsten Theil der Gesellschaft bilden die Bewohner der Provinzen, welche nothwendige Geschäfte oder andere Ursachen zu einem temporären Aufenthalt in Madrid nöthigen und die ihre heimathlichen Sitten und Gewohnheiten gegen den Einfluß der Residenz bewahren. Im Gegensatz zu allen übrigen Ländern finden sich die besten Sitten nicht in der Hauptstadt, wo sie durch ihre Vermischung mit Fremden ganz entartet sind; die echten spanischen Sitten muß man auf dem Lande oder in den Provinzialstädten suchen. Das Charakteristische einer Person, welche lange in Madrid gelebt hat, entdeckt sich auf den ersten Blick. Das Streben der Gesellschaft geht darauf hinaus, alles Neue in der Mode und den geselligen Sitten einzuführen und mit Ausnahme des Prado und der Plaza de Toro findet sich wenig Spanisches in Madrid." S. 32.

Bei der Charakteristik des spanischen Volks überhaupt bestrebt sich der Verf. besonders die maurischen, orientalischen Züge in den Sitten und in der Handlungsweise, wie im Physischen, nachzuweisen. „Der Nationalcharakter," sagt er S. 209, „ist in hohem Grade frei und offen; jedoch wenn man irgend ein Laster als das vorherrschende bezeichnen sollte, so ist es Betrug und Doppelzüngigkeit, die in einem ungewöhnlichen Grade sich vorfinden. Dieses ist ohne allen Zweifel orientalisch und geht vom Staatsoberhaupt abwärts. Wenn ein in Ungnade gefallener Minister eine letzte Audienz bei seinem Könige hat, so wird ihm in der Regel aus dem königlichen Munde eine Zigarre präsentirt, das höchste Zeichen der Herablassung und der guten Laune, wie das Ohrzupfen Napoleons; unmittelbar hierauf findet er, wenn er in seinen Wagen steigt, eine Suspensions- und Verbannungsordre nach einem entlegenen Orte: ein ganz orientalisches Verfahren. — Auf gleiche Weise kann man ein anderes vorherrschendes Laster bezeichnen — die Bestechung. So allgemein ist es, daß nichts, weder Gutes noch Schlimmes, ohne sie bewirkt werden kann, und es könnte scheinen, als erstrecke sie sich auf alle Klassen der Gesellschaft. Gleichwohl ist der Nationalcharakter das

Digitized by Google

Gegentheil davon, denn wenn man die famose Routine der Gerichtshöfe und der öffentlichen Aemter bei Seite läßt, kann man unzählige Fälle finden, wo man den edelsten Beweisen von Uneigennützigkeit begegnet. Eine seltsame Modifikation von Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, findet sich in der Art, wie man Geschenke gibt. Um ihren Erfolg zu sichern, ist eine gewisse Delikatesse und Gewandtheit nothwendig und im Allgemeinen müssen sie so dargeboten werden, als wenn der Geber von dem andern es als eine Gunst verlangte, sie anzunehmen. Im Allgemeinen nimmt man diese Gaben, ohne dafür vielen Dank zu erstatten — eine Sonderbarkeit bei einem auf die Formen der guten Lebensart so aufmerksamen Volke. Die Ursache scheint in dem Gefühle zu liegen, daß das Geben bis zu einem gewissen Grade eine Sache des Herkommens und eine Pflicht ist — eine ebenfalls aus dem Orient herübergekommene Maxime." — In Uebereinstimmung damit heißt es S. 238: „Viele der seltsamen Anomalien, welche dieses Land aufzuweisen hat, verdanken ihren Ursprung dem Bemühen, das Joch dem Nacken eines Volkes anzupassen, das, von Natur überaus ungeduldig, sich zwar leicht führen, aber in keiner Weise gern treiben läßt. In Folge dieser Umstände verstand man sich häufig zu einer Art von Vergleich und während man ihm den Genuß eines gewissen Grades von Freiheit einräumte, machte man Fortschritte in Zerstörung des Restes derselben. So kam es, daß bis zur französischen Invasion kein Volk, in einem gewissen Betrachte, einen größern Grad von Freiheit genoß, und weniger, was direkte Einmischung betrifft, von der Regierung abhing, als die Spanier. Die Abgaben waren im Allgemeinen niedrig, wenigstens drückten sie nicht fühlbar, da die Ausgaben großentheils durch das amerikanische Geld, welches durch seine höchst erwünschte Zirkulation die Maschine in steter Bewegung hielt, bestritten wurden. — Jede Provinzialhauptstadt war der Mittelpunkt eines Systems, das sich durch seine eigene Achse drehte, und von dem allgemeinen Feuerherde in Madrid, mit welchem sie bloß dem Namen nach in Verbindung stand, nur wenig Wärme erhielt. Die untergeordneten Theile dieses Systems trugen denselben Charakter und jeder Alcade war, wie es noch jetzt in hohem Grade der Fall ist, eine Art von getrennter, unabhängiger Behörde, kaum eine andere als seine eigene Jurisdiktion anerkennend und nur mit Mühe zum Gehorsam gegen höhere Befehle gebracht. Derselbe Geist der Unabhängigkeit ist noch auf andere Art thätig: wo offener Widerstand unausführbar oder unvermeidlich ist, ersinnt man einen sichern Weg, ihn indirekt ins Werk zu setzen, indem man die Befehle umgeht, hinausschiebt und im Detail dagegen ankämpft; eine Guerilla von Büreaubeamten ermüdet durch eine Reihenfolge unabsehbarer Antworten und Repliken endlich die obere Behörde oder lenkt ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt. Dieß ist die Lieblingssitte, die durch das ganze Land herrscht. Vielleicht aus natürlicher Anlage hierzu, in Verbindung mit Gewohnheit und Erfahrung, trifft man wenige Männer im Staatsdienste, die ohne Talent sind, welches in manchen Fällen oft ganz außerordentlich ist. Dieses System gegenseitigen Beistandes und gegenseitiger Nachsicht bei vorkommenden Fällen ist so vollständig organisirt, daß es für jene, welche Geschäfte zu betreiben haben, nichts nutzt, wenn sie bloß die höchste Behörde gewinnen; sie müssen sich die Zustimmung eines jeden, bis zu dem Thürsteher herab, verschaffen, sonst wird sich ihnen irgend ein Hinderniß entgegen stellen und höchst wahrscheinlich ihren Plan zu nichte machen; es ist dieß eines der Hauptgebrechen der spanischen Verwaltung. Die Parteien, welche auf diese Art anscheinend in Harmonie und Eintracht handeln, sind öfters die bittersten und unversöhnlichsten Feinde, welche einander zu untergraben und zu vernichten suchen — ein ganz orientalischer Zustand der Dinge. Da die Oberen durchaus nicht geneigt waren, ihrer Macht, welche bei Anstellung einzelner Delegaten ihren Händen entschlüpft wäre, zu entsagen, so nahmen sie zu einem seltsamen Auskunftsmittel ihre Zuflucht, nämlich dem, durch Anstellung paralleler Behörden zu neutralisiren, indem sie statt der Einheit die Theilung zur Aufrechthaltung ihres Einflusses einführten. Dieses Geheimniß besteht darin, daß man Beamte von ganz entgegengesetzten Eigenschaften zusammenstellt, damit sie sich gegenseitig die Wage halten und dieß erstreckt sich auf alle Verwaltungszweige. Ein kühner, unerschrockener Offizier wird mit einem schwächlichen Feigling zusammengejocht, ein Verfahren, das dem gleichkommt, todte und lebendige Körper zu verbinden. Das Jugendliche und Veraltete, das Verdorbene und Reine, das Kühne und Unerschrockene neben dem Furchtsamen und Niedern sieht man in beständiger Berührung. Alle diese widerstrebenden Elemente sind so gegen einander abgewogen, daß beinahe die ganze Kraft der Maschine für die Reibung verwendet wird und das kleinste Versehen dabei dem Publikum zu statten kommt. Diese Ursachen werden zum Theil viele der seltsamen Erscheinungen des Freiheitskrieges erklären und manche sonst unauflösliche Frage beantworten."

Zu den orientalischen Charakterzügen der Spanier muß man auch ihren Haß gegen die Polizei rechnen. Dieses Institut nahm freilich bei ihnen den Charakter der Inquisition an oder trat an deren Stelle: „Das Polizeiwesen," sagt der Verf. S. 245, „ist in Spanien noch sehr jung und schreibt sich von der letzten Invasion

Digitized by Google

der Franzoſen her, welche auch die ganze löbliche Anſtalt des Spionenweſens ſammt ſeinem verwerflichen Gefolge von Paris mitbrachten. Es iſt für Spanien durchaus eine exotiſche Pflanze, denn nichts kann dem gediegenen Nationalcharakter und den ſpaniſchen Sitten und Bräuchen widerſtrebender ſeyn. Selbſt in denjenigen Perioden der Geſchichte, wo die härteſte Tyrannei herrſchte, blieben ſie davon befreit und ſie waren die letzte Nation des Kontinents, welche ihren Nacken unter das abſcheuliche Joch beugten, unter welches ſeit dem Mittelalter Europa gerathen iſt und wovon England allein ſich frei erhalten hat. Sie ſcheint dem Feudal- und Mönchsdespotismus der früheren finſtern Zeiten gefolgt zu ſeyn, gleichſam um den Beweis zu liefern, daß die Tyrannei ein angebornes Laſter des Menſchen iſt. Von der Feudalherrſchaft unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß ſie eine gemeine und niedere Tyrannei iſt. Die Spanier zeigten ſich gegen ihre Einführung ſo feindſelig, daß ſie laut die Inquiſition ſtatt derſelben zurückwünſchten. In der That war dieſe auch, ſo weit das Volk dabei zur Sprache kommt, ein viel geringeres Uebel und das heilige Tribunal hat in einem weit längeren Zeitraum nicht ſo viele Opfer gefordert und ſo fühlbare Unterdrückung geübt, als das Inſtitut der Polizei, die in der That eine politiſche Inquiſition iſt, ein furchtbares unverantwortliches Gericht, vor das jeder fürchten mußte, vorgeladen zu werden, und Niemand konnte zur Zeit der Calomarde ruhig zu Bette gehen, ohne die Beſorgniß hegen zu müſſen, in der Nacht beunruhigt zu werden.“ Allein abgeſehen von dem politiſchen Terrorismus, den die Polizei in Spanien übte, iſt es vielleicht mehr noch die friedliche Beſtimmung derſelben, Reinlichkeit, Geſundheitspflege und gute Ordnung im gemeinen Leben aufrecht zu erhalten, was ſie den halborientaliſchen Südländern zuwider macht.

Ueber die Verwahrloſungen, die ſich das ſpaniſche Volk in dieſer Beziehung zu Schulden kommen läßt, enthält das vorliegende Werk manche ſehr intereſſante Notiz. Zum Beiſpiel über das leichtſinnige Ruiniren aller Wälder S. 84: „Das Landvolk in faſt allen Theilen von Spanien hat ſeit undenkbarer Zeit unaufhörlich einen barbariſchen Vernichtungskrieg gegen die Waldungen geführt, der nach endloſen Verfügungen, Ermahnungen und Vorherſagung der Folgen mit nie raſtender Thätigkeit bis in die gegenwärtige Periode herabging und noch täglich fortwirkt. Die Hauptgründe ſcheinen auf der Vorſtellung zu beruhen, daß das Land, zum Landbau oder zu Waiden verwendet, produktiver iſt, ein dummes, verderbliches Vorurtheil in vielen Diſtrikten, ſo wie das andere eben ſo ſchlimme, daß die Bäume Vögel beherbergen, die das Getreide freſſen. Da das Landvolk Herr der Ruraldiſtrikte iſt und ſeine guten oder ſchlechten Plane ungeſtört verfolgt, ſo hat es die Geſetze ganz in ſeinen eigenen Händen und die von Zeit zu Zeit über dieſen wichtigen Gegenſtand erlaſſenen Beſchlüſſe werden nicht geleſen und noch viel weniger befolgt. Die Zerſtörung der Wälder hatte ſolche Fortſchritte gemacht, daß ſie die Aufmerkſamkeit Philipps II. auf ſich zog und ſtrenge Befehle von dieſem Monarchen zu ihrer Erhaltung erlaſſen wurden. Eine Sammlung von Dekreten und Forſtgeſetzen iſt vorhanden, die vortrefflich ſind und für den Zweck hinreichen; allein wegen der im Lande ſo allgemein herrſchenden Gewohnheit, ihre Vollziehung zu umgehen, bleiben ſie ohne Wirkung. In den Seediſtrikten verhinderte das alte Geſetz, nach welchem der König von jedem Baume, den ſeine Offiziere zu irgend einem Zweck des Schiffbaues tauglich hielten, Eigenthümer war, vollſtändig die Anpflanzung von neuen. Die Abgeſchmacktheit dieſes Geſetzes wurde längſt mit der größten Kühnheit von mehreren Schriftſtellern, insbeſondere von Cavanilles, dargethan, der ſeine Wirkungen in Valencia ſchildert, wo es, wie an andern Orten, von denen, die mit dem Vollzug beauftragt waren, zu einer Quelle von Beſtechung und Wucher gemacht wurde. Es wurde von den Kortes abgeſchafft, wieder angenommen, dann von Neuem kaſſirt! bis es in der neueſten Zeit in jenem glorreichen Zuſtande der Ungewißheit gelaſſen wurde, die zugleich die Freude und den Vortheil des gelehrten Standes, von dem dieſe ſchwierigen Streitfragen geſchlichtet werden, auszumachen ſcheint. Die Urtheile fallen nun bald auf dieſe, bald auf jene Seite aus, „ma sempre bene,“ wie jene des venezianiſchen Tribunals. — Ich überzeugte mich von den praktiſchen Folgen des gegenwärtigen Geſetzzuſtandes. Der Direktor eines Mineraletabliſſements in der Sierra Morena hatte einen Strich wüſtgelegenen und unproduktiven Gemeindelandes, das mit den ſchönen Geſträuchen dieſer Gegend bedeckt, ſonſt aber ganz werthlos war, zur Verfügung erhalten; er ließ ihn reinigen und mit Kaſtanien und Eichen bepflanzen. Der Mann, der da, wo es am nöthigſten wäre, ein ſolches Syſtem einzuführen begann, hätte eine öffentliche Belohnung oder eine Ehrenauszeichnung erhalten ſollen. Während ich bei ihm war, wurde ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, mit dem Anſinnen einer augenblicklichen Zahlung von etwa ſiebenhundert Gulden für Bäume, die dem Könige zugehört haben ſollten und die er bei dem Reinigen des Grundes vernichtet hatte. Dieſer Prozeß wurde, ohne daß der Betheiligte weiter bekannt war, eingeleitet, und die erſte Weiſung, die ihm zukam, beſtand in dem Expediente der Forderung einer Geldſumme; aber es war hier keine andere Wahl, als ſich entweder zu unterwerfen oder in einen hoffnungsloſen

Digitized by Google

und kostspieligen Rechtsstreit einzulassen. Nicht ein einziger Real von diesem Gelde floß in den königlichen Schatz, sondern das Ganze wurde unter die Behörden, die Escribanos und andere, bis herab zu dem Ueberbringer der Weisung vertheilt. Würde man dagegen remonstriren, so würden sie zur Antwort geben, daß sie keinen andern Lebensunterhalt hätten, daß des Königs Beamte bezahlt und die Gesetze des Königreichs vollzogen werden müssen. — In vielen Distrikten sind die Einwohner ganz ohne Holz zu irgend einem Zweck, indeß das Land ringsum in einem Schrecken erregenden Zustande von Wildniß und Unfruchtbarkeit sich befindet. Dieß ist in verschiedenen Theilen von Castilien, Aragonien, Andalusien und Estremadura der Fall. In den Minendistrikten sind sie an vielen Orten genöthigt, die aromatischen Stauden zu verbrennen, die schnell aufgebraucht sind, jetzt schon selten zu werden anfangen und nur für einzelne Zwecke dienen, während das solidere Brennmaterial aus entfernten Punkten der Küste hergeschafft wird. In den Städten wird das Brennholz immer seltener und muß im Allgemeinen sehr weit hergeschafft werden. — Die Vermehrung der Bevölkerung wird durch ein System gehemmt, welches das zarte Kind oder den kranken Erwachsenen der Mittel beraubt, der strengen Winterkälte, die im größern Theil von Spanien herrscht, Widerstand zu leisten, und die nach einem brennenden Sommer sich um so fühlbarer macht."

Als ein zweites Beispiel, wie sehr Spanien noch in der Civilisation zurück ist, sey hier noch des Zustandes der Heilkunde gedacht (S. 151): „Der Zustand der Arzneiwissenschaft ist ein sehr betrübter; es mangelt für das Studium derselben an den nöthigen Hülfsmitteln und die alten schädlichen Gewohnheiten werden streng und starrköpfig beibehalten, daher die niedrige Stufe, auf der wir die spanische Medizin erblicken. Nur in der Hauptstadt und einigen größern Provinzialstädten, wo mehr Umgang mit Fremden stattfindet, hat sich ein Fortschreiten bemerklich gemacht. Da es unmöglich seyn würde, Gebühren zu erheben, so bezahlt in der Regel die Gemeinde die ärztlichen Bemühungen, zum Theil in Geld, zum Theil in Getreide, Gemüse, Kichererbsen (garbanzos) und andern Gegenständen. Hierzu kommt noch, daß die Aerzte von ihren Patienten Geschenke erhalten, und die Nachfolger des Aeskulap kehren, gleich den Kapuzinern, mit Geflügel, Eier, Wein, Oel und andern Artikeln schwer beladen nach Hause. In einem Orte war, wie ich vorhin erwähnte, die einzige Person, welche Brod verkaufte, der Doktor, der aus dem Ueberflusse seiner Vorräthe die Bedürfnisse der Reisenden befriedigte. Die vakanten Stellen werden in den Zeitungen angekündigt und umständliche Nachrichten darüber gegeben. Zuweilen findet sich der Zusatz: „con obligacion de barberia," wo der Arzt dann das Recht hat, selbst zu rasiren oder einen Stellvertreter dafür zu halten, indem beide Beschäftigungen in diesem Lande unzertrennlich verbunden sind."

Zum Schluß machen wir noch auf die ausführliche Schilderung der geheimen Gesellschaften Spaniens aufmerksam S. 159. „Die geheimen Gesellschaften haben auf die spanischen Angelegenheiten seit der Revolution von 1820 einen Einfluß geübt, dessen Ausdehnung und Resultate noch nicht gehörig gewürdigt sind. Sie hatten nicht nur faktisch eine sehr große Gewalt, auf eine furchtbare Organisation gegründet, die sich tief in alle Theile der spanischen Monarchie eingewurzelt hatte, sondern sie schufen auch, was noch viel nachtheiliger war, außer dem Bereiche der Regierungen, der gesetzlichen Gewalten und selbst der Nationalrepräsentation, eine Angewöhnung und ein Bedürfniß verantwortungsfreier und verhüllter Aktion, welche dem Gesetz alle Kraft raubte, die öffentliche Macht desorganisirte und deren Werke gänzlich lähmte. Sie waren es, welche in die Regierung der Kortes jenes Prinzip der Auflösung, der Schwäche und der Unthätigkeit einführten, das ihr schon früh eine große Anzahl von Gemüthern entfremdete und sie auf den Zustand einer gewaltthätigen Minorität, eines beugsamen und gelehrigen Werkzeuges der Faktionisten zurückbrachte. — Im Jahre 1820 gab es in Spanien nur eine einzige geheime Gesellschaft, nämlich die der Freimaurer, die aus heterogenen Elementen bestand. Unter ihren Mitgliedern gab es viele Wohlgesinnte, mit vernünftigen und uneigennützigen Absichten, mit gemäßigten und nüchternen Meinungen; Andere aber hatten in den Schooß der Assoziation glühende Leidenschaften, einen Drang zu allgemeinem Umsturz, ehrgeizige Absichten, unausführbare Theorien gebracht. Die Ersteren sahen ihren Zweck erreicht, nachdem Ferdinand VII. die Konstitution anerkannt hatte und das Repräsentativsystem mit der Preßfreiheit, der Freiheit der Tribüne und der Publizität parlamentarischer Erörterungen hergestellt war. Dieß war aber für die ehrgeizigen und überspannten Gemüther noch nicht hinreichend: sie wollten, im Angesicht der Regierung, eine verborgene Staatsgewalt aufrecht erhalten, der Nationalrepräsentation gegenüber eine zügellose, unkontrolirte Tribüne, wo sich individueller Haß, Angeberei, Verläumdung, Uebertreibung demokratischer Lehren Bahn machten." Wir übergehen die Auseinandersetzung, wie auf diese Weise die Regierung der Kortes gelähmt und endlich gestürzt werden konnte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. September 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder aus Tirol. Von Beda Weber. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Diese Klänge aus den Bergen erfreuen wunderbar das Herz. Es ist etwas Niegehörtes, Fremdartiges, Neues in ihnen und doch sind sie wieder so deutsch heimathlich, daß sie uns ahnen lassen, wie viel Musik noch im deutschen Volke schlummert. Wie lange waren jene schönen Alpen stumm? Wann erklang ein neues Lied vom alten Ortles? Endlich ertönt das Gebirge von Morgenliedern einer neuen Zeit. Felsen, die seit Jahrhunderten stumme Zeugen des Getreibes in den Thälern waren, beginnen zu erklingen wie Memnons Säule in tief rührenden und ergreifenden Tönen. Seit Oswald von Wolkenstein erblindet auf dem hohen Bergschloß seiner Väter sein letztes Lied gesungen, war Tirol der deutschen Dichtkunst entfremdet. Nun rücken die Hochgebirge plötzlich in das Flachland der Poesie ein und behaupten ihre Rechte. Sollen wir diese Ergänzung unseres poetischen Reiches nicht mit Freuden begrüßen?

Es handelt sich hier in der That nicht von einem Dichter mehr zu tausenden, die wir schon haben, sondern von einem ganzen deutschen Lande und zwar von einem der schönsten, als dessen erster poetischer Vertreter Beda Weber in den Kreis der Sänger tritt. Tirol war seit dem großen Jahr 1809 oft der Gegenstand dichterischer Bewunderung und Begeisterung für die Norddeutschen. Land und Volk wurden immer mehr erkannt und geliebt. Aber der poetische Genius des Landes lag gleich einem Endymion, regungslos schlummernd in seiner Schönheit da und ließ sich nur von Andern liebend betrachten, anreden und ansingen. Jetzt auf einmal schlägt er das Auge auf und redet selbst und mit so schöner Stimme, daß keine Ueberraschung lieblicher gedacht werden kann.

Der Dichter gehört dem Orden der Benediktiner an und sein Kloster liegt in Passeyr, unfern vom alten Hause des Sandwirths Andreas Hofer und vom Stammschloß Tirol. Hier im Herzen des Landes war die Wiege wie des Helden, so des Sängers. Ein anmuthiger Zufall, der uns noch lebhafteres Interesse für den letztern einflößen muß, und von vorn herein eine Bürgschaft ist, daß uns in seinen Liedern das Tiroler Gemüth in seiner innersten Kerntiefe aufgeschlossen werden wird. Das Fremdartige aber, das in der Erscheinung des Mönches liegt, der in seiner ganzen mittelalterlichen Ehrwürdigkeit unter die poetischen Geheimenräthe und Hofräthe unseres Zeitalters tritt, dürfte den romantischen Eindruck seiner Dichtungen nur erhöhen.

Die meisten Lieder sind in der Stimmung eines Einsiedlers niedergeschrieben, eines frommen Beters, der von den schneeigen Alpen emporblickt zum dort nähern Himmel, der von hoher Empfindung wie von Adlerschwingen des Johanneischen Geistes getragen den Segen spricht über das schöne Bergland unter ihm, der aber auch hinabsteigt zum wackern Volke, aus dem er hervorgegangen, der Leid und Freude und vor allem die patriotischen Gefühle und die Wärme der Erinnerung an große Heldentage mit ihm theilt, und der endlich, berührt vom Geisteshauch der gebildeten Außenwelt und gelockt durch die süße Stimme der Weltlust, nicht Blicke des fanatischen Zornes gegen sie schleudert, sondern lächelnd mit abwehrender Hand sie nur begrüßt, um von ihr zu scheiden, und in der dunkeln Pforte des kleinen Klosters verschwindet. Gewiß eine seltene, großartige und zugleich höchst liebenswürdige Erscheinung, und ganz außergewöhnlich in der Geschichte der neuesten Poesie.

Hören wir, wie Beda Weber in dem größern Gedichte „Gott und Vaterland" den König der Tiroler Berge, den großen Ortler schildert.

Und Ortler, aus Granit gewoben,
Zur Gränzenhut emporgehoben,
Ragt glorreich allen Nachbarn vor,
Und trägt aus frommem Hirtenthale
Des Dankes volle Opferschale
Zu deinem Thron, o Gott! empor.

Digitized by Google

In Schachten, wo dem Licht entzogen,
Uns Erzgeäder hingebogen,
Der Knappe mit dem Marmor ringt,
Und einwärts in das Mark der Berge,
Zum Fund geschmeidig wie ein Zwerge,
Ums tiefverborgne Kleinod dringt,

Wo träumend seines Laufes Siege
Der Strom in enger Felsenwiege,
Ein neugeborner Säugling lallt,
Und sprudelnd im gesteinten Becken,
Den Keim des Lebens aufzuwecken,
Mit heißer Fluth der Heilquell wallt;

Wo, feindlich ohne Port und Landung,
Das Menschenohr der Urwelt Brandung
Mit Sturmgebs zu hören wähnt,
Und aus dem Schooß der Meereswogen,
Versteint ins Marmorbett gezogen,
Das Seethier seine Knochen dehnt:

Singt dir, o Lenker unsrer Schlachten!
Was deine kühnsten Beter dachten,
Was je ein Herz für dich empfand,
Im donnerlauten Hochgesange
Mit Schwertertanz und Sichelklange
Das stahlbewehrte Vaterland.

Und drüber, wo aus dunkeln Hallen
Des Eisbergs junge Ströme fallen,
Und um den Sturz der Falke schifft,
Bestrahlt der Weltstag mild und heiter,
Im Festkranz edler Alpenkräuter
Die bräutlich schöne Bergestrift.

Der Widder trägt, die Heerde leitend,
Den Klang der Auffahrt rings verbreitend,
Ums Hörnerpaar den Blumenstrauß,
Und schnaubend gräßt mit Lustgebrülle
Das Rinderheer die Kräuterfülle
Und gießt sich auf die Jochhöhn aus.

Die thalentströmten Hirten schweben
Mit neubeseeltem Frühlingsleben
Voll Kraft empor zum Leitenhang,
Und singen, wo die Bergmaus pfeifet,
Und Samenkost fürs Schneehuhn reifet
Am Wetterfels den Preisgesang:

Dir jubeln wir, o Gott der Stärke!
Und preisen deine Wunderwerke
Auf sonnenheitrer Alpenflur,
Dir lodert, leichtbeschwingt und freier,
Vom höchsten Gipfel Siegesfeuer,
O großer Schöpfer der Natur!

Du fährst in dunkeln Ungewittern,
Wenn Donner rollen, Berge zittern,
Mit frischem Lebenshauch herab,
Und zeigest uns vom Regenbogen,
Mit Abendsonnenglanz umflogen,
Den väterlichen Hirtenstab.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um die Schönheit dieses Gedichts zu beweisen. In einem andern Gedicht „der Einsiedler" wird dem Alpenglühen im Abendroth die geistvollste Deutung gegeben:

Die Abendschimmer tanzen
Verglühnd im Dämmerschein
Wie Engelein und pflanzen
Die Ros' auf Gletscherreihn.

Die Ros' ist Liebesgrüßen
Verwandter Geistermacht,
Ein Lebensgramversüßen
In dunkler Thalesnacht.

Die Ros' ist Liebeskranken
Aus stillem Sonnenland
Mit lichten Duftgedanken
Ins Graun der Schlucht gespannt.

Die Ros' ist Liebessäugeln
Der reinsten Gottesbuld,
Ein lindes Friedenszweigeln
Ins Grab der Sündenschuld.

Und all mein Blutesquellen
Vergißt den ird'schen Lauf,
Und sprudelt seine Wellen
Zum Rosenhain hinauf.

Und all mein süßes Denken
Verschwimmt im Rosenduft,
Um sich in Gott zu senken
Aus dieser kalten Luft.

Und all mein heißes Fühlen
Fährt aus der engen Brust,
In Flamm' und Gluth zu wühlen
Der ew'gen Rosenlust.

Am Schluß dieses schönen Gedichts wünscht der fromme Sänger, wie er von seiner Alpenhöhe niederblickt ins tiefe Land, alle dort Entschlummerten einst wecken zu können:

Und singt von welken Büschen
Die Sterbenachtigall
Ins gift'ge Schlangenzischen
Zum letzten Sündenfall:

Digitized by Google

So brich aus dunkeln Räumen,
O Herz! im Sturm hervor,
Mit tausend Blüthenkeimen
Und schließ des Grabes Thor!

Und lock auf Leichenhügeln
Wie auf dem See ein Schwan,
Und brüt mit warmen Flügeln
Die Grabesei'er an,

Daß alle Schalen springen,
Und jeder Keim erwacht,
Und tausend Leben singen,
Entstiegen alter Nacht;

Daß all das Sturmeswogen
Der blühn'den Lebensfluth,
An Gottes Herz gezogen,
Im Liebesmeere ruht!

Dann ist dein Klausnerleben
Entrückt der Einsamkeit
Und ew'gem Liebesstreben
Im großen All geweiht!

Den sinnstörenden Druckfehler im Text (kein Klausnerleben, statt dein Kl.) wird jeder Leser leicht selbst verbessern.

An die frommen Lieder schließen sich die patriotischen. Das „Tirolerlied 1809" jubelt hellauf:

Wohlan! so laßt uns aufwärts ziehen
Zu Höhn, wo alle edle Kräuter blühen,
Und wolkennah der Adler haust,
Wo seit der großen Schöpfung Tagen
Die Eisgebirge furchtbar ragen,
Uns junge Fluth aus Klüften braust.

Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimathgebirge
Stählt sich der deutsche Muth!

Laßt diesen Strom danieder brausen,
Daß Felsgestein und Föhren sausen
Dort unten ist er dann ein Knecht!
Die Freiheit muß der Mann verfechten,
Uns mag der düstre Wüthrich ächten,
Tiroler sind ein frei Geschlecht!

Empor zum höchsten Bergesgipfel,
Wo eine Fichte ohne Wipfel,
Die Zeugin steht aus alter Zeit!
Hier schließt den Kreis, o Landesbrüder!
Wie Donner roll' es krachend nieder
Und künd' es in die Runde weit:

Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimathgebirge
Krönt uns die deutsche Treu!

Großartig und schön ist der Blick des Tirolers die Ströme hinunter, die von seinen Bergen fließen, alle getränkt mit seinem Blut in heiligen Freiheitskriegen:

So lang der Inn gen Osten fleußt,
Verbirgst du dich, Tirolergeist!
Du hast mit muth'gem Heldenwagen
Die freien Schlachten kühn geschlagen,
Die Nachwelt wird es Enkeln sagen:
„Hier klafft' das große Sklavengrab,
Von Felsen rann das Blut hinab!"

Um keines Ruhmes eiteln Tand
Zogst du hinaus, o Vaterland!
Getreu dem Stamme der Germanen,
Zur Zucht und Tugend deiner Ahnen
Trugst du voll Jubel deine Fahnen
Zum großen Tod ins Eisenfeld,
Und fielest für die bessre Welt!

Von diesen wolkennahen Höhn,
In ihrem Sturze furchtbar schön,
O Heimath! brausen Ströme nieder,
Die unversiegten Alpenbrüder,
Sie donnern laut und donnern wieder:
„Uns hat das kühne Alpenland
Dem Durst der Fremde ausgesandt!"

Dich grüßt zuerst mit Bardenklang,
O Passer! mein Triumphgesang.
Du magst dem Felsenthal entschießen
Und Schutt durch Weingefilde gießen,
So lang dein Strom wird südwärts fließen,
Ertönest du im Donnergang
Dem Helden Hofer Siegsgesang!

Und wo du, Drakus! tosend eilst,
Und schaurig durch den Thalgrund heulst,
Da winselt in den Mitternächten
Die Schaar von abgeschiednen Knechten,
Die du mit deiner starken Rechten,
Für deine Freiheit hochentbrannt,
Zerschmettertest, o Vaterland!

Das Höchste ward dir selbst zu Theil,
Dir blüht des Glaubens Kraft und Heil!
Des Glaubens, der die Welt besieget,
Dem tiefsten Denker selbst genüget,
Und mit dem Adler heimwärts flieget,
Du liebest deutsche Zucht und Treu,
Bist löwenkühn und fromm dabei.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Reise.

Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon ꝛc. Mit steter Hinsicht auf Kultur, Verwaltung ꝛc. Nach dem Englischen von Dr. Guttenstein. Heilbronn, Drechsler, 1842.

(Schluß.)

Von größerem Interesse für die Gegenwart ist, was der Verfasser über die Gestaltung der geheimen Gesellschaften in der jüngsten Zeit sagt S. 162: „Als der Tod Ferdinands des Siebenten den Verbannten die Thore Spaniens wieder öffnete, sahen sie sogleich ein, daß wenn sie unter Begünstigung eines Nachfolgestreits auf dem Kampfplatze aufträten, sie dadurch vermeiden würden, einen beträchtlichen Theil der Nation in Besorgnisse zu versetzen, die noch stark gegen sie eingenommen war, und sie trafen daher ihre Einrichtungen so, daß es den Schein hatte, als handelten sie nur im Namen Isabellens der Zweiten. Unter diesen Umständen war der Gedanke, der sich den spanischen Gemüthern darbot, die noch in voller Erinnerung an die Freimaurerei und die Communera waren, der, zu geheimen Assoziationen ihre Zuflucht zu nehmen. Die alten Gesellschaften waren aber in Mißkredit gefallen, alle ihre Mitglieder waren bekannt und ihre Statuten waren öffentliches Geheimniß geworden. Man entschloß sich daher zu Errichtung einer neuen, den Bedürfnissen des Augenblicks angemessenern und die in gewisser Hinsicht den wirklichen Gesinnungen der vernünftigen Mehrheit des spanischen Volkes mehr entsprach. Das Programm der Assoziation der Communeros lautete auf Begünstigung der Freiheit des Menschengeschlechts. Dieß war zu unbestimmt. Man nahm jetzt als Aushängeschild die Vertheidigung und Aufrechthaltung des Thrones Isabellens der Zweiten, als geheimen Zweck aber die Herstellung der Verfassung von 1812 an und die neue Gesellschaft bildete sich unter dem Namen der Isabellinos oder Wächter der Unschuld. Das „junge Spanien" hat sich zu Barcelona gebildet. Es ist thätiger und mehr praktisch revolutionär als die Isabellinos. Seine Chefs stehen in persönlicher Berührung mit den Mannern, die während der zwei oder drei ersten Jahre der Julirevolution eine Rolle in Frankreich gespielt, diesen Einfluß aber als Hauptpersonen der republikanischen Partei durch verschiedene Ereignisse verloren hatten. — Neben dem jungen Spanien und den Isabellinos besteht die Gesellschaft der Sonnensöhne (los hijos del sol), eine fast ausschließlich militärische Gesellschaft. Sie ward im Jahre 1826 unter den von Amerika mit Rodil zurückgekommenen Offizieren gebildet. Ihre Existenz ist in Madrid nicht sehr bekannt; sie sucht die Soldaten für sich zu gewinnen und die höchsten Grade der Armee zu erringen. Die Generale Rodil, Camba, Espartero, Don Geronimo Valdez, Lahera und Bedoya sind die bekanntesten ihrer Chefs. Rodil kommandirte bekanntlich eine lange Zeit in Navarra und Guipuzcoa. Isturiz wurde als Chef der hohen Templer (los sublimes templarios) angesehen, eine Gesellschaft, die sich eine etwas vollständigere Organisation, als die vorige, gegeben hatte, seit dem Sturze dieses Ministeriums aber fast aufgelöst ist. Sie hatte sich aus einer Abtheilung der alten Freimaurer gebildet. Diese Gesellschaft hat großen Theil an der Auflehnung der Junten gegen Toreno genommen. Die Carlisten hatten in Madrid ebenfalls geheime Gesellschaften, worunter die des Sterns und des Würgengels gehörten, wovon einige Mitglieder sich selbst den liberalen Gesellschaften angeschlossen hatten, um sie zu verrathen oder zu Ausschweifungen anzutreiben und die den Impuls von Navarra aus erhielten. Uebrigens würde man sich eine sehr unrichtige Vorstellung von den gegenwärtig bestehenden geheimen Gesellschaften machen, wenn man glaubte, daß jede einen festen und bestimmten Zweck habe, sich in dem Kreise einer definitiven Organisation bewege und regelmäßige Versammlungen halte. Es findet in der Thätigkeit dieser geheimen Macht dieselbe Unordnung, wie bei der Staatsregierung, statt. Keine Gesellschaft hält periodische Versammlungen; die Mitglieder einer jeden sehen und besprechen sich bald in diesem, bald in einem andern Hause, je nach den Umständen, in größerer oder geringerer Zahl. Sie überlassen gemeiniglich den einflußreichen Personen der Partei, die an ihrer Spitze stehen und keck die Leitung der gemeinschaftlichen Bestrebungen übernehmen, viele Gewalt. Spanien selbst bietet in dieser Hinsicht eine fast ähnliche Erscheinung dar. Trotz der Schranken, welche die Konstitution anlegt, erlaubt sich darin das Ministerium um so größere Willkür, je liberaler es ist und jemehr es der Gunst seiner Partei vertraut, um sich über die Gesetze zu stellen. Die allgemeine Meinung schreibt den geheimen Gesellschaften einen großen Theil der Einwirkung bei den Vorfällen zu, welche Spanien im Laufe der letzten Jahre bei den mehrmaligen blutigen Unordnungen in Madrid, Barcelona, Zaragoza und Malaga in Gährung versetzt haben. Man hat vielleicht diesen Einfluß übertrieben, leider ist er aber mehr oder weniger ausgedehnt und findet allerdings nur zu eingreifend statt; und so lange er besteht, wird es in Spanien weder feste Haltung für die Männer, noch für die Dinge, noch für die Institutionen, noch für die Minister geben, die berufen sind, sie in Ausübung zu setzen und durch sie die öffentliche Ordnung, die individuelle Freiheit und die allgemeine Wohlfahrt herzustellen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 75.

Kunstblatt.

Dienstag, den 20. September 1842.

Mittheilungen aus Berlin.

(Schluß.)

Der hiesige Verein für den Kölner Dombau hat kürzlich (am 27. Juli) seine erste Generalversammlung gehalten, in welcher über die bisherige Thätigkeit des provisorischen Vorstandes berichtet und die Wahl eines eigentlichen Vorstandes (die aber nur den provisorischen bestätigte) vorgenommen wurde. Die öffentlichen Blätter werden über die dabei mitgetheilten erfreulichen Resultate, in Bezug auf die Summe der eingegangenen Beiträge für den Zweck des Vereins, auf die Hülfsvereine, die in den umgrenzenden, östlichen Ländern des preußischen Staats gegründet sind, so wie auf mancherlei andere, nicht unerhebliche Förderung, die nähere Nachricht bringen.

Es ist vielleicht nicht unpassend, wenn ich hier eine Notiz über ein eigenthümlich interessantes Unternehmen anreihe, über dessen gegenwärtigen Stand nur einige nähere Mittheilungen vorliegen, obgleich dasselbe für den Augenblick Berlin nicht berührt. Es betrifft die architektonischen Modelle des Hrn. Kallenbach aus Danzig, die größerentheils mittelalterliche (und zwar deutsche) Monumente darstellen, nach gleichem Maßstabe aus Holz, Pappe und ähnlichen leicht zu behandelnden Stoffen gearbeitet und mit der entsprechenden naturgemäßen Farbe der Monumente versehen sind. Sie sind, so weit es ihre Dimension erlaubte, mit der allergrößten Genauigkeit gefertigt, so daß man durch sie eine vollständige Anschauung der betreffenden Monumente im kleinen Maßstabe gewinnt. Der Freiburger Münster z. B., den Hr. Kallenbach bereits vor ein paar Jahren modellirt hat, ist als die wahrhaft meisterliche Lösung einer gewiß sehr schwierigen Aufgabe zu nennen. Etwa vor einem Jahre hatte Hr. K. seine Sammlung hier (unter dem Namen seines Gefährten Zmudzinski) öffentlich ausgestellt; er hatte indeß, abgesehen von einzelnen Freunden der Architektur unserer vaterländischen Vorzeit, keinen sonderlichen Anklang gefunden; — es war nicht Mode geworden, seine Sammlung zu besuchen, was in großen Städten für dergleichen Dinge insgemein den Ausschlag gibt. (Wie launenhaft die Mode spielt, zeigte sich u. a. hier vor einigen Jahren, als im Museum gelehrte Vorträge über streng archäologische Kunstgegenstände gehalten wurden, und die eleganteste Beau-monde, die sonst nur im Ballet eine bewunderungswürdige Stand- und Seßhaftigkeit an den Tag zu legen pflegt, unverdrossen bis gegen das Ende der Vorlesungen Theil nahm.) Auch sonst schien Hr. K. in unsern Gegenden wenig Theilnahme gefunden zu haben; dagegen hat er sich neuerlich, in sächsischen und thüringischen Städten, besonders aber in Frankfurt a. M., bedeutenden Beifalls zu erfreuen gehabt. Zugleich haben diese seine neueren Reisen ihm Gelegenheit zur reichlich fortschreitenden Vermehrung seiner Sammlung gegeben, da er insgemein nur nach eigenen, sehr genauen Aufnahmen und Vermessungen zu arbeiten pflegt. Er hat jetzt die zweckmäßige Einrichtung getroffen, sich in den Städten seines Aufenthalts durch eine Subscription der genügenden Theilnahme zu versichern und nur den Abonnenten den Besuch der Sammlung zu verstatten, damit aber zugleich auch erläuternde kunsthistorische Vorträge zu verknüpfen. So läßt sich in der That hoffen, daß der Plan, der seinem ganzen Unternehmen zu Grunde liegt: im deutschen Volk eine innigere Theilnahme an den Denkmälern seiner Vorzeit, eine tiefere Einsicht in die erhabene Bedeutung dieser Schätze, eine thätigere Sorge für deren ungetrübte Erhaltung zu verbreiten, doch endlich von einem schönen Erfolge gekrönt seyn werde. Auf der andern Seite wäre freilich zu wünschen, daß eine Sammlung von so großem künstlerischem und wissenschaftlichem Werthe an einem der Orte, die als Centralpunkte kunstwissenschaftlicher Bestrebungen zu betrachten sind, eine feste Stelle finden möge; es waren auch einige einleitende Schritte geschehen, um die Kallenbach'schen Modelle dereinst für Berlin zu gewinnen, doch haben diese leider

Digitized by Google

zu keinem Erfolge geführt. Jedenfalls scheint es ein dringendes Bedürfniß, Muster nicht bloß für die Werke der Malerei und Sculptur, sondern auch, und zwar mit einer durchgreifenden Consequenz, für die Architektur anzulegen, und nicht bloß für den praktischen Bedarf des ausübenden Architekten, sondern zugleich und vorzugsweise für die Zwecke einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung; denn das ist ja eben die hohe Bedeutung der Architektur, daß in ihren Werken uns die Entwickelungsphasen der Culturgeschichte auf die alleranschaulichste, die allerprägnanteste Weise gegenübertreten. Was bis jetzt in solcher Art gesammelt ist, besteht nur theils aus Abgüssen einzelner architektonischer Details, die in den Kunstschulen zum Studium gebraucht werden, theils aus solchen Modellen, die durch zufällige Industrie entstanden sind. Unter den letztern sind vorzugsweise die Modelle italienisch antiker Architekturen, zumeist aus Kork, auch aus Speckstein gearbeitet, anzuführen; das Museum von Darmstadt besitzt an dergleichen Arbeiten eine schon ganz bemerkenswerthe Sammlung; die vorzüglichste Bedeutung, unter den mir bekannten, haben jedoch die Modelle im Museum von Neapel, besonders das wahrhaft bewunderungswürdige große Modell von Pompeji. In beiden Richtungen dürften die Anknüpfungspunkte einer architektonischen Sammlung, wie ich sie mir vorstelle, gegeben seyn; aber beide müßten, wollte man anders zu höheren Resultaten gelangen, unter einem umfassenden, eigentlich wissenschaftlichen Gesichtspunkte fortgesetzt werden. Man müßte in der Beschaffung der Modelle auf alle bedeutsameren Entwickelungsmomente der Architektur Rücksicht nehmen, müßte, soweit es nur möglich ist, auf die Darstellung vorzüglich charakteristischer Monumente aus allen Zeiten und Ländern bedacht seyn; neben dem Modell des Ganzen müßten sodann größere Modelle von wichtigen architektonischen Details oder unmittelbare Abgüsse von solchen aufgestellt werden. Auch dürften dabei architektonische Originalstücke ihre paßliche Stelle finden und selbst Fragmente des Materials, daraus das betreffende Monument gearbeitet ist, nicht zu übergehen seyn (da ja das Material immer einen, wenn schon bedingten Einfluß auf die Structur und die Form ausübt). Ferner wäre der Nutzen einer solchen Sammlung noch wesentlich zu erhöhen, wenn man damit zugleich eine möglichst umfassende architektonische Bibliothek, für herausgegebene bildliche Darstellungen und besonders auch für Zeichnungen, verbände. Denn so viel wichtiger auch das Modell ist, seiner vollständigen Körperlichkeit wegen, die den ganzen perspectivischen Eindruck des Originals von jedem Standpunkte aus möglich macht, so wird die Zahl der Modelle doch immer nur eine verhältnißmäßig beschränkte seyn können. Abbildungen würden demnach zur vortheilhaften Ergänzung der Uebersicht dienen; und da die Zahl derjenigen, die zur Publication kommen, ebenfalls beschränkt ist, so müßten tüchtige Zeichner geworben werden, um, wenn möglich, sich einer absoluten Vollständigkeit in der Sammlung architektonischer Darstellungen annähern zu können.

Die Erinnerung an Kallenbachs zierliche Arbeiten hat mich zu einer Abschweifung und zum Aussprechen „frommer Wünsche," die ich freilich schon lange mit mir herumtrage, veranlaßt; ich muß es dahin gestellt seyn lassen, ob man diesen ein geneigtes Ohr schenken wird.

F. K.

Nachrichten vom Juli.

Alterthümer.

Wien. Bei der Grabung der Grundlage zum Denkmale des Kaisers Franz I. in der inneren Hofburg gelangte man mit vier Klaftern Tiefe auf Ueberreste von römischem Mauerwerk, in der Dicke von vier Fuß; zugleich fanden sich etruskische Vasen. Die Grabung wird deßhalb fortgesetzt.

Rom. Capitän Cialdi wird sich nach Aegypten begeben, um den Obelisken abzuholen, den der Vicekönig dem Papste zum Geschenk gemacht hat. Es ist dieß der schöne Obelisk, der von den Archäologen mit dem Namen des Sesostris belegt ist, während er bei dem Volk in Aegypten nach dem Erzvater Abraham benannt wird. Schon mehrere Fürsten hatten seinen Besitz gewünscht. Mehemed Ali aber hatte sich dieses Kunstwerks nicht entäußern wollen. Jetzt bekommt es Rom, das damit die Zahl seiner ägyptischen Spitzsäulen auf zwölf bringt.

Professor Roß aus Athen hat die Nachricht mitgebracht, daß die Officiere einer der im Archipelagus kreuzenden Fregatten an der Küste Lyciens von ihrer Mannschaft haben Nachgrabungen anstellen lassen, die sechzig Tafeln eines oder zweier Tempelfriese mit Amazonenkämpfen und andern Schlachtscenen an das Licht gefördert haben.

Algier. Von dem alten Thevesta, jetzt Tebessa genannt, wohin General Negrier, Commandant der Provinz Constantine, mit seinen Truppen im Juni vorgedrungen ist, macht derselbe eine ausführliche Beschreibung, der wir Folgendes entnehmen. Die römische Burg ist noch vorhanden. Sie steht im Rechteck mit vier beinahe gleichen Seiten. Die ganze Ausdehnung der Mauer beträgt 1,570 Meter. Die Mauer besteht aus schönen gehauenen Steinen von 45 — 50 Centimeter Höhe. Aus der Umfassungsmauer erheben sich vierzehn viereckige Thürme, vier in den Ecken des Rechtecks; von den zehn andern, welche in unregelmäßigen Zwischenräumen an die übrige Mauer vertheilt sind, kommen je drei auf die West- und Südseite, je zwei auf die Ost- und Nordseite. Die Mauerhöhe ist abwechselnd zwischen 5 und 10 Meter, die der Thürme beträgt 10 — 12, deren Dicke 2 bis 2½ Meter. Zwei Thore sind da, von den Arabern Bab-el-Djedid (das neue Thor) und Bab-el-Kedim (das alte Thor) genannt. Das erstere führt in die Stadt durch den nur drei bis vier Meter betragenden Zwischenraum der beiden östlichen Thürme. Das andere geht unter einem Triumphbogen aus den besten Zeiten der römischen Herrschaft, aus dem man später einen der Thürme auf der nördlichen Seite der Stadt gemacht hat. Dieses Denkmal ist beinahe ganz

Digitized by Google

erhalten; nur wird es theilweise verdeckt durch Mauern in den Zwischenräumen der Säulen und der von diesen getragenen Bogen, worauf der obere Theil des Monuments ruhte. Der Bogen ist von korinthischer Ordnung; alle ornamentistischen Theile sind von der schönsten Ausführung und auf's Beste erhalten. Dem Plan gemäß haben alle vier Seiten gleiches Maß. Die Höhe der Säulen ist 5 Meter 55 Centimeter, vom jetzigen Boden aus, und diejenige des ganzen Monuments, in seiner gegenwärtigen Erscheinung, 9 Meter 50 Cent. Der Kern zwischen den Säulen beträgt 11 M. 45 Cent. Dicke. Auf einer Seite liest man in sehr großen und pünktlichen Schriftzügen:

DIVOPIOSEVEROPATRI
IMPCAESMAVRELISEVERIANTONINI
PIIFELICISAVGARABADIABPARTHMAXBRIT
MAXGERMMAXPONTMAXTRIBPOTXVIIIMPII
COSIIIIPROSOPP

Auf einer andern Seite, über dem arabischen Thore, ist eine zweite Inschrift aus einer spätern Periode, mit der Angabe, das alte Thevesta, erbaut von den Römern und zerstört von den Barbaren, habe sich aus seinen Trümmern erhoben durch Salomon, nach Vertreibung der Vandalen aus dem Norden von Afrika. Die Züge sind kleiner, als die der obigen Inschrift, und manche unleserlich: —

NVTVDIVRFELICISSTEMPORIBPIISSIMORDOM
NORNOSTRoRsIVSTINIANIETTHEODORAE
AVGGPOSTABSCISOSEXAFRICAVANDALOS
EXTINCTVMQVEPERSOLOMONEMGLORIOSISS
ETEXCELLCISROMLLTVMEXCONSVLPRAEFECT....S
LIBIAE...VNIVERSAMMAVRVSIAMGENTEM
PROV...—DEMAEMINENTISSIMIVIRITHE
VESTH....VNDAMENTsAEDIFICATAEST.

Im Innern der Stadt, nicht fern von dem Thor El-Kebim steht noch ein wohlerhaltener kleiner Tempel, in Form und Einzelnheiten ähnlich der maison carrée von Nimes. Er ist 10 Meter 55 Cent. hoch, über dem jetzigen Boden. Die Langseite hat 14 Meter 50 Cent., der Porticus 9 Meter 8 Cent. Er ist gleichfalls in korinthischer Ordnung. Der Porticus hat acht Säulen, über welchen ein Architrav, Karnies und Attika, reich an allegorischen Darstellungen von eigenthümlichem Inhalt und großer technischer Vollkommenheit, ruhen. Die Säulen sind jede aus Einem Stück und von sehr schönem rothem Marmor. Der übrige Tempel ist von Pilastern getragen, welche dieselbe Krönung haben, wie der Porticus. Die Säulen im Innern des Tempels sind verschwunden. Man sieht nur noch ihre Basen. Der Raum zwischen denen des Porticus ist durch eine plumpe Mauer verschlossen. Die Araber haben so die Vorhalle zur innern Räumlichkeit herbeigezogen und in dem Gebäude eine Seifensiederei eingerichtet. — Ueberall in dem Umfange der Stadt stößt man auf antike Reste, Capitelle, Gewölbetheile, Inschriften u. s. w. Gegen Südwest, in einer Entfernung von etwa 200 Meter vor dem alten Thore, sieht man einen großen elliptischen Circus, mit 58 Meter des größern, 49 des kleineren Durchmessers vom innern Raum. Die Länge des Ganzen beträgt 80 Meter. Die Sitzreihen haben 16 Abstufungen und konnten 6000 Zuschauer fassen. Aus dem Gebirge Bou-Rouman fließt ein reines und reichliches Quellwasser in einem, 700 Meter langen Aquaduct nach der Stadt. Er überspringt eine Schlucht von 15 Meter Tiefe. Nur wenige Ausbesserungen haben die Araber an diesem echtrömischen Bauwerke versucht, das noch jetzt die Bewohner der Stadt und ihre Gärten mit Wasser versorgt. Im Norden, etwa 1200 Meter von der Stadt entfernt, sind großartige Trümmer von einem Tempel der Justitia. Der Haupttheil dieses Gebäudes ruhte auf einer Basis im Rechteck, welche sich 5 bis 6 Meter über dem Boden erhebt. Auf einer der Schmalseiten dieses Rechtecks sind die Säulen, welche das Giebelfeld trugen oder zu dem Peristyl gehörten. Auf der entgegengesetzten schmalen Seite ist eine Vertiefung, deren concave Seite gegen die Façade liegt. Auf der einen Langseite liegt eine Art von Sanctuarium in Kleeblattform und in Verbindung mit dem Innern. Unten laufen, rings um das Hauptgebäude, 24 Cellen, 24 — 25 Quadratmeter im Lichten, durch kleine schmale Fensteröffnungen, gleich Schießscharten, mit der Umgebung verbunden. Das Ganze war von allen Seiten durch eine, mit mehreren Thürmen versehene Mauer eingeschlossen. Eine Römerstraße führt nach einer der Umfangsmauern und scheint ihre Richtung östlich nach Biccaria zu nehmen.

Versteigerungen.

Rom, 14. Juli. Ein Supplement zu den heutigen Notizie del Giorno enthält eine Bekanntmachung der Testamentsexecutoren des verstorbenen Cardinal Fesch, wonach nunmehr zum Verkauf der von dem Cardinal hinterlassenen Gemäldegalerie geschritten werden soll. Gebote auf die gesammte Galerie werden bis Ende November angenommen; sollte keine derselben genügen, so wird die Galerie nach dem besten Vortheil für die Erbschaft getheilt verkauft werden.

Neue Kupferwerke.

Nürnberg. C. Heideloff u. C. Görgel: Die Ornamentik des Mittelalters. Eine Sammlung auserwählter Verzierungen und Profile byzantinischer und deutscher Architektur. 4. Heft. 2 fl. 24 kr.

Paris. Vitraux peints de Saint-Etienne de Bourges, ou recherches détachées d'une monographie de cette cathédrale, par Arthur Martin et Ch. Cahier, prêtres. 15 Hefte erscheinen in Folio, von zwei- zu zwei Monaten, je mit zwei großen colorirten Blättern, und einem Texte. Vor Ablieferung des 5ten Hefts 10 Fr. Nachher 15 Fr. Studienheft mit wenigstens 4 Blättern, welche die Umrisse und Details enthalten, vor dem 5ten Heft 25 Fr. Nachher 50 Fr.

L'Espagne artistique et monumentale. 12. Heft, womit der erste Band vollendet ist. Die 4 Blätter enthalten: die Trümmer des sogenannten Palastes des Gallen, im k. Garten in Toledo; die prachtvolle Thür des Kreuzgangs in der Kathedrale von Burgos mit ihren herrlichen, in Compartimente getheilten Holzarbeiten; das Innere der Kirche S. Juan de los Reyes in Toledo mit der Inschrift Ferdinandus et Isabella, ein treffliches Blatt, das die reiche Sculptur der Kirche sehr treu wiedergibt; und die Thür des Capitelsaals in der Kirche von Toledo, ein Blatt, das an Reichthum der Verzierungen dem vorigen nicht nachsteht und in Ton und Effect nichts zu wünschen übrig läßt.

London. Roberts Palästina, 4tes Heft. Hiobs Quelle als Vignette; Jerusalem, von Norden gesehen, große Landschaft; der untere Teich Siloah, im Thale Josaphat, Vignette; die Citadelle von Jerusalem, großes Blatt; Absalons Säule oder Denkmal; der Calvarienberg u. s. w.

Beattie, Castles and abbeys of England, 6tes Heft; mit Details über das Schloß Kenilworth.

Digitized by Google

Stiche.

Paris. Pierre-le-Grand, sauvé par sa mère. Nach Steuben, Aquatintablatt von Jazet. 14 Thlr.

Berlin (bei Wilh. Logier): v. Schubbt, Scandinavien, enthaltend Ansichten der malerischsten und merkwürdigsten Gegenden. 1ste Lieferung. Preis jeder Lieferung mit zwei Stahlstichen und zwei Bogen Text in deutscher und französischer Sprache. 7½ Sgr. 24 Ansichten und 24 Bogen Text bilden einen Band. Das Ganze soll aus vier Bänden bestehen.

Leer. Malerische Ansichten von Städten, Gegenden und Baudenkmälern in Ostfriesland. Nach der Natur gezeichnet und mit begleitendem Texte versehen von August v. Halem. In Stahl gestochen von den bewährtesten Künstlern. 1. Lief. (Ansichten von Aurich: Norden: Kirche zu Marienhafe). 2½ Bogen Text. 8. Preis 10 gGr.

Lithographien.

Berlin. Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. zu Pferde, umgeben von mehreren Generalen und andern Militärs, nach dem Bilde des Prof. Krüger lith. von F. Jentzen. Vor der Schrift auf chin. Papier 8 Thlr., mit der Schrift auf chin. Pap. 6 Thlr., weiß 4½ Thlr.

Regen- und Sonnenschein, nach Watelet lithogr. von Tempeltei.

Braunschweig. Bei Rambohr. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Gefecht bei Oelger am 1. Aug. 1809, nach dem Gemälde von Monten lith. von Wölffle. 5 Thlr.

Bildniß Napoleons, nach Paul Delaroche lithogr. von Rohrbach. 1 Thlr.

Literatur.

Stuttgart. Fr. Kugler: der Dom von Köln und seine Architektur. In Nr. 19 der Deutschen Vierteljahrsschrift, S. 269–311.

Mainz. H. Püttmann: Kunstschätze und Baudenkmäler am Rhein (von Basel bis Holland). Ein Leitfaden für reisende Kunstfreunde. 1845.

Nordhausen. Heinrich Otte: Kurzer Abriß einer kirchlichen Kunst-Archäologie des Mittelalters, mit besonderer Beziehung auf die k. preuß. Provinz Sachsen. Nebst drei Steindrucktafeln.

Braunschweig. H. Schröder: Ueber die Abbildungen des Demosthenes mit Beziehung auf eine antike Bronzebüste im herzogl. Museum zu Braunschweig. Mit 2 Tafeln Abbildungen. gr. 4. 54 kr.

Leipzig. B. G. Weiske: Prometheus und sein Mythenkreis. Mit Beziehung auf die Geschichte der griechischen Philosophie, Poesie und Kunst dargestellt. Nach dem Tode des Verf. herausgegeben von H. Leyser. 8. 3 Rthlr. (Die Einleitung, Philosophie der Darstellung, besonders der mythischen, ist in besonderm Abzug, zu 15 gGr. erschienen.)

R. Lepsius: Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italischen Münzsystems von Etrurien aus. 8. 25 NGr.

Gotha. G. Rathgeber: Notte napolitane. Notte prima. Sopra il simulacro del Mercurio sedente conservato nel Real Museo Borbonico in Napoli. 4. 45 kr.

Augsburg. L. v. Winkelmann: Neues Malerlexicon zur näheren Kenntniß alter und neuer guter Gemälde, nebst den Monogrammen. 3te überg. Aufl. von Joseph Heller. 2 fl. 45 kr.

Jena. L. Bechstein: Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. 1. Band, mit 5 Bildertaf. u. Facsim., 2 Rthlr.

Eisenberg. Das schwedische Schloß Gripsholm und seine Kunstschätze für Geschichtsforscher, Kunstfreunde und Reisende. Aus dem Französischen von Dr J. Günther. 3¼ Bogen.

Hamburg. Dr. J. Geffcken: Unsere abgebrannten Kirchen, und was kann für sie geschehen. 1 Bogen.

Paris. Von Chs. Texiers Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie ist bereits das erste Heft (20 Fr.), von Gailhabauds monumens anciens et modernes die 17te Lieferung, welche die mexikanischen Denkmale enthält (à 1 Fr. 50 Cts.) erschienen.

Architecture d'après les principes des meilleurs auteurs qui ont traité de la bâtisse. 8. 11⅛ Bg. u. 52 Kpfr.

Toulouse. R. M. Maurelle: Monumens publics. Notice sur le projet de réconstruction des Thermes de Luchon. 18. 1 Bg. u. 1 Karte.

Avranches. Mémoires de la société archéologique d'Avranches. Tom. I. 8.

St. Menehould. G. Neveu-Lemaire; Antiquités de l'Argonne. Saint Rouin. (Aus der Revue de la Marne).

London. Architectural Engeneering and Mechanical Drawing-Book. 30 Taf. in Fol. mit Text. 12. 16 Sh.

Zeitschrift.

Paris. Bulletin de l'alliance des arts. Herausgeg. von P. Lacroix und T. Thoré. Nr. 1. 25. Juni 1842. 8. 1 Bogen. Erscheint am 10. und 25. jeden Monats. Jahrespreis 12 Fr.

Nekrolog.

London. Im Juni ist der Maler Georg Barret gestorben, einer von den Gründern der Gesellschaft der Maler in Wasserfarben.

Paris. Der Maler Stanislaus Darondeau, von einer Seereise mit der Brigg Nisus eben heimgekehrt, ist in Brest gestorben und hat eine so interessante als reiche Sammlung von Skizzen hinterlassen.

Nachrichten vom August.

Persönliches.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem Bildhauer J. Klieber, welcher das Standbild Franz I. für einen der Säle des polytechnischen Instituts gefertigt hat, die große goldene Verdienstmedaille nebst der Kette verliehen.

Professor Forchhammer in Kiel ist vom Könige von Schweden zum Ritter vom Nordstern ernannt worden.

Professor Dr. Lepsius in Berlin tritt im Auftrage des preußischen Ministeriums eine antiquarische Reise nach dem Orient an.

Bendemann ist nach Dresden zurückgekehrt und hat mit der Hoffnung völliger Wiederherstellung seine Arbeiten schon wieder aufgenommen. Dr. Jäger in Wien, den er aufgesucht, erklärte das Wesen seines Uebels für eine Augen-Hypochondrie, und verordnete zu deren Heilung nichts, als mit festem Willen nach und nach seine Arbeiten wieder zu beginnen; ein Rath, der sich bereits auch in der Wirklichkeit bewährt.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 76.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 22. September 1842.

Alte Baukunst.

Antiquities of Jonia, published by the society of dilettanti. Part the third. London, 1840.

Von dem allgemein bekannten großartigen Werk der „Alterthümer von Jonien" ist, nach langer Unterbrechung, kürzlich ein neuer Band, der dritte, erschienen. Die Ausstattung desselben ist eben so glänzend wie die der frühern Theile, und wie wir es überhaupt bei den Werken der Engländer, welche das classische Alterthum behandeln, gewohnt sind. Die darin enthaltenen Mittheilungen geben uns manch eine theils neue theils doch erweiterte Anschauung in Bezug auf die Bildung des architektonischen Geschmacks in den ostgriechischen Landen; sie lassen es namentlich erkennen, wie der eigentlich griechische Formensinn, im Gegensatz gegen den römischen, dort noch bis in die späteste Zeit des classischen Alterthums wirksam blieb. Ohne auf die übrigen Erweiterungen der archäologischen Wissenschaft, zu welchen die in diesem Bande niedergelegten Untersuchungen Anlaß geben, näher einzugehen, wollen wir hier nur das Wichtigste in jenem Bezuge übersichtlich namhaft machen.

Der erste Abschnitt des dritten Bandes ist den Alterthümern der Stadt Cnidus gewidmet und stellt dieselben auf 33 Kupfertafeln dar. Hier ist zunächst ein korinthischer Tempel, ein Prostylos Pseudoperipteros, zu bemerken, der aber, wie die zum Theil schweren Details verrathen, bereits einer verhältnißmäßig spätern Zeit angehört. Der prachtvoll ornamentirte Fries ist conver gebildet. An den Seitenwanden des Tempels läuft zwischen den Capitellen ein Akanthusornament hin, welches den Schmuck der letztern friesartig fortsetzt. — Auf den Tempel folgt der aus zwei jonischen Säulen in antis bestehende Porticus einer Väderanlage. Die Architektur dieses Porticus, der noch aus guter griechischer Zeit herrührt, gewährt ein sehr eigenthümliches Interesse. Die Säulen, zwar schon mit uncannelirten Schäften, zeichnen sich durch eine treffliche jonische Basis aus. Die Anten haben eine attische, in griechisch-classischer Weise profilirte Basis und ein sehr merkwürdiges Capitell. Der Haupttheil des letztern besteht nämlich aus einer flachen Kehle, die mit einem ungemein schönen, streng griechischen Ranken- und Blumenwerk von sehr eigener Composition geschmückt ist; darunter der gewöhnliche Hals des Antencapitells, mit zwei Rosetten verziert. Das Ganze dieser Capitellzierde ist von sehr edlem, wohlgefalligem Eindruck und gibt wiederum einen charakteristischen Beleg für die freie Beweglichkeit des griechischen Geistes; es bildet das interessanteste Seitenstück zu den bekannten, auch in die heutige Kunst bereits mehrfach übergegangenen Pilastercapitellen im Tempel des Apollo Didymäus bei Milet. Aehnlich trefflich ist die aus dem Porticus in die innern Räume führende Hauptthür; als ihr Seitenstück kann nur die, zwar reicher geschmückte Thür des Erechtheums auf der athenischen Akropolis angeführt werden. — Eins der cnidischen Theater ist wegen des erhaltenen Grundbaues des Scenengebäudes bemerkenswerth. — Eine sechssäulige dorische Halle, in welcher die Säulen zwar ditriglyphisch stehen, hat im Ganzen noch (was sonst bei den asiatisch-dorischen Gebäuden selten ist) edle Bildung des Details und besonders der Capitelle. — Eine zweite große dorische Halle bildet den innern Einschluß des Forums; hier zeigt sich aber schon eine beträchtlich rohere Behandlung. Höchst wunderlich und unschön sind die Eckſäulen, oder vielmehr die mit Halbsäulen verbundenen Eckpfeiler dieser Halle componirt.

Der zweite Abschnitt enthält auf 27 Tafeln die Alterthümer von Aphrodisias. Das ausgedehnte Forum dieser Stadt, 525 Fuß (engl.) lang und 213 Fuß breit, ist mit einer jonischen Säulenhalle umgeben, die Säulen von einfach spätgriechischer Form, in den Ecken Pfeiler von derselben fabelhaften Composition, wie auf dem Forum von Cnidus. — Der Haupttempel von Aphrodisias, der im Mittelalter in eine Kirche umgewandelt

Digitized by Google

war, bildete einen jonischen Pseudodipteros von acht Säulen in der Fronte. Auch hier sind es einfach späte, zum Theil schon schwere Formen; namentlich gewähren die attischen Basen der Säulen, an denen statt des obern Pfühls zwei dicke Rundstäbe angeordnet sind, einen unschönen Eindruck. (Aehnliche Basen hat der oben genannte korinthische Tempel zu Cnidus.) — Ungleich interessanter, wie diese beiden Baulichkeiten ist ein drittes, obschon beträchtlich späteres Gebäude, ein großes Propyläum von korinthischer Architektur. Pfeiler, an ihrer Hinter- und Vorderseite mit Halbsäulen verbunden, trennen die Thüren; vor ihnen springt nach außen ein viersäuliger Prostyl, nach innen eine Stellung von zwölf Säulen, in drei Reihen geordnet, vor. Die Säulen stehen auf Piedestalen und haben gewundene Cannelirungen, der Fries ist conver und mit Akanthuswindungen reich verziert. Dieß sind Zeugnisse der letzten Periode der classischen Architektur; dabei aber ist in der Behandlung, besonders des Ornaments, noch sehr viel eigenthümlicher Geschmack und selbst noch eine gräcisirende Eleganz zu bemerken. Auffallend ist die Composition des Akanthus, dessen Blättergruppen zum Theil auf eine Weise geschwungen sind, daß sie unmittelbar an denjenigen Styl der Ornamentik erinnern, der sich in der spätromanischen Architektur (um 1200 n. Chr. G.), vornämlich in Deutschland, geltend macht. Seit man sich genöthigt gesehen, den selbstständigen Werth der mittelalterlichen Architektur anzuerkennen, haben auch die Gebäude aus der letzten Zeit der Antike, in denen sich bereits manch ein mittelalterliches Princip ankündigt, ein größeres Interesse gewonnen; besonders wichtig sind in diesem Betracht die unter asiatischem Einfluß entstandenen Architekturen, und unter ihnen kommt dem eben besprochenen Gebäude keine der mindest bedeutenden Stellen zu. Für die Bauzeit desselben wird übrigens, in Gemäßheit des gleich zu nennenden Theaters von Patara, bereits die Periode um das J. 200 n. Chr. G. anzunehmen seyn. — Außerdem ist in Aphrodisias noch ein Hippodrom zu bemerken, dessen oberste Sitzstufen mit Pfeilerarcaden umgeben waren. Bruchstücke der letztern erscheinen mit reichem Ornament überladen, im Style des ebengenannten Propyläums, doch ungleich weniger schön.

Der dritte Abschnitt, 14 Tafeln, behandelt die Alterthümer von Patara, unter denen das dortige Theater von sehr erheblicher Wichtigkeit ist. Von dem Scenengebäude desselben, welches einer Inschrift zufolge unter dem Kaiser Antoninus Pius, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, erbaut wurde, steht noch so viel, daß dasselbe in seiner ganzen Einrichtung vollständig zu restauriren ist. Dasselbe bildet somit einen höchst interessanten Beitrag für unsere, bisher noch immer so mangelhafte Kenntniß der Scena des antiken Theaters.[1] Auch in Bezug auf seinen architektonischen Styl ist dieß Gebäude sehr bemerkenswerth; es ist eine eigenthümliche, ebenfalls noch gräcisirende Eleganz darin, die ich am liebsten mit der künstlerischen Richtung des Bramante und seiner nächsten Vorgänger parallel stellen möchte. In der Behandlung des Ornaments erkennt man einen ähnlichen, doch noch mehr gemessenen Geschmack, als an dem Propyläum von Aphrodisias, so daß man die Umwandlung der antiken Geschmacksrichtung hier schon in einer, fast unerwartet frühen Zeit beginnen sieht. — Das Stadtthor von Patara, mit drei Bogenöffnungen nebeneinander, und mit einem dorischen Friese gekrönt, hat ebenfalls noch etwas Gräcisirendes in der Anlage, erscheint im Detail aber bereits ganz roh.

F. Kugler.

Nachrichten vom August.

Persönliches.

Der hannoversche Bildhauer Kümmel ist von Rom abgereist, um in seiner Vaterstadt Hannover und in Hamburg mehrere seiner Werke aufzustellen.

Professor Bissen kehrt gleichfalls, aus Rücksichten seiner Familie, der das römische Klima nicht zusagt, nach Dänemark zurück.

Emil Wolff hat seine Arbeiten durch einen Sommerausflug nach Neapel unterbrochen.

Der russische Maler Kaniewski in Rom ist nach seinem Vaterlande zurückberufen worden, um dort eine große Arbeit auszuführen.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Gesammtsitzung der Akademie der Wissenschaften vom 9. Juni d. J. las Hr. Eduard Gerhard einen Vortrag über die Minerven-Idole Athens.

Wien. Am 25. Julius hat die Verloosung der von dem Kunstverein angekauften Gegenstände stattgefunden.

Halle. Am 5. August beging der thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums ein Fest, bei welchem Hr. Hase in Dresden, Raoul-Rochette in Paris, v. Rommel in Kassel, Dr. Wuttke in Leipzig, Kopitar in Wien u. A. zu correspondirenden Mitgliedern ernannt wurden. Prof. Wiggert aus Magdeburg sprach über das Vorkommen römischer Gemmen auf mittelalterlichen Siegeln. Pastor Otte aus Fröbden gab erläuternde Mittheilungen über seinen von dem Verein herausgegebenen und während der Sitzung vertheilten Abriß einer kirchlichen Kunstarchäologie

---

[1] Herr Professor Strack in Berlin ist im Begriffe, ein Werk über die griechischen Theater herauszugeben, welches durch Zusammenstellung der sämmtlichen erhaltenen Reste (unter denen auch das Theater von Patara seine Stelle findet) die bemerkenswerthesten Resultate für die Einrichtung der Theater im Allgemeinen und vornämlich für die Einrichtung der Scenengebäude verspricht.

Digitized by Google

des Mittelalters. Prof. Dr. Friedländer theilte nebst eigenen Beobachtungen auch die interessanten Bemerkungen des Oberdompredigers Dr. Augustin zu Halberstadt über das zu diesem Festtag eingesandte höchst merkwürdige und kostbare Diptychon consulare mit, welches die Domkirche von Halberstadt besitzt. Dr. Weber legte die von dem regierenden Grafen zu Stolberg-Wernigerode eingesandten merkwürdigen Abbildungen von fünf Meistern des langen Schwerts von der Feder vor; ferner theilte er eine vom Professor Dr. Förstemann zu Nordhausen eingesandte Nachricht über einen Altraun mit, welcher daselbst im Jahr 1725 in der Sacristei der Kirche St. Blasii deponirt worden war, und zeigte diesen Altraun selbst vor. Deßgleichen legte er die von dorther eingesandten Zeichnungen sehr schöner messingner Epitaphien der Familien von Werther und von Urbach aus dem Ende des 14ten Jahrhunderts vor, welche sich in der ehemaligen Kirche St. Martin zu Nordhausen befanden. Lieutenant von Mielecki sprach über die von dem thüringisch-sächsischen Verein unternommene Sammlung der Siegel der Städte und Innungen in der Provinz Sachsen, welche ihrer Wichtigkeit wegen nun auf alle Städte des preußischen Staats ausgedehnt werden soll. — Auf verschiedenen Tischen waren die interessantesten Gegenstände ausgelegt, welche in der neuesten Zeit für das archäologische Museum des thüringisch-sächsischen Vereins eingegangen sind. Besonders zeichneten sich darunter die von dem Herrn Apotheker Schumann zu Golssen in der Lausitz eingesandten bronzenen Gegenstände, Urnen u. dgl., aus. — Graf v. Bredow aus Wettin legte mehrere in der Altmark gefundene höchst werthvolle bronzene Sachen vor, worunter sich namentlich die verschiedenen Ohrringe auszeichneten, und hatte die Güte, einen Theil dieser schönen Gegenstände dem Vereinsmuseum zu verheißen. Der Director des königl. Museums für vaterländische Alterthümer zu Berlin, Hr. v. Ledebur, hatte mit Bewilligung der vorgesetzten Behörde ein dem königlichen Museum gehöriges überaus merkwürdiges bronzenes Thiergebilde, welches zu Wewelsfleth bei Glückstadt gefunden worden ist, eingesandt, dessen Vergleichung mit einem ähnlichen, in dem Museum des thüringisch-sächsischen Vereins befindlichen Gegenstande nicht ohne großes Interesse war.

München. Am 25. August, als der Geburts- und Namensfeier König Ludwigs, fand eine feierliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften statt, die u. A. zu ihrem Ehrenmitgliede den Duca Lovisо di Serra di Falco in Palermo, zu ordentlichen Mitgliedern den Prof. Dr. Franz v. Kobell, zu auswärtigen Mitgliedern Hrn. Avelino, Secretär der Accademia ercolanense in Neapel, den Grafen Castiglione zu Mailand, den Ritter Micali zu Florenz, und den Bibliothekar, Hofrath Ukert in Gotha erwählt hat. Außer der Vollendung des Drucks der Abhandlung von Sulpiz Boisserée über die Kaiser-Dalmatika zu Rom, wurde von dem Redner, Hofrath Thiersch, das in den letzten Tagen noch der Akademie zur Vorlage gekommene Werk des Geheimenraths von Klenze über die Walhalla verkündigt, in welchem derselbe in einer des großen Baues würdigen Weise diesen durch Schilderung mit Kupfertafeln auf das Zweckmäßigste erläutert habe. Auch legte Professor v. Kobell außer neuen galvanoplastischen Bilderwerken eine große 2½ Schuh im Geviert haltende galvanische Copie einer gestochenen Platte vor, bei welcher nach der von ihm angegebenen Versilberung und Sicherung gegen das Verwachsen die Schwierigkeiten gehoben sind, die der galvanischen Vervielfältigung größerer Kupferplatten noch entgegenstanden. Bereits sind viele zum Theil kostbare Platten nach dieser Anleitung auf das vollkommenste in einem unserer ersten lithographischen Institute, dem des Hrn. Minsinger, copirt worden, und diese Kunst kann darum als in München praktisch eingeführt betrachtet werden. — Von der Akademie der Künste sind zu Ehrenmitgliedern ernannt und höchsten Orts bestätigt worden: der hiesige Domcapitular Balthasar Speth, die Historienmaler Wilhelm Kaulbach, A. Riedel (aus Bayreuth) in Rom, Christian Morgenstern (aus Hamburg), der Seebildermaler Simonsen (aus Kopenhagen) und der als Architekturmaler so wie durch sein Verdienst um die Ausbildung der Glasmalerei bekannte Max Emanuel Ainmüller (aus München).

Schwerin. Der mecklenburgische patriotische Verein hat beschlossen, daß sein Hauptdirector Beiträge für den Kölner Dombau annehmen soll.

Triest. Dem unsterblichen Winckelmann, welcher am 8. Juni 1768 auf eine so schaudervolle Weise sein ruhmvolles Leben in Triest endete, ward bekanntlich im J. 1820 von dem Regierungsrath Herrn Dr. Rossetti in der Nähe der Kirche St. Giusto ein Mausoleum errichtet. Um dasselbe stehen alte Triestiner Grabsteine gereiht, welche u. A. an eine von Octavianus im J. 622 der römischen Zeitrechnung errichtete Mauer und an Fabius Severus erinnern, der seiner Vaterstadt Triest das römische Bürgerrecht verschafft und Japydien dem Octavian unterworfen hatte. Außerdem befinden sich daselbst mehrere andere Grabsteine und Basreliefs, die aus vorchristlichen Epochen herrühren, und alle das hohe Alter von Triest beurkunden. Es ward nun der Wunsch rege, diese ehrwürdigen Denkmale durch andere vermehrt und systematisch geordnet zu sehen, auf daß sie als redende Zeugnisse von dem Ursprunge Triests unsern spätern Nachkommen erhalten bleiben, und es hat sich auf Anregung des rühmlich bekannten Alterthumsforschers Dr. G. Kandler, mit Genehmigung der Behörden, ein Verein gebildet, auf dessen Kosten sämmtliche bereits vorhandene Lapidarurkunden gesammelt, in dem Gebiete von Triest die Spuren alter Wohnungen, Militärstraßen, Flecken, Vesten, Häfen, Wasserleitungen, der Akropolis und des Amphitheaters verfolgt, Ausgrabungen veranstaltet werden sollen, um mit der hier zu machenden Ausbeute ein bleibendes Munizipal-Museum zu Ehren Winckelmanns, dessen Namen es tragen wird, zu errichten, und das Resultat der Nachforschungen im Drucke zu veröffentlichen und gehörig durch Karten, Zeichnungen und erklärenden Text zu illustriren. Das Museum soll am 8. Juni 1845 mit einem jährlich zu wiederholenden Feste feierlich eröffnet werden, und bei der tiefen Verehrung, die man den Manen Winckelmanns allenthalben zollt, zweifeln wir nicht an der allgemeinen Theilnahme, womit diese Nachricht aufgenommen werden wird.

Paris. Am 12. August hielt die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften im Institut ihre öffentliche Jahressitzung, worin Hr. Lenormant über den Concurs der Nationalalterthümer einen Vortrag hielt. Der von Allier d'Auteroche gestiftete numismatische Preis wurde Hrn. von La Saussaye zu Theil, dem Verfasser einer Numismatik der Gallia Narbonnensis, welche viele unedirte Münzen enthält und sich durch feine Bemerkungen und gute Anordnung auszeichnet. Unter den eingereichten Schriften befinden sich die Beschreibung einer Tapisserie der alten Abtei Chaise Dieu mit der Darstellung des Todtentanzes, ein Vortrag von Herrn de la Fontenelle de Vaudoré über die Richtung zweier Römerstraßen von Poitiers nach Nantes und Angers; ein von dem Bibliothekar und Secretär der archäologischen Commission in Aix, Rouard, verfaßtes Memoire über die

Digitized by Google

Ausgrabungen, die i. J. 1841 in dieser Stadt vorgenommen worden sind; ein Manuscript des Abbé Lacurie über die Alterthümer von Saintes u. A. m.

Museen und Sammlungen.

Dresden. Die hiesige Rüst- und Kunstkammer ist jetzt, nach der Anordnung des Staatsministers v. Lindenau, zu einem historischen Museum vereinigt, welches durch die umsichtige Leitung des Directors Krauckling, wie durch die geschmackvolle Aufstellung der überaus reichen Waffensammlung, Rüstungen und sonstigen, höchst seltenen und werthvollen Kunstwerke außerordentliches Interesse gewährt. Es ist nur noch ein wohlgeordnetes Verzeichniß der vielen Gegenstände zu wünschen, welche den halben Raum des Zwingers einnehmen.

Edinburg. Die diesjährige Versammlung des schottischen Kunstvereins ergab, daß 6767 Pfd. St. unterzeichnet waren, aus England 1250, aus Irland 250, aus Schottland 5282. Die Preise der Ankäufe stiegen von 5 bis 150 Pfd.; der höchste ward einer Hochlandschaft von Horaz M'Culloch zu Theil.

Denkmäler.

Königsberg, 1. Aug. Se. Maj. hat die Ausführung des hier mit großem Beifall ausgestellt gewesenen Standbildes des hochseligen Königs in Erz genehmigt und bestimmt, daß die Statue auf dem Königsgarten errichtet werden soll. Zum Guß hat Se. Maj., um dem vaterländischen Denkmal durch die Anknüpfung an die glorreichsten Perioden der gesegneten Regierung des hochsel. Königs einen um so höhern Werth zu verleihen, eroberte Geschütze bewilligt. Die Sammlung für dieses Denkmal betrug Ende Juli 68,044 Thaler. Der Meister des Werks ist bekanntlich Prof. Kiß in Berlin.

Salzburg. Am 10. Aug. Morgens kam das Standbild Mozarts hier an. Der Erzgießer, Hr. Stiglmaier, war Abends zuvor eingetroffen. Er und der Stadtbürgermeister gingen dem Wagen, der das Kunstwerk trug, bis an die Grenze entgegen. Der Einzug des mit Kränzen und Fahnen von schwarz-gelber und weiß-blauer Farbe geschmückten Wagens war geräuschlos, nur von einer Menge von Menschen umgeben.

Fulda. Am 17. Aug. fand die feierliche Enthüllung und Einweihung des Bonifazius-Denkmals statt. Der Meister des Werkes, Prof. Henschel, war mit in dem Zuge. Am Abende waren die Stadt und das Denkmal beleuchtet.

Detmold. Die Bauten am Hermanns-Denkmale werden ohne Unterbrechung fortgesetzt, und es sind täglich mehrere hundert Arbeiter oben auf dem alten Teut beschäftigt.

Kopenhagen. Der große Granitblock, den das Standerborgsche Comité zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich VI. zu benutzen denkt, soll vielleicht schon in diesem Monat von Frysenborg nach Standerborg gebracht werden: ein Transport, welcher bei der Größe dieses Granitblocks für die 3 Meilen auf 600 Rthlr. kommen wird. Das Denkmal soll auf dem Schloßberge bei Standerborg stehen und wird mit der Kirche, welche auch dort liegt, ungefähr von einer Höhe werden. Wenn der Block behauen ist, sollen die Embleme und Verzierungen, welche Thorwaldsen dem Comité versprochen hat, darauf angebracht werden.

Paris. Am 5. August wurde der erste Stein zu der Erinnerungssäule an die Vertheidigung von Mazagran auf dem Platze von Martrol de Malesherbes (Loiret), der Heimath des Capitäns Lelièvre, des muthigen Commandanten des Häufleins Franzosen, gelegt.

Die Pairskammer hat beschlossen, ein Standbild des Herzogs von Orleans in ihrem Sitzungssaale aufrichten zu lassen.

Einige hier lebende Amerikaner ließen das Porträt Guizots, des Biographen Washingtons, malen und sandten es dem Präsidenten Tyler zu, mit der Bitte, ihm einen passenden Ort zum Aufbewahren anzuweisen. Unter dem 21. Juni bestimmte der Präsident hierzu den Saal des National-Instituts, wo Guizots Bild neben dem Bilde Washingtons aufgehängt worden ist.

Mondidier (Somme). Der Municipalrath hat sich über die Errichtung eines Denkmals zu Ehren unseres Landsmannes Parmentier berathen.

Algier. Die bürgerliche und militärische Bevölkerung dieser Stadt hat beschlossen, dem Herzog von Orleans ein Denkmal zu errichten, welches aus einem ehernen Standbild bestehen und auf der Place royale aufgestellt werden soll.

Kiew. Der Kaiser Nikolaus hat die Errichtung eines Denkmals für den Großfürsten Wladimir in hiesiger Stadt genehmigt.

Bauwerke.

Rothweil. Am 14. August wurde die von Heideloff in Nürnberg restaurirte katholische Stadtpfarrkirche dem öffentlichen Gottesdienste feierlich geöffnet. Die Wiederherstellung macht einen harmonischen Eindruck. Von den Chorfenstern sind bereits zwei mit Glasgemälden versehen. Unter den Altären zeichnet sich derjenige des hohen Chores, nach dem Plane Heideloffs gefertigt, wobei ein schönes mittelalterliches Crucifix verwendet ist, besonders aus.

Erfurt. Die große Barfüßerkirche, welche vor einigen Jahren einstürzte und bis jetzt im Schutte ruhte, wird durch Unterstützung unsers Königs wieder aufgebaut, und die Arbeiten dazu haben bereits begonnen.

Brühl (bei Köln). Ueberraschend war die Thätigkeit, mit welcher die Restaurationsbauten in dem hiesigen königl. Schlosse unter der obern Leitung des Bauinspectors Biercher durch den Bauconducteur Overbeck ihrem Ziele immer näher geführt wurden. Vor Allem sind es das Vestibul, in Verbindung mit der großen Prachttreppe, und die angrenzenden Prunksäle, welche, sämmtlich im Style der sogenannten Renaissance wieder hergestellt, den Beschauer fesseln. Das vormalige churfürstlich cölnische Lustschloß ist im J. 1725 von Clemens August in französischem Style prachtvoll gebaut mit einer Hauptfronte und zwei Flügeln. In der Vorhalle ist eine schöne Kuppel mit einem Frescogemälde, die wunderschöne Treppe ist von Marmor, mit Statuen und vergoldetem eisernen Geländer, alle Plafonds sind mit Frescogemälden und den schönsten Stuckaturarbeiten geziert.

Toschi hat den Stich der Kreuzabnahme nach Daniel di Volterra vollendet. Felsing ist bereits mit dem Drucken der Platte beschäftigt, nach dessen Beendigung die Publication dieses ausgezeichnet schönen Kupferstiches erfolgen wird.

Mannheim, 1. Sept. 1842. **Artaria & Fontaine.**

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 77.

Kunstblatt.

Dienstag, den 27. September 1842.

Kunstnachrichten aus Florenz.

August.

Restaurationen im Dom und Sta. Croce. — Kunstgeschichtliche Schriften von Ciampi, Baldanzi, Masselli. — Die Tribüne des Galileo. — Lasinios Tabernakel von Or S. Michelo. — Fantozzis Beschreibung von Florenz.

Arnolfos und Brunnellescos großartiges Werk, die Domkirche Sta. Maria del Fiore, bedurfte längst im Innern einer Restauration, wie sie ihr durch Ausbesserung der schadhaften Theile der Marmorbekleidung und durch Herstellung der Basis, die durch ein Eisengitter umschlossen ward, durch die Sorgfalt des regierenden Großherzogs an der Außenseite zu Theil geworden war. Dem Innern dieser schönen Kirche jene Pracht der Ausschmückung zu geben, worauf das Aeußere derselben schließen lassen dürfte, möchte in unsern Tagen nicht ganz leicht, wenn auch gewiß nicht unmöglich seyn, da es uns so gut gelingt, in den Charakter der mittelalterlichen Architektur und Ornamentik uns hineinzudenken: daran aber hat man für jetzt eben so wenig Hand angelegt, wie an die Vollendung der Kirche durch den Bau einer neuen Façade und durch Vollendung der um die Kuppel laufenden Galerie; beides Unternehmungen, die man in einer Stadt, in welcher die neuere Kunst zum Leben erstand, nicht auf ewig hinausschieben sollte. Es ist ein Glück, daß man im 17ten oder 18ten Jahrhundert nicht auf den Gedanken gekommen ist, die fehlenden Façaden der vier größten Kirchen von Florenz, des Domes, Sta. Croces, S. Lorenzos und Sto. Spiritos, ausbauen zu wollen. Lieber mögen sie mit nackten Wänden und mit Kalküberwurf dastehen, wie sie jetzt sind; aber es ist darum nicht gesagt, daß es Florenz zur Ehre gereicht, nicht Muth und Kraft und Aufopferung genug zu haben, um das zu vollenden, was die Väter so herrlich begonnen. Ein guter Geist beginnt sich überall zu zeigen. Das Interesse für die öffentlichen Kunstdenkmale mehrt sich mit jedem Tage, und kann man es im Allgemeinen auch noch nicht recht dahinbringen, die Kunst des Mittelalters mit aufrichtiger Gesinnung schön zu finden, so fällt es doch Keinem mehr ein, das zu zerstören, was sie geschaffen hat. Diejenige Achtung, die man eine historische nennen könnte, würde allein schon vor solchen Acten des Vandalismus bewahren, wie sie im letzten Jahrhundert nur zu häufig vorgekommen sind. Darin also liegt schon ein großer Fortschritt und ein auspicium melioris aevi. — Was jetzt im Dom geschehen, ist in jeder Hinsicht dankenswerth. Im J. 1838 wurde der Architekt Prof. Baccani mit der Arbeit beauftragt, am 25. März d. J. wurde sie beendigt, und die Kirche war zum Osterfeste wieder ganz sichtbar. Der hundertjährige Schmutz der Wände und Gewölbe ist verschwunden, die schönen bunten Glasfenster sind gereinigt und ausgebessert, die Bekleidung des untern Theils der Wände mit Steinplatten ist vollständig mit einer Leiste umzogen, welche Arnolfo nur an dem kleinsten Theile angebracht, eine große Menge einzelner Veränderungen sind vorgenommen worden. Dazu gehört die Herstellung einer größern Symmetrie in der Ausschmückung. So hat man die großen Reiterbilder der Condottieren Giovanni Aguto (John Hawkwood) und Niccolo da Tolentino (starben 1394 und 1434), welche Paolo Uccello und Andrea dal Castagno in den J. 1436 und 1455 malten, von der Wand abgenommen und auf Leinwand übertragen, und sie einander gegenüber über den ersten Thüren der Seitenfaçaden angebracht. Gio. Rizzoli aus Pieve di Cento hat diese Operation mit großer Geschicklichkeit ausgeführt, wie er auch die von Lorenzo di Bicci gemalten Denkmale des Augustinermönchs Fra Luigi Marsigli (st. 1394) und des Cardinals Piero Corsini (st. 1405) von der Wand abgelöst und in der ersten Capelle der Tribüne des Kreuzes angebracht hat. Das Frescobild des Apostels Thaddäus, das einzige übriggebliebene von den zwölfen, welche Lorenzo di Bicci nach Vasaris Angabe (Passigl. Ausg. I S. 206) bei Gelegenheit der am 25. März 1436 durch Papst Eugen IV. vorgenommenen Einweihung der

Digitized by Google

Kirche malte, wurde gleichfalls auf Leinwand übertragen, hat aber bis jetzt noch keine Bestimmung erhalten. Die marmornen Todtenladen, deren eine, nach Einiger Meinung, die Gebeine Conrads, des Sohnes Kaiser Heinrichs IV., nach Andern die des berühmten Guelfen Adobrandino Ottobuoni enthalten soll (Monumens sépulcraux de la Toscane, pl. IX), die andere das Grabmal des Florentiner Bischofs Antonio Orso ist (a. a. O. pl. V), welcher während der Belagerung der Stadt durch Kaiser Heinrich VII. die Bürger zum Widerstande ermunterte, sind über den beiden zunächstfolgenden Seitenthüren, der Porta de' Servi und Della Canonica aufgestellt. Dabei entdeckte man eine Inschrift in leoninischen Versen, welche als Verfertiger des letztern den Maestro Tino di Maestro Camaino Sanese nennt, von dem auch der Sarkophag herrührt, in welchem, gegenwärtig im Camposanto zu Pisa, die irdischen Reste Heinrichs von Lützelburg ruhen. (S. Grassis Descrizione di Pisa, I, 162, II, 148, und „Italienische Erinnerungen an den Zug Heinrichs VII." Blätter f. lit. Unterh. 1840, Nr. 270.) Die Denkmäler des Giotto und Brunnellesco, von Benedetto da Majano und vom Buggiano, sind zu beiden Seiten des Tabernakels, welches die Statue des Gianozzo Manetti enthält, symmetrisch angebracht worden. Die Reiterbildsäule des Piero da Farnesa ist einstweilen weggenommen; das schlechte Denkmal des G. Bencivenni Pelli (st. 1807) wird anderswo aufgestellt werden. Das Mosiv des Gaddo Gaddi (Krönung der Jungfrau) über der Hauptthüre, die bei demselben befindlichen Reste der Fresken des Paolo Uccello (vier Köpfe von Propheten), die des Santi di Tito (musicirende Engel), die des Lorenzo di Bicci in der Tribuna di S. Antonino sind von dem in Arbeiten dieser Art sehr erfahrenen Maler Antonio Marini gereinigt und restaurirt worden. Ein Theil der letztern, von der Feuchtigkeit zerstört, hat neugemalt werden müssen. Marini reinigte auch mit großer Sorgfalt das von Domenico di Michelino im J. 1465 gemalte Bild des Dante Alighieri (Gaye im Carteggio, II. V), über dessen Urheber so viele widersprechende Meinungen im Umlauf waren, und einige andere Gemälde. Zwei Altäre im Langschiff wurden bei Seite gebracht. — Dieß sind die Arbeiten im Dom. Herr Marini ist überdieß mit der Reinigung und Ausbesserung der Gemälde des Ridolfo Ghirlandajo in der dem h. Bernhard gewidmeten Capelle im Palazzo vecchio beschäftigt, und hat im Auftrage der Familie Peruzzi angefangen, in der ihr gehörenden Capelle in Sta. Croce (der vierten im Querschiff auf der rechten Seite) die Fresken Giottos von der Kalkdecke zu befreien, unter der sie seit lange verborgen sind. Es steht zu hoffen, daß der Erfolg ein gleich glücklicher seyn werde, wie im Palaste des Podesta.

Die mittelalterliche Kunst wird durch ein Paar Schriften erläutert. G. Aiazzi hat eine Beschreibung der Capelle Rinuccini in Sta. Croce mit Umrissen der Fresken von Taddeo Gaddi herausgegeben.[1] Diese schöne Capelle soll zugleich mit der Kirche, von der sie einen Theil bildet, gegründet worden seyn durch Rinuccino II. aus der alten und edeln Familie der Rinuccini da Quona, die noch in Florenz blüht. Ein Nachkomme von ihm, Messer Francesco di Cino, vollendete sie, ließ sie durch Gaddi ausmalen und 1371 mit einem Eisengitter versehen. Die Wandgemälde, welche im Jahr 1736 restaurirt wurden, stellen in zehn Bildern Geschichten aus dem Leben Joachims und Annas, der Madonna und des Heilands dar, mit Ausnahme des letzten Gemäldes, welches der Geschichte eines reichen Mannes aus Marseille gewidmet ist, der die heiligen Orte in Jerusalem besuchen ging, und bei seiner Heimkehr Gattin und Kind, die er todt geglaubt, lebend wiederfand. An der Wölbung sieht man in der Mitte den Heiland in halber Figur in einem Rund zwischen den vier größern Propheten, die Apostel und die h. Franciscus und Antonius, S. Ludwig Bischof von Toulouse und den h. Cardinal Andreas v. Anagni. Das Altargemälde, die Madonna sitzend mit dem Kinde; im obern Theile ein Crucifix; zehn Halbfiguren von Aposteln, und vier Heilige, Franciscus, Johann der Täufer, Johann der Evangelist und M. Magdalena, in ganzer Figur, hält der Verf. für ein Werk des Gaddi vom J. 1379. Die Erläuterungen verrathen kein großes Kunstverständniß, sind aber mit Fleiß und Sorgfalt abgefaßt, und bringen alle hierher gehörigen geschichtlichen Daten bei. — Der Canonicus Baldanzi zu Prato, dessen Schriften über die Cappella del S. Cingolo, über Fra Filippo Lippi und die Madonna dell' Ulivo der verstorbene Gaye in diesen Blättern (1836, Nr. 90, 91; 1839, Nr. 60) anzeigte, hat über das von Filippino Lippi im J. 1498 gemalte Tabernakel bei Sta. Margherita zu Prato eine Broschüre herausgegeben.[2] Vasari erwähnt dieses Frescos, welches aus einem oben gerundeten Mittelbilde und zwei schmalern viereckigen Seitenbildern besteht. Man sieht in demselben die Madonna, welche, das Kind tragend, vor einem zierlich ausgeschmückten Sitze, worauf zwei Bücher mit einem Cartell (mit den Worten: Sustine et abstine) liegen, aufgestanden ist, während ein Kreis betender Engel ihr Haupt umgibt und zwei Engel eine Krone

[1] C. Aiazzi, la Capella dei Rinuccini in Sta. Croce. Fir. 1840, mit 5 Kupfertafeln in 4. (Ist nicht in den Buchhandel gekommen.)

[2] Una pittura di Filippino Lippi in Prato e Cenni storici di due pittori Pratesi. Prato, 1840. gr. 8. mit 2 Kupfertafeln, gez. von A. Marini, gest. v. L. de Vegno.

Digitized by Google

über demselben halten, von vier Heiligen umgeben ist, von denen die h. Margarethe und Katharina knieen, S. Antonius Abbas und S. Laurentius hinter denselben aufrecht stehen. Die Anordnung ist, wie sich aus Obigem ergibt, sehr einfach; die Figuren sind der Räumlichkeit vortrefflich angepaßt. Es ist ein Werk aus Filippinos letzter Zeit, und in den Köpfen, namentlich in dem der h. Margarethe, findet man jenen eigenthümlichen Charakter und den schwärmerischen Ausdruck, der diesem Maler eigen ist. Vasari lobt die Frische und Lebendigkeit des Colorits; jetzt ist das Bild durch Witterung und Sorglosigkeit sehr beschädigt, und vom Mantel der Madonna ist alles Blau abgekratzt, so daß sogar die Falten verschwunden sind. Der gegenwärtige Besitzer denkt es indeß vor fernerer Unbilde zu schützen. Nach dem am untern Rande in den Verzierungen angebrachten Wappen wurde es von der nun erloschenen Familie Tieri gestiftet. Bei der Erwähnung Filippino Lippis möge hier die Notiz stehen, daß Prof. Rosini im neuesten Bande seiner Geschichte der italienischen Malerei Gayes und vieler Andern Ansicht, daß das Fresco im Carmine: die Apostel vor dem Proconsul dem Filippino gehöre, (s. Kunstbl. 1841, Nr. 31), heftig bekämpft und es von neuem dem Masaccio zuschreibt. Vielleicht findet sich nächstens Gelegenheit, die Gründe für und gegen einander gegenüber zu stellen. — Den Anhang der Baldanzischen Schrift bilden Nachrichten von zwei wenig bekannten Pratesern Cinquecentisten, deren erster Niccolo Latini, der 1552 in dem genannten Städtchen geboren ward, namentlich in Bildnissen in kleinem Maßstab sich auszezeichnet haben soll, und von dem in S. Bartolommeo eine auf dem Throne sitzende, von Heiligen umgebene Madonna vorhanden ist, im Geschmack Fra Bartolommeos, im Oratorium der Brüderschaft der Dreieinigkeit eine Visitation, mit dem Namen und Zeichen des Malers und der Jahrszahl 1584. Der zweite ist Michele Tosini, der, um das J. 1540 zu Florenz geboren, meist in Prato lebte, wo er 1572 das Porträt des Propstes der dortigen Kirche, Pier Francesco Ricci (Majordomus bei Cosmus I., und namentlich aus Benvenuto Cellinis Leben bekannt), und um dieselbe Zeit mehrere Bilder im Kloster der Dominicanerinnen malte, in denen er sich als einen nicht ungeschickten Nachahmer des Andrea del Sarto zeigt. Man schreibt ihm in Prato eine ziemlich bedeutende Zahl von Bildern zu.

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom August.

Bauwerke.

Schlesien. Das Schloß in Erdmannsdorf ist jetzt im Umbau begriffen. Dem Schlosse und dem Gewächshause gegenüber wird gleichzeitig ein Gebäude von sehr schönen Verhältnissen aufgeführt, das Se. Maj. zum Sommeraufenthalt für J. D. die Frau Fürstin v. Liegnitz bestimmt haben soll. Die mehrfach besprochene hölzerne Kirche aus Schweden (ein Denkmal altnordischer Baukunst), ist in Brückenberg (unweit der Annacapelle) zu sehen und lockt viele Besucher an. Wenn deren Aufbau vollführt ist, so wird sie, neben ihrem religiösen Zweck, zur Verschönerung der Gegend wesentlich beitragen.

Frankfurt. Das Mauerwerk der neuen Börse ist bis zum Dach vollendet, und die Buden, welche die Rückseite nach dem neuen Krämm einnehmen, werden schon zur bevorstehenden Messe bezogen.

Hamburg. Die Nachricht, welche sich ziemlich allgemein (s. kleine Nachr. v. Juni Nr. 65) verbreitet hatte, daß der Thurm der Michaeliskirche wurmstichiges Holzwerk habe und seinem Untergange nahe sey, hat sich durchaus nicht bestätigt, indem das Ergebniß einer angestellten technischen Untersuchung für den guten Zustand und die dauerhafte Beschaffenheit jenes schönen Bauwerkes lautet.

Reutlingen. Der Chor der hiesigen gothischen Hauptkirche ist unter der Leitung des Bauinspectors Rupp nach alten Vorbildern in polychromer Weise jetzt wiederhergestellt.

Prag. Die allgemein aufgefaßte Idee des Ausbaues der hiesigen Kathedrale beschäftigt bereits den Baumeister J. Krasner, der den Plan des Domes in allen seinen Theilen aufgenommen hat. Bis jetzt sind drei vollständige Risse zu Stande gebracht, bis zur Wölbung kommt noch ein vierter und sodann der des Daches. Da kein Pfeiler dem andern gleicht, so sind hiervei große Schwierigkeiten zu beseitigen und jede einzelne Dimension muß gemessen werden. In diesem Jahr wird überdieß vorläufig das alte unvollendete Mauerwerk aus der Zeit Kaiser Leopolds I. abgetragen, und wenn die Zeitverhältnisse günstig sind und bleiben, könnte das schöne und erfreuliche Werk im Jahr 1845, wann es tausend Jahre seyn sollen, daß der Grundstein zu dem Dome gelegt wurde, im vollen Gange seyn. Der Geschichtschreiber Pssina von Ezeborad erzählt in seinem „Prodromus" vom Prager Dome die jedenfalls interessante Sage, deren Ursprung unermittelt ist, daß in dem Jahre, wo er ausgebaut und vollendet dasteben werde, die Türken Europa verlassen und der Halbmond dem Kreuze auf der heiligen Sophia weichen werde. Wie verbreitet und eingewurzelt diese Sage auch von Alters her gewesen, beweist der Umstand, daß Kaiser Leopold I., unter dem die Türken wieder bis vor Wien drangen, eben deßhalb den Vorsatz zum Ausbau des Domes faßte.

Kopenhagen. Am 21. August wurde an der neu erbauten katholischen Capelle, welche sich bereits unter Dach befindet, der Grundstein eingemauert.

Kölner Dombau.

Der Monat August hat sich zunächst mit der Vorbereitung auf die Domfeier des 4. Sept. beschäftigt. Die Nummer 9 des Domblattes v. 28. theilt das Programm der feierlichen Grundsteinlegung für den Fortbau des Kölner Domes mit, nachdem frühere Blätter die auf die Dankadressen des Centralvereins v. 5. Juli erlassenen huldreichen Erwiederungsschreiben der Könige von Preußen und von Bayern, so wie die Dankadressen selbst, zur Kenntniß gebracht hatten. Unter den neugebildeten Hülfsvereinen ist es vornämlich der Centralverein für die preußische Provinz Sachsen, der sich zu Magdeburg unter dem Vorsitze des Oberpräsidenten Flottwell

Digitized by Google

gebildet hat und der unter seinen Vorstandmitgliedern auch den Gouverneur der Festung Magdeburg, Prinz Georg zu Hessen, und den evangelischen Bischof Dr. Dräseke zählt. Das fünfte Verzeichniß der bei dem Kölner Central-Dombauverein eingegangenen Geldbeiträge und Geschenke für den Dombau beträgt, als vom 2. Juli bis 5. August gestellt, 1268 Thlr. 9 Sgr. 11 Pf., unter welchen 973 Thlr. 24 Sgr. vom oldenburgischen Dombauverein kommen, und 615 Thlr. 10 Sgr. den Reinertrag des zum Besten des Dombaues in Rom von Ferdinand Hiller veranstalteten Concerts bilden. — Der Schluß des Zwirnerschen Aufsatzes über Vergangenheit und Zukunft des Dombaues enthält in Betreff des Weiterbaues folgende weitere höchst interessante Mittheilungen (s. Nachr. v. Juli in Nr. 72). Gleichzeitig mit dem Bau des Portals wird auch der Ausbau der südlichen Seitenschiffe der vorderen Kirchenräume vorgenommen werden. Die daselbst befindliche Umfassungsmauern, zwischen dem Querbau und dem südlichen Thurme, hatte bisheran nur die Höhe der Gewölbepfeiler von 62 Fuß erreicht und schloß mit der Oberkante der Fenstercapitelle, worauf das Strebogenwerk beginnt. — Sobald nun diese Umfassungsmauer zur Vollendung gelangt, soll im nächsten Frühjahr das alte Dachwerk über den südlichen Seitenschiffen abgenommen, die Gewölbepfeiler weiter fortgebaut und die Gewölbe eingespannt werden, womit jedoch das Frühjahr 1844 herankommen dürfte. — Der weitere Fortbau des Mittelschiffes bis zur Höhe der obern farbigen Chorfenster, also einschließlich des darunter befindlichen Laufganges, würde dann zunächst auf der Südseite erfolgen, und bis zu diesem Abschnitte der Bau auf der Nordseite ganz ruhen, wenn nicht durch Vereinsmittel daselbst schon, gleichzeitig mit der Südseite, fortgebaut werden könnte. Sind alsdann die Seitenschiffe ganz vollendet, die Portale bis zur entsprechenden Höhe der erstern aufgeführt und die oben bezeichnete Höhe des Mittelschiffes erreicht, so würde es vielleicht sehr zweckmäßig seyn, über dem letztern eine provisorische Abdachung anzulegen, damit unterhalb der ganze Raum seiner kirchlichen Bestimmung bald frei gegeben und oberhalb der Bau nach möglichsten Kräften fortgesetzt werden kann; so wie dieß bisher bei dem Restaurationsbau der Fall war, wo ebenfalls das Aeußere vom mächtigen Baugerüst umschlossen, während das Innere des Hochchores zum Gottesdienste benutzt wurde. Binnen wenigen Jahren würde man demnach den Dom in seiner ganzen innern Ausdehnung zu benutzen im Stande seyn, ohne dadurch größere Kosten als diejenigen für's Nothdach zu opfern. — Da außer den beiden westlichen Thurmfaçaden keine Originalpläne vom Dome vorhanden sind, so wird die Architektur des hohen Chores bei dem Baue des Langhauses als Richtschnur dienen müssen, wozu auch schon während des Herstellungsbaues die genauesten Messungen stattgefunden haben. Vor Allem aber war es nothwendig, um die Idee eines Vollendungsbaues anzuregen: die Herstellungsarbeiten am hohen Chore streng im Charakter und Geiste der Alten auszuführen, damit nicht nur das Vorhandene in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, sondern auch das unbegründete Vorurtheil gehoben wurde, welches man bis dahin über die Möglichkeit des Gelingens solcher gothischen Arbeiten hegte. Der Erfolg hat hoffentlich genügende Beweise geliefert, und mit außerordentlicher Geschicklichkeit führen die kunstgeübten Steinmetzen jetzt wiederum die leichtesten architektonischen Formen, Ornamente und andere Verzierungstheile aus. Der Geist der Alten scheint in der verjüngten Dom-Steinmetzhütte eingekehrt zu seyn, und ausgerüstet mit den technischen Fertigkeiten, sehen die wackern Gesellen, deren Zahl sich fast täglich vermehrt (gegenwärtig sind am Dombaue 255 Arbeiter, worunter 114 Steinmetzen, beschäftigt, außerdem aber noch eine große Anzahl in den Steinbrüchen. Bei dem Restaurationsbaue belief sich die Zahl der Arbeiter auf 70, einschließlich der 50 bis 60 Steinhauer) mit frohem Muthe der Lösung der vorliegenden Kunstaufgabe entgegen. Besorgnisse über die charakteristische Ausführung des architektonischen Details sind also nicht vorhanden, und die Construction selbst ist, schon bei dem Herstellungsbaue, mit größerer Sorgfalt als bei dem ursprünglichen Baue gehandhabt. Viele Mängel haben die Alten sich in dieser Beziehung am Dombau zu Schulden kommen lassen, und namentlich auch bei der Anlage der Pfeilerstellungen unvollkommen gemessen; ihre Zwischenweiten differiren von 1 bis 11 Zoll, so daß also fast jeder Strebebogen, jedes Bogengewölbe für sich ausgetragen werden muß. Eine durchaus solide Gründung ist dagegen vorangegangen, und überall haben sich die Pfeiler lothrecht erhalten. Bei der Auswahl des angewandten Gesteins hätte mit größerer Sorgfalt verfahren werden können. — Bekanntlich ist das Gestein vom Drachenfels zu dem Dombau ursprünglich in Anwendung gebracht, auch Tuffsteinquadern, doch diese meistens nur an glatten Wandflächen im Innern und an einigen Strebepfeilern auf der Nordseite des Hochchors. Der Drachenfelser Stein ist ein Trachyt von weißlichgrauer Farbe, die mit der Zeit an der Luft in einen aschenfarbigen, sehr angenehmen Farbenton abschießt. Er enthält, in gleichförmigem Gemenge, vielen kleinen weißlichen Feldspath, schwarzbraunen Glimmer und auch dunkelgrüne Blendnadeln und Punkte; dann aber noch streifige Feldspathkrystalle, meistens in sechseckigen, platten Tafeln, seltener in länglichen Säulchen vorkommend. Jene, $1-1\frac{1}{2}$ Zoll großen, 2 – 3 Linien dicken Feldspathtäfelchen verwittern sehr leicht, und veranlassen ein Abblättern der Steinmasse, wenn die Steine auf's Haupt, d. h. aufrecht und nicht auf ihr natürliches Lager, gestellt werden, wo jene Krystalle in verticaler Stellung die größte Berührungsfläche der Witterung entgegensetzen, sich ablösen oder Poren bilden, in welchen die eindringende Feuchtigkeit länger festhält und bei abwechselndem Froste den Stein zersprengt. Daher kommt es hier am Dome oft vor, daß eine große Anzahl Steine ganz gut erhalten, einzelne daneben gestellte sehr verwittert sind. In der ersten Zeit des Neubaues scheint man mit größerer Vorsicht bei der Verwendung des Gesteins zu Werke gegangen zu seyn, als später; am Hochchor fanden sich die glatten Umfassungen der Seitenschiffe meistens gut erhalten und selbst an dem Mittelschiff waren die feinen und reich durchbrochen gearbeiteten Fensterwerke vollkommen gut auf uns gekommen; die später angesetzten Strebebogen und Pfeiler enthielten jedoch viele schadhafte Steine; man sah aus der Unregelmäßigkeit der hohen und niedrigen Schichten, mit großen und kleinen Steinen, worunter selbst Tuffsteine vorkommen, daß die ursprüngliche Sorgfalt beim Bau nicht mehr waltete, und daher waren die Steine vielfach verwittert und hierdurch, wie auch durch die unzähligen zweckwidrigen Eisenverbindungen und durch die mangelhaften und schlechten Wasserableitungen, die Zerstörung der Strebebogen hauptsächlich herbeigeführt worden, weßhalb sie erneuert werden mußten. Im Allgemeinen ist der Stein nicht schlecht, er besitzt bedeutende mechanische Festigkeit, hat sich im Innern vorzüglich gut erhalten und ist auch im Aeußern in allen Hauptmassen dauerhaft; man kann demnach auf den alten vorhandenen Mauern den Weiterbau mit Zuversicht fortsetzen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 78.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 29. September 1842.

Kunstnachrichten aus Florenz.

(Schluß.)

Die, man sollte glauben, längstentschiedene Streitfrage: ob das im Palast Pitti befindliche Bildniß Papst Leos X. oder das im königl. Museum zu Neapel das Originalbild sey, ist vor Kurzem von Hrn. Niccolini, Architekten in letzterer Stadt, im XIII. Bande des Museo Borbonico wieder angeregt worden, und hat eine Entgegnung des fleißigen Herausgebers des Vasari, Gio. Masselli, hervorgerufen.[1] Bekanntlich erzählt Vasari im Leben des Del Sarto, wie die für Herzog Friedrich von Mantua von letzterem heimlich verfertigte Copie für das Original galt, bis er (Vasari) den Irrthum aufdeckte. Es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrheit einer solchen Erzählung zu zweifeln, wenn auch das Bild in Neapel immer noch Raffaels Namen trägt, und Herrn Niccolinis Gründe, historische wie artistische, sind dermaßen luftig, daß nicht ein einziger derselben sich halten kann. Es hätte darum in der etwas weitschweifigen, aber im Ganzen verständigen Widerlegung nicht so vieler Worte bedurft. In Streitschriften können aber die Italiener selten ein Maß finden, weder für den Umfang, noch für die Ausdrücke.

G. Rosini hat die vom Großherzoge zu Ehren Galileis im naturwissenschaftlichen Museum errichtete prachtvolle Tribüne beschrieben und diese Beschreibung ist mit einer Menge von Umrissen herausgekommen.[2] Diese Tribüne, der Geschichte der Naturwissenschaften geweiht, welche in den Annalen Toscanas so ruhmvolle Seiten füllt, wurde im vorigen Herbste bei Gelegenheit der Gelehrtenversammlung eröffnet (s. Morgenblatt, 1841, Nr. 243). Die architektonische Anordnung, von G. Martelli, verdient Lob, wenn auch der Styl im Ganzen vielleicht etwas schwerfällig seyn möchte. Die Fresken, zum Theil Lünetten, welche die Wande schmücken, vergegenwärtigen in historischen Darstellungen den Zustand der Mechanik vor dem 16ten Jahrhundert (Leonardo da Vinci und Fra Luca Paciola vor Lodovico il Moro, Herzog von Mailand), Galileos erste Erfahrungen über den Fall schwerer Körper, die Anwendung der Oscillation des Pendels auf die Zeitmessung, die Erfindung des Teleskops, Galileos letzte Lehren, die er dem Torricelli und Viviani ertheilte, die Studien der berühmten Accademia del Cimento, welche der Prinz, nachmalige Cardinal Leopold v. Medici gestiftet, endlich die Erfindung der Voltaschen Säule. L. Sabatelli, G. Martellini und N. Cianfanelli haben die Fresken ausgeführt, an denen Manches auszusetzen seyn dürfte, in der Composition wie in der Färbung. Bei weitem das vorzüglichste dieser Bilder ist Cianfanellis Da Vinci mit Fra Luca, in welchem sich ein schönes Talent offenbart. Die Büsten und Medaillons der berühmten Naturforscher sind zum Theil von verschiedenen der tüchtigsten toscanischen Künstler, Pampaloni, Demi, Fantacchiotti, Santerelli u. A.; die Statue Galileos von A. Costoli ist ein sehr braves Werk: der große Forscher steht mit emporgehobenem Haupte, mit seiner Rechten auf eine Basis sich stützend, die einen Globus und astronomische Zeichnungen trägt, mit der Linken den Mantel zusammenhaltend. Es ist in dieser Statue ein männlicher Ernst und ruhige Würde ausgedrückt, und die Ausführung, sowohl was die Modellirung des charaktervollen Kopfs und der Hände, wie die Gewandpartie betrifft, sehr zu loben. Die ganze Tribüne ist ein glänzender Beweis der Munificenz des Großherzogs. — G. P. Lasinio, der im Verein mit seinem Vater so

[1] Sul ritratto di Leone X dipinto da Raffaello d'Urbino, e sulla copia del medesimo fatta da Andrea del Sarto. Osservazioni di Giovanni Masselli. Fir. 1842. (Ein französisches Schriftchen von einem Baron de Garriod behandelt den nämlichen Gegenstand.)

[2] Descrizione della Tribuna inalzata da S. A. J. e R. il Granduca Leopoldo II. di Toscana alla memoria del Galileo. Fir. 1841, mit 15 Kupfern in 4.

Digitized by Google

viele Kunstwerke Toscanas bekannt gemacht hat, ist mit der Herausgabe einer Reihe von Kupferstichen nach dem Altar des Orcagna in Or San Michele (von 1359) und den übrigen schönen Sculpturen dieser Kirche, dem S. Georg des Donatello, dem Johann Baptist des Ghiberti, dem Christ mit Thomas des Verrocchio u. s. w. beschäftigt. Es werden im Ganzen zwölf Blatter werden, mit leichter Schattenangabe (mit Ausnahme des Tabernakels, das im bloßen Umriß gegeben wird), nach Zeichnungen von Pieraccini und mit einem Texte von G. Masselli versehen.[1] Von den beiden großen Galeriewerken, von denen das über dem Palast Pitti zum dritten Bande vorgerückt ist, das über die Uffizien den ersten Band noch nicht vollendet gibt, beide Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes enthaltend und im Ganzen der gehegten Erwartungen schwerlich entsprechend, muß ich ein andermal zu reden mir vorbehalten.

Ein Buch, welches Vielen eine erwünschte Erscheinung seyn wird, ist die Beschreibung von Florenz von dem Architekten F. Fantozzi.[2] Seltsamer Weise stand Florenz der Mehrzahl der bedeutenden italienischen Städte in dieser Hinsicht nach, und die gewöhnlichen Guiden waren über die Maßen schlecht. Ein älteres Werk, die Firenze antica e moderna illustrata in 8 Bänden, von Follini begonnen, der die treffliche Einleitung und die Beschreibung der Domkirche lieferte, von Andern fortgesetzt, war seiner Anlage nach nicht für den Fremden bestimmt, und kann auch in den spätern Theilen nicht mehr genügen. Die im vorigen Herbste auf Kosten der Regierung erschienenen Notizie o Guida di Firenze e de' suoi contorni (von P. Thouar) berücksichtigten mehr das Statistische, die öffentlichen Anstalten, das Leben u. s. w. als das Antiquarische und Künstlerische. Fantozzis Buch, eine Frucht mehrjähriger Arbeit, war also sehr willkommen. Es ist äußerst vollständig; kein Haus von irgend einem Belang ist übergangen; alle Privatsammlungen sind beschrieben, selbst einzelne Kunstwerke bei Privaten aufgeführt, das Historische ist überall gegeben. Der Verf. hat manche Forschungen in den Archiven angestellt, und namentlich aus den Documenten des Catasters von 1427 und später, welche Gaben so reiche Ausbeute gaben, eine Menge interessanter Notizen geschöpft. Was gedruckt war, ist fleißig benutzt. Freilich ist es nicht immer mit der nöthigen strengen Kritik geschehen, und der Verfasser nimmt manche Autoritäten an, die auf diesen Namen durchaus keinen Anspruch machen können. So läßt denn der artistische Theil, so wie der historische, allerdings noch zu wünschen übrig. Ein eigenes Urtheil gibt der Verf. gewöhnlich nur bei architektonischen Gegenständen ab, obgleich er auch hier meist dem Milizia folgt: bei Werken der letzten Jahrhunderte ist dieß Urtheil in den meisten Fällen ein richtiges und verständiges; in Betreff der mittelalterlichen Architektur finden wir die Vorurtheile und Irrthümer, die in Italien längst gäng und gäbe sind. Einiges Wenige ist übersehen. Hat dieß Buch nun auch Fehler, so werden diese doch durch seine Vorzüge unendlich überwogen, und es entspricht auch vermöge seiner praktischen Einrichtung ganz seinem Zwecke. Die Beschreibung der Umgebungen ist zu kurz, um genügen zu können.[1]

Rt.

---

[1] Il Tabernacolo della Madonna d'Or San Michele lavoro insigne di Andrea Orgagna, e altre sculture di eccellenti maestri le quali adornano la Loggia e la Chiesa predetta. (Subscriptionspreis 4 Zechinen = 12 Rthlr.)

[2] Nuova Guida ovvero Descrizione storico-artistico-critica della città e contorni di Firenze, compilata da Federigo Fantozzi architetto. Fir. 1842. XVI u. 792 S. kl. 8. mit Plänen und Kupfern.

[1] Ich benutze die Veranlassung, um auf Hrn. J. D. Passavants Notiz über das Altargemälde in Sta. Maria Nuova (Kunstbl. 1841, Nr. 59) und meine eigenen Bemerkungen über die Familie Portinari (ebendas. Nr. 40) zurückzukommen, und gebe Hrn. P. gerne zu, daß ich irrthümlich in seinem Aufsatze „welches" für „welche" gelesen. Was Vasari erwähnt im Leben des Domenico Veneziano, dieser habe in einem Sposalizio in Sta. Maria nuova neben den Bildnissen des Bernardetto de' Medici, des Bernardo Guadagni u. A. auch das des Folco Portinari (folglich eines Zeitgenossen) und mehrerer Mitglieder seiner Familie gemalt. Ich finde, daß zur Zeit Lorenzos de' Medici ein Tommaso Portinari in Brügge Wechselgeschäfte für diese Familie führte (Roscoe, Life of Lor. de Med. — Leo, Ital. St. IV, 585). Die ehemalige Wohnung der Portinari, welche an die Salviati übergegangen war und wo Cosmus I., dessen Mutter aus diesem Geschlechte war, seine Jugend verlebte, gehört neuerdings der Familie da Cepperello. Das Haus, welches man allgemein für Dantes Geburtshaus hält, und welches jetzt der Familie Manneli-Galilei gehört, liegt in der Nähe. Eine mittelalterliche Thüre desselben wurde vor nicht langer Zeit wegg nommen, aber auf Veranlassung eines mir befreundeten englischen Künstlers, Hrn. Seymour Kirkup, der seit vielen Jahren in Florenz lebt und sich für das italienische Mittelalter lebendig interessirt, wiederhergestellt. — Die Inschrift auf dem Portinarischen Familiengrabe, die ich seitdem wieder zu vergleichen Gelegenheit gehabt, heißt: Sepulchrum descendentium Pulchi de Portinaris. — Hr. Passavant wird mir ohne Zweifel glauben, daß es mir von Anfang an nur darum zu thun war, die betreffenden Facta zu erläutern. In dem oben angezeigten Buche Fantozzis (S. 577) ist das Mittelbild des Hugo van der Goes wieder dem Domenico Veneziano zugeschrieben, und der eine Flügel desselben mit S. Maria Magdalena u. s. w. dem Andrea del Castagno.

Digitized by Google

Nachrichten vom August.

Bauwerke.

London. Der Themse-Tunnel ist am 1. August auf der Middleser-Seite für Fußgänger eröffnet worden. Der kreisförmige Schacht, in welchem man hinab gelangt, ist 58 F. 9 Z. tief und hat 42 F. 6 Z. im Durchmesser, die Treppe an dem Gemäuer des Schachts besteht aus zwei Absätzen, ist mit eisernen Klammern befestigt und mit einem schönen eisernen Geländer versehen. Auf der Surrey-Seite werden ähnliche Einrichtungen getroffen, die jedoch noch mehrere Wochen in Anspruch nehmen, und noch länger wird es dauern, bis die Passage auch für Fuhrwerk eingerichtet ist. Es ist hierzu die Herstellung einer schiefen Ebene von 5—600 Fuß Länge auf beiden Seiten des Flusses nöthig, da noch fernere Ausgrabungen zu machen sind, man müßte denn zur Herablassung und Hebung der Wagen ꝛc. einen Apparat wie bei der atmosphärischen Eisenbahn anwenden, wodurch bedeutende Ersparnisse zu erlangen seyn sollen. Die Abgabe für Fußgänger wird 1 Penny betragen.

Rom. Die Restauration der Mosaiken des Doms von Orvieto ist beschlossen. Der ganze Bau soll allmählig in seinen frühern Stand zurückgeführt, auch sollen demnächst die Gemälde von Luca Signorelli und Fiesole durch geschickte Hände gereinigt und ergänzt werden. — Die Kirche la Madonna degli Angeli unterhalb Assisi steht nun wieder vollendet da und ist erneuert aus ihrem Schutt erstanden, in welchen sie durch das große Erdbeben verwandelt wurde, wobei, wunderbarer Weise, die Frescobilder Overbecks sich erhielten. Die Kosten zur Wiederherstellung des Tempels sind durch milde Beiträge zusammengebracht und nach abgelegter Rechnung hat der ganze ungeheure Bau nur 41,000 Scudi gekostet, eine Summe, die für den großen Bau kaum glaublich scheint. Aber die Ehrlichkeit eines Maestro muratore, der das Ganze leitete und es sich ausbat, daß kein Architekt sich, außer der Aufsicht, in die Anschaffung des Materials mischen dürfte, hat das Unmögliche möglich gemacht.

Warschau. Am 18. August sind die Fundamente der hier zu erbauenden katholischen Carl-Borromäuskirche eingeweiht worden.

Malerei.

Düsseldorf. Der Maler Lorenz Clasen hat, im Auftrage der Stadt Barmen, drei große und sechs kleinere Transparents ausgeführt, welche bei dem Empfange Sr. Maj. des Königs vor dem dortigen Rathhause aufgestellt werden sollen. Erfindung und Ausführung sind gleich meisterhaft; die Farben glühen in einer wunderbaren Pracht. Das Ganze ist eine zusammenhängende schöne Allegorie, im sogenannten historischen Costüm. Das mittlere Hauptbild, circa 30 Fuß breit, stellt den Einzug eines Königspaares vor; die Herrschertugenden, die Künste, ziehen ihm voran, der Friede streut seine Palmen, Genien umgeben das hohe Paar, und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft folgen, in bedeutsamer Gruppirung, dem Triumphzuge. Das linke Seitenbild zeigt die Stadt Barmen in einer allegorischen Figur, dem Herrscherpaare huldigend, umgeben von den Sinnbildern der Hauptgewerbszweige Barmens mit historischen Hindeutungen. Das rechte Seitenbild läßt die Handelsfreiheit im Gefolge des Zuges erscheinen; die verschiedenen deutschen Stämme vereinigen sich unter Preußens starkem Aare, und im Gefolge zeigt sich die kaufmännische Thätigkeit in allen ihren Gestaltungen. Vorzüglich schön ist die allegorische Figur der Handelsfreiheit selbst. So wie auf dem Hauptbilde Fortschritt und Bewegung lebhaft hervortritt, so ist hier eine imponirende Ruhe vorherrschend, die gewaltige Macht vereinigter Kräfte andeutend. Die kleineren Schlußbilder rechts und links, stellen allegorisch die Stadt Barmen und die Felicitas vor. Das Ganze tragen als Grundsäulen die Standbilder der vier großen Herrscher Preußens, der große Kurfürst, Friedrich I., Friedrich II. und Friedrich Wilhelm III. Die vollkommenste Anerkennung wurde dem Künstler zu Theil.

Rom. Für die Petersburger Ausstellung sind von russischen Malern fertig geworden: Hagar mit ihrem Kind in der Wüste; Peter der Große rettet, mit wenigen Matrosen, in einem Boot die Menschen, welche im Sturm auf einem Postschiff dem Untergang nahe sind, und das Bild eines Knaben, der Schmetterlinge hascht, für den Großfürsten Thronfolger bestimmt, von Schiamschin. Eine Landschaft aus dem Sabinergebirge bei S. Veto genommen, von Wosrobieff, ein betendes Mädchen von Orloff, Kartenspieler von Sternberg, und von den beiden Brüdern Czernesoff, eine Reihe Ansichten aus Italien, wie auch mehrere Bilder aus dem südlichen Rußland und dem Kaukasus, durch welche die beiden Brüder sich hier in der vorjährigen Ausstellung und in Florenz schon bemerklich machten.

Plastik.

Frankfurt. Launitz hat das kolossale Modell des Fust für das Monument ausgestellt, zu dessen Errichtung aus Anlaß der Jubelfeier von 1840 man sich zu vereinigen begonnen. Es fehlen aber noch 12,000 fl. zur Vollendung. — Derselbe Bildhauer und Professor Zwerger sind mit den für die neue Börse bestimmten Statuen beschäftigt.

Straßburg. Der Dombildhauer Graß hat eine Bildsäule der Sabine, Tochter Erwins von Steinbach, für die Cathedrale vollendet. Seine nächste Arbeit wird eine Statue der heiligen Jungfrau im mittelalterlichen Style seyn.

Paris. Bei dem Kunsthändler Susse ist eine Statuette des Herzogs von Orleans ausgestellt, welcher man nicht bloß das Verdienst großer physiognomischer Aehnlichkeit, sondern auch dasjenige der Wahrheit in der ganzen äußern Haltung zuerkennt. Der junge Künstler, Barre Sohn, soll den Prinzen aus der Erinnerung und mit Hülfe des von Ingres verfertigten trefflichen Bildnisses dargestellt haben.

Rom. Loganowski hat nach Klopstocks Messias eine Statue des Abbadonna in Marmor ausgeführt. Sie ist für die Ausstellung in St. Petersburg bestimmt. — Max aus Prag hat die aus dem Mädchenkrieg bekannte Wlasda in Marmor dargestellt. Den Erzengel Raphael hat er für das Blindeninstitut seiner Vaterstadt gleichfalls in Marmor vollendet. Auch den Schutzengel von Oesterreich hat er verfertigt, als Gegenstück zu dem von Kriesmeier gearbeiteten Schutzengel von Tyrol, für das Monument zum Andenken der gefallenen Tyroler in Insbruck. — Wolff ist mit der zu modellirenden Figur der Pandora beschäftigt. — Imhoff hat eine Gruppe der Hagar mit ihrem Sohne in würdigster Weise vollendet. — Von Fogelberg, dem Schweden, ist im Auftrage seiner Regierung eine Statue des Odin, wie früher die des Baldur, ausgeführt worden.

London. Dem Könige von Preußen ist von Seiten der Königin Victoria zur Erinnerung an dessen Anwesenheit bei

Digitized by Google

der Taufe des Prinzen von Wales ein sehr prachtvolles Geschenk bestimmt. Es besteht in einer Gruppe, den Kampf des heiligen Georg mit dem Drachen darstellend, aus massivem Silber, das Ganze von mehr als drei Fuß Höhe. Um die Basis herum sind die Wappen des Königs von Preußen, der Königin, des Prinzen Albert und des Prinzen von Wales angebracht, und die Inschrift: „Zur Erinnerung an den Besuch Sr. Majestät des Königs von Preußen in England am 25. Januar 1842."

Medaillenkunde.

Dessau. Auf die am 9. August erfolgte Jubelfeier der 25jährigen Regierung unsers Herzogs ist eine Festmedaille geprägt worden.

Photographie.

Kopenhagen. Eine ähnliche Erfindung wie die des Herrn Daguerre ist jetzt nach 5½jährigem Forschen von dem Obergerichts-Advocaten und Buchhändler Winther in Christiania gemacht, bei der indeß das Bild der camera obscura nicht auf einer Silberplatte, sondern auf Velinpapier festgehalten wird; diese Erfindung ist zum genauesten Copiren von Stahl- und Kupferstichen, Lithographien, Pflanzen, Blättern, Stickmustern, Facsimiles ꝛc. zu benutzen. Hr. Winther hat sehr gelungene Proben seiner Erfindung in hiesigen Buchladen ausgelegt; die Bilder haben einen röthlichbraunen, violett und rothgelben Farbenton, weßhalb sie nicht todt erscheinen, und die Porträts geben auch die Uebergangsfarben des Gesichts und die Pupillen der Augen wieder; sie werden je nach ihrer Größe oder Stellung, im Sonnenschein oder Schatten in ¼ bis 4 Minuten hervorgebracht. Der Erfinder wird eine Beschreibung seiner Erfindung herausgeben, wenn sich zu derselben eine hinlängliche Anzahl Subscribenten finden. Der Subscriptionspreis ist 5 Species, auch erbietet sich Hr. W., die zur Anwendung seiner Erfindung nöthigen Instrumente zu liefern, deren Preis nach der Größe der aufzunehmenden Gegenstände verschieden ist.

Technik.

München. Einer Mittheilung der Allg. Zeitung zufolge hat Professor Joseph Schlotthauer in Verbindung mit dem Ober-Berg- und Salinenrath Prof. Dr. Fuchs, eine neue Art zu malen erfunden, die in Bezug auf äußerste Leichtigkeit, Gluth der Farben, dann Unveränderlichkeit und Unzerstörbarkeit der Malerei selbst Alles übertreffen soll, was bisher in Oel, al fresco und in Enkaustik nach der gewöhnlichen Weise geleistet werden konnte.

Paris. Hr. Ardant soll zu Limoges in einem Manuscript aus dem 16ten Jahrhundert das Verfahren der alten Emailmalerei entdeckt haben. Das Manuscript ist an die k. Manufactur zu Sèvres übersendet worden.

St. Petersburg. Vom 24. August an wird in der hiesigen unentgeltlichen Zeichnenschule Künstlern, Lehrern, Factoren und Gesellen wöchentlich zweimal Unterricht in der Galvanoplastik ertheilt.

Im Verlage der J. G. Tiedemann'schen Hof-Steindruckerei ist erschienen, und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Wappen-Almanach
der
Souverainen Regenten Europas,
für 1842,
welcher auf 47 Blättern die sämmtlichen 5 Zoll hohen sauber lithographirten Wappen, so wie hauptsächlichsten Ordens-Abbildungen enthält. 2te Ausgabe, mit 22 Druckbogen
Geschlechts-Tabellen und Wappenbeschreibungen
vermehrt von G. M. C. Masch. Elegant gebunden in 4. 3⅔ Thlr.

Derselbe in Prachtausgabe
mit Gold und Silber gedruckten und den feinsten Farben ausgemalten Wappen und Ordensabbildungen. Gleichfalls mit Text. Prachtvoll gebunden 15 Thaler.

Die Geschlechtstabellen u. Wappenbeschreibungen
apart auf geleimtem Maschinen-Velinpapier. Broschirt 1⅓ Thlr.

Verloosung ohne Nieten.

Zum Besten der Tiedge-Stiftung.

Der edle Zweck der Tiedge-Stiftung in Dresden, ein Kapital zu sammeln, um mit dessen Zinsen alle fünf Jahre dem Verfasser des während dieses Zeitraumes erschienenen besten, die höheren Zwecke der Menschheit berührenden Werkes mit einer Prämie von 100 Ducaten zu belohnen, ist bereits durch die reich zugeflossenen Spenden erreicht.

Der Comité beabsichtigt nun eine zweite Stiftung „zur Unterstützung deutscher Dichter und Künstler" zu schaffen, und hofft die Mittel hierzu durch Concerte, Kunstausstellungen, Verloosungen u. s. w. zu erreichen.

Zum Besten dieser Stiftung ist vor einiger Zeit in Dresden die erste Kunstausstellung eröffnet worden, nach deren Beendigung eine Verloosung sehr werthvoller Gemälde, Zeichnungen, Lithographien und plastischen Arbeiten stattfinden wird. Der Preis des Looses ist Ein Thaler, und es empfängt Derjenige, welchem kein Gewinn von Kunstgegenständen zu Theil wird, gratis ein Exemplar des von dem Comité herauszugebenden Tiedge-Albums, welches nach bereits geschehener Zusagung Beiträge von den gefeiertsten deutschen Schriftstellern enthalten, und dessen Preis im Buchhandel auf 2 Thlr. gestellt werden wird. Loose sind auf dem Wege des Buchhandels von **Ludwig Schrecks** Buchhandlung in **Leipzig** à 1 Thlr. zu beziehen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 24.

Mittwoch, 21. September 1842.

[319] Anfang Oktober werden wir versenden:

Kalender auf das Jahr 1843.

Auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung

Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern

herausgegeben von

Hofrath Dr. F. B. Hermann.

Mit Holzschnitten nach Cornelius, Kaulbach und Andern, und mit einem schönen Kupferstich nach Kaulbach, den Kaiser Friedrich Barbarossa im Untersberge darstellend, geziert.

Preis 1 fl. rhn. oder 16 Gr.

NB. Auch Exemplare ohne den Jahres-Kalender werden abgegeben.

München, August 1842.

Liter. artist. Anstalt.

---

[328] # PAULITZKY'S GESUNDHEITSLEHRE.

9te Auflage.

So eben ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege, worin gelehrt wird, wie man die gewöhnlichen Krankheiten durch wenige und sichere Mittel hauptsächlich aber durch ein gutes Verhalten verhüten und heilen kann. Ein Hausbuch für Landgeistliche, Wundärzte und verständige Hauswirthe zumal in Gegenden, wo keine Aerzte sind. Von Dr. H. F. Paulitzky. 9te verm. und verbesserte Auflage (4te neubearbeitete Original-Ausgabe.) **Gießen in G. F. Heyer's Verlag. 35 Bogen groß Octav. Brochirt. Preis 1 Rthlr. = 1 fl. 48 kr.**

Während der vollen Hälfte eines Jahrhunderts hat jetzt vorstehendes Volksbuch, das 1791 zum ersten Mal erschienen und in 8 starken Auflagen eine weite Verbreitung in Deutschland erlangt hat, sich eines so allgemeinen und ungetheilten Beifalls erfreut, wie kein anderes Werk ähnlicher Art von sich rühmen kann. Dadurch haben denn auch viele Tausende Trost und Hülfe in demselben gefunden, zu Zeiten, wo sie oder die Ihrigen von Leiden und Krankheiten heimgesucht worden und ärztliche Berathung ihnen mangelte, oder nur in unzuverlässiger Weise zu Gebote stand. Bei der hier erscheinenden 9ten Auflage hat der Herr Herausgeber das Werk nochmals sorgfältig durchgesehen und die Brauchbarkeit desselben durch mannigfache Berichtigungen, Ergänzungen, auch mehrere neue Zusätze und Erweiterungen, so wie sie der heutige Standpunkt der Wissenschaft erforderte, erhöhet: es ist somit kein Zweifel, daß das Buch auch künftighin seinen bisherigen ausgezeichneten Ruf aufrecht erhalten und in immer weiterer Verbreitung nicht geringeren Nutzen, wie bisher, nahe und fern gewähren möge.

---

[324] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstl. Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, sowie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwartige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflachlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Kompendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um

so willkommner Beitrag zu nennen seyn und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[312] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Entwicklung

der

Menschen-Rassen

durch

Einwirkungen der Außenwelt.

Von

Dr. C. Werth.

gr. 8. Preis: 1 Rthlr. 12 gGr.

Lemgo, den 16. Juni 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[251] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Augustheft 1842.

Inhalt: Taurinus über die Percussionswirkung des Dampfes. Mit Abbild. — Ueber einen neuen pneumatischen Kraftapparat. Mit Abb. — Napiers verbesserter Treibapparat für Schiffe. Mit Abbild. — Thorntons Verbesserungen an Lokomotiven, Eisenbahnen und Eisenbahnwagen. Mit Abb. — Collins Injektionspumpe zum Einpressen von Mörtel in schadhafte Stellen der Wasserbauwerke. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Francoeur über Merciers Verbesserung an dem Mechanismus aufrechtstehender Pianofortes. Mit Abb. — v. Ducie, Clyburn und Buddings Verbesserungen an Maschinen zum Schneiden von Häuten, ferner Rüben und andern vegetabilischen Substanzen. Mit Abbild. — Versuche von Lespinasse, Pin, Castel und d'Aubuisson über den Ausfluß des Wassers durch mehrere benachbarte Oeffnungen. — Noone's Verbesserungen an trockenen Gasmessern. Mit Abb. — Balmains neues Verfahren, Sauerstoffgas zu bereiten. — Colla's Verfahren, Stahlplatten zu härten. — Bericht des Hrn. Heinrich Schlumberger über ein von Hrn. Camille Köchlin angegebenes Verfahren, den Farbstoff aus dem Krapp zu extrahiren. Mit Abbild. — Boucherys Verfahren, den Rohzucker in raffinirten Zucker zu verwandeln, ohne ihn aus der Form zu nehmen. — Ueber Mathieu v. Dombasle's Macerationsverfahren bei der Rübenzucker-Fabrikation; ein der Société d'Encouragement von Hrn. Péligot erstatteter Bericht. — Chevreul über die Fettstoffe der Wolle. — Fyfe, über die Verbrennung des Anthracits und seinen Werth als Brennmaterial für Dampfmaschinen- und andere Oefen. — Ueber Ersparung an Brennmaterial bei Rostfeuern. — Der Oelgemäldedruck, erfunden und beschrieben von Jakob Liepmann. — Miscellen. Dauer der schmiedeisernen Schienen. — Geschwindigkeiten auf Eisenbahnen. — Vier- und sechsräderige Lokomotive. — Verhütung des Verbrennens der Wagenräder. — Anwendung des Magnets in Maschinenfabriken. — Das Leben unter Wasser ohne Kommunikation mit der Atmosphäre. — Anwendung des Natronsalpeters bei Daniell'schen Batterien. — Mosers Versuche, Lichtbilder in der Finsterniß hervorzubringen. — Vorkommen von Jod in der aus Natronsalpeter bereiteten Salpetersäure. — Ueber die Zusammensetzung des Rückstandes von mit Schwefelsäure und Wasser behandeltem käuflichem Zink. — Neue Quecksilbermine. — Baumwollzeuge zum Schiffdienst. — Theersurrogat zum Kalfatern ꝛc. — Aneinanderleimen der Papierblätter. — Verfälschung der Milch mit Hammelgehirn. — Kartoffelbrod für die Pferde. — Gesundheitsbetten.

Zweites Augustheft.

Joseph Gibb's Fortbewegungssystem auf Eisenbahnen. Mit Abbild. — Klein über die Dampfwagenmanufaktur von Baldwin, Vail und Hufty in Philadelphia. — Craig und Sharp's Verbesserungen an Mule-Spinnmaschinen und Vorspinn-Mulemaschinen. Mit Abbild. — Heimanns Verbesserungen in der Fabrikation der Drahtseile und Taue. Mit Abbild. — Barshams Verbesserungen in der Fabrikation und Befestigung der Kuppe. Mit Abbild. — Gauci's und Bains Verbesserungen an Untenfässern. Mit Abbild. — Crosskills Verbesserungen an Säemaschinen zum Anbau von Wiesen. Mit Abbild. — Jeates' Ventilationsapparate in Anwendung auf die nach Dr. Arnotts Princip gebauten Oefen. Mit Abbild. — Browns Verbesserungen an Oefen. Mit Abbild. — Leese's Verbesserungen an Kattundruckmaschinen und neue Walzendruckfächer. Mit Abbild. — Roberts' galvanischer Apparat zum Felsensprengen. Mit Abb. — Ueber das Bude-Licht, von Dr. Andr. Ure. — Ueber die Zusammensetzung der eingesperrten Luft, von Hrn. F. Leblanc. — Neue Methoden, den Chlorkalk und den Braunstein zu prüfen. — Ueber die Zerfressung des Eisens bei Dampfkesseln und Ofenröhren, wo Anthracit als Feuerungsmaterial dient. Ein dem Franklin Institute in Pennsylvanien von einer Kommission erstatteter Bericht. — Das Thermo-Hygrometer des Hrn. Rollet in Brüssel. — Bergers Verfahren, Stärke aus Reis zu bereiten. — Verdünnte Salzsäure als Mittel zur Untersuchung, ob Reismehl oder westindischer Salep mit Kartoffelstärke gemischt sind, von Dr. Scharling. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Mai bis 25. Junius 1842 in England ertheilten Patente. — Dampfkutschen auf Landstraßen. — Vorkommen von Jod in käuflichem Bromkalium. — Aufbewahrung und Anwendung des Höllensteins. — Entdeckung der Verfälschung des Zuckers mit Stärkezucker. — Neues seifenartiges Extrakt zum Waschen der Wolle. — Färbendes und gerbendes Extrakt. — Ueber die Gewinnung des Indigos aus dem Färberwaidkraut. — Zugutmachen zerknickter Federn. — Löschen von Feuersbrünsten.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 24ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[256] **Der letzte König.**

Politisches Drama in fünf Aufzügen

von

O. S. Seemann.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

[220] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und **Eugen Neureuther.**

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Siebente Lieferung. Preis 1 fl. oder 14 Gr.

Wir übergeben das siebente Heft des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall derjenigen gewinnen werde, welche ächter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten eben so sehr einerseits schonend zu bewahren, als andrerseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu ächter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Die achte und letzte Lieferung wird in möglichst kurzer Frist erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[342] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Novellen-Almanach

für das Jahr 1843.

Herausgegeben

von

Karl Gödeke.

Mit Beiträgen von der Baronin von B. (Verfasserin der Familie von Steinfels), M. Honek, G. Schirges, Fr. Voigts und E. Wedekind.

8. broch. Preis 2 Rthlr.

---

[334]

Das Buch

der

Sagen und Legenden

Jüdischer Vorzeit.

Nach den Quellen bearbeitet

nebst

Anmerkungen und Erläuterungen

von

Abraham M. Tendlau.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr.

Der Verfasser führt uns meist in gebundener Rede eine Reihe altjüdischer Sagen und Legenden vor Augen, die sich nur zerstreut in vergilbten, oft nur dem rabbinisch Gebildeten, verständlichen Büchern finden, und nur noch hie und da im Munde Einzelner leben. Indem derselbe diese gleichsam versunkenen Schätze aus der Tiefe der Vergangenheit wieder ans Licht zieht und in neuer Gestalt und Bearbeitung uns bietet, hat er sich gerechte Ansprüche nicht bloß auf den Dank seiner Volksgenossen, sondern auch auf die Beachtung des übrigen Publikums erworben, dem sein Buch neben einer anziehenden Unterhaltung, tiefe Blicke in die Eigenthümlichkeiten und das innere Leben eines so oft vielseitig aufgefaßten Kluse von Menschen gewährt. Der ascetische Werth des Buchs machte es bei der trefflichen Moral fast sämmtlicher Stücke auch als passende Festgabe für die höhere Jugend und andern Familienglieder empfehlenswerth.

---

[346] In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder und Sagen

aus der Schweiz.

Von

Jeremias Gotthelf.

Erstes Bändchen.

Die schwarze Spinne. — Der Ritter von Brandis. — Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli.

8. eleg. geh. Preis 10 Batzen. 48 kr. = 12 gGr.

Jeremias Gotthelf ist schon längst im lieben Schweizerlande ein sehr bekannter und sehr geachteter Volksschriftsteller; alle seine bis jetzt erschienenen Schriften haben den schönen Zweck, in einer unterhaltenden, erzählenden, oft humoristischen, oft rührenden Weise, das Volk, namentlich den Bauernstand, zu belehren, zu veredeln, und dadurch auf eine höhere Stufe der Civilisation empor zu heben. Jeremias Gotthelf schreibt für das Volk und versteht es meisterhaft in seinen Schriften zu demselben zu sprechen. — Auch diese Bilder und Sagen

sind für das Volk geschrieben. „In aller Ehrlichkeit" — sagt Jeremias Gotthelf in seinem Vorwort — „will der Verfasser erzählen, was er von der Schweiz, ihren Sitten und Sagen weiß und erfahren hat, und nicht deßwegen will er es erzählen, um es eben zu erzählen, sondern er möchte als guten Samen freundliche Worte streuen in die Herzen seiner lieben Landsleute, die auch ihm bereits so manches liebe Wort haben zukommen lassen. Worte sollten es seyn, welche das Gemüth erheitern, den Glauben stärken: daß noch etwas Gutes an uns ist, daß dieses Gute mit Gottes Hülfe und unter treuer Pflege Teufel und Welt zum Trotz gedeihen werde mitten in dieser Zeit. Diese Büchlein sollen freundliche Grüße werden, die zweimal im Jahre der Verfasser denen senden will, die an seinem rauhen Wesen sich nicht ärgern, sondern ihn liebgewonnen haben, wie er ist und bleiben wird."

Solothurn.

Jent u. Gaßmann.

---

[314] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Albigenser.

Freie Dichtungen

von

Nicolaus Lenau.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dem Genius des berühmten Dichters ward es vorbehalten, in einem welthistorischen Gegenstand die Idee unsrer Zeit zu erfassen, und in einer neuen Form, durch die eindringende Gewalt der Poesie zur Anschauung zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[315] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersetzt von E. Ortlepp.

3 Theile in 8 Bändchen. à 24 kr. oder 6 Gr.

Nicht umsonst nimmt dieß Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungs-Lektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersetzt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die **Tausend und Eine Nacht der Italiener.**

Stuttgart, im August 1842.

Die Buchhandlung von F. H. Köhler.

---

[338] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

merkwürdigsten deutschen Frauen.

Von

Dr. Carl Ramshorn.

1ste Lieferung, eleg. geh. Subscriptionspreis 10 Ngr. = 30 kr. Conv.-Mze. = 36 kr. rhein.

Alle zwei Monate erscheint eine Lieferung, und das Ganze wird 2 Bände oder 8 Lieferungen umfassen.

☞ Ein Werk, welches das deutsche Frauenleben aller Zeiten schildert und in einigen hundert Biographien den Charakter des Weibes in allen Farben malt, bedarf gewiß keiner besonderen Anpreisung. Nur möge hiermit auf dasselbe als auf ein wahrhaft deutsches Nationalwerk aufmerksam gemacht werden.

Die

Aufgabe des Jahrhunderts.

Eine Festrede zur Einweihung des Bonifacius Denkmals in Fulda.

Von H. König.

Elegant geheftet. 7½ Ngr.

---

[308] Als ein in jeder Hinsicht guter Rathgeber zur Selbstbesorgung des Gartens ist zur Anschaffung zu empfehlen:

☞ Der populäre Gartenfreund,

oder die Kunst, alle in Deutschland vegetirenden Blumen und Gartengemüse auf die leichteste und einträglichste Weise zu ziehen.

Auf praktische Erfahrungen gegründet und von O. Schmidt und F. Herzog (Kunstgärtner in Weimar) herausgegeben. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Die Gartenfreunde erhalten hiermit ein Werk, worin die Ziehung, Wartung und Pflege der verschiedenen Blumen und Gartengewächse beschrieben, und dazu noch die besten Vertilgungsmittel gegen schädliche Insekten enthält.

Zur Selbst-Färbekunst:

K. Richters Färbebuch.

Eine Anleitung, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinwand in allen Couleuren, sehr schön und haltbar zu färben. — Für Färber und zum Hausgebrauch.

3te Aufl. 8. broch. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

---

[325] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands Vertheidigung

gegen den äußeren Feind

und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Offizier.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Intelligenz-Blatt. Nro. 25.

Mittwoch, 28. September 1842.

PROSPECTUS.

[331] Im Verlage der Liter. artist. Anstalt in München erscheint (die erste und zweite Lieferung ist bereits ausgegeben):

Denkmale der Baukunst

vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert

am Niederrhein.

Herausgegeben

von

Sulpice Boisserée.

72 Blatt Kupfer (worunter 2 Bauten) und 6 Bogen Text.

Neue im Preise ermäßigte Ausgabe.

In 12 Lieferungen von je 6 Blatt Kupfern. Folio.

Je nach Wunsche mit deutschem oder französischem Text.

Preis einer jeden Lieferung 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 2 gGr.

Einzelne Blätter werden zu 36 kr. oder 8 gGr. abgegeben.

Der Preis der ersten Auflage war 48 fl.

Da das obige Werk in der ersten Ausgabe wegen seines hohen Preises nur eine sehr geringe Verbreitung erhalten konnte, so halten wir es für nöthig, die Freunde älterer Architektur, denen es noch nicht bekannt seyn sollte, mit den Gesichtspunkten bekannt zu machen, von welchen aus der Herr Verfasser desselben bei der Zusammenstellung und Ausarbeitung ausging.

Derselbe sagt in der Vorrede: „Wir kennen in keinem Lande eine Gegend, wo sich so viele und so bedeutende „Bau-Denkmale aus der ersten, größern Hälfte des Mittelalters erhalten haben, als an den Ufern des Niederrheins „von Koblenz bis Köln, und in der Umgebung dieser beiden Städte. Nirgend findet man in einem so kleinen „Kreise eine so vollständige Reihe von Gebäuden, welche die verschiedenen Epochen der rundbogigen oder romanischen „Baukunst und die erste Entwicklung der spitzbogigen oder deutschen Baukunst bezeichnen. Vor den Zerstörungen, „welche im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Aufhebung so vieler kirchlichen und klösterlichen Anstalten her„beigeführt wurden, war das noch weit mehr der Fall.

„Indessen weckten gerade diese Zerstörungen meine Aufmerksamkeit, und durch die Theilnahme liebevoller „Geschwister und eines stets anregenden Freundes unterstützt, war ich so glücklich, von den wichtigsten der zum „Untergang bestimmten Gebäuden Zeichnungen sammeln, und damit 1809 den Grund zu gegenwärtigem Werk „legen zu können. Erst nachdem ich diese Messungen und Abbildungen besaß, suchte ich mir dergleichen auch von „den merkwürdigsten Denkmalen zu verschaffen, welche noch erhalten blieben, und so sehe ich mich denn endlich im „Stande, eine Auswahl der noch bestehenden und der seit etwa dreißig Jahren zerstörten Denkmale jener Gegend „herauszugeben, in so ferne sie dem Zeitraum vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert angehören.

„Bei dieser Auswahl habe ich nicht nur das kirchliche, sondern auch das klösterliche und städtisch-bürgerliche „Bauwesen, so wie die verschiedenen Künste berücksichtigt, welche dabei mitgewirkt haben; hauptsächlich hatte ich „aber dabei den Zweck im Auge, eine Reihe von Denkmalen aufzustellen, an denen man die wesentlichsten Ver„änderungen, welche während dem genannten Zeitraum in der romanischen Baukunst stattgefunden, nachweisen, „und dadurch den Uebergang zu der so ganz von ihr verschiedenen deutschen Baukunst begreiflich machen kann. In „den geschichtlichen Forschungen, womit ich die Tafeln begleite, suche ich nun diese Aufgabe zu lösen, und so viel „als möglich Klarheit über die höchst merkwürdige Entwicklung zu verbreiten, welche in der zweiten Hälfte des „12ten Jahrhunderts der Entstehung jener neuen, durchaus eigenthümlichen Baukunst vorherging, deren schönste „Blüthe wir in der Domkirche von Köln bewundern.

„Gegenwärtiges Werk reiht sich in so fern an mein früheres über diese Domkirche an. Aus Rücksicht darauf, „und um die Vergleichung zu erleichtern, habe ich alle größeren Gebaude in demselben Verhältniß wie den Kölner „Dom zeichnen lassen; zugleich habe ich das bei diesem ursprünglich zu Grunde gelegte römische Fußmaß beibehalten, „und zwar um so mehr, weil es scheint, daß dasselbe in den älteren Zeiten bei dem deutschen Kirchenbauwesen „fast allgemein gebräuchlich gewesen ist."

In Bezug auf die neue Ausgabe, von welcher Lieferungen und Proben bereits vorliegen, haben wir nur noch hinzuzusetzen, daß sie an Schönheit der Ausstattung die frühere wo möglich noch übertreffen soll. Jeden Monat wird regelmäßig eine Lieferung ausgegeben.

Preis-Herabsetzung.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat sich durch mehrere erschienene Nachstiche genöthigt gesehen, folgende bei ihr vor sechs Jahren erschienenen ausgezeichneten Werke der Kupferstechkunst im Preise bedeutend herabzusetzen, nämlich:

B. Thorwaldsen,

Alexander des Großen Einzug in Babylon.

Nach Zeichnungen von F. Overbeck und Andern, in Kupfer gestochen

von

Samuel Amsler,

mit Erläuterungen von Ludwig Schorn.

22 Blatt Kupferstiche und 3 Blatt Text. Querfolio.

Früherer Preis 24 fl. rhein. oder 14 Thlr.

jetziger Preis 10 fl. 48 kr. rhein. oder 6 Thlr. 8 Gr.

Ferner:

Das Narrenhaus,

von

W. Kaulbach,

in Kupfer gestochen von H. Merz.

Früherer Preis 8 fl. rhein. oder 4 Thlr. 16 Gr.

jetziger Preis 4 fl. rhein. oder 2 Thlr. 8 Gr.

Alle Buch- und Kunsthandlungen nehmen darauf Bestellungen an.

München, im Juli 1842.

Kit. artist. Anstalt,
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[313] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des

Kaisers Pathe.

Novelle

aus

den fränkischen Revolutionskriegen

von

Ferd. Aug. Oldenburg.

Zwei Theile.

gr. 8. geh. Preis 3 Rthlr.

Lemgo, im Juli 1842.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[335] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lieder aus Tirol

von

Beda Weber.

8. Velinp. br. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dichtungen von eben so großer Schönheit als Eigenthümlichkeit. Ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tirol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer Tiroler Dichter von so großem Talent und von so neuer und überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[307] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen:

Carlo Bosco,

das Ganze der Taschenspielerkunst,

oder 61 Wunder erregende Kunststücke, durch die natürliche Zauberkunst, mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstücken u. s. w. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. — Vom Professor Kerndörfer. 8. brochirt. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[333] Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Erster Band. gr. 8. Velinpap. eleg. broch. 1 fl. 48 kr.

Im Vorliegenden beschenkt der durch seine poetischen und historischen Leistungen verdiente Herr Verfasser das

Publikum mit einem hübschen Kranze seltener Blumen, der insbesondere den schwäbischen Lesern um so lieb-reicher entgegenduftet, als jene Sagen gerade dem heimischen Boden desselben entstammen. Aber auch dem weiteren Kreise der deutschen Lesewelt wird diese Sammlung theils um der Originalität ihres Inhaltes, theils um der einfach schönen und natürlich gefälligen Darstellung willen großes Interesse und eine der leich-tern Unterhaltung so wie der sinnvollen Beschäftigung des Geistes dienende Lektüre gewähren.

---

[336] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1842.

Größere Aufsätze.

Gotha-Canal-Passage. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die Ureinwohner der Westküste von Neuguinea. — Die Civilisirung der wilden Stämme in Indien. — Ueber den Handel auf dem Niger. — Ueber die indianischen Stämme an der Nordwestküste Amerikas. — Die alte Religion der Tscherkessen. — Forschungen in Lycien. — Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft. — Reise durch Ungarn. Dritter Brief. Vierter Brief. Fünfter Brief. — Neuentdeckte Alterthümer in der Sierra de Elvira bei Granada und über die Lage des alten Iliberis. — Ueber die allgemeinen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen. — Gegenwärtiger Zustand von Hayti. Verfassung, Armee, die Kirche, Handel, Finanzen, Beschäftigung des Volks, Bevölkerung, Ausflug ins Innere des Landes. — Wohlgefallen der Negerdame an europäischer Kleidung. — Briefe aus Indien. — Die Schulen in Serbien. — England und Nordamerika. — Ueber die neuen Ackerbaucolonien in Venezuela. — Uebertragung der Reste des Cid nach Burgos. — Ein Besuch in der Stadt des Chalifen. — Die Stellung Persiens. — Die spanische Glocke. — Die Philippinen. Vierter Artikel. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Die Robbeninseln im caspischen Meere. — Die Mammuthhöhle in Kentucky. — Der Schluß des englischen Parlaments. — Die Genueser. — Ein Ausflug in Scio. — Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten in Paris: Das Invalidenhôtel. — Der Marquis v. Villena. — England und der Sklavenhandel. — Götzenstatistik von Nasik in Vorderindien. — Seltsames Fest der Ai Sawa in Algier.

Chronik der Reisen.

Das südliche Ufer der Krim. — Prof. Preiß in Friaul. — Neueste Reise in Südafrika.

Kleinere Mittheilungen.

Nachrichten von der amerikanischen Südpolarexpedition. — Ueber die Spuren der alten gallischen Sprachen in den heutigen Dialekten. — Die beabsichtigte Durchstechung des Montcenis. — Abermaliges Erdbeben in Schottland. — Die Stadt Yezd. — Meteorologische Vereinigung. — Das Plattdrücken des Kopfes bei einigen Indianerstämmen Nordamerikas. — Ansteckung von Menschen durch die Rotzkrankheit der Pferde. — Die heiligen Bücher des Orients. — Die Bibliothek Sismondis. — Artesische Brunnen zur Bewässerung. — Vorschlag zur Einführung eines Decimalsystems in England. — Ungeheure Kanone. — Besuch der öffentlichen Anstalten in England. — Das Himalaya-Murmelthier. — Pensionseinrichtung für die arbeitenden Classen in Paris. — Gewaltsame Todesfälle in England. — Ablösung des Schenkels aus dem Hüftknochen. — Seltsame Witterung in New-York. — Nachricht aus Centro-Amerika. — Pferdezahl in den verschiedenen Staaten. — Römische Alterthümer in Bordeaux. — Der Reisende Meliuon. — Rattennoth in Paris. — Naturverkünstelung der Chinesen. — Französisches Kriegsdampfboot. — Neger-Zweikampf in Paris. — Chinesische Sammlung in London. — Verbesserungen an den Dampfbooten. — Druckmethode in China. — Notizen aus spanischen Journalen. — Regen bei völlig reinem Himmel. — Das alte Quantovicum. — Blindenanstalt in Algier. — Electromagnetischer Telegraph in Belgien. — Nährung von Vieh mit gekochtem Futter. — Verfälschung des Salzes. — Ausbreitung des Zimmtbaues. — Centralseidenspinnerei in Paris. — Straßenreinigung in Manchester. — Neue Methode des Beschlagens der Pferde. — Aufkauf von alten Kirchenvätern in Spanien. — Ueber das Eisen aus Hochöfen mit erhitzter Luft. — Tabakfälschung in England. — Versuch mit einem unterseeischen Brander in New-York.

---

[374] Interessante Neuigkeit.

Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

---

[362] **C. M. v. Weber's Aufforderung zum Tanz,**

arr. f. d. Orchester von Berlioz 3½ Rthlr.

erschien so eben. Diese Bearbeitung hat in Paris den allerglänzendsten Erfolg gehabt und gehört zu den beliebtesten Stücken bei Concertaufführungen.

Weber's Aufforderung zum Tanz für Piano und zu 4 Händen in unserer rechtmässigen neuen Auflage ist in allen Musikhandlungen vorräthig.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[347] So eben ist in unserem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Besteigung des Jungfrauhorns

durch

Agassiz

und seine Gefährten.

Von

E. Desor.

Aus dem Französischen

von

C. Vogt.

Mit 3 Ansichten der Jungfrau und einer Karte der Gletscher des Berner Oberlandes.

8. eleg. geh. Preis 15 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Wer eine gesunde Ansicht der Natur in den starren Hochregionen der Gletscher, eine getreue Schilderung der Gefahren und Genüsse, die man dort findet, will, der nehme diesen Bericht über die Ersteigung der Jungfrau zur Hand; er wird die Begegnisse der Reise nicht ins Groteske übertrieben, und auch die Darstellung nicht mit Gefühlen und Empfindungen aller Art geschmückt finden, — wohl aber einen offenen, regen Sinn für alle die Schönheiten der Natur entdecken, die das Hochgebirge vor Augen führt.

Solothurn.

Jent u. Gassmann.

[337] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Fürst

des

Nicolò Machiavelli

nebst einer authentischen Beilage

übersetzt von

Gottlob Regis.

8. Velinp. in Umschl. broch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben worden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexanders Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt, oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treu und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretären der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Kapitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza, bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Machiavelli.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[372] Im Verlag von **C. L. Fritzsche** in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der conversirende Franzose oder der sicherste Führer, die französische Umgangs-Sprache, wie man sie in Frankreich spricht, sich auf eine leichte Weise anzueignen. Abgefasst in 52 Abschnitten mit untergelegten Wörtern und Redensarten etc. Von Dr. C. Lohmann, Lehrer der englischen und französischen Sprache in Leipzig. 8. 22½ Ngr.

Der Verleger hält es für ganz unnöthig, den Werth dieses Werkes, das Jeder besitzen sollte, der in der französischen Sprache nicht bloß zum höchsten Nothbedarfe sich unterrichten, sondern in ihr für alle Lebensverhältnisse Gewandheit erlangen will, und dieß auf eine leichte spielende Weise, etwas Lobpreisendes zu sagen, da der wackere Autor desselben bereits durch seine frühern ähnlichen Werke, deren Werth in einer Menge belobender Recensionen anerkannt wurde, namentlich durch seinen praktischen Wegweiser in der französischen Sprache, dessen rascher Absatz wohl den vollgültigsten Beweis für seine Trefflichkeit gibt, allen Freunden der französischen Sprache bereits rühmlichst bekannt geworden ist. Es wäre daher zu wünschen, daß dieses Werk, das sich durch seine fesselnde Unterhaltungslektüre besonders ausgezeichnet, ebenfalls in die Hande recht vieler Freunde der französischen Sprache kommen möchte wie die frühern Werke des Verfassers.

---

[340] **Henriette Hanke's sämmtliche Schriften.**

Von der mit so vieler Theilnahme aufgenommenen neuen eleganten und wohlfeilen Ausgabe letzter Hand der

Sämmtlichen Schriften

von Henriette Hanke, geb. Arndt,

sind so eben der 22ste bis 29ste Band bei uns erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Diese neue Fortsetzung enthält: „Ich suchte. — Die Verlobung. — Der Ring. — Der letzte Wille. — Die Wittwen."

Jeder Band dieser ununterbrochen fortschreitenden, sehr verbesserten und bereicherten Ausgabe kostet nur ⅓ Rthlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[367] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lustiges

und

Lehrreiches

für

Kinder aller Stände.

Von

Franz Schuselka.

Wien 1842.

gr. 8. In Umschlag kartonirt. Preis 16 gGr.

Der Herr Verfasser, durch seine frühern Schriften, die geistreichen Weltgedanken und den gemüthlichen, im ächten Volkston gehaltenen, Herz und Gefühl, wo dergleichen sich findet, aufs innigste ansprechenden Karl Gutherz rühmlich bekannt und beliebt, beweist durch diese Kinderschrift, daß er auch den Ton für das kindliche Alter sehr gut zu treffen weiß, und wir können diese seine neueste Gabe allen Kindern und Kinderfreunden als eine höchst anmuthige, ihrem Zwecke, die kleinen Menschen zu ergötzen und zu belehren, trefflich genügende Lektüre empfehlen.

---

[365] Bei **Carl Focke** in Leipzig erschien:

Frauen-Novellen

aus dem historischen und modernen Leben.

Toilettengeschenk für 1843,

von Friedrich Adami.

Eleg. cart., mit einem Stahlstiche à 1½ Rthlr

Inhalt: Die Jesuitenbraut. — Eine Rococo-Ehe. — Die Feuer des Erzengels.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsunddreissigster Jahrgang.

1842.

~~September.~~

1. Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind langst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blatter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Manner, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhaltnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblatter beigelegt.

Jeder Monat erhalt ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewahrt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begunstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu erganzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Einer Kranken. Von H. Kurz. 209.
Lucas Cranach. Von Ph. H. Welcker. 210.
Junge Liebe. Von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. 215.
Erzählendes. Von H. Viehoff. 215.
Helgolandica. Von A. Stahr. 219.
Die Singdrossel. Von Ph. H. Welcker. 222.
Unmögliches Glück. Von J. Ehrenbaum. 224.
Scenen aus: „Der Psycholog." Von Reinbeck. 227—254.

Homonyme.

Der Stoff. 217.

Räthsel.

Das Glück. 225.

Erzählungen.

Der Findling. Von A. v. Sternberg. (Fortsetzung.) 209—216.
Die Liebeserklärung. Von A. T. Beer. 253. 254.

Naturwissenschaftliches.

Die Menschen als Wettermacher. 224—226.

Reisen.

Drei Wochen in Ungarn im Herbst 1841. Von Louise von G. 230—232.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Empfindsame Reisen. 209. 210. — 217. 218. 219. 220. — 224. 226. 227. 228. 229.
Die Stadt in England. 211—214.
Sommerleben in Rom. 216—218.
Vier Wochen in Berlin. 220—225.
Kriegsspiele. 221—224.
Das Lager bei Grunlinghausen. 231.

Korrespondenz.

Lausanne. 209. 210. — Dresden. 210. 211. 212. — Aus Schlesien. 212. 213. — Mainz. 214. — Berlin. 215. 216. 217. 219. — Stuttgart. 218. — Hamburg. 219. 220. 221. 222. — Paris. 223. 224. — Prag. 225. — Köln. 226. 227. — Baden-Baden. 228. 229. 230. — Peißenberg. 230. 231. 232. — Wien. 233. 234.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Schriften über Pauperismus. 5) Der Krieg der Stände. Von Friedrich von Sydow. — 6) Beitrag zur Förderung der Volkswohlfahrt von Ludwig Schreck. — 7) Die Stadtbibliothek zu Graßenhayn, von K. Preusker. — 8) Ueber Nacherziehung und Nachschulen. Von demselben. — 9) Ueber Leseanstalten als Beförderungsmittel des Volkswohls. Von K. G. Schmid. — 10) Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaften in den norddeutschen Bundesstaaten. Von J. H. Böttcher. — Schriften über Napoleon. Napoleons Ansichten von der Gottheit Jesu. Durch D. G. v. Etendahl.

Nro. 90.

Reisen. Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch.

Nro. 91.

Altdeutsche Dichtkunst. Ein schön alt Lied von Grave Frz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern. Also zum erstenmal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in Druck ausgegeben durch den alten Meister Sepp auf der alten Meersburg. — Reisen. Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—1838. Von Karl Koch. (Schluß.)

Nro. 92.

Dramatische Dichtkunst. Spanische Dramen, übersezt von C. A. Dohrn. — Erbauungsschriften. Geistliche Stimmen aus dem Mittelalter zur Erbauung gesammelt von Fr. Galle.

Nr. 93.

Handelsangelegenheiten. Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisationsgesellschaft. Von Gustav Höfken. — Lyrische Dichtkunst. J. J. Bär's poetischer Nachlaß, herausgegeben von Ed. Billeter. — Memoiren. Der Jakobiner in Wien. Oesterreichische Memoiren aus dem lezten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Nro. 94.

Werke über Rußland und Polen. 1) Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Vom Grafen Valerian Krasinski. Nach dem englischen Original bearbeitet von W. A. Lindau. — Dramatische Dichtkunst. Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Akten vom Fürsten von Lynar.

Nro. 95.

Werke über Rußland und Polen. 1) Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes ꝛc. (Schluß.) — 2) Persécution et souffrances de l'église catholique en Russie. Ouvrage appuyé de documents inédits par un ancien conseiller d'état de Russie. — Volksroman. Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute von Jeremias Gotthelf. — Biographie. Biographie des Herzogs Ferdinand von Würtemberg. Von J. B. Schels.

Nro. 96.

Italienische Dichtkunst. Der geraubte Eimer von Alessandro Tassoni. Aus dem Italienischen übersezt von P. L. Kriz. — Geschichte. 1) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von Prof W. Drumann. — 2) Der zweite punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Von L. Freiherrn von Wincke. — 3) Römische Briefe aus den lezten Zeiten der Republik. Von Otto von Mirbach.

Nro. 97.

Reise. Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon ꝛc. Mit steter Hinsicht auf Kultur, Verwaltung ꝛc. Nach dem Englischen von Dr. Guttenstein.

Nr. 98.

Lyrische Dichtkunst. Lieder aus Tirol. Von Beda Weber. — Reise. Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon ꝛc. (Schluß.)

Nro. 99.

Lyrische Dichtkunst. Lieder aus Tirol. (Schluß.) — Romane. 1) Nacht und Morgen. Ein Roman von Sir E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. 2) Dasselbe übersezt von O. v. Czarnowski. — 3) Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz von Eugen Rispart.

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter. (Fortsezung.) — Neue Medaille. — Persönliches. — Ausstellungen. — Museen und Sammlungen. — Kunstanstalten und Vereine. — Denkmäler.

Nro. 71.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter. (Fortsezung.) — Literatur. Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen des Grafen Sternberg-Manderscheid ꝛc. IV. Band, die französische und englische Malerschule, so wie die Bildnißsammlung enthaltend. Verfaßt von J. G. A. Frenzel. — Bauwerke.

Nro. 72.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter. (Fortsezung.) — Kölner Dombau. — Malerei.

Nro. 73.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter. (Schluß.) — Malerei.

Nro. 74.

Mittheilungen aus Berlin. — Malerei. — Plastik. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Daguerreotypie. — Alterthümer.

Nro. 75.

Mittheilungen aus Berlin. (Schluß.) — Alterthümer. — Versteigerungen. — Neue Kupferwerke. — Stiche. — Lithographien. — Literatur. — Zeitschrift. — Nekrolog. — Persönliches.

Nro. 76.

Alte Baukunst. Antiquities of Jonia, published by the society of dilettanti. — Persönliches. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 77.

Kunstnachrichten aus Florenz. — Bauwerke. — Kölner Dombau.

Nro. 78.

Kunstnachrichten aus Florenz. (Schluß.) — Bauwerke. — Malerei. — Plastik. — Medaillenkunde. — Photographie. — Technik.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. September 1842.

As she lives peerless,
So her dead likeness, I do well believe,
Excels whatever yet you look'd upon,
Or hand of man hath done.

Shakespeare.

Scenen aus: „Der Pſycholog."

(Schluß.)

Gräfin.

Das ſcheint kein altes Bild.

Hugo.

Nein, gnäd'ge Gräfin,
Es iſt von einem jungen Deutſchen, der
In Rom ſich Raphael zum Muſter wählte.

Gräfin.

Dann paßt es doch nicht für die Galerie.

Prinzeſſin.

Warum denn nicht?

Gräfin.

Man wird's für neu erkennen,
Und eine Galerie will alte Bilder.
Die neuen Künſtler können mit den alten
Sich doch nicht meſſen.

Hugo.

Nicht im Allgemeinen
Doch wohl im Einzelnen;

(Auf die andere Seite zum Basrelief ſich wendend.)

So iſt bekanntlich
Das Alterthum unübertroffen noch
In ſeiner Plaſtik, und doch läßt ſich wohl
Dieß Basrelief, beſtellt von Ihrer Hoheit
In Rom, den allerbeſten ſolcher Werke
Des Alterthums kühn an die Seite ſtellen.
Mit liebenswürd'ger Schalkheit greifet Eros,
Minerva gegenüber, nach dem Pfeile.
Die hohe Göttin blickt nicht zürnend ihn,
Nein, lächelnd an mit warnender Geberde.
Daher die Scheu, die ſeiner Miene noch
Ein höheres Intereſſe gibt. — Wer wagte
Zu freveln auch an ihr, der Herrlichen!
Welch eine göttliche Geſtalt, die Stirn,
Wie rein und edel und voll hoher Würde!

(Die Prinzeſſin, die ſchon vorüber war, kehrt langſam zurück und horcht, indem ihr Blick auf Hugo weilt.)

Die ſchön gewölbten Augen, das Oval
Des ſeelenvollen Angeſichts, umwallt
Von einer Fülle leicht geſchwungner Flechten,
Um welche der Olivenkranz ſich ſchlingt.
Und bei der hohen Anmuth, welch ein Liebreiz
Iſt ausgegoſſen über die Geſtalt!
Es iſt nicht die ſtrengblickende Athene;
Mit jugendlichen Zügen höchſter Schönheit
Prangt hier die, Jovis hauptgeborne Tochter.
Ja, dieſe Göttin konnte kühn es wagen,
Der Schönheit Preis Cytheren zu beſtreiten.

Digitized by Google

Gräfin.

Es ist doch schön, wenn man von einem Kenner
Ein Urtheil hört, so weiß man doch, was man
Bei einem Werk der Kunst zu sagen hat.
(Beschaut es ganz in der Nähe.)
Doch, Ihre Hoheit — täuscht mich Alles nicht —
Das ist — in aller Ehrfurcht wag' ich es
Zu sagen — ist — ist Ihrer Hoheit Bild.

Hugo
(überrascht, blickt die Prinzessin an, ihre Blicke begegnen sich).
Wie? — Dieses Götterbild! — Beim Himmel, ja,
Es ist ein Raub an der Natur begangen!

Prinzessin (verlegen).
Ich gab dem Künstler die Idee; wie's scheint,
Hat er beinah zu kühn sie ausgeführt,
Wenn wahr ist, Gräfin, was Sie finden wollen.

Hugo (feurig).
Er hat Unsterblichkeit damit gewonnen!

Gräfin.
Die Aehnlichkeit ist gar nicht zu verkennen!

Prinzessin (mit steigender Verlegenheit).
Wir weilen hier zu lange, liebe Gräfin.
Der Herzog wird vor Abend noch eintreffen:
Wir müssen uns auf den Empfang bereiten.
(Befangen, mit großer Miene zu Hugo.)
Was Sie von diesen Werken würdig achten
Für unsre Galerie, das, Herr Inspektor,
Bleib' Ihrem Urtheil ganz anheimgestellt.
Doch dieses Bild (auf das Genrebild deutend), das unsre liebe Gräfin
Besonders angesprochen, lassen Sie
Als mein Geschenk in ihre Zimmer tragen.

Gräfin.
Ich küsse dankbar Ihrer Hoheit Hand
Für diese hohe Gnade.
(Beide Damen geben mit einer leichten Verbeugung gegen Hugo durch die sich öffnende Mittelthüre. Im Hinausgehen sieht die Prinzessin sich noch nach Hugo um.)

Hugo
(folgt der Prinzessin mit dem Blicke und tritt dann zum Basrelief).
Ist's möglich! stand dieß Götterbild vor mir
In vollem Leben? — Wo hatt' ich die Augen!
Die schönen Züge sind's, die hohe Anmuth,
Der unwillkührlich sich das Knie muß beugen!

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

Nicht viel besser ging es Ernestinen mit der Musik; sie konnte es nie zu etwas Tüchtigem und wahrhaft Ergötzlichem für Andere bringen; dennoch gab sie dieselbe nicht auf, und für ihre einsamen Stunden blieb es ihr immer ein Genuß, Beethovens Sonaten, oder Schuberts und Mendelssohns Lieder, wenn auch stümperhaft, zu spielen. Sie dachte manchmal darüber nach, warum ein von ihr gemaltes Bild sie so wenig, und der Versuch, ein Musikstück auszuführen, sie so sehr ergötzte. Sie meinte es darin zu finden, daß die Striche auf dem Bilde unveränderlich, wie sie einmal sind, stehen bleiben, während die Flüchtigkeit des Tons ihr im Augenblick, wo er verhallt ist, schon erlaubte, sich das Richtige vorzustellen, wie der Schöpfer des Musikstücks es gewollt hat. „Und so sollst du denn ohne Talente durch's Leben gehen!" seufzte sie vor sich hin, „sollst diesen Schmuck des Geistes entbehren! Aber zehnmal besser, ich kenne meine Unfähigkeit, als ich plage die Menschen mit meinen eingebildeten Vorzügen." Ernestine las auch gern, aber oft ohne Auswahl; sie nahm Klingklang leicht für Poesie, Romane voll falschen Gefühls für erhaben, die sie sich gehalten glaubte zu bewundern — wie es jungen Personen leicht geschieht, die Bücher in der Ueberzeugung lesen, sie bilden eine Welt für sich und brauchen gar nicht die wirkliche abzuspiegeln, mit einem Worte, die noch nie etwas Eigenes erfahren haben.

Nachdem wir alle Unvollkommenheiten unserer Ernestine vorausgeschickt haben, nach Art kluger Mütter, die ihre Töchter häßlich schildern, in der Absicht, dann desto mehr damit zu überraschen, hoffen wir, doch ihr eine Portion gesunden Menschenverstandes vindizirt und den Leser, der weder gerne schlechte Bilder sieht, noch falsche Musik hört, ganz auf ihre Seite gestellt zu haben. Daß man sich, wie sie war, um sie riß, auch wenn man sie nicht zu heirathen gedachte, glaube man mir auf's Wort; denn sie besaß Alles, was den Umgang angenehm macht und was das Herz erfreut — gute Laune, Natur, und ein liebevolles, warmes Gemüth.

Ernestine war neunzehn Jahre alt, als sie einst gegen eine Bekannte den Wunsch aussprach, einmal einen tüchtigen Geschichtskursus mit einem gescheuten Manne durchzumachen. Diese sagte ihr, daß, wenn dieß ihr Ernst sey, sie ihr den ausgezeichneten Lehrer ihrer Brüder empfehlen könne, einen Mann von so abschreckendem Ernst und so tiefer Gelehrsamkeit, als man es nur verlangen könne. Ernestine lächelte und wünschte denselben kennen zu lernen; ehe wir aber zu dem Diner gelangen, das diese Bekanntschaft herbeiführen soll, müssen wir einen zweiten Faden in unsere Erzählung einspinnen und denselben vom Anfange der Dinge aufnehmen.

Wilhelm Karbeck war der Sohn armer Handwerksleute in W.; seine Mutter war früh gestorben, sein Vater hatte eine kleine Werkstatt in einem Hause, das von den verschiedenartigsten Individuen und Familien

Digitized by Google

bewohnt wurde, wie es in weniger hochaufgethürmten Städten kaum je der Fall ist. — Den ersten Stock hatte eine Herrschaft gemiethet, und im zweiten hatte ein Musiker ein paar Zimmer nach dem Hofe inne. Zu diesem kamen mancherlei Knaben, um Unterricht im Clavierspiel zu nehmen, und oft hörte Wilhelm im Sommer, wenn die Fenster offen waren, wundervolle Melodien von oben herunter schallen, während er seinem Vater bei seinem Schuhmachergewerbe half. Besonders war Einer, der, obgleich er selbst noch ein Kind war, dem Kleinen als ein großer Künstler erschien, und dem er oft mit Entzücken zuhörte. Diese Musikstunden waren das Erste, was von oben herab wie Poesie in das dunkle Leben des armen Knaben klang; er freute sich lange vorher auf diese Melodien, die er bald nachsummte, und am Sonntage, wenn er F. phantasiren oder Fugen ausführen hörte, vergaß er alle Spiele der Kindheit darüber.

Endlich kam der Winter, und des Musiklehrers Fenster wurden nicht nur geschlossen, sondern mit doppelten Scheiben verdichtet; die langen Blumenranken, die die Fenster überwebten, hingen nicht mehr in prächtigen Gewinden über die Mauern herab, sondern waren an ein Gitterwerk in ihr Winterquartier hinter die Doppelfenster verwiesen worden; kein Akkord tönte mehr in die kleine Schuhmacherwerkstatt. Wilhelm seufzte still über diese Entbehrung; sie war zu stark für seine Gewissenhaftigkeit; wenn er den talentvollen Knaben kommen sah, schlich er ihm sachte die Treppe hinauf nach und lehnte sich an die Thüre des Meisters, wo er Alles, was gespielt wurde, so schön hörte, als stünde er im Zimmer.

Lange Zeit war es auf diese Weise gut gegangen, und Wilhelm war dieß Horchen, trotz der oft scharfen Kälte, schon eine gewohnte Freude geworden. Auf einmal fühlte er sich eines Tages von hinten heftig angepackt und durch die schnell geöffnete Thüre mit einem raschen Ruck mitten in das Wohnzimmer des Herrn F. versetzt, zu seinem unbeschreiblichen Schrecken. Die unsanfte Hand, die ihn so schnell aus dem Reich der Träume vor der Thüre in das Reich der Erfüllung, in das Zimmer, versetzt hatte, gehörte der Köchin und Haushälterin des Herrn F. an, welche die Ungezogenheit des fremden Buben, den sie schon oft an demselben Flecke bemerkt hatte, mit einemmale zu heilen beabsichtigte. Sie kannte Herrn F's energische Handlungsweise und ahnte die schnelle Justiz, die er ausüben würde. Auch Wilhelm hegte ähnliche Erwartungen, denn schon oft hatte er für seinen kleinen Liebling gezittert, wenn dieser den geringsten Fehlgriff that und Herr F. die fleischige Hand erhob, und ihn mit herabsetzenden Worten zur Ordnung brachte.

Die Haushälterin schrie das Verbrechen des Delinquenten mit aller Geläufigkeit des Aergers heraus. Herr F. war ein großer, dicker Mann, mit blondem Haare und ziemlich regelmäßigem, aber durch Fett und Alter schon nicht mehr schönem Gesichte. Und als er im stillen Zorne mit seiner gewaltigen Stimme den armen Wilhelm um die Erklärung seines Frevels anging, glaubte dieser, es werde sehr heiß hergehen; indessen war er von Natur nicht verzagt, und das Bewußtseyn, nichts Böses im Sinne gehabt zu haben, ermuthigte ihn vollends. Er sagte gefaßt: das schöne Spiel des jungen Herrn habe ihn herauf gelockt, da jezt die Fenster geschlossen seyen und er im Hofe nichts mehr davon hören könne.

„Wohnst denn du im Hofe?" donnerte Herr F. — „Nein, aber zu ebener Erde, nach dem Hofe hinaus hat mein Vater seine Schusterwerkstatt." — „Was hast denn du gehört?" rief Herr F., noch immer höchst entrüstet. — „Heute zwei Stücke, wovon das eine so schön war, daß ich den ganzen Tag hätte zuhören mögen." — „Welches war schön?" fragte F. mit einer Miene, als wolle er sagen: nun hab' ich dich! — „Das Erste, das ging mir so lieblich in das Ohr herein, als hörte ich Glockengeläute und dürfte draußen auf einer Wiese spielen." — „Margarethe, Sie kann gehen," winkte Herr F. seiner Köchin zu, die bisher schadenfroh dagestanden hatte; und sich zu seinem Schüler wendend, sagte er diesem: „siehst du, Fritz, was ein natürliches Gefühl vermag? Das ist ein roher, ungebildeter Schusterjunge, den der Himmel auch in seinem Gesichte nicht zum besten bedacht hat, und der findet das Göttliche in unserem Haydn gleich heraus; und du kommst mir immer mit deinen kunterbunten Variationchen, und klimperst sie mit einem Wohlgefallen ab, als freute sich Gott im Himmel darüber. Wenn der Bube deinen Unterricht gehabt hätte, der würde ein anderer Musiker werden als du. Nun marschir Er, Musje!" schnauzte er Wilhelm an, „und morgen komm' Er wieder, aber in's Zimmer und nicht vor die Thür! Der Fritz hat dann wieder Lektion und Er kann zuhören."

Wilhelm ging im Herzen froh und dankend hinunter, und am andern Tage, als er Fritz erspähte, wieder hinauf. Herr F. wies ihn auf einen Stuhl am Fenster, auf dem eine Tasse Kaffee nebst Kuchen stand. „Da friß!" sagte er barsch, „und rühr' dich nicht." Wilhelm that sein Möglichstes, um diese beiden Befehle der Ruhe und der Bewegung im Einklang zu vollführen. Fritz spielte wieder mehrere Stücke; nachdem er fertig war, stellte sich F. in seiner ganzen Höhe vor Wilhelm hin und fragte: „Welches hat Ihm am besten gefallen?" Und wieder traf es sich, daß Wilhelms einfaches, ungeschultes Urtheil das klassische Musikstück dem leeren Klingklang vorzog. F. sagte nichts, als: „Du kannst wieder kommen." So ging es mehrere Tage: die Tasse Kaffee, der Tagsbefehl, das Fragen, die Weisung, wieder zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Fortsetzung.)

Bauten. — Literatur.

Dieß zu vollenden, ist nun die eben so schwierige, als kostspielige, aber doch nun schon bald gelöste Aufgabe; denn bereits steht die beinahe fertige eiserne Riesenpyramide des Gerippes, ein wahrhaft cyclopisches Werk, in der Schlosserkunstwerkstätte Vollingers aufgerichtet, und schon scheinen alle Anstalten getroffen, um die Zusammensetzung aller vollendeten Bestandtheile in der schwindelnden Höhe zu bewerkstelligen. Ein wahres Meisterstück der Zimmerkunst ist das ungefähr — von der Uhr an gerechnet — 15 Stockwerke hohe hölzerne Gerüste; die Festigkeit und die sinnreiche Combination dieses nun schon mehrere Jahre allen Stürmen trotzenden Werkes sind gleich bewundernswürdig. Der Stephansthurm, wie er eng und dicht von dieser hölzernen kunstreichen Schnürbrust umstrickt dasteht, gewährt einen merkwürdigen Anblick. Ob wohl unsere Enkel je die Vollendung des zweiten, zu gleicher Majestät bestimmten Thurmes schauen und somit die Verwirklichung eines grosartig entworfenen, christlicher Kunstbegeisterung entsprungenen Planes erleben werden?

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch einiger großen Bauten gedenken, der Ferdinandswasserleitung und der Winterschwimmschule beim Dianabade. Erstere ist ein wahrhaft grandioses Unternehmen und wird einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse abhelfen, indem es auf Versorgung der wasserarmen Vorstadtbezirke mit dem unentbehrlichsten aller Bedürfnisse abzielt. Mittelst eines höchst sinnreichen, durch Dampf getriebenen Apparats wird das Wasser aus dem Donaubette gehoben und in nicht unbedeutender Steigung eine weite Strecke in die verschiedenen Bassins geleitet. Schon sind mehrere Distrikte mit den neuen Reservoirs versehen und können nicht genug die ihnen zu Theil gewordene Wohlthat preisen. Der Aquäduct besteht aus einer doppelten Röhrenlage, so daß bei zufällig eintretenden Störungen leicht abgeholfen werden kann. Die Hydraulik hat hier einen schönen Sieg gefeiert, aber auch die Humanität; denn wenn ich nicht irre, so ist der Fonds zu dem wichtigen und weitaussehenden Unternehmen mittelst Subscription gegründet worden. — Eine andere, wenn auch nicht vom Staat ausgehende, doch dem Publikum zu Statten kommende Unternehmung ist die Winterschwimmschule beim Dianabade. Wenn man bedenkt, von welchem Einflusse Bäder auf den öffentlichen Gesundheitszustand sind, besonders in großen Städten, deren eng zusammengepferchte Bevölkerung der Wohlthat des Badens im fließenden Wasser meistens entbehrt, so muß man eine Anstalt willkommen nennen, die diesem Uebelstande einigermaßen abhilft. Die Winterschwimmschule besteht aus einem 168′ in der Länge, 46′ in der Breite und 46′ in der Höhe messenden Saal; achtzehn gußeiserne Bogen werden die geschmackvolle Saaldecke tragen, und zwei Reihen Ankleidezimmer befinden sich an den Seiten. Das Bassin ist 112′ lang und 40′ breit; Favencetafeln bilden das Belege. Baumeister Eybel, ein Württemberger, leitet den nun bald vollendeten Bau. — Ein kostspieliges Werk ist die Ueberwölbung des den nordwestlichen Theil Wiens durchziehenden Alserbaches, eigentlich mehr Kloake als Bach; wollte Gott, der, besonders zu gewissen Zeiten, furchtbar mephitische Wienfluß könnte auch eine solche Hülle erhalten!

Unsere bekannten literarischen Zustände sind sich im Allgemeinen in der lezten Zeit vollkommen gleich geblieben. Die gelesensten der hiesigen Journale für schöne Literatur sind die „Theaterzeitung," die „Wiener Zeitschrift," der „Humorist," das „Oesterreichische Morgenblatt," der „Wiener Zuschauer," die „Allgemeine Musikzeitung," die von Dr. Frankl neu begründeten „Sonntagsblätter," eine Wochenschrift. Der „Sammler" und „Wanderer" sind zwar alte, aber auch verlebte Tagesblätter, Compilationen, die sich nur noch durch ihre ungemeine Wohlfeilheit halten. Eine gewisse Färbung ist zwar diesem oder jenem Blatte nicht abzusprechen, aber dieser Anflug von Colorit kann schwerlich Charakter genannt werden. — Die Rubriken: „Unterhaltendes," „Tageschronik" und „Theaterkritik" sind die Hauptstücke unserer sämmtlichen ästhetischen Blätter; was würde ohne Theater aus der heutigen Journalistik werden? Einen Uebergang zu den wissenschaftlichen Zeitschriften bilden die bekannten „Wiener Jahrbücher der Literatur" unter Deinhardsteins Leitung und Beihülfe tüchtiger Mitarbeiter. Von den periodischen Blättern für streng wissenschaftliche Fächer sind vorzüglich zu nennen: die „Zeitschrift für österreichische Gelehrsamkeit und politische Gesetzkunde," „die medizinischen Jahrbücher," „das polytechnische Journal," „die Bauzeitung." Alle diese wissenschaftlichen Organe können hier nicht charakterisirt werden; Verdienst ist übrigens keinem abzusprechen. Zu den bedeutendsten, in neuester Zeit erschienenen wissenschaftlichen Werken gehören: Rußeggers, kaiserl. Bergraths, höchst lehrreiches Reisewerk, und des Freiherrn von Hügel „Kaschmir und das Reich der Siehs," von welchem lezteren der vierte Band nächstens erwartet wird. Albrecht Krafft, ein ausgezeichneter Orientalist, hat die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Wiener orientalischen Akademie edirt. Krafft arbeitet gegenwärtig an einem großen Katalog der orientalischen Handschriften der Wiener Hofbibliothek, bekanntlich nebst der großen Bibliothek in Paris eine der reichsten an solchen Schätzen. Der vielseitig gelehrte Endlicher, nach Jaquins Tode der Hauptrepräsentant der hiesigen naturwissenschaftlichen und überhaupt gelehrten Bestrebungen, hat die berühmte, von Jesuiten verfertigte große Karte von China (im Jahre 1786 wurde diese Karte in Kupfer gestochen) lithographirt herauszugeben begonnen. Vorläufig sind auf zwei Blättern die Provinzen Tse Kiang und Kiang Sou erschienen. Statt der chinesischen Zeichen wurden lateinische Lettern gewählt. — Unsere Poeten par excellence schweigen seit geraumer Zeit. Halm und Bauernfeld etwa ausgenommen, die von Zeit zu Zeit ein dramatisches Produkt vom Stapel laufen lassen. — Unsere Hauptlyriker haben sich zurückgezogen, oder lassen sich höchstens dann und wann in einem oder dem andern Journale vernehmen. Dagegen sind einige jüngere Poeten mit ihren ersten Sammlungen aufgetreten, so Ritter v. Levitschnigg, Hermann Rollet, denen eine mehr und minder glänzende Zukunft zu prophezeien. Auch eine Dichterin lebt in unserer Mitte, Betty Paoli; ihre kürzlich erschienenen gesammelten Gedichte fanden warme Aufnahme. Eine andere Dichterin, deren Vaterstadt Wien ist, Nina Guyon, Gemahlin eines Arztes in Algier, ist fern von der Heimath gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 295:
Das Glück.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 99 u. Monatsreg. Sept.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. Oktober 1842.

— Erfleischet neue Lieder,
Steht nicht länger tiefgebeugt!
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

Goethe.

Ein Flecken am Rheine. *

Von F. Freiligrath.

Gruß dir, Romantik! — Welch ein prächtig Nest!
Mit seines schlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit seiner Thore moosbewachsnem Rest,
Mit seiner Burg, so schartig und so fest,
Wie reißt es sieghaft meinen Geist von hinnen!
Gruß dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein
In deinem schönsten Zufluchtsort am Rhein!

Dr'n weilst du noch! Im schlichten Nonnenkleid
Blickst du mich an durch die bemalten Scheiben.
Es hat geächtet dich die Nüchternheit,
Ach, und die Klugheit dieser hast'gen Zeit;
Sie möchten gern dich ganz und gar vertreiben.
In kleinen Ufervesten, morsch und grau,
Birgst du dich zitternd, wunderbare Frau!

Dort — ach, in Kirchen, die des Schmuckes baar,
Dort ist die Statt, wo deine Seele jammert!
In öden Kirchen, mit zerwehtem Haar,
In öden Kirchen knie'st du am Altar,
Und hältst mit Weinen brünstig ihn umklammert.
In seines Schattens ewigheil'ger Ruh'
Suchst eine Freistatt deinem Schmerze du.

Und bist dieselbe doch, die einst mit Lob
Und trunkner Scheu des Volkes Beste nannten;
Die Ludwig Tieck einst auf den Zelter hob,
Die keck den Forst der Poesie durchstob,
Arnim, Brentano, deines Zugs Trabanten.
Die Waldung glühte, silbern sprang der Born,
Und wie ein Mährchen scholl das Wunderhorn.

Das war vordem! — Jüngst ging ich am Gestad;
Grün floß der Strom: nicht Volker sah ihn reiner.
Ein Dampfboot zog vorüber seinen Pfad,
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,
Und auf dem Deck stand deiner Priester Einer:
Der jüngste wohl — und doch schon grauen Haars
Um die gewölbten Schlafen: Uhland war's!

Wir kannten uns — wir grüßten uns. Vorbei
Mein einsam Städtchen schwamm er zu den Dänen.
Auf uns hernieder sah die Lorelei,
Im Hals erstickt' ich einen Freudenschrei,
Doch in den Augen hatt' ich helle Thränen.
Trüb klang ein Lied in meiner Seele Schrein;
Das hieß: „Drei Bursche zogen über'n Rhein!"

* Proben aus dem nächstens erscheinenden Hansa-Album von A. Harnisch.

Digitized by Google

Ja, dieß der Rhein! Die Woge mit dem Hort,
In deſſen Strahl ſich Uhlands Wimper ſonnte!
Und dort er ſelbſt! Die Sängerlippe dort,
Romantik, ach, die mit gefeitem Wort
All' deinen Zauber noch verkünden konnte!
Das Auge dort, das tief im Elfenbuſch
In deiner Brunnen Spiegel klar ſich wuſch!

Du wußteſt es, daß er vorüberzog!
Aus Burg und Felsriß durch des Morgens Näſſe
Sahſt du hernieder, und ein Lächeln flog,
Ein ſonnig Lächeln, als das Schiff ſich bog,
Durch deiner Züge kummervolle Blaſſe.
Mit trüber Freude ſahſt du auf den Knie'n
Auf deinem Strome deinen Dichter ziehn.

Da flog er hin! Der lezte Rauch verſchwamm!
Da flog er hin, dein jüngſter, reinſter Kämpfer!
Dein Lächeln floh, trüb ſtand der Berge Kamm,
In meinem Herzen pocht' es wunderſam:
Dein lezter Ritter — ach, und auf dem Dämpfer!
Dahingeriſſen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!

Ein Gleichniß nur! — Doch kam es über mich,
Und nicht vermocht' ich's trotzig abzuweiſen;
Daher die Trauer, die mich überſchlich.
Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich!
Die Zeit, o Herrin, iſt für dich von Eiſen!
Kalt unterwühlt ſie dein vermorſcht Aſyl —
Ach, nicht allein mit ihrer Dampfer Kiel!

Dein Reich iſt aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein andrer Geiſt regiert die Welt, als deiner.
Wir fühlen's Alle, wie er Bahn ſich bricht;
Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er ſtrebt, er ringt — ſo ſtrebte vor ihm keiner!
Ich dien' ihm auch und wünſch' ihm frohen Sieg —
Doch warum dir, Verbannte, deßhalb Krieg?

Dir, deren prächtig Banner ohnehin
Einſam nur weht noch auf zerfallner Mauer!
Dir, der Entthronten! — Mit bewegtem Sinn
Zu deinen Füßen werf' ich ſtill mich hin,
Ein ernſter Zeuge deiner Wittwentrauer!
Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt!

Nicht wie ein Knabe! — Dieſe Stunde nur
Zu deinen Füßen klagend will ich ſitzen!
Der friſche Geiſt, der dieſe Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.
Nur eine Stunde! Aber die auch ganz
An deiner Bruſt, in deiner Glorie Glanz!

Da, nimm mich hin! Nimm mich und halt' mich feſt!
Ha, dieſe Scharten, dieſe Mauerzinnen,
Ha, dieſer Thore moosbewachsner Reſt,
Ha, dieſe Burg, dieß alte Falkenneſt —
Sieghaft, erobernd reißt es mich von hinnen!
Stromauf die Pfalz im Abendſonnenbrand —
Die Wolken Schlöſſer — ja, das iſt dein Land!

Ein Kirchenthor! — Wie träumend tret' ich ein;
Die Fenſter lodern, dunkelbunt geſchildert;
Die ſtolzen Roſen werfen prächt'gen Schein,
Und durch des Kreuzgangs düſtre Bogenreihn
Herſchaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Chores ewigernſtem Grau
Sein Laubgrün miſcht es und ſein Himmelblau.

Und leiſe zitternd überfliegt die Wand
Der wolk'ge Schatten ſeiner wehn'den Büſche;
Dort iſt der Ritter und der Burgfrau'n Stand;
Aus Stein gehauen, flehend ihre Hand
Zur Bruſt gehoben, ſtehn ſie in der Niſche;
Mild und ergeben ſtrahlt ihr bleich Geſicht —
Friede des Todes überſtrömt es licht.

Lautlos die Stätte! Markt und Strom wird weit!
Romantik, ha, mein Trauern iſt gebrochen!
Den Gottesfrieden, die Gottrunkenheit,
Die du nur kennſt — nicht, ach, die neue Zeit! —
Hier fühl' ich rein ſie meine Bruſt durchpochen.
Die Erde weicht, in ſel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verſchollen iſt die Welt!

Genug, genug! Nicht lange ſolch ein Port!
Zurück in's Leben! Mächtig ruft das Neue!
Doch was in's Herz mir ſenkte dieſer Ort,
Für immer flamm' es! Poch' es fort und fort
In meinen Adern! Geb' es mir die Weihe!
Geb' es mir Muth und Freudigkeit und Halt,
Wenn laut und fordernd mich der Tag umſchallt!

So wird mein Dienſt der Zeit ein reiner ſeyn. —
Verbanntes Weib, ich wollte mit dir klagen,
Mit Thränen netzen wollt' ich deinen Schrein —
Ich kam, und ſieh', du hauchteſt Ruh' mir ein!
Ich gehe fort, von neuer Kraft getragen;
Von deinem Licht umfloſſen, geh' ich hin:
Du biſt verbannt — doch ſtets noch Königin!

Leb' wohl für heut'! — Des Abends letztes Gold
Strömt durch die Scheiben; über mir Geläute!
Die Kirchenfahnen flattern, halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wissen wollt,
Was alles Ding, was auch dieß Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ew'ge Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Todtenamt!

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

Nach ein paar Wochen fragte F. Wilhelm: „Was hast du bisher gelernt?" Er erwiderte: „Wenig, mein Vater hat die Mittel nicht, aber schreiben und lesen kann ich doch." — „Ich will dir Lektionen geben," sagte F., „dreimal die Woche, und wenn ich nicht zu Hause bin, so kannst du dich auf meinem Clavier üben." Wilhelms Augen strahlten vor Freude, aber seiner zurückhaltenden Natur gemäß dankte er nur mit den Worten: „Ich will fleißig seyn!" — Den andern Tag kam er. Herr F. nahm seine Hände, untersuchte deren Sauberkeit und die Länge seiner Nägel; er schüttelte aber den Kopf dabei. „Eine schmutzige Hand," sagte er, „kann nicht auf diesen melodischen Tasten einhergehen; wer sich mit der Kunst befassen will, muß rein an Seele und Körper seyn. Margarethe!" schrie er, daß die Decke dröhnte. Sie kam verdrießlich herein. „Bring' Sie heißes Wasser und Seife." Sie that es brummend. Nun hieß er den Knaben sich waschen, und als er sauber war, stutzte er ihm die Nägel zu gehöriger Länge und sagte feierlich: „So kommst du mir jeden Tag zum Instrumente, und wenn du nicht sauber bist, so rührst du mir's nicht an." Die Lektion begann. F. unterrichtete vortrefflich, Wilhelm faßte schnell und begierig; in wenigen Monaten war er der Liebling seines Meisters. Eines Tages sagte ihm dieser: „Glaube nicht, daß es gut thut, wenn die Kunst in ein sonst ungebildetes Gemüth fällt; je mehr du überhaupt lernst, je tiefer wirst du auch von ihrem Geiste durchdrungen werden. Ich will dich in die Schule schicken: du sollst Latein und Mathematik und allerlei Dinge lernen, die den Geist überhaupt schärfen, und die dich in der Welt einmal zu einem tauglichen Manne machen werden."

Wilhelm theilte seinem Vater die frohe Nachricht mit, und dieser fand sich gerne darein, die Hülfe seines Sohnes zu entbehren, da dieser so große Vortheile aus der günstigen Stimmung seines Lehrers ziehen konnte. F. ließ es sich selbst sauer werden, er war auch gar nicht, was man gewöhnlich einen guten Mann zu nennen pflegt; er zankte und tobte oft unerhört, wies manchen Bettler mit Harte zurück; aber Wilhelm hatte, trotz eines wenig gewinnenden Aeußern, auf's erstemal den Weg zu seinem Herzen gefunden, und je näher er ihn kennen lernte, desto mehr zog ihn der Fleiß, die Wißbegierde, die glänzende Fassungsgabe, mit einem Worte, die Tüchtigkeit des Knaben an. Manchmal ging er mit ihm in den herrlichen Wald vor der Stadt und machte ihm ein Sonntagsvergnügen. F. hinkte etwas; er ging dann gewöhnlich, seine stattliche Gestalt auf einen goldbeknopften Stock gestützt, eine lange goldene Uhrkette mit dickem Petschaft an der Seite, ein paar Schritte voraus, und Wilhelm bescheiden, in seinem gewendeten, fadenscheinigen Jackchen, die abgetragene Mütze auf dem Kopfe, hinterdrein. Wenn sie aber an ein Carrousell kamen, stand F. still, bis Wilhelm ihm zur Seite war, und sagte: „Setze dich auf, Junge!" Und wenn dieser dann schnell auf dem hölzernen Pferde vor ihm vorbeischoß, dann konnte F. recht gutmüthig lächeln und die anmuthlose Gestalt seines Schützlings mit wahrem Vergnügen betrachten. Dann wurde eine Erfrischung genommen und man ging wieder nach Hause. Aus diesem Verkehr entstand eine leidenschaftliche Verehrung des Knaben für seinen Lehrer und Wohlthäter, und auf der Seite des leztern ein Bedürfniß, dem Knaben Gutes zu thun, dessen Befriedigung ihn wahrhaft beglückte. Er erwies ihm aber auch unberechenbar viel Gutes, indem er die erste Grundlage zur Bildung in ein nach Kenntnissen dürstendes Gemüth legte, dem ein tüchtiger Verstand zu Hülfe kam. Wilhelm faßte so rasch und sicher, daß er in den zwei Jahren, während deren dieses Verhältniß fortdauerte, mehr lernte, als viele vom Schicksal Begünstigtere in dreimal derselben Zeit.

Jezt aber trat eine traurige Veränderung in Wilhelms Verhältnissen ein. Sein Vater konnte sich nur spärlich nähren in der großen, mit Arbeitern überfüllten Hauptstadt, und nahm daher einen Vorschlag, den ihm der Bruder seiner Frau machte, zu ihm nach Weimar zu ziehen, mit Freuden an. Er verkaufte Hab und Gut, und ging seinem Schicksale in der Fremde entgegen. Der Ruf, den die Schuhmacher seiner Vaterstadt durch ganz Deutschland behaupten, berechtigte ihn, in Sachsen auf größern Verdienst zu hoffen. Wilhelm trennte sich mit tiefem Schmerze von seinem Lehrer und Wohlthäter. Dieser sagte ihm, Gottes Regen falle überall hin, und er möge nur gut bleiben und immer ein richtiges Auge für das wahre und falsche Verdienst behalten; darauf drückte er ihm einen holländischen Dukaten in die Hand, die er ihm zum Abschied herzlich schüttelte. So traten sie ihre Wanderschaft mit einem Fuhrmann an, bei dem sie sich für geringen Lohn bedungen hatten. Es war Herbst und die Jahreszeit rauh; der Vater Karbeck, wenig

an Strapazen gewöhnt, fühlte sich am zweiten Tage ihrer Reise schon sehr unwohl. Wilhelm suchte es ihm im Wagen und in den Wirthshäusern so bequem als möglich zu machen; auch schleppte sich der Mann weiter, aber es ward nicht besser. Des armen Knaben Angst wuchs mit jedem Tage; endlich kamen sie ihrem Bestimmungsort ganz nahe. N. war das lezte Nachtquartier, dort aber blieb der Vater liegen, und es war unmöglich, ihn weiter zu bringen. Wilhelm weinte bitterlich an seinem Bette in der kleinen Kammer, die ihm die Wirthsleute gut und bequem eingerichtet hatten. Es ward zum Arzt, endlich zum Geistlichen geschickt, der mehr als jener ausrichtete, indem er den Leidenden zu einem sanften Tode vorbereitete, der eines Abends unerwartet schnell erfolgte.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Fortsezung.)

Literatur. — Theater.

Das von Carlopago redigirte „Oesterreichische Odeon" ist zunächst bestimmt, jüngern lyrischen, epischen und zum Theil auch dramatischen Talenten als Sammelplaz zu dienen und gewissermaßen einen im Augenblick fehlenden Musenalmanach zu ersezen. — Andreas Schumacher beabsichtigt zum neuen Jahre einen Novellenalmanach. — Freiherr v. Feuchtersleben hat den literarischen Nachlaß Meyerns, des Verfassers von Dya-Na-Sore, mit Vorwort und Biographie herausgegeben, und sich die Freunde dieses zu früh geschiedenen geistvollen Schriftstellers verbunden. — Zum Schlusse dieser sehr flüchtigen Notizen über die laufende Belletristik gedenke ich einer Erscheinung aus dem Mittelalter. Es sind dieß vier poetische Erzählungen des steyermärkischen Herrn und Sängers Heran von Wildon, aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Jos. Bergmann, Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinets und der Ambraserssammlung, bereits durch ähnliche literarische Arbeiten bekannt, hat diese interessanten Denkmale altdeutscher Dichtkunst aus der einzigen Handschrift im sogenannten Heldenbuche der Ambraserssammlung zum erstenmale mitgetheilt und mit schäzbaren Anmerkungen begleitet.

In unserer Theaterwelt herrschte trotz Sommer und Hize immerwährende hohe Fluth. Neuigkeiten und Gäste in Hülle und Fülle. Eine periodische Lücke bildeten die Ferien des Hofburgtheaters. Unsere Hofschauspieler hatten sich nach allen Richtungen zerstreut, um auf fremden Bühnen Lorbeeren zu sammeln. Nach Ablauf des Ferienmonats kehrten Alle wieder zur großen Satisfaktion des Publikums zurück zum heimischen Kunstherde. Auf dieser ersten Bühne Deutschlands kam endlich Gutzkows lang erwarteter „Richard Savage" zur Aufführung. Immerhin ein der Neugierde würdiges Stück. Damit ist nun freilich weder Lob noch Tadel ausgesprochen, und in der That schwankte auch die Stimmung des Publikums zwischen beiden. Weitere Neuigkeiten waren: „Der alte Herr" und „Lord wider Willen;" ersteres Stück von der Verfasserin des Oheims ꝛc., mit der auch hier wieder hervortretenden, fast allen Stücken der Dichterin gemeinsamen Grundidee; lezteres ein Scribesches Werk. Unter den Reprisen älterer Stücke nenne ich Grillparzers Ahnfrau. — Halms häufig gegebener „Sohn der Wildniß" zieht noch immer gewaltig an. — Carl Devrient kam heuer als Gast hierher, jedoch nicht zu seinem entschiedenen Glücke. Schade, daß dieser so begabte und feurige Künstler sich nicht gewöhnen zu können scheint, das rechte Maß zu halten. — Unserem Hofoperntheater waren Gäste über Gäste zugeströmt, gleichwohl wüßte ich, unbeschadet der Verdienstlichkeit Einzelner, keine besonders bedeutende Erscheinung hervorzuheben. Mit Vergnügen sah man die Luzer und Standigl, unsere Koryphäen, wieder heimkehren. Zur Genugthuung ihrer hiesigen Verehrer haben Beide von ihrem heimischen Ruhme auswärts nichts eingebüßt, obgleich das Schicksal der deutschen Oper in London eben nicht das glänzendste war. Die Zauberflöte, Figaro, Jessonda, Kreutzers Nachtlager, Marino Faliero, die Nachtwandlerin und andere beliebte ältere und neuere Opern bildeten das Repertoire, ohne einen besonders ergiebigen Theaterbesuch erzwingen zu können. Nicht viel mehr wirkten die längst gewünschten Reprisen einiger ältern Stücke, wie Spontinis Vestalin und Cherubinis Wasserträger, lezlere Oper seit 11 Jahren hier zum erstenmale wieder gegeben. Diente nicht der Sommer zur Entschuldigung, so müßte man billig fragen: wo sind die Freunde des Klassischen geblieben? Lorzings „Czar und Zimmermann" ist verbeißen, aber uns bis jezt nicht geboten worden. Da war eine Vorstadtsführe, das Josephstädter Theater, schneller damit zur Hand und machte volle Häuser; die Oper wurde dort recht gefällig aufgeführt. Ueberhaupt ist das Josephstädter Theater unter seinem tüchtigen Direktor Pokorny seit geraumer Zeit mit seinen Unternehmungen recht glücklich. Welche andere Bühne in Deutschland kann sich z. B. rühmen, mit ihren besten Stücken so großes Glück gemacht zu haben, wie das Josephstädter Theater mit seinem „Zauberschleier," einem Zauberstücke à la Raimund? Hundert Vorstellungen hinter einander, und noch fast ein halbes Hundert mit wenigen Unterbrechungen dazu, sind gewiß etwas kaum Erhörtes. So ein Erfolg ist aber auch vielleicht nur in Wien möglich. Um es an Ueberraschungen keiner Art fehlen zu lassen, wurde auf derselben Bühne ein sogenanntes Compagniestück auf Pariser Weise, nur mit dem Unterschiede gegeben, daß, statt zwei oder drei, gleich sechs Dichter sich der Arbeit unterzogen. Es war ein Lokalstück, unter dem Titel: „das grüne Band." Die Couplets waren das Gelungenste daran. — Während Nestroy auf Reisen ist, hat der Berliner Komiker Beckmann auf den Theatern an der Wien und in der Leopoldstadt im wahren Sinne des Wortes Furore gemacht. Ein kühnes Wagstück war Beckmanns Auftreten in Nestroyschen Charakteren, wie z. B. im „Lumpacivagabundus" oder als Titus Feuerfuchs im „Talisman;" indessen vermied er klugerweise alles Kopiren der Nestroyschen Manier und ließ sich nach seiner Weise geben. Beckmann trat auch in mehreren Neuigkeiten auf, so in Holteis: „Adlerhorst, oder die Ereignisse im Riesengebirge" (nach einer Schoppenhauerschen Novelle), und in Friedr. Adams: „Lord und Seeräuber, oder des Meeres und des Lebens Wogen," einem französischen Effektstücke. Bekanntlich hat das Gerücht fälschlich Beckmanns Tod verbreitet; der lebenslustige Komiker hat sich darüber sehr philosophisch lustig gemacht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. Oktober 1842.

O rühmliche Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluthen
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

F. L. v. Stollberg.

Tagebuch aus Ostende.

August 1842.

1.

Der Doktor hat Recht: aus dem süßen Wasser der Belletristik, aus dem fein ruhigen Teiche der Politik — im Sommer trocknet er ab zum Sumpf und fängt unmaßgeblich an zu stinken — „in des Meeres heilige Salzfluth," das thut wohl. Da sitz' ich denn wieder, den Rumpf und die Glieder im Seewasser, den Kopf in einer Hitze von fünf-und-zwanzig Grad Reaumur. Eine Stunde im Bade, eine Stunde auf dem Dyk, eine Stunde Frühstück, eine Stunde Mittagsruhe; dann abermals Dyk, abermals Essen, und abermals Ruhe. Der Arzt hat mir jede geistige Anstrengung verboten, sogar jede Aufregung und heftige Bewegung des Körpers. Ich halte diesen Arzt für einen sehr gescheidten Mann, er kennt meine Natur, als ob er sie selbst gemacht hätte.

Alle Seebäder gleichen sich wie Schwestern, sagte heute Morgen ein geistvoller und vielgereister Landgerichtsassessor aus dem Paderbörnischen. Der Assessor ist ein schlechter Physiognom. Ich kenne nur ein paar Nordseebäder, und die sind alle ausnehmend verschieden, charakteristisch ausdrucksvoll. Wenn ich die Metapher des Schwesterlichen und Weiblichen beibehalten darf, ohne Plagiat, versteht sich, an dem Verfasser, so stelle ich wie folgt dar. Helgoland — vom Besten anzuheben — Helgoland ist ein ächtes, rechtes Schiffer- und Fischerkind, ein wilde Seejungfrau. An ihre einsamen Felsen hat die Civilisation noch nichts angeschwemmt von ihrem langweiligen Grasgefaser und Tanggefasel. In Helgoland bist du abgeschlossen von aller Welt, nur dem Meer und dem Himmel gegenüber. Eine Stunde im Umkreis ist dein ganzes Lebensterrain. Du fährst am frühen Morgen zum baden hinüber auf die Düne; nach dem Bade läufst du in dem tiefsandigen Gehügel auf und ab, neben Engländern vorüber, die mit nackten Füßen auf die Robbenjagd gehen und Möwen fehlen, an schönen, nordischkalten, nordischbleichen Frauenbildern vorbei, denen das triefende Haar lang und malerisch um die Schultern flattert. Mittags ruhest du oben am Falm aus, umschwärmt von alten, wettergrauen, steinharten Lootsenmännern, die mit dem kleinen Fernrohr gierig nach fernen Sturmwolken und verschlagenen Seglern spähen, umschwärmt von muntern Buben, welche dir die drei mageren Kühe des Gouverneurs als die einzig merkwürdigen „Löwen" des Eilandes, als große Quadrupeden zu weisen anbieten. Und Abends siehst du die Sonne untergehen, von der wunderbaren Treppe ab, die wie ein künstliches Band um den Bau der Insel gewunden ist. Zur Nacht singt dich die große Mutter

Digitized by Google

See, in deren Armen du dich am Morgen gewiegt haſt, ſelbſt in den Schlaf. Sie iſt dir überall nahe, allezeit.

Eine Tagfahrt mehr gen Weſten, und wir ſind in Norderney. Vorüber daran. Norderney iſt ein flache, geſpreizte, leere Schönheit; ſie gibt ſich Airs und Manieren, weil ſie ſich der natürlichen Einfalt und Unbefangenheit ſchämt. Die Seejungfer iſt ſchon zur Städterin geworden. Im Converſationshauſe werden Zeitungen geleſen.

Noch ein Sprung, ein tüchtiger, um die Weſtecke. Da liegt Scheveningen. Das iſt ein raffinirtes, geſchultes, pfiffiges Weib; ſo kühl und ſo ſtreng ſie ausſieht, dieſe Holländerin, ſie weiß ihre Reize künſtlich zu ſteigern und zu erhalten. Der Fremde fährt ihr entgegen in weiten, bequemen Badeequipagen. Der ſimple Wellenſchlag genügt hier nicht mehr, er wird durch flatternde Zeltwande aufgefangen, verſtärkt, concentrirt. Ein holländiſcher Gulden jedes Bad: du merkſt ſchon, wen du vor dir haſt. In der Nähe ladet die Reſidenzſtadt Haag zu Zerſtreuung, Genuß und Ausflucht. Ein prächtiger Wald — eine wahre Rarität im Seebad — birgt im kühlen, weichen Schatten jede zufällige und abſichtliche Begegnung.

Havre iſt ein franzöſiſches Mädchen, raſch, flink, frei, ohne viel Zuthat und Spreizen. Du badeſt im Etabliſſement Frascati; nicht einmal ſo viel Rückſicht iſt auf zarte Sohlen genommen, daß die Steine vom Strand aufgeleſen wären. Wer ohne Gegend nicht auskommt, ſoll im Havre bleiben. Die Hügel von Ingouville und Graville bieten eine prachtvolle Ausſicht.

Oſtende, woran ich ſo vorbeiſtrich, um deſto länger nun zu verweilen, Oſtende gleicht einem ordentlichen Bürgerkinde, zwiſchen der Einfalt vom Lande und dem Reize der Großſtädterei behaglich mitteninne ſchwebend. Der Strand iſt nicht ſo glücklich gelegen, auch nicht ſo klug benuzt, wie der von Scheveningen, die Umgebung nicht ſo reich, wie die des Havre, der beſondere, fremde, große Ausdruck nicht ſo gebietend wie zu Helgoland. Eines hat Oſtende vor allen Schweſtern voraus: den Dyk; ein langer, mit Ziegelſteinen gepflaſterter Gang längs dem Geſtade, ohne Säulen, ohne Bäume, nicht von der Kunſt, nicht von der Natur verſchwenderiſch ausgeſtattet, aber ein wahrer Wind- und Sonnenfang. Das iſt der Corſo von Oſtende, der Boulevard, das Converſationshaus, Alles in Allem. Stunden und Tage lang wird auf dem Dyk geſeſſen, gewandelt, geplaudert, gegähnt, geraucht; die Fluth kommt, die Ebbe geht, die Sonne erliſcht, der Leuchtthurm entzündet ſich, und der Dyk wird nimmer leer, bis die Trommeln und die Glocken in der Stadt, hinter den Gräben, Wällen und Mauern, die Thorſperre anzeigen. Dann erſt ſteht der Dyk verlaſſen und nur einzelne, treue, unermüdliche Freunde meſſen ſeine ſtattliche Ausdehnung zum unzähligſten Male, auf ein Meerleuchten wartend, wenn nicht auf etwas dunkleres.

Beim erſten Anblicke macht Oſtende nicht den vollen Seeeindruck. Zwei ſchwarze Hafenarme geben zudringlich in die blaue Breite weit hinein und zerreißen unharmoniſch genug das Bild der Unendlichkeit. Auch ſieht das Auge von jedem Punkte in die trockene, klare, nahe Ebene des flämiſchen Landes hinein. Kirchthürme und Viehweiden ſtören rückwärts die Illuſion, der man ſich vorwärts hingab. Der Menſch iſt nicht, wie auf Helgoland, von dem Continent ganz abgelöst oder erlöst; dort kommen alle Wochen nur zwei Male die Hamburger Blätter an, Kohl und andere, während hier die Eiſenbahn allſtündlich pfeift und keift. Auch beſizt Oſtende einen Hafen, und an Helgoland wagt ſich kein Schiff heran; jenes iſt eine künſtliche Feſte, von belgiſchen Soldaten bewacht, dieſes eine natürliche Burg, die keiner Beſatzung und keines Walles bedarf. Oſtende hat ſtädtiſche Einflüſſe, ländliche Ausflüchte, es hat, wenn auch in reſpektvoller Entfernung, Bäume und Büſche; in Helgoland hingegen gibt es nur Helgoland, keine Thiere des Feldes, keine Früchte, kaum ein paar Blumen und Schafe, einen einzigen Hund, der um deßwillen auch gar keinen Namen führt, und eine einzige Allee, die Bindfadenallee, worin man zwiſchen den zwei Fäden eines Seilerrades empfindſame Redensarten abhaſpeln darf. Der Seiler geht neben Einem, rückwärts. Ich beſinne mich, daß es meinen Redensarten ſeiner Zeit ähnlich erging. Und doch —

Nein, dieſe Gedanken grenzen an Gemüthsbewegung. Wenn mein Doktor wüßte! Geſchwind aufgehört!

(Fortſetzung folgt.)

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

Wilhelm konnte die Begräbnißkoſten und die beſcheidene Zeche der Wirthsleute von dem übrig gebliebenen kleinen Geldvorrathe entrichten, und ohne Trauerkleider, aber mit halb gebrochenem Herzen machte er ſich endlich zu Fuße und allein auf den Weg zu ſeinem Oheim. Dieſer, ebenfalls ein Handwerker, hörte das harte Geſchick des armen Knaben mit Theilnahme und nahm ihn barmherzig für die erſte Zeit bei ſich auf; dann wollte er ſuchen, ein ferneres Unterkommen für ihn ausfindig zu machen. Als er aber ſeines Hanges zum Lernen und der hübſchen Kenntniſſe, die derſelbe ſchon beſaß, inne ward, wünſchte er ihn bei einem Jenaer Vetter, der Schullehrer war, unterzubringen, und nach einigem Hin- und Herreden vermochte er dieſen wirklich, Wilhelm, halb

Digitized by Google

als Pflegesohn, halb als Diener in's Haus zu nehmen. Er durfte dort den Unterricht, in welchem sich sein Verwandter nicht untüchtig bewies, mitgenießen, und dieß versöhnte ihn mit den schweren Pflichten seiner neuen Stellung; denn der Vetter war weder freundlich gegen ihn, noch überhaupt von liebenswerther Gemüthsart, und Wilhelm fühlte bei ihm die ganze Vereinsamung seiner Lage. Dennoch wußte er sich bald sein Wohlwollen zu erwerben. Auch war es unmöglich, fleißiger und genauer in seinen Arbeiten zu seyn, als Wilhelm. Er mußte meistentheils abschreiben, sowohl Noten als Schriften, und aß auf diese Art sein täglich Brod, ohne das drückende Gefühl, von Almosen zu leben.

Wie Wilhelm endlich aus dieser Lage, durch alle möglichen Schwierigkeiten sich durchkämpfend, von tausend kleinen Stacheln des Schicksals gequält, doch bis zu dem glücklichen Tage gelangte, wo er als Student in die Universitätsliste eingetragen ward, würde Voz durch die Länge eines ganzen Bandes ausmalen, ohne den Leser einen Augenblick zu ermüden. Die Poesie der Armuth und der einfachsten Schicksale hat gewiß nie Jemand rührender darzustellen gewußt. Aber da der Schreiber dieses nicht Voz ist und ihm durchaus keine Materialien über diese Lebensepoche des armen Wilhelm vorliegen, so begnüge man sich damit, daß dieser wirklich in seinem zwanzigsten Lebensjahre immatrikulirt und Mitglied der Burschenschaft ward. Man lebte damals in Jena ungefähr von nichts, daher auch einige Lektionen hinreichten, Karbecks Existenz in einer Zeit zu fristen, wo Ausgaben zu machen für eine Schande, Mäßigkeit und Keuschheit aber für die größten Tugenden galten. Bald wurde die Burschenschaft aufgelöst und ihr ganzes Treiben verdächtigt. Karbeck war noch sehr jung, und ohne alle üble Absicht von seiner Seite und mit seiner natürlichen Abneigung, sich viel zu vertheidigen, wenn sein Stolz durch eine unbegründete Anklage beleidigt war, kam er ziemlich tief in allerlei unangenehme Händel und ward endlich zu anderthalbjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Da der Grund dieses Arrestes weder ein ehrenrühriger noch überhaupt sehr wichtig war, so ließ man ihn während seiner Gefangenschaft aller möglichen Freiheit genießen; er durfte Unterricht ertheilen und für einige Journale, mit denen er schon als Student in Verbindung gekommen war, fortfahren, Aufsätze zu schreiben. Auf diese Art ward es ihm möglich, während dieser Zeit eine kleine Summe zurückzulegen, die ihm gestattete, nach wieder erlangter Freiheit in seine Vaterstadt heimzukehren und sich dort die Mittel seines fernern Fortkommens zu suchen, da ihn ein unwiderstehlicher Hang nach dem Lande seiner Kindheit zurückzog und er dort allein die Sympathien wieder zu finden glaubte, die er in der Fremde schmerzlich entbehrte.

Im Begriff, diesen Plan auszuführen, machte er die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Gelehrten, der eben nach Rom reisen wollte, und ihm den Antrag machte, ihn als Sekretär dorthin zu begleiten. Karbeck glaubte ein solches Anerbieten nicht ausschlagen zu dürfen, das ihn sowohl aller augenblicklichen Sorgen für seine Existenz enthob, als ihm auch für seine fernere Ausbildung unermeßliche Vortheile darbot. N., mit dem Karbeck die ganz auf wissenschaftliche Zwecke gerichtete Reise antrat, war zwar verheirathet, hatte aber seine Familie am nördlichsten Ende von Deutschland zurückgelassen, daher sich bald ein intimes Verhältniß zwischen dem jungen und dem ältern Manne bildete, das immer mehr an Innigkeit zunahm, je mehr N. die Ueberzeugung faßte, daß sein Schützling für die ernstesten Studien Geschick und Sinn habe; auch gab er ihm mit Freuden alle Hülfsmittel an die Hand, die ihn dabei fördern konnten. Die Archäologie war N's besonderes Fach; Karbeck warf sich mit aller Macht auf die ihr befreundete Geschichte und auf alte Sprachen. Die besten Bibliotheken standen durch die Protektion seines Gönners ihm zur Verfügung. Ein merkwürdiger Unterschied ist es, wie junge Männer, je nach Beschaffenheit und Neigung, ihren Aufenthalt in bedeutenden Orten benutzen; wie der Eine mit wenigen sterilen gesellschaftlichen Erinnerungen, einigen Theaterreminiscenzen, einigen Guacheansichten vom Pantheon und St. Peter, als einziger Ausbeute eines römischen Jahres zurückkehrt, während der Andere sich dort eine reiche Ernte von Kunstansichten, Wissenschaft und Lebenserfahrungen gesammelt hat, die ihn in Stand setzen, seine Kenntnisse immer fruchtbringender zu erweitern. Nur nach einer Richtung hin machte Karbeck keine Fortschritte: er blieb ungeschickt im geselligen Verkehr, und seine äußere Erscheinung hemmte das Hervorbrechen seiner liebenswerthen Eigenschaften. Das Beispiel, das er vor sich hatte, war nicht vorleuchtend: N. legte keinen Werth auf seine Person; er war unansehnlich, schlecht gekämmt und gewaschen, zu einer hohen Stufe des Ruhms und der Bedeutsamkeit emporgestiegen; er war sich bewußt, ein hohes Ziel vor Augen zu haben, und einer edlen, redlichen Meinung; daher kam ihm kein Argwohn, daß es Menschen gebe, die ihn abschreckend häßlich und durch seinen äußern Cynismus unerträglich fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, September.

Das Bürgerfest.

Das Volksfest — das Bürgerfest, von diesen beiden, die Eins waren, hörte man lange vorher sehr viel sprechen

by Google

Indeſſen war es mehr ein Bürger- als ein Volksfeſt, und noch eigentlicher ein Feſt, das einzelne reiche Bürger ihrem Könige gaben. Ein Volksfeſt war es nur in ſo fern, als das ganze Volk Kölns in lautem Jubel durch die Straßen wogte und den König nebſt ſeinen hohen Gäſten von dem Thore, zu welchem ſie hereingefahren, nach dem Neumarkt geleitete. Dieſer Platz, einer der größten Kölns, faßt wohl bequem 8000 Menſchen, und war daher ganz geeignet zu einem Volksfeſt, wo ſich das Volk um ſeinen König gedrängt hätte, um ihn behaglich eine Zeit lang zu umgeben und ſich an ſeiner Heiterkeit zu erfreuen. Aber ob es überhaupt der Plan war, aus der Sache zu machen, was die Meiſten ſich darunter gedacht, oder ob man darauf gerechnet hatte, daß eine zahlreiche Menge Volks den hohen Eintrittspreis bezahlen und ſo den Platz beleben würde, weiß ich nicht. Genug, der ganze große Platz war mit hohen Schranken eingefaßt, über die man Mühe hatte hinwegzuſchauen, und außerdem waren in größerem Kreiſe um die Schranken herum noch große Taue geſpannt, welche das Volk vom Andringen an die Schranken abhalten ſollten. Um den Raum innerhalb derſelben auf's Herrlichſte auszuſchmücken, hatte man freilich weder Koſten noch Fleiß geſpart. Rings herum liefen Bogengänge von friſchem Laub, unter denen Buden mit Erfriſchungen aller Art aufgeſtellt waren. An der einen Seite ſtand ein großer, wirklich prachtvoller Pavillon, zum Aufenthalt für die hohen Herrſchaften beſtimmt. In der Mitte deſſelben befand ſich ein kleiner Springbrunnen, aus welchem wohlriechendes kölniſches Waſſer ſprudelte. Dieſem Gebäude gegenüber befand ſich ein Springbrunnen aus grünem Laubwerk in Geſtalt von drei Becken über einander, aus deren oberſtem ſich eine Waſſerſäule erhob. Um das Steigen dieſes Waſſers zu bewirken, hatte man an einem der nahe liegenden Thürme eigens eine Leitung angebracht. In der Mitte des Platzes waren Kletterſtangen aufgeſtellt, ſo wie eine Weinkelter, wo ſpäter vor den Augen des Königs Trauben ausgepreßt wurden. Den Eingang zum Platze bildete ein großes Thor, das in kleinerem Maßſtabe dem Brandenburger Thor zu Berlin nachgebildet war. Schon von Mittag an wogte eine gewaltige Menſchenmenge durch die Severinſtraße, Hochſtraße und Schildergaſſe, durch welche der König und die hohen Gäſte von Brühl her kommen mußten. Es wurde aber fünf Uhr, bis der König eintraf, der von der ungeheuern Menſchenmaſſe mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch empfangen wurde. Der Himmel war nicht gut gelaunt und ſandte zuweilen kleine Streifregen, was anfänglich auf das gewaltige Treiben in den Straßen keinen Einfluß hatte. Bald befanden ſich die hohen Herrſchaften mit den Bürgerdeputationen im eingezäunten Raum, und jetzt ſah man erſt recht, wie verkehrt die Maßregeln des Komités geweſen waren, indem es den Eintrittspreis auf fünf Thaler geſtellt hatte. Gegen die Einwohnerzahl Kölns und gegen die Menge gut gekleideter Zuſchauer, die ſich um die Schranken drängten, verſchwanden die paar Menſchen, die ſich innerhalb derſelben befanden, gänzlich. Es war Schade um die großartige Einrichtung des Platzes, aber der Schaden, der den Anordnern durch die geringe Theilnahme erwuchs, war ihnen recht wohl zu gönnen. Schon beim Dombaufeſte ſcheiterte eine ähnliche Spekulation auf den Beutel der Schauluſtigen, indem Tribünen, die faſt den ganzen Domhof verſperrten, und wo ebenfalls der Platz fünf Thaler koſtete, größtentheils leer blieben. Man erzählte und glaubte in Köln ſehr gern, daß ſich der König hierüber ſehr ungnädig ausgeſprochen.

(Schluß folgt.)

Wien, September.

(Schluß.)

Sommertheater. — Konzerte. — Feſte.

Der bekannte Theaterheros Kunſt gab ein paar Dutzend Heldenrollen auf den hieſigen Vorſtadtbühnen. Obgleich Ritterſtücke längſt der Rumpelkammer anheim gefallen ſind, ſo fanden ſich doch auch Bewunderer dieſes Genres. Auf dem Theater an der Wien pflegen den Sommer über auch mehrere Spektakelſtücke, mit Aufſtellung eines ſogenannten lebendigen Theaters, vorgeführt zu werden; dies war auch heuer der Fall. An Geſchmack darf dabei nicht gedacht werden. — Einige neuere Lokalſtücke ſind bald wieder verſchwunden. Reſtroy iſt noch die einzige Stütze der hieſigen Lokalmuſe. — In Wiens Umgebungen gibt es einige Sommertheater, die während der ſchönen Jahreszeit den ungerne einer der gewohnten Vergnügungen entbehrenden Städtern das Landleben verſchönern helfen. Das intereſſanteſte derſelben iſt das Badener Tagstheater, Arena genannt. Theaterdirektor Poforny gibt hier häufig Vorſtellungen. Kürzlich erſt war die Arena der Schauplatz eines großartigen Sommerfeſtes. Bekanntlich laſſen ſich die Wiener zu ſo etwas nicht zweimal bitten, wenn auch die Einladung noch ſo ſeltſam klingt. Läßt ſich z. B. ein albernerer Titel als der des erwähnten Feſtes denken? er lautete: „Die Wiener in Baden, oder wenn's regn't, hat's 'n Faden.“ Aber trotz dieſer ziemlich gemeinen Inſinuation kam doch das Publikum haufenweiſe herbeigeſtrömt. Ein anderes glänzendes Feſt dieſer Art, fälſchlich Volksfeſt genannt, hatte kurz vorher Strauß, der populäre Walzerheld, mit großem Aufwande in der ſo maleriſchen Brühl veranſtaltet. An 50,000 Gäſte ſollen ſich dabei eingefunden haben. Dieß gibt einen beiläufigen Begriff von unſern Beluſtigungen, von denen ſich viel erzählen ließe, da Wien zu den Städten gehört, von denen man ſagen könnte: „Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind noch nicht zu Ende,“ und wo ſich auf das Publikum alle Tage die Phraſe: „le Roi s'amuse,“ anwenden läßt. In dieſer Art iſt Wien vielleicht einzig; aber mancher Beſorgte fragt, wo es mit all der ewig aufgeregten und doch nie erſättigten Vergnügungs- und Zerſtreuungsluſt hinaus will? — Erwähnung verdient ein großartiges Konzert im Augarten zum Beſten der durch Brand verunglückten Stadt Steyer. Gegen 500 Muſiker hatten dabei mitgewirkt. Ein Hauptſtück war Beethovens „Schlacht bei Vittoria.“ Um des Effekts ganz gewiß zu ſeyn, mußte der bekannte Feuerwerker Stuwer den Kanonendonner im Hintergrunde in natura produciren. — Eine erhebende Feier war die Fahnenweihe des ſogenannten bürgerlichen Corps der bildenden Künſte, d. i. eines Bürgercorps, deſſen Mitglieder einem der höhern techniſchen Gewerbe angehören, und das ſich bei den frühern Belagerungen Wiens durch Bürgertreue und Waffenthaten hervorgethan. Die regierende Kaiſerin war Pathin der neuen Fahne. — Eine Reihe glänzender Feſte hatte der Beſuch des Prinzen Luitpold von Bayern und die Anweſenheit mehrerer andern hohen Gäſte am hieſigen kaiſerlichen Hofe hervorgerufen. Die kaiſerl. Luſtſchlöſſer Schönbrunn und Laxenburg waren die Schauplätze dieſer Feſtins, und das Publikum verſäumte nicht, Zeuge davon zu ſeyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Oktober 1842.

Moveri digna bono die.
Horat:
ad Amphoram.

Mein Kryſtallglas.

(An Nicolaus Lenau.)

Ein Glas, das iſt mein Lieben;
Schon ſind es zehen Jahr,
Daß es mir treu geblieben,
Voll Scharten, dennoch klar.
Viel Riſſe, Ehrenzeichen,
Die Fahne zeigt im Wind;
Den Riſſen zu vergleichen
Des Glaſes Scharten ſind.

Oft ward es angeſtoßen
Mit Sang und Klang die Rund,
Daß ſtürzte roth wie Roſen
Der Wein aus ſeinem Grund.
Drob iſt es nicht zerſprungen,
Es ſchließt in ſich noch gut
Den Alten und den Jungen,
Gleichwie ein Herz das Blut.

Treu wie mein lichtes Lieben
Iſt ſelbſt die Sonne nicht,
Im Winter noch, dem trüben,
Gibt's Wärme mir und Licht.

Im Winter wie im Lenze
Füllt ſich's mit goldnem Wein
Und hüllt in Roſenkränze
Den Schmerz des Trinkers ein.

Schau' ich in ſeine Tiefe,
Wird es gar ſeltſam mir;
Als ob ein Freund mir riefe:
Herz! Herz! ich bin bei dir!
Ein Freund hat mir gegeben
Dieß Glas im Trennungsſchmerz;
Zerſpringt's mit meinem Leben,
Legt mir's im Sarg auf's Herz.

Juſtinus Kerner.

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

So war Karbeck in guter Schule. Von Natur unſchön, pflegte er den einzigen körperlichen Reiz, den er beſaß, nur aus Pietät für ſeinen alten Lehrer, eine hübſche weiße Hand. Sein düſteres Geſicht hellte ſich nur ſelten durch einen Zug von Intereſſe oder Freundlichkeit auf; die kleinen tiefliegenden Augen waren ſcharf

Digitized by Google

wie die eines Falken, aber gewöhnlich lag wenig Ausdruck darin; seine Züge waren dicht aneinander gedrängt, das Gesicht kurz und etwas slavisch; die dunkeln Haare fielen über eine eigensinnige Stirn, die Zähne waren vortrefflich, die Gestalt mittelgroß, gedrungen und kräftig, ohne jenen unbeschreiblichen Zug von Eleganz und Leichtigkeit, den nur frühes Glück und eine von Anfang an sorgfaltige Erziehung geben. In seinem Charakter lag etwas Träumerisches, in sich Zurückgezogenes; unmöglich war es, von ihm eine zusammenhängende Erzählung irgend einer ihn betreffenden Begebenheit zu erlangen; aber sprach er über seine Wissenschaft, so war sein Urtheil klar, sein Vortrag gedrängt, verständlich und kräftig.

Fünf Jahre dauerte dieses römische Leben, während deren er dem Interesse seines Gönners und Freundes, wie seinem eigenen Studium unermüdet oblag, fast gar keine andere als wissenschaftliche Bekanntschaften machte und seine Ausgänge ganz auf die Ruinen Roms und die Bibliothek des Vaticans beschränkte. Diese Lebensepoche ward plötzlich durch N's Tod, der ihm tief in's Herz schnitt, beendet, und Karbeck sah sich aus seinen erwünschten Verhältnissen herausgerissen. Sein erster Gedanke war, wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren; jezt freilich mit weit gegründeteren Hoffnungen auf einen ehrenvollen Wirkungskreis, da er durch N., der ihn überall hervorgehoben, mit manchen gelehrten und sonst angesehenen Männern Verbindungen angeknüpft hatte und wohl auf Schutz und Ermuthigung rechnen konnte. Auch ward ihm augenblicklich von einer gelehrten Gesellschaft ein Antrag gemacht, den er annehmen zu müssen glaubte, der ihn aber noch einmal so weit von seiner Vaterstadt entfernte. Er ward dazu angewiesen, gewisse unbestimmte, zweideutige Angaben über die Ruinen von Athen an Ort und Stelle zu berichtigen. Sein Aufenthalt dort verlängerte sich mehrere Jahre, deren würdige Benutzung nicht hieher gehört, und nach deren Ablauf er endlich in seine Vaterstadt zurückkehrte, aus reiner Liebe zu Deutschland, denn es wäre ihm ein Leichtes gewesen, in Griechenland Unterkommen zu finden; aber sein Herz, das für kalt ausgeschrieen wurde, hatte die Liebe zum Vaterland so durchdrungen, daß der Gedanke, die Laute seiner Sprache wieder aus dem Munde des Volkes zu vernehmen, dort etwas zu wirken oder auch nur in Deutschland zu athmen und endlich zu sterben, Alles überwog, was die Fremde ihm bieten konnte. Seine Aussichten beruhten bloß auf dem guten Namen, den er sich in der Gelehrtenwelt gemacht; andere Verbindungen hatte er nicht, und große Summen zu sparen, gehörte auch nicht zu seinen Talenten. Indessen war er vor augenblicklichem Mangel gesichert, und so finden wir ihn, die Jugend hinter sich, als ernsten Mann in seiner Vaterstadt wieder, in dem großen Haufen der Harrenden einregistrirt und vor der Hand in mehreren guten Häusern Unterricht ertheilend.

Als Karbeck sich in einem kleinen Zimmer im vierten Stocke eingerichtet hatte und ein Clavier mit großer Mühe die Treppen hinauf transportirt worden war, ging sein erster Gedanke dahin, sich Nachrichten von Herrn F., seinem alten Wohlthäter, zu verschaffen, der auch in der That der einzige Bekannte war, um den er sich zu bekümmern hatte. Aber alle seine Nachfragen, sowohl im Hause, wo F. früher gewohnt hatte, als bei Instrumentenmachern und Musiklehrern, waren vergeblich. Auf der Polizei nannte man ihm so viele Leute dieses Namens, daß es unmöglich war, den Rechten heraus zu finden, und Clavierlehrer war kein einziger. So mußte er sich für den Augenblick zufrieden geben und auf ein glückliches Ungefähr hoffen. Sein jetziges Geschäft trieb er mit Eifer und erwarb sich bald die Achtung der Familien, in denen er Unterricht gab; man lud ihn ein und suchte aus seinen Gesprächen Nutzen zu ziehen.

So befand er sich eines Tages zum Mittagessen bei einem Freunde von Ernestinens Vater, mit diesem und seiner Tochter, und hatte das Glück, auf Beide einen vortheilhaften Eindruck zu machen, ein Glück, dessen er sich nicht immer auf den ersten Anblick rühmen durfte. Wir wissen, daß Ernestine schon vor seiner Bekanntschaft mit dem Gedanken umgegangen war, mit irgend einem gescheidten Manne Geschichte zu lesen; es ward ihr schnell klar, daß dieses der Rechte sey, und ihr Vater, der jeder Grille seiner Tochter, wie viel mehr einem so verständigen Wunsch, nachgab, willigte auf der Stelle darein. Karbecks Verkehr mit dem Hause des Präsidenten war Anfangs auf drei Unterrichtsstunden in der Woche, die er von sechs bis sieben der jungen Dame ertheilte, beschränkt. Er fand natürlich ziemlich viel nachzuholen, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn ein wirklich gebildeter Mann auf dem spärlich bebauten Felde einer Frauenerziehung fortzubauen hat; doch fühlte er bald, daß es der Mühe werth sey, sich mit Ernestine zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Tagebuch aus Ostende.

(Fortsetzung.)

2.

Ich lerne die menschliche Ausdauer bewundern, die Ausdauer im Nichtsthun. Wenigstens zwei-, dreihundert Männlein und Fräulein, welche wenigstens zwei, drei Wochen hindurch auf dem Dyk spazieren gehen und im Wasser plätschern können. Die große Mehrzahl derselben, zur Erklärung des Phänomens, sind Deutsche; Engländer

Digitized by Google

kommen später im Jahre, wenn die Bäder „tonischer" sind — dieser Ausdruck ist ein Lieblingsjuwel meines Doktors, den er täglich trägt, und ich wiederhole ihn gern, weil ich ihn gar nicht verstehe — der Franzosen und Belgier sind auch nicht viele, und einen Holländer suche ich nun schon acht Tage lang mit ängstlichem Verlangen, um an ihm die Kunst der Geduld und der Apathie methodisch zu studiren. Der Niederrhein und seine Nebenflüßlein haben dem Strand von Ostende die meisten Gaste zugeführt; wohin ich höre, zischt das liebe Sch und die zweifelhafte Vocalisation des heimathlichen Sauerländchens. „O süßer Klang vom Ufer der Garonne!"

Hinter den Charakter der Saison und der Gesellschaft zu kommen, das hält nicht schwer. Außer einem regierenden Fürsten Deutschlands und einigen aristokratischen Namen ist der Mittelstand am starksten vertreten. Sehr vornehme Herrschaften thun gut, in den nächsten Jahren noch nicht nach Ostende zu gehen. Für sie ist es hier noch nicht theuer genug. Indeß das macht sich von selbst, binnen kürzester Zeit. Auch für genügende Unterhaltung ward nicht gesorgt; es dreht sich keine Roulette, es lockt kein grüner Tisch, alle Wochen ein Bällchen, dann und wann ein Conzertchen, zwei Theaterchen, und vor allem der Dyk, der Dyk, der Dyk. Wahrhaftig, ich unterhalte mich vortrefflich; ich weiß nicht, was der Doktor will, wenn er mich unaufhörlich ermahnt, Gesellschaft zu suchen, mich zu zerstreuen, anzuschließen. Lieber Doktor, ich war so lange angeschlossen; lassen Sie mich doch ein Bischen „daumeln!"

Zwei Personen erwecken mir Gewissensbisse, so oft ich ihnen begegne: die Eine ein Republikaner, ein Mann von Uri, Schwyz, Unterwalden, oder sonst wo her; die Andere eine sehr interessante Dame aus Norddeutschland. Beide erscheinen nicht anders, als er mit Herweghs Gedichten und sie mit Schefers „Laienbrevier" unter dem Arme. Diese Leute lesen, und ich lasse drei unaufgeschnittene Romane und ein ganzes Ries Schreibpapier, ohne einmal auszupacken, im Koffer liegen. Im Grunde bin ich vielleicht zu entschuldigen, nicht etwa, weil es so heiß ist — o Gott, mein Schreiben und mein Lesen würde mich schon abkühlen; aber nein: öffne ich den Koffer einmal, so ist das wie eine Pandorabüchse, und wer weiß, ob nicht alles daraus wegflattert, sogar die treulose Hoffnung? Also lieber zugelassen!

Ich gehöre zu den Badenden „im Geist und in der Wahrheit." Es existiren hier leichtsinnige Menschen, welche in die Badekarre steigen wie in eine Droschke und in das Meer wie in den Salon, ohne Andacht, ohne Glauben. Meine erste Lebensfrage: haben wir heute Wellenschlag? die zweite: um welche Stunde hohes Wasser? Und dann werfe ich mich in das malerische Costüm, gleich einem Hohenpriester in sein Gewand. Ein Brasmine verrichtet die sieben Waschungen nicht mit größerer Sammlung, Ernsthaftigkeit und Inbrunst. Gottlob, die schöne Hälfte der hiesigen Gesellschaft denkt und handelt gerade wie ich; bei den Frauen ist noch Berufssinn. „Wie viele Minuten haben Sie denn heute ausgehalten?" — „Zehn; morgen aber darf ich schon zwölfe bleiben, sagt der Doktor." — „Hatten Sie den Morgen ordentliche Wellen?" — „Ach nein, aber ich habe mich von der Badefrau tüchtig sleepen lassen, das ist eben so gut, sagt der Doktor." — „Nehmen Sie auch täglich zwei Bäder?" — „J, beileibe nicht, meine Gute, wohin denken Sie! Zwei Bäder mit meinen Nerven! Und dann, das zweite neutralisirt das erste, sagt der Doktor." — Solche Gespräche hör' ich mit wahrem Vergnügen. Gestern stellten zwei Damen, welche in der Karre neben mir sich wieder ankleideten, gewissenhafte Selbstbeschauungen an, so laut, daß ich, wohl oder übel, jedes Wort verstehen mußte. „Ne, guck' mal, Mile," rief die Eine aus; „ich bin doch von dat mechante Wasser blitzeblau geworden über und über." Die Andere entgegnete: „O, dat will nichts sagen, Ricke; ich bin immer ritzeroth wie en' gesottenen Krebs." Mir schauderte vor diesen zwei Wilden. Blau und roth, welche Gestalten!

Eine Badekarre ist der gemüthlichste Tempel von der Welt. Auf zwei Rädern ruhend, mit einem Treppchen versehen, das von der Thüre in's Wasser leitet, oft nicht ohne gefährliche Schwankung im Wogendrange, wird dieselbe durch ein flamisches Roß, das an Rubens Pferde erinnert, in die heranbrausende Fluth gezogen. Der Mechanismus ist zweckdienlicher Weise so eingerichtet, daß eine ungeheure Erschütterung des Gefahrenen bewerkstelligt wird, insonderheit durch die Wendung im Wasser, wodurch das Nervensystem auf das Wohlthätigste sich aufregt und anreizt. Um einen ganz vorzüglichen Effekt hervorzubringen, sind die Fuhrleute, die in ihren rothen Jacken auf dem Pferde hocken wie Affen auf dem Kameel, streng angewiesen, mit dem Peitschenstiel unvermuthet an die dünne Bretterwand zu schlagen, damit der drinnen nicht erschrecke, wenn die Maschine in Gang kommt, oder gar niederfalle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Der Sommer.

Endlich, mit Eintritt des jetzigen Monats, kam auch wieder der Regen, der so lange auf sich warten lassen; freilich zu spät, viel zu spät, um die fast überall verschwundene Vegetation zurückzubringen. Der ewig klare, blaue Himmel war uns das größte Aergerniß geworden. Der Landmann hatte in vielen Stücken ein so kurzes Gedächtniß wie der Stadtbewohner. Er wußte so wenig mehr davon, daß er

eine recht schöne Korn-, Weizen- und Rapsernte gemacht, als wir in der Stadt, welch köstliche Naturgenüsse wir dem unvergleichlichen Mai und Juni zu verdanken hatten. Unser Dank wurde damals dem Jahre gut geschrieben; aber wenn wir auch in den seitdem sich über uns herwälzenden Staubwolken noch nicht ganz umgekommen sind, so ist doch die über unsern Dank ausgestellte Schrift von der unaufhörlichen Sonnengluth bis auf die lezte Spur verbrannt und verstoben. Und wir selbst, könnte man sagen, sind mit verbrannt, wenn unsere rastlosen Klagelieder über den Mangel des uns sonst immer so unausstehlichen Regens unsere Fortexistenz nicht zu deutlich bewiesen hätten. Da übrigens das Amphibium zwischen Land und Stadt, die Gärtnerei, ebenfalls den jetzigen Sommer einen miserabeln nennt, so wird er schwerlich von Schuld freizusprechen seyn. In der That entsinnen sich die ältesten Personen keines Jahres, in dem das schöne Grün der Wiesen, Felder und Gärten so ganz vernichtet gewesen wäre als dießmal, und zwar schon in den Monaten Juli und August. Daß daher bald ein wesentlicher Mangel an Sommerfeldfrüchten und an Fütterung eintrat, war nothwendige Folge. Bis über die Erdbeeren und Kirschen, die im Ueberfluß vorhanden und vorzüglich waren, reichte das Gedeihen des Obstes nicht hinaus. Der ungewöhnliche Fruchtreichthum der Aprikosenbäume verlor seinen Werth durch die Kleinheit und Saftlosigkeit der Frucht. An den schönsten, mitunter ebenfalls in Menge vorhandenen Birnen ist die nämliche Ausstellung zu machen: sie haben so wenig Saft, als den ihnen eigenthümlichen guten Geschmack. Sehr schlecht ist auch die liebenswürdige Flora in der zweiten Hälfte des Sommers von diesem abgefunden worden. Die Gärtner besaßen nicht Hände genug, um der Alles verderbenden Trockenheit auch nur einigen Abbruch zu thun. So verkrüppelte denn, von der Rose an, der größte Theil der lieblichsten Blumen. Namentlich wird von diesem Unfall die neuerlich mit jedem Jahr gestiegene Pracht der stolzen Georgine hart betroffen. — Die zweite Sommerhälfte gleicht mit den überaus lieblichen Blicken aus hinreißend blauem Auge einer Kokette, die aber durch ihre offenbare Fühllosigkeit bereits in solchen Verruf gekommen ist, daß keine Seele mehr etwas von ihr wissen will. — Fast alle kleinern Flüsse und Bäche unserer Gegend sind vertrocknet, und der allgemeine Wassermangel ist hauptsächlich in höher gelegenen Ortschaften äußerst empfindlich. Der Elbstrom hat vielleicht noch nie einen so niedrigen Stand gehabt. Ohne Zweifel war die außerordentliche Trockenheit meistens Ursache der nah und fern mehr wie jemals ausbrechenden Brände und des gewaltsamen Umsichgreifens derselben. Der Wassermangel geht in vielen Gegenden Sachsens so weit, daß von Seiten der Obrigkeit wegen des Verbrauchs dieser sonst für gar nichts geachteten Flüssigkeit beschränkende Maßregeln getroffen werden mußten, die recht unangenehm in das häusliche Leben und dessen Ordnung und Nettigkeit eingreifen.

(Schluß folgt.)

Köln, September.

(Schluß.)

Das Bürgerfest.

Bald nach dem Eintreffen des Königs und seiner hohen Gäste begannen die Feierlichkeiten auf dem Platze. Da wurde an den Stangen emporgeklettert und der glückliche Sieger durfte von oben herunter langen, was da war und wonach sein Herz gelüstete. Da erschienen Winzer und Winzerinnen, und vor dem Pavillon wurde Wein gekeltert und dem König in silbernem Pokale dargebracht. Acht Brautpaare, in alterthümlicher Kleidung, erschienen vor den Herrschaften und führten altdinische Tänze auf. Dies dauerte ungefähr eine Viertelstunde, worauf der König, so wie die höchsten und hohen Gäste, alle Einrichtungen auf dem Platze genau besahen und sich dann in ihre Wagen setzten, um nach der Rheingasse zu fahren, wo in einem der ältesten Häuser Kölns, dem sogenannten Tempelhause, ein großer Ball die Feier des Tages beschließen sollte.

Während innerhalb der Schranken die Feierlichkeiten vor sich gingen, wurde das Volk draußen auf andere Art belustigt. An beiden Ecken des Neumarktes waren große Wagen aufgefahren, auf welchen sich Stückfässer Wein, so wie Körbe mit Weißbrod, Käse und Tabak befanden, und die vom jauchzenden Volke umringt wurden. Alles reichte Flaschen, Krüge, Gläser zu und erhielt sie mit Wein gefüllt zurück. Bei den Körben standen Männer, welche die Sachen darin nach allen Seiten unter das Volk warfen. Wer die Lustigkeit der Kölner kennt, kann sich wohl denken, daß dieß zu allerlei lächerlichen Auftritten Veranlassung gab. Bald flog ein Stück Käse auf einen Balkon, wo sich zierlich gekleidete Damen befanden, bald durchbrach ein Paket Tabak eine Fensterscheibe, und nicht selten riß ein Stück Brod einem der reich galonirten Reitknechte, die mit ihren Pferden und Wagen vor dem Portale hielten, den Hut vom Kopfe. Es war wirklich Schade, daß der stärker fallende Regen die Lustigkeit auf der Straße, so wie die glänzende Illumination nicht recht aufkommen ließ. Alles drängte sich bei einbrechender Dunkelheit nach der Rheinseite, wo es bald in den engen Straßen für den Wandelnden gefährlich wurde. Da fuhren Hunderte von Wagen herum, um die Ballgäste nach dem Tempelhause zu bringen, und vor den tausend flackernden Lichtern, die den Blick verwirrten und das Auge blendeten, war es kaum möglich, immer auszuweichen. Das Tempelhaus, oder das Haus der Overstolzen, da es der Stammsitz dieses altdinischen Geschlechtes ist, wurde bis vor Kurzem zu Waarenlagern und Getreidespeichern benüzt. Man hatte den glücklichen Gedanken, es im alten Geschmacke herstellen zu lassen, was denn auch mit sehr großen Kosten geschah. Im Hofe, der an das Gebäude stößt, war ein großer prächtiger Pavillon erbaut, der zum Ballsaal diente. Die Menge der am Balle Theilnehmenden war ungeheuer und deßhalb die Hitze erdrückend. Der König eröffnete mit der Frau des Oberbürgermeisters von Köln den Ball, und die Königin hatte die Gnade, den Oberbürgermeister zum Tanze zu commandiren. — Die Dombaufeier und das Bürgerfest bildeten zugleich Anfang und Ende der großen Manöver des siebten und achten Armeecorps. Die Anstalten von Seiten des Staats, um die fremden Offiziere der Unannehmlichkeit zu überheben, sich in der überfüllten Stadt selbst Quartiere zu suchen, waren wirklich großartig und äußerst kostspielig. Jeder fremde Offizier bis zum Lieutenant abwärts hatte, sobald er das preußische Gebiet betrat, für nichts mehr zu sorgen; in Bonn, wo die meisten einquartiert waren, war ihnen, so wie ihren Bedienten und Pferden, Alles frei gestellt. Sie wurden in Extrapostchaisen zu den Manövern geführt und wieder abgeholt. Dann speisten sie entweder in Brühl an der königlichen Tafel, oder in Bonn auf dem Rathhause, das zu diesem Zwecke festlich beleuchtet wurde, und wo der Restaurateur für jedes Couvert fünf preuß. Thaler erhielt. Jeder Offiziersbediente bekam für den Tag einen Thaler, und für die Pferde wurde die ganze Ration nebst Stallung frei geliefert.

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. Oktober 1842.

Is yon despis'd and ruinous man my lord?
Full of decay and falling! —
He has caught me in his eye: I will present
My honest grief unto him.

Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

(Fortſetzung.)

Wir laſſen Karbeck jezt ein Jahr in dem Hauſe des Präſidenten aus- und eingehen, nach und nach deſſen volle Anerkennung gewinnen und aus dem Verhältniß eines Fremden heraus in das eines Freundes treten. Erneſtine betrachtete ihn mit einer gewiſſen Scheu, da ſie behauptete, noch nie eine menſchliche Schwäche an ihm entdeckt zu haben, was ihn, wie ſie ſagte, zu einem Weſen ohne Handhabe mache, an das nie zu gelangen ſey. Nur eine kleine Begebenheit haben wir aus Karbecks Leben nachzuholen, die in den Lauf dieſes Jahres fiel.

Was er durch die ernſtlichſten Nachforſchungen nicht ausgekundſchaftet, erfuhr er einſt geſprächsweiſe von einem Fremden, nämlich, daß Herr F., der einſt ſo geachtete Muſiklehrer, nun in einem Armenhauſe der Vorſtadt ſein Leben beſchließe. Dieſe Nachricht machte einen ſchmerzlichen Eindruck auf ihn; er dachte an alle die Schüler aus reichen Familien, die F. gebildet hatte; ja es waren derer, die zu der höchſten Claſſe der Geſellſchaft gehörten und deren Kinder er, vom älteſten bis zum jüngſten, vielleicht zehn und zwölf Jahre hintereinander unterrichtet hatte, die Paläſte in der weiten Stadt beſaßen, die in hohe Aemter und Würden hineingewachſen waren. Und keiner von allen dieſen hatte daran gedacht, ſeinem alten Lehrer ein ſtilles Stübchen mit einem Claviere anzubieten und eine warme Suppe zu Mittag. Karbeck konnte den Gedanken nicht faſſen, ſolchen Leichtſinn nicht begreifen. Er beſchloß, ſeinen alten Wohlthäter gleich des andern Morgens aufzuſuchen, und ging in einem gelinden Staubregen, früh am Morgen, um keine Pflichten zu verſäumen, durch die engen Straßen der Stadt vor das Thor, wo ſich das Armenhaus befand. Erſt nach langem Hin- und Herfragen fand er ſich zurecht und trat durch ein Einfahrtsthor in einen Garten, der aber noch kahl war und deſſen ſchlüpfrige Wege und eben grünende Stachelbeerſträucher den Aufenthalt in demſelben eben nicht reizend machten. Eine Art Thürhüter, den er nach Herrn F. fragte, antwortete ihm, F. ſey in ſeinem Zimmer, wohin er ſogleich erbötig ſey, ihn zu bringen.

Die Weglaſſung des Wörtchens „Herr“ vor dem Namen durchfuhr Karbeck wie eine Beleidigung, ihn, der ſonſt nichts auf äußere Bezeichnungen gab. Er folgte ſeinem Führer und trat in ein kleines, reinliches, weißgetünchtes Zimmer mit zwei Betten, die trotz der frühen Tagesſtunde aufgemacht waren. Zwiſchen den Betten ſtanden zwei hölzerne Truhen und in jedem der beiden Fenſter ein Tiſch mit einem ungepolſterten Stuhle. Es

Digitized by Google

ſaß nur einer der Bewohner im Zimmer, und wie Karbeck auf den erſten Blick erkannte, war es F. Er blätterte in einer Naturgeſchichte und hatte eben die Abbildung eines Schmetterlings vor ſich, die er aufmerkſam betrachtete. „Hier kommt Beſuch," ſagte der Thürhüter und verließ wieder das Zimmer. Karbeck ſchwoll das Herz, und er konnte im erſten Moment nichts ſagen. F. ſah ihn mit einiger Verwunderung, aber ſanften Blickes an, himmelweit von dem verſchieden, der ihm einſt Angſt und Schrecken eingejagt hatte, wenn er einmal fehlgriff.

„Herr F.," hob Karbeck an, „Sie ſehen in mir einen alten, Ihnen vielfach verpflichteten Bekannten, und ſobald es mir möglich war, Ihren Aufenthaltsort zu erfahren, bin ich hergeeilt, um Sie zu beſuchen." — F. ſah ihn genau an, aber es war begreiflich, daß ihn dieſe Beſichtigung zu keinem Reſultate führte. — „Ich will Ihre Neugierde nicht ſpannen," fuhr Karbeck fort. „Erinnern Sie ſich des armen Schuſterbuben, dem Sie in ſeiner Jugend die unermeßliche Wohlthat erwieſen haben, ihn zuerſt unterrichten zu laſſen? Der bin ich: Wilhelm Karbeck."

F's Geſicht unterlag einer gänzlichen Veränderung; eine hohe Röthe durchflammte ſeine Stirn, der lebendigſte Ausdruck der Rührung verbreitete ſich über ſeine Züge, und während er beide Hände nach ſeinem Beſucher ausſtreckte, traten ihm Thränen in die Augen. Sie ſprachen eine Weile kein Wort; endlich ſagte F.: „Ja, ja, Herr Karbeck, früher war ich ein Mann, der ſich mit Ehren durch die Welt half und der noch manchem Andern den Weg bahnen konnte; jezt bin ich ein Hoſpitant im X-Spital und lebe von Mildthätigkeit. Aber Ihnen, wie iſt es Ihnen gegangen, was haben Sie getrieben, wie haben Sie gelebt?" — „Ich will Ihnen meine kleine Geſchichte erzählen und Ihnen dadurch zeigen, wie leidlich mir's im Ganzen gegangen iſt, und wie ich alles Gute, was mir im Leben geworden iſt, Ihnen verdanke."

Karbeck theilte ihm nun ſeine Schickſale, die beſcheidenen Glücksfälle in demſelben, mit der Genügſamkeit eines Mannes mit, der nicht gewohnt iſt, bei jeder Anſtrengung gleich auf eine Belohnung zu rechnen. Er ſezte ihn durch das Geſtändniß ſeiner früheren Armuth in die Stimmung, der eigenen ohne Beſchämung zu gedenken, und ſo durfte er ihn auch nach dem Verlaufe ſeines Schickſals fragen.

F. war ein Clavierlehrer aus der alten Schule, und nicht fähig, den Rieſenfortſchritten der neuern zu folgen. Dazu kamen die Beſchwerden an ſeinem Fuße, die ihn manche Lektion verſäumen machten, und ſo verlor er nach und nach alle. — Die reichen Schüler, die er unterrichtet hatte, waren meiſt nicht von der Beſchaffenheit, daß ſie ſich einem Lehrer verpflichtet geglaubt hätten, den ſie zur Zeit für ſeinen Unterricht bezahlt hatten; andere hatten, als F. ſie nicht mehr beſuchte, nie darnach gefragt, was aus ihm geworden ſey. Dennoch half ihm einer ſeiner Schüler durch Fürſprache zu der Verſorgung, die ihm jezt Obdach und Speiſe gab. — „Mir geht auch nichts ab, was eigentlich zum Leben nöthig iſt," ſagte F. „Ich bekomme täglich meine Suppe zum Frühſtück, meine Suppe und ein Stück Fleiſch zum Mittageſſen und ein Gericht Abends; zweimal des Jahrs ein paar Schuhe und einmal einen Rock und die unentbehrliche Wäſche. Was mir hart ankömmt, iſt, daß ich mein Lebtag gewohnt war, ein Glas Bier zu Mittag zu trinken, was ich jezt entbehren muß; aber das iſt wieder meine Schuld: warum hab' ich's mir früher zum Bedürfniſſe werden laſſen? Auch noch eine andere Kleinigkeit fällt mir ſchwer, obgleich ein Mann, der dem Tode ſo nahe ſteht, wie ich, ſolche Dinge ohne Klage hinnehmen ſollte: die Schuhe, die ich bekomme, ſind ſo hart und ſchwer, daß ſie meine kranken Füße oft verletzen."

(Fortſezung folgt.)

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſezung.)

Ich glaube bemerkt zu haben, daß dieſer Peitſchenſchlag unendlich „toniſcher" wirkt als jeder Wellenſchlag. Der Karren ſind ferner zweierlei Arten, runde und eckig längliche; ich ziehe die runden vor, weil die Drehung derſelben einen ſehr hübſchen künſtlichen Schwindel in ſchwachen Perſonen hervorbringt. Jede Karre iſt numerirt; die Nummern ſteigen bis in die ſechzig. Man würde ſich täuſchen, wollte man dieſe Zahl für ungenügend halten im Verhältniß zu den Bedürfenden. Gerade daß leztere genöthigt werden, möglichſt früh auszurücken, einander den Rang abzulaufen, oft nüchtern eine Stunde lang zu warten und mit dem Bademeiſter oder mit langſamen Gäſten, die des Anziehens kein Ende finden können, ſich umherzuſtreiten, gerade dieſe Umſtände zwingen nicht bloß zum zeitigen Aufſtehen, ſondern bringen auch eine große Blut- und Hautwärme in reizbaren Conſtitutionen hervor, auf welche die friſche Luft und das kühle Waſſer heilſam abſticht.

Das Badecoſtüm theilt ſich philoſophiſch ab wie folgt: Erſtlich nach dem Geſchlechte in männliches und weibliches. Das männliche beſteht in einer Jacke und einem Unterbeinkleid, welche langen Menſchen zu kurz und dicken Menſchen zu eng ſind, oder umgekehrt. Die Badefrau verſicherte mir, ſie weiteten ſich im Waſſer, und da meine Erfahrung das leidige Gegentheil bewies, rechtfertigte ſie ſich mit dem allgemeinen Naturgeſetz, daß das Waſſer

Digitized by Google

zusammenziehe. Das weibliche Costüm ist ein langer, weiter Mantel. Personen, welche ästhetischen Sinn haben, knüpfen ein Handtuch um die Taille, was von sehr malerischem Erfolg scheint. Leute, welche auf dem Festland eine falsche Haartour tragen, sehen gewöhnlich statt derselben im Wasser eine Mütze aus Blasenhaut auf, der Illusion zu Gefallen. Innerhalb dieser polizeilich vorgeschriebenen Feigenblätter haben Phantasie und Erfindungsgabe noch einen ungebenern Spielraum. Ihr könnt euch in einfach weiße, oder hellgelbe Hüllen wickeln, gleich den drei Schwestern, welche ich „die Niren" nenne; ihr könnt tricolor gestreifte Modesten tragen, wie der Dicke, der darin wie ein Armadill oder Gürtelthier aussieht; Männer dürfen, als schalkhafte Spielart in das andere Geschlecht, einen Mantel tragen, und Frauen, namentlich solche, die auch zu Hause die Hosen anhaben, mögen sie im Meere beibehalten. Es gibt förmlich Wassermoden in Ostende, kokette Gewänder, sittsame, dunkle, lichte, wollene, leinene. Ich höre, daß im nächsten Jahre auch imperméables von Paris und macintoshes von London werden eingebracht werden zu Nutz' und Frommen solcher, die nur des guten Tones willen seebaden oder gern in's Wasser gehen möchten, jedoch ohne sich naß zu machen.

Die zweite Eintheilung des Costüms fußt auf dessen Bestimmung. Hier haben wir universelle und individuelle Jacken, beziehungsweise Beinkleider und Mäntel scharf zu unterscheiden. Das Universelle ist Eigenthum der Gesellschaft, welche die Badeanstalt sammt Karren übernommen hat; es wandert von Person zu Person, von Generation zu Generation. Besondere Kennzeichen: äußerste Einfachheit in Stoff, Schnitt und Farbe, häufige Verbesserungen, stellenweise Mängel. Das Individuelle haftet, wie schon im Namen liegt, am Individuum, am engsten natürlich, wenn lezteres aus dem Wasser steigt. Reinliche Menschen kaufen es aus eigenen Mitteln an, in jenen Läden, woran die englischen Damen nie ohne Schauder vorübergehen. Nach dem Bade wird es zum Trocknen an die Dienstleute gegeben, welche, um das Gesellschaftsvermögen zu schonen oder im Drange des Geschäftes, dasselbe ohne Ansehen der Person den nach dem Eigenthümer Kommenden verabfolgen. Somit geht jene Doppelheit wieder in die Einheit auf und in einander. Die individuellen Jacken et caetera beruhen nur auf dem Bewußtseyn des Individuums, das sich als solches in solchen sezt, respective stellt oder legt. Die universellen Beinkleider et caetera streifen sich und ihren Charakter ab, sobald das Individuum aus dem Bewußtseyn des Individuums in das allgemeine Gesammtbewußtseyn tritt, oder umgekehrt. Senza grazia . . in infinitum . . .

(Fortsetzung folgt.)

Windstille.

Es graut dem Segler mehr vor Windesstille,
Als vor des Sturmes feindlichen Gewalten;
Im Sturme kann sich Muth und Kraft entfalten,
Bewältigen das Meer der starke Wille.

Daß Zornesluft die schlaffen Segel fülle
Siehst du den Schiffer bang die Hände falten;
Herauf beschwört er selbst die Nachtgestalten,
Daß Sturm und Dunkel Meer und Schiff verhülle.

Windstill' im Herzen! Krankes, ödes Schweigen!
Der Lebenspulse lüsternes Versiegen —
Herauf beschwör' ich dir den Höllenreigen.

Auf! Herzenssturm! mein Schifflein wild zu wiegen!
Reiß es hinein tief in der Brandung Grausen,
Daß wieder frei die alten Kräfte hausen!

Otto Prechtler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Sommerkalamitäten. — Theater. — Literatur. — Magnetismus.

Weil in Dresden und dessen Gegend zum Mahlen des Getreides nur Wassermühlen angewendet werden, und die meisten durch Wassermangel zum Stillstand gekommen sind, so wollte während der lezten Wochen das Brod für den allgemeinen Bedarf nicht mehr zureichen, und auf dem Markte wie an den Bäckerläden erschollen darüber die bittersten Klagen. Es ist jezt aber dem Uebel durch Einrichtung von Roß- und Dampfmühlen und auch dadurch abgeholfen worden, daß den Gemeinden der Umgegend der Brodverkauf in der Stadt erlaubt wurde. Am meisten steht man wegen des künftigen Winters in Sorgen. Da Gras, Klee u. s. w. fast gänzlich fehlen, auch die grünen Gemüse theils abgehen, theils von bösem Mehlthau betroffen worden, so fragt man, wo im Winter das Viehfutter herkommen soll. Schon jezt sind, aus Mangel daran, die Landwirthe und Fleischer genöthigt, ihren Viehstand ansehnlich zu vermindern. Dazu merkt man bereits gar sehr den nachtheiligen Einfluß der schlechten Qualität des Fütterungsmaterials auf die Gesundheit und Beschaffenheit des geschlachteten Viehes und prophezeit Epidemien jeder Art. Ein großes Unglück sind ferner die durch den Stillstand vieler an das Wasser gebundenen Fabriken müssig gewordenen Hände, zumal im Vogtlande und Erzgebirge das so wichtige Nahrungsmittel, die Kartoffel, großentheils sehr geringe Ausbeute verheißt. Das Rathsamste ist wohl, sich mit dergleichen Sorgen die Gegenwart nicht zu verbittern, da man doch bedenken sollte, wie oft schon die Natur unsere Befürchtungen ähnlicher Art durch ihr gütiges Walten beseitigt hat. — Ueberhaupt bietet das Wetter in diesem Sommer manche Seltsamkeit dar. Zuweilen trübte

Digitized by Google

sich der blaue Himmel so schnell und dergestalt, daß man meinte, ein Wolkenbruch könne kaum ausbleiben. Da aber trat eben so plötzlich ein das ganze Gewölk wieder auseinanderjagender Wind ein. So erhob sich auch ganz unerwartet am 29sten v. M. in den Nachmittagsstunden mit einemmale auf hiesigem Altmarkte ein Wirbelwind, der sehr vielen Verkaufsbuden die Dächer abhob und sie hoch durch die Luft in die anstoßenden Straßen hineinführte, auch auf dem Markte Tische, Bänke, Waarenkörbe und Alles wild durcheinander warf. Eine davon umgerissene Gurkenverkäuferin heulte, auf das Pflaster mit dem Gesichte stürzend, laut auf, daß nun endlich doch der immer so sündhaft bezweifelte jüngste Tag wirklich gekommen sey. Diesmal kam sie indessen mit dem Schrecken davon; denn kaum zwei Minuten, so war die ganze Explosion vorüber, die allen dabei Betheiligten eine nie erhörte Erscheinung gewesen.

Daß der lebendige Sinn für Wohlthätigkeit in der jezt so staubigen Atmosphäre nicht erstickt ist, das beweisen besonders auch die zahlreichen Kollekten für die hülfsbedürftigen Abgebrannten der Stadt Camenz. Zu den vielen nebenher zu gleichem Zwecke gegebenen Konzerten gehörte auch ein von der königlichen Kapelle veranstaltetes, welches sich eines ungemeinen Beifalls erfreute; und die beiden Haupträfte des im vorigen Monat hier stattgefundenen Männergesangfestes, die Gesellschaften der Liedertafel und des Orpheus, die schon hier in Dresden beim Feste selbst in gleicher Art gewirkt hatten, führten im Verein mit dem Organisten Eckardt aus Freiberg noch nachträglich einen Chorgesang von 80 Männerstimmen, dessen Ertrag jenen Abgebrannten gewidmet war, in dem uralten, herrlichen Dome zu Meißen auf.

Man sollte glauben, der fortdauernde Thermometerstand zwischen 23 bis 25 Grad Hitze benehme den Menschen alle Lust zum Theaterbesuche; aber keineswegs. Als am 24sten August der Freischütz zum hundertsten Male in Dresden aufgeführt wurde, war das neue Schauspielhaus gedrängt voll. Auch hatte die darin herrschende Gluth den Enthusiasmus der Zuhörer nicht im mindesten abzukühlen vermocht. Gewiß verdient diese Oper ihn vor vielen andern. Vielleicht gibt es keine, in welcher Tonkunst und Dichtkunst so innig verknüpft sind. Der geniale Weber ertheilte auch einst dem noch lebenden wackern Dichter die Genugthuung, zu gestehen, daß der große Erfolg der Musik der darin vorkommenden Gesänge einzig von den ihr zu Grunde liegenden Texten bedingt worden. — Auf gleiche Weise, wie Musik und Poesie in der Oper, verschmelzen sich Gesang und Schauspielkunst in unserer Schröder-Devrient. Sie glänzte in der Rolle der Agathe wieder ganz ungemein, und die Versammlung hörte nicht auf, der Hochgefeierten ihren Dank durch Mund und Hand laut zu erkennen zu geben. Aehnliche Auszeichnung widerfuhr einem andern Lieblinge aller Kunstfreunde, der zurückgekehrten Mlle. Bauer, als sie zum erstenmale wieder die Donna Diana darstellte, einen Charakter, in dem es wohl schwer halten würde, die so geistvolle als gewandte Künstlerin zu übertreffen. — Eine Neuigkeit, das Trauerspiel: „die Söhne Eduards." nach Delavigne von Th. Hell, fand recht günstige Aufnahme.

Daß die deutsche Literatur wieder durch mehrere hiesige Gelehrte und Schriftsteller eine zum Theil bedeutende Bereicherung erhalten hat, verkünden manche in der lezten Zeit erschienene Schriften, von denen mir folgende vorgekommen sind: „Die großen Sagenkreise des Mittelalters." zum erstenmale historisch entwickelt und in ihrem Zusammenhange dargestellt, eine Schrift, die zugleich den Supplementband des so tiefgelehrten als vielumfassenden Werks des Dr. Grässe: „Lehrbuch einer allgemeinen Literargeschichte" ausmacht; ferner von demselben Verfasser die erste Hälfte einer Uebersezung des unter dem Titel „Gesta Romanorum" berühmten Historiettenbuchs; Ludwig Tiecks Novellen 11. bis 14. Bd.; Julius Mosens dramatische Werke und „Ulrich von Hutten" von Ernst von Brannow, erstes Bändchen. Außerdem werden wir in Kurzem von Fr. Kind unter dem Titel: „Freischützbuch," eine Schrift erhalten, die dadurch Interesse gewinnt, daß sie in einer biographischen Novelle Notizen über die Entstehung des Freischützen verspricht. Bekanntlich entlehnte Kind den Text dieser Oper einer den ersten Theil des von Apel und Laun herausgegebenen „Gespensterbuchs" eröffnenden Erzählung, zu welcher Apel den Stoff, wenn ich nicht irre, einem Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, dem als Mitglied der damals existirenden fruchtbringenden Gesellschaft sehr thätigen Harsdörfer, abgeborgt hatte. — Auch die periodische Literatur fährt fort sich hier zu regen. Neben der Abendzeitung besteht nun schon mehrere Jahre eine Dresdener Dorfzeitung, deren Inhalt mit dem unter dem Namen Dorfzeitung schon seit einer Reihe von Jahren beliebten Blatte nicht ohne Glück zu wetteifern strebt. Dagegen ist eine den Titel: „Dresdener Omnibus" führende Zeitung, die, nachdem sie zu Michaelis vorigen Jahrs aufgehört, zu Neujahr 1842 wiederzukommen versprochen hatte, ausgeblieben, auch ihr lezter Herausgeber, Julius Krebs, der eine Zeit lang hier lebte, dem Vernehmen nach nicht mehr in Dresden. Ein anderes, in Grimma erscheinendes Blatt: „Die Ameise." findet hier großen Eingang, besonders in der Umgegend; es scheint überhaupt auf dem Lande und in den kleinen Städten Sachsens sich eines ansehnlichen Absatzes zu erfreuen, und mit großem Recht. Eben dadurch, daß Manches darin der höhern Bildung Anstoß erregt, beweist die mir durchaus unbekannte Redaktion ihre verständige Berechnung der Fassungskraft und der Erwartungen derjenigen Leser, denen sie diese ganz populäre Zeitschrift zunächst widmet. Der Landmann und kleinere Gewerbtreibende findet in Ton und Art sich selbst darin wieder und nebenher gar manches ihm in seinem Kreise recht Nützliche. Wenn auch hie und da ein etwas zu massiver Scherz die Feinzüngler in diesem Artikel anwidert, so gleicht doch auch der Scherz dieser Zeitung im Allgemeinen einem kecken, tüchtigen Holzschnitte aus alter Zeit, den der Kenner der Marklosigkeit vieler der sorgfältigst ausgeführten neuen Modestahlstiche bei Weitem vorzuziehen pflegt.

Bei der Abreise des ungarischen Grafen Szapari blieb man im Dunkel über die Fortdauer der von ihm gestifteten und unter ärztlicher Aufsicht betriebenen magnetischen Heilanstalt. Endlich kündigte ein hiesiger praktischer Arzt, D. Robert Ficinus (der Sohn des durch mehrere Schriften und zulezt noch durch die im Jahr 1839 erschienene allgemeine Naturkunde rühmlich bekannten Professors D. Ficinus), am 25sten vorigen Monats an, daß er in einem von ihm schon vor mehreren Jahren gegründeten ärztlichen Institute, in Verbindung mit andern Sachkennern, sich nun auch mit magnetischen Kuren befassen werde. Es müssen jedoch unerwartete Hindernisse eingetreten seyn, denn schon wenige Tage nachher erklärte der Unternehmer im hiesigen Anzeiger, daß in seiner Anstalt magnetische Behandlungen nicht mehr stattfinden würden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 6. Oktober 1842.

Sous quel astre, bon Dieu, faut-il que je sois né!
Molière.

Tagebuch aus Ostende.

(Fortsetzung.)

3.

Ein ganz verdrießliches Abenteuer. Mein Gedächtniß für Zahlen ist unverantwortlich schlecht und läßt mich am ehesten im Stich, wenn und wo ich recht peinlich und angstvoll auf dasselbe rechne. So geschieht es, daß ich regelmäßig die Nummer meines Wagens vergesse und mich von einem Baigneur muß zurückführen lassen. Nach Reventlows mnemonischer Anleitung brauche ich allerlei Hausmittelchen; zum Exempel ich knüpfe das Gedächtniß, statt an die verwünschte Ziffer, an irgend ein äußeres Merkmal, an eine Begebenheit aus Bredow's allgemeiner Weltgeschichte oder aus Kohlrausch's Tabellen. Zum erstenmal merkte ich mir über der Zahl einen großen weißen flämischen Löwen, den ein Jünger von Rubens sehr keck und fest auf die grüne Thür geworfen hat. Nun lustig in's Meer hinein. Ich kehre um, hui! da haben wenigstens dreißig Karren das nämliche Wahrzeichen als Wappen der Gesellschaft, und ich tappe, unter Gequick und Geschrei ängstlicher Stimmen, von einer zur andern, während mir die Zähne im Munde klappern und das Salzwasser in Strömen von mir abläuft. Ein anderesmal schlinge ich ein weißes Handtuch um die Treppe der Karre; ich komme wieder, da hat der Wind oder die Welle das Handtuch entführt, und ich habe nun das doppelte Plaisir, naß in meine Kleider zu schlüpfen und einen kleinen, alten, groben Hanfleinenlappen wie die feinste Damastserviette zu bezahlen. Das drittemal ging ich sehr sicher; ich fuhr in Nummer 31. Flugs in der Chronologie nachgeschlagen. Vgl. Kohlrausch a. a. O. „31 v. Chr. Geb. Seeschlacht bei Actium. Augustus, römischer Alleinherrscher." Herr Gott, wie hab' ich mich abgequält, den Augustus nicht zu vergessen; schlimmer wie der gewissenhafteste Abiturient am furchtbaren Maturitäts-Examen-Vorabend. Ich murmelte in den Bart: „31 ante Christum, Seeschlacht bei Actium;" eine ungeheure Welle überstürzt mich, und da sie vorüber, tauche ich sprudelnd auf und stöhne athemlos: „Augustus, römischer Alleinherrscher." Dabei soll ein Mensch Vergnügen und Erholung sich schaffen!

Heut' früh ging mir's am allerärgsten. Natürlich: ich bekam Nummer 13. Hätt' ich nicht schon eine volle Stunde gewartet, ich würde, abergläubisch wie ich bin, nicht in die ominöse Zahl gekrochen seyn; aber was war zu machen? Mit dem verzweifelten Rufe „Dreizehn" werfe ich mich in's Wasser. Das Meer war vortrefflich; Sturzwellen, daß Einem Hören und Sehen verging. Länger, als der Doktor erlaubt, ließ ich mich treiben und

Digitized by Google

peitschen, zumal eine Wette einen Bekannten und mich sehr belustigte. Unweit von uns tauchte nämlich alle Minuten eine weiße, kahle, kegelförmig abgestumpfte Fläche empor, etwa wie eine Kürbisschale anzusehen. „Was ist das?" schrie mir der Bekannte zu. — „Ein Knie." — „Fehlgeschossen; ich sage ein Kopf." — Husch, da war's wieder. — „Nein, Knie." — „Nein, Kopf." — „Pariez." — „Eine Flasche Bordeaux." — „Bon." — Wir steuern hin: es war ein Knie, aber was für eines! Ich hatte gewonnen. Lachend hüpfte ich aus dem Wasser, dieses Mal meines Rückzugs ganz sicher; die Unglückszahl konnte ich nicht vergessen. Die Luft war empfindlich frisch, der Wind hoch. Das Seewasser aus den Augen wischend, spähe ich nach Nummer dreizehn. Nirgends zu finden. Die Fluth hatte während meiner Badezeit rasche Fortschritte gemacht und die Stellung der ganzen Wagenburg verändert. Karren waren vor- und zurückgeschoben, gedreht und gerichtet, durcheinander gewürfelt nach allen Seiten. Mit einem gotteslästerlichen Fluche rufe ich den Baigneur. Wir gehen, wir suchen, er lachend, ich ausgelacht, und — wir finden. Da steht der Karren, dicht am Strande — — Himmel, und wie!

Auf meiner Wäsche liegt ein kalbsgroßer Hund, englischer Race, triefend vom Behäng, von den Pfoten; die ganze Karre sah aus wie ein Rinnstein. Ich will wüthend hinein, er fährt noch wüthender heraus, mir um ein Haar in die Waden. Der Baigneur reißt aus; ich stehe allein an der Treppe, vor Frost und Verdruß an allen Gliedern schlotternd, und die Bestie schüttelt sich behaglich ab und streckt sich, zufrieden, meinen Angriff siegreich zurückgewiesen zu haben, zähnefletschend auf meinem Rock aus. Denke sich eine gefühlvolle Seele meine Situation. Ich erschöpfte alle möglichen Mittel: ich drohe, ich schmeichle, ich locke, ich rufe alle erdenklichen Hunde- und Menschennamen; er rührt sich nicht. So wie ich den Fuß wieder auf die Schwelle setze, richtet er sich auf, mit einer so unzweideutigen Miene, daß ich mich gern zurückziehe. Ich klopfe hinterlistig rückwärts an die Karre, ihn herauszuschrecken, er antwortet mit einem ausdrucksvollen Gebell. In den benachbarten Karren wird es lebendig, die Scene erhält Zuschauer, kichernde, flüsternde, lachende. „Mais, Monsieur, chassez-le donc!" — „Vous avez beau dire, Monsieur; comment faire?" — „Da haben Sie meinen Stock," ruft mir ein mitleidiger Landsmann zu. Ich brauche ihn, aus Leibeskräften; mein Feind springt an mir auf, und ich muß Gott danken, daß ich noch unzerrissen die Thüre zwischen ihm und mir zuwerfen kann, ihn drinnen einsperrend, ihn statt meiner.

Eine Viertelstunde lang spielte diese schauerliche Episode; ich wollte schon einen verzweifelten Entschluß fassen, und schwankte nur noch, ob in das Meer zurückeilen, um wenigstens den Fieberfrost loszuwerden, ob wie Archimedes durch die entsezte Stadt Ostende rennen, ob endlich Gastfreundschaft suchen in einer der nächsten Karren, wo möglich in Nummer zwanzig, durch deren verhangenes Fensterlein zwei schöne Augen, halb theilnehmend, halb spottlustig meinen tragischen Monolog belauschten. Endlich kam mein Baigneur zurück; er hatte den Herrn des Hundes im Wasser aufgetrieben, unter hundert Badenden wenigstens. Es war ein Engländer; diese Nation hat sich wider mich verschworen. Er floß über von Entschuldigungen und Seewasser, während ich tobte und schäumte. Das hoffnungsvolle Thier ist, erzählte er, in der Dressur; er nimmt es alle Tage mit in's Wasser und jagt es aus hohem Meere, wohin er schwimmt, zurück, damit es sich gewöhne, den rechten Karren und seines Gebieters Eigenthum wieder zu finden. Von allen Seiten erschollen Protestationen gegen diese gräßliche Erziehungsmethode, deren Opfer ich geworden. Der Karren wurde aufgemacht und entsezt. Während ich hineinkroch, zu retten was noch zu retten war, gerieth der Engländer, der erst seinen Hund ex postero abprügelte, gleichsam um mich zu versöhnen, in wahren Enthusiasmus beim Anblick meiner übel zugerichteten Beinkleider. „A capital dog, Sir," schrie er, ihn — wie gänzlich unkynagogisch! — zärtlichst liebkosend. „He knows the colour of my trowsers. Yours are exactly the same. That is the reason, you know —" Ich schickte ihn mit sammt dem Hund zum Teufel und den Baigneur in's Hôtel de Flandre, mir andere Wäsche und Kleidung zu holen.

Nun sitz' ich daheim und ärgere mich. Wenn ich die schottisch karrirten Inexpressibles betrachte, welche ein so fatales Quiproquo veranlaßten, gerathe ich in einen förmlichen Ingrimm. Vor allen Leuten und in diesem Zustande eine Cynomachie liefern, gar als Besiegter von dannen gehen und nur durch Intervention einer dritten Macht zu einem höchst schimpflichen Frieden gelangen — nein! es ist zu arg! Ostende wird mit Fingern auf mich weisen!

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

„Uebrigens glauben Sie mir, mein Freund," fuhr F. fort, „daß keine Schande darauf ruht, Hospitant in dieser Versorgungsanstalt zu seyn; ehe man herein kommt, muß man seine Ehrenprobe machen und das Zeugniß eines unbescholtenen Lebens und unverschuldeter Armuth mitbringen. Was kann denn aber einen Menschen in einer Lage beschämen, deren Bedingungen diese zwei

Digitized by Google

Punkte sind? Ein Mann, der im Alter durch seine Einkünfte eine sogenannte ehrenvolle Existenz hat, kann dieselbe durch Wucher und Betrug erworben haben; ich aber kann meine Stelle hier nur finden, wenn man mich von allem Unehrenhaften frei spricht. Ich habe gehört, daß es in Rußland eine Medaille gibt, die nur nach einer langen Reihe tadelloser Dienstjahre ertheilt wird. Der Beamte, der Ansprüche darauf hat, muß nie vor einem Gerichte gestanden, nie einen Verweis erhalten haben. Mancher große Herr, dessen Brust mit Orden gespickt ist, kann diese kleine, unscheindare Medaille nicht bekommen, auf die auch in der Gesellschaft kein großer Werth gelegt wird; aber derjenige, der sie hat, betrachtet sie mit gerechtem Stolze und zieht sie vielleicht einem glänzenden Orden vor. Sehen Sie, so sucht jeder sich seinen Trost, wo er ihn finden kann; ich finde ihn darin, daß kein Schuft dieses niedern Zimmers, dieser einfachen Kost theilhaftig werden kann; das würzt mir das Mahl, mein Freund, und doch wünsch' ich Ihnen von Herzen, daß es Ihnen nie so gut werde," sezte er gutmüthig lächelnd hinzu.

Während dieser ganzen Rede war Karbeck in einem Zustande so unbekämpfbarer Rührung, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen; seine Lippen bebten und Thränen verdunkelten seine Augen. F. bemerkte seine Bewegung und sah ihn heiter, mit einem schönen, guten Blicke an. „Was ist Ihnen?" sagte er. „Ich bin wirklich nicht unglücklich; selbst das Gefühl, von Almosen zu leben, kann mich nicht drücken: das Geld, das ich verzehre, hat ein Todter, der es doch nicht mitnehmen konnte, zur Errichtung dieser Anstalt bestimmt. So lange ich konnte, habe ich mich mit Anstrengung und nach meinen besten Fähigkeiten nüzlich gemacht. Nicht mittelmäßig in seinem Berufe zu seyn, ist tadelnswerth, sondern denselben nicht nach Kräften ausgefüllt zu haben. Dieß hab' ich mir nicht vorzuwerfen; ich habe auch Manchem wohl gethan; Sie selbst sind mir eine trostreiche Bestätigung hievon. Aber die Härten meines Charakters abzuschleifen, das wäre mir nimmermehr in einer Welt gelungen, in der meine Eitelkeit und mein Hochmuth noch immer Nahrung finden konnten; hier lerne ich Demuth, die mir fehlte, und ich habe Muße und Gelegenheit, an eine bessere Welt zu denken. Sie sehen, daß ich jezt Naturgeschichte studire, was mir viele frohe Stunden macht. Zwar ist's mir oft fatal, daß wir im Sommer unabänderlich um vier, im Winter um fünf Uhr aufstehen müssen; doch haben mir auch gerade diese ersten Morgenstunden, die ich ohne meinen Willen genießen muß, oft große Freuden gewährt, und ich habe in unserem Garten das Erwachen der Insekten und der Blumendüfte mit Wonne beobachtet. Sehen Sie sich in der Welt um; wer sich der unmäßigsten, herrlichsten Güter des Lebens zu erfreuen hat, kam es nur so weit, als er die Fähigkeit des Genusses in sich fühlt; wer diese aber hat, kann sich auch am Kleinsten und Einfachsten befriedigen. Es sind so viele schöne Dinge, und die allerschönsten sind die, die den Menschen, wenn er nur gut seyn will, in jedem Verhältnisse beglücken."

Karbeck erwiderte bloß: „Sie müssen hier fort; Sie müssen zu mir ziehen. Ich bin jung und gesund: ich helfe mir fort, und werd' es in Zukunft immer besser können, denn ich darf es sagen, ich habe was Rechtschaffenes gelernt, und durch Sie. Es wird mir leicht seyn, für Sie und mich zu sorgen, ja ich werde ein doppeltes Interesse haben in dem Gedanken, für Jemanden zu leben, denn ich bin ganz einsam!" — F. schüttelte ernsthaft mit dem Kopfe. „Auf keinen Fall!" sagte er. „Besuchen Sie mich oft, aber mein Leben will ich hier beschließen; und wenn einer meiner fürstlichen Schüler mich jezt aus meiner Lage reißen wollte, ich verließe sie nicht mehr. Ich habe hier meine Gewohnheiten, meinen Umgang; es ist mancher Arme von guter Erziehung in diesem Hause; wir sind Alle alt und streben nach Einem Ziele. Der Herr, der mir die Aufnahme in diese Stiftung verschafft hat, besucht mich oft und erzählt mir vom Jenseits dieser Mauern, die ich auch zuweilen verlasse, um einen Spaziergang zu machen."

„Aber Sie haben kein Klavier, und ich habe eines, und wenn ich darf, will ich es Ihnen morgen schicken." — „Ich dürft' es hier nicht hinstellen; ein solches Möbel würde meinem Mitbewohner den Raum allzusehr beengen; zudem, sehen Sie meine Finger an, sie sind von Gicht geschwollen und ungelenk. Lassen Sie mich die Ihren sehen," sagte er auf einmal in heiterster Laune, „ob Sie auch täglich an mich gedacht haben. Ja, wahrhaftig, Sie haben eine Hand wie ein Fürst!" — „Nun sollen Sie auch täglich meiner gedenken, wie ich Ihrer gedacht habe," fiel Karbeck lebhaft ein; „lassen Sie mich Ihren Bierlieferanten seyn und trinken Sie jeden Mittag ein Glas auf meine Gesundheit."

F. schlug freudig ein und sie schieden mit dem herzlichen Versprechen, sich oft zu sehen. Karbeck eilte mit verlezten Gefühlen nach Hause; der Gedanke war ihm unaussprechlich bitter, einen Mann, der ihm im Unglück so höchst achtungswerth erschienen war, in einer solchen Lage lassen zu müssen; wenigstens wollte er ihm dieselbe erleichtern. Er erschöpfte seine Kasse durch den Ankauf eines guten Lehnsessels, weicher Pantoffeln und eines tüchtigen Korbs voll wohlverpfropfter Bierkrüge, die sogleich den Weg nach der Vorstadt antraten. Der Gedanke, daß der Mann, dessen hübsches Wohnzimmer ihm das erste Gefühl der Behaglichkeit gegeben hatte, nun auf einem hölzernen Schemel sitzen und aller körperlichen Bequemlichkeiten entbehren sollte, war ihm unerträglich,

Digitized by Google

und er jubelte im Herzen, als er die Karre mit den Sachen unterwegs sah.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die chinesische Ausstellung.

Immerhin mögen die unglückseligen Zerwürfnisse zwischen England und China einer unweit von Hyde park corner — der Gegend, wo Wellington wohnt — zur Schau gestellten Sammlung von „zehntausend chinesischen Sachen" in den Augen John Bulls ungewöhnlichen Reiz geben; indessen ist das Schaugericht keineswegs zu den Alltäglichkeiten zu zählen, und es ist nicht bloß Neugier, was die Leute zu Tausenden hinführt und das Lokal von früh bis in die Nacht füllt. Die Sammlung bietet ein fast vollständiges Gemälde des Geistes, der Regierung, der Geschichte und Literatur, des Ackerbaus, der Künste und Gewerbe, der Sitten und Gebräuche, so wie des geselligen Lebens der Bewohner des himmlischen Reiches, und ist die Schöpfung und das Eigenthum eines Amerikaners, Namens Dunn, der sie während eines eilfjährigen Aufenthalts in China zusammengebracht hat. Nicht genug aber, daß er den meisten Zuschauern ein neues Gebiet öffnet, reicht er ihnen auch in einem catalogue raisonné einen tüchtigen Leitfaden. Der Schilling für den Eintritt, die halbe Krone für den Katalog sind bezahlt — treten wir ein. Aber schon vor dem Eintreten interessirt das Aeußere des Gebäudes. Es ist auf dem St. Georgs-Platze genau nach dem Muster eines chinesischen Landhauses errichtet und besteht im Erdgeschoß und einem Stockwerk. Unter einer von hochrothen Säulen mit weißen Kapitälen getragenen, bei einbrechender Dämmerung von einer ungeheuern Laterne erleuchteten Veranda und durch ein Thor, über welchem in chinesischer Schrift die Worte stehen: zehntausend chinesische Sachen, gelangen wir in eine ungeschmückte Vorhalle und aus dieser in den 225 Fuß langen und 50 Fuß breiten Hauptsaal. Eine Menge Laternen hängen von der Decke herab, Laternen von jeder Größe und Gestalt, die einen aus Horn, andere aus Seide, noch andere aus Glaspapier, und die zierlichsten aus feinem, mit Firniß überkleidetem Zwirnneze. Der Schritt in den Saal versetzt in eine neue Welt — ringsum China, und das Auge bedarf einiger Zeit, sich an die fremden Gegenstände zu gewöhnen. Die künstlich geschnitzten und reich vergoldeten Schirme an beiden Enden des Saals, das bunt sich kreuzende Licht, die originellen Gemälde an den Wänden, die Sprüche an den Säulen und Querbalken, die geschmackvolle Draperie von gestickter Seide, die Glaskasten mit lebensgroßen Figuren, eine Unzahl kleinerer Kasten voll Merkwürdigkeiten — Alles lockt und blendet und mischt sich zu einem Ganzen, das bei Keinem eines wunderbaren Eindrucks verfehlen dürfte. — Wir beginnen die Schau rechts von dem auf apfelgrünem Grunde mit Blumen, Booten und Schiffen bemalten Schirme am obern Ende des Saals und stehen vor drei kolossalen, über und über vergoldeten Idolen der mächtigen Trias, den drei Buddhas, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ihnen zunächst erblicken wir drei bürgerliche Mandarine von der ersten, zweiten und sechsten Rangordnung. Der Vornehmste sitzt mit unbedecktem Haupte, die zwei andern mit bedeckten Häuptern bezeugen ihm die übliche Reverenz. Sie halten sich zu seiner Rechten, denn in China ist der Ehrenplatz zur Linken, wie dort auch nicht der Niedere vor dem Höhern, sondern der Höhere in Gegenwart des Niedern das Haupt entblößt. Dahinter steht ein Schreiber, Depeschen in der Hand. Die Staatsroben der zwei Vornehmsten starren von Gold und Stickerei; aber den größern Theil der Pracht verbirgt ein weiter Ueberwurf von schwarzem Atlas, dergleichen diese Herren bei allen öffentlichen Gelegenheiten tragen. Jedem hängt ein Halsband von aneinander gereihten Kügelchen vorne bis über den Unterleib, hinten bis über die Mitte des Rückens. Die Mützen laufen spitz aus, haben eine breite, aufgeschlagene Krempe und sind mit schwarzem Sammt gefüttert. Die Spitze überragt ein kugelrunder Knopf, und ein Stück karmosinrothen Seidenzeugs hängt vom Knopfe dergestalt nieder, daß es sich über den ganzen Deckel breitet. Stoff und Farbe des leztern deuten den Rang an, wie bekanntlich auch der Knopf ein unterscheidendes Rangzeichen ist. Außerdem trägt jeder Mandarin auf Brust und Rücken als Merkzeichen seiner Rangstufe ein viereckiges Stück schwarzer Seide mit eingesticktem Vogel, Drachen oder Tiger. Der Tisch und die Stühle sind von hartem Holz, einer Art Rosenholz, und an der Wand hängen seidene Rollen mit den Weisheitssprüchen: „Die Ruhe einer Nation wird von der Treue ihrer Minister bedingt," und „eine Hauptpflicht der Söhne der Menschen ist Achtung ihrer Eltern." Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß unter allen Völkern des Orients nur die Chinesen Stühle gebrauchen. — Auf die Mandarine folgt eine andere Gruppe. Zuerst ein Priester des Buddha, dann einer des Taou in vollem Ornat. Die dritte und vierte Figur sind ein Herr und sein Diener in Trauer, buchstäblich in Sackleinwand, dem üblichen Trauerstoffe der Chinesen; dann ein Soldat in rother, mit Weiß verbrämten Tunika und sehr weiten blauen Pantalons von grobem Nanking. Auch die Mütze ist von Nanking, an einer Seite emporgekrempt und obenauf ein rother Knoten. Die Armatur dieses Braven besteht in einem ungeschickten Luntenschlosse. Dennoch ist er ein Braver, denn auf seiner Brust lesen wir das Wort yoong, d. h. Tapferkeit, und nur das erscheint seltsam, daß er dasselbe Wort auch auf dem Rücken trägt. An der Wand hängt sein Bambusschild, ungefähr wie ein Korsdeckel. Neben ihm steht ein Schütze der kaiserlichen Reiterei mit Bogen, Pfeilen und Köcher. Wir rücken weiter, zu drei Literaten in leichten Sommerkleidern. Der Eine liest eine übersezte äsopische Fabel vor; der Zweite bedient sich einer Schnupftabaksflasche — nicht Dose — der Dritte raucht und hört zu. Im Hintergrunde auf ebenholzenem Regal stehen die Bücher und dabei ein Diener, denn die chinesischen Literaten, bemerkt der Katalog, „sind keine armen Schlucker." Dann kommen drei vornehme Chinesinnen, in vollem, prächtig gesticktem Kostüm, das Haar mit Blumen und Nadeln geschmückt. Diese Art Schmuck ist jedoch keine Eigenthümlichkeit der höhern Stände. „Kein Weib," sagt Staunton in seinem Werke über China, „ist so arm, daß sie diesen Schmuck vernachlässigte, keines so alt, daß sie darauf verzichtete." Die Kleider sind sittsam, durchaus nicht so tief nach dem Busen herab geschnitten, wie die gegenwärtige Mode in Europa es gebietet oder erlaubt. Ein solches Kleid wäre in China ein schreiender Verstoß gegen weibliche Zucht. Aber in Parenthese erwähne ich, daß, wie tief ausgeschnitten auch die englischen Damen ihre Kleider auf Bällen und in Gesellschaften tragen, sie doch damit nie, gleich ihren Schwestern in Frankreich und Deutschland, auf der Straße und an öffentlichen Orten erscheinen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Oktober 1842.

Weht Ansteckung so gar geschwind uns an?
Mich däucht, ich fühle dieses Jünglings Gaben
Mit unsichtbarer, leiser Ueberraschung
Sich in mein Auge schleichen. — Wohl, es sey!

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

Es traf sich, daß der Herr, welcher F. das Unterkommen, dessen er sich jezt erfreute, verschafft hatte, ein guter Bekannter von Ernestinens Vater war. Wenige Tage, nachdem Karbecks kleine Ladung im Hospiz angekommen war, besuchte er F., der ihm die ganze Geschichte von seinem alten Schützlinge erzählte. Da es in der Welt so viel Kaltherzigkeit gibt, so rührte den Herrn die ganz natürliche Handlungsweise unseres Freundes und gab ihm eine gute Meinung von diesem, ihm ganz unbekannten Manne. Eines Tages führte er mit dem Präsidenten ein Geschäftsgespräch, während Ernestine im Nebenzimmer ihren gewöhnlichen Unterricht bei Karbeck nahm. Als die Stunde abgelaufen war, ging dieser durch den Salon, wo die Herrn sich aufhielten, hinaus. Der Fremde fragte Ernestine neckend, wer der Herr sey, mit dem sie eines so tiefen Tete-a-Tete gepflogen habe. Sie nannte ihm dessen Namen sowohl als die Befugniß, die er zu dergleichen Privilegien habe. Bei dem Namen fuhr der Mann lebhaft auf und erzählte mit Feuer Karbecks Geschichte mit F. Dieselbe machte auf Ernestine einen außerordentlichen Eindruck, was zu der Vermuthung Veranlassung gibt, daß die Vorarbeiten, die diesen Eindruck bedingten, lange gemacht seyn mußten, da hier weder von großer Aufopferung, noch ungemeinem Seelenadel, sondern bloß von einem Gefühle natürlicher Dankbarkeit die Rede war. Aber Ernestine brachte die kleine Begebenheit mit mehreren Aeußerungen Karbecks in Verbindung, mit seiner scheinbaren Härte, mit seiner Prunklosigkeit, und konstruirte sich daraus einen so außerordentlichen Charakter, daß uns schwindeln würde, wenn wir gezwungen wären, denselben zu schildern.

Da ihre Geschichtsstunde eben vor sich gegangen war, so hatte sie drei Tage Zeit, bis sie hoffen konnte, den Helden ihres selbst ausgesponnenen Epos wieder zu sehen, und während dieser drei Tage war ihre Phantasie und ihr Herz so sehr mit ihm beschäftigt, daß wir es mit Beschämung für dieses uns sehr werthe Mädchen gestehen müssen: sie hatte sich in ihn verliebt! in einen Mann ohne alle äußere Annehmlichkeit — trocken — unerfahren in den gewöhnlichsten Formen — arm — ohne Stellung — ohne Geburt (außer dem Bischen auf die Weltkommen, was in der Schusterstube vor sich gegangen war, und was er mit jeder Katze gemein hatte) und — was das Schlimmste war, ja das Einzige, was sie wirklich störte — in einen Mann, der nicht das mindeste Wohlgefallen an ihrer eigenen Liebenswürdigkeit und Schönheit zu finden schien. Nach den gewöhnlichen Lebensregeln

Digitized by Google

wäre Erneſtine, ſobald ſie dieſe Entdeckung gemacht hatte, dem Gegenſtande ihrer Liebe gegenüber, unerträglich geworden: ſie hätte ihn aufreizen müſſen, durch pikante Aeußerungen, durch Minauderien und all die kleine Bagage der Gefallſucht, die die Frauen mit ſich führen, ſobald ſie die Kinderkleider ausgezogen haben. Zum Glück that ſie von Allem dem nichts und nahm ſich mit Charakterſtärke vor, natürlich und unbefangen gegen ihn zu bleiben. Dieß ward ihr dadurch erleichtert, daß Niemand auch nur die entfernteſte Ahnung von dem Zuſtande ihres Herzens hatte, und daher alle naſeweiſen Anſpielungen und Neckereien, wodurch ſchon manches Glück zerſtört worden iſt, von ſelbſt wegfielen. Ja die Sache war ſo unglaublich, daß, wenn ſie dieſelbe einer Freundin anvertraut hatte, dieſe darauf geſchworen haben würde, ſie habe ſich verhört.

Erneſtine aber faßte im Grunde ihrer Seele den Entſchluß, dieſen Mann, wie er da war, ſo fern er ſich nur irgend entſchließen könne, ſie wieder zu lieben, zu heirathen. Ihr Vater war geſcheidt und gut genug, daß ſie von ſeiner Seite keine Hinderniſſe zu befürchten hatte; er ſprach öfter mit ihr von Karbeck, und als er einſt ſeiner Tochter deſſen Gelehrſamkeit und ſchöne Talente, ſo wie ſeine klare Darſtellungsart in allem, was ſich auf die Wiſſenſchaft bezog, eifrig lobte, ließ dieſe die Bemerkung fallen, daß es ihrem Vater zum nicht geringen Ruhm gereichen würde, wenn ein ſolcher Mann durch ihn ſeinen gebührenden Wirkungskreis bekäme. Dieſer Gedanke ſchmeichelte dem Präſidenten, und er that ſofort die vorbereitenden Schritte, um Karbecks Anſtellung zu bewirken.

Der Gegenſtand dieſer gütigen Bemühungen blieb denſelben ganz fremd und trabte täglich ſechs bis ſiebenmal durch die Straßen, um junge, heißhungrige Gemüther zu füttern. Auf dieſen Wegen freute es ihn wohl auch gelegentlich, wenn der Tag herannahte, an dem er in Erneſtinens Straße einbog, und gelegentlich ärgerte er ſich etwas, wenn ihm ſeine Gönner verſicherten, gerade ſein Fach ſey ſo überfüllt, daß vor der Hand noch an kein Amt zu denken ſey. Indeſſen fiel ſeine Kaſſe nie ſo tief, daß er Mangel gelitten hätte, oder ſeine Liebesgaben an den alten F. hätte unterlaſſen müſſen, und ſo lange dünkte er ſich reich.

So verging ein halbes Jahr ſeit der Veränderung, die ſich in Erneſtinens Herzen zugetragen hatte; während dieſer Zeit beobachtete ſie ihn, nicht wie eine vorübergehende Erſcheinung, ſondern wie Jemanden, dem man ſein ganzes Leben hingeben will; und ſie ſagte ſich jubelnd: „er iſt es werth!“ — Jezt war ſie glücklich, reich und ſchön zu ſeyn, und mit der liebenswürdigen Großmuth des Weibes war ſie unerſchöpflich in ihren Bemühungen, auch ihr Inneres immer würdiger und beglückender zu geſtalten. Karbeck wurde indeſſen auch von andern Seiten anerkannt. Schon der Platz, den ihm der Präſident in ſeinem Hauſe angewieſen hatte, trug das ſeine dazu bei. Ein geſchichtliches Memoire wurde allgemein als eine ausgezeichnete Arbeit gerühmt. Erneſtine benuzte den Augenblick, um ihren Vater zu vermögen, alle Segel in Rückſicht auf ſeine Anſtellung aufzuſpannen, und hatte endlich wirklich das Glück, einen Profeſſor an der Univerſität der Hauptſtadt zu freiren. Karbeck nahm dieſen Glücksfall mit würdiger Freude auf, hatte aber keine Ahnung von deſſen Urheber; er gab ſeine Stunden auf und behielt nur die bei Erneſtinen bei, worüber ihr das Herz im Leibe lachte; denn es war das erſte Zeichen beſonderer Theilnahme, das er ihr gab.

(Fortſetzung folgt.)

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſetzung.)

4.

Geſtern Abend ſollte Meerleuchten ſeyn. Der Thorwart ſtreut alle drei, vier Tage dieſe große Kunde aus, damit er Gäſte in das Freie und Centimen in ſeinen Sack locke. Der ganze Dyk lebte und webte noch um neun Uhr von allerlei Menſchheit. Die Nacht war prachtvoll, warm und weich. Der Mond hing ſo milde über der Erde und goß zitternde, lange Strahlen in das weite Meer hinaus. In breiten Wellen kam dieſes angerollt, und zwiſchen dem ſchwarzen Pfahlwerke des Hafens ſprizte und ſprühete wirklich ſchon ein goldig funkelnder Schaum auf. Ein Fiſcher ſtach in See; die Furche ſeines Bootes war ganz licht, und wenn er das Netz warf oder zog, zeichnete ſich deſſen ganzer Contour, jedes Fädlein, jede Maſche, in deutlichen, blaugrünen Lichtern, erſt ſchwach, dann ſtark, zulezt wieder ſanft zerronnen. Es war eine wunderbar ſchöne Scene, auch belebt und luſtig. Viele Mädchen gingen am Strande auf und ab, faßten mit den ſchönen Händen ſpielend in den feuchten Sand und freuten ſich, wenn durch die verwunderten Finger lauter kleine helle, ſtiebende Pünktlein glitten. Ich war erſt heiter mit den Heitern und ſah und hörte und lachte mit und warf glatte Steine in das Waſſer, die eine hüpfende elektriſche Leiter in's Meer ſchlugen. Dann fing ich an langweilig zu werden, oder empfindſam, wie man will; ich dachte, daß es eigentlich ſchmerzlich ſey, ſo allein da umherzulaufen in der ſchönen Nacht, während alles Uebrige ſich freundlich paarte und ſchaarte; an vergangene liebe Zeiten dacht' ich und

Digitized by Google

an entfernte liebe Menschen. Nicht lange, so schlich ich aus dem muntern Gewimmel fort, in die stillere Stadt hinein.

Am innern Walle, nahe dem Thore nach dem Dyk hinaus, steht eine Windmühle, von wo man eine artige Aussicht hat auf den ganzen Strand. Ich verirrte mich an den Hügel. Oben saßen auch noch späte Fremdlinge, Herren und Damen, welche das Meer und die Nacht bewunderten. Der Assessor, der aus dem Paderbörnischen, war auch dabei; er machte den Redner der kleinen Gruppe und zeigte sich sehr geistvoll und glücklich in Wendungen, Einfällen und Gedanken. Ich streckte mich grüßend neben ihn in das Gras, hoffend, ich werde mich unter andern Menschen eher vergessen als mit mir allein. Die Damen waren entzückt über das Meer und über den Assessor; beide leuchteten um die Wette. Wieder kam eine so recht langgestreckte, mondbeglänzte Woge am Strande hergewandelt, und wieder jauchzte der niederrheinische Dialekt ihr entgegen. Sie rollte sich ab, ohne zu erlöschen. Sie ging ordentlich hin und her auf dem Sande. „Na, dat is doch sonderbar," sagten die Frauen, und der Assessor: „Sehen Sie, diese Welle ist sehr galant, meine Damen; sie möchte gerne zu Ihren Füßen sterben, kann 'er aber man nicht zukommen." Zu bemerken, daß der Strand, der Dyk, der Stadtgraben und der Wall zwischen der Galanterie und den Füßen lagen.

Je mehr meine Gesellschaft in Entzücken gerieth über die Welle, die gar kein Ende nehmen wollte, und je schärfer ich hinübersah, desto verdächtiger kam mir diese Pseudoleuchtung vor. Endlich wußte ich, was es war, und mitten in einen Schwall begeisterter Ausrufungen fiel ich, ich plumper, prosaischer Mensch, mit dem Donnerworte: „Entschuldigen Sie, Verehrteste, aber was da drunten am Strande auf- und ableuchtet, ist nichts weniger als eine Welle." — „Na, wat is et denn?" — „Sie werden mich auslachen, oder gar böse werden." — „J, bewahre, klären Sie uns auf, Aufgeklärtester," lachte der Assessor. — „Bitte schön. Diese Welle ist eigentlich, von ihrer Natur her, eine weiße Sommerhose. — „Warum nich jar!" — „Bemerken Sie gefälligst, daß Sie jetzunder, wo der Mond hinter eine kleine Wolke getreten ist, verschwindet." — „Wirklich, ich sehe nichts mehr." — „Ich och nicht." — „Einen Augenblick Geduld." — Der Mond trat wieder hervor. Sein bleiches, malerisches Licht fiel matt auf den weißen Piqué — oder war es englisches Leder? — und da leuchtete die Welle wieder längst dem Strande hin. Es entstand ein unauslöschliches Gelächter, in das nur der Assessor nicht ganz aufrichtig einstimmte. Er hatte die leuchtende Woge schön mit einem Gedichte des Oceans verglichen, und wiederum mit dem Liebesblicke, den der Meergott seiner schlafenden Geliebten, der Erde, zusende: nun mußte Gedicht und Liebesblick sich als Sommermodeste eines späten Wandlers am Strande auflösen. Die Welle kam zuletzt, uns den letzten Scrupel zu nehmen, wie ein Mensch den Dyk herauf, uns gerade entgegen, als wolle sie wirklich zu den Füßen der Damen sterben. Nun sahen wir äußerst deutlich, daß sie auch einen grauen Rock anhatte und einen grauen Hut auf. Wir gingen lachend auseinander.

Aber es ist sonderbar: der Assessor mag mich nicht wohl mehr leiden seit dieser Stunde. Er grüßt mit einer gezwungenen Freundlichkeit. Man soll den Menschen doch niemals eine Illusion rauben.

Der schwarze Shawl.

Ballade, aus dem Russischen von Puschkin.

Wie von Sinnen blick' ich auf den schwarzen Shawl,
Und es frißt am kalten Herzen mir die Qual.

Als ich leicht zu täuschen, als ich jung noch war,
Bracht' ich einer Griechin Leib und Seele dar.

Selig, wenn die Schöne Schmeichelworte sprach!
Aber bald erlebt' ich meinen schwarzen Tag.

In mein Haus geladen hatt' ich frohe Gäste;
Ungeladen kam ein — Jude zu dem Feste.

Mit dir schmausen Freunde, sprach er leis zu mir,
Aber deine Griechin übt Verrath an dir.

Ich bezahlte Gold ihm und verfluchte ihn,
Hieß den treuen Sklaven eilig mit mir ziehn.

Jetzt hinaus! wie flog mein Roß in wilder Lust;
Ach! das zarte Mitleid schwieg in meiner Brust.

Siehe da der Griechin Schwelle schon von fern!
Schwach ward mir und finster meiner Augen Stern. —

In das inn're Zimmer tret' ich hastig ein: —
Ein Armenier küßt sie, die ich wähnte mein!

Dunkelt mir's vor Augen, klirrt der scharfe Stahl, —
Seinen Kuß vollenden konnt' er nicht einmal.

Lang trat ich mit Füßen den kopflosen Leib
Und erbleichend schaut' ich auf das schöne Weib.

Noch liegt mir ihr Flehn, ihr strömend Blut im Sinn, —
Hin war meine Griechin und die Liebe hin!

Ab nahm ich vom todten Haupt den schwarzen Shawl,
Wischte stumm die Flecken von dem blut'gen Stahl.

Digitized by Google

Als der Abend graute, trug die Leichen dort
In ihr Grab, die Donau, schnell mein Sklave fort.

Schöne Augen küss' ich seit der Zeit nicht mehr,
Frohe Nächte kenn' ich seit der Zeit nicht mehr.

Wie von Sinnen blick' ich auf den schwarzen Shawl,
Und es frißt am kalten Herzen mir die Qual.

J. G. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Schluß.)

Die chinesische Ausstellung.

Die Hände der Chinesinnen sind außerordentlich zart, bei ihnen wie bei uns ein Merkmal vornehmer Geburt. Die Augenbrauen sind graziös gewölbt, die Züge regelmäßig, die Nasen zu flach, um schön zu seyn, und das ganze Gesicht zwar hübsch, aber ohne Ausdruck. Eine spielt Guitarre, die Zweite raucht, die Dritte handhabt den Fächer. Jede hat in Einem Ohre drei Ringe, führt einen eleganten Tabaksbeutel und läßt die Füße, „die goldenen Lilien," auf gesticktem Schemel ruhen. Zwei Dienerinnen, mit Füßen von natürlicher Größe, warten auf. „Im Allgemeinen," berichtet der Katalog, „können die Chinesinnen sich nicht mit Schönheit brüsten, und diesem Mangel suchen sie durch starken Gebrauch von Schminke abzuhelfen; weßhalb auch Schminktöpfchen zu den Hochzeitgeschenken einer Braut gehören. Die persönlichen Reize eines Chinesen sind: wohlhäbige, der Korpulenz zuneigende Gestalt, ein volles, glänzendes Gesicht und große, niederhängende Ohren — letztere ein Zeichen hoher Abkunft. Bei den Frauen findet ziemlich das Gegentheil statt; zarte Figuren und schmächtige Taillen sind Erfordernisse der Schönheit. Die Augen heißen Silberseen, überstrahlen also Salomos Fischteiche. Die Augenbrauen werden nicht selten abrasirt und mit Weidenblättern aufgemalt. Die Weide ist den Chinesen das Sinnbild des Vergnügens, der Lust; daher die Redensart: „betrogen und verdummt durch Weiden und Blumen," d. h. durch Ausschweifung. Aber der unerläßlichste Körperreiz sind bekanntlich die goldenen Lilien, die Füße, deren Zehen bei der Geburt unter die Sohlen gebunden und Jahre lang in dieser schmerzhaften Lage erhalten werden. Allerdings ein dummer, grausamer, schändlicher Gebrauch; nur soll, wer ein gläsernes Haus bewohnt, sich hüten, mit Steinen zu werfen. Jener Gebrauch ist am Ende um nichts schlechter, wohl aber um Vieles minder unvernünftig und schädlich, als die Abscheulichkeit des engen Schnürens." So der Katalog. — Der fünfte Glaskasten enthält Theatralisches, unter Anderem einen lebensgroßen Tragiker, stattlicher ausstaffirt als je ein Bühnenheld Deutschlands oder Englands, und zwei Kinder in weiblichen Rollen, indem Frauen auf der chinesischen Bühne nicht geduldet werden. Die meisten Stücke haben einen geschichtlichen Boden; aber alle Ereignisse seit der tartarischen Eroberung sind censurwidrig und deßhalb die Bühnenkostüme alt chinesisch. Bei der Tracht der Frauen macht dieß wenig, bei den Männern einen bedeutenden Unterschied. Zum Theatralischen gehört in China der Gaukler. Ein solcher präsentirt sich in aller Herrlichkeit seiner Kunst, mit einem Porzellangefäße auf dem Kopfe, so schräg, daß die Bewegung eines Gesichtsmuskels es zu Falle bringen müßte. Wie das himmlische Reich keine stehenden Bühnen hat, der Thespiskarren von Ort zu Ort wandert, so führen dort auch viele Gewerbe ein poetisches Wanderleben. Das sehen wir in figura an einem Schuhmacher, einem Barbier und einem Kesselflicker; jeder mit seinem Schemel und seinen Utensilien auf dem Rücken, Fächer und Pfeife in der Hand. Der siebente Kasten ist ziemlich von der Breite einer Straße in Canton, und ein Tragsessel nimmt fast die ganze Breite ein. Die Seiten desselben sind von buntfarbigem Seidenzeug mit wachstaffetnem Ueberzug; drin sitzt Einer sehr gemächlich; die Stangen ruhen auf den Schultern der zwei Träger, und nebenher geht ein Leibdiener mit der Laterne. Je nach dem Range des Inhabers steigt die Zahl der Träger und Diener. — Am Ende des Saals treten wir in einen abgesonderten Raum, das vollständige Facsimile eines Wohnzimmers im Hause eines reichen Chinesen. Alles Geräth ist glänzend, die Tische haben marmorne Platten und gestickte Sammetdecken; an Stühlen, Fußbänken, Blumentöpfen, Spucknäpfen und seidenen Laternen ist kein Mangel. Die Stelle des Fensters vertritt eine ovale Oeffnung mit vergoldetem Gitter; seidene Rollen mit Weisheitssprüchen schmücken die Wände. Sechs Figuren veranschaulichen den Pomp und die Formalitäten des Visitenmachens und Annehmens. Die Ceremonien sind steif; aber Thee und Pfeife, Zuckerwerk und trockene Früchte versprechen Ersatz. Eine lange karmosinrothe Rolle enthält eine Einladung zum Diner; sie bittet den Geladenen um die „Erleuchtung seiner Person." Eine kleinere enthält die Worte: „ich habe frischen Thee bereitet und erwarte Ihre Gesellschaft zur Unterhaltung." — Im Saale steht endlich ein zwei Stockwerke hohes Haus, dessen Erdgeschoß einen Porzellanladen und eine Seidenhandlung zeigt, und darin in voller Thätigkeit den Eigenthümer und seine Gehülfen, die Käufer und Käuferinnen, und den unverdrossenen Bettler mit seinen lärmenden Bambusstöcken. Auch die unzähligen einzelnen kleinen Gegenstände sind sehr sehens- und beachtenswerth; unter Anderem ein kostbares Theeservice, wie Mandarinen ersten Ranges es auf Reisen bei sich führen, ein alter Metallspiegel, dergleichen die Chinesen vor Erfindung des Glases gebrauchten, herrliche lakirte Gefäße, ein Handofen von bronzirtem Kupfer zum Warmhalten der Finger — Handschuhe tragen die Chinesen nicht —, Kompaß und Sonnenuhr an Einem Stücke, eine Kerze, deren Niederbrennen die Stunden anzeigt, ein Sarg aus Cedernholz, eine gelbe Vase mit grünem Drachen in erhabener Arbeit, dem mythologischen Embleme des großen Drachens, der den Mond verschlingen will und dadurch Mondfinsterniß verursacht, über 500 Jahre alte Vasen, in welchen die Blumen ungewöhnlich lange frisch bleiben sollen, schöngemalte Gartenstühle von Porzellan, wegen ihrer Form Steintrommeln genannt, ein Modell der berühmten Porzellanpagode zu Nankin, Modelle von Booten aller Art, Opiumspfeifen, eine steinerne Brücke von fünf Bogen **ohne** Schlußsteine, eine Kriegsschaluppe, zierlich in Elfenbein geschnitzt, eine prächtige Staatslaterne, zehn Fuß hoch und vier Fuß im Durchmesser, mit 258 rothen Quasten, drei Behältnisse voll Vögel und Muscheln, ein paar silberne Deckelkrüge zu heißem Weine, mehrere seltsame Theekannen, musikalische Instrumente, Handwerkszeug, Bücher mit den Titeln zuletzt, Schuhe für Herren und Damen, für die kleinsten wie für die größten Füße, künstliche Lichter aus Reispapier, und noch manches interessante Tausend der „zehntausend chinesischen Sachen."

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. Oktober 1842.

Du biſt des Morgens Hauch, du biſt des Abends Luft,
Du biſt des Frühlings Strauch, du biſt des Herbſtes Duft.
Du biſt's und biſt es nicht, du biſt wie Tag und Jahr,
Der Kreis, der in ſich kreiſt, unwandelbar wandelbar.

Fr. Rückert.

Die Zeit.

Auf wach' ich auf dem Pfühl von Mooſe
Aus einem bunten Mittagstraum;
Der Schatten zeigt mir an der Roſe,
Daß ich ſchlief eine Stunde kaum;
Und doch ward ich hinausgeriſſen
In eine ſturmbewegte Welt;
In Sonnenglanz, in Finſterniſſen
Hat Luſt und Weh mein Herz geſchwellt.

Ich habe dunkler Weisheit Lehre
Von unſichtbarem Mund gelauſcht;
Ich hab' in brauſendem Verkehre
Manch Wort der Leidenſchaft getauſcht;
Und nun erwacht — um eine Stunde
Die Welt gealtert find' ich nur;
Beſtätigend mit ehr'nem Munde
Der Glocke, hallt es dort die Uhr! —

Was iſt die Zeit? Ein Zauberrahmen,
Der ſich zuſammenzieht und dehnt,
Für Unerfaßliches ein Namen,
Das ſo der Geiſt zu bannen wähnt;
Ein Nichts, ein Schatten der Gedanken,
Der geiſtigen, der ſtoffesfrei'n,
Die ſich gebaut die luft'gen Schranken,
Um nicht des Schwindels Raub zu ſeyn!

Ein Wort, das Menſchenwitz erſonnen,
Der Pulsſchlag nur von Nacht und Licht,
Hält ſie, beim erſten Griff zerronnen,
Des Denkens ſtrenge Probe nicht!
Was bleibt vom wellenleeren Strome,
Von welchem ſie ihr Bild entlehnt?
Wo ſind die ſtürmenden Atome,
Daraus ihr Schlangenleib ſich dehnt?

Was iſt ihr Maß? Wenn ſich die Urne
Von ſchwachem Glas des Sands entleert?
Die Rieſenwucht ſich der Saturne
In ihre ew'ge Ringbahn kehrt?
Iſt es der Lüfte Spiel, der Falter,
An Einem Tage Kind und Greis?
Der Falke, dem neun Menſchenalter
Sein ſchwarz Gefieder färben weiß?

Die Pyramiden, die geſogen
Viertauſend Sommer lang die Glut?
Granite, über die die Wogen
Hinwälzte die chaot'ſche Fluth?

Digitized by Google

Ein Herz, das in des Glücks Erkennung,
Noch erst ein Kind, sich mündig sprach,
Und das der bittre Schmerz der Trennung
In einem Mondeswechsel brach?

Die Zeit ist Nichts! Wer mag gestalten
Die Leere und das Einerlei?
Sie kann dem Geiste Stand nicht halten!
Kein Mund verkündet, was sie sey!
Recht wär's, daß dieses Wahnes Schleppe
Abrisse der lichtklare Geist,
Zertrümmerte die myst'sche Treppe,
Die keinen Gipfel ihm verheißt! —

So tief sank ich in solches Klügeln,
Daß träumend sich der Geist verlor;
Da rauscht' ein Lüftchen von den Hügeln
Und raunte flüsternd mir in's Ohr:
„Laß ab zu scheiden Nichts und Wesen!
Eh du durch's Feu'r des Denkgerichts
Zur reinen Wahrheit bist genesen,
Wird Welt und selbst dein Geist zu Nichts!

Wirst du auch mich zu leugnen wagen,
Wenn ich ein kosend linder Hauch
Jetzt, in den sommerlichen Tagen,
Sanft wiege diesen Rosenstrauch?
Und doch im Herbst die alten Eichen
Knick' ab mit unsichtbarer Hand,
Mit Schiffestrümmern, Menschenleichen
Als Sturm bestreu' den Felsenstrand?

Was in der Vollkraft braune Locken
Die trübe, graue Asche streut —
Was heißer Jugend Blut macht stocken —
Nenn's Wechsel — Altern — oder Zeit —
Es ist — es ist! — Indeß du spaltend
Und grübelnd sie auflösst in Nichts,
Trifft dich, unsichtbar mächtig waltend,
Ihr Scepter, ehernen Gewichts!

Sie ist der Hauch, den du nicht fühlest,
Der mächtigste, doch leise Sturm,
Der Quell, nach dem umsonst du wühlest,
Der nagend niemals satte Wurm;
Das Feuer, welches still verzehrend
Mit blasser Gluth die Welt besiegt,
Der Phönix, der, sich neu gebärend,
Empor aus seiner Asche fliegt.

Doch Bild, fern ihrem Seyn, bleibt Alles,
Entstellend ihres Wesens Art,
Das, geist'ger als der Leib des Schalles,
In Thaten nur sich offenbart;

Das spurlos ist im Reich der Dinge,
Dem Grübler in ein Nichts zerfließt,
Und doch mit letztem, mächt'gem Ringe
Die große Räthselkette schließt!

Oh! mit der Mächt'gen dich vermähle,
Statt zweifelnd ihr zu widerstehn!
Laß ihren Hauch durch deine Seele,
Durch deines Blutes Ströme gehn!
Dem Glaubenden ist sie das Leben,
Das Morgen- und das Abendroth;
Mit krankem Auge schaut, voll Beben,
In ihr der Zweifler Nacht und Tod!"

Da rasch der Muth sich mir ermannte,
Beschämt von diesem Warnungswort;
Den grüblerischen Wahn verbannte
Ich aus gefaßter Seele fort.
Von Bild zu Bilde wird begegnen
Dem Suchenden der Geist der Welt,
Indeß dem Stürmer, dem verwegnen,
Zum Chaos sie zusammenfällt.

Was rauscht? Ich seh' aus grünem Gange,
Voraus der Mutter eilend kühn,
Die Knaben springen, deren Wange
Der Wettlauf rosig macht erglühn.
In Eurer Blüthe, frisch entglommen,
Stellt mir die Hast der Zeit sich dar,
Doch in der Mutter Aug', dem frommen,
Wird mir das Zeitlosew'ge klar.

Die Liebeserklärung.

(Fortsetzung.)

Es war Frühling, als Karbeck nach dem Essen in freundlichem Gespräche mit dem Präsidenten, Ernestinen und noch mehreren Personen zusammensaß. Ernestine behauptete auf weibliche Art allerlei kleinen Unsinn, den sie lustig durchzufechten wußte, etwa wie uns die Spanier in ihren Schauspielen durch anmuthige Sophismen ergötzen. „Schade," sagte ihr Karbeck, im halben Aerger lächelnd, „daß Sie, wie alle Frauen, Ihren schönen Verstand verdrehen und verrenken mögen; Sie könnten es schon wagen, eine Ausnahme zu seyn." Darauf versank er in eine tiefe Träumerei und nahm weiter am Gespräche keinen Antheil. Auf einmal sprang Ernestine lebhaft auf. „Es ist heute eine Mondfinsterniß," sagte sie; „lassen Sie uns in mein Kabinet treten, das liegt gegen Osten." Alles folgte ihr, auch Karbeck.

Digitized by Google

Die Vorhänge ihres Zimmers waren offen; eine Epheulaube und Blumen gitterten sie ein; der Mond schien voll hinein und malte die feinen Blätter auf den Fußboden; das Zimmer war sanft durchwärmt, aber ohne Licht und Lampe, nur von den Mondstrahlen durchleuchtet. — „Es ist fast sieben," sagte Ernestine, „der Culminationspunkt der Finsterniß naht; aber der Mond ist rund wie eine Kugel und unbeschreiblich hell und schön." — Alle wunderten sich außerordentlich über dieses Phänomen; ja wir sind sogar nicht sicher, ob einige der Herren nicht glaubten, es müsse ein Irrthum in der astronomischen Berechnung vorgefallen seyn, wie noch kürzlich eine große jüdische Autorität Jemanden sagte, der von der Sonnenfinsterniß des 8ten Juli sprach: „Glauben Sie auch an die Dummheiten?"

Karbeck sprach kein Wort, sondern sah auf den Schreibtisch und auf die hundert Kleinigkeiten, die im Halbschatten wie Erinnerungen darauf standen. Endlich sagte der Präsident: „Ist denn heute auch wirklich Mittwoch?" — „Nein, Dienstag," erwiderte einer der Herrn. — „Da haben wir das Räthsel gelöst!" sagte Ernestine, „und nun ist mir's nur unbegreiflich, wie unser gelehrter Professor sich meine Einladung zur Mondfinsterniß gefallen ließ und hineinsah und unser Staunen unbarmherzig mit hinnahm." Karbeck erwiderte mit bewegter Stimme: „Ich hatte gar nichts davon gehört, ich weiß gar nicht, wie ich hier herein gekommen bin!" — „Aber an was dachten Sie denn?" — „An unsere Geschichtsstunden," erwiderte er in einem Ton, der eine ganze Geschichte eigener Erfahrungen in sich schloß. — Ernestine jubelte im Herzen; sie sagte: „ist's nicht schön hier? viel schöner, als wenn der Mond wirklich verfinstert wäre? Wir wollen hier bleiben und den Abend verplaudern." — „Wir wollen im Gegentheil in's Theater gehen," sagte der Präsident und zog die Uhr.

Als Ernestine zum erstenmale wieder allein war, gab sie sich der Hoffnung hin, die seit einiger Zeit in ihr zu keimen begonnen hatte, geliebt zu seyn. Ihre Freude darüber war ernst und fromm; sie fühlte, daß dadurch zwei Menschen ein großes Glück tage, denn sie hatte in sich das Bewußtseyn, daß demjenigen, der ihre Liebe begehre und erhalte, mit derselben ein Schatz gegeben werde; was aber sie selbst anbelangte, so fühlte sie eine wohlbegründete, feste Anhänglichkeit für Karbeck, weil sie auf Charakter, tüchtige Ausbildung und stille Tugenden des Herzens einen unvergleichlichen Werth legte. Das Alles hatte sie in ihm gefunden, und zudem hatte seine Persönlichkeit das Glück gehabt, ihr interessant zu erscheinen, und seine edle Männlichkeit hatte alle ihre weiblichen Sympathien angeregt. Aber was thun! Daß er nie seine Hand nach einem Mädchen ausstrecken werde, das den äußern Verhältnissen nach so hoch über ihm stand, ohne vorher von ihrer wahren Liebe überzeugt zu seyn, das wußte sie. Zweideutige Ermuthigungen würde er in seiner Herzensunschuld nicht verstehen. Was blieb also übrig? Alle anerzogenen Grundsätze und Vorurtheile empörten sich in Ernestinen, als sie sich die Antwort auf diese Frage gab. Und dennoch mußten sie überwunden werden. — Sie nahm sich vor, sich den stolzen Mann, der sich nicht wohlfeilen Preises erlangen ließ, auf's Muthigste zu erringen, und wie die Verhältnisse einmal waren, glaubte sie ihrer weiblichen Würde nichts zu vergeben, wenn sie's that. Noch einmal also rief sie sich manchen unwillkührlichen Blick, manchen kleinen, verrätherischen Zug aus ihrem Beisammenleben zurück: seine offenbare Lust, sie unwissendes Ding zu unterrichten, ja, trotz dem Drange der Geschäfte, ihre Stunden beizubehalten, nachdem er alle andern aufgegeben; die kleine Veränderung, die in seiner Stimme vorging, wenn er mit ihr sprach; seine Sarkasmen über die Weiber, die immer mit einem Blicke begleitet waren, der bedeutete: „Sie sind anders!" — Vor Allem aber sagte ihr eine gewisse heimliche, untrügliche Stimme, die sicher ist wie das Gewissen: „Du bist geliebt!" — „Wie sie's nun anfangen wird, um einem ungeleckten Bären eine Liebeserklärung zu machen, und wie es ihr gelingt, das soll der Schluß dieser kleinen Geschichte seyn, denn von Seiten des Vaters haben wir kein Hinderniß zu erwarten, wenn er nur will.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, September.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte.

Schon eine Woche vor der zur Versammlung der deutschen Naturforscher bestimmten Frist kamen die Gelehrten in großer Anzahl hier an, und man sah bald, daß man sich nicht getäuscht, wenn man in Mainz einen sehr starken und sehr interessanten Congreß erwartet hatte. Am eigentlichen Empfangstage, den 18ten September, waren bereits gegen 600 Naturforscher aus allen Gegenden Europas hier eingetroffen, und zwei Tage später war die Zahl 1000 beinahe voll, so daß es in unsern Straßen von gelehrten Physiognomien wimmelte. Der „rheinische Telegraph" begrüßte die deutschen Naturforscher in einem Artikel, worin es unter Anderem heißt: „Ihr habt die alte Rheinstadt zu euern Versammlungen gewählt, sie, die in alter und neuer Zeit so redlich fortbauen half am großen Bau des Naturstudiums. Die alte Moguntia dankt euch für diese Ehre. Sie bietet euch freundlich ein freundliches Asyl, und wünscht von Herzen, daß ihr bei ihren lebenslustigen Bewohnern das Leben schön und lebenswerth finden möget. Mainz kann euch vielleicht weniger Schätze des Wissens, weniger Prunk bieten, als manche andern Städte; dafür findet ihr hier rheinischen Lebensmuth, ächt deutsche Hospitalität, und jenes heitere, sociale Wohlbehagen, das den Fremden hier immer den kalten und stolzen Pomp der Residenzstädte vergessen ließ. Wenn

Digitized by Google

ihr in den Muße- und Erholungsstunden den beschiedenen Erheiterungen euch hingebet, die wir darzubieten vermögen, so genießet mit voller und ganzer Lust, denn die ganze Bevölkerung erfreut sich an der festlichen Gastlichkeit, mit der Mainz die Blüthe deutscher Wissenschaft ehrt, und mit der sie den ersten und wichtigsten deutschen wissenschaftlichen Nationalverein bewirthet." — Dieser Gruß war aus dem Herzen der ganzen Bevölkerung gesprochen.

Die Anordnungen, welche das Festcomité in Bezug auf Unterbringung der ungeheuern Fremdenmenge getroffen, dürfen wir füglich übergehen. Die begüterten Bewohner nahmen einen Theil der Fremden aufs Uneigennützigste als Gäste in ihre Wohnungen auf, und die Andern wurden in unsern ersten Gasthöfen einquartirt. Nur diejenigen, die sich nicht vorher angemeldet hatten, mußten sich selbst ein Unterkommen suchen, was übrigens nicht schwer war, da hier die Zahl der Gasthöfe ungewöhnlich groß ist. — Da der 18te September auf einen Sonntag fiel, wurden die Generalversammlungen einen Tag später eröffnet; jedoch wurde am 18ten Mittags eine vorbereitende Versammlung im Casino gehalten. Der Präsident stellte dabei die Fremden der Versammlung einzeln vor, indem er laut ihre Namen ausrief und sie vortreten ließ. Diese Maßregel war sehr zweckmäßig; man erfuhr dadurch rasch, welche Männer von Bedeutung anwesend waren, und man konnte sich alsbald gegenseitig nähern. Dieses Präludium war von so heiterer und herzlicher Natur, daß es den besten Eindruck machte und Jeder die Ueberzeugung gewann, die 20ste Versammlung in Mainz werde eine der interessantesten seit der Stiftung der Gesellschaft werden. — Zum erstenmale in ihrer officiellen Wirksamkeit sahen wir die Naturforscher am Morgen des 19ten Septembers, und wenn sich nicht Mancher eingeschmuggelt hat, dem die Naturkunde eine terra incognita ist, so waren wohl 800 Jünger der Natur im Saale. Man hatte sich zeitig eingefunden; schon der prachtvolle Aulasaal im ehemaligen kurfürstlichen Schlosse, welchen die Stadt für 50,000 Gulden mit zu diesem Zwecke einrichten lassen, zog die Neugierde an, namentlich der Damen, welche die Galerien einnahmen, und man hatte wirklich ein Stündchen nöthig, um Alles im ungeheuern Saal zu betrachten und die gelehrten Leute, zum Theil mit Orden und Sternen, zu mustern. Die Eröffnungsrede des Präsidenten der Versammlung, des Medicinalraths Gröser aus Mainz, war lang und inhaltreich; er begrüßte die Versammlung, berührte die Geschichte der Wahl der Stadt Mainz in der vorjährigen Versammlung zu Braunschweig, ging auf die Bedeutung des Instituts über, gab dann Andeutungen über mainzer wissenschaftliche Bestrebungen, und schloß mit den reichen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an das Versammlungslokal knüpfen, woselbst so lange die edelsten Fürsten, die so viel für die Wissenschaft gethan, residirten. — Die darauf vom zweiten Geschäftsführer, Notar Bruch, gehaltene Rede behandelte die Frage, ob die Statuten der deutschen Naturforscher und Aerzte, wie es in der vorjährigen Versammlung gewünscht worden, wirklich modificirt werden sollten, da die Stimmen darüber im Verlaufe der Zeit sich sehr getheilt hätten. Diese Rede führte zu einer Discussion und zum Beschluß, ein provisorisches Comité aus acht der ältesten Geschäftsführer der Versammlung niederzusetzen, welches die Frage der Statutenerneuerung berathen und darüber weiter berichten sollte. (Ich bemerke hier gleich, daß dieses Comité, bestehend aus den ersten Notabilitäten der Versammlung, sich einstimmig gegen die Statutenerneuerung aussprach, welcher Ausspruch auch von der Versammlung gut geheißen wurde). — Pastor Brechter aus Neuhendorf, bekannt als ausgezeichneter Ornithvlog, verbreitete sich in langer Rede über die Intelligenz in den Thiergeschlechtern und speciell über den Schutz und die Vertheidigung der Nachkommenschaft von Seiten der weiblichen Thiere und dieser von Seiten der männlichen. — Der Geheime Hofrath Stiebel aus Frankfurt besprach eine sehr interessante Krankengeschichte, wobei sich im menschlichen Harn ein neues Infusorium in großer Menge darstellte. — Hofrath Kastner aus Erlangen verbreitete sich über eine neue Theorie vom Wesen des Lichts, und begleitete den Vortrag mit einer Fülle interessanter physischer und chemischer Notizen. — Diese erste Generalversammlung dauerte fünf Stunden. — Man schritt sofort zur Bildung der acht Sectionen, die alle täglich mehrstündige Sitzungen hielten.

Die zweite Versammlung am 23sten September war unstreitig die interessanteste von allen, wie sie auch die besuchteste war. Es kamen dießmal Gegenstände zur Sprache, die an sich schon keinen Anwesenden theilnahmlos ließen. Ein Straßburger Deputirter lud die Gesellschaft zum Gelehrtencongreß ein, der zu Anfang Octobers in Straßburg zusammentritt. Es war dieß keine gewöhnliche nachbarliche Höflichkeit, man sah es dem Ernste des Deputirten an, daß es sich hier, abgesehen von allem Politischen, von einer Verbrüderung der Pfleger der Wissenschaft beider großen Nationen handelte. Der ehrenwerthe französische Gelehrte hielt den Vortrag in seiner Landessprache; er vermied alle politischen Anspielungen und behielt einzig die Wissenschaft im Auge. Dem Deputirten wurde ein so jubelnder Beifall von der Versammlung zu Theil, daß er mit tiefer Rührung die Tribüne verließ. — Man ging sofort zur Wahl des nächsten Versammlungsortes im Jahr 1843 über. Die Wahl drehte sich um die beiden Städte Gräz und Bremen, denn von beiden Orten waren Deputationen hier eingetroffen, die um die Ehre concurrirten. Gräz siegte, obgleich die Ansichten in der Versammlung ziemlich getheilt waren. Und was gab den Ausschlag? Ein ganz zufälliger Umstand. Am Tage der Wahl war der Erzherzog Johann von Oesterreich, der bekanntlich in Gräz residirt, vom Niederrhein kommend, zufällig in Mainz, wenn auch nicht in der Versammlung. Ein Anhänger von Gräz hatte den guten Gedanken, die Worte in der Versammlung laut auszurufen, die kürzlich dieser Fürst in einem Toaste gesprochen, als er zu Brühl am Rhein kürzlich mit dem König von Preußen speiste. Dieß entschied, und unter Jubel wurde Gräz als nächster Versammlungsort proclamirt, weil man wußte, daß auch der Erzherzog sich bei dieser Wahl für Gräz interessirte. Ettingshausen aus Wien, der bekannte Daguerreotypist, war es, der auf diese Weise die Wahl entschied. — Auch die wissenschaftlichen Vorträge waren heute von großem Interesse. Hofrath Martius aus München sprach über die Krankheiten der Brasilianer; Professor Leuckart aus Freiburg über die menschenähnlichsten Thiere; Professor Fischer v. Waldheim aus Moskau über das neue, von ihm entdeckte, pancreatische Microscop. Mancherlei Anträge wurden gestellt und berathen, zum Theil angenommen, zum Theil verworfen, zu welchen leztern der Antrag des Hofrath Schwarz aus Fulda gehörte, dahin gehend, man möge allen Theilnehmern an den Versammlungen ein Schild anheften, worauf ihr Name verzeichnet sey, zum Zweck leichterer Erkennung. Wie der Antrag etwas spaßhaft ist, so wurde er auch humoristisch bekämpft. „Keine Eselsleher!" hieß es allgemein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. Oktober 1842.

— Ich bin ein ungelehrtes Mädchen,
Darin beglückt, daß sie noch nicht zu alt
Zum Lernen ist; noch glücklicher, daß sie
Zum Lernen nicht zu blöde ward geboren;
Am glücklichsten, weil sich ihr weich Gemüth
Dem Euren überläßt, daß Ihr sie lenkt,
Als ihr Gemahl, ihr Führer und ihr König.

A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Die Liebeserklärung.

(Schluß.)

Karbeck und Ernestine saßen zur gewöhnlichen Zeit beisammen, was, nachdem er ein Freund des Hauses geworden war, oft ohne Zeugen geschah. Er erzählte ihr von den Sitten der Neugriechen, wie in denselben noch immer die Spuren ihrer alten Abkunft zu finden seyen, so unverkennbar, wie das Original ihres Kopfputzes sich in den Münchner Aegineten wiederfindet. Sie hätte noch lange zuhören mögen, als die Stunde der Trennung schlug. Da zog plötzlich eine Wolke über Karbecks Stirn und er sagte kurz und trocken: „Ich muß unsere Unterrichtsstunden aufgeben, Fräulein!“ — „Warum?“ fragte sie etwas bestürzt. — „Sie thun mir nicht gut,“ erwiderte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn; „sie zerstreuen mich für meine Berufsarbeiten. Es geht nicht! Sie nehmen kein Interesse daran, und ich bereite mich den ganzen Tag darauf vor. Ich mag mich nicht von einem Dinge absorbiren lassen! Ich hasse Frauenherrschaft!“

Dieses Sturzbad von guten Gründen ward auf einmal herausgeschüttet. Ernestine hörte gelassen zu, dann sagte sie ganz freundlich: „Gestehen Sie es mir, Karbeck, haben Sie einen Begriff davon, was Frauenherrschaft, oder, um es richtig zu bezeichnen, weibliche Einwirkung heißt?“ — Er antwortete verdrießlich: „Es hat's nie Eine der Mühe werth gehalten, auf mich zu wirken. Dies: der Mühe werth, ist überhaupt die Sache; zu welchem Zwecke mag sich eine Frau Mühe geben? Die Lust, die ihnen von selbst zufliegt, erhaschen sie, den Schaden, der ihnen durch ihre Indolenz zufließt, ertragen sie, das nennen sie hernach weibliche Würde. Nur nicht arbeiten; das ist ihnen ein Greuel. Ich rede nicht von unnützen Stickereien und Kreidezeichnungen, daß sich Gott erbarme! das können sie, aber mit wahrem innerlichem Eifer nach etwas streben, mit dem Charakter, mit dem Geiste arbeiten — da ist's aus.“

„Sie irren sich,“ sagte Ernestine; „ich bin ein Mädchen, und doch gibt es ein Ding, um das ich mir schon unsägliche Mühe gegeben habe, und das ich auch noch zu erreichen gedenke; dann will ich Ihnen auch sagen, was es ist. Nun aber haben Sie gehörig über die Frauen geschmält, und es ist nicht mehr als billig, daß Sie mir sagen, wie wir Armen eigentlich seyn müssen, um Ihren Beifall zu erringen.“ — „Meinen Sie die Haare? die Nase? die Augen?“ — „Nein, nein, das Innere mein' ich, das, was sich ewig gleich bleibt.“ — „Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß ich keine Frau lieben könnte, die sich ewig gleich bleibt. Vor meiner Seele steht ein Bild, das

Digitized by Google

in beſtändiger Entfaltung, in reizender Lebendigkeit von Augenblick zu Augenblick der höchſten Entwicklung entgegen geht. Sie müßte von Jahr zu Jahr mit beſcheidenem Sinne die Vorzüge, die ſie ſich erworben, die Fehler, die ſie abgelegt hat, erwägen und dadurch zur Einſicht kommen, daß für den Menſchen auf Erden nie der Tag erſcheinen wird, wo er ſich ſagen kann: jezt hab' ich mein Ziel erreicht!" — „O wer erreichte das je!" ſagte Erneſtine, indem ſie die Hände im Schooß faltete.

„Kennen Sie," fuhr Karbeck fort, „ein Gedicht von Zedlitz: „Schwere Wahl"? Der hat's empfunden und tiefſinnig ausgedrückt, was die Frau dem Manne ſeyn muß." Erneſtine citirte:

„Ein Herz, zu fühlen, was im Herzen
Des unruhvollſten Buſens glüht;
Ein Herz, das, ſelbſt vertraut mit Schmerzen,
Weich rühret an ein wund Gemüth;
Ein Geiſt, der lichte Funken ſprühet,
Wie ihn das Herrliche erregt,
Und der, wo meine Seele glühet,
Im gleichen Fluge ſich bewegt."

Er ſagte mit bewegter Stimme: „So mein' ich's!" Sie fuhr fort:

„Und eine Hand, die hold mir ſchmeichelt,
Wenn mich ein wilder Strom ergreift,
Die lind an meiner Seele ſtreichelt,
Wenn ſie oft nah am Abgrund ſchweift."

Als ſie geendet hatte, ſagte Karbeck: „Alle Bedürfniſſe, die der Mann im Weibe ſucht, ſind hier auf's Schönſte berührt; aber wie iſt's mit den Männern beſchaffen? Die beſten werden von leeren Alltagsmenſchen in den Schatten geſtellt, und die Frauen ſuchen ganz etwas Anderes als den gleichen Flug der Seele. — Wer nicht ſchön iſt, der gefällt ihnen nicht, und es kann doch auch ein tiefes Gemüth in unſcheinbarer Hülle untergehen in der Sehnſucht nach Sympathie und Liebe!"

„Sie haben Recht," erwiderte Erneſtine, „es gibt Menſchen, bei denen man nachgraben muß, eh man die Schätze entdeckt, die ſie bergen. Karbeck," fügte ſie mit einer gewiſſen Feierlichkeit hinzu, welche die Wichtigkeit des Augenblicks ihr unbewußt in die Stimme legte, „ich kenne Einen, den die Welt kalt und rauh und proſaiſch nennt, bei dem ſie meint auf kein Mitgefühl rechnen zu dürfen, den ſie als Egoiſten verſchreit — und auf den *ich* mein ganzes Vertrauen ſetze, ja mein ganzes künftiges Glück bauen möchte; von dem *ich* überzeugt bin, daß, wenn Alle zagend am Ufer ſtehen, *er* es ſeyn wird, der in den Strom ſpringt, um das ertrinkende Kind zu retten; von dem *ich* glaube, daß er ſein Herzblut hingeben würde für ſein Deutſchland, für ſeine Deutſchen; von dem ich endlich glaube, daß eine gute Frau die kleinen Härten ſeines Charakters, die man ihm ſo ſehr übel nimmt, mit leiſer Hand abſchleifen könnte; ich kenne einen ſolchen Mann und — *ich liebe ihn!*" Karbeck ſah ſie ſtumm, aber mit beredten, flammenden Augen an. „Darf ich ihn errathen?" fragte er endlich, nachdem er ihren Blicken die entzückende Wahrheit abgeleſen hatte. — „Nein! nein!" rief ſie, „ich will ihn Ihnen nennen! aus *meinem* Munde ſollen Sie es hören!" — Sie ſtand auf, breitete beide Arme aus und rief wie eine Begeiſterte: „Ich liebe *Sie*!" — Er ſchloß ſie überwältigt und überwältigend an ſeine Bruſt.

Tagebuch aus Oſtende.

(Fortſetzung.)

5.

Der Oberkellner hat mir eben meine Wochenrechnung gebracht: ein äußerſt feierlicher Moment, geeignet zu ernſter Sammlung und zu ſinnigen Betrachtungen, wie keiner mehr. Es iſt Alles ſehr in der Ordnung, ach nur zu ſehr! Da kann ich nicht ein Centchen abhandeln. Fünf Franken per Tag für Wohnung und Koſt eines ausgewachſenen Menſchen, das ſcheint gar nicht übertrieben zu ſeyn. Im Gegentheil; ich dachte Wunder was ich für Oekonomien machen würde, da ich den Akkord ſchloß; fünf Franken dünkte mich, der ich von London kam, kaum eine Summe. Nun addirt es ſich doch recht erklecklich zuſammen. Für Bedienung ein halber Frank täglich; das nimmt natürlich der Herr. Die Bedienung wird ſich ſelbſt auch ſchon melden, am jüngſten Tage, dem Tage der fürchterlichſten Ausgleichung. Drei Flaſchen Bordeaux: ich finde das mäßig, nur den Preis unmäßig, drei Franks jede. Wenn mir der Doktor nicht Stärkung zur Pflicht gemacht hätte, ich würde mir den Wein abgewöhnen. Bier vertrag' ich nur, leider Gottes, nicht, am wenigſten das Oſtender, das ein verkappter Eſſig iſt. Cigarren — viel, ſehr viel! Das Rauchen iſt eine ekelhafte, widerwärtige Gewohnheit, die dem deutſchen Volke keineswegs zur Ehre gereicht; ein Bedürfniß mehr, eine Freiheit weniger. Sobald ich wieder in Thätigkeit ſeyn werde, ſchaffe ich die Cigarrendoſe ab. Hier muß ich rauchen, um doch etwas zu thun. Wäſche — nun, das iſt in der Ordnung. Den 12ten eine halbe Flaſche Champagner extra; es galt der Repräſentation. Alle Leute tranken, der König war angekommen, und ich würde aufgefallen, vielleicht gar verdächtig geworden ſeyn . .

Halt, da iſt ein Poſten: „Déboursé pour une lettre 1 Franc 50 centimes." Dieſe Schuld wälze ich von mir; ich bin rein von dieſem Verbrechen. Kein Sterblicher

wußte, daß ich in Oſtende ſey; ich hatte alle Korreſpondenz abgeſchworen. Vier Wochen lang keinen Brief erhalten, keinen Brief abſenden — o ſüßer Traum! Und dieſes Ungeheuer! Wiſſen Sie, von wem der Brief iſt? was er enthält? — Herr, eine Aufforderung zu Beiträgen in ein poetiſches Album. Dieſes Album verfolgt mich von Paris nach London, von London nach Oſtende. Woher weiß der übernatürliche Redakteur, daß ich in Oſtende bade? Wenn ich von Paris aus ſchweige und von London aus nicht antworte, glaubt er, ich werde im Seebad andern Sinnes ſeyn? O dieſe Albums, oder Alba, oder Albümmer! — Anderthalb Franken! Sobald ich über die Grenze komme, zeige ich den Mann auf allen Poſtämtern an; er ſoll unſchädlich gemacht werden, oder — Ich will doch ſehen, ob in Deutſchland Recht und Schutz zu finden iſt.

6.

Es geht nichts über einen Sonntag in Oſtende. Da brechen alle Dämme durch und das ganze Königreich Belgien überſchwemmt durch die Kanäle des dankenswerthen Eiſenbahninſtituts unſern ſtillen Strand. Die geſammte Judenſchaft kommt ſchon am Freitag Abend, um ſich gründlich auszuwäſſern und auszulüften. In den Gaſthöfen entſteht ein unaufhörliches Drängen, Toben, Schreien; im Meer kein Platz, auf dem Lande auch nicht, Morgens keine Karre im Bade zu haben, Mittags keine Schüſſel am Tiſch, kaum Abends das eigene Bett im Zimmer. Stellen Sie ſich vor, daß mir neulich ſo ein Orientale eine Gaſtfreundſchaft im Style ſeiner Heimath alles Ernſtes anſann: ich ſollt' ihn auf meinem Sopha ſchlafen laſſen! Par exemple!

Das Bad wird Einem gründlich verdorben, Gewöhnliche Berechnung würde vorausſetzen, daß die Abonnenten vor den einbrechenden Barbarenhorden ihre Berückſichtigung fänden, die Stammgäſte vor den Sonntagsgäſten; weit gefehlt. Jene mit ihren genommenen Karten ſind den Unternehmern ja ſicher genug; dieſe bringen baares Geld, und das muß vor allen Dingen eingeſteckt werden. Am Strande die Scene iſt zum Malen ſchön, ſehr ſchön vielleicht, aber zum Mitſpielen äußerſt unangenehm, zumal wenn hohe Fluth den Kampfplatz verengt und beſchränkt. Die Bademeiſter verlieren zuerſt den Kopf, dann die Geduld, zuletzt Alles, ſogar die Wäſche, nur ihre Bezahlung nicht. Baigneurs und Baigneuſen der verſchiedenen Geſellſchaften raufen ſich unter einander der Fremden wegen, und dieſe zanken, ein Dutzend oder zwei, um jede Karre, die aus dem Waſſer rollt. Von Rückſicht auf das zarte Geſchlecht iſt gar keine Rede mehr. Man ſchlägt ungeduldig an die Thüre: „Mais, Madame, dépêchez-vous donc un peu.“ Eine grobe Baßſtimme entgegnet: „Laissez-moi tranquille.“ — „Der Wagen gehört mein.“ — „Nummer eilfe für mich.“ — „Nein, vor mir.“ — „Herr, ich bin länger hier, wie Sie.“ ...

Heute iſt Sonntag. Heute früh habe ich fünf Viertelſtunden gewartet; dann riß meine Langmuth. Ich zog meine Stiefeln aus, krämpelte das Beinkleid in die Höhe und ſtürzte, zum Aeußerſten entſchloſſen, in das Meer. Die erſte Karre, welche heranlenkte, ich fiel ſie wie ein Seeräuber an, enterte an der Treppe hinten und fuhr, die Strümpfe triumphirend hochgeſchwungen, an den ſtaunend zu mir emporblickenden Strand. „Das gilt nicht,“ ſchrieen mir die Laute meiner Mutterſprache entgegen; „wir warten hier ſchon eine gute Stunde.“ — „Thun Sie wie ich, meine Herren.“ — „Aber wenn es nun Jeder ſo machte,“ ſchalt eine kleine Franzöſin, „was ſollte denn aus uns werden?“ — Ich hatte eine Antwort für ſie, leider nur eine franzöſiſche, die ſich nicht überſetzen läßt. Auf der Treppe niederkauernd, half ich wie ein ächter Lazzarone der Dame drinnen aus der Kutſche und ergriff ſofort Beſitz.

(Fortſetzung folgt.)

In ein Album.

Unter allen Gottesgaben
Iſt doch keine ſo geſegnet,
Als ein gutes Herz zu haben,
Das den Menſchen hold begegnet.

Ja, das Herz, das ächte, reine,
(Nicht der Sitz der eitlen Schwächen)
Iſt der Born der Welt, der Eine,
Der da quillt mit Lebensbächen.

Und ſo brauche du vor allen
Deine Herzensfreundlichkeit!
Allen Engeln muß gefallen,
Was des Menſchen Herz erfreut.

Nimmer iſt ſie ja verloren,
Selbſt bei Glück und Freude nicht!
Aber der wird noch geboren,
Dem das Herz der Tod erſt bricht.

Soll ich jenen Schleier lüften,
Der der Menſchheit Sünden birgt?
Siehſt du, wie ſie ſich vergiften,
Koſend eins das andre würgt?

Jeder Jubel deckt ein Leiden,
Banger Unmuth jede Ruh,
Jedes glatte Wort die Schneiden
Stummer Mordgedanken zu.

Digitized by Google

Brauche deine Gottesgabe!
Ring' um's Leben mit dem Tod!
Frage keinen, ob's ihn labe,
Denn bei allen thut es noth.

Falschen sey zur Schaam und Rüge,
Reinen sey zum Trost gesellt,
Und vergüte so die Lüge
Dieser gottverlassnen Welt.

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, September.

(Schluß.)

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte.

In der dritten und lezten Generalversammlung erschien auf der Tribüne ein Abgeordneter der Akademie zu Livorno, Dr. Meyer, brachte der Versammlung seine Huldigung dar und führte aus, wie seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften und Künste Germanien und Italien stets einträchtig in ihren Bestrebungen Hand in Hand gegangen. — Der Geheime Rath Crève aus Frankfurt sprach über die Macht der Einbildungskraft in der somatischen Sphäre des Menschen; Dr. Kernberger aus Mainz über Wesen und innern Zusammenhang der Imponderabilien; Dr. Vogt aus Neuchatel über Gletscher; Professor Plagge aus Gießen über eine neue Theorie des Sehens. — Die Schlußrede des Präsidenten wurde von Professor Mansfeld aus Braunschweig erwidert. Die Rede des Präsidenten war voll Herzlichkeit und Wärme, was die Versammlung durch lange anhaltenden Beifall bestätigte. In der Dankrede äußerte Professor Mansfeld, Mainz sey weder Residenz- noch Universitätsstadt, sondern eine durch Industrie und Gewerbe, durch wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen selbstständig aufblühende Stadt, und ihr Verdienst um die zwanzigste Versammlung um so höher anzuschlagen, als das Geleistete einzig aus der Mitte der Bevölkerung hervorgegangen und herzlich und wohlwollend dargereicht worden. Aehnliches sprach am Schlusse der Versammlung Professor Nöggerath aus, und auf seinen Vorschlag beschloß die Gesellschaft, noch speciell eine Deputation an die ersten Magistrate der Stadt abzusenden, um ihnen den Dank der zwanzigsten Versammlung auszusprechen. — So endete eine Versammlung, die hinsichtlich ihrer numerischen Stärke und der großen Zahl bedeutender Männer, die sie in ihrer Mitte zählte, zu den denkwürdigsten gehört, die seit zwanzig Jahren im Norden und im Süden Deutschlands gehalten worden, und die Mitglieder der Versammlung haben die erfreulichsten Eindrücke von Mainz mit in die Heimath genommen; denn was Mainz bei zwei Gutenbergsfesten gethan, das that es in noch umfassenderer Weise gegenüber dieser Versammlung, die Männer fast aus allen Welttheilen hier zusammenführte.

Zur Vervollständigung dieser Schilderung darf ich nicht unterlassen, wenn auch nur kurz, auf die Erheiterungen hinzudeuten, welche zu Ehren der Versammlung veranstaltet worden. Dahin gehören: 1) die täglichen Zusammenkünfte in der „neuen Anlage," in jenem reizenden Park, von wo aus man einen Aussicht nach dem Rheingau und dem Taunus genießt, wie sie in Deutschland nicht noch einmal zu finden ist. Hier nahmen die Naturforscher gemeinsam den Kaffee nach Tisch; meist war dabei Konzert im Freien. 2) Das große Festbankett in der Fruchthalle, ein wahres Diner monstre, an dem 1100 Naturforscher Theil nahmen. Hier konnte die Gesellschaft Forschungen über die ungeheure, vernichtende Kraft des Magens anstellen. Dieses Bankett war übrigens wohl eines der heitersten, dem je die deutschen Naturforscher und Aerzte beigewohnt haben. Toaste in Unzahl kamen vor, aber es gehörte eine Riesenstimme dazu, in dem ungeheuern Raume durchzudringen, zumal der Rheinwein und der Champagner bereits ihre Wirkung äußerten, als die ersten Toaste aufkamen. 3) Das Musikfest der Liedertafel. Wohl 6000 Zuhörer wohnten dieser großartigen Feier in der Fruchthalle bei, und der Mitwirkenden waren es wenigstens tausend. Der Anblick des Festlokals an jenem Abende war bezaubernd, und in diesem herrlichen Raum, bei festlicher Beleuchtung und festlicher Stimmung, ertönten nun die himmlischen Klänge des Händelschen „Belsazar" und die erhebenden Weisen Mozarts und Beethovens. 4) Ein großes Ballfest in der Fruchthalle, ein Fest, das den Fremden wohl den besten Begriff von der Mainzer Lust en masse gegeben haben muß, denn trotz eines Volks von 7000 tanzlustigen Personen war nur Heiterkeit und Ordnung im Lokale wahrzunehmen, durchaus keine Ausgelassenheit und Störung. 5) Zwei Fest-Reunionen in den Sälen des Hofs zum Gutenberg. Die Naturforscher lernten hier unsere haute volée und ihre reizenden Töchter und Frauen kennen, und waren entzückt von der feinen und ungezwungenen Geselligkeit, die sich an diesen Abenden in den prachtvollen Räumen geltend machte. 6) Festliche Eisenbahnfahrt nach Frankfurt. Wir reisten, 600 an Zahl, auf der Eisenbahn nach Frankfurt, und zwar gratis, denn auch die Direktion der Eisenbahn wollte sich der Versammlung gefällig zeigen. Die Gesellschaft besuchte in Frankfurt das Städelsche Museum, das Senkenbergsche Stift, Dannekers Ariadne bei Bethmann, den Kaisersaal im Römer und mehrere andere merkwürdige Plätze der Bundesstadt. Bei der Rückkehr wollte es der Zufall, daß in dem Waggon, wo ich saß, auch Naturforscher aus Paris und Kasan, aus Amsterdam und Danzig, aus Brüssel und Philadelphia saßen, und man kann sich denken, daß die 40 Minuten der Rückfahrt interessant vorübergingen. 7) Die Lustfahrt auf dem Dampfschiff nach Bingen. Dieß war wohl der interessanteste Moment. Unsere Naturforscher waren wie umgewandelt hier auf dem Rhein; alles Lust und Leben, auch nicht eine Spur von der Pedanterie und dem Ernst des Berufs und der Jahre; es war, als habe der göttliche Strom mit seinem unwiderstehlichen Zauber Jeden durchdrungen. Auf der ganzen Reise, hin wie zurück, nichts als Musik und Jubel, Hurrahs und Vivats, Kanonendonner und Gesang, Scherze und patriotische Erhebungen, Begeisterung und gottvergnügte Behaglichkeit. Von Bingen aus machten wir dem „Rheinstein," wo Prinz Friedrich von Preußen residirt, und der Veste Klopp unsere Aufwartung. — Dies ist nur eine flüchtige Skizze der mannigfachen Feste, welche Mainz zu Ehren der zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher veranstaltete.

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 11. Oktober 1842.

— Heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken,
Kommst du?

Herder.

Bruchstücke aus dem Gedicht:

Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht.

Von Ph: H. Welcker.

Mir war's, als hätte mich ein Gott gerufen,
Daß ich zu dieser dunkeln Kirche schritt
Und zu des Glockenthurmes alten Stufen.

Von einem Tag, der jüngst vorüberglitt
Mit Grabgesange, dumpf wie Sturmgedröhne,
Bracht' ich noch eine frische Thräne mit.

Nun bin ich oben. — Ach, wie ich mich sehne,
Nur eine Nacht der Glöckner hier zu seyn,
Mein Lied zu weben zwischen Glockentöne!

Sieh, Glöckner, sieh! ich trete für dich ein.
Laß mich, die Hand hier an den Hammer legend,
Nun reden mit dem Himmel ganz allein,
Mit mir, mit dieser Stadt und dieser Gegend!

Du wandelst her von Meeresküsten schon,
Nachtkönigin, weltkundige Sibylle,
In deiner sternumblizten Flatterhülle,
Und schreitest her um deinen dunkeln Thron,
Und hörst der Himmelslyra Silberton.
Weh' du von ihrer ew'gen Liederfülle
Mir Klänge zu, mir, von dem Schlaf geflohn,
Indeß zur Erde sinkt dein Schlummermohn!

Wie starret jener Wald so düster
Hinüber an die Himmelswand!
Doch hier mit seinem Opferbrand
Erscheint der Mond, der königliche Priester.
Den heil'gen Wagen hat er angespannt,
Das heil'ge Feuer angezündet.
Nun wallen Schimmer über Meer und Land.

Hold'selger Mond im Lichtazur,
Leg' heute den Madonnenschleier
Nur um das Schlummerantlitz der Natur! —
Nun ungeblendet sieht mein Auge freier.
Oft, wenn an dieser bleichen Himmelsmauer
Du kamst, war ich dein eifriger Beschauer;
Oft schon, wenn du mir rein, wie heut, erschienst,
Du ewigjunger Wunderthäter,
War ich ein frommer Beter
In deinem hohen Wonnedienst.

Digitized by Google

Es schlafen nicht die trauten Schwalben mehr
Dort an der Häuser trocknen Balken;
Sie sind geflohn, ein banges Heer,
Vor'm Wintersturme, diesem weißen Falken.
Und ferne ragt die Bergeshöh',
Nun eine schmerzverstummte Niobe, —
Hoch über ihr die Sternenfabel;
Und diese Gegend scheint ein todtes Babel,
Ein wüstgewordnes Ninive.

In jenem Garten drüben
Ist wieder Alles abgedorrt;
Die Freuden sind geflohn vom öden Ort.
Wie schnell die Herrlichkeiten doch zerstieben!
Die muntern Vögel sind vertrieben,
Und mit den Blumen sind die Jahre fort.
Orkane tosen:
Fahr wohl, du Schmelz gebrochner Rosen!
Es flogen in den Blüthenschein
Die Blicke sonst, wie Bienen, ein.
Nur was das Herz davon getragen
Aus Frühlingsflor und Sommertagen,
Ist noch im Herbst und Winter sein:
Erinn'rungshonig, mild und rein.
Der Rebe Blatter hat der Wind zerschlagen,
Doch in dem Keller glüht der Wein.

Ach! eine Blume legte froh sich nieder
Dort mit der Sonne, stand auch auf mit ihr,
Und hob sich früh dann immer schöner wieder.
Und nun? — Wer raubte denn so stolze Zier?
Einst fand der Gärtner bleich die zarten Glieder.
Und, meine Freundin, ach, so war's mit dir!
Jezt freuen mich nicht mehr die Gartenlieder:
Die Raume blieben, doch nun fehlst du mir.

O wie begann das Leben zu veröden,
Wie ward um mich die Welt so stumm!
Viel Bilder aber stehn um mich herum,
Und mit den Bildern allen muß ich reden.

Tagebuch aus Ostende.

(Fortsezung.)

Das Meer wimmelte von schwarzen, weißen, blonden, rothen und kahlen Köpfen; ein wahrer Ameisenhaufen. Ein Parfümeriehandler aus Brüssel, der als seine eigene Reclame in Ostende umherwandert, verpestete die frische Seeatmosphäre mit schlechter Pomade; er tauchte nicht unter, besorgend, die Welle möchte die Rosendüfte von seinem Haupte verwischen, dagegen salbte er dasselbe verschwenderisch mit Eau de Cologne. Eine alttestamentarische Familie, welche an Hydrophobie leiden muß, stand bis an die Knöchel im Wasser; der Patriarch faßte die Aeltermutter an der Hand, die Aeltermutter die Mutter, die Mutter den ältesten Sohn, und so fort. Es waren ihrer ein-und-zwanzig, bald in langer Reihe, bald in großem Kreise; gleich den Israeliten im rothen Meer gingen sie trockenen Fußes durch die Wasser und führten Alles mit sich, Kinder, Knechte und Mägde, nur kein Viehwerk, und so oft eine Welle geschossen kam, schrie der Patriarch und Alle ihm nach, und zwei-und-vierzig Beine sprangen hoch in die Luft, die Welle durchzulassen. „Röschen, duck' dich!" rief die Mutter. „Memme, ich hab' Forcht!" schrie der Jüngstgeborene, ein gar lieber Benjamin, den die Baigneuse sleepen lassen wollte, das heißt durch das Wasser ziehen. Neben diesem historischen Familiengemälde lag das Armadill in dem Sande, sonnte seine bunten Gürtelfarben und lachte, daß ihm das Bäuchlein schwabbelte. Die Nixen führten ferne einen anmuthigen Reigen auf, zu dem sich dann und wann ein Nix gesellte; Alles zutraulich durcheinander, ein Paradies im Wasser.

Hat man es überstanden, so gewährt das Ganze, vom Pavillon aus gesehen, ein allerliebstes, unerschöpflich reiches Bild, sofern sich auf den grünen Bänken noch ein Platz oder ein Stuhl auf dem Dyk erobern läßt. Rundum gepuzte Menschen, frühstückend, lustwandelnd, plaudernd. Am Strande zunächst die Waschbuden und Trockenseile mit weitflatternden Gewändern; dann Karren, Pferde, Reiter, ein lautes Chaos. Im Meere schwarze Pünktlein, welche in jeder Welle verschwinden und aus jeder Welle wieder emportauchen; ein kühner Schwimmer weit, weit hinaus, bis an die Grenzpfahle des Hafens von besorgten Augen verfolgt, ein banger Neuling unter den sennigen Armen eines Baigneurs zappelnd. Im Hintergrunde das blaue, grüne, weiße, sonnige Meer mit hundert Segeln; links, gen England hinüber, die langgezogene Rauchfahne eines Dämpfers, rechts, nach Blankenberge hinan, die grünen Häupter der Dünen, Fort Napoleon darauf und der Leuchtthurm. Kleine Segelboote mit Lustfahrenden schwanken hinaus; am Strande spielen Kinder und Erwachsene, jene mit hölzernen Spätchen Walle im Sande bauend und Graben stechend, diese Muscheln sammelnd, Seespinnen, Ungethüme aller Art. Eine artige Equipage, mit zwei Ponys bespannt, rollt lautlos über die weiße Flache des Strandes. In den Hafen hinein steuert eine große Brigg, dicht an den Trümmern, den noch sichtbaren, des hier gescheiterten Dampfbootes vorüber, und der Schiffsjunge oben

Digitized by Google

im Tauwerk nickt dem Müllermädchen freundlich zu, das, mit dem Sonntagsputze angethan, aus der Lucke der Windmühle guckt. Krabbenfischer kehren, die Netze an langen Stangen auf den Schultern tragend, von ihrem Morgenzuge heim; mit den nackten Beinen und den schmutzigen Kitteln stoßen sie sich durch die Menschenmenge durch, die ihnen neugierig in das leere Garn lugt. Auf einmal fangen die Sonntagsglocken in der Stadt zu läuten an, und fern aus dem klaren, flachen Lande antworten die frommen Dorfthürmlein. Im Pavillon wird Clavier gespielt; ein wunderhübsches Kind von Metz — ihretwegen allein würde mir der Vertrag zu Verdun schon leid genug seyn — spielt deutsche Weisen mit deutscher Innigkeit. Oben unter dem Zeltdache sitzt die Interessante aus Norddeutschland; das „Laienbrevier" ist ihr in den Schooß gefallen, und sie denkt im Augenblicke gewiß mehr an einen aus dem sie umschwärmenden Kreise aller Nationen, als an Leopold Schefer. Ein Mann mit einem Waschkorbe voll Crevetten bietet Frühstück aus, ein Weib seltene Muscheln, die nicht in Ostende gefunden worden, aber als Andenken von Ostende gelten, und ein Bettelbube läuft mit dem Ersten auf dem Dyk hin und mit dem Zweiten her, wie ein Pendel schwingend, ohne etwas zu erhaschen außer einem flämischen Rippenstoß hie und da.

Meine Sabbathsidylle ist fertig. Ich sitze mitten drin und freue mich meines Daseyns. Der blinde Orgelmann im Estaminet neben an spielt auf: „Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!"

7.

Eben bin ich dem Könige begegnet, König Leopold von Belgien mein' ich. Ich erschrack beinahe, als ich die bekannte, hohe Gestalt, die ich Tags über so oft über den Dyk schreiten sehe oder am Strande auf und nieder, plötzlich dicht neben mir erblickte, in später Stunde, auf der ganz und gar verwaisten Jetée des Hafens. Es war zehn Uhr vorüber; eine dunkle, wolken- und winderfüllte Nacht. Das Meer pochte mit brausender Gewalt an die schwankenden Bretter der langen, schmalen Brücke. Ich lag auf der Bank, ganz draußen, am äußersten Rande des Hafens, wo die schwarzen, stumpfen Baken dem irrenden Schiffer eine Richtung geben sollen. Schaum und Gischt der Wellen wurde hoch über das Geländer und über meinen Mantel geworfen, und die Treppe, welche zu der Fluth hinabführt, ächzte wie ein armer Mensch unter Peitschenhieben. Was ich dort suchte, der nacht- und meer-frohe Poet, ich weiß es wohl; aber was der König? Er hatte nur einen einzigen Begleiter, mit dem er schweigend und langsam die Brücke herunterkam. Der Mond schien, mit seiner schmalen, feinen Sichel eine Wolkenflucht durchschneidend, gerade auf das ernste, sinnende Gesicht des Fürsten. Ich erhob mich, sobald ich merkte, daß er, die kleine Treppe herauf, dem Baken zuschritt. Wir streiften uns beinahe im Vorübergehen, so eng ist diese Passage. König Leopold sollte nicht gestört werden von mir, nicht einmal durch ein Zeichen der Erkennung und des Respekts. Ich glitt rasch an ihm vorüber nach Hause. Es geht mir ein Gedicht von unserem Uhland durch die Gedanken: „Der König auf dem Thurme." Hätt' ich's da, überhaupt nur ein deutsches Buch, einen deutschen Dichter!

Mitternacht mag vorbei seyn. Der Gasthof ist wie abgestorben. Im Hofe plätschert der Brunnen und drüben, die Gartenmauer hinüber, rüttelt der Wind die müden, unwilligen Bäume zornig auf. Ach, laß schlafen, wer da schlafen kann! — Ich mag nicht. Ich reiße das Fenster auf. Die Kerze auf dem Nachttisch und dieß Blättchen zittern und schwanken im frischen Luftzuge. Ich wollte, ich könnte sie hinausschwimmen und hinauswehen lassen, einen Nachtgruß, einen Nachtwunsch, ein Nachtlied an Alle, die noch wachen oder wandeln, an die von der Last des glänzenden Tages einsam und wehmüthig ausruhende Macht, an die sorgenvolle und bekümmerte Armuth, an weinende und küssende Liebe . . . Gute Nacht, o gute, beste Nacht!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Nicht bloß der August hat dem Waadtland ein schönes Fest gebracht — das große Schweizer Konzert — von dem wir neulich schon in diesen Blättern sprachen, auch der September war für uns voll Genüge und Freude. Freilich hatte der ganze Sommer überhaupt viel Festliches. Der herrliche, immer sonnige und warme Himmel, der unser reizendes Land noch reizender und anmuthiger machte, die vielen interessanten Fremden, dazu der Ueberfluß an Allem, an Blüthe und Frucht, die Aussicht auf eine treffliche und überreiche Weinlese, alles dieß zusammen war und ist uns Fest und Feier. Daraus können die Waadtländer leicht die widerliche, politische Zerrissenheit und Spaltung des Schweizerbundes vergessen, an der sie nicht schuld sind. — Dieses Bundesunwesen vergessen auch die Fremden, wenn sie Festen beiwohnen, die hier zu Lande durch eine prachtvolle Natur voll mannichfaltiger Schönheit und Milde, so wie durch die ächte Liberalität, durch die natürliche Freundlichkeit und Gastlichkeit des Volks gehoben werden. So war es bei dem großen Musikfeste, so auch bei denen, die ihm gefolgt sind.

Digitized by Google

Am 6ten und 7ten war hier die Jahresversammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, wo mehrere interessante Gegenstände der Erziehung, der Industrie und des Armenwesens besprochen wurden. Diese Gesellschaft hat keinen andern Fonds, als den kleinen Beitrag, den jährlich jedes Mitglied erlegt; sie kann also keine eigenen Unternehmungen machen, keine Preise ausbieten, sondern muß sich darauf beschränken, denen mit Rath und That zu helfen, die in ihrem Sinne arbeiten; außerdem macht sie ihre eigenen Untersuchungen bekannt. So ist sie gleichsam nur eine Versammlung von Lieferanten, die ihre Kenntnisse, Studien, Beobachtungen und Erfahrungen über eine Summe gemeinnütziger Gegenstände herbeibringen und besprechen. Da die Gesellschaft aus Landwirthen, Gelehrten, Fabrikanten, Aerzten, Geistlichen, Schullehrern, Professoren, Kaufleuten, obrigkeitlichen Personen ꝛc. besteht, so bringt Jeder aus seiner Sphäre das ihm Wohlbekannte und wohl Durchdachte zum Austausch, und trägt seinerseits aus der Versammlung etwas in sein Leben zurück. Alle aber vereinigen sich in kleinerem oder größerem Wirkungskreis, um der Gesellschaft die rechte Richtung zu bewahren. Die meisten Mitglieder freilich bringen nichts, hören aber desto mehr und wenden es darauf zu Haus an. Jeder Schweizerkanton hat seine gemeinnützige Gesellschaft, oft von mehreren hundert Mitgliedern, und die Vereinigung dieser Kantonalgesellschaften bildet die Schweizer gemeinnützige Gesellschaft, die sich alle Jahre in einem andern Kanton versammelt. Bei diesen Vereinigungen herrscht noch in Haltung, Mittheilung und Sprache, so wie bei den gemeinschaftlichen Mahlen die größte Einfachheit, damit auch der Unbemittelte nicht davon zurückgeschreckt werde. — Wenn Deutschland bei seinem schönen Aufschwung nach dem siebenjährigen Kriege so eine gemeinnützige Gesellschaft bei sich eingeführt, dieselbe mit Eifer und Liebe fortgesezt und gepflegt hätte, so wäre wohl seitdem dort manch Trauriges, manche Demüthigung ungeschehen geblieben, von dem Unsinn eines nationalen „Norddeutschlands und Süddeutschlands" wäre nicht die Rede gewesen, der Pommer und der Schwabe, der Friesländer und Tyroler, der Böhme und Schwarzwälder, der Preuße und Oesterreicher hätten sich seit lange kennen, achten, lieben und im Nothfall helfen lernen. Dieses sich näher Kennenlernen, Verjüngen, Annähern und aneinander Festhalten deutscher Elemente hat man aber früher von oben herab gefürchet, und dadurch ist Deutschland zum Dienst und Spott der Fremden herabgesunken. Noch jezt haben nur Naturforscher, Philologen und Landwirthe ähnliche Vereine und Zusammenkünfte in Deutschland, nicht aber alle Gutdenkenden, das Gute Wollenden und Erleuchteten der Nation. Warum folgen wir hierin nicht dem Beispiel der Schweiz? Bei der Leichtigkeit, Kürze und Wohlfeilheit der Reisen in dem von Eisenbahnen und Dampfbooten nach allen Richtungen durchschnittenen Lande wären solche gemeinnützige Gesellschaften in deutschen Ländern und ihre jährliche Zusammenkunft in einer andern Hauptstadt ein großer Fortschritt für Deutschlands nationales, intellectuelles, sittliches und materielles Gedeihen; sie wären das sicherste Mittel, alles noch Ungleiche bei uns auszugleichen, alle Ueberhebung, Anmaßung und Selbstüberschäzung, alle Hegemonieträume aufhören zu lassen und aus dem Grunde zu kuriren. Wir haben bei Frankreichs leztem Drohen, beim Kölner Dom und bei Hamburgs Brand gesehen, daß solcher Bund jezt in Deutschland an der Zeit wäre.

Doch zurück in die Schweiz. Die Schweizer gemeinnützige Gesellschaft stellt sich jährlich drei Fragen, nach den drei Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit: Erziehung, Industrie und Armenwesen. Die eingeschickten Denkschriften werden in der allgemeinen Sitzung gelesen und hierauf diskutirt, dann folgen die besondern Vorschläge. Jährlich wird ein ziemlich genauer Rechenschaftsbericht gedruckt, durch den auch die Entfernten und in den Sitzungen nicht Gegenwärtigen in Kenntniß erhalten werden. — In der ersten Sitzung, die der Erziehung angehört, wurden interessante Denkschriften und Bemerkungen über das von dem würdigen Zellweger von Trogen in Bächtelen gestiftete Asyl für die christliche Erziehung ausgearteter und verdorbener Kinder vorgelesen. Diese Anstalt ist in vollem Gedeihen und zeigt bereits die glücklichsten Resultate. Hierauf war von den écoles moyennes die Rede, über deren Nutzen und zweckmäßige Einrichtung Zellweger, Vinet und Vulliemin sprachen. — In der zweiten Sitzung beschäftigte man sich mit genauen Angaben über das Cretinenhospiz auf dem Arenberg bei Interlacken, das der für den Gegenstand glühende Dr. Guggenbühler aus Glarus gegründet hat und dem er mit Trubler aus Zürich vorsteht. Nur Cretinenkinder, zu deren Heilung einige Hoffnung ist, werden da aufgenommen. Dr. Delaharpe aus Lausanne ging darüber sehr in's Einzelne, indem er den Cretinismus scharf von dem Idiotismus unterschied; lezterer, meinte er, befalle nur einzelne Personen, nicht ganze Familien, und da er das Gehirn, den Mittelpunkt der Nerven, angreife, so gebe er wenig Aussicht zur Genesung; in allen Ländern gebe es eine gewisse Zahl Idioten. Der Cretinismus hingegen ergreife ganze Familien und komme immer vom Einfluß der Nahrung, des Wassers, der Luft u. s. w., wodurch sich der Kopf verbilde, wodurch Haut und Magen ihren Dienst schlecht verrichten und im Allgemeinen alles Gleichgewicht gestört werde; die an einem dem Cretinismus günstigen Orte sich niederlassenden Fremden werden leichter davon ergriffen, als die Einheimischen. Dr. Gosse von Genf — den Deutschland und England bereits durch seinen reinen und aufopfernden Eifer für die Griechen, so wie durch seine trefflichen Schriften über den Einfluß der Gefängnisse nach Auburnschem und Philadelphischem System kennen — behauptete, der Cretinismus lasse sich nicht heilen, in Sion seyen aber glückliche Versuche angestellt worden, aus denen hervorgehe, daß sein Fortschreiten und seine Entwickelung gehindert werden können. Dr. Stettler aus Bern, der zweimal die Anstalt auf dem Arenberg besucht und geprüft hat, glaubt, durch dergleichen Hospize könnten idiotische Kinder geheilt und entwickelt werden, der Cretinismus hingegen sey nur dadurch auszurotten, daß man ihn bei der Wurzel angreife, indem auf dessen Ursachen, auf den Zustand der Luft, des Wassers, der Wohnung und Nahrung gewirkt werde. Die schweizerische naturforschende Gesellschaft stellt jezt in allen Kantonen genaue Untersuchungen über den Cretinismus an. Die gemeinnützige Gesellschaft läßt dem Hospiz auf dem Arenberg eine Unterstützung von sechshundert Franken zufließen. Auffallend war es, daß des zum Besten dieser Anstalt herausgegebenen Werks von Dr. Rösch in Württemberg keine Erwähnung geschah.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Oktober 1842.

Dixero si quid forte jocosius, hoc mihi juris
Cum venia dabis.

Horat.

Tagebuch aus Oſtende.

(Schluß.)

8.

Dieß Tagebuch iſt von mir zu dick angelegt, ich werde es nicht voll kriegen. Die vielen leeren Blätter hinten ſehen mich an wie die vielen leeren Tage hier, einer gleich dem andern, und jeder einzelne eben ſo ſchwerfällig und langſam über mir fortgewälzt, als alle zuſammen raſch und ſpurlos verſchwunden. Wenn meine Wittwe — noch bin ich freilich unverheirathet — aber wenn meine Wittwe einſt auf den Einfall käme, dieſe Tage und dieſe Blätter der Oeffentlichkeit zu überantworten! — Wer weiß? Schriftſtellerwittwen und Waiſen müſſen Alles zu Geld machen; was nämlich Gatte und Vater nicht ſchon ſelbſt dazu machte. Nun, da käm' ich gut weg, da müßt' ich mich vor Schaam ja noch im Grabe umdrehen.

Ich weiß etwas. Wenn die „Abendzeitung" oder andere gute deutſche Blätter weder ein Gedicht an ſie noch eine Korreſpondenz von ihm in den Schubfächern des Redaktionsbureaus finden, um eine halbe Spalte auszufüllen, dann machen ſie „Gedankenſpäne." Stopft man mit Hobelſpänen ein Todtenkiſſen aus, warum nicht ein Journal mit Gedankenſpänen? Zumal in einem Tagebuche nehmen ſich geiſtreiche Aphorismen äußerſt vortheilhaft aus. Ottiliens, Bettinas, Rahels, Thereſens Tagebücher haben alle ihre Aphorismen. Ich werde mich auch an die Hobelbank ſetzen. Alſo: „Gedankenſpäne."

— Geſtern iſt der Fürſt von Lichtenſtein nebſt hoher Gemahlin, Gefolge und Dienerſchaft dahier eingetroffen und im Hôtel d'Allemagne abgeſtiegen. Die Frau Fürſtin iſt eine ſehr ſchöne Dame. Schönheit ziert den Thron wie die Hütte. Erſter Gedankenſpan.

— Das Meer gleicht der menſchlichen Leidenſchaft. Dieſe hat, wie jenes, Ebbe und Fluth, aber nicht immer einen Leuchtthurm und einen Hafen. Zweiter Gedankenſpan.

Mir kommt es vor — in parenthesi geſagt — als wäre ich ein miſerabeler Tiſchlermeiſter. Dieſe Gedankenſpäne meine ich unter einer fremden Hobelbank ſchon einmal gefunden zu haben. Nun, es ſchadet nichts.

— Genießt die Jugend doch, ihr Thoren,
Man iſt nur einmal jung;
Der Augenblick, den man verloren,
Rächt die Erinnerung.

Nein, wahrhaftig, das iſt zu arg. Auch dieſer gereimte Span ſtammt von einem andern Baume, Namens Langbein. Ich will den Hobel wegwerfen und den

Digitized by Google

Apfelbrecher zur Hand nehmen. „Lesefrüchte" nehmen sich auch sehr gut aus, wie ich mich besinne, und sind nebenbei viel leichter zu liefern als Gedankenspäne. — Also: „Lesefrüchte."

— In einer der gediegensten politischen Zeitungen Deutschlands steht wörtlich die folgende Korrespondenz: „Stuttgart, 3. Juni. Bei der Berathung über die Hundesteuer wurde die persönliche Freiheit der Bürger lebhaft vertheidigt."

— „An den Zimmerthüren des Gasthofs Belle-Vue zu Koblenz am Rheine: Die verehrlichen Reisenden werden ersucht, bei ihrer Abreise nicht, wie wohl öfters aus Versehen geschehen, Schlüssel, Kommoden oder Thüren einzustecken." Als ehemaliger Philolog hab' ich diese schwierige und äußerst dunkle Stelle dadurch geheilt, daß ich scharfsinnig die Conjectur wage: Zwischen dem vocabulo Schlüssel und der vox Kommoden ist die praepositio „von" höflicherweise wegradirt und (scribae cuiusdam ignorantia) ein Comma oder eine virgula interpolirt worden. Was sagt Hermann zu dieser interpretio? Hermannus noster sollte sich den Codex doch im Original zur Einsicht senden lassen.

Meine Lesefrüchte sind schon alle vergriffen. Ich habe auch damit kein Glück. Begreiflicherweise, ich lese gar nicht. Ich will aufhören. Meine Wittwe mag drucken lassen, was sie kann. Ich bin müde.

9.

Die ersten Austern gegessen, fünf-und-zwanzig Stück. Ein merkwürdiger Tag, den ich roth im Kalender anstreiche. Mit einem zufällig und glücklich wiedergefundenen Landsmanne ging ich, dem Hafen entlang, zur Huitrière, so heißt das Austernschiff, welches die kleinen, geliebten Thiere von England herüberführt. Sie sitzen unten fest auf dem zu größerer Kühlhaltung steingepflasterten Kiele. Da lagen sie, eine neben der andern, die Schalen behaglich geöffnet, und sogen das Seewasser und das Tageslicht ein. Der Austernmann stach mit seinem in Eisen gefaßten Netze hinein, und wir konnten deutlich wahrnehmen, wie das geängstete, bedrohte Leben sich krampfhaft zusammenklemmte. Half aber nichts. Das erste Dutzend vertilgten wir in der nahgelegenen Schenke, die ein wahres Kleinbild flamischer Schule ist. Schreibe darunter: „Das Innere einer niederländischen Bauernwirthschaft," und du hast ein Genrestück, wie es die Kunstausstellungen und Galerien und Kabinette seit dreihundert Jahren auch haben; nur daß sie immer schlechter malen, Natur immer sich gleich bleibt. Frischer Sand auf dem Estrich aus rothem Ziegelstein, das Kamin spiegelblank, ein prachtvoller Rococoschrank mit Porzellanpüppchen, an der Wand Kaiser Napoleon und Marie Louise. Die Wirthin unterrichtete eben einen grauen Papagei. „Papje," rief sie, „die Preußen sind da;" da schüttelte der Vogel sein Gefieder, trommelte täuschend ähnlich und quakte mit dem unleidlichen Organ seines Geschlechts: „Portez armes!"

Papje machte einen so fürchterlichen Lärm, daß wir das zweite, dritte und vierte Dutzend lieber auf dem Hofe zu uns nahmen, als in der artigen Stube. Hierbei erhalte ich Gelegenheit, eine äußerst merkwürdige Beobachtung im Fache der Naturgeschichte anzustellen. Unser Frühstück sammelte den ganzen Hühnerhof der Frau Wirthin um sich, und ich sah, wie eine gewöhnliche Haushenne die weggeworfenen Austerschalen mit wahrer Gourmandise auspickte. Biete man einmal einem rechtschaffenen deutschen Hahn eine Auster an; er stirbt von dem bloßen Anblick. — Der Mensch und der Hahn sind doch rechte Gewohnheitsthiere. Unwillkührlicher, sehr tiefer und neuer Gedankenspahn. — Uebrigens waren die Austern noch herzlich schlecht. O Rocher de Cancale! O Georg! „Des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder," sagt Schiller.

10.

Conzert, Ball, Casino und Theater; über Mangel an Unterhaltung kann man nicht klagen. Im Conzert wird ein Stückchen Stabat aufgeführt, ich hab' es aber nicht gehört. Auf dem Ball werden Walzer und Quadrillen getanzt; ich tanze aber nicht mit. Das Casino besteht aus Lectüre, Conversation, Restauration und freiwilligem Vergnügen, ich besuche es aber nicht. Im Theater gibt die Familie Picolo französische Vaudevilles, ich gehe aber nicht hinein. Die geselligen Zustände von Ostende — vortreffliche Phrase — laboriren an dem Mangel eines Mittelpunktes. Gott erhalte ihnen diesen Mangel noch recht lange Zeit. Es werden vier Sprachen hier gesprochen: belgisch, was gern französisch klingen möchte, flamisch, was gern niederdeutsch, niederdeutsch, was gern hochdeutsch, und englisch, was gern gar nicht. Ich liebe die Redeträgheit der Britten sehr. Nichts Albereneres als ein Wirthshausgespräch, eine Unterhaltung im Bade, ein großer Redeversuch auf dem Dyk. In Ostende soll der Mensch nur mit der See plaudern, tanzen und lieben. Das gefällt mir bei weitem am meisten, daß mein schwarzer Frack noch unentfaltet im tiefsten Abgrund meines Koffers schläft. In der ganzen Zeit zwei Paar Handschuhe!

11.

In Slyken gewesen; ein hübsches flämisches Dorf, eine halbe Stunde entfernt, gen Brügge zu. Ein deutscher Maler war mit, ein lieber, sinniger Mensch, von dem ich viel lerne. Die klaren, trockenen Töne einer niederländischen Ebene, das wunderliche Farbenspiel des Meeres, Licht- und Lufteffekte, Wolkenbildungen, von denen sich das Land nichts träumen läßt, ich sehe sie

Digitized by Google

durch das geübte Auge des Künstlers an, viel beſſer als durch das eigene. Slyken liegt an dem großen Brügger Kanal hinauf. Schleusenbauten, Segelstangen, Tauwerk, Windmühlenflügel hängen überall, wohin man blickt, wie Spinnweb über der Landschaft. Ostende im grünen Rahmen seiner Wälle nimmt sich gut aus. Auch Wald hebt hie und da an, überragt von den Thürmen Brügges. Das Meer ahnt man nur hinter den Dünen. Jedermänniglich sey vor dem Naturalienkabinet und dem Wirthshaus in Slyken christlich verwarnt; beide ergänzen sich auf das Furchtbarste. Das Naturalienkabinet liefert dem Wirthshause Geflügel und Fische in die Küche — o ihr ewigen Götter, welches Geflügel und welche Fische! — und das Wirthshaus macht dem gratis ausgebotenen Naturalienkabinet den Preiscourant in seinem eigenen mit. Die wilde Ente sah uns oben ausgestopft so unschuldig und harmlos an, und hernach sollten wir unten das arme Thier gebraten vernichten . . . O nein!

12.

Morgen reise ich ab. Mein Tagebuch reist aber schon heute ab. Ein wahres Glück; denn sonst gäbe es eine Nummer dreizehn.

Bruchstücke aus dem Gedicht:

Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht.

Von Ph. H. Welcker.

Vielleicht verreist, vielleicht begraben
Sind sie, die du geliebt! —
Zur Ferne laß die Rosse traben
Daß Sand in Wolken stiebt.
Nur Eile kann dein Herz noch laben:
Verlust erleidet, wer verschiebt!

Vielleicht verreist, vielleicht begraben
Der Freund, sein Haus verwaist, —
Es kehren noch mit Liebesgaben,
Die viel die Welt umkreist;
Doch unter'm Kreuz mit Goldbuchstaben
Ist Einer ewig dann verreist.

Vielleicht verreist, vielleicht begraben! — —
Ihr wär't Euch nah so gern,
Jungfrauen, Mütter, Männer, Knaben;
Doch Trennung hält uns fern.
Einst sollen wir uns wieder haben!
Dort oben leuchtet Stern an Stern.

Vielleicht verreist, vielleicht begraben,
Vielleicht auch falsch gesinnt! —
Ach, weiße Tauben wurden Raben,
Verrätherisch der Wind.
Doch lieber sey verreist, begraben
Mir der und der, als falsch gesinnt!

Und du, * von dem ich soll mich ewig trennen,
Sieh dieses Blatt, — vom grauen Thurmaltan
Dir zugesendet, — sieh es an!
Dein schönes Herz wird meine Lieb' erkennen:

„Wer hat mit kühner Hand so schnell genommen
Sich die Sandalen und den Muschelhut?
Ach, du? — Schon fliegt dein Pilgerschiff nach Westen
Und donnernd hinter dir erbraust die Fluth.

Geliebter! Wenn dir Abends von Europa
Die Sonnenkugel röthlich niederzieht,
Und an der Kugel eine große Thräne,
Gleich einer Perle, deinem Blicke glüht:

Die Thräne weint' ich dir! — Und wenn das Weltmeer
Stets treulos seinen Fluthring dort zerschlägt:
Treu soll mein Herz dein Bild, dein edles, wahren,
Wie deinen Liebesring mein Finger trägt.

Gedenkst du noch, wie wir des Nachts entschliefen
Hier, Arm in Arm, am deutschen Bergesquell?
Am Morgen stand der ganze Wald in Flammen,
Und unser Herz war frühroth —, liederhell.

Was redet jezt zu dir in dieser Stunde?
Ist Deutschlands Erde dir so stumm und taub?
Hier rauschten deine ersten Bäum' und Flüsse,
Und unsre Freundschaft trieb ihr junges Laub.

Die Heimath steht, ein holdes Weib, am Meere
Und weint dem Sohn noch Mutterworte zu.
Horch, horch! das ist des Vaterlandes Glocke!
Was sagt sie dir, geliebter Pilger du?

Der neuen Welt Freibrief und düstre Strecken
Urwaldes, fremde Saatflur, eingetauscht? — — —
Und ewig nun von alten Herrlichkeiten
Und alten Gräbern, ewig weggerauscht? . . . .

Hier ruft dich noch dein erster Blumengarten,
Dein Kindheit-Eden und der alte Dom,
Hier war dein Jugendgott, dein Jugendhimmel,
Und drüben? — — Drüben ist kein Lethestrom!

* Ein Freund, der im Begriff ist, nach Amerika auszuwandern.

Digitized by Google

Doch welch ein Nachen schwebt mit Purpurwimpeln
Nach deinem Schiffe durch das Fluthgebraus?
Sieh, meine Liebe folgt dir durch die Wellen
Und steigt mit dir an den Savannen aus.

Fahr wohl, du schönes Herz! Wir Alle segeln
Nach oben auf der Erde, diesem Kahn.
Fahr wohl! Im Winter scheiden wir und ewig
Ist's Frühling dann, wenn wir uns wieder nahn!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

(Fortsetzung.)

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

In Beziehung auf Industrie wurden die großen Vortheile hervorgehoben, die aus den Handwerkerassociationen hervorgehen. In Lausanne besteht unter der Leitung eines Vorstands eine Association von hundertundzwanzig jungen Handwerkern, die gemeinschaftlich einen Koch haben, sehr gut und sehr wohlfeil essen, wo der Arbeiter, welcher sich betrinkt, dafür bestraft, und der, welcher sich dem Trunk oder anderer Unsittlichkeit ergibt, ganz aus der Gemeinschaft gestoßen wird; wo Vorträge über Arithmetik, Geometrie, Uebungen in vierstimmigem Gesang u. s. w. gehalten werden. Aehnliches zeigt der regenerirte Verein der deutschen Handwerker in Genf. — Zuletzt kam das Armenwesen zur Sprache. Es erhoben sich verschiedene Stimmen darüber, ob es besser sey, arme Kinder Familien zur Pflege anzuvertrauen, oder in Armenasyle zu thun. Linder von Basel und Zellweger von Trogen erklärten sich entschieden für Asyle, in denen für der Kinder Bildung und Zukunft viel besser gesorgt sey, als in den nach ihren schädlichen Einflüssen lange nicht genug bekannten Familien. Dagegen ziehen viele Orte, z. B. Lausanne, die Erziehung in Familien vor, wobei bekanntlich arme Kinder öffentlich ausgeboten und dann den am Wenigsten fordernden Familien auf dem Lande zur Pflege und Erziehung überlassen werden.

Von dieser schönen Versammlung verfügten sich am 8ten September Morgens mehrere Mitglieder zu einer andern, die einen engern, wissenschaftlichern, aber nicht weniger nationalen Charakter hat, zur öffentlichen Jahressitzung der Gesellschaft für romanische Geschichte. Sehr sinnreich und bedeutungsvoll war zu dieser Sitzung ein großer Saal des Schlosses Chillon erwählt. Wer kennte Chillon nicht, das sich wie eine große mittelalterliche Seelilie aus den tiefblauen Lemanfluthen erhebt und von den reizenden Alpen und Felsenzähnen des Waadtlands umstanden ist? Ein gar anmuthiges, durch reiche Baumgruppen abgerundetes Bild, auf dessen Jugend die Felsenbastionen der Hochalpen spottend herabzublicken scheinen. Bisher glaubte man immer, Chillon sey von dem tapfern und kriegsgeübten Grafen Peter von Savoyen, zugenannt der petit Charlemagne, um 1268 erbaut worden. Wahrscheinlich aber stand es schon viel früher und wurde von Peter nur ausgebessert, erweitert, mehr befestigt und besonders sein Inneres verschönert, daß Gräfinnen von Savoyen — bisweilen waren es Prinzessinnen von England oder Frankreich — darin wohnen konnten, freilich eng und dunkel genug, da das Boudoir der Gräfin auf einen Zwinger mit hohen Mauern ging. Sie mit dem See in Verbindung zu lassen, schien den Grafen zu bedenklich. Der Bau ist offenbar romanisch, mit späterer germanischer Beimischung. Urkundlich und geschichtlich ist nichts über Chillon festgestellt. Das Schloß war bis 1536, wo es die Berner und Genfer nahmen, der Hauptknoten, um den sich die Landesgeschichte dreht. Von seinem Rittersaal aus gingen mächtige Kriegsunternehmungen; in den Gemächern der Grafen und in jenem Boudoir der Gräfinnen, die noch Spuren von Wandmalereien mit Lilien tragen, wurde viel Politisches verhandelt. Aber auch Troubadourgesang ertönte manchmal aus diesen Hallen in das reizende See- und Alpengemälde hinaus. So war auch die Liebe nicht von diesen ernsten und festen Mauern ausgeschlossen. Sie lebt noch in manchen traurigen Sagen, wo Herzensgluth in den umfluthenden Wellen abgekühlt wurde. Pagen der Gräfin Yolanda verschwanden darin, weil sie Verdacht oder Rache erreicht hatte; Kahne, zur Flucht bereit, gingen mit den Vertrauten unter; ein aus Lutry geraubtes schönes Winzermädchen stürzte sich von dem äußersten Wachthurm in den See, und sie erscheint noch jetzt im Mondlicht auf der Oberfläche, wenn sie recht ruhig und spiegelklar ist. Auch eine weiße Frau geht in den Gemächern und Sälen um. Die aus dem Felsen gehauenen Gewölbe mit ihren romanischen mächtigen Pfeilern liegen unter der Seefläche, und wenn das Wasser in Sturmeszeit an den Schloßmauern hinaufschlägt, dringt es oft durch die schmalen Oeffnungen der Gewölbe in diese hinunter. Gefangene, die nicht in den Verließen lagen und da umkamen oder erdrosselt und erhenkt, hernach aber in den See geworfen wurden, verwahrten die Grafen und Herzoge in jenen schönen mächtigen Gewölben, wo sie mit Ketten an die Pfeiler gefesselt waren. So der Kanonikus Bonnivard und die drei Genfer Gesandten Lambert, Tocquet und d'Arlod, welche bis zum 29sten März 1536, d. h. bis zur Einnahme des Schlosses durch die vereinigten Berner und Genfer, hier festgehalten wurden. Damals hatte das Schloß eine starke Garnison von Savoyern und Piemontesern, davor aber lag noch zur Vertheidigung von der Seeseite eine bewaffnete Fregatte. Man war übereingekommen, daß Bern Chillon von der Landseite, Genf vom See aus angreifen sollte. Die Genfer vereinigten in einer Nacht ihre Barken und zogen damit am 20sten März aus. Die kleine Escadre bestand aus zwei großen Barken mit Lebensmitteln und Wollsäcken gegen die Flinten- und Kanonenkugeln, ferner aus einer Anzahl bewaffneter kleiner Fahrzeuge. Hundert entschlossene Männer unter Anführung von Franz Chamois und Franz Favre waren zum Angriff des Schlosses bereit. Die savoyische Fregatte wartete jedoch das kleine, aber entschlossene Genfer Geschwader nicht ab, sondern floh über den See nach Chablais. Auch das Schloß hielt sich aus Mangel an Lebensmitteln und aus Besorgniß vor einem Sturm der damals über Alles gefürchteten Berner nur eine Woche, wo der Commandant auf freien Abzug mit Mannschaft und Gepäck kapitulirte. Ein schöner Moment war es, als die Genfer ihre Gesandten und Bonnivard im Gewölbe fanden, freilich elend und verkümmert von der langen Gefangenschaft und der armseligen Nahrung. Von alle dem wußte Lord Byron unbegreiflicher Weise nicht das Geringste, als er seinen Prisonner of Chillon schrieb. Seit der Eroberung des savoyischen Schlosses und Landes 1536 ist beides Bern geblieben bis zur Losreißung Waadts von der Kette des Bären.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 13. Oktober 1842.

— Our castle's strength
Will laugh a siege to scorn.
Shakespeare.

Ein Reiterstücklein.

Wo die Abdachung des auslaufenden Gebirgszuges am rechten Elbufer sich gegen die fruchtbare Ebene niedersezt, erhebt sich wenige Meilen von Dresden die Bergveste Stolpen über dem gleichnamigen Städtlein auf ihrem berühmten Basaltkegel, der, aus schwarzen Riesenkrystallen wundersam gefügt, die Thürme und Zinnen der Burg wie eine stolze Kronenzierde dem Himmel entgegenstreckt, und seines Gleichen vielleicht nirgends mehr findet, als im benachbarten Böheim, an der Stelle, wo auf Säulen von Basalt Schloß Friedland ruht, von welchem Albrecht von Waldstein den herzoglichen Namen trug. Das Städtchen war einst blühend und wohlhabend durch Handel und Gewerbe, als noch auf dem Basaltfelsen die Bischöfe von Meißen in Glanz und Freuden Hof hielten, als Schwärme von Gästen hin und her zogen, als den hellen Morgen nach dem Glöcklein, das zur ersten Frühmesse in der Kapelle gerufen, alsbald der schmetternde Ton der Waldhörner begrüßte, und dem scheidenden Tag Zinken und Posaunen nachbliesen, die zur leckern Abendtafel und zum üppigen Zechgelag das Zeichen gaben. In dem verhängnißvollen Jahr 1756 jedoch war die Zeit dieses Glanzes längst schon spurlos verschwunden; die Häuser der vor länger denn einem Jahrhundert von den Schweden niedergebrannten Stadt waren seitdem aus nicht viel besserem Stoff neu erbaut, als die zahlreichen Schwalbennester an ihren Gesimsen, und bewohnt von einem armseligen Völklein, das seine Zeit zwischen Spaten, Pflug, Egge und Webstuhl theilte, um mühselig genug sich selbst mit seinen reizlosen, abgehärmten und doch so entsetzlich fruchtbaren Weibern und den ungezählt wie Ameisen umherwimmelnden Kindern das nothwendigste Stückchen Brod zu erwerben, das um so schmaler zugemessen war, als dazumal noch nicht jene amerikanische Knollenfrucht ihren vollen Segen entfaltet hatte, welcher seitdem das Land vor Hunger und Seuchen beschirmt, wie sie sonst im Gefolge des Krieges und sogar mißrathener Kornernten einherzogen als unbarmherzige Dränger und Würger. Das feste Haus aber über der armseligen Leinewebersstadt stand eben noch so drohend und unerschüttert, wie in jenen Tagen des dreißigjährigen Krieges, in welchen wilde Kroaten und noch wildere Gothen vergebens die schwarzen Säulen seines Fußgestelles beschossen und berannt hatten. Die in den Felsen gehauenen tiefen Gräben gähnten als schroffe Abgründe; leicht beweglich und jeglichen Augenblick bereit, sich an den rasselnden Ketten emporzuwinden, lagen die schmalen Zugbrücken, immer eine zwischen jedem der vier Höfe des Schlosses, deren erster, die Kiengelsburg geheißen, den im Zickzack emporführenden Felsenweg von außen aufnimmt; aus

Digitized by Google

den Schießscharten ragten starr die Mündungen metallener und eiserner Geschütze, und der Anblick, welchen die Veste von außen darbot, war wohl geeignet, auch im kühnsten Soldatenherzen die sieggewohnte Zuversicht herabzustimmen, selbst wenn der anrückende Feind gewußt hätte, daß es nicht eine entschlossene Schaar tapferer Krieger in der Vollkraft des männlichen Alters war, welche das Schloß bewachte, sondern nur eine Handvoll müder Greise unter dem Befehl eines ehrwürdigen Großvaters von drei-und-siebenzig Jahren, des guten alten Generallieutenants von Liebenau, der seine ersten Sporen schon als Cornet im nordischen Kriege gegen den ungestümen Karl XII. verdient hatte, als dieser im Jahr 1701 die sächsischen Völker des Königs von Polen an der Düna unwiderstehlich niederwarf und zu Paaren trieb. Das war aber schon gewaltig lange her, und wenn jetzo der alte Herr von jenen unruhigen Tagen sprach, dann gedachte er nimmermehr der Demüthigungen, welche dazumal die sächsischen Waffen hatten erfahren müssen, sondern wußte nur noch von der Pracht und dem Glanze der gedoppelten Hofhaltung zu Dresden und Warschau zu berichten und die nie wiederkehrende Herrlichkeit der versunkenen Zeit zu preisen, die für ihn freilich die beste und schönste seyn mußte, weil er seine grünen Jahre darin verlebt hatte. Wie leuchtete in jugendlichem Feuer sein halberloschenes Augenpaar, wie rötheten sich die gefurchten Wangen, wie beredt wurde der zahnlose Mund, wenn der Greis, erquickt durch Speis und Trank und das friedliche Mittagsschläfchen in dem lederüberzogenen Sorgenstuhl mit den breiten Ohren, im Hofe lustwandelnd aus der blanken Thonpfeife ächten holländischen „Canaster" rauchte und dabei von August des Starken Heldenthaten — in der Galanterie erzählte.

Für seine hohen Jahre sah er noch ganz stattlich aus, der alte General in der wohlgepuderten Perücke mit dem dicken, langen Zopf, in Federhut und blankgewichsten Steifstiefeln mit schweren Silbersporen, zur Seite den Stoßdegen, in der rechten Hand das spanische Rohr mit dem Knopf von Elfenbein und der goldenen Troddelschnur, und in der linken die Pfeife, die er mit der Zierlichkeit eines Holländers zum Munde führte, um ihr die blauen Wölklein zu entlocken. Er war viel rüstiger, als der kaum sechzigjahrige schwarzgallige Hauptmann, der schleppenden Ganges ihn auf seinem Nachmittagsspaziergang begleitete und jeden Augenblick stehen blieb, um unter dem Vorwand, den einen lahmen Fuß nachzuziehen, der keuchenden Brust einige Erholung zu gönnen, bis endlich, die Geduld verlierend, der General sich auf die Steinbank vor den Trümmern der alten Schloßkapelle niederließ und in ärgerlichem Tone anhob: „Für so einen jungen Springinsfeld, wie Er einer ist, macht Er sich verdammt alt, Kapitän. Wenn Er Athem holt, so klingt's wie eine Wasserorgel, und ich glaube gar, Gott vergebe mir die Sünde! daß Er einen Kropf bekommt."

Der Hauptmann griff bedenklich nach seiner Halsbinde, die allerdings zur Rechten und zur Linken bedeutende Böschungen zeigte; doch schwieg er, verdrossener denn gewöhnlich, weil Beide sich bereits den ganzen Vormittag über gezankt hatten, und der andere fuhr fort: „Mein Gott, Er ist ja eigentlich noch blutjung. Anno dreizehn, als ich und mein Bruder längst schon Kapitänsrang hatten, war Er noch ein luftiger Page, der nach einem Cornetspatent angelte und zappelte, und dem Barbier die besten Worte sammt den schönsten Dukaten gab, damit er Ihn nur einseifte und mit dem Messer Ihm über das Gesicht führe, wenn es auch so wenig abzurathen gab, als hier in meiner flachen Hand." — Mürrisch und alle Zurückhaltung bei Seite setzend, versetzte der Hauptmann: „Wenn Er schon mein Vorgesetzter ist, so hat Er doch kein Recht, mich zu verhöhnen. Nicht alle Offiziere Seiner Majestät können es bis zum Generallieutenant bringen, und manch einer sogar vermag nicht einmal den Stabsoffizier zu erschwingen, oder hat höchstens die Aussicht, mit dem Titel und den Ehren eines Obristwachtmeisters begraben zu werden —" — „Freilich, freilich, Kapitän, das war unrecht von mir," unterbrach ihn Liebenau; „und alldieweil Er ein ehrenwerther Offizier und mein ganz besonders guter Freund ist, so will ich um Seinetwillen dem Vorrecht meines Ranges im Dienst entsagen und Ihm als ein einfacher Edelmann Genugthuung geben. Komm Er her, Kapitän, und zieh Er vom Leder!

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem Gedicht:
Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht.

Von Ph. H. Welcker.

Horch! wie die Windsbraut unten erwacht,
Rüttelt die Linden, gellt und lacht;
Horch! sie pfiff
In das schlafende Kirchenschiff;
Und in des Thurmes hohlen Gang
Fährt sie brausend mit wildem Gesang,
Hundertstimmig, hoch hinauf
Bis zu der Zinnen letztem Knauf.

Hei, wie doch streicht das große Nebelroß,
Der Sturm, das Riesenpferd mit Flattermähnen,
Hinbrausend um den Erdkoloß! —
Die schlummermüden Wolken, welche lehnen

Digitized by Google

Am sternengoldnen Himmelsschloß
Fern oben, jagt es auf, und die da schliefen
Hoch über Städten, über Meerestiefen
Und ob der Pyramiden Afrika's
Und dem amerikan'schen Steppengras
Und ob des Niagara Donnerguß,
Und die da ruhen an Britanniens Dünen:
Es wecket alle mit dem wilden Gruß.
Und am Prometheusfels, am Kaukasus,
Da taumeln auf schlaftrunkne Wolkenhünen;
Und wach wird das Gewölk der Apenninen
Nun an der Alpen jähem Adlerhorst
Und über Deutschlands altem Eichenforst.

Da kommen schon auf langen Schimmerbahnen
In Sternenwüsten über Oceanen
Die schwerbeladnen Wolkencaravanen
Mit Hoffnung und Gebet, mit Heil und Fluch;
Dort mit dem Allaruf der Muselmanen,
Nachhallend hier den sanften Spruch
Der Schönen mit Gazellenaugen,
Und hegend dort Vampyre, welche saugen
An einem blutgetränkten Todtentuch,
Bei Schlachtenlärm und Pestgeruch!

Jezt ziehn dahin hohlaugige Geschwader
Am breiten Himmelsfenster.
Sind's Nachtgespenster?
Sind's Männer, die gewürgt der Kriegeshader?
Es sitzen bleiche Kampfgenossen
Mit frischer Wunden Blutgeschäum
Auf fahlen Todtenrossen;
Des Grames Geier ist auf sie geschossen. —
O reiten denn die Polen heim?
Viel Länder sind erschrocken,
Und an der Erde schönstem Golf
Heult fürchterlich der Kriegeswolf.
Wann ruhn die Pyrenäen thränentrocken? . . . .

Jezt andre Caravanen! — Mit Frohlocken
Erneuert stets das Sturmpferd sein Gewieh'r.
Dort lustige Musik und Jammer hier
Und Thorheit, alles Glückes baar!
Der Samum weht, ein Todeshaar,
Auf schwarzen Wellen reitet die Gefahr,
Die gestern Meer und heute Sand erkieste.
Doch mit euch, Wolken, mußt' ich ziehn:
Ihr brachtet mit wildschöne Phantasien,
Gleich der Araberwüste.

Wer ist die finstere Gestalt? —
Ihr klagt sie an: „Wir waren einst geboren
Zum Glück, und haben es verloren
Durch dich, und unsre Sommer wurden kalt
Und unsre Jahre fahl und alt;
Du warst allein so gegen uns verschworen,
Daß uns die Freude starb so bald."
Wer ist die finstere Gestalt?
Ein Heil'ger ist's, den Gott für uns erkoren,
Es ist der Schmerz dort im Cypressenwald!

Willst du denn stets dasselbe Liedlein singen?
Wohlstand und Freude, tägliches Gelingen,
Sie sammeln dir im Busen rauhes Erz,
Und seine Schale wird dich ganz umringen.
Zur Memme macht dich endlich Spiel und Scherz;
Doch Ungemach wird ächte Frucht dir bringen.
Ein biedrer, edler Arzt erscheint der Schmerz,
Er hebt dich wieder, gibt der Seele Schwingen,
Und führt dich ab von den gemeinen Dingen
Und sagt dir: „Schau doch wieder himmelwärts!" —
So Manches in der alten Ruh verdunkelt,
Das unter Druck und schweren Mühn
Sich kühn erhebt und prächtig funkelt.
Im Feuer blizt das Eisen, ein Rubin;
Das Herz wird in der Noth zum Edelsteine
Und groß, das Herz, das jüngst noch Allen schien
Das so verzagte, schimmerlose, kleine.

Und wieder laß ich eine Stunde rinnen
Von dieses Thurmes Zinnen,
Und immer noch die alte, trübe Mähr'
Vom Lebensweh erklinget um mich her.

Ja, viele Schollen hat der Kummer,
Ja, tausendfältig sind des Lebens Uebel.
Sie klammern sich an deines Daches Giebel,
Sie stehlen sich zu deinem Schlummer;
Sie gehn mit dir und summen in dein Ohr
Und fallen an dein Herz, ein dunkler Chor.
Doch höre! Bei dem großen Wort der Bibel!
Laß nur in deines Herzens weißen Schrein
Die blut'ge, dunkle Schuld nicht ein!
Sie reicht dir herben Armensünderwein;
Schwarz färbt sie dich mit brennendheißen Aschen,
Und alle Meere waschen
Nicht des Gewissens Tafel wieder rein.
Sey schuldlos nur, du kannst das Glück vermissen,
Dein Mantel sey zerrissen,
Trägst du der Unschuld heil'gen Mantel doch;
Sey schuldlos: und — du bist ein König noch!
Zum feigen Bettler macht ein bös Gewissen.
Und bleibst du oft allein mit deinem Herzen,

Digitized by Google

So stelle da nur deinen Frühling hin,
Und was du liebst, das wohne drin;
Laß brennen da der Gottesliebe Kerzen,
Häuf' Schätze da, wie Saba's Königin!

Von einem Bett sprang ich in Finsternissen
Einst auf. Begangen hatt' ich einen Mord.
Wild jagte mich das zürnende Gewissen,
Mir selbst ein Graun, nach Süd und Nord,
Von Berg zu Thal, von Ort zu Ort,
Und weiter, weiter ohne Rasten,
Aufs Schiff und hier von Port zu Port.
Auf meiner Seele Bergeslasten,
Stürzt' ich mich hin bis an der Welten Ende
Und suchte Jesus, streckte meine Hände
Nach ihm; ich suchte Gott: „O Gnade! Gnade!
Erbarmung mir! ein einz'ges Hoffnungswort!"
Sie schüttelten das Haupt. — Ich raste fort
Auf dunklerm, immer dunklerm Schreckenspfade,
In ew'ge Meere ohne Lichtgestade,
In eine meilentiefe Jammerhöhle.
O nein! .... Beglückt auf meinem Lager dort
Vom Traum erwacht' ich, hatte keinen Mord
Begangen, ich; noch rein war meine Seele,
Und wieder schlief ich ein und — ruhig fort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

(Schluß.)

Die Gesellschaft für romanische Geschichte.

In einem weiten Saal — ob ehemals Küche oder Rittersaal, ist unbestimmt — zwischen zwei mächtigen Pfeilern war die Gesellschaft für romanische Geschichte um den Tisch des Präsidenten und der Secretäre versammelt, und auf ihm standen Gefäße mit Blumen aus dem Zwinger des Schlosses, der unter dem kleinen Fenster der Gräfinnen lag. Der würdige und als Historiker sehr verdiente J. Vulliemin — einer der Ueberseyer, Erweiterer, Verbesserer und Fortseyer von Joh. v. Müllers Schweizergeschichten, der Verfasser des interessanten Chroniqueurs — eröffnete die Sitzung mit wenigen passenden Worten über die Wahl des Orts, wozu der Haupt- und Lieblingssitz des waadtländisch-savoyischen Petit Charlemagne am passendsten geschienen. Unter den Mitgliedern bemerkte man mit Vergnügen den Baron Gingins von Lassaraz, Verfasser der trefflichen Abhandlung in den Memoiren der Gesellschaft über das Rektorat von Burgund, über das wahre Verhältniß des Kriegs der Eidgenossen mit Karl dem Kühnen ꝛc., den Minister de Charrière, Verfasser einer sehr guten Geschichte des Klosters Romainmoutier, den Prof. Hisely, den geschmackvollen Historiker Pictet de Sergy von Genf, den alten würdigen Zellweger von Trogen, den Dr. Gosse von Genf ꝛc. Der Dekan Bridel hingegen, der erste Begründer der Gesellschaft, und Professor Monnard, einer der geistreichen Ueber- und Fortseyer Joh. Müllers, fehlten leider. — Die ersten Vorlesungen über Gegenstände des vorigen Jahrhunderts hatten wegen ihres rein biographischen und anekdotischen Charakters kein großes historisches Interesse, desto mehr des Walliser Archivars und Kanzlers de Bons Untersuchungen über die Frühgeschichte von Chillon nach bisher ungekannten und unzugänglichen Urkunden in Walliser Archiven. Hiernach ist es sehr wahrscheinlich, daß dieses Schloß schon gegen 850, also mehr denn vier Jahrhunderte vor dem Grafen Peter von Savoyen angelegt worden ist, und daß es dieser Fürst nur erweitert, vergrößert und besser befestigt hat. Professor Hisely von Lausanne las hierauf ein Fragment des ersten Theils seiner nächstens erscheinenden Schrift über die Geschichte Wilhelm Tells. Der Verfasser entwickelte die Reihenfolge aller in der Schweiz über diesen Gegenstand vorgefallenen Diskussionen, von 1607 bis zu der Schrift: „W. Tell, eine dänische Fabel," welche lange Gottl. Eman. v. Haller zugeschrieben wurde, wirklich aber Ulrich v. Freudenberger angehört. Hisely sprach hierauf nicht seine eigene, auf Gründe gestützte Meinung über W. Tell aus, sondern wandte sich mit einem Sprung zu hohem Enthusiasmus über Schillers W. Tell, was mit andern Worten so viel heißt, als: geschichtlich läßt sich unsere Tradition nicht beweisen und erhärten, sie lebt aber in der Sage und Dichtung für alle Zeiten fort, als ein herrliches Bild. Pictet de Sergy von Genf theilte, angeblich nach einer deutschen Chronik, die er aber nicht näher bezeichnete, mehrere anziehende Umstände aus dem Leben des Grafen Peter von Savoyen mit, über sein Verhältniß zu dem deutschen König Richard von Cornwall, über seine Gemahlin, die eine englische Prinzessin war, deßgleichen über des Grafen Kriegsthaten und lezte Jahre, über seine Leiden und seinen Tod in Chillon. Der junge Archäolog Troyon legte seine treffliche Schrift mit kolorirten Lithographien über die celtischen oder helvetischen, römischen und mittelalterlichen Gräber vor, die vor einigen Jahren oberhalb Lausanne aufgefunden und kunstverständig von ihm untersucht worden sind. Wir haben von diesem interessanten Fund seiner Zeit im Morgenblatt gesprochen, werden aber nächstens darauf zurück kommen, da indessen diese Entdeckung weit größern Umfang und Bedeutung bekommen hat. — Es war noch die Rede von der Bildung einer Gesellschaft für allgemeine Schweizergeschichte, von Urkundensammlungen in Payerne, Romainmoutier ꝛc. Allgemeine und lebendige Zustimmung fand besonders der Antrag des Präsidenten Vulliemin, die Gesellschaft für romanische Geschichte solle den waadtländischen Staatsrath auffordern, in einem der Säle des Schlosses Chillon — am passendsten im Saale der gegenwärtigen Sitzung — eine Sammlung von Rüstungen, Waffen und Kriegswerkzeugen des Mittelalters aufstellen zu lassen, die jezt auf verschiedenen Punkten des Landes zerstreut seyen; Chillon werde dadurch einen Theil seiner historischen und archäologischen Bedeutung wieder erhalten. — Nach dieser in jeder Beziehung anziehenden Sitzung verfügte man sich in das benachbarte prächtige Hotel Byron, wo die ganze Gesellschaft in dem herrlichen Speisesaal ein Diner einnahm, das sich durch die große Heiterkeit der Gäste und mehrere passende Toaste, z. B. auf die freie Entwicklung des Landessinns, der Landessitte und der Landesgeschichte, ohne Berücksichtigung der Nachbarn (Frankreichs), bis gegen Abend verlängerte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. September 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder aus Tirol. Von Beda Weber. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

(Schluß.)

In einem gar schönen und rührenden Liede S. 38 besingt der Dichter eine traurige Scene aus dem Tirolerkriege von 1809. Ein junger Mann fiel im Kampf für das Vaterland; sein junges Weib starb aus Gram und ihr neugebornes Kind ihr nach. Ein Maler hat ihr Wiedersehen in einer einfach schönen Gruppe dargestellt und der Dichter den liebevollen Gedanken noch sicherer durch das Wort verewigt.

Oft auch gedenkt der Dichter längst vergangener Zeiten und ältester Erinnerungen des Landes. Viele edle Helden und auch die alten Sänger treten uns hier nahe. Vor allen der volksthümliche Herzog Friedrich und der ritterliche Minnesinger Oswald:

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Der Knabe schläft noch in der Wiege
Und träumet seinen Jugendtraum.
Es ist der Traum von Tod und Siege,
Im zarten Sprößling ragt der Baum.
So jauchzt dem Jüngling, Heimathbrüder!
Im Jüngling lebet Oswald wieder!

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Die Sonnenwende ist gekommen,
Ihr Jünglinge! den Fels hinan!
Der Strahl im West hat ausgeglommen,
Und Mondenlicht bescheint die Bahn.
„Auf daß dein Geist uns hülfreich bleibe,
O Oswald! schlagen wir die Scheibe!"

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Held Oswald schwebt von Bergen nieder
Und schwingt des Landes Festpanier,
Er führt die Freischaar seiner Brüder
Ins Feld des Ruhmes für und für.
Wo Ritter Oswalds Fahnen fliegen,
Da mäht der Tod, da rauscht's von Siegen!

Heil dir, Heimath des Wolkenstein!
Der Adler kreiset, der Adler ist dein!
Gesang ertönt um Südlands Hügel,
Er fliegt die selbstgefundne Bahn,
Begeistrung träufelt ihm vom Flügel,
Er schwebet königlich hinan.
Zur Siegesfeier hats geklungen,
Dein Oswald hat das Lied gesungen!

In vielen Liedern wird die Eigenthümlichkeit der Tiroler Bergnatur aufgefaßt:

Der Gemsbock spielt am Bergesquell
Und plätschert in der Fluth,
Und wäscht sich seine Aeuglein hell
Und stärkt sein junges Blut!

Wohlauf! mein scharfgezielter Schuß,
Durchstreife schnell den Wind,
Und herze mit dem Schützenkuß
Den Gemsbock, weich und lind!

Der Schuß entfährt mit lautem Knall,
Und saust ans theure Ziel,
Mit Jubel ruft's der Widerhall:
„Der junge Gemsbock fiel!"

So ſtürzt im grauſen Wildgefecht,
Von meinem Schuß berührt,
Der trotzige Tyrannenknecht,
Der ſich ins Land verliert!

Das Wetterhorn hab' ich erreicht,
Ich athme Himmelsluft,
Und ſchwebe keck und federleicht
Durch Licht und Aetherduft.

In dem Liede von den Bergfichten S. 97 wird zum erſtenmal von der Muſe jenem wunderbaren Naturlaut gelauſcht, den alle Tiroler ſo wohl kennen und an den ſie die Erinnerung der Heimath knüpfen, „der ſüßeſten Stimme des Heimwehs," jenem eigenthümlichen dem Schwanengeſang ähnlichen Klingen der gefällten Bäume, wenn man ſie von den Bergen hinabgleiten läßt in das Thal. Verfertiger von muſikaliſchen Inſtrumenten wählen ſogar nach dieſem Naturton die beſten Holzarten zu ihrem Gebrauch aus. — Aehnliches Heimweh weckt dem Tiroler der Anblick der Pfirſichblüthe, weil ſie bei ihm unzertrennlich iſt von der „Oſterempfindung." Davon ſingt ein eignes Lied S. 100. Wieder andere Empfindungen, die der Dichter „eine Art von Schauer der kindlichen Gemüther" nennt, weckt dem Südtiroler die Mandelblüthe; was man wohl aus der ſymboliſchen Bedeutung derſelben im früheſten Heidenthum erklaren muß. Der Dichter knüpft daran Frühlingsgefühle in der großartigſten Anwendung.

Die Blüthe findet frühlingstrunken
Ins Reich der Lieder ſichre Bahn
Und glüht mit hellen Geiſtesfunken
Erfindungsreich den Dichter an.

Die kühnſten Donnerblüthen regnen
Im goldnen Strom vom Himmelsrand,
Die kecken Stürmer einzuſegnen,
Als Schlachtenlied aufs Vaterland.

Hoch ſteht Kometenſchweifgefieder,
Der Tod erwacht, es flammt der Muth,
Von allen Bergen zuckt es nieder,
Um jeden Sturzbach leckt die Gluth.

Und über bangem Todesſtöhnen
Hangt licht der Mandelblüthenſtrauß,
Und ſingt in wolluſtheißen Tönen
Das alte Lied vom Eiſentanz:

„Die Freiheit iſt ja Göttergabe,
So lieb als Athem, Licht und Seyn,
„Der Jüngling, Mann und Greis am Stabe,
Sie ſeyen Blut und Leben ein."

Der Lufthauch ſelber iſt geſtählt
Mit ſicherm Tod ins Feindesherz,
Die Klauſen hat der Sturm verriegelt,
In jedem Hohlweg ſitzt der Schmerz;

Und helle Mandelblüthen flocken
Verklärt aus ſchwüler Pulverluft
Ins kühnen Takt der Landſturmglocken
Und tanzen um die Heldengruft.

„Es klingt ja ſüß wie Orgelpfeifen
Ins treue Herz der Todesſchuß,
„Und ſchmeckt aus ſtahlgedrehten Läufen
Wie Traum und Liebe, Braut und Kuß!"

Die Felſenzinnen zahlen wieder
Die Söldnerlöhnung, eng und ſchmal,
Und ſtrecken ihre Rieſenglieder
Zermalmend in das Heimaththal.

Und über ſchuttbedeckten Leichen
Schifft hold der Mandelblüthenſtrauß,
Und breitet zum Verſöhnungszeichen
Die weiße Friedensfahne aus.

* * *

Die Seele ſteigt, des Stoffs entbunden,
Aufs weiße Mandelblüthenſchiff,
Die That iſt ihr ums Haupt gewunden,
Die Abſicht führt den Steuergriff.

Sie ſchwebt, vom Schöpfungsſturm gehoben,
Empor aus düſtrer Grabesau
Und küßt im Land der Sterne oben
Voll Innigkeit das Himmelsblau.

Die Sterne neigen ihre Kronen
Und huldigen mit Schmeichellaut
Der Schifferin aus fremden Zonen
Als Gottes auserleſner Braut.

Die langgetrennte Flamme einet
Sich mit des Urlichts Kraft und Quell,
Die hohe Sonnenjungfrau ſcheinet
Im Kranz der Bräute ewig hell.

Wohl tauſend Gottesſonnen ringen
Im Tanze um das Brautgemach,
Und alle tauſend Welten klingen
Den Schall der Hochzeitlieder nach.

Mehrere Gedichte geben Genrebilder aus dem Tiroler Leben, durchaus von ernſter Art. So das rührende Lied S. 76 von dem Vater, der ſeinem Kinde den Sarg machen und es darin auf dem Rücken zum Kirchhof tragen

muß. So das liedliche Gedicht in Waldes süßestem Tone gesungen S. 22:

Säusle, labendes Lüftchen, durch die Bäume,
Schüttle Apfelblüthe der holden Jungfrau
Auf die Locken, welche heiliger Liebe
Priesterlich pfleget,

Jener edleren Liebe, die Gespielin
Ist der reinen himmlischen Unschuld, Leben
Athmet ums hehre, weibliche Antlitz,
Göttlichen Adel

Präget, Lüftlingen furchtbar, auf die Stirn' ihr,
Und sie weiht mit Segen und Himmelswonne
Zur geliebten tugendlehrenden Mutter
Lieblicher Kindlein!

Flüstre sanft um die Wang' ihr, küsse leise
Ihr die Thräne weg von dem blauen Auge,
Diese heißgeweinte heilige Thräne
Schmachtender Sehnsucht!

Ach! die Heimath da droben ist so ferne
Und im Busen schlummert ja nimmer deine
Rege Flamme, lodert heimathbegehrend,
Heilige Jungfrau!

Wird ja dämmern die große Morgenröthe,
Wenn die letzte Thräne dir träuft vom Auge,
Sieh! der Morgenstern glänzet schon hell am
Oestlichen Himmel!

Noch vieles ist in dieser Sammlung von eigenthümlich prophetischem Charakter, und Anderes, worin sich uns die geheimste Tiefe einer schönen Seele öffnet. Darüber kann die Kritik keine Rechenschaft geben, der Leser muß es selbst empfinden.

Von sich sagt der Dichter in einem Abschiedsgruß:

Jugendliche Träume schweben
Aus dem goldnen Hirtenleben,
Wo kein Sturm die Blüthe bricht,
Führen mich auf Wonneauen,
Wo die Pilger Hütten bauen:
Doch das Höchste ist es nicht!

Röthlich prangt die Pfirsichblüthe,
Schwebt auf munt'rer Mädchen Hüte,
Spielt ums schöne Angesicht,
Minnelaut und Freude schallet,
Der gehobne Busen wallet;
Doch das Höchste ist es nicht!

Jeder Nerv im Leibe bebet,
Heitres Morgenroth umschwebet
Meine Bahn mit goldnem Licht,
Holde Scham und Liebe weben
Rosen um mein Frühlingsleben;
Doch das Höchste ist es nicht!

Festgegürtet um die Lenden,
Will ich Freud und Jugend spenden,
Herz! getrost und zittre nicht!
Nach dem Höchsten mußt du streben,
Nur Entsagung reift das Leben,
Das des Sieges Palme bricht!

Soll mit fasi'gen Lebensmarken
Hoch der Eiche Kraft erstarken,
Trotzt sie kühn dem Waldorkan;
Drum auf rauhen Dornenwegen
Suche kämpfend Gottessegen
Streb im Sturme hergetan!

Engel! schaut vom Sternenlande
Auf die losgesprengten Bande,
Auf den nackten Jüngling hin,
In der Blüthe zarter Jugend
Mit der strengen deutschen Tugend
Tret' ich auf den Kampfplatz hin!

Lebet wohl im Thal hienieden,
Lebensfreud' und Himmelsfrieden
Schwebe um eure Blüthenzeit!
Meine Abschiedszähre fließet,
Mit dem Hahnenschrei begrüßet
Mich der Kampf der Ewigkeit!

Aus dem, was wir der reichen Sammlung enthoben, wird man den Charakter dieser Dichtungen zu beurtheilen vermögen. Im Allgemeinen steht der Dichter der gemüthreichen oberdeutschen Schule, die man vorzugsweise die schwäbische nennt, am nächsten und darf als einer ihrer achtungswürdigsten Meister begrüßt werden. Faßt man seine Stellung als Mitglied eines geistlichen Ordens ins Auge, so kann man sich nicht verhehlen, daß er, zumal in den zarteren Empfindungen, oft mit dem liebenswürdigen Balde übereinstimmt; in welcher Beziehung diese beiden Dichter wohl einzig dastehen. Doch abgesehn von diesen geistigen Verwandtschaften ist die Gesangesweise unsres Tirolers nach Gegenstand und Form durchaus eigenthümlich und wir lernen in ihm einen Mann seines Volks kennen, der vor allen berufen war, seine Stimme zu führen in dem Kreise, in welchem die

Digitized by Google

deutschen Stämme sich durch ihre Sänger vertreten lassen. Er ist übrigens derselbe, dessen meisterhaftes Werk „das Land Tirol. Innsbruck, Wagner, 1839" schon vor drei Jahren (vergl. unsre Blätter von 1839, Nr. 101—3) die öffentliche Aufmerksamkeit auf den damals noch unbekannten Verfasser lenkte.

Romane.

1) Nacht und Morgen. Ein Roman von Sir E. L. Bulwer. Aus dem Engl. von Gustav Pfizer. Sieben Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1841.

2) Dasselbe übers. von O. v. Czarnowski. Drei Theile. Aachen und Leipzig, 1841.

Dieser Roman ist mit derselben Lebendigkeit geschrieben, wie die früheren Romane Bulwers, nur ist er nicht original. Derselbe Dichter hat in seinem Clifford schon früher dieselbe Idee durchgeführt, und seitdem hat auch Dickens in Oliver Twist den nämlichen Grundgedanken ausgebeutet. Es handelt sich nämlich schon wieder von einem Waisenknaben, der von edler Geburt, aber um sein Erbe betrogen und ins Elend verstoßen ist, unter schlechte Gesellen geräth, an Verbrechen Theil nehmen muß und endlich so glücklich ist, das Geheimniß seiner Geburt und den Betrug aufzudecken. Auch Clifford geräth unter Räuber, auch Oliver Twist in ganz ähnlicher Lage unter die Diebsbanden Londons. Es ist im Grunde das Thema, das unser Schiller schon in den Räubern und noch früher Cervantes in seiner schönen Zigeunerin behandelt hat. Ein Kind vornehmer Eltern geht verloren oder wird durch boshafte Ränke aus dem elterlichen Hause verstoßen und plötzlich unter den Pöbel, unter Wilde, unter Bösewichter, kurz unter dämonische Gestalten versetzt, die mit seiner Unschuld, deren Abscheulichkeit mit seiner adeligen Physiognomie, deren Nacht mit seinem Licht recht grell kontrastiren. Ein gewiß natürliches, aus dem Leben gegriffenes, allgemein anwendbares poetisches Motiv, das aber vorzugsweise oft von englischen Dichtern benutzt worden ist. Die im englischen Adel eingeführte Primogenitur veranlaßt in der That zuweilen geheime Ranke der zurückgesetzten jüngeren Brüder gegen den Bevorzugten älteren oder dessen Descendenz, und das Privatleben bietet aus denselben Ursachen zuweilen dieselben Erscheinungen dar, wie die Geschichte großer Dynastien, in denen oft Bruder und Bruder, ja selbst zuweilen Vater und Sohn um den Besitz streiten. Solche Verhältnisse sind den englischen Dichtern weit geläufiger, als den unsern, und es ist nicht zu läugnen, daß ein großer poetischer Reiz darin liegt.

Bulwers Roman ist einfach angeordnet. Der Held desselben, Philipp, ist von einem reichen Oheim abhängig, muß eine zärtliche Leidenschaft vor ihm verbergen und vollzieht seine Heirath nur insgeheim. Der Herr Onkle stirbt und nun steht dem Glück Philipps nichts mehr im Wege. Er ist Erbe, er will seine Heirath öffentlich bekannt machen, seine Frau und seinen jungen Sohn im Triumph in die Welt einführen, bricht bei einem tollkühnen Ritt den Hals und obgleich er seinen eignen jüngern Bruder Robert zum Vertrauten gemacht hat, zieht es dieser doch vor, das reiche Erbe für sich zu behalten und Philipps gleichnamiger Sohn wächst als armer Bastard auf. Seine unglückliche Mutter gilt als eine Gefallene. Sie stirbt aus Gram und selbst die Aufschrift auf ihrem Grabe bezeichnet sie als eine Ehelose. Der Sohn geräth in die schwarze Gesellschaft von Spielern, Falschmünzern ꝛc., entdeckt aber zuletzt die ihn legitimirende Urkunde seines Vaters und gelangt zum Besitz des reichen Erbes. Indem er die Ehre seiner Mutter im Grabe herstellt, heirathet er selbst ein armes Mädchen, der er die Entdeckung der Urkunde verdankt, obgleich man ihm, nachdem er vornehm geworden ist, die Mißheirath abräth. Dieß ist ein schöner Charakterzug und solche Lichtpartien des Werks, wozu auch der edle Charakter von Roberts Sohn Arthur gehört, sind nothwendig, um einen Ersatz für die tiefen Schatten darzubieten. Es würde uns sonst in der Gesellschaft der Lasterhaften und jenes Auswurfs der Menschheit, dem die Dichter in den dunkeln Winkeln Londons so fleißig nachspüren, doch gar zu unheimlich werden.

3) Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz von Eugen Rispart. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1841.

Edles Judenthum, verfolgt von barbarischem Christenthum, ein Thema, das bei der zunehmenden Judificirung unsrer schönen Literatur immer häufiger behandelt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Oktober 1842.

Vermischte Schriften.

Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhrs, nicht-philologischen Inhalts. Hamburg, Perthes, 1842.

Wieder ein Nachlaß von Niebuhr, der manches Interessante darbietet. Bei Niebuhr findet man doch immer etwas, woran sich ein vernünftiger Mann erbauen kann; während man so viele nachgelassene Schriften, Correspondenzen und andere Sammelsurien sogenannter Coryphäen, womit der literarische Markt seit Jahren überschwemmt wird, nie ohne Mißtrauen in die Hand nehmen und nur selten ohne Mißbehagen aus der Hand legen kann, da der Inhalt meist auf Ostentation und Auskramung trivialster Eitelkeiten hinausläuft.

Den größern Theil des vorliegenden Bandes nehmen Circularbriefe aus Holland vom Jahr 1808 ein. Niebuhr war in dieser Unglückszeit preußischer Geschäftsträger in Amsterdam. Er richtete seine Briefe an Eltern und Freunde, die sich dieselben wechselseitig mittheilen mußten, daher der Name „Circularbriefe." Von Politik enthalten sie wenig und, wie es scheint, war Niebuhr hier in einem ähnlichen Falle, wie später in Rom, nämlich, obgleich Gesandter, doch nicht viel als solcher zu thun zu haben. In jener Zeit und an jenem Orte hatte das nichts auf sich; während es allerdings befremden muß, in Niebuhrs eigenen Briefen zu lesen, daß er auf dem wichtigen Posten in Rom sich jahrelang ohne Instruction befunden habe.

Die Schilderung Hollands und Deutschlands hat viel Anziehendes. Mit ungewöhnlicher Wärme spricht Niebuhr vom König Ludwig von Holland, den er tief bemitleidet, da er ihn fast immer leidend fand, doppelt gequält durch die Zudringlichkeit seines Bruders und durch den geheimen Haß der Holländer, denen er doch wahrhaft wohl wollte. Gewiß verdient König Ludwig diese ehrende Anerkennung seines Charakters; aber wir möchten den Holländern nicht vorwerfen, daß sie nicht gerne einen Franzosen als König im ehrwürdigen Stadthause von Amsterdam residiren sahen. Ein fremder Herr, und wenn er ein Engel wäre, bleibt ein fremder Herr, den sich gefallen lassen zu müssen für jede Nation ein Schimpf bleibt, und wenn auch ein Glück damit verbunden wäre. Nationalehre geht vor allem!

Niebuhr fand überhaupt wenig Gefallen an der Halsstarrigkeit der Holländer in politischen und kirchlichen Dingen. Er sagt S. 269: „An dieser politischen Verstocktheit, die alles beschönigt, was von der eigenen Faktion geschieht, und nie verzeiht, kommt keine Nation der holländischen gleich: und dieß gilt, mit unverminderter Heftigkeit, für Begebenheiten die vor Jahrhunderten vorfielen. Nennen Sie Oldenbarnevelts Tod einen Mord, verfluchen Sie den der de Witts: und ein echter Prinzmann fährt gegen Sie an als wären Sie der ärgste Jakobiner" — Als eben so blind wird der Eifer der regtsinnigen, d. h. der Calvinisten geschildert S. 289 ff.

Viele interessante Bemerkungen findet man eingestreut über Hollands Bevölkerung, Sitten, Tracht, Sprache; und über das Land, besonders über die Ufergegenden, Moore, Dünen ꝛc. Schade, daß der Verfasser diese zerstreuten Notizen nicht zu einem Ganzen übersichtlich geordnet hat.

Auf die holländischen Briefe folgen Aufsätze aus dem Preußischen Korrespondenten. Sie sind in den Jahren 1813 und 1814 geschrieben und athmen den Freiheitsgeist jener Zeit, wobei jedoch die Niebuhrn eigenthümliche Mäßigung charakteristisch hervortritt. Das für unsere Tage Beachtenswertheste darunter dürften seine Bemerkungen über die kirchlichen Verhältnisse Englands seyn, S. 347 ff. Er handelt darin hauptsächlich von der irländischen Frage und wirft sich zum warmen Vertheidiger der katholischen Emancipation auf. Dann aber geht er zu einer Betrachtung der anglikanischen Kirche über, von der er S. 367 sagt: „Die eigenthümliche Art, wie die Reformation in England ausgeführt ward, hat in der bischöflichen Kirche ungemein viel vortreffliches erhalten,

Digitized by Google

was in den lutherischen und calvinischen Kirchen leider zerstört ist. Wer in diesen den uraltesten erhabenen Gottesdienst vermißt, und von Gefühl und Phantasie zu der römisch-katholischen hingezogen werden sollte, der würde, wenn er die brittische bischöfliche Kirche kennen lernte, alle seine Herzensbedürfnisse befriedigt finden, die auch den Kirchenvätern und der gesammten Urkirche gar nicht so wie die übrigen protestantischen entsagt hat. Aber neben erhaltenen Vorzügen der alten Zeit sind auch Mißbräuche der damaligen katholischen Kirche geblieben, von denen die andern protestantischen frei sind. Es ist eine alte Klage, daß mehrere Pfarren an einen einzigen Geistlichen verliehen werden, und dieser die einzelnen Kirchen von Vicarien besorgen läßt, die einen nur sehr spärlichen Antheil von seinen reichen Einkünften genießen. Diese Vernachlässigung der Landpfarren hat den Predigererfolg der Separatisten begünstigt, weil das brittische Volk nach dem Worte Gottes hungert und dürstet, und enthusiastische Layen es allerdings mit einer ganz andern Wärme predigen, als der blutarme, durch seine Armuth gebeugte, und von der Gnade seines geistlichen Patrons abhängige Vicar. Ohne Zweifel oft zum wahren Vortheil der Religion, denn, das Entstehen neuer, in ihren Lehren harmloser Sekten, und die Ausbreitung aufrichtiger Pietisterei, wie sie im Schooß einer herrschenden Kirche nicht wohl bestehen kann, zeugt von der Frömmigkeit einer Nation, und fördert sie: ja, wir wagen es zu behaupten, es ist ein unzweifelhaftes Zeichen, daß eine protestantische Kirche abgestorben ist, wenn keine fromme Sekten aus ihrem Schooß entstehen ꝛc."

Es folgen noch mehrere vermischte Aufsätze, über die Kosaken, über Sicilien, Nachrichten über den dänisch-ostindischen Handel unter Wilhelm Levels Verwaltung, über Irland, Memoire über den Krieg zwischen England und Frankreich vom Jahr 1806, über das französische Wahlgesetz von 1816, über die spanische Staatsschuld über städtische Verfassung ꝛc. Am interessantesten ist wohl das „Schreiben eines Protestanten an einen Katholiken" vom Jahr 1828, betreffend den Wessenbergschen Handel. Der Katholik, an welchen das Schreiben gerichtet ist, war antirömisch gesinnt und hing den Ideen einer deutschen Kirche an. Niebuhr, der Protestant, antwortet kopfschüttelnd: „Ist es vielleicht Ihre Meinung, daß die Trennung jenes Theils des katholischen Deutschlands vom römischen Stuhl schon als entschieden zu betrachten sey, und daß die in ihm zu bildende Kirche als der Kern einer germanischen anzusehen wäre, an die auch die Protestanten sich anschließen würden? Eine solche Vereinigung ist freilich auch unter den unsrigen von Einigen als Herstellung der seit der Reformation verlornen kirchlichen Einheit unsrer gespaltenen Nation gewünscht, und als möglich gedacht worden: es sind aber wohl nur sehr wenige bei uns, die diesen Gedanken mit Ernst erwogen und ihn dann anders als wie einen gutmüthigen Traum betrachtet hätten. Bei Ihnen kann das begreiflicherweise anders seyn. Der überzeugte Katholik kann die moralische und vollkommene Unmöglichkeit nicht begreifen, die den Protestanten an den Schranken seines Glaubens aufhält sich den Lehren zu unterwerfen, die der katholischen Kirche eigen sind. Wohl aber fühlt er selbst den Druck einer, im Schooß einer fremden, weder frommen noch denkenden Nation, von Individuen derselben, ausgeübten absoluten geistlichen Monarchie, und in ihr mag er das Hinderniß sehen, welches den Protestanten im Grunde von der Rückkehr zu einer allgemeinen nationalen Vereinigung abhalte. Ohne von einzelnen Beispielen zu reden, erweckt das auffallende Zurückströmen der Gesinnung unter den Protestanten von einer den positiven Glauben auflösenden willkürlichen Theologie, bei denen, die den Zustand der Gemüther unter uns nicht kennen können, vollkommen grundlose Erwartungen einer weit andern Reaktion. Hierüber muß man sich offen erklären, und keine Täuschung durch Schweigen begünstigen. Wie es unter denen, die sich Freunde der Freiheit nennen, viele geben mag, die um den Preis einiger Formen alle wahre Freiheit blindlings aufopfern möchten, so kann es auch unter Protestanten, die dem gemeinen christlichen Glauben keineswegs fremd, aber nicht klar in sich sind, einige geben, die, besonders gehofften nationalen Vortheilen zu Liebe, sich zu einer nur scheinbar leidlichen Accommodation verstehen möchten. Von denen, die sich überhaupt nur dem Namen nach zu einer Kirche bekennen, sollte billig auf keiner Seite die Rede seyn. Frägt man aber nach denen, die in Wahrheit Protestanten sind, so ändert für sie das bischöfliche Fürstenthum oder das päpstliche Kaiserthum an der Sache nichts. Sie werden keinem ihre Freiheit opfern, und kein Befehl ihres Landesherrn, kein Gesetz, welches der Kirche ihres Staats eine andere Form gäbe, würde sie dazu bewegen. Ja vielmehr, die Grundsätze des Protestantismus äußern sich in der katholischen Kirche weit bedeutender, als die ganz einzelnen und schon ersterbenden Symptome entgegengesetzter Art unter uns, und eine neue durch Connivenzen und Nachgiebigkeiten zusammengesetzte Kirche würde nicht länger bestehen, als so viele Konstitutionen, die wir haben machen sehen, und entweder würde sie wieder zerfallen, oder die protestantischen Prinzipien würden in ihr herrschend werden und sie umgestalten. Wir sind aufrichtig genug, zu bekennen, daß uns diese Möglichkeit die mit Gewalt gehemmte und erstickte Reformation sich wieder über alle Zweige der Nation ausbreiten zu sehen, deren Natur sie angemessen ist, keineswegs mißfällig seyn würde: nur aber das Gute, was wir besitzen, zu wagen, um Andern es später mitzutheilen, wenn es gelingen

Digitized by Google

will, sind wir nicht keck und kosmopolitisch genug, und eine gute Handlung durch Doppelsinn, Erniedrigung und Aufopferung unserer Gefühle zu fördern, sind wir zu stolz und zu gewissenhaft. Zu geschweigen, daß nimmermehr eine protestantische Regierung sich zu einer solchen Vereinigung willig finden wird; und eine allgemeine deutsche Nationalassemblee, die hierüber beschlösse, stört gewiß Ew. pp. Ruhe so wenig wie die meinige als denkbar. — Der beste Weg, über faktische Möglichkeiten in der Zukunft klar zu sehen, ist, sie sich als verwirklicht mit ihren Folgen vorzustellen. So lassen Sie uns im katholischen Deutschland eine von Rom getrennte Kirche eingerichtet und ruhig bestehend denken, und diese lade die protestantische zur Vereinigung ein. Sie erlaube es sich, einem allgemeinen Konzilium vorzugreifen, und gebe den Protestanten alles frei, was zu Disciplinar- und liturgischen Sachen nur immer gerechnet werden kann: Gebrauch des Kelchs, Gottesdienst in deutscher Sprache (den sie allem Ansehen nach selbst annehmen würde) und Priesterehe. Ueber Glaubenslehren kann sie nicht transigiren: sie kann uns von der Transsubstantiation bis zur Anrufung der Heiligen auch nicht einen einzigen von den zwischen beiden Kirchen streitigen Lehrsätzen erlassen, ohne ihre eigene Autorität über die der katholischen Kirche zu setzen; wir aber können auch nicht über einen einzigen nachgeben, wenn wir auch noch so fern vom alten Grimm der Controverse, und noch so bereit sind, in vielem Einzelnen einen frommen und schönen Sinn anzuerkennen, der sich nur, weil man ihm eine allgemeine Form hat geben wollen, hat versteinern und entarten müssen. Denn nach unserer Ueberzeugung laßt sich eben das Geistige, welches noch bei vielen Individuen darüber athmet, in eine feste Form gar nicht binden; und wir denken, daß auch der Glaube und die Ansichten von der übersinnlichen Welt in sehr verschiedenen Zeiten sich seine äußere Gestalt verschieden bildet, soweit ihr nicht durch das ausdrückliche Wort der Offenbarung eine unwandelbare Gestalt gegeben ist. Ein Nationalkonzilium, welches über Glaubenslehren bestimmen wollte, ist nach katholischen Begriffen ein Unding, und nach protestantischen eine Usurpation: denn unsern gefeiertesten Kirchenlehrern haben wir nie eine wundervolle Erleuchtung zugeschrieben, wie Sie Andern es von Ihren allgemeinen Konzilien annehmen. Wir betrachten sie nur als Forscher, deren Prüfungen wir mit Ehrfurcht und Zutrauen als Belehrung vernehmen und auf diese Weise beherzigen sollen: eigene Ueberzeugung bleibt aber immer unser Recht und unsere Pflicht. — Und wie ungeheuer weit sind Sie im katholischen Deutschland davon entfernt, eine solche Kirche bilden zu können, die, von der römischen getrennt, den Protestanten einmüthig oder mit überwiegender Mehrheit auch nur solche Vergleichsworte zureden könnte, wie ich eben angenommen habe! Die Neigung der Landesherrn kann sie nicht hervorbringen: aber sie zu hindern würde sie hinreichend seyn. Ob sie Recht oder Unrecht daran thäten, ließe sich nur nach der Gestaltung der Umstände beantworten. Die Frage ist also nun, ob die katholische Geistlichkeit in Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover, gesetzt, daß ihre Fürsten die Hand zu einer katholischen Kircheneinheit böten, welche von Rom aus als schismatisch verdammt werden würde, sich dazu, ich will nur sagen, einer hinreichenden Mehrheit nach, geneigt zeigen würde! Ich glaube, daß es Jedem, der sie kennt, nicht wahrscheinlich vorkommen wird. Die strengen Anhänger Roms, welche jede Entfernung vom heiligen Stuhl als Rebellion, und jede friedliche Annäherung gegen den Protestantismus als Schuldigmachung an Häresie betrachten, sind ohne allen Zweifel bei weitem zahlreicher, als die Andersdenkenden, und weit mächtiger im Volk. Ja sehr viele, die, einem milden und wohlwollenden Herzen Gehör gebend, in gewöhnlichen Zeiten nicht verdammen, und keinen Haß kennen, würden, aufgeregt, ihre Gesinnungen ändern."

Zu wie mannigfachen Betrachtungen geben diese im Jahr 1818 niedergeschriebenen Worte im Jahr 1842 Veranlassung. Wie viel hat sich seit vierundzwanzig Jahren geändert! Während man damals vor einem protestantischen Hinübergreifen ins katholische Gebiet Besorgniß hegte, hegt man sie jetzt umgekehrt vor einer Wiederkehr der Tage von Canossa. Aber eben deßhalb ist es von Interesse, Niebuhrs verjährte Meinung heute zu citiren. Besonders denen zu liebe, die nicht wissen, was sie wollen. Meisterhaft ist folgende Charakteristik des gänzlich entwaffneten Josephinismus unserer Tage: „Glauben Sie nicht, daß ich ohne schmerzliche Theilnahme den Katholiken sehe, der es halb ist, und nicht gesetzmäßig über die engen Grenzen gehen kann, die ihn einschließen. Es ist ein wahrer Jammer, zu sehen, wie solche Katholiken sich winden, und mit welchen Behelfen und Surrogaten sie wirthschaften müssen, weil ihnen verwehrt ist, zu nehmen, was vor ihren Augen ausgebreitet da liegt: wenn sie heilige Handlungen und Feste deuten müssen, weil sie sie im unzweideutigen Sinn ihrer Kirche nicht annehmen und üben können; wenn sie anstatt der Bibel Luthers eine andere ohne Saft und Mark, statt der Gesänge Luthers, Paul Gerhards ꝛc. wässerige Psalmodieen gebrauchen müssen, und doch sträflich sind: wenn sie — o die Aufzählung dieses Elends wäre endlos! Und doch würde es unbillig seyn, dem Katholiken, der das Joch seines Gesetzes nicht tragen kann, keine andere Wahl, als den geraden Uebertritt zu uns gestatten zu wollen. Wer mit uns nur die Schrift als Autorität des Glaubens anerkennt, der handelt ohne Zweifel unrecht aus weltlichen Gründen,

Digitized by Google

die nur nachsichtig verziehen werden können, wenn er sich nicht ehrlich als Protestant bekennt. Aber es ist auch ein dritter kirchlicher Glauben möglich, weniger consequent und schwerer im System durchzuführen als Katholicismus und Protestantismus, doch aber mit nichten als ein Gemisch von Beiden verächtlich zu behandeln. Ich denke mir, daß nicht wenige Katholiken, deren Gefühl die Unfehlbarkeit der Konzilien eben so bestimmt, wie die der Päpste, verwirft, dennoch in Hinsicht der Lehre, wie der Disciplin der Tradition eine Bedeutung einräumen mögen, die wir läugnen. Diese würden schwerlich eine Doktrin aufstellen können, zu der sich jeder Einzelne Punkt für Punkt bekennte, der von ihrem Grundbegriff ausginge, wohl aber eine Formel, die den Geist ihres Glaubens ausdrückte, und dessen Bekenntniß hinreichen müßte, um den zu bezeichnen, der zu den ihrigen gehört, wie es das apostolische Symbolum für uns Protestanten thut, oder thun sollte. Daß es Katholiken gibt, die Hauptpunkte der von uns verworfenen Lehren nicht deßwegen, weil sie von der Kirche formal anerkannt sind, und nicht im Umfang und nach dem Buchstaben des Systems, sondern mit subjektiver Ueberzeugung und unter Beschränkungen, die der eine weiter, der andere enger setzt, redlich und würdig glauben, wird leicht jeder im Kreise seiner Bekannten wissen. Zu uns können sie nicht treten, und eben so wenig in ihrer Kirche bleiben."

Alle diese Aeußerungen gereichen, wenn sie auch nicht darauf berechnet waren, zum Triumph der rein ultramontanen Partei und wir können daher, wie auch in jeder andern Beziehung, nur wünschen, Niebuhr möchte den Aufschwung, den diese Partei genommen hat, erlebt haben.

Reisehandbuch.

Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Metz bis Coblenz, historisch-topographisch. Mit 1 Karte und 32 Kupfern. Coblenz, Hölscher, 1841.

Ein schönes Werk, als Ergänzung des „malerischen Deutschland" zu betrachten. Die reizendsten und interessantesten Land- und Ortschaften an der Mosel werden uns hier vorgestellt und in einem beschreibenden Text erläutert.

Die malerische Reise beginnt, mit Uebergehung der Moselquellen, in Metz. Von dieser weiland deutschen Reichsstadt, jetzt französischen Festung, erhalten wir eine Beschreibung und historische Skizze. Metz hat, wie Straßburg, unter französischer Herrschaft unendlich verloren. So lange es deutsche Reichsstadt war, hatte es 60,000 Einwohner, die sich der Reformation zuwandten, und nur deßhalb die Franzosen in ihre Thore einließen, weil sie wähnten, Frankreich werde den Protestantismus beschützen. Kaum war Metz von den Franzosen besetzt, so wurde der Protestantismus mit eiserner Härte ausgerottet, wurden 2—300 Häuser niedergerissen, um die Festungswerke anzulegen, wurden eine Menge fleißiger Hände durch Religions-, Polizei- und Steuerzwang zur Auswanderung genöthigt und die Bevölkerung auf 20,000 herabgedrückt. Erst in neuerer Zeit hat sie sich wieder erhoben. — Auf Metz folgt das im Mittelalter berühmte alte Diedenhoven (Thionville), jetzt ganz herabgekommen; dann das berühmte alte Römerdenkmal zu Igel, hierauf Saarburg und Trier. Trier wird als Hauptstadt des Moselgebiets auch mit größerer Ausführlichkeit besprochen. Es ist Schade, daß der Verfasser nicht mehr aus der Sittengeschichte Triers zur Römerzeit mitgetheilt hat. Salvianus schildert das damalige Trier als eine Stadt, in der sich gallische Frivolität ungefähr so aussprach, wie im heutigen Paris, und die Geschichte der Zerstörung dieser prachtvollen, aber furchtbar entsittlichten Capitale durch die Deutschen bietet ein erschütterndes Gemälde dar. Aus dem Ausonius, dem ältesten Sänger der Mosel, wird Einiges, doch wohl nicht genug, mitgetheilt.

Unter den folgenden Ortschaften an der untern Mosel bemerken wir Trittenheim, den Geburtsort des berühmten Abtes von Spanheim, das uralte Neumagen, die Burg Veldenz, von der ein hochberühmtes Grafengeschlecht abstammt, Cues, der Geburtsort des Cardinal Nicolaus von Cusa, Berncastel, Trarbach, Zell, die uralte Burg Arras, Beilstein, Cochern und die Winneburg, Schloß Eltz, Ehrenburg, Turant und Alken, Cobern und andere ehrwürdige alte Burgen; endlich Winningen, das weinberühmte alte Vinetum, das vor Kurzem grausam überschwemmte Ley, das Dorf Metternich, eines alten Geschlechts Heimath, und Coblenz, die Prachtstadt am Einfluß der Mosel in den Rhein, mit der berühmten Veste Ehrenbreitstein.

Die Schicksale und Leiden des Mosellandes in den Kriegen zwischen dem deutschen Reich und Frankreich werden an jedem Orte berührt. Der seit den Römerzeiten im Moselthal einheimische Weinbau und die Aufzählung der vorzüglich von Bacchus gesegneten Orte gibt dazu ein heiteres Gegenbild. Volkssagen und Schilderungen eigenthümlicher Volkssitten vermissen wir. Die Herausgeber von Werken dieser Art sollten nicht bloß die Landschaft, sie sollten auch einigermaßen das Costüm im Auge haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. Oktober 1842.

Kriegswissenschaft.

Teutschlands Vertheidigung gegen den äußern Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen. Mit einer Tafel Abbildungen. Von einem Offizier ꝛc. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1842.

Mit Recht hält der Verfasser nur drei Kriegsgefahren, die uns bedrohen könnten, für möglich oder erheblich, nämlich einen Krieg mit Frankreich, oder mit Rußland, oder mit diesen beiden Mächten zugleich.

Mit Recht drückt der Verf. sein Bedauern aus, daß wir als Sieger in den letzten großen Kriegen nicht unsre Westgrenze gegen Frankreich besser verwahrt haben. Wir konnten ihm Straßburg, Metz, Hüningen, wir konnten ihm ganz Elsaß und Lothringen, ja selbst Burgund wieder nehmen und dadurch unsre Grenze vollständig sichern, (abgesehen davon, daß es unser gutes Recht war, zurückzunehmen, was uns gehörte und was man uns früher auf die perfideste Weise gestohlen hatte). Statt dessen haben wir geduldet, daß Frankreich auf deutschem Grund und Boden seine Bollwerke errichtet hat, daß der Deutsche selbst in Straßburg gegen Deutschland Schildwacht steht. Man darf nur an die frühere Kriegsgeschichte denken, ja man darf nur einen Blick auf die Landcharte werfen, um einzusehen, welchen ungeheuern Vortheil es den Franzosen bringt, daß sie, im Besitz von Lothringen und Elsaß, ihren Keil tief in unser Deutschland eingetrieben haben. „Lothringen, Elsaß, Hoch- und Niederburgund, einst köstliche Perlen in dem Diademe der teutschen Nation, jetzt durch die Gebirgszüge und Wälder, ihre natürlichen Positionen und Festungen, sowie durch ihre regsamen, kräftigen Bewohner gleichsam ein strategisches Bollwerk der Franzosen für ihre Kriegsoperationen, ragen in Form einer wohlverschanzten Halbinsel mit zwei, bei Lauterburg fast in einem rechten Winkel zusammenstoßenden Schenkeln in das Innere der von natürlichen und künstlichen Vertheidigungsanlagen sehr stiefmütterlich begabten teutschen Länder. Ihre Thore sind eben so geschickt den Eintritt zu verwehren, wie den stürmischen Ausfall nach Nord und Ost zu begünstigen und in weite Ferne zu verbreiten."

Um der Gefahr, die uns von dieser Seite nun beständig droht, zu begegnen, sollen zwei Festungen gebaut werden. Der Verf. glaubt aber nicht, daß dieß genügend sey und will noch weit mehr Punkte befestigt wissen, als Rastatt und Ulm. Die Vorbemerkung bleibt aber immer, daß man sich in so ungeheure Unkosten nicht hätte zu setzen brauchen, wenn man in den Jahren 1814 und 1815 Lothringen und Elsaß wieder mit Deutschland vereinigt hätte. Dann wäre Straßburg eine Bundesfestung und man brauchte keinen Heller für Rastatt auszugeben.

Wie die Dinge nunmehr stehen, ist Deutschland nur am Niederrhein stark, am Oberrhein ganz unverhältnißmäßig schwach. Da Preußen, in Verbindung mit den Niederlanden und England im Stande ist, vom Niederrhein aus direkt und in ziemlicher Nähe auf Paris zu operiren, so ist wahrscheinlich, daß Frankreich auch dahin die ganze Stärke seiner Vertheidigung werfen muß. Allein die beste Vertheidigung für Frankreich bleibt unter allen Umständen eine kühne Offensive, eine Diversion im Rücken unsrer niederrheinischen Stellung. „Es liegt also klar am Tage, sagt der Verfasser S. 34, daß der Feind schon bei dem Beginnen seiner Offensive sich des rechten Rheinufers versichern, und da eine bloße Streifparthie hierzu nicht hinreichen kann, von dem Elsaß aus mit einem starken Armeekorps über den Rhein gehen wird, um durch sein Vordringen über Karlsruhe, über den Neckar und Darmstadt unser Heer zu überflügeln, und durch seinen Uebergang über den Main bei Frankfurt oder Hanau, so wie durch Besetzung der Leipziger, und wo möglich auch der Kasseler Straße dasselbe zum Verlassen des Rheins zu nöthigen, von seiner neuen Basis entweder ganz, oder doch theilweise zu trennen, und es

Digitized by Google

in die unwirthbaren Gebirge des Westerwaldes und des Sauerlandes zu werfen. — Um dieses zu verhindern, wird die Anlage einer neuen Bundesfeste innerhalb des badenschen Gebietes zur Vertheidigung des Vaterlandes unerläßlich erscheinen, und wenn die hiezu bestimmte Befestigung von Rastatt in dem erwähnten Umfange und für den angemessenen offensiven Wirkungskreis errichtet ist, so wäre der Rheinübergang eines feindlichen Heeres, welches die Stärke der Offensivmacht derselben nicht wenigstens dreimal überwiegt, zwecklos, indem mit Zurücklassung des nöthigen Beobachtungskorps sein Vorrücken in die linke Flanke des unsrigen gefährlich, die beabsichtigten Folgen aber ganz unmöglich gemacht werden würden. Mit weniger als 60 bis 70,000 Mann dürfte der Feind zu solchem Zwecke nicht über den Rhein kommen. Daß durch solche Zersplitterung seiner Kräfte schon unendlich viel für uns gewonnen wäre, liegt klar zu Tage; wir gewinnen aber durch die Offensivkraft unserer Feste noch überdieß einen Eintritt in das feindliche Land, indem sie den Rhein überschreiten, die Linien an der Lauter im Rücken nehmen, Landau entsetzen, oder, wenn es schon genommen wäre, wenigstens blokiren, und den rechten Flügel des feindlichen Heeres von seiner Basis gänzlich abschneiden wird. Sollten aber die Franzosen unserer Feste gegenüber solche Anlagen bereitet haben, welche unseren Uebergang hier unthunlich machen, und unsere Offensive in das feindliche Land hindern, so ist ihre defensive Wirksamkeit, weil sie den Feind an der Quelle seiner Offensiv-Operationen zu lähmenden Vertheidigungsanstalten nöthigt, groß genug, um ihre hohe Wichtigkeit klar erkennen zu lassen."

Der Verfasser sieht aber noch weitere Ergänzungen dieses Systems „in der Errichtung der vorgeschlagenen Festung des Hundsrücks, außer der zu ihrer Vertheidigung nöthigen Besatzung für eine Offensivmacht von etwa 3000 Mann, in der Wiederherstellung der ehemaligen Feste Rheinfels, um zwischen Mainz und Koblenz zum Zwecke einer wieder aufzunehmenden Offensive einen schicklichen Uebergangspunkt über den Rhein und eine nahe Verbindung mit dem Hundsrück und jener Festung zu behaupten, in einer Befestigung von Sachsenhausen bei Frankfurt zu mehrerer Stärkung des linken Flügels gegen den Andrang einer die Offensivmacht von Rastatt unverhältnißmäßig überwiegenden Heeresmacht und endlich in Verschanzung der Thalengen von Wertheim an der Kinzig und hinter Marburg zur Behauptung der Leipziger und Kasseler Straße."

Rastatt hätte aber nicht nur der rechten Flanke unsrer Stellung Dienste zu leisten, sondern auch der linken. Südwärts von Rastatt ist unsre Grenze völlig bloßgestellt und da der Feind Rastatt umgehn und von der Schweiz her kommen kann, so ist klar, daß auf dieser Seite noch sehr viel Hülfe Noth thut. „Betrachten wir nun von dieser Basis aus die geographische Lage unseres großen Hauptstützpunktes Rastatt, von hier aus die durch den Lauf des Rheins bezeichnete Grenze des feindlichen Landes bis zu dem Punkte, wo bei Basel eine neue Grenze, nämlich die schweizer'sche, hinzutritt, und mit einem spitzen Winkel sich das Vaterland in einer tiefen Ausbiegung endigt, welche der Vertheidigung um so größere Schwierigkeiten darbietet, als die natürliche Operationslinie des Feindes sich nahe an dem Winkelpunkte, eine Abweichung derselben sogar in dem Winkelpunkte selbst eröffnet; so finden wir hier eine dreieckartige Gestaltung, welche abgesehen von den Vortheilen, die im Inneren derselben der Schwarzwald und die Richtung des Laufes der Donau allerdings gewähren, den großen Nachtheil hat, daß ihre Südseite wegen der Schwäche der sie begrenzenden Schweiz in Beziehung auf die Behauptung ihrer Neutralität keine Sicherheit darbietet. Hierauf müssen sich naturgemäß nun die Anordnungen unserer Vertheidigung gründen, und es erscheinen neben den für dieselben berührten Lichtpunkten die überwiegenden Schattenpunkte, daß 1) der Feind an vielen Stellen seiner Grenze zu beiden Seiten der natürlichen Operationslinie über den Strom gehen und uns angreifen — und 2) um die uns zu Gebote stehenden Vortheile zu umgehen, entweder mit oder ohne Erlaubniß der eidgenössischen Regierung durch die Schweiz vordringen kann, um in der Nähe des Bodensees, wo das schweizer'sche Gebiet auf die teutsche Rheinseite sich erstreckt, der Fluß also keine Sicherheit gewährende Grenze bezeichnet, denselben zu überschreiten. — Wir bedürfen also der künstlichen Befestigung zweier Seiten unseres schwachen Dreiecks, da der Hauptstützpunkt Rastatt, und wenn er auch groß genug wäre, ein jederzeit schlagfertiges Heer von fünfzig tausend Mann zu enthalten, als Flankenstellung noch lange nicht hinreichend seyn würde, dasselbe in allen seinen Theilen zu schützen. Solche Befestigung würde gegen die Westseite aus kleinen, aber für Offensivkräfte sich eignenden, Festungen, welche den Hauptübergangspunkten Straßburg, Neubreisach und Hüningen gegenüber anzulegen wären, und durch Verschanzung derjenigen Gebirgspässe des Schwarzwaldes, welche unserem Heere zum Vortheile dienen, so wie durch Ungangbarmachung derer, die nur dem Feinde nützen können, — zum rückwärtigen Stützpunkte des Heeres, so wie zur Verwahrung der Südseite aber in einer starken, hinter dem Schwarzwalde gelegenen, mit doppelseitig verschanztem Lager verbundenen Festung bestehen, welche in der natürlichen Operationslinie des Feindes gelegen zu einem wichtigen Zwischenpunkte nach unserer Basis diene, und das Heer aufnähme, wenn es durch Uebermacht gedrängt, sich hinter den Schwarzwald zurückzuziehen genöthigt

wäre. Gegen die Schweiz halten wir unsere Lagerverschanzung, weil das darin stehende Heer dem in der Nähe des Bodensees über den Rhein gehenden, und gegen Ulm und Bayern operirenden Feinde gefahrlich im Rücken stehen würde, vorerst für zureichend. Träte aber der Fall ein, daß die Republik weder Kraft noch guten Willen zeige, ihre Neutralität nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu behaupten; so müssen wir auf das schleunigste uns Basel, Schaffhausen und aller übrigen Punkte am Rhein und Bodensee, von welchen her unsere Flanke bedroht werden könnte, versichern, oder mit einem abgesonderten Armeekorps in das Innere des Landes selbst eindringen, und die eidgenössische Regierung kann solche zu unserer Sicherheit nöthigen Maßregeln uns um so weniger verargen, wenn wir unser Heer an den Grenzen unseres Bodens in gleicher Linie mit ihrer allenfallsigen eigenen Vertheidigung gegen Frankreich, oder doch nur wenig rückwärts bei unserer Oberdonaufeste und nicht 20 Meilen von ersterer, etwa bei Ulm, aufgestellt haben. — Wir glauben, daß um dem Feinde, welchen Weg er auch einschlüge, mit Vortheil zu begegnen, unsere befestigte Stellung etwas östlich von Donaueschingen und nördlich von Stockach auf badenschem oder württembergischem Gebiete zu wählen sey: zwischen Geisingen und Hausen, unterhalb Friedingen an der Donau (etwa in Tuttlingen, wo sich die Straßen von Rottweil, Donaueschingen, Schaffhausen, Stockach, Möskirch und Mühlheim vereinigen, oder auf einer der von dem Flusse bei Friedingen und Mühlheim gebildeten Buchten, wohin die meisten dieser Straßen bequem verlegt werden könnten) oder vielleicht noch besser auf dem nahen Scheitel des Hochrückens, welcher den Schwarzwald mit den Allgauer und Vorarlbergischen Alpen verbindet, von Herreneck an bis jenseits Liptingen, und jedenfalls zugleich da, wo sie für den Fall, daß unser Heer vor dem Schwarzwalde geschlagen würde, oder bei einem unvorhergesehenen feindlichen Ueberfalle nicht so weit herankommen könnte, so wie für den andern Fall, daß nämlich der Feind durch die Schweiz marschire, um in der Nähe des Bodensees den Rhein zu überschreiten, den Stützpunkt eines vortheilhaft gelegenen doppelseitigen verschanzten Lagers darbieten könnte."

Die Grundidee der Vertheidigung des Oberrheins wird hieraus klar. Noch tiefer ins Einzelne können wir hier nicht eingehen. Unsere östlichen Grenzen gegen Rußland findet der Verfasser in weit günstigerer Lage. Zwar hat auch auf dieser Seite der Nachbar einen tiefen Keil zwischen unsere Länder eingetrieben und von Polen aus kann eine russische Armee sowohl Ostpreußen als Gallizien im Rücken fassen. Allein sowohl die Oder als die untere Weichsel sind besser befestigt, als der Oberrhein; die russischen Heere sind den preußischen und österreichischen nicht gewachsen und endlich wäre Polen selbst das beschwerlichste Hinderniß für die russischen Operationen. Also könnte uns Rußland nur dann gefährlich werden, wenn es zu gleicher Zeit mit Frankreich auf uns drückte.

Einem kombinirten Vertheidigungssystem würden, wie der Verfasser weiter auseinandersetzt, Eisenbahnen den wesentlichsten Vorschub leisten. Er wünscht, daß die Hauptbahnen vor allem dem strategischen Bedürfniß des deutschen Bundes entsprechen möchten.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von K. F. H. Straß (Otto von Deppen). Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der Dichter hat einen leichten und gefälligen Versbau und einen heitern Muth.

Noch ist nicht verklungen
Jedes Liedes Lust,
Manches wird gesungen
Noch aus voller Brust!

Wenn die Lerchen steigen
In des Lenzes Luft,
Wenn sich Rosen neigen
Süß in Balsam-Duft!

Wenn die Stürme brausen
Durch den düstern Wald,
Wenn die Wogen sausen
An der Nordsee kalt!

Wenn die Weste fächeln
Im Orangen-Hain,
Holde Mädchen lächeln,
Hell mir blinkt der Wein!

Wenn es gilt zu singen
Für der Menschheit Glück,
Wahrheit zu erringen,
Bleib' ich nicht zurück.

Ob auch grau die Haare,
Jung noch ist der Sinn,
Und bis spät zur Bahre
Sing' ich jubelnd hin!

Uebrigens nimmt es der Dichter nicht allzugenau und fällt zuweilen in die Töne Anderer, z. B. S. 176:

Was tobt mir im Busen,
Was hebt ihn empor? ꝛc.

Digitized by Google

oder Seite 210:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie ꝛc.

Häufig sind auch die poetischen Motive, wenn auch fast durchgängig fröhlich und heiter, doch von gar zu gewöhnlicher Art, z. B. S. 177:

Was wär' wohl dieser Erdball hier,
Wenn man ihm nähm' die Mädchen-Zier?
Ein Garten ohne Blumen-Glanz,
Ein duftlos dürrer Blätter-Kranz;
Denn ohne die Mädchen im irdischen Land
Fehlt jeglicher Freude das Zauber-Gewand! ꝛc.

oder Seite 162:

Vor allen den Tänzen mit Hüpfen und Schweben,
Da will ich den Cotillon preisend erheben,
Den Cotillon, wechselnd in bunter Gestalt,
Mit seiner so magischen, holden Gewalt! ꝛc.

In dieser ordinären Weise sind denn auch einige loyale Lieder gesungen, an denen die Poesie verzweifelt wenig Antheil hat, z. B. S. 154:

Vor allen Formen im Regieren,
Da lob' ich mir die Monarchie,
Wie auch die Leute raisonniren
Im Dünkel der Philosophie! ꝛc.

Dagegen bewährt der Verfasser eine wackere Gesinnung als Patriot. Wenn er den Holländern (S. 337) zuruft:

Wollt Ihr uns das Wasser rauben?
Nein, fürwahr, das sollt Ihr nicht!
Ist auch groß die deutsche Langmuth,
Kommt die Zeit doch, wo sie bricht.
Frei soll rauschen unser Rhein,
Frei in's deutsche Meer hinein!

Nicht mehr bloß bei leeren Worten
Führt man uns am Gängel-Band! ꝛc.

So muß man freilich lächeln, denn wo haben wir denn irgend eine Kraftanstrengung gemacht, die uns zu einer solchen Radomontade berechtigte und wo haben die Holländer die geringste Besorgniß blicken lassen, daß wir uns nicht künftig wie bisher mit leeren Worten begnügen würden. Dessen ungeachtet aber muß man die patriotische Entrüstung des Dichters loben. In schlichter und treuherziger Weise sagt er manche goldene Wahrheit, z. B. S. 22:

Nicht nach Ost und nicht nach Nord
Wende Dich, o Preußen, fort!
Doch den Süden und den West
Halte stets im Auge fest.
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Nicht in Rußlands kalten Gau'n
Ist Dein wahres Heil zu schau'n;
Da, wo deutscher Fleiß und Sinn,
Winkt Dir Segen und Gewinn.
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Drum stets vorwärts! ohne Ruh',
Neig' Dich deutschen Herzen zu;
Mach' Dich wahrhaft stets beliebt
Allem, was Dich deutsch umgibt!
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Wende Deine ganze Macht
Nur auf Deutschlands Ehr' und Pracht!
Näher' Alle deutschen Stamm's
Durch Vernichtung jedes Damm's:
Deutschlands Einigkeit und Ruhm
Acht' als schönstes Heiligthum!

Die Sammlung enthält mehrere patriotische Gedichte. Einige aus früherer Zeit sind auch dem Heldenruhm der Griechen gewidmet. Gelegentlich eifert der Verfasser auch als nordischer Protestant gegen die Jesuiten und gibt eine alte Anekdote wieder, S. 153:

Vor dem Collegien-Haus der heiligen Herr'n Jesuiten
In dem gebietenden Rom wehet ein ewiger Wind.
Wisst Ihr, woher das wohl kommt? Nun, ich will es Euch heimlich verrathen.
Einst wohl wandelten da kosend in mancherlei Scherz
Lange der Teufel und Wind, und als sie dort bei dem Hause
Zogen vorüber des Weg's, sagte der Teufel zum Wind:
Warte, geliebtester Freund, ich hab' hier ein wenig zu schaffen,
Nur auf Minuten — o wart' — baldigst wohl kehr' ich zurück,
Und es wartete drauf der Wind auf des Teufels Zurückkunft;
Aber bis heutigen Tags harrt er vergeblich darauf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Oktober 1842.

Roman.

Der Missionär. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Wie alle Romane des Herrn von Sternberg, ist auch dieser vortrefflich geschrieben. Seine Prosa hat eine eigene Klarheit und Eleganz, verbunden mit dem anziehendsten Wohllaut.

Auf der ersten Seite tritt uns der ehrwürdige Name des Grafen Zinzendorf entgegen und es wird so ernsthaft von dessen Tugenden gesprochen, daß wir, eingedenk der früher in den galanten Mährchen von unserm Dichter eingeschlagenen Richtung, nicht anders als frappirt seyn können. Hat diesen lebenslustigen Dichter eine tiefe Rührung des Gemüths ergriffen, ist er fromm geworden? Oder will er mit der Frömmigkeit Andrer Spott treiben, und ist der feierliche Eingang seines Romans nur Ironie? — Keins von beiden. Der Roman bleibt bis zum Schluß ernst und doch huldigt er keineswegs der Frömmelei. Seltsamerweise scheidet der Held des Romans am Schluß von uns als ein Rationalist und Freimaurer, und man muß sich fragen: war dieß der günstigste Standpunkt, um das eigenthümliche Leben der Herrnhuter zu betrachten? Mußte durch das rationalistische Regiren nicht aller idyllische Reiz des frommen Stilllebens zerstört werden, und mußte durch den maurerischen Ernst nicht auf der andern Seite auch der komische Effekt verloren gehen, der eine rein satirische Auffassung hätte erzielen können?

Die Scene eröffnet sich in Herrnhut nach dem Tode des Grafen Zinzendorf. Mancherlei Uneinigkeit bricht aus in der kleinen Gemeinde des Herrn. Man ruft die Tochter des Grafen, eine verwittwete Gräfin von Bruce, aus Paris herbei, um an des hochverehrten Vaters Stelle die Obhut über die Auserwählten zu führen. Sie folgt dem Rufe, bringt aber die Ansprüche der großen Weltdame mit und errichtet mitten in Herrnhut und in den Räumen, in denen ihr Vater betete, einen Salon, Spieltische und eine improvisirte Bühne, auf welcher der fromme Glaube der Gemeinde verspottet wird. Ein Liebhaber und einige Freunde aus Paris und andere luftige Gäste treiben den äußersten Skandal, indem sie einfältige Brüder der Gemeinde in den Zimmern der Gräfin selbst zum Spielball ihres Witzes machen und durch Verkleidungen auf die frivolste Weise necken und verhöhnen. Aber alle diese Scenen sind unwahrscheinlich. Der Dichter scheint vergessen zu haben, daß Ausschweifungen dieser Art bei dem demokratischen Geist und bei der strengen Wachsamkeit der Gemeinde in Herrnhut gar nicht möglich waren. Und noch mehr scheint der Dichter vergessen zu haben, daß eine Tochter Zinzendorfs, die er selbst als eine der Edelsten ihres Geschlechts angesehen wissen will, gar nicht fähig seyn konnte, das Andenken ihres Vaters so roh zu entweihen und Schülern von Voltaire und de la Mettrie ein Betragen in Herrnhut zu erlauben, wie es hier geschildert wird. Zuletzt tritt eine alte Böhmin in die nächtliche Gesellschaft der Spieler und Spötter und schwört des Himmels Zorn auf ihr Haupt herab. Ohne Zweifel eine effektvolle Scene. Aber gar zu unwahrscheinlich. An der Spitze der Gemeinde standen zu allen Zeiten rechtschaffene und lebenserfahrene Männer, welche die Polizei handhabten. Es bedurfte dazu der alten Weiber nicht.

Der Enkel jener alten Böhmin, Calixtus Nochatz, ist der eigentliche Held des Romans, ein junger schöner geistvoller Missionär der Gemeinde. Seine Schönheit und Bildung berechtigen ihn, an den Gesellschaften der Gräfin Theil zu nehmen, in denen er die irreligiösen Grundsätze der französischen Gäste bekämpft, unmerklich aber selbst ein süßes Gift einsaugt. Die Gräfin nämlich macht einen tiefen Eindruck auf sein Herz und auch er hat nicht das Unglück, ihr zu mißfallen. Was wird nun? Zieht sie ihn ganz hinüber in ihren frivolen Kreis? Nimmt sie ihn zum Liebhaber an? Oder bekehrt er sie und macht sie fromm? Keins von beiden. Es geschieht

Digitized by Google

wieder etwas ganz Unwahrscheinliches. Sie schließen nämlich einen platonischen Seelenbund. Sie weiht ihn ein zum Priester einer Religion, die weder die herrnhutische, noch auch die Voltairische ist, und die man ihr selbst bisher gar nicht angesehen hatte, die Religion der reinen Humanität. Rousseauisch sentimental im Gegensatz gegen die voltairische Frivolität ihrer französischen Gäste, mit denen sie gleichwohl nach Paris zurückreist. Meint sie es wirklich ernst mit dieser republikanischen Schwärmerei für die Menschheit? Sie, die an die aristokratischen Vorzüge mehr als irgend eine gewöhnt ist? Und ist es ihr Ernst mit dem heiligen Eifer, den sie an den Tag legt, indem sie den Jüngling zu seinem Beruf einweiht, da sie doch gleich darauf mit der lustigen Gesellschaft der Spötter abfährt? Wie dem sey, der Dichter scheint die Sache wirklich ernsthaft zu nehmen.

Unser junger Missionär geht nach Amerika, erlebt allerlei Schicksale und Abenteuer, wieder nicht ganz ohne Betheiligung des Herzens, nimmt aber an Erfahrung und Charakterstärke zu, wird Freimaurer und findet es (oder der Dichter findet es in ihm) durchaus nicht unehrenhaft, als Rationalist fortwährend die Rolle eines Herrnhuter Missionärs zu spielen. Inzwischen setzt ihn der hohe Rang, den er als Maurer einnimmt, in den Stand, beim Ausbruch der französischen Revolution die Gräfin, die eben als Aristokratin abgeschlachtet werden soll, zu retten. Es fügt sich alles so, daß der Seelenbund, den er früher mit ihr geschlossen, in einen Bund auch für das irdische Leben hätte verwandelt werden können. Nun aber ist es der Missionär selbst, der sich von der Gräfin abwendet, weil er endlich merkt, daß ihre Herzen doch nicht zusammenstimmen. Man könnte auch das Alter in Rechnung bringen; denn der Dichter scheint doch seiner Gräfin gar zu viel zu schmeicheln, wenn er vorgibt, eine Dame, welche im Jahr 1760 (in welchem Zinzendorf starb) schon Wittwe war, habe im Jahr 1793 noch junge Herzen bezaubert, da sie um diese Zeit doch wohl schon nahe an sechzig Jahr alt gewesen seyn muß. Doch den Dichtern darf man nicht so genau nachrechnen. Und so müssen wir es auch gelten lassen, daß es nicht die Witterung der hohen Jahre, sondern ein rein psychisches Motiv gewesen, was den Missionär von der alten Gräfin entfernt hat. Diese Entfernung ist in der That befriedigend und hier fängt der Dichter an, zum Wahrscheinlichen zurückzukehren. Allein gleich darauf fällt er wieder in die unbegreiflichste Unwahrscheinlichkeit. Der Missionär, der sich eben als Mann emancipirt und bewiesen hatte, er sey zu Menschenkenntniß und Verstand gelangt, radotirt auf einmal wie ein junghegelscher Student, indem er am feierlichen Schluß des Romans auskramt, was er für seinen eigentlichen Beruf hält: alle Formen zu zerbrechen, das religiöse Bewußtseyn in einen glühenden alles niederreißenden Strom zu verwandeln, nur noch die Bewegung als Gott anzuerkennen, eine grenzenlose Liebe ohne Gegenstand, eine grenzenlose Thatkraft ohne Gegenstand — — hier halt er inne, der Athem fehlt ihm, das Unaussprechliche auszusprechen. Und das alles sagt er dem ehrwürdigen Herrn von Wattewille, dem Geistesbruder und Nachfolger Zinzendorfs. Und dieser hört es geduldig an und bittet ihn nur, trotz seiner eben ausgesprochenen Grundsätze und gänzlicher Verwerfung der christlichen Offenbarung, dennoch äußerlich heuchelnd bei der Gemeinde zu bleiben. Sollte der fromme Wattewille dem juvenilen Unsinn wohl mit solch lächerlicher Schwäche nachgegeben und sollte er der Heuchelei das Wort geredet haben? Und darf sich der Dichter erlauben, achtungswürdige Charaktere bekannter historischer Personen so sehr zu entstellen?

Da Herr von Sternberg völlig die Talente besitzt, die zu einer treuen Auffassung eigenthümlicher Zeiten und Lebensverhältnisse erforderlich sind, so wundern wir *uns* billig, warum er die untreue Auffassung vorzieht.

Kirchliche Literatur.

Ueber das Verhältniß der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen von Dr. W. Chlebus. Berlin, Challier u. Comp. 1842.

In dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift wird erörtert, was die bischöfliche Kirche in England, die man in neuerer Zeit häufig auch für die deutsche Kirche als Muster aufgestellt hat, eigentlich sey.

Da die Reformation in England nicht vom Volke, sondern vom Throne ausging, so trat die englische Kirche, obgleich sie das Dogma der reformirten, in weltlichen Beziehungen vorzugsweise republikanischen Partei annahm, aus der Stellung der katholischen gewissermaßen in die der griechischen Kirche zurück, d. h. das weltliche Staatsoberhaupt vereinigte sich mit den Bischöfen, also ein monarchisches und ein aristokratisches Element in der unbeschränkten Kirchengewalt, und das demokratische Element war auf keine Weise vertreten. Dieß mußte zu einer heftigen Reaktion führen, da sowohl die alte Freiheit des englischen Volks, als der eigenthümlich calvinistische Geist einer Hierarchie von dieser byzantinischen Art widerstrebte. Daher die puritanische Revolution Englands. Aber dieser Sturm ging vorüber und gerade die demokratischen Ausschweifungen der Puritaner trugen dazu bei, die bischöfliche Kirche zu befestigen. Alle Bemühungen

der Presbyterianer haben nicht vermocht, die bischöfliche Gewalt einzuschränken und das erstaunliche Mißverhältniß zwischen den reichen Pfründnern und den armen Vicaren auszugleichen; und alle Bemühungen der Dissenters haben nicht vermocht, gleiche Rechte mit den Genossen der herrschenden Staatskirche zu erlangen.

„Die Bischöfe," heißt es hier Seite 16, „sieben-undzwanzig an der Zahl, worunter zwei Erzbischöfe, stehen mit ihren Dekanen und Canonicis über der übrigen Geistlichkeit, und bilden den Zusammenhang der Kirche mit dem Staate, indem sie, die lords spiritual, als einer der drei Stände im Oberhause Sitz und Stimme haben. Ihre Wahl durch den König, dem sie für ihre Baronieen besonders den Lehnseid leisten, die ausdrückliche Bestimmung ihres Rangverhältnisses zu den Großen des Staats, ihr Eintreten in die höchsten Kronämter, wodurch sie von den Sitzen der Bisthümer entfernt werden, geben ihnen ein überwiegend weltliches Ansehn. Wenn die Presbyterianer jedoch die Abhängigkeit der Bischöfe vom Könige angreifen, beruft man sich darauf, daß sich ähnliches im alten Testament finde, und die Landesregierung jedenfalls befugt sey zu Anordnung der äußern Verfassung, man führt auch wohl die Stellung der Bischöfe als frei von der weltlichen Gerichtsbarkeit und die von ihr über die Geistlichkeit geführte Aufsicht mit eigenen Gerichten und weltlichen Stellvertretern für geistliche Dinge, wenn sich Gegner hiergegen erheben, darauf zurück. Sie haben weder zu predigen, noch andere geistliche Geschäfte zu verrichten, ausgenommen daß sie alle drei Jahre Visitationsreisen machen, die Kinder confirmiren und die Kirchen einweihen sollen. Allerdings aber bildete man schon seit Cranmer mehr oder minder die Lehre von einem göttlichen Rechte der Bischöfe aus, um ihre Macht als auf dem Wesen der Kirche beruhend zu erweisen. Während in andern Ländern die bischöfliche Würde nur nach ihrem Mißbrauche einseitig betrachtet und verworfen worden sey, habe die englische Kirche, so meinte man, das Falsche und Mißbräuchliche abgestreift, dagegen das echt apostolische Verhältniß wiederhergestellt. Theils will man mit großer Willkür aus der Schrift selbst ein nothwendiges äußerliches von Christo eingesetztes Priesterthum, so wie eine Erhebung der Bischöfe als zu Fortführung der Ordination unentbehrlich entnehmen, theils führt man an, daß die Ueberlieferung sich auf die Schrift gründe, daß die Erweiterung der Kirche immer für die geistliche Thätigkeit eine allgemeinere Aufsicht im Einzelnen nothwendig gemacht habe, und mit jedem Berufe gewisse Rechte verknüpft seyen. Man begründet so theils die Rechtmäßigkeit der bischöflichen Kirche gegen die römische, indem man die aurea catena der Erzbischöfe von Canterbury, so wie die stete Beobachtung der alten Concilienbeschlüsse über die Consecration sorgfältig nachweist, theils leitet man aus jener Würde manches der katholischen Kirche Aehnliche her, da die Bischöfe allein firmeln können, da sie anfangs auch, wenn sie bei Erhebung der bischöflichen Würde noch unverheirathet waren, meist im ehelosen Leben blieben, und so muß auch bei dem Uebertritt von Geistlichen einer nichtbischöflichen Kirche die Ordination wiederholt werden. Die Einkünfte der Bischöfe fließen theils aus liegenden Gründen, die verpachtet sind, theils aus den Zehnten gewisser Pfarren, die sie verwalten lassen ꝛc. — Die bischöfliche Würde, heißt es ferner S. 24, durch welche der Zusammenhang der Kirche mit dem Staate und ein unverkennbarer Einfluß auf dessen Verwaltung festgehalten wird, sollte zwar durch die hochkirchliche Partei, wie besonders durch Dodwell, vermittelst ihres göttlichen Rechtes als autonom dargestellt werden, aber wenn jene Uebertreibungen durch die Bischöfe selbst, wie besonders im achtzehnten Jahrhundert durch Hoadley zurückgewiesen wurden, ist doch die gänzliche Unselbstständigkeit dieser Würde zu beklagen, bei welcher, je nachdem eine oder die andere Staatspartei an der Spitze steht, sie sich durch die Wahl neuer Bischöfe von ihrer Richtung zu stärken und im Oberhause zu befestigen sucht. Sie sind meist aus hohen Familien, von aristokratischen Grundsätzen und wenig populär. Betrachten wir die Verhältnisse der niedern Geistlichkeit, so steht den unermeßlichen Einkünften der Bischöfe eine spärliche Besoldung der Vicare gegenüber, und wenn wir dazu nehmen die Sinecuren für Söhne von Lords, die pluralities, gegen welche der Erzbischof von Canterbury im August 1831 Vorschläge machte, und nonresidences, deren man über 6000 rechnet, das Feilbieten der geistlichen Aemter, welches ungeachtet eines gegen die Simonie zu zeugen gestimmten Eides noch immer vorkommt, so zeigt sich, daß die Stellung der niederen Geistlichkeit eben nicht geeignet ist, die Würde der Kirche kräftig aufrecht zu erhalten. Ihre Synoden sind eine bloße Formalität, und ein Antrag auf Wiederherstellung von deren Thätigkeit für die Berathung über Kirchenangelegenheiten ward noch im Jahr 1837 durch das Parlament als eine nur von Ultratories und Radikalen gehegte Grille auf Dringen der Minister zurückgewiesen. Von den 11,000 Pfründen sind an 5000 von der Art, daß kein Geistlicher dort wohnen kann, fast 1000 Stellen tragen unter 60 Pfd. jährlich, manche sogar weniger als 12 Pfd. Die Einnahme der 27 Bischöfe beläuft sich auf 158,000 Pfd., die der gesammten Geistlichkeit auf 3,500,000 Pfd., für 14,500 Stellen also durchschnittlich etwa 260 Pfd. Die Krone vergibt 990, die beiden Universitäten 760, die Bischöfe und Capitel 2280, weltliche Patrone 7300 Stellen."

Es ist bekannt, daß in Bezug sowohl auf die Katholiken, als auf die Dissenters seit zehn Jahren etwas mehr Duldung eingeführt worden ist, und daß die großen

Digitized by Google

Mißbräuche der bischöflichen Kirche wiederholt den heftigsten Angriffen ausgesetzt waren. Jedoch behauptet sich diese Kirche noch in allen ihren wesentlichsten Vorrechten, als die kräftigste Stütze des Torismus und daher wieder von ihm gestützt. Ja was sehr merkwürdig ist, der sogenannte Puseyismus, eine noch mehr zu byzantinischen Formen zurückstrebende Tendenz, ein Extrem noch in der bischöflichen Kirche selbst, findet sogar beim Volke Anklang. „Am weitesten," sagt der Verf. S. 29, „gehen die Puseyiten, zu welchen anfangs nur eine Partei in Oxford gehörte, jetzt aber über tausend Geistliche übergetreten sind. Sie führen das Recht der Bischöfe auf die Apostel zurück, und verlangen für den Gottesdienst mehr Prunk, Wachskerzen, Kniebeugen der Priester, Crucifix, manche sind offen zum Katholicismus übergetreten und haben sich dort zu Priestern weihen lassen. Das Volk schenkt besonders in und bei Birmingham den Puseyiten vielen Beifall, und da ihm die bischöflichen Geistlichen so fern stehen, der Gottesdienst so kalt und förmlich ist, wendet es sich in Masse dorthin. Diese Richtung tritt zugleich nach alter Weise mit einem Widerwillen gegen Berücksichtigung der leidenden irländischen Kirche, mit einer entschiedenen Verschmähung der andern protestantischen Kirchen auf."

Am meisten Gefahr droht der bischöflichen Kirche von einer Tendenz, die der des deutschen Evangelismus am ähnlichsten ist. „Wenn," heißt es S. 31, „wenn jetzt die Staatsparteien ohne eigentliches Interesse an der Kirche selbst und ihrem Wesen doch sich die Entscheidung über ihr Wohl und Wehe anmaßen, entwickelt sich doch aus dem Innern der Kirche selbst eine Richtung, welche eine reinere Fortbildung des christlichen Princips verspricht. Dieß sind die sogenannten Evangelical, welche in dem Offenbarungsglauben feststehend überall ein Leben von Glauben und Liebe auf der einfachen Wahrheit des Evangeliums begründet wissen wollen, wie ihm die Gemüthserfahrung entspricht, erhaben über menschliche Beschränkungen und kirchliche Ueberlieferung. Sie weisen mit Recht den Gegnern der bischöflichen Kirche nach, wie unbegründet ihr Geschrei sey, daß dieser ein unvermeidlicher Untergang bevorstehe. Sie halten in der Verfassung das Bestehende durchaus für das Heilsamste und Volksthümlichste, wohl aber achten sie im Innern der Kirche zu Gunsten wahrer Frömmigkeit Verbesserungen bei Liturgie, Kirchenzucht, Anwendung und Vertheilung des kirchlichen Eigenthums für erwünscht. Sie verlangen vor allem Geistesbildung und Berufstreue bei dem geistlichen Stande, zu dessen Hebung möchten Sinecuren und Präbenden, die gehässige Einforderung des Zehnten, die Mehrheit der Pfründen, die Bekleidung weltlicher Aemter allmählig abgeschafft werden, ohne daß man auf das Parlament warte. Wenn sie aber auf Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause, auf Vergrößerung ihrer Zahl und Verminderung ihrer außerordentlichen Macht und ihres Reichthums, ihre Wahl durch Geistliche statt durch den König und Leitung der Kirchenangelegenheiten durch Synoden als wünschenswerth hinstellen, geben sie damit allerdings über die eigentlichen Grenzen der bischöflichen Kirche hinaus. Durch Vereine für die kirchliche Erziehung der Armen, für Missionen und Bibelgesellschaft, durch Aufnahme der wissenschaftlichen Leistungen aus Deutschland geben sie einen lebendigen kirchlichen Geist kund, und es kommen ihnen die Fortschritte im Staatsleben entgegen."

In England ist die bischöfliche Kirche ein altes Institut, zusammenhängend mit einer Menge anderer, in vieler Beziehung veraltet und einer Reform unabweislich ausgesetzt. Sie ist sogar eine Anomalie, sofern ihre byzantinischen Elemente sich keineswegs für das constitutionelle System eignen, dem das Volk so lange ergeben ist. Wie kommt es nun wohl, daß man eine so seltsame, veraltete und unverhältnißmäßige Kirchenverfassung zuweilen als ein Ideal angesehen hat, dem nachzustreben die Aufgabe der protestantischen Kirche Deutschlands sey? Ohne Zweifel hat diese Sehnsucht nach einer bischöflichen Kirche, wo sie vorhanden ist, einen guten Grund. Gerade das, was an der englischen Kirche als zu byzantinisch dem demokratischen Geist der englischen Verfassung widerspricht, empfiehlt diese Form jeder absoluten Regierung im protestantischen Deutschland. Wie in der Baukunst, so kommt man auch in der Staatenbaukunst unwillkürlich auf den byzantinischen Geschmack zurück, sobald man das Kirchliche, aber nur zum Vortheil des Staats, will. Jede Tendenz, die das demokratische Element unserer Reformation scheut und flieht, und doch nicht in den Schooß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurück will, führt nothwendig nach Byzanz. Daher den Verehrern der absoluten Monarchie, die zugleich Protestanten sind, allerdings die englische Hochkirche als Ideal vorschweben muß. Aber auch in anderer Beziehung kann selbst denen, die in der Kirche mehr als eine Polizeianstalt sehen, die bischöfliche Würde und die geistliche Corporation im englischen Oberhause imponiren. Es ist doch wenigstens eine eigenthümliche Repräsentation der Kirche und ein Etwas, das denen, die gar nichts haben, wie Reichthum erscheinen muß. Endlich müssen alle diejenigen ehrenwerthen Personen, welche Sentimentalität und Unerfahrenheit genug besitzen, um von einer Versöhnung der streitenden Kirchen zu träumen, in der bischöflichen Kirche die Möglichkeit einer Annäherung an die katholische erspähen und ihr aus diesem Grunde Beifall schenken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Oktober 1842.

Slawische Literatur.

1) Die Wissenschaft des Slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-lithauischen Mythus mitumfassenden Sinne. Nach Quellen ꝛc. von Dr. Ignaz Johann Hanusch, Prof. an der k. k. Universität zu Lemberg. Lemberg, Stanislawow und Tarnow, Verlag von Millikowski, 1842.

Ein werthvoller Beitrag zur Aufklärung der altslawischen Welt. Der Verfasser hat mit großem Fleiße alles, was ihm irgend zugänglich war, gesammelt, um sich so vollständig als möglich auf dem dunkeln Gebiet slawischer Alterthumsforschung zu orientiren. Sorgfältig führt er die Quellen an, aus denen er mittelbar und unmittelbar geschöpft hat, und ihr enggedrucktes Verzeichniß allein läuft viele Seiten lang fort. Wie es uns aber scheint, hat er gar zu weit ausgeholt und der philosophischen Systemsucht zu sehr nachgegeben in einem Werke, von dem wir eigentlich nur Thatsachen in klarer Anordnung zu erwarten hatten. So dünkt uns die ganze Entwicklung des Begriffs Mythologie ziemlich überflüssig. Das alles ist schon hundertmal in andern Werken gesagt. Hier verlangt unsere Wißbegierde nur Befriedigung in Bezug auf das Slawenthum. Endlich verläßt der Verf. die allgemeine rein theoretische Einleitung und führt uns in das Gebiet der Thatsachen ein; indeß auch hier beherrscht ihn sein philosophisches Bestreben noch so gänzlich, daß er uns die indische Emanationslehre und den persischen Dualismus entwickelt, um erst zuletzt in den altslawischen Göttersystemen und Mythen eine Verwandtschaft mit jenen nachzuweisen. Wie interessant dieß immer ist, so hat diese Anordnung des Werkes doch den Nachtheil, daß wir von vorn herein gezwungen sind, alles nur durch die Brille des Verfassers, nach seinem philosophischen System und nach den indischen und persischen Lehren gefärbt zu sehen. Es wäre gewiß zweckmäßiger gewesen, wenn er uns in einfacher Objektivität die erhaltenen Reste altslavischer Götterlehre hingestellt und erst hinterdrein die Vergleichung mit dem Indischen und Persischen, da wo sie zulässig ist, vorgenommen hätte. Namentlich aber hätten wir eine größere Ausführlichkeit älterer Mythen, symbolischer und abergläubischer Gebräuche und Volkssagen gewünscht. Die Erklärung der Götteremanationen aus dem Orient steht etwas zu kahl da. Wir hätten in eine lebendigere Fülle von Beispielen altslawischer Naturanschauung und Poesie, ohne Beziehung auf die Religionen und Mythen anderer Völker hineinzusehen gewünscht, und gewiß ist in den Volksliedern und Sagen, und in den abergläubischen Gebräuchen ꝛc. noch sehr viel Originelles enthalten.

Der Verfasser nimmt an, die slawische Götterlehre habe drei Stufen der Entwicklung zurückgelegt. Ursprünglich sey sie aus einer indischen Wurzel hervorgegangen, dann habe sie persischen Einfluß erlitten, zuletzt habe sie sich eigenthümlich ausgebildet.

Verwandtschaft mit Indien. In dem slawischen Piorun, mit dem auch der preußische Perkun übereinstimmt, erkennt Herr Hanusch den Brahma, in dem Triglaw die indische Trimurti (Dreieinigkeit), im Radegast den Wischnu, in der Göttin Shiwa den Gott Siwa; in Sytiwrat den indischen Sonnensohn Satiaurata ꝛc. Die meisten dieser Vergleichungen sind sehr scharfsinnig und treffend, einige scheinen gewagt.

Beinah noch deutlicher tritt der persische Einfluß hervor in dem scharfen Gegensatz des Bielbog und Zernebog, des weißen und schwarzen Gottes der Slawen, worin der persische Ormuezd und Ahriman kaum zu verkennen ist. Der andere Name für den weißen Gott ist Swantowit, das höchste Lichtprincip, das vorzugsweise auf der Insel Rügen verehrt wurde. Neben diesem Sonnengott hatte Baba, als Mond- und Nachtgöttin eine hohe

Digitized by Google

Bedeutung. Indem der Verfaſſer dieſe von den Commentatoren bisher mißhandelte mythiſche Geſtalt der ſchmutzigen Hexenartigkeit entkleidet (S. 166) und darin wieder das edle Bild einer Weltmutter ſieht, hätte er ſie wohl, wie auf die indiſche Bhawani, ſo auch insbeſondere auf die ägyptiſche Bubaſtis zurückführen dürfen. Bubaſtis hieß auch die Katze, Bubo die Eule, lauter Symbole der Nacht. Sehr anziehend iſt, was der Verfaſſer zur Vergleichung der altſlawiſchen Sonnenfeſte mit den altperſiſchen beibringt. Indeß greifen gewiſſe ſymboliſche Gebräuche bei den Aequinoctien und Solſtitien faſt durch alle Zeiten und Welttheile hindurch, ſo daß man kaum ſagen kann, welchem Glauben und welchem Volk ſie zunächſt angehört haben. Die Weihnachtsgeſchenke, die Oſtereier, die Johannisfeuer kommen faſt überall vor. Im Allgemeinen erkennt der Verfaſſer (S. 223) in dem Einfluß der perſiſchen Lehre eine Milderung der altindiſchen Härte, Düſternheit und Grauſamkeit, namentlich im Beſeitigen der blutigen Opfer. Allein es ſcheint doch etwas mißlich, die reine Lichtlehre der Parſen, die in dem Mithrageheimniß ſogar ſchon der chriſtlichen Verſöhnungslehre ſich nähert, auf den nordiſchen Barbarismus zu übertragen. Gelangten feingebildete Südländer zu dem Glauben, daß es blutiger Opfer, namentlich der Menſchenopfer nicht mehr bedürfe, weil ein Gott jährlich ſich ſelbſt opfere und für alle ſterbe, ſo blieb dieſe Geheimlehre doch ohne Zweifel den nordiſchen Barbaren fremd. War den alten Parſen das Feuer ſo heilig, daß ſie es ſelbſt nicht durch einen Hauch zu verunreinigen wagten, am wenigſten durch Verbrennung thieriſcher und menſchlicher Körper, ſo lag dieſer zarte Elementenkultus gewiß jenen Preußen und Lithauern fern, die im Kampf mit dem deutſchen Orden gefangene Ritter in vollem Harniſch und zu Pferde ſitzend, oder gemeine Gefangene in Maſſe in einen aus Weidenzweigen geflochtenen Götzen eingeſperrt verbrannten.

Gewiß ſehr merkwürdig iſt folgende lithauiſche Sage, die auffallend mit der griechiſchen Ceresmythe übereinſtimmt: „Die Königin Krumine (welche ihrer Bedeutung nach mit der ſlawiſchen Ziwa, aber eigentlich Zlota Baba zuſammenfällt), heißt es (Narbutt I, S. 63), hatte eine liebliche wunderſchöne Tochter, welche durch die herrlichen und farbigen Blumen, die ſie aus ihrem Schloſſe ſah, in die freie Flur gelockt wurde. Eine der herrlichſten Blumen des Frühlings ſchien ganz am Rande des Fluſſes zu ſtehen. Die Königstochter legte ihr Purpurgewand ab, und ſtieg, um die Blume zu pflücken, in den Fluß. Doch der Boden des Fluſſes öffnete ſich, und die Jungfrau gelangte in die Unterwelt Pragaras. Hier herrſchte der König Pokole, den die Reize der jungen Königin bezauberten. Die troſtloſe Mutter ſuchte die Tochter ohne günſtigen Erfolg auf der ganzen Erde, denn ſie war auf der Erde nicht mehr zu finden. Krumine kehrte von ihrer Reiſe durch die Welt nach Lithauen zurück, und brachte zwar nicht die Tochter, doch aber die Kenntniß des Feldbaues mit, den ſie in ihrem Lande einführte, begünſtigte und verbreitete. Dadurch beglückte ſie ihr Volk, das ſich früher mühſam ernährte. Als man einſt einen Urwald ausrottete, in welchem Drachen zu hauſen pflegten, fand man einen Stein, in welchen der Einige Pramzimas vor vielen Jahrhunderten das Schickſal der Königstochter eingegraben hatte. Kaum las die Königin die Inſchrift, durch welche ſie über den düſtern Aufenthalt ihrer Tochter belehrt wurde, ſo begab ſie ſich aufgeregt und erzürnt in die unterirdiſchen Räume. Da ſah ſie ihre unſterbliche Tochter mit einer Schaar der lieblichſten Enkel umgeben. Sie ließ ſich bereden, auf einige Zeit auf die Oberwelt zurückzukehren. Dort angekommen, fand ſie in ihrem Lande Alles verwüſtet, Hunger, Noth und Elend hatten ſich der Einwohner bemächtigt. Dieſe, vor Freude über die Rückkehr, die das Glück dem Lande zurückbrachte, vergötterten Krumine's Tochter."

Aus dergleichen Anklängen an fremde Mythologien haben Einige den Schluß ziehen wollen, daß die ſlawiſche Mythologie überhaupt nur ein Aggregat anderer geweſen ſey. Gewiß ein zu voreiliger Schluß. Herr Hanuſch ſcheint uns ganz Recht zu haben, wenn er trotz einer urſprünglich fremden Wurzel und fortwährend fremder Einwirkungen dennoch eine eigenthümlich nationale Ausbildung der ſlawiſchen Mythologie annimmt. Aber gerade von dieſem Standpunkt aus hätte er uns die original ſlawiſchen Mythenſtoffe nicht ſo karg und nicht ſo ſehr vermiſcht mit fremden Stoffen vorlegen ſollen.

Zu dem Eigenthümlichſten der ſlawiſchen Naturanſchauung gehört Folgendes: „Die kleinen Geſtirne erſcheinen im lithauiſchen Mythus (Narbutt I, S. 71) als Endpunkte der Lebensfäden des Menſchen. Werpeja beginnt gleich bei der Geburt den Lebensfaden der Menſchen am Himmel zu ſpinnen, welcher in einem Stern ſich endigt. Sie ſitzt auf einer ſolchen Höhe am Firmamente, daß mit dem täglich geſponnenen Faden die Welt der Länge nach gemeſſen werden könnte, obſchon der Stern ſtets in ſeiner gewöhnlichen Höhe ſich zeigt, und der erſt nach Verlauf vieler Jahre (bei ſchwächer werdendem Auge) um etwas höher erſcheint. Daher die niedern Sterne die Endpunkte von dem Lebensfaden junger Leute ſind. In dem Augenblicke, als das Ende des Menſchen herankommt, reißt der Faden, der Stern fällt und verliert ſeinen Glanz. Jeder Sternſchnuppen iſt daher das Zeichen des Todes eines Menſchen (vergl. „Ausland" Nr. 279. 1839). — Eine merkwürdige Sage gibt Wojcicki (Klechdy II, S. 151) von der Entſtehung

Digitized by Google

des Windes und Sturmes. Eine rachgierige Zauberin gräbt im Walde ein Loch und legt Gänseeier hinein, auf welche sie sich in der Gestalt eines brütenden Vogels setzt. Die Dorfbewohner sind ganz außer sich, als sie das Weib schreien und den Wind und Sturm beschwören hören, damit sie auf diese Weise brütend Hagel erzeuge, so groß wie ein Gänsei. — Wovcicki gibt (1, S. 51 ff.) das Erscheinen der Pestjungfrau (Powietrze) in einem besondern Fall auf folgende Weise an: Es saß ein Russe unter einem Lärchenbaume (Modrzew). Die Sonnenhitze glich der Feuergluth. Er sieht von fern etwas nahen, er sieht nochmals hin — es ist die Pestjungfrau (Niewiasta). Ganz in Leinen eingehüllt, schreitet die hohe Gestalt einher. Vor Schrecken wollte er entfliehen, allein die Schreckgestalt ergriff mit ihrer langen Hand den Geängstigten. Kennst du die Pest (Powietrze)? Ich bin es! Nimm mich auf deine Schultern, und trage mich in ganz Rußland herum, doch übergehe ja nicht irgend ein Dorf, irgend eine Stadt; denn alle muß ich besuchen. Du erzittre vor nichts; denn gesund wirst du bleiben unter den Sterbenden. — Mit ihren langen Händen klammerte sie sich an den armen Greis. Er schritt vorwärts, sah zwar die Gestalt ober sich, fühlte jedoch ihre Bürde nicht. Zuerst trug er sie in die Städte. Fröhliche Tänze und Gesang fanden sie vor. Doch kaum kamen sie an den Platz, als die Gestalt ihre Leinen wehen ließ, worauf sogleich die Lust und Freude schwand. Wohin er blickt, sieht er Trauer — die Glocken ertönen — Begräbnisse erscheinen und der Todtengräber findet nicht Raum für die Leichen. Sie liegen am Platze haufenweise, nackt, unbegraben. Er schreitet weiter. Wo er bei einem Dorf vorbeischreitet, werden die Hauser wüste, die Gesichter bleichen und die Schreckenstöne der Sterbenden erschallen. Das Dörfchen, wo der Landmann selbst wohnte, stand hoch am Berge. Dort hatte er sein Weib, seine zarten Kinder und die alten Aeltern. Das Herz blutet ihm, als sie sich dem Dörfchen nahen. Mit starker Hand erfaßt er die Jungfrau, daß sie ihm nicht entfliehe, und springt mit ihr in die Fluthen, um sie zu tödten. Er ertrank, die Jungfrau nicht, doch erschreckt von diesem edlen Heldenmuthe, floh sie weit in die Wälder und Gebirge."

Es ist zu bedauern, daß uns der Verfasser nicht mehr dergleichen originelle Ansichten mittheilt. Er ist damit in der That zu sparsam. Er hätte alles sammeln und vortragen sollen, was sich auf die Vorstellungen der alten Slawen von Gestirnen, Mineralen, Pflanzen, Thieren, und von Menschenleben bezieht. Aber er hat sich deßfalls sehr kurz gefaßt und mit bloßen Andeutungen begnügt. Wie kurz behandelt er z. B. die Pflanzenwelt. Da ist von dem Basilicum, das bei den südlichen, und von der Raute, die bei den nördlichen Slawen eine so große Rolle spielt, nicht einmal die Rede. Er hätte uns aus Volksliedern, Volkssagen, Volksgebräuchen, aus dem so reichen slawischen Aberglauben eine Menge wissenswürdige Dinge sammeln und zur Uebersicht bringen können, die sich überall zerstreut finden und zum Theil noch gar nicht aufgezeichnet seyn mögen. Er hätte weniger oder wenigstens nicht ausschließlich den Verwandtschaftsgraden nachjagen sollen, in denen das Slawische mit den Indischen und Persischen steht, sondern vielmehr dem Charakteristischen und Originellen, wodurch es sich unterscheidet. Dann würde es ihm vielleicht gelungen seyn, z. B. dem vorzugsweise slawischen Glauben an die durch Mondschein bewirkte Wiederbelebung nicht nur (wie S. 308 bemerkt ist) der Ertrunkenen, sondern auch der Vampyre, bis in seine mythische Quelle zu folgen; er würde vielleicht sogar slawische Einwirkung in den Aberglauben der alten Griechen und Römer entdeckt haben. Mit einem Wort, wir hätten gewünscht, das slawische Element in diesem Werke reiner, unvermischter und vollständiger hervortreten zu sehen und fordern den geehrten Verfasser auf, nachdem er sich die große Mühe gegeben hat, das, was er für die Hauptsache im alten Slaventhum hält, mit dem Indischen und Persischen zu vergleichen, sich nun auch noch die kleinere Mühe zu geben und uns aus dem reichen Schatze seines Wissens auch noch die Nebensachen mitzutheilen, ohne Vergleichung, damit uns das Ganze des altslawischen Glaubens möglichst vollständig und unvermischt in seiner Eigenthümlichkeit und bis ins kleinste Detail klar werde. Das scheinbar Geringfügige ist hier nicht zu verschmähen, sondern vielmehr zu suchen, und selbst eine bloße Compilation würde dem Verfasser keine Schande machen, sondern ihm großen Dank erwerben, da es zunächst darauf ankommt, alles zu sammeln und zugänglich zu machen, was sich in einer ungeheuern Menge russisch, böhmisch, polnisch, serbisch ꝛc. geschriebener Werke findet, die sich der Tausendste in Deutschland nicht verschaffen kann und die der Hunderttausendste nicht versteht.

2) Die Slawen in den ältesten Zeiten bis Samo (623). Eine linguistisch-geographisch-historische Untersuchung. Von R. St. Kaulfuß. Berlin, Schröder, 1842.

Aus einer Menge etymologischer Untersuchungen wird hier das Resultat gezogen, daß die Slawen schon vor Alters ein sehr großes und weit verbreitetes Volk gewesen seyen. Wie die Flußnamen Dan und Don und die Völkernamen Wand, Wend, Wind dem Verfasser slavischen Ursprungs scheinen, so verfolgt er auch die

Digitized by Google

Slawen die Donau aufwärts bis Vindelicien und Venedig ꝛc. Kurz er scheint in den Ton jenes servilen russischen Patriotismus einzustimmen, der ein oder gar zwei Drittel von Deutschland ohne weiters als slawischen Grund und Boden reklamirt. Allein es scheint nur so. Der Verf. ist nichts weniger als ein Russomane.

Sehr verständig sind die folgenden Erörterungen: „Die Slawen sind gegenwärtig eigentlich nicht als ein welthistorisches Volk zu fassen, was ihnen früher zugestanden werden mußte; denn unmöglich können wir Rußland als Repräsentanten des Slawenthums ansehen, da ein mechanischer Staat den lebendigen Volksorganismus negirt und das Repräsentiren Dessen, was man negirt, eine contradictio in adjecto, ein selbst durch Hegel'sche Methode nicht zu lösender Widerspruch ist. Mit tiefer Wehmuth erkennen die heutigen Slawen ihre Stellung, was wir nicht allein in den Volksliedern, besonders der Serben, Polen und Lithauen, sondern auch in den Schriften der größten Slawisten sich äußern sehen. — Unglück ist aber eine zarte Pflegerin des Geistes, ein Engel Gottes; es rücken gemeinsame Leiden und Thränen die Herzen der Unglücklichen näher an einander und verketten sie zur himmlischen Eintracht. Versöhnend reichen sich die früher feindlichen Brüder (schon zu Justinian's Zeiten waren die Anten und Sclawinen sich feindselig gegenüber getreten und so blieb es durch die ganze spätere Zeit, ja noch heute trennt den Russen und Polen ein glühender Haß) schon immer häufiger die Hand und bilden so immer mehr aus die Idee des Panslawismus, welche Rußland gerne nährt, um, die Hegemonie in den Händen behaltend, nach dem Westen, wie Napoleon nach dem Osten vorschreiten zu können. — Die Panslawismus-Idee greift nun allerdings immer mehr um sich und muß einige Besorgniß bei den Nachbarn erwecken, besonders da sie nicht eine bloße Jünglings-Schwärmerei, ein Jünglings-Wahnsinn, sondern ein still und ruhig fortschreitendes Selbstbewußtseyn und eine Kraft ist, welche an den aus sich explicirten geistigen Momenten seinen in sich tragenden Reichthum hinreichend zu Tage legt. — Ehe man aber von dem Slawenthum ebenso wie von dem Deutschthum sprechen können wird, dürfen wohl noch viele Jahrzehende, ja vielleicht Jahrhunderte vergehen. — Abgesehen nämlich von der geschichtlichen und geographischen Stellung der Slawen, die erst überwunden werden will, trennen schon bedeutend die vier Arten von Alphabeten, das glagolitische, kyrillische, lateinische und gothische, wiewohl dem Charakter der slawischen Sprache die kyrillischen Schriftzeichen am entsprechendsten sind und sich allmählig auch zur Pasigraphie für die Slawen emporringen werden. — Ein zweites trennendes Moment ist die Verschiedenartigkeit der Religionen: Die griechisch-katholische, römisch-katholische, die protestantische, mahomedanische (und jüdische) Religion — sie erzeugen unter den Slawen so schroffe Verhältnisse, wie sonst nicht im übrigen Europa. — Der russische Pope, ein leidenschaftlicher Fanatiker und Heuchler, erzieht in diesem Heidenglauben die Leute seiner Gemeinde und nährt so den Fanatismus, welchen man oft mit dem Patriotismus (!) verwechselte, da Orthodoxie der Religion und Politik ineinander übergehen; der mahomedanische Bosnier blickt stolz auf den christlichen Slawen herab; der gemeine Pole hält den Protestanten seines Landes oft für keinen Nationalpolen, sondern Niemiec."

3) Ueber den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. Von Leo Grafen von Thun. Prag, Kronberger und Riwnac, 1842.

Der Herr Graf spricht dem Eifer das Wort, mit welchem gegenwärtig die slawische Literatur in Böhmen getrieben wird, und sucht alle Besorgnisse zu beschwichtigen, die durch diese neue Tendenz geweckt worden sind. Wer mag es tadeln, wenn er jeder Nationalität einfach das Recht vindicirt, sich zu conserviren. Sofern in der altböhmischen Sprache noch viele poetische und historische Schätze enthalten sind, ist die Ausbeute dieser Alterthümer auch ein Gewinn für die Literatur überhaupt und können wir Deutsche, die wir uns um jede fremde Literatur bekümmern, uns nur darüber freuen. Allein der neue Eifer für das Slawische in Böhmen trifft doch auf eine ziemlich auffallende Weise mit dem Eifer für den Panslawismus in Rußland zusammen. Und weil denn die Russen seit den Zeiten, wo Kotzebues Bulletins und Stourdza eine Denkschrift über unsre Akademien und ein Unbekannter eine Pentarchie schrieb, sich so gar viel und väterlich um unsre Angelegenheiten bekümmert haben, so ist es ganz natürlich, daß wir bei gar vielen Dingen glauben, es stecke dahinter wieder eine russische Zärtlichkeit für unser Wohl. Es würde uns aufrichtig leid thun, wenn wir den Rechten und Gefühlen unsrer böhmischen Brüder auch nur im Geringsten zu nahe träten; doch hier können wir nicht an Böhmen allein denken; unser Blick wird unwillkürlich weiter fortgezogen und wir sehn den Hradschin und Wisherad nicht in schöner altslawischer Urwaldeinsamkeit als Denkmal ehrwürdiger Vergangenheit, sondern überragt von den prahlenden Goldkuppeln des Kreml, ein Bild unheimlicher Zukunft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Oktober 1842.

Slawische Literatur.

4) Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Prag, in Commission bei Kronberger und Riwnac, 1842.

Die neue Durcharbeitung der böhmischen Geschichte, die Herr Palacky übernommen, ist höchst dankenswerth, weil sie äußerst gründlich die urkundliche Wahrheit auszumitteln sucht. Daß er dabei in jeder Beziehung das Nationalinteresse der Böhmen wahrnimmt, sind wir weit entfernt, ihm zu verdenken, selbst wenn es auf Kosten unsers deutschen Nationalinteresses geschieht. Nur hätte Herr Palacky vielleicht, wenn er überall als Böhme schreibt, auch böhmisch schreiben dürfen.

Der zuletzt erschienene Band seines großen Werkes umfaßt die Geschichte der Könige Johann und Karl aus dem Hause Luxemburg, die nach dem Aussterben des alten einheimischen Königsgeschlechts im vierzehnten Jahrhundert, auf den böhmischen Thron gelangten. Beides waren Regenten von großer Auszeichnung und Eigenthümlichkeit. König Johann, der größte Abenteurer seiner Zeit, versäumte das innere Wohl Böhmens über europäischen Intriguen, vergrößerte Böhmen aber durch die Erwerbung Schlesiens. Sein Sohn, der als Karl IV. deutscher Kaiser wurde, war zugleich der Vater und größte Wohlthäter Böhmens.

Im Eingange wird gezeigt, wie die deutschen Zustände auf die böhmischen eingewirkt haben, wie die alte Freiheit des böhmischen Volks durch die Einführung der deutschen Feudalität gefährdet worden sey. Wenn der Verfasser jene Freiheit und zugleich die alte Bildung der Böhmen im Gegensatz gegen deutsche Fröhnerei und Rohheit preist, so vergißt er wohl auf der einen Seite zu sehr die barbarischen Scenen, von denen die ältere Geschichte Böhmens wimmelt, und auf der andern Seite die altgermanische Freiheit, die sich wenigstens in den Städten erhielt, und der wohl kaum irgend ein slawisches Freithum gleichkam. Ohne den Böhmen ihre großen Talente und Vorzüge irgend bestreiten zu wollen, darf man doch behaupten, daß Montesquieu Recht hat, wenn er sagt, die Freiheit habe in den deutschen (nicht in den böhmischen oder polnischen) Wäldern ihren Ursprung genommen. — In dem interessanten Verzeichniß der ältesten Adelsgeschlechter Böhmens finden sich Grafen von Wrtby mit drei Hirschgeweihen im Wappen (S. 16), was auf merkwürdige Weise an eines der ältesten Geschlechter Schwabens erinnert.

Die schwierige Geschichte des Königs Johann, der überall und nirgends zu seyn pflegte und in alle Händel Europas zugleich verwickelt war, erhalt durch Herrn Palacky neue Aufklärungen, hauptsächlich in Bezug auf die böhmische Verwaltung während der Abwesenheit des unstäten Königs, worauf wir hier nicht näher eingehen wollen.

Von noch größerem Interesse ist die Geschichte Karls IV. Der Verfasser stellt sich von vorn herein auf den böhmischen Standpunkt, indem er erzählt, wie Karl sich als Gegenkaiser im päpstlichen und französischen Interesse gegen Kaiser Ludwig den Bayern habe wählen lassen, und wie Karl und sein Vater Johann den Franzosen Beistand geleistet hätten gegen England. Herr Palacky nimmt nicht den mindesten Anstoß an dieser eines deutschen Kaisers so unwürdigen Politik, sondern sagt S. 267 ganz unbefangen: „Auch unsre Könige (Johann und der so eben zum Kaiser gewählte Karl) durften dem Freunde und Verwandten (dem König von Frankreich) in solcher Noth [nicht fehlen." Würde sich Herr Palacky auf den deutschen und nicht auf den böhmischen Standpunkt versetzt, würde er in Karl nicht bloß den Böhmenkönig, sondern den Kaiser der Deutschen gesehen haben, so hätte er offenbar den letzteren wegen der an Frankreich geleisteten Hülfe nicht loben können

denn was konnte für einen deutschen Kaiser schmählicher und zugleich unpolitischer seyn, als Schlachten für Frankreich auszufechten, für jenes Frankreich, das so eben noch, mit dem Papst im Bunde, dem deutschen Kaiser und Reich jede Art von Hohn und Schaden zugefügt hatte. Inzwischen bleibt es die Frage, ob es auch dann, wenn man sich auf dem böhmischen, und nicht auf dem deutschen Standpunkte befindet, gut und recht ist, das Bündniß eines Böhmenkönigs mit Frankreich auf Kosten Deutschlands zu rühmen? Uebrigens korrigirte Karl seine Politik sehr bald und nahm die Interessen Deutschlands gegen Frankreich sehr klug wahr.

Am Schluß des vorliegenden Bandes entrüstet sich Herr Palacky mit Recht über die deutschen Geschichtschreiber, welche den so interessanten Kaiser Karl IV. mißkannt und in herkömmlicher Weise bis auf die neueste Zeit verunglimpft haben. Aber er sollte nicht alle verdammen. Referent wenigstens hat schon vor Jahren * die große Bedeutung Kaiser Karls IV. und seine durchgreifende, zum wahren Wohle Deutschlands gereichende Politik namentlich Frankreich und dem Papste gegenüber hervorgehoben und selbst noch mehr zu seinem Ruhme gesagt, als Herr Palacky, da dieser, immer nur Böhmen berücksichtigend, gerade die für Deutschland weisesten und heilsamsten Maßregeln Karls weniger beachtet. Also sind doch nicht alle deutsche Geschichtschreiber so blind gewesen, wie Herr Palacky annimmt. Gleichwohl trifft der Tadel mit Recht sehr viele, und ist dieß auch keineswegs der einzige Punkt, in dem die deutschen Geschichtschreiber geirrt haben. Referent hat schon gar oft Gelegenheit genommen, den gemeinen und herkömmlichen Ansichten zu widersprechen und darzuthun, in welchen groben Irrthümern die guten Deutschen noch immer befangen sind, sofern sie das Lob, das einst Priester, Ausländer, Verräther und feile Kreaturen denen zollten, die Deutschlands Angelegenheiten am schlechtesten geleitet haben, und den Tadel, den eben diese verdächtigen Zeugen auf unsre besten Fürsten und tüchtigsten Patrioten geworfen haben, gedankenlos nachreden und nachschreiben. Es ist noch nicht lange her, daß das fast vergessene Haus der Hohenstaufen wieder zu Ehren gekommen ist in der deutschen Geschichtschreibung, die vorher fast nur das zu preisen und ins Licht zu stellen wußte, was die noch lebenden Geschlechteer anging. Unter den ausgestorbenen Häusern, die keinen Historiographen mehr belohnen können, ist aber vorzugsweise lange das luxemburgische vernachläßigt und verunglimpft worden. Erst Barthold hat im Leben Heinrichs VII. den alten Glanz dieses Hauses wieder vorleuchten lassen aus dem Dunkel der Geschichte; aber Karl IV. sieht noch trotz dem, was Pelzel und Schottky dafür schon geleistet, einem Biographen entgegen. Wenn dieser die so sehr schätzbaren Beiträge des Herrn Palacky benutzt, wünschen wir nur, daß ihm der deutsche Gesichtspunkt nie verrückt werde.

* W. Menzels Geschichte der Deutschen, 2te Auflage S. 597. 3te S. 438. 4te, die demnächst erscheint, S. 461.

Dichtkunst.

Der Fürst der Liebe. Dichtungen von Eduard Duller. Leipzig, Mayer und Wigand, 1842.

Herr Duller besitzt ein ausgezeichnetes Talent für die Versifikation, weßhalb wir immer bedauert haben, daß er durch zu viele in Prosa geschriebene Sachen seine poetische Kraft getheilt und zersplittert und die Concentration derselben auf wenige Meisterwerke in Versen unterlassen hat.

Das vorliegende Gedicht beginnt sehr großartig. Gott der Herr nämlich redet selbst, als Fürst der Liebe, und sendet einen liebreichen Engel auf die Erde herab. Es ist Schade, daß diese Sendung eines einzelnen Engels, der auch nur sehr im Einzelnen tröstet und hilft, mit der großartigen Absicht und mit der Allmacht des Ewigen, der ihn sendet, nicht ganz im Verhältniß steht, und es wäre deßfalls vielleicht zweckmäßiger gewesen, die Erscheinung des Engels auf Erden anspruchsloser und gleichsam unbedeutender zu motiviren; etwa so, daß er aus eigener Neugier oder Sehnsucht käme. Sobald er als feierlich von Gott entsendet auftritt, thut er nicht genug.

Abgesehen davon ist die Erscheinung des Engels höchst liebenswürdig:

Im Wald schwebt um die zwölfte Stunde
Der heil'gen Nacht ein holdes Kind;
Es streut die Fülle froher Kunde
Rings aus, wie Blüten Frühlingswind;
Von seinem Antlitz fließt ein Leuchten,
Wie Mondglanz schwimmt auf stiller Flut,
Und wie im liebesel'gen, feuchten
Aug' einer Braut strahlt Morgenglut.
Gewaffnet ist's mit einem Speere,
Als zög er aus zu Kampf und Streit;
Hoch wiegt sich auf der schlanken Wehre
Ein Lilienkelch, den Gott geweiht.

Digitized by Google

Und wie den Speer es senkt, entklinget
Dem Kelch ein wunderbarer Laut,
Wie wenn ein Wandervöglein singet,
Was es im fernen Land geschaut.
Fremdartig tönen zwar die Weisen,
Doch hallt ein trauter Grundton d'raus,
Und bebt in Schwingungen, in leisen,
Wie Echogruß vom Vaterhaus.
Wie wenn Dir holde Todesmahnung
Gar weich und wohl das Herz umschmiegt,
Du fühlst: 's ist doch nur heil'ge Ahnung
Urlebens, das den Tod besiegt.
So, wenn das Kind die Lilie neiget,
Weicht ringsumher des Winters Bann,
Und, wie der Kelch erklingt, so steiget
An's Licht, was Regung kaum gewann,
Der Fels fühlt seine Greisenglieder
Erwarmen von der Adern Glut;
Ein junger Riese ist er wieder,
Wie einst, da er im Uebermuth
Die keusche Wasserfei umkoste,
Und, als sie sprüh' sich ihm entwand,
In's Thal, in das sie fliehend toste,
Hinabgriff mit verwegner Hand;
So stand er lang, tiefabgestrecket
Den starren Arm; ihn hat kein Sturm
Bewegt; das Haupt, emporgereckt
Voll Trotz, krönt ihm ein alter Thurm.
Jetzt regt er sich; da stürzt die Krone
Zersplittert nieder in das Thal,
Gleichwie ein König von dem Throne,
Erwacht ein starres Volk einmal.
Und immer lauter wird das Rauschen
Vom Klang des Lilienkelchs im Wald;
Die Steine, Bäume, Vögel tauschen
Viel tausend Stimmen mannigfalt.
Das ist die heil'ge Zeit der Weihe,
In der die stumme Creatur
Sich wieder regen darf als freie,
Die sonst dem Menschen dienet nur;
Und des Bewußtseyns Pulse schlagen,
Daß nichts verloren, was da ward,
Wie in der Schöpfung ersten Tagen,
Da Gott sich ihr geoffenbart.

Welche reine, herrliche Sprache! Und die Wendung, durch welche der Engel der Liebe in den Engel der Freiheit umgewandelt wird, ist gewiß tiefpoetisch.

Nun folgen einzelne Gedichte, die uns die trostreiche Wirksamkeit des Engels in einzelnen Fällen zeigen. Er sieht Verbrechen, Laster und Leiden aller Art und steht den Kranken und Leidenden, der Armuth, der Unschuld, dem Hülflosen und Gefangenen ꝛc. bei. Glücklicherweise gewinnt die Idee, welche den Engel der Liebe mit dem der Freiheit identificirt, immer wieder die Oberhand, was diesen Dichtungen einen originellen Reiz verleiht. Zum Schönsten in dieser Beziehung gehört die Sage vom Geisterkinde, dessen nächtliche Erscheinung einen Tyrannen schreckt. Im Wahn, es sey ein Kind im Schloß ermordet worden, sucht der Tyrann, „um seinen Nächten Schlaf zurückzugeben," um jeden Preis den Thäter zu entdecken.

Doch wie der Fürst auch schreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gau'n
Und träuft in alle Herzen Grau'n; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenseits des Grenzsteins sie, und eilt herbei
Zur Hauptstadt; wer ihn siehet, senkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis ist ein Verbannter.

Der Alte aber tritt
Zum finstern König hin mit festem Schritt;
„Ich kann Dir's sagen, Fürst," so hebt er an,
„Wer diesen Frevel hat gethan;
Du wirst mich tödten, wenn Du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit sprach ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim in's Vaterland,
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren.

„Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band, bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag emporgebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
„„Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das sollt im Grund lebendig ihr einsargen!""

„Und wie er rieth, geschah's;
Und ohne Scham und Reu' und Mitleid sah's
Dein Ahn', o Fürst, wie man das Kindlein hub
Hinab und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchsen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun steht das Schloß gefeit, kein Feind nimmt's ein.
Das Kindlein aber lebt noch unter'm Stein;
Denn Gottes Engel sind mit ihm darinnen.

„Und ob Dein Schloß auch gleißt
Mit gold'nem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, Du hast's gehört bei Nacht,
Wie es in seinen Schmerzen wacht!

Digitized by Google

Es wächst so lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, so trotzig sie auch steht,
Ein Odem Gottes ist's, der sie zerweht,
Und über Nacht ist sie in Asch' zerstoben.

„Das Kind, o Fürst, das lebt
Im Grabe, wisse: daß es einst begräbt
All Deine Macht und Deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es betreut.
Wann es im Wachsthum hoch genug geschossen,
Wird es mit seinem heil'gen Scheitel dann
Durchbrechen Deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und Deinen Trotz durchstoßen.

„Fragst Du: wie heißt das Kind? —
Antwort gibt Dir der nächste Frühlingswind,
Der Dich nicht fragt, ob Du ihn auch gebannt,
Ruft: „Freiheit" ist das Kind genannt,
Das Gotteskind, das schnöde Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig, wie für todt,
Auf dessen Haupt Du wandelst jetzt, Despot!
Doch Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben!"

Den Fürsten fasset Graus;
Er bebt, und mit ihm bebt und wankt sein Haus;
Es neiget sich der Zinnen gold'ne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Estrichs glatter, schöngefügter Spiegel,
Zu Staub stürzt jeder Säule gold'ner Knauf.
Horch! ein Triumphlied schallt vom Grund herauf!
Geborsten ist der Grund; es schmolz das Siegel.

Auch in den Dichtungen, die, von öffentlichen Sünden und Leiden abgesehen, mehr die Laster und die Noth des Privatlebens berücksichtigen, findet sich viel Schönes, modern Legendenartiges, worunter wohl die Beichte des Vaters bei dem verlornen Sohn (S. 262 bis 289) das Ergreifendste ist.

Da es sich hier überall von der Liebe handelt, die keiner ältern Religion bekannt war, die erst durch das Christenthum erkannt wurde und die seit der Stiftung der christlichen Gemeinschaft noch von keinem zweiten oder dritten Religionsstifter etwa durch eine neue und verbesserte Auflage übertroffen worden wäre, so hätte unser Dichter auch wohl dem Namen Jesu die Ehre geben sollen. Er läßt am Schlusse sogar Gott selbst ziemlich ausdrücklich den Namen Jesu desavouiren:

„Kein Bild am Kreuz! O, nicht des Bildes
Bedürft ihr, da mit euch der Geist,
Der, wie die Blumen des Gefildes,
Der Herzen Blütenfeld umkreis't.

„Bedarf's des Namens? Namen trennen;
Sie trennten oft schon euren Bund,
Wenn ihr das eine Wort zu nennen
Vergaßt, das schon dem Kinde kund.

„O lernt dieß Kindeswort verstehen!
Mir klingt's so süß. Durch eure Macht
Werd' ich mein Werk vollendet sehen,
Wird die Erlösung ganz vollbracht."

Diesen Gedanken halten wir für verfehlt. Man kann im Namen der Verstandeshoffart, wie die Hegelingen thun, gegen Jesum protestiren, aber nie im Namen der Liebe.

Dramatische Dichtkunst.

1) Konradin, der letzte Hohenstaufe, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Lyrisches und Episches. Von Wilhelm Rueß. Weinfelden, Rueß, 1841.

Gleich so vielen andern Dichtern, die bereits den nämlichen Gegenstand bearbeitet haben, hat auch Herr Rueß wieder in Konradin nur das persönliche Unglück, nicht die welthistorische Bedeutung gesehen. Das Einzige, was Konradin hier im Kerker quält, ist seine Liebe zu Agnola, der Tochter Frangipanis, der ihn verrathen. An ihrer Seite hoffte er des Lebens größtes Glück zu genießen, das kann nun nicht seyn und das ist sein einziger Kummer. Mit diesen Betrachtungen eines unglücklich Liebenden nimmt er von der Welt Abschied wie ein gewöhnlicher Privatmann und nicht wie der Erbe eines unermeßlichen Reiches, der letzte Sprößling des größten Kaisergeschlechts, das über die Erde gegangen.

2) Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Lindner. Leipzig, in Kommission bei Fest, 1842.

Derselbe Gegenstand. Konradin erscheint uns hier von Anfang an zu melancholisch. Der Dichter hätte besser gethan den Kontrast freudiger, muthiger Jugend mit dem schrecklichen Ausgang hervorzuheben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 79.

Kunstblatt.

Dienstag, den 4. Oktober 1842.

Goya.

Goya ist eines jener spanischen Originale, welche unter der akademischen Zucht nur verdorben worden wären. Wäre er als Pensionirter des Königs nach Rom gereist und zur Copirung der Maler Conca, Trebisani, Benefiali u. s. w. angehalten worden, so hätte er es vielleicht in jener matten, manierirten Malerei, von welcher damals nur Mengs und der Römer Cades eine Ausnahme machten, weit gebracht, aber wir hätten keinen Goya und keine seiner Capricen gehabt. Zum Glück unternahm der junge Aragonese aus Fuendetodos, welchen man Franz Goya und Lucientes nannte, und welcher um das Jahr 1758 die Akademie von Saragossa besuchte, seine Reise nach Rom bloß als ein armer Student, aber reich an Enthusiasmus für seine Kunst. Er bewunderte Raffael, lernte von ihm, wie man die Natur anschauen müsse und — studirte ihn nicht weiter, weil er erkannte, daß sein Genie ihn nicht auf diesen Weg lenkte. Vielmehr kehrte er, da er ohnehin an Mitteln nicht reich war, unter die Seinigen zurück und wie sein Zeitgenosse Pinelli[1] auf den palatinischen Hügeln, mit der Flasche von Velletri in der einen und dem Bleistift in der andern Hand die einfachen und anmuthigen Transteverinerinnen einlud, so mischte sich Goya, am Arme seines Freundes Bayeu, mit dem großen Hute, dem unter den Arm geschlungenen Mantel und dem Degen unter dem Arm, in die Gesellschaft der Stierfechter und der Manolos und ihrer Begleiterinnen. Auf diese Art hat er eine unglaubliche Anzahl von populären Darstellungen hinterlassen, in welchen eine üppige Einbildungskraft und eine unübertreffliche Wahrheit herrscht: Scenen, welche auf die Stiergefechte Bezug haben, Scenen von Räubern, Fuhrleuten, von ländlichen Schmausfesten und auch von Hexen. Berühmt sind die Malereien dieser Art in dem Landhause la Alameda del Duque de Osuna (eine Stunde von Madrid links von der Straße nach Guadalarara), so wie auch die Sammlung, welche Don Andres del Peral besaß, und viele andere, welche seine Erben und eine Menge Particuliers besitzen. Vielleicht werden sie alle noch von den Gemälden übertroffen, die er für die königliche Tapetenfabrik verfertigte, die erste Arbeit, welche ihm Mengs nach seiner Rückkehr von Rom auftrug. In dieser seiner ersten Manier vermißt man zwar einen strengen Zeichnungsstyl, aber der natürliche Ausdruck und eine kräftige Beleuchtung, mit welcher er späterhin sparsamer umging, ersetzen diesen Fehler. Hieher gehören auch ein großes Gemälde und ein Kreuz, die er für das Kloster San Francesco el Grande malte, die Familie des Infanten Don Luis, welche die Grafen von Chinchon besitzen; ein Porträt Karls III. in Jägertracht, im Besitz des Grafen von Sastiego; ein Porträt des Ministers Florida Blanca, in welchem er auch sein eigenes Abbild anbrachte, zwei Porträts der Herzogin von Alba, von ganzem Körper, und viele andere. Seine zweite Manier zeichnet sich vorzüglich durch die Luft zwischen den Figuren, durch die Wirkung des Helldunkels, ein wahres und durchsichtiges Colorit und eine gewisse ihm eigenthümliche Harmonie aus. Er hatte die Werke Rembrandts besonders liebgewonnen und fing nach seinem Beispiel an, das Licht sparsam zu vertheilen, damit die beleuchteten Theile desto größeren Eindruck machten. Aber sein Hauptmuster war Velasquez; aus dem Studium dieses Genies und aus der Beobachtung der Natur lernte er die Art, Luft zwischen die Figuren zu bringen und die untergeordneten Gegenstände, welche dem allgemeinen Eindruck hinderlich werden könnten, außer Acht zu lassen. Die beleuchteten Theile malte er mit starker Farbenauftragung, ohne sie viel zu bearbeiten, und zuweilen bloß mit der biegsamen Spitze des Farbenmessers; aber diese dem Anscheine nach so leichten Stöße waren wohl überlegt und von einer geübten Hand ausgeführt; in vielen

[1] Man verdankt diesem jung verstorbenen Künstler mehr als 4000 Kupferstiche, von ihm erfunden und mit Scheidewasser gegraben.

Digitized by Google

seiner Gemälde vollendete er die hellen Theile bei künstlichem Lichte. Alle diese Eigenschaften stechen in dem großen Gemälde im Museum des Prado hervor, in welchem die ganze Familie Karls IV. und der Künstler selbst, mit ihrer Abbildung beschäftigt, dargestellt ist. Er war schon seit 1789 Kammermaler, das erwähnte Werk wurde (1799) mit der Stelle eines ersten Hofmalers belohnt.

Für die Kathedralkirche von Valenzia malte er zwei Gemälde aus dem Leben des h. Franz von Borja. Welche rührende Scene, als der Marquis von Lombey von seiner Familie Abschied nimmt, um sich in ein Kloster einzusperren! Der Marquis von Santa Cruz bewahrt die Skizzen beider Gemälde. Seine Porträts sind sehr berühmt, gewöhnlich brauchte er dazu nur eine Sitzung von einer Stunde und diese waren die ähnlichsten. So malte er Urrutia, Azara, Moratin, Maiquez, den Baumeister Villanueva, den Herzog von Ossuna und viele Andere; es war eine Art von Apotheosis, von seiner Hand abgebildet zu werden. Von seiner Geschicklichkeit in der Malerei al fresco und al tempera sind ein Beweis die schönen und originalen Figuren von San Antonio de la Florida, wovon einige unläugbare Porträts sind, die zwei kleinen Kuppeln des Tempels del Cilan in Saragossa und die Malereien in einem Landhause, das er an dem Ufer des Manzanares besaß; alle Wände, selbst die Stiegen, sind voll von seinen Capricen und Caricaturen, wohl auch auf Kosten derjenigen, welche ihn zu besuchen kamen.

In seinen letzten Jahren verfertigte er noch schöne und der Aufmerksamkeit würdige Werke, wie z. B. den h. Joseph von Calasanz in der Kirche von San Antonio Abad in Madrid, eine h. Familie für den Herzog von Noblejas, Santa Justa und Santa Rufina in der Kathedralkirche von Sevilla, und ein Gemälde, in welchem er sich selbst und den Arzt Arrieta abbildet, wie dieser ihm, der fast schon sterbend war, eine Arznei gibt, mittelst welcher er sein Leben noch einige Jahre verlängerte. Uebrigens ist es nicht zu verwundern, daß man in manchen Werken aus dieser Epoche seines physischen Verfalls einige Gebrechen: eine minder sichere Farbengebung und den Mißbrauch der Buchdruckerschwärze entdeckt. Doch machte er um diese Zeit noch viele Zeichnungen und einige so vollendet, wie sie nur immer ein fleißiger Jüngling ausarbeiten kann. Seit 1822 nahm seine Gesundheit so ab, daß er um königliche Erlaubniß zu einer Reise nach Paris bat, welche er wirklich im Jahr 1824 unternahm. Er starb, wie Moratin, in Bordeaux, am 16. April 1828; im 82sten Jahre seines Alters.

Goya war der spanische Hogarth, den er in der Geschicklichkeit übertraf, mit zwei Pinselstrichen ein Individuum so zu charakterisiren, daß es keine Unterschrift bedurfte, um zu wissen, wem es galt. Einige seiner Capricen machte er absichtlich dunkel, und es ist schade, daß das Publikum nicht den wahren Schlüssel seiner Capricen besitzt. Seine Satiren trafen nicht selten sehr mächtige Personen, die zum Glück großmüthig genug waren. Man sagt, Don Manuel Godoy habe den Schlüssel zur Erklärung seiner Capricen besessen und dieser sey nebst einem Exemplar derselben bei den Vorgängen von 1808 von Jemanden erworben worden, welcher sich bei der Emigration der Liberalen im J. 1823 gezwungen fand, diese und andere Papiere in Spanien zurückzulassen, wo sie vielleicht in irgend einem versteckten Winkel existiren. Goya machte selbst Kupferstiche in Scheidewasser von vielen seiner Capricenmalereien, aber sie sind heutzutage sehr selten. Häufiger trifft man die achtzig Capricen an, welche er auf dieselbe Art in einem stechenden und malerischen Ton, worin er Stefano della Rocca übertrifft und Rembrandt beinahe gleichkommt, verfertigte; auch existirt in größern Dimensionen eine Sammlung von Stiergefechten und andern Capricen, so wie auch von den Werken des Velasquez.

Die Bescheidenheit dieses Malers brachte ihn öfters, wenn er die alten Meister studirte, zu dem Ausruf: „Ich weiß nichts.“ Aber sein Charakter war der eines sehr zornigen Menschen, und dabei besaß er körperliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit in den Waffen. Von jung auf schlug der Aragoneser aus ihm heraus und sein Körper war voll Stichwunden. In Rom setzte er sich's in den Kopf, auf dem Karnies der Kirche von Sant Andrea della Valle spazieren zu gehen und seinen Namen noch weiter vorwärts, als seine Vorgänger in diesem gefährlichen Spiele gekommen waren, aufzuzeichnen. In Madrid fehlte wenig, daß er eines Tages Mengs umgebracht hätte, weil dieser eines seiner Gemälde verbesserte. Zu dieser Jähzornigkeit, die sich auch in seiner Physiognomie ausdrückte, mochte der Umstand nicht wenig beitragen, daß er seit seinem dreizehnten Jahre taub geworden war. Eine Anekdote von einer Scene zwischen ihm und Lord Wellington verdient hier erzählt zu werden.

Lord Wellington ließ sich im Jahr 1812 von ihm in Madrid abbilden und Goya war mit seiner Arbeit sehr zufrieden. Nicht so der Lord, der seine Gestalt zu dick und schwerfällig fand. Xaver Goya, der Sohn, antwortete, dieß rühre von der Stellung der Figur her, und es wäre kunstwidrig, sie so zu machen, wie der Lord wollte. Der alte Goya, der umsonst fragte, wovon die Rede sey, wurde übler Laune und der Lord fuhr fort, seinem Begleiter, einem spanischen General, tausend Flüche über das Gemälde auf englisch und französisch vorzusagen, ohne zu vermuthen, daß der junge Goya beide Sprachen verstand. Der Lord bestand darauf, daß

Digitized by Google

der ſpaniſche General dem Maler ſagen ſollte, er wolle das Portrat nicht nehmen; allein der General konnte ſich dem alten Goya nicht zu verſtehen geben und der Sohn, welcher allein das Fingeralphabet kannte, wollte ſeinen Vater nicht zornig machen, denn ein paar geladene Piſtolen lagen auf dem Tiſche und Lord Wellington hatte ſeinen Degen an der Seite. Der alte Goya ſchrie mit ſeinem Sohne und der Lord mit ſeinem Begleiter, aber der Alte wurde des Dinges überdrüſſig, nahm mit herausforderndem Tone Papier und Feder und ſagte dem Lord auf franzöſiſch, dieß wäre das Mittel, ſich ohne Dolmetſcher zu verſtehen. Der Sohn legte ſich in's Mittel, er beredete den ſpaniſchen General, den Lord wegzubringen, um einen blutigen und ſcandalöſen Auftritt zu vermeiden, das Gemalde würde ausgebeſſert oder, wo nicht, zurückbehalten werden; ſeinem Vater machte er weiß, die üble Laune des engliſchen Heerführers rühre von andern Urſachen her. Wer weiß, wenn Goya etwas weniger taub oder ſein Sohn etwas weniger klug geweſen, ob es ein Waterloo oder eine heilige Allianz gegeben hätte?

Nachrichten vom Auguſt.

Statiſtik der Kunſt.

Braſilien. Unter Johann VI. wurde vor mehr als zwanzig Jahren eine Colonie franzöſiſcher Künſtler hieher überſiedelt. Ganz beſonderen Antheil hieran nahm der talentvolle Schlachtenmaler Taunay, der auf die Abſichten und Wünſche des Miniſters, Grafen v. Abarca, mit einer eigenthümlichen Wärme einging. Er nahm zu dem Ende ſeinen Bruder, Aug. Taunay, einen ausgezeichneten Bildhauer, und mehrere ſeiner Söhne mit, die ihre künſtleriſche Laufbahn dort beginnen ſollten. Außerdem gehörten zu dieſer Expedition die Herren Debret (Geſchichtsmaler), Grandjean v. Montigny (Architekt), Simon Pradier (Kupferſtecher), die Gebrüder Ferrez (Medaillen- und Stempelſchneider). Ovide (Profeſſor der Mechanik), Fr. Bonrepos, ein Bildhauer und Gehülfe des Hrn. Aug. Taunay, und der berühmte Componiſt Neukomm, der beſte Schüler Haydns. — Im Jahr 1816 langte dieſe Expedition in Rio an: der König nahm ſie mit großem Wohlwollen auf; allein es traten bald ungünſtige Umſtände ein, die dem Gedeihen des neuen künſtleriſchen Inſtituts ſehr hinderlich wurden. Der Hauptbeſchützer der Künſtler, der der Graf v. Abarca, ſtarb, und Lebreton folgte ihm bald. Das Gebäude für die Akademie, zu welchem Hr. Grandjean v. Montigny den Plan entworfen hatte, rückte langſam ſeiner Vollendung entgegen, Pradier fand keine Beſchäftigung und kehrte nach Paris zurück, und der Vorzug, den man einem portugieſiſchen Maler, Henr. José da Silva, als Director der neuen Akademie gab, machte, daß auch Taunay, deſſen Bruder in Braſilien geſtorben war, nach Frankreich zurückkehrte. Auch Neukomm hatte ſich in Braſilien nicht einheimiſch machen können. — Die Ausdauer einiger Künſtler bot indeß allen Hinderniſſen Troz. Grandjean, dem man bereits die Börſe, eines der ſchönſten Baudenkmale von Rio de Janeiro, verdankt, ſah endlich den Palaſt der Akademie vollendet, zu dem er den Plan geliefert: Felix Taunay erhielt die Stelle des Directors da Silva, und gegenwärtig ſcheint das Ganze ſolider, als je, begründet zu ſeyn. Die Akademie wird ſehr regelmäßig geleitet, und einige Ausſtellungen haben bereits dem Publikum bewieſen, daß man es mit dem Studium der Künſte ernſtlich meint. Die Schule von Rio de Janeiro zählt ſchon eine Menge talentvoller Schüler, unter denen wir namentlich Franc. Pedro de Amaraes, Maler und Baumeiſter, der die k. Paläſte decorirt hat, Chriſto Moreira, Seemaler, José dos Reis Carvalho, Landſchaftsmaler, Simplicio, Portrátmaler, und den kenntnißreichen Araujo Porto Alegre, Geſchichtsmaler, der ſich durch großartige und wohlausgeführte Compoſitionen auszeichnet, anführen wollen. Felix Taunay, der Director ſelbſt, iſt als wackerer Landſchaftsmaler bekannt, und man hat in Frankreich bereits mehrere ſeiner ſchönen Anſichten braſilianiſcher Gegenden bewundert. Sein großer „Waſſerfall von Tejuco" iſt ein braves Bild. Außerdem hat man in Rio eine ſchöne Gemäldeſammlung älterer Meiſter zuſammengebracht, es exiſtirt ein Atelier für Bildhauer, in welchem viele Schüler beſchäftigt ſind, und Hr. Grandjean führt die Aufſicht über alle Bauarbeiten. — Auch die Muſik, für welche die Braſilianer, den Deutſchen ähnlich, großes Talent haben, wird fleißig cultivirt.

Feſt.

Rom. Am 25. Auguſt wurde durch unſere Künſtler das Geburts- und Namensfeſt Sr. Maj. des Königs von Bayern gefeiert. Der hier lebende Generalſecretär der Akademie der ſchönen Künſte in München, Profeſſor J. M. von Wagner, hatte dazu die deutſchen und ſtammverwandten Künſtler in die Villa Malta eingeladen. Als der anweſende k. bayeriſche Geſandte, Graf v. Spaur, das Wohl des kunſtbeſchützenden Königs ausbrachte, ertönte beim Gläſerklange einſtimmig ein dreimaliges Lebehoch, während Böller und Raketen von der Höhe des Monte Pincio der in Dunkel gehüllten ewigen Stadt das Doppelfeſt des deutſchen Monarchen, des Erbauers der Walhalla, verkündeten. Erſt ſpät trennte ſich die Geſellſchaft mit dem Wunſche, dieſen Tag noch oftmals wiederkehren zu ſehen.

Gerichtserkenntniß in Kunſtſachen.

Rom. Nach ſechs Jahren iſt endlich ein Proceß entſchieden, deſſen Gegenſtand zu den ſeltenen Rechtsvorkommenheiten gehört. Der Fürſt v. Sirmium nämlich hatte befohlen, mehrere unſcheinbare Kunſtartikel aus dem ihm zugehörigen Palaſt Odescalchi privatim zu veräußern. Der Kunſthändler Vallati acquirirte bei der Gelegenheit für 15 Scudi ein Gemälde, aus dem der Verkäufer nichts zu machen wußte und das Vallati für eine ſtark reſtaurirte Copie von Coreggios in Dresden befindlicher Magdalena ausgab, welches berühmte Kunſtwerk bekanntlich vor circa hundert Jahren für 15,000 Zechinen für die dortige Pinakothek angekauft wurde. Unterdeſſen reinigte eine geſchickte Hand die dunkle Leinwand und zauberte ſehr bald zum zweitenmal ein Kunſtwunder auf ſeine Oberfläche, das wenige ſeines Gleichen hat und auch in der reichſten Gemäldeſammlung als ein vorzüglicher Schmuck prangen würde. Vallati nahm Anſtand, es für 7000 Louisd'or hinzugeben, welche Summe ihm ein Engländer dafür angeboten. Der Fürſt v. Sirmium ließ das Bild ohne weiteres ſequeſtriren. Eine Commiſſion Sachverſtändiger erklärte es einſtimmig für ein Werk von unvergleichlichem Werthe,

mehrere derſelben nicht für eine Copie, ſondern für eine Wiederholung der Dresdener Magdalena mit geringen Veränderungen von demſelben großen Meiſter Coreggio. Ein richterliches Erkenntniß befahl nun die Zurückgabe des Kunſtwerks an ſeinen frühern Eigenthümer. Auf der Baſis jedes Verkaufs, demEinverſtändniß und gegenſeitigen Uebereinkommen appellirte aber Vallati gegen dieſe Sentenz an den nach der Segnatura vornehmſten römiſchen Reviſionsgerichtshof, die Rota, die in Italien vor andern Roten in dem Rufe eines atheniſchen Areopagus ſteht. Sie hat entſchieden, daß ein werthvolles unter einem von geringem Belang aufgefundenes Gemälde Eigenthum des Käufers iſt, um ſo mehr, wenn ſeine Aufdeckung einen bedeutenden Grad von techniſchem Geſchick erfordert. Nicht ſo, wenn das Ueberbild dem Kennerblick verſtändliche Zeichen von einem verborgenen Schatz darbietet. In dieſem Fall, welcher nach Vallatis eidlichen Ausſagen hier ſtattfand, iſt dem Entdecker des urſprünglichen Kunſtwerks eine ſeiner Induſtrie angemeſſene und ſie ehrende Belohnung zuzuerkennen. Demnach iſt das Bild dem Fürſten v. Sirmium verblieben und dem Vallati, dem durch den Druck veröffentlichten Proceß zufolge, die Summe von 2000 Louisd'or von demſelben überwieſen worden.

Alterthümer.

Bromberg (Poſen). Auf einem nahe gelegenen Dorfe iſt beim Torfſtiche in einer Tiefe von dritthalb Fuß im Moorboden eine ungeheure, maſſiv goldene Spange von ſchönſter antiker Arbeit aufgefunden. Die Spange hat die Form eines lateiniſchen S und iſt 2 F. 1 Z. lang bei einem Durchmeſſer von 1 Z. an beiden Enden, und von dreiviertel Zoll in der Mitte. An beiden Enden iſt ſie rund und voll und mit 9 doppelten großen Reifen, an welche ſich wiederum 17 kleinere Reifen mit ſchönen Arabesken anſchließen, verſehen; in der Mitte iſt ſie platt. Wozu dieſe große Spange gedient habe, dürfte ſchwer zu ermitteln ſeyn. Sie wiegt 1 Pfd. 16 Loth.

Rom. Die materiellen Arbeiten in den Katakomben von Sta. Agneſe haben mit dem Eintreten der heißen Jahreszeit aufgehört. Die mephitiſche Fieber erzeugende Stickluft, welche jetzt zwiſchen den Wänden der unterirdiſchen Todtenſtadt laſtet, machte den mit Heraufſchaffen der niedergeſunkenen Erde beſchäftigten Arbeitern den täglichen Aufenthalt in ihr unter Anſtrengungen gefährlich. Dagegen iſt der gelehrte Padre Marchi unermüdlich thätig, das zu Tage gebrachte antiquariſche Material an Ort und Stelle zu ſichten. Auffallend iſt in dieſer Hinſicht die äußerſt geringe Zahl der gefundenen beweglichen Gegenſtände, deren Werth mit dem der, zu Boldettis Zeiten, bei der Ausgrabung der Begräbnißplätze des S. Pietro und Marcellino in Torre Pignattara erbeuteten Koſtbarkeiten nicht zu vergleichen iſt. Die Gothen und ſpäter die Longobarden dürften ſie auf ihren Streifereien gegen Rom, die bekanntlich das Beiſetzen der Geſtorbenen in den Katakomben, wegen der Gefahr des Transports vor die Stadt, außer Gebrauch brachten, ſchon früher weggeräumt haben. Wichtig für das Verſtändniß vieler oft beſprochenen dunkeln Stellen der chriſtlichen Apologeten, namentlich im Octavius des Minucius Felix, iſt eine Menge marmorner, in den Grabcapellen aufgeſtellt gefundener Bemata. Sehr hoch aber ſind die Ergebniſſe dieſer Arbeiten in Bezug auf die durch ſie vermittelten neuen Aufſchlüſſe über den Entwickelungsgang und Ausdruck des altchriſtlichen Lebens in der Malerei und Architektur, ſo wie über Form und Inhalt des religiöſen Kultus anzuſchlagen. Marchis Werk ſoll eins der erſten ſeyn, welche aus Fontana's hier zu errichtender Officin hervorzugehen beſtimmt ſind.

Neapel. Auf dem äußerſten Vorſprung des Poſilip, wo man die reizende Ausſicht auf die Küſten von Caſtellamare, Sorrent, die Inſeln Capri, Iſchia, Procida, Miſita und die Ufer von Pozzuoli genießt; oberhalb der ſogenannten Scuola di Virgilio ſind vor nicht langer Zeit die Ueberreſte zweier Theater, ſo wie eines Privathauſes, zu Tage gefördert worden, durch Ausgrabungen, die der päpſtliche Nuntius hat ausführen laſſen. Sie gehören einer Villa des Auguſtus oder Lucullus an, da beide Männer hier bedeutende Villen beſaßen. Gefundene Inſchriften beweiſen, daß auch die Inſel Miſita zu dem Bereich dieſer großartigen Gartenanlagen gehörte. So läßt ſich auch das große Werk des neuentdeckten unterirdiſchen Tunnels erklären, der in dieſer Gegend durch den Poſilip nach der Ebene von Bagnoli hindurchführt und von noch größerer Ausdehnung als die bekannte Grotte des Poſilip iſt. Die Entdeckung dieſer Theater beweiſt wieder, wie die Alten verſtanden, ihre Prachtgebäude immer auf die reizendſten Punkte zu ſtellen.

Paris. In einem Hauſe der Straße Taitbout fand man einige Grabſteine, die in die älteſte franzöſiſche Geſchichte hinaufzureichen ſcheinen. Einer muß das Grab eines mächtigen Fürſten bedeckt haben, wie ſich aus dem reichen Coſtüm ſchließen läßt. Die Bildwerke auf den Steinen gleichen ganz denen auf den Gräbern in den erſten Jahrhunderten der franzöſiſchen Monarchie, die zu St. Denis und im Palaſte der ſchönen Künſte aufbewahrt werden. Man hofft, die Regierung werde dieſe Denkmale auflaufen und in dem zu errichtenden Muſeum franzöſiſcher Alterthümer aufſtellen.

Von dem in meinem Verlage unter dem Titel:

Jules Gailhabaud's

DENKMÆLER DER BAUKUNST

aller Zeiten und Länder.

Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre*, *Bury*, *Olivier* und andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont*, *Champollion-Figeac*, *L. Dubeux*, *Jomard*, *Kugler*, *Langlois*, *A. Lenoir*, *Girault de Prangey*, *Raoul-Rochette*, *L. Vaudoyer* etc.

Für Deutschland herausgegeben unter der Leitung von

Dr. Franz Kugler,

Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin.

200 Lieferungen in gross Quart. 400 Stahlstiche. Mindestens 100 Bogen Text.

Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 12 gGr. oder 15 Sgr.

erscheinenden Werke werden die ersten zwei Lieferungen noch in diesem Monat versandt und dann in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen seyn.

Dem Werke seine Einführung selbst überlassend habe ich nur noch auf den darüber ausgegebenen ausführlichen Prospect zu verweisen.

Johann August Meissner

Hamburg, 15. August 1842.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernſt Förſter in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

№ 80.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 6. Oktober 1842.

Allerlei aus London.

Die sämmtlichen öffentlichen Gebäude der brittischen Metropolis haben die übereinstimmende Eigenthümlichkeit, daß sie, mit glatten Friesen und leeren Frontons, der bildnerischen Zierden gänzlich entbehren, obschon sie in anderer Beziehung gern nach dem Eindrucke des Reichthums streben. Solchen Bauwerken gegenüber gewinnt eine Façade, die neuerlich in der City (Threadneedle-Street) aufgeführt ist und die durch ihren ungewöhnlichen, fast überraschenden Charakter manch ein stolzes und ungleich ausgedehnteres Gebäude in Schatten stellt, ein sehr beachtenswerthes Interesse. Sie zeichnet sich, bei einer höchst einfachen Composition, durch eine Größe des Styles und eine Feinheit der Durchbildung aus, die man weder in so aufgehäuften Massen, wie der Buckinghampalast oder die Nationalgalerie, findet, noch in so kalten und kahlen Gebäuden, wie die Wohnungen der Herzoge von Wellington und Sutherland, deren Physiognomie nichts Herzogliches, nichts Imposantes, nichts Palastartiges an sich hat. Das Haus in der Threadneedle-Street hat nichts von der herkömmlichen Decoration an Säulen, Pilastern und all den Dingen, womit man insgemein den Mangel an Idee zu verdecken sucht, während man im Uebrigen die Nacktheit nur um so mehr hervortreten läßt; Alles ist einfach daran, aber das, was gegeben werden sollte, ist mit Geschmack und Genauigkeit durchgeführt. Nur das Kranzgesims und der Fries sind verziert, der letztere mit einer Laubarabeske; unter dem Gebälk lauft ein breites Band, von 70 Fuß Länge, hin, welches mit einem schönen Basrelief von Watson, den Triumph des Handels darstellend, ausgefüllt ist. Der Eindruck von einfacher Würde, den diese Anordnung hervorbringt, ist fast einzig in der englischen Architektur. Was aber am meisten bewundert werden muß, ist, daß dieß Haus durch einen schlichten Privatmann, Hrn. Morhay, und zwar durchaus nach seinem eigenen Entwurfe, gebaut ist. Daß ein bloßer Liebhaber der Architektur solchergestalt manch einem ausübenden Architekten den Rang abgelaufen, wird gewiß bitter empfunden werden; noch mehr aber der spöttische Blick der Männer des „City-Volkes," wenn sie dieß Beispiel der Architektur und Sculptur mit den aristokratischen Gebäuden im Westend der Stadt vergleichen, etwa mit dem ziemlich mesquinen „Conversative-Clubhause," obschon das letztere von keinem Geringeren erbaut ist, als von Sir Robert Smirke.

Seit das Reform-Clubhaus in der Nähe des Conservative-Clubhauses erbaut ist, erscheint das letztere noch geschmackloser und unbedeutender als früher, und zwar in dem Maße, daß die Mitglieder dieses letzteren Clubs selbst im Begriffe sind, für ihre Zwecke ein anderes, würdigeres Gebäude errichten zu lassen, in der Gegend der S. James-Street, wo gegenwärtig das „Thatrhedhaus" eröffnet worden, und es ist zu hoffen, daß das vorgenannte Beispiel aus der City sie anspornen wird, sich in ihrer Leistung zu einem edleren Geschmack zu erheben.

Eine andere, noch nicht zur Entscheidung gebrachte Concurrenz betrifft ein öffentliches Denkmal, welches dem verstorbenen Grafen von Durham in Durhamshire gesetzt und die „Durham-Urkunde" (Durham Testimonial) genannt werden soll. Ueber die Erfindung, die sich in den eingereichten Entwürfen zeigt, ist wenig zu sagen; mit Ausnahme eines einzigen bestehen sie sämmtlich in bloßen Säulen, — Wiederholungen eines architektonischen Solöcismus, der bei den Römern entsprungen ist, aber, der römischen Pracht, der am Schaft sich emporziehenden historischen Sculptur entkleidet, zur völligen Bedeutungslosigkeit und Fadheit hinabsinkt.

Es war zu hoffen, daß die Mißbilligung, die sich laut genug gegen die Adoption einer inhaltlosen Säule für das Nelson-Monument in Trafalgar Square ausgesprochen hatte, das Comité würde abgeschreckt haben, Entwürfe dieser Art anzunehmen. Bei der äußerst langen Stockung, die sich bei diesem Unternehmen ergab, durfte

Digitized by Google

man ferner hoffen, daß es nicht über das Piedestal würde emporgeführt, daß vielmehr unmittelbar auf diesem Untersatz eine kolossale Statue würde aufgerichtet werden, während die hohe Stellung der letztern auf einer Säule natürlich erwarten ließ, daß nichts als ihre bloße Masse zu erkennen seyn würde. Indeß ist die Säule nunmehr dennoch rasch aufgeführt worden und ihrer Vollendung bereits so nah, daß man schon im nächsten Oktober die Aufstellung der Statue erwartet.

Ein Monument, das nächstens in der City, auf dem großen Platz am Nordende der London-Bridge, errichtet werden soll, bekundet einen ungleich bessern Geschmack. Es ist eine Kolossalstatue Wilhelms IV. auf elegantem kreisrunden Basament und Piedestal. Im Modell erscheint dasselbe bereits als eine einfache, aber würdige Composition; es verspricht ein öffentliches Schmuckwerk von ungleich höherem Adel, als an irgend einem der Gegenstände solcher Art, die bisher in der brittischen Hauptstadt aufgeführt sind, ersichtlich wird.

Noch ist in der City ein so eben vollendetes Architekturstück zu nennen, das wiederum meist alle Dinge der Art übertrifft, die im Westend und andern vorzüglich fashionablen und aristokratischen Theilen der Stadt ausgeführt sind. Es ist die prächtige Ladenfronte der Herren Moses (Aldgate, Nr. 86). Im allgemeinen Entwurf ist sie dem jüngst erbauten „Lowscher-Bazar" im Strand ähnlich, da jede Abtheilung der Ladenfront aus einem breiten udd leicht gespannten Bogen besteht, der mit Glasplatten ausgefüllt ist und zwei inneren Räumen Licht gibt. In anderer Beziehung jedoch sind die beiden Fronten sehr verschieden behandelt. Die im Strand ist arm und mager im Detail und doch in der Zeichnung verworren und ungeschickt; die in Aldgate dagegen zeichnet sich durch Kühnheit, Reichthum, malerischen Effect und manche neue Eigenthümlichkeit im Detail aus. Zu diesen Eigenthümlichkeiten gehört auch eine polychromatische Decoration; doch ist dieselbe zu sparsam angewandt, und es wäre zu wünschen gewesen, daß man sich ihrer entweder in ausgedehnterem Maße oder gar nicht bedient hätte. —s.

Berichtigung.

In dem neu erschienenen Werke „Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, von Wilhelm Füßli." Zürich 1842. Erster Band, S. 533 werden die in der protestantischen Kirche zu Karlsruhe grau in Grau gemalten biblischen Darstellungen unrichtig nur den beiden Künstlern Feodor und Koopmann zugeschrieben. Von den dort angeführten und charakterisirten Bildern sind die vier Nr. 7 bis 10 einschließlich von Joseph Zoll gemalt. Wenn der Verf. sagt, von Nr. 11 dieser Bilder an bemerke der Beschauer sogleich die Hand eines andern Meisters, so gilt dasselbe von den Bildern Nr. 7 bis 10, welche von der antikisirenden Manier Feodors frei gehalten sind. Ueber die Person und die Arbeiten Zolls fügen wir zur Vervollständigung des in dem genannten Werke S. 582 über ihn Gesagten hier noch bei, daß er von Möhringen auf dem Schwarzwald gebürtig war, sich längere Zeit zu seiner Ausbildung zu München und zu Rom aufgehalten hatte und als ein guter Zeichner und sehr verdienstvoller Porträtmaler anerkannt war; auch lieferte er mehrere geschätzte Altarbilder, unter welchen besonders eine Auferstehung Christi in der Kirche seiner Vaterstadt Möhringen auszuzeichnen ist. Er wurde schon von dem Großherzog Ludwig zum Hofmaler ernannt, war seit 1821 als Professor zu Freiburg im Breisgau und seit 1825 bis 1833 als Galeriedirector zu Mannheim; in dem zuletzt genannten Jahre starb er ohngefähr 60 Jahre alt auf einer Reise zu München, wo ein von seinen Freunden errichtetes Grabmonument seine Ruhestätte bezeichnet. Von Seiten seines Charakters und seines gesellschaftlichen Umganges war er allgemein und in hohem Grade geschätzt; und noch steht er bei seinen zahlreichen Freunden zu Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und München in lebhaftem Andenken. — Bei Gelegenheit dieser Berichtigung über Zoll mag auch noch weiter bemerkt werden, daß der S. 521 und 524 angeführte Karlsruher Bildhauer nicht Gaumer, sondern Rauser, und der S. 578 angeführte Karlsruher Architekt nicht Eisenlohe, sondern Eisenlohr heißt. Z.

Neue Kupferstiche.

1) Franz I., Kaiser von Oesterreich, Büste. Kupelwiesner gem., G. Leybold gest. Ovalfolio.

2) Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, Büste. Kupelwiesner gemalt, G. Leybold gestochen. Ovalfolio.

Beides Grabstichelblätter, welchen etwas mehr Ton und Wärme zu wünschen wäre.

3) Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Halbfigur. Leopold Fischer gem., Ign. Krepp gestochen. Wien. Fol.

Einfach und natürlich aufgefaßt.

4) Afrikanische Löwen. C. Rahl gez. u. gest. Fol.

Das Pelzwerk an den Thieren sehr gut behandelt, jedoch weniger der Charakter und Zeichnung aufgefaßt,

Google

wie man an Rubens Löwen oder an dem nach Dürer von W. Hollar, so wie an den Blättern von Blootelingh, M. de Bye, Suyderhoef, de Leuuw u. A. gewohnt ist.

5) Holzhauer aus dem Steyermärker Hochgebirge bei'm Wasser an einem Gebirgswald. Gauermann gem. 1830, C. Rahl gest. gr. qu. Fol.

Schön componirtes Bild, nett radirt und ausgeführt.

6) Twelfth night or what you will (Shakespeare). Edw. Landseer pinx., J. H. Robinson engr. (Das Gemälde in Marquis Abersoons Sammlung.) Fol.

Olivia steht vor dem Hause im Garten, sie ist reich geputzt und hält eine Ombrelle. Eine Maske liegt an der Erde, vor dieser ein bellendes Hündchen. — Obgleich die Stellung der Figur etwas Coquettirendes besitzt, so erscheint doch das Ganze sehr charakteristisch, auch übrigens nett ausgeführt und voller Effect.

7) Mercur and Argus, J. M. W. Turner pinx., Willmore sc. s. gr. Fol.

Eine poetisch-historische Landschaft-Composition. Mercur und Argus auf der Anhöhe einer Bucht des Meeres, in welchem sich nach dem Mittelgrund verschiedene Inseln bilden. Rechts ein altes Schloß (zum Theil ähnlich den Ruinen des Heidelberger?), die in Nebel gehüllte Sonne spiegelt sich im Meer, zarter Duft umzieht die Gebirge. Im Vorgrund ein Wasserfall, üppige Kräuter und Pflanzenstauden, welche an den Baumgruppen emporstreben. — Das Ganze sehr fleißig vollendet und von vieler Wirkung.

8) Pilgrim's arriving in sight of the holy city. C. L. Eastleake pinx., George Doo sc. 1842. gr. imp. qu. Fol.

Eine große reiche Gruppe Pilger beiderlei Geschlechts auf einer Anhöhe vor einigen Ruinen, von welcher aus sie die heilige Stadt erblicken und voller Begeisterung niederfallen. Einzelne Figuren aus den Gruppen sind mit zartem Gefühl und zugleich mit vielem Ausdruck dargestellt, besonders in den Frauen und Kindern viel reizende Charaktere. Die technische Behandlung des Blattes schön und von trefflicher Wirkung.

9) Pierre Le Grand sauvé par sa mère, peint par Steuben, grav. par Jazet. s. gr. imp. qu. Fol.

Natalie, die Mutter des jungen Czaar, eine edle und kraftige Gestalt, schützt ihn am Altar in der Kirche des Klosters Troizkoi vor den eindringenden rebellischen Strelitzen, indem sie auf das Bild der heiligen Jungfrau zeigt. Niedergestürzt mit dem Messer und in voller Reue liegt ein Rebell an den Stufen des Altars, indeß ein wüthender Anführer derselben mit dem Schwert in der Hand zurückschaudert. Erschlagene Priester und empörte eindringende Krieger füllen den Hintergrund der Kirche. — Zeichnung und Composition in diesem Blatt ist von einer außerordentlichen Lebendigkeit, dabei zugleich die Wirkung, so wie der Ausdruck, welchen der Maler in das Bild gelegt, vortrefflich übergetragen und vom Kupferstecher in seiner bekannten Vollendung der Tuschmanier schön wiedergegeben. Fr.

Nachrichten vom August.

Alterthümer.

Paris. In Pouan, bei Arcis, wurde bei dem Graben im Sand ein wohlerhaltenes menschliches Gerippe mit antikem kriegerischen Schmuck gefunden, das aus der Römerzeit zu stammen scheint, darunter Hals- und Armbänder von massivem Golde, ein langes Stahlschwert mit goldenem Griffe, ganz nach der Weise der Stahlschwerter der Welteroberer gearbeitet ꝛc. Da der Ort auf der Stelle steht, wo Attila von den Römern und Gothen geschlagen wurde, so vermuthet man, der Eigner möge eines der Opfer jenes Tages gewesen seyn.

Seit geraumer Zeiten finden zu Etaples Nachgrabungen über das alte Quantovicum statt. Schon hat man über 60 Häuser entdeckt. In mehreren derselben fand man Krüge voll römischer Münzen aus der Zeit des Posthumus. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher von Morinien hat Geld zu den Nachgrabungen hergeschossen.

Bordeaux. Im alten Theile der Stadt ist man auf Grabsteine, Säulenreste, Sculpturfragmente u. dgl. römischen Ursprungs gestoßen, und glaubt, daß bei fernerem Nachgraben sich die Fundamente großartiger Gebäude werden entdecken lassen.

Kopenhagen. Unter den vielen Alterthümern, die bei uns vorgefunden werden, zeichnet sich der Fund von zwei goldenen Urnen aus, den eine Bauersfrau, die ihren Mann einen Augenblick beim Pflügen auf einem hohen Hügel, genannt Bjerget, bei Boeslunde, ablösen wollte, gemacht hat. Die eine wurde bei dem Herausreißen aus dem Boden etwas beschädigt. Beide sind von gleicher Größe, beinahe 4 Zoll hoch, und halten 6 — 7 Zoll im Durchmesser; die Seiten und der sehr gebogene Boden sind dünn, allein die Ränder ziemlich massiv; sie haben hübsche Zierrathen, wiegen zusammen an 55 Loth, und sind dem Secretär der Alterthumsgesellschaft, Prof. Rafn, angemeldet worden.

Moskau. Schon im J. 1826 erging ein kaiserlicher Ukas, der im Allgemeinen das Gebot enthielt, die innerhalb der Grenzen Rußlands befindlichen Alterthümer möglichst vor Zerstörung zu schützen. Der Generalgouverneur, Fürst Golizyn, setzte sich sofort mit der moskauischen Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer in Verbindung, um zu einer möglichst vollständigen Beschreibung sämmtlicher noch vorhandenen Alterthümer zu gelangen. Ein Plan zu dieser Beschreibung ist nunmehr aus der Hand des Hrn. Snegireff, Mitglieds jener Gesellschaft, erschienen, und ihm sind Ansichten und Grundrisse Moskaus aus dem 15ten bis 18ten Jahrhundert beigegeben. Ein größeres Werk wird dadurch angekündigt, dessen Abbildungen vielfarbig nach der Methode Engelmanns gedruckt werden sollen; die Zeichnungen dazu liefert der Akademiker Solnzeff. Die erste Abtheilung des erschienenen kleinen Buchs enthält einen Umriß der Geschichte von

by Google

Moskau bis zum großen Brande von 1757, mit welchem der Verfasser die alte Geschichte Moskaus abschließt; damals wurden die meisten Alterthümer zerstört, und der Brand soll in dieser Beziehung noch verderblicher gewesen seyn als selbst der spätere von 1812. Das zu erwartende kostspielige Werk kann wohl nur durch reichliche Beiträge russischer Großen zur Vollendung kommen.

Neue Stiche.

München. Der Kölner Dom in seiner Vollendung. Ansicht von der Südseite. Gez. von Gerhardt, gest. von Poppel. 1 fl. 12 kr. (Nach Angabe und Restauration von Sulpiz Boisserée.)

Wien: Malerisches Donau-Album. Erinnerungsblätter für Donau-Reisende, die interessantesten Städte, Orte, Schlösser und Ruinen an beiden Ufern von Ulm bis Wien enthaltend. 45 Stahlstiche in elegantem Cahier. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

London. Her Majesty's favourite dogs and parrot (Lieblingshunde und Papagei J. Maj.), nach Edw. Landseers Bild gest. von Fr. Bacon, in Aquatinta-Rouletten-Manier. 27″ breit, 21″ hoch.

Porträt des Prinzen Albert, Medaillon mit Profilbild, nach W. Roß gest. von Ryall.

The Opening of the sixth Seal. Gem. von F. Danby, gest. von G. H. Phillips.

The Vesper-Bell. Gem. von C. Ruben, gest. von J. C. Coombs.

Paris. Aſ. Genet, Ol. Bro ꝛc.: Algérie historique, pittoresque et monumentale, ou recueil de vues etc. dans les provinces d'Alger, Oran, Bona et Constantine, avec texte historique par M. Berbrugger. Province d'Alger. Livr. 1. 2. Pol. 8 Bogen Text u. 7 Kupfrt. 12 Frs. 50 Cts. Soll in 56 Lieferungen und 4 Abtheilungen erscheinen.

Lithographische Werke.

London. Attinson: Sketches in Afghanistán. Die Lithographie der 25 Blätter ist von L. u. Chs. Haghe.

Paris. Sechs Blätter, die einzelnen Momente des Hinscheidens und Begräbnisses des Herzogs von Orleans darstellend, von Grenier.

Porträt des Herzogs von Orleans, nach dem Gemälde von Winterhalter lithographirt von Grevedon.

Literatur.

München in der lit.-art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Sulpice Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln. 2te umgearb. Aufl. mit 5 Abbild. in Quart.

Köln. H. Püttmann: der Fortbau des Kölner Domes. Mit einer perspectivischen Ansicht des vollendeten Domes von der Südseite, gez. von Wegelin, gest. von Rouarge. 20 Sgr.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. I. Mit vier lithographirten Tafeln. 8. (Darin: G. Bärsch: über die Alterthümer des Kreises Bitburg. Urlichs: Erläuterung zweier Reliefe im Museum der rheinischen Alterthümer, und einer Bronzestatue im Besitz der Frau Mertens-Schaaffhausen in Bonn; Pauly: über die Denkmäler aus der vordeutschen Periode der Neckargegenden; Bernd: über römische Alterthümer in Mecklenburg, u. A. m.)

Leipzig. Der Dom zu Naumburg, beschrieben und nach urkundlichen Quellen archäologisch erläutert von C. P. Lepsius. Folio. 20 Blätter Abbildungen in Steindruck und Kupferstich. (Zugleich als neunte Abtheilung des von Dr. L. Puttrich herausgegebenen Werkes: Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der k. preuß. Provinz Sachsen.)

Berlin. Auserlesene Verzierungen aus dem Gesammtgebiet der bildenden Kunst, zum Gebrauch für Künstler und kunstbeflissene Handwerker, zugleich als Vorlegeblätter in Zeichnenschulen, nach den Originalen gezeichnet und herausgegeben von Wilhelm Zahn, k. preuß. Professor. Zweites Heft. Berlin bei G. Reimer. 1842. (Taf. 6 ein Pilastercapitell in Peperinostein, von griechischer Abkunft, mit gothischem Vorbild; Taf. 7 Ornament einer Bronzevase im orientalischen Styl, mittelst Stempels aufgeprägt. U. a. m.)

Stuttgart. Gessert: die Kunst auf Glas zu malen und die hiezu nöthigen Pigmente und Flußmittel zu bereiten, nebst einer Anweisung zur Construction des Ofens und Leitung des Schmelzbrandes. Für Künstler und Dilettanten. 8.

Paris. Von Passavants Geschichte Raffaels erscheint bei Maison eine Uebersetzung, von Audin, dem Verfasser der Geschichte Luthers und Calvins.

Thiollet: Leçons d'architecture théorique et pratique. Tom. I. Livr. 1 u. 2. 4. In drei Bogen mit vielen Kupfern. Zu 8 Frs. Das Werk wird aus 5 Bänden in 6 Lieferungen bestehen.

Histoire des antiquités de Nimes et de ses environs. Extrait de M. Menard. Nouv. Edition augmentée etc. par J. Z. Perrot. 8. 11¾ Bgn. u 19 Kpfr. 5 Frs.

L'Inauguration de l'Eglise de la Madelaine. Description de l'intérieur et de l'extérieur de ce superbe monument. 12. 1½ Bogen.

Lille. (F. Delacroix u. A. Debaralle): Lettre sur la cathédrale actuelle de Cambrai. 8. ¾ Bgn.

Mans. Eug. Hucher: Notice sur les nouvelles verrières colorées de l'Eglise de la Couture du Mans. 8. 1 Bgn. 40 Cts.

Caen u. Paris. Mémoires de la société des antiquaires de Normandie, 2e série. 2d Vol. 12e. Vol. de la Collection. 1840 et 1841. 4. 60½ Bgn. u. Kpfr.

Caen. Abbé Daniel: Embellissemens de la ville de Caen. College royal etc. 8. 2½ Bgn.

Neue Zeitschrift.

Paris. Nouvelles des théâtres, de la littérature et des arts. 4. Prospect. Vierteljährig 10 Frs.

Nekrolog.

Mailand. Am 5. August starb nach langer Krankheit der Maler und Professor der Malerkunst und Aesthetik, auch Secretär der k. k. Akademie der schönen Künste dahier, Ignazio Fumagalli, in einem Alter von 64 Jahren.

Paris. Einer der ausgezeichnetsten französischen Antiquare, Simon Nicolas Dusommerard, Rechnungsrath, Officier der Ehrenlegion, Vicepräsident des historischen Comité der Künste und Monumente, ist mit 63 Jahren seines Alters in Folge einer langen und schmerzhaften Krankheit in dem Hôtel Cluny gestorben und in St. Cloud am 21. Aug. beerdigt worden.

Lyon. Der Maler Flandrin ist hier im Alter von 56 Jahren gestorben.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 81.

Kunstblatt.

Dienstag, den 11. Oktober 1842.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule und den Pariser Salon im Jahr 1842.

(Fortsetzung zu Nr. 55.)

Die in Frankreich in so hohem Grade ausgebildete Aquarellmalerei lieferte manche vortreffliche Stücke, die uns erstaunen lassen über die Tiefe, Energie, Klarheit und Saftigkeit, in welcher hier die Wasserfarbe mit den kräftigsten Oelgemälden wetteifert. Das große Aquarell von Decamps, die Entlassung einer türkischen Knabenschule, ist ein Bild von wirklich genialer Laune und Grazie, von origineller Erfindung und feiner Naturbeobachtung. Man hat keine Vorstellung von dem lustigen Gewimmel dieser kleinen, höchst schlotterig, aber ungemein pittoresk gekleideten Unbände, die spornstreichs der Ruthe ihres Padagogen entlaufen, dessen altsaures, griesgrämlich bebrilltes Affengesicht im Hintergrunde zur Thür hinausglotzt und auf's pikanteste abstuft gegen die jubelnde Freude, die sich unter der jungen muselmännischen Schulbrut äußert. Das Augenblickliche, Lebendige und Mannigfaltige in den Motiven der mit Fohlenweidlichkeit aus dem Buchstabirstall hinausstürzenden Buben ist unbeschreiblich; Mienen, Geberden und Bewegungen sind ganz der Natur abgelauscht: Einer tanzt auf einem Fuß und läßt die Arme schlenkern; ein anderer ist gestolpert und nun trampelt die ganze Classe über ihn weg; ein dritter schießt voraus wie ein Habicht, der nach der Beute stößt; und im Mittelgrunde machen zwei allerliebste Bubengesichter, im vollen Sonnenlichte genommen, eine sehr schlagende und anziehende Wirkung, wenn gleich der Contrast ihrer blendenden Weiße mit einem dazwischen hervorguckenden kleinen Negerkopf etwas Gesuchtes hat. Das Schulhaus wirft mit seinem breiten Giebel einen Schatten über die Mauer an der rechten Seite, der indeß bei der vollen Sonnenbeleuchtung, worin das Bild genommen ist, sehr hell ist und Decamps Gelegenheit gegeben hat, seine Meisterschaft im Helldunkel im hohen Grade zu zeigen. Wie in dem Schlagschatten und bei der Helligkeit des Licht- und Localtons, mit der feinsten Kenntniß und Benutzung der sonnigen Reflexe, mit der genauesten Beobachtung der Luftperspective durch die zarteste Abtönung, alle Theile des schönen Bildes in der seltensten Klarheit und Wahrheit durchgeführt sind, davon kann man sich, ohne das Original gesehen zu haben, keinen Begriff machen. Eine so hohe Ausbildung der Aquarellmalerei, wie sie hier erreicht ist, habe ich bisher für unmöglich gehalten. Zwei seltsame Zeichnungen von Decamps, eine Episode aus der Niederlage der Cimbern und eine andere aus der Belagerung von Clermont, phantastische Schlachtstücke, wo allerlei Schreckens- und Verzweiflungsmomente mit energischer, aber extravaganter Phantasie dargestellt sind, behagen mir ungleich weniger; die mannigfaltigen und ergreifenden Motive, ebensowohl wie die Auffassung des Ganzen zeugen von reicher Erfindungsgabe, aber es fehlt Zusammenhang, Gruppirung und Deutlichkeit. Merkwürdig ist bei dem poetisch-phantastischen Sinn und bei dem entschiedenen Anspruch auf Styl, welche in beiden Compositionen walten, das Bestreben nach Natürlichkeit, ja nach historischer Wahrheit in den kleinsten Nebendingen, wie in dem wunderlichen Barbarenputz und dem vergoldeten Pferdegeschirr; auch die im Vorgrunde der Cimbernschlacht mit genreartiger Ausführlichkeit, übrigens trefflich behandelten Büffel nehmen sich in einem stylisirten Ganzen unpassend aus, und im Grunde genommen machen diese Zeichnungen den Eindruck, wie zwei Blätter, worauf ein origineller Künstler verschiedene, ihm einfallende und zusagende Motive ganz zufällig und willkürlich zusammengestellt hat. Als ernste, historische Compositionen betrachtet, erscheinen sie wie Verirrungen eines bedeutenden Talents; französische Kritiker aber bewundern diese Bilder als besonders kühn und genial. — Eine geistreiche, freie Technik in Wasserfarben fand ich in den landschaftlichen Ansichten aus der Schweiz und Normandie von J. B. Hubert. Alle Vortheile,

Digitized by Google

welche der Malerei durch entschiedene Gegensätze von Licht und Schatten zu Gebote stehen, macht dieser Künstler mit sicherer Meisterschaft geltend, um die frappantesten Wirkungen hervorzubringen. Die Veduten von Chumpin, Olivier, Héroult, Lucy u. A. wirken durch ähnliche Tüchtigkeit der malerischen Behandlung. Unter den Genrestücken gefiel uns ein Bild der Mde. Léonie Taurin, welches einen sterbenden Dichter vorstellte, sehr wohl. Eine treffliche Marine von John Callow war durch kräftige Beleuchtung und schöne Betonung in Luft und Wasser ausgezeichnet. Mlle. Olimpe Arson und ihre Schülerin Mde. Clementine Martin-Buchère hatten einige wohlgelungene Blumenstücke von feiner, lieblicher Ausführung eingesandt.

Die Miniaturbilder von Mde. Mirbel behaupten immer noch große Vorzüge; doch hat diese geschickte Künstlerin starke Nebenbuhlerinnen an den Damen Vonllemier, Mutet und Filhol in feiner, zarter, kräftiger und brillanter Malerei. Die Herren E. Girard, Gomien, J. Gaye u. A. hatten ebenfalls sehr delicat behandelte Miniaturen ausgestellt. — Unter den Pastellgemälden, die seit einigen Jahren sehr in Aufnahme kommen, stechen zwei lothringische Bäuerinnen von Mlle. Peignet eben so sehr durch sinnige Auffassung, als durch saubere Behandlung hervor. Die beiden dießjährigen Pastelle von Marechal, einem in Metz ansassigen Künstler, der sich zuerst in der Pastellmalerei ausgezeichnet, verdienen zwar in Hinsicht auf tüchtige Behandlung Lob; doch sind die Motive geschmacklos, der Ausdruck in dem auf dem Grase mit einer Schnecke spielenden Mädchen geziert und albern, in dem vom Sturme in einem Segelbote auf offener See herumgeschlenderten Schifferburschen übertrieben und doch unbedeutend. Glücklicher war derselbe Künstler in einem Stück Glasmalerei aus einem für die Kathedrale von Metz bestimmten Fenster, welches die Apotheose der heiligen Katharine vorstellt. Die Farben sind lebhaft, und die Malerei selbst in Hinsicht auf Ausdruck befriedigend. Ein Pastell von G. Séguin, Christus mit seinen Jüngern zu Emmaus, macht sich durch Charakterausdruck in den Köpfen bemerklich. — Es waren einige gute Zeichnungen da, wie die Madonna della Sedia von Calamatta, und herrliche Architekturansichten aus Caen von Sechan.

In der Kunst des Kupferstichs nenne ich die Namen Henriquel Dupont und Calamatta, Ch. Cousin, und die bekannten Jazet, Prévost, Girard, welche letztere einige effectvolle gestochene Blätter lieferten. Allgemeine Anerkennung fand Steinlas Sanctissima mater Dei nach Holbein dem Sohn, ein höchst gediegenes Blatt und ein Muster von guter Grabstichelarbeit, die bei einem in Deutschland so bekannten Künstler, wie Steinla, hier wohl nicht besonders gerühmt und hervorgehoben zu werden braucht. Volle Gerechtigkeit ließ man auch den radirten Blättern von Fr. Stöber aus Wien widerfahren; unter den sechs Nummern, die dieser Künstler für die Pariser Kunstausstellung eingesandt, gefielen mir besonders neun Porträte von berühmten Oesterreichern, nach Danhauser, durch die große Meisterschaft und geistreiche Virtuosität, womit darin die Radirnadel gehandhabt war. — Unter den Lithographen gab Sudre einen Christus mit der heiligen Jungfrau nach Ingres, und Marin-Lavigne die Belle jardinière nach Raffael lithographirt in zwei sorgfältigen, werthvollen Blättern, auf denen der Geist der Originale wieder erscheint. Sonst waren noch hübsche Steinzeichnungen da: Porträte von Léon Noel, Veduten von Monthelier, ein artiges Genrestück von H. Eichens, und ein nach eigener Composition lithographirtes Blatt, die drei Küsse betitelt, von Gzell, in den Gruppen zu sentimental und süßlich gedacht, in dem verzierenden gothischen Beiwerk recht geschmackvoll erfunden und gut durchgeführt.

Unter den Rissen der bürgerlichen Baukunst, die größtentheils ganz vorzüglich gezeichnet sind, waren einige recht interessante Ideen zu kleinen bürgerlichen Häusern, denen die Franzosen überhaupt eine so bequeme Eintheilung zu geben, und damit ein gewisses großes Ansehen ohne Platzverlust zu verbinden wissen, und auch eine bedeutende Anzahl ganz ungeheurer Pläne zu öffentlichen Staatsgebäuden und Stadtverschönerungen, vorzüglich für Paris, z. B. zu einem neuen Bibliothekgebäude und einer Markthalle auf den Quais zwischen dem Louvre und dem Stadthause, von H. Horeau, zur Verbindung des Louvre mit den Tuilerien einerseits und mit dem Pont neuf andererseits, von Hipp. Durand, zur Erweiterung des Institut de France von L. de Laborde, zu einem neuen prächtigen Opernsaal von Clem. Constant, und dergleichen Entwürfe mehr, bei denen die Architekten eine unendlich reiche Börse des Bauherrn vorausgesetzt hatten. Die Restaurationen romanischer Kirchen aus dem Anfang des 12ten Jahrhunderts waren sehr lobenswerth, auch eine Ansicht und Restauration des Erechtheums zu Athen, wie es in seinem ursprünglichen Zustande der Erhaltung ausgesehen haben mag.

(Fortsetzung folgt.)

Mailand.

Vom 14. September 1842.

Unsere Kunstausstellung im Palast der Brera hat begonnen und zeichnet sich nicht bloß durch die Menge

Digitized by Google

und Mannigfaltigkeit plastischer Werke und Gemälde, sondern auch durch viele wirklich tüchtige Leistungen aus. Es wirkt zu dem Gedeihen unserer Künste und Künstler nicht wenig der gegenwärtige Wohlstand der Stadt und des Landes nnd der Zusammenfluß von Fremden aller Himmelsstriche. Unter den letztern ist es besonders die bekannte russische Grafin Somailoff, welche große Bestellungen und Ankaufe gemacht, namentlich von Motelli einen marmornen Kamin von ausnehmender Arbeit um 8000 Franken erstanden hat. Dieser Bildhauer, der sich besonders in Gruppirungen von Genien und Kindern durch Weichheit der Formen und durch Anmuth der Züge auszeichnet, hat außerdem mehrere brave Stücke dieser Art zur Ausstellung gegeben. Ebenso sind die plastischen Arbeiten von Bossi, einem Mailänder, der, taubstumm, im hiesigen Institut für solche Unglückliche erzogen und gebildet ist, vor andern zu nennen. In den Sälen der Gemäldeausstellung ragen die Werke der beiden Koryphäen, Hayez und Molteni, wie gewöhnlich, hervor. Von Ersterem ist als sein größtes Gemalde unter den eingelieferten ein historisches Bild zu sehen: Katharina Cornaro, welche, durch ihren Bruder Georg dazu bewogen, dem Königreich Cypern entsagt. Von Molteni zog insbesondere ein für den König von Württemberg gefertigtes Gemalde in Halbfigur: la Fausta novella, an, ohne Zweifel ein Gegenstück zu der Sklavin im Harem, welche Molatni früher für die Sammlung desselben Monarchen gemalt hatte. Das überaus schöne Frauenbild der Fausta drückt in schwarmerischer Aufregung einen Brief an ihre Brust, sie strahlt Wonne aus ihren Augen, und auf ihren schwellenden Lippen scheint sich eine leise Verkündigung dessen, was in ihrem Innern vorgeht, zu bewegen. Manche bekritteln die Stimmung des Ausdrucks als eine Sentimentalität, und meinen, Schiavoni, der Venezianer, sey in solchen Köpfen vorzuziehen, weil er einen naiven Zug, der nicht selten zum Schelmischen übergeht, in die weibliche Schönheit zu legen wisse. Aber in nordischen Augen dürfte Molteni den Preis gewinnen. — Im Ganzen sind es etwa 400 Stücke, welche die Ausstellung bilden, darunter freilich eine nicht geringe Zahl von Bildnißgemälden, auch Landschaften. Ph.

Nachrichten vom September.

Persönliches.

Dr. Franz Kugler, Professor an der k. Akademie der Künste zu Berlin, ist zum Mitgliede des akademischen Senats ernannt worden.

Der Archäolog Dr. Adolph Schöll in Berlin, der Reisegefährte Onfried Müllers in Italien und Griechenland, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät zu Halle ernannt worden.

Schwanthaler und Stiglmaier, der Erfinder und der Gießer des Mozartsdenkmals in Salzburg, haben von dieser Stadt das Ehrenbürgerrecht erhalten.

Der Architekturmaler G. Simonau aus Brüssel hat sich längere Zeit in Köln zur Aufnahme des dortigen Doms aufgehalten.

Professor Welcker aus Bonn ist, von seiner griechischen Reise zurückgekehrt, in Neapel angekommen.

Galeriedirector Waagen aus Berlin hat während seines Aufenthalts in Florenz mehrere sehr werthvolle Acquisitionen für die königl Kunstsammlungen in Berlin gemacht. Er tritt jetzt die Rückreise in den Norden wieder an.

Director Schadow aus Düsseldorf ist von dem in Straßburg am Ende Septembers zusammengetretenen Verein für Wissenschaft und Kunst zu einem der Präsidenten erwählt worden.

Die Pariser Akademie hat dem Kupferstecher Professor Steinla in Dresden, dessen Stich der Holbein'schen Madonna auf der letzten Ausstellung des Salons als das bei weitem gelungenste Werk der neuesten Kupferstecherkunst betrachtet wurde, in Anerkennung seiner Verdienste ihre große goldene Preismedaille überschickt.

Der König von Dänemark hat dem Professor Roß aus Athen, einem gebornen Holsteiner, welcher sich gegenwärtig zum Besuch in Kiel aufhält, das Ritterkreuz des Dannebrogsordens eigenhändig überreicht.

Der Maler Aligny zu Paris ist zum Ritter des Ordens der Ehrenlegion ernannt worden.

Der französische Seemaler Gubin ist im Haag eingetroffen und hat bei dem König der Niederlande eine Audienz gehabt, der ihm sofort einen seiner Adjutanten zur Besichtigung der königl. Bildergalerie zutheilte. Die Werke von Schelfhout, van Hove und Verveer erregten die höchste Bewunderung des Künstlers. Der König hat ihn ferner zum Ritter des Ordens vom Niederländischen Löwen ernannt.

Ausstellungen.

Bern. Eine hier eröffnete Gemäldeausstellung umfaßt 222 Bilder. Man rühmt besonders die Einweihung des Genfer Collegiums durch Calvin, von d'Albert-Durade.

Berlin. Am 18. Sept. ist unsere Ausstellung eröffnet worden. Sie enthält an nahe 1500 Kunstgegenstände. Die Gemälde und Zeichnungen belaufen sich nahe auf 1200, die Bildwerke auf 110, die architektonischen Pläne auf 50, die Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitte und für den Stich bestimmten Zeichnungen auf 150, Gegenstände der Industrie auf 50 Nummern.

Brüssel. Am 21. August ist die Gemäldeausstellung eröffnet worden. Mehrere große Künstler, wie de Keyser, Wappers, Verboekhoven, haben dazu nichts geliefert, jedoch sind viele beachtungswerthe Gemälde vorhanden, die einen Fortschritt in der künstlerischen Bildung bezeugen.

Paris. Am 27. September begann hier die Ausstellung von Werken der französischen Kunstschule in Rom.

St. Petersburg. Die Akademie der Künste ist zur Ausstellung ihrer neuesten Erzeugnisse auf zwei Wochen eröffnet worden. Auch in Riga findet gegenwärtig eine Gemäldeausstellung statt, welche die dortige literarische Bürgerverbindung

veranstaltet. Für diesen Behuf sind von ihr alle in den Ostseeprovinzen, wie im Auslande weilenden vaterländischen Künstler aufgefordert worden, ihre Erzeugnisse zeitig einzusenden.

Akademien und Vereine.

Köln. Der hiesige Künstlerverein gab am 5. September Abends den hier anwesenden belgischen Künstlern de Biefve, Gallait und de Keyser in seinem gewöhnlichen Local ein Fest. In Medaillons, mit Laub umwunden, waren die Hauptgemälde dieser drei berühmten Meister bezeichnet. Zum Schlusse überreichte der Vorstand des Vereins denselben das Diplom als Ehrenmitgliedern des Kölner Künstlervereins.

Leipzig. Am 10. September Vormittags vereinigte sich in dem großen Saale des hiesigen Schützenhauses eine Anzahl von über anderthalbhundert Architekten zu der ersten Versammlung deutscher Architekten. Der Baudirector hiesiger Stadt, Geutebrück, eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er kurz die Motive und den Zweck dieser Versammlung auseinandersetzte: das Verlangen nach lebendigerem Austausch der Ideen und Erfahrungen im Gebiete der gesammten Baukunst, der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft hatte sie hervorgerufen, und Leipzig war, als im Mittelpunkte Deutschlands gelegen, als ein Durchkreuzungspunkt verschiedener Eisenbahnen und als ein für die Kunstrichtungen der Gegenwart „neutraler Ort" zu der ersten Versammlung ausersehen worden. Nach dieser einleitenden Rede wurde zur Wahl eines Vorstandes geschritten; derselbe sollte zwölf Mitglieder zählen und möglichst aus den verschiedenen Staaten Deutschlands gewählt werden. So wurden denn aus den Anwesenden durch Stimmenmehrheit zu Vorstehern erwählt: Eberhardt (aus Gotha), Geutebrück, Semper und Dr. Puttrich (als Secretär) für das Königreich Sachsen; Eberhardt (aus Gotha) und Scheppig (aus Sondershausen) für die herzogl. sächsischen Staaten; Stüler, W. Stier und Knoblauch für das Königreich Preußen; Kollmann (aus Augsburg) für das Königreich Bayern; Gabriel (aus Ulm) für das Königreich Württemberg; Vogell (aus Celle) für das Königreich Hannover; und L. Förster (aus Wien) für die kaiserl. österreichischen Staaten. — Nach Tische begab sich die Versammlung in die Buchhändlerbörse, in deren großem Saale eine Ausstellung architektonischer älterer und neuerer Prachtwerke, von architektonischen Aufnahmen und Entwürfen veranstaltet war. Unter den letzteren erregten vier verschiedene Entwürfe zu einem großen evangelischen Dome von Professor W. Stier besonderes Interesse. Die reichen Beiträge aus der Mappe des königlichen preußischen Hofbauraths Stüler schlossen sich näher dem materiellen Bedürfniß an, und hielten daher auch mehr das Maß in künstlerischer Beziehung; die ausgestellten Entwürfe desselben waren großentheils ausgeführt oder doch zur Ausführung bestimmt. Der königl. preußische Hofbauinspector, Hesse, hatte die Pläne zu der neuerbauten Thierarzneischule in Berlin ausgelegt, ein Gebäude, das zu den schönsten Architekturen der preußischen Königsstadt gezählt werden muß. Von Thormann aus Wismar sahen wir außer mehreren Entwürfen zu Bürgerhäusern auch die Pläne des von ihm neuerbauten sehr hübschen Theaters daselbst, und von den vielen schönen fleißigen Aufnahmen von älteren Architekturen, erregten die des Herrn Poppe aus Bremen ganz insbesondere das Interesse der Zuschauer; derselbe hatte eine reiche Sammlung von Studien ausgelegt, die er bei einem längeren Aufenthalte in Konstantinopel und Athen nach byzantinischen und türkischen Bauwerken gemacht hatte. — Die Sitzung des zweiten Tags eröffnete Prof. W. Stier aus Berlin durch einen Vortrag über evangelischen Kirchenbau mit besonderem Bezuge auf seine in der Buchhändlerbörse hierselbst ausgestellten vier Entwürfe zu einem evangelischen Dome, wie er solchen sich als Hauptkirche eines großen protestantischen Staates gedacht hatte. Ein nationaler Ehren- und Ruhmestempel, der die Stelle eines Atriums einnahm, war mit der Kirche in Verbindung gebracht. Darauf machte der königliche preußische Wegbaumeister, Krafft aus Stettin, die Versammlung mit einer Gründung vermittelst Sandes bekannt, den er statt eines Pfahlrostes bei Fundamentirung eines in der Nähe von Stettin neuerbauten großen Waarenspeichers auf moorigem Wiesengrunde mit bedeutender Kostenersparung und mit glücklichstem Erfolge in Anwendung gebracht hatte. Baumeister L. Hoffmann aus Berlin sprach hierauf über die von Zietensche Wasser-Hebemaschine mit Bezug auf den Montgolfierschen Stoßheber, und zuletzt hielt noch Herr F. v. Quast, Architekt aus Berlin, einen Vortrag über die Wichtigkeit der Erhaltung vaterländischer Alterthümer, vorzugsweise der mittelalterlichen Baudenkmäler und brachte die Begründung eines allgemeinen deutschen Vereins zur Aufsuchung, Erhaltung und Veröffentlichung der vaterländischen Baudenkmale des Mittelalters in Vorschlag, welcher wieder Zweigvereine für einzelne Staaten, Provinzen und Städte constituiren solle, so daß ganz Deutschland mit einem Netz von Alterthumsvereinen überspannt wäre, deren Aufmerksamkeit in immer engere Kreise sich zusammenziehend nicht leicht etwas der Erhaltung Würdiges entgehen würde. Dieser allgemeine Verein sollte dann mit dem deutscher Architekten zusammenwirken. Nachdem diese Vorträge bis gegen ein Uhr die Versammlung beschäftigt hatten, trennte sich dieselbe zu einem Besuche der Schletter'schen Gemäldesammlung und des neuerbauten Bahnhofes der Leipzig-Altenburger Eisenbahn. Nach 2 Uhr fanden sich die Architekten wieder in dem großen Saale des hiesigen Schützenhauses zu einer Festtafel beisammen, zu der sich auch noch mancher Kunstfreund von nah und ferne eingefunden hatte. — Bei der Schlußversammlung, am 12. September, gab Hofbauinspector Hesse aus Berlin eine Notiz über das aus Eisenstäben construirte, leicht transportable, große Speisezelt Sr. Majestät des Königs von Preußen, das zuerst bei dem im vorigen Jahre stattgehabten Manöver in Schlesien, und in diesem Jahre bei der Dombaufeierlichkeit in Köln aufgeschlagen war; dasselbe ist so groß, daß 500 Personen zusammen speisend darunter Platz finden können und kann auf einem einzigen Wagen transportirt werden; es wiegt mit Leinewand und Emballage nur hundert Centner — Zum nächsten Versammlungsort im September 1845 ist Bamberg erwählt worden.

Berichtigung.

Die in Nr. 68 des Kunstblatts gegebene Nachricht über Erscheinung und Preis des Kölner Domblattes wird dahin berichtigt, daß, mit Ausnahme des laufenden Jahrs, wo blos das zweite Semester in Anrechnung kommen konnte, nur auf einen ganzen Jahrgang abonnirt werden kann, und der Preis dafür im Bereiche des preußischen Staates überall nur zehn Silbergroschen beträgt.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 82.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 13. Oktober 1842.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule und den Pariser Salon im Jahr 1842.

(Fortsetzung.)

Von Werken der Plastik im eigentlichen Sinne ist dießmal nur wenig oder gar nichts zu sehen. Die bekanntesten Meister, David, Rude, Pradier, Barye, haben die Ausstellung verwaiset gelassen; und das meiste, was darin zu finden, trägt das Gepräge der Mittelmäßigkeit. Ueberhaupt erfreut sich die Bildhauerei in Frankreich seit den letzten fünfzig Jahren einer bei weitem nicht so bedeutenden Pflege und befindet sich daher im Ganzen auf einer viel niedrigeren Stufe der Ausbildung, als die Malerei. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen eben so sehr in der ungesunden Geschmacks- und Geistesrichtung der Zeit, als in der verkehrten Thätigkeit der bildhauerisch wirksamen Kräfte. Das Verständniß der Sculptur erfordert einen höheren Grad der Bildung, als er gemeiniglich im großen Publikum zu finden, daher auch das Gefallen an Bildhauerarbeiten in ungleich geringerem Maße verbreitet ist, als der Geschmack an Werken der Malerei. Das kirchliche Bedürfniß, dieser breite Boden, auf welchem im Mittelalter die Bildhauerei mit den Schwesterkünsten der Baukunst und Malerei allmählig Wurzel gefaßt und so prächtige Aeste in Höhe und Breite emporgestoßen, existirt heutiges Tags nicht mehr oder läßt sich wohlfeil abspeisen. Die moderne Geistlichkeit versteht von der kirchlich bildenden Kunst eben so wenig, als von der Kirchenmusik; man hört hier bei feierlichen Messen Tanzmotive, Militärmärsche, verliebte Seufzer, Klapphornfanfaren; man glaubt auf einem Maskenball oder in einem Musard'schen Conzertsaal zu seyn. Eben so ergeht es der Sculptur in den Pariser Kirchen; wer es nicht glauben will, der mache die Runde in der Madelaine, in Notre-Dame de Lorette, in Saint-Germain-l'Auxerrois, und er wird nicht wenig Kunstunfug erblicken. Die neuen Sculpturen sind ganz styl- und geschmacklos, und die alten Basreliefs und Statuen sind frisch angestrichen oder mit dem Meißel neu übergangen worden, daß es ein wahrer Jammer mit anzusehen ist. Das weitläuftige Gebiet der weltlichen Glanz- und Prunksucht an Fürstenhöfen, auf welchem die Sculptur vom 16ten Jahrhundert ab immerhin noch Gelegenheit zu reicher Entfaltung fand, hat sich beträchtlich verengert, seitdem der Scepter der Könige an den Schnüren des Beutels der Unterthanen hängt, die wissen wollen, wofür sie zu bezahlen haben. Der Patriotismus reicher Bürger und freisinniger Behörden ist nicht mehr vorhanden. Früher liebte man seine Corporation, seine Stadt, seine Provinz, und deßhalb auch sein Land und den Fürsten, so daß man zu ihrer Verherrlichung willig beisteuerte und bedeutende Opfer brachte für Errichtung von glänzenden und dauerhaften Stiftungen und Monumenten, um sich bei der Nachwelt vor stupidem Vergessen zu schützen und in langem Andenken zu halten. Seitdem Alles nivellirt ist, hängen die Meisten mit dem Vaterlande nur dadurch zusammen, daß sie ihm Steuern zahlen, und damit hat man sich von allen Pflichten losgekauft. Die Besseren lieben nur ihre Familie, der Haufen liebt nur sich; denn es ist eben der Fluch des Nivellirens, daß die Menschen, wenn man sie einmal von allen sittlichen Mächten und Banden abgelöset hat, dem fürchterlichsten Egoismus verfallen. Wie viele denken heute daran, sich ihres lieben Ichs zu entäußern, ihr eigenes Selbst, den „dunklen Despoten,“ [1] aufzugeben und ihre Mittel und Kräfte zu gemeinnützigen Werken anzuwenden, um ihr flüchtiges Andenken zu verlängern? Klein ist die Zahl der Menschen, deren Andenken nicht schon mit der nächsten Generation aus dem Bewußtseyn ihrer Landsleute, wie selbst aus dem Bewußtseyn der nächsten Angehörigen verschwindet. Vor Zeiten gab es kein Rathhaus, keinen öffentlichen Platz, wo nicht Zeugnisse männlicher Tugend, strengen Rechts,

[1] Dschelaleddin Rumi.

Digitized by Google

göttlicher Ordnung von Wänden und Piedestalen in Bildern und Statuen zu dem Beschauer sprachen; in den Sitzungssälen moderner Behörden begnügt man sich mit den kahlen Wänden, als ob man jener edlen Mahnungen nicht mehr bedürfte; und die öffentlichen Plätze sind jetzt leer und öde, damit ja kein Gedachtnißmonument uneigennütziger Bürgertugend die Vorübergehenden in ihren selbstsüchtigen Berechnungen störe. Die Innungen und Zünfte, welcher Art sie seyn mochten, setzten einen Stolz darein, sich bei ihren Versammlungen von den würdigsten Gestalten und Ereignissen, die zur Nachfolge anspornen konnten, umgeben zu sehen; die freien Gesellschaften und Vereine, die in unsern Tagen an die Stelle der mittelalterlichen Corporationen getreten sind, verschmähen das schöne Band, welches in jenen Kunstwerken gewoben war. Wenn's hoch kommt, so bauen wir auch wohl, wie die Vorzeit, noch Hallen zum Schmuck öffentlicher Orte, zur Bequemlichkeit des Handels und Wandels, aber vergebens suchen wir nach den Bildern und Statuen von Groß- und Ehrenmännern, welche dort mit beredter Zunge zum versammelten Volke sprechen könnten.

Bei so bewandten Umständen darf man sich nicht wundern, daß die Hauptanforderungen an lebende Bildhauer sich auf kleine Sculpturwerke beschränken, welche nicht mit den allgemeinen Interessen der Kunst und den öffentlichen Bedürfnissen und Verhältnissen des Lebens, sondern mit den Privatinteressen und Privatverhältnissen der Besteller zusammenhängen; und daß vielleicht neun Zehntheile aller Sculpturen, welche jetzt in Frankreich gemacht werden, aus Büsten, Porträtstatuetten, Thiergruppen, Medaillons, Gypscaricaturen, Briefbeschwerern und dergleichen plastischem Krimskram bestehen. Daß aber selbst diese Arbeiten von untergeordneter Bedeutung, geschweige denn Werke freierer Bildhauerei, den höheren Anforderungen eines gebildeten Kunstsinnes nicht entsprechen, daran sind allerdings die Künstler selbst Schuld. Nachdem in der manieristischen Verderbniß und Schnörkelei des vorigen Jahrhunderts das Gefühl für Form und Linie untergegangen war, ist in der pseudoclassischen Schule der letzten Zeit über alle jene todten Regeln von reinem Geschmack und idealer Schönheit der Formen der Sinn für richtige Auffassung des Verhältnisses der Sculptur zu ihrem Vorbilde, der Natur, erloschen. Als daher in Frankreich Männer von entschiedenem Talent für die Bildhauerei, wie Rude, David, Duret, Barye u. A., auftraten, fanden sie keine höhere, lebendige, geistige Richtung in der Plastik vor und sahen sich daher gezwungen, neue, eigenthümliche Bahnen zu brechen. Jener hohle und leere, mit aller Natur im Widerspruch stehende Idealismus und Classicismus, welcher die unbedingte, unverständige Nachahmung der Antike und welcher Antike? als einzigen Heilsweg predigte, mußte jedes echte Künstlertalent, dessen erste Bedingung ein lebhafter Natursinn ist, abstoßen und im Gegensatz gegen die einseitige und in dieser Einseitigkeit frostige Auffassungsweise der antikisirenden Richtung in eine ebenfalls einseitige Opposition treiben, die in ihrer Einseitigkeit nachtheilig gewirkt und zu einem bildhauerischen Romanticismus und Naturalismus nach malerischen Principien geführt hat, in welchen sich die Gesetze des plastischen Styls völlig aufzulösen drohen.

Ueber dem Streben nach Wahrheit und Leben ist ein Theil der Bildhauer in eine dramatische, der Historienmalerei verwandte Auffassung verfallen und entschieden auf eine theatralische, bewußt repräsentirende Darstellung hingewandt, der es vorzüglich auf die Heraushebung des prägnanten Moments und die unmittelbare Hineinreißung des Beschauers in mediam rem ankommt. Es zeigt sich hier ein Anlehnen an jene ältere Richtung der französischen Bildhauerei, welche durch die künstlerischen Unternehmungen Ludwigs XIV. in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hervorgerufen wurde und an Pujet, den beiden Couston und Girardon ihre ausgezeichnetsten Repräsentanten fand. Manche neuere Sculpturen haben im Ungestüm der Auffassung viel Verwandtschaft zu den Gemälden des E. Delacroix, und die Thiergruppen von Barye z. B. erinnern im Feuer der Erfindung an ähnliche Compositionen des Rubens und Snyders. Von kolossalen Gruppen ist nichts auf der Ausstellung als eine Thiergruppe in Thon von Rouillard, ein wilder Eber, der von Hunden gepackt wird, von dramatischer Composition, aber bis zur Unverzeihlichkeit flüchtiger Behandlung. Eine kleinere Gruppe in Bronze, ein Hund, der eine Katze niederrennt, von demselben Künstler für den Herzog von Orleans in Bronze ausgeführt, ist ebenfalls sehr lebendig im Motiv und sorgfältiger in der Arbeit. Die unbefleckte heilige Jungfrau, Marmorstatue von Gayraud, eine andere unbefleckte Jungfrau, Marmorstatue von Lescorné, eine Muttergottes, Gypsmodell von Maindron, alle drei lebensgroß, sind ganz in dem falschen Geschmack nach malerischen Principien aufgefaßt und haben durch den Mangel an wahrem, natürlichem Gefühl ein mehr oder weniger affectirtes Gepräge und durch die an guten Motiven leeren und schweren Gewandmassen ein schwerfälliges, plumpes, unorganisches Ansehen. Der heilige Hieronymus, der die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen hört, in Gyps von Picquer, der heilige Sebastian, mit Pfeilen durchbohrt und an einen Baum gebunden, in Gyps von Levèque, Johannes der Täufer, in der Wüste predigend, in Gyps von Dubray, ein anderer Johannes der Täufer, in Marmor von Ramus, der Mucius Scävola, in Gyps von Falconnier, sind

Digitized by Google

ebenfalls in dieser pittoresken Weise behandelt und leiden in den Motiven am Theatralischen, in den Köpfen am Gezierten, in den nackten Theilen der Formen an Leere, in den Gewandmotiven an Unlebendigkeit. Klagmann ist in seiner schlafenden Nymphe in's Häßliche und Gemeine verfallen; man kann nicht leicht plumpere, ungeschlachtere weibliche Formen sehen und das Ganze zeugt von barbarischem Ungeschmack.

(Schluß folgt.)

Neue Kupferstiche und Lithographien.

10) Les enfans d'Edouard separés de leur mère, peint. par N. Gosse, grav. par Eug. Jazet. s. gr. imp. qu. Fol.

Die aus acht Figuren bestehende Composition erscheint in einzelnen Theilen etwas mit zu viel Affect, einige Köpfe zu innig und ausdrucksvoll, besonders der des ältesten Prinzen zu alt. Im übrigen das Ganze von großer Wirkung und sehr charakteristisch in Tuschmanier behandelt.

11) Murillo, Blanchard del. et sc. gr. Fol.

Das Bildniß des großen Malers, Büste nach ihm selbst. — Kraftiges Grabstichelblatt von sehr malerischer Wirkung.

12) Helena Adelsfriet, A. de Lemud del. Lemercier impr. gr. qu. Fol.

Gruppe von sieben Halbfiguren von sehr lebendiger Composition, sehr frei, zum Theil skizzenartig behandelt. Fr.

13) Der Violinspieler, gem. von Geiger, lith. von Pfaff. Verlag von Vollmann in Kassel.

Eine gut erfundene launigte Gruppe des Geigers und seines vermummten Hündchens; in Linienmanier mit Freiheit leicht und ansprechend behandelt. en.

Nachrichten vom September.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 15. Sept. legte der Kunsthändler Sachse das zweite Blatt des in seinem Verlage erscheinenden Wielands-Zimmers des Schlosses zu Weimar, Originalzeichnung von Simon, vor. Professor Zahn zeigte der Gesellschaft vor: Einige Blätter des sechsten Heftes seines großen Prachtwerkes von Pompeji, Herculanum und Stabiä, worunter die reiche Wand mit dem Opfer der Venus und den beiden schönen Gruppen, Amor und Psyche, ausgegraben zu Pompeji, in Zahns Gegenwart, am 24. December 1833. Eine dieser Gruppen, Amor und Psyche, auf schwarzem Grund, ist durch den vom Professor Zahn erfundenen lithographischen Oelfarbendruck in der Größe des Originals auf das vollkommenste wiedergegeben. — Einen sehr reichen Vasenhenkel von Bronze, mit Silber, Gold und rothem Kupfer eingelegt, die Vorderseite eine Venus in ganzer Figur vorstellend, mit Silber eingelegten Augen und silbernen Armbändern, unten ein bärtiger Silenskopf, auf der Rückseite ein reich verzierter Dianenkopf. Dieser Henkel mit seiner Vase ist kürzlich unter Torre dell' Annunziata in der auch im Jahr 79 nach Christo vom Vesuv verschütteten Stadt Téglana entdeckt worden, wo Professor Zahn schon vor mehreren Jahren Ausgrabungen gemacht hat.

Waadtlandt. Am 8. September, an welchem die waadtländische Gesellschaft für romanische Geschichte ihre Jahressitzung in dem weiten Rittersaale des alten Seeschlosses von Chillon hielt, wurde dabei eine merkwürdige Schrift von Fr. Troyon über die bei Cheseaux vor einigen Jahren entdeckten und von ihm sorgfältig untersuchten keltischen oder helvetischen und römischen Gräber mit genau colorirten Zeichnungen vorgelegt. Auch eine Abhandlung von Fr. v. Charrière über die Geschichte des alten und berühmten Klosters Romainmotier, mit vielen Urkunden begleitet, erschien von besonderem Interesse.

Paris. Die Akademie der schönen Künste hat bei dem jüngsten Concurs der Kupferstecherkunst den ersten Preis dem Zögling des Hrn. Müller, Louis Desiré Joseph Deslemer von Lille (Nord), den zweiten Preis dem Schüler des Hrn. Forster, Auge Arthur Sylvain Collier von Paris zuerkannt. In der Sculptur erhielt den ersten Preis: Pierre Jules Cavelier von Paris, Schüler von David und Delaroche, den ersten andern großen Preis René Ambroise Maréchal von Paris, Schüler von Ramey und Dumont, den zweiten andern Mathurin Moreau, Schüler der Vorigen. Eine ehrenvolle Erwähnung wurde dem Schüler von David und Petitot, Jules Gerard aus Paris, zu Theil. In der Architektur bekamen den ersten großen Preis Philipp August Titeux von Paris, Schüler von Blouet und Debret; den ersten andern großen Preis Prosper Desbuissons, von Lacapelle (Aisne), Schüler von Leclerc; den zweiten andern großen Preis: Louis Stephan Lebelin, von Dijon (Côte d'Or), Schüler von Caristie. Ehrenvoller Nennung wurde Albert Franz Germann Delange von Paris, Schüler von Gauthier, würdig erklärt. — Unter den Malern wurde der erste große Preis dem Victor Franz Eloi Biennourry, von Bar-sur-Aube, Schüler von Drolling, der zweite große Preis dem Louis Jean Noël Duveau, von S. Malo, Schüler von Cogniet, und eine ehrende Erwähnung dem Felix Joseph Barrias von Paris, Schüler von Cogniet, zu Theil.

Museen und Sammlungen.

Berlin. Wir haben Aussicht, die werthvolle Galerie neuerer Gemälde, die der jetzt als preußischer Gesandte in Lissabon befindliche Graf A. v. Raczynski gesammelt, und in der sich unter anderm auch Kaulbachs Hunnenschlacht befindet, hier für immer zu behalten, indem der König dem Besitzer ein Haus im Thiergarten erbauen läßt, in welchem jene Galerie aufgestellt werden soll, durch die sein Name, eben so wie durch sein bekanntes Werk, in der Kunstgeschichte erhalten werden wird.

London. Das brittische Museum ist mit Sir Burne's schöner Sammlung indischer und baktrischer Münzen bereichert worden.

Paris. Die Sammlung spanischer Bilder, welche Lord Taylor im Auftrag der Regierung in Spanien gesammelt

hat, ist gegenwärtig im Museum des Louvre ausgestellt. Sie enthält 454 Nummern, worunter auch einige altdeutsche Bilder. Die fünf großen spanischen Meister, Murillo, Ribera (Spagnolett), Velasquez, Zurbaran und Alonso Cano sind in der Taylorschen Sammlung sehr gut repräsentirt: der schöne Murillo Nr. 169, der h. Augustin in Hippona, gibt den Soultschen Murillos wenig nach; das herrliche Bild Nr. 148, die Empfängniß der Maria (von dem unter Nr. 149 auch ein abgeänderter Entwurf im Kleinen da ist), ein Knabe der die Harfe spielt (179), das Bild des D. Andreas de Andrade (182), sind Bilder, die jeder Galerie Ehre machen würden. Von Ribera (Spagnolett) ist ein treffliches Bild, die Himmelfahrt der Maria (224), eine Anbetung der Hirten (221) und ein Märtyrer mit dem Schwert in der Brust (238) da; von Velasquez eine Reihe ausgezeichneter Porträte, worunter das des berühmten Ministers Grafen von Olivarez (291), das Porträt Philipps IV. (292), die Porträte der Gemahlinnen Philipps IV. (295 — 297) und des Malers eigenes Bildniß, ein wahres Meisterstück (500); von Zurbaran eine Empfängniß mit dem Namen des Malers (326), ein Bild der h. Jungfrau, mit der Glorie umgeben (332), und ein anderes der virgen de la merced (336), ein herrliches Bild des h. Ferdinand, des Bezwingers der Mauren, mit der Krone und im Harnisch (351), und eine Reihe (364 — 379) geistvoller Skizzen zu Bildern der ersten indischen Missionare, zwei Bilder weiblicher Heiligen, der h. Katharina und der h. Marina (381 u. 386) u. s. w. Von Alonso Cano sind 21 Bilder da, unter denen eine h. Jungfrau mit dem Christkinde (ähnlich mit Murillos zweiter Manier), eine h. Magdalena (21) und ein vortreffliches Studium, der Kopf eines alten Mannes (28) ganz in Rembrandts Styl. — Unter den Meistern zweiter Gattung ist Espinosa, ein Schüler Ribaltas, von dem eine h. Familie da ist (86), und Carmona aus dem vorigen Jahrhundert, dessen Bild „die klugen Jungfrauen" durch das Costüm ein eigenthümliches Gepräge erhält, indem der Maler seine Jungfrauen so gekleidet hat, wie man die französischen und niederländischen Fürstinnen und Edeldamen aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert abgebildet sieht. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist ein kleines, rundes hübsches Bild von Antonino del Rincon, die h. Jungfrau und das Christkind, das ganz an Ghirlandajo erinnert, dessen Schüler del Rincon war, ohne jedoch seine Trockenheit geerbt zu haben.

Mitau. Unsere vaterländische literarische Gesellschaft erhielt von der Universität Kasan 78 silberne und 16 Broncemünzen, von den Tataren-Chanen der goldenen Horde geprägt, merkwürdig als historische Denkmale der 200jährigen Tatarenherrschaft in Rußland, zum Geschenk.

Denkmäler.

Barmen. Am 28. August hat in Gegenwart des Königs und der Königin von Preußen die feierliche Grundsteinlegung des Königs-Denkmals stattgefunden.

Salzburg. Am 4. September ist nach abgehaltenem Hochamt unter großem Zuströmen Einheimischer und Fremder, in Anwesenheit namentlich des Königs und der Königin von Bayern, der Kaiserin Wittwe von Oesterreich, der Prinzen Luitpold und Adalbert, der Prinzessinnen Hildegarda und Alexandra von Bayern, des Erzbischofs Pyrker von Erlau und des Cardinals-Fürstbischofs Schwarzenberg von Salzburg, die Statue Mozarts von Schwanthaler und Stiglmaier feierlichst enthüllt worden.

München. Director v. Gärtner hat die Zeichnung für ein Denkmal des Schauspielers Eßlair entworfen, und hiernach ist die Ausführung durch den Bildhauer Sikinger erfolgt. Das Monument ist im Anfang des September nach Mühlhausen bei Insbruck, wo Eßlair begraben liegt, abgegangen. Zur Deckung der Kosten trug eine Vorstellung im hiesigen Hoftheater bei, welche der König bewilligt hatte. Es ist einfach und passend, aus gelblichem Sandstein in griechischem Style ausgeführt und neun Fuß hoch. Im Capitelle befindet sich die Maske, das Attribut der Muse der Schauspielkunst, und auf der Platte ein Kreuz zwischen zwei umgestürzten Fackeln, darunter die Inschrift des Geburts- und Todestages des Verstorbenen.

Stuttgart. Die Versammlung deutscher Landwirthe faßte dahier in ihrer Sitzung vom 26. September, auf den Antrag des Dr. Crusius von Leipzig, den Beschluß, daß durch Beiträge, zu welchen die Oekonomen Deutschlands aufgefordert werden sollen, ein plastisches Denkmal zur Ehre Thaers in Leipzig errichtet werde. Der Antragsteller hat bereits das Modell einer Statue Thaers vorgezeigt, zu dessen Ausführung in Erz 4000 Thaler, sowie zum Fußgestell sammt dessen Umgebungen gleichfalls 4000 Thlr. erfordert werden.

Am 27. September, als dem Geburtsfeste des Königs, wurde auf dem äußeren Schloßplatze dahier von dem landständischen Ausschusse die feierliche Grundsteinlegung des Denkmals auf die 25jährige Regierung des Königs vorgenommen und mit religiöser Weihe beschlossen. Das Monument wird aus einer monolithen Säule von schwarzwälder Granit bestehen und die Ornamente des Sockels und Capitells von Erz erhalten, auch von einer allegorischen ehernen Statue bekrönt werden. Der Entwurf ist von dem Hofbaumeister Knapp.

Im Verlage der J. G. Tiedemann'schen Hof-Steindruckerei ist erschienen, und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Wappen-Almanach
der
Souverainen Regenten Europas,
für 1842,
welcher auf 47 Blättern die sämmtlichen 5 Zoll hohen sauber lithographirten Wappen, so wie hauptsächlichsten Ordens-Abbildungen enthält. 2te Ausgabe, mit 22 Druckbogen

Geschlechts-Tabellen und Wappenbeschreibungen
vermehrt von G. M. C. Masch. Elegant gebunden in 4. 3⅔ Thlr.

Derselbe in Prachtausgabe
mit Gold und Silber gedruckten und den feinsten Farben ausgemalten Wappen und Ordensabbildungen. Gleichfalls mit Text. Prachtvoll gebunden 15 Thaler.

Die Geschlechtstabellen u. Wappenbeschreibungen
apart auf geleimtem Maschinen-Velinpapier. Broschirt 1⅓ Thlr.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 26.

Sonnabend, 1. Oktober 1842.

[345] Im Verlag von **Jent und Gaßmann** in Solothurn ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOMENCLATOR ZOOLOGICUS,

CONTINENS

NOMINA SYSTEMATICA GENERUM ANIMALIUM

TAM VIVENTIUM QUAM FOSSILIUM,

SECUNDUM ORDINEM ALPHABETICUM DISPOSITA, ADJECTIS AUCTORIBUS, LIBRIS IN QUIBUS REPERIUNTUR, ANNO EDITIONIS, ETYMOLOGIA ET FAMILIIS, AD QUAS PERTINENT, IN VARIIS CLASSIBUS.

AUCTORE

L. AGASSIZ,

HIST. NAT. IN ACAD. NEOCOM. PROFESSORE.

Fasc. I. continens: Mammalia, Echinodermata et Acalephas.
Fasc. II. continens: Aves.

gr. 4. eleg. geh. Subscr.-Preis für das vollständige Werk von 700 bis 800 Quartseiten 24 fl. rhein. oder 14 Thlr.

Bei Bearbeitung dieses Werkes ist folgender Plan befolgt worden:

Es sind alle Genera, die je vorgeschlagen wurden, aufgenommen worden; und zwar ist nicht bloß der systematische Name angegeben, sondern auch der Verfasser, der das Genus aufgestellt hat; dann das Werk, in welchem das Genus zuerst bekannt gemacht wurde, mit beigefügter Jahreszahl, was bei Prioritätsangelegenheiten nicht ohne Wichtigkeit ist; ferner die Etymologie der Namen; und endlich die Familie, zu der jedes Genus gehört. Jede Klasse bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes; dagegen verbindet wiederum ein allgemeines einfaches Namenregister sämmtliche Klassen, und zeigt neben einander alle in verschiedenen Klassen mehrfach verbrauchte Namen. Dadurch, daß am Ende einer jeden Zeile die Familie, zu der jedes Genus gehört, angegeben ist, wird es möglich, ohne langes Suchen die natürliche Verwandtschaft sämmtlicher Genera im ganzen Thierreich ohne Zeitverlust zu finden, was bei Anordnung von Sammlungen eine große Erleichterung gewährt. Umgekehrt ist es möglich, beim einfachen Durchsehen des letzten Wortes aller Zeilen einer Klasse sogleich sämmtliche Genera kennen zu lernen, die je in einer Familie vorgeschlagen worden sind, und zugleich die Quellen zu erfahren, wo weitere Angaben über diese Genera mitgetheilt worden, was bei den jetzigen literarischen Hülfsmitteln für keine Klasse ohne bedeutenden Zeitaufwand geschehen kann.

Das Manuscript ist so weit durchgesehen, daß dem regelmäßigen Erscheinen der Lieferungen kein Hinderniß in den Weg treten kann. Die Anzahl der bisher aufgestellten und hier aufgeführten Genera übersteigt die überraschende Zahl von 17,000. Es wird daher auch Niemand mehr wundern, wenn mit jedem Jahre so viele neue Genera unwillkürlich unter Namen, die bereits vergeben waren, publicirt werden. Diesem großen Uebelstande wird hoffentlich das Register ein Ende machen, und dieß um so eher, als die Doppelnamen aus dem Pflanzenreiche ebenfalls aufgeführt werden, um für die Zukunft alle Kollision zu beseitigen.

---

[353] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Fabeln

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in

allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[358] Von dem in meinem Verlage unter dem Titel:

Jules Gailhabaud's

DENKMÆLER DER BAUKUNST

aller Zeiten und Länder.

Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre, Bury, Olivier* und andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont, Champollion-Figeac, L. Dubeux, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, Girault de Prangey, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer* etc.

Für Deutschland herausgegeben unter der Leitung

von

Dr. Franz Kugler,

Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin.

200 Lieferungen in gross Quart. 400 Stahlstiche. Mindestens 100 Bogen Text.

Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 12 gGr. oder 15 Sgr.

erscheinenden Werke werden die ersten zwei Lieferungen noch in diesem Monat versandt und dann in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen seyn.

Dem Werk seine Einführung selbst überlassend habe ich nur noch auf den darüber ausgegebenen ausführlichen Prospect zu verweisen.

Hamburg, 15. August 1842.

Johann August Meissner.

---

[364] Die Ouverture für Orchester zur Oper:

Die Königin von Cypern von Halevy

erschien so eben. Preis 2½ Rthlr. Das Arrang. für Piano 17½ Ngr., zu 4 Händen ⅔ Rthlr., für Piano und Violine oder Flöte ⅔ Rthlr.

Clavierauszug mit franz. und deutschem Text. compl. 10 Rthlr.

ohne Finale 7½ Rthlr., alle Gesangs No. à ⅙ — 1 Rthlr. empfehlen und bemerken, dass namentlich

No. 2. Duett (Sopran u. Tenor) Gerard, mein Gerard,
— 5. Der Gondolierchor, der zugleich für Quatuor, Trio, Duo und für eine Singstimme arr. ist.
— 9. Duett (Tenor u. Bass), Cavatine f. Bass, dito arr. f. Tenor einzeln.
— 16. Schlussquartett.

Bei den 45 Aufführungen, die in den letzten fünf Monaten unter grösstem Beifall in der Pariser grossen Oper stattgefunden haben, vom Publikum ausgezeichnet und zum Theil stets da Capo begehrt sind.

Piano-Compositionen über Lieblingsthemas dieser Oper von Kalkbrenner Op. 157., Herz, Schubert, Op. 33 — 38., Hünten, Osborne Op. 46., Rosellen Op. 43., Tolbecque (Contretanze) sind jetzt erschienen und von den musikalischen Zeitungen bereits sehr günstig beurtheilt worden.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[380] In Unterzeichneter sind so eben von nachstehenden klassischen Werken neue Ausgaben im elegantesten Taschenformat erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oberon.

Romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen

von

C. M. Wieland.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst einem Stahlstich. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Emilia Galotti.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

G. E. Lessing.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt. Preis 1 Rthlr.

Minna von Barnhelm.

Lustspiel in fünf Aufzügen

von

G. E. Lessing.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt. Preis 1 Rthlr.

Nathan der Weise.

Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen

von

G. E. Lessing.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt.
Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in derselben Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Hermann und Dorothea, Schillers Tell, Lenaus Gedichten u. s. w. und eignen sich ganz vorzüglich zu Festgeschenken.

Leipzig, im Sept. 1842.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Allerneueste Beschreibung von Wien!

[366] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Eine Woche in Wien.

Zuverläßiger und zeitsparender

Führer durch die Kaiserstadt

und ihre

nächsten Umgebungen.

Herausgegeben

durch

A. A. Schmidl.

12. Wien 1842. Kartonirt mit Plan 14 gGr.

Diese neueste und bei solcher Vollständigkeit unzweifelhaft gedrängteste und compendiöseste Darstellung der Merkwürdigkeiten Wiens dürfte sich allen, deren Zeit und Aufenthalt in Wien beschränkt ist, als ganz vorzüglich zweckmäßig und brauchbar bewähren. Der beigefügte Plan kann als untrüglicher Wegweiser zu den interessantesten Punkten dienen, zu welchem Zweck die zu nehmenden Richtungen genau darauf bezeichnet sind.

Mozin's grosses Wörterbuch

in der französisch-deutschen Abtheilung nunmehr vollständig.

In nächster Woche versenden wir die letzte Abtheilung des zweiten französischen Theils von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

wovon wir den verehrlichen Herren Subscribenten hiemit vorläufige Nachricht geben wollen.

Stuttgart und Tübingen, 30. Sept. 1842.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[375] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Juden in Oesterreich, Preußen und Sachsen. Ihre allgemeine Stellung, ihre Rechte, Forderungen und Wünsche, mit legalen Nachweisen belegt von Ferd. Graf Schirnding.

gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. = 54 kr. rh. = 36 kr. C.-M.

---

[341] **Neuester Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt.**

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Frau Tagebuch

von

Henriette Hanke, geb. Arndt.

8. 1842. geh. 2½ Rthlr.

Dieser neue anziehende und gehaltvolle Roman bildet zugleich die längst gewünschte Fortsetzung von der Braut Tagebuch, welches mit so großem Beifalle aufgenommen wurde und 2⅓ Rthlr. kostet.

---

[354] In Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände, mit denen die Sammlung geschlossen

ist, enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände, populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdilurianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Dieck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: I. Das Jahr 1740. II. Schalksnarren. III. Der deutsche und der französische Feuilletonist. IV. Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. V. Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe. 1) Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2) Orientirung. 3) Aeltere Ansichten. 4) Werner. 5) James Hutton. Leopold von Buch. 6) Elie de Beaumont. 6) Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[373] So eben erscheint bei mir:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Von dieser interessanten Sammlung anziehender Kriminalgeschichten, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, werden auch im nächsten Jahre wieder zwei Theile erscheinen.

Leipzig, im Sept. 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[382] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager.

Zwei Theile.

Neue Auflage. Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

I. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik, und Technik der französischen Sprache. 23 Bog. Preis 1 fl. 30 kr. oder 22 Gr.

II. in zwei Abtheilungen: Französisches Lesebuch für untere Classen. 36 Bog.

59 Bog.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

Parthiepreise für Schulen bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren:

a) für beide Theile 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.
b) für das Sprachbuch einzeln 1 fl. oder 16 Gr.
c) für das Lesebuch in 2 Thln. 1 fl. 28 kr. oder 22 Gr.

Eine große Anzahl Schulmänner von Namen und Ruf haben die in dem französischen Elementarwerk befolgte Methode als einen merklichen didaktischen Fortschritt bezeichnet, und ebenso mehrere Sprachforscher ersten Ranges (von denen wir nur die Herren Becker, Herling und Schmitthenner anführen wollen) die in diesem Buche aufgestellte Theorie der französischen Sprache als einen wissenschaftlichen Fortschritt und Gewinn anerkannt, wie denn auch das k. preuß. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten „nach näherer Prüfung" erklärt hat, „daß dasselbe mit Geist, mit Kenntniß der Sache und mit pädagogischer Einsicht verfaßt ist." — Die Verlagshandlung, die ihrerseits für eine splendide Ausstattung dieser neuen verbesserten und vermehrten Auflage gesorgt und den Preis derselben so billig als möglich gestellt hat, erlaubt sich daher die Herren Direktoren der Gelehrten- und Realschulen, so wie die Herren Lehrer der französischen Sprache erneuert auf ein Schulbuch aufmerksam zu machen, das den Erfolg des Unterrichts so wesentlich zu erleichtern und zu steigern geeignet ist.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[305] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Eine für Jedermann empfehlenswerthe Schrift ist:

Die Kunst,

ein gutes Gedächtniß

zu erlangen,

auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet. Zum Besten aller Stände und aller Lebensalter. Herausgegeben vom Dr. Hartenbach.

8. br. Preis 10 Sgr. od. 36 kr.

Zur Empfehlung dient, daß in kurzer Zeit 10,000 Exemplare davon abgesetzt wurden, und bis jetzt die 4te verbesserte Auflage erschienen ist. — Tausende von Menschen haben durch den Gebrauch dieses Buches ein geschärftes Gedächtniß erhalten.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[339] Bei Ed. Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Dr., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten. 4ter Band, der neueren Geschichte zweite Hälfte enthaltend. Zweite mit Register vers. Aufl. gr. 8. 3 Rthlr. 3¾ Sgr.

Hankel, W. G., Dr., Anleitung zur Experimentalchemie, mit einer Kupfertafel, gr. 8. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Diese Anleitung wird dem Studirenden bei der Wiederholung und der Anstellung von chemischen Versuchen sehr brauchbar seyn, nicht minder wird sie beim Unterrichte der Chemie auf Realschulen mit Nutzen angewandt werden können. Sie sucht zugleich die Schwierigkeiten, die dem wissenschaftlichen Unterrichte in der Chemie im Anfange entgegentreten, zu beseitigen und wird darum auch beim Selbststudium als bequemer, vollkommen genügender Leitfaden dienen.

Weckherlin (A. v.),

Landwirthschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm ꝛc. Mit 5 Steinabdrücken. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Oktober 1842.

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros
Einiges Lied; ihn krönt jeder olymptsche Kranz.
Griechische Anthologie.

Homer.

Homer ist der erste und in seiner Art einzige Dichter in der Welt, der Prototyp von allen. Er ist der Erste nach der Zeit: denn wenn auch in den heiligen Schriften alten Bundes hochpoetische Reden und Schilderungen, ja einzelne unübertroffene Poesien, wie die Gesänge der Debora, wie Hiob, die Psalmen, aus welchen ich hier bloß die herrliche Naturhymne, den 104ten, herausheben will, viele Stellen in den Propheten vorkommen, und die Erhabenheit der Gedanken, dem Geiste nach, sie weit über Homer und andere griechische Dichter erhebt, so sind sie doch in Beziehung auf eigentliche künstlerische Darstellung mit ihnen nicht zu vergleichen. Homer ist der erste Dichter nach Geist und Form zugleich, und der einzige in seiner Art. Alle spätern epischen Gedichte sind Nachahmungen von ihm; selbst die Dramatiker hatten ihn vor Augen und entlehnten aus ihm. Er verdient ewig unsere Bewunderung und Liebe, schon wegen der großen Naturwahrheit, der frischen Sinnlichkeit, die durch seine Gesänge weht. Daher haben die Männer großes Verdienst, die dem alten Sänger auch bei den Neueren ein größeres Publikum durch ihre Uebersetzungen desselben verschafft haben; unter den Deutschen insbesondere Voß und Stolberg, ersterer zumal. Die andern gebildeten Völker können keine Uebersetzung aufweisen, die mit der seinigen an Treue und Kraft des Ausdrucks sich messen könnte; sie allein schon sichert dem Dichter „der Luise“ und „der Idyllen“ den wohlverdienten Ruf bei der Nachwelt, die, wie er selbst in seiner Weihe an Stolberg angedeutet hat, dankbarer seyn wird als die feindselig bekrittelnde Mitwelt. In einer Zeit, wie die unsrige, wo der Einfluß philosophischer Systeme, dabei eine entartete Romantik — denn die frühere deutsche war dagegen naturfrisch und gesund — und noch andere geistige Richtungen auf Poesie und die Sprache überhaupt unvortheilhaft eingewirkt haben, und wo selbst die anscheinende Natürlichkeit mancher Poeten nur erzwungen oder Grimasse ist, in einer solchen Zeit ist der Jugend wie dem reifen Alter kaum etwas mehr zu empfehlen als die Beschäftigung mit Homer.

Die Wirkungen philosophischer Systeme sind keineswegs durchaus günstige und wünschenswerthe. Schon beim Kant'schen hat sich dieß bewährt. Wahr ist's, der große Kant hat insbesondere über das Erhabene und Schöne die scharfsinnigsten und tiefsten Reflexionen aufgestellt, und in seinen kleinern, mehr populären Schriften hat er auch sein Gefühl für das Schöne in angemessenem Ausdruck offenbart. Doch hat er auch über Homer und Ossian und ähnliche Sänger Urtheile gefällt, die wir nicht von ihm erwarten sollten. — So sagt er in seiner

Digitized by Google

Anthropologie, nachdem er vorher bemerkt, daß, wer sich immer nur symbolisch ausdrücken könne, noch wenig Begriffe des Verstandes habe: „in der That haben die alten Gesänge, von Homer an bis zu Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten das Glänzende des Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken." — Mittelbar hat der abstrakte Formalismus seiner Philosophie durch die Einführung einer oft fremdartigen Terminologie, wie man schon zu seiner Zeit klagend bemerkte, auf Sprache, mithin auch auf Poesie, die ja der kräftigste Ausdruck derselben ist, vielfach schädlich eingewirkt. Selbst an Schiller will man diesen Einfluß nicht zu seinem Vortheil bemerken; allein hier haben die Tadler meist Unrecht. Dieser wahrhaft deutsche Dichter war wohl ein großer Verehrer des Königsberger Philosophen, aber er faßte dessen Ideen und Principien selbstständig und eigenthümlich auf und assimilirte sich solche als Dichter. Man lese z. B. sein Gedicht: „Das Reich der Formen;" wie hat er hier an sich trockene und abstrakte Begriffe mit poetischem Fleisch und Blut umkleidet und belebt; die subtilen Geister erscheinen poetisch verkörpert, sie schweben wie reizende Göttergestalten auf rosigen Wolken in edler rhythmischer Bewegung dahin. — Wie sehr übrigens Schiller die homerischen Gesänge schätzte, welchen wohlthätigen Einfluß sie auf seine eigene dichterische Darstellungsweise übten, bekennt er selbst. „Ich lese," schreibt er 1789, „jetzt fast nichts als Homer. Die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

Der geniale, dem Poetischen verwandte Charakter Schellings drückt sich schon in seiner kräftigen, oft blühenden Darstellungsweise aus, namentlich in seinen mehr allgemeinen Betrachtungen über Kunst, Mythologie u. s. w. Auch hat er ihn selbst schon durch einzelne metrische Poesien bethätigt. Und seine frühere Philosophie, die den Zwiespalt zwischen Subjectivem und Objectivem aufzuheben sucht, heißt ja vorzugsweise Naturphilosophie, weil sie das eigenthümliche Wesen und Leben der Natur in ihren mannigfaltigen Phänomenen aufzufassen und die ewigen Gesetze, nach welchen sie geordnet wirkt, zu erforschen bemüht ist. Schon vor mehreren Jahren hat der Dichter Platen in einer Zueignung an Schelling das Poetische von dessen Naturanschauung rühmend anerkannt. — Freilich hat auch sein System eine Terminologie oder Nomenclatur, die zuweilen allem poetischen Ausdruck entfremdet und fast scholastisch-barbarisch zu seyn scheint. Aber wer wollte ihn deßhalb anklagen, da jedes philosophische System ohne solche äußere Wortformen nicht wohl aufgebaut werden kann? Zürnen wir lieber auf so manche seiner Anhänger, die, ungleich dem vielseitig und gründlich gebildeten Meister, nur an die Schale sich hielten, und alles historische Wissen verschmähend, mit wesenlosen Formen spielten und voll dünkelhafter Willkür sich Wolkengebilde schufen, welche sie Gott und die Welt betitelten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Gleichmüthig sah der Hauptmann seinen General sich erheben, Pfeife und Stock säuberlich weglegen, eine Fechterstellung annehmen, den Degen drei oder vier Zoll weit aus der Scheide zücken und mit herausfordernden Blicken ihn messen; statt aber sich gleichfalls zu erheben, wie Liebenau zu erwarten schien, sagte er, wie er es seit Jahren bei solchen und ähnlichen Vorfällen gewohnt war: „Laß' der Herr Generallieutenant nur stecken; ich bin mit dem guten Willen schon hinlänglich zufrieden gestellt und begehre weiter nichts." — „Wie, junger Mensch," rief Liebenau, dießmal ganz aus dem gewohnten Gleise gerathend, „Er, ein Sächsischer von Adel und ein Offizier Seiner Majestät des Königs von Polen, Er weicht einem Rencontre aus? Wahrlich, das hätt' ich von Ihm *mir* nicht eingebildet, und ich werde bei hochpreislichem Ministerium Seine Ablösung beantragen müssen." — Der arme Hauptmann wußte in seiner Angst und Verlegenheit nicht, ob er weinen oder lachen solle; denn wenn der so unerwartet weitgetriebene jugendliche Eifer des alten Herrn ihm auch ungemein spaßhaft vorkam, so kannte er doch den starren Eigensinn desselben hinlänglich, um unbequeme Folgen einer fortgesetzten Weigerung für unvermeidlich halten zu müssen, so daß er halb und halb schon entschlossen war, die entnervte Faust an den Degengriff zu legen, als eine höchst willkommene Unterbrechung ihn ohne sein Zuthun der Verlegenheit enthob.

„Da seh' mir einer einmal die alten Knaben!" kicherte eine weibliche Stimme; „sie wollen wahrhaftig noch die Raufbolde von Anno dazumal spielen. Ich bitte die Herrn gar schön, ihr Restchen Fischblut für die Preußen aufzusparen, deren Kugeln sie über kurz oder lang werden pfeifen hören." — Die also sprach, war eine alte Frau mit einem runzlichen, vergilbten Antlitz, aus dem ein paar stechende schwarze Augen in, wie es schien, unverwüstlichem Glanze hervorblitzten; denn diese Augen schauten so hell und wacker drein, als hätten sie noch keine dreißig Lenze erblickt, während die Gestalt des Mütterleins offenbar die Bürde von weit mehr als siebzig Wintern trug und ihre aus kostbaren Stoffen gefertigte

Digitized by Google

Kleidung an die verschollenen Moden erinnerte, die einst zur Zeit der Regentschaft nach den lezten Regierungsjahren des vierzehnten und in den ersten des fünfzehnten Ludwigs von dem französischen Hofe sich an den Strand der Elbe und der Weichsel verpflanzt hatten, und welcher seitdem die Dame so unwandelbar treu geblieben war, als hätte der beibehaltene Schmuck ihrer längstentschwundenen Jugend die Macht besessen, sie selbst nicht altern zu lassen. — Der General stieß den im Eifer noch um eine gute Spanne weiter gezückten Degen in die Scheide zurück, nahm den Stock wieder auf, wandte sich zu der alten Dame und sagte: „Allerdings rechn' ich darauf, die Preußen zu sehen, bevor wir noch ein Vierteljahr älter werden, und ich gedenk' ihnen die blauen Röcke weidlich auszuklopfen, wenn sie sich etwa beigehen lassen sollten, mit ihrem gewohnten Vorwitz an die Thüre dieser von dem Vertrauen Seiner Majestät mir übergebenen Veste zu pochen. Vor der Hand aber kann ich die Frau Gräfin in aller Unterthänigkeit berichten, daß die Preußen noch bei Görlitz stehen und wir mithin vollkommen Muße haben, uns die Hälse zu brechen, ohne daß dadurch der Dienst Seiner Majestät beeinträchtigt würde."

„O nicht doch, nicht doch, Herr Generallieutenant!" versezte die Gräfin mit einem Lächeln, dessen Feinheit an die Anmuth der seit mehr als einem Menschenalter verblühten Rosen des kleinen Mundes erinnerte; „es wäre Jammer und Schade, wenn bei dem drohenden Ausbruch des Krieges ein so tapferer und rüstiger Cavalier zu der Vertheidigung des Vaterlandes untüchtig gemacht würde." — „Spotte die Frau Gräfin nur zu," erwiderte Liebenau; „ich bin Spott und Schande seit vielen, vielen Jahren aus Ihrem Munde gewohnt, und lasse mich um so weniger dadurch irren, als selbst allerhöchste Personen vor Ihrer giftigen Zunge nie sicher waren. Dennoch aber lasse Sie sich gesagt seyn: wenn ich auch nicht rüstig mehr bin, so bin ich dennoch so unerschrocken, als in den Tagen, da mir kein Roß wild, kein Tag heiß, keine Gefahr gefährlich genug war. Verstanden, Frau Gräfin?" — „Wie sollt' ich den Herrn nicht verstehen, da Er doch so deutlich spricht?" hob die Dame wiederum an. „Er hat noch nie ermangelt, seit ich der unwillkommenen Ehre Seines Umganges genieße, immer ganz richtig das Tüpfelchen auf's i zu setzen, und meine Erziehung ist, Gottlob! nicht dermaßen vernachläßigt worden, daß ich nicht Geschriebenes lesen könnte."

„Das Weib ist vom Satan," brummte der General in sich hinein, während der Hauptmann die Gelegenheit benuzte, unbemerkt davon zu hinken, und die Gräfin fortfuhr: „Er wird übrigens Seinen gepriesenen Muth nöthig haben, verlaß' Er sich drauf. Seit sechzehn Jahren hat euch Herrn der Schöngeist von Rheinsberg, wie ihr ihn im Spott zu nennen beliebtet, allerlei Nüsse zu knacken gegeben, für die eure Zähne nicht stark genug waren, und immer noch will der Sack mit den besagten Nüssen nicht leer werden. Die Kugeln eures sogenannten Markgrafen von Brandenburg werden Ihm nächstens gehörig einheizen." — „Unser Felsen spottet aller Kugeln," versezte Liebenau eifrig; „oder erinnert die Frau Gräfin sich nicht mehr, wie eines Tages der höchstselige König..." — „Die Hölle hab' ihn selig!" unterbrach ihn die Dame bitter und mit Ungestüm, „und die ewige Gluth sey ihm nicht minder heiß, wie hienieden einst das Feuer seiner wilden, sündigen Begierden war! Und Er fragt noch, ob ich mich jenes Tages entsinne, an welchem der Uebermüthige ein gekränktes, verrathenes, beraubtes und in schmähliche Fesseln geschlagenes Weib auf die schändlichste Weise verhöhnte? Beim Himmel, ich weiß Alles noch, als wär' es gestern erst geschehen. Durch meine Dienerin hatt' ich erfahren, daß er kommen würde. Mein Herz sagte mir, daß ich es nur gestehe, er erwarte mich zu erblicken, sey es auch bloß aus Neugier. Ich jedoch wollte mich nicht dazu hergeben, in meiner Erniedrigung mich ihm gelegentlich zur Schau zu stellen, daß er mich etwa betrachte, wie er seinen verbannten vierfüßigen Günstling, den Bären im Bärengraben zu Hohenstein, durch das Gitter zu betrachten pflegte. Wenn er mich sehen wollte, so sollte er mir in gezemender Weise seine Aufwartung machen, dacht' ich, befahl, meine Fenstervorhänge niederzulassen, und horchte dann mit gespannter Erwartung auf den Lärm im Schloßhofe. Selbst dazumal hielt ich ihn nicht für so ganz herzlos, als er war, und wie er sich gegen mich doch schon bewiesen hatte. Wie ich nun so mit hochklopfender Brust und halbfreudiger Bangigkeit in dem düstern Thurmgemach sitze, was geschieht plözlich? Nun, Er weiß es ja so gut wie ich: die alten Mauern des Schlosses erbeben von Geschüzdonner, meine Fensterscheiben fallen klirrend aus dem Blei, und auf Befragen erfahre ich, daß Seine Majestät sich den wahrhaft königlichen Scherz erlaubt, mit vier-und-zwanzigpfündigen Kugeln die Veste zu beschießen, um ihre Festigkeit auf die Probe zu stellen. Mehr todt als lebendig riß ich den Vorhang auseinander, und weil das Glück oder Unglück will, daß der König just unter meinem Fenster vorbeigeht, so ruf' ich ihm zu, was die Entrüstung mir eben eingibt." — „Die Frau Gräfin hat damals Seiner Majestät so harte und unehrerbietige Dinge zugerufen, daß wir Alle darüber bleich wurden, wie eine getünchte Wand, und die Herren vom Hofe schon davon flüsterten, Ihr den Prozeß machen und den Kopf vor die Füße legen zu lassen; aber der gnädige König wollte nichts davon hören."

(Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Erzähler. — Theaterwesen.

Erzählen ist jezt eine Lieblingsbeschäftigung der Pariser Belletristen; jedes Tageblatt will für sein Feuilleton einen beliebten Erzähler haben, und alle Feuilletons erzählen um die Wette. Ich glaube, es ist nie so viel erzählt worden als jezt. Freilich geht es in der Politik sehr flau zu; die Journale haben Raum genug zu Erzählungen, sogar zu kleinen Romanen, und die Leser scheinen Muße und Gemüthsruhe genug zu besizen, um alles Erzählte zu verschlingen. Einige Journale haben gleichsam Beschlag auf die von ihnen bestellten Novellen gelegt, und rücken sie mit dem Beisaze ein, daß die von ihnen gelieferten Erzählungen nicht nachgedruckt werden dürfen, welches Verbot aber natürlich nur bis zur Grenze des Reiches gilt; jenseits, besonders in Belgien, werden die meisten Erzählungen, sie mögen nun gut oder schlecht seyn, blindlings nachgedruckt, wenn sie nur von namhaften Schriftstellern unterzeichnet sind. Für die Pariser Belletristen ist das Erzählen in Feuilletons eine einträgliche Beschäftigung; denn außerdem, daß sie gut dafür honorirt werden, können sie auch auf ein sehr zahlreiches Lesepublikum und somit auf Ausbreitung ihres literarischen Rufs rechnen, so daß, wenn sie einmal ihre Feuilletons sammeln wollen, es ihnen an einem Verleger nicht fehlen kann, und sie somit zum zweitenmal Gewinn aus ihrer Arbeit ziehen. Die Zahl der erzählenden Feuilletonisten hat daher auch bedeutend zugenommen, und wie man im Oriente die Erzähler im Kaffeehause antrifft, so findet man sie hier in jedem politischen Tageblatt. Noch eine dritte Saite haben sie an ihrem Bogen; ist nämlich die Novelle oder der Roman stückweise im Feuilleton und ganz in einem Bande erschienen, so machen sie wohl auch ein Theaterstück daraus. Alex. Dumas kennt diese Methode recht wohl, Paul de Kock ebenfalls, und Eugen Sue versucht sie auch zuweilen. So wird jezt von ihm und einem Mitarbeiter eine Mathilde aufgeführt, welche die Leser bereits beim Frühstück und beim Lesen der Zeitung eingenommen hatten, und welche darauf als Roman in die Lesekabinete gerathen war und die vielen Abonnentinnen mit oder ohne Schürze vortrefflich amusirt hatte. Sue gehört zu den gewandtesten Romanschreibern und zugleich zu den wohlhabendsten Literaten in Paris; seinen Wohlstand verdankt er jedoch noch mehr seiner Familie als seinem Talent. — Mit dem Gymnase dramatique liegen die Theaterdichter noch immer im Streit. Da der Direktor Poirson ihren Forderungen nicht nachgeben will, beharren auch sie darauf, ihm die Aufführung ihrer Stücke zu verbieten, und er kann also nur ältere, von ihnen nicht geschriebene Stücke aufführen, oder neue Versuche einiger Theaterdichter, welche nicht zu jenem Bunde, aber auch nicht zu den beliebten und bekannten Theaterdichtern gehören. Eigentlich ist es der Kampf zwischen dem Magen und den übrigen Gliedern des Körpers; durch die Trennung thun sie sich vielseitig Abbruch. Scriben kann es zwar gleichgültig seyn, ob das Gymnase dramatique seine Vaudevilles aufführt oder nicht; er hat andere Stücke genug auf den größern Bühnen; aber die Theaterdichter sind bei weitem nicht alle so reich wie Scribe; auch ist das Theaterwesen nicht in so glänzenden Umständen, daß dem Direktor des Gymnase dramatique das Entziehen so mancher beliebten Vaudevilles gleichgültig seyn könnte. Eigenliebe hat sich aber in den Streit gemischt; einerseits hetzen die Theaterdirektoren Poirson zum Widerstande auf, und andererseits halten es die Dichter unter ihrer Würde, den Anmaßungen eines Theaterdirektors nachzugeben. — In Paris ist ein Theaterfallissement etwas sehr Gewöhnliches. Dieses Loos hat so eben auch das Vaudevilletheater getroffen, trotz seines Alters und seiner alten Beliebtheit. Es gab eine Zeit, da es eine der blühendsten Pariser Bühnen war und sich besser stand als große, vom Staat unterstüzte Bühnen. Aber damals war es auch das einzige Theater, welches Vaudevilles aufführte; jezt geben sich so viele Bühnen mit dieser leichten Schauspielgattung ab, und es herrscht eine furchtbare Consumtion von Vaudevilles, da bekanntlich oft jeden Abend drei bis vier gegeben werden. Schon seit einigen Jahren war das alte Vaudevilletheater in Verfall gerathen, besonders hatte es sich seit seinem Brande nur mühsam fortgebracht. In der lezten Zeit hatte es einen der unternehmenden Männer zum Direktor, wie man sie nur in großen Hauptstädten zu finden pflegt, und welche sich mit bewundernswürdiger Kühnheit den größten und verwickeltsten Geschäften unterziehen. Dieser Mann, dessen Name oft vor Gericht vorkommt, weil er eben wegen seiner vielen Unternehmungen auch viele Prozesse hat, heißt Dutacq. Er leitete Anfangs das Journal le Siècle, welches sich in wenigen Jahren zu den verbreitetsten Tageblättern emporgeschwungen hat. Aber bald entstanden Prozesse wegen der Finanzen des Journals zwischen Dutacq und den Aktionärs desselben; man forderte 50,000 Francs oder wohl noch mehr von ihm zurück, und er mußte auf gerichtlichen Spruch die Direktion niederlegen. Hierauf erblickt man den unternehmenden Mann bei der Direktion des Charivari, des Voleur und anderer Zeitschriften, und zulezt steht er als Direktor des Vaudeville da; aber überall werden Klagen der Aktionäre gegen ihn geführt, Prozesse begonnen und gerichtliche Urtheil gegen ihn gesprochen. Durch den lezten, erst kürzlich entschiedenen Prozeß wurde er auf Verlangen der Gläubiger für bankerott erklärt. Aus den Verhandlungen vor Gericht ging hervor, in welchem kläglichen Zustande sich das Vaudeville zulezt unter seiner Leitung befand. Der Eigenthümer des Saals hatte 20,000 Francs zu fordern, den Schauspielern war Dutacq noch 70,000 Fr. schuldig, und der Kassenbestand betrug nur 500 Fr. Der Minister des Innern war mit Recht über diesen Zustand der Dinge entrüstet und wollte das dem Vaudeville ertheilte Privilegium einziehen; auch haben die Vorstellungen einstweilen aufgehört, weil, wie es scheint, kein Lieferant mehr borgen will. Da jedoch das Aufhören der Darstellungen die Lage der Schauspieler nur verschlimmern kann, und das Erlöschen des Privilegiums den Gläubigern alle Hoffnung benimmt, wenigstens zum Theil befriedigt zu werden, so scheint der Minister von seinem Entschlusse zurückgekommen zu seyn, und weil eine Kompagnie von Kapitalisten das Theater wieder übernehmen will, so wird ihr wohl das Privilegium mit der Bedingung ertheilt werden, daß sie den Gläubigern, besonders den armen Schauspielern und Musikanten, einen Theil ihrer Forderungen bezahle. Das Publikum wird sein altes Vaudeville nicht ganz untergehen lassen; das Vaudeville ist ja die ächt nationale Gattung. Auch war die lezte Truppe ziemlich gut, und der Komiker Arnal allein war im Stande, ein neues Stück in Aufnahme zu bringen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. Oktober 1842.

In ihr hat schlimmer Leidenschaften Gluth
Die Säure, die des Alters Erbtheil ist,
Zu Gift gekocht. —

Ben Johnson.

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

„Was sollt' Seiner Majestät auch mein Kopf, nachdem er mein Herz gebrochen?" seufzte die Gräfin, starrte, wie in Erinnerung verloren, vor sich hin und fügte dann hinzu: „Freilich hinterließen die Vier-und-zwanzigpfünder auf den Mauern kaum merkliche Eindrücke und prallten machtlos zerspringend vom Basalt; aber wer steht Ihm dafür, General, daß der Preuße nicht mit Kugeln von fünfzig Pfunden schießt, Bomben und Granaten uns auf das Dach wirft und uns bei lebendigem Leibe verbrennt?" — „Was der Feind uns auf solche Weise anhaben kann, müssen wir uns eben in Gottes Namen gefallen lassen; dafür sind wir Soldaten. Doch geb' ich gerne zu, daß für eine feine Dame, wie die Frau Gräfin, eine solche Aussicht nicht eben erfreulich und lockend erscheint, und wollte Sie also gehorsamst gebeten haben, sich zu erinnern, daß ich angewiesen bin, Sie nicht aufzuhalten, sobald Sie wünschen sollte, abzureisen. Ich bin sogar aus freiem Antrieb erbötig, Sie in meinem eigenen Wagen so weit bringen zu lassen, als ich über Spanndienste zu verfügen habe, auf fünf Meilen Weges nämlich."

Mit höhnischem Lächeln hatte die Gräfin dieser Rede zugehört und antwortete dann mit anscheinendem Gleichmuth: „O ich weiß seit Jahren, daß der Herr mich gar zu gern los wäre; aber wenn man mich seiner Zeit auch so ganz gegen meinen Willen nach Stolpen gebracht hat, so soll man mich dennoch nur mit meinem Willen wieder von dannen schaffen. Wohin sollt' ich auch gehen? Meine Schlösser und Paläste sind mir mit räuberischer Gewalt genommen worden, und da ich außerhalb dieser Veste kein Obdach habe, so gedenk' ich wenigstens so lange hier zu bleiben, bis man mir mein schönes Palais in Dresden wieder gibt. Er braucht mir nichts darauf zu antworten; ich weiß ohne Ihn, daß sie nicht gesonnen sind, Seine Herrn, den Raub zurück zu erstatten. Da ich jedoch so zufällig das Vergnügen habe, mit dem Herrn zu sprechen, so kann ich mir die Mühe ersparen, Ihn zu mir einladen zu lassen, um einige häusliche Angelegenheiten von dringender Nothwendigkeit zu besprechen, wenn es Ihm gefällig wäre, mich anzuhören. Es ist der Herr Commandant, mit dem ich zu reden habe." — Liebenau lüpfte den Hut, verbeugte sich und versetzte artig: „So wird der Commandant denn die Ehre haben, der Frau Gräfin in Ihren Gemächern aufzuwarten."

Mit diesen Worten bot er ihr die Hand, die sie bei den Fingerspitzen erfaßte und mit der ganzen höfischen Zierlichkeit nach dem Muster der Ueberlieferungen von

Digitized by Google

Ludwigs des Vierzehnten Hof, in welchen die Dame wie der Cavalier erzogen worden, wandelte das alte Paar über den Hof zu der Brücke, durch das Thor, dessen Bogen sich über dem alten schauerlichen Verließ wölbt, und zu dem Johannisthurm, in welchem die Gemächer der Gräfin sich befanden, die sie einst als Gefangene bewohnt und nun nicht mehr verlassen wollte, so gern auch die Thore sich zu ihrem Abzug geöffnet hätten. Sie war darin einem Zeisig zu vergleichen, der, eben eingefangen, wie toll und wüthend im Käfig umherflattert und hernach, einmal eingewöhnt, die Haft auch dann nicht mehr verläßt, wenn das Gitter offen bleibt; höchstens daß er sich auf das geöffnete Thürchen sezt, um ein Liedchen zu zwitschern und darauf schnell wieder hineinzuschlüpfen.

Eine Schattenseite des soldatischen Stilllebens in der festen Burg war es, was im Johannisthurm den Befehlshaber erwartete, der hier die Rolle eines Castellans übernehmen mußte, um jedes Fenster zu betrachten, das mit wurmstichigem, morschem Rahmen aus den verrosteten Angeln und Hacken zu fallen drohte, und die sechseckigen oder runden Scheiben zu zählen, welche der Einfassung von Blei entfallen waren, als hätte der „höchstselige König" gestern erst den feinen Scherz mit den Vier-und-zwanzigpfündern gespielt; kein Nagel in der Wand war, der seiner Aufmerksamkeit da nicht empfohlen worden wäre, und zwar mit einer Wichtigkeit und Dringlichkeit, die ihm um so peinlicher erschien, als zu den so unverkennbar nothwendigen Ausbesserungen und Herstellungen die Mittel von der churfürstlichen Kammer nie verwilligt wurden, und die Bewohnerin des Johannisthurms überdem zu denjenigen Frauen gehörte, welche die Kunst, ihre Umgebung mit allerlei Kleinigkeiten auf's Blut zu quälen, bis zu der unausstehlichsten Meisterschaft innehaben. Der alte Herr wäre gar zu gern aus der Haut gefahren, und indem er mit glatten Worten die Gräfin zu vertrösten suchte, wünschte er sie im Stillen hin, wo der Pfeffer wächst. So kamen die beiden, mit den lebhaftesten Erörterungen und den spitzigsten Redensarten einander zusetzend, auf ihrem Rundgang auch in eine geräumige düstere Unterstube, wo durch den unerwarteten Anblick, der sich ihnen darbot, der General sich erleichtert fühlte, weil die bisherigen langweiligen Verhandlungen dadurch eine Abwechslung erfuhren. Bei dem plötzlichen Eintritt der Gräfin und Liebenaus prallte nämlich ein Pärlein auseinander und senkte erröthend die Blicke zu den Dielen. Das Pärchen war ein junger Mensch in halb städtischem, halb ländlichem Gewand und eine stämmige Dirne mit blauen Augen und flachshellen Haaren; auf dem großen eichenen Tisch lagen Reisebündel, Wanderstab und Hut, dem Burschen zugehörig, der mit dem Mädchen einen Abschiedstrunk getheilt haben mochte, wie sich aus dem geleerten Branntweinfläschchen neben den zwei Spitzgläschen leicht errathen ließ. — „Er ist immer noch da, Gottlieb?" schnurrte der General den tödtlich Erschreckenen mit barschem Ungestüm an, während die Dame in zorniger Rede herausfuhr: „Ist das die Ordnung in diesem Hause? das der Gehorsam des Gesindes? Hat der Herr mir nicht versprochen, dem Gottlieb den Laufpaß zu schreiben, damit das heillose Aergerniß ein Ende nehme?" worauf Liebenau, nach dem Tisch deutend, entgegnete: „Da liegt ja sein Bündel geschnürt, und die Frau Gräfin kann daraus ermessen, daß ich das Meinige gethan habe. Meine Schuld ist es mithin nicht, daß Sie die Erdmuthe nicht besser hütete."

(Fortsetzung folgt.)

Homer.

(Fortsetzung.)

In Hegels Philosophie, die übrigens für die Aesthetik, namentlich auch für Poesie, viele feine, überraschend neue Ideen aufgestellt hat, herrscht der reine Begriff vor, als das wahre Seyn erkannt. Dieser Formalismus des scharfsinnigen Denkers mit seiner oft taschenspielerischen oder negativen und auflösenden Dialektik hat in mehreren seiner Schüler eine abschreckende, aller wahren Poesie feindlich entgegengesezte Gestalt und Richtung angenommen. Ekelhaft ist es, wenn diese „Wisslinge" immer und ewig schwatzen vom göttlichen Bewußtseyn, vom selbstbewußten Geist, vom gewöhnlichen bornirten Bewußtseyn, von freiem, absolutem Bewußtseyn, auch da, wo sie populär seyn wollen. Selbst in manchen sogenannten Poesien spukt dieser magere Geist des Hegelschen Formalismus. Den Hegelianern ist die Natur überhaupt der von Gott abgefallene Geist oder der Abfall der Idee von sich selbst; alle die reichen und mannigfaltigen Bildungen derselben sind für sie nur ungebundene, zügellose „Zufälligkeit," unfähig, den reinen Begriff zu erreichen; während doch der wahre Dichter das göttliche Wesen in der Natur erkennt und sie allenthalben als Belebtes, wie mit Absicht und Wille sich Bewegendes anschaut und darzustellen sucht.

Zu jener unpoetischen Richtung gesellt sich noch eine entartete Romantik, welche eine reine, keusche Auffassung der Natur verschmäht, im Uebertriebenen, Phantastischen sich gefällt, so wie die, eine Zeitlang zur Mode gewordene Vorliebe für den muhamedanischen Orientalismus, der das Wesen der Poesie oft weniger in wahrem Gefühl und lebendiger Anschauung der Natur und Welt findet,

Digitized by Google

als in einer zufällig, ohne innere Nothwendigkeit zusammengereihten Perlen- und Diamantenschnur von schimmernden, selbst unnatürlichen Bildern und Phantasien, und anstatt wahrer, naturgemäßer Gestalten uns bunte Arabesken im grellen Wechsel vorführt.

Bei solchen geistigen Richtungen ist die Lektüre eines Dichters wie Homer doppelt zu empfehlen. Er ist ein Vorbild natürlich angemessener und edler Darstellung; keiner ist so glücklich, wie er, in der Auffassung und Anwendung kleiner, aber interessanter Züge aus dem häuslichen und ländlichen Leben, die einem flüchtigen Beobachter so leicht entgehen; er athmet überhaupt jene naturfrische Sinnlichkeit des Ausdrucks, die noch nach Jahrtausenden wie ein lebendig quellender Felsenborn im heißen Sommer erquickt. Leztere hat er mit den Schriften des alten Testaments gemein, so wie überhaupt die kindlich treue Auffassung, nach der die Neuern nur streben können, ohne sie jemals ganz zu erreichen.

Nehmen wir Homer von jener Seite, die bei der Betrachtung epischer Dichtwerke überhaupt gerne besprochen wird, nämlich der Bilder und Gleichnisse. — Er, wie alle frühern Griechen, mehr im Freien, im Schooße der Natur lebend, aber auch schon deßwegen einer sentimentalen Naturanschauung fremd, nimmt sie gern aus dieser, so wie aus dem häuslichen Leben her, und spinnt sie oft, selbst im Munde seiner kämpfenden Helden, zu kleinen, anziehenden Gemälden aus. Um aus der unzähligen Menge nur ein oder zwei Beispiele anzuführen, die mir gerade einfallen: wie artig, wie ganz aus dem Leben gegriffen ist das Bild, womit Achilles in der Ilias seinen weinenden Patroklus vergleicht. Warum weinst du, sagt er, wie ein kleines zartes Mägdlein, das der Mutter nachläuft und sie bittet: nimm mich mit! indem es an ihr Gewand sich schmiegt, den Lauf der Eilenden hemmen will und so lange mit weinenden Augen zu ihr hinaufblickt, bis sie es vom Boden hebt. — Und in derselben Ilias ist das Gleichniß von dem wässernden Manne, mit welchem der zürnende, den Achilles verfolgende Skamanderstrom verglichen wird, zu einem kleinen idyllischen Gemälde geworden. Solche Gleichnisse und Schilderungen mildern das Harte der immer wiederkehrenden Schlachtscenen, bei welchen übrigens die größte Mannichfaltigkeit zu bewundern ist.

Vor Allem aber reich an solchen Gemälden ist die Episode vom Schilde des Achilles, jenem doppelten Kunstwerke, weil es die plastisch poetische Darstellung eines in der Phantasie geschaffenen Kunstwerkes ist. Hier nun werden uns, außer hochzeitlichem Fest und Tanz, ein Ackerfeld und Ackerer, ein Aehrenfeld mit Schnittern und Garbenbinderinnen und ihr ländliches Mahl unter dem Eichbaum, ferner ein Rebenfeld mit der jubelnden Traubenlese, eine Rinderheerde mit ihren Hirten, eine Thaltrift mit Schafen und Schäfern, kurz fast alle Personen und Scenen, wie sie sich für die ländliche Poesie eignen, in malerischer Anschaulichkeit vorgeführt. Natürlich ist die Odyssee bei der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel ihrer Handlung, ihrer Scenen und Lokalitäten, bei der häufigen Schilderung des Haus- und Landlebens gar reich an solchen Gemälden. Dieser „Spiegel des menschlichen Lebens," wie ihn schon ein älterer Grieche nennt, ist noch jezt eine ergiebige Fundgrube für Maler von Landschaften und Genrebildern. Namentlich ist der siebte Gesang in dieser, so wie in ethischer Hinsicht — ich nehme hier ethisch in dem Sinne, wie es Aristoteles in seiner Poetik gebraucht hat — sehr merkwürdig. Wie anschaulich, wie treu dem Leben nachgeschildert, und darum ewig neu ist die Schilderung von der Hofhaltung des Phäakenkönigs, und insbesondere von der Königin Arete, welche, selbst über ihren etwas schwachen Gemahl dominirend, die Zügel der Herrschaft im Hause führt.

(Schluß folgt.)

Distichen in bunter Reihe.

Die Friedensmarseillaise.

Freunde, vertraut nicht zu viel auf den kosmopolitischen Schafspelz!
Gilt es, so strecket der Wolf plözlich die Tazen heraus.

Toleranz.

„Duldung der andern Gemeinden," hinweg mit dem kränkenden Worte!
Deutschen zu Deutschen geziemt, denk' ich, ein Besseres noch.

Der schwimmende Stein.

Kennt ihr den Stein, ihr Deutschen, der, unzertheilt, auf der Fluth schwimmt,
Aber, zerbröckelt, versinkt? Denkt an das warnende Bild!

Fesseln des Mars.

Recht so, ihr Männer des Handels, der Industrie und der Bildung!
Schnüret den schlafenden Mars stärker und stärker nur ein.

Die schlimmen Vögel.

Plinius meldet von Vögeln, die wetterzerspaltete Bäume
Suchen, ihr Nest zu baun; hat er Franzosen gekannt?

Werth der Minute.

Wünschest du Schäze zu sammeln, so achte den Groschen, den Pfennig,
Wenn du das Leben liebst, halt' die Minute zu Rath.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Spekulanten. — Gannal. — Die Akademie der Wissenschaften.

Es ist erstaunlich, wie viel und in welch großem Maßstab hier spekulirt wird, und manche Spekulationen setzen wirklich von Seiten der Unternehmer eine gewisse Genialität voraus. Meistens wird man durch gerichtliche Verhandlungen davon in Kenntniß gesetzt; denn die meisten endigen mit Prozessen. So stand neulich ein Mann vor Gericht, welcher den genialen Gedanken gefaßt hatte, sich des ganzen Unschlitthandels in Paris zu bemächtigen. Er war zu diesem Zweck mit den vornehmsten Mezgern in Paris übereingekommen, daß sie ihm alles ihr Unschlitt zu dem Mittelpreise des laufenden Monats lieferten. Er hütete sich aber wohl, den großen Vorrath, den er sich auf diese Weise verschaffte, wieder auf den Markt zu bringen, sondern ließ nur Einiges verkaufen, so daß er selbst die Preise ansetzen konnte wie er wollte, und nach diesen absichtlich niedrig angesetzten Preisen bezahlte er die Mezger. Am übelsten aber fuhren bei dieser Wirthschaft die Kerzenmacher; sie konnten kein Unschlitt mehr auf dem Markte bekommen, wenigstens nicht so viel als sie bedurften, und wenn sie sich an den Aufkäufer direkt wendeten, so stellte er ihnen sehr hohe Preise. Paris stand wirklich in Gefahr, keine Unschlittkerzen mehr zu bekommen. Zwar sind diese Kerzen nicht mehr in dem Umfang wie sonst ein unentbehrliches Bedürfniß; die Reichen haben kostbare Oellampen und Wachskerzen, und eine Menge von Buden und Kaufläden werden mit Gas oder mit den alten Quinquets beleuchtet. Aber das Volk brennt noch viele Unschlittkerzen, und mithin war das Monopol jenes Aufkäufers nicht ohne Einfluß auf die ärmere Bevölkerung. Die Mezger waren die ersten, welche Klage führten, indem sie behaupteten, in Folge der mit dem Spekulanten getroffenen Uebereinkunft seyen die Preise erzwungen und nicht die Folge freier Concurrenz. Das Gericht erkannte wirklich im Verfahren des Aufkäufers eine widerrechtliche Spekulation, erklärte die mit den Mezgern getroffene Uebereinkunft für nichtig und verurtheilte außerdem den Beklagten zu einer Geldbuße von mehreren tausend Francs. Einige Zeit zuvor hatten auf ähnliche Weise Spekulanten den Holzhandel an sich zu reißen gesucht, so daß Paris Gefahr lief, entweder zu erfrieren oder das Brennholz um's Doppelte der bisherigen Preise kaufen zu müssen. Der Holzhandel ist sehr wichtig in Paris. Das Holz war bisher beinahe das einzige Brennmaterial; seit einigen Jahren hat man jedoch angefangen, auch Steinkohlen zu brennen, da diese jezt in großen Quantitäten zum Behufe der Fabriken eingeführt werden. Auch hatten sich bereits die Besorgnisse der Holzhändler, welche bisher vortreffliche Geschäfte machten, geregt, und sie wollten eine Erhöhung des Zolls auf die Einfuhr fremder Steinkohlen verlangen, natürlich, damit die Pariser gezwungen seyen, nur Holz zu brennen. Die Zeitungen haben sich aber über die Herrn lustig gemacht, und so ist aus ihrem Projekt nichts geworden. — Schon manchmal habe ich Gelegenheit gehabt, vom Einbalsamirer Gannal zu sprechen, welcher auch ein Spekulant und ein ganz besonderes Individuum ist. Seine Methode des Einbalsamirens ist leicht, einfach und wohlfeil. Daher hüten sich Aerzte und Apotheker wohl, sich derselben zu bedienen, besonders bei reichen Leuten, da die alte Methode weit schwieriger und kostbarer, mithin auch weit einträglicher für sie ist. Gannal will der Einbalsamirer des Volks und der populäre Aufbewahrer der Leichname seyn. Er hat auch sehr viel zu thun bekommen und sich so gewöhnt, sich als eine Notabilität, ja als eine nothwendige Person im Staate anzusehen. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans schmeichelte sich Gannal mit der Hoffnung, man werde ihn, den berühmten Balsamirer, nach Neuilly berufen; dies geschah jedoch nicht, und die Zeitungen meldeten, die Leibärzte des Prinzen haben ihn nach dem bei den alten Egyptiern üblichen Verfahren einbalsamirt. Dieß hat Gannal sehr übel genommen, und er hat alsbald eine Flugschrift herausgegeben, worin er fast über Vergewaltigung klagt, indem der verstorbene Prinz Gannals Verfahren sehr hoch geschäzt und gewissermaßen versprochen habe, dieselbe einmal an sich selbst anwenden zu lassen. Ueber die Herrn Leibärzte fährt Gannal heftig her: Stümper seyen sie, weil sie den Leichnam des Prinzen grausam verstümmelt und von der vorgeblichen egyptischen Methode doch nichts wüßten. Es ist Schade, daß Herr Gannal nicht ein wenig mehr Bescheidenheit und Mäßigung besizt, und sich mit dem bereits erworbenen Rufe begnügt, ohne gleichsam die Leute zwingen zu wollen, sich von ihm einbalsamiren zu lassen. Besser thäte er, wenn er wartete, bis man ihn rufen ließe. Vor einigen Jahren schickte er in ganz Paris am Neujahr Visitenkarten herum, vermuthlich um sich den Leuten zu geneigtem Zuspruche zu empfehlen, und ihnen zu verstehen zu geben, daß er bereit sey, ihnen zu dienen, wenn sie im Laufe des Jahrs das Zeitliche segnen und einzubalsamirende Subjekte abgeben sollten. Die Pariser lassen sich aber nicht gern an dergleichen ernste Dinge erinnern. Uebrigens scheint es dem Mann, welcher die Todten so gut zurichtet, nicht gegeben, mit den Lebenden friedlich auszukommen; vor einiger Zeit lag er im Streite mit der Akademie der Wissenschaften, oder er beklagte sich wenigstens heftig über sie; denn die Akademie selbst verhielt sich, wie immer, stille und ließ ihn reden. An diese Akademie gelangen immer sonderbare Anmuthungen, Bitten, Vorstellungen und Anzeigen, und da ihre Verhandlungen große Publicität haben, so ist es nicht zu verwundern, daß manche Gelehrte, bloß um an dieser Publicität Theil zu nehmen, die Akademie mit ihren Zuschriften heimsuchen. Da kommen längst bekannte Entdeckungen, unhaltbare Theorien und schlecht beobachtete Thatsachen in Menge vor. Freilich hat die Akademie sehr bedeutende Preise zu vertheilen. Einen auffallenden Beweis von der Wirkung der großen Publicität ihrer Verhandlungen erhielt die Akademie in einer ihrer lezten Sitzungen, indem ein im Bagno zu Toulon befindlicher Sträfling ein Schreiben einsandte, worin er auf die Ehre einer wissenschaftlichen Entdeckung Anspruch machte, nachdem er durch seine Verurtheilung von aller bürgerlichen Ehre ausgeschlossen worden war. Zu dieser allgemeinen Theilnahme an dem, was in der Akademie der Wissenschaften vorgeht, hat der Generalsekretär Arago durch seine Reden und Erläuterungen über wissenschaftliche Erscheinungen, welche sich zum Tagesgespräche eignen, nicht wenig beigetragen. Wenn Arago in der Akademie spricht, so scheint er sich zuweilen mehr an das gesammte Publikum, als an seine Kollegen zu wenden und, wie der Franzose sagt, „durch's Fenster" zu reden. Er hat daher das Publikum daran gewöhnt, von ihm eine faßliche Erläuterung wissenschaftlicher Gegenstände zu erwarten, wie sie nicht jeder Gelehrte zu geben versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Oktober 1842.

Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze
Stufenweise geführt bildet zu Blüthen und Frucht.

Goethe.

Sommerfrüchte.

Im Körbchen, schön mit Laub und Rosen,
Vermählend Kühl und Glut, geschmückt,
Wie lächeln goldne Aprikosen,
Drauf rotb die Sonn' ihr Bild gedrückt!

Und wunderbar! die Sommergabe,
Gereift in heißer Strahlen Glut,
Sie beut die kühlend süß'ste Labe
Für sommerlich erhitztes Blut.

Wie schmilzt das Fleisch, so zart und luftig
Im Munde, fast wie süßer Schaum!
Verkörpert hat zum Marke duftig
Welch kurze Frist den Knospentraum!

Ich hab', o Frucht, dich aufgebrochen,
In deinen Schooß schau' ich hinein;
Ha Wunder! in so wenig Wochen
Wuchs drin ein Kern auch, hart wie Stein!

Du magst wohl lehren das Geheimniß,
Du edle Frucht, aus bittrem Saft
Und Sonnenlächeln ohne Säumniß
Zu kochen milder Tugend Kraft;

Doch theilt' ich Eins mit dir nicht gerne:
Wie Tod die Reife mir erscheint,
Wenn sich ein Herz, gleich deinem Kerne,
In Sommers Mitte schon versteint.

Homer.

(Schluß.)

Ich habe oben erwähnt, daß Homer seine naturfrische Sinnlichkeit und kindlich naive Auffassung mit den Schriften des alten Testamentes gemein habe. Diese Eigenschaften sind besonders anziehend in der körnigen Uebersetzung des mit poetischem Sinne begabten Luthers, eine Uebersetzung, die ich, beiläufig zu sagen, wenn auch einzelne Abänderungen und Verbesserungen in derselben zu wünschen sind, doch keineswegs von einer neuern, noch so getreuen verdrängt wissen möchte. — Zum Beweise erinnere ich nur an die Brautbewerbung um die schöne Rebekka durch den alten, treuen Hausvogt Abrahams, den Elieser aus Damaskus. Der Auszug desselben, seine Ankunft vor dem Brunnen bei Nador, die Erscheinung der holdseligen Jungfrau bei demselben, ihr freundlicher Willkomm, ihre Dienstfertigkeit gegen den Fremden,

Digitized by Google

die Bewerbung selbst, ihr Fortzug u. s. w. — dieß Alles erinnert, die altepischen Wiederholungen von Rede und Erzählung mit eingerechnet, bei allem orientalischen Costüm und Sitte, an die Darstellungs- und Ausdrucksweise Homers. Es ist überhaupt eine der schönsten und ältesten historischen Idyllen des Orients, die jeden anziehen und erfreuen muß, der nachfühlt, welchen Werth das lebendige Wasser in jenen warmen Gegenden hat, wo noch jezt Stiftung von Brunnen als religiöses Verdienst und Pflicht gilt, und wo der Werth eines frischen Wassertrunkes selbst durch den Segensspruch der Araber: Gott tränke dich, beurkundet wird, und der ferner weiß, wie heilig das Gastrecht seit uralten Zeiten dort wie bei den früheren Griechen gewesen ist. — Auch im neuen Testament, wo doch der Geist über das Sinnliche vorherrscht, finden wir noch hie und da eine ähnliche Erzählungsweise. So ist namentlich die Parabel vom „verlornen Sohn" auch in dieser Hinsicht sehr beachtenswerth: sie ist ein Muster von klarer, natürlich einfacher und anschaulicher Erzählung. Auch die erwähnte altepische Wiederholung fehlt nicht.

Unter allen neueren gebildeten Völkern scheint keines der homerischen und biblischen Darstellungsweise mehr entfremdet zu seyn, als dasjenige Volk, das namentlich durch seine Vergötterung des Sensualismus und des Materiellen in Philosophie, Poesie und Leben bei so Vielen fast im Verruf ist: ich meine das französische. Dagegen finden wir hier eine raffinirte Sinnlichkeit und jenen Esprit, den der Deutsche weder in seine Sprache, noch in seinen Kopf ganz übertragen kann. Die französische Sprache ist fein, klar, bestimmt, und doch wieder zweideutig, daher die vielen Calembourgs; sie ist eine allgemeine, abgeschliffene Sprache, wie der Weltmann, der sie so gerne spricht, aber ohne poetisch sinnliche Kraft und individuelle Anschaulichkeit. Leztere Eigenschaften, so wie jene gerühmte naive Treuherzigkeit und Entfaltung, von welcher wir in diesem Aufsatze sprechen, finden sich mehr in ihrer frühsten Literatur.

Ich erinnere an ihren alten Dichter Froissart, der übrigens einen ächten, d. h. leichtsinnig jovialen Franzosen darstellt, an den historischen Erzähler Joinville und andere aus jener Zeit. Vor allen herauszuheben ist das herrliche Fabliau: Aucassin und Nicolette, das wahrhaft antike Naivität und Naturwahrheit mit romantischer Zartheit glücklich verbindet. Wahrlich, die neuern Franzosen thun wohl daran, wenn sie, wie sie bereits angefangen, in die Tiefen ihrer früheren Poesie hinabsteigen und aus dem, vom Moose der Vergangenheit umwachsenen und von uralten, halbverwitterten Bäumen beschatteten frischen Born ihre durch akademische Zucht und Salonshitze versteinte, erschlaffte und ermattete Sprache wieder auffrischen, in die übrigens schon der Sturm der Revolution ein etwas freieres und kühneres Leben gewebt hat.

So sehr die Franzosen seit Franz I., noch mehr seit Richelieu und Boileau, die Alten als Muster aufstellten und sie nachzuahmen suchten, so wenig waren sie befähigt, im Allgemeinen den Geist derselben aufzufassen und sich anzueignen, am wenigsten den Homer, über welchen selbst der alte Vielwisser, der akademisch glatte oder galante Fontenelle ein sehr albernes Urtheil gefällt hat. Ihre epischen Nachahmungen mußten verunglücken. Wahrlich, die altfranzösischen Fabliaux und Romane hatten weit mehr Homerisches, als diese, ohne daß die Verfasser den griechischen Sänger nachzuahmen suchten, oder vielleicht nur kannten.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert weiß ich nur Einen Schriftsteller, der nicht nur in einer eigenthümlichen Produktion, für die man früher keine rechte Stelle in der Poetik zu finden wußte, den Homer vor Augen hatte, sondern auch Manches in seinem Geiste, d. h. mit der oft gerühmten naturwahren epischen Entfaltung schrieb, ich meine den christlich milden Fenelon. Seine in Prosa geschriebenen „Abenteuer Telemachs," wenn das Ganze auch immerhin kein episches Werk zu nennen ist, sind wenigstens dem Geiste nach poetischer als die gemessene und gereimte, mit aller poetischen Maschinerie versehene „Henriade" des literarischen Proteus, der nur in Einem erzählenden Gedicht groß war, in jenem, wo er alles Große und Heilige mit Füßen trat — in der „Pucelle."

Ein Reiterstücklein.

(Fortsezung.)

Der Bursch hatte indessen seine Siebensachen zusammengerafft, trat, offenbar nicht ganz sicher auf seinen Füßen, aber durch den reichlich genossenen Trunk nur um so muthiger gestimmt, dem zürnenden Gebieter näher und sagte zuversichtlich, wenn auch ein wenig stammelnd: „Bitt' um Verzeihung, Herr Generallieutenant. Der Herr hat mir meinen Abschied gegeben, und von der Erdmuthe nehm' ich Abschied. Darin ist kein Uebel, denk' ich." — „Er denkt?" schrie Liebenau, sein spanisches Rohr etwas kürzer fassend; „Er unterstebt sich auch noch zu denken?" — Gottlieb trat zurück, lehnte sich an die Ecke des Tisches, um einige Festigkeit zu gewinnen, richtete die verglasten Blicke fest auf den alten Herrn und lallte in wehmüthigem Ton: „Ich habe dem Herrn zwei Jahre lang als ein treuer Knecht gedient und Ihm das Lederwerk und Eisenzeug in der besten

Digitized by Google

Ordnung gehalten, so gut, als ich es in Frankreich nur erlernt habe. Der Herr hat mir auch ein vortreffliches Zeugniß darüber ausgestellt und mich wie ein großmüthiger Cavalier belohnt. Ich danke dem Herrn dafür. Und wenn der Herr mir die Erdmuthe jezt schon nicht zum Weibe geben will, so mag ich auch dagegen nichts sagen, denn in zwei Jahren wird das Mädel vom Hofdienst frei, und so lange kann ich ja zuwarten. Also nichts für ungut, gnädiger Herr." — „Was das gemeine Volk sich nicht Alles herausnimmt!" rief die Gräfin dazwischen, während Liebenau mit funkelnden Blicken den Burschen maß, der, von dem Klang seiner eigenen Rede immer mehr ermuthigt, also fortfuhr: „Mein Vater ist ein ehrsamer Riemer und Sporer zu Pirna und will mir demnächst das Geschäft übergeben. Ich versteh' mein Handwerk und kann französisch sprechen, wie einer; mir wird's also nicht fehlen. Freilich wird mir's hart genug werden, zwei Jahre lang mein Hauswesen ohne Hausfrau zu führen, und es wäre recht schön von dem Herrn, wenn er so gnädig seyn wollte, die Erdmuthe loszulassen." — „Bitte, bitte, laß mich der Herr los!" flehte Erdmuthe, mit gefaltet erhobenen Händen vor dem Gestrengen in die Knie sinkend. Liebenaus finstere Stirne schien sich ein wenig entwölken zu wollen; unglücklicherweise aber kreischte die zornmüthige Dame ein hartes, bitterböses Wort hervor und brachte dadurch des aufgeregten Burschen Gedanken in eine, der Erreichung seines vielleicht schon halbgewonnenen Zieles ungünstige Richtung, so daß er, von einer plötzlichen Aufwallung bemeistert, mit donnernder Stimme rief: „Steh' auf, Erdmuthe, oder wir sind geschiedene Leute! Wir wollen in Geduld und Ergebung die Zeit abwarten und dann den vornehmen Tyrannen zum Trotz eine fröhliche Hochzeit halten. Wir wollen warten in des Himmels Namen, und unsere Kinder werden vielleicht den Tag erleben, an welchem die Söhne und Töchter freier Landsassen nicht mehr gezwungen seyn werden, als Knechte und Mägde in den Schlössern des Churfürsten und der großen Hansen den Hofdienst zu thun."

Gottlieb hätte wohl noch weiter gepredigt, aber Liebenau war nicht der Mann, derlei „aufrührerische Redensarten" geduldig anzuhören, und ließ, scheltend und fluchend, einen so dichten Hagel von Schlägen auf die Schultern des Burschen niederregnen, daß dieser nichts Angelegentlicheres und Eiligeres zu thun hatte, als die Thüre zu suchen, so daß er sogar des Abschieds von der Liebsten vergaß, welche unterdessen von der Gräfin so heftig ausgescholten wurde, als hätte diese während ihres ganzen Lebens das holde Gefühl der Liebe für das schwärzeste Verbrechen gehalten. Freilich war es aber auch schon unendlich lange her, seit die Dame sich süßer Schuld bewußt geworden, und sie hatte überflüssig Zeit gehabt, ihre Verirrungen sammt der darob vielleicht empfundenen Reue zu vergessen und zu verschmerzen. —

Während so in der Veste auf dem Basaltfelsen der Befehlshaber sich mit kleinen häuslichen Angelegenheiten befaßte, und seine Untergebenen ihren friedlichen Gewohnheiten und Vergnügungen nachgingen, ohne sich auch nur im Geringsten von dem Gedanken an den bevorstehenden Ausbruch eines, aller Voraussicht nach sehr blutigen Krieges beunruhigen zu lassen, waren die feindlichen Preußen nicht mehr so weit von ihnen entfernt, als sie sich in ihrer eiteln Zuversicht einbildeten. Schon war der Generallieutenant von Lestwitz aus Schlesien aufgebrochen und nach dem nahen Bischofswerda unterwegs, um dort mit den Seinen zu dem heraneilenden Heereszug des Herzogs von Bevern zu stoßen, und die leichte Reiterei seiner Vorhut unter Czekuli, befehligt, Lohmen zu besetzen, trabte bereits lustig auf dem Weg von Neustadt nach Stolpen vor, um von dort sich seitwärts nach dem genannten Orte in dem von der Weseritz durchbrausten Thal zu wenden, welchem gegenüber am linken Elbufer, unter dem Schlosse Sonnenstein, Pirna sich an die Höhen lehnt, auf denen das Heer der Sachsen sich eben zusammenzog. Die Abtheilung, welche den Weg nach dem Weseritzthal suchte, bestand aus zwei Regimentern Husaren, deren vorderstes, das Regiment Czekuli, unmittelbar dem mit mehreren andern Stabsoffizieren an der Spitze voranreitenden Obristen von Puttkammer folgte, während die Nachhut dieses Zuges von dem Obristlieutenant von Varneri geführt wurde, einem stattlichen Krieger in der Blüthe mannlicher Kraft, der durch tollkühne Tapferkeit von der Natur eigens zum Husaren bestimmt schien, und dieser Bestimmung alle Ehre machte, was in jenen Tagen der verwegensten Reiterstücklein wahrlich nicht zu den leichten Aufgaben gehörte.

Seit einer Weile war die Bewegung des Zuges langsamer geworden, der rasche Trab hatte sich in einen ruhigen Schritt verwandelt, und durch die veränderte Gangart in einen Zustand der Träumerei mit offenen Augen versezt, hörte Varneri den vier Burschen zu, die, als die Lezten mit den Handpferden hinter ihm herreitend, ziemlich kunstgerecht ein bekanntes Liedchen sangen, das, zu jener Zeit im preußischen Heere sehr beliebt, also anfing: „Husaren, frischen Muth! das braune Bier schmeckt gut." — Der vierstimmige Gesang war noch im besten Zuge und ergözte Mann und Roß, als plötzlich die Bewegung völlig stockte, und dieß unerwartete Anhalten den Obristlieutenant aus seiner Träumerei zum klarsten Bewußtseyn zurückrief. „Was gibt's?" fragte er und erfuhr nach einer Weile, vom vordern Zuge her sey der Befehl zum Halten gekommen, doch scheine sonst Alles ruhig zu seyn. — „Was gilt's," sagte Varneri zum

Digitized by Google

Rittmeister der lezten Schwadron, „die Herrn an der Spitze werden einmal wieder nicht recht wissen, welche Richtung sie einschlagen sollen, und verlieren mit unnüzem Hin- und Herreden die kostbare Zeit, während wir noch einen weiten Weg vor uns haben und die Sonne nicht mehr sehr hoch am Himmel steht. Ich will einmal selber nachschauen; nehm' Er indessen da meine Stelle ein, Herr Kamerad. Gebt Raum, ihr Burschen!"

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Der Bereiter Bauché. — Der Cirque olympique.

Hat Daguerre das Verfahren erfunden, die Objekte durch das Licht selbst abbilden zu lassen, so muß Arago den Leuten die Wichtigkeit dieser Erfindung begreiflich machen. Tritt eine Sonnenfinsterniß ein, so erwartet man von ihm, daß er sie beobachte und den Leuten das Beobachtete mittheile; wird in Paris ein 1600 Fuß tiefer Brunnen gebohrt und gibt nur Pfüzenwasser, so muß Arago die Leute beruhigen und ihnen klares Wasser versprechen. In lezterer Angelegenheit hat er jezt Ursache, zu triumphiren. Nachdem das Wasser trotz aller Bemühungen des Ingenieurs Mulot, und trotz aller Versprechungen Aragos, beinahe zwei Jahre lang trübe gewesen und zuweilen ganz ausgeblieben war, hat nun endlich der Brunnen, nachdem Röhren von gehöriger Dicke eingesenkt worden, angefangen, klares und warmes Wasser zu geben. Jezt hofft man, daß das Wasser des Grenelle Schlachthauses ferner keine Launen mehr haben werde, und jezt werden auch die sanguinischen Hoffnungen, welche man Anfangs hinsichtlich dieses Brunnens gehegt, wieder laut. Man will das Wasser wo möglich thurmhoch emportreiben, um es auch anderwärts hinleiten zu können. Trotz aller Versprechungen Aragos und trotz des schönen Anscheins trauen aber Viele dem launenhaften Brunnen noch nicht und würden sich gar nicht wundern, wenn er einmal wieder Schlamm auswürfe oder ausbliebe.

In der lezten Zeit wurde in den Zeitungen häufig ein Mann genannt, der sich täglich für Geld produzirt und gewissermaßen eine Notabilität geworden ist, Bauché (ausgesprochen Bobschè), der geschickte Bereiter. Dieser Mann besizt die Gabe Pferde zu dressiren in hohem Grade, und dieser Gabe verdankt er seinen Ruf. Er soll 20,000 Francs dafür bekommen, daß er jeden Abend im Cirque olympique auftritt und durch die leichte und anmuthige Art, wie er mit seinem Pferde umgeht, das Publikum ergözt. Reiter und Pferd scheinen nur Ein Wesen zu seyn und von Einem Willen getrieben zu werden. Kaum sieht man die Bewegungen der Hand, welche den Zügel lenkt; das Pferd scheint unter seinem Reiter Verstand zu bekommen und seine Gedanken zu errathen. Alle, welche sich auf die Reitkunst verstehen, sehen Bauché verwundert zu und können seinem Talent den lauten Beifall nicht versagen, den ihm auch das nicht kunstverständige Publikum zollt. Bauché hat über Pferdedressur ein Buch geschrieben, das gute Aufnahme gefunden. Man zweifelt jedoch, ob er es selbst geschrieben, und ob er die Feder so gut zu führen weiß als die Zügel. Dieß thut aber nichts zur Sache. Ausgemacht ist es, daß der Verfasser, der wahre oder der angebliche, ein sehr geschickter Pferdezähmer ist und die berühmtesten Bereiter überragt. Zwar fehlt es nicht an Tadlern, welche ihm Charlatanerie vorwerfen; man braucht ihn aber nur Abends im Cirque olympique auftreten zu sehen, um sich zu überzeugen, daß er es in der Kunst, ein Pferd nach Belieben und ohne alle Mühe zu lenken, sehr weit gebracht hat. Dieß hat man auch im Kriegsministerium nicht verkannt, und im lezten Sommer sind daher Offiziere von allen Kavallerieregimentern nach Paris berufen worden, um von Bauché die neue Methode zu lernen, welche nun allgemein bei der französischen Reiterei eingeführt werden soll. Bauché wurde freigebig dafür belohnt, und er soll nun bei der Kavallerieschule zu Saumur als Lehrer angestellt werden. Die in seiner Schule gebildeten Offiziere haben ihm aus Dankbarkeit goldene Sporen zum Geschenk gemacht, und überhaupt fließt das Gold von allen Seiten dem Manne zu, welcher jezt an der Spitze der französischen Bereiter steht. — Der Cirque olympique hat den ganzen Sommer hindurch in seinem neuen und schönen Saale in den Champs élysées Vorstellungen gegeben, welche den Vorzug haben, daß sie Alt und Jung, Hohen und Niedrigen, Gebildeten und Ungebildeten gefallen. Während Bauché die Hippologen befriedigt, beklatscht das Volk Auriol, den gelenkigen kleinen Bajazzo, welcher über Glasflaschen umherkollert oder durch eine kleine Oeffnung sich hindurchwindet, und doch immer wieder auf sein Pferd zu sizen kommt, als ob er von einem Magnet an dasselbe gezogen würde, so wie die beiden englischen Clowns, welche dem französischen gar nicht nachstehen. Im Oktober verläßt die Truppe die Champs élysées, bezieht ihr Theater auf den Boulevards wieder, und wird aus einer Bereitertruppe eine Schauspielgesellschaft, welche große Pantomimen und dramatische Darstellungen gibt und, um ihren wahren Charakter nicht zu verleugnen, etwas weniges mit Pferden dabei caracolirt. Ich habe vor mehreren Monaten des großen Schauspiels Murat erwähnt, welches 154 mal nach einander gegeben worden ist. Ein solches Zugstück ist aber nicht so leicht zu finden, und man weiß noch nicht, was diesen Winter das Volk herbeiziehen soll. Vor der Hand soucn die Teufelspillen, ein Zauberstück, welches vor einigen Wintern ausserordentlichen Zulauf hatte, und worin die Hexerei wirklich in's Erstaunliche ging, wieder vorgenommen werden. Da sich diese Pillen bereits als probat erwiesen haben, werden sie auch dießmal ihre Wirkung nicht verfehlen, zumal wenn man einige neue Hexerei einschaltet. In diesem Fache haben die Boulevardstheater bereits sehr viel geleistet und das Volk läßt sich durch das Gewöhnliche nicht mehr befriedigen. Da aber Mechanik, Chemie und Optik in beständigem Fortschreiten begriffen sind, so werden die für die Boulevardstheater arbeitenden Künstler wohl Mittel finden, den Zuschauern neue Täuschungen zu bereiten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Oktober 1842.

By the hand of a soldier, I will undertake it! I know not what the success will be, my lord; but the attempt I vow.

Shakespeare.
All's well that ends well.

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten gab Varneri seinem feurigen Rappen einen Druck mit der linken Wade, klapperte in kurzem Galopp an der Nachhut vorüber, durchmaß in gestrecktem Lauf den Zwischenraum, welcher diese von dem Regiment Ezekuli trennte, und hatte bald, auch dieses hinter sich lassend, die Führer erreicht, welche im Angesicht der Veste sich berietben und, wie Varneri sich's gedacht, nicht einig werden konnten. Der eine wollte Stolpen in einem weiten Bogen umgangen wissen, um die Leute nicht den Kanonenschüssen auszusetzen, und ein anderer behauptete, es dürfte im Gegentheil das Gerathenste seyn, am Fuß der Anhöhe dicht unter den Bollwerken hinzuziehen, weil alsdann die Kugeln ihnen unschädlich über die Köpfe wegfliegen würden. Die Erörterungen waren ziemlich lebhaft, weil jeder auf seiner Meinung bestand und, wie das so gewöhnlich zu gehen pflegt, jeglichem mehr an der Durchsetzung seines Eigenwillens, als an der Sache selbst zu liegen schien, wodurch es geschah, daß Varneri die größte Mühe hatte, sich Gehör zu verschaffen. Als ihm dieß endlich gelungen, sagte er: „Ich will hinaufreiten und den Commandanten zur Kapitulation auffordern. Indessen können meine Herrn getrost unter der Festung wegziehen, und wenn meine Vorschläge auch nicht angenommen werden, so kommen wir doch ohne Verlust davon."

Puttkammer zog ein bedenkliches Gesicht und meinte, die Sachsen würden den unberufenen Parlamentär ohne sonderliche Umstände niederschießen. Da Varneri indessen nicht der Mann war, einer solchen Kleinigkeit halber auch nur die geringste Bedenklichkeit zu empfinden, so versetzte er ruhig, dafür möchten die Herrn Kameraden ihn selber sorgen lassen, denn das sey lediglich seine eigene Sache. — „Da jedoch," fuhr er fort, „unsere Leute so weit zurück sind und die Zeit drängt, so möcht' ich den Herrn von Ezekuli ersucht haben, mir einen Trompeter und einen Mann mitzugeben und mir auf Gesichtsweite einen Offizier mit zwanzig Burschen folgen zu lassen." — „Meinetwegen," brummte Ezekuli; „wenn dem Herrn Kameraden Seine Haut so billig feil ist, so mag's darum seyn. Wir haben nichts dagegen und der Obristwachtmeister in der Reihenfolge hinter Ihm wird uns auch deßwegen keinen Prozeß an den Hals werfen." Mit diesen Worten winkte er einem jungen Cornet herbei, befahl ihm, einen Trompeter und einen Husaren von der Vorhut herbei zu schicken und dann zwanzig Freiwillige aufzufordern, um das Wagestück zu bestehen, „insofern sich," flüsterte er ihm in's Ohr, „zwanzig solche Narren finden." — Der Cornet meinte im Stillen,

Digitized by Google

solcher Narren wolle er leicht ein ganzes Regiment auftreiben, doch sagte er nichts, sondern sprengte davon, und in der nächsten Minute löste schon der Trompeter mit seinem Begleiter sich von dem dichtgeschaarten Haufen los, während der Major von Bayar zu Varneri sagte: „Wenn der Herr Kamerad nichts dagegen hat, so möcht' ich Ihn gern begleiten, wär's auch nur wegen der Anmerkung des Herrn Generals von Ezekuli, der eben zu verstehen gab, ich wartete auf die Erledigung Seiner Stelle, um Ihn zu beerben." — „Die Gesellschaft des Herrn Kameraden kann mir nur angenehm seyn," entgegnete der Obristlieutenant, reichte ihm die Hand und sezte verbindlich in französischer Sprache hinzu: „Besser als ich würde meinen Platz ein Ritter ausfüllen, welchem zu einem Bayard zwar das d hinten am Namen fehlt, aber sonst auch gar nichts."

Der Obristwachtmeister hatte keine Muße mehr, diese Höflichkeit mit gleicher Münze zu vergelten, weil der Trompeter eben anlangte und mit der Bemerkung, daß es spaßhaft genug wäre, wenn etwa die Bergveste sich an leichte Reiterei ergeben wollte, Varneri sich auf den Weg machte, in dem festen Vertrauen, einen waghalsigen Cornet und zwanzig im Feuer gehärtete preußische Eisenfresser hinter sich zu haben, in welcher Erwartung er sich aber irrte, denn auf die Aufforderung des Cornets wollte auch nicht ein einziger Mann aus dem Glied rücken, und als der junge Mann zu dem Befehlshaber zurückeilte, um sich darüber zu beschweren und um Abhülfe zu bitten, lachte ihm Ezekuli geradezu in's Gesicht, meinte, die Burschen seyen eben klüger, als er sammt Varneri und Bayar, und wies ihn ab und zur Ruhe, wobei es denn vorläufig sein Bewenden haben mußte.

Die Landstraße und die Felder rings umher waren wie ausgestorben, und Varneri erreichte die ersten Häuser des rechts vor ihm unter der Anhöhe liegenden Städtchens, ohne auf eine sterbliche Seele zu stoßen. „Natürlich lassen wir das Nest zur Rechten," sagte er, „und folgen diesem Weg zur Linken." — „Versteht sich," bekräftigte der Obristwachtmeister, und in diesem Augenblick bog um die Ecke ein sächsischer Soldat, der, statt aller Bewaffnung, eine Patrontasche anhängen hatte und bei dem unerwarteten Anblick der fremden Reiter stuzte, wie ein Reh, das aus dem Dickicht sorglos hervortretend, plötzlich den lauernden Schützen gewahrt. Im nächsten Augenblick wollte er, gleich dem scheuen Wild, sein Heil in der Flucht suchen, da er aber unglücklicherweise nicht auch die Schnelligkeit eines Rehs besaß, so war kein Entrinnen möglich, und auf des Preußen drohenden Ruf: „Steh, Kerl, oder ich hau' dich in die Pfanne!" ergab er sich in sein Schicksal. — „Wo kommst du her und was hast du hier zu suchen?" fragte Varneri, und die Antwort lautete: „Nehm's der Herr Offizier nur nicht übel, ich komme von dort oben und will in meinem Losament, mit Respekt zu vermelden, Brod holen." — „Von welchem Regiment?" — „Vom zweiten Kreisregiment, wenn der gestrenge Herr Offizier es erlauben will." — „Nun, es ist zwar schlecht genug von dir, aber ich kann's nicht ändern und muß es also schon dabei lassen, will dir's auch weiter nicht verübeln, wenn du mir gehörig auf meine Fragen antwortest. Daß du mir aber die Wahrheit sagst, Kerl, denn sonst soll dir's jämmerlich ergehen!"

Der arme Sachse zitterte und bebte am ganzen Leib wie Espenlaub, gab getreulich die verlangte Auskunft über die Veste und ihre Insaßen, und führte den Befehlshaber so wie die alte Gräfin, als eine Staatsgefangene, namentlich an. In der Burg liegen zwar nur vierzig Mann, erklärte er, welche alle Tage abgelöst werden, doch könne die Besatzung in weniger als einer Stunde auf zweihundert Mann vom Kreisregiment gebracht werden, welche in den umliegenden Dörfern bei den Bauern einquartirt seyen. Die Invaliden, welche gewöhnlich die Burg bewachten, seyen zum Heer gezogen worden, bis auf einige wenige, und zur Bedienung der Geschütze acht Kanoniere vorhanden. „Wie viel Offiziere?" forschte der Frager weiter. Der Soldat zählte an den Fingern. „Da haben wir," sprach er, „zuerst Nummer eins, den alten Herrn; dann Nummer zwei, den lahmen Hauptmann mit dem Kropf; Nummer drei, den Herrn Offizier von den Kanonieren, der immer schläft, und Nummer vier alle Tage einen andern Herrn Kapitän oder Lieutenant vom Kreisregiment, der immer unten im Wallfisch sizt, also vier Stück . . ." — „Wenn wir nämlich den Jonas im Wallfisch dazu rechnen," lachte Varneri. „Gut denn. Sind die Gewehre geladen?" — „Zu dienen, Herr Offizier, sie sind nicht geladen, aber wir haben vor ein paar Tagen scharfe Patronen erhalten." — „So? Gib mir 'mal deine Patrontasche." — Der Soldat that, wie ihm geheißen. Die Tasche war richtig mit scharfen Patronen gefüllt, die Varneri in den nassen Straßengraben ausleerte, während er sagte: „Geh deiner Wege wohin du willst, aber komm' ja nicht wieder zurück, sonst laß ich dich entweder zusammenhauen oder gefangen nehmen und unter unser Fußvolk stecken. Gott befohlen!"

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem Gedicht: **Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht.**

Von Ph. H. Welcker.

Noch bist du wach, ergrauter Thurmesriese,
Mein Schutz in dieser Nacht, mein Sängerhaus.
Dein ew'ges Licht flimmt immerfort hinaus.
Ist's Fackelglut auf abenddunkler Wiese?

Digitized by Google

Iſt's Schimmer in der Steppe grauſer Leere?
Ein Schein der Hoffnung, die an Gräbern ſizt?
Biſt du ein Pharus, welcher einſam blizt
In ſternlos nächt'gem, ödem Lüftemeere?

O Grauen, wen des Dunkels kalte Wolke
Umwöb' ein Leben mit dem ew'gen Flor!
Ja, Leben, Wonne ſoll vom Sonnenthor,
Ja, ſel'ges Licht ſoll ſprühen allem Volke.

Wenn lebend ich die Sonne nimmer fände,
Die drüben jezt im Morgenlande ſchläft?
Wenn, Augen, ihr nie mehr die Sterne träft? —
Komm wieder, Sonne! Sieh die fleh'nden Hände!

Du ſchläferſt ein und weckſt mit lauten Stunden
Den Menſchen unten, ach! das alte Kind,
Du greiſer Thurm; — und haſt dir jezt geſchwind
Den lämmerweißen Turban umgewunden.

So, ſchön geſchmückt mit ſchneegewohnen Dolden,
Harrſt du der Sonne, der entgegenfährt,
Wie Perſiens König einſt mit weißem Pferd,
Des Menſchen Geiſt auf Wolken, dunkelgolden.

Freuſt du dich auch, wenn mit erneutem Glanze
Das deutſche Land ſich wahrt ſein heil'ges Gut,
Wenn Lieder rauſchen, voll von Männermuth;
Wenn Markt und Dome ſchirmt der Freiheit Lanze?

Dich freut's wie mich, wenn ſchön den Himmel malet
Ein Hoffnungslicht; und wie Aurorens Sohn
Beim Nahn der Mutter, klingſt du frohen Ton,
Wann Deutſchlands Mutterblick dir heiter ſtrahlet.

Von Neuem ſtürzte ſich die Sanduhr um,
Und wieder muß ich an das Heiligthum
Hier rühren, an die Glocke.
Und wenn ein Segen von ihr niederſchallt,
So ſuch' er jezt des Greiſes graue Locke:
Daß nicht durch plözliche Gewalt
So früh das Herz ihm ſtocke.
Ach, Alle, ach, wir Alle! werden alt
So unvermerkt, ſo bald!
Es feilt die Zeit auch an dem Marmorblocke.
Und mit uns geht die Sorge noch, die trübe,
Bis an des Todes ſtumme Wüſtenei.
O wer doch ewig Kind nur bliebe!
Der Kindheit Himmel nur iſt ſorgenfrei.

O wenn doch Mancher anders fühlte
Bei dieſes Schattenlebens flücht'ger Spur,
Umwandelte des Herzens Unnatur,
Wenn er das Blut, das aufgeregte, nur
Doch mit der Milch der ſanften Duldung kühlte!

Wie friedlich auf der Stadt das Mondlicht ſchläft!
O wenn Ihr Euch doch nicht mit Pfeilen träft
Der Tücke, der Verfolgung, wuthgetrieben!
Am meiſten wird in Gottes Buch geſchrieben,
Und flammend ſteht in diamantnem Schein
Die holde Weiſe, wie wir lieben
Und wie wir dulden und verzeihn.
Weh, wenn Ihr kalt das ſchöne Herz verſchmähtet,
Das auf dem Grund ſich Euer Bild gemalt
So gern, — den edlen Wirth, ſo liebumſtrahlt!
Weh, wenn Ihr habt die Müh ihm ſchlecht bezahlt
Und habt für ihn kein einz'ges mal gebetet.

Du liebes Kind, o danke Gott! du haſt
Noch einen alten Freund daheim, den Vater,
Er hält, — und mit den Silberlocken naht er
Bald ſeinem Ziel, — bei dir die lezte Raſt.
Bedenke: Viel zu deinem Wohle that er!
Pfleg' deiner Kindheit treueſten Berather
Noch recht, noch dieſes Jahr, eh' er erblaßt,
Gib noch dein Liebſtes heut dem lieben Gaſt.

Viel Glückliche ſtehn um ein holdes Weib
Beim Morgenroth. Sie pfleget Seel' und Leib
Des Häufleins dort, deß Wohl ihr iſt Belohnung.
Umwandelt ihren Kreis mit milder Schonung,
Ihr Himmelsmächte, daß er nicht zerſtäub'! —
Daß lange noch um dich der Friede bleib',
Liebreizend Weib! —
Sey lange noch der Engel jener Wohnung!

Im Nachbarhaus liegt aber noch ein Faß,
Das trübe ſprudelt ohne Unterlaß
Und ſtets vergällt die Speiſen auf dem Teller.
Hinweg aus Eures Herzens dunklem Keller,
Hinweg die Bitterkeit, hinweg den Haß!
Der Liebesmeth, der iſt ein ſüßer, heller.

Ihr andern Friedenſtörer, eitler Zwiſt
Und Neid und Schmähſucht, krüppelhafte Tadler!
Ihr, deren keiner je vergißt,
Was kümmert in der Luft den Königsadler
Der Zorn des Käfers, der ſo bitter iſt?
Der Ruhe Glück wollt Ihr Euch nimmer wahren?
Was grollet mit dem Hinderniß, dem Berg,
Der klügelnde Verſtand, der arme Zwerg,
Das Hälmchen mit der Jungfrau ſeidnen Haaren,
Die kalte Vorſchrift mit dem heißen Blut,

Digitized by Google

Der Winter mit der Sommerglut? —
Unmächt'ge Wuth!
Was fragt der Wind nach Schiff und Dromedaren,
Und nach der Esse Dampf, der ihn geschwärzt?
Er läßt doch nicht sein Liebchen fahren,
Die Erde, die er tanzend herzt.

Am Tisch der Gunst, da sitzen viele Prasser
Mit rothen Wangen. — Ach, wie schnell vergeßt
Ihr doch! Ihr, Menschen, schreibt Verdienst in's Wasser.
Wißt Ihr, wie schwer einsamer Kummer preßt?
Dort sizt am dunkeln Tisch ein Blasser;
Noch krönte seine That kein heitres Fest.
Auf Eurem Herd ist lustiges Geflacker:
Sein Haus ist still gemacht, wie von der Pest. —
Verkanntes Herz! wann Alles dich verläßt,
Flieh zur Natur. Dich kost ihr milder West;
Das Hälmchen deiner Müh vom dürren Acker
Trägt dankbar noch ein Vogel in sein Nest.

Und wer bist du, von Arbeit müd' und Sorgen?
Naht Niemand, dich mit Tröstung labend?
Nun immer später wird bei dir es Abend
Und immer früher wird es bei dir Morgen.
O wisse du, der sich im Unglück härmt,
Dieselbe Sonne leuchtet deiner Hütte,
Die deinen Fürsten wärmt.
Vielleicht, daß bald das Glück dir schütte
Sein Füllhorn aus, dir armem Mann;
Des Himmels Auge sieht dich liebend an.
Es dürsten ewig nicht die trocknen Lippen,
Es liegt nicht hundert Jahre nackt,
Vom Geier der Verzweiflung festgepackt,
Der Erde Kind auf kalten Klippen.
O Leidender, o daure muthig aus!
Vielleicht auch, daß schon mit der Schwalbe wieder,
Ach, oder mit dem Duft vom Flieder
Die Freude kehret in dein ödes Haus!

Ihr Andern dort, ihr jammerbleichen Fischer
Am Hungerstrome mit der leeren Angel,
Das Häuslein nahm Euch jener Wermuthmischer,
Der reiche Mann: da trat zu Euch der Mangel.
Was seh ich nun? Der blut'ge Thränengroschen
Bringt goldne Segenspfunde schon zu Hauf:
Des reichen Wuch'rers Leuchte ist erloschen,
Und Eure — flackert wieder lustig auf.
Ich seh' zu Perlen sich die Thränen härten,
Und jezt als Bettlerin die Liebe gehn,
Und dann sie wieder in beglückten Gärten
Und mutterselig unter Blüthen stehn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Concurs für Lehrstellen des Deutschen.

Als eines Kuriosums und als einer für Deutschland nicht gleichgültigen Tagesbegebenheit in Paris muß ich noch eines vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts ausgeschriebenen Concurses für deutsche Lehrer an den königlichen Kollegien oder Gymnasien erwähnen. Früher wurde es mit den Professoren der deutschen Sprache in Frankreich nicht so genau genommen; wer Protektion oder so etwas hatte, bekam eine solche Stelle, und es fiel Niemand ein, ihn erst ein wenig zu prüfen. Man sezte voraus, daß jeder Deutsche oder jeder Engländer auch im Stande seyn müsse, seine Muttersprache Andern beizubringen, und somit machte dieses Unterrichtsfach dem Minister wenig zu schaffen. Aber so viel haben die Franzosen doch auf ihren Reisen in Deutschland gelernt, daß jene Voraussetzung ganz falsch ist. Man verlangt daher von den Kandidaten erstlich, daß sie das sogenannte Baccalaureatsexamen bestanden haben, und zweitens, daß sie sich einer öffentlichen Prüfung unterwerfen, in welcher sie nicht allein in Prosa, sondern auch über Prosodie, und nicht allein im Neudeutschen, sondern auch im Altdeutschen examinirt werden. Es wurden drei Kommissarien oder Examinatoren ernannt, worunter aber keiner weder ein Deutscher von Geburt und Erziehung ist, noch das Deutsche geläufig spricht. Als die Zusammensetzung dieser Kommission bekannt wurde, zogen sich mehrere der bereits eingeschriebenen Kandidaten, welche meistens schon Professoren der deutschen Sprache an königlichen Lehranstalten sind, zurück, indem ihnen die Richter, welche über ihre Fähigkeiten urtheilen sollten, nicht kompetent schienen. Dennoch war der Haufen der öffentlich Examinirten sehr groß. Ein drolliges Schauspiel: man sah da Polen, welche deutsch sprachen, wie man es wohl in Kalisch oder sonst wo in Polen oder Galizien spricht, dann Leute aus allen Gegenden Deutschlands, von denen manche ihre Befähigung zum Lehrer improvisirt hatten. Bei der Ueberfüllung mancher Fächer in Deutschland fällt dort vielen jungen Leuten ein, ihr Heil in Frankreich zu suchen. Fortwährend kommt eine Menge von Abiturienten, Unterlieutenants, Referendarien, Hausbescommis, theologischen Kandidaten, Doktoren aller Art u. s. w. hieher, und so war der Zudrang zu jenem Concurs sehr natürlich. So inkompetent indessen die Richter seyn mochten, so wenig waren sie mit dem Ergebniß ihres Examens zufrieden; es heißt, keiner der Kandidaten habe ihnen des Titels Agrégé, welcher Anwartschaft auf eine Professur gibt, würdig geschienen, und die Kommission wolle mithin vorschlagen, den Concurs für nichtig zu erklären. Uebrigens glaube ich nicht, daß es nöthig ist, von den Kandidaten die Kenntniß des Gothischen und der deutschen Prosodie zu fordern. Dahin kommen sie in ihren Vorträgen in Frankreich doch niemals. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 27.

Sonnabend, 8. Oktober 1842.

[337]

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Meyerbeer's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Das diamantene Kreuz. Novelle von **L. Rellstab.** — II. Der Erbe von Thronstein. Novelle **von W. Martell.** — III. Reden oder Schweigen? Von **O. Ludwig.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Sept. 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[355] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Untersuchung

der

National-Oekonomie

und der natürlichen

Volkswirthschafts-Ordnung

von

Johann Schön,

Doctor der Philosophie und der Rechte und Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Breslau.

Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: Einleitung. Bedeutung und Entwickelung der National-Oekonomie. — I. Begriff der Volkswirthschaft. — II. Ursprung der Volkswirthschaftslehre. — III. Die Systeme der Volkswirthschaftslehre.

Erster Theil.

Umriß der bürgerlichen Wirthschaft.

Begriff der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung. Die Güterquellen und ihre Bedingungen. Die Unternehmungen der Produktion oder die Gewerbe. Der Ertrag und seine Beziehungen zu den einzelnen und zur Gesammtheit. Die Grundlagen der ursprünglichen Güter-Vertheilung. Natur und Gesetze des Preises, insbesondere des Produktenpreises. Die Bildung der Renten nach den Gesetzen des Preises. Verhältniß der Renten und Produktenpreise und seine Folgen. Das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten. Das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfahrt. Die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche. Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter. Die Capitalisation. Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfahrt.

Zweiter Theil.

Umriß der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft.

Die Aufgabe der Wirthschaftspflege. Beruf der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Mittel der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Systeme der Wirthschaftspflege. Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen. Pflege des Gewerbsbetriebes. Pflege des Absatzes und des auswärtigen Handels. Pflege des Geldwesens. Pflege der Credits-Anstalten. Pflege der ursprünglichen Renten. Pflege der wirthschaftlichen Bilanz. Pflege der Lebensnothwendigkeiten. Pflege des edlern Lebensgenusses.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[337] So eben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen zu haben:

1er Trio facile et brillant p. C. G. **Reissiger** pour Piano, Violon et Violoncelle. Op. 164. 2 Rthlr.

Eine höchst empfehlenswerthe leicht auszuführende Composition!

Le Moine — Der Mönch — de **Meyerbeer**, transcrit p. l. Piano par F. **Liszt**. 1 Rthlr.

12 Vocalizzi per Soprano da Quattrini. Livr. I. 1 Rthlr.

Beabsichtigt wie Bordogni die höhere Ausbildung.

50 Solfeggien für 2 Soprane vom Prof. Panseron. 4 Lief. à 1⅓ Rthlr.

Sind im Pariser Conservatorium eingeführt und von Auber, Cherubini, Halevy etc. auf's wärmste empfohlen!

Die zweite Auflage von

Meyerbeer's 24 Melodien oder Romanzen für eine Stimme mit deutschem und französischem Text. à 5—10 Sgr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der freie deutsche Rhein.

Geschichtliche und staatswirthschaftliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins.

Von

H. B. Oppenheim,

Dozenten der Rechte zu Heidelberg.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Ueber Flußrecht im Allgemeinen. 3) Aelteste Geschichte des Rheins. Fränkische Zeit. 4) Erste deutsche Zeit. Das Reich. 5) Zeit der Städte-Verbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der Rheinischen Churfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwicklung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem Pariser Frieden. 11) Zustande nach der Wiener Convention und Verhandlungen der Central-Commission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unseres schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[348] Im Verlage von Jent und Gaßmann in Solothurn ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Agassiz, Dr. L., Monographies d'Echinodermes vivans et fossiles.

2me Livraison, contenant les Scutelles. 11⅓ Rthlr. — 19 fl. — 40 fr.

3me Livraison, contenant la Monographie des Galérites et des Dysasters par M. Desor. 7 Rthlr. — 12 fl. — 24 fr.

4me Livraison, contenant l'Anatomie du genre Echinus par M. Valentin. 7 Rthlr. — 12 fl. — 24 fr.

Die 1ste Lieferung dieser Monographien erschien im vorigen Jahre, und kostet 2 Rthlr. 20 gGr. — 5 fl. — 10 Fr. Jede Lieferung bildet eine für sich bestehende, abgeschlossene Monographie und wird auch einzeln abgegeben.

— — **Etudes critiques sur les Mollusques fossiles.**

2me Livraison, contenant les Myes du Jura et de la Craie Suisse 1re Partie 14 Rthlr. — 24 fl. — 48 fr.

Die 1ste Lieferung enthaltend: les Trigonie du Jura et de la Craie Suisse, erschien im vorigen Jahre, und ist auch einzeln zum Preise von 3 Rthlr. 12 gGr. — 5 fl. 48 kr. — 12 Fr., zu haben.

— — **Etudes sur les glaciers Text et Atlas.** 11⅓ Rthlr. — 19 fl.

— — Untersuchungen über die Gletscher. Text und Atlas. 11⅓ Rthlr. — 19 fl.

Charpentier, J. de, Essai sur les Glaciers et sur le terrain erratique du Bassin du Rhone.

Gr.-in-8° avec Planches, 3½ Rthlr. — 6 fl. 24 kr.

Kottmann, Dr. J. B. C., Notizen aus dem ärztlichen Tagebuch einer vierzigjährigen Praxis. 8. geh. 12 gGr.

Meyer, L. R., Verzeichniss der in der Schweiz einheimischen Rhynchoten, (Hemiptera Linn.) Bevorwortet von Prof. Schinz. 1stes Heft, enth. die Familie der Capsini. Mit 7 colorirten Steindrucktafeln. gr. 8. eleg. geh. (unter der Presse.)

Sowerby, J., Mineral-Conchologie Grossbritanniens, oder ausgemalte Abbildungen und Beschreibungen der Schalthierüberreste, welche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Tiefen der Erde erhalten worden sind. Deutsch bearbeitet von E. Desor. Durchgesehen und mit Anmerkungen und Berihtigungen versehen von Dr. L. Agassiz. 1ste Liefrg. mit 20 color. Tafeln. gr. 8. geh. 2⅔ Rthlr. — 4 fl. 48 kr.

Es erscheint auch gleichzeitig eine Ausgabe mit französischem Text. Das vollständige Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen.

Vogt, Dr. C., Untersuchungen über die Entwicklungs-Geschichte der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans). Mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 4. geh. 1⅔ Rthlr. — 3 fl.

---

[352] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlugen zu beziehen:

Die

materiellen Grundlagen

und

sittlichen Forderungen

der

europäischen Kultur,

von

Karl Arnd.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Begründung. Die Volkswirthschaft. Natur der Werthe. Naturgesetze der Produktion. Die Bodenfläche. Die Urproduktion. Die Gewerbsproduktion. Der Handel. Die mittelbare Produktion. Einwirkung der Produktion auf die Bevölkerung. Vertheilung der materiellen Güter. Verwendung der materiellen Güter. Die staatswirthschaftlichen Systeme. Die Staatsverwaltung. Einwirkung der Regierung auf die Urproduktion, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf die Geistesentwicklung und auf das Ehrgefühl. Die Rechtspflege. Die bewaffnete Macht. Der Staatshaushalt. Die Staatsverfassung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[304] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben

Zur Erhöhung der Feier von Familienfesten:

L. Schellhorn, 120 auserlesene

Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte.

Ferner Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabendscherze.

3te verb. Aufl. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Zu oben benannten wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden. — Wie z. B. Geburtstagsgedichte an Vater, Mutter, Großeltern, — an Freunde und Freundinnen. — Ernste und scherzhafte Hochzeitsgedichte, — Rezept zu einer guten Ehe. — Abschiedsgedichte. — Vermischte Gedichte. — Bei Ueberreichung eines Blumenkranzes — an die Geliebte u. s. w. — Neujahrswünsche. — 10 schöne Polterabendscherze, Stammbuchsverse und Räthsel.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[385] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Erinnerungen

aus dem äußern Leben

von

Ernst Moritz Arndt.

Dritte durchgängig verbesserte Auflage.

Mit Porträt. Geheftet. gr. 12. Preis 1¼ Rthlr.

Leipzig, 1. Sept. 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

351] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.
Drei Bände.
Mit 15 lithographirten Tafeln.
Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.
Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 Gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
über
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des berühmten Verfassers; dessenungeachet wurde der Preis des Werks von 14 fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 fl. 48 kr. ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[386] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch
für die obere Klasse der Volksschulen
und die
untern Klassen der höhern Lehranstalten,
herausgegeben
von
F. J. Deus, F. Hobirk und H. M. Printz,
Lehrer in Rheidt.

20 Bogen in 8. Auf weißem Papier. Preis nur 10 Sgr.

Die Verfasser dieses Lesebuches haben es sich zur Aufgabe gestellt, durch eine sorgfaltige Auswahl passender Stücke aus unsern besten Nationalschriftstellern den höhern Leseunterricht zu fördern. Es wird dem Sachkenner beim ersten Blick auf den so reichen Inhalt der in der klarsten und strengst logischen Anordnung einleuchten, wie vortrefflich diese Aufgabe gelöst ist. Wir machen daher alle Lehrer der Volksschulen und der untern Klassen und der höhern Lehranstalten auf ein Lesebuch aufmerksam, das die interessantesten Momente aus Menschenleben und Natur in den schönsten Erzählungen, Mährchen, Parabeln, Charakter- und Naturschilderungen, Darstellungen aus der allgemeinen und preußischen Geschichte, so wie auch die besten, Geist und Gemüth der Jugend ansprechenden und kräftigenden Poesien unserer Volksdichter enthalt. Der schöne und reine Druck auf sehr weißem Papier bei dem billigen Preise wird nichts zu wünschen übrig lassen.

---

[356] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Betrachtungen
über Diplomatie
von
Friedrich Kölle.

8. in Umschl. geh. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit auf dieses Buch nicht nur die Manner vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthalt das Ergebniß vieljahriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[376] **Die neuesten und interessantesten englischen Romane.**

In der Hof-Buchhandlung von **E. Leibrock** in Braunschweig erscheinen zur Mich.-Messe in guter Uebersetzung, eleg. Ausstattung auf Velinp. in 8.

Die Lebenslotterie. Von **Lady Blessington**, übers. v. W. A. Neumann. 3 Bde.

Leidenschaft und Grundsatz. Von **Fr. Chamier**, übers. v. W. Schulze. 3 Bde.

Die Frauenschule. Von d. Verf. von „Die einzige Tochter." Uebers. v. W. A. Neumann. 3 Bde.

Charles O'Malley, der irische Dragoner. Von **Harry Lorrequer**. Uebers. v. C. K. Frei. 4 Bde.

☞ **H. Lorrequer**, dessen lebensfrische Schilderungen ihn schon längst zum Liebling des engl. Publikums machten, wird durch dieses Werk zuerst in Deutschland eingeführt.

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Erweiterung
des
deutschen Handels und Einflusses
durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.

Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer
süddeutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft.

Von
Gustav Hölken.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[368] In **Carl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.
Acht und neunzigster Band. 1842.
April, Mai, Juni.

Inhalt:

I. Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow. Zweite, verbesserte Auflage in Einem Bande. Zweiter Abdruck. Stuttgart 1842. — II. Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann, Professor zu Königsberg 1835. — III. Uebersicht von neunzig Werken orientalischer Literatur. (Forts.) — IV. Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahr 1838 in Bezug auf eine biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren herausgegeben von Eduard Robinson, Professor in Neu-York. Erster Band; zweiter Band; dritten Bandes erste Abtheilung. Halle 1841. — V. De la Misère des classes laborieuses en Angleterre et en France, par Eugène Buret. Paris und Leipzig 1841. — VI. Statistische Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie, nach den Ergebnissen der Jahre 1834—1840, von Siegfr. Becher. Stuttgart und Tübingen 1841. — VII. Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Von Joh. Ladislaus Porker. Mit 70 Vignetten und 11 Randverzierungen. Wien 1842. — VIII. Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Akten, vom Fürsten von Lynar. Leipzig 1842. — IX. Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller. Von Dr. J. K. Hennes. Stuttgart und Tübingen 1841. — X. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers: England. Basel 1842. — XI. Poesias de Don José Zorilla. Madrid 1840. VIII. T. — XII. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Erster Band. Leipzig 1842.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. XCVIII.

Einiges über die Dalmatiner. Von Wilhelm Hoppe.

---

[371] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Hof-Marschall.
Handbuch
zur Einrichtung und Führung eines Hofhalts
von
C. E. von Malortie,

Königl. Hannov. Oberschenk und Kammerherrn, auch Reise-Marschall Seiner Majestät des Königs von Hannover, Commandeur des Königl. Hannov. Guelphen-Ordens erster Klasse u. s. w.

gr. 8. 1842. Velinpap. geh. Preis 1⅔ Rthlr.

Versuch
einer Physiologie der Sprache
nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von
Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, sowie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unsrer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsunddreissigster Jahrgang.

1842.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blatter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beitrage zur Bildungsgeschichte berühmter Manner, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhaltnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schaßbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beitrage, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblatter beigelegt.

Jeder Monat erhalt ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Lander- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmaßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwahnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzahlend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archaologische und artistische Literatur eine fortwahrende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blatter einzeln, namlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ein Flecken am Rhein. Von F. Freiligrath. 255.
Mein Krystallglas. Von J. Kerner. 237.
Winterstille. Von O. Prechtler. 238.
Der schwarze Shawl. Von J. G. M. 240.
Die Zeit. 241.
In ein Album. Von H. Kurz. 242.
Bruchstücke aus einem Gedicht: „Blicke aus der Glöcknerstube in einer Decembernacht." Von Ph. H. Welcker. 243. 244. 245. — 249.
Distichen in bunter Reihe. Von H. Viehoff. 247.
Sommerfrüchte. 248.
Mit einem Röschen. Von H. Kurz. 251.
Liebeslied. Von W. Limberg. 254.
Die Sage von der zurückgebliebenen Nachtigall. Von Ph. H. Welcker. 257.
Der renovirte St. Stephansthurm. Von J. Kerner. 260.

Räthsel.

Die Frage. 255.

Erzählungen.

Die Liebeserklärung. Von A. T. Beer. 235 — 242.
Ein Reiterstücklein. 245 — 252.
L'homme aux aventures. 256 — 258.

Reisen.

Ein Gang durch Böhmen. 250 — 256.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Tagebuch aus Ostende. 236. 237. 238. 239. 240. — 242. 243. 244.
Homer. 246 — 248.
Der Cultus des Todes. Von A. v. Sternberg. 253. 254.
Holländische Schilderein. 258 — 260.
Die Antigone. 260.

Korrespondenz.

Wien. 235. 236. — Köln. 236. 237. — 250. 251. 252. — Dresden. 237. 238. — 260. — London. 239. 240. — Mainz. 241. 242. — Lausanne. 243. 244. 245. — Paris. 246. 247. 248. 249. — Berlin. 252. 253. 254. 255. 256. — Neuchatel. 257. 258. 259.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Vermischte Schriften. Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhrs, nichtphilologischen Inhalts. — Reisehandbuch. Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Metz bis Coblenz, historisch-topographisch.

Nro. 101.

Kriegswissenschaft. Deutschlands Vertheidigung gegen den äußern Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen. Mit einer Tafel Abbildungen. Von einem Offizier ꝛc. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von K. F. H. Straß (Otto von Deppen).

Nro. 102.

Roman. Der Missionär. Ein Roman von A. v. Sternberg. — Kirchliche Literatur. Ueber das Verhältniß der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen von Dr. W. Cyklebus.

Nro. 103.

Slawische Literatur. 1) Die Wissenschaft des slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-litthauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen ꝛc. von Dr. Ignaz

Digitized by Google

Johann Hanusch. — 2) Die Slawen in den ältesten Zeiten bis Samo (625). Eine linguistisch-geographisch-historische Untersuchung. Von P. St. Kaulfuß. — 3) Ueber den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. Von Leo Grafen von Thun.

Nro. 104.

Slawische Literatur. 4) Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. — Dichtkunst. Der Fürst der Liebe. Dichtungen von Eduard Duller. — Dramatische Dichtkunst. 1) Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Lyrisches und Episches. Von Wilhelm Rueß. — 2) Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Lindner.

Nro. 105.

Dichtkunst. 1) Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum Kölner Dombau von Ludwig Bauer. — 2) Barbarossa. Ein Eichenkranz um ein altdeutsches Kaiserbild. Von Busso von Hagen. — Militärische Schriften. 1) Sechsundzwanzig Friedensjahre. — 2) Preußen als Militärstaat. Von C. L. Hellrung. — Kriminalgeschichte. 1) Der neue Pitaval. Eine Sammlung interessanter Kriminalgeschichten. Herausgegeben vom Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. Häring (W. Alexis). — 2) Mein Wahnsinn im Kerker. Von Angelo Frignani.

Nro. 106.

Lyrische Dichtkunst. 1) Caledon. Sammlung der besten schottischen Gedichte. Zweiter Band. William Mothers wells und Robert Tannahills Gedichte, deutsch von H. J. Heinze. — 2) Rheins und Weinlieder von Bernhard Brach. — Literargeschichte. Geschichte der Stiftsbibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier von Bibliothekar Weidmann.

Nro. 107.

Slawische Literatur. 5) Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache. Kritisch beleuchtet von P. J. Safarik und F. Palacky. — Lyrische Dichtkunst. Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Aussprüchen der heiligen Schrift des Morgenlandes von Leopold Haupt. — Verfassungswesen. Das positive Staatsrecht nach den Verfassungsurkunden. Von Pölitz. Ergänzungsband. Darstellung der europäischen Verfassung seit 1828 von Fr. Bülau.

Nro. 108.

Geschichte. 1) Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von Karl August Müller. — Romanzen und Volkssagen. 1) Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter von Friedrich Baader und Laurian Moris. — 2) Sachsens große Erinnerungen. Ein Kreis von Gedichten von Bruno Lindner. — 3) Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden, bearbeitet von Widar Ziehnert. — 4) Schlesische Sagenchronik. Von A. Kern. — 5) Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. — 6) Das zwölfjährige Mönchlein. Ein Gedicht des 14ten Jahrhunderts.

Nro. 109.

Werke über Preußen. 1) Ueber die Grenzverhältnisse der östlichen Provinzen der preußischen Monarchie. Ein politisch-militärisches Fragment. — Dramatische Dichtkunst. 1) Ady oder der verjüngte Greis. Dramatisirtes Mährchen von C. M. Winterling. — 2) B. von Bestow. Schwedische Tragödien, übersetzt von Adam Oehlenschläger. 3) Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Akten von W. F. C. Wiesenhauser. — 4) Répertoire du théâtre français à Berlin. — 5) Theater von Carl Blum. — 6) Dramatische Neujahrsgabe für 1842. Von Chr. Dehn. — 7) Liebe, Tragödie in fünf Akten von Held. — 8) Irrfahrten eines Komödianten.

Nro. 110.

Geschichte. 2) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte des preußischen Staats von Stenzel. — 3) Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Von Joh. Voigt. — 4) Geschichte des Entwicklungsgangs der brandenburgisch-preußischen Monarchie von Herrmann von Ohneforge.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Goya. — Statistik der Kunst. — Fest. — Gerichtserkenntniß in Kunstsachen. — Alterthümer.

Nro. 80.

Allerlei aus London. — Berichtigung. — Neue Kupferstiche. 1) Franz I., Kaiser von Oesterreich, Büste. Kupelwieser gem., G. Leybold gest. — 2) Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, Büste. Kupelwieser gem., G. Leybold gest. — 3) Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Halbfigur. Leopold Fischer gem., Jgn. Krepp gest. — 4) Afrikanische Löwen. C. Rahl gez. u. gest. — 5) Holzhauer aus dem Stevermärker Hochgebirge beim Wasser an einem Gebirgswald. Gauermann gem. 1830. C. Rahl gest. — 6) Twelfth night or what you will (Shakespeare). Edw. Landseer pinx., J. H. Robinson engr. — 7) Mercur and Argus, J. M. W. Turner pinx., Willmore sc. — 8) Pilgrim's arriving in sight of the holy city. C. L. Eastlake pinx., George Doo sc. — 9) Pierre le Grand sauvé par sa mère, peint par Steuben, grav. par Jazet. — Alterthümer. — Neue Stiche. — Lithographische Werke. — Literatur. — Neue Zeitschrift. — Nekrolog.

Nro. 81.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule und den Pariser Salon im Jahr 1842. (Fortsetzung zu Nr. 55.) — Mailand. — Persönliches. — Ausstellungen, Akademien und Vereine.

Nro. 82.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule und den Pariser Salon im Jahr 1842. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche und Lithographien. 10) Les enfans d'Edouard separés de leur mère, peint. par N. Gosse, grav. par Eug. Jazet. — 11) Murillo, Blanchard del. et sc. — 12) Helena Adelsfriet, A. de Lemud del. Lemercier impr. — 13) Der Violinspieler, gem. von Geiger, lith. von Pfaff. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 83.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule und den Pariser Salon im Jahr 1842. (Schluß.) — Lithographie. Der Schwur im Grütli, am Martinstag 1307. Erfunden, gemalt und auf Stein gezeichnet von Eduard Steiner. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 84.

Der römische Basilikenbau, näher entwickelt nach den Resten der antiken Basilika von Trier. — Bauwerke.

Nro. 85.

Ueber die bronzene Apollons-Statue im Louvre. — Der römische Basilikenbau ꝛc. (Fortsetzung.) — Kölner Dombau. — Plastik.

Nro. 86.

Der römische Basilikenbau ꝛc. (Schluß.) — Ulm. — Plastik. — Malerei. — Medaillenkunde. — Galvanoplastik. — Alterthümer.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. Oktober 1842.

— Imagine me,
Gentle spectators, that I now may be
In fair Bohemia.

Shakespeare.

Ein Gang durch Böhmen.

I.

Ein herrliches Land, dieſes Böhmen. Es iſt von allen vier Seiten wie ein Keſſel von Gebirgsrändern umfaßt, welche höher und ſteiler nach den außerhalb umherliegenden Ländern abfallen. In des Vierecks, das es bildet, ganzer Diagonale von Süden nach Norden von der Moldau durchſtrömt, bis dieſe der von Oſten kommenden Elbe Waſſer und Namen überläßt, iſt es in der ſtarkgebirgigen höhern Südhälfte zwar ziemlich rauh, deſto milder aber in der tiefern, ebenen und warmen nördlichen Hälfte, wo treffliches Obſt und ſelbſt guter Wein ſich findet. Korn wächst weit über den Verbrauch, vielfach wird Hirſe, Flachs gerade zur Genüge gebaut; aber die Bevölkerung iſt ziemlich ſpärlich, die Kultur des Bodens nicht weit vorgeſchritten, die Schätze des fruchtbaren Landes nicht bis zum Drittel ausgebeutet, obgleich die Fabrikinduſtrie in Leinwand, Tüchern, Glas und Eiſen ungemein ſtark iſt; das Volk zumeiſt noch, was Bildung betrifft, in paradieſiſcher Unſchuld und Rohheit.

Mein Weg führte mich von der nördlichſten Spitze Mährens her quer durch die nordöſtlichen, theils anmuthig bewegten, theils ganz ebenen Theile der Elbe zu und an ihr fort gen Prag. Das Städtchen Grulich, nicht weit von der Grenze entfernt, ließ mich zuerſt das gute böhmiſche Bier, welches das öſterreichiſche weit übertrifft, und das weniger gute Brod des Landes koſten. Ein ärmliches, todtes Neſt; unter den Arkadengängen des holperigen Rings kauerten zerlumpte Männer und Weiber mit den ſchmutzigen Kindern, um vor der Mittagshitze ſich zu ſchützen und von dem Schnapsladen einen Schluck ſich zu erſchnappen. Alle ihre Gluthen legte die Septemberſonne in die breite Niederung, durch welche ich weiter nach Weſten zog. Ein Wallfahrtszug nach dem andern ſtrich unter lautem, ſchönem und richtigem Geſang, wie ich ihn noch ſelten vom Landvolke gehört, an mir vorüber nach dem „Muttergottesberge" auf der ſüdlich die Niederung ſchließenden Höhe, welche von einer ſtattlichen Kirche gekrönt iſt.

Noch viel urthümliche Frömmigkeit muß im Lande Böhmen herrſchen, doch erſcheint ſie nicht ſo düſter, wie ich ſie in Tyrol gefunden. Statt dieſer über und über blutbeſprizten Marterbilder an den ſchauerlichen Crucifixen, welche die ſteilen Höhen und dunkeln Tiefen des Tyrolerlandes noch grauſiger zu machen ſuchen, ſtehen hier an den Wegen Madonnenbilder, Mutter und Kind, in einem nicht unſchönen, byzantiniſch regelmäßigen, ſtarren, doch freundlichen Typus, auf Goldgrund gemalt — ohne Zweifel traditionelle Ueberreſte der alten böhmiſchen, insbeſondere Prager Malerſchule, von welcher hie und da

Digitized by Google

ein Fragment rühmliche Kunde gibt. Ein Volk, wo die Kunst Gedeihen fand, muß bei aller Herbigkeit und Härte ein Stückchen blauen Himmels und ein Blickchen warmen Sonnenscheins über und in sich fühlen. Ob freilich die bildende Kunst, welche Karl IV., dieser gebildete und sinnige Fürst, über die Berge kommen und in Böhmen mit allem Fleiß anbauen ließ, im Volke selber Wurzel geschlagen, dürfte wohl zu bezweifeln seyn. Kaum hätte sonst Alles so vorkommen können; die Blume im Treibhause des Hofgartens zertritt das Volk, dem sie nicht aus dem Herzen gewachsen ist, unbefangen und mitleidslos mit den Füßen. Wie ward mit der herrlichen Rudolfinischen Sammlung in Prag umgegangen! Bekannt ist das unselige Schicksal des göttlichen Ilioneus in der Czechenstadt. In aller Unschuld riß die frevelhafte Hand eines Handwerkers in Prag dem unvergleichlichen Marmorwerke den Kopf vom Rumpfe, drehte sich aus ersterem eine Kugel und verwendete den leztern zu einem Eckstein seines Hauses. Ein glücklicher Blick fiel darauf, zahlte mit einigen Gulden und mit einem andern Eckstein den Fund, den er an den kunstliebendsten König unserer Zeit um Tausende verkaufte. Die herrliche Zierde der Glyptothek in München ist nicht zu theuer erworben. — Die Kirchen des Landes müssen reichlich mit Werken der einheimischen bildenden Kunst geschmückt gewesen seyn, aber das Allermeiste ist vernichtet. Der Vandalismus hat kein Vaterland. Da braucht man nicht erst zu der rohen Einfalt des Gebirges zu gehen, um, was mir ein durch Böhmen reisender Kenner erzählte, es mit anzusehen, wie ein Tischler eben beschaftigt ist, eine Reihe von Tafelgemälden, die zum Theil, den Resten nach zu schließen, ausgezeichnetes Interesse boten, kurz und klein zusammenzusägen, um aus dem unbrauchbaren Plunder kleine Kindersärge zu machen.

In Wiegstadt, nur eine Stunde von der preußischen Grafschaft Glatz, die ein Gebirgskamm von uns trennt, entfernt, tönt schon viel böhmische Rede an unser Ohr. Immer allgemeiner wird sie auf dem weitern Wege das romantische Thal der „wilden Adler" hinunter. Auf meine doch sehr verständlich gestellte Fragen gab es verzweifelt unverständliche Antworten. Alle meine Sprachkunde, die ich mir von dem Lapidarstyl der immer deutsch und böhmisch geschriebenen Wegweiser und ihrem Wes (Dorf), Mesto (Stadt), zde (hier), do (nach), Ulice (Straße) u. s. w. mit großem Scharfsinn abstrahirt, wollte meist zu nichts weiter als einem trostlosen „nichtverstandice" verhelfen. Und dazu diese breiten, aus Eichenholz geschnizten Czechengesichter mit den breiten, stumpfen Nasen, dem breiten, dicken Munde, den stieren Augen, den knorrigen Backenknochen, diesem Bilde der Trägheit und der wildesten Leidenschaftlichkeit zugleich, auf den breiten Schultern und auf der ganzen rauhhärig kurzstämmigen Gestalt — es wurde mir recht böhmisch zu Muthe.

So eilte ich mit verdoppelten Schritten durch den schönen Abend und die abwechslungsreiche, liebliche Gegend mit ihren köstlichen Rückblicken auf die im blauen Dämmer webenden Sudetenkoppen an den ungastlichen Menschen und Orten vorbei, um bei sinkender Nacht in dem Städtchen Senftenberg, da es Niemand anders that, mich selber willkommen zu heißen. Das Cadettencorps von Ollmütz hatte, auf einem Uebungsmarsch nach Königsgrätz begriffen, Alles auf's Friedlichste weggenommen und besezt; mit Mühe eroberte ich mir ein halbwegs mögliches Lager, um dem andern Morgen entgegen zu dämmern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Froh, mit heiler Haut davon zu kommen, eilte der Sachse von dannen und die Reiter sezten langsam ihren Weg fort, scharf ausspähend mit hellen Augen und voll Hoffnung, den Befehlshaber der Veste mit glatten Worten und durch einige wohlangebrachte Drohungen zu überreden, sich in Unterhandlungen einzulassen. „Wir brauchen ja nicht zu sagen, daß uns kein Fußvolk folgt," meinte Bayar, bemerkte dann, der im Zickzack emporführende Felsenweg sey in der That vortrefflich angelegt, und nur wenige entschlossene Männer dürften hinreichen, ihn gegen ein ganzes Heer zu vertheidigen. Die Sprache, in welcher die beiden Offiziere ihre Unterredung führten, war die zu jener Zeit im preußischen Heere so sehr verbreitete französische, welche König Friedrich bekanntlich in seinen ganz besondern Schutz genommen hatte, und in dieser Sprache also sagte Varneri, auf einen ihnen entgegenkommenden Burschen mit einem Felleisen deutend: „Dort oben scheint es ganz lustig herzugehen; offenbar hat der Gesell da schief geladen und zu Stolpen fehlt es demnach nicht an Geist." — Der Bursche mit dem Reisebündel aber war Gottlieb, welchen die erduldete Mißhandlung noch mehr aufgeregt hatte, als er es schon vorher durch den Branntwein und die bittern Zahren des Abschieds von seiner Liebsten gewesen; er schwankte auf seinen Füßen, doch war er nicht so benebelt, daß er nicht mit schadenfrohem Vergnügen in den Begegnenden feindliche Krieger erkannt und nicht verstanden hätte, was sie just sagten. Statt also still vorüberzugehen, blieb er stehen, blickte, auf seinen Stab gestüzt, zu den Offizieren auf und redete sie ebenfalls auf Französisch an. „Helfe mir der gute Gott, meine Herrn," sagte er, „Geister gibt es dort oben freilich, auch Gespenster und

Digitized by Google

Prügel nach Noten, aber an die Preußen denkt keine Maus, und ihr werdet die ganze Wirthschaft in der schönsten Unordnung finden."

So taumelte er vorüber und Varneri meinte, diese Aussage bestätige allerdings die schon durch den Soldaten mit der Patrontasche ihnen gewordene Auskunft, doch sey eine solche Sorglosigkeit schier unbegreiflich. „Desto entschlossener aber können wir handeln," fügte er hinzu, und hatte in wenigen Minuten darauf den gegründetsten Anlaß, seine Entschlossenheit zu bethätigen, denn plötzlich und unversehens hielten die Ankömmlinge vor dem ersten Schlagbaum, bei dem zwei Schildwachen mit Ober- und Untergewehr und aufgepflanzten Bajonnetten standen, welche beim Anblick der Husaren mindestens eben so sehr erschracken, als diese vor dem ihren. Nun hatte zwar Varneri sich vorgenommen gehabt, bei dem ersten Posten sich als Parlamentär zu melden und nach dem Befehlshaber zu verlangen; sey es aber, daß die Aussagen des Soldaten und des Handwerksburschen seinen natürlichen Uebermuth gesteigert, oder daß die Ueberraschung ihn hinriß, kurz, er riß die Pistolen aus den Halftern, und ohne sich vom Knattern der Hahnen an den Musketen irren zu lassen, rief er: „Ihr habt doch nicht geladen, wohl aber wir. Werft die Gewehre und Patrontaschen in den Graben, sonst schießen wir euch nieder wie tolle Hunde!" — Verdutzt leisteten die Soldaten Folge, ohne ein Wort zu sagen, und wurden nun mit derselben Drohung entlassen, welche am Fuß der Anhöhe ihrem Kameraden das Geleit gegeben hatte.

Die Reiter drangen unerschrocken vorwärts, ohne sich nur einmal nach dem Cornet mit den zwanzig Husaren umzuschauen, die ihnen, wie sie wähnten, in einer Entfernung von höchstens dreihundert Schritten folgten. — Am zweiten Schlagbaum vor der Zugbrücke stand auf dem Posten nur ein einzelner Mann, der bei dem unvermutheten Anblick der Feinde nach dem Seil der kleinen Lärmglocke am hohen Pfahl neben dem Schilderhaus langte, aber es anzuziehen vergaß, als er in die Mündung der gespannten Sattelpistole blickte, die Varneri ihm vorhielt, während Bayars scharfer Säbel den Strang abhieb, so hoch er nur hinauf zu reichen vermochte. „Reiß aus, so lieb dein Hals dir ist!" ermahnte Varneri den Soldaten, der alsbald davonrannte, als wäre die ganze Hölle hinter ihm her. Den kecken Reitern war indessen nicht ganz frei und wohl um's Herz, und die sie umgebende Stille drückte wie mit unheimlicher Gewitterschwüle ihren Muth nieder, als sie unaufgehalten das gewölbte Thor erreichten, woselbst der Obristlieutenant zum erstenmal rückwärts blickte, um nach den zwanzig Husaren umzuschauen, und weil er sie nicht sah, aus voller Kehle mit aller Kraft seiner mächtigen Stimme schrie: „Vorwärts, marsch, marsch!"

Schauerlich hallte der dröhnende Ruf von dem düstern Gemäuer und dem schwarzen Felsgestein wieder, doch zeigte sich keiner der Herbeigerufenen, wohl aber sprang aus der Wachstube unter dem Thorbogen ein Unteroffizier in der Uniform der Invaliden hervor und fragte barsch: „Heda, was soll's?" — Der Mann war ziemlich bejahrt, aber offenbar bei vollen Kräften und unerschrockenen Muthes; dennoch verließ ihn vor dem drohenden Pistolenlauf die Geistesgegenwart, er trat in die Wachstube zurück, wies seine sich neugierig vordrängenden Untergebenen weg und schlug die Thüre zu, worauf Varneri durch seinen Husaren die an der Mauer hängenden Musketen in den Graben werfen ließ, und dann durch die Thüre rief: „Aufgemacht, Hallunken, oder wir schießen hinein!" — Der Unteroffizier öffnete erst, nachdem die Drohung wiederholt worden, und auf Varneris Gebot kam einer nach dem andern einzeln hervor, warf Patrontasche und Untergewehr in den Graben und marschirte ab, vielleicht nicht zur Hälfte so beklommen im Herzen, als die Sieger bei ihren Heldenthaten, zu deren Vollbringung sie wahrlich kaum anders gekommen, wie jener zur Ohrfeige. Verlegen sahen Varneri und Bayar einander an, und in ihren Blicken lag etwas wie eine stille, scheue Frage: ob sie nicht lieber umkehren sollten? Dieß Schwanken jedoch dauerte nicht lange, und dem unheimlichen Eindruck des Ortes und der Umstände mannhaft die Stirn bietend, sagte der erstere: „Le vin est tiré, il faut le boire." — Der andere nickte, und nachdem Varneri dem Husaren befohlen, am Thor zu bleiben, Niemand hinein zu lassen als Preußen, Alle aber, die sonst in seine Nähe kämen, seyen sie Soldaten oder keine Soldaten, hinaus zu jagen und die eigenen, so saumseligen Leute herbei zu rufen, wagten die zwei Offiziere mit dem Trompeter, ihrem Stern und Glück den weitern Verlauf der Dinge anheimstellend, sich durch das Thor in das Innere der Veste.

„War mir's doch, als huschte dort drüben eine Gestalt vorüber," bemerkte Bayar, als sie in die Klengelsburg einbogen. Der Obristlieutenant hatte nichts wahrgenommen, doch sprengten sie hinüber, den Säbel im Riemen am Faustgelenk, in jeder Hand eine Pistole, die Zügel um den Arm geschlungen, um die verdächtige Stelle zu untersuchen, wo sie indessen nichts entdeckten, als eine Art Keller. Sie ahneten nicht, daß just in diesem anscheinenden Keller die Hauptwache sich barg, wohin bei ihrem Anblick die Schildwache sich zurückgezogen, und hinter dem bretternen Verschlag verborgen die Musketen der Mannschaft hingen, deren sie sonst mit leichter Mühe sich bemächtigt hätten. — Alles blieb still und ruhig, wie im tiefsten Frieden, nirgends zeigte sich weder Freund noch Feind, und die weiten Gebäude der Burg schienen völlig ausgestorben, obwohl nach der Berechnung der

Eindringlinge noch zwanzig und einige Soldaten sich darin befinden mußten, indem die Anzahl der bereits Entwaffneten nicht die Hälfte der angegebenen vierzig betrug.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Oktober.

Eine Reise im neuen Styl.

Beim heutigen Zustand der Verkehrsmittel geschieht es leicht, daß man das vorgesteckte Ziel einer Reise um ein Bedeutendes überschweift. So ging es mir so eben, und wenn mich auch mein Weg nicht in unbekannte Länder führte, von denen ich Ihnen viel Neues und Seltsames mittheilen könnte, so ist doch die Schnelligkeit merkwürdig, mit der ich eine große Strecke durchflogen, Anfangs durch rauchende Locomotiven oder schmetternde Posthörner verführt, am Ende aus Neugier, um zu sehen, in wie viel Zeit man von Köln über Aachen und Brüssel nach Ostende und von dort über Antwerpen und Rotterdam wieder den Rhein hinauf gelangen könne. — Es war Donnerstag Mittag, als wir von Köln mit dem Convoi nach Aachen fuhren. Seit die neue Eisenbahn beide Städte verbindet, hatte ich den Weg nicht mehr gemacht, und da ich ihn früher öfters zu Pferde, mit der Post, so wie mit langsamen Miethkutschern zurückgelegt, so empfand ich recht die Segnungen der neuen Einrichtung. Um die Annehmlichkeit der Eisenbahn recht zu schätzen, muß man bekannte Strecken durchfahren, wo man an einzelnen Häusern, Dörfern, Bäumen deutlich erkennt, wie entsetzlich schnell man alles das erreicht, was man früher im Staube der Chaussee so langsam und beschwerlich einholte. In Folge der Festlichkeiten in der Rheinprovinz waren den Locomotiven ungewöhnlich viele, dicht besetzte Wagen angehängt. Das lachte und schrie durcheinander, deutsch, französisch und wallonisch, bis zum großen Königsdorfer Tunnel, der wie ein langer schwarzer Gedankenstrich die lustige Conversation unterbrach. Es ist wirklich ein eigenes Gefühl, so plötzlich aus der Helle des Tages in eine Nacht hineingerissen zu werden, die durch die vollkommenste Finsternis und den Mangel an genießbarer Luft einem Vorhof der Hölle gleicht. Alle muntern Gespräche verstummen, die Maschine kracht und klirrt auf betäubende Weise, und Jeder schließt die Augen, theils weil man im Dunkeln überhaupt hiezu geneigt ist, theils um sie vor dem Dampf und Kohlenstaub zu schützen, der das Gewölbe anfüllt. Der Tunnel ist eine starke halbe Stunde lang, und ob man ihn gleich in drei Minuten durchfliegt, erscheint doch diese kurze Zeit sehr lang. Man hat bei der Bahn von Köln nach Aachen sehr bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden gehabt. Außer diesem großen Tunnel gibt es noch einen kleinen, eine Unzahl von Brücken über verschiedene kleine Flüsse, und bei Aachen einen großen Viaduct, der die Bahn über das Wurmthal führt und dessen mittlere Pfeiler einige achtzig Fuß hoch sind. In Folge der vielen Zwischenstationen braucht man zwei und eine halbe Stunde Zeit, um zu der alten Kaiserstadt zu gelangen, die von Köln fünfzehn Stunden Wegs entfernt ist. Bei der Menge von Wagen verschiedener Gasthöfe, sowie der großen Omnibus, welche die Reisenden nach den Posten und den umliegenden Orten führen, geschieht es leicht, daß man in ein unrechtes Fuhrwerk kommt; so ging es auch uns, und wir fuhren in kurzer Zeit, statt in den Gasthof zu den vier Nationen, zu unserer nicht geringen Verwunderung in den Hof der Lütticher Post. Indessen, statt umzukehren, nahmen wir diese Verwechslung als einen Wink des Schicksals und ließen uns nach Lüttich einschreiben, um die großen belgischen Eisenbahnen in der Nähe zu besehen. Bereits schwebte uns sogar Brüssel im Hintergrunde vor. — Abends zehn Uhr fuhr die Post aus Aachen, und da diese alten Wagen noch drei Sitze neben einander haben, da es regnerisches Wetter war, so daß man, trotz der neun Personen im Innern, fast beständig die Fenster schließen mußte, und da der ganze Weg von Aachen nach Lüttich gepflastert ist, so gehörte dieses Stück Reise, mitten zwischen den herrlichsten Eisenbahnen gelegen, nicht zu den angenehmsten Partien. Obendrein wurden wir aus dem ersten Halbschlummer durch die belgischen Zollbeamten geweckt, die auf der Grenze bei Henri-Chapelle unsere sämmtlichen Effekten, so wie unsere Päße auf's Genaueste revidirten. Endlich lag Lüttich vor uns im Thale, von der aufsteigenden Morgensonne beleuchtet, welche uns zugleich in der Ferne den prächtigen Bahnhof zeigte, wo die Locomotive rauchte und uns freundlichst einlud, auf die fatale langsame Nachtpartie eine windschnelle lustige Tagfahrt zu versuchen. — Diese Aussicht war wirklich zu einladend, und wir ließen uns geduldig auf einen ungeheuern Omnibus laden, der uns geradezu auf den Bahnhof führte. Karten nach Brüssel waren bald genommen, und es verging keine halbe Stunde, so gaben die Kondukteurs mit ihren Hörnern das Zeichen zur Abfahrt und der Convoi setzte sich langsam in Bewegung. Noch vor wenigen Monaten mußte man aus dem Lütticher Thale eine lange Strecke bergan zu Wagen zurücklegen, jezt aber ist auch dieser Theil der Bahn fertig und eine stehende Dampfmaschine schleppt an einem ungeheuern Drahtseil den Wagenzug in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit hinauf. Oben kam uns eine andere Locomotive entgegen, wurde vorgespannt und wir flogen dahin. Das gesegnete, aber flache Land Belgiens auf der Landstraße zu durchschneiden, muß schrecklich langweilig gewesen seyn; denn obgleich wir die Strecke von Lüttich nach Brüssel in drei Stunden zurücklegten, däuchte uns der Weg sehr lang, und obgleich die Räder mit rasender Geschwindigkeit dahin rollten, konnten wir nicht begreifen, warum Brüssel so lange nicht erscheinen wollte. So ist der Mensch; wer früher mit guten Pferden Morgens von Lüttich abfuhr, durfte sich unterwegs nicht lange aufhalten, wenn er bei einbrechender Nacht in Brüssel seyn wollte. Jezt würde man mit der Eisenbahn diese Strecke noch schneller zurücklegen, als ich angegeben, wenn sie nicht einen kleinen Umweg über Mecheln machte. Mecheln ist das Herz der Eisenbahnen Belgiens; hier ist der Hauptbahnhof, wo alle Züge zusammentreffen, um ihre Passagiere auszutauschen. — Es mochte elf Uhr seyn, als wir nach Brüssel kamen, und wir wandten den Nachmittag dazu an, die Stadt flüchtig zu besehen. Wir hatten, wie früher bemerkt, früher höchstens bis Brüssel gehen und von hier nach Aachen zurückkehren wollen. Doch der Bekannte, mit dem ich reiste, hatte noch nie das Meer gesehen, und es wäre doch unverzeihlich gewesen, die vier Stunden, die wir nach Ostende hatten, nicht zu opfern, was ja mit so wenig Kosten geschehen konnte. Auch entschlossen wir uns kurz und saßen schon um sieben Uhr auf der Eisenbahn, um nach Mecheln und von da weiter nach Ostende zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Oktober 1842.

— One to ten!
Lean raw-bon'd rascals! Who would e'er suppose
They had such courage and audacity!

Shakespeare.

Ein Reiterstücklein.

(Fortsetzung.)

Wie denn so gar nichts sich rühren und regen wollte, ward endlich dem Trompeter der Befehl, Appell zu blasen, und kaum waren die kecken Töne des Ansatzes verhallt, als im ersten Stockwerk des großen Gebäudes ein Fenster geöffnet wurde und das verdrießliche Antlitz eines alten Mannes hervortauchte. — „Heda, heh, hoh!" rief der Greis, „wo führt euch denn das Donnerwetter her? Wer hat euch erlaubt, so mir nichts dir nichts in eine Festung hinein zu reiten, welche Seiner Majestät dem König von Polen gehört?" — „Nun, nun," rief Varneri entgegen, „will uns der alte Herr nicht lieber gar auffressen ohne Essig und Oel? Wenn uns Niemand erlaubt hat, hereinzukommen, so hat man es uns doch auch nicht verwehrt und wir sind einmal da." — „Das seh' ich freilich," sagte der oben am Fenster; „aber ist das 'ne Art, so ungemeldet vor dem Commandanten zu erscheinen, in Wehr und Waffen und mit einem blasenden Trompeter? Mir für meinen Theil ist dergleichen noch nicht vorgekommen, so lang ich auch schon die Ehre habe, die Farben Seiner Majestät zu tragen." — Nicht ohne sichtliche Verlegenheit entgegnete Varneri: „Wenn der Herr der Commandant ist, so bemüh' Er sich gefälligst herab. Der Feldmarschall Gesler schickt mich." — „Gleich komm' ich," sagte Liebenau und verschwand vom Fenster. Kopfschüttelnd bemerkte Bayar: „Das wird mir eine saubere Verwicklung. Der Feldmarschall ist ja nicht einmal der Befehlshaber unserer Colonne und meines Wissens sogar in Bautzen zurückgeblieben."

Ohne dieser Bemerkungen zu achten, sah Varneri sich nach seinen zaudernden Husaren um, ungefähr mit demselben Gefühl, mit welchem ein von irgend einem Kläffer angebelltes und beängstigtes Kind nach der erwarteten Mutter umherspäht. Die Reiter kamen nicht, wohl aber trat der General, von ein paar alten Bedienten begleitet, unter die Thüre, beantwortete den Gruß der Ankömmlinge durch ein leichtes Lüpfen des Hutes und sagte dann ziemlich barsch, er wünsche jetzt ihr Begehren zu erfahren. Ganz aus der Fassung gebracht, wußte Varneri in der That nicht, was er antworten sollte, und seine Beklemmung durch angenommene Rauheit bemäntelnd, schrie er: „Was ich will, Alter? Seinen Degen will ich! Er ist mein Gefangener und Seine Festung gehört jetzt dem Könige von Preußen." — Liebenau ward über und über roth im Gesicht, seine Augen blitzten in jugendlicher Leidenschaftlichkeit, und mit einer Kraft, die sich von seiner vor Alter bebenden Stimme kaum erwarten ließ, rief er: „Wache 'raus!

Digitized by Google

Wach' in's Gewehr!" — In demselben Augenblick rauschte und rasselte es aus dem vermeintlichen Keller hervor, und nachdem der General seinen zum Vorschein kommenden Soldaten geboten, „die Kerls" gefangen zu nehmen oder vor den Kopf zu schießen, zog er selbst vom Leder, um mit dem Rufe: „Er will meinen Degen? Er soll ihn haben," auf Varneri einzudringen, der seinerseits im Gefühl der Gefährlichkeit seiner Lage und vielleicht mehr noch durch den ihn unmittelbar bedrohenden blanken Stahl gereizt, halb unwillkührlich seine Pistole losdrückte und den alten General im Feuer zusammenschoß. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel Liebenau vorwärts zu Boden, von welchem seine nacheilenden Diener ihn aufhoben, um ihn in's Haus zurückzutragen, während Varneri sich gegen die unter das Gewehr tretende Hauptwache wandte, wobei ihm das zweite Faustrohr wider Willen losging. „Streckt das Gewehr!" donnerte er den Leuten zu, mit geschwungenem Säbel den Flügelmann bedrohend. Da nun die Musketen nicht geladen und die Bajonette noch ganz friedlich mit den Spitzen abwärts nach den Kolben zu an den Läufen befestigt waren, auch Bayar sammt dem Trompeter ihre Feuerwaffen anschlugen, und von dem Knallen der Schüsse gelockt, der am Thor zurückgelassene Husar mit verhängtem Zügel herbeisprengte, so warfen die führerlosen, erschreckten Soldaten ihre Gewehre sammt Säbeln und Patrontaschen nieder, ergaben sich, vier-und-zwanzig Mann stark, den vier Reitern auf Gnade und Ungnade und schienen herzlich froh, als ihnen die ungesäumt vollzogene Weisung ward, sich alsbald von dannen zu machen. — Als sie fort waren, befahl Varneri dem Husaren, ihnen folgend, Acht zu haben, daß sie wirklich die Veste verließen, und dem Trompeter, dem Herrn von Czekuli das Vorgefallene zu melden, damit er die so unbegreiflicherweise zögernde Mannschaft herbeisende.

Bald darauf waren die zwei Offiziere in dem weiten, öden Hof ganz allein, Varneri in höchster Aufregung und wie berauscht von dem vergossenen Blut, sein Freund und Begleiter aber sichtlich verstimmt und niedergeschlagen. Der Obristlieutenant lud seine Pistolen auf's Neue und sagte dann, sich gewaltsam zum Scherz aufstachelnd: „Wir zwei, Herr Kamerad, kommen mir in diesem Augenblick wahrhaftig vor, wie jener Gascogner, der seinem Feldwebel zurief: ich habe einen Gefangenen! und auf den Befehl, den Gefangenen zu bringen, hinzufügte: ja, er läßt mich nicht los! Es geht uns mit dieser so wunderlich gewonnenen Burg nicht besser, wie dem Sohn der Garonne mit seinem Gefangenen, und wenn sich in irgend einem Winkel derselben noch ein paar entschlossene Männer zusammenfinden, so können sie uns wie in einer Mausfalle fangen." — „Wohl möglich," versetzte Bayar zerstreut, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und dachte im Stillen: „Wenn er nur den alten Mann nicht geschossen hätte!" — Fern davon, des Kameraden wahre Gedanken zu errathen, deutete Varneri seine sichtliche Beklommenheit als Furcht, und um ihm auf eine gute Art fortzuhelfen, bat er ihn, zu Czekuli zu eilen und in ihn zu dringen, daß er nicht länger mit dem Zuzug zaudere. — „Und ich sollte meinen Freund in solcher bedenklichen Lage verlassen?" wandte Bayar ein. — „Ohne Zweifel," versetzte Varneri, „sobald ich es dem Herrn Obristwachtmeister im Dienst befehle." — „Das ist freilich etwas anderes," meinte Bayar, legte grüßend die Hand an den Kolpack und sprengte von dannen, ungewiß, ob in seinem Vorgesezten der Eroberer von Stolpen oder ein Gefangener des Feindes zurückbleibe.

(Schluß folgt.)

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag, der mich nach Königsgrätz brachte, war Sonntag. Ich kam durch mehrere ansehnliche Ortschaften, die gepuzten Landleute feierten in einigen Dörfern einen schönen Kirchweihnachmittag, und da ließ insbesondere die auch sonst nicht häßliche weibliche Bevölkerung den reinlichen Putz, die weißen Halstücher und Schürzen von feinster Leinwand mit reichen Stickereien in den bescheidenen Glanz des ländlichen Festes schimmern. Musik ertönte dazu, frisch und gut genug, um daran zu erinnern, daß, wenn nicht die bildende Kunst im engern Sinn, so doch die innigste und seligste der Künste durch kleine und große Virtuosen, wie den bekannten Tomaschek, Thalbergs Lehrer, auf den böhmischen Bergen und Hochebenen, in dem czechischen Arkadien fort und fort geboren wird. — Noch in dunkler Frühe verließen wir in einem Prachtexemplar von Stellwagen die Thore der gut befestigten Stadt, welche, in weiter Ebene auf einer Erhöhung gelegen, mit ihren Thürmen sich hübsch präsentirt. Einförmig ebene Gegend, schlechte Dörfer ließen mit dem Stellkarren schon zufrieden seyn. Zwischen Chlumitz und Podiebrad, dem klingenden Namen, durchschneidet die Straße die sogenannte schwarze Meile, früher ein mächtiges Sumpfland, dessen fetter schwarzer Boden jezt zu mannigfaltigstem Erträgniß verwendet ist. Immer ging's eben fort an den flachen Ufern der ausgetretenen Elbe, bis sich hinter Tauschim die Straße aus der Thalniederung hinüber zu dem Hügelrande wendet, dessen Abdachung

Digitized by Google

das östliche Ufer der Moldau bildet und so uns endlich in das alte königliche Prag hinunter führt.

Ohne uns erst lange im Innern umzusehen, eilen wir, nachdem wir in dem trefflichen Gasthaus zum goldenen Engel bei einem schwäbischen Landsmann abgestiegen, durch die Stadt, über die Moldau hinüber und hinauf zur Krone der alten Königsstadt, dem allbeherrschenden Hradschin. Einziger gelegen habe ich, Windsor-Castle in England ausgenommen, noch keinen Herrschersitz gesehen. Denke dir die breite Moldau von Süden nach Norden und von da in starker Wendung gegen Osten fließend. Das Thal ist eng und tief, von Westen fällt die Hochebene jäh und schroff hinab, mähliger dacht sich das östliche Plateau an den Strom hinunter ab. Auf einem vorspringenden Winkel des steilen westlichen Hanges thront, nördlich von dem buschigen Hirschgraben, südlich durch eine tiefe Mulde von der bergigen Umgebung abgeschnitten, in mächtiger Ausdehnung die Königsburg Hradschin, oben auf der Höhe eine Schaar von Baulichkeiten um und hinter sich versammelnd, den Abhang hinunter und drunten auf dem ganzen Raum der Abdachung und Abflachung bis zu dem Flusse den ältesten Stadttheil Prags, die Kleinseite, wie einen buntgestickten Teppich sich zu Füßen breitend. An der Spitze des Schloßvorsprunges stehend und gegen Osten gekehrt haben wir also unmittelbar unter uns die Kleinseite, links beginnt der Strom an dem Fuße des steilen Thalabhanges, auf dessen Höhe der Prager Volksgarten angelegt ist, seine östliche Wendung. Am westlichen Ufer ist kein weiterer Raum für Bauten, auf dem östlichen aber zieht sich vor uns von der Linken zur Rechten das eigentliche Prag als Alt- und Neustadt die ganze Uferfläche hinauf, bis da, wo das Plateau näher und schroffer am Flusse abfällt, unmittelbar über der Moldau, doch nicht so hoch und steil als der Hradschin, auf günstigster Höhe die alte Veste Wischerat sich erhebt. Sie ist also auf dem uns gegenüber liegenden östlichen Ufer die südlichste Warte, wie unser Hradschin auf dem westlichen Abhang die nördlichste ist. Auf diesem Hang haben wir zur Rechten das Kloster Strahow, weiter den Laurenzberg, ferner die Hasenburg und endlich die Villa des Grafen Kinsky. Der steile Hang ist mit Baum und Wein auf's Schönste begrünt, und an seinem Fuße streckt sich die Kleinseite den schmalen Ufersaum hinauf, bis fast dem Wischerat gegenüber.

Doch ehe wir das wundervolle Panorama über die Stadt von mehr als hunderttausend Einwohnern zu unsern Füßen von der Höhe des Domthurmes herab genießen, werfen wir einen Blick in die uns umgebenden Herrlichkeiten. Das große Residenzschloß mit seinen mächtigen Fensterreihen gegen Norden und Osten ist gewöhnlich unbewohnt, doch im besten Stand erhalten. Von hohem Interesse waren uns die alten Brustbilder von Heiligen aus der Kapelle vom Schloß Karlstein, welche von Theodorich von Prag im Auftrag Karls IV. gemalt, durch Unbill der Zeit und gefliſſentliche Vernachlässigung verdorben, jezt von Professor Molowsky wieder hergestellt wurden. In einigen obern Sälen des Schlosses standen und lagen die hundert und vier-und-dreißig Gemälde umher. Die Malerei ist eine Art Tempera, die Farbe eigenthümlich weich behandelt, der Styl grandios, aber etwas plump, gleichförmiger, ächt böhmischer Typus, derb, schwer, hartknochig, Gesichter, wie man sie heute noch als ächt czechisch unter der so gemischten, mit mehr als einer Million Deutscher versezten Bevölkerung des Landes herausfindet, doch nicht ohne Anmuth und Lieblichkeit, besonders in den Köpfen einiger weiblichen Heiligen. Im Belvedere zu Wien befinden sich zwei Bilder aus dieser Sammlung; die Großheit und Würde der Formen imponirt auch an ihnen im höchsten Grade. Bei der Masse von bestellter Arbeit mußte sie natürlich in's Fabrik- und Handwerkmäßige übergehen. Sämmtliche Bilder sollten nach ihrer Restauration, welche die Regierung besorgen läßt, wieder an ihren alten Ort nach Karlstein zurückgebracht werden, und zieren ohne Zweifel bereits wieder die Kapelle dieser merkwürdigen Veste. Freier und geistiger ist die Tafel von dem andern berühmten Hofmaler Karls, von Thomas v. Mutina, eine Madonna und vier kleine Heiligenfiguren an den zwei Seitenleisten enthaltend. Auch von diesem sinnigen Maler enthält die Sammlung des Belvedere ein ausgezeichnetes Heiligenbild.

Für den aufstrebenden Kunstsinn in Böhmen geben die übrigen zum Theil erst in neuerer Zeit sich bildenden Gemäldesammlungen Prags ein erfreuliches Zeugniß. In einem Gebäude auf der Nordseite des Hradschin befindet sich die ständische Galerie, welche aus alten Schätzen und neuen Schenkungen von Seiten böhmischer Großen und insbesondere des Vereins der Prager Kunstfreunde zu einer reichen Sammlung heran wächst. Alle Schulen sind bereits darin vertreten und namentlich zählt die alte deutsche Malerei nicht wenige Repräsentanten von hohem Interesse.

(Fortsetzung folgt.)

Mit einem Röschen.

Dieß liebe Röschen fand ich gestern,
Es nickte freundlich mir vom Strauch:
Schon sind des zarten Spätlings Schwestern
Verwelkt vorm scharfen Windeshauch.

Digitized by Google

Es scheint wehmüthig mich an Tage
Zu mahnen, die vorüber sind,
Und drum mit kaum verhaltner Klage
Send' ich es dir, du trutzig Kind!

Der Sommer grüßt zum Abschied gerne,
Wenn ringsum Alles welkt und dorrt:
Du aber bist so lang schon ferne,
Und — nicht einmal ein freundlich Wort!

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Oktober.

(Fortsetzung.)

Eine Reise im neuen Styl.

In Mecheln ist ein wirklich merkwürdiges Leben; die weitläufigen Gebäude des Bahnhofs mit allen möglichen Werkstätten begrenzen einen weit ausgedehnten Platz, auf dem sich eine Menge Eisenbahnen von allen Richtungen her kreuzen. Oft stehen drei bis vier Züge zu gleicher Zeit da. Die Locomotive rauchen, die Passagiere sitzen in bunten Reihen und die Kondukteurs laufen emsig hin und her und rufen laut die Namen der Städte, die dieser oder jener Zug berührt, um einen nachlässigen Passagier vor der Unannehmlichkeit zu bewahren, nach dem unrechten Orte zu gelangen. Und doch ist im ganzen Getreibe eine merkenswerthe Ruhe und Ordnung; die Beamten der Bahn sind äußerst höflich und artig, und wissen gewöhnlich den Passagieren in drei Sprachen Auskunft zu geben. — Wenn man die vielen Locomotive sieht, die den augenblicklichen Dienst versehen sollen, oder zur Reserve geheizt und hergerichtet sind, so kann Einem wohl die Idee kommen, als seyen all die tausend Passagiere, die in den eleganten Wagen sitzen, nur Zuschauer bei einem großartigen Wettrennen. Die Lokomotive sind die Rennpferde und werden von den Maschinisten in dem großen Bahnhofe auf- und abgefahrt, damit ihre Glieder gelenkig werden, bald rascher, bald langsamer, und die schönen Maschinen gehorchen leicht und willig dem Druck der Handhabe, wie ein edles Roß der Bewegung des Zügels. Plötzlich erschallt eine große Glocke, und aus den Restaurationen stürzen die letzten Passagiere eilfertig zu den Wagen. Jezt verlassen die Locomotive die kurzen Nebenbahnen und werden vermittelst der großen Drehscheiben vor die betreffenden Züge gespannt. Die Kondukteurs laufen längs der Wagenreihe hin und her, um jede Thüre sorgfältig zu verschließen. Sobald dieß geschehen ist, gibt der Beamte des lezten Wagens durch drei Hornstöße das Zeichen, daß bei ihm Alles in Richtigkeit ist, welches Signal von dem des ersten Wagens wiederholt wird. Die Maschine stößt den überflüssigen Dampf aus und sezt sich in Bewegung. Von Mecheln aus fahren gewöhnlich die drei Convois nach Lättich, Ostende und Antwerpen eine kurze Strecke nebeneinander her. Anfänglich geht es langsam, doch merkbar immer schneller und schneller; jezt wenden sich die drei Eisenbahnen in weiten Bogen jede nach einer andern Richtung, und da nun auch die Locomotive in vollem Laufe dahin jagen, ist jeder Zug bald aus dem Gesichtskreise des andern entschwunden. — Es mochte eilf Uhr seyn, als wir nach Ostende gelangten, und da wir uns von Köln aus mit keinem überflüssigen Gepäck versehen hatten, so konnten wir uns gleich aus dem Wagen nach dem Hafendamme, dem Dyk, begeben, um einen Blick über das Meer zu werfen und uns nach einem Bade umzusehen. Mein Freund, der, wie schon gesagt, hier zum erstenmal die heilige Salzfluth sah, stand sprachlos beim großartigen Anblick, und auch mir, der ich das Meer an vielen Küsten schon gesehen, schlug das Herz rascher. Bald stiegen wir an den Strand hinab, um uns eines der Badekarren zu bemächtigen, von denen, da es eine ungewöhnliche Stunde zum Baden war, viele leer standen. So ein Seebad ist der köstlichste Genuß, so erfrischend und stärkend; leider war es gerade Ebbe und die Wellen gingen nicht hoch. Wir bezahlten für das Bad nebst der Badekleidung zusammen einen Franken. In der wohl eingerichteten Restauration Hammer speisten wir ausnehmend gut und billig, und standen schon im Begriff, noch einen Tag in Ostende zuzusetzen, was wir auch gethan haben würden, wenn wir einige Bekannte, die wir hier vermutheten und die auch wirklich hier waren, aufgefunden hätten; aber ein Fremdenblatt, das hier erscheint, kommt nur alle vierzehn Tage heraus, und auf der Polizei war man zwar ausserordentlich artig und freundlich, konnte uns aber keine Auskunft geben. So schlenderten wir mißvergnügt dem Bahnhofe zu, und wenn wir die zurückgelegte Strecke überdachten, waren wir darüber einig, daß der Weg von Lättich nach Aachen, den wir auf dem schlechten Postwagen und dem entsetzlichen Pflaster nothwendig wieder genießen mußten, gar unangenehm sey. Ein anderer Weg, um nach Köln zu gelangen, lag allerdings vor uns; doch erwähnten wir desselben Anfangs nur scherzweise gegen einander; denn es grenzte etwas an's Fabelhafte, von Ostende über Antwerpen und Rotterdam den Rhein hinauf sich dorthin zu begeben. Indessen waren wir im nächsten Augenblicke Beide gar nicht abgeneigt, diese zwei Städte, so wie die Schelde und Osterschelde zu sehen, und ein kleiner Umstand entschied über unser Schicksal. Da der Convoi von Ostende zugleich nach Brüssel und Antwerpen abging, fragte mich der Beamte am Schalter, indem er zwei Karten hervorsuchte: „Pour Anvers, Monsieur?“ und ich sagte: Ja. Eine Viertelstunde darauf fuhren wir schon dahin, kamen im Umsehen nach Brügge und Gent und bei einbrechender Nacht nach Mecheln, wo sich die Züge für Brüssel und Antwerpen theilten. Mit lezterem fuhren wir unter einem starken Gewitter dahin und waren Abends um neun Uhr in der Vaterstadt Rubens. Wir suchten im Dunkeln die Statue des großen Niederländers und sahen sie auch bald in undeutlichen Umrissen hervorragen. Das war aber auch Alles, und nachdem wir ein Abendessen eingenommen, mußten wir uns auf das Dampfboot nach Rotterdam begeben, das um Mitternacht abfuhr. Wer schon große Strecken auf Eisenbahnen zurückgelegt hat, weiß, daß das eigenthümliche Rütteln auf denselben sehr ermüdet, weßhalb wir auch bald entschliefen und erst wieder erwachten, als die Sonne hinter den kahlen Dünen der holländischen Küste emporstieg.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. Oktober 1842.

Das ist ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Thal, der Häuser auf den Höhn!

A. Grün.

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsetzung.)

Ueberall, wo ein Volk zu neuem Frühling erwacht, ist es die Kunst, welche mit ihren Blumen, mögen sie vorerst auch noch unscheinbar und nur vereinzelt erscheinen, zuerst das Zeugniß von dem frischen, jungen Leben, das sich entwickeln will, ablegt. Böhmen beginnt sich auch mehr und mehr zu fühlen und aus langem Winterschlafe zu erwachen. Junge Kräfte in Wissenschaft, Literatur und Kunst stellen sich dem Aufstreben der Industrie an die Seite, und die Regierung, die durch den Burggrafen von Chotek auf ausgezeichnete Weise vertreten wird, läßt es nicht an Aufmunterungen fehlen. Wenn nur erst die reichen Cavaliere aufhören, ihre Güter im Ausland auf Luxus und Hofdienst zu verwenden, wenn erst Alle dem Vorbild Einzelner folgen und dem Vaterland mit ihren materiellen und geistigen Mitteln unter die Arme greifen, so wird Böhmen über die bloß provinzielle Bedeutung auf noch ganz andere Weise sich erheben. Schon jetzt liefert vorzugsweise das slavische Böhmen dem großen Kaiserstaate seine meisten Geschäfts- und Regierungsmänner. Es ist ein anstelliges, begabtes Volk. Seine treffliche alte Literatur ist davon Zeuge, was es leisten kann, wenn es einmal wieder den Schwerpunkt gefunden haben wird, den es seit den unglücklichen Hussitenkriegen verloren hat.

Als Mittelpunkt des Hradschin erhebt sich die mächtige Domkirche zu St. Veit, dem Schutzpatron der Böhmen. Kirche und Thurm sind unvollendet, was aber vollendet ist, stellt sich überallhin höchst großartig dar. Meister Matthias, ein Franzose aus Arras, hat sie 1343 gegründet, vollendet wurde sie so weit 1385 durch Peter Arler aus Schwäbisch-Gmünd. Sie reckt und streckt sich auch ganz im Style der französisch-gothischen Kirchen empor. Die großen Strebebögen, welche sich von dem hohen Mittelschiff über die breiten Seitenschiffe zu den doppelten Strebepfeilern herunterschwingen, machen den Chorbau ungemein luftig und ragend, fast etwas zu sehr isolirt und zersplittert starrend, mehr als vereint strebend. Im Innern ist der Eindruck des mächtigen Baues gewaltig, namentlich frappirt die Masse Lichtes, welche aus dem hohen Mittelschiffe durch die nur von schmalen Pfeilern geschiedenen hohen Spitzfenster in die Tiefe herniederdringt. Imposant ist das, aber nüchtern, wie der ganze französische Kirchenstyl. Das geheimnißvolle Dunkel, welches zum Wesen des deutschen Baus gehört, ist dadurch schreiend gestört, und wenn, wie hier, nicht einmal gemalte Fensterscheiben den grellen Lichtschein dämpfen, so geht der wesentlichste Eindruck der erhabenen, eigenthümlich

Digitized by Google

heiligen Bauweise zu Grunde. Es ist Alles zu luftig, licht und flatterhaft für die ernste religiöse Stimmung.

An den Säulen und Wänden hängen einige interessante alte Gemälde, vornehmlich ein schöner byzantinischer Christuskopf, nächst dem lieblichen Madonnenbilde in der Theinkirche der Prager Altstadt das bedeutendste alte Bildwerk der Prager Kirchen. Das große Altarblatt: die Madonna vom Evangelisten Lukas gezeichnet, aus der Schule des Bernhard von Orley, hängt für nähern Genuß leider zu hoch. Höchst interessant ist noch die hochgewölbte, mit der Domkirche verbundene St. Wenzelskapelle, deren Wände ganz mit böhmischen Edelsteinen ausgelegt und mit Wandgemälden aus der alten Prager Schule, die Geschichte des heiligen Märtyrers darstellend, geschmückt sind.

Durch eine enge, hohe, ganz finstere Schneckenstiege winden wir uns endlich auf den Thurm hinauf, von dessen bedeckter Galerie aus sich ein Blick auf die ganze Stadt und Umgebung bis an das ferne Gebirge mit seinen blauen Kuppen und Kämmen eröffnet, wie du ihn nirgends größer und schöner zu thun vermagst. Hinter uns, wo die Sonne sich zum Untergange neigt, hebt sich das Plateau hinüber, das voll historischer Erinnerungen ist. Es ist der weiße Berg, und der blutige Tag des 8ten Novembers 1620 zeigt uns in einer kurzen Stunde den unglücklichen, unter Pomp und Lust die Anstalten zur Gegenwehr versäumenden Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz durch Herzog Maximilians Uebermacht aus den dürftigen Verschanzungen hier oben und aus dem Feld geschlagen, verlassen und hoffnungslos nur mit den vornehmsten böhmischen Herren über die Grenzen nach Brandenburg und Holland fliehend. — Als man eben den westphalischen Frieden geschlossen, sehen wir „das dreißigjährige Waffengetöse zu derselben Stadt zurückkehren, von welcher es ausgegangen.“ Der schwedische Feldherr Königsmark überfällt von eben dieser Westseite her die kleine Seite Prags und gewinnt sie, während sich die Altstadt gegen den Pfalzgrafen Karl Gustav so glücklich vertheidigt. — Ein Jahrhundert nachher, am 20sten November 1741, dringt hier der Churfürst von Bayern, Karl Albrecht, feindlich mit Sturm in die alte Königsstadt, und wenige Jahre darauf überfällt und gewinnt der große Preußenkönig den Hradschin, der noch jetzt Kugeln aus den feindlichen Geschützen aufzuweisen hat.

Und nun in der Tiefe unter uns die ausgedehnte, malerisch in's Thal und an den Berg gebreitete Doppelstadt, durch welche sich das blaue Band der Moldau schlingt; in dem mächtigen Flusse eine grüne buschige Insel nach der andern; über seine raschen Wogen springt von Bogen zu Bogen die massive steinerne Brücke, eine Schöpfung König Karls, unter den drei Wunderbrücken des vorigen Deutschlands die längste, wie die Dresdner die schönste, die Regensburger die festeste hieß. Aus dem wogenden Häusermeer aber zucken und blinken die hundert und aberhundert Thürme und Spitzen, welche den Anblick der merkwürdigen Stadt so ganz besonders charakteristisch machen. Keine Stadt, selbst London nicht im Verhältniß, hat eine solche Unzahl von Thürmen. In eigenthümlicher Bauart reihen sich stets um die eine Thurmspitze vier, sechs, acht wie die Jungen um die Mutter her. Die Thürme sind gewöhnlich viereckig, und so hängen sich an den vier Seiten und Ecken des jähen Daches in der Regel noch die kleinern Spitzthürmchen keck und lustig herum. Da ist denn nicht leicht ein Standpunkt, auf dem du nicht auf einmal vierzig, fünfzig, sechzig, ja noch mehr solcher Zierden in die Höhe schießen sähest. Ueberallhin die mannigfaltigste Abwechslung, das bewegteste Leben von Fluß zu Stadt, von Berg zu Thal; ein Ineinanderfließen von Licht und Schatten, von blauem Himmel und von Baum- und Rebengrün auf Feldern und Hängen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterstücklein.

(Schluß.)

Dem ungeduldig harrenden Varneri schlich die Zeit mit bleischwerer Trägheit hin. Niemand wollte sich zeigen, außer ein paar einzelnen sächsischen Soldaten, die er mit leichter Mühe entwaffnete und von dannen jagte, indem er sie, wie früher alle ihre Kameraden, bedrohte, sie unter das preußische Kriegsvolk zu stecken, wenn sie sich wieder blicken ließen. Während unten auf der Landstraße Czekuli den Berichten des Trompeters und Bayars keinen Glauben schenken wollte, beide zurückhielt und die begehrten Leute hinaufzuschicken zögerte, weil er dieselben durch einen Hinterhalt zu verlieren fürchtete, ritt oben der Obristlieutenant hin und her, bald zu der nach dem Innern führenden Brücke, ohne sich jedoch durch den Thorbogen hindurch zu wagen, bald gegen den äußern Eingang, um nach denen auszuschauen, die er so sehnlich erwartete, voll bitterlicher Ungeduld und Besorgniß, aber dennoch jedenfalls fest entschlossen, lieber zu sterben als seine Beute fahren zu lassen. Doch entschloß er sich nach einer ewiglangen Stunde vergeblichen Harrens und Bangens endlich, sich nach dem ersten Schlagbaum zurückzuverfügen; dort fand er den Burschen, welcher ihn auf Französisch angeredet hatte, und der nun, offenbar von Neugierde getrieben, wieder den Berg heraufkam. Varneri fragte denselben, ob er ein gutes Trinkgeld verdienen wolle, und Gottlieb, dessen Rausch

igitized by Google

in der Zwischenzeit verflogen war, entgegnete, er begehre nach keinem Trinkgeld, doch sey er gern erbötig, dem Herrn Offizier einen Gefallen zu thun, wenn dieser ihm hernach erlauben wolle, wieder in die Festung zu kommen. Zugestanden, betheuerte Varneri, zog die Schreibtafel hervor, schrieb flüchtig einige Zeilen an Puttkammer und trug dem Burschen auf, das Brieflein zu bestellen und sich als Führer in die Burg anzubieten.

Gottlieb verhieß, alles getreulich zu vollführen, und der Held des Zufalls wandte sich wiederum dem Schauplatz seiner Thaten zu, um der gespenstigen Einsamkeit auf's Neue Trotz zu bieten, obschon er lieber sich mit zwanzig Feinden herumgeschlagen hätte. Sorgsam untersuchte er nochmals die Wachstube des ersten Thores und die ganze Klengelsburg; Alles war öd und still; auch von der Wohnung des verwundeten Befehlshabers her ließ sich kein Laut vernehmen; wahrscheinlich war der alte Mann schon todt und seine Diener sammt den übrigen Insaßen der Veste hatten sich furchtsam verkrochen. Indessen neigte sich der Tag dem Ende zu, der einsame Reiter dehnte nach und nach seine Forschungen bis über die innere Brücke hin aus, wagte sich durch das Thor, das sich auch ohne Hülfe menschlicher Hände und Waffen allein schon durch die Schauer seiner Einsamkeit zu vertheidigen schien, und gelangte, ehe er sich dessen recht versehen, zum Johannisthurm, auf dessen Schwelle endlich ein menschliches Wesen sich blicken ließ, eine hochbejahrte Dame, in welcher der Fremdling, der Beschreibung des Soldaten nach, die Gefangene von Stolpen zu erkennen nicht zauderte. Voll Freude, die drückende Einsamkeit unterbrochen zu sehen, begrüßte er die Grafin auf's Höflichste und erwartete, von ihr nicht minder zuvorkommend empfangen zu werden, ein willkommener Befreier aus langwieriger Haft. Darin jedoch irrte er wiederum, wie denn überhaupt alle Begegnisse dieses wunderlichen Tages jeglicher Vorausberechnung spotten zu wollen schienen. Statt ihn willkommen zu heißen, wie er allen Ernstes gemeint, empfing ihn die Gräfin mit einer Fluth von Schmähreden, nannte ihn den feigen Mörder ihres alten Freundes Liebenau, einen Elenden, welchen für das begangene schmähliche Bubenstück die irdische Gerechtigkeit erreichen, die ewige Strafe nicht schonen und die Nachwelt brandmarken werde, und übergoß ihn dermaßen mit Schmach und Hohn, daß er, der doch sonst weder Tod noch Teufel scheute, nimmer Stand zu halten vermochte, sondern vor der geläufigen Zunge eines alten Weibes Reißaus nahm, nach dem Ausgang sprengte und vielleicht den Plaß ganz und gar verlassen hätte, wär' ihm nicht, kaum mehr erkennbar in dem lezten Schimmer der in Nacht verschwimmenden Dämmerung, Puttkammer mit einem Zug Husaren entgegengekommen, um in aller Ordnung von der so seltsam und unbegreiflich durch vier Reiter eroberten Veste förmlich und regelmäßig im Namen des Königs von Preußen Besitz zu nehmen.

Noch ist hinzuzufügen, daß Varneris Kugel den greisen Befehlshaber nicht tödtlich getroffen, sondern nur zwischen Haut und Fleisch gestreift hatte, und der alte Herr den Schrecken noch um einige Jahre überlebte. Die übrigen Offiziere des Schlosses wurden zu Gefangenen gemacht, und die Preußen erbeuteten bei dieser Gelegenheit zwölf Kanonen, mehrere Mörser und Falkonets, nebst einem sehr großen Vorrath von Waffen, Pulver, Kugeln und Lebensmitteln. Auch steht zu vermuthen, daß die Folgen dieses denkwürdigen Reiterstückleins dem Gottlieb und seiner Erdmuthe zu gute gekommen sind; denn wenn auch nichts ausdrücklich davon erwähnt wird, so wissen wir doch, daß der im Jahr 1828 als ein siebzigjähriger Greis zu Dresden verstorbene Hofrath Johann Georg Tzschirner der zweite Sohn eines Sporers und Riemers zu Pirna war, in welchem wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, den besagten Gottlieb wieder erkennen.

Als besondere Denkwürdigkeit dürfte ausdrücklich zum Schlusse noch zu erwähnen seyn, daß Varneris Schuß auf Liebenau der erste war, welcher in dem blutigen und ereignißreichen siebenjährigen Krieg überhaupt gefallen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der schlimme Sommer.

Ein Sommer voll „Hochgezeiten und Freuden" mit der Aussicht von Hunger und Noth im Winter. Freudenfeuer und Jubelschüsse vom Rheine her, und Feuerbrände am Horizont, wohin das Auge sich wendet, und Sturmglocken! Wir freuen uns herzlich über die schönen, deutscher Eintracht gewidmeten Feste, über unsers Königs Triumphzug und seine aus dem wärmsten Gefühle geflossene Rede, die er in Köln vor den versammelten Gästen hielt; wir freuen uns noch ganz speziell als Altpreußen, daß durch diese Feste die Bundesbrücke zwischen uns und den Rheinpreußen fest geschlagen scheint, und wollen dem Werke des Dombaus allen möglichen Segen wünschen. Aber zum Enthusiasmus war es bei uns erstlich zu heiß, zweitens war der Vorgang zu fern, auch wohl für Viele zu fremd, und drittens sind die drohenden Aussichten uns zu nahe. Daß unsere Stadtgärten verdorrt sind und die Früchte, die im Frühjahr in nie gesehener Fülle an den Bäumen hingen, verschrumpften und abfielen, ließe sich ertragen, aber die Nachrichten vom Lande sind betrübend. Die Wiesen von der Sonne verbrannt, die Gesträuche verdorrt, die Flüsse lang hingedehnte Sümpfe. Die Kartoffeln sind schon jezt im Preise gestiegen; wenn dieß Verhältniß im Winter fortdauert, so sieht man mit Schrecken dem Elend der Armen entgegen. Fast noch bedrohlicher sind die in Folge der unterbrochenen Schifffahrt schon jezt bedeutend gestiegenen

Preise des Holzes und des Torfes. Die Noth des Landmanns, für den die Presse zur Zeit nur noch ein halbes Organ ist, kommt dem Städter erst durch mannigfache Vermittelung zur Kenntniß. Daß wir die Butter theurer bezahlen müssen, ist uns noch kein Symbol dafür, daß dem Bauern und Gutsbesitzer das Futter ausgeht und er genöthigt ist, seinen Viehstand zu verkleinern und seine besten Stücke um einen Spottpreis loszuschlagen. Die Concurrenz einer großen Stadt führt noch immer Mittel herbei aus verschonten und glücklichern Gegenden, wie denn die Ernte in jeder Beziehung jenseits der Weichsel vortrefflich ausgefallen ist, dem großen flachen Lande aber gehen diese Mittel ab. Und doch sieht es bei uns in der Mark, die doch ihre tiefen und fruchtbaren Bruchgegenden hat, noch lange nicht so traurig aus als im benachbarten Sachsen. Reisende, welche dasselbe nach allen Richtungen durchstreiften, können nicht genug den trostlosen Anblick der verbrannten Felder und der dem Tode gewidmeten Heerden schildern.

Auch was Feuersbrünste anlangt, sind wir um etwas besser weggekommen, als unser vielfach heimgesuchtes Nachbarland. Die Flammen haben doch nicht ganze Städte und Wälder verzehrt wie in dem unglücklichen Sachsen, für das ein Noth- und Hülfsruf durch ganz Deutschland verhältnißmäßig vielleicht mehr Noth thäte, als vor Monaten für das reiche Hamburg. Wäre da schon die Idee einer Nationalbeihülfe erschöpft? Freilich, wenn Deutschland für das ärmere Oschatz und Camenz angerufen würde, könnte nicht auch mit demselben Rechte dieses und jenes abgebrannte Dorf, wo die Bauern so gut als mancher Hamburger ihr Alles verloren und im Wege der Kollekten in der Umgegend vielleicht im Ganzen ein paar Thaler für sie eingingen, könnte das arme Dorf nicht eben so gut Anspruch auf die Nationalunterstützung machen? Wo ist die Grenze, wo Mitleid und Theilnahme zur allgemeinen, zur Nationalpflicht werden? Zur Zeit sind Brandkollekten nur Gnadenspenden; Laune, Zufall, auffällige Umstände, geschicktere Fürsprecher in den Zeitungen, nicht Verdienst und Bedürfniß entscheiden. Aber der Gedanke an eine große, allgemeine, deutsche Feuerversicherung dürfte, unreif heute noch, sich mit der Zeit einem Projekte nähern, an dessen Möglichkeit und Realisirung wir freilich heute noch so wenig denken können, als man vor dreißig Jahren an einen allgemeinen deutschen Zollverband dachte. Noch sind mehrere der zum Besten der Hamburger Abgebrannten projektirten Schriften und Bücher nicht erschienen, und wenn sie erscheinen, werden sie uns fast als ein Spott vorkommen. Wer denkt heute noch daran, ein Scherflein nach Hamburg zu senden, wo Ueberfluß an Geld ist und, wie verlautet, an Lebenslust!

(Fortsetzung folgt.)

Köln, Oktober.

(Schluß.)

Eine Reise im neuen Styl.

Unser Schiff fuhr äußerst langsam, nicht wegen Schwäche seiner Maschinen, sondern wegen mangelnder Concurrenz, wie uns der gähnende Kapitän versicherte; sonst, als noch eine zweite Gesellschaft diesen Weg machte, kamen die Schiffe schon Morgens um acht Uhr nach Rotterdam, und wir gelangten erst um eilf Uhr dahin. — Es war Sonntag, und mochte unser etwas defekt gewordenes Reisekostüm Schuld seyn, oder die übertriebene Reinlichkeit der holländischen Häuser und Menschen, genug, wir fühlten uns beim Anblick der reinlichen, geputzten Stadt nicht heimlich und nahmen das Anerbieten eines Flakers an, dem noch zwei Menschen an einer Ladung nach dem Haag fehlten. An dieser Hauptstadt des Landes selbst lag uns eigentlich nichts; bei unserem eiligen Durchstreifen konnten wir ja doch von ihren Merkwürdigkeiten nichts genießen; aber Scheveningen reizte uns, und unser gestriges Seebad in Ostende hatte in uns große Lust zu einem zweiten gemacht. Auf dem Weg zwischen Rotterdam und dem Haag wurde mir ordentlich bange. Da ist Alles so in geraden Linien gezogen, so blank gescheuert und bunt angestrichen, so gar nichts Zufälliges, von der Natur Hervorgebrachtes, woran man seine Freude haben könnte. In den Wirthshäusern, wo wir unterwegs anhielten, war ebenso Alles unheimlich reinlich und obendrein entsetzlich theuer. Alles, was wir gestern noch mit einem Franc bezahlt hatten, kostete heute einen Gulden. So kamen wir nach dem Haag, und an der Postexpedition, wo wir abgeladen wurden, hatte ich es nur meiner Standhaftigkeit zu danken, daß wir für einen Flaker nach Scheveningen nicht fünf holländische Gulden bezahlen mußten, indem einer der Postbeamten uns fast mit Gewalt hinein nöthigen wollte. Es gelang mir mittelst einiger Grobheiten loszukommen; wir hatten aber damit vier Gulden verdient, denn ein anderer Lohnkutscher führte uns für einen Gulden gern nach Scheveningen. Indessen hatten wir hier von diesem Rosselenker eine andere Kränkung auszustehen, indem er beim Aussteigen schon sein ganzes Geld haben wollte, da wir ihn doch auch für die Rückfahrt gemiethet. Er stützte seine Forderung auf den sehr angenehmen Grund, wir könnten ja möglicherweise im Meer ertrinken. Wir ertranken aber nicht, sondern erfrischten uns trefflich in den hochgehenden Wellen, für welchen Genuß wir aber einen Gulden die Person zu bezahlen hatten. Abends eilten wir nach dem Haag und von da nach Rotterdam zurück, wo wir die Nacht ruhig verschliefen, um am andern Morgen ein Dampfboot der niederländischen Gesellschaft zu besteigen, das uns in zwei Tagen rheinaufwärts nach Köln brachte. Obgleich man uns auf dem Bureau dieser Gesellschaft versichert hatte, wir würden schon am Abend gegen acht Uhr nach Emmerich gelangen, so wurde es doch halb zwölf, und am folgenden Tage, wo das Schiff gegen eilf Uhr in Köln seyn sollte, gelangten wir erst um vier Uhr Morgens dahin, ein Verfahren und Fahren, das sich die niederländische Gesellschaft oft zu Schulden kommen läßt, und das in öffentlichen Blättern ernste Rüge verdiente. So hatten wir in fünf Tagen, durch Umstände und Gelegenheiten verführt, eine sehr bedeutende Strecke zurückgelegt, waren freilich wie Briefpfeilen gereist, hatten aber dabei wenigstens, wenn auch nur im Fluge, die trefflichen Einrichtungen so wie die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der belgischen Eisenbahnen kennen gelernt. — Diese ganze Tour hatte Jeden von uns etwa 40 Gulden gekostet, was für den Kreis, den wir über Aachen, Lüttich, Brüssel, Gent, Brügge, Ostende, Antwerpen, Rotterdam, Haag, Scheveningen, Emmerich, Wesel, Düsseldorf beschrieben, gewiß sehr wenig ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 22. Oktober 1842.

Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Goethe.

Der Cultus des Todes.

Eine Phantasie über die Todesstrafe

von A. v. Sternberg.

Es war ein düsterer, neblichter Morgen, als ich aus den Schatten eines Waldes, wohin mich mein einsamer Spaziergang geführt, heraustretend, eine weite Ebene vor mir ausgebreitet sah. Ueber die Fläche trieben die Nebel in kolossalen Gestalten, und es war mir, als wanderte ein Zug riesiger Geister in die Ferne des Horizonts hin. Die Ebene hatte etwas schauerlich Einsames; sie war so weit, daß das Auge ihre Grenze nicht erkannte, und die dürftige Vegetation, die sie deckte, bestand nur in Haidekraut und verkrüppelten Gesträuchen. Nichts Lebendes war zu erschauen, kein Vogel überflog die öde Fläche, kein Thier des Feldes durchirrte das trockene Gestrüpp, den Himmel deckte ein einförmiges Grau. Unschlüssig, ob ich dieses Feld der Trauer betreten sollte, stand ich am Ausgange des Waldes still und richtete meine Blicke forschend und bekümmert nach allen Gegenden der Einöde hin. Melancholische Akkorde, wie von einer Riesenharfe herrührend, zogen in langsamen Schwingungen über die Ebene; es war, als sängen die Geister die „uralte Pein" und das „millionenfache Weh" des Menschengeschlechts. Die Akkorde erstarben, je näher sie dem Walde kamen, und lösten sich in ein Säuseln auf, gleich wie Herbstwinde in dem falben Laube der Eiche tönen; in der Mitte der Haide jedoch schienen die Klänge am deutlichsten und stärksten; dort ballten sich auch die Nebel am dichtesten und schienen einen geheimnißvollen Gegenstand dicht zu umschleiern.

Ein Trieb, diese Stelle der Haide zu erreichen, faßte mich und kämpfte die unheimlichen Schauer nieder, die bis jezt meinen Fuß gehemmt hatten. Ich schritt vorwärts, und mit jedem Tritte, den ich auf dem trockenen, verbrannten Boden that, fühlte ich meine Begierde, dem Mittelpunkte der Haide näher zu kommen, immer brennender in mir erwachen. Aber die Fläche schien sich in's Unendliche auszudehnen; der Wald hinter mir war verschwunden, ich sah mich jezt, wie der Wanderer in der Wüste, nur vom Himmel und der nackten Oede umschlossen. Die Akkorde des Sturmwinds wogten jezt volltönend um mich, in den Strom ihrer grausenvollen Melodien war ich gleichsam eingehüllt; zu gleicher Zeit wuchsen die Nebel und formten sich zu immer wechselnden Gestalten über meinem Haupte. Ich blieb stehen und starrte voll Unruhe und Zweifel vor mich hin. Hatte ich das Ziel erreicht? war ich noch fern? — ich wußte es nicht. Sollte ich noch tiefer in die Dämmerung eindringen? Welchen Ausgang meiner Wanderung konnte ich mir versprechen? Diese Fragen, die ich in Eile mir

Digitized by Google

thar, beängsteten mich, und schon um diesem Zustande zu entgehen, sezte ich auf gut Glück meinen Wanderstab weiter. Die Nebel wurden jezt so dicht, daß sie wie Mauern mich einschlossen. Ich tastete mit dem Stock gleich einem Erblindeten. Die Sturmmelodien nahmen jezt einen wilden Charakter an. Die ganze Atmosphäre schien mit streitenden Tönen angefüllt, und diese Töne schienen mit den Nebeln zu kämpfen; ich glaubte menschliche Stimmen zu hören, die einander aus weiter Ferne riefen und in nächster Nähe, oft dicht an meinem Ohr, antworteten. Endlich, wie von einem lauten schreienden Jammertone zerriß die Nebelhülle und ich hatte plötzlich ein Schauspiel sonder Gleichen vor mir.

Eine unabsehbare Menge Volks war auf der Ebene versammelt. Sie umstand ein hohes tempelartiges Gebäude, das mit der stolzen Zierde seiner Säulen und Stufengänge die Fläche beherrschte und sich wie ein Gebirge in den schönsten architektonischen Massen fast in die Wolken erhob. Ich staunte diesen Tempel an, aber ich konnte seine Bestimmung nicht errathen. Kein äußeres Merkmal verrieth dieselbe. War es eine Kirche? Dieß schien am glaublichsten, aber weßhalb fehlten denn diesem erhabenen Dome die Fenster? Weßhalb diese schauerliche Abgeschiedenheit von allen andern Gebäuden der Stadt, die ich im Hintergrunde sich ausbreiten sah? Das Haus des Herrn, das Haus der Erbauung, das Haus des Trostes darf nicht auf öde Haide allein und einsam gebaut seyn; es muß wie ein Vater unter den Kindern, so mitten im Kreise der rings umgebenden Häuser stehen. War es ein Tempel, der Kunst, der Wissenschaft geweiht? — Wie düster mußte die Kunst, wie schreckbar die Wissenschaft seyn, die hier verehrt wurde! War es der Palast eines Fürsten? Nein, auch der schwärzeste Mißmuth, der stärkste Lebensüberdruß mußte diese Einöde scheuen. Und dennoch war es ein dem Volke nahestehendes Gebäude, es war der menschlichen Gesellschaft, irgend einem Bedürfnisse derselben geweiht, denn warum sonst strömte diese Masse hier zusammen?

Während ich diesen Räthseln nachsann, näherte ich mich einer Gruppe der zahlreichen Zuschauer. Sie hatten eine etwas fremde Kleidung, doch schienen sie mir nur wenig verschieden von der Gesittung meiner Zeit und meines Landes. Ihre Blicke waren gespannt, ihre volle Aufmerksamkeit dem Tempel zugewendet, so daß sie mein Hinzutreten nicht bemerkten. Ich sah in ihren Mienen lebhafte Neugier, aber zugleich düstere Niedergeschlagenheit. Beides konnte ich mir nicht erklären, doch sezte ich's in Zusammenhang mit dem, was im Innern jenes räthselhaften Gebäudes vorgehen mochte. So zahllos und unübersehbar die Versammlung war, so herrschte trotz dessen doch eine lautlose Stille, so daß man das Fallen eines Apfels hätte hören können. Endlich sprangen mit Geräusch die ehernen mächtigen Thüren des Tempels auf und zugleich durchzitterten drei grelle Posaunenstöße die Luft. Nichts erschütternder, als diese erhabenen und doch wilden Klänge plötzlich in die Grabesstille hinein. Die Menge rauschte wie ein im Sturm aufgewühltes Kornfeld durcheinander, und alle Köpfe hoben sich, um wo möglich in das Innere des geöffneten Tempels zu schauen. Dieß war aber nicht möglich; tiefe Nacht deckte die Vorhalle und aus der Dunkelheit hervor sah man jezt langsam einen feierlichen Zug hervorwallen. Sechs vermummte Gestalten in langen schleppenden weißen Gewändern trugen eine Bahre auf ihren Schultern, und auf dieser lag ein Todter, mit unverhülltem Angesicht und ebenfalls in weiße Gewänder gekleidet. Der Zug ging die Tempelstufen hinab und die Bahre wurde auf eine Erhöhung niedergesezt, wo das Volk sich herumschaarte und den Todten mit einer Mischung von Mitgefühl und Neugier betrachtete. Die Züge der Leiche waren ruhig, ja sogar mild, keine Verzerrung an ihnen sichtbar; die Stellung war die eines Schlafenden. Die weißen Gewänder gaben ein ernstes, aber kein abschreckendes, düsteres Bild. Als die Vermummten ihren Todten abgesezt, entfernten sie sich wieder und die Tempelthüren flogen, wie von unsichtbaren Händen geschlossen und unter dem Tönen der furchtbar lauten drei Posaunenstöße wieder zu. Die Verwandten und Angehörigen des Todten kamen nun und trugen die Leiche fort; dieß geschah in Ruhe und ohne den mindesten tumultuarischen Auftritt.

(Schluß folgt.)

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsezung.)

Kaum vermochte das entzückte Auge all diese Reize zu trinken — getrunken wollten sie seyn. Wenn je dieses Wort Bedeutung für mich hatte, so war es dießmal, denn es stellte sich so vielerlei, in jeder Richtung wieder Neues und Herrlicheres dar, daß der Einzelgenuß so unmöglich war wie ein kühles, allgemeines Ueberschauen. Das Auge mußte ganz und gar niedertauchen und das überfließende Herz, voll des Gefühls all dieser Herrlichkeit, konnte sich nicht genug in diese unbeschreibliche Fülle versenken, welche in dem warmen, stillen Lichtmeer der zum Untergang hinter den weißen Berg hineilenden Sonne sich unübersehbar in Nähe und Ferne ausbreitete. Unvergeßlich wird dieser prächtige Abend über der prächtig stolzen und doch so mild und lieb in ihrem grünen Wiegenbett den Strom

Digitized by Google

hinunter schaukelnden Böhmenstadt als eine Glorie über unsern Reiseerinnerungen leuchten.

Haben wir gestern die Königsburg als nördliche Warte des Westufers und als Krone der Kleinseite genossen, so soll der heutige Tag uns durch die Alt- und Neustadt nach ihrem südlichen Ende, zu Libussas altem Bollwerk führen. Das Innere von Prag, das wir hiebei gemächlich durchschneiden, ist eng, unregelmäßig, doch nicht sehr unfreundlich, ohne hervorstechenden Charakter, und hat nur wenige alte Erinnerungen. Die vielen Stürme, innere und äußere, welche die Stadt, oder vielmehr die Städte zu bestehen hatten, ließen durch eine Bresche und Lücke nach der andern die neuen Zeiten mit ihrer banausischen Charakterlosigkeit eindringen: ohne Regel und Prinzip, ohne Ordnung und Bewußtseyn stopfte man, wie in andern viel herumgeworfenen Städten, Risse und Löcher, so gut und schnell es eben gehen wollte, wieder zu. Außer einigen massiven Thor- und Brückenthürmen, die zumeist von dem Unternehmungsgeiste Karls die bedeutungsvollen Zeugen sind, bieten das Innere der Theinkirche und die Reste des eben im gothischen Style, doch ohne höhern Sinn und Geschmack neugebauten Rathhauses noch ein altes Antlitz her. Der eigentliche Styl des Mittelalters scheint überhaupt so wenig als bedeutender architektonischer Sinn in Böhmen durchgedrungen zu seyn. Das Gefühl der Masse und Schwere liegt, wie über den Czechengesichtern, so über den böhmischen Baudenkmalen. Freilich gingen die Stürme der Verwüstung über kein Land wie über Böhmen. Der hussitische Vertilgungskrieg war vor Allem den kirchlichen Monumenten gefährlich, und der dreißigjährige Sturm begann ja bezeichnend genug gleich mit der Zerstörung einer Kirche. Und was der Krieg nicht umstürzte, that der Frieden. Der revolutionäre Kaiser Joseph insbesondere hat in dem frommen Böhmen und seiner von Mönchen, Klöstern und Kirchen überfüllten Hauptstadt stattlich aufgeräumt, aufgeklärt und aufgehoben. Noch jezt, wo so Vieles wiederhergestellt ist, läßt sich die bittere Klage darob vernehmen von den frommen Vätern und Brüdern namentlich, welche zwar die alten Klöster, aber nicht die alten Klostergüter und Schätze zurückbekommen haben.

Zuerst ein Blick und Tritt in die, wie fast alle andern Kirchen, unbedeutende, unansehnliche und stillose St. Gallikirche, in welcher Huß einst gepredigt haben soll. Eine Erinnerung an den großen Ketzer soll uns fertig machen, mit frommem Herzen und geweihten Füßen zunächst ein Bischen die Runde in den Klöstern zu machen. Vor Allem zog uns die hoch über die Häuser der Stadt hervorragende Kirche in das daran geschlossene Franziskaner — oder, da die Böhmen den Zischlaut lieber haben — Franzischkanerkloster. Gesang ertönte aus der Kirche, es war Hora. Um so stiller war's in den Gängen des Klosters, das im Viereck ein hübsches, fleißig bebautes Gärtchen einschließt. Statt der alten, dumpfen Zellen beherbergen hübsche Zimmer die frommen Herrn, und so viel ein flüchtiger Blick zeigte, nicht ohne mannichfachen Comfort. Mehr noch war dieß der Fall bei den Brüdern Dominikanern, deren Wohnung, ganz neu eingerichtet, hell und freundlich, im Innern und im Aeußern nichts weniger als klösterliches Ansehen bot. Ein junger Sohn des heiligen Dominikus, den wir darum ansprachen, führte uns freundlich und gefällig in sein Zimmer. Es war flach im Kreuz gewölbt, ziemlich geräumig, hell getüncht und freundlich gemalt, sauber, ja hübsch gedielt, mit Geräthschaften reichlich ausgestattet, und diese selber, Bett, Tische, Sessel, Armstuhl, Bücherschrank, von modernster Tischlerarbeit; die Bücher auf dem Brette glänzend eingebunden — Schiller und Goethe in der neuen schönen Ausgabe neben einem Prachtexemplar der Bibel — alle Bequemlichkeit, die man nur wünschen kann. So sieht eine Mönchszelle im neunzehnten Jahrhundert aus. Da ist's keine Kunst mehr, die Tonsur und Kutte zu nehmen. Diese Ordensgeistlichen sind nicht mehr die alten, zeittödtenden Beter und Räucherer; sie studieren und lehren, und so sind sie auch in ihrem Leben in und außer den Klostermauern freier und besser gehalten als vordem, so daß unser Eins ein solches Leben wohl auch aushalten könnte, wie mein Begleiter meinte.

Auch der heilige Benedikt hatte unter Kaiser Josephs menschenfreundlicher Scheere nicht bloß die Scheitel-, sondern alle Haare lassen müssen. Eben wurde, als wir das refundirte Emmaus-Benediktinerkloster, das zwischen der Alt- und Neustadt liegt, besuchten, fleißig am innern Ausbau gearbeitet, namentlich zur Abtswohnung die schönsten Eckzimmer des Dormitoriums eingerichtet. Wir sprachen vor bei einem lustigen alten Herrn, der wohlgenährt sein bereits kahl werdendes Haupt auf den Lorbeeren ausruhen lassen mochte, die er sich als weiland Gymnasialprofessor gepflückt. Seine geräumige Wohnung war durch einen Verschlag in zwei Appartements zu einer Sommer- und Winterresidenz getrennt. In lezterer war ein Bett, das Büchergestell, an der Wand ein und anderes Gemälde, und zur Vertheidigung des edeln Lebens eine verrostete Pistole. Die Sommerabtheilung war auf's Freundlichste und Bequemste eingerichtet. Zwei große Fenster, mit hübschen Blumenstöcken besezt, ließen die schönste Aussicht auf den Wischerad und die Moldau aufwärts gegen Süden genießen. An den Wänden hingen, mit etlichen Heiligenbildern verbrämt, mehrere profane Gemälde und eine Lithographie, welche den Lieblingshelden des frommen Vaters, Napoleon in der Schlacht bei Waterloo darstellt, darunter auf einem

Digitized by Google

Tischchen neben andern hübschen Sachen unter einem Glasgehäuse, von einem Gewinde lieblicher Röschen umschlungen, ein allerliebstes Nönnchen aus Wachs, das der Beichtiger der Schwestern Ursulinerinnen mit größtem Wohlgefallen betrachtete und uns betrachten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Vergrößerung der Stadt. — Eisenbahnen.

Trotz der 500,000 Einwohner sind wir noch keine große Stadt, das ist oft ausgesprochen und gilt noch heut; aber auf dem Wege dazu sind wir. Dafür spricht die ungemein vergrößerte Lebhaftigkeit unserer Straßen. Wie ausgestorben und öde sah noch vor fünf Jahren zum Beispiel die Friedrichsstadt im heißen Sommer aus. In der langen Friedrichsstraße von abwärts der Linden bis zum Halleschen Thore konnte man die Fußgänger zählen, Wagen und Equipagen gehörten zu den Seltenheiten. Dieser Sommer ist heißer als je einer — ein Brasilianer hier versicherte, die Hitze drücke nicht so in Brasilien, da die feuchten Dünste des fruchtbaren Bodens sie mildere, und der Mensch wenigstens nicht an der trockenen Hitze leide — es sind gewiß eben so viel, wo nicht mehr Einwohner der Stadt als in frühern Jahren verreist, und doch ist diese endlose Straße auch an Sonntagen belebt. In den Wochentagen kann sogar schon das Geräusch der Wagen, Karren, Lastträger stören. Noch todter war die Wilhelmsstraße, nach dem Thore zu das Quartier der Herrnhuter und armen Weber; auch sie ist jezt mehr als belebt, und der Lärm der Räder hört nicht auf die Fenster zu erschüttern. Fort und fort wird gebaut, die Stadt rückt nicht allein in's Freie hinaus, sondern die alten Häuserquadrate werden durchbrochen und neue Straßen hineingekeilt. Es ist zu verwundern, daß man bei keiner dieser Unternehmungen an die Errichtung mit Glas überwölbter Passagen und Galerien gedacht hat. In Paris entstanden sie freilich nur aus Mangel an Raum, der in dem Grade hier nicht ist; aber da wir noch immer keine Bazars mit überdeckten Gängen haben, würden sie, außer dem überraschenden Anblick, auch für Käufer und Verkäufer bei böſem Wetter und im Winter eine willkommene Neuerung seyn.

Nicht allein der zunehmenden Bevölkerung — wenn wirklich jährlich 10,000 Köpfe hinzu kommen, so liegt es in der Natur der Sache, daß 2500 Wohnungen auch jährlich bereit stehen müssen, um die neuen Ankömmlinge aufzunehmen — ist dieser Zuwachs der Frequenz in den Straßen beizumessen, sondern dem ganz neuen Verkehr durch die Eisenbahnen. Es sind auch nicht allein die Fremden, die ankommen, oder die Einheimischen, die jezt öfter reisen und zurückkehren, sondern es ist auch die ungewohnte neue Thätigkeit, die jeder Bahnhof mit seinen Oefen, Werkstätten, Maschinenbauten mit sich führt, was mehr Bewegung und Regsamkeit unter die Leute bringt und den Straßen und ganzen Stadttheilen ein verändertes Ansehen gibt. Noch wohnen in jenem äußersten Theil der Friedrichsstadt Herrnhuter und die armen Weber in großen, kasernenartigen Häusern, mit unendlich niedrigen Etagen und kleinen, löcherartigen Fenstern — Nicolai beschrieb diese Kolonie in seinem Sebaldus Nothanker — noch steht auch hier das Brüderhaus der Gemeinde, aber rings umher erheben sich luftige Paläste; dort wird am Thor die neue Friedenssäule prangen, da erhebt sich die Sternwarte, und hier ist die Anhaltstraße durchgebrochen, durch die viermal des Tages ein Völkerstrom und eine Schaar von rasselnden Wagen hin und zurück sich bewegt. Wo bleibt da die ruhige Beschaulichkeit, die freiwillige Beschränkung?

Die zweite Station der Stettiner Bahn wird schon in diesem Jahre fertig, so daß für das nächstkommende nur das lezte Drittel, von Angermünde bis Stettin, zu vollenden übrig bleibt. Noch ist die Frequenz auf dieser Bahn, von der Niemand etwas erwartete, über alle Berechnung groß. In Monatsfrist fahren wir bis Frankfurt; auch von dort bis Breslau ist nun wirklich — wenigstens die Aussicht näher gerückt. Der verfehlten Anhaltschen Bahn will man nun die früher ihr entrissene Erlaubniß, direkt nach Risa-Leipzig zu bauen, als ein Geschenk wieder aufdringen. Die Aktionäre könnten hier vielleicht sagen: timeo Danaos et dona ferentes Denn ohne zu erwägen, ob es nun noch ein Vortheil oder ein Schade für sie ist, so weiß man nur zu gut, wer ihnen jezt verschaffen will, was man ihnen früher unter keinem Preis gestatten wollte. Es handelt sich um die Interessen der Potsdamer Bahn, deren Aktionäre nach Magdeburg bauen wollen, angeblich um nach Hamburg weiter zu bauen. Dadurch ginge die Hälfte des Ertrags der Anhaltschen Bahn, die Frequenz zwischen Magdeburg und Berlin, verloren; käme nun noch die Zweigbahn nach Risa zu Stande, so würde der gegenwärtigen Bahn auch die Frequenz nach Leipzig entzogen und ihr bliebe nichts als die von Halle und den kleinen Anhaltschen Herzogthümern, die nun und nimmermehr die Kosten nur des Betriebs aufwögen. Bei diesem Projekt sind die unermüdlichen Hauptinteressenten der Potsdamer Bahn im Hintergrunde, die durchaus ihre Bahn weiter führen möchten. Man hat schon seit lange die großen Grundbesitzer der Altmark zu Hülfe gerufen, denen man die Fortsetzung der Potsdamer Bahn durch die Altmark nach Hamburg in den lockendsten Perspektiven zeigt. Jene Grundbesitzer sollen Einfluß bei Hofe haben, und die Potsdamer setzen Himmel und Erde in Bewegung; es wäre daher nicht unmöglich, daß, wie es bei der Risaer Bahn der Fall war, die früher ertheilte Concession zum Bau in möglichst gerader Linie nach Hamburg (rechtes Elbufer) zurückgenommen würde, um die Erlaubniß zu einer Bahn in krummer Linie zu geben, welche, alle Bedingungen, Zeit, Ort, Kosten zusammengehalten, an die Unmöglichkeit streift. Auch mit der Concession kann diese Bahn nicht zu Stande kommen; darauf kommt es aber den Forderern auch gar nicht an. Sie wollen nur anfangen zu bauen, und wenn sie bis Magdeburg gelangt sind, haben sie ihrerseits ihren Zweck erreicht und können es den Altmärkern und Hamburgern überlassen, wie sie sich von Magdeburg bis Bergedorf die Hände reichen. Unwillkührlich wird man an die Fortification von Paris erinnert. Die Ringmauern, die der ausgesprochene Zweck waren, läßt man liegen, sobald die detachirten Forts zu Stande kommen, die der heimliche sind. Das Verhältniß ist so klar, so oft und deutlich davor gewarnt, und doch kommt es immer wieder zur Sprache. Die Anhaltsche Bahn hat jezt dem Anschein nach einen tüchtigen technischen Direktor erhalten, und es steht zu erwarten, daß, sobald erst mehr Oekonomie in die Verwaltung gebracht ist, der Erfolg, ungeachtet der verfehlten Anlage, bedeutend seyn wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. Oktober 1842.

— Umkränzt mit heiligem Laube
Hebt die gepriesene Stadt leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Hölderlin.

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsetzung.)

Der heitere Schalk geleitete uns sofort zu den schönsten Punkten des Dormitoriums, von wo die Aussicht nach allen vier Seiten, bei der hohen freien Lage des Klosters, sich in voller Pracht genießen ließ. Dann ein Gang in's Refektorium, dessen Fenster von Reben beschattet, dessen Wände mit Gemälden des Prager Künstlers Screta geschmückt sind, und in die helle Küche, in welcher sich im erquicklichsten Bratendufte muntere Köchinnen tummelten. Mit großer Befriedigung zeigte unser fromme Führer uns die nun als nicht mehr nöthig vermauerte Thüre, durch welche der Abt sonst auf einer Wendeltreppe zu jeder Zeit verbotene Genüsse jeder Art überraschen konnte. Hierauf mußten wir mit hinaus in den großen, hübsch bebauten, prächtig gelegenen Wein-, Obst-, Blumen- und Gemüsegarten, der an der Südseite des Klosters heruntergeht und für alle Sinne, für Kopf, Herz und Magen seine bescheidenen Genüsse und Freuden mit vollen Händen bietet. Auch in diesem Kloster ist gut seyn, auch unter diesen Reben ist gut Hütten bauen; mit diesem Gedanken nahmen unsere zwei reisenden Jünger auf's heiterste Abschied von dem lustigen Bruder des freundlichen Klosters von „Emmaus."

Auf dem Wisserat, den wir in wenigen Minuten, vom Kloster erst abwärts, dann den Festungsberg aufwärts steigend, erreicht hatten, wehte frische Luft die lichten Morgenwölkchen über den blauen Himmel. Die Stadt in reichster Gruppirung und mannigfaltigster Schattirung, weiterhin der Hradschin zeigte sich in festen, scharfen Umrissen, der Fluß spiegelte den warmen Strahl der Sonne wieder, jenseits lag frisches Grün in heiterster Bewegung auf und ab. Still befriedigt saßen wir lange auf der Brüstung der alten Festungsmauer, in den seltenen Anblick und in den still betrachtenden Rückblick auf die wunderbare Gründerin der Feste, die männliche Libussa, versunken, bis die Sophieninsel mit ihren anmuthigen Schatten und pittoresken Ausblicken auf die jenseitigen Ufergruppen uns hinunter und hinüber winkte.

Aus einem heitern Abend und einem schönen Morgen ward uns ein neuer Tag des Genusses in dem an Reizen der Natur unerschöpflichen Prag. Wir bestiegen die Fähre, die uns über den Moldaustrom an das nördliche Ende der Kleinseite übersetzen sollte, von der uns ein nun ganz praktikabel gemachter Hohlweg hinauf zu dem auch erst unter Burggraf von Choteks Leitung angelegten „Volksgarten" führte. Unmittelbar und steil über der stolzen Moldau, wo sie sich östlich wendet, gelegen, bietet

Digitized by Google

diese öffentliche Anlage ganz neue Ansichten und Genüsse dar. Die herrliche Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden läßt sich auf einzige Weise überschauen. Blauen Duft wob der heitere Morgen über die wirre Häusermasse, und so erschien diese um so malerischer zertheilt durch die hundert und aber hundert Spitzen, welche von Schloß und Rathhaus, Brücke, Thurm und Kirche in kaum übersehbarer Menge sich erheben. — Ein erquicklicher Morgentrunk bot sich uns in dem weiter nördlich gelegenen „Baumgarten," einem herrlichen öffentlichen Park, der sich an einem kleinen, ziemlich steilen Abhang hinunter in die Ebene des Moldauthales bis zu den Kaisermühlen zieht, in denen die Erinnerungen an Kaiser Rudolphs Lieblingsaufenthalt bei einem trefflichen Glase Prager Biers sich auf's gemüthlichste genießen lassen.

Der Rückweg führte uns an das nordöstlich von der Stadt, auf dem Westufer des Flusses geschlagene militärische Uebungslager. Es war Mariä Geburt, Soldaten und Bürger feierten und viel Volks strömte aus der Stadt zu dem kriegerischen Schauspiel. Essenszeit war nahe; der eine brachte kleingehacktes Holz unter den großen Feldkessel, der andere rührte um und kostete mit Kennerblick; ein dritter schlug Pfähle in den Boden und legte ein ungehobeltes Brett darüber, um darauf die Fleischstücke aus dem Kessel in räsonable Portionen zu versäbeln. Weiterhin kamen die Rotten herbei; der blecherne Löffel ward aus dem Knopfloch gezogen, das Messer aus der Tasche, damit das bescheidene Stück Fleisch angespießt, so gut es ging, nun kauernd, sitzend, kniend, stehend, wie es kam, im Takte nach der Graupensuppe gelangt und damit die Brocken, welche die linke Hand einschob, während die rechte auslangte, glücklich hinunter befördert. Darauf war Parade, die Regimentsmusik schloß mit einem Gott segne den Kaiser, und die graubekittelten Jäger zogen unter lustigem Gesang deutscher und böhmischer Lieder in die Zelte auf's weiche Stroh zurück. Zur Rückkehr für uns und unsers Gleichen war über die beiden von der „Hetzinsel," oder „Groß-Venedig" gebildeten Flußarme eine Schiffbrücke geschlagen, da die weiter unterhalb geschlagene gesperrt war für diejenigen, von denen die Schrift sagt: wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden bringen. Um so zorniger erklärte mein Freund diesem ganzen Kriegerthum den Krieg. Dieses ganze kostspielige Soldatenspiel, dieses trostlose Paradewesen, dieser leere Putz und diese unnütze Zier waren ihm ein arger Dorn in den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cultus des Todes.

(Schluß.)

Unter der Menge war mir ein Mann aufgefallen, dessen Miene Ehrfurcht und Zutrauen einflößte. Er betrachtete das mir so neue Schauspiel wie etwas, an dessen wiederholten Anblick sein Auge sich gewöhnt hatte. Aber trotz dessen war seine Miene nicht gleichgültig, seine Haltung nicht lässig oder abgespannt. Man sah, daß seine Seele mit den Schauern einer tiefen Ehrfurcht kämpfte, während sein Auge ruhig und fest blickte. Beim Erscheinen der Leiche zogen sich seine Brauen zusammen, und ich sah einen düstern, aber männlichen Ernst über seine hohe Stirne schweben. Von der kleinlichen, oft fratzenhaften Neugier des großen Haufens war in seinen edlen Zügen nichts zu erblicken; er schien gekommen, um wie ein Priester einer ehrwürdigen und geheiligten Handlung beizuwohnen, während die Menge sichtlich nur herbeigelaufen war, um zu schauen. Mein lebhaftes Verlangen, mir über das eben Gesehene Aufklärung zu verschaffen, machte, daß ich meine Scheu, diese ernsthafte Gestalt aus ihrer Beschaulichkeit zu wecken, überwand und dem Mann nahe trat. Er wandte sich mit einem milden Lächeln zu mir und begrüßte *mich*, wie man einen Freund begrüßt, und so nannte er mich auch, als er meine Frage beantwortete: „Freund, was du gesehen hast, ist die Hinrichtung eines Verbrechers." — „Eine Hinrichtung?" rief ich voll Erstaunen. „Ich sah aber doch die Leiche unverstümmelt und habe auch kein Schaffot bemerkt." — Mein Führer erwiderte: „Ehe ich dir erkläre, was hier geschehen, laß uns näher an den Tempel treten und dessen äußere Zierden und Zeichen betrachten. In das Innere freilich bringt kein Fuß eines dem Leben geweihten. Wer es betritt, verläßt es so, wie du heute gesehen."

Wir drangen durch die Gruppen und kamen dicht an die Mauern des Tempels; sie waren stark und mit keiner Oeffnung nach Außen versehen. Die Säulen in ihren kolossalen Dimensionen trugen die Kuppel und eine weite Vorhalle war von einem mächtigen Vorsprung in Form eines antiken Frontons beschattet. Ueberall waren die Mauern mit Bildsäulen und Emblemen geschmückt, die „die Arbeit des Todes" auf der Erde veranschaulichten. Zwischen den Säulen des Eingangs befanden sich zwölf kolossale Statuen, die in grauenerregender Wahrheit den Moment des Todes darstellten, jedoch immer ohne widerliche Verzerrung. Es lag der großartige, poesievolle Schmerz des Laocoon in diesen Gestalten, in diesen Zügen. Das brechende Auge, der hinsterbende Muskel waren furchtbar schön im Marmor wieder

Digitized by Google

gegeben; man erblickte das ernste Gesetz des Todes ohne die kleinlichen, verzerrenden Nebenumstände des individuellen Sterbens. Ueber diesen Gestalten, die in den Nische ihren Todeskampf kämpften, schwebte oben auf dem Giebelfelde der Genius des Todes selbst und breitete seine Arme weit aus über die Erde. Es war in der Auffassung dieser Gestalt alles Große und Zerschmetternde der Idee des Todes ausgedrückt. Kein fleischloses Skelett, aber auch kein sinnlich weicher, schöner Knabe mit umgestürzter Fackel, sondern eine schwere, volle Gestalt mit einem bekrönten stolzen Haupte stellte jene Macht vor, der alles Lebende sich beugt. Man sah, wie die Wucht dieses Körpers alles erdrückt und vernichtet, was in seine Nähe kommt, und wie der Athem dieser titanischen Brust Weltkugeln ausbläst, gleich wie der Knabe Seifenblasen. Die Reliefs an den Wänden zeigten die Wanderungen von Pest, Hungersnoth und Krieg über die Erde. Der Selbstmord hatte seine eigenen Tafeln, auf denen seine Schrecken dargestellt waren, eben so das Laster, wie es in verschiedenen Gestalten mordet, hier an schwelgerischen Tischen, dort in der Einsamkeit der Nacht, hier im Gefolge der Liebe, dort im Auftrag und auf den geheimen Wegen des Hasses. Aber immer war Tod das Ziel, der Schlußrefrain des grausenvollen Liedes. Dieses Gebäude, das der Majestät des Todes geweiht war, zeigte keine Gruppe, wo dieser eiserne Tyrann unter milden Gestalten auftritt. Es war keine Mutter dargestellt, die an der Wiege ihres sterbenden Kindes sizt und diesem sanft die Augen zudrückt; kein Vater ward gezeigt, dem der Seinen Liebe die bittere Stunde versüßt, keine Liebende war dargestellt, der der Geliebte mit einem Kusse das Leben von den Lippen nimmt. Nur der strenge Ernst war gegeben; kein Bild des Mitleids, der Schonung, des Trostes war diesen ewig finstern Mauern eingeprägt. Alles war hier kalt, starr, unerbittlich, zermalmend, in Ewigkeit zerstörend. Darum auch die einsame Oede, die Abgeschiedenheit von den menschlichen Wohnungen, darum die starre Größe des Gebäudes, der dem Tode selbst abgeborgte Schrecken, den es einflößte.

Als ich diese Eindrücke und Gefühle meinem Führer mitgetheilt hatte, machte dieser mich nunmehr mit der eigentlichen Bestimmung des Tempels bekannt. „Wir haben die Todesstrafe nicht abschaffen können, aber wir haben ihr das Blutige und Entsetzliche genommen. Dabei ist aber der Ernst des Richterspruches geblieben, ja er ist noch erhöht worden. Im Innern dieses Gebäudes, dessen Geheimnisse Niemand erschaut hat, geht die Tödtung vor sich, und zwar auf einem schnellen, blutlosen und nicht entstellenden Wege. Eine geheime Kunde sagt, daß es durch den elektrischen Funken geschehe, den man auf das Herz des Verbrechers richtet und der mit dem Blitz des Himmels, aus dessen Fackel er genommen, die Eigenschaft gemein hat, daß er schnell und, wie man glauben darf, schmerzlos tödtet. So vollziehen wir unsere Todesurtheile." — Der Erklärer schwieg. „Welchem Lande, welcher Zeit gehörst du an?" fragte ich seltsam beklemmt. — „Du bist durch Dunkel und Nebel zu uns gedrungen," ertönte seine feierliche Antwort. „Frage mich nicht weiter."

Während wir sprachen, sah ich die Bewegung in der Menge sich erneuen. Alles fluthete dem Eingang des Tempels wieder zu. Da erblickte ich, begleitet von Verwandten und Angehörigen, ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Sie war bekränzt und in festliche Gewänder gehüllt. Ihre Miene drückte stummen Ernst aus, sie war bleich, aber nicht schüchtern oder verzagt. Kräftig schritt sie daher und näherte sich dem Eingang des furchtbaren Tempels. Auf dem ersten Absatz der Treppenstufen wich ihr Gefolge von ihr und sie blieb allein, den ehernen kolossalen Thüren gegenüber, die sich nun öffnen sollten, um sie auf ewig von der blühenden Welt, dem Licht der Sonne und dem Schmuck der Blumen zu trennen. Dieser Moment schien ihre Fassung zu brechen, sie wandte sich um und streckte die Arme mit der Geberde erschütternder, heftiger Sehnsucht nach der Menge unten auf dem Platze aus. Allein kein Arm erhob sich, sie zu retten, Alle schauderten bei dem Gedanken, die Stelle zu betreten, wo die Gerichtete stand. So tönten denn die drei Posaunenklänge, die Thüren öffneten sich und die Vermummten schritten hervor, ihr Opfer in Empfang zu nehmen. Blühend, geschmückt, im Reiz und der Frische der Jugend hatte sie sich der Menge bis zulezt gezeigt; einige Minuten, und die Thüren öffneten sich wieder, und eine blasse, aber schöne Leiche wurde herausgetragen, in dem kalten, weißen Schmuck der Grabgewänder.

Dieser Vorgang war der lezte. Das Volk verlief sich und der Tempel des Todes stand einsam in weithin gedehnter Wüste. Die melancholischen Sturmakkorde tönten in schauerlicher Stärke über die Kuppel dahin. Meine Seele faßte Wehmuth über das Leid und das Geschick der Menschen. Ich suchte meinen Führer, er war nicht mehr zu finden, ich war völlig allein. — Noch einmal trat ich den Stufen nahe und warf einen forschenden düstern Blick auf die finstere Majestät des Tempels. Wann, rief ich bei mir, wird die Zeit erscheinen, wo kein Opfer mehr diese schwarzen Stufen emporsteigt, wo der Mensch nicht mehr gezwungen seyn wird, den Mordstahl auf seine Brüder zu zücken, um Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft zu wahren? Wann —?

Das Tönen in der Luft wuchs jezt zu einem schreienden, wilden Toben, in das sich die Stimme eines fernen Donners mischte, den Horizont umzog eine

brennende Röthe, eine schwüle, beengende Luft erschwerte den Athemzug; ich eilte bestürzt und geängstet von dannen und hinter mir ballten sich die Nebel wieder auf der Haide.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Theater. — Kunst. — Karikaturen.

Die Schauspieler des königlichen Theaters haben sich gedrungen gefühlt, für den abgehenden Grafen Redern etwas zu thun. Das ist jezt bergebracht, und die Pietät, wo sie sich noch zeigt, wollen wir nicht tadeln, ob wir gleich der Meinung sind, daß sie sich besser zeigen könnte, als durch Abschiedsschmäuse, und daß es Gegenstände gebe, wo sie zweckmäßiger angewendet wäre, als daß Jeder, der einmal einen bedeutenden Posten hatte, deßhalb, weil er ihn verläßt, gefeiert werden muß. Ein böser Witz könnte das ganz anders auslegen, als es gemeint war. Indessen, da die Singakademie den Abgang Spontinis feierte, konnte sich das Theater nicht wohl entbrechen, auch des Grafen Redern Abgang zu feiern. Ob ein Zweckessen statt gefunden, weiß ich nicht, von merkwürdigen Toasten und Reden ist wenigstens nichts verlautet. Aber die Mitglieder der königlichen Bühne haben dem Grafen zur Erinnerung an dieselbe ein Album verehrt. Obwohl es Sitte ist, in ein solches Memorabilien aus der Dienstzeit des Jubilars oder des abgehenden Beamten einzutragen, fand man es hier angemessener, einige Abbildungen der verschiedenen Schauspielhäuser auf die leeren Blätter malen zu lassen. Graf Redern geht bekanntlich in das Forst- und Domänenfach über, zu welchem neuen Wirkungskreise er unter dem Minister von Ladenberg jezt anleitende Studien macht. Als der selige Graf Brühl das Theater verließ, um seinen neuen Wirkungskreis anzutreten, mußte diese Festwuth noch nicht Mode seyn; der Mann, der viel gefehlt, aber immer in gutem Bewußtseyn, und seine ganze Lebenskraft seinem Amte geopfert, ging, so viel uns bekannt, ohne ein äußeres Liebeszeichen seiner ehemaligen Untergebenen ab. Im Stillen lebte dagegen seine Erinnerung desto lebendiger bei den Meisten fort. Ob, wenn dereinst Herr v. Küstner abgehen sollte, die dankbare Erinnerung der Theatermitglieder ihn begleiten wird, wissen wir freilich nicht, wollen aber hoffen, daß es der Fall ist. Ein strengeres Regiment nach gar keinem schmeckt nicht; aber der Einsichtsvollere muß doch endlich seine Nothwendigkeit anerkennen. Bis jezt hört man nur von einzelnen Zeichen, die von einer versuchten Strenge sprechen. — Die eigentliche Wirksamkeit des neuen Directors kann wohl erst mit dem Winter beginnen. Nachdem alle mögliche fremde Damen gastirt ohne besondern Beifall, gastirt wieder ein beliebter Zögling dieser Bühne, Elise Stich, die Tochter der Ernstinger, auch ist Charlotte v. Hagn wieder derselben gewonnen, gleich wie ein Liebhaber und Held in Herrn Hendrichs, der schon einmal unter der frühern Verwaltung hier war, aber, weil es ihm nicht gefiel, fortging. — Das Königsstädter Theater hat sich im Sommer ausgeruht und ein neues Kleid angezogen. Von sonstigen Anstrengungen und Planen für eine neue Existenz schweigt das Gerücht. Die italienische Oper ist wieder eingetroffen.

Die Kunst sonst wartet noch immer auf den Augenblick, wo sie Paläste und Kirchen, auch Wasserkünste für Berlin bauen soll. So viel Projekte, so wenig noch Thaten. Selbst über den neuen Dom, der an die Stelle des alten treten soll, ist noch nichts entschieden. Die Plane, welche der Architekt Stier beim Leipziger Architektenverein mit so großem Beifall vorgelegt, sind hier höchsten Orts nicht gebilligt worden. Auch das Projekt des Architekten Hallman, welches er in einem Aufsatze seiner geistvollen Schrift: „die Kunstbestrebungen der Gegenwart," betreffend den Bau einer protestantischen Kirche, beschreibt, erregt nur Aufmerksamkeit, heftigen Widerspruch und lebhafte Theilnahme, von einer Ausführung ist aber nicht die Rede. Die von Schinkel hinterlassenen Fresken werden im Museum ausgeführt, aber langsam, sehr langsam, da auch hier der geniale Entwurf auf Schwierigkeiten in der Execution stößt. Schinkel, in den kühnen Flügen seiner Phantasie, hat eine Aufgabe gestellt, welche eigentlich außerhalb der Grenzen der Freskenmalerei liegt. Dennoch thun die angestellten Arbeiter und Künstler unter Herrmanns Leitung alles Mögliche. Cornelius ist leider noch immer gezwungen, unthätig zu bleiben. Die Kunstfreunde sind in Erwartung der Ausstellung, die so eben eröffnet wird, und der Rückkunft des Direktor Wagen aus Italien, der manche glückliche Ankäufe für das Museum gemacht haben soll. Einstweilen lustwandelt die Kunst bei Seite auf einem ganz neuen Felde — der Karikatur. Karikaturen zeugen von Leben in einer Nation. Der König selbst, wie man versichert, hat längst dieß Lebenszeichen seines Volkes gewünscht, und der Aufenthalt in London hat den Wunsch auf's Neue in ihm angeregt. Daher das Edikt. Was konnte zu einem geistvollen Könige auch wohl deutlicher von dem Gesundheitszustande einer Nation sprechen, als das Beispiel eines Landes, wo der derbe Volkswitz einen Premierminister in effigie verbrennt, und kein Polizeiarm sich regt, es zu verhindern, keine ängstlichen Gesichter, daß die Autorität beleidigt sey, keine Klage, keinen Richter. Minister und Hof und alle Regierungsdiener lächeln vielmehr, und der verbrannte und verdammte Minister ist geehrter, angesehener, einflußreicher, thätiger und durchgreifender, als je einer vor ihm. Des Königs Aufforderung ist zum Theil verstanden worden. Eine ächte, mit wahrem Humor und künstlerisch aufgefaßte Karikatur ist die vom deutschen Michel. Es ist thöricht, zu sagen, der Deutsche solle nicht über sich selbst spotten. Spott hilft zu Zeiten weit mehr als Predigen. Machiavel half zu einer gesündern Politik durch die schlechte, die er, wenn auch nicht deßhalb, vor Aller Augen klar und handgreiflich darstellte. Neben dieser Nationalkarikatur erscheinen auch manche recht artige Lokalkarikaturen. Aber der Sieg ist noch nicht entschieden, das Terrain ist den Kunstheroen selbst noch zu unbekannt, der Deutsche nimmt den Scherz immer noch zu ernst, und mir ist sehr bange, daß irgend ein kecker Scherz, der hier oder dort Anstoß erregt, dem lustigen Spiel wieder plötzlich ein Ende mache.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. Oktober 1842.

Andre Zeiten, andre Muſen!
Uhland.

Liebeslied.

Liebſte! laß das Küſſen ſeyn,
Greife nach der Spindel;
Fort mit aller Tändelei'n
Luftigem Geſindel!
Nicht dein ſeidenes Papier,
Nicht die weib'ſche Cither —
Eine Schärpe reiche mir,
Deinem jungen Ritter.

Nicht von Liebe darf fortan
Deutſche Muſe flöten.
Dieſes Feld ſey abgethan,
Mahnen die Poeten.
Wilde Drachen, ſagen ſie,
Geb' es noch zu bänd'gen.
Hell, wie Schwerter, klirren die
Lieder „des Lebend'gen."

Was noch alte Schule heißt,
Sieht ſich um verwundert:
Denn es brauſt ein neuer Geiſt
Raſch durch das Jahrhundert.

Auf des Reimes flücht'gem Roß
Fliegen die Gedanken,
Und es ſprengt der kecke Troß
Muthig in die Schranken.

Freudig lauſcht die Nation
Ihren jungen Barden.
Sage, welcher Mutter Sohn
Möchte träg noch warten?
Immer nur den alten Kohl
Kochen faule Bäuche;
Neuer Wein geziemt ſich wohl
In die neuen Schläuche.

Weg den Plunder und den Tand
Abgelebter Muſen,
Von der Liebſten Strümpfeband
Und dem Schwanenbuſen!
Vöglein, nicht begeiſtert mehr
Dichter dein Geſchmetter;
Bächlein, eilt in's große Meer!
Wölkchen, werdet Wetter!

Löſche Mond die Lampen aus,
Alter Himmelsbuhle;
Nicke ein im öden Haus
Auf dem Sorgenſtuhle.

Digitized by Google

Alle seufzen liebeskrank
Dir den ew'gen Jammer;
Doch du kommst nun, Gott sey Dank!
In die Rumpelkammer.

Süße Liebe, zürne nicht!
Ach du kannst nicht zürnen!
Es durchglüht dein ew'ges Licht
Des Gedankens Firnen.
Süße, heilige Natur,
Dir gilt nicht das Grollen;
Alten Kindern gilt es nur,
Die nicht wachsen wollen;

Denen, die noch nie entbrannt
Für das Große, Ganze,
Die noch nie den Ernst erkannt
In der Rhythmen Tanze;
Denen, die das Liliput
Ihrer kleinen Seelen,
Ihres kleinen Glückes Schutt
Emsig uns erzählen.

Der ist Sänger nicht, noch Mann,
Schatten nur und Wolke,
Dessen Herz noch nie ersann
Lieder zu dem Volke.
Lüftet eure Herzen weit
Für des Geistes Wehen.
Solche Sänger will die Zeit,
Die die Zeit verstehen.

Liebste, nicht die Liebe flieht,
Das wirst du begreifen.
Wenn die Blüthe hat geblüht,
Muß die Frucht ja reifen.
Reiche mir den Becher Wein,
Schreib' die Verse nieder.
Dieses wird das beste seyn
Meiner Liebeslieder.

W. Limberg.

Ein Gang durch Böhmen.

(Fortsetzung.)

Krieg muß einmal seyn, also auch Soldaten. Und warum haben alle Völker des Alterthums und der neuen Zeit, Römer und Griechen voran, auf blanke Waffen und schmucke Rüstung gehalten? Es ist nicht bloß die formelle Ordnung und Disciplin, die als zum Dienste und zur Sache nothwendig, zum Gebrauche nützlich nicht erlassen werden kann. Das reicht über den Nutzen hinaus. Wie das ganze Gebiet des Schönen, wo es in's Daseyn greift, soll es das Gefühl des erhöhten Moments und Lebens eben so bezeichnen als wecken. Die Bestie wird geschlachtet, aber das Opferthier wird geschmückt zum Altare geführt. Wo nun das höchste Opfer gebracht werden soll, wo der Mann sein bestes Theil auf das Spiel setzen, Zeit und Ewigkeit in die Hand nehmen soll, um sie für *einen* Augenblick hinzugeben, da soll die höhere Menschenwürde und der höhere Zweck auch in der äußern Erscheinung sich ehren und bekunden. Nur freilich, daß unsere Zeit mit ihren Fräcken und Cravatten Alles aufwendet, um den gottgeschaffenen Menschen von Schneidersband erst recht zum Krüppel und zum Monstrum zu verunstalten, ehe sie ihm sich anvertraut. — Doch wir haben allen Respekt vor dem Offizier, der vor der Bresche von Constantine, als zum Sturm geblasen wurde, erst die weißen Glacéhandschuhe in aller Ruhe anzog, dann den Degen in die Faust nahm und seine Soldaten zum Sieg und zum Tode führte; es gibt tapfere Krieger auch in Glacéhandschuhen.

Noch sind uns nicht minder interessante und *köstliche* Partien auf dem steilen Westabhange nördlich *vom* Hradschin aufbehalten. Auf dem Gang zum Kloster Strahow berühren wir das Palais des Grafen Nostiz und des alten Fürsten von Waldstein und Herzogs von Friedland. Im erstern findet sich eine hübsche Anzahl von zum Theil werthvollen Gemälden aus ältern und neuern Schulen, im andern noch manche Erinnerung an den berühmten Mann, dessen Andenken zumal in dem großen Bankettsaal beim Anblick des Siegeswagen, der an die Decke gepinselt ist, und hinter dem Palaste in dem hübschen Garten rege wird, dessen hohe, epheubewachsene Kalksintermauern noch vom Fürsten verstammen sollen.

Oben in dem einzig gelegenen Prämonstratenserstifte Strahow kommt die Natur und die Kunst mit allen ihren Zaubern dem Auge entgegen. Durch den kunstsinnigen Prälaten ist nun eine Gemäldegalerie begründet, welche zu den interessanten Schätzen, die sie bereits enthält, noch manches verkommene und vernachlässigte Meisterwerk, das in Palasten und Klöstern versteckt und verunehrt ist, in sich aufnehmen wird. Aber sein schönster Schmuck wird das große Rosenkranzfest von Albrecht Dürer seyn, mit dessen herrlich gelingender Restauration und tüchtiger Copie wir den wackern Maler Gruß beschäftigt fanden. Groß war die Ueberraschung, als wir's zum erstenmal, immer größer die Lust, je länger und öfter wir es sahen. Es steht den wundervollen vier Aposteln und A. Dürers eigenem Bildniß in

Digitized by Google

München, so wie dem unübertrefflichen Porträt des alten Holzschuher am nächsten; aber so lieblich und harmonisch, sinnig und poetisch, so wahr und frei von störender Phantastik habe ich in allen Galerien kein Gemälde von ihm gefunden. Wo vor Allem hat er diese reizende Madonna her mit ihren blonden Locken und dem kleinen Häubchen, so graziös in ihr blaues Kleid und den edelgefalteten Mantel gehüllt, und das zarte, regelmäßig ovale Gesicht so anmuthig gesenkt! Da sizt sie, so schlicht und hold, das süße Haupt mit dem sanften, reinen Blicke zur Linken herabneigend, um dem frommen Kaiser Maximilian, der, die Hände zusammenlegend, in pelzverbrämtem Purpurmantel so andächtig vor ihr kniet, einen Kranz blühender Röschen mit der linken Hand auf das gesalbte Haupt zu setzen. Mit der rechten hält sie indeß das schöne Kind, das, anmuthig sich zurücklegend, mit erhobenem Aermchen im Begriff ist, auf Julius den zweiten einen Rosenkranz niederzusenken. Der Pabst kniet frommen und dankbaren Blicks im goldbrokatnen Pallium und mit gefalteten Händen dem Kaiser gegenüber, im Profil zur Rechten der göttlichen Mutter. Neben ihm liegt die dreifache, kunstreiche Krone, von einem Blumenstrauß lieblich überwuchert. Hinter der Maria halten zwei kleine Engel, auf lichten Wolken schwebend, einen kostbaren Teppich an einer Schnur ausgespannt, während unter ihnen zwei andere Engelchen in schwebender Haltung die hohe, mit Edelgestein und getriebener Arbeit reich geschmückte Krone über dem Haupte der Himmelskönigin halten. Rechts von dieser und hinter dem Pabste steht der h. Benedikt mit dem Lilienstengel in der Linken, von einem über ihm mit Rosenkränzen schwebenden Engel gekrönt. Noch viele andere lebendige und sprechende Figuren versammeln sich mit ihm um diese Seite des Throns, der Rosenbekränzung durch die über ihnen schwebenden Engel gewärtig. Ebenso werden von Engelshand die holden Kränze zur Linken der Maria unter die fromme Schaar vertheilt, unter welcher wir Maximilians Feldhauptmann, Dürers Vater, den Goldschmid, mit einem Corallenkranz in der Hand, seine runde, recht freundlich herausschauende böse Agnes neben einem andern holdern Köpfchen erblicken. Ganz links steht rückwärts neben seinem Freunde Pirkheimer der goldlockige Meister selber, einen Zettel vor sich hinhaltend, auf dem A. Durerus germanus fec. A. D. MDVII. zu lesen steht.

Also hat er's im Gefühl seiner Meisterschaft den Italienern zum Neide und zur Achtung für die germanische Kunst und sich selber zum Zeugniß gemalt, was der südliche Himmel über ihn vermocht. Die lezte Zahl des Datum ist nicht mehr deutlich: vielleicht soll es nur das Jahr 1506 anzeigen, in welchem Dürer jedenfalls an dem Gemälde zu Venedig malte. Es war ein bedeutender Durchbruch seines Talentes im Anblick italienischer und classischer Formvollendung erfolgt. Südliche Heiterkeit und Leichtigkeit strahlt auch aus dem ganzen Bilde, das in Composition und Ausdruck, Färbung und Vollendung, in der bis zu den kaum sichtbaren Staffagen des fernen, mit duftigem Felsgebirg schließenden Hintergrundes, wie in den Blumen und Gräsern des Vordergrunds, in Stoffen und Haaren unübertrefflich bewährten Künstlertreue im Kleinen und Kleinsten ein vollendetes Bild der Harmonie und Schönheit selber ist. Seinen Ursprung in Venedig verräth auch die Aufnahme des Engels, der zu Mariens Füßen die südliche Mandoline spielt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Die Ausschüsse der Provinzialstände. — v. Tschoppe. — Krause.

Von der Zusammenberufung der Ausschüsse unserer Provinzialstände machen die auswärtigen Zeitungen viel Wesens. Selbst die Franzosen sind so gütig, ihre Aufmerksamkeit der Sache zu schenken, sie freundlich zu beurtheilen und allerhand davon für uns zu erwarten. Hier spricht man kaum und noch weniger erwartet man etwas davon. Möglich, ja wir haben Grund es zu glauben, daß es in des Königs wohlwollender Absicht liegt, durch diese convocirten Ausschüsse seinem Volke näher zu treten; wie das aber geschehen soll, liegt außer unserem Begriffsvermögen. Friedrich Wilhelm IV. steht uns durch seine Worte und Thaten, auch auf dem Throne, schon weit näher, als diese unbekannten Vermittler ihn uns bringen könnten. Sie sind die Vertreter von Ständen, welche das Areal der einzelnen Provinzen repräsentiren sollen; mit dem Volke und dem, was es denkt, will, wünscht, haben sie keine Gemeinschaft, und wo es wäre, ist es ein Zufall. Wo weder die Industrie, noch der Reichthum, noch der Handel, noch die Summitäten der Wissenschaft, noch die allgemeine Intelligenz, nicht die Richter, nicht die Geistlichen, nicht die Volkszahl, wo nur die Besitzer von Grundstücken (von weiten Sandflächen oder Moorgrund, ob verschuldet oder nicht verschuldet, wenn sie den Besitztitel nur 10 Jahre vor den Gläubigern bewahrt haben) vertreten sind, da mögen die Stände eine recht ehrenwerthe Korporation unter sich seyn, zu Privatzwecken Tüchtiges reden und wirken; wie sie aber vermitteln sollen zwischen dem Volke, wie es ist, und diesem Könige, wie er ist, d. h. der sich schon so seinem Volke genähert und zu ihm unmittelbar gesprochen hat, das ist nicht abzusehen. Das bisherige Auftreten dieser Stände hat sie, auch nach ihrer Wiederbelebung mit neuem Geiste, dem Volke nicht näher gebracht. Daß in Ostpreußen und am Rheine unter den zehnjährigen Grundbesitzern sich auch Männer und gute Redner gefunden, welche die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes kannten und sie würdig aussprachen, war ein Zufall. Ein andermal werden vielleicht Andere gewählt, die nichts davon

Digitized by Google

wissen, und wenn sie wissen, nicht reden wollen oder können. Wir in Brandenburg namentlich können uns unmöglich überreden, daß wir von unsern kurmärkischen Rittergutsbesitzern, denen Anstands halber einige Bürgermeister und Hofschulzen beigegeben sind, vertreten werden. Wir sind, als Preußen, in Blut und Fleisch royalistisch und der festen Ueberzeugung, daß unser König weit besser, was uns gut ist, weiß, als alle die Herrn von ix und ov. Selbst, ob wir doch nichts weniger als der bisherigen Bureaukratie befreundet sind, selbst unsern Regierungs- und Geheimen und nicht geheimen Räthen trauen wir in der Beziehung mehr Kenntniß, ja sogar geneigtern Willen zu. Der vortreffliche Aufsatz in der deutschen Vierteljahrsschrift von d. J. II. (unterzeichnet XIX.) spricht die Ansichten der Altpreußen in dieser Beziehung deutlich aus. Wir haben Vertrauen zu unserem König und seiner Regierung. Gern wünschten wir, daß er sein Volk unmittelbar hören möchte, wie sein Volk ihn so oft gehört hat; unsere stille Frage ist: ließe sich dieß, unbeschadet der monarchischen Macht, nicht durch Reichsstände thun? Zu begreifen aber, wie jene uns vollkommen gleichgültigen Provinzialstände und gar die Vertreter derselben zu Reichsständen in dem Sinne, wie wir es wünschen, sich heranbilden sollen, dafür ist unser Verstand zu schwach. Ueber Heerstraßen, Eisenbahnen, Landarmen- und Zuchthäuser und dergleichen sind wir nach wie vor der Meinung, daß einige wohl unterrichtete Beamte schneller, gründlicher und wohlfeiler zum allgemeinen Besten Beschlüsse fassen können, als unsere Stände und deren convocirte Ausschüsse. Bei Beamten weiß das Publikum doch, an wen es sich zu halten hat, ihre Namen werden bekannt; die Ständemitglieder treiben im Dunkeln, höchstens als Zahlen hervortretend, verhält, und nur bei Festreden kommt einmal ein Name zum Vorschein. Wir wollen Persönlichkeiten, die wir achten und lieben können, und man gibt uns ständische Begriffe, obwohl man doch sonst der Begeisterung für Begriffe nicht geneigt war.

Der Geheimerath von Tschoppe ist hier in einem Irrenhause gestorben. Nicht in allen Fällen ist das Walten der Nemesis so wunderbar. Wir wollen nicht mit der Gazette de France rufen: dieses Jahr ist reich an furchtbaren Lehren; denn es wäre ein ehrenrühriger Vergleich für den edlen, unglücklichen Prinzen, der auf dem Steine der Heerstraße verblutete, ohne Schuld, voll reinen Willens, voll schöner Zukunftsträume. Aber wir wollen nur sagen: wer an ein unmittelbares Gericht Gottes, schon in diesen unsern irdischen Verhältnissen, glaubt, den muß dieses schnelle, rasche, vollständige Gericht wunderbar ergreifen. Ich meine nicht den schnellen Tod nach einer völligen Erschöpfung der geistigen und vielleicht auch der physischen Lebenskraft; der war natürlich, und dürfte gleichgültig seyn, wenn nicht die christliche Liebe gebote, auch diese rasche äußere Auflösung einem geistig schon gänzlich Vernichteten zu gönnen. Aber es ist ein hartes Gericht, am Grabe eines Mannes sagen zu müssen: um ihn weint Niemand als eine treue Gattin und die doppelt unglücklichen Kinder! Es ist vieles Wunderbare, ja man kann sagen Unbegreifliche in dem Schicksale des Gestorbenen. Wie, durch welche Mittel gelangte er zu der Macht und dem ungewöhnlichen Einfluß, den er auf Preußens innere Schicksale durch so viele Jahre ausübte, da er auch in den Zeiten seines Glücks des Glücks entbehrte, von Jemanden, einen Einzigen vielleicht ausgenommen, geliebt zu werden? Nicht die Aristokraten, nicht die Demokraten, und noch weniger die Bureaukraten sahen seine Tendenzen mit günstigem Auge an. Es ist bekannt, daß unser verewigter König eine entschiedene Abneigung gegen ihn empfand, und über die Gesinnungen unseres gemüthvollen Königs gegen einen Mann, der vermeinte, das ganze Staatsgebäude durch Politikunststücke aufrecht zu erhalten und dem die moralische Idee eines Staates und einer Nation völlig fremd war, bedarf es keiner Erwähnung. Wie er zu den Liberalen stand, ist eben so überflüssig auszusprechen; aber auch die pietistische Partei, die Viele gehoben hat, konnte ihn am wenigsten begünstigen, ja sein Wesen stand mit ihrem Wesen vielleicht in einer noch größern Antipathie, wie ich denn neulich einen Liberalen, der das de mortuis nil nisi bene zur Ausführung bringen wollte, ausrufen hörte: er war doch wenigstens kein Pietist! Hätte unser König auch nichts weiter gethan, schon durch die stille und doch so entscheidende Art, wie er eine Partei fallen ließ und damit vernichtete, die sich delatorisch zwischen Volk und König gedrängt hatte und durch die Furcht dort regieren, hier Einfluß gewinnen wollte, würde er den Ruhm eines weisen Regenten sich erworben haben. Herr von Tschoppe hat keine Schule hinterlassen; die man als seine Schüler anzusehen gewohnt war, haben wenigstens schnell den Staub von ihren Röcken abgeklopft, sie leugnen jede geistige Gemeinschaft und behaupten, nur dem Zwange und der Nothwendigkeit gedient zu haben. Daß der Todte vor seinem Tode die größte Angst vor Gensdarmen empfunden und sich fortwährend für verfolgt von der Polizei gehalten, ist wohl nur eine muthwillige Fabel. — Der bisherige Universitätsrichter, Geheimerath Krause, ist in seine ordnungsmäßige Laufbahn, als Rath bei einem Collegium, zurückversetzt. Auch sein Name war bekanntlich einst ein Demagogenschrecken. In letzterer Zeit hatte er sich durch vielfache Zuvorkommenheiten die Liebe der Studenten, die über Gegenwart und Zukunft nicht Zeit haben an die Vergangenheit zu denken, erworben, und da auch er wenigstens kein Pietist ist, so wäre es immer möglich, daß ihn das vergeßliche Geschlecht der Gegenwart zu einem Märtyrer seiner Ueberzeugung erhöbe. — Die bösen, vertrauenslosen Grundsätze, an denen Preußen so lange Jahre krankte, sind todt, und wir wollen hoffen, daß die neuerdings wieder eingeschärfte Amtsverschwiegenheit kein Revenant derselben ist, wie Einige fürchten, sondern die ganze Verordnung auf einem Mißverständniß beruht.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ich bin ein Gesicht und doch kein Gesicht;
Ich bin ein Gedicht und doch kein Gedicht.
Wohl kann ich zuweilen poetisch seyn,
In die Wirklichkeit schalkhaft greifen hinein
Und wieder verschwinden; denn blieb' ich, traun!
Erregt' ich dir ganz prosaisch Grau'n.

Wohl regen darf sich der Schalk einmal,
Und darf mich schneiden so recht fatal.
Wie mich das Glück, der Geschenke quitt,
Oft seinen entschiedensten Lieblingen schnitt;
Doch blieb' ich an dir zu deiner Pein,
So würd' ich ein Werk des Teufels seyn.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. Oktober 1842.

This certainly, fair lady, must be one of Fortunes whimsical doings, to take two utter strangers by their hands, of different sexes, and in one moment place them together in such a cordial situation.

Sterne.

L'homme aux aventures.

Abenteuer eines Deutſchen.

I.

Havre im September 1842.

„St. Cloud muß ein prächtiger Aufenthalt ſeyn. Der Park, die Waſſerkünſte, das Schloß, die Seine — Alles iſt ſo ſchön. Ich beneide Sie um Ihren Sommer, den Sie dort zugebracht haben.“ — „Der Park, die Waſſerkünſte, das Schloß, die Seine — wohl, doch ich fürchte, daß Sie es keine fünf Monate aushalten würden, und deßhalb will ich Sie nicht fünf Minuten mit dem ewigen Einerlei langweilen. Wer alle Jahre nur ein- oder zweimal nach St. Cloud geht, hält dieſen Ort ziemlich ſicher für einen wahren Götterſitz; ſeit ich fünf Monate dort gewohnt, bekomme ich eine Gänſehaut, ſo oft ich nur den Namen ausſprechen höre. Ich möchte dort nicht begraben ſeyn.“ — „Alſo nichts Gutes laſſen Sie an dem ſchönen St. Cloud, gar nichts? — keine ſchöne Stunde, kein intereſſantes Abenteuer, kein —“ — „Halt, an Abenteuern hat's mir nicht gefehlt. Ah, das iſt etwas anderes; aber daran war St. Cloud nicht Schuld, ſondern einzig und allein mein guter Stern.“ — „Da ſieht man die Einbildung.“ — „Sie ſollen urtheilen.“

„Gleich am erſten Abend, da ich mich in St. Cloud niederließ, war ich ſo glücklich, eine Dame —“ — „Sie gehen raſch zu Werke!“ ſagte die Mutter meines Freundes G., die ſeit acht Tagen, um ihren Sohn zu beſuchen, in Havre war, und den Kreis unſerer Lieben im Hauſe W's um eine tüchtige und liebevolle Erſcheinung vermehrt hatte.“ — „Sie haben Recht,“ erwiderte ich, „ich bin zu raſch; deßwegen will ich von vorne anfangen.“

Geſtern ſuchte und fand ich eine Wohnung in St. Cloud, heute zog ich ein. Ich hatte bereits eine Reiſe hin und zurück gemacht, meine Siebenſachen hingeſchafft und halbwegs geordnet, und war dann wieder nach Paris gefahren, um noch einen Beſuch zu machen und auf drei, vier Tage Abſchied zu nehmen. Um zehn Uhr Abends ſaß ich wieder in der Diligence. Nach den erſten zehn Schritten hielt der Wagen ſtille, die Thüre öffnete ſich von Neuem und der Conducteur-Kutſcher fragte eine Dame, die neben einem Knaben ſaß, ob ſie nicht für eine überzählige Perſon bis Auteuil Platz machen wolle. Hinter dem Kutſcher ſtand eine ſchlanke Frau mit Hut und Schleier nach neuer Mode. Im Wagen rückten die Herrn ſchon zuſammen, ehe noch die Antwort erfolgt war, und die überzählige Paſſagierin ſtieg ein.

Auteuil iſt ein Dorf, das in der Form eines Winkels nur zwei lange Straßen hat. Wir waren faſt in der Spitze des Winkels angekommen, als der Wagen ſtille

Digitized by Google

hielt und der Kutscher an der Thüre erschien: „Voici, Madame, Nr. 49.“ Er richtete diese Worte an die Ueberzählige, und diese antwortete rasch: „Nummer 49? aber ich habe Ihnen ja gesagt Nr. 9.“ — „Sie haben gesagt Nr. 49; wollen Sie aussteigen?“ — „Ist es noch weit bis zu Nr. 9?“ fragte die Dame mit ängstlicher Stimme. — „Zehn Minuten, höchstens.“ Es war fast eilf Uhr und die Nacht stockfinster. Seit die Arbeiten an den Festungswerken von Paris eine Menge Gesindel in die Umgegend der Hauptstadt gelockt hatten, las man fast alle Tage die grausigsten Mordgeschichten in den Zeitungen. Gestern noch war ein Invalide mit Steinschlägen getödtet worden. Das Alles mochte sich dem Geistesauge unserer schönen Reisegefährtin recht lebendig darstellen. Sie sagte fast mit zitternder Stimme zum Kutscher: „Ich bin ganz fremd hier, wie soll ich das Haus finden? Können Sie mich nicht begleiten?“ — „Unmöglich!“ antwortete der Kutscher. — „Aber was soll ich da machen?“ — „Aussteigen oder sitzen bleiben,“ antwortete unser Schwager; „wollen Sie aussteigen!“ — „Aber — aber —“ — „Nun so bleiben Sie ruhig im Wagen.“ Damit schloß er die Thüre und fuhr weiter.

Das Alles ging so rasch vor sich, daß die verschleierte Dame kaum Zeit hatte, zu einem Entschlusse zu kommen. Ihre Nachbarn und Nachbarinnen trösteten sie und versicherten, wir seyen nicht mehr weit von einem Bureaur der Diligencen, wo sie Jemanden finden werde, der sie begleite. Bald hielt auch der Wagen an, der Kutschenschlag öffnete sich und abermals erschien das barsche, unwirsche Gesicht unseres Führers. „Wollen Sie gefälligst aussteigen, hier ist das Bureau von Auteuil.“ Dieses Bureau liegt ganz in der Spitze des Winkels, den die beiden Straßen von Auteuil bilden, und wir waren nur fünf Minuten von Nr. 9 entfernt.

Die Verschleierte stieg aus dem Wagen und hatte eine ziemlich lange Unterhaltung mit dem Buralisten, der unterdeß seine Thüre schloß und seine Laterne auslöschte. Zulezt trat derselbe an den Wagen und stieg ruhig ein. „Aber Sie werden mich doch nicht hier allein auf der Straße lassen?“ sagte die Dame, die ebenfalls wieder an der Thüre des Wagens erschien. Der Kutscher hielt wie früher die Thüre in der Hand und machte Miene, sie zu schließen. „Ich bleibe nicht allein hier um Mitternacht auf der Straße,“ sagte die Dame mit bebender Stimme, stieg rasch wieder ein und drängte sich fast mit Gewalt zwischen zwei Boulogner Wäscherinnen, die laut zu lachen anfingen.

Bis dahin hatte mich die Geschichte nur wenig interessirt; aber nachdem sich die Dame selbst zum abenteuerlichen Weiterreisen auf gut Glück verurtheilt hatte, intriguirte mich die Sache nicht wenig. Ich saß, etwas müde vom Aus- und Einziehen, in einer Ecke des Wagens und grübelte nach. Was mag das seyn? woher, wohin? warum? Eine Abenteurerin? — es hatte fast den Anschein; aber sie saß so stille da und sagte kein Wort. Auch war mir nicht recht klar, auf wen oder auf was es dabei abgesehen seyn könne. — Am Anfang des Boulogner Holzes stiegen meine beiden Nachbarn, ein Gärtner mit seiner Frau, aus, und die Dame im Schleier benuzte die Gelegenheit, um sich von den kichernden und oft laut auflachenden Wäscherinnen so weit als möglich zu entfernen, wobei ich dann das Glück hatte, ihr so nahe als möglich zu kommen.

Der Schleier und das ersterbende Licht der Wagenlaterne erlaubten mir nicht, ihr in's Gesicht zu sehen. Aber der Schein fiel gerade auf ihre Hand, die in einen feinen Glacéhandschuh gehüllt war. Das ist ein sehr gutes Zeichen, dachte ich, und hielt mich nun schon halbwegs verpflichtet, mein Mitgefühl kund zu thun. Ich weiß nicht mehr recht, wie ich dieß anfing, aber bald waren wir im besten Fluße der Unterhaltung, und ich erfuhr, daß meine Nachbarin heute von Fontainebleau angekommen sey. Sie sollte um acht Uhr in Paris am Wagen nach Auteuil seyn, wo ihre Freundin sie erwartete. Aber der Zufall hatte gewollt, daß auf der Eisenbahn von Corbeil eine Maschine den Dienst versagte und sie erst um zehn Uhr auf dem Bureau der Diligence von Auteuil ankommen konnte. Auf die Versicherung des Frauenzimmers, das dieses Bureau hält, daß man sie in Auteuil *an der* Thüre des Hauses Nr. 9 absetzen werde, habe sie sich entschlossen, mitzufahren. Das Uebrige wußte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch Böhmen.

(Schluß.)

Die Kunstgeschichte macht das in seiner wieder hergestellten Gestalt fast noch gar nicht bekannte Werk zum ersten von bedeutendem Werthe aus diesem genialen Pinsel. Es ist das erste, aber gewissermaßen auch das lezte in seiner Art. Wohl wurde der Meister seiner immer mächtiger, reicher entwickelten sich seine Gedanken, entschlossener griff er in's Leben; aber seine Umgebung lieh ihm nicht mehr die Bilder und Modelle, welche Italien bot. Das Kleinleben altdeutscher Spießbürgerlichkeit einerseits, die Eifersucht andererseits mauerten ihn in sein schmales Arbeitszimmer ein, wo der arme Mann nichts als immer und immer wieder die dicken Wangen seiner theuern Ehehälfte zeichnen und den runden Buben auf ihrem Schooße malen mußte. Wohl riß er sich noch einmal heraus aus dem Kleinleben, das ihm die Augen

Digitized by Google

gerne zugebunden und die Hände gefesselt hätte; er zog in die Niederlande, und als zu Antwerpen, um den Fürsten zu empfangen, die Schönsten der Schönen in durchsichtig feinen Kleidern vor dem Thore sich in die Reihe stellten, da ließ er seine Agnes in die Kirche laufen, wo sie sich die Börse mit dem Bischen Geld, das er ihr zusammengescharrt, zu ihrem tödtlichen Aerger stehlen lassen konnte. Was kümmerte ihn das! er stellte sich hinter die Reihe der Jungfrauen und schaute tief und nahe in die schönen Nacken, auf die weißen Arme, „weil ich ein Moler was.“ Er lernte viel in diesem großen, kräftigen Volks- und Malerleben, seine Formen rundeten sich auf ganz andere Weise, seine Gestalten hoben sich, seine Farben wurden noch tiefer, die verkrüppelten Gestalten und Gewänder ließ er auf dem Nürnberger Trödelmarkte stehen, und er malte zum Schluß das Wunder der protestantischen Kunst, die vier Apostel. Sie waren sein letztes großes Werk und wurden die Verkündiger seines ewigen Ruhmes. So innig aber und lieblich, mit einem so vollendeten Schönheitsgefühl, als wie in Venedig, hat der protestantisch gewordene Pinsel, so viel er auch an markigter Charakteristik gewann, meinem Urtheile nach, nie mehr gemalt.

Einen andachtsvollern Restaurator konnte A. Dürer für sein mißhandeltes Bild nicht finden, als der liebenswürdige Maler Gruß ist. Mit wie ängstlichem Blicke ging er den verwischten und überdeckten Linien des Meisters nach, mit welcher Gewissenhaftigkeit wollte er bis auf das letzte Härchen nur des Meisters Ehre retten! Es ist in der That rührend, mit welcher Ehrfurcht und Gläubigkeit er die theure Reliquie, ein doppeltes Heiligenbild für ihn, behandelte, wie er im treuen Eifer für das fromme Werk Tag und Nacht sich keine Ruhe gönnte, vor Sinnen und Arbeiten sich kaum die Zeit zum Essen nahm, sondern nach jedem Gerichte, das er in der Eile, den Blick auf's Bild geheftet, genossen, schnell wieder zum Pinsel griff, daß er der innern und äußern Anspannung fast hätte erliegen müssen. Das Museum in Berlin mag es bedauern, daß Wagen seiner Zeit nicht weiter für das damals freilich kaum erkennbare Bild geboten hat; jezt ist es dem Stifte, dessen Prälat durch die Copie für doppelten Besitz des Meisterwerkes sorgte, natürlich um keinen Preis mehr feil.

Mit Mühe trennten wir uns von dem Bilde, zu dem das innere Auge wenigstens immer frisch und freudig zurückkehrt. Und so schreiten wir denn weiter, um, weil wir doch auch der schönsten der Städte ein Lebewohl sagen müssen, in Einem vollends zu kosten, was unerschöpflich scheint. Der Laurentiusberg, der südlich an Hradschin und Strahow seine Reize reiht, hat sich durch Münchner Künstler nach Führichs, des genialen Malers, Zeichnungen die Stationen mittelmäßig al fresco malen lassen. Von seiner Höhe aus übersehen wir schöner als anderswo die ganze Länge der sich am Moldaustrom hinunterbreitenden Alt- und Neustadt. Die tiefer liegende Hafenburg gewährt aus ihren Büschen und Bäumen heraus einen geschlossenern und nur um so reizendern Anblick der zunächst darunter liegenden Schützeninsel, über welche nun die große, ihres Gleichen suchende Kettenbrücke Roß und Mann von den jenseitigen Stadttheilen zu der obern Kleinseite herüberträgt. Wir steigen herunter in die leztere und durcheilen sie vollends, bis wir vor dem Thore der Villa des Grafen Kinsky stehen. Bis in den späten Abend saßen wir hier auf der bequemen Höhe, um das unverlöschliche Bild der an malerischen Reizen reichsten Stadt in das Innerste einzurahmen, bis Dämmer und Dunkel den Schleier über Thal und Höhen wob. Funkelnd und glitzernd spiegelten sich bereits die Sterne im Wetteifer mit den ungezählten Lichtern in dem Strome, als wir über die fast endlos erscheinende Brücke zurückeilten, um uns zur Weiterreise fertig zu machen.

Ehe es tagte, saßen wir in dem auf österreichischem Boden unentfliehbaren Stellwagen, mit den Glanzbildern von gestern und ehegestern das Dunkel, das uns umfing, verklarend. Das schönste Wetter begleitete uns zur Elbe hin. Erst ließen sich über das Plateau hin einzelne Kuppen und Spitzen, dann ganze Kämme und Züge des Erzgebirgs in duftiger Ferne sehen. Der immer stärker werdende Reichthum an Obst und Wein gemahnte freundlich an die liebe schwäbische Heimath. Schön war der Rückblick in das ebene Böhmenland von der Höhe des Gebirgszuges, den eben die Sonne mit ihren lezten Strahlen umglühte, als wir dem schweren Wagen voran die bequeme Straße hinanschritten. Schnell ging's dann jenseits hinunter, und mit sinkender Nacht waren wir in dem reizvollen Teplitz.

Neidlos ließen wir das dampfende Wasser in die „Fürsten-“ und „Herren-“ und gemeinen Bäder fließen; der hübsche Schloßpark mit seinen prächtigen Gängen und lieblichen Seen gab reiche Morgenlust und Stärkung. Vorbei an dem über der Stadt dem verstorbenen König von Preußen von der dankbaren Bürgerschaft gesezten Denkmal — seine Büste am Postament, darüber ein Genius auf einer Kugel stehend und mit beiden emporgehobenen Händen einen Kranz haltend — geht's zum Frühstück auf die aus Schlacken gebaute und so genannte Burg, wo schmale Buttersemmeln zum erstenmal an Norddeutschland gemahnten. Lebt wohl, ihr Mägen, ihr gefüllten Schüsseln, du ganz Süddeutschland lebe wohl!

Die Rundsicht schon von der Schlackenburg auf das kleine Teplitz nieder, das so geschmeidig und höflich gegen Höchstes und Allerhöchstes, Großes und Allergrößtes in dem flachen Kessel siedet und bratet, dann auf den schönen Schloßberg und die reizend geschwungenen Linien

Digitized by Google

der südöstlichen Bergreihen, aus denen der große und der kleine Mileschauer sich erheben, ist allein eines Ganges nach Teplitz werth. — Von Teplitz nach der Elbe führt die Straße über das Schlachtfeld von Culm in dem nicht großartigen, noch schroffen, aber von allen Seiten geschlossenen Thale. Auf der Stelle, wo unter Ostermann 1813 die Russen den verzweifelten Franzosen so löwenmüthigen, eiskalten Widerstand geleistet, erhebt sich eine mächtige Denksäule. An jeder der vier Seiten des Sockels liegt in Relief ein Löwe, auf dem Gesims vier eiserne Helme in den Ecken, auf der vierseitigen Pyramide darüber stehen die lateinischen Inschriften, auf der Höhe weist eine Historie oder Victorie das Datum der Schlacht in dem Buche der Geschichte, das sie hält. Ein kaiserlicher Unteroffizier bewacht und besorgt das Denkmal und die Anlage herum, und erklärt dem Wißbegierigen, was „wir" gethan und verloren. Hinter dem Dorfe Culm mit seinem Bergkapellchen steht dagegen so demüthig, so christlich bescheiden in christlich-germanischem, d. h. gothischem Style die preußische Spitzsäule mit der Inschrift: „Die Helden ehrt dankbar König und Vaterland; sie rub'n in Frieden." Etwas weiter, wo die Straßen nach Dresden und an die Elbe nach Tetschen sich scheiden, steht ansehnlicher, doch weder so stolz als das russische, noch so geschmackvoll als es könnte, das ebenfalls gußeiserne Denkmal, welches „das österreichische Heer einem seiner Führer auf dem Felde seines Ruhmes," dem Grafen Colloredo-Mansfeld, setzen ließ. Ueber dem Würfel, auf dessen Gesims „den Feinden furchtbar, den Seinen theuer," ein Löwe schläft, erhebt sich eine Pyramide, auf deren Fläche Mansfelds Büste und auf deren Spitze ein Adler mit dem Lorbeerkranz in seinen Krallen steht. Rings umschließt eine gezackte Kette das Denkmal.

Bald sind wir in Tetschen. Das romantische Elbthal beginnt und führt uns die böhmische Schweiz hinab. Das letzte österreichische Paßbureau ist überstanden, wir fahren auf eiligem Dampfschiff an den Grenzwachtschiffen vorüber, eine andere Luft umgibt uns, wir sind im Lande Sachsen, „wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Schluß.)

Der falsche Woldemar. — Tieck.

Was die Rückkehr des Königs bringen wird, Neues, Merkwürdiges, Lebhaftes, darüber noch keine Vermuthung. Man spricht von einer oder von mehreren neuen politischen Zeitungen; unsere alten lassen sich dadurch nicht erschrecken und wollen durchaus nicht aus ihrem bequemen alten Geleise. Unsere Pressen suchen noch immer Beschäftigung; unsere Buchhandlungen lassen sich noch wenig angelegen seyn, von der freieren Presse Nutzen zu ziehen. Die paar freimüthigen Brochuren waren ein guter Anfang, aber mit dem Anfange ist es nicht gethan. Friedrich v. Raumer, dessen Bestätigung zum Rektorate jezt erfolgt ist, läßt nach wie vor in Leipzig drucken, Steffens in Breslau verlegen. In der neuen Buchhandlung des Berliner Lesekabinets erscheint jezt W. Alexis neuester historischer Roman: der falsche Woldemar. Aus des Verfassers eigenem Munde weiß ich, daß es eine große Arbeit ist, an der er schon viele Jahre, schon vor dem „Roland von Berlin" gearbeitet hat. Diesen lezstern sandte er voraus als Probe, wie die arg verschrieene märkische Geschichte in der Poesie sich ausnehme. Der falsche Woldemar ist anerkannt der poesiereichste und noch immer im Dunkel schwebende Moment der brandenburgischen Vorzeit, eine großartigere Aufgabe, als der in jenem geschilderte Kampf der zum Bewußtseyn gekommenen jugendlichen Fürstenmacht mit dem Trotz der alt berechtigten Städte. Im Woldemar von Brandenburg, d. h. dem sogenannt falschen, spiegelt sich ein Kampf ab, der, freilich noch unter dem Gewande mittelalterlicher Mythe, schon der neuern Politik angehört. Karl IV. ist ein Fürst, der seiner Zeit um Vieles vorausgeeilt war, freilich nur im Schlechten. Er eröffnete ein ungeheures Theater der Intrigue, in die nicht Deutschland allein, sondern ein großer Theil von Europa verwickelt wurde; aber die Kraft des Schlechten weckte auch die Kraft des Widerstandes, die Treue der Märker, den Heldencharakter eines Günther von Schwarzburg; die schlaue Willkür baute eine Verfassung und pflegte das Gesez im Gefühl ihrer eigenen Unkraft. Dieser merkwürdige Charakter war, so viel uns bekannt, noch nie von einem deutschen Dichter behandelt. Vom Motto des Titelblattes des neuen Romans entnehme ich folgendes: „Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des großen deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an und es zehrte das innerste Blut. Die Untreue und die Falschheit, die schlaue Kunst doppelzüngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück." Also will der Verfasser hier keinen märkischen, sondern einen deutschen Roman geliefert haben. Die historische Kritik hat noch nicht ermittelt, ob an jenem Fürsten, der nach dreißigjähriger Grabesruhe wieder siegreich in seinem Lande auftrat und von Kaiser und Reich anerkannt wurde, mehr wahres gewesen als ein Held der Sage und der Intrigue; die Kritik wird es auch schwerlich ermitteln, obschon neuerdings wieder der phantasiereiche Alterthumsforscher Klöden seine ganze Sorgfalt diesem Stoffe gewidmet hat und auch seinerseits ein Werk darüber wird erscheinen lassen; der Dichter findet eine psychologische Wahrheit zwischen den Zeilen der Urkunden, von der freilich die dokumentirte Geschichte keine Notiz nehmen darf. — Ludwig Tieck kommt nun wirklich her, um hier, in seiner Vaterstadt, zu bleiben. Nachdem er seine Tochter in Potsdam verheirathet, wird er seinen dauernden Wohnsitz in Berlin aufschlagen. Ob um auszuruhen, oder eine neue Vittoria Accorombona zu schaffen? Möchte er wenigstens die Jahre seiner sorgenfreien Muße, wenn nicht zu seinem Werke über Shakespeare, doch, und das noch besser, zur Aufzeichnung seiner Memoiren verwenden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Oktober 1842.

Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer seyn;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

Rückert.

Die Sage von der zurückgebliebenen Nachtigall.

Sie sehnt sich nicht in Rosenhaine
Des Ostens, an die Perlensee:
Nur eines Dörfchens arme Zäune
Liebt sie, die fromme Liedersee.
Sie war nicht Asien zugezogen,
Wie sonst, dem ewiggrünen Land;
Ihr Eden blieb ein Gartenbogen,
Wo sie der milde Herbst noch fand.

Ihr bangt nicht vor des Sturmes Flügel,
Wenn er die Blätter niederschlägt,
Nicht vor dem blassen Bild der Hügel,
Da sie den Lenz im Herzen trägt.
Im Fichtenwäldchen hier, im Garten
Vor eines armen Mannes Haus,
Da will die Sängerin erwarten
Des nahen Winters öden Graus.

Und mancher Strauch im Garten sagte:
„All' meine Beerlein' spar' ich dir!"
Von Bäumen der und jener fragte:
„Willst du noch Mücken? — Komm zu mir!"
Und freundlich hat dann auch gesprochen
Ein warmer Quell und voll von Dank:
„Durchsungen hast du schöne Wochen;
Ich biete Würmlein dir und Trank."

Ob auch die Silberflocken schütte
Der Winter nieder auf den Hag,
Der Mann in seiner kleinen Hütte,
Er bringt ihr Speise jeden Tag.
Die laue Quelle bleibt ihr offen,
Auch Beeren sind noch ihr Gewinn.
So lebt, im Herzen Frühlingshoffen,
Die sanfte Liederkönigin.

Doch einst bei goldner Tagesfrühe
War's ihr, als sey kein Licht genaht,
Als ob die Dämm'rung noch umziehe,
Wohin sie flattre, jeden Pfad.
Sie findet weder Trank, noch Speise,
Und scharf und tödtlich weht der Ost.
Geblendet halb, bei starrem Eise,
Hat sie des Nachts der Winterfrost.

Ist Niemand da, mit Wonne labend
Die Liederkönigin im Leid?
Sie fliegt — und heut ist Weihnachtabend —
Bang bis zur heil'gen Sternenzeit.

Digitized by Google

In ihre Augen, in die dunkeln,
Fällt Schimmer jezt, doch nur wie Traum;
Den Kindern dort im Hause funkeln
Die Lichter an dem Weihnachtsbaum.

Die Bange flattert an die Scheibe
Und pikt hier ängstlich an das Glas,
Wo auf der Bank mit seinem Weibe
Der Mann vor frohen Kindern saß.
Kaum ist das Fenster aufgeschoben,
Da schwebt die Sängerin herein,
Und sezt sich, voll Verlangens, oben
Auf einen Zweig, im hellen Schein.

Und sie begann so rühr'nde Klage
Und ein so zaubervolles Lied,
Daß noch davon die Wundersage
Von einem Dorf zum andern zieht.
Es lief mit heiligen Akkorden
Durch Christi Nacht der Klänge Fluth;
Es war der Frühling wach geworden
Und um ihn spielte Sonnengluth.

Und inniger und sel'ger schollen
Die Melodien der Liederfee;
Dem Christbaum klang, dem lichtervollen,
Die lezte Lust, ihr leztes Weh.
Sie fiel dann stumm zur Erde nieder;
Gebrochen war ihr Herz, so weich,
Gezogen waren ihre Lieder
In des Gesanges ew'ges Reich.

Ph. H. Welcker.

L'hommes aux aventures.

(Fortsezung.)

Sie jammerte: „Mein Gott, mein Gott, welche Lage!" — „Trösten Sie sich. Sie finden in St. Cloud ein gutes Gasthaus und sind morgen früh bei Zeiten bei Ihren Freunden in Auteuil." — „Wenn man das zu Hause wüßte, die Meinigen würden sich zu Tod ängstigen!" Der Ton, in dem sie dieß sagte, schien mir fast nicht ängstlich genug, und je mehr ich die ganze Geschichte überlegte und bedachte, desto weniger kam mir Alles so recht natürlich vor. Sie hatte nicht einmal einen Reisesack, und ich gestehe, daß in meiner Untersuchung die Handschuhe keinen hinlänglichen Ersaz dafür boten. Genug, ich war noch immer halbwegs geneigt, meine schlanke Nachbarin für eine sehr kecke Reisende zu halten.

Als wir endlich in St. Cloud anlangten und stille hielten, war ich eben zu dem Schlusse gekommen: „Sie ist eine Abenteurerin." — „Mein Herr, ich bitte Sie um Alles, lassen Sie mich nicht allein. Wenn auch Sie sich meiner nicht annehmen, dann ist der brutale Kutscher im Stande, mich hier auf offenem Plaze abzusetzen und meinem Geschicke zu überlassen." — „Seyn Sie unbesorgt. Das Wirthshaus ist ganz nahe, dort an der Ecke, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie hinzubegleiten." — „O ich bin Ihnen unendlichen Dank schuldig."

Wir klopften eine gute Weile und mußten: Holla! u. s. w. zu Hülfe nehmen, ehe sich Jemand in der tête noire regte. Endlich rief eine kreischende Frauenstimme: „Qui est là?" — Ich antwortete ganz stolz: „Der Herr, der bei Monsieur le Blond wohnt und heute hier gespeist hat!" — „Ne connais pas! Aber was wollen Sie?" — „Ein Nachtlager!" — „Es ist kein Bett mehr frei." Damit wurde eine Thüre zugeschlagen, und so war das Geschick der Dame entschieden.

„Ah c'est affreux!" rief meine Schöne, und in diesem Worte lag wieder recht viel Wahrheit. Sie fuhr fort: „Ich sehe hier gegenüber Licht, und wenn ich nicht irre, eine Wachstube. Begleiten Sie mich dahin, dort werde ich wenigstens die Nacht sicher zubringen können." Auch das wurde mit so viel Wärme und Wahrheit vorgetragen, daß ich ihr Abbitte that und in mir das reformirende Urtheil sprach: „Sie ist keine Abenteurerin!"

„Sie denken nicht daran, in dem Wachhause zu schlafen," sagte ich, „das wäre wirklich „affreux." Wenn Sie wollen, so gehen Sie mit mir, ich werde Sie so gut beherbergen als möglich." — Sie stand einen Augenblick schweigend da; dann sagte sie: „Ich zweifle nicht daran, Sie sind ein Ehrenmann, und ich gehe mit Ihnen. Auf einem Stuhle in der Ecke eines Zimmers will ich die Nacht zubringen und Ihnen nie vergessen, daß Sie mich aus dieser gräßlichen Lage befreit haben."

Daß sie so rasch entschlossen war, gefiel mir wieder nicht ganz, und doch war ich nun schon halbwegs bereit, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Die Sache nahm eine zu interessante Richtung. Ehe wir an dem Eisengitter, das den Garten vor meiner Wohnung abschloß, ankamen, versicherte mich die Dame noch zweimal, ich sey ein Ehrenmann. Endlich war das Gitter hinter uns geschlossen, an Rückkehr nicht mehr zu denken. Ich öffnete die Hausthüre, und da es sehr dunkel war, reichte ich der Dame die Hand, um sie ohne Anstoß bis in mein Zimmer zu bringen. Ein abermaliges: „Monsieur, combien je vous suis reconnaissante!" klang mir wie Musik in den Ohren. Ich war so wenig in meiner

gewöhnlichen Stimmung, daß, als ich das Feuerzeug greifen wollte, ich den Nachttisch umstieß.

Endlich fuhr ein kleiner Blitz durch das Zimmer. Nach und nach klärte die Lampe die ganze Scene auf. Zwischen uns Beiden lag der Nachttisch gleichsam als Schanzkorb der Vertheidigung, und vor mir stand die Dame im grünen Schleier und mit weißen Glacéhandschuhen. Sie war sehr schlank, etwas mager und wenigstens fünfzig und etliche Jahre alt. Die Handschuhe waren von bester Qualität, aber etwas schmutzig, die Kleider ein wenig abgetragen, der Hut „chiffonné" und der Schleier fahl.

Ich muß ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben; aber ich erholte mich bald und sagte: „Sie wollten mit einem Stuhl vorlieb nehmen, aber zufällig gebiete ich über ein zweites Bett. Sie können also von diesem hier Gebrauch machen; ich werde das meines Freundes, der noch nicht eingezogen ist, heute einweihen, und wünsche Ihnen eine gute Nacht." — „Ah, Monsieur, combien je suis reconnaissante." — „Sie sind zu gütig, schlafen Sie recht wohl." — „Monsieur, une bonne nuit!" — — — — Die Damen lachten. Mad. G. lobte sehr meine Menschenfreundlichkeit, aber Madame W. fragte: „Haben Sie die Nacht gut geschlafen?" — „Ich muß," erwiderte ich, „zu meiner Schande gestehen, daß ich, nachdem ich im Zimmer meines Freundes mir die Sache noch ein-, zwei- und dreimal überlegt hatte, wieder zum Schlusse kam: „Sie ist eine Abenteurerin." Ihr ehrbares Alter führte mich nur zu der weitern Folgerung: wenn das Eisengitter nicht jede Flucht erschwerte, so könnten morgen Früh die Betttücher und dergleichen Kleinigkeiten mit ausgeflogen seyn.

Um sechs Uhr Morgens klopfte es an meiner Thüre. Meine Wirthin mit wunderbar verblüfftem Gesichte kündigte mir an, daß eine Dame unten sey, die Abschied nehmen wolle. Ich ließ mich aber entschuldigen, da ich sie doch Anstands halber nicht im Bette empfangen könnte. Später hörte ich, daß sie meine Adresse, die sie auf dem Umschlag einer Zeitung gefunden, zu sich gesteckt und sehr viel von ihrer Erkenntlichkeit gesprochen habe. Als ich aufgestanden war und in den Garten ging, begegnete ich dem Wirthe, der ein sehr brummiges Gesicht machte, während die Wirthin schelmisch lächelte, was mich fast ärgerte.

II.

Unsere Damen wollten eben die Streitfrage, ob meine Schöne eine Abenteurerin gewesen oder nicht, aufgreifen, als Madame G. dieselbe durch die andere Frage beseitigte: „Haben Sie denn nichts weiter von der Dame gehört?" — „O nicht so eilig! die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende."

Etwa vierzehn Tage später hatte ich mit zweien meiner Freunde einen Ausflug nach Fontainebleau verabredet. Am Tage unserer Abfahrt erhielt ich folgenden Brief: „Mein Herr, Sie haben durch ihre gastfreundliche Aufnahme einer Ihnen ganz fremden Person so edel an mir gehandelt, daß ich es für meine Pflicht halte, Ihnen meinen Dank schriftlich abzustatten. Ich müßte sehr irren, oder Sie fühlen fein genug, um es natürlich zu finden, daß meine Schuld gegen Sie mir wie eine Sünde auf dem Gewissen lastet. Kommen Sie je nach Fontainebleau, so machen Sie einen kleinen Abstecher von einer Stunde nach N. und besuchen Sie uns. Meine ganze Familie, meine Töchter und meine Mutter bitten Sie, uns Gelegenheit zu geben, Ihnen zu zeigen, wie sehr wir sie schätzen, achten und verehren. Ich rechne auf Ihre Großmuth und bin sicher, daß ich mich nicht verrechne. Genehmigen Sie ꝛc. Wittwe B., Posthalterin in N."

Man müßte blind seyn, wenn man nicht auf den ersten Blick in diesem zufälligen Zusammentreffen den Finger des Geschickes sehen wollte. In einer Stunde sollte ich nach Fontainebleau fahren, und da trifft ein Brief ein, der mich dorthin einladet; ein Brief der Dame, die mich selbst so sehr intriguirt und mir überdieß von meinen Freunden so manchen unbarmherzigen Wespenstich zugezogen hatte. Ich war nämlich so unklug gewesen, mein Abenteuer zu erzählen, und hatte die Lacher gegen mich. Der Brief bot mir die beste Gelegenheit, mich an den herzlosen Spöttern zu rächen, und ich entschloß mich bald, sagte kein Wörtchen von der Einladung und dachte nur über die Lüge nach, durch die ich mich in Fontainebleau von meinen Freunden befreien könnte. Sie war bald gefunden — ein Geschäft, ein Auftrag u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Oktober.

Der Besuch des Königs.

Seit Bertha, die humilis regina des zehnten Jahrhunderts, auf ihrer Stute und mit ihrem Spinnrocken am Sattel in ihrem Königreich Burgund herumgeritten ist und auch in Neuchatel von Jung und Alt wegen ihrer Gerechtigkeit, Klugheit und Milde geliebt und verehrt, ja bald ein Liebling der Volkssage wurde, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, seit fast neun Jahrhunderten sah das Land erst in diesen Tagen wieder etwas Aehnliches. Der König von Preußen hat mit seiner Gemahlin, vom Rhein kommend, vier Tage im Lande zugebracht, die, wenn auch kürzern,

Digitized by Google

jedoch nicht weniger lebhaften Eindruck auf die Gemüther hervorgebracht haben, als Berthas Huld. Es ist in unsern Tagen nicht leicht, von dergleichen zu reden, ohne lächerlich zu werden. Es wird bei der Erscheinung der hohen Herren in allen Ecken ihrer Länder so viel gelärmt, detonirt, geschossen, geläutet und trompetet, es werden ihnen so viel Blumen gestreut, es wehen für sie so viel Fahnen und Fähnlein, sie müssen durch so viel Ehrenpforten ziehen, Harangues anhören und beantworten, Feuerwerke ansehen, Bälle, Theater, Konzerte und andere Festlichkeiten besuchen, daß ihnen kaum Zeit bleibt, zu sich selbst zu kommen und ihre Eigenthümlichkeit wieder zu gewinnen. Gewöhnliches würde sich auch hier und im Lande gezeigt haben, wäre der König nicht eine so seltene Natur. Auf der andern Seite fühlen aber auch die Neuchateler, daß ihr Land hoch begünstigt ist vor allen andern Ländern, eine Republik im Innern, ein monarchisches Land unter mächtigem Schutz nach Außen.

Um die reine Haltung dieser Festtage zu begreifen, muß man noch Eines bemerken. Das ganze Neuchatelsche Land, besonders Neuchatel, Locle und La Chaux-de-fonds, ist unstreitig eines der gebildetsten Europas, gebildet in guter, einfacher und reiner Sitte, in Wissenschaft, Kunst, und besonders in dem feinsten Gewerbfleiß. Dort sehen wir freilich Männer, die in geringen Kitteln an der Esse, am Amboß stehen oder in der Werkstatt sitzen, auch so in den Straßen herumgehen; dieselben Leute lesen aber Abends die schwierigsten französischen und englischen Werke über höhere Mathematik, Astronomie, Mechanik, Chemie, Naturwissenschaften und diskutiren darüber. Ihre Frauen und Mädchen lesen und verstehen das Beste, was die französische Literatur hervorgebracht. Einfache gute Sitten, Sparsamkeit, Nüchternheit und feine Bildung zeichnen diese Menschen vor allen andern Schweizern aus. Die jungen Männer reisen als Uhrmacher, Graveurs, Mechaniker u. s. w. in der ganzen Welt umher, beobachten mit ihren guten Vorkenntnissen überall genau, bringen aus der Fremde das Gute mit nach Haus und wenden es verständig an.

Man könnte sagen, das ganze Land, wo der König durchkam, war ein reich geschmückter Festsaal. Grüne, blumenreiche Ehrenbogen mit Fahnen, Bändern und Kränzen wechselten mit Blumengehängen am Wege, wo den ganzen Tag über die gedrängte Menge froh, singend und jauchzend im dichten Regen stand. Dörfer und einzelne Häuser waren noch mehr aufgeputzt mit Blumenschmuck, grünen Reisern, Kränzen, Bändern, Teppichen und Fahnen. Nur Eines war bei dem schlechten Wetter und dem Drängen der Zeit oft peinigend, die vielen und oft langen Anreden der Gemeindevorsteher und Geistlichen an den König, auf die er wieder antworten mußte, war es auch nur ein kurzes: je vous remercie bien, Monsieur, des belles choses que vous me dites, mais j'en suis confus, n'ayant encore rien fait pour le pays qui mérite tant de remercimens. Der König sprach sein Französisch gut und rein, aber langsam, um verstanden zu werden. Er machte auch in seiner guten Laune französische Witze, von denen ich nur Einen anführen will. Es wurde ihm eine Uhr überreicht und dabei bemerkt, daß es die platteste sey, die je gemacht worden. Hierauf antwortete er dem Geber: Je vous remercie, Monsieur; ce sont de ces plattitudes que tout le monde vous envie. — Seine Anwesenheit im Lande war vom Anfang an bis zum Ende ein Fest für ihn wie für uns, aber es sind doch darin einige Momente besonders hell. Neuchatels Beleuchtung und Feuerwerk war allerdings prächtig und großartig; dergleichen sieht man aber auch bei andern Gelegenheiten. Merkwürdiger waren die Vorbereitungen zum Empfang der Herrschaften, wo wir unsere ersten Neuchateler Damen in den Straßen sahen, wie sie mit Blumen die Ehrenbogen und Häuser schmückten. Ihnen folgten Dienerinnen mit Blumenkörben, was etwas Antikes hatte. Auswärts thun dieß Dekorateurs und Diener, hier aber wollten es sich die vornehmsten Frauen nicht nehmen lassen. Nur durch solche Sorgfalt wird es begreiflich, daß das kleine, enge, ziemlich düstere Neuchatel wie eine festlich geschmückte italienische Stadt aussah; denn aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche und Tücher, Blumenguirlanden zogen sich von einem Haus zum andern. Besonders geschmackvoll aber, in sehr edlem und elegantem Styl war die große Ehrenpforte, die Neuchatels Magistrat bei der Stadt hatte errichten lassen. Darauf herrschte ein großer Adler und drum herum eine Menge Fahnen in den Farben des Königs, der Königin, des Fürstenthums und der Stadt Neuchatel. Von dem weißen Kreuz der Schweizerconföderation war nirgends eine Spur zu sehen, weil es 1851 der Insurrektion als Vereinigungszeichen diente, alle ihre Ausschweifungen decken sollte, und daher dessen öffentliches Erscheinen im Fürstenthum verboten werden mußte, was bis auf den heutigen Tag so geblieben ist. Die abgeneigte Stimmung der Neuchateler Regierung und des bei weitem größten Theils der Bevölkerung hat sich außerdem die vielfach zerspaltene und zerrissene Eidgenossenschaft durch ihren feindseligen Sinn gegen Neuchatel selbst zuzuschreiben. — Als der König und die Königin Sonnabends (24sten September) gegen sechs Uhr in Neuchatel bei heiterem Himmel ankamen, wurde zwar Vive le Roi! Vive la Reine! gerufen, aber ziemlich dünn und mehr von Kinderstimmen. Mit jeder Stunde jedoch, die der König in der Stadt verweilte und seine gewinnende Persönlichkeit entwickelte, wurde jener Ruf immer stärker, nachhaltiger und kompakter, wiewohl in Neuchatel selbst der Jubel nie den Grad erreicht hat, wie auf dem Lande. Nach der Vorstellung der Behörden, der Geistlichkeit, der Akademie, des Militärs und nach besonderer Audienz der Tagsatzungsgesandten Muralt und Ruchet wohnte der König im Schloßhof dem alterthümlichen Fest der Armurins bei, wo ganz gebarnischte und behelmte Bewaffnete erschienen, als ehrende Erinnerung an die Neuchatelschen Ahnen, die in der Schlacht von Granson (1476) Karl dem Kühnen so viel zu schaffen machten und so wesentlich zum Gewinn dieser Schlacht beitrugen. Um sie herum standen und gingen Knaben mit Fackeln, die auch eine historische Bedeutung aus jener Zeit haben. Am Ende wurden zwei alte, in Karls des Kühnen Zelt erbeutete Pokale gebracht, einer für den Bannerträger, der andere für den König, der daraus auf das Gedeihen der Stadt und der Bürgerschaft trank. Nach einem kleinen Diner fuhr der König in der Stadt herum, um deren Beleuchtung zu sehen, die sehr reich und geschmackvoll war, besonders im untern Theile der Stadt, am See, wo die großartigen Gebäude des Stadthauses, des Gymnasiums, das Hôtel des Alpes stehen. Professor Agassiz hatte als Transparent sein unter dem Namen Hôtel des Neuchâtelois bekanntes Zelt auf dem Aargletscher darstellen lassen, mit der Umschrift: La science fleurit sous son règne, denn bekanntlich auch zu dieser Gletscherexpedition hat der König das Geld hergegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Oktober 1842.

— Trecentos inseris, ohe!
Horat:
Serm. I. 5.

Holländische Schildereien.

I.

Da lag sie, nacht- und wasserdunkel, die British Queen, ein Prachtgebäude. Oben an dem stumpfen, breiten Schlot hing eine einzige, matte Laterne, sonst alles still, schroff, schwarz, starr, die Riesenräder, die Masten, die Taue, die Balken, die Bretter alle. Die Schelde selbst schien eingeschlafen zu seyn, und nur zuweilen blinkte der Wiederschein eines Sternes oder ein später Fischsprung aus der breiten, glatten, grauen Wasserfläche empor. Wir standen, ein paar junge Rubenisse aus Antwerpen, mein Reisegefährte und ich, auf dem Deck des Lorenz Coster, der um zwei Uhr in der Frühe gen Rotterdam aufbrechen sollte. Das war ein Unterschied: die stolze brittische Monarchin und der kleine holländische Unterthan, der Spießbürger par excellence! An Bord der British Queen hatten wir wenige Stunden zuvor Thee getrunken mit dem gastlichen Schiffslieutenant. Das sind Räume, das sind Kräfte! Ein Salon, so weit, so glänzend, so reich, daß acht-und-dreißig deutsche Honoratiorencasinos darin ihre Festbälle gleichzeitig abhalten könnten; überall funkelndes Mahagoniholz, goldene Leisten, schimmernde Krystalle und Porzellane, schwerseidene Decken und Gardinen, moosweiche Prachtteppiche, orientalische Divans, Lorbeerstühle und Phantasiemöbeln, wie sie das Boudoir einer Primadonna nicht aufzuweisen hat. Wahrlich, wenn man dort umherschritt, von einem Luxus in den andern, aus der Maschinenkammer in den Speisesaal, von der Küche zur Bibliothek, durch eine ganze Reihe behaglicher Kojen und verschwiegener Doppelgemächer, sogar an einem Marmorbade vorüber — es überschlich einen Jeden die Lust, nach Amerika zu reisen, nur der Reise wegen, und ein unüberwindliches Vertrauen, trotz Seekrankheit und Sturmesgefahr. Die Matrosen luden das letzte Cargo eben ein; hunderte von Ballen versanken in die dunkle Tiefe des Kiels, ohne daß eine Füllung dieser gähnenden Höhle zu bemerken gewesen; die Taue rauschten, die Winden und Krahne knarrten, die Seeleute sangen dazu jene langgezogenen Arbeitstaktweisen, und vom Hafen herüber zum Schiff, vom Schiffe hinüber zum Hafen ewiger Ruderschlag, Boote, die kamen, Boote, die gingen, Waaren und Menschen: eine herrliche Scene. Der Lieutenant lächelte freundlich in unser Erstaunen, in unsere Lust hinein. „She will do well," sagte er mit kopfnickendem Stolze und führte seinen Grog wohlgefällig zum Munde. „I dare say, she will," bekräftigte der erste Steuermann und spritze eine gelbe Tabaksfluth über den blank gescheuerten Fußboden.

Digitized by Google

Wahrhaftig, ich schwankte eine Minute lang. Den eilften ging sie, den fünf-und-zwanzigsten konnte sie landen zu New-York, sie mußte spätestens den letzten. Was war's denn weiter? Einige Tage Erbrechens, sie ließen sich in diesen allerliebsten Cabinen so gemüthlich leicht hinträumen und verduseln. Und hernach, wer weiß, welch anziehende Gesellschaft sich um den runden Tisch des Salons abendlich sammelte, welche trauliche Verbindungen sich anknüpfen konnten in dem engen, unausweichlichen, zwanglosen Beieinander der Seefahrt, wie schöne Augen mit uns über die Wasserwüste streiften, in den späten, fremden Sternenhimmel hinein? Für alle Fälle hatte die Bibliothek Paul de Kock und Kapitan Marryat und Dickens, und eine ganze Folge von Reviews und Magazines. Und dann — Amerika! Urwälder, Niagaras, Mississipis!

Genug, denn ich war im Lorenz Coster. Statt nach New-York wies mein Kompaß nur gen Rotterdam, und statt auf den Niagara auf eine Treckschuyte. Auch gut; nur der Lorenz Coster nicht. Der war, Spaß bei Seite, miserabel, auch ohne die herausfordernde Nähe der Queen recht herzlich miserabel. Unten in der schmalen, gedrängt vollen Kajüte, die den Namen der „großen" führte, hatte gerade mein Regenschirm noch Platz gefunden; ich rettete mich rasch wieder die Treppe herauf, wickelte mich in den Mantel und warf mich mißmuthig auf die feuchte Bank. Die Rubenisse aus Antwerpen kritisirten über Wappers, de Keyser und Gallait, die Schüler über die Meister, alles gerade wie bei uns zu Lande. Mein Gefährte, auch ein Maler, Gottlob einer ohne Löwenmähne und Kapuzinerbart, lachte sie aus und mich, er rauchte philosophisch seine Cigarre und machte Lichtstudien, indem er die Effekte der Lampe im untern Schiffsraum auffing. Antwerpen lag am Strande, verlassen und vergessen; nur der schöne Thurm der Kathedrale grüßte dann und wann mit seinem widerlichen Glockenspiel herüber. Noch zwei Stunden bis zur Abfahrt; eben Mitternacht. Auf ein Schiff warten, ist eine wahre Annehmlichkeit gegen das auf einem Schiffe Warten. Ich sehnte mich nach einem deutschen Postwagen. Home, sweet home!

Als nun — endlich, endlich! — die Maschine anfing zu sprühen, das Rad zu rauschen, das Ruder zu seufzen, wagte ich mich, von Frost geschüttelt, zum zweitenmale hinab in den Hades. So sah's aus, nicht anders. Bleiche Schatten lagen auf der schmalen Bank, über die Schwelle sogar und unter dem Tische. Der Stewart sprang seelenvergnügt zwischen diesen Leichnamen umher, die Serviette einladend unter dem Arme. Er freute sich über die ungewöhnliche Anzahl von Passagieren. Auch Charon ein Egoist! „Kein Platz mehr im Pavillon?" fragte ich ihn. „Nicht eine Ecke, mein Herr; den hat eine ungarische Familie ganz eingenommen." — „Aber, zum — es muß doch hier im Schiffe Platz geben, wenn ihr ihn drüben im Bureau verkauft!" — „Ja, es ist schändlich!" riefen einige zwanzig Stimmen im Chor von der Treppe herunter, aus der Unterwelt herauf. „Ich werde Platz schaffen," tröstete der Stewart. Auf der einen Bank hatte sich ein Engländer ausgestreckt, und wie lang! Die Leser wissen, wie lang ein Engländer seyn kann. Der Stewart rüttelte ihn sanft und flehend: „Pray, Sir, get up, there are some Ladies" — „D-n the Ladies!" Umgewälzt, fortgeschnarcht. Gegenüber lag eine schmale Französin, die sich nach Kräften breit machte; sie schlief nicht, sie that nur so, um liegen zu dürfen, wo wir nicht einmal stehen konnten. „Madame, s'il vous plaît!" — „Mais, il me semble, que . . ." — Sie war wach, sehr wach. Sie sprach, und wie sprach sie! Die Leser wissen, wie eine Französin sprechen kann.

(Fortsetzung folgt.)

L'homme aux aventures.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von St. Cloud nach Paris las ich den Brief noch einmal, und ich muß gestehen, daß auch dießmal ein Wörtchen meine Aufmerksamkeit unwillkührlich mehr als alle andern fesselte. „Meine Töchter—" da machte ich einen Halt, und erst nachdem ich dasselbe fast unbewußt wiederholt hatte, las ich weiter. „Meine Töchter!" klang mir in den Ohren nach. Das konnte nicht ohne Absicht in dem Briefe stehen. Unterwegs von Paris bis Fontainebleau hüpfte das Wörtchen „Töchter" in den schönsten Farben des hoffnungsreichsten Regenbogens auf tausend Seifenblasen vor den Augen meines Geistes, und meine Freunde fragten mich oft, was mir fehle. „Die Geschäfte in N. langweilen mich; ich wollte, Freund B. hätte einen andern damit beauftragt."

Das Schloß, die Erinnerungen an seine frühern Besitzer, die Abschiedsscene Napoleons, selbst der schöne Wald mit seinen kerngesunden Eichen — sonst meine Lieblingsblumen — hatten kein sonderliches Interesse für mich. Die Seifenblasen waren viel schöner, und so machte ich endlich der langweiligen Vorbereitung ein Ende, empfahl mich auf ein paar Stunden und trat meine Fahrt auf Abenteuer an. — „Meine Töchter!"

Der Weg von Fontainebleau nach N. erschien mir sehr lang und das Pferd meines Kabriolets unerträglich langsam. Was mich eigentlich so trieb, weiß ich selbst nicht recht. Doch glaube ich, daß mein unverwüstlicher Glaube an den Gott Zufall mich hetzte. Ich spielte mit allen Möglichkeiten, und das Spiel war so schön. Gegen Abend langte ich in N. an und fuhr an der Posthalterei vor.

Digitized by Google

Auf der Treppe begegnete ich einem armen, verkrüppelten Wesen, das mich ganz verwundert musterte. In der Hausflur stieß ich auf ein altes Mütterchen, das an einer Krücke einherhinkte. Ich fragte nach Madame B., der Postbalterin, und die Alte zeigte mir eine Thüre rechts. Ich klopfte an und eine sehr freundliche, wohltönende Stimme rief: herein!

Im Zimmer saß meine schlanke Dame in schlichtem Hauskleide an einem Tische am Fenster, ihr gegenüber ein junges Mädchen von siebzehn, achtzehn Jahren, bildschön, und in einer Art Canapé lehnte eine etwas ältere „Tochter," weniger schön, aber auch nicht zu verachten. Große, volle, glühende Augen zeichneten diese aus; jene war sanfter, jungfraulicher, fast blond. In beiden Gesichtern lag sehr viel Geist und Anmuth.

Die Mutter, als sie mich sah, sprang auf und mir entgegen, und mit einem: „Das ist mein großmüthiger Wirth," verrieth sie gleich das Geheimniß meines Incognito. Die beiden Töchter erhoben sich nun ebenfalls, und während mich die Mutter zwang, auf das Canapé neben sie zu sitzen, rückten jene Stühle herbei, auf die sie sich uns bald zur Seite, bald gegenüber niederließen.

Die gute Frau überhäufte mich mit ihren Danksagungen, und die beiden „Töchter" sahen mich sehr freundlich an, wahrend jene mit der unübertrefflichsten Zungenfertigkeit mir die ganze Geschichte des abenteuerlichen Nachtquartiers noch einmal bis in's kleinste Detail vorerzahlte. Gleich zu Anfang wurde sie von ihrer Mutter, der guten Alten, die ich auf der Hausflur gesehen hatte, unterbrochen. Als diese hörte, daß der „Retter" ihrer Tochter da sey, kam sie in's Zimmer herein gehumpelt und umarmte mich unter Thränen. Die Scene war sehr rührend; aber sie unterbrach die Postbalterin Wittwe nur auf sehr kurze Zeit.

Wahrend diese mir ihre neue Geschichte erzählte, hatte ich Gelegenheit, mir die beiden „Töchter" etwas genauer anzusehen, und die schönen Seifenblasen wurden immer lebendiger, immer wahrer. Nach kurzer, aber gehörig gepflogener Berathung und Vergleichung sprach ich der Jüngern den Preis zu; mein Herz war der Lohn. Ich gab es, ohne viel Umstände zu machen, es war eben zu haben, und was konnte ich besseres damit machen? Dann baute ich mir ein Schlößchen, über dem der Himmel voll Geigen hing. Das Mädchen war wirklich sehr schön; die blonden Haare standen dem französisch geschnittenen Gesichte fast besser als selbst dem schönsten germanischen. Das Auge war dunkel und tief, der Mund zum Küssen aufgeworfen. Was war da zu machen? Kussen — nun das habe ich redlich gethan — in Gedanken.

Wahrend der ganzen Erzahlung der Mütter, die in eine förmliche Lobrede auf mich umschlug, und die ich trotz meines mehrfachen Protestirens nicht abbrechen konnte, traf ich oft auf den Blick der schönen Tochter und las in demselben Himmelsluft. Sie schlug zwar stets das Auge bescheiden nieder, aber das war es eben, was mich nur noch mehr fesselte. Sie war so schön, so schön! und da ich auf den ersten Eindruck gebe, so war die Sache abgemacht. Ich ergab mich auf Gnade und Ungnade.

Ehe die Erzählung der Mutter noch ganz zum Schlusse kam, öffnete sich die Thüre und die Postbalterin rief: „Herein, August, hier ist mein Retter!" Der Herr August war ein kerniger Bursche von vier-und-zwanzig Jahren; er war von dem Holze, aus dem man in der Revolution die Generale und unter Napoleon die Sergeanten der Grenadiere der Garde machte. Mir fuhr eine kalte Ahnung schauernd über den Leib. Von ihren „Söhnen" stand nichts im Briefe, und somit hatte ich nicht auf Herrn August gerechnet. Was kann er seyn? — Die Mutter half mir bald aus der Noth und kündigte mir Herrn August als ihren Nachbar an, der der Bräutigam ihrer Caroline sey. Ich sah die beiden Töchter im Fluge an; die braune blieb theilnahmlos, die blonde erröthete sehr wenig, fast gar nicht, aber sie warf Herrn August einen Blick zu, der augenblicklich meine schönste Seifenblase sprengte.

So wurde ich Wittwer meiner jungen Liebe und hatte wenigstens fünf Minuten nöthig, um mich wieder zu fassen, zu trösten und zu erholen. Dann warf ich einen lezten Blick auf das Grab meiner schönen Träume und von diesem ab auf die andere Tochter, die Braune. Erst nach und nach gewöhnte ich mich an die Erbfolge und die Erbin, dann aber fand ich nachgerade, daß auch sie nicht zu verachten sey. Ja, näher betrachtet, schien sie mir fast noch schöner als die blonde Braut. Sie schlug die Augen weniger nieder, sie war viel tapferer, aber auch viel mächtiger als die kleine Blonde. Allmählig gewann sie immer mehr, je mehr ich sie mir anschaute; nach zehn, fünfzehn Minuten, während welcher die Unterhaltung hin und her flog und die Braune oft ein nicht übel angebrachtes Wort einwarf, war sie so in meiner Achtung gestiegen, daß ich meine frühere Schwäche für die Blonde kaum noch begreifen konnte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Besuch des Königs.

Am folgenden Tag (25sten) Gottesdienst in Notredame, große Cour mit Vorstellung des Grafen Mortier, französischen Gesandten bei der Tagsatzung, und vieler andern Personen, Ueberreichung der der Königin bestimmten Geschenke an herrlichen Spitzen und Tapeten des Landes. Der übrige Theil des Morgens wurde verwendet zu Besuchen der öffentlichen Anstalten. Beim großen Diner, wozu der König fast

alle Behörden der Stadt und des Landes mit vielen Einheimischen und Fremden eingeladen hatte, brachte er nach dem mittelalterlichen Ruf: du vin partout! den Trinkspruch aus: „je bois à la santé et à la prospérité de tous les Neuchâtelois. Dieu leur conserve leur simplicité de mœurs, leurs vieilles et bonnes institutions et franchises et par dessus tout les cœurs d'or qui les distinguent.“ Von diesem Augenblick an war der Enthusiasmus für den König in Neuchatel entschieden und im Steigen. Es haben die Genfer und Waadtländer viel über diesen Toast commentirt, besonders in Beziehung auf der Neuchateler bekannte Anhänglichkeit an's Gold; so hieß es: „le roi les connait bien, leurs cœurs sont pesants, durs et froids comme de l'or pour la cause de la commune patrie; ils sont ductiles comme l'or etc.“ Andere meinten, man könne auf gut Französisch gar nicht sagen des cœurs d'or, sondern nur des cœurs comparables à l'or, des cœurs purs comme de l'or etc. Dieß habe aber wohl der König nicht sagen wollen, darum habe er einen unklaren Tropus gebraucht. — Nach dem Diner kam der große Ball, den die Stadt dem König im großen Saal des herrlichen Hôtel de ville gab. Viel Pracht, taghelle Beleuchtung, treffliche Musik des 55sten preußischen Infanterieregiments (von Mainz hieher geladen), dann Souper, Alles ziemlich gemessen und kalt. Der König besuchte denselben Abend noch einen andern Ball der Fabrikanten und Handwerker im Konzertsaal, wo seine Erscheinung und freundliche Haltung große Freude erregte.

Trotz des Regens machte der König mit der Königin am 26sten September eine Fahrt nach dem von 1831 her übel berüchtigten Val Travers, dem Hauptsitze der damaligen Insurrektion. Lebhafter Jubel der sich dicht heranbrängenden Bevölkerung, die ihre schönen Vorbereitungen zu Wasser werden sah, aber darum nicht weniger froh bei ihren Vivatrufen und Gesängen war. In Motiers bemerkte der König im Saal des Hauses, wo das Frühstück bereitet war, eine arme, betagte Frau, die sich vergebliche Mühe gab, durch die dichte Menge vor ihr zu dringen, und die darüber weinte. Er erkundigte sich näher nach ihr und erfuhr, daß sie einer armen, aber seit lange dem königlichen Hause ergebenen Familie angehöre, und daß sie bei dem schlechten Wetter einen weiten Weg zu Fuß gemacht habe, um ihn zu sehen. Darauf reichte er ihr durch die Menge die Hand, zog sie durch, führte sie zur Königin, stellte sie ihr vor und sagte: weil sie so viel Mühe gehabt, zu ihm zu kommen, wolle er, daß sie wenigstens versichern könne, mit dem König und der Königin gefrühstückt zu haben. Er selbst reichte ihr nun eine Tasse Kaffee, die auch die gute Alte nach Vergießung vieler Thränen trank. — Unter Glockengeläute und vielstimmigem Zuruf ging die Reise über Boudry zurück nach Colombier, wo der König die dort ausgegrabenen römischen Alterthümer in Augenschein nahm und dann nach Neuchatel zurückkehrte. Abends war da großes Feuerwerk, gewiß eines der schönsten, die je in der Schweiz gesehen worden sind, unter andern ein Tempel des Ruhms, hinter dem sich die Sonne erhob, als Sinnbild des heutigen Deutschlands, ein auf dem See brennendes Schiff u. s. w. Auf dem See leuchtete das Dampfschiff Neuchatels, der kleine Industriel, in tausend Lichtern. — Zuletzt kam an diesem Tage das herrliche Fest, das die Grafen Friedrich und Ludwig Pourtalès dem König in ihrem prächtigen Hôtel gaben. Dazu war an dessen Nordseite ein Speisesaal für dreihundert Personen angebaut worden, der an Pracht und Geschmack nur wenige seines Gleichen haben dürfte. Vorher aber wurde le secrétaire et le cuisinier, eines der launigsten und witzsprudelndsten Scribeschen Vaudevilles, gegeben, und zwar von Befreundeten des Hauses, mit so ausgezeichnetem Talent, daß der König mehrmals in homerisches Lachen ausbrach. Nachher kam ein prächtiges Souper, das so nur von Pourtalesschem Reichthum in der Schweiz gegeben werden kann. In der Nähe der Königstafel saßen zweihundert geputzte Damen, mehrere von auserlesenster Schönheit. Die herrliche, hier nie gehörte Musik des 55sten preußischen Infanterieregiments erhöhte ungemein den Zauber des fast mährchenhaften Festes, das der Ergenheit, der Gastlichkeit und dem Geschmack der Grafen Pourtalès gleich viel Ehre machte.

Welcher Contrast zwischen diesem prachtvollen, lichthellen Feste im Parfüm gebildeter Aristokratie und den Festen des folgenden Tages (27sten), wo unter ungestüm herabströmendem Regen nichts von solcher Pracht, von solchem Reichthum zu sehen war, und die doch nicht weniger Werth hatten, ja in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit viel schwerer nachzumachen und zu erreichen sind, als das Pourtalesche. Wie schon gesagt, das ganze Land, wo der König durchkam, war ein großer Festsaal mit grünen, flaggenden Ehrenbogen bei jedem Dorfe, bei jeder Dorfgrenze, an jeder passenden Stelle; fast überall geschmückte Häuser und Hütten. Bänder und Blumen und Fahnen in unendlicher Menge. Aber in diesen Festsaal ergoß sich ein grauer Regenhimmel, wilde Sturme durchfluthelen ihn nach allen Seiten, das sonst so schöne Ruzthal glich sich nicht mehr, empfindliche Kälte herrschte in den Bergen, und ganz natürlich wäre es gewesen, wenn die Einwohner ihre Wohnungen nicht verlassen hätten, ärgerlich über die unnützen Vorbereitungen und das verdorbene Fest. So aber war es nicht. In diesem braven Gebirasvolk war heller Sonnenschein und warme Sommerluft. Vom frühen Morgen an erwarteten sie in dichtgedrängten, aber nassen Haufen den König, und wohin er kam, schallte ihm Freudenruf vor und nach. Wo an den Anhöhen und Bergen der Wagen langsam fuhr, mußte er seine Hand dem Volk reichen, oder man zwang ihn auszusteigen, um irgend ein kleines Gemeindehaus in Augenschein zu nehmen. Zuerst verweilte der König in dem treu ergebenen Valengin, wo er mit der Königin die Fahne und deren Sinnsprüche betrachtete, die sie als Kronprinzessin dem Dorfe für seine feste Anhänglichkeit 1831 verehrt hatte. Nach manchem freudigen und anerkennenden Hin- und Herreden zwischen dem Bürgermeister und dem König wurde die Reise nach verändertem Plane weiter fortgesezt. Noch am Morgen war beschlossen, nur bis Locle zu fahren und von da über La Cheaux-desfonds noch gegen Abend das Fürstenthum zu verlassen. Die Locler legten aber in Valengin dem König ihre Bitte, er möchte Brenets und die Höhle besuchen und in Locle übernachten, so dringend an's Herz, daß er sich dazu entschloß, worauf die Abgesandten spornstreichs nach Haus eilten. Dagegen sollte die Königin von Locle aus nicht weiter gehen, sondern gleich über La Cheaux-desfonds und Bassmonsieur das Fürstenthum verlassen, um einen Vorsprung vor dem König zu gewinnen und sich auf der eiligen Rückreise die Nachtruhe nicht versagen zu müssen. So ging es durch Boudevilliers, Malvilliers, Haut-Geneveys, Sagne nach les Ponts. Am Abend, wo sich der Regen gelegt hatte, war das ganze Pontsthal bis zu den kleinsten und entlegensten Häusern erleuchtet, was von den Bergen ein sehr reizender Anblick gewesen seyn soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. Oktober 1842.

Cupid hath clap'd him o'the shoulder, but I warrant him heard-whole.

Shakespeare.

L'hommes aux aventures.

(Schluß.)

So weit war ich gekommen, da hielt eine Poſtchaiſe vor dem Hauſe und Alles flog zum Fenſter. Meine Braune lehnte ſich faſt mehr, als der Anſtand erlaubte, hinaus, und ſiehe, ein ſchwarzbraunes, ſchnurrbärtiges Geſicht näherte ſich dem ihrigen ſo ſehr, daß der Kuß kein Zweifel mehr war; ich ſah und hörte ihn. Dann reichte ihr der Schwarzbraune ein zweijähriges krauskköpfiges Kind durch's Fenſter herein, das lallend und jauchzend zugleich ſeine Mutter küßte. Unterdeß kam der Schwarzbraune in's Zimmer, und als er hörte, wer ich ſey, trat er auf mich zu, ſchüttelte mir die Hand mit einem recht geſunden Drucke und ging dann wieder zu ſeiner Frau, die er noch geſunder küßte. Es war eine Freude, wie lieb ſich die Leute hatten. Ein ſtolzer, feſter, ſtählener Himmel lag in der Art, wie ſie ſich anſahen und herzten. Ich konnte nicht einmal ärgerlich und neidiſch ſeyn, und mußte mir geſtehen, daß ſo eine Frau ſo einen Mann haben mußte, und wahrlich keinen homme de lettre, de plume ou de papier. — Die Blonde hätte mir doch beſſer zugeſagt.

„Nun fehlt nur noch unſer Schooßkind, unſere liebe Cordelia," ſagte die Mutter. „Aber ſie kommt gewiß bald, denn ſie iſt ſchon lange fort und hatte nur einen Beſuch zu machen." — Cordelia! Cordelia! Ich hatte einſt ein wunderbares Weib gekannt, das dieſen Namen führte. Sie lehrte uns ein Spiel: „diable que me veux tu." —— Frau W. winkte mir drohend mit dem Finger und ſagte ſcherzend: „Die hat Rache an Ihnen genommen und mit Ihnen geſpielt, wie Sie's verdienen. Sie werden ſie gewiß nie vergeſſen."

Tauſendmal habe ich das diable que me veux tu in meinem Herzen wiederklingen hören; und als der Name Cordelia ausgeſprochen wurde, fuhren Funken wie Blitze in meinem Innern auf. Ich dachte nur an jenen ſtolzen, ſchönen Aal, der, je feſter man ihn erfaſſen wollte, deſto glatter und raſcher entſchlüpfte. — Nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre abermals und die ganze Familie rief: Cordelia, Cordelia, und in mir klang es: Cordelia, Cordelia!

Es war die kleine, verwachſene Figur, ein Höcker vorne, einer hinten, der ich auf der Treppe begegnet. Ein geiſtreiches Geſicht, ein liebevolles Auge, und dazu ein ganz verdrehter Körper. Ich fürchtete faſt, daß ich hier glücklicher ſeyn könnte. Sie war die älteſte Tochter, und, wie ich ſpäter ſah, der geiſtige Adler der Familie, ein ſehr ausgezeichnetes Weſen. — Aber an dieſem erſten Abende kam mir das Weſen faſt unheimlich vor, und je mehr ich von der Blonden abſah nach der Braunen hin,

Digitized by Google

und von dieser nach der Buckligen, desto unbehaglicher fühlte ich mich.

Nach einer Stunde etwa wollte ich aufbrechen, aber das gab einen Sturm. Die Mutter und die Töchter und der gegenwärtige und zukünftige Schwiegersohn legten Einsprache ein. Am lebendigsten aber protestirte die Buckligte; sie nahm mich bei der Hand und sah mir mit ihrem schönen Auge durch Mark und Bein. Das entschied; ich versprach heilig und theuer, nächstens auf mehrere Tage wieder zu kommen, wenn man mir nur heute erlauben wolle, mein gegebenes Wort, in drei Stunden wieder in Fontainebleau zu seyn, zu halten. — Später habe ich in dieser liebenswürdigen Familie ein paar sehr schöne Tage verlebt und bin auf den Spätherbst zur Hochzeit der Blonden geladen.

III.

Madame G. sagte: „Es ist doch Schade, daß die kleine Blonde auch schon vergeben war. Ich hätte drauf gewettet, daß die Geschichte mit einer Heirath oder einer Verlobung endigen würde." — „Wer steht Ihnen dafür, daß sie nicht so endigt?" — „Aber Sie wollen doch nicht die Bucklige heirathen?" rief Mademoiselle D., die über die Jahre der Eifersucht hinaus ist und schlechtweg nur die Tante heißt.

„Ei," sagte ich, „warum denn nicht? Wenn ich nach meinem Geschmacke heirathe, so muß meine zukünftige Frau wenigstens Einen Kapitalfehler haben, blind, taub, stumm oder auf einem Beine lahm seyn."

Die Damen lachten und die Tante fragte: „Aber warum denn das?" — „Aus Vorsicht und Bescheidenheit, weil ich weiß, daß ich der Kapitalfehler wenigstens ein Halbdutzend habe; und dann ist es keine Kunst und kein Verdienst, ein schönes Weib zu lieben, und ich möchte meiner zukünftigen Frau zeigen, daß ich mehr kann als Andere." — „Sehr schön, aber eine Bucklige!" — „Nun, auf die habe ich's wirklich auch nicht abgesehen. Aber Sie haben zwei Damen vergessen, die Postmeisterin und ihre kleine Enkelin, die Tochter der Braunen." — „Da wird Ihnen die Wahl schwer fallen," erwiderte die Tante." — „Ich gestehe, daß ich noch nicht ganz entschieden bin, aber ich habe ja Zeit zu warten und zuzusehen. Die eine ist noch etwas jung und die andere wird mir keiner wegholen."

Die Unterhaltung schlug um, und nach einer Weile ging ich auf den Balkon und sah mir den Mastenwald im Bassin vor unserem Hause an, wie der helle Mond Alles belebte. Bald gesellte sich Herr L. zu mir, und so hin und her sprechend kamen wir auf mancherlei. Er meinte, ich scheine doch bei meiner Reise ein wenig an die Möglichkeit einer Brautfahrt gedacht zu haben. — „Hören Sie," fuhr er fort, „ich habe eine Frau für Sie." — „Was? Sie haben — eine Frau — für mich? da werde ich mich wohl hüten, sie zu nehmen. Schönen Dank." — „In allem Ernst. Sie kennen Madame D., in deren schönem Landhause wir oft im vorigen Jahre waren. Ich bin überzeugt, die Frau, die seit drei Monaten Wittwe ist, langweilt sich sehr, und es kommt nur auf einen Versuch an. Ich wette zehn gegen Eins, daß Sie sie bekommen, wenn Sie nur wollen."

„Wahrlich," rief ich lachend, „die behagt mir! sie ist überdieß ein paar Jahre jünger als meine Posthalterin. Topp!" — „O, spaßen Sie nicht; die Frau hat eine und eine halbe Million im Vermögen." — „Eine und eine halbe Million," wiederholte ich gerade so langsam und bedächtig und in demselben Tone, in dem L. mir die Summe vorgeritten hatte. „Eine und eine halbe Million! Lieber Freund, wo wohnt Ihr Perruquier?" — „Was soll das heißen?" — „Ich will mir die Haare scheeren lassen und ein falsches Toupet aufsetzen." — „Spaßen Sie nicht!" — „Und wo wohnt Ihr Zahnarzt?" — „Wie so?" — „Sie werden mir Recht geben, wenn ich mir auch ein paar Zähne ausreißen lasse, ehe ich Sie bitte, mich Ihrer Freundin vorzustellen."

Am andern Tage hörte ich, daß Madame G., die meinen kauderwelschen Namen nie behalten konnte, mich le Monsieur aux aventures nannte. Das hatte ich von meiner Offenherzigkeit.

H. M.

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Die Meuterei, welche nun unter dem Schiffsvolke entstand, gewährte mir, dem unschuldigen Anstifter, ein stilles Vergnügen. Es wurde in allen europäischen Zungen geflucht, geschimpft, gedroht, gebeten, gelispelt. Hunde schrieen mit kleinen Kindern um die Wette. Aus der halb geöffneten Thüre des Pavillons blickten terrassenartig gruppirt einige Dutzend Köpfe, Männerköpfe, Frauenköpfe, sogar Pfeifenköpfe. Ich roch ungarischen Knaster. O Ironie des Lebens! an der Thüre stand in sechs Sprachen zu lesen: „Hier darf nicht geraucht werden." Der Stewart rief den Kapitän, der Kapitän den Stewart, die Garçons rannten mit Licht umher, die Matrosen mit Koffern. Der Conducteur verlangte höflich die Billets, die Passagiere desto gröber ihren Platz. Als nun alles hübsch im Gange war, als die Liegenden zum Stehen und die Stehenden zum Sitzen gebracht worden, als das europäische Gleichgewicht sich allmählig wieder herstellte, ergriff ich stoisch meinen Regenschirm und ging von

Digitized by Google

dannen, begleitet von den Segenswünschen einiger scheuen Seelen, deren Recht ich vertreten hatte, und von der Pariserin sprühenden Zornblicken. Ich sah voraus, wie entsetzlich langweilig es drunten werden würde. An Schlaf und Lager kein Gedanke; fünfzig Menschen auf zwanzig Plätzen steif neben einander sitzend, verdrießlich, überwacht, mißlaunig, und zu den fünfzig Menschen einhundert Mantel, Stöcke, Schirme, Taschen, Säcke, Kasten, Kisten, Körbe, und zu den einhundert und fünfzig zusammenaddirten eine einzige Lampe und kein Fenster offen, weil es den Damen zog — nein, ich entfloh. Furchtbar wurden, das ahnete ich in tiefster Seele, die Folgen dieser Preßfreiheit. Ich habe mir immer gewünscht, declamirte ich — frei nach „von Schiller" in „die Räuber" — ich habe mir immer gewünscht, ein Sklavenschiff zu sehen, jezt wünsche ich es nicht mehr. Ein holländischer Vergnügungsreisender, der Nächste an der Thüre, klammerte sich verzweifelnd an meine Knie; er wollte mit mir entfliehen; aber, das Unglück macht hartherzig, ich stieß ihn heulend zurück in seinen Feldstuhl, warf die Thüre in's Schloß und enteilte.

Himmlische Luft droben, Luft und Freiheit! Sogar etwas mehr noch, Regen nämlich und Nebel und Kälte. Der Maler schlief; Maler haben in der Regel ein gutes Gewissen. Einen Augenblick versuchte mich teuflische Lust, ihn zu wecken. Aber mein edleres Selbst siegte und ich trat zähneklappernd an den Schlot des Schiffes, wie Petrus an das Kohlenfeuer. Leider fehlten des Richters Mägde, mit ihnen zu plaudern. Statt ihrer unterhielt ich mich mit dem kleinen Schiffsjungen, der zusammengekauert in einem Haufen Taue lag.

Der Lorenz Coster ging entsetzlich langsam. Lieber Gott, ist es denn anders von einem Holländer zu erwarten, selbst wenn er eine Dampfmaschine vorspannt? Die Nacht war schauerlich kalt. Als es über die flachen, öden Ufer grau herandämmerte aus dem blinzelnd matten Auge eines holländischen Herbsttages, fuhr ein so scharfer Frostbauch über Wasser und Schiff, daß mein Taukorb, mein Mantel und mein Schiffsjunge mich nicht mehr wärmten. Ich schlich verzweifelnd auf Entdeckungen aus; nur ein trockener Winkel, ein windgeschützter! Die Treppe zum dritten Platze hinab winkte mir einladend; ich folgte. Drunten ein noch engerer Raum, eine niedrigere Decke, mehr Schmutz und Dunst, aber weniger Menschen. Eine Bank bot noch einige Fußlängen und eines halben Fußes Breite: *Fugnxa.* Ich streckte mich in todesmuthiger Entsagung hin. Mein Nachbar war ein Handwerksbursch, ein reisender obendrein, also eine Art Collega. Gegenüber schnarchten sechs holländische Füsiliere den gesunden Schlummer der Vaterlandsvertheidigung. Ein paar Dienstmägde, eine Amme mit zwei Kindern, eine dicke Marketenderin bildeten die schöne Hälfte der Einwohnerschaft. Während ich mich unter diesem neuen Volke bescheiden und zufrieden ansiedelte, drängten sich mir unwillkührliche Vergleichungen entgegen zwischen der guten Gesellschaft im Pavillon, der lieben Mittelklasse in der Kajüte und dem „süßen Pöbel" auf dem dritten Platze. Nummer Eins hatte privilegirt die Thüren hinter sich abgeschlossen, unbekümmert um unsere Noth und Verlegenheit; Nummer Eins rauchte, wo das Rauchen verboten war; Nummer Eins schlief, derweil wir nicht einmal sitzen durften: beati possidentes. Sie hatten das Recht, denn sie hatten die Macht, denn sie hatten — das Geld. Nummer zwei sah sich durcheinander mit scheelen Augen an; trat ein neuer Ankömmling herein, spreizten sich die alten gewiß um so breiter aus; Keinem ward gegönnt, was er hatte, und Keiner hatte, was ihm zu gönnen war. Genereller Unfriede daher, dumpfes Gemurmel, Stöhnen und Gähnen. Beata mediocritas, heißt das auf schlecht lateinisch. Nummer drei nun; wahrhaftig, man thut recht, den lezten Platz das Paradies zu benennen. Hier herrschte vollständiger status innocentiæ, Einigkeit und Traulichkeit. Das Lamm weidete neben dem Tiger, die Dienstmagd schief neben dem Füselier. Mein Handwerksbursch — vielleicht doch weckte ich ihn ungelegenst aus süßen Herbergsträumen — machte mir bereitwillig und freundlich mehr Platz, als ich bedurfte, und suchte sogar eine ganze französische Phrase zusammen, mich zu bewillkommen. Da ich aber gar auf Deutsch dankte, gerieth er in eine kindliche Freude hinein, er schob mir sein Kopfkissen, das schwere Felleisen, dienstfertig unter, und zwar — Gott segne die ehrliche Seele, sie war aus Zwickau! — das weichste Ende, wo die drei schmutzigen Hemden und die sonntägliche Blouse verpackt waren; er selber legte sich auf die Schuhseite.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Oktober.

(Schluß.)

Der Besuch des Königs.

In Locle waren große Anstalten zum Empfang des Königs gemacht, fast kein Haus ungeschmückt, Ehrenbogen, Ehrengarden zu Pferd wie in Neuchatel, Festreden mit Sängern und Sängerinnen, Vorstellung der Behörden, der Geistlichkeit, des Militärs u. s. w. Der König ging von einem Privathaus, wo er abgestiegen war, zu Fuß nach dem Stadthaus, und hernach von da auch wieder zurück, wenn man das Gehen nennen kann, denn es war ein Mittelding von Erdrückt- und Getragenwerden. Man wollte den Andrang hindern, der König ließ es aber nicht zu; j'arriverai bien, seulement un peu plus tard, sagte er gerührt. Im großen Saale des Stadthauses war ein Frühstück bereitet, und es

d by Google

wurden dem König die in Locle für ihn gearbeiteten Chronometer und Barometer überreicht. Auch hier, wie an so vielen Orten, wurde fast mehr geweint, als gesprochen. Anderwärts mag man darüber lächeln, es unbegreiflich oder übertrieben finden; wir haben diese Scenen mitgemacht und mitgelebt, wir wissen recht gut, wie uns und Andern dabei zu Muth war. Nach dem Frühstück mußte die Königin an die Fortsetzung ihrer Reise denken. Der König führte sie nach dem Hause zurück, und ehe sie in den Wagen stieg, umarmte er sie so herzlich, wie ein guter Bürger seine Frau. In diesem Lande einfacher, guter Sitte mußte dieß den Jubel für den König noch erhöhen. Bald nachher brach der König nach den Brenets auf. Dieß ist eines der sonnigsten und wohlhabendsten Gebirgsdörfer, die man sehen kann, in lachender Gegend, in einem anmuthigen Thal, an dessen Westseite der Doubs fließt, der hier die Grenze des Landes gegen Frankreich bildet. Schon als der König nach Locle kam, hatte sich das Wetter aufgeheitert, jezt war ganz blauer Himmel und Sonnenschein. Dieselben Vorbereitungen, dieselbe Stimmung des Volks. Auf einer, von zahllosen kleinen Fahrzeugen umgebenen, prächtig verzierten Barke, einem Meisterstück von Eleganz und Leichtigkeit, schiffte sich der Hof nach der Grotte Toffière ein. Diese war äußerst geschmackvoll verziert und beleuchtet, und im Hintergrund stand ein Chor weißgekleideter, singender Mädchen, gleichsam die Gespielinnen der Doubs-Undine. Auf dem Rückweg kam der Souspräfekt des französischen Departements des Doubs, um im Namen seiner Regierung den König an Frankreichs Grenze zu bekomplimentiren; hierauf stellte er die mit ihm gekommenen Behörden des Departements vor und bemerkte dabei, wie er seine Freude über das gute Verhältniß zwischen dem Fürstenthum Neuchatel und dem Departement Doubs aussprechen müsse. Der König bat ihn wiederholt, sich zu bedecken, zumal es schon kühl sey, und auf seine Barke zu kommen; der Souspräfekt aber lehnte dieses ab, und zog sich nach einigen Augenblicken mit den Seinigen zurück. Das ganze französische Ufer war voll Menschen.

Nach Locle zurückgekehrt, wurde der König durch einen neuen Anblick überrascht. Am Tage hatte er den Ort und seine anmuthigen Umgebungen im hervorbrechenden Sonnenschein gesehen, jezt zeigte sich Locle mit dem ganzen Thal erleuchtet, die entferntesten Häuser wie die in der Mitte des Dorfs, auf den Höhen wie im Thal. Diese Beleuchtung konnte fast der in Neuchatel an die Seite gestellt werden, ja sie hatte noch etwas Eigenthümlicheres. Ein großes Mahl, das für den König bereit stand, nahm er nicht an, lud dagegen die Behörden, Geistlichen, Militärs und die ausgezeichneten Fabrikanten Locles in seine Wohnung zum Thee ein. Diese Abendstunden waren vielleicht die anziehendsten in den fünf Tagen; denn da sah man den Monarchen in seiner ganzen häuslichen Natürlichkeit, in seiner reichen Laune bei vielem Wissen und in dem Bestreben, Allen angenehm und nüzlich zu seyn. Die Unterhaltung war ganz einfach und ungezwungen; der König sprach viel mit den Mechanikern und Uhrmachern; jeder konnte sich geben wie er war, wobei freilich der König am meisten gewann.

In La Chaux-de-fonds, wo der König Tags darauf eintraf, wimmelte es von fröhlichen Menschen, wiewohl in dem Dorfe viele dem König Abgeneigte und Radikale wohnen. Mehrere hatten auch nichts zum Schmuck ihrer Häuser gethan, verhielten sich aber sonst zurückgezogen und anständig. Große Vorstellung der Behörden auf dem Stadthause u. s. w. Des Königs Trinkspruch auf das Gedeihen La Chaux-de-fonds und seiner Industrie wurde mit mächtigem Jubel beantwortet, und die Scene ward immer lebhafter, wie des Königs Gespräch mit den Einwohnern. Schon war es Zeit zum Aufbruch, als der König noch viel zu fragen und zu sagen hatte. Ueberdieß war in einem benachbarten Saale eine kleine Kunstausstellung veranstaltet, die er mit besonderem Interesse in Augenschein nahm, z. B. Uhren mit besonderem Mechanismus für gewisse fremde Länder, andere mit geschmackvollen Gravirungen, dem Sturz des Doubs, der Windmühle von Sanssouci, einer kleinen, nur sechs Linien langen Kugelbüchse, an der alles vollständig im Gange ist, selbst die winzige Batterie. Ueber Alles sprach sich der König theilnehmend, fragend, erkundigend, ermunternd und lobend mit großer Lebhaftigkeit und Sachkenntniß aus. Zulezt — es war schon längst angespannt — schlug ihm der Maire vor, die merkwürdige, durch freiwillige Beiträge gebildete Anstalt für die Erziehung armer Mädchen zu besuchen. Der König machte sich gleich zu Fuß auf den Weg, und nun wiederholt sich dieselbe Scene, wie Tags vorher: die jubelnde Menge drängt den Monarchen, faßt seine Hände und Kleider, so daß er kaum und nur langsam vorwärts kann. Man will ihm Platz machen, er aber hindert es mit freundlicher Gutmüthigkeit: Laissez-le faire. Die Kinder empfangen ihn bei seinem Eintritt mit ihrem Dieu conserve le Roi, das ihn zu Thränen rührt, die er umsonst zu verbergen sucht. Endlich aber mußte doch geschieden seyn. Mit größter Bewegung sagte der König: Je n'aime pas les adieux, c'est une mauvaise invention. Stumme Umarmungen und Händeschütteln, er steigt mit seinem Adjutanten ein und der Wagen rollt unter vielfachem Zuruf fort. Hinter Basmonsieur ist gleich die Grenze des Fürstenthums; da stehen mehrere hundert Menschen aus der Umgegend; Männer, Frauen und Kinder treten so dicht um den Wagen, daß er nicht mehr fort kann. Der König reicht den Vordersten die Hand, gleich stürzen sich Alle darauf; so muß er sie herumreichen an Jung und Alt. Kaum kann der Neuchatelsche Staatsrath durch zum lezten Abschied. Alles ist in Thränen, selbst die Dienerschaft des Königs und die Postillone; diese wagen nicht fortzufahren, endlich benuzen sie einen günstigen Augenblick, die Pferde ziehen rasch an und der König ist über die Grenze, von der er den Seinigen noch lange Grüße zuwirft, bis endlich der Wagen verschwindet.

So endigten diese fünf Tage, an denen ohne polizeiliche Hülfe weder im Gedränge der Hauptstadt noch auf dem Lande der geringste Mißton, kein unpassender Ruf, kein roher Schrei gehört wurde, an denen nicht die geringste Unordnung und Störung vorfiel, und das gebildete Volk in Städten und Dörfern dem König die Honneurs auf eine Art machte, die beider gleich würdig ist. — Ein alter Basler, der dieß Alles mit angesehen hatte und dem König überall hin gefolgt war, sagte zu mir: „Solche Tage sollten uns Schweizern die Augen öffnen. Wir haben lange über Monarchen und Monarchien gespottet, wiewohl wir uns nie scheuten, uns ihnen zu vermiethen, auch zu Zeiten vor ihnen zu knieen, wie vor Karl dem Kühnen, und ihre ungerechtesten Schlachten zu schlagen, wie unter Napoleon. Jezt ist die Zeit gekommen, wo wir über uns selbst spotten müssen. Unsere einst kräftigen Republiken sind jezt ein Kinderspott, denn sie sind altersschwach, krank und wurmstichig geworden, sie zerfallen in sich und unter sich. Jugend ist nur noch in Ländern mit guten Verfassungen und guten Fürsten."

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 31. Oktober 1842.

Ich seh' den Thurm, gesenkten Haupts, mit Schweigen
Den stolzen Leib gekrümmt in Demuth neigen. —
So liegt ein kranker Greis im Todesbeben,
Durch's Herz allein noch zuckt ein Fünkchen Leben;
Die Seele ahnt's, es spricht's sein brechend Auge,
Daß er der Welt, und sie ihm nimmer tauge.

A. Grün.

Der verwitterte St. Stephansthurm. *

Thurm, der du viele hundert Jahr
Aufstrebtest stolz in's Reich der Lüfte,
Um dessen Haupt der Felsenaar
Wie um den Mast die Möve schiffte,

Auch dich zerfraß der Zeiten Zahn.
Um dir noch Leben zu erzwingen,
Strich man dich Sterbenden noch an
Und band den Leib mit Eisenringen.

So hatte man Eid von Vivar,
Den greisen, noch auf's Roß gebunden,
Als er schon eine Leiche war,
Das Stahlkleid über alte Wunden.

So lagen Ringe schwer von Erz
Dem treuen Heinrich in der Sage
Um's alte, gramerfüllte Herz,
Auf daß aus ihm nicht brach die Klage.

Wo ist die Glocke riesiggroß,
Die oft die Luft gesetzt in Wogen,
Guß aus des Christenfeinds Geschoß,
Das deinen Nacken nicht gebogen?

Die Glocke rühren nimmer sie,
Sie ruhet hinter morschen Gittern;
Es möcht' die Donnermelodie
Zu sehr den alten Leib erschüttern.

Daß deinem Haupt ein Kreuz man bot,
Auf daß dein Wuchs noch höher reiche,
Das ist ein Strecken vor dem Tod,
Das ist das Wachsthum einer Leiche.

Von Hagel, Sturm und Regenguß,
Von Blitz und Bomben oft getroffen,
Gesteinigt wie dein Stephanus,
Siehst wohl auch du den Himmel offen.

* In einer Korrespondenz aus Wien heißt es: „Ich war auch auf dem armen Stephansthurm; ich nenne ihn arm, denn er ist mit eisernen Ringen umgeben, die ihn noch an das Leben ketten sollen, und doch sieht man an den bröckeligten, verwitterten Steinen, die man jezt zu besserer Erhaltung theilweise mit Oelfarbe anstreicht, daß er ausgelebt hat. Auf seiner Spitze über dem Adler soll ein großes goldenes Kreuz zu stehen kommen, wodurch er um einige Schuhe höher wird als das Straßburger Münster. Die große Glocke, aus Kanonen der Türken gegossen, darf der Erschütterung wegen nicht mehr geläutet werden."

Digitized by Google

Was soll Scheinleben dir und Zwang?
Mein Thurm! zerspreng' die Eisenringe!
Einstürzend unter'm Glockenklang
Ein Schwanenlied den Sternen singe!

Dann aus dem Schutte, Thurmes Geist!
Flieg' eine Wolk' in Himmels Fernen,
Vom Felsenaare noch umkreist,
Mit ihm verschwindend unter Sternen!

Justinus Kerner.

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Die Amme, sie hätte eine Spartanerin geboren werden sollen, so viel Gemeingeist entwickelte sie, so viel aufopfernden Staatssinn. Es durfte sich nur eines ihrer Würmlein regen, den allgemeinen Schlaf gefährdend mit einem hellen Schrei, gleich brachte sie es durch etwelche mütterliche Püffe und Kniffe zur Ruhe. Große, demokratische Sympathien rieselten über meine gerührte Seele; ich entschlummerte, Stirn an Stirn mit dem Zwickauer, Fuß an Fuß mit der Marketenderin, entschlummerte als ein vollständiger Communist oder Republikaner. Es ist wahr, meine Nase protestirte äußerst energisch noch gegen gewisse Einzelnheiten des Systems. Zum Exempel, unter der Bank, die mein Bett, befand sich ein Faßlein Crevetten und gegenüber ein Faßlein Thran, welche beide der Lorenz Coster von Antwerpen nach Rotterdam führen sollte. Das stank so brüderlich zusammen, Crevetten, Thran, Füsiliere, Säuglinge. Ich hätte einen holländischen Gulden gegeben für einen ächt und recht aristokratischen Stockschnupfen, für eine Prise aus der goldenen Brillantdose eines Diplomaten, für einen Athemzug aus dem Krystallflacon einer Erzgräfin. Meine Nase ist in der einen Stunde um ein Jahrhundert gealtert.

Mittags eilf Uhr erwachte ich, so wirr im Kopfe, so wüst. Wir waren schon in Holland; die Feste Wilhelmsburg hatte ich glücklich verschlafen. Ich stieg hinauf; die Gesellschaft war auf dem Decke verhältnißlich etablirt; was die Nacht trennte, vereinigte der Tag. Ringsum nichts wie Himmel und Holland, und es wußte kein Mensch recht zu sagen, waren wir in einem Kanal, oder in einem Flusse, oder in einem Meeresarme, noch in der Schelde, bereits in der Maas. Dieß Wassergewebe, worein die Küste sich ausfasert, ist ein Labyrinth, das keine Karte und kein Auge überschaut. Alle Minuten änderten wir den Kurs, die Straße verengte sich und breitete sich aus, spitze Landzungen liefen uns entgegen, flache Weidenufer gingen weit vor uns auseinander. Wir fuhren durch einen Wald von Windmühlen, herrlich gemalten, prachtvoll ausgestatteten. Don Quixote hätte ein Eldorado in Holland finden müssen. Dann und wann begegnete uns ein Boot, eine Fregatte, ein Dämpfer. Gegen Mittag, gerade als ich bei einem unvergeßlich schlechten Kaffee saß, gebraut aus holländischem Wasser, schossen wir an Dortrecht vorüber. Um zwei Uhr, nach zwölfstündigem Leid, landeten wir bei Rotterdam. Ein artiges Stadtbild; der Quai prangte mit stattlichen Gebäuden, eingefaßt von einer malerisch grünen Baumreihe. Im Hafen, viel bewegter und reicher als Antwerpen, flaggte eine Unzahl Schiffe. Das Hôtel des Pays Bas nahm uns gastlich auf, nachdem ein dicker, gemüthlicher Zöllner sich daran belustigt hatte, die Curiosa unserer Koffer in größter Seelenruhe Musterung passiren zu lassen. Ob wir Contrebande führten, Tabak, Seidenzeuge, Rohstoffe, das interessirte ihn weit weniger, als des Malers Skizzenbuch und ein paar Pariser Karikaturen, Diablerieen und Chargen, die zwischen meinen Papieren lagen. Es war ein prächtiger kleiner Mensch, mit dem ich über meinen geöffneten Nachtsack hinüber die lustigste Freundschaft schloß. Uebrigens kann ich nicht umhin, im Interesse der Staatswirthschaft hier vorübergehend eine Erfahrung einzuschalten, die sich seit vieljährigen Reisen mir bewahrt hat. Niemand neigt mehr zur Fettbildung als stationäre Zollbeamte und lebenslänglich engagirte erste Tenore. Die Sache ist ernsthafter, als sie aussieht, und verdient die genaueste physiologische Prüfung, schon um deßwillen, als durch diese Thatsache ein altes Prinzip siegreich widerlegt wird, das da behauptet, häufige Gemüthsbewegungen und leidenschaftliche Aufreizungen besäßen eine abmagernde Kraft. Ich selbst bin, von der entgegengesetzten Seite, ein zweites Argument gegen diesen Irrsatz. Ich bin der ruhigste Mensch von der Welt, und dessen ungeachtet so rettungslos und erbarmungswerth mager, daß ich zehnmal eher durch ein Nadelöhr gehe als ein Freiligrath'sches Gedicht.

Rotterdam wurde in zwei Stunden flüchtig durchrannt. Allerliebste Blicke in Straßen, Kanäle, Brücken, Quais, Plätze, Bassins; holländische Häuschen, Büdchen, Zeltchen. An dem einen stand: kaas in't gros, und an dem zweiten kaas in't kleen; sehr hübsch. Erasmus Roterodamus, dem ich seit lieben langen Jahren nicht begegnet war, befand sich hier äußerst schlecht; sie hatten ihn in einem sehr garstigen Schlafrocke, einen Coder in der Hand, auf irgend einem Heu- oder Buttermarkt ausgestellt. Im Grunde geschah's ihm schon recht und ich gönnte es ihm meinetwegen von Herzen; seine

Digitized by Google

editiones, coniecturæ, lectiones et emendationes haben mich oft genug geplagt. Ich wollte auf die Börie, zu ſehen, ob ich bei der lezten Curswechslung vielleicht in Papieren eine kleine Million gewonnen, aber man forderte mir am Thor Eintrittsgeld ab, da ſtand ich zurück. Ich wollte in die große Kirche, aber man erklarte, ſie ſey verſchloſſen und der Küſter nicht zu finden, da ſtand ich wieder zurück. Ich wollte noch etwas anderes, aber man zeigte mir wohlwollend und warnend die kindliche Inſchrift, ganz im antikſten Style, lapidartich kurz, ein Infinitiv ſtatt eines Imperativ, die Inſchrift: Hier nit watere; da ſtand ich zum drittenmale zurück.

(Schluß des erſten Artikels.)

Die Antigone.

Sophokles, als er ſeine Antigone ſchrieb, hat wohl nicht geahnet, daß nach Jahrtauſenden das einfache, beſcheidene Drama im fernen Lande der Scythen oder Hyperboräer auf dem Theater ſo wie in Schriften und in den Salons ſo viel Eclat machen würde. Vom norddeutſchen Athen ging bekanntlich dieſe dramatiſch-äſthetiſche Bewegung aus. Man hat die Aufführung des griechiſchen Stücks als ein wichtiges, ja in ſeiner Art einziges Ereigniß in der Bühnenwelt bezeichnet; und wirklich iſt es höchſt intereſſant, wenn wir unſere Zeit bedenken, wo ſelbſt der edle Kothurn der Schilleriſchen Muſe durch ſchwülſtige Ausgeburten, ja durch ſchmahliche Fratzen nachgerade von der Bühne verdrangt wird. Immer bleibt es erfreulich, wenn ein mächtiger Fürſt, in der Mitte von ſchadlichen Zeiteinflüſſen, Sinn hat für das Große und Schöne der alten griechiſchen Poeſie, die doch für uns Neuere immer Muſter bleibt, nicht zu ängſtlicher, unfreier, kümmerlicher Nachahmung, ſondern um den neuromantiſchen, ſich zerſplitternden Geiſt unſerer Poeſie zur edlen Einfachheit, ſtillen Größe und weiſen Oekonomie zurückzuführen, wenn dieß überhaupt möglich iſt. Der Altgrieche überhaupt liebte in der Kunſt eine ſchöne Beſchrankung, ein zwar kraftiges und friſches, aber concentrirtes äußeres und inneres Leben. Der Neuere dagegen breitet ſich mehr von innen nach außen excentriſch aus; er liebt bunte, ſelbſt chaotiſche Mannigfaltigkeit und Abwechslung von Handlung, Perſonen und Scenen, wie in der Sprache ſelbſt; er bedarf aufregender Reize und wünſcht und ſucht den Effekt, der auf der Bühne ſelbſt oft nur durch rauſchenden und ſchimmernden Theaterpomp bewirkt werden ſoll.

Darum wird auch das große Berliner Publikum, und in dieſem vielleicht mancher Große ſelbſt wenig wahren Genuß an jener theatraliſchen Darſtellung gefunden haben, trotz der mit mehr modernen Reizen begabten muſikaliſchen Zugabe. Vielleicht hat Mancher, bei aller äußerlichen Beifallsbezeugung, im Grunde des Herzens die Betrachtung angeſtellt, es wäre erſprießlicher, bei Jagor etwas Schmackhaftes zu genießen, als da zu ſitzen vor einem dramatiſchen Revenant des Sophokles, bei welchem überhaupt, wie ſchon früher der jüngere Schlegel ſagte, die heutige Sinnesweiſe vieles unerträglich herb finden muß.

Uebrigens möchte die Antigone für manchen Staatsmann oder Beamten auch deßwegen intereſſant ſeyn, weil ſie zuerſt, nach der Behauptung eines neuern Schriftſtellers, in poetiſcher Geſtalt das Weſen des Staates, ſo wie, im Falle der Colliſion, ſein tragiſches Verhaltniß zum ewigen Recht des Familienlebens darſtellt. Namentlich ſpricht die Antigone das große, von den Lenkern der Staaten und ihren Dienern nicht häufig beachtete Wort aus: „die Gebote der Fürſten ſeyen nicht von ſolcher Kraft, daß ein Sterblicher um ihrer willen die ungeſchriebenen und ewigen Geſetze der Gottheit übertreten dürfe;“ was die heilige Schrift in den einfachen Worten ausſpricht: man ſolle Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.

Dieſes theatraliſche Ereigniß hat bekanntlich, wie es zu geben pflegt, auch manche ſpezielle und allgemeinere Betrachtungen in öffentlichen Blattern veranlaßt. Hier erinnere ich bloß an eine ziemlich alberne Reflexion darüber, die in einer namhaften, neuerlich viel Lärm verführenden, zuweilen das Kind mit dem Bade ausſchüttenden Zeitſchrift gedruckt ſteht, und worin, um zu beweiſen, daß ſolche einfache, unbedeutende Stücke nicht für unſer modernes, Höheres verlangendes Bewußtſeyn geeignet ſeyen, Sophokles mit dem alten ehrlichen Meiſterſanger von Nürnberg verglichen wird. — Uebrigens iſt die Aufführung eines altklaſſiſchen Dramas keineswegs ſo was Neues, als Manche geglaubt haben mögen. Bereits vor einigen Jahrzehenden wurde das Luſtſpiel des Terenz, „die Brüder,“ nach einer Ueberſetzung oder Bearbeitung des Herrn von Einſiedel, auf die Weimarſche Bühne gebracht und nicht ohne Beifall aufgeführt. Aber wir können noch um Jahrhunderte weiter zurückgehen. Wir wollen hier nicht reden von der Darſtellung ganzer griechiſcher Stücke am Hofe der Mediceer, wo altklaſſiſche Literatur ohnehin vorherrſchend und heimiſch war; auch in Frankreich wurden in den Tagen der Renaiſſance ähnliche Vorſtellungen gegeben. So iſt die erſte in Frankreich aufgeführte Komödie eine vom „Fürſten der Dichter,“ wie Ronſard genannt wurde, verfaßte Ueberſetzung des Ariſtophaniſchen Plutus geweſen. So hat ferner ein anderer, ziemlich matt leuchtender Dichter „des poetiſchen Siebengeſtirns,“ der Philolog und bigotte Katholik Antoine de Baif, welcher auch unſere Antigone

Digitized by Google

übersezte, den „Bramarbas" des Plautus und den „Eunuchen" des Terenz für die französische Bühne bearbeitet.

Das ganze französische Theater, das sich aus den rohen mittelalterlichen „Mysterien" und „Moralitäten," also, wie das griechische selbst, aus religiöser Basis entwickelte, nahm seit dem französischen Thespis, wie Jodelle genannt wird, Form und Norm von dem antiken an, in welcher Weise und mit welchem Erfolg ist bekannt genug. Z.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Witterungskontrast. — Neue Kunstschöpfungen.

Allgemein wurde es für eine Wohlthat gehalten, als endlich im lezten Drittheile des Septembers die Dürre zu Ende ging, die allenthalben im Lande, auch in benachbarten Orten verheerende Feuersbrünste hervorrief, oder doch auf das Furchtbarste verbreitete. Desto empfindlicher aber war dann wieder der Mangel eines behaglichen Ueberganges aus der unleidlichsten Hize in die fast entgegengesezte Temperatur. Wie in Sibirien schloß sich unmittelbar an die Sommerluft eine ohne Heizung der Zimmer kaum erträgliche Kälte. Rascher als sonst verschwand daher immer mehr der bunte Glanz, den die schöne Jahreszeit durch den zahlreichen Fremdenbesuch der Stadt und deren Umgegend zu ertheilen pflegt. Die kaum noch von Vielen als das beste Asyl vor den sengenden Sonnenstrahlen betrachteten Badehäuschen, die durch stete Zu- und Abfuhr den Elbstrom am Fuße der Brühlschen Terrasse mit einem ungewöhnlichen Leben schmückten, wurden früher als sonst abgebrochen, und noch vor dem Michaelstage versammelten sich die Schwalben und manche andere, etwa noch zurückgebliebene Zugvögel zu den vor ihrer Abreise üblichen gemeinschaftlichen Berathungen. Bei alle dem hat die eingetretene Kühle die ganz erstorben geschienene Vegetation auf Wiesen und Feldern neu belebt, und der mit dieser Kühle vergesellschaftete leise Regen vorzüglich auch auf die umliegenden Rebengebirge mächtig eingewirkt. Zur Zeit, als Roggen und Waizen bei der Ernte ein recht günstiges Resultat gewährten, verzweifelte Alles, wie am Gedeihen der meisten übrigen Feldfrüchte, so auch an Erfüllung der im Frühling auf die Traube gebauten ungemeinen Hoffnungen. Seit 1834 hatte man immer vergebens einem ausgezeichneten Weinjahre entgegengesehen. Desto unerträglicher schienen die Verheißungen des dießmaligen Lenzes auf ein solches. Ueber alles Erwarten zeitig hatten die Trauben geblüht und sich ausgebildet. Dazu waren sie in bedeutender Menge vorhanden und auch ihre Größe überstieg bei weitem das gewöhnliche Maß. Bei der ewigen Heiterkeit des Himmels schien nichts sicherer, als daß die Weinernte an Qualität und Quantität unübertrefflich seyn werde. Allein der fortdauernde Mangel nicht nur an Regen, sondern auch an Thau machte, daß ein Theil der Beeren abfiel und die übrigen, aller Nahrung entbehrenden, vom Sonnenstrahl ausgesogenen Trauben ganz schlaff herabhingen und völlig vertrocknen zu wollen schienen. Viele Weinbergbesitzer fürchteten bereits, daß es kaum zur Lese der schon für verdorben geachteten Frucht kommen werde. Nun aber gab der eingetretene milde Regen der Sache mit einemmale eine an das Wunder grenzende Wendung, indem dadurch die Traube Leben und Kraft zurückerhielt, so daß man jezt eine recht beträchtliche Weinernte erwarten darf. Wenn, wie zu hoffen ist, die wieder beginnende wärmere Temperatur nur noch kurze Zeit fortfährt, so wird der Most sogar von vorzüglicher Güte seyn. Was gelitten hat, sind zunächst einige derjenigen Traubensorten, die man neuerdings mit Recht am meisten zu kultiviren pflegt, der frühreifenden. Denn gerade diese waren vom Uebermaße der Hize und Trockenheit getödtet, als die für die spätern so wohlthätige Anfeuchtung eintrat.

Die noch immer mündlich und in gedruckten Buchstaben abgehandelte Frage über die Nothdurft oder Entbehrlichkeit der Errichtung eines neuen Gebäudes zur Aufbewahrung des edlen Schatzes unserer Gemäldegalerie wird hoffentlich durch die nahe bevorstehende Ständeversammlung zur Entscheidung kommen. Uebrigens herrscht in den Werkstätten unserer Priester der bildenden Kunst ohne Aufhören erfreuliche Thätigkeit. Namentlich ist aus dem Atelier unseres so kunst- als ideenreichen Professors Dahl eben wieder ein sinnvolles Werk in der Abbildung eines norwegischen Hafens hervorgegangen. Die Sonne im Kampfe mit den Morgennebeln funkelt aus dem bewegten Wasser im vollen Schimmer der Wahrheit. Eben weil die Kunst den Strahl durch Nebel und Wolken gemildert wiederzugeben suchte, gelang ihr eine so kräftige Nachbildung der Natur, wie sie sonst unmöglich gewesen seyn würde. Ein gleich tiefes Naturstudium des Künstlers geht aus dem luftigen Wesen der Nebel hervor, welche die daherfegelnden Schiffe und alle entfernteren Gegenstände verschleiern; bereits aber hat die dem Sieg über sie entgegengehende Sonne die auf dem Lande und am Ufer befindliche Mannschaft in ihre hellen, frischen Farben gekleidet. Wenn es auch ein den Mitteln des Landschaftmalers absolut unerreichbares Wagestück bleiben wird, die Sonne am klaren Himmel, nebst ihren Wirkungen auf die Gegenstände umher, kräftig nachzubilden, so verdient das Bestreben des Künstlers doch gewis alle Achtung, eine Situation aufzufinden und für seine Zwecke zu benuzen, in der die Kraft der ihm zu Gebote stehenden Farben nicht allzusehr von der prachtvollen Herrlichkeit des Tagesgestirns überboten wird. — Dieselbe rühmliche Rastlosigkeit ist auch an Professor Steinla zu bewundern. So eben nimmt die Nachbildung des höchsten, unerreichbarsten der Werke des großen Rafael, dessen Madonna auf hiesiger Gemäldegalerie, seine ganze Kraft und Thätigkeit ausschließend in Anspruch. Nach dem herrlichen Kupferstiche dieses Bildes von Müller dem Jüngern aus Stuttgart könnte das Unternehmen im Allgemeinen allerdings gewagt genannt werden. Allein Steinla dokumentirt die Befähigung dazu durch seine früheren Werke, und besonders durch die hohe Meisterschaft, welches sein neuestes großes Blatt, die Holbeinsche Madonna, darlegt, das ihm im jezigen Jahre von der Pariser Kunstakademie die goldene Preismedaille erwarb. Den besten Beweis von dem Vertrauen, das ihm dieses in der Kunstwelt überall verbreitete und anerkannte Blatt gewonnen hat, führen die bereits eingegangenen zahlreichen Bestellungen auf den erst zu schaffenden Stich der Rafaelschen Madonna.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 255:
Die Fraye.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 110 u. Monatsr. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Literaturblatt

auf

das Jahr 1841.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisches Verzeichniß.

d'Abrantes, die beiden Schwestern . Nr. 19. S. 75.
Abyssinien, s. Rüppell.
Aebi, Blick ins Leben der Königin Agnes . . . . . Nr. 111. S. 444.
Aegypten, wie es jetzt ist . . . . Nr. 74. S. 296.
Agassiz, Untersuchungen über die Gletscher . . . . . Nr. 77—79. S. 305—316.
Aktenstücke über d. 7jährigen Krieg . Nr. 61. S. 242.
Alpenreisen, s. Augustin.
— s. Agassiz.
— s. Engelhardt.
Andersen, dänische Kindermährchen . Nr. 125. S. 500.
Angelika, Roman . . . . . Nr. 122. S. 488.
Arago, Unterhaltungen aus dem Gebiet der Naturkunde . . . Nr. 20. 21. S. 77. 81.
Ariost, rasender Roland von Streckfuß / — — — von Kurtz } Nr. 126. S. 504.
Arztes, a. d. Leben eines Berliner Nr. 104. S. 414.
Astronomie, s. Schubert.
— s. Schumacher.
Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen . . . . . Nr. 33. 34. S. 129. 133.
v. Augustin, Streifzüge in die norischen Alpen . . . . . Nr. 34. S. 135.

Balzac, Beatrix . . . . . Nr. 122. S. 488.
— Pierrette . . . . . / — der Israelit . . . . . } Nr. 19. S. 73.
Barthold, Geschichte von Pommern Nr. 29. S. 113.
Bauernkrieg, s. Bensen.
Baukunst, gothische, s. Hoffstadt.
Baumann, Naturgeschichte . . . . Nr. 105. S. 420.
Baumstark, Blüthen griech. Dichtkunst Nr. 91. S. 368.
v. Baur, Handbuch für Offiziere . Nr. 52. S. 207.
Beauvoir, der Chevalier von St. Georges . . . . . Nr. 19. S. 75.
Bechstein, Botenlauben . . . . Nr. 68. S. 271.
— Volkssagen Oesterreichs . Nr. 115. S. 459.
Becker, Nic., Gedichte . . . . . Nr. 40. S. 159.
Beer und Mädler, Beiträge z. Kenntniß des Sonnensystems . . . . Nr. 54. S. 215.
Bekenntnisse eines Opiumessers . . Nr. 104. S. 414.
Belgien, s. Nationalrevue.
Benedix, deutsche Volkssagen . . Nr. 94. S. 396.
Bensen, Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken . . . . . Nr. 36. S. 141.
Berangers Lieder, von Rubens . . Nr. 95. S. 379.
Bergbaus, Almanach der Erdkunde . Nr. 103. S. 409.
Bereslas, Aemsen-Immen-Krieg . Nr. 118. S. 471.
Bernhard, Christian VII. . . . . Nr. 95. S. 378.
Berichtigungen . . . . . Nr. 53. S. 212.
Bezeredy, Novellen . . . . . Nr. 106. S. 424.
Bibliopolisches Jahrbuch . . . . Nr. 82. S. 327.
Bibliothek der ältern Romandichter Englands . . . . . Nr. 90. S. 360.
Bildersaal, südöstlicher, s. Verstorbene.
Blech, Pascals Werke . . . . . Nr. 13. S. 52.
Boclo, Wanderung . . . . . Nr. 98. S. 392.
Bodin, Melchior . . . . . Nr. 19. S. 74.
Bojardo, Orlando inamorato . . . Nr. 127. S. 508.
Borberg, Bibliothek d. Apokryphen . Nr. 4. S. 13.
Borel, échos lyriques . . . . . Nr. 63. S. 250.
Bosse, Handbuch d. Blumengärtnerei Nr. 75. S. 297.
Brenz, J. von Hartmann u. Jäger Nr. 23. 24. S. 89. 93.
Bretagne, s. Volkslieder.
Brockhaus, üb. d. Druck sanskrit. Werke Nr. 93. S. 371.
— s. Katha.
Brunner, Reise nach Senegambien Nr. 53. S. 209.
Bube, deutsche Sagen . . . . . Nr. 122. S. 488.
Buchdruckerkunst, s. Koch.
v. Bülow, Jahrbuch der Novellen . Nr. 90. S. 359.
Byrons sämmtl. Werke, v. Böttger Nr. 79. S. 313.
— Dichtungen von Rolein . . Nr. 78. S. 312.

Calderon, Schauspiele von Gries . Nr. 123. S. 492.
Cantu, Margherita Pusterla . . . Nr. 117. S. 465.
Carus, System der Physiologie . . Nr. 72. S. 286.
Castelli, Erzählungen . . . . . Nr. 90. S. 360.
Chevreul, Farbenharmonie . . . Nr. 123. S. 489.
China, Werke über . . Nr. 107—109. S. 425—433.
Chownitz, Marie Lafarge . . . . Nr. 50. S. 199.
Cooper, der Pfadfinder . . . . . Nr. 91. S. 361.
Corda, Prachtflora europ. Schimmelbildungen . . . . . Nr. 121. S. 483.

Digitized by Google

Cubières, Leonore von Biran . . Nr. 19. S. 74.
Czapkowski, Wernyhora . . . . Nr. 91. S. 362.

Damerow, über Irrenanstalten Nr. 42. 43. S. 167. 169.
Dante, göttliche Comödie v. Philalethes Nr. 125. S. 497.
— — — von Kopisch Nr. 125. 126. S. 497. 501.
Davy, Sir Humphry, Salmonia . Nr. 70. S. 277.
Delprat, d. Brüderschaft des gemeins. Lebens . . . . . Nr. 68. S. 272.
Deutschland, das südwestliche . . . Nr. 8. S. 29.
Devrient, über Theaterschulen . . Nr. 57. S. 225.
Diefenbach, Celtica . . . . . Nr. 67. S. 267.
Diller, Erinnerungen an Lessing . Nr. 114. S. 454.
Dilschneider, deutsche Verslehre . . Nr. 30. S. 119.
Dinocourt, Papst und Kaiser . . Nr. 21. S. 83.
Donau, die, s. Müller.
— — s. Rally.
Downing, Fan-Kuei . . . . . Nr. 109. S. 434.
Drärler-Manfred, Fahrten . . . Nr. 8. S. 32.
Dramatische Dichtkunst Nr. 110. 111. 123. 130. S. 437. 444. 492. 517.
Dyck, deutsche Sprichwörter . . . Nr. 47. S. 188.
Dymokritos, s. Weber.

Edward in Rom . . . . . Nr. 35. S. 137.
Ehrenstein, v. Freddolinen . . . Nr. 71. S. 284.
Ehrenstein, gegen Thierquälerei . . Nr. 12. S. 47.
Eichendorff, Freih. v., s. Graf Lucanor.
Eichhof, Vergleichung der Sprachen Nr. 94. S. 374.
Eiselein, Sprichwörter . . . . . Nr. 81. S. 321.
Eiselen, Geschichte des Lützowschen Freicorps . . . . . Nr. 100. S. 400.
Ellendorf, Moral der Jesuiten . . Nr. 14. S. 53.
Ellissen, Thee- u. Asphodelosblüthen Nr. 7. S. 27.
Elster, neue Fahrten des alten Musikanten . . . . . Nr. 62. S. 248.
Engelhardt, Naturschilderungen aus den Alpen . . . . . Nr. 76. S. 301.
Epische Dichtkunst, Nr. 79. 113. 118. 125—127. S. 313. 451. 471. 497—508.
Epp, Schilderungen aus Ostindiens Archipel . . . . . Nr. 82. S. 325.
Erdbeben, s. v. Hoff.
Erec, v. Hartmann von Aue . . Nr. 14. S. 55.
Esthnische Gesellschaft, s. Verhandlungen.
Europa, das magusanische . . . . Nr. 119. S. 475.

Farbenharmonie, s. Chevreul.
Fertig, s. Raub der Draupadi.
Flügel, kleines kaufmann. Wörterbuch Nr. 104. S. 416.
Foglar, Cypressen . . . . . Nr. 61. S. 244.
Fortlage, Darstellung der Beweise für das Daseyn Gottes . . . . . Nr. 130. S. 519.
Fouriers Socialtheorie, von Churoa Nr. 104. S. 416.
Frank, Geschichte Trajans . . . . Nr. 120. S. 480.
Frankreich, s. Schmidt.
— s. Wachsmuth.
Freiligrath, Rolands Album . . . Nr. 102. S. 408.
Fröhlich, U. Zwingli . . . . . Nr. 113. S. 451.
Funk, deutsche Parodien . . . . Nr. 63. S. 252.

v. Gagern, Kritik des Völkerrechts Nr. 48. S. 189.
Gay, Maria von Mancini . . . Nr. 19. S. 74.
Gedichte eines Lebenden . . . . Nr. 73. S. 289.
Geißler, Geschichte des Regiments Herzoge zu Sachsen . . . . . Nr. 84. S. 335.
Gelzer, die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte . . . . Nr. 110. S. 438.
Geognosie, s. Keferstein.
George, Erinnerungen eines Preußen Nr. 52. S. 207.
Gerhard, W., Napoleons Rückkehr . Nr. 57. S. 228.
Geschichte, allg., s. Haltaus.
— — s. Leo.
— des Bauernkriegs, s. Bensen.
— d. englischen Deismus, s. Lechler.
— der Entdeckungsreisen, s. Külb.
— Frankreichs, s. Wachsmuth.
— — s. Schmidt.
— der goldenen Horde, s. Hammer.
— der Grafen von Zimmern, s. Ruckgaber.
— der Grafen von Helfenstein, s. Kerber.
— Griechenlands, s. Zinkeisen.
— Karls XII., s. Lundblad.
— von Italien, s. Sismondi.
— des Lützowschen Freicorps, s. Eiselen.
— Polens, s. Röpell.
— von Pommern, s. Barthold.
— der Reformation, s. Ranke.
— der Zigeuner, s. Kogalnitchan.
Gförer, allgemeine Kirchengeschichte . Nr. 18. S. 69.
Gleims Zeitgedichte . . . . . Nr. 80. S. 318.
Gletscher, s. Agassiz.
Gödsche, Schlesische Sagen . . . Nr. 122. S. 486.
Gozlan, die Burgen Frankreichs . Nr. 54. S. 216.
Graf Lucanor von D. Juan Manuel, übers. von Freih. v. Eichendorff . Nr. 66. S. 261.
Greverus, Reisen in Italien . . Nr. 98. S. 389.
Griechenland, s. Roß.
— s. Ulrichs.
— s. Verstorbene.
— s. Zinkeisen.
Gries, s. Calderon.
Gudrun, übers. von A. Keller . . Nr. 14. S. 54.

Hänle, eine Pariser Familiengeschichte Nr. 19. S. 75.
Hage, van der, der Schafhirt . . Nr. 127. S. 508.
Haggenmüller, Geschichte von Kempten Nr. 121. S. 482.
v. Halem, Selbstbiographie . . . Nr. 114. S. 454.
Haltaus, allgemeine Geschichte . . Nr. 120. S. 480.
v. Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde . . . . . Nr. 44. S. 173.
Hanke, H., der Braut Tagebuch . . Nr. 119. S. 476.
Harrys, Sagen Niedersachsens . . Nr. 116. S. 462.
Hauch, die polnische Familie . . . Nr. 91. S. 363.
Haug, Gedichte . . . . . Nr. 71. S. 281.
Hauschild, deutsche Grammatik . . Nr. 19. S. 75.
Heinzen, Reise nach Batavia . . Nr. 82. S. 326.
Heller, eine Sommerreise . . . . Nr. 12. S. 48.
Hellrung, Memoiren der westphälischen Armee . . . . . Nr. 5. S. 20.
Henne, Schweizerchronik . . . . Nr. 108. S. 429.
Herling, Lehre vom Tempus . . . Nr. 30. S. 119.
Herloßsohn, Böhmen von 1414—1424. Nr. 14. S. 56.
Hermsdorf, Rechte und Pflichten der Staatsgenossen . . . . . Nr. 69. S. 276.
Heyne, Universalgemälde der französischen Sprache . . . . . Nr. 19. S. 76.
Heyse, Fremdwörterbuch . . . . Nr. 19. S. 76.
Heyden, F. v., die Intriganten . . Nr. 7. S. 28.
Höfer, indische Gedichte . . . . Nr. 93. S. 369.
Höfler, die deutschen Päpste . . . Nr. 35. S. 139.

Digitized by Google

v. Hoff, Chronik der Erdbeben . . Nr. 112. S. 445.
Hoffmann, Mährchen der 1001 Nacht / — Mährchenbuch . . . } Nr. 125. S. 500.
Hoffmann, W., die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien . Nr. 83. S. 331.
Hoffstadt, Gothisches A B C-Buch . Nr. 26. S. 104..
v. Hügel, Kaschmir . . . . Nr. 22. 23. S. 85. 90
Huldigung der Frauen . . . . . Nr. 120. S. 480.
Hyperbeln auf Wahls Nase . . . Nr. 72. S. 288.

Jacomy-Regnier, Hymens Paradies Nr. 45. S. 179.
Jäger, die Eroberung von Constantine Nr. 66. S. 264.
Jesuiten, s. Ellendorf.
Indische Literatur . . . Nr. 92—94. S. 365—373.
Irrenanstalten, s. Damerow.
Italien, s. Greverus.
— s. Sismondi.

Kalisch, deutsche Gedichte . . . . Nr. 20. S. 80.
Kantzow, pommersche Chronik . . Nr. 30. S. 119.
Karajam, Frühlingsgabe . . . . Nr. 64. S. 256.
Karl XII., s. Lundblad.
Kaschmir, s. Hügel.
Katha Sarit Sagara, indische Mährchensammlung von Brockhaus . . Nr. 92. S. 365.
Kaufmann, orbis pictus . . . . Nr. 121. S. 484.
Keferstein, Geschichte der Geognosie Nr. 25. S. 98.
Keller, A., s. Volkslieder.
Keratry, das Ende des letzten Jahrhunderts . . . . . Nr. 43. S. 172.
Kerber, Geschichte der Grafen von Helfenstein . . . . . Nr. 68. S. 270.
Klein, Maria von Medici . . . Nr. 110. S. 437.
— Pauline, Parabeln . . . . Nr. 106. S. 421.
Kleinschrod, Beitrag zu einer deutschen Gewerbeordnung . . . . Nr. 102. S. 405.
Klunzinger, Geschichte des Zadergäus Nr. 68. S. 271.
Kleucke, Heilkunde . . . . . / — das Buch vom Tode . . } Nr. 50. S. 200.
Koch, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst . . . . . Nr. 127. S. 505.
Körner, historische Volkslieder . . Nr. 128. S. 509.
Kogalnitchan, Geschichte der Zigeuner Nr. 8. S. 31.
Kohl, Petersburg in Bildern Nr. 85—87. S. 337—345.
— Reisen in Südrußland Nr. 27. 28. S. 105. 109.
Kölner Dombau, einige Worte über den . . . . . Nr. 101. S. 404.
— — s. Schücking.
Kolloff, Beschreibung der Museen ꝛc. in Paris . . . . . Nr. 65. S. 257.
Krahmer, preußische Zustände Nr. 102. 103. S. 408. 412.
Kriegslieder, deutsche, v. Böttiger . Nr. 63. S. 249.
Krug, Lotusblumen . . . . . Nr. 48. S. 192.
Külb, Geschichte der Entdeckungsreisen . . . . . Nr. 81. S. 324.
Kuenlin, hist. romant. Schilderungen Nr. 54. S. 216.
Kugler, baltische Studien . . . . Nr. 30. S. 117.
Kurtz, Handbuch der poetischen Nationalliteratur . . . . . Nr. 63. S. 250.

Lafarge, s. Temme.
— s. Chownitz.
Lambert von Avignon, von Bauer . Nr. 124. S. 496.
Lang, Neu-Süd-Wales Nr. 124. 125. S. 493. 498.
Lebensbilder aus dem Befreiungskriege Nr. 131. 132. S. 521. 525.
Lechler, Geschichte des englischen Deismus . . . . . Nr. 64. 65. S. 253. 259.
Legouvé, Editha von Falsen . . . Nr. 19. S. 75.
v. Lenuep, Hollands romantische Geschichte . . . . . Nr. 95. S. 377.
Leo, Universalgeschichte . . . . . Nr. 120. S. 477.
Lessing, s. Diller.
La Beaume, Heinrich Fremond . . Nr. 43. S. 172.
Leue, der mündlich öffentliche Anklageprozeß . . . . . Nr. 101. S. 401.
Liebig, die organische Chemie Nr. 38. 39. S. 149. 153.
— über das Studium der Chemie Nr. 40. S. 157.
Liedersibel . . . . . Nr. 121. S. 483.
List, politische Oekonomie Nr. 58—61. S. 229—241.
Löwenstein, Hygiea . . . . . Nr. 101. S. 403.
Lortet, du Rhin et de la Syrie . . Nr. 110. S. 440.
Lundblad, Geschichte Karls XII. Nr. 6. 7. S. 21. 25.
Luthers Werke, ausgewählt von G. Pfizer . . . . . Nr. 80. S. 317.
Lyell, Veränderungen der unorganischen Welt . . . . . Nr. 112. S. 448.
Lyrische Dichtkunst Nr. 7. 18. 20. 24. 26. 34. 40. 46. 48. 61. 63. 67. 71—73. 76. 78. 80. 83. 95. 100. 114. S. 27. 72. 80. 96. 101. 136. 159. 181. 192. 244. 249. 265. 281—289. 304. 312. 318. 329. 379. 398. 455.

Mährchen für Kinder . . . . . Nr. 125. S. 500.
Marlow, Gutenberg . . . . . Nr. 111. S. 444.
Mayer, Neapel und die Neapolitaner Nr. 98. S. 391.
Medhurst, China . . . Nr. 107. 108. S. 425. 431.
Mecklenburg, s. Wiggers.
Melanchthons Charakteristik von Gall Nr. 124. S. 495.
Mémoires du Feldmaréchal Mérode Nr. 41. 42. S. 161. 165.
Memoiren einer Pairin, von Ch. Bury Nr. 49. S. 196.
— s. Stein.
Merks ausgewählte Schriften . . Nr. 94. S. 376.
Michaelis, Votum im Bentinck'schen Erbstreit . . . . . Nr. 50. S. 199.
Mises, Gedichte . . . . . Nr. 83. S. 329.
Mönnich, Jugend- und Bildungsgeschichte . . . . . Nr. 129. S. 513.
— über das Geschichtliche in der Sage vom Tell . . . . . Nr. 111. S. 443.
— Schulgrammatik . . . Nr. 46. S. 183.
Mörike, klassische Blumenlese . . Nr. 21. S. 84.
Molbech, historik Tidsskrift . . . Nr. 9. S. 33.
Morgenland und Abendland Nr. 15—17. S. 57—65.
Mühling, Denkwürdigkeiten von Handschuhsheim . . . . . Nr. 68. S. 272.
Mügge, Toussaint . . . . . Nr. 91. S. 361.
Müller, A., die Donau . . . . Nr. 74. S. 294.
— — die deutschen Auswanderungsverhältnisse . . . . . Nr. 123. S. 492.
Müller, W., junge Lieder . . . Nr. 76. S. 304.
Münchner Hundert und Eins . . Nr. 9. S. 36.
Münster, Graf, s. Lebensbilder.

Nationalrevue, die belgische Nr. 55—57. S. 217—228.
Naturforscher, s. Rösch.
Naturgeschichte . . Nr. 11. 12. 105. S. 41. 45. 417.
Neapel, s. Mayer.
Nebel, der natürliche Sohn . . . Nr. 19. S. 75.
Nekrolog der Deutschen. . . . . Nr. 59. S. 236.
Neu-Süd-Wales, s. Lang.
Neujahrsbetrachtungen . . . . . Nr. 1. S. 1.
Nieritz, die protestantischen Salzburger Nr. 73. S. 292.

Nothnagel, deutsche Sagen . . . Nr. 63. S. 250.
Nordstern, A. v., geistliche Gedichte Nr. 114. S. 455.

v. Oefele, Unterhaltungsblätter . . Nr. 37. S. 148.
Oekonomie, politische, s. List.
Oelkers, der Freigeist . . . . . Nr. 27. S. 108.
Oken, Naturgeschichte . . . . . Nr. 105. S. 417.
d'Olivet, Theophr. Paracelsus . . Nr. 21. S. 83.
Orient, Reisen im, Nr. 3—6. 10. 14—17. 22. 23. 27. 28. 31. 32. 37. 38. S. 9—23. 37. 56—65. 85. 90. 105. 109. 121. 128. 145. 152.
Orient, der, in seinen gegenwärtigen Verhältnissen . . . . . Nr. 17 S. 68.
Oskar, Kronprinz von Schweden, über Strafen . . . . . Nr. 73. S. 291.
Ossian, s. Talvy.
Ostindien, s. Epp.
Otto, Schweizersagen . . . . . Nr. 96. S. 384.

Pairhans, militärische Stärke und Schwäche Frankreichs . . Nr. 51. 52. S. 201. 205.
Pariser Museum, s. Koloff.
Parthey, Wanderungen durch Sicilien und die Levante . . . Nr. 5. 6. S. 17. 23.
Pascal, s. Reuchlin.
Petersburg, s. Kohl.
Petzhold, Erdkunde . . . . . Nr. 115. S. 457.
Pfaff, Geschichte von Eßlingen . . Nr. 121. S. 482.
Pfeffel, fables, par Lehr . . . . Nr. 128. S. 511.
Pfizer, s. Luther.
Physiologie, s. Carus.
Platter, Thomas und Felix, Autobiographie . . . . . Nr. 114. S. 453.
Pommern, Werke über . . Nr. 29. 30. S. 113. 117.
v. Poppe, Volksgewerbslehre . . . Nr. 104. S. 416.
Prestel, Naturgeschichte . . . . . Nr. 105. S. 420.
Preußen, Urkundliches zur Geschichte der Provinz . . . . . Nr. 106. S. 423.
Preusker, Blicke in die Vorzeit . . Nr. 53. S. 209.
Püttmann, Chatterton . . . . . Nr. 12. S. 47.

Rabelais, deutsch von Regis . . . Nr. 122. S. 485.
v. Rally, die Donaureise . . . . Nr. 74. S. 295.
Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation . . . . Nr. 54. S. 213.
Raub der Draupadi, aus dem Indischen von Fertig . . . . . Nr. 94. S. 373.
Raumer, historisches Taschenbuch . Nr. 47. S. 187.
Reden gegen den Branntwein . . Nr. 101. S. 404.
Reformation, s. Ranke.
Reklamationen . . . . . Nr. 53. S. 212.
Regis, s. Rabelais.
Reichenbach, Teufelsstreiche . . . Nr. 116. S. 464.
Reise nach Senegambien, s. Brunner.
Reisen in Italien . . . . . Nr. 98. S. 389.
Reuchlin, Pascals Leben . . . . Nr. 13. S. 49.
Richter, Reinecke Fuchs . . . . . Nr. 125. S. 500.
Römer, Versteinerungen der norddeutschen Kreidegebirge . . . . Nr. 105. S. 420.
Röpell, Geschichte Polens . . . . Nr. 72. S. 285.
Rösch, die achtzehnte Versammlung deutscher Naturforscher . . . . Nr. 90. S. 357.
Rötscher, Abhandlungen zur Philosophie und Kunst . . . . . Nr. 25. S. 97.
Romane und Novellen Nr. 7. 8. 14. 16. 19. 21. 27. 35. 37. 43. 49. 54. 66. 73. 74. 84. 87. 88. 90. 91. 95. 104. 106. 117. 119. 122. 127. S. 28. 32. 56. 64. 73. 83. 108. 137. 148. 172. 196. 216. 264. 292. 293. 333. 348. 349. 359. 361. 377. 413. 424. 465. 476. 488. 508.
Roos, musivische Bilder . . . . Nr. 22. S. 88.
Roß, Reisen auf den griechischen Inseln . . . . . Nr. 31. 32. S. 121. 128.
Rubens, s. Beranger.
Ruckgaber, Geschichte der Grafen von Zimmern . . . . . Nr. 68. S. 269.
v. Rudtorffer, Militärgeographie . Nr. 52. S. 207.
Rüppell, Reise in Abyssinien . . . Nr. 10. S. 37.
Runge, hinterlassene Schriften Nr. 99. 100. S. 393. 397.
Russa, Sonst und Jetzt . . . . Nr. 8. S. 32.
Russische Volksmährchen, s. Vogl.
Rußland, neueste Schriften über Nr. 85—87. S. 337 bis 345.

Sagen und Mährchen Nr. 29. 63. 75. 92. 96. 97. 99. 100. 103. 115. 116. 122. 130. S. 115. 250. 300. 365. 384. 387. 396. 398. 408. 459. 462. 486. 520.
Sand, G. Pauline . . . . . Nr. 19. S. 74.
Sartorius, Lehre von der Liebe . . Nr. 47. S. 185.
Satori, Schuld und Buße . . . Nr. 7. S. 28.
Scheitlin, Thierseelenkunde . Nr. 11. 12. S. 41. 45.
Schillers Leben von Schwab . . . Nr. 94. S. 375.
Schimper, Gedichte . . . . . Nr. 26. S. 101.
Schirges, Wellenschläge . . . . . Nr. 18. S. 72.
Schloß Goczyn . . . . . Nr. 88. S. 351.
Schmid, E., die Lobedaburg . . . Nr. 68. S. 272.
Schmidt, C., A., Geschichte Frankreichs . . . . . Nr. 116. S. 461.
Schmidt, H., Muscheln am Strande Nr. 37. S. 148.
Schönhuth, die neue Weibertreue . Nr. 97. S. 388.
Schreiber, Mahrlein . . . . . Nr. 125. S. 500.
Schröter, das geistige Eigenthum . Nr. 32. S. 125.
v. Schubert, Erzählungen . . . . Nr. 104. S. 413.
Schubert, F. Th., Vermischte Schriften Nr. 97. S. 385.
Schücking, der Dom zu Köln . . Nr. 128. S. 512.
Schumacher, Jahrbuch . . . . Nr. 2. 96. S. 5. 381.
Schwab, s. Schiller.
Schweizergeschichte . . . Nr. 108. 110. 111. S. 431. 438. 443.
Schweizersagen, s. Otto.
Scott, Walter, Leben, von Brühl . Nr. 77. S. 308.
Seckendorf, E. von, s. Volkslieder.
Seidl, Liedertafel . . . . . Nr. 46. S. 181.
Selam des Orients . . . . . Nr. 75. S. 298.
Sicilien, s. Parthey.
Siemens, die Elemente des Staatsverbandes . . . . . Nr. 48. S. 191.
Sismondi, Geschichte der italienischen Freistaaten . . . . . Nr. 127. S. 506.
Skizzen aus dem Alltagsleben . . Nr. 84. S. 333.
Sölti, der Religionskrieg in Deutschland . . . . . Nr. 69. S. 273.
Soulié, die Liebhaberjagd . . . . Nr. 19. S. 74.
Sparre, Adolf Findling . . . . Nr. 16. S. 64.
Spazierfahrt nach Venedig . . . Nr. 12. S. 48.
Sprichwörter, s. Eiselein.
v. Stein, Memoiren des Ministers Nr. 49. S. 193.
Steiningers Biographie . Nr. 118. 119. S. 469. 473.

Digitized by Google

v. Sternberg, Georgette . . . . Nr. 87. S. 348.
Steudel, nomenclator botanicus . . Nr. 105. S. 420.
Storch, Novellen . . . . . } Nr. 90. S. 360.
— Nepenthes . . . . . }
Straube, Novellen . . . . . Nr. 8. S. 32.
Streckfuß, italienische Meisterwerke Nr. 126. S. 504.
Sun, die Kunst zu gefallen . . . Nr. 21. S. 84.
Südrußland, s. Kohl.
Syrien, acht Wochen in . . . . Nr. 89. S. 353.

Talvy, die Unechtheit der Lieder Ossians . . . . . Nr. 88. S. 352.
Tarnow, F., die Großmutter . . Nr. 19. S. 75.
Taschenbücher . . . . Nr. 120. 122. S. 480. 488.
Taschenbuch, historisches, s. Raumer.
Tassos Jerusalem von Streckfuß . } Nr. 126. S. 504.
— — — Duttenhofer }
Temme, Volkssagen in Pommern . Nr. 29. S. 115.
Temme und Körner, der Prozeß Lafarge . . . . . Nr. 50. S. 197.
Terpen, der Diamant . . . . . Nr. 74. S. 293.
Theaterschulen, s. Devrient.
Thierseelenkunde, s. Scheitlin.
Thüringen und der Harz . . . . Nr. 116. S. 464.
v. Tschabuschnigg, Ironie des Lebens Nr. 88. S. 349.

Ulrichs, Reisen in Griechenland . . Nr. 14. S. 56.
Urania . . . . . Nr. 122. S. 488.

Verhandlungen der Esthnischen Gesellschaft . . . . . Nr. 45. S. 177.
Verstorbene, südöstlicher Bildersaal Nr. 3. 4. S. 9. 16.
Vieil-Castel, Oskar von Aizac . . Nr. 19. S. 74.
Vincke, Gedichte . . . . . Nr. 24. S. 96.
Violetta, v. A. Winter . . . . Nr. 43. S. 172.
Vogel, Chronik von Zürich . . . Nr. 108. S. 431.
Vogl, Balladen und Romanzen . . Nr. 100. S. 398.
— neuer Liederfrühling . . . Nr. 34. S. 136.
— Volksmährchen der Russen . Nr. 130. S. 520.
Volkslieder, deutsche . . . . . Nr. 2. S. 8.
Volkslieder aus der Bretagne von A. Keller und E. v. Seckendorf . Nr. 67. S. 265.

Wachsmuth, Geschichte Frankreichs Nr. 113. S. 449.
Wächterlieder am Rhein . . . . Nr. 63. S. 249.
Wagner, poetische Geschichte der Deutschen . . . . . Nr. 63. S. 250.
Wangenheim, der Spion . . . . Nr. 49. S. 196.
(Weber) Dymokritos . . . . . Nr. 62. S. 245.
Weihe, Sagen von Stendal . . . Nr. 75. S. 300.
White, der Kaschmir-Shawl . . . Nr. 104. S. 415.
Wielands Leben von Döring . . . Nr. 94. S. 376.
Wiener, Herbstrosen . . . . . Nr. 37. S. 148.
Wiese, Don Juan . . . . . Nr. 130. S. 517.
— Sagen- und Mährchenwald Nr. 97. S. 387.
Wiggers, Kirchengeschichte Mecklenburgs . . . . . Nr. 36. S. 144.
Wilberforce Leben . . . . . Nr. 93. S. 372.
Wildhaus, das, von Jun. Romana Nr. 88. S. 357.
Winter, A., Mährchen der Natur . Nr. 125. S. 500.
Wunderlich, Wien und Paris . . Nr. 62. S. 246.

Zacharia, Reise in den Orient Nr. 37. 38. S. 145. 152.
Zigeuner, s. Kogalnitchan.
Zinkeisen, Geschichte Griechenlands Nr. 111. S. 441.
Zöpfl, Grundsätze des Staatsrechts . Nr. 89. S. 354.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Oktober 1842.

Dichtkunst.

1) Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum Kölner Dombau von Ludwig Bauer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Unter dem Vielen, was aus Anlaß des Kölner Dombaus gesagt worden, eine frische und freimüthige Stimme. Der Dichter weckt die Erinnerung an die Einheit und Größe Deutschlands, die sich hauptsächlich an den Namen des Barbarossa knüpft, weil unter ihm unser altes heiliges Reich am einigsten, stärksten und zugleich umfangsreichsten gewesen. Die alte, wohlbekannte Volkssage macht ihn daher zum nationalen Messias, der da wiederkommen soll, wenn Deutschland wieder das wird, was es einst unter ihm gewesen, nämlich die vorherrschende Macht in Europa. Indem der Dichter diese Beziehungen seinem historischen Charakterbilde einflicht, und mit ernster Würde geltend macht, kann er sich doch auch eines derben Spottes nicht enthalten über Unbilden, die wir uns gefallen lassen. So läßt er den Sänger von Osterdingen über die freie Rheinschiffahrt sagen:

Mein Vater ist der Crispalt,
Die Mutter heißt Corner',
Ich rang im Felsen-Zwiespalt,
Durchlobte Schwabens Meer.
Kaum mach' ich nun bei Laufen
Den letzten Purzelbaum,
Will endlich mich verschnaufen
In breiter Ufer Saum:

Da legen Zöllnerskinder
Allwärts auf mich Beschlag,
Zuletzt der Besenbinder,
Der arge Schelm, vom Haag:
Streckt mir vom Mast entgegen
Sein Reis an langem Stiel,
Als könnt' er blank mich fegen,
So, wie es ihm gefiel'.

Daß ich der Aar gewunken,
Den Neckar eingethan,
Den trüben Main getrunken,
Gewartet auf die Lahn,
Der Mosel mich thät gatten,
Das, meinst du etwa gar,
Sei für die Wasserratten
Am Biesbosch hin und dar?

Laß mir das barsche Wesen!
Den Wisch dort weggeschafft!
Sonst hol' ich meinen Besen,
Der hat Lawinen-Kraft,
Und fegt ohn' alle Gnade,
Spreizt ihr euch noch sehr,
Sammt Haus, Hof und Gestade
Hinunter euch ins Meer.

2) Barbarossa. Ein Eichenkranz um ein altdeutsches Kaiserbild. Von Busso von Hagen. Mit Zeichnungen. Köln, Heisen, 1841.

Im Nibelungenversmaß, ein episches Gemälde, mit derselben patriotischen Wärme gedichtet, wie das oben besprochene dramatische Werk. Nur insoweit scheint uns der Dichter fehl zu greifen, als er das Jahr 1813 als dasjenige bezeichnet, in welchem Barbarossa aus seinem Zauberschlafe geweckt und das Schicksal Deutschlands, auf das er der Sage nach harren sollte, erfüllt worden sey. Die Befreiung Deutschlands von Napoleons Joch war etwas sehr Heilsames, etwas sehr Großartiges, aber noch weit entfernt von einer Wiedergeburt Deutschlands

Digitized by Google

zu der Macht, die es unter Barbaroſſa beſeſſen. Da man im erſten und zweiten Pariſer Frieden den beſiegten Franzoſen gleichwohl deutſche Länder und die wichtigſten Grenzfeſtungen unſers alten deutſchen Reichs, Straßburg und Metz, überließ, durfte der im Kiffhäuſerberge am Steintiſch ſchlafende Barbaroſſa ruhig fortnicken. So lange Deutſchland ſo erbärmlichen Frieden ſchließt, erwacht der Barbaroſſa nicht.

Militäriſche Schriften.

1) Sechsundzwanzig Friedensjahre. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Der ungenannte Verfaſſer wirft die Frage auf: ob wir in Deutſchland für den Kriegsfall auch hinlänglich gerüſtet ſeyen, und ob wir in dieſer Beziehung die lange Friedenszeit zweckmäßig zur Vorbereitung angewendet hätten? Und dieß glaubt er in mehrfacher Hinſicht verneinen zu müſſen. Insbeſondere beſchwert er ſich über die Generalſtabe: „Wenn ein Krieg ausbricht, wird der Generalſtab mit Anfragen aller Art beſtürmt, er ſoll jetzt über Dasjenige, was das Kriegstheater angeht, ſein Schatzkäſtlein öffnen, der Tag der Rechenſchaft für ſeine bisherige Thätigkeit iſt erſchienen, und wohl ihm! wenn die Schränke ſeiner Bureaux nicht bloß mit gelehrten Papieren, ſondern mit brauchbaren Notizen gefüllt ſind. Ueber Straßen- und Wegebeſchaffenheit, über Eigenthümlichkeiten der Flüſſe und Ströme, über den Zuſtand der feindlichen Feſtungen, über Zahl und Verfaſſung der feindlichen und verbündeten Armeen, die Eigenſchaften ihrer Generale, den Zuſtand der Waffen u. ſ. w., über alle dieſe Dinge bedarf man bei ausbrechendem Kriege zuverläſſige Notizen, und von wem anders wäre man ſie zu fordern berechtigt, als von dem Generalſtabe, der dafür ſalarirt wird und allein dafür verantwortlich iſt? Hier gilt es, Rechnung zu legen von der ſechsundzwanzigjährigen Friedensthätigkeit, und die Zinſen von dem ungeheuren Capital zurückzuzahlen, das der Staat ſechsundzwanzig Jahre lang auf dieſe koſtſpielige Partie verwendet hatte. — Mögen alle deutſchen Generalſtabe in ihre Bruſt greifen und ſich aufrichtig die Frage beantworten, ob ſie auch bei dieſer Rechnung beſtehen werden und der Staat ſie nicht ohne den Wirth gemacht hat. Das Jahr 1830 hatte das Fluidum im deutſchen Friedensgefäße zuerſt umgeſchüttelt, und das ſind jetzt zwölf Jahre her. In dieſen zwölf Jahren iſt ſo Manches zur Sprache gekommen, was in die Categorie gehört, von der wir hier ſprechen. Die Generalſtäbe haben vielfache Gelegenheit zur Selbſtprüfung gehabt, und die wichtige Frage, ob ſie auch zu allen Zeiten auf ihre Rechnunglegung vorbereitet geweſen, ja ob ſie es heute ſind und auch nach neuen zwölf Jahren es ſeyn werden? dieſe wichtige Frage iſt durch die Ereigniſſe der Zeit recht nachdrücklich angeregt worden. Die Antwort iſt nicht überall befriedigend ausgefallen. Es ſollten hie und da Truppenzuſammenziehungen Statt finden, und Niemand kannte die Wege. Es ſollten Flüſſe vertheidigt und paſſirt, oder zum Vertheidigen und Paſſiren vorbereitet werden, und Niemand kannte die Uebergänge, beides wohlgemerkt! im eigenen Lande, um wie viel weniger alſo im feindlichen. Man recurrirte auf die Recognoscirungsarbeiten des Generalſtabs und deſſen Memoiren, fand es aber doch bedenklich, ohne weitere Localprüfung die Truppen auf Grund jener ſchätzbaren Aktenſtücke in Marſch zu ſetzen, kurz, es fehlte in topographiſcher Beziehung an allen Ecken und Enden. Das waren ſchlimme Vorzeichen. Nun, es ſind zwölf Jahre darüber ins Land gegangen, und eigner Schaden ſoll ja weiſe machen.“ In dieſem moroſen Tone iſt die ganze Broſchüre geſchrieben. Auf welche Vorgänge er ſich bezieht, wiſſen wir nicht. Ueberhaupt dürfte es den meiſten Leſern ſchwer ſeyn, dieſe Parthie, in welche ihnen von keiner Seite eine Einſicht zuſteht, zu beurtheilen.

Leichter läßt ſich dem Verfaſſer beipflichten, wenn er ſich über den Luxus der Uniformen und über die Abrichtung der Truppen zur Parade (anſtatt zum Kriege) beſchwert, denn daß dieſer Tadel nicht ganz ungegründet iſt, lehrt der Augenſchein. „Das Lederzeug iſt durchgängig zu breit, was zwar ſehr ſchön ausſieht, aber dem Soldaten auf die Dauer ſehr beſchwerlich fällt. Der Einfluß der ſechsundzwanzig Friedensjahre iſt dabei nicht ausgeblieben. Anno 1815 war das Lederzeug ſchmal und zweckmäßig; aber bald fing ein Regiment an, der Breite etwas zuzuſetzen, was beifällig bemerkt wurde; ſogleich fanden ſich Nachahmer; die erfahrenen Offiziere ſchüttelten zwar die Köpfe, allein man kehrte ſich nicht daran, Napoleon ſaß ja feſt auf St. Helena, und das Lederzeug wurde zuſehends breiter, ſo daß jetzt der Soldat förmlich in einem Lederpanzer ſteckt. Auch das ſchwarze Lederzeug hat ſeine Nachtheile. Man iſt mit der einfachen Schwärze nicht zufrieden, es muß ſpiegelblank lackirt ſeyn, was dem armen Soldaten ſeine paar Kreuzer aus der Taſche ſtiehlt. Tiraillirt ein ſolches lackirtes Bataillon durch Nadelholz, ſo iſt es nicht wiederzukennen. — Die Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten zu erwerben, iſt die erſte und natürlichſte Beſtrebung, vor der das Mittel zurücktreten muß, dafern es nur zum Zweck führt. Setzen wir z. B. folgenden Fall. Wenn ein Offizier

Digitized by Google

eine Zeitlang die Rekruten exercirt hat, so ergeht an ihn die Frage: „Wann glauben Sie wohl, daß ihre Rekruten die erste Parade werden mitmachen können?“ — Oder: „Halten Sie doch auf beſſeres Gewehrtragen, Sie wiſſen, wie ſehr der Herr General das liebt!“ — Oder: „Mein Gott, Sie tiraillíren ſchon mit den Leuten, laſſen Sie das doch bis nach der Inſpizirung, die Leute kommen ja dadurch nur auseinander“ u. ſ. w. Das heißt denn doch, geradezu auf die Paradetaktik hinweiſen. So dreht ſich Alles nur um das Exerciren. Beim Manövriren geht es um wenig anders, die gute Richtung bleibt auch hierbei eine Hauptſache, und mitten im Feuergefecht hört man das mächtige: „Points vor!“ In der That, es wäre unbillig, von den Offizieren andere Beſtrebungen zu verlangen, welche nicht auf das Criterion: eine brillante Revue zu machen, hinausliefen. Sey die Ausbildung eines Regiments auf noch ſo hoher Stufe, und es macht einen ſchlechten Parademarſch, ſo wird es immer in der Kunſtſprache „ſchlecht abſchneiden.“ Alles zuſammengefaßt, iſt es nicht zu viel behauptet, daß nach dermaligem Standpunkt die Infanterie von der ihr zugebilligten Geſammtzeit zwei volle Drittel der Paradetaktik widmet und widmen muß, wenn ſie einigermaßen eine gute Revue machen will. Wie reimt ſich das nun mit den unaufhörlichen Klagen über zu kurze Dienſtzeit? Muß nicht jeder Unbefangene von ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß die Dienſtzeit des Infanteriſten immer noch viel zu lang iſt, da der größere Theil derſelben ſchonungslos vergeudet und auf Dinge verwendet wird, die nichts weniger als zur Erwerbung der Kriegsgeübtheit nothwendig ſind? — Alle praktiſche Offiziere, die es redlich mit dem Waffenwerke meinen, ſind der Ueberzeugung, daß eine heilſame Reform hierin dringend nothwendig iſt, allein keiner will den Anfang machen. Es gibt nichts Einfacheres als die Infanterietaktik, ſobald ſie auf wahre Kriegsgrundſätze zurückgeführt wird. Wie weit man ſich davon entfernen kann, lehrt ein einziger Blick auf die den Reglements beigehefteten Additionalbeſtimmungen, auf die zahlloſen abändernden, einander aufhebenden, erläuternden Verfügungen, die oft ſchon wieder ermäßigt werden, bevor ſie noch eigentlich ins Leben getreten ſind, eine immer unweſentlicher als die andere. Iſt es doch gerade, als wäre die Taktik eine leichtfertige Dirne, die zu jedem neuen Balle ſich mit neuen Farben ſchmückt! Und wenn man nun fragt, welche Vortheile aus dieſen zahlloſen Supplementarbeſtimmungen zu Supplementen zum Reglement der eigentlichen Kriegstaktik erwachſen, ſo kann auch das ſchärfſte Auge keine entdecken. Ueberall nur Formen, an die kein Menſch mehr denkt, ſobald die erſte ſcharfe Patrone eingeladen wird.“ An der Cavallerie wird ebenfalls getadelt, daß bei ihr alles vorzugsweiſe auf gutes Ausſehen bei den Paraden berechnet ſey und nicht auf die Praxis im Kriege.

Der gar zu tadelſüchtige Ton und der Umſtand, daß der Verfaſſer neben dem, was ihm mißfällt, nicht auch das Gute lobend anerkennt, dürfte dem Eindruck ſchaden, den ſonſt die hier geſagten Wahrheiten machen müßten. Auch thut die Unbeſtimmtheit nicht wohl. Deutſchland iſt groß. Gewiß kann man nicht von allen ſeinen Generalſtäben, von allen ſeinen Truppen daſſelbe ſagen.

2) Preußen als Militärſtaat. Von C. L. Hellrung. Leipzig, Feſt, 1842.

Hier wird alles Gute hervorgehoben und dadurch der Tadel deſſen, woran noch etwas zu wünſchen übrig iſt, gemildert. Zum Theil hören wir hier dieſelben Wünſche. „Alles Lederzeug, insbeſondere der Infanterie, iſt viel zu breit. Abgeſehen von ſeiner Schwere bilden die Taſchen-, Säbel-, Torniſtertrag- und Bruſtriemen einen Panzer, in welchem der Soldat ſich unbehaglich, beengt beim Athmen und unfrei fühlt. Der Torniſter iſt, wenigſtens für die kleinern Leute und leichte Infanterie, viel zu groß, ein wahres Magazin. — Die Kopfbedeckung der Cüraſſiere beſtehet in einem ſchmalen ruſſiſchen Lederhelm, ſehr hoch, mit einer borſtigen Roßhaarraupe, er iſt nicht ſchön zu nennen, paßt auch nicht zu dem Harniſche, wodurch der Cüraſſier an ritterlichem Anſehen ſehr verliert, und in dieſer Beziehung dem franzöſiſchen Cüraſſier nachſtehet. Dieſer Helm ſchützt obenein nur den Scheitel, den er knapp bedeckt, wankt im Winde auf dem Kopfe und muß durch die Kinnriemen in der Balance gehalten werden.“ Wird jetzt, wie bekannt, abgeſchafft. Ferner ſpricht ſich der Verfaſſer gegen die engen Collets und Frackuniformen aus, die den Unterleib jedem Wetter bloßſtellen.

Alles was dem Verfaſſer auch in Bezug auf die Heeresorganiſation noch wünſchenswerth erſcheint, zweckt auf die Größe Preußens und Deutſchlands ab, wie er denn auch in dieſe militäriſche Schrift viele politiſche Betrachtungen einmiſcht. Er erforſcht alle möglichen politiſchen Combinationen, aus welchen Kriege für Preußen reſultiren könnten und wägt dann Mittel und Kräfte gegeneinander ab. Unter allen Mitteln, die Nationalkraft zu entwickeln, ſcheint ihm die Landwehr, wie ſie in Preußen wirklich ins Leben getreten iſt, die beachtenswertheſte und mit Recht empfiehlt er dieſes Inſtitut den deutſchen Staaten, die es noch nicht haben.

Digitized by Google

Criminalgeschichte.

1) Der neue Pitaval. Eine Sammlung interessanter Criminalgeschichten. Herausg. vom Criminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. Häring (W. Alexis). Zweiter Theil. Leipzig. Brockhaus, 1842.

Wir begegnen hier zuerst einem meisterhaften Resumé über den berühmten Fonkschen Prozeß. Bekanntlich ist für oder wider Fonk mit größter Leidenschaft gestritten und sind so viele Bücher über ihn geschrieben worden, daß sie insgesammt eine nicht unansehnliche Bibliothek füllen. Die Betheiligten sind indeß alle gestorben und der Versuch, diesen Prozeß zu einer politischen Demonstration zu benutzen, ist mißlungen. Die Leidenschaft ist abgekühlt. Man kann jetzt mit Ruhe die Akten revidiren und ein unbefangenes Urtheil ermitteln, wie es in vorliegendem Werke geschehen ist.

Von Anfang an war die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß Fonk den jungen Cönen ermordet habe oder habe ermorden lassen. Aber die Schlauigkeit der Vertheidiger, der große Einfluß der Beichtväter, die Zudringlichkeit serviler Wohldiener, und der Kastengeist der Romanisten, die bei diesem Anlaß das öffentliche Gerichtsverfahren überhaupt verdächtigen, ja sogar unterdrücken wollten, und endlich die Sentimentalität einiger Vielschreiber, die über alles mitzusprechen und sich dabei Geld zu verdienen pflegten, und die hier eine zu rettende Unschuld fingirten, das alles wirkte zusammen, die einfachen Thatsachen zu verdunkeln und ein künstliches Lügengewebe an ihre Stelle zu setzen. Fonk wurde zu einem Heiligen gemacht; man brachte ihm die übertriebensten und albernsten Huldigungen dar und fühlte sich freilich nachher beschämt, als der Mann selber in Deutschland herumreiste, um sich zu bedanken, und nicht den besten Eindruck machte. Dagegen wurden die unbescholtensten Richter und Geschwornen für ruchlose Bösewichter und Verbrecher ausgeschrieen. Auf die widrigste Weise offenbarte sich zum erstenmal in Deutschland die Macht der literarischen Lüge, die sich seither so oft wieder bethätigt hat. Um die Schurkerei zu beschönigen, wurde die Ehrlichkeit ins Gesicht geschlagen, was seit dem Einfluß der Hegelschen Schule fast zur Regel der Journalistik geworden ist. Diese Sympathien haben fort und fort in unserer Literatur gewirkt. Wo irgend eine Schlechtigkeit ist, findet sie zuverlässig ihre Vertheidiger und das Recht wird verhöhnt. Möchte sich das öffentliche Urtheil in dem Fonkschen Prozesse spiegeln! Wie damals, so wird noch jetzt und in viel wichtigern Fragen die einfache Wahrheit durch jede Art von Lüge und literarischer Charlatanerie umnebelt. Aber wie wir bereits jetzt einzusehen anfangen, welches freche Spiel die literarischen Lügner mit dem öffentlichen Urtheil in der Fonkschen Angelegenheit getrieben haben, so wird auch bald die Zeit kommen, in welcher man die Lügen von heute enthüllt. Denn die Wahrheit dringt zuletzt doch immer durch.

Dem Fonkschen Prozeß folgen hier mehrere höchst interessante, aber auch das innerste Gefühl empörende Geschichten von Giftmischerinnen, der Marquise von Brinvillier, der Geheimeräthin Ursinus, der Anna Margaretha Zwanziger, der Gesche Gotfried, alles Fälle, die uns die raffinirteste Bosheit und schauderhafteste Verirrung des weiblichen Gefühls offenbaren. Ferner drei Criminalfälle, worin hauptsächlich die Rohheit der verwahrlosten Natur und Mangel an Erziehung eine Rolle spielen. Endlich die Geschichte der Marquise de Gange, die ein Opfer grausamer Eifersucht wurde, aus den Zeiten altfranzösischer Corruption.

2) Mein Wahnsinn im Kerker. Von Angelo Frignani. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Seitenstück zu dem Kerkerleben des berühmten Sylvio Pellico. Frignani aber war kein Lombarde, sondern ein römischer Ravennate; und kein sanft duldendes frommes Gemüth, wie Pellico, sondern ein kräftiger und wilder Charakter. Er schildert nun, wie er als Mitglied geheimer Gesellschaften sich Strafe zugezogen und wie hart dieselbe ausgefallen sey. Er rechnet auf das Mitleid nicht nur aller Freiheitsfreunde, sondern auch derer, denen die Leiden ihrer Mitmenschen, weß Glaubens sie auch seyn mögen, nicht gleichgültig sind. Inzwischen sprechen seine Memoiren nicht so an, wie die von Pellico. Auch möchten wir seiner Erzählung nicht in allen Punkten Glauben schenken. Wenn er z. B. Seite 19 eines Urtheils gegen den alle Anklagen siegreich widerlegenden Grafen Fabbri erwähnt, welches gelautet haben soll: „Verurtheilt, als nicht verwickelt in die Verschwörung" und kraft dessen der gedachte Graf zu 25 Jahren Gefängniß verurtheilt worden sey, so ist dieß wohl eine Uebertreibung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Oktober 1842.

Lyrische Dichtkunst.

1) Caledon. Sammlung der besten schottischen Gedichte. Zweiter Band. William Motherwells und Robert Tannahills Gedichte, deutsch von H. J. Heintze. Leipzig, J. A. Barth, 1841.

Als erster Band dieser Sammlung ist die Uebersetzung der Gedichte Burns von W. Gerhard (vergl. unsre Blätter von 1840, Nr. 82) zu betrachten. Im zweiten werden uns abermals zwei schottische Dichter vorgeführt. Motherwell wurde 1797 zu Glasgow geboren und starb 1835. Seine Phantasien sind sehr düster. Er behandelt alte Volkssagen meist von blutigem, gespensterhaftem und wahnsinnigem Inhalt und versenkt sich mit einer Art von Wollust in das Entsetzliche. Z. B. im Liede von Halbert dem Grimmen:

Blut färbt diese Stirne,
Blut färbt diese Hand,
Blut färbt die Hellbarde,
Das Schwert und Gewand.

Voll Blut ist der Panzer,
Den Mordlust erfüllt,
Und blutroth der Mantel
Des Mordes umhüllt ꝛc.

Ein Lied „Hexenlust" überschrieben, schwelgt in noch wildern Bildern:

Wenn der Nachtwind heult und rast
Um Gräber, frisch begraut,
Darin der Todte harrt
Und wild gen Himmel starrt
Wenn die Kobolbbrut sich zeigt
Und zu Fürst und Bauer schleicht,
Und von dem bleichen Raub
Wegreißt die morsche Schaub',
Und mit dem grimm'gen Zahn
Nagt Bein und Knochen an;
Oder kämpft auf heil'gem Grund
Um schöner Mädchen Mund
Und edler Frauen Zung',
Die rein von Lästerung;
Und saugt die Wangen bleich
Von Kindern, zart und weich,
Und streut in wilder Freud'
Die Schädel weit und breit
Und schreit im Wahnsinn wild,
Daß Furcht die Erd' erfüllt:
O dann, o dann, o dann
Zieh'n wir zu Hauf heran;
Schallt solch gespenstig Schrei'n,
Dann können wir uns freu'n.

Wenn des Mörders Leiche bleich
Sich schwingt im luft'gen Reich,
Daß die Galgenketten schwirr'n;
Wenn die Fledermaus das Hirn
Und die Eul' die Augen schmaust,
Und der Fuchs das Fleisch zerzaust,
Indeß der Rabe schreit,
Der Galgenfürst, vor Freud',
Und auf den Schädel satt
Sich kauernd, schauet matt,
Doch mit gar düsterm Stolz
Weit über Moor und Holz,
Und träumt, daß nächster Tag
Ihm Frisch'res bringen mag;
Und wenn in Sumpf und Moor
Ein Wandrer sich verlor,
Weil die Geister ihn geirrt,
Und ein Irrlicht vor ihm schwirrt,
Dem folgt der arme Wicht,
Bis Rettung ihm gebricht,

Digitized by Google

Und ihre böse Macht
Ihm frühes Grab gebracht: —
O dann, o dann, o dann
Zieh'n wir zu Hauf heran;
Ha, ha, verstummt sein Schrei'n,
Dann können wir uns freu'n.

Und so weiter. Wieder ein anderes Lied „des Wahnsinnigen Liebe" ist von ähnlicher schöner Tollheit:

Ho, Fleisch und Blut! süß Fleisch und Blut,
Wie's nur die Erd' betrat!
Willkomm am Wasser und im Wald,
Des Wahnsinns trautem Pfad!
Der Baum ist mein, der kahle Baum,
Der ragt am Wasserfall;
Der Strom ist mein, der krampfhaft sich
Ergießt mit lautem Schall.
Ich bin ihr Herr; mein einz'ger Traum
Ist dieser Strom, ist dieser Baum ꝛc.

Gewiß trifft der Dichter den tiefsten Ton des Schmerzes und zugleich der Höllenlust, aber er gefällt sich zu sehr in dieser Manier und übertreibt hin und wieder.

Einige Lieder von Motherwell sind sanfteren Inhalts und von einer süßen Wehmuth. Doch auch hier ist er nicht immer der Natur treu geblieben, und seine Gedanken erscheinen zuweilen gesucht. Das Gedicht „Amors Nahrung" lautet:

Sag' mir, schöne Maid, vor Allen,
Was soll Amors Nahrung seyn?
Morgenthau, der frisch gefallen
Auf die Blätter grün und rein?
Oder Rosen wie Korallen
Und getränkt mit Honigwein?
O nein, o nein!
Laß Rosen seyn
Und Thautern' an dem grünen Blatt:
Andres macht,
Als du gedacht,
Den zarten, süßen Säugling satt.

Gieb ihm Seufzer, welche beben
In dem Mund, der schweigt, doch sprüht;
Laute, die der Brust entschweben,
Daß die Wange loh erglüht;
Magst ihm auch Erröthen geben
Und den Blick, der sucht, doch flieht.
So Zartes speist
Der kleine Geist,
Solche Kost ist gut und leicht;
Und mit der Thrän'
Von süßen Weh'n
Wird das holde Kind gesäugt.

Auf so gar sehr sentimentale Weise darf man doch den Amor nicht auffassen. Dieß widerspricht durchaus dem heitern Charakter, der diesem Gott überall treu bleibt.

Tannahill war 1774 zu Paisley geboren, wurde schwermüthig, verbrannte fast alle seine Manuscripte und stürzte sich selbst ins Wasser, 1810. Dennoch sind die hier von ihm mitgetheilten Gedichte fast durchaus heitern und behaglichen Inhalts:

Die schottischen Burschen.

Die schottischen Burschen im würflichten Plaid,
Mit heilblauen Mützchen und Federn gar schön,
Sie standen in Reihen und Gliedern so nett,
Doch mein schmuckes Treulieb war der Schönste zu seh'n.
Seine Wange war roth wie das Glöckchen der Heid',
Die feurige Wolk' über schneeigtem Land;
Sein Haar fiel blond auf die Schultern so breit,
Und das Auge der Mädchen war ihm zugewandt ꝛc.

Häufig wiederholen sich bei ihm Naturbilder, eine einfache, aber anmuthige Landschaftsmalerei:

Winter ist entfloh'n, und lind
Wehet nun der Westlandwind,
Und wo Stanley's Birken sind,
Da singt die Drossel helle, o.
Auf Gleniffers grüner Au
Blühen Glöckchen süß im Thau,
Wie mein holdes Lieb, und blau
Rinnt dort die Wiesenquelle, o.
Komm', mein Liebchen, laß uns geh'n
Auf Glentillochs sonn'ge Höh'n,
Und der goldne Tag soll seh'n
Die Lust an trauter Stelle, o. ꝛc.

* * *

Die Mücken tanzen über'm Bach,
Der Thau die Blumen küßt,
Das Rebhuhn auf dem Binsenholm
Den heitern Abend grüßt;
Die Amsel singt gar hell und klar
Im dichten Dorngebüsch;
Die Schwalbe schwippt um's Schloßgemäu'r,
Und wiegt sich leicht und frisch ꝛc.

Nicht selten preist der Dichter das bescheidene Glück der Liebe bei äußerer Armuth:

Als wir erst gefreit, liebe Judith,
War unser Vermögen gar schmal;
Denn heitere, fröhliche Herzen
War'n all unsre Schätze zumal.

Digitized by Google

Ich ſang, als das Hüttchen ich baute:
O Himmel, gib mir immer Kraft!
Zum Guckuck dann Seufzer und Klagen,
Denn Lieb' iſt's, was Reichthum verſchafft.

Im Sommer und Winter war Arbeit
In Scheuer und Feld meine Luſt;
Mir träumte niemals, ich wär' müde,
'S geht Alles mit Lieb' in der Bruſt,
Und nun — mag es Eitelkeit ſcheinen, —
Wir müſſen doch dankbar geſteh'n,
Daß glücklich wie Kön'ge wir leben,
Mit Allem gar reichlich verſe'hn ꝛc.

* * *

Als mich mein Johnny freite,
War unſer Haushalt klein;
Denn meine geiz'ge Mutter,
Die gab uns nichts hinein.
Ich ſparte wohl, ſo gut es ging,
Vom Lohne und war froh;
Doch wußt' ich, unſer Brautbett war
Nur reines Erbſenſtroh.

Wir ſchafften früh und ſpäte,
Wohl wollt' uns das Geſchick,
Und unſre fleiß'gen Hände
Begünſtigte das Glück:
Die Liebe macht die Arbeit leicht.
Und ihr auch findet's ſo,
Wenn ihr euch Abends niederlegt
Auf reines Erbſenſtroh.

Die Roſe blüht auf Felſen
So gut als zaunumfaßt,
Und Liebe glüht in Hütten
So gut als im Palaſt:
Drum, Mädchen, freie nur dein Lieb,
Will's Mutter gleich nicht ſo,
Und wär' dein Brautbett wirklich nur
Von reinem Erbſenſtroh.

So ſind denn faſt alle dieſe Lieder von einem idylliſchen Reiz, der nicht ahnen läßt, von welchem Schmerzen der Dichter gefoltert ſeyn mußte, der ſich freiwillig den Tod gab.

2) Rhein- und Weinlieder von Bernhard Brach. Köln, Eiſen, 1841.

Eine gute Anzahl Romanzen, die aber größtentheils ſchon längſt bekannte und oft poetiſch bearbeitete Stoffe darbieten, alſo des Reizes der Neuheit entbehren. Dazu einige patriotiſche und einige geſellige heitere Lieder.

Etwas Pikantes hat folgendes Gedicht vom Königsſtuhl zu Rhenſe:

Den Königsſtuhl, den alten,
Betracht ich ganz allein,
Frei wählend konnt ich ſchalten
Und trank den goldnen Wein.

Wer wird nun Kaiſer werden?
— Kurfürſt bin ich allein, —
Ihr Fürſten all' auf Erden,
Neugierig mögt ihr ſeyn!

Nicht will ich auf euch ſchelten,
Da ich ſo froh zumal,
Doch, Kaiſer taugten ſelten,
Drum treff' ich andre Wahl.

Ich will den Herrſcher geben,
Mein Herold ſey der Rhein,
Er ruft: Deutſchland ſoll leben!
Sein Kaiſer ſey — der Wein!

Er herrſchet gut und weiſe,
Er gibt die Rede frei,
Uebt alte deutſche Weiſe,
Daß jeder glücklich ſey.

Nur er, er ſtillt die Schmerzen
In jedes Menſchen Bruſt
Und ſchenkt dem wunden Herzen
Die königliche Luſt.

Nur er kann uns entzücken
In beſſre, alte Zeit
Und zeigt den trüben Blicken
Verlorne Herrlichkeit.

Ihr Hügel, ſinget Lieder,
Brauſ' es dahin, o Rhein,
Ihr Berge, hallt es wieder:
Der Kaiſer iſt der Wein!

Doch iſt der Gedanke zu frivol. Die Erinnerung an das alte verlorne Kaiſerthum muß uns wohl eine ernſtere Stimmung wecken, und das hat der Dichter auch begriffen, indem er demſelben Gedanken eine viel ernſtere und würdigere Wendung gibt in dem Liede von Ingelheim:

Hoch leb' der königliche Wein
Vom alten Ingelheim am Rhein!
Mir wird ſo wohl, mir wird ſo weh',
Wenn ich in's Glas ihn fließen ſeh',

Digitized by Google

Und trink' ich seine dunkle Flut,
Dann flammt mir heiß das deutsche Blut.

Mit frommer Sehnsucht denk' ich dann
An jenen unerreichten Mann,
Deß Nam' in tausend Liedern lebt,
Deß Geist uns für und für umschwebt,
Der mächtig seine Welt bewegt
Und jenen Wein gepflanzt, gehegt.

Sein stolzes Schloß versank in Staub
Und ward der mächt'gen Zeit zum Raub,
Doch sein Gedächtniß lebt und glüht
In deutscher Brust, im deutschen Lied
Und seine Liebe blühet fort
Auf tausend Rebenhügeln dort.

So laßt uns stets denn denken sein
Bei diesem königlichen Wein,
Wohl füllt uns seine goldne Flut
Die deutsche Brust mit edelm Muth,
Wohl glänzt im Glas er purpurrein, —
Ein Kaiser pflanzte ihn am Rhein.

Literargeschichte.

Geschichte der Stifts-Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier von Bibliothekar Weidmann. St. Gallen, 1841.

Vor tausend Jahren ließ Abt Gozbert einen eigenen Bibliotheksaal im Kloster St. Gallen bauen, nachdem schon ein Jahrhundert vorher fleißige Mönche daselbst vielfach mit Bücherschreiben sich beschäftigt hatten. Und diese alte Büchersammlung existirt heute noch, wenn auch mannigfach gelichtet und beraubt, doch immer wieder vermehrt und an demselben Ort erhalten, ein Schicksal, dessen sich wohl nur wenige Bibliotheken in der Welt zu erfreuen hatten. Noch jetzt ist die St. Galler Bibliothek eine der reichsten in Bezug auf ältere deutsche Literatur und auf Codices der Klassiker, daher hochberühmt und von Gelehrten wie ein heiliger Wallfahrtsort besucht.

Aus der hier mitgetheilten, sehr ausführlichen Geschichte der Bibliothek heben wir nur die Hauptsachen hervor. St. Gallen war schon im 8ten Jahrhundert ein Hauptsitz deutscher Gelehrsamkeit; im 9ten bedurfte die Bibliothek schon eines eigenen Saals. Aber der größte Theil ihrer literarischen Schätze ging in der lüderlichen Zeit vor der Reformation, in welcher die Mönche nicht mehr studirten, sondern nur schwelgten, auf unverantwortliche Weise verloren. Von einer großen Menge der herrlichsten und seltensten Codices sind nur die Ueberreste in sechs Bänden übrig; von vier und zwanzig Bänden in römischen Capital- und Uncialschriften nur ein einziger; von den angelsächsischen Schriften nur der vierte oder fünfte Theil ꝛc. Die Schilderung, welche der berühmte Italiener Poggio von der St. Galler Bibliothek entwarf, die er während des Constanzer Concils besuchte, ist allgemein bekannt. Er fand die Bücher in einem dunkeln Thurm durcheinandergeworfen, bedeckt mit Schimmel und Staub ꝛc. Aber er übertrieb vielleicht absichtlich, da er eine Menge der kostbarsten Handschriften aus St. Gallen stahl und mitnahm. Er that der Bibliothek durch seinen Diebsfinger vielleicht mehr Schaden, als Schimmel und Staub, über die er sich beklagte. In der Reformation bemächtigten sich die St. Galler Bürger der Klosterbibliothek, mußten sie aber dem Abt zurückgeben, wobei auch manches Buch verschleppt wurde. In dem Schweizer Glaubenskriege im Jahr 1712, in welchem die Reformirten siegten, führten die Berner und Zürcher die St. Galler Bibliothek ab und schickten sie zwar ebenfalls wieder zurück, aber mit großen Defekten, da unter der Hand eine Menge Handschriften und Bücher verschleppt waren. Seltnen Edelmuth bewährte damals Heinrich Escher von Zürich, der alles, was er von gestohlnen Büchern auftreiben konnte, nachträglich nach St. Gallen schickte. Während der französischen Revolution wurde auch noch manches verschleppt, doch hatte man die Manuscripte, Münzen ꝛc. und die werthvollsten Werke vorher in Sicherheit gebracht. Bei der Aufhebung des Klosters schwebte die Stadt in Gefahr, die Bibliothek zu verlieren, doch blieb sie derselben durch gütliche Uebereinkunft als Staatsgut.

In den Beilagen zu diesem interessanten Geschichtswerke findet sich eine ausführliche Biographie des Bibliothekar Pius Kolb, der sich im vorigen Jahrhundert große Verdienste um sie erwarb; das älteste Verzeichniß der St. Galler Büchersammlung aus dem 9ten Jahrhundert; Verzeichnisse der im Jahr 1712 verloren gegangenen Werke und Aktenstücke aus jener Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Oktober 1842.

Slawiſche Literatur.

5) Die älteſten Denkmäler der böhmiſchen Sprache. Kritiſch beleuchtet von P. J. Safarik und F. Palacky. Mit Fac-Similes. Prag, in Commiſſion bei Kronberger und Rivnac, 1840. 4.

Das Fragment eines alten Gedichts „Libuſſas Gericht," Fragmente aus einem Evangelium Johannis, der Leitmeritzer Stiftungsbrief und Gloſſen der mater verborum bilden dieſe merkwürdigen Reſte altböhmiſcher Sprache, und werden hier mit gewohnter Meiſterſchaft von zwei der berühmteſten böhmiſchen Gelehrten commentirt.

Das Bruchſtück aus dem Gedichte Libuſſas Gericht iſt in ſehr vieler Beziehung höchſt intereſſant. Wir geben hier das Weſentliche ſeines Inhalts wieder:

Ai, was trübſt, Wltawa, du dein Waſſer?
Was trübſt du dein ſilberſchäumig Waſſer?
Hat ſich aufgewühlet wilder Sturmwind,
Schürtend her des weiten Himmels Wetter,
Spülend ab die Häupter grüner Berge,
Spülend aus den Lehmgrund, den goldſand'gen?
Wie doch ſollt' ich nicht die Waſſer trüben,
Wenn im Hader ſind zwei eig'ne Brüder,
Eig'ne Brüder um des Vaters Erbgut?
Grimmen Hader führen mit einander
Chrudos wild am Schlängelfluß Otawa,
Am goldſtröm'gen Schlängelfluß Otawa,
An der kühlen Radbuza Held Stjaglaw,
Beide Brüder, beide Klenowice,
Alten Stamms von Tetwa, dem Popelsſohn,
Der mit Cech's Geſchwadern iſt gekommen
Durch drei Ström' in dieſe Segenslande.
Flog herbei nun die geſell'ge Schwalbe,
Flog herbei vom Schlängelfluß Otawa,
Setzt ſich auf das breite Flügelfenſter
In Lubuſa's güldnem Vaterſitze,
Auf dem heil'gen Wyſegrad, dem Ahnſitz;
Und ſie jammert und ſie trauert kläglich.
Als dieß höret ihre eig'ne Schweſter,
Eigne Schweſter an Lubuſa's Hofe,
Fleht im Wyſegrad zur Fürſtenmaid ſie,
Zur Entſcheidung ein Gericht zu halten,
Vorzuladen ihre Brüder beide,
Und zu richten ſie nach dem Geſetze.
Boten heißt die Fürſtin nun entſenden
Nach Swatoslaw von Lubic, der weißen,
Wo ſich heben junge Eichenforſte,
Nach Lutobor von Dobroslaw's Kulme,
Wo den Adlerfluß die Elbe ſchlürfet,
Nach Ratibor von dem Rieſenbergkamm,
Wo den grimmen Drachen Trut erſchlagen,
Nach Radowan von der Steinenbrücke,
Nach Jarozir von den ſtröm'gen Bergen,
Nach Strezibor von der reinen Sazau,
Nach Samorobs von dem Silberfluß Mies,
Nach den Kmeten, Lechen und Wladyken,
Und zu Chrudos, Stjaglaw auch, den Brüdern,
Den Entzweiten um des Vaters Erbgut.
Als ſich einten Lechen und Wladyken
Auf dem Wyſegrad, ...
Stellt nach der Geburt ſich auf ein jeder:
Tritt in ſchimmernd weißem Kleid die Fürſtin,
Tritt zum Vaterthron im hohen Reichsding:
. . . . . zwei hochſinn'ge Jungfrau'n,
Unterrichtet in den Richterſprüchen:
Hier bei der ſind die Geſetzestafeln,
Und bei der das Schwert, der Unbill Rächer,
Gegenüber rechtverkündend Feuer,
Unter ihnen heiligſühnend Waſſer.

Libuſſa's Spruch iſt ſo beſcheiden als gerecht und klug; ſie ſagt, nach den „göttlichen Geſetzen" (nach dem

Digitized by Google

althergebrachten slawischen Recht) sey nur der erste und der zweite Fall zulässig; der Landtag möge entscheiden, welcher von beiden hier Statt zu finden habe; doch stehe es der versammelten Nation frei, auch von den bisherigen Gesetzen abzuweichen und ein neues zu gründen, d. i. die germanische Primogeniturerbfolge einzuführen.

Auf stand Chrudos von der krummen Otau,
Gall ergoß sich ihm durch all sein Inn'res,
Und vor Wuth erbebten alle Glieder,
Schwingt den Arm, und brüllet gleich dem Ure:
Weh der Brut, wenn Ottern zu ihr dringen,
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer:
Erstgebornem ziemt nach Recht das Erbgut.
Auf von Vaters Goldthron stand Lubusa,
Sprach: ihr Kneten, Lechen und Wladyken!
Meine Schmähung habt ihr hier gehöret:
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze,
Nimmer werd' ich eure Zwiste schlichten.
Wählt den Mann euch unter eu'res Gleichen,
Der euch herrsche mit dem Eisen . . .
Mädchenhand ist schwach, ob euch zu herrschen.
Auf stand Ratibor vom Riesenbergkamm,
Und begann zu sprechen diese Worte:
Recht bei Deutschen suchen wär' unrühmlich:
Recht besteht bei uns nach heil'ger Satzung,
Die mit hergebracht einst uns're Väter.

Hiermit endet das Fragment, welches für die altböhmische Sittengeschichte nicht minder wichtig ist, als für die Sprachkunde. Das Verhältniß der Großen des Landes zur erblichen und gleichsam heilig verehrten Königin, der feine politische Takt der letzteren, die sinnigen Rechtsgebräuche, besonders die Elementarsymbolik (im Feuer der Gerechtigkeit und Wasser der Gnade), endlich der feindliche Gegensatz der böhmischen gegen die deutsche Nationalität sind sämmtlich Momente, die dem Gedicht einen seltnen Werth geben, obgleich seine Niederschreibung erst dem christlichen Mittelalter angehört und nicht unmittelbar dem heidnischen Alterthum. Ueber das Alter des Fragments ist viel und bitter gestritten worden und gehört dieser Prozeß zu den interessantesten der neuern Literatur. Das alte Pergament, auf welchem es steht, wurde von unbekannter Hand dem Grafen von Kolowrat eingesandt, als derselbe eben zur Sammlung von böhmischen Alterthümern eine öffentliche Aufforderung hatte ergehen lassen. Der Einsender hatte einen Brief beigelegt, worin er sagt, er diene einem vornehmen Herrn in Böhmen, der aber ein ausgemachter „deutscher Michel" und dem böhmischen Wesen abhold sey, weßhalb er ihm das alte Pergament heimlich entwendet habe, um es einer besseren Bestimmung zu weihen. Dieser Umstand, so wie die ungewöhnlichere grüne Farbe der Buchstaben und einiges Sprachliche schien dem berühmten böhmischen Sprachforscher Dobrowski verdächtig und er erklärte das Fragment für ein modernes Machwerk. Seine Autorität schlug auch wirklich den Muth aller Liebhaber nieder, die das ehrwürdige Denkmal böhmischer Nationalität nicht ohne Stolz begrüßt hatten. Bald darauf wurde in Prag selbst auf einem alten Büchereinband ein ähnliches Fragment entdeckt, welches Bruchstücke aus einer bohmischen Interlinearversion des lateinischen Evangeliums Johannis enthielt. Dieses hielt Dobrowski beim ersten Anblick für echt, als er aber fand, daß die Sprache ꝛc. auffallend mit dem übereinstimme, was er bereits an dem Gericht Libussas entschieden verworfen hatte, so besann er sich eines andern und erklärte nun auch dieses Fragment für eine Fälschung. Erst die Herausgeber des vorliegenden Werkes haben aus einer Menge innerer wie äußerer Gründe die Echtheit beider erwiesen.

Es ist sehr zu bedauern, daß nicht noch mehr altböhmische Sprachdenkmale bis jetzt zu Tage gekommen sind. Hoffentlich sind noch hie und da welche auf alten Schlössern verborgen, die irgend einmal das Licht wiedersehen. Wenn wir auch keine so sehr hohe Meinung von der Kultur der alten Böhmen hegen können, wie es die enthusiastischen Patrioten in Prag thun (die auf dieses Extrem durch ein anderes, nämlich durch die bisherige ungerechte Herabwürdigung ihres Volks, getrieben worden sind), so bleibt doch so viel gewiß, daß sie mehr Zusammenhang und Kultur hatten als die Servier, daß sie diesen mithin auch im Gesange nicht können nachgestanden seyn, daß die wenigen Proben, die von ihrer alten Dichtkunst übrig sind, auf mehr schließen lassen und endlich, daß die feindliche sowohl als freundliche Berührung der böhmischen Nation einerseits mit den Deutschen, andrerseits mit dem Christenthum auf ihre Dichtkunst eingewirkt und Spuren darin zurückgelassen haben muß, welche verfolgen zu können, für den Geschichtsforscher von hohem Werthe wäre. Ist denn unter der angeblich hussitischen Literatur, die im dreißigjährigen Kriege nach Schweden kam, nicht manches verborgen, das viel älter ist, als Huß? Liegt nicht vielleicht auch manches Böhmische noch in polnischen Bücherschätzen vergraben, da Polen offenbar mehr Bildung von Böhmen empfing als ihm gab?

Digitized by Google

Lyrische Dichtkunst.

Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Aussprühen der heiligen Seher des Morgenlandes von Leopold Haupt. Grimma, bei Gebhardt, 1841.

Kraftstellen aus dem Propheten Jesaias ausgewählt und in metrische Form gebracht, mit steter Beziehung auf unsre Zeit. Alles paßt nun wohl nicht, doch sehr vieles. Die menschliche Eitelkeit ist in unsern Tagen gewiß nicht geringer, als sie es in denen des Propheten war. Die Töchter Zions gehen mit ihren geschminkten Wangen und Goldketten immer noch so stolz einher, wie damals. Die Immoralität hat sich durch Verfeinerung vielleicht noch gesteigert. Die Blindheit derer, die in Egoismus befangen, keine der Gefahren, die dem Ganzen drohen, zu sehen vermögen, ist gewiß noch im reichlichen Maaße vorhanden. Die Hoffahrt des geschaffenen Geistes, der sich über seinen Schöpfer erhebt, war sogar zu keiner Zeit herausfordernder und ruchloser als in der unsern. Daher sind Mahnungen, wie folgende, ganz passend (S. 37):

Ihr Thoren, sagt das Werk von seinem Meister: Er hat mich nicht gemacht?
Ihr Narren, sagt der Topf von seinem Töpfer: er hat's nicht wohl bedacht?

Und ihr, ihr wollt den Allerhöchsten meistern, der euch geschaffen hat?
Ihr wollt verwerfen seiner Wahrheit Wege und seiner Weisheit Pfad?

Wollt Bessres wissen, als was er verkündet durch sein hochheilig Wort?
Wollt selbst euch bauen eine vestre Stütze und einen sichrern Hort?

Wohlan, nur eine kleine Weile wartet! bald wird es anders seyn:
Es werden Taube hören, Blinde sehen, des Herrn sich alle freun.

Und S. 50:

Kommt herzu, spricht Gott, ihr Menschen, und beweiset eure Macht,
Kommt und saget, was sich berge in der Zukunft dunkler Nacht.

Kommt und sprecht, wir wollen's merken und nach dem Erfolge schaun,
Und wenn's glücklich eingetroffen eurer Kraft und Weisheit traun.

Indem der Prophet in die Korruption seines Volks hineinblickt und es nicht bloß von Lastern, sondern namentlich auch von der Lüge umstrickt sieht, ahnet ihm, daß es dem Verderben entgegen gehe und daß die Rache nahe sey. Wir wollen nicht fürchten, daß unsre heutige Korruption so weit gediehen sey, um eine ähnliche Strafe über uns herbeizuziehen; allein wenn man sieht, von welchen Thorheiten und Eitelkeiten Deutschland voll ist, wie blind man das übersieht, was uns Noth thäte, und wie hastig man dem nachjagt, was uns nicht Noth thut, und mit welcher kolossalen Lüge uns namentlich die Literatur umstrickt hat, die bereits systematisch alles Gute tadelt und alles Schlechte preist, so kann man sich zuweilen eines geheimen Schauers nicht erwehren, zumal, wenn man erwägt, welche mächtige Feinde Deutschland dereinst noch von außen zu bestehen haben wird. Und in diesem Sinne ist es vielleicht nicht ganz in den Wind geredet, was der Prophet sagt:

Wehe denen, welche Gutes nennen bös' und Böses gut
Und der Wahrheit Heilverkünder schelten eine Lügenbrut,

Und die Finsterniß euch preisen als das helle Tageslicht
Und von Sünd' und Unrecht sprechen, gleich als wär' es heil'ge Pflicht.

Wehe denen, die an Weisheit sich bedünken stark und groß
Und von ihrem Leben rühmen, daß es sey ganz tadellos.

Wehe denen, welche Helden sind bei Spiel und Flasch' und Glas,
Krieger bei besetzter Tafel, Riesen vor dem vollen Faß.

Wehe denen, die Geschenke nehmen ohne Scheu und Scham,
Und das Recht des Armen beugen, der vor ihr Altar nicht kam.

Darum, wie des Feuers Flamme Stroh und Stoppeln wild verzehrt,
Wird der Acker ihres Lebens ausgebrannt und ganz verheert.

Denn sie achten Nichts als heilig, Unschuld, Tugend, Recht und Pflicht,
Gottes Wort, Gesetz und Lehre gilt in ihren Augen nicht.

Darum geht des Ew'gen Strafe über Alles, was da lebt,
Darum züchtigt er die Völker, daß die Erde selber bebt;

Darum kommt der Tod, zu ernten, eilt das Elend schnell herbei,
Will der Jammer nimmer enden und der Menschen Schmerzensschrei. —

Seht ein Banner sich entfalten dort im fernen, fernen Land',
Um das Banner sammeln Krieger zahlreich sich wie Meeressand.

Digitized by Google

Und die Krieger kommen eilend wie auf Windesflügeln an,
Werfen Alles vor sich nieder, dichtgeschaaret Mann an Mann.

Jeder ist mit Muth gestählet, Keiner müde, Keiner schwach:
Keinen überfällt der Schlummer, Alle sind sie stark und wach.

Ihre Pfeile sind geschärfet, ihre Bogen sind gespannt,
Ihre schnellen Rosse schnauben euch entgegen, wuthentbrannt.

Brüllend wie die jungen Löwen ziehen selbst sie in die Schlacht.
Nichts kann euch von ihnen retten, Alles zwinget ihre Macht.

So wie von des Sturmes Brausen schäumt und tobt das wilde Meer,
Stürzen sie in hohen Wogen über alle Lande her.

Die junge Schule, die da meint, sich mit dem, was man Gott, Vorsehung, Schicksal und Vergeltung heißt, ein für allemal durch ein Hegel'sches Collegium abgefunden zu haben, und die schon das tausendjährige Reich des „freien Geistes" hereinbrechen sieht, muß hier vernehmen:

O, höret doch, ihr Spötter, vom Weine so bethört,
Ihr Witzlinge des Volkes, hört Gottes Ausspruch, hört!

Ihr sagt, wir haben ein Bündniß wohl mit dem Tode gemacht,
Wir haben mit der Hölle einen Vertrag zu Stande gebracht.

Uns soll sie nicht erreichen der Trübsal Thränenfluth,
Uns soll sie nicht erfassen des Unglücks Feuersgluth.

Die Lüg' ist unsre Zuflucht, der Trug ist unser Hort,
So steuern wir mit Jauchzen hin in des Glückes Port.

Doch Gott der Herr spricht also: „Ich lege einen Stein,
Ich lege einen Grundstein tief in die Erd' hinein.

Kostbar und wohlbewähret liegt unerschüttert fest
Ein Eckstein er — wohl Jedem, der sich auf ihn verläßt.

Ich messe mit der Meßschnur das Recht und auch die Pflicht,
Und nach dem Senkblei halte gerecht ich mein Gericht.

Verhageln soll die Zuflucht der Lüg' an jedem Ort,
Wegschwemmen sollen Fluthen des Truges schlimmen Hort,

Das Bündniß mit dem Tode, es soll wie Schnee zergehn
Und der Vertrag der Hölle soll nimmermehr bestehn.

Euch soll darnieder reißen des Trübsals Thränenfluth,
Euch soll zu Staub verzehren des Unglücks Feuersgluth.

Sie staunen all' und sind bestürzt und blicken starr, sich selber kaum bewußt,
Sind trunken, aber nicht von Wein, und taumeln, aber nicht vor Freud' und Lust.

Gott sendete herab auf sie des Todtenschlafes müden Schlummergeist,
Gab Seher ihnen, die nicht seh'n, und Herrscher von der Höflingswolk' umkreist.

Und jedes Zeichen, das sie warnt, schau'n sie wie ein unlösbar Räthsel an,
Und jedes Wort, das sie belehrt, ist wie ein Buch, das man nicht öffnen kann.

Spricht man zu ihnen: deute dieß! so sagen sie: es ist ein Traumgesicht;
Spricht man zu ihnen: lies nur das! so sagen sie: es ist nur ein Gedicht.

Verfassungswesen.

Das positive Staatsrecht nach den Verfassungsurkunden. Von Pölitz. Ergänzungsband. Darstellung der europäischen Verfassungen seit 1828 von Fr. Bülau. Leipzig, Hinrichs, 1841.

Eine Ergänzung des bekannten Werkes von Pölitz. Seit 1828 war allerdings viel nachzutragen. In Frankreich, Griechenland, Spanien, Portugal hat sich so viel geändert. In deutschen Landen, vor allem in Belgien und der Schweiz, in Hannover, Hessen, Sachsen, Braunschweig ꝛc., zuletzt selbst beziehungsweise in Preußen sind neue politische Verhältnisse und große oder kleine Verfassungsveränderungen eingetreten. Das alles ergänzt nun Herr Bülau, indem er sich im Allgemeinen an den Plan des Pölitz'schen Werkes hält und nur geschichtlich-statistische Ueberblicke über das Verfassungswesen gibt, ohne sich in Lob oder Tadel einzulassen. Also sehr brauchbar zur Orientirung überhaupt und zum Nachschlagen im besondern Falle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. Oktober 1842.

Geschichte.

1) Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von Karl August Müller. Dritte Lieferung. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Erster Theil. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1841.

Herr Müller hat zum erstenmal die Urkunden des Dresdner Archivs ausgebeutet, die für die Geschichte der Reformation und des dreißigjährigen Kriegs von der höchsten Bedeutung sind. Das sächsische Kurhaus stand damals an der Spitze der protestantischen Partei, bis es durch Halbheiten und Treulosigkeiten aller Art diese ehrenvolle und vielversprechende Stellung verlor. Wie Sachsen sich entschied, so mußten die Loose des großen Kampfes fallen. Durch seinen Abfall von der Sache der Reformation verschaffte es dem Kaiser den Sieg, durch sein späteres Hinübertreten zu den Schweden bewirkte es wieder die Niederlage des Kaisers. Immer gab es den Ausschlag; daher das Bemühen aller Parteien, es zu gewinnen, ein Bemühen, das bei der halben Gesinnung und bei dem diplomatischen Schaukelsystem des Kurfürsten auch immer mehr oder weniger glückte. Wie reich unter diesen Umständen die Aktensammlung im sächsischen Archiv seyn muß, läßt sich denken. Auch konnte der Verfasser, indem er den Gang der sächsischen Unterhandlungen beim Beginn des dreißigjährigen Krieges verfolgt, im ersten ziemlich starken Bande nicht weiter vorrücken, als bis zum Schluß des Jahrs 1621.

Wir vermögen nach bestem Erwägen aller damaligen Verhältnisse den Kurfürsten Johann Georg nicht zu entschuldigen. Wenn wir der Meinung sind, daß sich die Leitung deutscher Angelegenheiten im Allgemeinen und die Leitung der protestantischen Sache insbesondere niemals in schlechteren Händen befand, als in den seinigen, so läßt sich dieß durch tausend alte und neue aktenmäßige Beweise darlegen. Hier nur eine kleine Probe. Die katholische Reaktion gegen die Reformation war schon sehr weit gediehen. Im ganzen Süden Europas war jeder Gedanke an Kirchenverbesserung verboten und mit blutiger Strenge durch die Inquisition verfolgt. In Frankreich war die reformirte Partei der Hugonotten erlegen. In England war eine jesuitische Reaktion versucht worden und die Stuarts, die auf dem Throne saßen, hingen ihr an. In Polen nahm die römische Partei wieder überhand. In den Niederlanden waren die Parteien schon seit vielen Jahren im grausamsten Kriege begriffen. In Deutschland war der damalige Kaiser Ferdinand II. fest entschlossen, wie er zu Loretto in die Hände der Jesuiten geschworen hatte, nicht nur seine Erbstaaten, sondern auch das deutsche Reich von jeder Ketzerei zu reinigen. Er begann mit den Erbstaaten; die mit dem gänzlichen Untergang ihrer religiösen und zugleich politischen Freiheiten und Rechte bedrohten Völker ergriffen zu ihrer Vertheidigung die Waffen und baten alle deutschen Protestanten um Hülfe in dem bevorstehenden großen Kampfe. Was hatte unter diesen Umständen das Haupt der Protestanten in Deutschland, welches damals unbestritten der sächsische Kurfürst war, zu thun? Er konnte, wenn er Genie und Ehrgeiz genug besaß, sich selbst zum Kaiser aufwerfen. Er mußte, wenn er dem Gewissen als kirchliches Parteihaupt und dem Beruf als deutscher Reichsfürst genügen wollte, an der Spitze der ganzen großen, auch über die kaiserlichen Erbstaaten verbreiteten Reformationspartei den Kaiser zu seiner Pflicht zwingen. Es lag in seiner Macht, den Frieden zu diktiren, ohne irgend aus den Schranken zu treten, die ihm die Reichsverfassung vorschrieb. Bei der dringenden Gefahr, in der sich die protestantische Sache befand, mußte er für sie handeln. Er hätte es thun müssen, wenn er der geringsten Protestanten einer im Reiche gewesen wäre, aber er war der erste von allen, der, auf den alle sahen, und er handelte — anfangs gar nicht, und dann, als

Digitized by Google

er zum Handeln gezwungen wurde, auf die schlechteste Weise.

Die sächsische Geheimeraths-Konferenz vom Jahr 1618 ist geeignet, auf die Politik des Kurfürsten das hellste Licht zu werfen. Der Kurfürst selbst präsidirte in der Sitzung. Das erste Votum hatte der Kanzler Bernhard von Pöllnitz, der sich also vernehmen ließ: man müsse neutral bleiben und gar nichts thun. Den hülfeflehenden Böhmen solle man antworten: wir dürfen den Kaiser, als unsern Herrn, nicht angreifen. Dem Kaiser, der seinerseits ebenfalls Sachsen zur Reichshülfe gegen die rebellischen Böhmen aufforderte, müsse man antworten, es sey eine Religionssache, welche die politische Ordnung nicht berühre, daher auch zu keiner Hülfeleistung verpflichte. Zweites Votum: der Oberhofrichter von Brandenstein stimmt ebenso. Drittes Votum: der Oberhauptmann von Schönberg ruft Gott den Allmächtigen an, will für Gott und sein Wort alles wagen und opfern, fügt aber hinzu, eben deßhalb dürfe man für die Böhmen nichts thun, denn es seyen ja nicht Lutheraner, es seyen ja nur Utraquisten und Calvinisten, die jeder echte Lutheraner verdammen müsse. Deßhalb sey auch er für die Neutralität. Alle folgenden Vota stimmten ebenfalls dafür und so war man denn einig, daß in dem großen Kampf der beiden Religionsparteien Sachsen, das doch zur Führung der protestantischen Partei berufen war, sich passiv verhalten solle. Das hieß aber so viel, als die protestantische Sache aufgeben, denn wenn alle Katholiken einig handelten, die Protestanten aber sich wechselseitig im Stiche ließen, war die Entscheidung nicht zweifelhaft. Der Kurfürst, der mit jener Abstimmung seines geheimen Rathes sehr zufrieden war, weil sie wahrscheinlich seinen schon bekannten Gesinnungen dienstwillig entgegenkam, ließ nun zweitens darüber abstimmen, auf welche Weise man wohl das liebe Kurfürstenthum beschützen und bewahren könne, daß es bei dem bevorstehenden Kriege auch von keinen feindlichen Truppen und Parteien überschwemmt werde, daß bei dem allgemeinen Brande der Länder doch ja kein zündendes Fünklein in das Gehege des Kurfürsten falle? So dachte dieser engherzige Fürst mitten in der größten Katastrophe, die Deutschland je überstanden, nur an seine Scholle, die zu hüten ihm doch unmöglich war! Und so wenig verstand er es, großartig in eine sturmbewegte Zeit einzugreifen!

Der Verfasser entschuldigt den Kurfürsten S. 378 damit, daß er sagt, wie einmal die Menschen seyen, müsse man sie nehmen; der Kurfürst sey eben nicht der Mann gewesen, mehr zu leisten, als er geleistet hat. Ueberdieß bemerkt er, der Kurfürst habe nicht sowohl den Protestantismus selbst, der seiner Idee nach unaustilgbar sey, sondern nur die damalige protestantische Kirche im Stiche gelassen und verrathen und das sey eher verzeihlich. Aber wenn es uns der gelehrte Verfasser nicht übel nehmen will, scheint uns diese Vertheidigung ein wenig sophistisch. Wenn es etwa einmal einem griechischen Patriarchen einfiele, Millionen deutsche Protestanten der griechischen Kirche einzuverleiben, würde der Verfasser da ruhig zusehen und sich trösten: die Idee kann man uns doch nicht nehmen? Bekanntlich ist mehreren Millionen Katholiken im russischen Reich unlängst diese Ehre angethan worden. Was hat der römische Stuhl dabei gedacht und gesagt? Dasselbe denken und sagen wir. Die Idee ist von der Kirche nicht zu trennen. Ein unersetzlicher Verlust sind die Seelen, die einer Kirche entzogen werden; wogegen die sogenannte Idee nicht einen Pfifferling wiegt.

Der sächsische Kurfürst begnügte sich nicht, neutral zu bleiben und den Böhmen nicht zu helfen, sondern er verband sich sogar mit dem Kaiser und zog gegen die Böhmen zu Felde; d. h. das Haupt des Protestantismus half den Protestantismus selbst ausrotten. Dazu wurde er durch das kleinlichste und erbärmlichste Motiv gereizt, nämlich durch den Neid gegen den Pfälzer Friedrich, den die Böhmen in ihrer Noth zum König wahlten. Nachdem die Böhmen sich lange genug vergeblich um Sachsen bemüht, mußten sie sich wohl nach anderer Hülfe in Deutschland umsehen. Der sächsische Kurfürst aber, der selbst nicht das Herz hatte, sich an die Spitze der Böhmen zu stellen, war gleichwohl auf jeden andern neidisch, der es thun wollte, und machte nun gemeine Sache gegen ihn mit den Katholiken. Ohne dieses Bündniß des treulosen sächsischen Kurfürsten mit dem fanatischen Kaiser und Bayern wäre der große Krieg vielleicht vermieden oder rasch beigelegt worden. Die dreißigjährige Dauer des Kampfs, der so unermeßliches Elend über Deutschland brachte, wurde vorzugsweise durch die schwankende und treulose Politik des sächsischen Kurfürsten motivirt.

Romanzen und Volkssagen.

1) Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter von Friedrich Baader und Laurian Moris. Stuttgart, Göpel, 1842.

Die Pfalz hat einen nicht geringen Antheil an den Schätzen der Volkssage und Legende, woran überhaupt alle Ufer des Rheins so sehr reich sind. Unlängst erst

hat Stöber die schönen Sagen des Elsasses gesammelt, an sie schließen sich nun hier die Sagen der Rheinpfalz an. Die beiden Sammler haben einige eigene Gedichte mitgetheilt, doch in größerer Mehrzahl die schönen Romanzen wiedergegeben, die bereits von andern Dichtern vorhanden sind und endlich auch einiges unmittelbar aus dem Munde des Volks. Die äußere Eintheilung ist mit Recht eine geographische. Die Sammlung beginnt mit den Sagen von Worms, Speier und der Rheinstraße, und bringt dann nach einander die Sagen von Annweiler, Trifels und der Umgegend, vom Haardtgebirge, vom Dürkheimer Thal, vom Donnersberg, von Kaiserslautern und Landstuhl, von Zweibrücken, endlich von Kreuznach und der Umgegend. Unter diesen Dichtungen begegnet uns viel Bekanntes von Uhland, Justinus Kerner, Bürger, Rückert, Duller, Kobell, Langbein, Chamisso, A. Grün, Kopisch, Otte, Stöber, Wackernagel ꝛc.; aber auch manches minder Bekannte, z. B. die Sage von Sickingens Würfel. Die großen Steine an der Straße bei Landstuhl werden für die Würfel gehalten, mit denen Franz von Sickingen einmal, um das Glück herauszufordern, gewürfelt haben soll. So auch die Sage von Altenbaumberg, in welcher Lilien, die aus dem Grabe wachsen, die Unschuld der Hingeopferten beurkunden, ein Zug, der übrigens öfter in Legenden vorkommt. Sehr eigenthümlich ist die moderne Sage von Tschiftik, welche Schuler mittheilt. Im Garten daselbst pflanzt die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinsky einen Kirschkern; es wächst ein Baum daraus und ihr Vater schickt ihr, als sie schon Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich ist, ein Körbchen Kirschen davon nach Paris.

Das hat auch den König gerührt;
Er küsset Marieen und spricht:
„Dafür deinem Vater gebühret
Wohl Tschiftiks Einöde nicht.
Ich will ihm ein Reich überschicken,
Das soll er als Herzog beglücken.

„Der Kirsche tauch' in die Schwärzen
Und schreibe mit deiner Hand:
Er nehm' aus Ludewigs Herzen
Das Borer und Lothringer Land;
Könnt' ich ihn mit Polen belohnen,
Er müßt' über Polenland thronen!"

Da flocht Leczinska die Stiele
Der Kirschen zum Teller geschickt.
Drauf legt sie aus eigenem Kiele
Das Wort, das dem Vater sie schickt.
Der Kirschbaum, dem Kernchen entsprossen,
Hat Glück über Lothring' ergossen.

Doch muß zu diesem sinnigen Gedicht bemerkt werden, daß Ludwig XV. ganz und gar nicht über Lothringen zu verfügen hatte, daß Lothringen ein deutsches Reichsland war und daß es nur durch Uebereinkunft mit dem Kaiser an Leszinsky abgetreten wurde, wobei Frankreich leider das Heimfallrecht erhielt.

2) Sachsens große Erinnerungen. Ein Kreis von Gedichten von Bruno Lindner. Leipzig, Reclam, 1841.

Fast durchaus bekannte historische Erinnerungen und Sagen aus der Vorzeit Sachsens in neuen Romanzen. Von Karl dem Großen, Heinrich I., Ludwig dem Springer, der Wartburg, Heinrich dem Löwen, Friedrich dem Gebissenen, Kurfürst Moriz, örtliche Sagen von Meißen, Freiberg ꝛc. Am besten hat uns das letzte Lied gefallen, welches eine sehr liebevolle Erinnerung an den ehrwürdigen Johannes Falk geistreich in die Form einer Romanze einkleidet:

In Danzigs Rathhaushalle
Da steht ein junger Knab',
Um ihn die Rathsherrn alle;
Er hält den Wanderstab,
Und reicht dem ältsten Greise
Die Hand zum Lebewohl,
Und stammelt ihnen leise
Des Dankes letzten Zoll.

Die Hand des biedern Mannes
Bebt leis auf seinem Haupt:
Gott sey mit dir, Johannes,
Dem du und wir geglaubt!
Als eines armen Knaben
Erbarmten wir uns dein,
Um deines Geistes Gaben
Dem Dienst des Herrn zu weihn.

Gedenk an unsre Worte,
Wenn wir längst Asche sind!
Und klopft an deine Pforte
Dereinst ein armes Kind;
So denk: wir Bürgermeister
Von Danzig stehn davor,
Es mahnen unsre Geister
An alte Schuld dein Ohr!

Der Knabe geht in die Fremde und wird ein berühmter Mann. Er vergißt aber das Wort der alten Bürgermeister, bis ihm seine Kinder sterben und der Krieg alle Schrecken über Sachsen wälzt, wo Falk seine

Digitized by Google

zweite Heimath gefunden. Da ſitzt er einſt einſam und traurig, als ein durch den Krieg verwaistes Kind an ſeine Thüre pocht.

Da tritt mit zager Bitte
Ein zartes Kind ihn an.
Da thut's, als riefen Geiſter
Rings um ihn her im Chor:
Die alten Bürgermeiſter
Von Danzig ſtehn davor!

Da weint er, und umarmet
Das Kindlein: Du biſt mein!
Wie Gott ſich mein erbarmet,
Erbarm' ich mich jetzt dein!
Er nimmt, es treu zu pflegen,
Das Kind in ſeine Hut;
Der Herr gibt ſeinen Segen,
Und höher ſteigt ſein Muth.

Viel andre Kinder kamen,
Sie alle ließ er ein:
Kommt her! in Gottes Namen!
Ich will euch Vater ſeyn!

Bekanntlich ſammelte Falk damals viele heimathloſe Kinder, mehrte ihre Zahl und gründete eine große Anſtalt für junge Unglückliche, der er bis an ſeinen Tod mit väterlicher Treue vorſtand.

3) Preußens Volksſagen, Mährchen und Legenden, bearbeitet von Widar Ziehnert. Zweite verbeſſerte Auflage. Erſten Bandes erſtes Heft. Leipzig, Polet, 1842.

Eine recht gute Sammlung, die nur einen andern Titel haben ſollte. Die Sagen haben ihre eigene Geographie, die nichts mit modernen politiſchen Arrondiſſements gemein hat. Holländiſche und oſtfrieſiſche Sagen wurden nicht dadurch franzöſiſche Sagen, daß Holland und Oſtfriesland einmal Departements des franzöſiſchen Kaiſerreichs waren. Polniſche Sagen werden nicht deßwegen zu ruſſiſchen, weil die Ruſſen in Warſchau herrſchen. Norwegiſche Sagen werden nicht deßwegen ſchwediſche, weil Norwegen jetzt zu Schweden gehört. Und ſo werden auch rheinfränkiſche, weſtphäliſche, thüringiſche, ſchleſiſche, ſelbſt brandenburgiſche Sagen nicht deßwegen zu preußiſchen, weil ſich der Name Preußen allmählig von Memel bis Trier ausgebreitet hat.

4) Schleſiſche Sagenchronik. Von N. Kern. Breslau, Kern, 1840.

Ebenfalls eine hübſche Sammlung. An die alten Sagen ſchließen ſich hier auch rühmliche Erinnerungen aus der Neuzeit, an die Helden Tauenzien, Blücher ꝛc. an.

5) Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volksſagen und Legenden. 5ter und 6ter Band mit lithographirten Abbildungen. Sondershauſen, Eupel, 1842.

Proſpekte von Städten, Burgen ꝛc. in recht guten Steindrücken mit Beſchreibungen von ſehr verſchiedenen Verfaſſern und zwar immer ſolchen, denen je die Oertlichkeit am beſten bekannt war. An die Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes jeder Ortſchaft werden die geſchichtlichen Erinnerungen und die Sagen angeknüpft. Somit iſt die Sammlung gar reichhaltig. In vorliegenden Bänden wird beſprochen: Schloß Bodenſtein, Beichlingen, Gernrode, Gotha, Roßla, Hanſtein, Schleuſingen, die Gleichen, Weimar, Mühlhauſen, Leuchtenberg, Langenſalza, Mansfeld, Querfurth, das Ilſethal, Naumburg, Suhl, Arnſtadt, Schmalkalden, Hardenberg ꝛc. ꝛc. Die verſchiedenen Verfaſſer ſtimmen in einer warmen Liebe zu ihrem Vaterland überein, weßhalb ihr Styl oft in poetiſche Blumen ausſchlägt. Das Werthvollſte aber ſind die zahlreichen Mittheilungen aus der Sage, Lokal- und Sittengeſchichte.

6) Das zwölfjährige Mönchlein. Ein Gedicht des 14ten Jahrhunderts. Schaffhauſen, Hurter, 1842.

Herausgegeben von Maurer von Conſtant. Eine artige Kinderlegende, in der Urſprache und zugleich in einer Uebertragung. Eine Mutter von ſieben Töchtern wünſcht ſehnlich einen Sohn. Dieſer wird ihr beſcheert und um ihn vor jeder Sünde zu bewahren, gibt ſie ihn in ein Kloſter. Da hört der zwölfjährige Knabe von der Geburt Chriſti erzählen und wünſcht das Chriſtkind zu ſehen. Der Abt macht ihm Hoffnung dazu, wenn er fleißig bete, und ſiehe da, das Chriſtkind erſcheint ihm wirklich. Er nimmt es ſogar mit in den Chor in ſeinen weiten Ermel verſteckt. Da er aber zu oft vom Notenblatt weg auf das Kind ſieht, ſingt er falſch und wird vom Abt geſchlagen. Da entflieht das Kind, kommt aber wieder, kündigt dem Knaben an, er werde bald bei ihm im Paradieſe ſeyn und gibt ihm einen Brief für den Abt. Hierauf ſtirbt der Knabe unter dem Geſang herabſteigender Engel. — In der zarten Manier des Hartmann von Aue gedichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Kunstblatt.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1841.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig v. Schorn.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1841.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 1.

Strongylion. Von L. Roß.

Nachrichten vom November. Medaillenkunde. München. Gotha. Haag. Paris. — Malerei. Paris. Brüssel. Elberfeld. Berlin. München. — Museen und Sammlungen. Berlin. Leipzig. Stuttgart. — Technisches. Berlin.

Nr. 2.

Ueber J. J. Granville's Zeichnungen zu Swift's, Lafontaine's u. Beranger's Werken. Von A. v. Sternberg.

Nachrichten vom November. — Technisches. Rom. — Statistik der Kunst. Berlin. — Neue Kupferstiche. Paris. — Kupferwerke. Potsdam. Berlin. Paris.

Nr. 3.

Beiträge zur Kenntniß der alt-niederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts von J. P. Passavant. Hubert u. Johann van Eyck. (Forts. folgt.)

Ueber J. J. Granville's Zeichnungen zu Swift's, Lafontaine's u. Beranger's Werken. (Forts.)

Nachrichten vom November. — Kupferwerke. London. — Neue Lithographien. Paris. Wien. — Lithographische Werke. Paris. — Literatur. Berlin. Paris. Dijon. Metz. — Nekrolog. Wien. Haag.

Nr. 4.

Ueber J. J. Granville's Zeichnungen. (Schluß.)

Ueber die niederländischen Malerschulen des 15ten u. 16ten Jahrhunderts. (Forts.) Pieter Christophsen, blühte von 1417 bis 1449. Justus van Gent.

Nr. 5.

Rom. Neueste Werke der Bildhauerei.

Beiträge zur Kenntniß der Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrh. (Forts.) Hugo van der Goes. Rogier van Brügge. Antonello da Messina. 1445 - 1478.

Nr. 6.

Kunstliteratur. — Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres par A. Constantin. Alfr. Reumont.

Nachrichten vom December. — Persönliches. Athen. Konstantinopel.

Nr. 7.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. I) Unbezweifelte. A. In Colmar.

Nachrichten vom December. — Persönliches. Danzig. Rom. München. Stuttgart. Leipzig. Göttingen. Berlin. Paris. London. — Kunstausstellungen. Danzig. Berlin. Dresden. Leipzig. — Akademien und Vereine. Rom.

Nr. 8.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. Forts.) B. In Wien. C. In München.

Nachrichten vom December. — Akademien u. Vereine. Pesth. Berlin. Posen. Paris. London. Christiania. — Museen und Sammlungen. St. Petersburg. Berlin. Paris.

Nr. 9.

Ueber die alt-niederländischen Malerschulen. (Forts.) Joh. Memling, auch Hemling genannt. 1462 — 1499.

Ueber M. Schongauer's Oelgemälde und Zeichnungen. (Fortsetzung.)

Nachrichten vom December. — Museen und Sammlungen. Lyon.

Nr. 10.

Ueber M. Schongauer's Oelgemälde und Zeichnungen. (Forts.) D. In London. II. Zweifelhafte. A. In München.

Ueber die niederl. Malerschulen. (Forts.) Lieven de Witte aus Gent.

Nachrichten vom December. — Denkmäler. Thorn. Warschau. Stuttgart. Freiburg. — Bauwerke. Alexandrien. Köln.

Nr. 11.

Beiträge zur Kenntniß der alt-niederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrh. (Forts.) Dierick Stuerbout aus Harlem. 1462 — 1468. Cornelius Engelbrechtsen, geb. in Leyden 1468, gest. 1533.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde u. Handzeichnungen. (Forts.) B. In Schleißheim. C. In Nürnberg.

Nachrichten vom December. — Bauwerke. Kopenhagen. Aschaffenburg. Stuttgart. Wien. Paris. Rouen. — Decorationen. Paris.

Nr. 12.

Ueber Schongauer's Oelgemälde u. Zeichnungen. (Forts.) III. Wahrscheinlich fälschlich zugeschriebene. A. In Frankfurt. B. In Münster. C. In Paris. D. In Waldenburg in Schlesien.

Nachrichten vom December. — Decoration. Paris. — Bildnerei. Florenz. Mailand. Wien. Frankfurt a. M. Brüssel. St. Petersburg. Berlin. — Numismatik. München. Genf. — Malerei. Wien. Frankfurt a. M.

Nr. 13.

Beiträge zur Kenntniß der alt-niederl. Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrh. (Schluß.) Jan van Schorel, geb. 1495, gest. 1562.

Nachrichten vom December. — Malerei. Stuttgart. Nürnberg. Berlin. Paris. — Neue Kupferstiche. Rom. Paris. Düsseldorf. Berlin. — Kupferwerke. Potsdam. London. Paris. Düsseldorf. London. Bourges. — Lithographische Werke. Augsburg. — Illustrirte Werke. Paris. — Alterthümer. Ulm.

Nr. 14.

Ueber M. Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. (Schluß.) IV. Fälschlich zugeschriebene: A. In Schleißheim. B. In Oettingen. C. In Schwabach bei Nürnberg. D. In Rothenburg a. d. Tauber.

Nachrichten vom December. — Alterthümer. Gernrode am Harz. Rottenburg a. N. — Technisches. Wien. Berlin. — Artistischer Verkehr. München. — Literatur. Berlin. Paris. Béziers. Clermont. Nancy. St. Petersburg. Nekrolog. Frankfurt a. M.

Nr. 15.

Mittheilungen vom Rhein. Von F. Kugler.

Urkundliche Feststellung des Todesjahrs M. Schongauer's. Von Gessert.

Nachrichten vom December. — Nekrolog. Augsburg. Paris.

Nr. 16.

Stuttgart im Februar 1841.

Neue Kupferstiche. — A. Vandyck gemalt. Gez. u. gest. von Ed. Mandel. — F. K.

Nachträgliches über Trier. Von F. Kugler.

Nachrichten vom Januar. — Persönliches. Rom. München. Stuttgart Frankfurt a. M. Berlin. — Preisbewerbung. Berlin. — Akademien und

Digitized by Google

Vereine. Wien. Darmstadt. Kassel. Köln. Berlin. Kopenhagen.
Ankündigung von W. Jahn u. G. Reimer.

Nr. 17.

Santa Maria degli Angeli bei Assisi. A. Reumont.
Rom, Januar. 1841.
Nachrichten vom Januar. — Akademien und Vereine. Paris. London. — Denkmäler. Leipzig. Detmold. Montpellier. — Bauwerke. Koblenz. Köln.

Nr. 18.

Aus Paris.
Nachrichten vom Januar. — Bauwerke. Berlin. Rom. London. — Sculptur. München. Paris. — Medaillenkunde. München. — Malerei. München. Paris.

Nr. 19.

Aus Paris (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Januar. — Malerei. Frankfurt a. M. Florenz. — Neue Kupferstiche. London. Paris. Florenz. München. Berlin. — Kupferwerke. Bonn. Florenz. Pisa.

Nr. 20.

Ueber das Werk des Grafen August de Bastard, zur Geschichte der Miniaturmalerei des Mittelalters. F. Kugler.
Nachrichten vom Januar. — Kupferwerke. Paris. Clermont. — Neue Lithographien. Düsseldorf. München. — Lithographische Werke. Berlin. Erlangen. Paris. Karlsruhe. München. — Illustrirte Werke. Leipzig. Paris. Florenz. — Museen und Sammlungen. Wien. Paris. London. — Alterthümer. Rom. Wiesbaden.

Nr. 21.

Kunstgeschichte. — Pommersche Kunstgeschichte. Nach den erhaltenen Monumenten dargestellt, von Dr. Fr. Kugler. —en.
Aus Paris. (Forts.)
Nachrichten vom Januar. — Alterthümer. Kopenhagen. — Technisches. München.

Nr. 22.

Aus Paris. (Forts.)
Nachrichten vom Januar. — Technisches. Jena. Wien.

Nr. 23.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1840. —ef.
Nachrichten vom Januar. — Technisches. Berlin. München. Rudolstadt. Paris. — Statistik der Kunst. Madrid. — Literatur. Berlin. Münster. Kopenhagen. Paris. Nimes. Toulouse. Orange. — Nekrolog. Rom. Stuttgart. Berlin.
Nachrichten vom Februar. — Persönliches. Rom. Wien.

Nr. 24.

Zur Erinnerung an Hermann Freund, Prof. der Bildhauerkunst in Kopenhagen, gest. im Juli 1840.
Neue Kupferstiche und Lithographien. — 1) The last moments of Charles the First, p. by W. Fisk, engr. by Scott. — 2) Cromwell's family interceding for the life of Charles I. — 3) The Queen Victoria p. by Rayter, engr. by Cousins. — 4) Pillage and destruction of Bassinghouse, p. h. Landseer, engr. by J. G. Murray. — 5) Herzog Wellington's Bildniß, nach Lawrence von Lewis. — 6) Bataille of Wagram, nach Vernet von Jazet; — 7) Marc. Ant. Raymondi, Bildniß, aus Raffael's Frescobild, von Richomme. — 8) Ulrich Zwingli's Abschied von seiner Familie nach Ludw. Vogel, lithogr. von Balder.
Nachrichten vom Februar. — Persönliches. München. Berlin. Marburg. Paris. Kopenhagen. St. Petersburg. — Akademien und Vereine. Triest. Stuttgart. Frankfurt a. M. Köln.

Nr. 25.

Aus Paris. (Forts.)
Nachrichten vom Februar. — Akademien und Vereine. Berlin. Paris. — Kunstausstellungen. Mainz.

Nr. 26.

Aus Paris. (Forts.)
Neue Kupferstiche u. Lithographien. — Frenzel.
Nachrichten vom Februar. — Kunstausstellungen. London. Nürnberg. — Kunstausstellungen. London. Nürnberg. — Bauwerke. München. Berlin. Köln. Koblenz. Mühlheim a. Rhein. Paris. London. St. Petersburg. — Sculptur. Berlin. — Denkmaler. Madrid. Rom. Paris. London.

Nr. 27.

Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dall Dott. Giovanni Gaye.
Aus Paris. (Schluß.) — E. Collow.
Nachrichten vom Februar. — Denkmaler. Frankfurt a. M. Detmold. St. Petersburg. — Numismatik. Christiania. — Medaillenkunde. Berlin. Wien.

Nr. 28.

Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti etc. (Forts.)
Nachrichten vom Februar. — Malerei. Rom. Florenz. München. Stuttgart. Dresden. Köln. Aachen. Metz. Paris. — Technisches. London. Paris. München. Lübeck.

Nr. 29.

Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti etc. (Forts.)
Nachrichten vom Februar. — Museen und Sammlungen. London. Berlin. — Alterthümer. Neapel. Paris. Brüssel. London. — Versteigerungen. Paris. Gent. — Statistik der Kunst. Paris.

Nr. 30.

Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti etc. (Forts.)
Nachrichten vom Februar. — Neue Lithographien. St. Petersburg. Berlin. Düsseldorf. Frankfurt a. M. München. — Lithographische Werke. Macon. Paris. London. — Kupferwerke. Rom. Turin. Paris. Limoges. Kopenhagen. — Literatur. Paris. Mons. Nanci. Rouen. Douai. Toul. — Nekrolog. Haag. Tübingen. München. Danzig. Paris.

Nr. 31.

Rom, 4. März, 1841.
Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti etc. (Schluß.) — Alfr. Reumont.
Die plastischen Nachbildungen deutscher Bauwerke von Kallenbach und Zmudzinsky. — Dr. Fr. Lucanus.

Nr. 32.

Baukunst. — Gothisches A B C Buch, das ist: Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute von Friedrich Hoffstadt. — C.

Nr. 33.

Overbeck's Werk und Wort.
Leipzig, 10. März 1841.
Nachrichten vom März. — Persönliches. London. Berlin. Düsseldorf. Weimar. Frankfurt a. M. München. Wien. Rom. — Kunstausstellungen. Königsberg. Hannover. — Akademien und Vereine. Algier. Rom.

Digitized by Google

Nr. 34.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. März. I.
Nachrichten vom Marz. — Kunstausstellungen. Rom. — Akademien und Vereine. Berlin. — Bauwerke. London. Berlin. Halle. Koblenz. Köln. Stuttgart. Tübingen. Rom. — Bildnerei. Rom.

Nr. 35.

Ueber Architektur und Architekten in England.
Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.) II.
Nachrichten vom März. — Bildnerei. Rom. München. Paris. St. Petersburg. — Denkmäler. London. Cutin.

Nr. 36.

Zur italienischen Kunstgeschichte. Von Dr. Ernst Förster. I. Giusto Padovano.
Neue Kupferstiche aus München. 1) Triumph der Religion in den Künsten. Nach Overbeck vom Amsler. — 2) Magnus dies Domini et terribilis valde. Petrus Cornelius. Eq. pinxit in ecclesia S. Ludovici Monac.
Nachrichten vom Marz. — Denkmäler. Danzig. Fulda. Heidelberg. — Medaillenkunde. Paris. — Numismatik. London. Berlin. — Malerei. Berlin. Düsseldorf. Dresden.

Nr. 37.

Kunstliteratur. — Etudes sur l'Allemagne, renfermant une histoire de la peinture allemande par Alfred Michels. Paris 1840. II Vol. — F. Kugler.
Nachrichten vom März. — Malerei. München. Wien. Brüssel. — Neue Kupferstiche. Paris. Rom. Dresden. — Kupferwerke. London. Paris. Montpellier u. Paris. — Lithographische Werke. Paris. — Museen und Sammlungen. Florenz. Paris. München. Berlin. London. — Alterthümer. Algier. Rom. Augsburg.

Nr. 38.

Zur italienischen Kunstgeschichte. (Forts.) II. Jacobus Pauli und Jacobus Veronensis.
Nachrichten vom März. — Alterthümer. Berlin. London. — Bilderdruck. Wien. — Galvanoplastik. Paris. — Photographie. Mainz. Paris. Wien. — Statistik der Kunst. Paris. — Versteigerungen. Paris. — Literatur. Stuttgart. Berlin. Kopenhagen. Paris. Caen u. Paris. Amiens.

Nr. 39.

Kunstliteratur. — 1) Ueber das Verhältniß der Kunst zum Cultus, von Karl Meyer. — 2) Der protestantische Gottesdienst und die Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältniß. Von J. Ritter. — 3) Ueber die verschiedene Eintheilung des Decalogus und den Einfluß desselben auf den Cultus, von Joh. Gesscken. — en.

Nr. 40.

Kupferwerke. — Sammlung von Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei vom 4ten bis zum 16ten Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln. Gesammelt und zusammengestellt J. B. L. G. Seroux d'Agincourt. Revidirt von A. Ferd. v. Quast. — F. Kugler.
Notiz. — Alfr. Reumont.
Nachrichten vom März. — Literatur. Montpellier. Lyon. — Nekrolog. Paris. Bremen. Eisenach.

Nr. 41.

Kunstliteratur. — Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von Dr. G. F. Waagen. — Fr. Kugler.
Kirchenbau in England und Deutschland.
Nachrichten vom April. — Persönliches. Konstantinopel. Athen. Rom. Florenz. Paris. Haag. Brüssel. München. Dresden. Berlin. — Kunstausstellungen. Rom. Wien. München. Frankfurt a. M. Hamburg. Köln.

Nr. 42.

Meine Göttin. Ode von Goethe. (Zu dem beiliegenden Kupferstich.)
Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti etc.
Nachrichten vom April. — Akademien und Vereine. Brüssel. — Museen und Sammlungen. Berlin. London. — Bauwerke. Rom. Paris. London. Dresden. München. — Denkmäler. Dresden. Berlin.

Nr. 43.

Kunstgeschichte. — Carteggio inedito d'Artisti etc. (Schluß.) — Alfr. Reumont.
Nachrichten vom April. — Denkmäler. Danzig. Delft. Paris. London. — Sculptur. Rom. Florenz. München. Frankfurt a. M. Kopenhagen. St. Petersburg. — Medaillenkunde. München. Brüssel. Paris. London. — Numismatik. München. Paris.

Nr. 44.

Emil Wolf's Amazonengruppe. (Zu dem Umriß.)
Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.) III.
Nachrichten vom April. — Malerei. Rom. Florenz. München. Nürnberg. Frankfurt a. M. Dresden.

Nr. 45.

Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.)
Ueber Architektur und Architekten in England. (Forts.)
Nachrichten vom April. — Malerei. Berlin. London.

Nr. 46.

Ueber Architektur u. Architekten in England. (Schluß.)
Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.)
Nachrichten vom April. — Photographie. München. Wien. — Galvanoplastik. München. Berlin. — Technisches. London. Berlin.

Nr. 47.

Archäologie. — Das Erechtheion zu Athen, nebst mehreren noch nicht bekannten Bruchstücken der Baukunst dieser Stadt. Von H. Inwood. Mit Verbesserungen und vermehrt herausgegeben von Aler. Ferd. v. Quast. — F. Kugler.
Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.)
Nachrichten vom April. — Alterthümer und Ausgrabungen. Rom. Kreuznach. Koblenz. — Statistik der Kunst. Paris. St. Petersburg. — Artistischer Verkehr. München.

Nr. 48.

Ueber ein merkwürdiges heidnisches Grabmal in Irland.
Nachrichten vom April. — Artistischer Verkehr. Florenz. — Neue Kupferwerke. Leipzig. Paris. Moulins. Kopenhagen. London. — Lithographische Werke. London. — Literatur. Mantua. Paris. Tours. Caen. — Nekrolog. Zürich. Stuttgart. München. Leipzig. Antwerpen.
Nachrichten vom Mai. — Persönliches. Rom. Paris. Berlin. München. Braunschweig. Kopenhagen. London. Kunstausstellungen. — Wien. Mainz. Frankfurt a. M. Leipzig. Haag.

Nr. 49.

Kunstgeschichte. — Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit. Von M. A. Gessert.
Nachrichten vom Mai. — Kunstausstellungen. Kopenhagen. — Akademien und Vereine. Rom.

Digitized by Google

Nr. 50.

Allerlei aus London. December.
Nachrichten vom Mai. — Akademien und Vereine. Dresden. Berlin. Düsseldorf. London. — Museen und Sammlungen. Rom. München. Berlin. London.

Nr. 51.

Zur Denkmälerkunde von Alfr. Reumont.
Stahlstich. — Die Ufer und Inseln des mittelländischen Meers. In Ansichten von Sicilien, den Küsten der Barbarei, Calabrien ꝛc. Nach der Natur gezeichnet von Leith, Grenville, Irton und Allen. Text von G. N. Wright. Nach d. Engl. von Dr. Ed. Brinckmeier.
Nachrichten vom Mai. — Museen und Sammlungen. London. — Bauwerke. Athen. Aschaffenburg. Koblenz. — Sculptur. Berlin. Denkmäler. München. Berlin.

Nr. 52.

Die Ruinen von Hagiar-Chem auf Malta. (Hierzu eine Abbildung.)
Neue Kupferstiche. — 1) Das Bild des Prinzen Thomas Savoyen-Carignan, von Anton van Dyck, gest. von Caspar in Berlin. — 2) Romeo und Julia, gemalt von Sohn, in Schwarzkunst bearbeitet von Lüderitz. — 3) Moses vor dem feurigen Busche. Nach Raffael von L. Gruner. — 4) Pfarrkirche der Vorstadt Au in München, gest. von Poppel. — 5) Himmelfahrt der Maria. Nach Guido Reni, gest. von Giovito Garavaglio und Faustino Anderloni. — Frenzel.
Nachrichten vom Mai. — Denkmäler. Antwerpen. Paris. — Malerei. London. Berlin. Frankfurt a. M. München. Paris. Rom. — Neue Kupferstiche. Dresden. Florenz. London.

Nr. 53.

Jesu Gang nach Golgatha. Basrelief von Thorwaldsen.
Nachrichten vom Mai. — Neue Lithographien. Paris. — Photographie. Paris.

Nr. 54.

Ragnarokr. Fries von Freund.
Ueber einige neuerdings in Deutschland erschienene Illustrationen in Holzschnitten: 1) der Landprediger von Wakefield, übers. von E. Susemihl, illustr. von Ludw. Richter. — A. v. Sternberg.
Nachrichten vom Mai. — Photographie. Stuttgart. — Medaillenkunde. Turin. — Numismatik. Berlin.

Nr. 55.

Ragnarokr. Fries von Freund. (Schluß.)
Berichtigung einiger Angaben in des Grafen Raczinsky kunstgeschichtlichem Werke.
Nachrichten vom Mai. — Alterthümer. Rom. Salzburg. München. — Statistik der Kunst. Madrid. Kupferwerke. Messina.

Nr. 56.

Aus dem Münchner Kunst- und Künstlerleben. I.
Nachrichten vom Mai. — Kupferwerke. Rom. Turin. Paris. Caen. London. — Lithographische Werke. Udine. — Literatur. Berlin. Paris.

Nr. 57.

Illustrirte Werke. — Homer's Werke von Johann Heinrich Voß.
Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) II.
Der heilige Sebastian, von Domenichino. — —en.
Neue Lithographien. — 1) Der Tabulettenkrämer. Oelgemälde von Lindau. Lith. v. Hauffstängl. — 2) Heimkehr von der Bärenjagd im bayrischen Hochlande. Nach Heinr. Bürkel von Fr. Hohe lithographirt.
Nachrichten vom Mai. — Literatur. Paris. London. — Nekrolog. Rom. Frankfurt a. M. Mainz.

Nr. 58.

Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) III.

Nr. 59.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Forts.) IV.
Notiz zur Notiz des Altargemäldes von Hugo van der Goes in S. Maria nuova zu Florenz betreffend. — J. D. Passavant.
Nachrichten vom Juni. — Persönliches. Rom. Venedig. München. Berlin. Dresden. Leipzig. Breslau. Weimar.

Nr. 60.

Die kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen durch den Leipziger Kunstverein. (Im Mai u. Juni 1841.)
Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.)
Nachrichten vom Juni. — Persönliches. Düsseldorf. Paris. — Kunstausstellungen. Stettin. Neapel. — Museen und Sammlungen. Rom. Erfurt.

Nr. 61.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Forts.) V.
Die kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen durch den Leipziger Kunstverein. (Forts.)
Nachrichten vom Juni. — Museen und Sammlungen. Düsseldorf. Berlin. — Akademien und Vereine. Berlin. Koblenz. Rom. — Denkmäler. Königsberg. Magdeburg. Bonn. Detmold. Frankfurt a. M. Darmstadt. Paris. Haag. — Bauwerke. Leipzig.

Nr. 62.

Die kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen durch den Leipziger Kunstverein. (Schluß.) — Dr. S—r.
Die Pariser Kunstausstellung v. J. 1841. (Forts.)
Nachrichten vom Juni. — Bauwerke. Christiania. Prag. Frankfurt a. M. Regensburg. München. London. Neuyork. — Sculptur. Dresden. München. Rom. — Metallguß. Berlin. München. — Malerei. Frankfurt a. M. Berlin.

Nr. 63.

Biographisches. — Rudolph Julius Benno Hübner. — Dr. Fr. Lucanus.
Nachrichten vom Juni. — Malerei. Rom. München. London. — Glasmalerei. München. Berlin. Trier. Paris. — Photographie. Paris. — Numismatik. Berlin. — Medaillenkunde. London. — Versteigerungen. London. — Technisches. Paris.

Nr. 64.

Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) IV.
Nachrichten vom Juni. — Alterthümer und Ausgrabungen. Rom. Neapel. Lausanne. Neufchatel. Paris. Berlin. — Statistik der Kunst. Paris. München. Berlin. Rom. — Artistischer Verkehr. Haag. — Neue Kupferstiche. Berlin. — Kupferwerke. Paris. Berlin. — Literatur. Danzig. Leipzig. London. Paris.

Nr. 65.

Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) V.
Baukunst. — Vergleichende Sammlungen für christliche Baukunst von Bernh. Grueber. — E.
Nachrichten vom Juni. — Literatur. Bourg. Arras. Nekrolog. Stuttgart. Wien. Berlin. London.

Nr. 66.

Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) VI.
An A. Ritter v. Thorwaldsen. — E. Förster. An

Digitized by Google

Thorwaldsen und Schelling. — Fr. Thiersch. An Albert Ritter v. Thorwaldsen. — Karl Fernau. (Daremberger.)
Nachrichten vom Juni. — Nekrolog. Neuyork. Paris.

Nr. 67.

Illustrirte Werke. — Dr. Martin Luthers deutsche geistliche Lieder. Herausgegeben von C. v. Winterfeld. Mit Holzschnitten nach A. Strahuber.
Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) VI.
Neue Kupferstiche. — 1) Madonna mit dem Kinde. Nach Andrea del Sarto von Karl Bartsch. — 2) Die Wetterhörner in der Schweiz. Nach Sparmann, von L. Schütz.

Nr. 68.

Aus dem Münchner Kunst- u. Künstlerleben. (Forts.) VI.
Neue Kupferstiche. — 1) Ecce Homo. Guido Reni pinx. F. S. Engelhart sculps. — 2) Der Sänger, nach Goethe, in Fresco gemalt von Peschl, gestochen von Krüger.
Lithographische Werke. — Die vorzüglichsten Gemälde der königl. Galerie in Dresden. Nach den Originalien auf Stein gez. von Fr. Hanfstängl.

Nr. 69.

Sendschreiben an den Verfasser der Anzeige der „Bemerkungen gesammelt auf einer Reise nach Griechenland" von Leo v. Klenze.
Ein aufgefundener Kupferstich von A. Dürer. — J. F. Link.
Nachrichten vom Juli. — Persönliches. Thorwaldsens Reise durch Deutschland. Neapel. Rom. Paris.

Nr. 70.

Sir David Wilkie.
Sendschreiben an den Verf. „Bemerkungen" ꝛc. (Forts.)
Nachrichten vom Juli. — Persönliches. Haag. London. Berlin.

Nr. 71.

Sendschreiben an den Verf. „Bemerkungen" ꝛc. (Forts.)
Sir David Wilkie. (Schluß.)
Nachrichten vom Juli. — Persönliches. Hannover. München. Brüssel. — Kunstausstellungen. London. Köln. München. — Akademien und Vereine. Athen. Stuttgart. Berlin.

Nr. 72.

Ueber malerische Schaubarkeit. — Von F. L. Bührlen.
Neue Kupferstiche. — La passion de Jesus-Christ, par Fr. Overbeck. Gravée par M. M. Keller, Steifensand et Butavand.
Nachrichten vom Juli. — Akademien und Vereine. Berlin. Düsseldorf. — Museen und Sammlungen. Stuttgart. Paris. Berlin. — Denkmäler. Frankfurt a. M. Kalisch. München. Darmstadt. Paris. London. — Bauwerke. Potsdam. Paris. — Sculptur. Paris.

Nr. 73.

Ueber malerische Schaubarkeit. (Forts.)
Nachrichten vom Juli. — Sculptur. Paris. Berlin. München. Medaillenkunde. Berlin. — Galvanoplastik. St. Petersburg. — Malerei. Rom. Venedig. München. Berlin. Paris. St. Petersburg. — Photographie. Turin.

Nr. 74.

Ueber die Fresken von Dosso Dossi im Palazzo Ducale zu Ferrara.
Ueber malerische Schaubarkeit ꝛc. (Forts.)
Nachrichten vom Juli. — Photographie. Paris. München. — Technisches. Madrid. Paris. Düsseldorf. Rom. Paris. — Kunstgeschichte. Paris. Alterthümer und Ausgrabungen. Neapel. Rom. Paris.

Nr. 75.

Ueber malerische Schaubarkeit. (Schluß.)
Ueber die Fresken von Dosso Dossi ꝛc. (Forts.)
Nachrichten vom Juli. — Neue Lithographien. München. — Kupferwerke. London. Paris. Toulouse u. Féréol. Nantes. Rouargue u. St. Germain. Metz. — Lithographische Werke. Paris. London. Paris. Literatur. Berlin. Leipzig. Paris.

Nr. 76.

Ueber die Fortschritte der Aquarellmalerei in England.
Ueber die Fresken von Dosso Dossi ꝛc. (Forts.)
Nachrichten vom Juli. — Literatur. Rouen. Lyon. — Nekrolog. München.

Nr. 77.

Kunstnachrichten und Archäologisches aus Rom. Juli 1842. Brunni's eherne Schlange.
Ueber die Fresken von Dosso Dossi ꝛc. (Schluß.)
Jacob Kellner in Nürnberg. — D. E. L.
Nachrichten vom August. — Persönliches. St. Petersburg. Berlin. Breslau. Köln. Dresden. Nürnberg. München. Luzern. Rom. Neapel. — Kunstausstellungen. Venedig. Dresden. Köln. Posen. — Akademien und Vereine. Wien. Köln.

Nr. 78.

Kunstnachrichten und Archäologisches aus Rom. Juli. 1841.
Neue Kupferstiche. — Die Kinder Eduards nach Th. Hildebrandt von Fr. Knolle. — Dr. Fr. Lucanus.
Nachrichten vom August. — Akademien und Vereine. Düsseldorf. Paris. Brüssel. Kopenhagen. — Museen und Sammlungen. Neapel. Florenz. Venedig. Toulouse. München.

Nr. 79.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Forts.) VI.
Kunstnachrichten und Archaologisches aus Rom. Juli 1841. (Schluß.) — Rt.
Nachrichten vom August. — Museen und Sammlungen. Köln. — Denkmäler. London. Boulogne. Paris. Bordeaux. Frankfurt a. M. Berlin. Regensburg.

Nr. 80.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr. 1841. (Forts.)
Nachrichten vom August. — Denkmäler. Teplitz. Prag. Gratz. Wien. Rom. — Bauwerke. München. Frankfurt a. M. Köln. Remagen. Hannover. Brüssel. Paris. London. St. Petersburg.

Nr. 81.

Baukunst des Mittelalters. Ueber die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens in Deutschland im 10ten und 11ten Jahrhundert von Dr. C. Rich. Lepsius. Als Einleitung zu der deutschen Uebers. von Herrn H. Gally. Knight. — Dr. Fr. Lucanus.
Nachrichten vom August. — Sculptur. Florenz. Paris. Amsterdam. München. Berlin. — Galvanoplastik. München. — Numismatik. Brüssel. — Medaillenkunde. Bamberg. — Malerei. Paris. Köln. Berlin. Potsdam. Dresden. München.

Nr. 82.

Archäologie. — Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs, par M. Raoul-Rochette.

Nachrichten vom August. — Malerei. München. Stuttgart. Rom. Neapel. Madrid. — München. — Technisches. — Würzburg. London. Paris.

Nr. 83.

Archäologie. — Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs etc. (Schluß.) — Chr. Walz.
Nachrichten vom August. — Technisches. Braunschweig. Lyon. — Alterthümer. Neapel. Rom. Lyon. Halle. Berlin. Breslau.

Nr. 84.

Die Sühnung des Orestes. Vasengemälde. (Mit einem Umriß.)
Kupferstichkunde.
Nachrichten vom August. — Alterthümer. Danzig. London. — Statistik der Kunst. Paris. London.

Nr. 85.

Der angelnde Merkur.
Die Sühnung des Orestes. (Forts.)
Nachrichten vom August. — Artistischer Verkehr. Rom. Baden-Baden. Berlin.. — Neue Kupfer- und Stahlstiche. Leipzig. Heilbronn a. N. Karlsruhe. Düsseldorf. Rom. — Neue Lithographien. Berlin. Düsseldorf. Kupferwerke. London. Paris. Rouen. Epinal. Venedig. Verona. Neapel. — Lithographische Werke. Berlin. Hamburg. Paris.

Nr. 86.

Die Sühnung des Orestes. (Forts.)
Anfragen.
Nachrichten vom August. — Lithographische Werke. London. — Literatur. Hannover. Paris. Nanci. Toûl. Mailand. Bologna. — Nekrolog. Rom. München. Brüssel.
Nachrichten vom September. — Persönliches. Grätz. Wien. Florenz Posen. Berlin. Frankfurt a. M. Weimar. Rom. Paris. St. Petersburg. München. Stuttgart. Düsseldorf. Köln. Detmold. Brüssel.

Nr. 87.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 13ten bis in das 16te Jahrh. Von J. D. Passavant. Theoderich von Prag blühte von 1348 bis 1375.
Die Sühnung des Orestes. (Forts.)
Nachrichten vom September. — Kunstausstellungen. Gent. Havre. Nürnberg.

Nr. 88.

Die Sühnung des Orestes. (Schluß.) — A. Feuerbach.
Beitrage zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 13ten — 16ten Jahrh. (Forts.) Nicolaus Wurmser von Straßburg lebte in Prag von 1357 bis 1360. Arnold von Würzburg. Wilhelm von Köln blühte von 1360 — 1388.
Nachrichten vom September. — Kunstausstellungen. Köln. Triest. — Akademien und Vereine. Stuttgart. Görlitz. Christiania. Florenz. Berlin. Paris. — Museen und Sammlungen. Stuttgart. Paris. Cambrai. Düsseldorf.

Nr. 89.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland ꝛc. (Forts.) Meister Stephan aus Köln, auch der Dombildmeister genannt.
Nachrichten vom September. — Museen und Sammlungen. Kiel. Berlin. — Denkmäler. Vließingen. Boulogne. London. St. Petersburg. Detmold. Szent Miklos in Oberungarn. Paris. Darmstadt. Genf. Stuttgart. Berlin. Rom. — Bauwerke. Wien. Stuttgart.

Nr. 90.

Schwedens Künstler.
Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland ꝛc. (Forts.) Johannes Alamanus.
Nachrichten vom September. — Bauwerke. Heilbronn. Köln. Meiningen. Dresden. Florenz. Paris. London. Christiania. Moskau. — Decoration. Breslau.

Nr. 91.

Schwedens Künstler. (Forts.)
Nachrichten vom September. — Decoration. Stuttgart — Bildnerei. Hüfingen. Florenz. Wien. München. Paris. London. — Medaillenkunde. Paris. Winterthur. Luzern. Paris. — Malerei. Rom. Brüssel. Wien. München.

Nr. 92.

Schwedens Künstler. (Schluß.)
Nachrichten vom September. — Malerei. Stuttgart. Rottweil a. Neckar. Paris. Frankfurt a. M. Köln. Düsseldorf. — Artistischer Verkehr. München. Baden-Baden. — Versteigerungen. London. — Preisbewerbungen. Gent. — Alterthümer. Rom. Salzburg. Aachen. Paris. London. — Neue Stiche. Rom. Paris. Prag. — Kupferwerke. Rom. Lithographische Werke. Paris.

Nr. 93.

Ueber Paul von Verona und Raffael als Historienmaler.
Nachrichten vom September. — Literatur. Neapel. Halle und Nordhausen. Dresden. Leipzig. Stuttgart. Bonn. Paris. Cayen. Bayeux. — Nekrolog. Paris. Mailand.

Nr. 94.

Galvanoplastische Nachbildung von gestochenen Kupferplatten.
Antiquarische Betrügerei.
Nachrichten vom September. — Nekrolog. München. Weimar.

Nr. 95.

Ueber Paul von Verona und Raffael als Historienmaler. (Forts.)
Nachrichten vom Oktober. — Persönliches. München. Dresden. Bielefeld. Weimar. Stuttgart. Berlin. Rom. Paris. — Kunstausstellungen. Rom. Leipzig. — Akademien und Vereine. Berlin. München. Potsdam.

Nr. 96.

Ueber Paul von Verona und Raffael als Historienmaler. (Forts.)
Nachrichten vom Oktober. — Akademien und Vereine. Mainz. Rom. Warschau. — Museen und Sammlungen. Weimar. Berlin. München. Paris. Brüssel. Lausanne. London. Rom. — Denkmaler. Würzburg. Fulda. Berlin. Breslau. Wien.

Nr. 97.

Literatur. — Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler. Stuttgart. 1841. 1ster Band. (1ste und 2te Lieferung.)

Nr. 98.

Literatur. — Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Fr. Kugler ꝛc. (Forts.)
Nachrichten vom Oktober. — Denkmäler. Erlangen. München. Antwerpen. Brüssel. Bordeaux. — Bauwerke. München. Köln. Aschaffenburg. Koblenz.

Digitized by Google

Nr. 99.

Literatur. — Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Fr. Kugler. (Schluß.) — K. S.

Nachrichten vom Oktober. — Bauwerke. Halberstadt. London. St. Petersburg. Paris. — Sculptur. Rom. Berlin. München. Karlsruhe. Weimar. Paris. — — Galvanoplastik. München. — Medaillenkunde. Berlin. Paris. Florenz. — Numismatik. Paris. — Malerei. München. Weimar. Nürnberg. Rom. — Malerei. Rom.

Nr. 100.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 13ten bis in das 16te Jahrhundert. (Forts.) Westphälische Malerschulen. Maler Everwin. 1231.

Nachrichten vom Oktober. — Malerei. Rom. Paris. — Neue Lithographien. Berlin. — Kupferwerke. Prag. Florenz. Berlin. Paris. London. Lucca. — Illustrirte Werke. Augsburg. London. — Alterthümer. Basel. Rom.

Nr. 101.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen in Deutschland vom 13ten bis 16ten Jahrh. (Forts.) Der Liesborner Meister von 1465.

Nachrichten vom Oktober. — Alterthümer. Paris. — Statistik der Kunst. Madrid. Posen. Prag. London. Paris. — Artistischer Verkehr. Berlin. — Literatur. Leipzig. Braunschweig. Bonn. Paris. Valence. Clermont. Ferrand. Toulouse.

Nr. 102.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen ꝛc. (Forts.) Maler aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Victor und Heinrich Dunwegge aus Dortmund. 1521. Hildegardus aus Köln. 1523. Meister des Loversbergischen St. Thomas. Der Lehrer des Meisters des Todes der Maria, aus der Boisserée'schen Sammlung.

Nachrichten vom Oktober. — Nekrolog. Berlin. Baden-Baden. London. St. Petersburg.

Nachrichten vom November. — Persönliches. Paris. Rom. Berlin. München. Leipzig. — Akademien und Vereine. Düsseldorf. Leipzig. Cleve.

Nr. 103.

Neue Kupferstiche. — La madonna col quattro Santi dal quadro originale esistente nella reale galleria di Dresda. Dresden bei C. Arnold. Gestochen von Peter Lutz. — F. Hand.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen ꝛc. (Forts.) Der Meister des Johann von Melem und Barth. de Bruyn aus Köln. 1524 — 1560. Einige Meister der österreichischen Malerschule des 15ten Jahrhunderts. D. Pfenning. 1499. (Forts.)

Nachrichten vom November. — Akademien und Vereine. Berlin.

Nr. 104.

Beiträge zur Kenntniß der alten Malerschulen ꝛc. (Schluß.) Meister Greis. 1466. Meister B. F. 1491. Meister B. F. 1501 — 1507. Meister MK. 1521. Matthäus Grunewald. Matth. Geron. 1540 — 1551.

Nachrichten vom November. — Akademien und Vereine. Haag. — Museen und Sammlungen. London. Florenz. Dresden. Nürnberg. Berlin. Paris. Lausanne. Rom.

Zur Nachricht.

Der halbe Jahrgang des Kunstblattes kostet . . . . . 3 fl.

Der halbe Jahrgang des Literaturblattes und Kunstblattes ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblattes, Literaturblattes und Kunstblattes zusammen kostet . 10 fl.

Für diesen Preis können, nach Uebereinkunft mit dem löbl. Hauptpostamte in Stuttgart, diese Blätter in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, in Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden. Das Kunstblatt erscheint jeden Dienstag und Donnerstag. Briefe und Sendungen erbittet man sich unter der Aufschrift: an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, oder an die literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, für die Redaction des Kunstblattes.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Alphabetisches Register

zum

Kunstblatt 1841.

Die erste Zahl bedeutet die Nummer des Blattes, die zweite die Seite. Wo nur eine steht, ist die Nummer und die erste Seite des betreffenden Blattes bezeichnet. Dieses Verzeichniß enthält die in diesem Jahrgange genannten Künstler, Dilettanten und Schriftsteller.

A.

Abeken, Gelehrter, Rom, 7, 28. — 49, 212. — 96, 399. —
Abel, Sammlung, 86, 360.
Abels, Maler, 87, 364. — 95, 395, 396.
Achenbach, Maler, 14. — 18, 72. — 20, 79. — 33, 136. — 36, 152. — 41, 179. — 60, 256. — 71, 300. — 95, 396.
Ackermann, Maler, 87, 364.
Ackermann, Jeannette, Malerin, 92, 382.
Ackerstrom, Maler, 90, 374.
Adam, A. Maler, 37, 159. — 60, 256.
Adam, Benno, Maler, 99, 412.
Ader, Sammler, London, 10.
Advinant, Maler, 9, 36.
Aglio, Maler, 101, 420.
Agincourt, Seroux d', Schriftsteller, 40. — 41, 176. — 51, 218.
Agostino, Lodovico, 50, 216.
Agricola, Eduard, Maler, 60, 256. — 79, 330.
Aguado, Gallerie, Paris, 8, 32. — 26, 102. — 85, 356.
Ahrenberg, Gallerie, 29, 115.
Ainmüller, Maler, 37, 159. — 73, 308. — 95, 395.
Aivasosky, Maler, 60, 256. — 91, 380.
Aikmann, Kupferstecher, London, 13, 52. — 26, 102.
Akrel, Kupferstecher, 90.
Akrell, Maler, 92.
Alamanus, Joh., genannt Muriano, Maler, 90, 374. 375.
Alaux, Maler, 47, 203. 69, 292.
Albano, Seb. 16. — 79, 330.
Albano, Pietro, 38, 162.
Albert, Zeichner, 30, 120.
Alberto, Amadio d', Maler, 27, 106.
Alberto, Agnole, 27, 106.
Alberty, Jak., Goldbildhauer, 77, 323.
Aldegreven, Kupferstecher, 60, 254.
Aldighiero, Maler, 38, 162.
Alers, Maler, 73, 308.
Alessi, Galeazzo, Architekt, 17.
Alfred, Maler, 1, 4.
Ali, Mehemed, Medaille, 63, 268.
Aligny, Bildhauer, 72, 304.
Aligny, Maler, 80, 334.
Allan, Architekt, 50, 214.
L'Allemand, 95, 396.
Allen, Maler, 51, 219. — 75, 316. — 100, 416.
Allori, Maler, 16. — 43, 187.
Aloe, 78, 328.
Altissimo, Cristofano dell', Maler, 30.
Altmann, Maler, 73, 308.
d'Alton, Bonn, 16, 63. — 37, 160.
Altorfer, Albrecht, 22, 88. — 37, 157.
Amadio, Bildhauer, 29.
Amman, J., Kupferstecher, 60, 254.
Ammanti, Baumeister, 30. — 42, 182. — 43, 187.
Amaury-Duval, Maler, 35, 146.
Ammerling, Maler, 28, 111. — 41, 178.
Amil, Perez de la Villa, Zeichner, 75, 316. — 85, 356.
Ammon, J., Kupferst., 62.
Ammon, v., Schriftst., 102, 424.
Amsler, Kupferstecher, 23, 91. — 36, 150. — 61, 259. — 68, 287. — 86, 360.
Ancillon, Grabmal, 51, 220. — 79, 332.
Anderloni, Kupferstecher, Mainz, 19, 76. — 52, 223. — 78, 327.
Anderson, G., Maler, 92.
Angelico, Fra, 79, 330.
Angelo, Gio., Bildhauer, 30.
Angennes, Charles d', Denkmal, 51, 218.
Ankarsvärd, Maler, 92.
Anschütz, Maler, 23.
Anselmi, M. A., 30, 118.
Antonello, da Messina, Maler, 5, 20.
App, Maler, 72, 304.
Arago, 23, 92. — 74, 312.
Archeveque l', Bildh., 90, 374.
Arco, Carlo d', Schriftst., 30, 119. — 48, 207.
Aresi, Duca, Litta Visconte Sammlung, 104, 432.
Argenville, 37, 156.
Arneth, J., Archäolog, 23, 92.
Arnold von Würzburg, Maler, 88, 367.
Armytage, Kupferstecher, 51, 219.
Arquin, de la Grange d', Denkmal, 51, 218.
Arrajuzzi, Arduino, Maler, 31, 122.
Arrivabene, 78, 326.
Arsenne, Maler, 47, 203.
Artaud, Sammlung, 9, 36.
Arthaber, Gallerie, Wien, 16, 63.
Asche, van, Maler, 43, 188. — 48, 207.
Asinger, Bildhauer, 87, 364.
Asmus, Lithograph, 61, 260.
Attavante, Maler, 41, 176.
Atum, Architekt, Berlin, 13, 52.
Aulich, C. A., 75, 316.
Auvergne, La Tour, Statue, 26, 104.
Avanzo von Verona, Maler, 8, 31. — 65.
Azeglio, Kupferstecher, 56, 240. — 78, 326.

B.

Bacciobigio, Nanni di, Architekt, 42, 183.
Backhuysen, 50, 216. — — 63, 268. — 95, 395.
Baglioni, Baccio d'Agnolo — Architekt, 31, 123.
Baglioni, Giuliano, 31, 123.
Baillet, Emanuel, Sammlung, 38, 164.
Balder, Lithograph, 24, 95.

Digitized by Google

Baltard, Architekt, 25, 100. — 97, 404.
Baldung, Hans, Maler, 37, 159. — 96, 400.
Bandel, Bildhauer, 86, 360. — 89, 371. — 95, 395
Bandinelli, Bildhauer, 30.
Baptiste, Jean, Maler, 21, 84.
Bardi, Luigi, Kunsthändler, 104, 432.
Barker, Ths., Maler, 52, 224.
Barnes, 36, 152.
Barnwall, Archäolog, 48, 206.
Baroccio, Federigo, 50, 216.
Barozzi, 43, 187.
Barrelt, Maler, 76, 318.
Barry, Architekt, London, 7, 27. — 18, 72. — 35, 142. — 45, 195. 196. — 46, 198. — 90, 376. — 100, 416. — 101, 419.
Barth, Architekt, 34, 140.
Barth, C., Kupferstecher, 61, 259.
Barthelé, Sammler, 100, 414.
Bartolini, Bildhauer, Florenz, 12, 47. — 19, 76. — 43, 188. — 86, 359. — 100, 416.
Bartolo, Taddeo di, Maler, 31, 123.
Bartolommeo, Fra, Maler, 8, 32. — 61, 259.
Bartolommeo, di Piero, genannt Bacellino, Bildhauer, 28.
Bartsch, Schriftsteller, 14, 54. — 15, 59. — 67, 284.
Barye, Bildhauer, 34.
Barzac, Maler, 87, 364.
Basevi, Architekt, 35, 142. — 45, 194.
Bast, L. de, Schriftsteller, 5, 20.
Bastard, Aug. de, Schriftsteller, 20. — 40.
Bataille, C. L., Schriftsteller, 86, 359. — 92, 384.
Battoni, Maler, 68, 288. — 85, 356.
Baud, Architekt, 50, 214.
Bauer, Bildhauer, Florenz, 43, 188.
Bauer, Maler, Nürnberg, 87, 364.
Baumann, Jul., Maler, 60, 256.
Baumgartner, Kunsthändler, 92, 383.
Baur, Maler, 62.
Bause, Kupferstecher, 61, 259.
Bayer, A. v., Maler, 20, 80. — 33, 136. — — 95, 395.
Bayot, Zeichner, 48, 206. — 75, 316.
Beaulieu, Schriftsteller, 101, 420.
Beaunevreu, A., Maler, 41, 176.
Beazley, Architekt, 35, 142. — 45, 195.
Beccafumi, Domenico, 30.
Beck, Friedr., Dichter, 67, 283.
Becker, W. A., Archäolog, Leipzig, 7, 27. — 16, 63. —
Becker, Jacob, Maler, Düsseldorf, 33, 135. — 36, 152. — 48, 208. — 60, 256.
Becker, C., Maler, 41, 180. — 95, 396. —
Becquerel, Physiker, 63, 268.
Beckford, Sammlung, 50, 216.
Beckmann, Maler, 44, 191.
Bedford, Sammlung, 17, 68.
Beer, Mich., Schriftsteller, 16, 63.
Beer, Archäolog, 48, 207.
Beer, Sammlung, 50, 216.
Begas, 41, 179. — 59, 252. — 87, 364.
Beham, Hans Sebald, 19, 75. — 60, 254. — 62. — 104, 430.
Beham, Bart., Maler, 60, 254.
Beisbarth, Architekt, Stuttgart, 11, 43.
Bellangé, Maler, 62, 263. — 76, 318.
Bellini, Gio., 30, 118.
Belmas, L., Sammlung, 88, 368.
Bellucci, Marzocchi di, Maler, 60, 255.
Bendemann, 61, 259. — 62, 262. — 77, 324. — 81, 340. — 85, 355. — 95, 395.
Bennet, Maler, 90, 374.
Bensinger, Amalie, Malerin, 95, 396.
Benvenuti, Florenz, 86, 359.
Benzoni, G. v., Maler, 33, 136.
Benzoni, Bildh., 99, 411.
Beranger, Schriftsteller, 2. — 3. — 4.
Béranger, Maler, 61, 258.
Berger, Architekt, Berlin, 13, 52.
Berggren, Maler, 92.
Berghem, Maler, 96, 400.
Berlese, Schriftsteller, 37, 160.
Bernardi, Kupferstecher, 26, 102.
Bernardo, Fra, Maler, 31, 123.
Bernd, Schriftsteller, Bonn, 19, 76.
Berndes, Maler, 92.
Berres, Techniker, 38, 163. — 46, 200.
Bertani, Gio. Bat., 30, 119.
Berryer, 47, 203.
Bertin, Jean Victor, Maler, 80, 334.
Bertram, Joh., 48, 207. — 76, 320.
Bettendorf, in Aachen, 103, 428.
Bezzuoli, Maler, 19, 76. — 86, 359. — 100, 416.
Beyer, Maler, Schwede, 92.
Biard, Maler, 1, 4. — 60, 255. — 61. — 63, 267.
Biefve, de, Maler, 87, 363.
Bilimark, Maler, 92, 382.
Bienaimé, 78, 326.
Biermann, C., Maler, 41, 180.
Binder, Maler, 52, 224. — 91, 380.
Bink, J., Kupferstecher, 60, 254.
Biondi, Archäolog, 47, 203. — 78.
Biot, Gelehrter, 28, 112.
Biringuccio, Vannoccio, 30.
Bisi, 78, 326.
Bissen, Bildhauer, 33. 136. — 49, 212. — 89, 371. — 102, 424.
Blaas, Maler, 34, 139.
Blaeminck, Maler, 92, 384.
Blakstadius, Maler, 92.
Blanc, C., Schriftsteller, 48, 207.
Blanc, L., Maler, 33, 136. — 60, 256.
Blanchard, Jacques, Maler, 21, 84.
Blankensee-Wugarten, Georg v., Sammlung, 50, 216.
Blechen, Maler, 61, 260. — 65, 276.
Blessia, Archäolog, Rom, 7, 28.
Blom, Architekt, 92, 382.
Blondel, 47, 203.
Blore, C., Architekt, 35, 142. — 46, 198.
Blouet, Architekt, 25, 100.
Blunk, D. C., Maler, 91, 380.
Blyck, van der, Maler, 41, 180. — 87, 364.
Bocaccio, 38, 162.
Böcking, Maler, 60, 256.
Boguet, Nic. Didier, Maler, 51.
Böhm, Auguste, Malerin, 95, 396.
Böhmisch, Maler, 60, 256.
Bohn, Maler, Stuttgart, 7, 27.
Boilly, J., Maler, 60, 255.
Boissellier, F., Maler, 80, 334.
Boisserée, Sammlung, 5, 19. — 79, 332. — 102, 423.
Boisserée, Sulpiz, 10, 40. — 66, 279. — 77, 323. —
Böckh, Archäolog, 59, 251. — 82. — 83.
Boel, P., Maler, 60, 254.
Bol, Maler, 16.
Bolander, Maler, 90, 374.
Bolgiano, Maler, 73, 308.
Böllinger, Architekt, 89, 372.
Bologna, Johann v., Bildhauer, 37, 160. — 91, 379. —
Bologna, Simon v., Maler, 38. —
Bologna, Giam, Maler, 42, 182. — 43, 187.

Digitized by Google

Bolton-Corney, Schriftsteller, 93, 385.
Bolzenthal, Heinrich, Schriftsteller, 56, 240. — 75, 316. —
Bonasons, Schriftsteller, 73, 308.
Bonifacius, Monument, 36, 151. — 96, 400.
Bonnin, Archäolog, 101, 419.
Bonnington, Maler, 76, 318.
Bonolis, Maler, 60, 256.
Bordone, Paris, 22, 88.
Borel, Graveur, 43, 188.
Borger, Maler, 90, 374.
Borotti, Schriftsteller, 75, 315. — 76, 326.
Borup, Bildhauer, 49, 212.
Boerwilwald, Architekt, 91, 379.
Bos, de, Hieronymus, Maler, 13, 50. — 96, 400.
Bosa, Eug., Maler, 77, 324.
Boser, Maler, 60, 256.
Bosio, Bildhauer, Paris, 12, 47. —
Bosio der Neffe, Bildh., 91, 389.
Both, Maler, 16.
Botticelli, Sandro, 19, 74. — 28. — 52, 224.
Botticher, C., Architekt, 100, 416.
Böttticher, Architekt, Berlin, 95, 396.
Böttiger, Frankf., 94.
Bouchard, Schriftsteller, 23, 92.
Boucher, Maler und Kupferstecher, 21, 84. — 59, 252.
Bouchot, Maler, 90, 376.
Bouère, le, Maler, 72, 304.
Bougère, la, Malerin, Paris, 9, 36.
Bouillet, J. B., Archäolog, 14, 56.
Bouraſſé, J. J., Archäolog. 48, 207.
Bourbon-Leblanc, Maler, 60, 255.
Bourdon, Seb., Maler, 21, 84.
Bourgeoir, Maler, 9, 36.
Bourſault, Sammlung, Paris, 8, 32.
Bouterwek, Maler, 28, 112. — 35, 148. — 60, 256. — 77, 324. —
Boutourlin, Sammlung, 29, 116.
Bouverie, Archäolog, 52, 222.
Bovy, A., Medailleur, Genf, 12, 48.
Bowen, Mad., 64, 271.
Boye, Schriftsteller, 90, 374.
Bra, Bildhauer, 90, 376. — 91, 380. —
Braekelaer, Maler, 41, 180.
Bramante, 31, 122.
Brand, Medailleur, 27, 108. — 36, 152. — 103, 438.
Brandes, Maler, 33, 136. — 95, 395. 396.
Braun, Emil, Archäolog, Rom, 7, 28. — 49, 212. — 77, 324. — 96, 399.
Brauns, Architekt, 33, 135.
Breda, Maler, 90.
Bredaels, van, Maler, 88, 368.
Brentano, F., Maler, 35, 147. — 57, 244.
Brescia, Gio. da, Maler, 31, 122.
Breslauer, Maler, 60, 256.
Bresson, Bildhauer, 90, 376.
Breughel, Maler, 96, 400.
Brian, Bildhauer, 72, 304.
Brière, de, Schriftsteller, 30, 120.
Brinckmeier, Schriftsteller, 54, 219.
Britton, Architekt, 35. — 75, 316. —
Brockhaus, Sammlung, 60.
Bromley, Schriftst., 97.
Bronzino, 30. — 42, 182. — 79, 333.
Brügge, Rogier v., Maler, 5, 18. — 9. — 13, 50. —
Brüne, Chr., Maler, 80, 335.
Brugger, Bildhauer, 81, 339.
Brulliot, Schriftsteller, 7, 26. — 14. — 104, 431.
Brun, le, Maler, 79, 331.
Brune, Marschall, Denkm. 79, 332. — 97, 403. —
Brunel, Isambard, Ingenieur, 80, 336.
Brunell, Architekt, 33, 135.
Bruni, Maler, 73, 307. — 77. — 77, 323.
Brunius, Architekt, 92, 382.
Brunton, 42, 182.
Brunsberg, Heinr., von Stettin, Architekt, 21, 82.
Brunt, Maler, 44, 191.
Brusagorci, Maler, 88, 368.
Bruyn, Barth., Maler, 102, 423. — 103, 426. 428.
Buchanan, Schriftsteller, 50, 216.
Buchardon, Bildhauer, 90, 374.
Bührlen, F. L., Schriftsteller 72. —
Bührlen, Glasmaler, 40, 212.
Bürckel, Heinr., Maler, 23. — 57, 244. — 85, 355.
Bullock, Archäolog, 51, 219.
Bunel, Maler, 21, 83.
Bunning, Architekt, 35, 142.
Buonaroti, 33, 134. — 27, 106. — 28. — 28, 110. — 29. — 29, 115. — 30. — 42, 182. 183. — 43, 186. — 50, 216. — 51, 218. — 70, 294.
Buontalenti, 43, 187.
Burch, van der, Maler, 80.
Burgersh, Malerin, 26, 103.
Burggraf, Maler, 60, 256.
Burgon, Maler, 96, 400.
Burgschmied, Bildhauer, 77, 324. — 87, 364. —
Burnet, Maler. 50, 216. — 57, 244. —
Buron, Schriftsteller, 86, 359.
Burton, Architekt, 35, 142. 144. — 70, 294.
Busch, Maler, 65, 276.
Butavand, Kupferstecher, 13, 52. — 72, 302. —
Buttel, Architekt, 72, 303.
Byczkowky, Maler, 52, 224.
Byrne, Maler, 76.
Byström, Bildhauer, 90. — 92, 382.

C.

Cabat, Maler, 79.
Cacciatori, Bildhauer, 78, 326.
Cagliari, Benedetto, 43, 187.
Cahier, Chr., Schriftst., 85, 356.
Cailhouet, Elis., Bildh., 91, 380.
Calabrese, Prete, 96, 400.
Calamatta, Kupferst., 19, 76.
Calame, Maler, 79, 330. — 95, 395. — 102, 424.
Calcott, Ch., Maler, 75, 316.
Calderon, Pedro, Statue, 26, 104.
Callow, Marinemaler, 1, 4.
Camerano, Maler, 82, 344.
Caminade, Maler, 35, 146. — 60, 255.
Campana, Sammler, Rom, 7, 28. — 30, 119. — 78. — 78, 326. 327. — 102, 424.
Camuccini, Maler, 78, 326. — 79, 330.
Camus, Duval le, Maler, 60, 256.
Canina, Archäolog, Rom, 7, 28. — 56, 240. — 74, 312. — 78. — 96, 399. — 102, 424.
Canino, Sammlung, 96, 399.
Canissié, Architekt, 97, 404.
Canova, 72, 304.
Capranesi, Gelehrter, Rom, 7, 28.
Caprino, Luca del, Maler, 27, 106.
Caracci, Apost., Maler, 21, 83. — 26, 102. — 50, 216.
Caracci, Annibal, 37, 160. — 50, 216.
Caravaggio, 21, 83.
Carbillet, Maler, 100, 415.
Cardon, Maler, 92, 382.
Carelli, Gonsalvo, Maler, 60, 256.

Digitized by Google

Carette, Archäolog, 78, 328.
Carpelan, Kupferstecher, 90.
Casanova, Sammlung, 84.
Caspar, Kupferstecher, 19, 76. — 52, 223. — 61, 259.
Castagno, Andreadel, Maler, 59, 251.
Catel, Franz, Maler, Berlin, 16, 63. — 73, 307.
Caterwood, Archäolog, 84, 352.
Cattaneo, Pietro, Architekt, 27, 107.
Cattaneo, Gaetano, Schriftsteller, 93, 383.
Caudron, Bildhauer, 42, 184.
Cauer, Maler, 95, 396.
Caumont, de, 56, 240.
Caunois, Bildhauer, 91, 380.
Cavalleri, 78, 326.
Cazes, Romain, Maler, 35, 146.
Cellini, Benv., 30. — 37, 160.
Cerquozzi, Michelangelo, Maler, 79, 330.
Challamel, Lithograph. 37, 160. — 92, 384.
Challis, Kupferstecher, 48, 207.
Champaigne, Philippe de, Maler, 21, 84. — 79, 330.
Chantrey, Bildhauer, 70, 296.
Chappuis, Sammlung, 96, 400.
Chapuy, M., Archäolog und Schriftsteller, 20, 79.
Chardin, Maler, 21, 84.
Charpentier, Architekt. 97, 404.
Charton, Ch., Schriftst., 85, 356.
Chateaubriand, F. A., 51, 218.
Chateauneuf, A. de, Architekt, Hamburg, 13, 52.
Chattermole, Maler, 76, 318.
Chevalier, Vinc., Schriftsteller, 56, 240.
Chialli, Vinc., Maler, 79, 331.
Chiari, G. B., 27, 106.
Chlingensperg, Mr., Schriftsteller, 86, 359.
Chodowiecki, 61, 259.
Choiseul-Gouffier, Archäolog, 13, 60.
Christian IV., Statue, 66, 278.
Christophsen, Pieter, Maler, 4, 15. — 13, 50.
Ciampi, Schriftsteller, 28, 110. — 29.
Cibot, Maler, 35, 146.
Cibrario, L., Schriftst., 78, 326.
Cignani, Maler, 16.
Cimabue, 59, 251. — 87.
Cini, Jacopo, Maler, 31, 123.
Cioli, Valerio, Bildhauer, 43, 187.
Cirelli, Gelehrter, 28, 112.
Clagman, Bildhauer, 97, 404.
Clarac, 100, 416.
Clarus, Joh. Chr., Archäolog, Leipzig, 1, 4.
Clasen, C., Maler, 33, 136.
Clasen, L., Maler, 52, 224.
Claude, Lorrain, genannt Gelée, 13, 52. — 16. — 21, 83. — 26, 102. — 50, 216. — 51. — 61, 259. — 63, 268. — 76. — 85, 355.
Clauß, Sammler, 33, 135. — 60. — 62.
Clemens, J. F., Kupferstecher, 61, 259.
Cleve-Berg, Karl Friedrich, Denkmal, 51, 218.
Clouet, François, gen. Janet, Maler, 21, 83.
Clovio, Giulio, Maler, 41, 176.
Cochetti, Restaurator, 74, 312.
Cock, de, Maler, 87, 364.
Cockburn, Zeichner und Kupferstecher, 48, 207. — 100, 416.
Codecasa, L., Zeichner, 56, 240.
Coene, Const., Maler, 86, 359. — 87, 364.
Coghetti, 78, 326.
Coignet, J., Maler, 17, 68. — 41, 179. — 80. — 90, 376.
Colas, Ach., 85, 356.
Colin, A., Maler, 35, 146. — 62, 263. — 87, 364.
Collis, Architekt, 35, 142. 144. 145.
Collow, C., Schriftsteller, 27, 108.
Colombel, Nicolas, Maler, 21, 84.
Combrouse, Schriftsteller, 48, 206.
Condivi, Schriftsteller, 29, 115.
Conqup, Kupferstecher, 26, 102.
Consoni, Nicolo, Zeichner, 92, 384.
Constantin, A., Schriftsteller und Maler, 6.
Cooke, Kupferstecher, 100, 416.
Copernicus, Denkmal, 27, 108.
Cordero, Schriftsteller, 40, 170.
Corneille, Maler, 21, 83.
Cornelius, Maler, München, 1, 3. 4. — 7, 27. — 15, 60. — 19, 76. — 23, 91. — 24, 96. — 26, 103. — 33, 135. — 36, 150. — 41, 179. — 48, 208. — 52, 224. — 56. — 56, 238. — 58. — 61, 259, 260. — 64. — 70, 296. — 73, 308. — 77, 323. — 86, 358. 359. — 95, 395. — 98, 408. — 102, 424.
Cornuola, Giovanni, 28.
Corot, Maler, 80, 334.
Correggio, 6, 22. — 37, 160. — 41, 177. — 50, 216. — 74, 312. — 85, 355. 356. — 86, 359. — 103, 426. —
Corret, Theoph. Malo, Denkmal, 72, 304.
Corrodi, Maler, 31, 122. — 34, 139. — 78, 326.
Cortoli, Bildhauer, 90, 376.
Cortot, Bildhauer, Paris, 11, 43. — 35, 148. — 81, 339.
Cosimo, Pier di, 28.
Costa, Lorenzo, 75, 315.
Costoli, Bildhauer, Florenz, 12, 48. — 86, 359.
Cotta, v., 71, 300.
Couder, Maler, 69, 292. — 90, 376.
Court, Maler, 47, 203.
Cousin, Jean, Maler, 19, 76. — 21, 83.
Cousins, Henry, Kupferstecher, London, 19, 76. — 24, 95.
Coypel, Noël, Maler, 21, 84. — 88, 368.
Cranach, 37, 157. — 60, 254. — 96, 400. — 104, 430. 431.
Credi, Lorenzo di, 28. — 52, 224.
Crescenzio da Palermo, Maler, 34, 139.
Cretucci, Andrea, 28.
Cristall, Maler, 76, 318.
Cristofano, Fra, Maler, 31, 123. — 38.
Crola, Maler, 23, 91. — 95, 395.
Crusius, Sammlung, 60. — 61, 259.
Cunningham, Allan, Schriftsteller, 70, 296.
Cuvier, Denkmal, 26, 104.
Cuyps, Maler, 63, 268.

D.

Däge, Kupferstecher, 41, 179.
Däge, E., Maler, 64, 272. — 85, 355.
Dagnan, Maler, 80.
Daguerre, 23, 91. — 38, 163. — 74, 312.
Dahl, Maler, 60, 256. — 90, 374. — 92, 383.
Dahl, Architekt, Christiania, 62, 264.
Dahlberg, Maler und Kupferst., 96, 374.
Dallwig, Maler, 82, 344.
Dalström, Maler, 92.
Damophilus, Maler, 83, 347.
Danderon, Collin, Maler, 87, 364.
Danhauser, Maler, 61, 259. — 77, 324.
Dannecker, 85, 356.
Dantan, d. Ae., Bildh., 69, 292. — 91, 380.
Dantan, d. Jüngere, 73, 307. — 91, 380.
Danti, Vincenzo, Bildhauer, 43, 187.
Danvin, Maler, 80.
Dasio, Maler, 35, 147.
Daussiguy, Martin, Schriftsteller, 40, 172.

Digitized by Google

Daverio, Kupferstecher, 52, 224.
David, Louis, Maler, 21, 84. — 44, 191. — 74, 312. — 86, 358.
David, Bildhauer, Paris, 34. — 72, 304. — 91, 380.
Davy, Humphrey, Monument, 79, 332.
Daxemberger, 66, 280.
Debay, der Vater, Bildhauer, 91, 380.
Debay, der Sohn, Bildhauer, 91, 380.
Debeuf, Bildhauer, 91, 380.
Decaisne, Maler, 35, 146.
Decandolle, Denkmal, 89, 372.
Decoene, Maler, 62, 263.
Delaberge, Maler, 80.
Delaborde, H., Maler, 60, 255.
Delacroix, A., Maler, 17, 68. — 34. — 44, 190. — 62, 263.
Delacroix, E., 46, 199. — 59, 250. — 61. — 73, 308.
Delaquerière, Schriftst., 83, 356.
Delaroche, Paul, Maler, Paris, 13, 51. — 18, 72. — 23, 92. — 34. — 41, 180. — 44, 190. — 59. — 59, 250. — 85, 356. — 100, 415.
Delaye, Maler, 62, 262.
Delécluze, Schriftsteller, Paris, 13, 51.
Delorme, Maler, 69, 292. — 85, 355.
Delouard, Maler, 61, 258.
Demi, E., Bildhauer, Florenz, 12, 48.
Demuth-Malinowsky, Bildhauer, 35, 148.
Denand, Gießer, 99, 411.
Denner, Maler, 75.
Derriey, Kupferst., 100, 416.
Descamps, Maler, 1, 4. — 34. — 37, 156.
Deschaux, Sammler, 20, 80.
Desnoyers, Kupferstecher, 37, 159. — 59, 252. — 70, 296. — 77, 323. — 86, 359. — 102, 424.
Desprez, Bildhauer, 90.
Dessoulavy, Maler, 91, 380.
Destouches, Maler, 1, 4. — 60, 255. — 62, 262.
Deterre, Maler, 87, 364.
Devalzaine, Schriftst., 75, 316.
Deveria, Achille, Maler, 35, 146.
Devéria, E., 59. — 59, 250.
Devienne, Maler, 80.
Diday, Maler, 79, 330. — 96, 400.
Didron, Gelehrter, 14, 56.
Dieboldt, Georg, Bildhauer, 88, 368.
Dieckhoff, Architekt, Berlin, 13, 52.
Diedo, Schriftst., 85, 356.
Diefenbach, Maler, 82, 244.
Dietrich, Maler, Stuttgart, 57, 244.
Dietrich, Maler, 61, 259.
Dietrich, C. W. E., 62.
Digout, Maler, 61, 258.
Dillens, Maler, 41, 180. — 87, 364.
Dillis, v., Schriftsteller, 14. — 94, 391. — 95, 395.
Dinzenhofer, Architekt, 81, 340.
Dittenberger, Maler, 37, 159. — 82, 344.
Döbler, Kupferstecher, 92, 384.
Dörr, Maler, 30, 120.
Does, van der, Maler, 96, 400.
Dolce, Carlo, 26, 102.
Domenichino, 16. — 26, 102. — 37, 160. — 50, 216. — 57, 243. — 60, 254. — 61, 259. — 79, 331. — 85, 356.
Domenico, Goldarbeiter, 30.
Domenico, Bern. di, Schriftsteller, 79, 331.
Domfehke, Maler, 60, 256.
Donatello, Bildhauer, 28. — 28, 110. — 81, 339.
Doney, Kupferstecher, 2, 8.
Dorcy, 92, 383.
Dorigny, Maler, 21, 83.
Dorner, Maler, 44, 192. — 82, 344.
Dossi, Giov. Bat., Maler, 74. — 75. — 76, 319. 320. — 77, 322.
Dossi, Dosso, 74—76, 320.
Dow, Gerh., 61, 258, 259. — 68, 288. — 104, 432.
Dragomanni, Fr. Gherardi, Schriftsteller, 79, 331.
Drake, Bildhauer, 79, 332. — 81, 339. — 99, 411.
Dreeger, Techniker, 38, 163.
Dreibholz, Maler, 63, 267.
Drewitz, Architekt, Berl. 13, 52.
Drolling, Maler, 100, 415.
Drouais, Maler, 21, 84.
Drouin, Maler, 87, 364.
Drovetti, Sammler, 9, 36.
Duban, Architekt, 97, 404. — 100, 415.
Du Bois, Maler, Haag, 3, 12. — 21, 83.
Dübor, Maler, 80, 334.
Dubreuil, Maler, 21, 83.
Duccio oder Guccio, Agostino di, 28. — 87.
Ducornet, Maler, 34.
Ducorron, Maler, 87, 364.
Dürer, Albr., 10, 40. — 13, 51. — 14. — 37, 157. 158. — 38. — 58. — 60. — 61, 259. — 62. — 69, 291. — 104, 430. 431.
Dürk, Maler, 44, 191.
Dürr, Maler, 60, 256.
Dufeur, Const., Architekt, 25, 100.
Dufey, Maler, 20, 80.
Dufresnoy, Maler, 21, 83.
Dulong, Maler, 60, 255.
Dumesnil, 74, 312. — 86, 359.
Dumas, Alex., Schriftst., 100, 416.
Dumont, Bildhauer, 91, 380.
Dumoutier, Geoffroy, Maler, 21, 83.
Dunwege, Victor und Heinrich, Maler, 100, 415. — 102.
Dupont, 85, 356.
Dupré, Maler, 62, 263. — 80.
Dupré, Bildh., 91, 380.
Duquesne, Brüssel, 41, 179.
Duquesne, 97, 404.
Durand, J. L. N., Schriftsteller u. Architekt, Paris, 3, 12.
Durand, Paul, Maler, 14, 56.
Duret, Bildhauer, 90, 376. — 91, 380.
Dufeigneur, Bildh., 91, 380.
Dussieux, 78, 328.
Duttenhofer, Anton, Maler u. Kupferstecher, 85, 355.
Dyck, Ant. van, 8, 32. — 19, 76. — 52, 223. — 68, 288. — 96, 400. —

E.

Eastlake, Ch. Lock, London, 14, 56. — 73, 308. — 101, 419, 420.
Eberle, R., Maler, 23, 90.
Eck, Gießer, 99, 411.
Eckart, Architekt, Berlin, 13, 52.
Eckhout, Maler, 18, 72. — 41, 180. — 87, 364. — 95, 395.
Eckmann, Maler, 92.
Eddorf, Christ., 44, 192.
Egen, von Bamberg, Schriftsteller, 88, 367.
Eggert, Xaver, Maler, 75, 316 — 88, 368.
Eginton, Glasmaler, 49, 211.
Ehrenberg, Architekt, 48, 207.
Ehrenstrahl, Maler, 90.
Eichens, E., Kupferstecher, 41, 180. — 50, 215. — 61, 259. — 88, 368.
Elb, Maler, 33, 136.
Elgin, 89, 371.
Elsasser, A., Maler, 31, — 41, 180. — 91, 380.
Elzheimer, Kupferstecher, 62.
Embde, Aug., Maler, 81, 340. — 87, 364. —
Engelbach, Maler, 86, 360.
Engelbrechtsen, Corn., 11. — 12, 46. — 13, 50. 102, 423.
Engelhart, Kupferst. 68, 287.

Digitized by Google

Engelmann, Glasmaler, 23, 91.
Enhuber, Maler, 52, 224.
Enkevoerdt, Wilh., Denkmal, 51, 218.
Entres, Bildhauer, 65, 275.
Epée, Abbé de l', Denkmal, 79, 332.
Erard, Charles, Maler. 21, 84. — 51, 218.
Erhard, Sammlung, Paris, 8, 32.
Erhard, J. C., 62, 262.
Ertborn, Florent, von, Sammler, 30, 120.
Espagnoletta, 44, 190.
Espalter, Maler, 34, 139.
Estrées, Duc d', Denkmal, 51, 218.
Eter, Bildhauer, 69, 292. — 90, 376.
Ettingshausen, Schriftsteller, Wien, 14, 55. — 46, 200.
Etty, Maler, 26, 102.
Etzdorff, Chr., Maler, 23, 90. — 52, 224. — 73, 308. — 87, 364.
Etzel, von, Architekt, Stuttgart, 16, 63.
Evans, Maler, 76, 318.
Evers, Maler, 23, 90. — 87, 364.
Everwin, Maler, 23, 100.
Eybel, Maler, Berlin, 2, 8. — 48, 208.
Eyck, Hubert van, Maler, 3. — 4, 14. — 41, 176.
Eyck, Johann van, Maler, 3. — 4, 14. — 5, 19. — 10, 39. — 12, 46. — 13, 50. — 41, 176. — 101.
Eyck, van, Margaretha, 41, 176.
Eycken, J. v., Maler, 71, 300.
Eyckhaute, Maler, 87, 364.

F.

Fabris, D., Zeichner, 20, 80.
Facius, Angel., 99, 411.
Fägerplan, Maler, 92.
Fahlcrantz, E. J., Maler, 90.
Fahlcrantz, A. M. Bildhauer, 92, 382.
Fallmeraier, Archäolog, München, 6, 23.
Farina, La, 55, 236.
Farochon, Eug. de, Graveur, 91, 380.
Fasolo, Gio. Ant., Maler, 68, 288.
Faucon, Maler, 87, 364.
Faudet, Schriftsteller, 23, 92.
Faustner, Glasmaler, 23, 91.
Fay, Maler, 36, 152. — 60, 256. — 95, 396.
Fay, Bernus de, Samml., 85, 355.
Felibien, 37, 156.
Fellow, Charles, Schriftst. 64, 272. — 101, 419.
Felsing, Kupferst., 41, 180. — 61, 259. — 68, 287. — 94.
Fère, Gupot de, Schriftst., 86, 359.
Ferlini, Archäolog, 104, 432.
Fernbach, Techniker, 21, 84.
Ferrand, Malerin, 62, 263.
Ferrante, Maler, 28, 111.
Ferrey, B., Architekt, 46, 198.
Ferrucci, Andrea, Bildhauer, 31, 123. — 28, 110.
Fesch, Sammlung, 79, 330.
Fesquet, Goupil, Maler, 85, 148.
Feuchères, Bildh., Paris, 11, 43, — 91, 380.
Feuerbach, A., Schriftsteller, 88, 366.
Fielding, Maler, 76, 318.
Fiesole, Angelico da, 52, 224.
Filhol, Schriftsteller, 4, 14.
Finart, Maler, 62, 263.
Finden, 26, 102.
Finelli, L., Bildhauer, 78, 326.
Finiguerra, Maso, 74, 312.
Fink, Joh. Nep., Bildschnitzer, 73, 307.
Fiorillo, Schriftsteller, 12. — 21, 82. — 37, 157. — 87, 362.
Fiorino, Maler, 95, 396.
Fischer, Ant., Maler, 23.
Fischer, Medailleur, 36, 152.
Fisher, Kupferstecher, 56, 240.
Fisk, William, Maler, 24, 95.
Fizeau, Techniker, 38, 163.
Flacheron, Maler, 80, 334.
Flandino, Archäolog, 64, 271.
Flandrin, P., Maler, 59, 250. — 69, 292. — 80, 335.
Flatters, Bildhauer, 84, 352.
Flers, Maler, 80.
Fleury, Albert, Maler, 60, 254.
Fleury, L., Maler, 80.
Flohr, Maler, 92, 383.
Flügge, Maler, 73, 308.
Flüggen, Maler, 23, 90. — 44, 191.
Föhr, Architekt, Stuttgart, 10, 40. — 11, 43.
Förstemann, Schriftst., 93, 388.
Förster, E., Maler und Schriftsteller, München, 8, 31. — 16, 63. — 20, 80. — 36. — 64, 272. — 66, 280. — 67, 284. — 75, 315.
Förster, F., Gelehrter, Berlin, 16, 64. — 72, 303. — 88, 368. — 95, 396.
Förster, Architekt, Wien, 88, 368.
Fogelberg, Bildhauer, 90. — 92, 382.
Fohr, Maler, 23, 91. — 63, 267. — 73, 308. — 95, 395.
Folk, Maler, 44, 192. — 52, 224.
Fonfrède, Henry, Denkmal, 79, 332. — 98, 408.
Fontana, Bildhauer, 89, 372.
Forbin, Schriftsteller, 30, 120. — 40, 172. — 41, 178.
Forchhammer, Schriftst., 82, 342. — 89, 371.
Fornes, William, Kupferstecher, 26, 102.
Forrest, Kupferstecher, London, 13, 52.
Forsell, Maler, 92.
Forster, Kupferstecher, Paris, 13, 51. — 16, 62. — 95, 395.
Fortin, Maler, 62, 263.
Fouquet, Maler, 61, 258.
Fovatier, Bildhauer, 90, 376.
Fragonard, Th., Maler, 20, 80. — 21, 84. — 99, 411. —
Francesco, Pier, Ingenieur, 27, 106.
Francheville, Bildhauer, 43, 187.
Francia, Francesco, Maler, 50, 216. — 103. — 426.
Francisquito, Maler, 85, 356.
Frank, Glasmaler, 49, 211.
Franz, Kaiser, Denkmal, 96, 400.
Fraser, Maler, 75, 316.
Fredsberg, Maler, 90, 103, 374.
Freihoff, Maler, 95, 396.
Freminet, Martin, Maler, 21, 83.
Frenzel, Kupferstecher, 26, 102. — 52, 223.
Freund, Herm., Bildh. Kopenhagen, 16, 64. — 24. — 54. — 55.
Frey, J., Kupferstecher, 60, 254.
Friebel, Karl Ludwig, Ciseleur, Berlin, 16, 63.
Fried, Maler, 87, 364.
Friedrich, Mal., Düsseldorf, 33, 136. — 95, 395.
Friedrich Wilhelm III., Standbild, 36, 151.
Friedrich August, Standbild, 42, 184.
Friedrich, der Große, Denkmal, 96, 400.
Frieß, d. Jüngere, Sohn, Maler, Heidelberg, 31, 122.
Frizzi, Schriftsteller, 74.
Frumeri, Maler, 92.
Frundsberg, Melchior v., Denkmal, 51, 218.
Führich, Jos., Maler, 33, 135. — 48, 208. — 91, 380.
Fuentes, Franc. de, Archäolog, 84, 352.
Fürst, Medailleur, München, 18, 72.

Digitized by Google

Fürstenberg, Maler, 95, 396.
Fueßli, Schriftsteller, 14, 54. — 15, 59. — 16, 64. — 21, 82.
Furse, Maler, 34, 139.
Fusquet, Maler, 3, 12.
Fyoll, Konrad, aus Frankfurt a. M., Maler und Bildschnitzer, 100, 415. — 101, 418.
Fyoll, Sebald, d. Vater, 101, 418.

G.

Gaab, Architekt, Stuttgart, 11, 43.
Gärtner, v., Architekt, München, 6, 24. — 41, 176. — 48, 208. — 51, 219. — 60, 256. — 80, 336. — 95, 395. — 98, 408.
Gabn, Schriftsteller, 90, 374.
Gail, W., Architekturmaler, 23, 91.
Gailhabaud, Schriftst., 52.
Galindo, Archäolog, 84, 352.
Gaillon, Bildhauer, 91, 380.
Gallait, Maler, 47, 203. — 87, 363.
Galli, Pietro, Bildhauer, 24, 95.
Gallizin, 42, 184.
Gallo, Giuliano da San, 27, 106. — 28.
Gallo, Antonio da San, 27, 106. — 28.
Gallo, Giov. Francesco d. S., 27, 106.
Gaudolfi, Democrito, Bildhauer, Mailand, 12, 48.
Gandy, Architekt, 50, 214.
Garavaglia, Giovito, Kupferstecher, 52, 223.
Garnaud, Architekt, 97, 404.
Garnier, Kupferstecher, Paris, 13, 51.
Garofalo, B., Maler, 8, 32. — 59, 251.
Gascon, Maler, 62, 263.
Gau, C., Schriftsteller, Toulouse, 23, 92.
Gaudens, Techniker, 63, 268.
Gauermann, Maler, 16, 63. — 37, 159. — 48, 208. — 88, 368.
Gavarné, Maler, 3, 12.
Gave, Giovanni, Schriftsteller, 27. — 28. — 29. — 30. — 31, 122. — 42, 182. — 43.
Gavrard, Bildhauer, 81, 339.
Gebhard, Bildhauer, 81, 339.
Gechter, Bildhauer, 91, 380.
Geefs, Alois, Bildhauer, 71, 300. — 93, 388.
Geefs, Jos., 71, 300.
Geffken, Johannes, Schriftsteller, 39.
Geffray, Maler, 62, 263.
Gegenbauer, 82, 344. — 92, 383.
Gehmacher, Archäolog, 55, 236.
Geiger, F., Maler, Wien, 3, 12.
Geißler, Kupferstecher, 100, 416.
Gelée, Kupferstecher, 17, 68.
Gelée, Siehe Claude.
Genelli, Zeichner, 57.
Genet, Zeichner, 48, 206.
Gengembre, Maler und Lithograph, Paris, 3, 12.
Gent, Gerh. v. Maler, 35.
Gerard, Maler, 21, 84.
Gerhard, Ed., Archäolog, Berlin, 7, 28. — 33, 136. — 41, 179. — 48, 208. — 59, 251. — 70, 296. — 84.
Gerhard, v. St. Johann, Maler, Harlem, 10, 39. — 13, 50.
Geri, Paolo, gen. Pilueca, Architekt, 30.
Géricault, 19, 74. — 27, 84.
Geron, Matthäus, Maler, 104, 431.
Gesenius, Archäolog, 83, 348.
Gessert, Schriftsteller, München, 15, 60. — 49.
Geyer, Maler, Augsburg, 23.
Ghirlandajo, Dom., Maler, 40, 170. — 52, 224. — 85, 355.
Gießmann, Maler, München, 56, 239.
Gigoux, Maler, 35, 147.
Gilbjerg, Maler und Kupferstecher, 90, 374. — 92.
Ginier, Sammler, 20, 80.
Gjörwell, Architekt, 92, 382.
Giorgione, 19, 74. — 31, 122. — 79, 330.
Giotto, 19, 76. — 36, 150. — 38. — 52, 224. — 69, 292.
Giovanni, Giorgio, Architekt, 27, 107.
Giovo, P., 31, 122.
Girard, Fr., Kupferstecher, Paris, 13, 51.
Girodet, Maler, 1, 4. — 21, 84. — 86, 356.
Girometti, Medailleur, 79, 331.
Giroux, Alph., Schriftsteller, 30, 120. — 78, 328.
Girtin, Maler, 76.
Gislar, Maler, 87, 364.
Gleim, Maler, 23, 90.
Glinka, Schriftsteller, St. Petersburg, 14, 56.
Glockenton, Nic., Maler, 104, 430.
Glover, Maler, 76.
Gmelin, Maler, 34, 139.
Gneisenau, Denkmal, 61, 260.
Godde, Architekt, 42, 184. — 88, 368.
Godefroy, Maler, 41, 176.
Görgel, C., Architekt, 13, 52.
Goes, Hugo van der, Maler, 4, 16. — 5, 18. 19. — 9, 34. — 13, 48. — 40, 171. — 59, 251.
Göthe, Bildh., 92, 382.
Göthe, 42. — 51, 220. — 57, 246. — 61, 260. — 72, 304. — 77, 324. — 96, 399.
Götting, J. P., Maler, 33, 136.
Götzenberger, Maler, 69, 292.
Goldmann, Kunsthändler, 85, 355. — 92, 383.
Goltzius, Kupferstecher, 68, 287.
Gonin, Maler, 78, 326.
Gonzenbach, C., Kupferstecher, 71, 300.
Goodall, Kupferstecher, 51, 219.
Gorgasus, Maler, 83, 347.
Goupil, 15, 60.
Gourdenne, Bildhauer, 91, 380.
Gourdet, Maler, 61, 258.
Gourlier, Architekt, 25, 100.
Gozzoli, Benozzo, 19, 74.
Graff, Anton, Maler, 40, 172.
Graffman, Maler, 92.
Graham, Maler, 70, 294.
Gramzow, Bildhauer, 31. — 34, 139.
Granacci, Francesco, 28.
Grandguillaume, J. P. L., Schriftsteller, 65, 276.
Granger, Maler, Paris, 15, 60.
Grashof, Maler, 73, 308.
Granville, J. J., Maler, 2. — 3. — 4.
Grasso, Jl, Maler, 27, 106.
Greatpatch, Kupferstecher, 75, 316.
Grenier, Maler, 62, 263. — 69, 292.
Grenville, Maler, 51, 219.
Gretsch, Schriftsteller, St. Petersburg, 14, 56.
Greuze, Jean Baptiste, Maler, 21, 84. — 53, 228.
Grevenick, Bildhauer, 91, 380.
Grillon, Architekt, 25, 100.
Grillparzer, Medaille, 27, 108.
Grimm, L. C., Schriftsteller, 62, 262.
Gris, Maler, 104.
Grosclaude, Maler, 61, 258.
Groote, E. van, 41, 180.
Gros, Maler, 21, 84.
Grotius, Hugo, Denkmal, 43, 187.
Grueber, Bernh., Architekt u. Schriftsteller, 13, 52. — 65, 275.
Gruckmann, Maler, 92.
Grün, s. Baldung,
Grüneisen, Carl, Schriftsteller, Stuttgart, 7, 27. — 85, 356.
Gruner, L., Kupferstecher, Rom, 7, 28. — 13, 51. — 16, 63. — 31. — 52, 223.

Digitized by Google

Grunewald, Matthäus, Maler, 104, 430.
Grunewald, Heinz — d. Vater, 104, 430. 431.
Guadagnini, Kupferstecher, 19, 76.
Guadet, Schriftsteller, 75, 316.
Gudin, Maler, Paris, 7, 27. — 33, 136. — 41, 180. — 48, 208. — 60, 256. — 69, 292. — 95, 395.
Gué, Maler, 35, 147.
Günther, Architekt, 102, 424.
Guercino, Maler, 8, 32. — 9, 36. — 88, 368.
Guerin, Pierre, 51.
Guerra, Maler, 82, 344.
Guersent, Bildhauer, 90, 376.
Guet, Maler, Paris, 1, 4. — 60, 256. — 62, 263.
Guiaud, Maler, 62, 263. — 81, 340.
Guidi, Antiquar, 64, 271.
Guignard, Maler, 73, 308. — 82, 344.
Guilhermy, F. v., Archäolog, 78, 328.
Guilmain-Bracq, Maler, 88, 368.
Guillemin, Maler, 61, 258. — 87, 364.
Guilmot, Schriftsteller, 30, 120.
Gurk, Maler, 65, 276.
Guttenberg, Denkmal, 27, 108. — 72, 304. — 79, 332.

H.

Haach, Maler, 92, 384.
Hackert, Phil., 62, 262.
Hadrian VI., Denkmal, 51, 218.
Häberlin, Architekt, Berlin, 13, 52.
Häfner, Maler, 44, 191.
Hähnel, Ernst, Bildh., 77, 324.
Hahn, Maler u. Lithogr., 85, 355. — 57, 364.
Haig, Kupferst., London, 13, 52. — 26, 102.
Haindl, Techniker, München, 21, 84.
Haldenwang, C., Kupferstecher, 61, 259.
Halen, van, Maler 82, 344.
Hall, Edw. Architekt, London, 48, 208.
Haller, von Hallerstein, Gelehrter, 84, 351.
Hallgren, Maler, 92.
Hallmann, Architekt, Hannover, 7, 27. — 69, 292. —
Hallmann, Maler, 92.
Hals, Franz, Maler, 85, 355.
Hamann, Architekt, Berlin, 7, 27.
Hamilton, Hugo, Maler, 92.
Hamilton, W. R., Schriftsteller, 71, 300.
Hammen-Houze, Maler, 60, 256.
Hammerskiöld, Schriftsteller, 90, 374.
Hand, Schriftsteller, 103, 426.
Hanfstängl., 57, 244. — 68, 288. — 87, 364.
Hanselaere, Maler, 92, 384.
Hannson, Maler, 44, 192.
Hanßsch, Maler, 95, 395.
Harding, G. P., Sammlung, 17, 68.
Harding, Maler, 76, 318.
Harding, J. D., Lithograph, 86, 358.
Hardorff, Maler, 95, 395.
Harper, Architekt, 45, 195.
Harring, Harro, 37, 159.
Hartemann, Architekt, Stockholm, 90.
Hartmann, Karl, Maler, 26, 103. — 82, 344.
Hase, Archäolog, Paris. 8, 32.
Hasenberger, Medailleur 73, 307.
Hasenclever, Maler, 95, 395.
Hasenpflug, Architekturmaler, 60, 256. — 88, 368. — 95, 395.
Haslinger, Architekt, 80, 335.
Hasselgren, Maler, 90, 374.
Hauer, Maler, 26, 103.
Haugk, von, Maler, 28, 111. — 44, 191.
Hauschild, 95, 395.
Haushofer, Maler, 23, 91. — 37, 159. — 41, 180.
Havell, Maler, 76, 318.
Hawks le Grice, 30, 119.
Haydon, Maler, 63, 267.
Hayes, Sammler, 20, 80.
Hayez, Maler, 20, 80. — 48, 208.
Hayter, George, Maler, 19, 76. — 24, 95. — 70, 296.
Hearne, Maler, 76.
Heath, Architekt, 50, 214.
Hedlinger, Medailleur, 36, 152.
Heem, de, Blumenmaler, 9, 36.
Heideck (Heidegger), 48, 206. — 52, 224. — 62, 262. — 66, 279. — 73, 308. — 87, 364. — 95, 396.
Heidecken, Maler, 90, 374.
Heideloff, C., Architekt, 13, 52. — 34, 140. — 41, 178. — 44, 192. — 89, 372.
Heim, Maler, 100, 415.
Heine, Denkmal, 96, 400.
Heinecke, Schriftsteller, 7, 27. — 14, 54. — 15, 59.
Heinel, Ph., 52, 224.
Heinlein, Maler, 23, 91. — 37, 159.
Heinzmann, Maler, 52, 224. — 95, 395.
Heister, Lithograph, 30, 119.
Heland, Maler u. Kupferstecher, 90, 374.
Helfreich, M., Maler, 73, 308.
Helfricht, F., Medailleur, 1, 3.
Heller, Schriftsteller, 15, 59. — 87, 364.
Helmle, Glasmaler, 49, 212.
Helst, van der, Maler, 16. — 61, 259. — 85, 355.
Hemerlein, Maler, 52, 224.
Hemling, Maler, 5, 20. — 9. — 13, 50. — 96, 400. — 104, 432.
Hempel, Maler, 91, 380.
Hennig, Maler, 95, 396.
Henning, A., Maler, Berlin, 33, 136.
Henriquet, 85, 356.
Henry, Architekt, 102, 424.
Hensel, Maler, 81, 340.
Herbé, Maler, 60, 255.
Herbst, Bildhauerin, 49, 212.
Herlin, Friedrich, Maler, 5, 19. — 14. — 92. — 100, 415.
Hermann, Karl, Maler, 57, 242. — 60, 256. — 71, 300. — 88, 368.
Hermanns Denkmal, 17, 68. — 34, 140. — 42, 184. — 61, 260. — 80, 335. — 89, 371.
Hermann, G., Gelehrter, 82.
Hermeysen, Maler, 62.
Herrlich, Ph., Maler, 41, 180.
Hertel, Sammlg., Nürnberg, 104, 432.
Herwegen, P., Kupferstecher, 65, 275.
Herwegen, Maler, 75, 316.
Hesse, Architekt, Berlin, 18, 72. — 59, 252.
Heß, Karl Ernst, Kupferstecher, München, 10, 39. — 61, 259.
Heß, Karl, Maler, 18, 72.
Heß, Heinrich, Maler, München, 20, 79. — 23. — 37, 159. — 56, 239. — 64. — 70, 296. — 86, 358.
Heß, Heinrich, Architekt, Weimar, 59, 252.
Heß, Peter, 73, 308. — 91, 380. — 95, 396. — 99, 412.
Hettersdorf, v., Sammler, 81, 340.
Heuß, Maler, 41, 180.
Heuvel, de, Maler, 87, 364.
Heydt, van der, 102, 424.
Hildebrandt, 60, 256. — 61, 259. — 62, 262. — 78, 327. — 85, 355.
Hildegardus, aus Köln, Maler, 102, 422.
Hilgers, C., Maler, 48, 208.
Hilleström, Maler, 90, 374.
Hillig, Sammler, 33, 135. — 60. — 61, 259.
Hiltensperger, G., Maler, 57, 243. — 70, 294. 295. 296. — 86, 358.
Hilton, Maler, 101, 420.
Hippel, v., Sammler, 33, 136.
Hirsching, Schriftsteller, 12. — 15, 59.
Hirt, Archäolog, 82, 342.
Hitzig, Architekt, Berlin,

Digitized by Google

13, 52. — 18, 72. — 61. — 61, 260.
Hobbemas, 104, 432.
Hodin, Maler, 41, 176.
Hörberg, Maler, 90.
Hofer, Denkmal, 80, 335.
Hoffmann, Maler, Stockholm, 90, 374.
Hoffmeister, Kupferstecher, 85, 355.
Hoffstadt, Fr., Schriftsteller, 32.
Hohe, Fr., Lithograph, 20, 80. — 23. — 57, 244. — 68, 288.
Holbein, 37, 157. 158. 159. — 41, 174. 177. — 77, 323. — 96, 400.
Hollar, W., Kupferstecher, 24, 95.
Holm, 62, 262.
Holmberg, Maler, 90, 374.
Holmbergson, Maler, 90, 374.
Holst, Maler, 26, 102.
Holstein, Maler, 69, 292.
Holstenius, Lucas, Denkmal, 51, 218.
Holzhausen, Denkmal, 65, 274.
Homer, 57.
Honigberger, Archäolog, 63, 152.
Honneck, Maler, 33, 136.
Hope, Banquier, Palast, 80, 336.
Hopfer, Daniel, Kupferstecher, 60, 254.
Hopfgarten, A., Maler, 41, 180. — 60, 256.
Hopfgarten, Bildgießer, Rom, 86, 360.
Horeau, Hect., Schriftsteller, 64, 272.
Horner, Maler, 34, 139.
Hornung, Maler, 61, 258.
Hosking, Architekt, 35, 144.
Hosse, Bildhauer, 40, 172.
Hostein, Maler, 80.
Houdetot, v., 41, 178.
Hove, van, Maler, 33, 136. — 41, 180. — 63, 267.
Hoyer, Wolf von, Bildhauer, 77, 324.
Hoyoll, Maler, 33, 136.
Hubert, Architekt, 91, 379.
Hübner, Maler, 33, 136. — 36, 152. — 50, 215. — 63. — 73. — 81, 340.
Hügot, Schriftsteller, Colmar, 15, 59.
Hüffener, Auguste, Malerin, Berlin, 2, 8.
Huet, Maler, 69, 292. — 80, 335. — 81, 340.
Hugg, B., Maler, 33, 136.
Hugo, Schriftsteller, Göttingen, 7, 27.
Hugo, A., Schriftsteller, Paris, 23, 92.
Huguenin, Bildhauer, 91, 380.
Hummel, Karl, Maler, 99, 412.
Husson, Bildh., 91, 380.
Huysman, Maler, 87, 364.
Huysum, van, Maler, 8, 32.

J.

Jackson, Keith A., Zeichner, 75, 316.
Jacobi, Techniker — 94.
Jacobs, Maler, Gotha, 33, 136. — 36, 152. — 41, 180. — 44, 192. — 87, 364.
Jacobs, Maler, Brüssel, 41, 180.
Jacobs, Jacob, Maler, Stettin, 60, 256.
Jacquand, Maler, 60, 255. — 61.
Jacquard, Maler, 47, 203.
Jacques, Bildhauer, 12, 48. — 43, 188.
Jacquevrart, Maler, 41, 176.
Jäger, Maler, München, 26, 103. — 56, 239.
Jahn, O., Schriftsteller, 85, 354.
Jalley, Bildhauer, 91, 380.
Janmot, Maler, 35, 146.
Jarenus, aus Soest, Maler, 100, 415. — 102, 422.
Jarvis, Glasmaler, 49, 27.
Jazet, Kupferstecher, Paris, 13, 51. — 24, 95. — 52, 223. — 64, 272.
Jentzen, Lithograph, 30, 119. — 85, 355.
Jesi, S., Kupferstecher, 19, 76.
Ihlen, Maler, 41, 179.
Imhof, Bildhauer, 62, 264.
Immermann, Carl, 13, 51.
Ingé, 79, 332.
Ingres, Maler, Paris, 1, 3. — 34. — 41, 178. 179. — 44, 190. 191. — 48, 207. — 52, 224. — 69, 292. — 73, 308. — 81, 340. — 100, 415.
Inton, Kupferstecher, 48, 207.
Inwood, Architekt, 35, 144. — 46. — 47.
Jobert, Malerin, 62, 263.
Jocelyn, Schriftsteller, 42, 184.
Johannot, Tony, Maler, 1, 4. — 61.
Johannot, Alfr., Maler, 2, 8.
Joinville, Denkmal, 89, 372.
Jollivard, Maler, 80.
Jollivet, Maler, 35, 147.
Jordaens, 37, 160.
Joseph, S., Bildhauer, 26, 104.
Joubert, Schriftsteller, 15, 59.
Jouffroy, Bildhauer, 91, 380.
Jouvenet, Jean, Maler, 21, 84.
Jouy, Maler, 35, 147.
Joyant, Maler, 17, 68.
Irton, Maler, 51, 219.
Isabelle, Architekt, 97, 404.
Isabey, Eug., 41, 180. — 60, 256. — 76, 318.
Isenring, 46, 200. — 54, 232. — 71, 300. — 74, 312.
Jubinal, Kupferstecher, 2, 8.
Jubinal, Achille, Schriftsteller, 29. 79.
Jugelet, Maler, 87, 364.
Juilleret, Malerin, 69, 292.
Julin, 90.
Jung, J. J., Maler, 37, 160.
Jungbluth, Maler, 87, 364.
Justus von Gent, Maler, 4, 16. — 13, 50.

K.

Kaiser, Maler, Weimar, 99, 412.
Kallenbach, Architekt, 31, 123. — 34, 140.
Kamienski, Chemiker, 46, 200.
Kantian, Bildh., 79, 332.
Karstens, 70, 294.
Kaselowski, Maler, 60, 256. — 100, 415.
Kaufmann, Angelica, 62, 262.
Kaufmann, Aug., Maler, 63, 267.
Kaulbach, W., Maler, München, 7, 27. — 28, 111. — 33, 134. — 50, 216. — 57, 242. — 61, 259. — 70, 296. — 77, 324. — 86, 358. — 91, 379. — 95, 396.
Keil, Sammler, 33, 135. — 60. — 61, 259.
Keller, Kupferstecher, 13, 52. — 72, 302.
Keller, J., Bildh., 13, 51.
Kellin, Maler, 87, 364.
Kellner, München, Maler, 26, 103. — 73, 308.
Kellner, Jac., Glasmaler, Nürnberg, 13, 51. — 77, 323. — 92, 383.
Kellner, Hermann, Sohn, 77, 323. — 87, 364. — 92, 383.
Kellner, Stephan, Sohn, 77, 323.
Kellner, Georg, Sohn, 77, 323.
Kephisodotos, Bildh., 1.
Kestner, Gelehrter, Rom, 7, 28.
Keur, Le, Kupferstecher, 37, 160. — 51, 219.
Keyser, de, Maler, 33. — 60, 256. — 77, 324. — 87, 363. — 91, 383. — 92, 384.
Kjelberg, Maler, 95, 395.
Kiellerup, Maler, 44, 191.
Kiening, Isaak, Maler, 104, 430.
Kjörboe, Maler, 92.
Kirchmayer, Bildhauer, 41, 179. — 44, 192. — 82, 344.
Kirchner, C., Maler, 23, 90. — 82, 344.
Kirner, Maler, 20, 80.
Kiß, Bildhauer, 26, 104. — 62, 264. — 70, 296. — 73, 307. — 84, 339.
Klein, Maler, 26, 103. — 77, 324.
Klein, J. A., Kupferstecher, 62, 262.

Digitized by Google

Klemm, G., Schriftsteller, 93, 388.
Klenze, von, Architekt, 18, 72. — 46, 198. — 55, 235. — 69. — 70, 294. — 71. — 78, 328. — 82, 342.
Klerk, de, Maler, 95, 395.
Klöber, 95, 396.
Klot, von, Bildhauer, 43, 188.
Knapp, Architekt, Stuttgart, 7, 27. — 91, 379.
Knaur, Maler, 95, 396.
Knaus, Th., Lithograph, 30, 119.
Knig, Aug., Maler, 87, 364.
Knight, Henry Gally, Architekt, 64, 272. — 81. — 101, 420.
Knoblauch, Architekt, Berlin, 13, 52. — 61, 260. — 88, 368.
Knolle, Fr., Kupferstecher, 78, 327.
Kobell, von, Maler, 62, 262. — 95, 396.
Kobell, Ferd., Kupferstecher, 62, 262.
Koch, Maler, München, 33, 136.
Kock, Landschafts-Maler, 62, 262.
Köbel, Maler, 23, 90. — 82, 344.
Kögl, Maler, 95, 395. — 99, 412.
Köhler, Maler, 33, 136. 36, 152. — 95, 396.
Koehne, Bernh., Schriftsteller, Berlin, 3, 12.
Koekoek, Maler, 48, 208. — 70, 296. — 102, 424.
König, Kupferstecher, Berlin, 2, 8.
König, Maler, 44, 191.
Körner, Maler, 92.
Köstein, von, 69, 292.
Kohler, 36.
Kohn, Bildgießer, 23.
Koken, Maler, 63, 267. — 73, 308.
Kolbe, Maler, 60, 256. — 62, 262. — 87, 364.
Kolbe, Kupferstecher, 86, 359.
Kopernikus, Denkmal, 89, 371.
Kopisch, A., Maler und Dichter, 24, 96. — 59, 251. 252.
Korneck, Maler, 95, 396.
Koß, Charles, Maler, 33, 136.
Kotsch, Maler, 87, 364.
Kraft, P., Maler, 90. 374.
Kraigher, von, Sammlung, 30, 119.
Kralewski, Thadd., Bildhauer, 72, 304.
Kramer, Maler, Berlin, 33, 136.
Kranzberger, Maler, 73, 308.
Kratochwila, Techniker, 22, 88. — 46, 200.
Krause, Maler, Rußland, 7, 28. — 60, 256.
Krause, Maler, Dresden, 95, 395.
Krafft, P., Maler, 92.
Kretschmar, Herm., Maler, Danzig, 7, 27. — 41, 180.
Kreul, Maler, 26, 103.
Kriesmeyer, Bildhauer, 34, 140. — 80, 335. — 86, 359.
Krüger, Prof., Maler, Berlin, 2, 8. — 59, 252.
Krüger, Kupferstecher, 68, 288.
Krusemann, Maler, 48, 208. — 62, 263.
Küchler, Maler, 41, 180.
Küchler, C., Kupferstecher, 85, 355.
Kühne, Gust., Schriftsteller, 101, 420.
Kuen, Schriftsteller, 8.
Kugler, Franz, Schriftsteller, Berlin, 7, 27. — 11. — 14. — 14, 54. 56. — 15, 59. — 16, 62. — 18, 72. — 20, 79. — 21. — 25, 100. — 37, 157. 159. — 38, 164. — 41, 177. — 47, 202. — 77, 323. — 80, 336. — 83, 348. — 86, 360. — 87, 362. — 93, 388. — 96, 399. — 97. — 98. — 99. — 103, 428.
Kukolnik, Schriftsteller, St. Petersburg, 14, 56.
Kummer, Robert, Maler, 33, 136. — 95, 395.
Kunz, C., Kupferstecher, 62, 262. — 95, 396.
Kunze, Maler, Prag, 87.
Kuppelwieser, Maler, 91, 380.

L.

Labhart, Maler, 34, 140.
Laborde, C. Alex. de, Schriftsteller, 23, 92.
Laborie, Architekt, Philippeville, 8, 32.
Labouère, Maler, 80, 334.
Laboureur, Bildhauer, 78. 326.
Labrousse, Architekt, Paris, 11, 43. — 97, 404.
Laby, Maler, 35, 147.
Lafayé, Maler, 60, 255.
Lafontaine, 2. — 3. — 4.
Lagrenée, Maler, 21, 84.
Lahyre, Laurent de, Maler, 21, 84.
Lamar, Archäolog, 37, 160.
Lamb, Architekt, 35, 144.
Lambert, Ed., Schriftsteller, 93, 388.
Lambruschini, 17, 67.
Lampe, Sammlung, 62, 262.
Lampi, Maler, 30, 119.
Lanci, C., Maler, 62, 263. — 100, 416.
Landgraf, M., Zeichner, Bamberg, 81, 340.
Landseer, Edw., Maler, 24, 95. — 26, 102. — 52, 224.
Landseer, Thom., Kupferstecher, 52, 224.
Lange, G., Maler, 33, 136. — 44, 191. — 87, 364.
Lange, F., Maler, 63, 267.
Lange, Graveur, München, 43, 188.
Lange, C., Lithograph, 85, 355.
Langer, v., Kupferstecher, 62, 262. — 95, 395. —
Langlé, Friedr., Schriftsteller, 30, 120.
Lanna, Bildhauer, 97, 403.
Lanneau, Bildh., 91, 380.
Lanzi, Schriftsteller, 5, 20. — 38. — 74. — 90, 375.
Lapeyrouse, Denkmal, 26, 104.
Lapito, A., Maler, 80.
Largillière, Nicolas, Maler, 21, 84. — 61, 260.
Lari, Ant., Maria, Architekt, 27, 107. — 30, 118.
Larivière, Maler, 47, 203.
Lasch, Maler, 95, 396.
Lasinio, Kupferstecher, 40, 170.
Lassaulx, von, Architekt, 15, 58.
Lassus, Architekt, 97, 404.
Lasteyrié, Schriftsteller, 78, 328.
Latour d'Auvergne, Denkmal, 52, 224.
Launitz, von, Bildhauer, Frankfurt, 12, 48. — 27, 108. — 48, 208. — 61, 260. — 72, 304.
Lauräus, Maler, 90, 374.
Laurens, Schriftsteller 37, 160.
Laurens, J. B., Maler, 40, 172. — 56, 240.
Laurent, P. Schriftsteller, 86, 359.
Lauvergne, Maler, 3, 12.
Laves, Architekt, 71, 299. — 80, 336.
Laviron, Gabriel, 48, 207.
Lawrence, Thom., Maler, 24, 95. — 56, 240.
Lazarini, Bildh., 98, 408.
Leblanc, P., 75, 316.
Leblanché, Schriftsteller, 101, 420.
Lebouis, Maler, 60, 255.
Lebrun, Sammlung, Paris, 8, 32.
Lebrun, Charles, Maler, 21, 83.
Lebschée, Maler, 62, 262.
Leclairc, Schriftsteller, 93, 388.
Leclerc, Architekt, 92, 384.
Lecoeur, Maler, 87, 364.
Lecomte, Emil, Kupferstecher, 48, 206. — 56, 240. — 64, 272. — 75, 316. — 85, 356. — 100, 416.
Ledebur, von, 72, 303.
Leeb, Bildhauer, 98, 408.
Leeds, W. H., Architekt, 46, 198.
Lefèvre, Claude, Maler, 21, 84. — 87, 364.
Leffler, Maler, 92.
Lefranc, Architekt, 72, 304.
Lehmann, Maler, Hamburg, 100, 415.
Leickart, Maler, 33, 136.
Leith, 51, 219.
Leitsch, W. L., Zeichner, 48, 207. — 100, 416.
Leleur, Maler, 62, 263. — 87, 364.
Lelewel, 78, 328.

Digitized by Google

Lemaire, Bildhauer, 35, 148. — 86, 360.
Lemaitre, Schriftst., 52.
Lemoine, François, Maler, 21, 84.
Lemoyne, A., Bildhauer, 51. — 59, 250. — 91, 380.
Lenain, Louis, Maler, Laon, 21. — 83.
Lenain, Antoine, Maler, 21, 83.
Lenoir, A., Architekt, 25, 100.
Lenormant, Ch., 30, 119. 120. — 48, 207. — 77, 324. — 85, 356.
Lenormand fils, 20, 79. — 56, 240.
Lentze, Maler, 92, 383.
Leon-Charles, Maler, 87, 364.
Léon-Noel, Maler, 62, 263.
Lepoitevin, Maler, 1, 4. — 60, 256. — 78, 328.
Leprince, Mde., Malerin, 20, 79.
Lepsius, 41, 179. — 64, 272. — 81. — 101, 420.
Lequien, Bildh., 90, 376.
Leroux, Kupferstecher, 26, 102.
Lescorné, Bildhauer, 72, 304.
Lessing, Maler, Düsseldorf, 15, 60. — 30, 119. — 33, 136. — 36, 152. — 41, 179. — 52, 224. — 61, 259. — 92, 383.
Lesueur, 19, 76. — 21, 83. — 79, 330. 331.
Letarouilly, P., 75, 316.
Lethière, Maler, 21, 84.
Letronne, Archaolog, Paris, 7, 27. — 14, 56. — 82. — 82, 342. 343. — 83. — 83, 347.
Leuchtweiß, Modelleur, 23.
Leullier, Maler, 47, 202.
Leuw, A. de, Maler, 60, 256.
Levade, Sammlung, 104, 432.
Leviel, Schriftsteller, 49.
Lewis, Kupferstecher, 24, 95. — 85, 356.
Lewis, John, Maler, 41, 178. — 76, 318.
Leybold, Kupferstecher, 24, 96.
Libay, J., Silberarbeiter, 22, 88.
Lichtenheld, Maler, 23, 90.
Liel, Sammlung, 50, 216.
Liepmann, Maler, 1, 4. — 23, 91. — 38, 163. — 48, 208.
Liesborner Meister, 101.
Lilliedahl, Maler, 90, 374.
Limnell, Malerin, 90, 374. — 92.
Lindau, Maler, 57, 244.
Linden, Edouard, Architekt, 81, 340.
Lindenschmidt, Wilh., Maler, 18, 72.
Linck, J. F., Schriftsteller, 69, 292.
Linkh, Archäolog, 48, 207.
Lippi, Filippino, Maler, 19, 74. — 31, 123. — 40, 170. — 52, 224.
Liszt, Virtuose, 80, 336.
Litta, Schriftst., 78, 326.
Liung, P., Ornamentbildhauer u. Maler, 90.
Livi, Francesco di Domenico, Maler, 31, 123.
Llata, Lithograph, 53, 228.
Lockhart, Dichter, 100, 416.
Löffler, Maler, 60, 256.
Löhrmann, 33, 135.
Löwen, Ludw. v., Maler, 9.
Löwenstein, Heinr., Maler, 30, 120. — 60, 256.
Lombardi, Alfonso, Maler, 30. — 30, 118. 119.
Londonderry, Sammlung, 26, 103.
Longa, Maler, 60, 255.
Longperier, Schriftsteller, 23, 92. — 38, 164.
Look, Architekt, 60, 256.
Loos, de, Maler, 61, 258.
Loos, G., Medailleur, 73, 307. — 99, 412.
Lorenz, Medailleur, 27, 108. — 99, 412.
Lorenzo, Maler, 38.
Lotsch, Bildhauer, 31.
Lottini, Gio. Franc., 42, 182.
Lotzbeck, v. A., Sammler, 82, 344.
Lotze, Maler, 23, 91. — 37, 159.
Loudon, Maler, 80.
Loudon, Architekt, 50.
Lucanus, Fr., 31, 123. — 63, 267. — 78, 327. — 81, 339.
Lucas von Leyden, 12, 46. — 13, 50. — 96, 400. — 102, 422.
Lucca, Herzog v., Sammlung, 50, 216.
Ludwig XVI. Statue, 17, 68.
Ludwig von Darmstadt, Monument, 61, 260.
Lüderitz, Kupferstecher, 19, 76. — 52, 223. — 61, 259. — 95, 396.
Lueger, Maler, 44, 192.
Lüttichau, von, Dresden, 41, 179.
Lugardon, Maler, 60, 255. — 95, 396.
Luini, Bernardino, 22, 87. — 79, 331. — 96, 400.
Lund, Maler, 92.
Lundberg, Bildh., 92, 382.
Lundgren, Maler, 92.
Lundquist, Maler, 92.
Lutz, Peter, Kupferstecher, 102, 424. — 103.
Lutzendorf, Maler, 52, 224.
Lynes, Herzog, 100, 415.

M.

Mabuse, Maler, 13. — 41, 177. — 102, 423.
Macklot, 95, 395.
Maclise, Maler, 26, 102.
Maddox, Architekt, 35, 144.
Madrazo, F. de, Maler, 63, 267.
Maes, Maler, 41, 180. — 95, 395.
Maggesi, Bildh., 93, 408.
Magnancourt, Sammlung, 38, 164.
Maillet, J. L., Bildhauer, 88, 368.
Maindron, Maler, 34. — 91, 380.
Maison, J., Maler, 35, 146.
Malaspina, 29.
Maldarelli, Maler, 82, 344.
Mallay, 48, 207.
Manara, Orti, Schriftsteller, 85, 356.
Mancel, G., Schriftsteller, 48, 207.
Mancinelli, Maler, 60, 256.
Mandel, Ed., Kupferstecher, Berlin, 2, 8. — 16. — 61, 259.
Mander, 11. — 13.
Manega, 85, 355.
Manfrin, Palast, 78, 328.
Manners, Architekt, 35, 142.
Mannlich, Schriftsteller, 14. — 15, 59.
Mantegna, 30, 118. — 50, 224. — 60, 254.
Marandon de Montyel, 72, 304.
Maratti, Carlo, Maler, 96, 400.
Marc-Anton, s. Raimondi.
Marchall, Schriftsteller, 96, 400.
Marchesi, Gio. de, Architekt, 29, 115. — 78, 326. — 80, 335.
Marchesi, Pomp., Bildhauer, 86, 359. — 96, 400.
Marchi, G., Maler, 30, 119.
Marchotti, Dom., Kupferstecher, 37, 160.
Marco, Maler, Wien, 19, 76.
Marco, Fr. Bart. di J., 50, 216.
Marcotte, Maler, Paris, 1, 3.
Maréchal, Glasmaler, 28, 112.
Marggraff, Rudolph, Schriftsteller, 41, 179. — 68.
Marilhat, Maler, 80, 334.
Marinus, Maler, 78, 364.
Marko, Maler, 44, 191.
Marmora, della, Archäolog, 52.
Marochetti, Bildhauer, 26, 104. — 52, 224. — 72, 304.
Marquin, Maler, 35, 147.
Marr, Maler, 23, 90. — 52, 224.
Marschall, Chr., Maler, 45, 196.
Martens, Maler, 18, 72. — 63.
Marterstein, Maler, 95, 396. — 99, 412.
Martin, J., Maler, London, 26, 103.
Martin, aus Köln, Maler, 31, 123.
Martin, Kupferstecher, Schwede, 90.
Martin, Arthur, Schriftsteller, 85, 356.

Digitized by Google

Martin, Chemiker, 46, 200.
Martinet, Kupferstecher, Paris, 19, 76.
Martini, Simon, Maler, 31, 122.
Martino, Simone di, Maler, 41, 176.
Martius, 66, 279.
Martini, Joh. Georg, Kupferstecher, Rudolstadt, 23, 91.
Masaccio, 31, 123. — 40, 170. — 52, 224.
Masetti, Schriftsteller, 79, 331.
Maslatrie, Schriftsteller, 23, 92.
Masolino, 31, 123.
Mason, Sammler, 29, 115. — 36, 152. —
Masseliez, Bildhauer, 90.
Massen, Hans, Denkmal, 66, 278.
Massimo, 60, 256.
Massini, Maler, 34, 136.
Masson, Kupferstecher, 68, 287.
Matham, Kupferstecher, 10, 40.
Mauch, Ed., Architekt, 13, 52. — 34, 140. —89, 372.
Maulbertsch, 62, 262.
Max, Bildhauer, 80, 335.
Maximilian, Denkmal, 55, 235.
Mayer, von, Maler, 60, 255. — 62, 263. — 73, 308.
Mayerhofer, Silberarbeiter, 35, 148.
Mayr, Maler, 98, 408.
Mazel, 41, 178.
Mazuy, M. A., Schriftsteller, 20, 80.
Mazzolino, Maler, 40, 170.
Mechel, von, 102, 423.
Meckenen, Isr. v., Maler, 14, 54. — 60.
Mège, du, 78, 328.
Meissonier, Maler, 61, 258.
Meister, Gebrüder, Maler, 92, 383.
Melana, C., Architekt, 78, 326.
Melchiorri, Gelehrter, Rom, 7, 28.
Melem, Joh., von, Maler, 102, 423. — 103, 426.
Mellan, Claude, Kupferstecher, 68, 287.
Memling, Joh., auch Hemling, Maler, 5, 20. — 9. — 13, 50. — 96, 400. — 104, 432.
Memmi, Lippo, Maler, 31, 123.
Menard, Maler, 35, 146.
Mengelberg, Maler, 52, 224.
Mengs, 79, 330.
Mercadier, Maler, 100, 415.
Mercey, Maler, 80.
Mercier, Bildh., 91, 380.
Mercuri, Kupferstecher, 68, 287.
Mérimée, 59. — 59, 250.
Mertens, Franz, Architekt, 60, 255.
Merz, Kupferstecher, 19, 76. 23, 91.
Messys, Quentin, 88, 368.
Metsu, 61, 258. — 68, 288.
Metternich, 16, 62. — 33, 136. — 84, 351.
Meyer, Maler, 60, 256.
Metzinger, Maler, 23, 91.
Metzler, von, Sammler, Frankfurt, 1, 4. — 16. — 57, 244.
Metzu, Maler, 104, 432.
Meyer, Architekt, Wien, 11, 43.
Meyer, C., Maler, Rom, 41, 180. — 59, 251.
Meyer, Carl, Schriftsteller, 39.
Meyer, O., Maler, 60, 256.
Meyer, Bildhauer, 96, 400.
Micali, Archäolog, 77, 324.
Michaelson, Bildhauer, 92, 382.
Michel, Schriftsteller, 86, 359.
Michiels, Alfred, Schriftsteller, 37.
Micon, Maler, 82, 342.
Middleton, Maler, 26, 102.
Mieris, Franz, Maler, 1, 4. — 23, 91. — 61, 258. — 96, 400.
Mierevelt, Maler, 9, 36.
Miesinger, 36, 151.
Migliara, 78, 326.
Mignard, Maler. 9, 36. — 21, 83. — 61, 259. — 88, 368.
Milanesi, C., Schriftsteller, 79, 331.
Milde, Maler, 25, 100. — 28, 112.
Minardi, 79, 330. — 92, 384.
Mino, Maler, 31, 122.
Minutoli, Sammlung, 50, 216.
Minutti, Sammlung, 50, 216.
Mitchel, Gelehrter, 101, 419.
Möller, Karl, Bildhauer, 48, 208.
Mörner, Hjalmar, Maler, 90, 374.
Mohr, Maler, 63, 267.
Moine, Antonin, Bildhauer, 90, 376.
Moisy, père, Schriftsteller, 30, 120.
Molcheneit, Bildhauer, 91, 380.
Molière, Denkmal, 72, 304.
Mollari, Ant., Architekt, 17, 66. 67.
Moller, Architekt, Darmstadt, 10, 40.
Moncony, Schriftsteller, 104, 431.
Mondan, Maler, 35, 147.
Monnier, D., Schriftsteller, 65, 276.
Monnier, Maler, 3, 12.
Monson, Sammler, 102, 424.
Montauto, Lor. v., 27, 106.
Montelupo, Bartolomeo di Giovanni, Bildhauer, 31, 123.
Montelupo, Raffael von, Bildhauer, 29, 115. — 43, 187.
Monten, Maler, 18, 72.
Montor, Art. de, Litterat, 92, 384.
Montorsoli, Giov. Angelo, Bildhauer, 30.
Monvoisin, Maler, 35, 147.
Montpel, Marandon de, Maler, 80, 335.
Moermann, Maler, 95, 395.
Moine, le, Maler, Schwede, 92.
Moore, Zeichner, 48, 207.
Morales, Maler, 88, 368.
Moratschinski, Maler, 82, 344.
More, Antonio, Maler, 17, 68.
Moreau, Maler u. Architekt, Wien, 3, 12.
Morel, Schriftsteller, 30, 120.
Moretto, Maler, 79, 330.
Morgenstern, Maler, Frankfurt, 41, 179. — 62, 262. 264.
Morghen, Raffael, 104, 432.
Morghen, 61, 260.
Morrison, Archaolog, 64, 272.
Moschino, Bildhauer, 43, 186. 187.
Morstadt, Zeichner, 100, 416.
Most, Maler, 60, 256.
Moucheron, Maler, 96, 400.
Mozart, Standbild, 51, 220. — 62, 264. — 64, 270.
Mozin, Maler, 60, 256.
Mücke, Maler, 95, 396.
Müller, Ottfr., Archäolog, Göttingen, 7, 27. — 61, 260. — 82, 342. — 97. — 98, 406. 407.
Müller, Carl, Techniker, Braunschweig, 83, 348.
Müller, Charles, Maler, Paris, 47, 203.
Müller, Mich. Fr. Jos., Schriftsteller, 16, 62.
Müller, M., Maler, München, 20, 80. — 23. — 44, 191. — 73, 308. — 99, 412.
Müller, Fr., Maler, Schweizer, 34, 139. — 95, 395. 396.
Müller, Jos., Archäolog, 37, 160.
Müller, Joh. Gottbard v., Kupferstecher, 61, 259.
Müller, Friedrich, Kupferstecher, 61, 259. — 78, 327. — 103, 426.
Müller, Wilh., Kupferstecher, Weimar, 42.
Müller, F., Bildhauer, Meiningen, 90, 360.
Münster, Georg, 89, 372.
Murillo, 1, 4. — 8, 32. — 16. — 19. — 20, 80. — 42, 184. — 63, 268. — 85, 355. 356.
Murray, J. G., Kupferstecher, 24, 95.
Mutina, Thom. v., Maler, 87.

Digitized by Google

N.

Nagler, von, Sammlung, 50, 216.
Naigeon, Maler, 62, 263.
Napoleon, Statue, 26, 104. — 89, 371.
Napoleon, Medaille, 36, 150.
Napoleon, Grabmal, 43, 188. — 97, 404.
Napoleon, Säule, 43, 187.
Nash, Architekt, 35, 142.
Natterer, Gebr., Techniker, 38, 163. — 46, 200. — 83, 344.
Neefs, 96, 400.
Neer, Eglon van der, Maler, 68, 288.
Neher, V., Maler, 42. — 95, 395. — 99, 411. 412. — 102, 424.
Neher, M., Architekt, 82, 344.
Nelson, Denkmal, 43, 188.
Nenci, Fr., Maler, 79, 331.
Neriy, F., Maler, 60, 256. — 73.
Neroulos, Rizo, Archäolog, 71, 300.
Netscher, Maler, 1, 4. — 61, 258.
Neumann, 66, 279.
Neureuther, Maler, 20, 79. — 23, 91. — 37, 159. — 58. — 62, 262.
Neuß, J. J., Stempelschneider, 81, 340.
Newenham, Maler, 87, 364.
Newton, Will., Maler, 45, 196. — 46, 200.
Newton, Techniker, 76, 318.
Nicholson, Maler, 76.
Nicolai, Architekt, 16, 63.
Nicolaus, Maler, 31, 123.
Niebuhr, Grabmal, 51, 220. — 61, 260. — 83, 348.
Niederöst, Graveur, 99, 412.
Niemann, Maler, 60, 256.
Niépce, Schriftsteller, 101, 420.
Nieuwenhuys, Kunsthändler, 101, 420.
Nikomachus, Maler, 83, 346.
Nivo, de, Maler, 52, 224.
Nizzolli, Amalie, Schriftstellerin, 86, 359.
Nobile, Architekt, 62, 264.
Nordheim, A. von, Maler, 48, 208.
Normand, A., Kupferstecher, 2, 8.
Normann, Rudolph von, Maler, 13, 52.
Nostitz, Erwin von, 80, 335.
Novelli, Pietro, Maler, 34, 139.
Nyström, Architekt, 92, 382.

O.

Obasson, Maler, 60, 255.
Odebrecht, Archäolog, 72, 303.
Odescalchi, 74, 312.
Odier, Maler, 1, 4. — 47, 203.
Oeblenschläger, Schriftsteller, 54.
Oelschey, Kupferstecher, 85, 355.
Oesterley, Maler, 33, 136. — 87, 364.
Oestreich, Andr. von, Denkmal, 51, 218.
Oer, Theod. van, Maler, 95, 396.
Olfers, von, 41, 180. — 86, 360.
Olivier, Ferd. von, Maler, 30, 120. — 37, 159. — 48, 208.
Olmütz, Wenzel v., Maler, 14, 54.
Ommeganck, Maler, 63, 268.
Oosterhout, Maler, 60, 256.
Oppenheim, Maler, 41, 180.
Orcagna, 32, 127.
Orleans, Jungfr. von, Statue, 61, 260.
Orleans, Marie von, Bildhauerin, 1, 4.
Orsel, Maler, Paris, 13, 51.
Os, van, Maler, 41, 180.
Osann, Würzburg, 82, 344.
Ossat, d', Denkmal, 51, 218.
Ostade, Adrian von, 8, 32. — 61, 258. — 62. — 96, 400.
Ottmann, A., Maler, 33, 136.
Ottmer, Architekt, 48, 208.
Ouvrié, J., Maler, 17, 68. — 87, 364.
Ouwater, Alb. v., Maler, Harlem, 10, 39. — 13, 50.
Overbeck, Fr., Maler, 13, 52. — 15, 60. — 17, 66. — 33. — 36, 150. — 41, 179. — 48, 208. — 61, 259. 260. — 72, 302. — 82, 344. — 86, 360.

P.

Paccard, Alexis, Architekt, 88, 368.
Pacchiarotto, Jacopo, Maler, 30.
Pacioli, Fra Luca, 30.
Padovano, Gir. Campagnola, Schriftsteller, 36.
Padua, Justus von, Maler, 36.
Padua, Johann, von, 36.
Padua, Antonio von, 36.
Pagliarini, Maler, 99, 412.
Palladio, 42, 182. — 43, 187.
Palm, 90, 374.
Palma, Maler, 16.
Palme, Maler, München, 56, 239.
Palmer, E., Kupferstecher, 28, 112.
Palmstedt, Architekt, 90.
Palmstruck, Maler, 90, 374.
Pampaleoni, L., Bildhauer, Florenz, 12, 48. — 86, 359.
Panänus, Maler, 83, 347.
Panckoucke, Sammlung, 48, 207.
Panofka, Archäolog, 84. — 85, 356. — 86, 360.
Panfellinos, Maler, 14, 56.
Pasch, J., Maler, 90.
Passavant, J. D., Schriftsteller, Frankfurt, 3. — 40, 171. — 41. — 59, 257. — 87.
Passini, Kupferstecher, 16, 63.
Patel, Maler, Vater u. Sohn, 21, 84.
Pauli, Jacobus, 38. — 38, 162.
Pausanias, 82. — 82, 343. — 83, 346.
Pausias, Maler, 83, 346. 347.
Peignot, H., Schriftsteller, Dijon, 3, 12.
Pelori, Giov. Bat., 27, 107.
Pellegrini, Architekt, 43, 187.
Penecz, Georg, Kupferstecher, 60, 254.
Perfetti, Kupferstecher, Florenz, 19, 76.
Perger, Sigismund von, 65, 276.
Perint, Maler, 62, 263.
Perikles, 82.
Perleberg, Maler, 87, 364.
Pernot, Bildh., 89, 372.
Perour, J. N., Maler, 33, 136.
Perrin, Maler, Paris, 13, 51.
Perrot, J. T. A., Maler u. Schriftsteller, 23, 92. — 60, 256. — 86, 360. — 102, 424.
Persius, Architekt, 69, 292.
Perugino, Maler, 1, 4. — 8, 32. — 9, 36. — 19, 76. — 28. — 30, 118. — 50, 216. — 52, 224.
Peruzzi, Baldassar, 27, 107. — 31, 122. 123. — 51, 218.
Peschel, Maler, 68, 288. — 95, 396.
Petersen, Bildhauer, 49, 212.
Petit, Graveur, 43, 188.
Petit-Radel, L. E. F., Schriftsteller, 56, 240.
Petzl, Jos., Maler, 41, 180.
Petzval, Jos., Techniker, Wien, 14, 55. — 46, 200.
Peuker, Sammlung, 50, 216.
Pfeiffer, Medailleur, 36, 152.
Pfennig, D., Maler, a. 1419. — 103, 428.
Pflugfelder, Kupferstecher, 61, 259.
Pfnorr, Formschneider, Berlin, 14, 55.
Pfyffer, Casimir, Denkmunze, 91, 380.
Phidias, 33, 131. — 41, 175.
Philippe, A., Maler, 35, 146. — 47, 203.
Philipps, Maler, 66, 280.
Pierini, Maler, 31, 122.

Digitized by Google

Pietro Guglielmo, gen. Marcilla, Maler, 31, 123.
Pietrowsky, Maler, 95, 396. — 100, 416.
Pilage, la, 78. 328.
Pillet, Uebersetzer, 93, 388.
Pilo, Maler, 90.
Pinchon, Maler, 61, 258.
Pinelli, San Giorgio, Schriftsteller, 93, 388.
Pingret, Maler, 62, 263.
Piombini, Sammlung, s. Sora.
Piombo, Seb. del, Maler, 16. — 29. — 42, 183. — 50, 216. — 60, 256. — 70, 294. — 79, 330.
Pipenhagen, Maler, 103, 428.
Pisani, Nicolaus, Bildhauer, 33, 132. — 69, 290.
Pistolesi, Schriftsteller, 79, 331.
Pistorius, 60, 256. — 95, 395.
Pizzati, Archäolog, 104, 432.
Pläschke, Maler, 60, 256.
Plagemann, Maler, 92.
Plinius, 83, 347.
Plüddemann, Maler, 33, 136. — 41, 180.
Podesti, 78, 326. — 88, 368.
Poerson, Ch. François, Denkmal, 51, 218.
Poggini, Goldschmied, 30.
Polack, Maler, 41, 180. — 61, 259.
Poletti, L., Architekt, 17, 66. 67.
Polewoi, Schriftsteller, St. Petersburg, 14, 56.
Pollaiuolo, Simone del, gen. Cornaca, 28. — 31, 123.
Politi, Maler, 77, 324.
Polygnot, Maler, 82, 342. — 83, 346. 347. — 86.
Ponzano, Bildhauer, 34, 139.
Pool, van der, Maler, 96, 400.
Poppel, Kupferstecher, 52, 223.
Pordenone, Maler, 61, 259.
Porta, Giacomo della, Architekt, 43, 187.
Porten, van der, Maler, 41, 180.
Portinari, Fulco, 40, 171.
Pose, Maler, 36, 152.
Potier, Schriftsteller, 101, 420.
Pourbus, Franz, Sohn, Maler, 21, 83.
Poussin, 16. — 19, 74. — 21, 84. — 48, 206. — 50, 216. — 57. — 79, 331. — 89, 372.
Pozzi, Bildhauer, Florenz, 12, 48. — 86, 359.
Pradier, Bildhauer, 72, 304. — 90, 376.
Praxiteles, Bildhauer, 1. — 41, 175.
Préault, Maler, 34.
Prekeuthner, Bildhauer, Wien, 12, 48.
Preller, Maler, 99, 412.
Prestel, 41, 179.
Preußen, König von, Medaille, 27, 108. — Denkmal, 43, 187. — 61, 260. — 80, 335.
Preußen, Prinz von, Medaille, 27, 108.
Preussen, Karl von, Sammlung, 50, 216.
Pridour, A., Kupferstecher, 37, 159.
Prieur, P., Archäolog, 78, 328.
Primaticcio, Maler, 21, 83. — 43, 187. — 76, 320.
Prinsep, Schriftsteller, 36, 152.
Pronay, Istvan v., Maler, 57, 242.
Prout, Zeichner, 30, 119.
Prudhol, Archäolog, 64, 271.
Prüdhon, Zeichner, 17, 68. — 21, 84.
Prunner, Maler, 33, 136.
Przemysl, Denkmal, 80, 335.
Puccini, Schriftsteller, 5, 20.
Pugin, Welby, Architekt, 35. — 45, 195. — 46.
Pugin, A., d. Vater, Architekt, 45, 195. — 46, 198. — 65, 275.
Pujol, Abel de, Maler, 90, 376.
Pujol, Ed., Schriftsteller, 86, 359.
Pulian, Architektur-Maler, 60, 256.
Pulteney, Malcolm, Denkmal, 89, 371.
Puttrich, Schriftsteller, 14, 54.

Q.

Quaglio, Sim., Maler, 41, 180. — 52, 224. — 62, 262. — 81.
Quandt, von, Schriftsteller, 14, 54. — 15, 59. — 68, 288.
Quast, v., Architekt, Berlin, 13, 52. — 25, 100. — 40. — 40, 170. 171. — 47. — 47, 202.
Quaranta, Bernardino, 77, 324.
Quercino, 16.
Qvarnström, Bildhauer, 92, 382.

R.

Raabe, Jos., Maler, 77, 323.
Rabenau, Engel von der, Maler, 41, 180.
Raczinsky, 25, 100. — 37, 157. — 50, 216. — 55, 235. — 61, 259. — 62, 264. — 73, 308. — 91, 379. — 92, 383.
Radziwill, Anton, 84, 351.
Raffael, 6, 22. — 8, 32. — 13. — 13, 51. 52. — 16. — 16, 62. — 19. — 19, 76. — 22, 86. — 23, 91. — 24, 95. 96. — 26, 102. — 28, 111. — 29. — 30, 119. — 31. — 33, 133. — 37, 159. — 40, 170. — 41, 177. — 44, 190. — 45, 196. — 50, 216. — 51, 219. — 52, 223. 224. — 53, 226. — 61, 259. — 63, 267. — 76, 320. — 77, 323. — 78, 328. — 79, 330. — 85, 355. — 88, 368. — 92, 384. — 93, 95. — 96. — 103.
Rafn, Archäolog, 21, 84.
Raggi, Bildhauer, 90, 376. — 91, 380.
Rahl, Kupferstecher, 61, 259.
Raimondi, Marc Antoine, Kupferstecher, 24, 95. — 60, 254.
Raiser, Archäolog, 14, 55.
Rambour, Joh. Anton, Schriftsteller, 16, 62. — 61, 260. — 88, 368.
Rambour, Sammlung, 96, 399.
Rambuteau, v., 41, 178.
Ramenghi, Bern., Maler, 79, 331.
Ramenghi, Bartolommeo, Maler, gen. il Bagnacavallo, 103. — 103, 426.
Rammelmeyer, Bildh., 34, 140.
Ramey, Luc. von, Bildhauer, 91, 380.
Rangobi, Rizo, Gelehrter, 71, 300.
Raoul-Rochette, 30, 120.
Rathgeber, Archäolog, Gotha, 7, 27. 28. — 85.
Rauch, Bildhauer, Berlin, 13, 51. — 51, 220. — 55, 235. — 59, 252. — 61, 260. — 73, 307. — 77, 324. — 87, 364.
Rauch, F., Maler u. Lithograph, Wien, 3, 12.
Raverat, Maler, 90, 376.
Redaway, Kupferstecher, 48, 207.
Redlingen, Medailleur, 90, 374.
Regensdorff, C., 24, 96.
Reich, Bildhauer, 91, 379.
Reimer, Sammlung, 50, 216.
Reimers, Bildhauer, 35, 148.
Reinagle, Maler, 76, 318.
Reinbeck, von, 69, 292.
Reindel, Kupferstecher, Berlin, 13, 51. — 61, 259.
Reindel, A., Nürnberg, 41, 180. — 86, 364.
Reinhardt, W., Maler, 73, 308. — 95, 396.
Reinhardt, Maler, Hof, 85, 355.
Reinhart, Kupferstecher, 62, 262.
Rembrandt, 1, 4. — 13, 50. — 13, 51. — 19, 74. — 37, 160. — 61, 258. 260.
Remond, Maler, 80, 334. — 100, 415. —
Remy, Maler, 81, 340.
Reni, Guido, 8, 32. — 16. — 21, 83. — 43, 187. — 50, 216. — 52, 223. — 63, 268. — 68, 287. — 75, 315. — 79, 330. — 96, 400.
Renout, Maler, 87, 364.
Renouvier, Schriftsteller, 40, 172. — 93, 388.

Digitized by Google

Menzel, Maler, 95, 396.
Repton, Architekt, 35, 142.
Rethel, Zeichner, 28, 112. — 52, 224.
Retzsch, Maler, 62, 262.
Reumont, Alfr., Schriftsteller, 17, 67. — 43, 187. — 51, 218. — 59, 251.
Revoil, Pierre, Maler, 60, 255.
Reynolds, Joshua, 26, 103. — 57, 244.
Rhigetti, Schriftsteller, 79, 331.
Rhoden, Fr. von, Maler, 99, 412.
Ribera, Maler, 1, 4.
Richa, Schriftsteller, 59, 251.
Richard, Louis, Gießer, 18, 72. — 91, 380. — 99, 411.
Richardson, Schriftsteller, 100, 416.
Richomme, Kupferstecher, 19, 76. — 24, 95.
Richter, Jean Paul, 98, 407.
Richter, Maler, Düsseldorf, 33, 136. — 63, 267. — 76, 318. — 95, 395.
Richter, Ludwig, Zeichner, 54, 231.
Rickmann, Architekt, 46, 198.
Ricois, Maler, 80.
Ridinger, Maler, 62.
Riedel, Maler, Rom, 37, 159. — 41, 180. — 52, 224. — 60, 256. — 95, 396. — 99, 412.
Riedel, Archäolog, Berlin, 72, 303.
Rietschel, Bildhauer, 62, 264. — 77, 324. — 90, 376.
Rigaud, Hyacinthe, Maler, 21, 84. — 61, 259. 260.
Rigo, Heinrich, 31, 123.
Ringdahl, Maler, 92.
Rioult, Maler, 60, 255.
Rist, Maler, 35, 147.
Ritchie, Leitch, Architekt, 50, 214.
Ritter, Maler, 33, 136. — 92, 383. — 95, 395.
Ritter, J., Schriftsteller, 39.
Rittner, Paris, 15, 60.
Rivarola, 17, 67.
Robbia, Andrea della, 28.
Robert, Leopold, Maler, 1, 4. — 21, 84. — 60, 256. — 95, 396. — 102, 424.
Robert, A., Maler, 80.
Robert, Sammlung, 104, 432.
Robert, geb. Tassaert, Sammlung, 104, 432.
Roberts, Maler, 35, 144. — 63, 267. — 100, 416.
Robins, Maler, 72, 304.
Robson, Maler, 76, 318.
Rocca, della, Sammlung, 85, 355.
Rocco, Maler, 60, 256.
Roch, Maler, 60, 256.
Rochette, Raoul, 82. — 83. — 85, 354.
Röckel, Wilh., Glasmaler, 57, 243.
Röhl, Maler, 92.
Roehn, Chr., Schriftsteller, 23, 92. — 62, 263.
Röhn, A., Maler, 87, 364.
Roelandts, Architekt, 92, 384.
Rösch, von, Architekt, 23, 92.
Roese, de Cauwer, Maler, 87, 364.
Rösl, Hofbuchdruckerei, München, 28, 112.
Rösner, Architekt, 89, 372.
Roger, Maler, Paris, 1, 3. — 13, 51.
Rohrbach, Lithograph, 100, 416.
Rolin, Schriftsteller, 86, 359.
Rolls, Kupferstecher, London, 19, 76.
Romano, Giulio, 30, 118. 119. — 60, 254. — 75, 315. — 103.
Romans, Bildh., 90, 376.
Rommy, Maler, 87, 364.
Roos, Maler, 61.
Roos, J. M., d. Jüngere, 62.
Roosenboom, Maler, 87, 364.
Roqueplan, C., Maler, 34. — 41, 180. — 60, 256.
Rosaspina, Kupferstecher, 19, 76.
Roscoë, T., Schriftsteller, 50, 214.
Roselli, Cosimo, 28.
Rosenthal, C. A., Schriftsteller, 38, 164.
Rosette, Schriftst., 14. 56.
Rosini, Giov., Schriftsteller u. Maler, 19, 76. — 31, 123.
Roß, W. C., Maler, London, 1, 4. — 82. — 82, 342. 343.
Rossellini, 64, 271.
Rossi, Vincenzo, Bildhauer, 43, 187.
Rosso, Maler, 21, 83. — 76, 320.
Rost, Schriftsteller, 7, 27.
Rotenhammer, 96, 400.
Rothwell, Maler, 26, 102.
Rotteck, Denkmal, 10, 40. — 36, 151.
Rottmann, Maler, 24, 96. — 33, 136. — 41, 180 — 60, 256.
Rousseau, Maler, 34.
Rour, d. Aeltere, Architekt, 23, 92.
Rover, Bildhauer, 81, 339.
Ruben, Maler, München, 7, 27. — 44, 192. — 48, 208. — 64.
Rubens, 6, 23. — 8, 32. — 9, 36. — 13, 52. — 26, 102. — 28, 111. — 29, 116. — 37, 160. — 44, 190. — 42, 224. — 63, 268. — 79, 330. — 82, 344. — 85, 356. — 88, 368. — 96, 400. — 98, 408.
Rude, Bildhauer, 34. — 90, 376.
Rudolph v. Habsburg, Denkmal, 98, 408.
Rühl, von, Sammlung, 50, 216.
Rusini, 78.
Rugendas, Moritz, Maler, 7, 28. — 24, 96. — 29, 115. — 62.
Ruhl, Maler, Kassel, 88, 368.
Ruisdael, 104, 432.
Ruiten, Maler, 60, 256.
Rumohr, von, 40. — 93, 388. — 101, 420.
Rundt, Maler, Königsberg, 8, 32. — 34, 139.
Runge, Architekt, Berlin, 13, 52.
Ruperti, G. F. F., Archäolog, 86, 359.
Rupp, Architekt, 89, 372.
Rustici, Giov. Fr., Bildhauer, 30.
Rustige, Maler, 41, 180. — 71, 300. — 95, 396.
Ruysdael, 8, 32. — 90, 374.
Rupter, de, Denkmal, 81, 339. — 89, 371.
Rydingsvard, Maler, 90, 374.
Ryk, Maler, 95, 395.

S.

Sabatelli, C., Zeichner, 20, 80.
Sachs, Hans, Statue, 58, 246.
Sachse, 61, 260.
Saint-Ange Chasselat, Maler, 62, 263.
Saint-Hubert Théroulde, Archäolog, 24, 96.
Salghetti, Maler, 88, 368.
Salmson, Maler, 92.
Salome, Maler, 52, 224.
Salomon, C., Schriftsteller, 75, 316.
Salter-Livesey, Techniker, 38, 163.
Salvator Rosa, 8, 32. — 16. — 47, 203.
Salvin, Architekt, 35, 142.
Salzenberg, Architekt, Berlin, 13, 52.
Sammet-Breughel, Maler, 9, 36.
Sammuelian, Maler, 92.
Sandberg, Maler, 90. — 91.
Sandby, Paul, Maler, 76.
Sande, van den, Maler, 95, 395.
Sandrart, Schriftsteller, 14, 54. — 15, 59. — 104, 431.
Sands, Kupferstecher, 48, 207. — 51, 219. — 100, 416.
Santarelli, Emilio, Bildhauer, Florenz, 12, 48.
Sarazin de Belmont, Malerin, 34, 139.
Sarnezki, Gelehrter, 101, 419.
Sarto, Andrea del, 1, 4. — 8, 32. — 50, 216. — 67, 284. — 86, 359. — 88, 368.
Sassoferrato, Maler, 23. — 26, 102. — 85, 356.
Saulcy, F. de, 75, 316.
Saulnier, Anatole, Schriftsteller, 30, 120. — 76, 320.
Saulcey, F. v., Schriftsteller, 3, 12.
Sauffaye, de la, Schriftsteller, 30, 119.

Digitized by Google

Santer, Bildgießer, 73, 307.
Savage, James, Architekt, 50, 215.
Savino, Andreo S., Bildhauer, 30.
Scamozzi, Vinc., 43, 187.
Schadow, Gottfr., Berlin, 16, 63. — 85, 356. — 88, 368.
Schadow, W., Düsseldorf, 36, 152. — 45, 196. — 56. — 63. — 102, 424.
Schadow, Architekt, Berlin, 13, 52. — 72, 304.
Schaffner, Martin, 12. — 14.
Schall, Maler, 33, 136. — 41, 180.
Schaller, Ed., Maler, Wien, 12, 48.
Schaller, Bildhauer, 35, 148. — 98, 408.
Schamp d'Avescoot, Sammlung, 29, 116.
Schariach, Maler, 33, 136.
Schaubert, Architekt, 47, 202.
Scheele, Maler, 92, 382.
Scheerer, 81, 340.
Scheffer, A., Maler, 34. — 44, 190. — 59. — 59, 250. — 76, 318.
Scheffer, Henry, Maler, 35, 145. — 92, 384.
Scheftlmayer, Maler, 73, 308.
Schelfhout, Maler, 41, 180. — 70, 296.
Schelling, 66, 279.
Schendel, von, Maler, 41, 180. — 101.
Scheppig, Architekt, Berlin, 13, 52.
Scherer, Glasmaler, 23, 91. — 63, 267.
Scherr, Th., Denkmünze, 91, 380.
Schertle, Lithograph, 30, 119.
Scheuchzer, Maler, 18, 72. — 52, 224.
Scheuren, Maler, Düsseldorf, 1, 4. — 36, 152. — 60, 256.
Schiavoni, Maler, 77, 324. — 81, 340. — 95, 395.
Schidone, Maler, 8, 32.
Schierig, Architekt, 62, 264.
Schievelbein, Bildhauer, 95, 395.
Schiller, von, Maler, 23, 91. — 44, 191. — 64, 270.
Schiller, von, Statue, 77, 244. — 89, 372.
Schindler, Maler, 30, 119.
Schinkel, Architekt, Berlin, 2, 8. — 7, 27. — 26, 103. — 41, 179. — 42. — 46, 198. — 70, 296. — 73, 308. — 77, 323. — 90, 376. — 96, 400. — 102, 423.
Schirmer, Maler, Düsseldorf, 36, 152. — 41, 179.
Schlee, C., Maler, 33, 136.
Schleich, C., Maler, 23, 91. — 33, 136. — 44, 192.
Schleisner, Maler, 73, 308.
Schletter, Sammler, Leipzig, 1, 4.
Schlick, Architekt, 16, 63. — 33, 135.
Schmeller, Maler, 94, 391.
Schmelzer, Schriftsteller, 102, 424.
Schmidt, Maler, Aachen, 28, 112.
Schmidt, Maler, Dortrecht, 87, 364.
Schmidt, Maler, Bamberg, 41, 180.
Schmidt, Georg Friedrich, Kupferstecher, 61, 258.
Schnaase, 32, 126. — 50, 214. — 102, 424.
Schneider, Maler, Berlin, 87, 364.
Schnetz, Maler, 24, 96. — 41, 178. — 47, 203. — 90, 376.
Schnitzer, Maler, 28, 111.
Schnorr, Julius, Maler, München, 33, 135. — 44, 192. — 56. — 56, 238. — 59, 252. — 62, 264. — 70, 296. — 86, 358. — 91, 380.
Schnorr, Veit Hans von Karolsfeld, Leipzig, 48, 207. — 75, 316.
Schöll, Archaolog, Berlin, 16, 64. — 25, 100. — 61, 264.
Schön, Joseph, Medailleur, 27, 108.
Schön, Martin, siehe Schongauer.
Schönberger, Maler, 95, 395.
Schönborn, Erwin von, Sammler, 14, 56. — 86, 359.
Schönfeld, Maler, 82, 344.
Schöninger, Maler, 44, 191.
Schöner, G. F. A., Maler, 40, 172.
Schöpf, Bildhauer, 98, 408.
Schongauer, Martin, Maler, 7. — 8. — 9, 35. — 10. — 11. — 12. — 14. — 15, 59. — 33, 104. — 37, 158. — 60. — 100, 415.
Schonmann, Maler, 87, 364.
Schopin, Maler, 2, 8. — 13, 51.
Schoreel, Jan van, Maler, 13. — 41, 177. — 102, 422. — 103, 426.
Schotel, Maler, 87, 364. — 95, 395. 396.
Schraudolph, Joh., Maler, 23. — 56, 239.
Schreiber, Kour., Maler, 99, 412.
Schreiber, Alovs, Schriftsteller, 102, 423.
Schreiner, J. G., Lithograph, 20, 79.
Schrieck, van, Sammlung, 104, 432.
Schrödter, A., Maler, Düsseldorf, 13, 52. — 36, 152.
Schrotzberg, Maler, 48, 208.
Schütz, L., Kupferstecher, 67, 284.
Schuh, Karl, Chemiker, 46, 200.
Schulten, A., Maler, 33, 136. — 41, 180. — 60, 256.
Schultz, Erdmann, Maler, 46, 200. — 91, 380.
Schultz, J. C., Maler, Danzig, 64, 272.
Schulz, C. F., Maler, 60, 256. — 70, 296.
Schulz, C. F., Maler, 60, 256. — 70, 296.
Schulz, H. Wilh., Archäolog, Dresden (Neap.), 95, 251. — 69, 292.
Schurmacher, von, Techniker, 22, 88.
Schutercrantz, Maler, 92, 382.
Schwädl, Bischof, Denkmal, 79, 332.
Schwanthaler, L., Bildhauer, 13, 52. — 18, 72. — 33, 135. — 34, 140. — 35, 148. — 51, 220. — 59, 251. — 61, 260. — 62, 264. — 70, 294. 296. — 71, 300. — 72, 304. — 77, 324. — 81, 339. 340. — 86, 358. 359. — 89, 372. — 98, 407. 408. — 99, 411.
Schwarz, Bildh., Stuttgart, 34, 140.
Schweizer, Maler, 18, 72.
Schwenger, G., 28, 112.
Schwertle, Valentin, Lithograph, 24, 96.
Schwind, von, Maler, 28, 141. — 44, 192. — 58, 246. 248. — 95, 396. — 102, 424.
Schwingen, 95, 395.
Scoles, Architekt, 35, 142. — 45, 195.
Scopas, Bildhauer, 41, 175.
Scott, Kupferstecher, 24, 95.
Sebastiano, Fra, 79, 330.
Seefisch, Maler, 60, 256.
Seeger, Maler, 23, 91.
Seguin, Jul., 67, 320.
Seibert, Maler, 52, 224.
Seinsheim, 66, 279.
Seitz, Maler, München, 31. — 57, 243. — 82, 344. — 92, 383.
Selb, Aug., Lithograph, 30, 119.
Semper, Architekt, 41, 179. — 42, 184. — 82, 342.
Sénégra, Sammlung, 66, 280.
Senff, A., Maler, 34, 139. — 91, 380.
Sergel, Bildhauer, 90.
Sergent, Maler, 48, 207.
Serlio, Seb., Architekt, 27, 106.
Sermoneta, Sammlung, 50, 215.
Serrur, Maler, 35, 147.
Servi, Costantino de, Bildhauer, 43, 187.
Seul, P. J., Schriftsteller, Coblenz, 15, 58.
Seurre, Bildhauer, 90, 376.
Severn, Maler, 23, 92.
Shee, Mart. Archer, Bildhauer, 101, 419.
Siegel, 72, 304.
Siegert, Maler, 30, 119.

Digitized by Google

Siena, 27, 107. — 30.
Sigalon, Maler, 19, 76. — 21, 84. — 51, 218.
Signol, Maler, 69, 292. — 90, 376.
Simmler, Maler, 60, 256.
Simon, Maler, München, 82, 344.
Simonsen, Maler, München, 16, 63. — 95, 396.
Simpson, Maler, 71, 300.
Sirdeniers, Kupferstecher, 92, 384.
Sköldebrand, Maler u. Kupferstecher, 90, 374.
Slingelandt, Maler, 8, 32.
Smarjaste, Maler, 60, 256.
Smee, Alfr., Gelehrter, 28, 112.
Smirke, Robert, Architekt, 35, 143.
Smirke, Sidney, Architekt, 35, 143.
Smith, Techniker, 76, 318.
Soane, John, Architekt, 35, 142. — 46, 198.
Soderini, Pier, 28.
Sodoma, Maler, 30, 118.
Söderberg, Maler, 92, 382.
Södermark, Maler, 34, 139. — 90. — 92.
Sogelma, Maler, 31, 123.
Sohn, Maler, Düsseldorf, 1, 4. — 19, 76. — 36, 152. — 52, 223.
Solario, Andrea, 22, 87.
Solis, Virg., Kupferstecher, 60, 254.
Soller, Architekt, 102, 424.
Soltau, Maler, 62, 263.
Sommariva, Galerie, 8, 32.
Sommers, Maler, 87, 364. — 95, 395.
Sonderland, Maler, 33, 136. — 62, 262. — 95, 395.
Sora, Sammlg., 104, 432.
Soult, Galerie, 8, 32.
Souvestre, Em., 75, 316.
Sopez, Erzgießer, 46, 200. — 79, 332.
Spagnoletto, Seb. v., Maler, 8, 32. — 85, 356. — 96, 400.
Spanien, Königin Christina, Malerin, 23, 91.
Sparmann, Maler, 67, 284. — 95, 395.
Sparrgren, Maler, 90, 374.
Speck, von, Sammler, 33, 135. — 60.
Spitzweg, Maler, 87, 364. — 95, 395.
Sprenger, Architekt, 89, 372.
Squarcione, Francesco, Maler, 31, 123. — 75, 315.
Stading, Evelina, Malerin, 90, 374.
Stade, Maler, 90, 374.
Standish, Frank Hall, Galerie, 20, 80. — 42, 184. — 96, 399. — 102, 424. — 104, 432.
Stange, B., Maler, 23, 90.
Statenschneider, Architekt, 26, 104.
Steen, Jan., Maler, 8, 32. — 50, 216.
Steengracht, von Oostkapelle, 41, 178.
Steifensand, Kupferstecher, 13, 52. — 72, 302.
Steinbrück, Maler, 61, 259. — 95, 396.
Steinhäußer, Bildh., 35, 148.
Steinheil, Maler und Gelehrter, 28, 112. — 35, 147.
Steinkopf, Maler, Stuttgart, 13, 51.
Steinla, Kupferstecher, 19, 76. — 37, 160. — 48, 208. — 52, 224. — 61, 259. — 68, 287. — 77, 323.
Steinle, Maler, 24, 96. — 30, 119. — 41, 179.
Stella, Jacques, Maler, 21, 84.
Stenhoff, Maler, 92.
Stenhan, J. G., Maler, 82, 344.
Stephan, aus Köln, Maler, 89, 370.
Stephanoff, Maler, 26, 103.
Stephen, J. L., Archäolog, 84, 352. — 96, 399.
Sternberg, A. von, Schriftsteller, 2. — 3. — 4. — 54, 232.
Steuben, Maler, 35, 147. — 36, 152. — 59. — 61. — 62, 264. — 95, 395.
Stewart, Archäolog, 48, 207.
Stieglitz, von, Schriftsteller, 66, 279.
Stieler, Maler, 44, 192. — 81, 340.
Stier, Architekt, Berlin, 13, 52. — 41, 179. — 41, 180.
Stiglmaier, Bildgießer, 43, 188. — 55, 235. — 64, 270. — 81, 340. — 89, 372. — 99, 411.
Stilke, Maler, 71, 300.
Stobwasser, Maler, 33, 136.
Stock, Architektur-Maler, 60, 256.
Stöber, Kupferstecher, 61, 259. — 77, 324.
Stör, Maler, 87, 364.
Stokes, Kupferstecher, 75, 316.
Stone, Maler, 26, 102.
Storch, Maler, 23.
Storelli, Maler, 60, 255.
Stothard, Graveur, 43, 188. — 63, 268.
Strack, Architekt, Berlin, 13, 52. — 102, 424.
Strähuber, A., Maler, 20, 80. — 56, 239. — 67.
Straub, Lithograph, 68, 288.
Streber, Ignaz von, Archäolog, 48, 207.
Strecker, Maler, 93, 388.
Stremme, Architekt, 86, 360.
Strongylion, Bildh., 1.
Stuerbout, Dierick, Maler, 9, 31. — 11.
Stürmer, C., Maler, 72, 303.
Stuart, Sammlg., 63, 268.
Stüler, Architekt, Berlin, 13, 52. — 26, 103. — 40, 171. — 41, 180. — 81, 339.
Sublevras, Pierre, Maler, 21, 84.
Sucei, Pellegrino, Maler, 59, 251.
Suelmeigr, Holzschneider, 101.
Susemihl, C., Schriftsteller, 54, 231.
Sustermans, 43, 187.
Swebach, Maler, 9, 36.
Swiney, 36, 152.
Sybel, 102, 424.
Sylvius, Maler, 90, 374.
Syrlin, Jörg, Bildhauer, Ulm, 13, 52.

T.

Tacca, Pietro, 43, 187.
Talbot, Gelehrter, 28, 112.
Tardo, Pompeo, Goldarbeiter, 30.
Tarma, Jacopo, 104, 432.
Tasso, Torquato, Denkmal, 26, 104.
Tatterfall, Architekt, 45, 196.
Taverio, Kupferstecher, 19, 76.
Taverne, A. de, Maler, 60, 255.
Taylor, 42, 184.
Tedesco, Jacopo, Baumeister, 32, 127.
Teerlink, Maler, 34, 139.
Teichel, A., Kupferstecher, 64, 272.
Teichs, Maler, 37, 159.
Temmel, Anton, Maler, 23, 92.
Tempelmann, Architekt, 90.
Tenerani, Bildhauer, Rom, 5. — 17, 67. — 64, 271. — 78, 326.
Teniers, 29, 116. — 96, 400.
Tenint, Lithograph, 37, 160.
Tenkate, Maler, 95, 396.
Teraffe, Bildh., 91, 380.
Terburg, Maler, 104, 432.
Terlinck, Maler, 31, 122.
Tessin, Nic., Architekt, 90.
Tetaz, Jacques Martin, Architekt, 88, 368.
Texier, Charles, Gelehrter, Paris, 7, 27.
Thäter, Kupferstecher, 33, 134. — 61, 259. — 71, 300. — 86, 360. — 95, 396.
Theoderich, von Prag, Maler, 87. — 87, 362.
Theophilus, 49, 210.
Thersner, Maler, 90, 374.
Thiele, Kopenhagen, 24, 95.
Thieme, Bildh., 90, 376.
Thiermann, Sammlung, 50, 216.
Thiersch, 66, 279. — 82, 342. — 96, 399.
Thilo, Gottfr. Aug., Maler, 59, 252.
Thiollet, fils, Schriftsteller, 30, 120.
Thon, Konstantin, Architekt, 80, 336.

Digitized by Google

Thon, Sirt., Maler, 95, 396. — 99, 412.
Thorwaldsen, 11, 43. — 23, 92. — 24, 95. — 30, 120. — 33, 136. — 43, 188. — 48, 207. 208. — 49, 212. — 53. — 54, 230. — 55, 235. — 59, 251. 252. — 61. 259. — 66. — 67, 282. — 68. — 69, 292. — 71, 304. — 77, 324. — 86, 359. 360. — 90, 376. — 95, 395. — 102, 424.
Thrän, Architekt, Ulm, 13, 52.
Thuillier, Maler, 80.
Tieck, Friedr., Bildhauer, 48, 248. — 61, 260. — 73, 307.
Tieck, L., 74.
Tierceville, Maler, 61, 258.
Tietze, Ernst, Steinschneider, 70, 296.
Tischbein, der Neapolitaner, 62, 262.
Tite, Architekt, London, 8, 32. — 35, 142. — 50, 214.
Tizian, 6, 23. — 16. — 19, 74. — 30, 118. 119. — 41, 177. — 42, 182. — 43, 186. — 50, 216. — 51, 219. — 61, 259. — 68, 288. — 74, 310. — 75. — 77, 322. — 85, 355.
Tod, Schriftsteller, 36. 152.
Tölken, von, 41, 179. — 63, 268. — 65, 276. — 95, 396.
Tomeo, Niccolo Leonico, Schriftsteller, 36.
Toschi, Kupferstecher, Parma, 19, 76.
Tours, Jean Fouquet v., Maler, 41, 176.
Trautschhold, Maler, 72, 304.
Travenraat, Maler, 87, 364.
Tribolo, 30.
Triquetti, Bildhauer, 18, 72. — 97, 404.
Troschel, Bildhauer, 31.
Troyon, F., Maler, 80, 334.
Tura, Ventura di, 30, 118.
Turenne, Statue, 79, 332.
Turner, Maler, 76.
Turtel, Maler, 35, 147.

U.

Uber, Bildhauer, 33, 135.
Uechtritz, von, Schriftsteller, 14, 56.
Ubde, Sammlung, 86, 360.
Ulmer, Kupferstecher, 61, 259.
Ulrich, Maler, 95, 395.
Unger, Jos., Maler, 75, 316.
Unna, Maler, 87, 364.
Urbino, Francesco da, Architekt, 29, 115.

V.

Vacca, Maler, 78, 326.
Vaccolini, Schriftsteller, 79, 331.
Vacherat, Maler, 62, 263.
Vaga, Per. del, 79, 330.
Vaillant, Lithograph, 3, 12.
Valcher, Bildh., 91, 380.
Valentin, Moise, Maler, 19, 74. — 21, 83.
Valentini, A., Kupferstecher, 79, 331.
Valette, Maler, 100, 415.
Vallati, Maler, 74, 312.
Valle, della, 74.
Vance, Archäolog, 52, 222.
Vandael, Blumenmaler, 9, 36. — 20, 79.
Vanderburch, Maler, 17, 68.
Vandyck, Antonius, Maler, 16.
Vanloo, Carle, Maler, 21, 84.
Vanvitelli, Architekt, 78.
Varley, Maler, 76, 318.
Vasari, 5. — 5, 20. — 27, 107. — 28. — 29, 115. — 30. — 31, 123. — 33. — 42, 182. 183. — 43. — 43, 186. — 63, 268. — 74. — 101, 420. — 103.
Vatout, J., Architekt, 30, 119. — 59.
Vecchio, Palma, Maler, 19, 74. — 68, 288.
Veit, Maler, Frankfurt a. M., 12, 48. — 33, 136. — 41, 180. — 44, 192. — 85, 355.
Velasquez, Maler, 8, 32. — 85, 356. — 96, 400.
Velde, van der, 60, 256. — 62, 262. — 68, 288.
Velletri, Bildhauer, 9, 36.
Velten, Karlsruhe, 36, 152.
Venezia, Domenico da, Maler, 59, 251.
Ventura, 36, 152.
Verbeeck, Maler, 87, 364.
Verboekhoven, 60, 256. — 77, 324. — 87, 364. — 95, 395.
Verhepden, Maler, 87, 364.
Vermersch, J., Maler, 33, 136.
Vermeyen, Maler, 51, 219.
Vernet, H., Maler, 1, 4. — 7, 27. — 13, 51. — 24, 95. — 29, 116. — 34. — 44, 190. — 47, 203. — 59. — 59, 250. — 73, 303. — 92, 383.
Veronese, Paul, 6, 23. — 16. — 44, 190. — 64, 272. — 68, 288. — 93. — 95. — 96.
Veronensis, Jacobus, Maler, 38. — 38, 162.
Verreydt, Maler, 92, 384.
Verveer, van, Maler, 87, 364.
Vettewinkel, Maler, 60, 256.
Viardot, L., Schriftsteller, 14, 56.
Vibert, Verleger, 64. 272.
Victor, P., Schriftsteller, 30, 120.
Vien, Maler, 21, 84.
Vigne, C. de, Maler, 87, 364.
Vignola, Architekt, 17. — 31, 122. — 43, 187.
Villeneuve-Trans, Schriftsteller, 14, 56.
Villeret, Maler, Paris, 1, 4. — 13, 51. — 45, 196. — 60, 256.
Vincent, Bory de, 33, 136.
Vinci, Leonardo da, 19. — 22, 86. — 27, 106. — 28. — 28, 111. — 41, 177. — 50, 216. — 79, 330.
Vischer, Peter, 58, 246. — 90, 376.
Vischer, Kupferstecher, 61, 259.
Visconti, Architekt, Paris, 11, 43. — 72, 304. — 95, 395. — 97, 403. 404.
Visconti, A. F., Archäolog, Rom, 57, 241.
Visnardi, Gießer, 80, 335.
Vitale, Bildhauer, 35, 148.
Vitale, Maler, 38.
Vivare, Kupferst., 16, 63.
Vivarini, gen. Mariano Antonio, Maler, 90, 374. 375.
Vivet, Vergolder, 90, 376.
Viviani, Michelangelo, 28.
Vivo, del, Maler, 64, 272.
Vitet, Archäolog, 59. — 59, 250.
Völker, O., Maler, 60, 256. — 95, 395.
Vörtel, Glasmaler, 90, 376.
Vogel, Ludwig, Maler, 24, 95. — 95, 395.
Voïart, Elise, Schriftstellerin, 38, 164.
Voigt, Medailleur, München, 1, 3. — 21, 84.
Voigtländer, Optiker, 14, 55. — 46, 200. —
Voit, Architekt, 95, 395.
Volckert, Maler, 92, 383.
Volkhart, Maler, 95, 396.
Volkland, Maler, 36, 152.
Volterra, Daniels von, 42, 183. — 70, 294.
Volk, F., Thiermaler, 23, 90. — 44, 192. — 73, 308.
Voß, Joh. Heinr., Schriftsteller, 56.
Vovart, Elise, 64, 272.
Vouet, Simon, Maler, 21, 83.
Vyse, Howard, Sammler, 20, 80. — 69, 292. —

W.

Waagen, Schriftsteller, Berlin, 4, 15. — 9, 34. — 13, 50. — 37, 158. — 40. — 41. — 42, 184. — — 86, 360.
Waagen, Karl, Maler, München, 47, 203. — 92, 383.
Wach, Maler, Berlin, 2, 8. — 23, 91. — 88, 368. — 95, 396.
Wachler, Schriftsteller, 97.
Wachsmuth, Maler, 35, 146. — 62, 263.
Wächter, Maler, 70, 294.
Wagner, Carl, Bildhauer, Berlin, 12, 48. — 66, 279.

Digitized by Google

Wagner, Franz, Kupferstecher, 26, 103. — 61, 260. — 87, 364.
Wagner, Martin von, Maler, Rom, 59, 251. — 95, 395. — 102, 424.
Wagner, Moritz, Archäolog, 37, 160.
Wagner, Consul, Sammlung, Berlin, 50, 216.
Wagner, Th., Bildhauer, Stuttgart, 57, 244. — 85, 356.
Wahlbergsson, Maler, 92.
Wahlbom, Maler, 92.
Walch, Joh., Maler, 15, 60.
Waldmüller, Maler, 95, 395. 396.
Wallraf, Museum, 96, 399.
Wallgren, Maler, 92.
Walmisly, J., Maler, 26, 103.
Walrand, Maler, 63, 268.
Walter, 66, 279.
Walther, Maler, Nürnberg, 87, 364.
Walton, Lithograph, 48, 207.
Walz, Chr., Archäolog, 83, 348.
Wanderer, Maler, 82, 344.
Wappers, Maler, 87, 363. — 95, 396.
Watelet, 60, 256. — 80. 95, 395.
Watteau, Maler, 21, 84.
Wattier, Maler, 61.
Weber, Carl Maria von, Statue, 35, 148.
Weber, Th., Maler, 73, 308.
Weber, Malerin, 73, 308.
Weddige, Maler, 33, 136.
Wedemayer, Glasmaler, 49, 212.
Weenix, Maler, 96, 400.
Wegener, Maler, 44, 191.
Weidemann, K., Maler, 59, 251.
Weidmann, Maler, 19, 76.
Weigel, Sammler, 33, 135. — 60. — 61, 259.
Weigel, Rud., 48, 208. — 62.
Weiß, J. B., Maler, München, 44, 191. — 52, 224.
Welcker, Gelehrter, 82. — 83, 347. — 93, 388. — 101, 420. — 102, 424.
Wellington, Statue, 35, 148.
Wendelstädt, Bildhauer, Frankfurt a. M., 12, 48. — 43, 188.
Wenn, van der, Bildhauer, Rom, 5.
Wentzel, F. L., Glasmaler, Elberfeld, 1, 4.
Werf, van der, Maler, 26, 103.
Werner, Maler, 77, 324. — 90, 374.
Wertmüller, Maler, 90.
Westin, Fr., Maler, 90. — 92.
Wetter, 37, 155.
Wetterling, Maler, 90, 374.
Weyermann, Schriftsteller, 14, 54. — 15, 59.
Wheatstone, Techniker, 82, 344.
Wicar, J. B., Maler, 51. — 79, 331.
Wich, Bildhauer, 99, 411.
Wichmann, Bildhauer, Berlin, 18, 72. — 86, 360. — 91, 379. — 95, 395.
Wick, Kupferst., 36, 151.
Wickenberg, Maler, 17, 68. — 79. — 92.
Wiegmann, Maler und Kupferstecher, 62, 262.
Wierz, Maler, 87, 363.
Wiesner, Maler, 26, 103.
Wightwick, Architekt, 50.
Wilberforce, William, Statue, 26, 104.
Wilde, Archäolog, Dublin, 48.
Wilhelm, von Köln, Maler, 87, 362. — 88, 367. — 89.
Wilhelm, der Eroberer, Denkmal, 43, 187.
Wilken, Fr., 23, 92.
Wilkie, D., Maler, 41, 178. — 50, 216. — 65, 276. — 69, 292. — 70. — 70, 296. — 71, 299. — 72, 304. — 89, 371.
Wilkin, Architekt, 45, 195.
Wilkinson, J. Gardiner, Schriftsteller, 56, 240.
Wille, Joh. Georg, Kupferstecher, 61, 258.
Williams, Holzschneider, 100. 416.
Williment, Maler, 50, 215.
Willmann, Kupferst., 62.
Wilmans, Amalie, Malerin, 41, 179.
Wilson, Schriftst., 36, 152.
Winckelmann, 7, 28. — 98, 407.
Windsor, Techniker, 76, 318.
Winsor, Maler, 48, 200.
Wint, de, Maler, 76, 318.
Winterbach, Geschichtsschreiber, 14.
Winterfeld, C. von, Schriftsteller, 20, 80. — 67.
Winterhalter, Fr., Maler, Paris, 1, 4. — 13, 51. — 61. — 81, 340. — 102, 424.
Witte, Lievin de, aus Gent, Maler, 10, 39.
Witte, J. de, Archäolog, 30, 120. — 38, 164. — 77, 324.
Wittmer, Maler, 52, 224.
Woillez, Eug. J., Archäolog, 20, 79.
Wolf, F. A., Philolog, 1, 3.
Wolf, Zeichner, Nürnberg, 87, 364. — 100, 416.
Wolfahrt, Maler, 92.
Wolff, Sammlg., 50, 216.
Wolff, Emil, Bildhauer, Rom, 5. — 43, 188. — 44. — 50, 216. — 69, 292. — 78, 326. — 91, 380.
Wolff, Joh., Maler, Berlin, 48, 208.
Wolgemuth, Maler, 14.
Woltreck, Bildhauer, Dessau, 2, 8.
Wood, Maler, 26, 102.
Woods, Kupferst., 48, 207.
Woollet, Kupferstecher, 16, 63.
Wore, Architekt, 35, 142.
Wouverman, 8, 32. — 16. — 63, 268. — 68, 288. — 96, 400.
Wrankmore, Kupferstecher, 85, 355.
Wright, G. N., Schriftsteller, 51, 219.
Wright, Bruder, Maler, 92.
Württemberg, Marie v., 61, 260.
Wulffaert, Maler, 87, 364.
Wurmser, Nicolaus, von Straßburg, 87. — 88, 366.
Wurmser, Kunze, 88, 366.
Wyatt, James, Architekt, 35 — 35, 148.
Wyatt, Samuel, Architekt, 35.
Wyattville, Architekt, 35, 142. — 50, 214.
Wyld, William, Maler, 80, 334.
Wynants, Maler, 96, 400.
Wyttenbach, Joh. Hugo, Schriftsteller, 16, 62.

Z.

Zahn, Maler, Berlin, 8, 32. — 16, 64. — 20, 79. — 34, 140. — 37, 160. — 38, 163. — 50, 216. — 72, 303. — 75, 316. — 95, 396. — 103, 428.
Zani, 74, 312.
Zanotto, Fr., Schriftsteller, 83, 356.
Zebger, Fr. W., Maler, 48, 208. — 63, 268.
Zeis, Sammlung, 85, 355.
Zeller, Maler, 1, 4.
Ziebland, Archit., 37, 159.
Ziegler, Mal., Paris, 90, 376. — 92, 383. —
Zimmermann, A., Maler, München, 23, 90. — 73, 308.
Zimmermann, C., Maler, 86, 358. — 95, 395.
Zinzendorf, Sammlung, 85, 355.
Zmudzinsky, Architekt, 31, 123. — 34, 140.
Zuccamaglio, Architekt, 18, 72.
Zuccheri, Fed., Maler, 42, 182.
Zurbaran, Maler, 20, 80. 44, 190. — 85, 356. — 96, 400.
Zwecker, Maler, 52, 224.
Zwerger, Bild. 43, 188.
Zwirner, Architekt, 80, 336.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 85.

Kunstblatt.

Dienstag, den 25. Oktober 1842.

Ueber die bronzene Apollons-Statue im Louvre.

Im Jahr 1834 wurde für den Louvre eine an der toscanischen Küste im Meer gefundene Votivstatue aus Bronze erworben, welche sowohl durch ihre bei Bronzen seltene Größe, als auch durch den alterthümlichen Styl große Aufmerksamkeit erregte. Gegen die herrschende Ansicht, welche dieses Kunstwerk in die Periode vor Phidias setzte, erhob sich Hr. Letronne in einem eigenen Memoire, worüber wir im Jahrgang 1835 dieser Blätter Bericht erstattet haben. Er suchte hauptsächlich aus den Zügen der auf dem linken Fuße angebrachten Inschrift zu beweisen, daß die Statue einer spätern Zeit angehöre und als eine Nachahmung des alterthümlichen Styls zu betrachten sey — eine Behauptung, die neuerdings durch eine in der Geschichte der Kunst ganz einzige Entdeckung bestätigt worden ist.

Schon seit längerer Zeit zeigte sich an verschiedenen Rissen der Bronze Schimmel: vorzüglich war dieß der Fall an dem Rande der Augen, deren Höhlung früher mit einer Platte von Silber oder Email ausgefüllt war, gegenwärtig aber leer ist. Verschiedene Mittel wurden versucht, um diesem um sich greifenden Schimmel, der dem schönen Monumente nahes Verderben drohte, Einhalt zu thun, sie waren aber alle fruchtlos, bis endlich Hr. Dubois, Conservateur-adjoint des Museums, in Erinnerung, daß die Statue im Meer gefunden wurde, wo sie ohne Zweifel Jahrhunderte lang gelegen hatte, auf den Gedanken kam, sie könnte sich mit einem von Salz geschwängerten Schlamm angefüllt haben, dessen Feuchtigkeit den Schimmel verursachte. Der Director der königlichen Museen, Hr. v. Cailleux, würdigte diese Idee aller Aufmerksamkeit, ließ die Statue untersuchen und wirklich fand sich in ihrem Innern eine schlammige noch weiche Materie. Durch die Augenhöhlen, die einzigen Oeffnungen, durch welche man ins Innere eindringen konnte, goß man Wasser ein, um damit die Masse zu verdünnen, und zog sodann ein großes Quantum eines mit Salz geschwängerten Schlammes, vermischt mit Stückchen von Ziegel und Thon, heraus. Als man zuletzt die Statue, um sie ganz zu leeren, auf den Kopf stellte, lösten sich von dem untern Theile vier Stückchen von Blei ab, welche vor die Augenhöhlung fielen. Mit vieler Mühe zog man sie durch diese enge Oeffnung heraus, wobei sie verdreht und verdorben wurden; eines mußte mit der Feile in kleine Theile zerlegt werden, die man nachher nicht wieder fand. Die drei andern wurden von Hrn. Dubois wieder gerade gemacht, und stellten sich als Fragmente einer Bleiplatte dar, welche 2 Centimeter breit und 2 Millimeter dick war. Nachdem sie sorgfältig gereinigt und gebürstet waren, bemerkte man darauf griechische Schriftzüge, welche offenbar die Ueberreste einer Inschrift waren. Die Verwaltung des Museums zog hierüber Herrn Letronne zu Rathe, der am 2. Oktober d. J. der Akademie darüber Bericht erstattete. Die Hauptresultate seines Memoirs sind nach der Angabe des Journal des Débats, vom 3. Oktober folgende: 1) die Inschrift enthielt die Namen der beiden Künstler, welche die Statue verfertigt hatten; von dem Namen des zweiten ist aber nur noch die Endung on erhalten (z. B. Conon, Damophon, Myron oder irgend ein Name dieser Endung); das Erhaltene lautet: *Μηνόδοτος ..... καὶ .....ων Ῥόδιος ἐποίουν.* 2) Diese Künstler haben ihre Namen in dem Innern angebracht, weil die aus dem Zehnten der Beute verfertigte Statue ein öffentliches, in einen Tempel geweihtes Denkmal war, in welchem Fall den Künstlern selten erlaubt war, ihren Namen darauf zu setzen, wie man aus dem Beispiel des Phidias sieht, der trotz der Allmacht des Perikles die Erlaubniß, seinen Namen auf die Minerva zu setzen, nicht erhalten konnte, und sich damit entschädigte, daß er einer der auf dem Schilde angebrachten Figuren seine Gesichtszüge verlieh. 3) Die Inschrift wurde nicht auf einer viereckigen oder oblongen Platte eingegraben, wie es sonst der Fall ist, sondern auf einem schmalen Bleistreifen, um sie durch die Augenhöhlung in das Innere hineinschieben

Digitized by Google

zu können. 4) Die Züge der Inschrift, besonders das Sigma, weisen auf eine Zeit hin, welche nicht über das erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf, wohl aber weiter herab gehen kann. In diese Zeit ist also die Verfertigung der Statue zu setzen.

Chr. Walz.

Der römische Basilikenbau, näher entwickelt nach den Resten der antiken Basilika von Trier.

(Fortsetzung.)

Wir sind nach alledem nicht im Stande, uns von der antiken römischen Basilika ein andres, als nur ein sehr allgemein gehaltenes Bild zu entwerfen. Ueber die Einrichtung der Umfassungsmauern und der Fenster, vornämlich aber über die Bedeckung des Innern (oder deren etwaniges Nichtvorhandenseyn) fehlt es uns fast an aller nähern Bestimmung. Nur die zuletzt genannte Basilika Sessoriana gibt uns hierüber einige besondere Winke; doch kann auch dieß Gebäude wiederum nicht als völlig maßgebend betrachtet werden, zumal wenn man dasselbe, wie es in den vorhandenen Zeichnungen erscheint, als aus gleich hohen Schiffen gebildet annimmt. Um so größern Werth hat für uns der genannte Baurest von Trier, den wir sonder Schwierigkeit in seiner ursprünglichen Einrichtung zu reconstruiren vermögen und zu dessen Betrachtung ich nunmehr zurückkehre.[1]

Er besteht aus der einen, gen Westen gewandten Langseite des Baues und aus der kolossalen, im Halbkreis erbauten Nische des Tribunals, die sich der Langseite gen Norden anschließt. Von der östlichen Langseite sind noch Spuren vorhanden; im Anfange des 17ten Jahrhunderts stand auch diese noch aufrecht. Die Länge der Westfronte beträgt 182 Fuß, die Tiefe der Nische etwa 43 Fuß; die Höhe der letztern mit ihrer gegenwärtigen (aber schwerlich ursprünglichen) Zinnenbekrönung, welche der Westfronte fehlt, beträgt 97 Fuß über dem Erdboden, die ursprüngliche Breite des Gebäudes wird auf 108 Fuß angegeben. Die Westseite enthielt, wie man aus den deutlichsten Spuren ersieht, zwei Reihen von je neun hohen und weiten, im Halbkreisbogen überwölbten Fenstern, die nachmals vermauert und durch kleine, die alten Fensterbögen beeinträchtigende Oeffnungen ersetzt sind. Zwischen den Fenstern springen, nach außen und nach innen, starke Wandpfeiler vor, welche oberwärts ebenfalls durch halbkreisbogige Ueberwölbungen, concentrisch mit den Bögen der obern Fenster, verbunden waren. Man sieht diese Einrichtung besonders deutlich im Innern des Gebäudes, in den gegenwärtigen Dachräumen, erhalten; sie bezeugt einen glücklichen Sinn für ein eben so solides wie künstlerisch durchgebildetes Gefühl, indem diese Verbindungsbögen für den Eindruck des festen Zusammenschlusses der Masse vorzüglich wirksam seyn mußten. Auch die große Nische des Tribunals war mit zwei Fensterreihen und mit überwölbten Wandpfeilern zwischen denselben, die letzteren aber beträchtlich breiter als die Pfeiler der Langseite, versehen. In der nördlichen Ecke der Langseite ist eine kleine Wendeltreppe angebracht; ähnliche waren zu Anfang des 17ten Jahrhunderts auch noch in den übrigen drei Ecken des Gebäudes vorhanden. Vor der Nische wölbt sich oberwarts, nach dem innern Raume des Gebäudes hin, ein kolossaler, 60 Fuß weiter Schwibbogen, von 7 Fuß Stärke und 4½ Fuß Höhe. Die Nische selbst ist nicht, wie man etwa voraussetzen möchte, überwölbt, und es ist auch keine Spur irgend einer Art vorhanden, woraus hervorginge, daß sie ursprünglich ein Gewölbe gehabt hätte oder zur Aufnahme eines solchen eingerichtet gewesen wäre. Das Material des Gebäudes besteht durchweg aus Ziegelsteinen, die 15 Zoll lang und breit und 1½ Zoll dick sind und die durch Mörtellagen von derselben Dicke verbunden werden. — Noch ist als ein alter Bautheil im Innern des Gebäudes eine mächtige Arcade, aus drei Pfeilern und Halbkreisbögen bestehend und aus starken Sandsteinquadern gebildet, zu nennen, die fast in der halben Tiefe der Nische des Tribunals quer hindurchläuft und die in den gegenwärtigen Dachräumen freistehend erscheint. Doch ergibt sich aus dem abweichenden Material, aus der rohen Form der Kämpfergesimse, vor allem aber aus der ganz willkürlichen Anordnung dieser Arcade, daß sie nicht zu dem ursprünglichen Bau gehört haben kann; sie fällt wahrscheinlich in die Zeiten der fränkischen Herrschaft, in denen das Gebäude, wie angegeben wird, als königliche Pfalz benutzt wurde. In eben diese Periode dürfte auch die große, aus Quadern aufgerichtete Mauer gehört haben, welche das Gebäude an seiner vordern Schmalseite, gen Süden, noch zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, ehe die spätern Umbauten unternommen wurden, abschloß. Bei Gelegenheit dieser Umbauten entdeckte man im Innern die Reste eines brillanten Fußbodens von Marmor, so wie mancherlei eigenthümliche Anlagen, die aber wiederum zum Theil den Veränderungen des Baues aus der fränkischen Zeit zuzuschreiben seyn dürften. In dem Tribunal fand man ein kellerartiges Gemach;

---

[1] Ich kann hierbei leider nur auf die nicht genügende Darstellung des genannten Baurestes verweisen, welche sich bei Quednow, Beschreibung der Alterthümer in Trier ꝛc. Abl. II. S. 1 ff. findet. — Gründlichere Darstellungen sind in dem Werke von Chr. W. Schmidt über die Baudenkmale von Trier (Lief. 4) zu erwarten.

Digitized by Google

wenn dieß der noch gegenwärtig an derselben Stelle vorhandene Keller ist, so möchte ich dasselbe ebenfalls lieber auf Rechnung der fränkischen Umbauten setzen, als etwa mit jener Krypta unter dem Tribunal der Basilika von Pompeji, die man für ein Gefängniß hält, parallel stellen.[1]

Ueber die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes sind bisher die verschiedenartigsten Meinungen aufgestellt worden. Gewöhnlich hält man dasselbe, wie bereits bemerkt, für den Ueberrest eines Constantinischen Palastes, obgleich das Ganze in seiner Anlage durchaus nichts Wohnliches hat, auch wenn man hierbei den großartigsten Maßstab anlegen wollte; diese Meinung scheint nur auf mittelalterlicher Tradition zu beruhen, die einen Bau, der zu einer königlichen Pfalz, zu einem Castell, später zum erzbischöflichen Hofe umgewandelt war, auch von Hause aus als für Zwecke solcher Art bestimmt ansehen mochte. Seit dem Erwachen wissenschaftlicher Forschungen hat man andere Hypothesen aufgestellt, die jedoch im Wesentlichen auch nicht besser begründet sind; theils führte die Nische des Tribunals dahin, hier an ein Local für scenische Spiele zu denken, dem sich sodann, als der Hauptkörper des Gebäudes, etwa ein Hypodrom (ein schattiger Spaziergang) angeschlossen habe, theils wurde bemerkt, das Gebäude müsse zu der, um eine beträchtliche Strecke weiter südwärts belegenen Thermen-Anlage (am ehemaligen Altthore) gehört haben.[2] Erst in neuester Zeit ist durch Steininger[3] die einzig richtige Ansicht ausgesprochen worden, daß hier die Reste einer Basilika vor uns ständen; denn in der That deuten die erhaltenen Theile, den obigen Mittheilungen zufolge, aufs Entschiedenste nur auf eine Anlage solcher Art, während die anderweitig ausgesprochenen Meinungen und die Hypothesen, die man außerdem etwa noch über den Zweck des Gebäudes aufstellen möchte, in den auf unsere Zeit gekommenen Beschreibungen antiker Gebäudegattungen und in den erhaltenen Monumenten durchaus keine Bestätigung finden.

(Schluß folgt.)

---

[1] Die handschriftlich erhaltene Nachricht über den Zustand des Gebäudes zu Anfange des 17ten Jahrhunderts und über die Entdeckungen, welche man damals im Innern derselben machte, siehe bei Steininger, die Ruinen am Altthore zu Trier, S. 44.

[2] Quednow, Th. II. T. I. ergänzt auf der Südseite des Gebäudes eine große Nische, der auf der Nordseite ganz entsprechend, obgleich hiefür kein anderer Grund vorhanden ist, als der eines ganz willkürlich angenommenen symmetrischen Gesetzes.

[3] In der angeführten Schrift S. 47.

Nachrichten vom September.

Kölner Dombau.

Am 4. September, Sonntags, wurde das ersehnte Fest der Grundsteinlegung zum Fortbau des Domes begangen. Es war an der südlichen Seite, da wo der vollendete Chor aufhört, und die große Lücke des Schiffes zum Thurm beginnt, längs der Dominauer die Estrade gebaut, über der sich ein höchst geschmackvoll, in gothischer Weise mit Laubgewinden, den Domfarben und Gold verzierter Baldachin erhob, vor dem sich die Stelle des Grundsteins befindet. Nach abgehaltenem Hochamte, wozu sich die Theilnehmer des Festes in großartiger Procession, unter Vortragung des Dombau-Vereinsbanners, begeben hatten, versammelte man sich auf dem bezeichneten Platze. Der König und die Königin mit ihren hohen Gästen waren um 11 Uhr erschienen. Sobald der Erzbischof auf der Estrade angelangt war, begann die religiöse Feier mit den Einweihungsgebeten, an deren Schlusse der Dombaumeister die Urkunden hinein- und die Schlußplatte darüberlegte, worauf der Herr Erzbischof die Platte einfügte, das Schlußgebet sprach und die drei üblichen Hammerschläge that. Nachdem derselbe sodann Sr. Majestät Hammer und Kelle überreicht, stieg Höchstderselbe zum Grundstein herab und hielt dort mit weittönender und kräftiger Stimme eine Rede, die Aller Herzen ergriff. Nachdem der König, die Königin und die übrigen Zeugen der Handlung den Hammerschlag vollzogen, und eine Rede des Erzbischofs die kirchliche Feier beendigt hatte, wurde der erste neue Baustein durch den mit Fahnen geschmückten, von einem mächtigen Adler überragten Domkrahn langsam auf den Thurm hinaufgewunden, während der Präsident des Dombauvereins und der Dombaumeister Anreden hielten. Mit dem Einsetzen des Steins auf den Thurm unter dem Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt schloß die bedeutungsvolle Feier. — Eine Urkunde hierüber ist von den hohen Personen und dem Vorstande des Vereins, so wie dem Dombaumeister, doppelt (für das Archiv des Domcapitels und des Dombauvereins) unterzeichnet worden. — Die in den Grundstein gelegte Zinnplatte enthält folgende Urkunde:

„IN NOMINE SANCTISSIMAE TRINITATIS

ET AD PERPETUAM REI MEMORIAM

Universis et singulis hanc paginam lecturis notum sit, quod anno Dominicae incarnationis MDCCCXLII. tertio idus Septembris, indictione Romana decima quinta, SSmi Domini Patris Gregorii P. P. XVI papatus anno duodecimo, GLORIOSISSIMI REGNI FREDERICI GUILIELMI IV. POTENTISSIMI ET CLEMENTISSIMI BORUSSIAE REGIS ANNO III. Clemente Augusto I. B. de Droste-Vischering, S. Ecclesiae Coloniensis archiepiscopo, primarius lapis à Joanne de Geissel Archiepiscopo Iconiensi et ecclesiae Spirensis prius episcopo, Archiepiscopi Coadjutore, S. Ecclesiae Colon. Administratore Apostolico, solenni ritu ecclesiae sacratus, positus sit in fundamentis portae australis exaedificandae metropolitanae ecclesiae Coloniensis, quae dum sub invocatione B. M. V., S. Petri Apostoli et S. S. trium Magorum in Festo B. M. assumtae A. D. MCCXLVIII. ab Archiepiscopo Conrado comite de Hochsteden esset fundata et sub Archiepiscopo Henrico de Virneburg A. D. MCCCXXII dedicata, ob temporum injurias vix tertiam partem perfecta, ab initio Seculi XVI omni carens incremento, nostris temporibus post funestam Franco-Gallorum invasionem vel extremo orbata patrocinio, tandem Frederici Guilielmi III. p. m. Borussiae clementissimi Regis munificentia religioni sarta tecta est conservata et restituta.

„Quod fauste inchoatum opus regni virtutisque haeres paternae, Rex, tanti totius Germaniae moliminis Protector,

Digitized by Google

grato in Deum animo respiciens pacem feliciter reconciliatam diuque servatam, principum foederatorum sinceram concordiam libertatemque patriae vindicatam, ut sit fraternae unitatis symbolum, dignum christianae pietatis tabernaculum artisque perpetuum monimentum, suis sumtibus cunctarumque quarum adsunt legati Germanae nationis stirpium muneribus, divino annuente numine, ad culmen perducere decrevit.

„Huic interfuerunt solemnitati Rex Guilielmus et Elisabetha Ludovica Regina Borussiae, Ernestus Augustus Rex Hannoverae, Guilielmus Fredericus Rex Württembergi, [1] Fred. Franc. Alexander Magnus Dux Mecklenburgi, Adolphus Dux Nassoviae, Johannes Archidux Austriae, Wilhelmus princeps Borussiae, Carolus, Albertus, Fredericus, Augustus Borussiae principes, Carolus princeps Bavariae, à Metternich princeps.

„Canonici Capituli Metropolitani Coloniensis, vacantibus praelaturis, Dr. Petrus Schweitzer, Dr. J. Henricus Filz, Dr. Johannes J. Müller, Dr. Johannes J. Iven, Dr. Nicolaus München, Dr. J. M. Augustus Scholz et canonici honorarii Joh. E. Geistmann, Bern. Steinbuchel.

„De Schaper summus Prov. Rhen. praeses, de Gerlach Collegii regim. colon. praeses, A. Steinberger supremus urbis Consul, H. a. Wittgenstein sodalium munera colligentium praeses, E. Zwirner majoris operis magister Architectus. Alii plures

„Ad mandatum Domini Regis
„Dr. E. de Groote secret. ad hoc
„spec. requ."

Auf der Rückseite der Platte befanden sich folgende Worte:

„Der alte Dom zu Köln ward im Mai 1248 durch Feuersbrunst zerstört, desselben Jahres, den 14. August, vom Erzbischof Grafen Conrad de Hochsteden durch Grundsteinlegung neu begonnen, am 27. September 1322 im fertig gewordenen Hoch-Chore vom Erzbischof Heinrich von Virneburg geweiht. Ueber den ersten Baumeister und den mit Unterbrechungen bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fortgesetzten Bau sind keine Urkunden auf uns gekommen. Nach Einstellung desselben wurden die bis auf 42 Fuß hoch aufgeführten Gewölbepfeiler des Langhauses mit Nothdächern überdeckt, denn nur an der Nordseite waren sieben Kreuzgewölbe vollendet worden; der nordwestliche Thurm hatte kaum einige Fuß Höhe erreicht. An den Querschiffen fehlten die Seitenportale."

„So stand das Gebäude, durch drei Jahrhunderte unvollendet, vom Zahn der Zeit dem Verfalle nahe gebracht, als nach dem ruhmvollen Freiheitskampfe der Deutschen gegen Frankreich die Rheinprovinz im Jahr 1816 an Preußen fiel, dessen frommer König Friedrich Wilhelm III. das unter französischer Herrschaft aufgehobene Erzbisthum 1825 wieder herstellte und die Instandsetzung des Domes befahl, wozu er vom Jahr 1824 bis zu seinem Tode, den 7. Juni 1840, die Summe von 205,084 Rthlr. aus Staatsmitteln überwies. Der Erzbischof Ferdinand August, Graf Spiegel zum Desenberg, führte 1825 die Kathedralsteuer wieder ein, wodurch dem Baufond 84,510 Rthlr. und durch Collecten 59,507 Rthlr. zuflossen.

„Der unter der oberen technischen Leitung des Regierungs- und Baurathes Frank zu Koblenz durch den Bauinspector Ahlert begonnene Herstellungsbau wurde nach dessen Tode (1833) durch Ernst Zwirner fortgesetzt und demselben auch der Ausbau des Schiffes und der Portale selbstständig übertragen, wozu von Sr. Majestät dem König Friedrich Wilhelm IV. mittelst Cabinets-Ordre vom 12. Januar 1842 ein jährlicher Baufonds von 50,000 Rthlr. und zum Fortbau des nördlichen Thurmes unterm 31. Mai 1842 10,000 Rthlr. überwiesen worden sind. Zur kräftigen Förderung des Baues, mittelst Darbringung von Geldbeiträgen, bildete sich am 3. September 1840 in Köln ein Dombauverein, dessen Statut die landesherrliche Bestätigung am 8. December 1841 erlangte, worauf am 14. Februar 1842 die Wahl eines Vorstandes von 40 Mitgliedern und seines Präsidenten, in der Person des Stadtraths von Wittgenstein, erfolgte. Auch an vielen anderen Orten der preußischen Monarchie und in den deutschen Nachbarstaaten bildeten sich zu diesem Zwecke Vereine, um den erhabensten Tempel der Christenheit, als Denkmal deutscher Eintracht, zur Vollendung zu führen."

— Vom 6. August bis 15. September sind an Beiträgen eingegangen: 10,595 Thlr. 11 Sgr.; die Summe der bisherigen Beiträge in baarem Gelde ist 53,444 Thlr. 4 Sgr. 8 Pf.

[1] Die Kunde, daß die erwartete Anwesenheit Ihrer Majestäten der Könige von Hannover und von Württemberg bei dem Feste nicht stattfinden würde, traf zu spät ein, als daß deren hohe Namen in der bereits vollendeten Metallplatte noch hätten gelöscht werden können.

Plastik.

Freiburg im Breisgau. Der Goldschmied Stabler dahier hat einen prachtvollen silbernen Pokal in gothischer Form gearbeitet, der von hiesigen Bürgern dem Abgeordneten der zweiten Kammer des Badenschen Landtags, von Itzstein, übersandt worden ist.

Rom. Imhof hat zwei ausgezeichnet schöne Bildwerke geliefert: Rebecca vom Brunnen heimkehrend, und Hagar mit Ismael in der Wüste. Die erstere Statue, in Marmor vollendet, soll das Innere des Palastes des Grafen Suboff in St. Petersburg schmücken. Die Gruppe der Hagar ist nur erst im Modell fertig. — Troschels Marmorstatue eines im Lehnsessel schlummernden Mädchens ist vom Baron A. v. Loxbeck erkauft und für Schloß Weyhern bestimmt. Eine andere neue Arbeit desselben Künstlers ist Amor, einen Vogel an seiner Brust liebkosend und ihm zum Brüten Liebesgluth einwärmend. — Nadorp hat nach Kopischs Historie von Noah die drei Hauptmomente der Dichtung auf den Seitenflächen eines Bronzepokals wiedergegeben. — Martin Wagner modellirt im Auftrage seines Königs die Löwen, welche einen in München zu errichtenden Triumphbogen zieren sollen. Sie sind in natürlicher Größe gehalten, werden aber in Marmor dreimal so groß werden. Auch ist eine der Victorien, welche dazu gehören, gleichfalls im verjüngten Maßstabe, fertig da.

Romberg's Zeitschrift für praktische Baukunst

enthält im Oktoberhefte sämmtliche Verhandlungen und gehaltene Vorträge der ersten allgemeinen deutschen **Architekten-Versammlung**, welche vom 10. bis 12. Sept. d. J. in Leipzig stattfand. Diese Zeitschrift, welche von den hohen Ministerien von Bayern, Hannover und Churhessen den Baubeamten und technischen Anstalten empfohlen wurde, ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In **Stuttgart** durch die **L. F. Rieger**'sche Buchhandlung, in der Gymnasiumsstraße.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Oktober 1842.

Werke über Preußen.

1) Ueber die Grenz-Verhältnisse der östlichen Provinzen der preußischen Monarchie. Ein politisch-militärisches Fragment. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842.

Eine kleine Brochüre, aber von sehr reichem Gehalt.

Im Eingang findet sich die in der preuß. Staatszeitung unterm 12. Februar 1840 mitgetheilte offizielle Erklärung, welche der Provinz Ostpreußen Schutz und Wehr gegen künftige Angriffe im Kriege in ausgedehnterem Maaße als bisher zusichert. Dann zeigt der ungenannte Verfasser in einer klassischen Parallele, wie Deutschland von zwei Seiten her bedroht sey und zwar auf der östlichen Seite fast mathematisch genau eben so, wie auf der westlichen. „Beim ersten Ueberblick der östlichen Grenzverhältnisse ist eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der militärisch-politischen Grenzgestaltung Deutschlands gegen West, wie sie aus dem spanischen Erbfolgekriege hervorging, und durch die Traktate von 1814 und 1815 in ihren Grundzügen erneuert wurde, unverkennbar. Selbst die Geschichte dieser Gestaltung hat viel Uebereinstimmendes; wie dort Frankreich die Trümmer des Burgundischen Zwischenreichs am Schlusse des 17ten Jahrhunderts als Alliirter der deutschen Protestanten zersezte und dann an sich zog, so hat es Rußland am Schlusse des 18ten Jahrhunderts, als Verbündeter Preußens und Oestreichs mit dem Zwischenreich Polen begonnen. Spätere Traktate und Uebergriffe schoben Lothringen und Elsaß als Angriffskeil in das Herz des deutschen Reichs; und das heutige sogenannte Königreich Polen steht durch seine Lage und militärischen Vorbereitungen in einer gleich drohenden Offensivstellung zu Schlesien, Pommern und Ostpreußen, wie jene Länder zu Baden, dem Mittelrheine und Belgien. — Wie Frankreich dort unermüdet und mit wechselndem Erfolge strebt, sich im Besitz der Alluvionen der Schelde, der Maaß und des Rheins zu setzen, und England mit mächtiger Hand und unerschöpflichen Mitteln durch die Selbstständigkeit — ewige Neutralität — Belgiens, und die Wehrhaftigkeit Hollands, dieß abwendet und wehrt, so ringt Rußland nach den Mündungen des Niemens, des Pregels und der Weichsel, die ihm, wie dort den Franzosen den Eingang zur Nordsee, hier die Herrschaft der Ostsee sichern würden. — Wie England durch die schirmende Hand, welche es über Belgien und Holland halt, sich selbst und indirekt dadurch Deutschland schüzt, so weist eine gesunde Politik Schweden und Dänemark, denen Englands Unterstützung nie fehlen wird, darauf hin, ein Gleiches für Ostpreußen zu thun. Glücklich genug ist diese Forderung genau den Kräften jener Seemächte entsprechend, da Preußen und Deutschland den Landschutz der östlichen Grenzen schon selbst zu üben wissen wird, so lange ihm nur der Rücken, die Küsten und Flußmündungen der Ostsee, frei gehalten werden. Und bedarf es wohl eines Weitern als Schweden an den Nachbar auf den Alandsinseln und seine dort getroffenen Vorbereitungen zu erinnern, um diesem Staate seine Stelle im nächsten nordischen Kriege ohne Wahl zuzutheilen? — Frankreich hat bald nach der Besitznahme nicht gesäumt die Kehle seines Angriffsbastions gegen Deutschland, durch die Festungen an der Maaß und Mosel, und die Facen desselben, durch die Plätze des Elsaß zu sichern. Aehnlich hat Rußland die befestigte Kehllinie seines westlichen Offensivbrückenkopfs seit 1831 durch die Punkte Brzesc-Litewski, Zamoscz, Modlin, Warschau und den Platz an der Wieprz-Mündung bezeichnet, und sein nächster Schritt zur vollständigen Uebertragung des Westens wird die Befestigung der Warthe und Prosna durch die Plätze Czenstochau, Kalisch, Paisern, Kelle ꝛc. seyn, die hier an die Stelle der französischen Rhein- und Vogesenfestungen treten. Die vorhandenen und projektirten westdeutschen

Digitized by Google

Plätze am Rheine und zu beiden Seiten desselben haben in Osten ihre Parallele in den preußischen Oder- und Weichselfestungen, und wenn den Russen zur vollständigen Uebereinstimmung mit dem Befestigungssysteme der Franzosen noch die Warthe- und Prosnaplätze fehlen, so mangeln dem deutschen Kriegstheater in Ostpreußen bis jezt noch die Boulevard der belgischen und holländischen Festungsgruppen und in Schlesien Breslau, das sich in dem Platze Ulm in mehreren Beziehungen reflektirt. — Die in der Einleitung wiedergegebene offizielle Erklärung, so wie die bekannte Anordnung vom Jahre 1832, schließen diese Breschen unserer östlichen Grenzen. Die erstere thut mehr, sie amputirt und bedroht mit einem Federstriche, durch die Armirung des Königreichs Preußen, die wichtigsten Verbindungslinien Rußlands mit seiner neuen Kriegsechiquier an der Mittelweichsel. Die Straßen von Warschau über Grodno oder Kowno nach Wilna und der Düna sind durch diese Maßregel höchstlich gefährdet, und nur die südlicheren Linien über Brzesc-Litewski und Lublin nach Smolensk und Kijow bleiben noch frei, und auch die leztere nicht, sobald Oestreich in Galizien handelt. — Polen hängt dann mit dem alten Rußland nur noch mittelst des engen Landstreifens zwischen dem Sumpfmeere des Joczinpincz und den oberen Narew-Brüchen zusammen, einem strategischen Nadelöhre, das zur Gräberstraße werden kann, wenn man die Stimmung der Anwohner betrachtet."

Gereicht diese Auseinandersetzung auch dem Vaterlandsfreunde zur Beruhigung, so darf man doch nicht vergessen, in welch großartiger Weise Rußland dahin strebt, durch Eisenbahnen blitzschnell eine große Truppenmasse dahin zu werfen, wo es den Feind überraschen und trennen kann. Der Verfasser räth daher, zunächst noch fünf wichtige Terraingruppen in Preußen zu befestigen und zur sichern Stütze der Volksbewaffnung zu machen, nämlich die Insel Samland mit den Nehrungen, das Seegebiet des Mauer- und Spierdingsees, die Weichselbiegung unter Thorn, das Weichseldelta und das Seegebiet des Goserichs. In die erste Gruppe fällt Königsberg, dem der Verfasser eine großartige Befestigung wünscht. Die Befestigung der Küstenpunkte scheint ihm besonders wichtig, da die deutsche Ostseeküste bisher fast vertheidigungslos war, da es keine deutsche Marine gibt, sie zu beschützen und da fremde Hülfe sich einmal verspäten könnte. Großen Werth legt der Verfasser auch auf das System der lebendigen Zäune und Hecken, das in flachem Lande die Vertheidigung mächtig unterstütze, wie besonders der Krieg in der Vendé dargethan hat.

Durch das Landwehrsystem ist das preußische Volksheer, das den Russen widerstehen und, wenn dieselben sich durch Polen vorschieben, ihre Flanken und ihren Rücken bedrohen kann, überdieß sehr stark an Zahl und braucht, um den Russen furchtbar zu werden, nur fester Stützpunkte, die noch fehlen. Der Verfasser macht noch besonders darauf aufmerksam, daß bewaffnete Bauern in Dörfern und hinter Hecken hinreichend sind, um jeden Angriff umherschwärmender Kosaken abzuweisen, und wenn die Russen wieder das Mittel, zu schrecken, anwenden sollten, d. h. wenn sie den Befehl erhielten, unmenschliche Greuel zu begehen, um die Bevölkerung einzuschüchtern und Entsetzen vor sich her zu verbreiten (wie zu Augustowo), so räth er, die gefangenen Offiziere dafür verantwortlich zu machen.

Kurz man sieht, der Verfasser ist ein Mann, der das Terrain sehr genau kennt und dessen Ansichten aller Beachtung werth sind.

Dramatische Dichtkunst.

1) Ady oder der verjüngte Greis. Dramatisirtes Mährchen von C. M. Winterling. Erlangen, Bläsing. 1842.

Ein geistreicher Scherz. Der weise und zauberkundige Fonduklu hat einen Sklaven, den schönen Ady, der mit der aufopferndsten Treue an ihm hängt und selbst der Freiheit entsagt, um nur als sein Schüler in seiner Nähe bleiben zu dürfen. Um die Treue dieses Sklaven zu prüfen, entfernt sich der Zauberer scheinbar und vertraut ihm während seiner Abwesenheit seine Geliebte, die schöne Farsona an. Diese hat den jungen Sklaven längst heimlich geliebt und benüzt die gute Gelegenheit, sich ihm zu entdecken. Ady handelt wie der keusche Joseph, indem er ihr aber schonend begegnet, um sie nicht zu kränken, sieht es von fern aus, als bezeuge er ihr seine Zärtlichkeit. Der Zauberer kommt dazu, geräth in blinden Zorn und verwandelt den schönen Jüngling in einen häßlichen Greis. Zwar entdeckt er nachher seinen Irrthum, kann aber den Zauber nicht mehr lösen, es sey denn, daß sich eine Jungfrau fände, die den Alten von freien Stücken aufrichtig zu lieben sich entschließen würde. Ady erhält nun Geld und Gut die Fülle, richtet sich aufs kostbarste ein und läßt von aller Welt Enden her Mädchen ausschreiben, die etwa Lust hätten, ihn zu lieben. Es finden sich denn auch genug, die auf seinen Reichthum und baldigen Tod spekuliren, aber da es ihnen bei ihren Liebesversicherungen kein Ernst ist, so vermögen sie ihn auch nicht zu entzaubern, und er schickt sie alle wieder fort. Da findet sich ein gar unschuldiges Landmädchen, die ihn einst als Jüngling gesehen und sich in ihn verliebt hat.

Digitized by Google

Von ihr hofft er Erlösung. Er sagt ihr, er sey der Großvater jenes schönen Ady, und verspreche ihr denselben zum Mann, wenn sie nur vorher ihn, den Großvater selbst, ein wenig lieben wolle. Aber vergebens. Das gute Kind kann sich nicht dazu entschließen. Man stellt ihr die herrlichste Zukunft in Aussicht, aber es hilft alles nichts. Sie mag eben den Alten nicht, und er muß also alt bleiben. Nun gelangt man aber glücklicherweise zu einer Insel der Alten, wo nach Regeln der „verkehrten Welt" nur das Alter als liebenswürdig erscheint. Hier erregt der alte Ady das größte Aufsehen, sogleich verlieben sich zwei Prinzessinnen in ihn und im Augenblick ist auch der Zauber gelöst und er steht wieder als schöner Jüngling da. Nun wollen aber die Prinzessinnen nichts mehr von ihm wissen, weil er nicht mehr alt ist, und das ist ihm eben recht. Er nimmt nun sein schönes Landmädchen, das der Wahrheit, wenn auch auf seine Kosten, so treu geblieben und der Zauberer, der wieder erscheint, besiegelt ihren Bund.

Gewiß ein glücklicher Gedanke und hier in seiner ganzen Heiterkeit durchgeführt.

2) B. von Beskow. Schwedische Tragödien, übersezt von Adam Oehlenschläger. Drei Theile. Leipzig, J. J. Weber. 1841.

Die erste unter diesen Tragödien ist nicht geeignet, für den Dichter einzunehmen. Sie handelt nämlich von Gustav Adolf, dem großen Schwedenkönig, der uns aus dem dreißigjährigen Kriege zur Genüge bekannt ist und über dessen Bedeutung für die Poesie wir so gut urtheilen können, als die Schweden selbst. Sie faßt aber diesen Helden nicht so geistvoll auf, wie es der Fall seyn könnte und sollte. Der Dichter stellt seinen Charakter als gar zu schlicht und einfach dar und nimmt von den feinen diplomatischen Falten, die das Antlitz des Königs zeigt, zu wenig Notiz. Auch scheint uns der ganze Ton etwas nüchtern. Oehlenschläger scheint das selbst zu fühlen, indem er es in der Vorrede entschuldigt. Aber wenn es auch wahr ist, daß eine einfache Sprache, durch welche edle Gefühle erweckt werden, mehr werth ist als Phantasiereichthum ohne Seele; so würde doch in diesem bestimmten Falle, wo es sich von Bildern aus dem bewegtesten Kriegsleben handelt, eine buntere und frischere Färbung nicht unzweckmäßig gewesen seyn.

Weit mehr als dieser Gustav Adolf haben uns die beiden folgenden Tragödien zugesagt. Torkel Knudsen ist die zweite. Der Held dieses Namens ist schwedischer Reichsverweser und fällt der ultramontanen Partei zum Opfer, von der sich der charakterlose König Birger leiten läßt. Knudsens Tochter Christina ist die Geliebte des jungen Woldemar, Herzogs von Finnland, eines Bruders des Königs, wird aber von ihm verlassen, sobald ihr Vater gerichtet ist. Knudsen könnte fliehen, will es aber nicht, weil er glaubt, Schwedens Rechte redlich vertheidigt zu haben. Der undankbare König befiehlt die Hinrichtung. Da begegnet der gefesselte Vater der verstoßenen Tochter. Eine rührende und sehr schöne Scene, wie von Shakspeare. Das lange schon verirrte und erschöpfte Mädchen stirbt zu des Vaters Füßen; und er wird zum Tode geführt.

Der dritte Band enthält das Trauerspiel: Birger und sein Geschlecht. Der elende Birger läßt seine beiden Brüder Erich und Woldemar einsperren und verhungern. Aber sein eigener einziger Sohn Magnus ist ihm in früher Jugend geraubt worden, er selbst wird gestürzt und wahnsinnig. Magnus aber ist von einem redlichen Manne auferzogen worden, und hat, ohne von seiner königlichen Geburt zu wissen, einen idyllischen Roman mit einem lieblichen Landmädchen angesponnen. Da wird er zum Thron berufen und eben so schnell wieder gestürzt von der Partei der Stände, die um jeden Preis Birgers Geschlecht ausrotten will, weil nur dadurch die Ruhe des Landes gründlich hergestellt werden kann. Der edle unschuldige Jüngling wird das Opfer für die Sünden seines Geschlechts, das er selbst vorher nie gekannt hat. Man bedauert ihn, schleppt ihn aber schonungslos zum Block. Seine Geliebte wird wahnsinnig (die zu oft wiederholte Ophelia). Wahrhaft tragisch ist der Ausgang. Der alte wahnsinnige König Birger erscheint in der Gruft der Könige und findet als die lezte Leiche die noch frisch blutende seines einzigen Sohnes.

3) Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Akten von W. F. C. Messenhauser. Wien, Strauß. 1841.

Mit Recht erklärte Heeren das Schicksal des großen Redners Demosthenes für eines der am meisten tragischen im Alterthum, da er mit unsterblichem Worte für Freiheit und Vaterland kämpfend doch von seinem entarteten Volke nur verhöhnt wurde und es unter das Joch fremder Tyrannei fallen sah, der er zulezt selbst zum Opfer wurde. Ein Held dieser Art ist wohl eines Dichters werth, aber Herr Messenhäuser hat weniger ein Trauerspiel als einen Dialog geschrieben und statt der Poesie eher die Rhetorik gepflogen. Demosthenes und seine Freunde unterhalten sich mit so viel überlegter Wohlredenheit und philosophischer Ruhe, daß trotz der tragischen Grundidee und des tragischen Endes dieses Drama mehr den Eindruck eines platonischen Gespräches, als eines Trauerspiels macht.

Digitized by Google

4) **Répertoire du théatre français à Berlin. Deuxième série. Berlin, Schlesinger. 1842.**

Diese Sammlung, die schon nahe an dreihundert Nummern zählt, enthält eben so viele französische Lust-, Schau- und Trauerspiele, und zwar solche, die in Paris selbst am meisten beliebt worden sind, von den angesehensten dramatischen Dichtern. Da nun jedes Heft nicht mehr als 4 gute Groschen kostet, so kann man zur Kenntniß dieses Literaturzweigs nicht wohlfeiler gelangen, als wenn man sich die Berliner Sammlung anschafft.

5) Theater von Carl Blum. Zweiter Band. Berlin, Schlesinger. 1841.

Wir wollen dieser harmlosen Sammlung nur in so fern gedenken, als es uns bemerkenswerth erscheint, wie nahe unser deutsches Lustspiel schon, ohne es zu ahnen, dem chinesischen gekommen ist. Im chinesischen Roman und Lustspiel dreht sich bekanntlich alles um zwei Dinge, nämlich um die Liebe eines jungen Mannes, der noch nichts ist, zur Tochter eines Mannes, der schon viel ist, und nach einigen Schmerzen der Trennung oder nach einigen lustigen Intriguen des heimlichen Zusammenkommens gibt ein kaiserliches Dekret den Ausschlag und versöhnt den widerwilligen Papa, indem es den jungen Mann zum Mandarin der vierzehnten, dreizehnten, zwölften, elften oder gar einer noch höhern Rangklasse erhebt. Ganz so erscheint auch in dem zweiten der in vorliegendem Bande mitgetheilten Stücke ein junger Bürgerlicher, Namens Gustav, der Caroline, die Tochter eines stolzen und reichen Freiherrn, liebt, von diesem aber als Schwiegersohn verschmäht und zurückgestoßen wird, bis der junge Mann auf einmal, man weiß nicht recht um welcher Verdienste willen, geheimer Commerzienrath, folglich (unter beliebter Weglassung des Mittelworts) Geheimerath wird und durch diesen lockenden Titel der Stolz des Schwiegerpapas befriedigt wird. Ueber die poetische Tiefe dieses Motives wollen wir uns jede Erörterung ersparen.

6) Dramatische Neujahrsgabe für 1842. Von Chr. Dehn. Schwerin, Sandmeyer.

Zwei kleine Lustspiele, eine Zauberposse, eine große Oper. In den Lustspielen herrscht viel gute Laune. Im ersten wird ein Schwiegerpapa zur Einwilligung in die Hochzeit gebracht, im zweiten ein reicher dünkelhafter Nebenbuhler wegmanövrirt. Sehr gewöhnliche Motive. Doch ist dem Dichter mancher heitere Coup dabei gelungen. Die Zauberposse erreicht den glücklichen Humor ähnlicher Dichtungen von Raimund nicht ganz. Die Oper versetzt uns in die Vorzeit Mecklenburgs unter die Obotriten und hat zunächst ein lokal-patriotisches Motiv.

7) Liebe. Tragödie in fünf Akten von Held. Erfurt, 1841. Selbstverlag.

Zu welcher Unnatur die dramatische Poesie herunterſinkt, dafür gibt diese Tragödie einen merkwürdigen Beleg. Eduard, Lehrer einer jungen Gräfin Johanna, verliebt sich in diese seine Schülerin und wird von ihr geliebt. Da er sie seiner niedern Geburt wegen nicht heirathen darf, ist ein Freund, Graf Adlerhorst, so gefällig, sie zu heirathen, ihr seinen Namen zu geben, sie dadurch von der strengen Zucht der Eltern zu befreien, sie sofort dem Freunde zu überlassen und sich selbst zurückzuziehen. Hat der Dichter denn nicht gefühlt, daß ein Freundschaftsbeweis dieser Art sich für keinen Mann schickt, daß er absolut ehrlos ist? Genug, Eduard und Johanna leben als glückliches Paar in der Einsamkeit vollkommen wie Eheleute; da auf einmal entleidet der Gräfin ihr bürgerlicher Pseudomann, sie fängt sich an in den großmüthigen Grafen zu verlieben, der ihr früher gleichgültig war und geräth nun in eine närrische Verzweiflung. Sie hält nämlich die Untreue, die sie an ihrem Liebhaber begeht, und die Liebe zu ihrem angetrauten Gatten für ein Verbrechen. Nach allerlei herzbrechenden Vorbereitungen kommt der Knalleffekt. Johanna gesteht ihrem Eduard: Eduard, ich liebe — meinen — Gat — (die Stimme versagt ihr, sie sinkt zur Erde). Eduard ist natürlich wie vom Donner getroffen und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich zu vergiften.

Derselbe Verfasser hat noch herausgegeben:

8) Irrfahrten eines Komödianten. Daselbst.

Abgesehen von dem frivolen Ton, in dem das Ganze geschrieben ist, enthält diese kleine Biographie doch manches warnende Bild und läßt uns einen Blick in die niedere Sphäre der heutigen Theaterwelt thun, der vielleicht hie und da junge Leute ermahnt, sich einen bessern Wirkungskreis zu wählen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. Oktober 1842.

Geschichte.

2) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte des preußischen Staats von Stenzel. Dritter Band. Hamburg, Perthes, 1841.

Dieser Band des sehr vortrefflichen Werkes umfaßt die Geschichten des ersten und zweiten der preußischen Könige, Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Der Inhalt ist, weil es sich von der Begründung einer neuen europäischen Macht handelt, welthistorisch wichtig und zugleich als ein Gemälde im entschiedensten Renaissancestyl höchst anziehend und unterhaltend.

Der etwas verwachsene und prachtliebende Friedrich I. hielt, kleiner Schwächen ungeachtet, das von seinem Vater, dem großen Kurfürsten, Erworbene gut zu Rathe und half an der Größe des Hauses fortbauen. Er zuerst nahm die Königswürde an. Noch interessanter ist sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrichs des Großen. So viel auch schon über diesen merkwürdigen Herrscher geschrieben ist, wird man doch die neue Darstellung des Herrn Stenzel noch mit großem Interesse und vielseitiger Belehrung lesen. Licht und Schatten sind in diesem geschichtlichen Gemälde sehr richtig vertheilt. Wenn auf der einen Seite die Kraft und Thätigkeit des Königs, seine gewissenhafte Sorge für Land und Volk, seine strenge, wohlgeordnete und sparsame Verwaltung, alles, wodurch er die Größe seines Sohnes vorbereitet hat und endlich seine echt deutsche Gesinnung gepriesen wird, so ist auch auf der andern Seite nichts von den seltsamen und oft grausamen Launen des Königs verschwiegen und wird die Barbarei, die jener Zeit noch wesentlich war, etwas näher aufgedeckt, was jeden Leser daran erinnern muß, daß es doch jetzt unendlich viel besser steht, als es vor hundert Jahren stand.

Bekannt ist die Leidenschaft des Königs für große Leute, aus denen er seine Garde rekrutirte. Auch die Mißbräuche, die bei der listigen Anwerbung oder gewaltsamen Pressung derselben vorfielen, sind im Allgemeinen bekannt. Da aber viele Falle dieser Art geeignet sind, zugleich auf andere innere Verhältnisse, Lage der Geistlichkeit, Justiz ꝛc. Licht zu werfen, so heben wir einige hervor. „In der Grafschaft Mark wurden (1720) einige Gemeinden, um die langen Leute unter ihnen auszuheben, während des Gottesdienstes in der Kirche überfallen und zwei von ihnen von den Werbern auf das Schloß gebracht. Es kam darüber zum Aufstande und zu blutigen Köpfen. Die Werber waren in Todesgefahr und mußten ihre Beute fahren lassen. Die Sache war indessen so öffentlich geworden, daß der König sie durch eine Kommission untersuchen ließ. Zwei Geistliche, welche gegen das Unwesen der Werber geeifert, wurden gefangen nach Berlin gebracht und mit der Wache vor das Konsistorium geführt, wo der durch seine Härte bekannte Minister Katsch sie verurtheilte, des Amts entsetzt und mit einer Leibesstrafe belegt zu werden. Der König begnügte sich indessen, sie auf andere Pfarren zu versetzen. Es wurde von Bestrafung der Werber nichts bekannt; sie trieben ihr Wesen ungescheut fort. — In Magdeburg wurden Bürger, welche etwas Vermögen besaßen, mit Gewalt zu Soldaten genommen, um von ihnen Geld zu erpressen. Das geschah auch mit einem sechzigjährigen reichen Kaufmann, dem Verwandten eines Staatsministers. Die Magdeburger forderten seine Loslassung und stürmten, als sie verweigert wurde, das Haus, in welchem er saß. Die Soldaten eilten ihren Offizieren, doch in der Eile ohne Schießgewehre. zu Hülfe; 18 wurden schwer, viele

Digitized by Google

leicht, doch auch einige Bürger verwundet, der Kaufmann aber in Freiheit geſetzt. Der Kommandant ſtellt die Ruhe her. Der König mißbilligte das Verfahren der Offiziere und verbot (18. Febr. 1721) gewaltſame Werbungen, beſtrafte ſie aber nicht. Daher konnten die Werber es wagen (1729), einen ſehr reichen gutgewachſenen Bürgermeiſter eines kleinen Städtchens im Cleveſchen wegzunehmen, den der König erſt, als er es zufällig erfuhr, in Freiheit ſetzte. — Als ſich die Univerſität Halle beſchwerte, daß ein Student der Rechte von einigen Soldaten Abends auf öffentlicher Straße angefallen, in einen Wagen geworfen und zum Thore hinausgeſchafft worden ſey, ſchrieb der König auf die Vorſtellung: „Sollen nicht raiſonniren, iſt mein Unterthan!“ — Es war freilich kaum zu verwundern, daß der König ſo verfuhr, da man von der Kanzel und in Schriften ihm nur zu häufig ſagte, er thue recht daran, und den Unterthanen die Lehre vom leidenden Gehorſam einprägte. Faßmann, ſein Geſchichtſchreiber, meint: Werbungen wären ein Regale des Fürſten, wer darüber ſehr klage, verſündige ſich an Gott, nur vernünftiges Klagen ſey erlaubt. Dann beweist er aus der heiligen Schrift, daß es ein göttliches Recht der Könige ſey, Knechte und Mägde, Söhne und Eſel wegzunehmen. Wie Gott, müſſe man auch dem Könige, als deſſen ſichtbarem [Statthalter, gehorchen. Wenn Gott nun riefe: mein Sohn, du ſollſt Soldat werden und die Muskete tragen? Er legt dann ausführlich dar, der Landesherr müſſe am beſten wiſſen, was dem Lande nütze. — Selbſt preußiſche Geſandte an fremden Höfen ließen ſich dazu mißbrauchen. Der geheime Rath C. W. von Borcke, preußiſcher Geſandter in England, miethete ſich, ohne ſich zu erkennen zu geben, den James Kirkland, einen beſonders langen Menſchen, auf drei Jahre als Lakaien, ließ ihn auf ein Schiff bringen und nach Potsdam ſchaffen. Derjenige, welcher ihn mit Lebensgefahr geſchafft hatte, erhielt 1000 Pfund Sterling und die Geſammtkoſten beliefen ſich auf 9000 Thaler. — Im J. 1713 ließ ſich in St. Germain ein Deutſcher als Rieſe ſehen, welchen Faßmann im J. 1726 in Potsdam beim Leibregimente fand, wo er doch erſt der vierte oder fünfte Mann vom rechten Flügel war. Ein langer katholiſcher Geiſtlicher war von den Werbern in Italien aufgehoben und unter das Leibregiment geſteckt worden; er kam ungeachtet vielfacher Verwendung nicht los. Mit großen Koſten und noch] größerer Gefahr holte ein Major einen langen Mönch aus Rom und brachte ihn nach Potsdam. — Als die Hamburger den von ihm ſehr geſchätzten Propſt Reinbeck zu der höchſt einträglichen Stelle eines Hauptpaſtors ihrer Michaeliskirche wählten, ſchlug der König ab, ihn zu entlaſſen und ſchrieb: „platt abgeſchlagen. Die Hamburger wollen mir meine beſten Prediger aus dem Lande holen und wenn ich irgendwo einen Lumpenkerl anwerben laſſe, wird ein Lärm darüber gemacht!“ Er gab aber dennoch an Reinbeck nicht die geringſte Entſchädigung. Als die Generalſtaaten den König durch ihren Geſandten Ginkel, den er ſonſt wohl leiden mochte, baten, ihnen den berühmten Juriſten Heineccius, damals Profeſſor zu Halle, zu überlaſſen, ſchlug er es ab, weil ſie keine Flügelmänner in ihrem Gebiete werben laſſen wollten, habe er auch keine Profeſſoren für ſie.“ Die Holländer ließen einmal einen preußiſchen Werb-Offizier hinrichten, was den König ſo erbitterte, daß er von den äußerſten Schritten nur durch Verwendung anderer Mächte abgehalten werden konnte, aber doch aus Rache zwei unſchuldige holländiſche Unteroffiziere hinrichten ließ.

Dieſelbe Willkür trat auch oft in der Juſtiz hervor. „Ohne die nöthige Kenntniß und Einſicht in das Proceßweſen war ihm das corpus juris äußerſt zuwider, die Weitläuftigkeit des Verfahrens oft unerträglich. Es ſchwebte ihm, ſagt ein gleichzeitiger Lebensbeſchreiber, die ehemalige Glückſeligkeit des Volks Iſrael vor Augen, bei dem zur Zeit der Richter und Könige alle Weitläuftigkeit im Rechte und Gerichten ganz unbekannt waren, und die Aelteſten unter den Thoren oder auf öffentlichen Plätzen ſaßen und Alles auf der Stelle entſchieden. Das entſprach ſo ganz ſeinem ſchlichten Verſtande und ſeinem durchgreifenden Weſen. Es war übrigens auch wohl verzeihlich, daß ſein einfacher geſunder Menſchenverſtand irre wurde an den, ungeachtet des corpus juris und des weitläuftigen Verfahrens, einander oft geradezu widerſprechenden Urteln der Juriſten. Als Urſachen der Verzögerung und Verwicklung der Proceſſe haßte er daher beſonders die Advokaten, verminderte deren Anzahl ſo viel er konnte, und hätte ſie gern alle vertilgt, zwang ſie auch, um ſie öffentlich zum Geſpötte zu machen, ſchwarze Röcke mit einem bis an die Knie reichenden Mantel zu tragen, und verbot ihnen auf dem Lande zu wohnen, damit die Bauern nicht proceßſüchtig würden. Aus dieſen Gründen gebrauchte er denn ſeine Machtvollkommenheit im vollſten Umfange, caſſirte, annullirte, änderte, ſchärfte, milderte auch wohl, doch ſicher ſehr ſelten, die ihm vorgelegten Urtel. — Gegen einen Wildpretsdieb erkannte das Gericht auf den Reinigungseid oder Tortur; der König befahl, ihn zu hängen. Ein des beabſichtigten Diebſtahls verdächtiger Jude war ohne Erfolg gefoltert worden und behauptete fortwährend, unſchuldig zu ſeyn. Der König erklärte, er wolle den Böſewicht auf ſein Gewiſſen nehmen und befahl, ihn zu hängen. Ein Proviantmeiſter mit 12 Thalern monatlichen Gehalts und zahlreicher Familie hatte einen Kaſſendefect von 3000 Thalern gemacht. Er erbot ſich, den

Digitized by Google

Betrag mit seiner Kaution und seinem Hause zu decken und bat nur um einigen Nachlaß. Der König schrieb auf die Eingabe (1720): „Ich schenke die Schuld, sollen aber aufhängen lassen.“ — Eben so streng verfuhr er gegen Adelige, z. B. gegen den Kriegs- und Domainenrath von Schlubbut, welcher von den zur Einrichtung der salzburgischen Emigranten bestimmten königlichen Geldern nach Einigen 800, nach Anderen 11—30,000 Thaler untergeschlagen hatte. Das Kriminalkollegium in Berlin erkannte, weil der Verbrecher die gesammte Summe aus seinem Vermögen erstatten konnte, nur auf einige Jahre Festungsarrest. Der König wollte das nicht bestätigen, sondern verschob die Entscheidung bis zu seiner Ankunft in Königsberg, wo er jährlich die Truppen zu mustern und nach seinen neuen Anlagen zu sehen pflegte. Hier ließ er nun (1731) den Kriegsrath vor sich kommen, hielt ihm sein Verbrechen vor und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubbut erwiederte: es sey nicht Manier, so mit einem preußischen Edelmanne zu verfahren, er werde die fehlende Summe Geldes erstatten. „Ich will dein schelmisches Geld nicht haben,“ erwiederte der König aufgebracht und ließ ihn auf die Hauptwache schaffen, vor dem Sessionszimmer der Kriegs- und Domainenkammer sogleich einen Galgen errichten, die Mitglieder des Collegiums im Sitzungszimmer versammeln und den Schlubbut vor ihren Augen aufhängen.“

Trotz dieser Strenge sah der König seinen Riesensoldaten Manches durch und wurde wüthend, wenn sich die Justiz erlaubte sie anzutasten. Der merkwürdigste Fall in dieser Beziehung ist folgender. „Als ein Musketier des damals Dönhofischen Regiments durch Einbruch einen gewaltsamen Diebstahl von 6000 Thalern begangen, so verurtheilte ihn das Criminalcollegium gesetzlich zum Galgen. Der General Dönhof, welcher einen jungen, wohlgebildeten, vorzüglich aber 6 Fuß langen Menschen nicht gern verlieren wollte, stellte sogleich dem Könige vor, das Criminalcollegium verfahre offenbar ungerecht, da es erst vor Kurzem einen Kriegsrath, der 30,000 Thaler gestohlen, nicht zum Galgen verurtheilt, der größte Theil des eben von dem armen verführten (und 6 Fuß langen) Musketier gestohlenen Geldes aber sich noch vorgefunden habe. Der König, der sich des Vorfalls mit dem Kriegsrathe sogleich erinnerte und nicht gern einen schönen Kerl aus seiner Armee verlieren wollte, beschied sogleich den Direktor und die Räthe des Criminalcollegiums vor sich. Diese wohnten in der Stadt zerstreuet, waren noch sämmtlich in ihren Schlafröcken, eilten indessen, sich anzukleiden und auf das Schloß zu gehen, worüber doch eine geraume Zeit verfloß. Die große Ungeduld des ohnehin schon gereizten Königs stieg darüber noch höher. Als ihm gemeldet, vier der Räthe wären bereits anwesend, ließ er sie, ohne die Ankunft der übrigen abzuwarten, vor sich kommen, indem er, wie gewöhnlich, auf einem hölzernen Stuhle saß und seinen Stock in der Hand hielt. Anfänglich zeigte er ihnen (scheinbar) mit vieler Gelassenheit die Ursache ihrer Vorbescheidung an, fragte aber zuletzt zornig: „Ihr S....., warum habt ihr so erkannt?“ Als sich nun einige von ihnen wegen des gefällten Urtels rechtfertigen wollten, verlor der eine durch den Stock des Königs ein paar Zähne, die anderen aber mußten mit blutigen Köpfen zur Thüre greifen und die Treppe, bis zu welcher der König sie verfolgte, hinunter eilen. Diejenigen, welche glücklich genug gewesen waren, mit ihrem Ankleiden zu spät fertig zu werden, entgingen dem Schicksale ihrer Collegen.“ Es bedarf nur solcher historischer Züge zu erwähnen, um darzuthun, wie außerordentlich sich die Behandlung der Menschen und zumal der Staatsdiener in unsrer Zeit zum Bessern gelenkt hat.

3) Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Von Joh. Voigt. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1841.

Herr Voigt, der schon so viel für die preußische Geschichte gethan, theilt hier aus den reichen Sammlungen Königsbergs eine Menge von Briefen mit, die mitten im bewegten Zeitalter der Reformation von den angesehensten Theologen und Gelehrten, welche zum Theil selbst Parteihäupter waren, an Albrecht den letzten Hochmeister deutschen Ordens und ersten Erbherzog von Preußen, geschrieben wurden. Doch begnügt sich der Herausgeber nicht mit bloßem Abdruck, sondern er gibt den gehörigen Kommentar dazu und kürzt ab, wo es nöthig ist.

Während Albrecht im entfernten Preußen saß, ließ er sich durch vertraute Gelehrte und Häupter der lutherischen Partei Bericht erstatten über den Stand der Dinge in Deutschland. Nicht nur um erblicher Herzog in Preußen zu werden, sondern auch, wie aus der Innigkeit und Glaubenstreue, die seine Schreiben durchgängig athmen, hervorgeht, aus eigner Ueberzeugung hatte er die Ordensregel von sich geworfen und war der wärmste Anhänger Luthers geworden. Und nicht nur das Bedürfniß, nach vielen Seiten hin zu horchen und sich viele Freunde zu werben, sondern auch der Drang nach wissenschaftlicher Bildung machte es ihm lieb und werth, mit vielen Gelehrten zu verkehren. Die Korrespondenten, von denen hier Briefe mitgetheilt werden,

Digitized by Google

sind Aquila, Brenz, Bugenhagen, Camerarius, Carion, Crotus, Dietrich, Draconites, Eber, Fuchs, Hartmann, Hedio, die beiden Jonas, Major, Osiander, Peucer, Reinhold, Spalatin, Strigel, Ebemnitz. Je nach ihrem heftigeren oder milderen Charakter äußern sie sich sehr verschiedenartig, allein in allen drückt sich die Leidenschaftlichkeit der großen und tiefbewegten Zeit aus, in der so oft die Existenzen auf dem Spiele standen; und wenn der eine in der größten Gefahr den festesten Glaubensmuth behauptet, sieht der andere auch in ruhigeren Augenblicken voll Sorgen und Bekümmerniß alles schwarz um sich drohen, und plagt sich der dritte, das ungeheure Maaß der Intriguen jener Zeit noch durch eingebildete zu vermehren. Mißtrauen und die schlimmste Voraussetzung dessen, was der Andere denke und wolle, war, wenn man so sagen darf, der geistige Typhus oder das Lagerfieber jenes Religionskriegs. Nicht nur daß sich die einander gegenüberstehenden Parteien selbst wechselseitig für satanisch hielten; auch innerhalb der Partei selbst wüthete das Mißtrauen und die Verdächtigung. Der arme Herzog Albrecht hatte am meisten in seinem eignen Lande darunter zu leiden, denn weil er sich zu der milderen und versöhnlicheren Ansicht neigte, wurde er von den unerbittlichen Lutheranern schwer bekämpft und verfolgt. Namentlich verbitterte ihm der Osiandrische Streit das Leben. Osiander, den er ehrte und schützte, hatte den tödtlichsten Haß der strenglutherischen Partei auf sich gezogen und alle Bemühungen des Herzogs, den Frieden zu erhalten, fruchteten nichts. Er mußte die Tyrannei dieser Partei sich über den Kopf wachsen lassen und in Kummer sterben. In allen diesen Angelegenheiten holte sich Albrecht Rath bei deutschen Theologen, die sein Vertrauen genossen, z. B. Brenz, und schüttete sein Herz gegen sie aus. Andere thaten es auch gegen ihn; Crotus z. B. der aus einem eifrigen Lutheraner wieder ein Katholik wurde, schrieb dem Herzog mit edler Offenheit, was ihn zu diesem Wechsel treibe: der trostlose Zank unter den Lutherischen, der das reinste Gegentheil der Liebe und des Friedens sey, den Christus verlange. (Man wird dabei an Jakob Böhme erinnert, der die mahamedanische Kirche am höchsten schätzte, weil sie nur einen Gott glaube, dann die katholische, obwohl er sie nur eine steinerne nannte, am geringsten aber die lutherische, als „die Kirche der Zänker," die gegen die von Christo gebotene Liebe sich am meisten vergehe.) Gleiche Klagen wiederholen sich überall in der Korrespondenz des Herzog Albrecht. Georg Major namentlich jammert über die Verwilderung seiner Partei, über die Unvernunft derer, welche anstatt das Reich der Wahrheit und Liebe auszubreiten, im Zank und in der bittern Galle der Colloquien und Disputationen untergehn und die nicht nur den Feind, der ihnen gegenübersteht, sondern auch ihre nächsten Brüder hassen. In der That ist für den, welcher das psychologische Phänomen des Hasses studiren will, keine Zeit lehrreicher, als die der Reformation. Der politische Haß in den Revolutionszeiten ist eine Kleinigkeit dagegen.

Oft wendeten sich die Korrespondenten in naiver Vertraulichkeit an den Herzog und erzählten ihm von ihren kranken Frauen und Kindern und dergleichen ein langes und breites und baten ihn auch wohl um eine Gabe, worauf er immer liebreich und gütig einging. Zuweilen kommen aber auch schamlose Denunciationen und Aeußerungen des giftigsten Neides vor. So entblödet sich Justus Jonas nicht, dem Herzog geradezu zu schreiben, er solle doch dem Eber und Major und Erell keine Geschenke mehr machen und dagegen nur die von ihm, Jonas, Empfohlenen beschenken. Man glaubt ein Spittelweib zu hören, die über das Geschenk greint, das eine Andere empfangen hat.

Doch zum Glück treten diese niederträchtigen Seiten des Menschen nur bei Wenigen und nur in der Zeit der höchsten Erbitterung des Parteikampfs hervor. Im Allgemeinen ist Gesinnung und Ton der vorliegenden Briefe, wie geschichtlich interessant und lehrreich, so auch anziehend durch die treue Darlegung redlicher Charaktere, die selbst in der Leidenschaft noch meist ein besseres Bewußtseyn durchschimmern lassen. Gegen die theologischen Händel aber sticht gar anmuthig ab, was einige Gelehrte dem Herzog über wissenschaftliche Gegenstände schreiben, z. B. der Botaniker Leonhard Fuchs über die Pflanzenwelt und Hartmann über die Natur des Magnets.

4) Geschichte des Entwicklungsganges der brandenburgisch-preußischen Monarchie von Hermann von Ohneforge. Leipzig, Hinrichs, 1841.

Der Verfasser ist frühe gestorben. Das Werk enthält eine gute Uebersicht über die staatsrechtliche Stellung der brandenburgisch-preußischen Regenten auf den verschiedenen Stufen ihrer Erhebung, über ihre Stellung zu Kaiser und Reich, zu der Kirche, zu einzelnen Bisthümern, zu Nachbarn und erbverbrüderten Fürstengeschlechtern ꝛc. Das einzige Frivole in diesem streng historischen Buche ist vielleicht die Aeußerung S. 380 über das Verhältniß Preußens zum deutschen Bunde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 83.

Kunstblatt.

Dienstag, den 18. Oktober 1842.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule und den Pariser Salon im Jahr 1842.

(Schluß.)

Ein anderer Theil der Bildhauer ist in einer ganz porträtartigen, der Genremalerei verwandten Auffassung befangen, so daß auch alle zufälligen Details der Kleidung nachgeahmt werden. Auch diese Richtung hat eine Vorgängerin in der Bildhauerei zur Zeit Ludwigs XV., wo Bouchardon, Pigalle u. A. eine genreartig-naturalistische Auffassung mit vielem Talent in Aufnahme brachten. Die beiden bemerkenswerthesten Productionen dieser Art auf der Ausstellung, die sich jedoch nicht an die Beispiele der Kunstperiode des 18ten Jahrhunderts, sondern vielmehr an die Kunsttraditionen der Epoche der Renaissance anlehnen, sind zwei Reliefs in Marmor. Ueber die Judith, welche dem vor ihren Fenstern versammelten Volke von Bethulien den an einem Balcon aufgespießten Kopf des Holofernes zeigt, von Mlle. Félicie de Fauveau kann ich mich auf ein demnächstige Mittheilung in diesen Blättern beziehen. Nur sey hier noch bemerkt: das prächtige Costüm der Judith, welche, wie zu einem Feste, alle ihre Kleinodien angethan hat, und das reiche Haupthaar des Holofernes, welches, wie der Bart, in sehr viele kleine und sehr krause Locken gelegt und stutzermäßig gepflegt ist, hat der Künstlerin Gelegenheit gegeben, in der Ueberwindung großer Schwierigkeiten ihre technische Meisterschaft in glänzendem Lichte zu zeigen. Aber in dieser unsäglich mühsamen, sclavischen Nachahmung kleinlicher Wirklichkeit, z. B. der Wimpern und Brauen des Holofernes (welche nebenbei gesagt bei der Judith sonderbar genug gar nicht angegeben sind) und der Stickereien des Kleides der Judith, fühlt man so recht das Verfehlte des Bestrebens, in der Sculptur wo möglich jedes einzelne Haar, jedes einzelne Fältchen an den Näthen der Röcke und dergleichen kleine Zufälligkeiten auszudrücken. Das Relief von Triquetti, Psyche, wie sie den schlafenden Amor betrachtet, obwohl in Einzelnem, z. B. in den Händen und Zehen, von auffallend schwacher Durchbildung, ist in den meisten Theilen von höchst liebevoller Ausführung, in welcher, wie in den zierlichen Formen und in den geschmackvollen bronzenen Randverzierungen, Genien mit Blumengewinden, womit, um die Kälte des Marmors durch den Gegensatz warmer, kräftiger Töne zu heben, das Relief eingefaßt ist, man den entschiedenen Nacheiferer der Renaissance erkennt. Die Porträtstatuen des Laurent de Jussieu von Legendre-Héral; des General d'Espagne von Oudiné, des Dünois von Duret, des Charles d'Anjou von Daumas, des Marquis de Laplace von Garraud, alle fünf in Lebensgröße, die zwei ersten in Marmor, die drei letzten in Gyps, ebenfalls in genreartig-naturalistischer Weise aufgefaßt, sind von geringer Bedeutung. In einem Basrelief in Marmor von Fr. Kirstein aus Straßburg, Jesus, der die Kindlein segnet, und in einer Marmorgruppe von Debay, Vater, die Maria mit dem kleinen Jesus, machen die Lahmheit in den Motiven, die Leerheit der Gesichter, der Mangel an tieferem Verständniß der Formen und die Beobachtung von allerlei bei den Porträtstatuen noch eher, bei den Idealcompositionen aber nimmer zulassigen Zufälligkeiten einen höchst unangenehmen, stylwidrigen Eindruck. Noch am ersten zu ertragen sind die Gruppen, bei welchen eine treue Nachahmung der Natur ausreicht und die sorgfältige Ausführung in's Einzelne nicht stört, wie in der schlafenden Frau mit ihrem Kinde, von A. Friedrich aus Straßburg, und in einer andern schlafenden Frau in griechischem Costüm von Cavelier, erstere in Marmor sehr sorgfältig ausgeführt, letztere in Gyps, mehr angedeutet, als gearbeitet.

Verschiedene Bildhauer suchen mit dem Bestreben nach dem Glatten und Zierlichen ein genaueres Naturstudium zu vereinigen. So Eter in seiner trauernden Olympia nach Ariosto, die in den rundlichen Formen

Digitized by Google

überladen, im Motiv manierirt, im Kopf leer, aber von glatter Beendigung ist. Ein auf dem Rasen hockendes Mädchen, von Droz, macht sich durch die graziöse Bewegung, den artigen Kopf und die sehr zarte Beendigung geltend; die etwas rundlichen Formen verrathen indeß kein feineres Verständniß. Amor, von einer Nymphe geliebkoset, Marmorgruppe von Molchnecht, ist durch Zierlichkeit der Formen, durch Zartheit der Ausführung recht anziehend, in den Linien aber nicht glücklich. Der Amor, Marmorstatue von Bonnassieur, der Bacchus in Gyps von Chambard, der Hercules von Ottin sind kalte, unbedeutende akademische Productionen. Eine Marmorstatue Heinrichs IV. von Raggi ist im Hofe des Louvre und, wie der Catalog behauptet, zur Verzierung der place royale in der Stadt Pau bestimmt, was wir gerne bezweifeln möchten, indem man sich nichts Charakterloseres, Unlebendigeres und Abgeschmackteres denken kann, als diese Porträtstatue.

Büsten sind in hinreichender Anzahl vorhanden. Mir sind darunter mehrere von Eter und der Mde. Dübüfe, geb. Zimmermann, aufgefallen, die sich durch Lebendigkeit der Auffassung, durch schärfere Bezeichnung des Individuellen und fleißigere Ausführung vor allen andern vortheilhaft auszeichnen. Die Bronzestatuette eines Mannes in arabischem Costüm von der zuletzt genannten Künstlerin ist höchst lebendig und von porträtartiger Naturwahrheit. Die andern Büsten sind durchweg geistlos und maskenartig, mitunter sogar wahre Caricaturen, wie die Büste des Bildhauers Ohnmacht, von Graß, der bei dem Bestreben, seinem Modell den Stempel der Genialität aufzudrücken, es mit einem Riesenschädel und Zeusartig starrenden Haaren bepackt hat, welche ihm ein durchaus monströses Ansehen geben. Der Menge der Statuetten, der Medaillons u. s. w. sey in Summa gedacht. Von Münzen war so gut als nichts zu sehen. Geschnittene Steine, Siegelabdrücke und dergleichen glyphische Werke sind nicht vorhanden; diesen Kunsterzeugnissen ist die Ausstellung verschlossen, die für Vasen, Schalen, Gefäße, Ornamente, Postamente, Candelaber und Decorationswerke ebenfalls nicht geöffnet ist.

Die Ausstellung währte vom 15. März bis 15. Mai. Acht Wochen also hat sich die kunstliebende und schaulustige Pariser Welt von Morgens 8 bis Abends 4 Uhr in den Salen des Louvre zahlreich versammelt. Man konnte bemerken, daß es immer nur Gemälde waren, um die sich dichte Kreise ansammelten. Nicht bloß den Kupferstichen, Lithographien und Architekturzeichnungen konnte man stets mit Bequemlichkeit beikommen; auch vor den plastischen Werken traf ich stets nur kleine Gruppen und einzelne Aufmerksame. Jetzt ist die Ausstellung geschlossen und es ist hohe Zeit, auch unsern Bericht zu schließen. Wer das öffentliche Kunstfest in Frankreich mitgemacht und die Art der Feier beobachtet hat, fühlt wenig Beruf zu einer langen Nachfeier. Als die Procession der Florentiner Cimabues Madonna nach Santa Maria Novella geleitete, war das auch ein Kunstfest: ein Bild und viele Andächtige; nun sind es Tausende von Bildern und vielleicht ein Andächtiger. Und wie konnten hier die vielen heterogenen Werke eins vor dem andern zu Werk kommen? Unmöglich. Jetzt erst, nach dem Schlußmoment, mögen sie alle zusammenstimmen, und ich vernehme, dünkt mich, aus den Galerien des Louvre ein leises Klagelied unerlöster Seelen. Könnte man wahrhaft sammeln und versammeln, was von Begeisterung, Kraft und Liebe als Funken unter der Asche oder als vereinzeltes Flämmchen, zerstreut und ungleich in alle diese Werke vertheilt ist, es wäre genug, um ein Feuer anzuflammen, das zum Himmel schlüge. So aber schlägt es nur in wenigen Werken hell und rein, in den meisten nur gedämpft und schwebend durch, und eben so wenig, als das trübe Lohkuchenfeuer des nüchternen Verstandes, verfängt das reine Sonnenfeuer des berauschten Genies in den Sinnen der Beschauer, die das Bischen Bedürfniß des Schönen, das sie mitbringen, in einem vielbunten Allerlei von Reizen schnell verbraucht haben. Das Publikum im Ganzen ist billig (die recensirenden Stimmen, die vorschreien, repräsentiren es nicht); am Ende findet jedes Beachtenswerthe die Zahl oder doch die Qualität von Anerkennenden, die es verdient; auch der Absatz und die Kaufpreise treten im Ganzen in billige Verhältnisse zum Werth; aber alles das geschieht durch Vertheilung und Ausgleichung; nur Eines fehlt. Es fehlt ein concentrirendes Bedürfniß und eine concentrische Wirkung. Man läßt im Durchschnitt Alles gelten, bedarf aber im Durchschnitt nichts; man taxirt im Durchschnitt billiger, als es oft scheint, fühlt aber nichts mit gemeinsamer Innigkeit, mit reiner Erschöpfung. So lang es so bleibt — und ich sehe nicht, wie es anders werden soll — wird die französische Kunst, nur bewegt von allerlei individuellen Talenten einerseits und Privatgeschmäcken andererseits, eine Menge kleiner Wellen schlagen, ohne einen allgemeinen Schwung weder der Künstler, noch des Kunstsinnes im Volk. Alles, was seiner Natur nach Cabinetskunst ist, wird Zweige und Blüthen treiben können; Alles, was zu seinem Gedeihen der verdichteten Kräfte eines Gemeingeistes bedarf, wird verkümmern. Und wenn sich von innen kein gemeinsamer Zug der Begeisterung anlegt, so kann auch jede äußere Versammlung der Werke nur Zerstreuung der Sinne, nicht Sammlung der Liebe bewirken. Das Urtheil derer, die lernfähig sind, kann dabei gewinnen; aber nicht in der Art, um praktisch rückzuwirken; nur das theoretische: denn heterogener

Digitized by Google

Menge gegenüber steht nur das abstracte. Das Urtheil ist das einzige allgemeine Organ unserer Tage. Docemur disputare, non vivere. E. C.

Lithographie.

Der Schwur im Grütli, am Martinstag 1307. Erfunden, gemalt und auf Stein gezeichnet von Eduard Steiner.

Ein junger schweizerischer Künstler hat sich einen Gegenstand der Behandlung auserwählt, welchen vor ihm schon mehrere andere Maler, Bury, Füßly, Heß, Steuben, Lugardon zur Aufgabe genommen hatten. Sein Gemalde ist acht Fuß sieben Zoll hoch, und wurde vor drei Jahren von ihm selbst als Eigenthum des eidgenössischen Vaterlandes der Tagsatzung übergeben und in den Sitzungssaal derselben in Bern gestiftet. Hier nun liefert er mit eigener Hand eine lithographische Nachbildung seines Bildes in gleichfalls ansehnlicher Größe. Es ist unverkennbar, daß die Composition und Ausführung einem noch werdenden Talente angehört, da sich in jeder der drei Heroengestalten einiges Harte und Ungelenke, Undurchgebildete findet. Auf der andern Seite ist es jedoch ein warmes, frommes Gefühl, das den Beschauer anweht, und die Hauptmotive der Gruppirung sind bedeutsam und harmonisch. Die Scenerie ist ungesucht und in richtiger Stimmung zu dem ernsten historischen Momente der Darstellung. Dieß Alles gilt indessen nur von dem Eindruck der Lithographie, während an das in Deutschland unbekannte Original selbst freilich noch manche andere Ansprüche zu machen sind, die hier nicht in Betracht kommen können. en.

Nachrichten vom September.

Denkmäler.

Paris. Der Minister des Innern hat beschlossen, daß die Marmorbüste des Marschalls Moncey in der Bibliothek von Besançon aufgestellt werden soll.

Die im Hof des Louvre ausgestellt gewesene marmorne Statue Heinrichs IV. von Ragni ist nunmehr nach Pau, ihrem Bestimmungsorte, abgeführt worden.

Der Herzog von Nemours fand im Lager zu St. Omer eine steinerne Pyramide, die zum Andenken des Herzogs von Orleans allein durch die Hände der Soldaten errichtet war. Dieses einfache und geschmackvolle Monument war von Herrn Pradier, Lieutenant im 11ten Infanterie-Regiment, entworfen und unter seiner Leitung auf gemeinschaftliche Kosten der Offiziere und Soldaten ausgeführt worden.

Auf der Vorderseite liest man folgende Inschriften:

Zum Andenken Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans, ihres Generals en Chef, die 2te Infanterie-Division des Operations-Corps an der Marne.

Antwerpen. 1832 — Eiserne Thore. 1839
Maskara. 1835 — Teniah de Mouzaya. 1840.

Aufgerichtet von der 2ten Division und erbaut von den vier Infanterie-Regimentern.

Begonnen den 9. August und beendigt den 20. August 1842.

2te Infanterie-Division.
General-Lieutenant d'Hautpoult.

1ste Brigade	2te Brigade.
General Galinier.	General Talandier.
4tes Linien-Regiment.	47tes Linien-Regiment.
11tes Linien-Regiment.	55stes Linien-Regiment.
10tes Regiment Chasseurs zu Pferd.	

Bagé-le-Châtel (Ain). Am 4. September ist auf einem öffentlichen Platze, der künftig dessen Namen führen wird, ein Denkmal des braven Generals Puthod feierlich eingeweiht worden.

Condé sur Noireau. Hier, in seinem Geburtsorte, sammelt man Beiträge zu einem Ehrendenkmal für den unglücklichen Dumont d'Urville.

Clermont-Ferrand. Die hiesige königliche Akademie der Wissenschaften und Künste hat am 15. September eine öffentliche Sitzung zum Behuf der Einweihung der Büste ihres vormaligen Präsidenten, Hrn. v. Montlosier, gehalten.

Algier. Am 11. September ist das dem Herzog von Orleans gewidmete Denkmal eingeweiht worden. Es ist ein eleganter Marabut in der Nähe der Promenade Orleans, die Außenwände sind mit buntfarbigen Fayenceplatten belegt, das Innere mit Frescodarstellungen der Lebensumstände des Verstorbenen verziert, an den vier Ecken Lorbeer- und Cypressenkränze aufgehängt mit den Ueberschriften: Antwerpen. Maskara. Biban. Teniah de Mnzaya. Im Hintergrund erhebt sich auf einer weißen Marmorsäule die Büste des Herzogs, am Fuß derselben auf einem Kissen sind ein Schild, ein Schwert und ein antiker Helm niedergelegt. Das Monument befindet sich unterm Schatten von Palmen, Bananen und Zuckerrohr und den Eingang bildet eine Cypressenallee. Die Umschaffung des Marabut zu seiner gegenwärtigen Bestimmung war das Werk der Militärsträflinge.

Bauwerke.

Wien. Der Kaiser hat befohlen, daß die neue Kirche St. Johann von Nepomuk, welche in der Vorstadt Leopoldstadt an der Praterstraße so eben erbaut wird, im Innern mit Frescomalereien, an der Außenseite aber mit Bildhauerwerken geziert werde. Für die Ausführung der historischen Malereien religiösen Inhalts sind die rühmlichst bekannten Professoren Kupelwieser und Führich beauftragt. Für die Ausführung der Bildhauerwerke hat Se. Majestät die ausgezeichneten Bildhauer Director Klieber und Corrector Bauer bestimmt. — Die Wiederherstellung des Thurmes der St. Stephanskirche geht so erfreulich ihrer Vollendung entgegen, daß für das nächste Jahr unzweifelhaft zu erwarten steht, den Thurm in seiner würdevollen frühern Gestalt wieder aufgebaut zu sehen. Schon ist der daran vorkommende Steinaufbau als Umhüllung eines starken Eisengerippes in Form einer achtseitigen Pyramide fertig, alle noch weiter

Digitized by Google

erforderlichen Bestandtheile meistens vollendet und das wenige noch Fehlende mit kräftiger Thätigkeit in Arbeit. Der neue Aufbau wird in Form und Größe dem abgetragenen Theile vollkommen gleich; der Adler, aus dessen Mitte sich ein Kreuz erhebt, wurde neu und in entsprechend heraldischer Form angefertigt, und weil eben diese eine verhältnißmäßig größere Höhe bedingte, so ist der neue Adler um vier Fuß höher, als der alte abgenommene war. Die innere Bauart ist von der früheren ganz verschieden; der neue Aufbau ist bis zur höchsten Spitze hohl und zugänglich, während der Thurm früher, von oben abwärts gemessen, etwa 5 Klafter ganz massiv war; durch die dermalige Bauart ist der Neubau um mehrere hundert Centner leichter an Gewicht, was bei dem Umstande, daß der untere Theil des Thurmes Jahrhunderte überdauert hat und natürlich die Gebrechen der langen Zeit an sich trägt, von Wichtigkeit ist. Die früher bedenkliche Neigung nach Nordosten betrug auf eine Höhe von etwa 74 Fuß 3 Fuß 6 Zoll. Der untere Theil, auf welchen die neue Spitze senkrecht gesetzt wurde, hat noch eine Neigung von wenigen Zollen, die aber weder bedenklich, noch dem Auge störend bemerkbar wird; um auch diese kleine Neigung zu beseitigen, hätte der Thurm viel weiter abgetragen werden müssen, was durch den Bauzustand keineswegs geboten war. Die vorkommenden Laubwerkverzierungen sind ganz correct im altdeutschen Style nach den vorhandenen Mustern meisterhaft ausgeführt.

München. Im Nachlasse des verstorbenen Architekten Ohlmüller, Erbauers der neuen Pfarrkirche der Vorstadt Au, hatte sich unter vielen gelungenen Arbeiten des trefflichen Künstlers der Entwurf zu einer Ruhmeshalle in gothischem Style vorgefunden. Diese Zeichnung, welche der Gegenstand vieler Bewunderung ist, hat vor Kurzem, wie man erfährt, Se. Majestät der König von Preußen um die Summe von 2000 fl. käuflich an sich gebracht.

Hamburg. Der lang ersehnte Bauplan ist endlich erschienen; er ist zwar nicht so umfassend wie der Lindleysche, aber viele Verbesserungen, die man längst wünschte, werden erreicht, wenn die erbgesessene Bürgerschaft ihn annimmt. Die Promenade um das Alsterbassin sowohl für Fußgänger als Fuhrwerk wird auch auf der östlichen Seite fortgesetzt. Der alte Jungfernstieg kommt in gerader Linie mit der Bergstraße, die Wassermühlen werden vom Jungfernstieg nach Hinterstraßen verlegt. Die Nikolaikirche kommt zwar nicht so schön zu stehen, als Hr. L. vorschlug, aber die Markthallen auf dem Hopfenmarkt und beim Pferdemarkt sind so ziemlich nach seinem Plane gezeichnet, ebenso das Rathhaus, die Bank und die Regierungsgebäude, nur mit dem Unterschiede, daß er letztere theils südlich, theils nördlich von der Börse setzte, während der jetzige Plan sie vereinigt im Norden stellt. Kurz die Grundlage ist dieselbe, wie Hr. L. sie bestimmt; die Veränderungen, welche daran gemacht, mögen Ersparnisse bezwecken, wenn sie auch Verbesserungen seines Plans keineswegs zu nennen sind. — Die erbgesessene Bürgerschaft hat in der Versammlung vom 2. September die gemachten Anträge genehmigt.

Innsbruck. Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Stephan nahm am 30. August die Eröffnung der neuen Straßenstrecke über den Schönberg persönlich vor, und ließ zugleich bei diesem Anlasse den Grundstein zu einem der großartigsten Bauwerke neuerer Zeit in der österreichischen Monarchie legen. Es ist dieß die Brücke über den Rutzbach in weiterer Fortsetzung der neuen Straße, sie wird in einen Bogen gespannt, der 112 Fuß über dem Wasserspiegel zu stehen kommt, und eine Spannweite von 138 Fuß erhält. Nur fünf Brücken in Europa: eine zu Chester in England, eine zu Vieille Brioude in Frankreich, eine zu Verona, eine zu London und die Dorabrücke bei Turin, haben sich eines größern Bogens zu rühmen.

Düsseldorf. Aus Anlaß seines Besuches der Rheinlande hat der König den Ausbau unseres alten Schlosses angeordnet. Der nördliche Theil des Schlosses soll mit dem Thurme durch eine offene Säulenhalle in Verbindung gebracht, und diese mit Frescomalereien durch Düsseldorfer Künstler verziert werden. Der Thurm selbst soll ganz in dem alten Style restaurirt und um 40 Fuß erhöhet, damit die nöthigen Räume für eine größere Anzahl Ateliers, so wie für die Versammlung der rheinischen Landstände durch Ausbauten und Neubauten gewonnen werden.

Wittenberg. Am 8. September wurde der Grundstein zu der neu zu erbauenden steinernen Elbbrücke feierlich gelegt. Der Baumeister desselben ist Wasserbauinspector Zimmermann.

Triest. Am 24. August wurde unser neuer Bazar, Tergesteum genannt, eröffnet. Auf der Stelle, wo einst Salinen sich ausbreiteten und Schiffe vom Stapel gelassen wurden, erhebt sich dieser schöne Bau. Zwischen dem Corso und dem Theaterplatze, der Börsen- und Dammstraße gelegen, bildet das Tergesteum ein regelmäßiges Viereck, das dem Auge sich äußerst gefällig darstellt. Im untern den Straßen zugekehrten Geschoß sind 52 Gewölbe, 44 im Innern, das eine in vier Kreuzwege getheilte mit Glas gedeckte Galerie bildet. An den vier Ausgängen derselben befindet sich eine von dorischen Säulen getragene geschmackvolle und geräumige Vorhalle. Außer den Kaufläden, wo alles was Industrie und Kunst Nützliches und Schönes schafft, zu bekommen seyn wird, sind im Erdgeschoß noch zwei neue Kaffehäuser: Caffe bei Lloyd und della Fama, die im gothischen Geschmack verzierten Kanzleien der Dampfschifffahrtsgesellschaft und der elegante und großartige Lesesaal des österreichischen Lloyd. In den Mezzaninen befinden sich die Bureaux und die neue Buchdruckerei desselben Instituts und verschiedene Handelscomptoirs; die übrigen drei Stockwerke enthalten ein Casinolocal und Privatwohnungen. Die äußerste Höhe schmücken von zwei Seiten meisterhaft ausgeführte Steingruppen der rühmlich bekannten venezianischen Bildhauer Zandomeneghi und Bianchi. Die diesjährige Kunstausstellung, welche ebenfalls im Tergesteum statt haben wird, verspricht, nach den bisher eingegangenen Bildern zu urtheilen, sehr glänzend auszufallen.

Tivoli. In der Nacht vom 4. auf den 5. September ist die Magdalenkirche bei dem neuen römischen Thor, auch Chiesa Santa Croce genannt, mit ihrem Glockenthurm eingestürzt. Die Porosität des Ripoli-Kalksteins, auf dem das feuchte Tibur liegt, so wie die Natur seines andern Fundaments, des vom Sinter des Anio erzeugten, im nassen Zustande wenig condensen Travertins, hatten in letzter Zeit manche Besorgnisse für den dauernden Halt mehrerer großen Gebäude erregt, die wie die Magdalenenkirche in den Stadttheilen liegen, durch welche sich die vom Flusse abgeleiteten Cascatellen hinziehen. Das durchsickernde Wasser hatte hier viele Souterrains unbrauchbar und Hauserfundamente locker gemacht. Doch kam das Zusammenstürzen der Kirche nicht sowohl aus dieser Ursache als besonders von einer weitläufigen Grotte, die ein in der Nähe wohnender Weinwirth unter sie hingeführt hatte.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 84.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 20. Oktober 1842.

Der römische Basilikenbau, näher entwickelt nach den Resten der antiken Basilika von Trier.

Das Gebäude der Basilika hat ein zweifaches Interesse für die kunsthistorische Forschung; dasselbe gehört auf der einen Seite zu den großartigsten Gestaltungen, in denen das antike Leben sich ausgeprägt hatte, auf der andern trägt es in sich den Keim zu der Gestaltung eines neuen Lebens; es verbindet unmittelbar die beiden großen Epochen der Volksgeschichte, die des heidnischen Alterthums und die des christlichen Zeitalters. Die antike römische Basilika gab das Vorbild für den ältesten christlichen Kirchenbau; in leisem, aber stets bewegtem Fortschritte entwickelte sich aus ihr jene wundersame Architektur, welche wir in den gothischen Domen staunend verehren; und als man die Formen der mittelalterlichen Architektur verließ und zu denen des Alterthums zurückkehrte, da bestrebte man sich auch der Kirche wiederum das einfache Gepräge der Basilika zu geben. Allerdings zwar stehen die modernen Basiliken, die eigentlich diesen Namen verdienen, nur vereinzelt da; man konnte sich nicht auf umfassende Weise all derjenigen, zum Theil so wirkungsreichen architektonischen Elemente entledigen, die im Verlauf der Zeiten sich hervorgebildet hatten; dennoch ist das Streben danach nicht erloschen. Die nähere Bekanntschaft mit dem reinen griechischen Säulenbau hat demselben eine neue Nahrung gegeben, und vornämlich in der jüngsten Zeit haben sich Entwürfe und Ansichten geltend zu machen gesucht, welche das Gebäude der christlichen Kirche völlig wiederum in der Weise der antiken Basilika gestaltet wissen wollen, um so das künstlerische Bestreben in den Urzeiten des Christenthums, dem damals keine freie Entwickelung vergönnt war, auf seine reinen Principien zurückzuführen.

Hierbei kommt es natürlich vor Allem darauf an, sich von der antiken Basilika eine möglichst klare Anschauung zu verschaffen. Aber die Einrichtung derselben hat für uns bisher noch vieles Dunkle gehabt; wir kannten nur die allgemeinen Bestimmungen ihrer Anlage für die Besonderheiten der Ausführung lag uns keine nähere Anschauung vor. Ich darf somit hoffen, daß die folgenden Mittheilungen über einen Baurest aus den Zeiten des classischen Alterthums, der uns einer solchen Anschauung um ein bedeutendes — und mehr als irgend ein anderer unter den uns bekannten Resten der Römerzeit — näher führt, nicht ohne Interesse dürften aufgenommen werden. Sie beziehen sich auf denjenigen unter den merkwürdigen römischen Bauresten in Trier, der in die westliche Seite des ehemaligen churfürstlichen Palastes verbaut ist und der durch die Volkssage, jedoch ohne weitere Begründung zu einem Palaste Constantins des Großen gemacht wird. Ich hatte vor Kurzem Gelegenheit, diesen Baurest, der entschieden nur eine Basilika gewesen seyn kann, genau zu untersuchen. — Ehe ich jedoch auf denselben näher eingehe, erlaube ich mir, dasjenige übersichtlich zusammenzustellen, was bisher über die Anlage der antiken Basiliken bekannt war, und was die Grundlagen der folgenden Untersuchungen ausmachen muß.

Die selbstständige und charakteristisch eigenthümliche Ausbildung der Basiliken gehört den Römern an; sie errichteten dieselben für die gemeinsamen Zwecke des kaufmännischen Verkehrs und der bürgerlichen Rechtspflege. Die Basiliken bestanden demgemäß aus zwei Haupttheilen: aus dem Raum für das Publikum, der eine oblonge Grundfläche hatte und für den Handelsgebrauch die eigentliche Börse bildete, und aus dem Tribunal, welches an jenen in der Form eines Halbzirkels, die Sitze der Richter umschließend, angelehnt war. Die Ausdehnung, vornämlich die des oblongen Raumes, mußte natürlich, je nach den besondern Bedürfnissen, auf die verschieden-

Digitized by Google

artigſte Weiſe wechſeln. So haben ſich einzelne Reſte von Baſiliken erhalten, welche den oblongen Raum nur klein und ohne eine, durch Säulenarchitektur hervorgebrachte Abtheilung (d. h. einſchiffig) zeigen: zwei in Italien, in dem alten Aquino und zu Präneſte, eine dritte unter den Ruinen von Palmyra in Syrien. Ihnen iſt als vierte die ſogenannte Baſilika Sinciniana in Rom hinzuzufügen, die ſpäter (unter dem Namen S. Andrea in Barbara) als chriſtliches Gotteshaus benutzt ward; dieſe iſt gegenwärtig nicht mehr vorhanden, doch haben ſich Zeichnungen ihrer urſprünglichen Anlage erhalten. — Reſte ſolcher Art ſind indeß nicht geeignet, eine höhere Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen; von vorzüglicher Wichtigkeit, zumal für die Städte, welche als die Brennpunkte des römiſchen Lebens betrachtet werden müſſen, ſind nur diejenigen Baſiliken, die eine größere Ausdehnung und demgemäß eine glänzendere Einrichtung hatten. Den Berichten der alten Schriftſteller zufolge dürfen wir annehmen, daß in ſolchen an den Langſeiten innerhalb des oblongen Raumes Säulenſtellungen angeordnet waren, durch welche ſich ſchmalere Seitengänge von einem breiteren Mittelraume ſonderten (daß ſomit drei Schiffe entſtanden); daß über dieſen Seitengängen Galerien, insgemein durch eine zweite Säulenſtellung über der erſten gebildet, hinliefen; und daß ſich auf der einen Schmalſeite des Gebäudes der Haupteingang, auf der andern das Tribunal befand. Eine ſolche Einrichtung geht namentlich aus der allgemeinen Vorſchrift hervor, die Vitruv für die Erbauung der Baſiliken gibt; daß davon jedoch im Einzelnen manche Abweichungen geſtattet ſeyn mußten, folgt aus der Beſchreibung der Baſilika, welche Vitruv ſelbſt zu Fano erbaut hatte (obſchon die Beſonderheiten dieſer Anlage, die er dem Leſer angelegentlichſt empfiehlt, ſeinem baukünſtleriſchen Geſchmacke gar keine große Ehre bringen). Die Reſte dreiſchiffiger Baſiliken, die ſich auf unſere Zeit erhalten haben, ſind aber nur äußerſt gering; außer den Ueberbleibſeln eines kleinen Gebaudes ſolcher Art zu Otricoli und außer einem, ebenfalls nur kleinen kirchlichen Gebäude zu Alba am Fuciner-See, in dem man eine antike Baſilika erkennen zu müſſen meint, iſt nur die allerdings bedeutende Baſilika von Pompeji zu nennen, von der aber wiederum nicht ſo genügende Reſte erhalten ſind, daß wir die ganze Einrichtung, welche das Gebäude hatte, hinlänglich klar erkennen könnten, die auch in der Form des Tribunals von dem römiſchen Princip abweicht; letzteres nämlich iſt in einer Weiſe angeordnet, die, analog den vielen Gräcismen, welchen man in Pompeji begegnet, mehr auf griechiſche Vorbilder ſchließen läßt. Dann dürften einige fragmentirte Grundriſſe baſilikenartiger Bauten zu nennen ſeyn, die ſich auf den Bruchſtücken des bekannten capitoliniſchen Planes von Rom erhalten haben. Aber auch dieſe geben unſerer Anſchauung durchaus kein genügendes Bild; vorzüglich wichtig iſt es nur, aus dieſen Fragmenten zu bemerken, daß der Grundriß desjenigen Gebäudes, welches man für die vielgerühmte, höchſt prachtvolle Baſilika des Paullus Aemilius hält, ein Paar Säulenreihen quer vor dem Tribunal hinlaufend zeigt, und daß auch an den Langſeiten des oblongen Raums je zwei Säulenreihen (ſomit fünf Schiffe) angedeutet zu ſeyn ſcheinen, obgleich dieß letztere nicht mit völliger Sicherheit aus den Punkten und Lineamenten des Planes zu folgern ſeyn dürfte. — Den größten Nachdruck legt man insgemein, wo es darauf ankommt von der antiken Baſilika eine genügende Anſchauung zu geben, auf die Baſiliken der altchriſtlichen Zeit, von denen ſich in Rom und in Ravenna ſehr zahlreiche Beiſpiele erhalten haben und die nach dem Muſter von jenen, ob auch für andere Zwecke, erbaut worden ſind. Gewiß geben dieſe altchriſtlichen Baſiliken die allgemeinen Elemente der antiken — nach den oben angeführten Beſtimmungen — wieder; ob ſie aber auch für die Beſonderheiten der architektoniſchen Anlage als eben ſo maßgebend zu betrachten ſeyn möchten, dieß ſcheint ſehr zweifelhaft. Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß jene Erhöhung des Mittelſchiffs, welche in den altchriſtlichen Baſiliken durchgehend gefunden und welche dadurch hervorgebracht wird, daß man über den Colonnaden des Innern beſondere Wände aufſetzen läßt, durchaus dem antiken Formengefühle, dem ganzen Princip des antiken Säulenbaues, der über dem Gebälk der Säulen alle weitere Laſt vermeidet, widerſprechend ſey. Dieß geht ſchon daraus hervor, daß bei den altchriſtlichen Baſiliken die Säulen in der Regel durch Bögen verbunden werden, welche der Laſt jener Wände mit lebendiger Kraft entgegenſtreben; wo aber im ſtrengen claſſiſchen Sinne (wie in S. Maria maggiore zu Rom) ſtatt der Bögen gerade Architrave angewandt ſind, da wird das Unantike einer ſolchen Anlage auf doppelt empfindliche Weiſe bemerkbar. Nur Eine der altchriſtlichen Baſiliken Roms zeigt in ihrer urſprünglichen (obſchon in neuerer Zeit völlig veränderten) Einrichtung eine Anlage, die ohne Zweifel den antiken Baſiliken näher entſprechend war. Dieß iſt die Baſilika Seſſoriana, deren Gründung in die Zeit Conſtantins des Großen fällt und die gegenwartig den Namen S. Croce in Gerusalemme führt. Nach ihrer urſprünglichen Einrichtung, von der uns die erhaltenen Zeichnungen Kunde geben,[1] wurde ſie durch zwei Reihen von je ſechs coloſſalen Säulen in drei gleich hohe Schiffe getheilt, während die Seitenwände durch je zwei Reihen

[1] Bei Ciampini, Vetera monimenta I. t. IV. V.

Digitized by Google

übereinander geordneter Fenster, von sehr bedeutender Dimension und im Halbkreisbogen überwölbt, ausgefüllt wurden; die Stellung der Fenster entsprach den Zwischenweiten zwischen den Säulen. Es ist möglich (obgleich hier keineswegs mit irgend einer Bestimmtheit nachzuweisen), daß in Uebereinstimmung mit den oberen Reihen der Fenster ursprünglich auch Galerien über den Seitenschiffen angeordnet waren; die Balken, auf welche der Boden der Galerien aufgelegt seyn mußte, würden in diesem Falle etwa — allerdings aber sehr unschön — in die Schäfte der Säulen eingelassen gewesen seyn, wie man eine ähnliche Einrichtung bei der Basilika von Pompeji annehmen zu müssen glaubt und wie dieselbe auch, obgleich durch eine anderweitig unschöne Vermittelung motivirt, in der Vitruvischen Basilika von Fano stattfand.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Bauwerke.

Aachen. Aus Gelegenheit der beschlossenen Herstellung der hiesigen Baualterthümer theilt die Preuß. Staatszeitung in ihrer 154sten Nummer Historisches mit, das wir in nachstehendem Auszuge geben. — Der Palast und die Kirche Karls des Großen bilden ein zusammenhängendes, nach einem bewußten Plane geordnetes Ganze, welches aus einer sinnreichen Combination des römischen Lagerbaues mit den in den Schriften des alten Testaments geschilderten Bauten hervorgegangen ist. Die Normannen haben keinen wesentlichen Theil der Karolingischen Bauten zerstört; ihre Verheerungen scheinen sich auf Plünderung und Beschädigung des Innern beschränkt zu haben. Durch Otto III. und Heinrich II. wurde der angerichtete Schaden reichlich vergütet, jedoch wurde durchaus kein Neubau bei dem Palaste oder der Kirche unternommen. Beide wurden im Jahr 1146 durch eine furchtbare Feuersbrunst verheert. Eine Erneuerung der Kirche ward bereits 1166 zu Stande gebracht. Ein Theil des Palastes wurde von Friedrich Barbarossa den Einwohnern überlassen. Wiederholte Feuersbrünste legten um die Hälfte des 13ten Jahrhunderts alle Nebengebäude der Kirche in Asche. Gegen Ende dieses Jahrhunderts, vielleicht noch etwas früher, wurde ein umfassender Neubau aller das Mittelgebäude umgebenden Hallen, Capellen und Klostergebäude unternommen, und mit beharrlicher Ausdauer zwei Jahrhunderte hindurch fortgesetzt. Eine jede Anlage, die während des gedachten Zeitalters errichtet wurde, vertritt die Stelle einer ursprünglichen Construction. Willkürliche, von dem anfänglichen Entwurf unabhängige Anlagen wurden erst in den letztverflossenen Jahrhunderten unternommen. Eine mit Glück unternommene Restauration müßte also den Gründungen des Karolingischen Zeitalters, wie dem großartigen Neubau der zweiten Hälfte des Mittelalters ein gleiches Recht widerfahren lassen. Bereits früher hatte sich die kirchliche Behörde mit den ihr in dieser Beziehung gemachten Vorschlägen einverstanden erklärt, und war bereit zu ihrer Ausführung die Hand zu bieten. Zugleich wurde höchsten Orts die Wiederherstellung des Domes zu Aachen im Laufe des vorigen Jahrs in Erwägung gezogen und bereits ist der Befehl ertheilt worden, die Restauration vorläufig mit der Wiederaufstellung der Säulen zu beginnen, welche vormals von den Franzosen nach Paris gebracht wurden. So ist der erste Schritt geschehen. Vor Allem würde es von wesentlichem Nutzen und für die harmonische Ausführung des Ganzen unerläßlich seyn, der theilweisen Wiederherstellung den Entwurf eines Planes zu einer vollständigen Restauration dieser Bauwerke vorhergehen zu lassen. Mit den vorhandenen Ueberresten wäre ein solcher Plan leicht zu entwerfen, er ließe sich bis in das kleinste Detail ausführen, und eine zu diesem Zwecke angestellte und von den nöthigen Hülfsmitteln unterstützte Untersuchung würde schon deßhalb belohnend seyn, weil sie jedenfalls für geschichtliche Belehrung und die richtigere Auffassung der mittelalterlichen Baukunst eine reiche Ausbeute gewähren müßte. Was den Dom im Besondern betrifft, so würde eine in diesem Sinne durchgeführte Restauration unter Anderem das Vorhandenseyn einer Krypta unter dem Hochaltar mit Vortheil benutzen können; auch würden bei einem Restaurationsplan, welcher der ganzen Kirche den ursprünglichen, gleichmäßig nivellirten Fußboden zurückgäbe, die wahre Lage des Grabmals Karls des Großen, das seit Friedrich Barbarossa unberührt, seit zwei Jahrhunderten durchaus verkannt und vor etwa dreißig Jahren durch die bekannte Grabschrift an einer ganz unrechten Stelle bezeichnet wurde, die Grabmäler der kaiserlichen Vögte in der Vorhalle, der Aebte und Pröbste in einer Seitenhalle, welche durch Erhöhung des Fußbodens verschwunden sind, wieder zum Vorschein kommen, ein Gewinn, der mit Hülfe einer verhältnißmäßig geringen Summe gewiß leicht zu erzielen wäre. Für die etwaige Restauration des Palastes dagegen ist es eine interessante Thatsache, daß die aus Ravenna hergebrachte Reiterstatue Theodorichs wahrscheinlich noch im 14ten Jahrhundert vor dem Haupteingange desselben stand, und daß der dazu gehörige Sockel, der gleichfalls wohl noch vorhanden ist, mit geringer Mühe würde ans Licht gezogen werden können. Neben dem Dom und seinen Umgebungen nimmt unter den mittelalterlichen Bauten Aachens das Rathhaus einen würdigen Platz ein. Gegen Westen wird derselbe durch einen halbkreisförmigen Thurm begränzt, welcher der Karolingischen Halle angehörte, die Palast und Kirche in Verbindung setzte. Der viereckige Thurm, der sich an der östlichen Seite befindet, wurde zwischen den Jahren 1208 und 1215 von dem kaiserlichen Schultheißen, Arnold von Gimnich, erbaut, oder vielmehr, wie mehrere Spuren andeuten, einem noch stehenden Theile des Karolingischen Palastes angelehnt, und zwar zu dem Behufe, die dem Hause der Hohenstaufen ergebene Stadt in guelphischer Gewalt behaupten zu können. A. v. Gimnich, ein gewaltthätiger, für die Geschichte seiner Zeit durchaus merkwürdiger Mann, wurde 1215 von der für Friedrich II. sich erhebenden Bürgerschaft in diesem Thurme belagert und trat dann selbst zu der Partei seiner Gegner über, welchen er, wie seine ihm im Schultheißenamte nachfolgenden Söhne, die wichtigsten Dienste leistete. Einer der Letzteren ruht in der Vorhalle der Kirche. Als die Stadt nach langen Anstrengungen ihre Selbstständigkeit erstrebt hatte, wurde dieser Thurm zum städtischen Vorchfrit. Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts wurde der Raum zwischen beiden Thürmen der Stadt zur Erbauung eines Rathhauses überlassen, jedoch unter der Bedingung, daß das obere Geschoß zu einem Festsaale für die kaiserlichen Krönungen eingerichtet werden sollte.

Digitized by Google

Der Saal, der zu diesem Behufe bestimmt und mehrmals dazu verwendet wurde, hat eine Breite von 60 Fuß bei einer Länge von 160 Fuß. Vier in der Mitte aufgerichtete Säulen, welche die in einer Weite von 28 Fuß geöffneten Kreuzgewölbe tragen, theilen den Saal der Länge nach in eine südliche und eine nördliche Hälfte. Die Standbilder der zu Aachen gekrönten Kaiser schmückten ehemals den Saal, sind aber durch die Umgestaltung, welche derselbe vor etwa einem Jahrhundert erlitt, verschwunden. Als nämlich das Aachener Rathhaus für die Verhandlungen des dort geschlossenen Friedens benutzt wurde, verband man die Säulen durch eine Zwischenwand, zerlegte die südliche Hälfte in mehrere Abtheilungen, ließ auf der nördlichen zwar einen geräumigen Saal bestehen, schnitt jedoch, um diesem ein erträgliches Verhältniß der Länge zur Breite zu geben, zwei Räume an dem östlichen und westlichen Ende davon ab. Gegenwärtig nun handelt es sich vorzüglich um die Restauration oder, wenn man will, die Ausschmückung dieses Saales, über welche verschiedene Stimmen laut geworden und verschiedene Pläne in Vorschlag gekommen sind. Es kommt dabei vor Allem darauf an, über das definitive Schicksal eines Gebäudes zu entscheiden, das an und für sich ein würdiges Denkmal altdeutscher Baukunst ist, das aber durch seine geschichtlichen Beziehungen eine noch weit höhere Bedeutung erhält. Gerade das letztere müßte bei der Restauration oder Ausschmückung des Saales besonders festgehalten werden. Bekanntlich wurde nun aber vor einiger Zeit der Plan angenommen, den ehemaligen Krönungssaal in seiner jetzigen, durch die späteren Zwischenbauten etwas verstümmelten Gestalt mit Frescogemälden aus der Düsseldorfer Schule auszuschmücken. Die auf den Aachener Frieden bezüglichen Gemälde, womit der verkleinerte Saal geziert ist, sollten weggeschafft, dieser selbst sollte der Länge des ganzen Rathhauses gleich gemacht, also 50 zu 160 Fuß groß werden, und auf der enormen Fläche sollten Scenen aus dem Leben Karls des Großen, die Schlacht von Roncevall, das Concilium von Frankfurt u. s. w., gemalt werden. So sehr nun auch dieser Plan an sich im Allgemeinen Beifall fand, so erkannte man doch leicht, daß seine Ausführung einer etwaigen späteren Restauration des Saales in seiner ursprünglichen Gestalt die wesentlichsten Hindernisse in den Weg legen, ja sie vielleicht ganz und gar unmöglich machen würde, zumal da die projectirten Bilder weder zu der Geschichte des Saales, noch zu seiner ursprünglichen Bestimmung in näherer Beziehung standen. Es war daher nur natürlich, daß sich mehrere gewichtige und wohlmeinende Stimmen gegen die beabsichtigte künstlerische Ausschmückung des Rathhaussaales erhoben und darauf hinarbeiteten, dieses wichtige Baudenkmal für Aachen und ganz Deutschland so vollständig wie möglich seiner ursprünglichen Gestalt wieder zu geben. Die Sache wurde bekanntlich Gegenstand einer heftigen Polemik in den rheinischen Blättern und die öffentliche Stimme gewann am Ende doch einen so großen Einfluß zu Gunsten der Vertheidiger einer planmäßig durchgeführten Wiederherstellung des Krönungssaales in seiner ehemaligen Größe, daß sich selbst der Stadtrath fast einstimmig für dieselbe erklärte. Indessen war nun einmal die Einleitung zu der zuerst angenommenen Ausschmückung mit Frescogemälden getroffen, und man konnte daher vorläufig der öffentlichen Meinung nur insoweit nachkommen, als man die Erneuerung der Größe des Saales gelten ließ und dem städtischen Baumeister den Auftrag gab, eine solche Restauration vorzubereiten, welche den auszuführenden Gemälden nicht hinderlich seyn würde. Nun sollen diese, anstatt an der Zwischenwand, an der nördlichen Hinterwand Platz finden. Alle Fenster sollen nach dieser Seite vermauert, ein äußeres Treppenhaus an dem Gebäude angebracht und die Treppe, auf welcher die Kaiser hinanstiegen, vermauert werden.

Florenz. Vor Kurzem wurde an der Kirche Santa Croce hier der Grundstein zu einem Glockenthurm gelegt, welcher sich neben der Sacristei zu einer Höhe von 151 Braccia erheben wird. Der Plan dazu ist vom Professor Baccani, und dem Styl, in welchem diese berühmte Kirche gebaut ist, so viel als möglich angemessen. Dieselbe entbehrte bisher eines eigentlichen Glockenthurms, indem das Geläute nur an einem einfachen Glockenstuhl in der Nähe des Chors angebracht ist.

Paris. Das Haus in der Avenue de la Revolte, worin der Herzog von Orleans starb, ist von der Civilliste angekauft und bereits abgebrochen. An jener Stelle wird eine der heiligen Jungfrau gewidmeten Capelle erbaut, welche am Todestage des Herzogs im nächsten Jahr eingeweiht werden soll.

Herr Martin du Nord, der Cultminister, hat den Baumeister Arveuf beauftragt, Vorschläge zu einer Restauration der Pariser Metropolitankirche zu Notre Dame in ihrem ursprünglichen Style zu machen. Der Bau von Notre Dame wurde im Jahr 1161 durch Maurice v. Sully begonnen und im Jahr 1515 beendigt. Die Periode der Renaissance ging ohne Aenderungen an dem ursprünglichen Baustyle vorüber; um so mehr wurde er aber durch die Rococozeit geändert und entstellt. Herr Arveuf hat nun den Auftrag, Vorschläge zu Beseitigung dieser Entstellungen zu machen.

Tournai. Die schöne Kathedrale, das älteste Monument des romanischen Styls in den alten Provinzen der Niederlande, wird restaurirt, und namentlich von den entstellenden Umbauen befreit, welche manche schöne alte Frescobilder verdeckten, unter denen jüngst ein sehr schönes, mit der Darstellung der Flucht in Aegypten, aufgedeckt worden ist.

Arras. Die Arbeiten der Untermauerung des Thurmes der hiesigen Kathedrale werden in diesem Jahr vollendet. Das Gouvernement hat zu diesem Zweck noch zuletzt die Summe von 20,000 Fr. verwilligt. Der Thurm soll vorerst auf die angemessene Höhe gebracht werden, um die Capelle der h. Jungfrau auszuführen.

Valencia. Das alte Dominicanerkloster zu Villada, nahe bei Valencia, im Königreich Leon, ist der Raub einer schrecklichen Feuersbrunst geworden. Drei Tage wütheten die Flammen und verzehrten die durch ihr Alterthum und ihren Baustyl ehrwürdigen Gebäude. Es blieben nur halbzerstörte Wände übrig und einige von den Flammen ganz geschwärzte Grabmäler.

Moskau. Die St. Michaelskathedrale erhält eine Vergoldung ihrer mittlern Kuppel, wozu der Kaiser ein Geschenk von 50,000 R. Ass. gemacht hat. Das neue Kreuz der Kuppel ist am 30. August geweiht und aufgepflanzt worden.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 86.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 27. Oktober 1842.

Der römische Basilikenbau, näher entwickelt nach den Resten der antiken Basilika von Trier.

(Schluß.)

Schon die erhaltenen Theile des in Rede stehenden Gebäudes geben demnach für unsere Kenntniß des antik-römischen Basilikenbaues sehr wichtige Beiträge; wir sehen hier die Einrichtung der Außenwände mit ihren Fenstern und mit einem sinnreich durchgebildeten Pfeilersystem deutlich vor uns; wir erhalten eine eben so bestimmte Anschauung von der innern architektonischen Anordnung der Nische des Tribunals. Diese erhaltenen Theile und ihre Maßverhältnisse geben uns zugleich aber auch die deutlichsten Aufschlüsse über die anderweitigen Einrichtungen, die im Innern müssen stattgefunden haben. Natürlich werden hier, wie in allen größern Basiliken, Säulenstellungen an den Langseiten angeordnet gewesen seyn, und natürlich werden dieselben den Wandpfeilern entsprochen haben, so daß die Fenster, wie an der Basilika Sessoriana, mit den Zwischenweiten zwischen den Säulen correspondiren mußten. Es kommt nun zunächst in Frage, ob auf jeder Seite nur Eine Säulenstellung oder ob deren zwei übereinander vorhanden waren. Dieß zu bestimmen, geben wir für's Erste den Säulen (muthmaßlich korinthischen, wie fast durchgehend in den spätern römischen Bauten) eine Höhe von 10 unteren Durchmessern, dem Gebälk eine Höhe von 2 Durchmessern, — als durchschnittliche Maßbestimmungen, die für den spätern römischen Säulenbau vorzüglichst charakteristisch sind; sodann nehmen wir die lichte Höhe des Gebäudes auf etwa 96 Fuß an.[1] Für Eine Säulenreihe auf jeder Seite erhalten wir hiernach Säulen von etwa 80 Fuß Höhe und 8 Fuß Stärke im untern Durchmesser, die uns schon an sich allzu kolossal bedünken möchten, deren Annahme aber in Rücksicht auf die zugleich sehr engen Zwischenweiten völlig unstatthaft wird. Denn da der Raum von Fenster zu Fenster etwa 19 Fuß beträgt, so bleiben uns für die Zwischenweiten etwa nur 11 Fuß (d. h. nicht viel über einen untern Durchmesser) übrig, was den Gesetzen des römischen Säulenbaues ebenso, wie den Bedürfnissen eines frei bewegten Verkehrs widerspricht. Wir können somit nur zwei Säulenstellungen übereinander, d. h. dem regelmäßigen Basilikenbau gemäß, Galerien über den Seitengängen annehmen, die zugleich den zwiefachen Fensterreihen der Wande entsprechen. Auch hierbei bleiben uns für die Saulenarchitektur noch sehr bedeutende Verhältnisse übrig. Die untern Säulen sind demnach als etwa 45 Fuß hoch und im untern Durchmesser 4 ½ Fuß stark anzunehmen, wodurch die Zwischenweiten eine Breite von etwa 14 ½ Fuß, d. h. von ein wenig über drei Durchmessern, erhalten. — Ferner kann auf jeder Langseite des Baues nur Ein Seitengang und auch dieser nicht von beträchtlicher Breite angeordnet gewesen seyn. Die Breite der Maueransatze auf der Nordseite, rechts und links von der Oeffnung

---

[1] Nach der gegenwärtigen Höhe des Erdbodens dürften etwa neunzig Fuß anzunehmen seyn; die übrigen sechs Fuß rechne ich, als etwaiges Minimum, auf die im Verlauf der Jahrhunderte erfolgte Ueberhöhung des Erdbodens. Ich bemerke, daß ich die Zahlenbestimmungen auf Quednows Aufnahmen gründe, welche letzteren allerdings nicht genügend erscheinen; doch können einige Fuß mehr oder weniger bei einem Gebäude von so ausgedehnten Dimensionen keinen erheblichen Unterschied hervorbringen. Für die Zwecke obiger Berechnung sind schon ungefähre durchschnittliche Maßbestimmungen vollkommen hinreichend. — Noch füge ich hinzu, daß ich bei den Bestimmungen über die vorhanden gewesene Säulen-Architektur die eigentlich classische Behandlung derselben, mit geradem Gebälk, im Sinne gehabt habe. Wollte man statt dessen bereits eine Verbindung von Säulen und Bögen annehmen, wie solche in spätest römischer Zeit allerdings zuweilen vorkommt, so ist dennoch nicht außer Acht zu lassen, daß hierbei durchgehend noch, und namentlich bei länger fortgesetzten Colonnaden, die herkömmlichen Gesetze der Säulenordnung beobachtet wurden.

Digitized by Google

der Nische des Tribunals, gibt hier das bestimmende Maß. Diese beträgt auf jeder Seite nur etwa 16 Fuß, so daß, die Säulenstärke abgerechnet, nur etwa 11½ Fuß für die Breite des Seitengangs bleiben. Wollten wir die Gänge breiter annehmen und die Säulenarchitektur vor die Pfeiler der Nische vortreten lassen, so würde die Architektur der Galerie den Bogen der Nische auf die widerwärtigste Weise zerschnitten haben; wollten wir etwa (wie auf dem oben genannten Grundriß der Basilika des Paullus Aemilius) die gesammte Säulenarchitektur quer vor dem Tribunal durchgehen lassen, so verlöre der Bogen desselben alle Bedeutung. — Dieser große Schwibbogen ferner hat nur einen constructiven Zweck. Ein ausschließlich ästhetischer Zweck desselben, als zum Einschluß der Nische für die Anschauung der letztern von dem großen oblongen Raume aus dienend, ist auf keine Weise vorauszusetzen. Da die Nische, in der Form eines halben Cylinders, nicht mit einem Gewölbe versehen ist, so bilden sich oberwärts in derselben zu den Seiten jenes Schwibbogens, Winkel von häßlicher, schwankender Gestalt, deren Beschaffung wahrlich nicht aus ästhetischen Gründen, sondern nur durch eine äußere Nothwendigkeit veranlaßt seyn konnte. Wo die Nische durch ein halbes Kuppelgewölbe bedeckt ist, fällt dieser Uebelstand natürlich weg, aber auch hierbei ist der Schwibbogen zunächst aus äußern Gründen veranlaßt, damit sich nämlich das Gewölbe an ihn anlehnen könne. Wollte man etwa sagen, dieß letztere sey in der Gestaltung des Tribunals als Regel anzunehmen, und im vorliegenden Falle habe man, obgleich das Kuppelgewölbe sey weggelassen worden, dennoch jenen charakteristischen Bogen aus herkömmlicher Gewohnheit beibehalten, so hieße dieß doch ein allzubedeutsames und mächtiges Werk, wie der Bogen in der That ist, auf Rechnung eines bloßen Schlendrians setzen. Der Schwibbogen, ich wiederhole es, hat nur einen constructiven Zweck: den nämlich, dem Balkenwerk, welche die Bedeckung des Tribunals trug, zur Unterlage zu dienen. Hieraus folgt aber unmittelbar, als der wichtigste Umstand dieser Untersuchungen, daß der mittlere Haupttheil des oblongen Raumes (dessen lichte Breite etwa 60′ Fuß betrug) unbedeckt war. Denn wenn etwa vorausgesetzt würde, daß man hier, als Träger der Ueberdeckung, irgend eine künstliche Dachrüstung angewandt habe, so wäre es widersinnig und dem praktischen Sinne der Römer gänzlich widersprechend gewesen, wenn dieselbe Einrichtung nicht auch bei der Ueberdeckung des Tribunals stattgefunden hätte. Dem steht aber das Vorhandenseyn des Schwibbogens entgegen, welcher nunmehr gegen den offenen Mittelraum hin einen festen Abschluß und Zusammenhalt des Gebäudes bildete.

So erscheint uns die Einrichtung des Gebäudes ganz dem offnen, freien Charakter des Verkehrs im Alterthum gemäß: in der Mitte, als Hauptraum, ein weiter offner Säulenhof, dem sich zu den Seiten bedeckte Seitengänge und Galerien, im Grunde das gleichfalls bedeckte Tribunal anschlossen, beide dem Publikum (vornämlich den Handelsleuten) und den Richtern einen flüchtigen Schutz gegen die Witterung, wenigstens gegen den Regen, gewährend. So luftiger Einrichtung entspricht denn auch die kolossale Dimension der ringsum offenen Fenster. (Bei der oben genannten Basilika Sessoriana in Rom gingen die untern Oeffnungen, großen Thoren gleich, sogar bis auf den Fußboden nieder, so daß eine Einrichtung dieser Art die allergrößte Freiheit des Verkehrs gestatten mußte.) Auch von der Basilika von Pompeji wird vorausgesetzt, daß der mittlere Raum unbedeckt war. Nach meinem Dafürhalten fand diese Einrichtung insgemein bei den größeren Basiliken statt. Man kann sie gewissermaßen als ins Enge gezogene (und allerdings für besondere Einzelzwecke bestimmte) Fora bezeichnen, wie denn, umgekehrt, die ersten bedeutenderen Basiliken Roms bekanntlich geradehin eine Erweiterung des dortigen Forums und seiner Bedürfnisse bildeten. Ebenso kann man sie, mit Ausschluß der besondern Form des Tribunals, den Hypäthral-Tempeln parallel stellen, deren Einrichtung auf sie wiederum nicht ohne Einfluß gewesen seyn dürfte.

Nach alledem scheint es mir, daß wir die Basilika von Trier als ein charakteristisches Beispiel der ganzen Gebäudegattung, welcher sie angehört, betrachten dürfen; obschon wir die Zeit ihrer Erbauung nicht näher bestimmen können und diese, möglicherweise, erst in das 4te Jahrhundert nach Christi Geburt fallen dürfte. Die allgemeinen Grundzüge der Anlage, welche uns hierin vorliegen, hindern uns nicht, für die verschiedenen Epochen der römischen Architektur eine verschiedenartige Behandlung des architektonischen Details anzunehmen. Nur über die Einrichtung der Vorderseite erhalten wir hier keinen Aufschluß, indem von dieser keine Spur mehr vorhanden ist und sie, wie aus den mitgetheilten Berichten hervorgeht, schon in früher Zeit verändert seyn mußte. Doch hat die Restauration der Façade eines antiken Gebäudes, da uns hiervon so vielfache Beispiele vorliegen, für uns keine erheblichen Schwierigkeiten; auch für den Fall nicht, wenn man an der Vorderseite, nach Vitruvs Vorschlag, ein Chalcidicum vorgebaut annehmen wollte, indem ein solches Baustück, wie bekannt, im Wesentlichen nur aus einer Vorhalle und aus einem unbedeckten Söller oder Altan über deren Decke bestand.

Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß uns die eben besprochene Basilika zugleich einen nicht unwichtigen Fingerzeig für die Topographie des alten Trier gibt. Die Bedeutsamkeit ihrer Dimensionen läßt nicht voraussetzen, daß sie in einer untergeordneten Gegend der

Stadt belegen gewesen sey; vielmehr wird sie ohne Zweifel wie überall die wichtigeren Basiliken, am Forum, und zwar mit ihrer Vorderseite gegen dasselbe gerichtet, gelegen haben. Hieraus folgt, wenigstens mit größter Wahrscheinlichkeit, daß das Forum von Trier ungefähr die Stelle des heutigen Palastplatzes eingenommen habe.

Blicken wir nunmehr noch einmal auf das Verhältniß der antiken Basiliken zu dem christlichen Kirchengebäude zurück, so erscheint das Bestreben, das letztere nach dem Vorbilde jener zu behandeln und seine Formen demgemäß in reiner Classicität zu bilden, nicht als ein vollkommen berechtigtes. Die charakteristisch eigenthümliche Einrichtung des Mittelschiffes in der altchristlichen Basilika, auf welcher von vornherein die bedeutsame Wirkung des christlichen Kirchengebäudes beruht, ist in der antiken Basilika nicht vorgebildet. Sie steht im Widerspruch gegen die Gesetze des antiken Säulenbaues; sie ist eine Neuerung, welche die antiken Formen und deren Eindruck auf das Auge und auf das Gemüth des Beschauers verdirbt. Sie kann demnach mit den classischen Bauverhältnissen nicht ausgeglichen werden; sie gehört nicht der künstlerischen Gefühlsweise einer vergangenen Zeit an, sie deutet vielmehr auf neue Gesetze, auf neue Entwickelungsmomente, und zwar auf diejenigen, welche sich in den Bausystemen des Mittelalters, in dem romanischen (sogenannt byzantinischen) und vornämlich in dem gothischen, zu so großartiger Consequenz ausgebildet haben. Es dürfte somit vortheilhafter seyn, nicht den unentwickelten Keim, sondern die in glänzender Fülle aufgeschlossene Blüthe zum Gegenstande des künstlerischen Studiums zu machen.

F. Kugler.

Ulm.

Arbeiten im Münster. — Entdeckung von Gemälden Martin Schaffners. — Syrlens Chorstühle.

In unserm Münster gehen seit geraumer Zeit große, obgleich unwesentliche Bauveränderungen vor, und so wird auch der Fußboden des Chors, gleichwie der des Mittelschiffs und der Capellen, mit hydraulischem Kalk in Steinplattenform belegt. Dieses immerhin kostspielige Unternehmen wird sich hoffentlich auf Versuche gründen, deren Stichhaltigkeit sich wohl eigentlich nur durch einen gewissen Zeitverlauf ergeben kann; jedenfalls sind die Meinungen über diese Pflasterung jetzt noch getheilt. Doch zur Sache! Bei dieser Bauvornahme wird auch der Fußboden des Chorschlusses um etliche Schuh erniedert und der bisherige sogenannte Frohnaltar von Schaffner wurde abgetragen. Wo er hinkommt, weiß ich nicht, jetzt ist er in der Sacristei in Theilen angelehnt. Wenn Sie sich erinnern, so stand hinter diesem Altar noch eine höhere Wand, welche vornen mit schwarzem Sammt bekleidet war und vor welcher, ehe der Schaffnersche Altar hingesetzt wurde, ein Crucifix stand. Als nun diese längst störende Wand wegkam, zeigte es sich, daß der Schaffnersche Altar auch hinten bemalt ist!

Die Staffel hat auf ihrer ganzen Rückseite in gewöhnlicher Anordnung ein Schweißtuch von Engeln gehalten. Dieses Gemälde, auf dünnem Kreidegrund, überrascht; es ist zwar nicht so fleißig behandelt wie die vorderen Bilder, aber in Entwurf und Zeichnung vortrefflich; ich möchte sagen, hier hat sich der Meister erst als bedeutender Zeichner zu erkennen gegeben. Nichts steifes, nichts eckiges und mageres; die Engelköpfchen mit kurzgerolltem gelben Haar sind lieblich und voll Leben; der Faltenwurf großartig. Die Figuren sind in starker Lebensgröße, etwas mehr als Brustbild; die Farben der Kleider gebrochen; die Flügel Grün in grün und der Grund des Bildes dunkelroth. Ausgearbeiteter als die Engel ist der mehr kolossale Christuskopf. Das Bild ist wundervoll! man sieht wohl, daß der Meister neben seiner bekannten Anmuth und Reinheit auch italienische Bilder mit Gefühl auffaßte. Es ist fast unbeschädigt, frisch in Farbe und könnte leicht von seinem gelben Tone gereinigt werden.

Die Rückseite des Kastens gibt ein jüngstes Gericht, natürlich in kleinen Figuren. Gott Vater sitzt oben und Engel mit Posaunen sind ihm zur Seite. Vom Uebrigen laßt sich jetzt noch nicht viel sehen und sagen, weil ein großer Theil dieser Wand noch mit Brettern verdeckt ist. Dieses Gemälde ist noch etwas flüchtiger behandelt, aber gleichfalls frei, keck und voll Phantasie: etwa wie eine großartige Federzeichnung mit dem Pinsel. Später also Näheres; wenn der Altar so gestellt wird, daß die Rückseite sichtbar bleibt. Diese Gemalde sind noch nie beschrieben worden, sie verdienen aber alle Aufmerksamkeit und geben eine große Bereichekung unserer Sammlung dieses Meisters.

Der Verein für Kunst und Alterthum (welcher stets an Mitgliedern wächst) hat eine Eingabe an die königliche Kreisregierung gemacht, worin über den baulichen Zustand des Münsters berichtet und um hohe Verwendung für Restauration gebeten wird, insbesondere ist auf Ersetzung der abgefallenen steinernen Ornamentur und der Strebebögen, so wie auf den bedenklichen Zustand der nördlichen und östlichen Seite des Thurms aufmerksam gemacht worden.

Die Figuren an unsern Chorstühlen erhalten gegenwärtig von einem Drechsler Nasen, Finger und Hande; von einem Manne, welcher wohl technische Fertigkeit besitzt, dem aber gehörige Schule und Bildung abgeht.

Digitized by Google

Im Uebrigen ist das Gestühl noch zudem von dem fürchterlichen Staub, welcher durch das Aufbrechen des alten Bodens entstand, sehr überlegt worden; eine Reinigung ist nun zwar wohl zu erwarten; aber welche? Hier wäre Ort und Anlaß für eine hilfreiche Bethätigung des Vereins für Vaterlandskunde. e.

Nachrichten vom September.

Plastik.

Paris. Der Bildhauer Eugen Farnchon, früher Zögling der französischen Akademie in Rom, ist mit der Ausführung der Basrelief-Sculpturen der Thüren der Kirche Saint-Vincent-de-Paule, in der Straße Montholon, beauftragt worden.

Der Bildhauer Jalley ist mit der Ausführung der Statue des Herzogs von Orleans beauftragt, welche nach einem Beschlusse der Pairskammer gefertigt werden soll. Derselbe hat die Statuen Ludwigs XI. und Philipp Augusts im Museum von Versailles, und jene des Gebets und der Schamhaftigkeit im Museum Luxemburg gearbeitet.

Malerei.

Köln. Die für das Schloß Stolzenfels bestimmten Glasgemälde, welche von dem hiesigen Maler Gras gefertigt sind, waren bei der Anwesenheit der fürstlichen Herrschaften aufgestellt und ernteten großen Beifall.

Zur Restauration der Wandmalerei in den Gurtbogenfeldern des hohen Chors im Dome hat der König eine Summe von 1000 Frd'or ausgesetzt mit der Aufgabe, daß die Wiederherstellung im Geiste der alten Malerei, jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend, herbeigeführt werde. Mit Maler Steinle von Frankfurt ist bereits darüber berathen, und die Entscheidung ausgesprochen, daß die Arbeit al fresco gemacht werden müsse. Der Centralausschuß hat hiefür zu der obigen Summe des königlichen Geschenks noch 5255½ Thlr. beizutragen.

Berlin. Am 2. Sept. wurde dem bisherigen Intendanten der k. Schauspiele, Grafen v. Redern, von dem gesammten Personale des k. Theaters ein Album zum Andenken gegeben, 1' 10" lang, 1' 6¾" breit, und vom Hofjuwelier Reiß mit bekannter Geschicklichkeit gearbeitet, das in zehn Blättern die geschmackvoll ausgeführten Aquarellzeichnungen aller der Orte zeigt, wo während der Verwaltung des Herrn Grafen die Mitglieder des k. Theaters ihre Kunst ausgeübt haben.

Rom. Für den König von Preußen hat der Maler Krüger zwei sehr schöne Bilder vollendet: Genua mit seiner Umgebung im Sonnenlichte und dasselbe in warmer Abendbeleuchtung. — Riedel malt an einer Medea, Kniestück. — Bruni arbeitet an einem großen Altarbilde für St. Petersburg, die Madonna von den zwölf Aposteln umgeben, als Beschützerin der Armen.

Paris. Horace Vernet, von seiner Reise nach der russischen Hauptstadt zurückgekehrt, soll die Malerei des großen Plafonds in dem großen Vorsaal (la salle des pas perdus) der Deputirtenkammer beginnen.

Dijon. Der Historienmaler Lecurieux hat für die hiesige Kathedrale die Ausführung zweier großen Gemälde zugesagt, von welchen das eine seinen Stoff aus der Legende des heiligen Benignus, des Apostels von Burgund, entnehmen, das andere einen Zug aus dem Leben des heiligen Bernhard darstellen soll.

St. Petersburg. Die Regierung hat zwei werthvolle Bilder in Bologna erworben, eines von Francesco Francia, das andere, die Himmelfahrt der Maria von Guercia. Das letztere wird gegenwärtig von Bruni für den Papst copirt.

Medaillenkunde.

Berlin. In der hiesigen Medaillenmünze des Hrn. G. Loos ist in diesen Tagen eine Denkmünze erschienen, welche die Stadt Hildesheim zur Feier des, vor drei Jahrhunderten angenommenen, evangelischen Glaubensbekenntnisses hat anfertigen lassen. Die Hauptseite zeigt das Wappen der Stadt mit der Umschrift: A. 1542 Sen. Pop. q. Hild. sinc. Christi Evang ampl. sunt, die Kehrseite, auf einem von einer Glorie umgebenen Altar, das aufgeschlagene neue Testament mit der Umschrift: Erhalt uns Herr bei deinem Wort, d. 27. August 1842. Die sehr gelungene Ausführung ist von Lorenz.

Paris. Depaulis hat eine Medaille zum Andenken an die Reise der Leiche Napoleons durch Rouen gefertigt. Auf der Vorderseite ist das Bildniß des todten Napoleons im Lorbeerkranz; auf der Kehrseite das Dampfschiff mit seinen irdischen Resten in dem Moment, wo es unter dem dazu errichteten Triumphbogen durchfährt, zu sehen. Auf der erstern Seite liest man: Sainte-Hélène, 5 Mai 1821. Auf der andern: Passage des restes mortels de l'Empereur Napoléon, 10 décembre 1840.

Galvanoplastik.

Wien. Die Herren Theyer und Waibele verfertigen hier auf galvanoplastischem Wege Kupferplatten, welche viel schöner für den Stich sind, als die gewöhnlichen, und sich bereits praktisch bewährt haben, indem von einer solchen Platte 2500 Abdrücke gemacht wurden. Eben so liefern sie durch die Galvanoplastik vollkommene Nachbildungen der Originalkupferplatte, so daß jetzt die Vervielfältigung der Kupferstiche keine Grenze mehr kennt. Die galvanographischen Arbeiten von Theyer und Waibele haben das Kobellsche Verfahren verbessert und liefern jetzt gelungene Kunstwerke nach Art der Aquatinta. Die Landschaftszeichner können gleich auf die Kupferplatte zeichnen und haben am folgenden Tage bereits die Abdrücke auf Papier.

Alterthümer.

Köln. Der König hat von dem Antiquitätenhändler Heberle dahier eine, früher im Besitz des Don Carlos in Bourgos befindliche, antike silberne Prachtschüssel mit einer Darstellung der Amazonenschlacht, wie man sagt, um 1000 Friedrichsd'or erstanden.

Mailand. Bei der Herrichtung der Räumlichkeiten für die neue Kirche des h. Karl, welche hier durch freiwillige Beiträge erbaut wird, ist man auf sehr schöne Frescogemälde gestoßen, welche eine gute Anordnung und edeln Ausdruck zeigen und auf die beste Zeit der mailändischen Schule hindeuten. Es ist der Wunsch öffentlich ausgesprochen worden, sie abzunehmen und an einem angemessenen Platze aufzustellen, da sie an der Stelle, wo sie gefunden worden sind, aufs Neue müßten verdeckt oder ganz zerstört werden.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 28.

Mittwoch, 19. Oktober 1842.

Vierteljahrs-Schrift 1842. 4tes Heft.

[397] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 4te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1842.

Oktober—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

Ueber Pflege der Nationalpoesie, Dichtervereine und Verwandtes. — Die Nachfolger Schillers und das deutsche Theater. — Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung. — Hebung der Fischerei in Deutschland. — Geschichtliches Recht und geschichtliche Grundlagen. — Zur Orientirung über die Verschiedenheit der Interessen und Ansichten in der Twistfrage. — Die Mathematik in ihrem Verhältniß zu den Naturwissenschaften. — Das Bedürfniß erhöhter Schutzzölle für einige Zweige der Vereinsindustrie. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[389] **Reinbeck, Dr. G. v., Situationen.**
Ein Novellenkranz. Nebst einigen Worten über die Theorie der Novelle.

2 Rthlr. = 3 fl. 20 kr.

Stuttgart, Beck und Fränkel, 1841.

Wir erlauben uns wiederholt auf dieses Werkchen der Unterhaltung und Belehrung von einem geachteten Novellisten und Aesthetiker aufmerksam zu machen.

Die Novellen sind von edlern Blättern in ihrem Werthe anerkannt worden und zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit, Darstellung und Reinheit der Tendenz aus. — Die österreichische Censur hat ihren Verkauf unterdrückt, warum — muß wohl die österreichische Censur am besten wissen. Dagegen ist ihnen von Blättern, wie der Telegraph, die Europa ꝛc. die Ehre erwiesen, daß sie mit wahrer Wuth darüber hergefallen sind, besonders in der Europa der edle Verfasser der „nobeln Passionen" (der sie sogar hat wegwerfen müssen). Wir sind überzeugt, daß dieß ihnen zu nicht geringer Empfehlung dienen wird bei denen, welche für ihre Gattinnen und Töchter eine interessante aber anstoßfreie und veredelnde Unterhaltung wünschen, und deren gibt es gewiß noch in Deutschland.

Auch die voranstehende Theorie der Novelle hat ihre Fata bestehen müssen. — Der Sechser im Gersdorf'schen Repertorium (wohl einer der unlängst im Curse verrufenen) hat dem Verf. pathetisch zugerufen: si tacuisses, philosophus mansisses! und einigermaßen dümmlich hinzugefügt: dieses alte und wahre (?) Wort — (es kann ja nur relative Bedeutung haben); — aber siehe, diese Theorie hat in der Wissenschaft ehrenvollen Eingang gefunden (s. Gervinus, Nationallit. d. Deutschen V. S. 697 u. A.) und ist in G. Schwabs „die deutsche Prosa" als Muster der Darstellung aufgeführt. — O unsre arme Kritik! O unsre Recensenten!

---

[392] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebel's, (Dr. J. P.), allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemanischen Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Schreibpapier 12 Gr. oder 48 kr. Druckpapier 8 Gr. oder 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Theile. 8. 8 Gr. oder 36 kr.

— — **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[303] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Als ein sehr geschätztes Hausbuch ist zu empfehlen:

☞ Fünfhundert

der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhalt, — wie man einen schwachen Magen starken kann, und dazu

Hufeland's Haus- und Reiseapotheke

und die Wunderkräfte des kalten Wassers.

190 Seiten. broch. Preis ½ Thlr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art (in fünfter verb. Auflage) sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen, man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, und so kann man seinen leidenden Mitmenschen durch dieses Buch Hülfe, oder mindestens guten Rath ertheilen.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[399] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Erstes Septemberheft 1842.

Inhalt: Latrobe's verbessertes Eisenbahnsystem, in Anwendung gebracht an der Baltimore-Ohio-Eisenbahn. Mit Abbild. — Stevensons Strom-Geschwindigkeitsmesser. Mit Abb. — Poole's Maschine zum Ausspannen des Tuchs. Mit Abbild. — Fairbairns und Suttills Verbesserungen an Maschinen zum Strecken des Flachses und Hanfes. Mit Abb. — Ueber das Spulen, Doubliren, Zwirnen und Haspeln der Rohseide, von Rottebohm. Mit Abbild. — Die Galvanographie, von Fr. v. Kobell. — Im Großen angestellte Versuche, welche beweisen, daß die Drähte der galvanischen Telegraphen nicht gegen die Feuchtigkeit isolirt zu werden brauchen. — Anleitung zur Konstruktion des hundertgradigen Aräometers, von Francoeur. Mit Abbild. — Ueber die relative Verdampfungskraft der Steinkohlen und der Kohks, von Dr. Andr. Fyfe. — Ueber Heiz- und Ventilirapparate, von Dr. Andr. Ure. Mit Abbild. — Ueber die Entstehung und Zusammensetzung des anderthalbkohlensauren Natrons, von R. Hermann. — Ueber künstlich gebildetes Spiegeleisen durch einen Zusatz von Schwefel zu grauem Roheisen, von v. Huëne. — Ueber die physischen und chemischen Eigenschaften der Legirungen von Kupfer mit Zinn und Zink, von Robert Mallet. — Bestimmung des Alkoholgehaltes des Weins und seiner übrigen Bestandtheile. Mit Abb. — Ueber Kartoffelzucker und das Verfahren, die verschiedenen Zuckerarten von einander zu unterscheiden, von Dr. Andr. Ure. — Ueber die Ursache der Zersetzung der Mauern in verschiedenen Höhen über dem Boden, von Hrn. Fleuriau de Belleville. — Ueber die wie Kork auf Wasser schwimmenden Mauersteine der alten Griechen und Römer, deren Nutzen, leichte Nachbildung und reichlich vorhandenes Material in Deutschland, von C. G. Ehrenberg. — Neues Verfahren, um bei der Seidenwürmerzucht gute Resultate zu erhalten, von Casimir Maistre. — Miscellen. Verzeichniß der im Julius 1842 in England ertheilten Patente. — Ueber das Verfahren beim Kyanisiren des Grundschwellenholzes für die Hull-Selby-Eisenbahn, von John Timperley. — Eisenproduktion in Großbritannien. — Galvanoplastische Silberplattirung. — Zur Galvanoplastik und über sogenannte galvanoplastische Spitzen. — Ermittelung der in Galläpfeln ꝛc. enthaltenen Quantität Gerbestoffs. — Verschiedene geprüfte Seifenarten zu häuslichem Gebrauch. — Vorrichtung gegen das Rinnen der Talglichte. — Hänle's Maschinen- und Wagenschmiere. — Eigenschaft des Borax, Schwabenkäfer zu vertilgen.

Zweites Septemberheft.

Ueber den Druck des Dampfes im Kessel und Cylinder bei stehenden Dampfmaschinen, von de Pambour. — Ueber die Schienenstühle und Unterlageschwellen auf dem „Permanentweg" der South-Eastern-Eisenbahn, von John Pope. Mit Abbild. — Negrelli, über die Ausführbarkeit der Eisenbahnen mit Anwendung gewöhnlicher Dampfwagen beim Uebersteigen von Anhöhen und Wasserscheiden. Mit Abb. — Verbesserte Signalmethode auf Eisenbahnen, von Edwards. Mit Abbild. — Ueber die richtigen Principien der Geschwindigkeit der Dampfschiffe. Nachtrag zur Beschreibung von Joest Patent-Treibapparat für Schiffe, von A. W. Beyse. Mit Abbild. — Die geneigten Ebenen des Morris-Canals in New-Jersey, in den Vereinigten Staaten. Mit Abbild. — Universalhälter für Drehbänke und Bohrwerke, von Stivens. Mit Abbild. — Youngs und Delcambre's Buchdrucker-Setzmaschine. Mit Abbild. — Gegossenes Kalkmörtel-Haus, eine neue Bauart von Rüdin. Mit Abbild. — Ueber das Verfahren des Hrn. Lebrun, Bauten aus Wassermörtel auszuführen, ein der Société d'Encouragement von Herrn Gourlier erstatteter Bericht. — Beschreibung der bei Grisolles (Dept. Tarn-et Garonne) von Wassermörtel erbauten Brücke, von Hrn. Lebrun, Architekt. Mit Abbild. — Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Versuche mit elektromagnetischen Maschinen, von M. H. Jacobi. — Ueber Verhütung des Rauches und Ersparung an Brennmaterial durch Anwendung des Dampfes nach Jvisons Patentverfahren, von Dr. Andr. Fyfe. — Ueber die Reinigung des Fischthrans, von Girardin und Preisser. — Sichere und einfache Methode, den Arsenik mittelst des Marsh'schen Apparates aus Cadavern ꝛc. zu entwickeln und dann von allen anderen ähnlichen Erscheinungen augenfällig zu unterscheiden. — Firnisse und Kompositionen zum Schutz des Schiffbeschlags, so wie der Seiten und des Bodens der Schiffe, von Jeffery. — Miscellen. Neuer Vorschlag zur Befahrung von Bergköhen mittelst Eisenbahnen. — Brustharnisch von gefilzten Flachsfasern. — Das Natron (Soda) aus den ägyptischen Thälern. — Ueber die Bereitung des holzsauren Eisens. — Fettflecken aus Seidenzeugen vollständig zu entfernen. — Benutzung der nicht abdestillirten Weintrestern zum Pferdefutter und abdestillirten als Futter für Rindvieh und Schafe. — Künstliche Wiesen nach Mathieu v. Dombasle. — Ueber die Tiefe, in welcher gesäet werden soll, um eine gute Ernte zu erreichen. — Ueber verschiedene Baumwollpflanzen und die Baumwollekultur in Indien.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 24ster Jahrgang oder Band 1 bis 96 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Digitized by Google

[383] **Neue Piano-Compositionen von Jacq. Herz. Op. 33 u. 34.**

Rondo brillant und Rondo élégant sur Giselle. Walzer über Themas der Königin von Cypern von Halevy. à $^2/_3$ und $^3/_4$ **Rthlr. erschienen so eben. Unter den Dilettanten hat Jacq. Herz durch seine Fantaisien über Themas aus der weissen Dame, Stradella, Stumme von Portici, und durch seine 8 Airs de ballet de Robert le diable (2 und 4händig) et de la Juive — Die Jüdin, den ehrenvollsten Ruf erlangt; schöne Melodien, so wie leichte und doch brillante Spielart zeichnen ihn aus.**

Berlin, *Schlesinger*'**sche Buch- u. Musikhandlung.**

---

[393] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager,

Fürstl. Schwarzb. Educationsrath, Professor in Aarau, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentlichem Mitgliede.

Zwei Theile.

Neue Auflage.

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. (gr. 8. XXXII u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 Gr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 1 fl. oder 16 Gr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch** für untere Classen. Erster Band. (gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 Gr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 32 kr. od. 8 Gr. Zweiter Band. (gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 56 kr. od. 14 Gr.

Dieses Schulbuch ist aus der doppelten Absicht hervorgegangen, den französischen Sprachunterricht sowohl dem Inhalte als der Methode nach gründlich zu reformiren, und denselben auf einen Standpunkt zu erheben, auf welchem er in Wahrheit ein Bildungsmittel heißen dürfe. Zu dem Ende mußten im Sprachbuche einerseits statt der willkürlichen und conventionellen, dabei sehr oft nicht einmal richtigen Regeln, wie sie seit hundert und fünfzig Jahren eine „grammaire" immer der andern nachschreibt, die organischen Gesetze des französischen Wort- und Satzbaues entwickelnd dargelegt und durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet werden, und das in einer Schülern verständlichen Weise; andrerseits mußte die hergebrachte grammatistische Methode verlassen und es dürfte eben so wenig die Hamilton-Jacototsche Methode gewählt, es mußte vielmehr die genetische Methode gesucht werden, und zwar für dieses für 10—15jährige Schüler bestimmte Buch die elementarisch-genetische Methode. Für die überaus reiche Beispielsammlung im Sprachbuche, so wie für das Lesebuch entstand dann die Forderung, einen Inhalt zusammenzubringen, der, ohne je in die Trivialität und Leerheit der Bonjouriaden und Anekdötchen zu versinken, doch die constitutiven Elemente der französischen Conversation gäbe, zugleich aber einen durchaus gehaltvollen — dabei wohl organisirten — Stoff, aus dem die Jugend ihre bessere Substanz bereiten, an dem sie geistig und gemüthlich wachsen und erstarken und aus dem sie nebenbei Realkenntnisse erwerben könne. Der schnelle Eingang, den das französische Elementarwerk bei höher gebildeten Schulmännern gefunden hat — die erste Auflage erschien vor zwei Jahren, verbunden mit den durchaus anerkennenden Urtheilen der Meister der heutigen Sprachforschung und Didaktik, laßt uns für diese neue Auflage eine gleich günstige Aufnahme hoffen. Der Herr Verfasser hat das Sprachbuch — dem die früher besonders gedruckte dritte Abtheilung: „Wörterbuch und Fibel" jetzt einverleibt ist — im Einzelnen vielfach verbessert und es seinem „Deutschen Sprachbuch" zu nahern gestrebt, wobei die so wünschenswerthe parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert worden. Das Lesebuch — früher ein Band von 320 Seiten — erscheint in völlig neuer Gestalt: aus Einem Bande sind zwei geworden, die besonders zu haben, der erste Curs ist um 81, der zweite um 151 Seiten vermehrt; dabei ist namentlich im zweiten Bande auch auf die Oberclassen solcher Schulen Rücksicht genommen worden, die ihre Schüler nicht an höhere Schulen abgeben, sondern dieselben mit 14—15 Jahren ins bürgerliche Leben übergehen sehen.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exempl. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den unteren Classen beginnen lassen und in den oberen einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem „Tableau anthologique de la littérature française" den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittleren Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die oberen Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthalt namlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) sehr maßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[390] Im Verlage der J. D. Classischen Buchhandlung in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie vorräthig zu haben:

(Von der Kritik ohne Ausnahme als höchst gelungen anerkannt!)

Allgemein praktisches

Gartenbuch

für den Bürger und Landmann

über den

Küchen-, Obst- und Blumengarten

von

Dr. Joh. Ludw. Christ,

Past. prim. zu Kronberg bei Frankfurt a. M., der königl. kurfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle, der königl. ökon. Gesellschaft zu Potsdam, wie auch der kaiserl. liefländ. ökon. Societät in Riga Ehrenmitgliede.

Dritte durchaus verb. und vermehrte Original-Auflage

von

Eduard Schmidlin.

Drei Theile in einem Bande.

gr. 8. eleg. geb. 2 fl. 42 kr. rhein. = 1 Rthlr. 12 gGr.

Es gereicht uns zum wahren Vergnügen, hiemit neuerdings die Vollendung dieses trefflichen Gartenbuches des nicht nur in Deutschland, sondern sogar auch in fernen Weltgegenden berühmten Verfassers, das in dieser dritten Auflage ganz den jetzigen Zeitbedürfnissen angemessen ist, ankündigen zu können. Es enthält die neuesten und bewährtesten Grundsätze, und unterscheidet sich wesentlich vor so vielen andern mit marktschreienden Titeln versehenen Gartenbüchern dadurch, daß der Inhalt lediglich auf Selbsterfahrung beruht, daher man dessen Richtigkeit auch verbürgen kann.

---

[394] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mythologische Forschungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. — II. Eros. — III. Monographie der Bienen. — IV. Die Mythen des Regenbogens. — Nachträge.

Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das klassische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen und die dem Herrn Verfasser zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte legen Proben von der Art und Weise ab, wie Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen sind. — Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben. Die unbefangene, wenn wir so sagen dürfen, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß und wir hoffen daher, daß diese, allen Freunden der Poesie und Kunst gewidmeten Forschungen und Sammlungen den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit nachkommen und allgemein Anklang finden werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[400] Erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cornelia.

Taschenbuch für deutsche Frauen

auf das Jahr 1843.

Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von

Amalie Schoppe.

28ster Jahrgang. Zweite Folge 2ter Jahrgang.
2 Thlr. 10 Ngr. oder 2 Thlr. 8 gGr.

Verlag von J. Engelmann in Heidelberg.
Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

---

[370] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Alfhilde

Ein Gedicht von

Louise Tittmann.

Mit einem Titelkupfer. 8. geh. 1⅓ Thlr.

---

[391] Im Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die moderne Philosophie

und die Persönlichkeit Gottes.

Eine Kritik der Gotteslehre der modernen Philosophie und ihrer Angriffe auf das christliche Dogma

von

Immanuel Paulus,

Lehrer der Philosophie.

gr. 8. 17 Bog. geh. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Gr.

Lasteyrie (Grafen v.),

Sammlung von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie.

Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zwei Bände in 20 Heften. gr. 4. Preis 24 fl. oder 13 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 29.

Mittwoch, 26. Oktober 1842.

[410] **F. M. Klinger's ausgewählte Werke.**

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Zweite Lieferung oder 2r, 3r und 4r Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: **II. Bd.** Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — **III. Bd.** Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — **IV. Bd.** Geschichte Raphaels de Aquillas.

Die früher erschienene erste Lieferung oder 1r, 8r und 11r Bd. enthält:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — **VIII. Bd.** Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — **XI. Bd.** Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur.

Die Rücksicht, von Klinger's verschiedenen Schriften als Probe verschiedenartiges zu geben, bewog uns die Bände nicht in ihrer ordentlichen Reihe auf einander folgen zu lassen. Die weiteren 6 Bände werden aber in 2 Lieferungen, von je wieder 3 Bänden, und zu demselben Preise wie obige, so rasch fertig werden, daß das Ganze im Laufe dieses Jahres jedenfalls vollständig erscheinen wird und wir somit wohl hoffen dürfen, daß die bald wieder in Ordnung gebrachte Reihenfolge den verehrlichen Subscribenten nicht unangenehm seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[401] Im Verlage von Eduard Eisenach in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Erdkunde

für

Bürgerschulen, Seminarien und zum Selbstunterrichte

von

Dr. Theodor Lehner,

Schulendirector in Langensalza.

8. 57 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Der Verfasser, bereits rühmlich durch mehrere sehr verbreitete Werke (namentlich seine allgemeine Geschichte) bekannt, liefert hier ein Werk, das auf den ersten Blick seine Brauchbarkeit nicht verkennen läßt, man mag entweder auf den Stoff sehen, welcher verarbeitet, oder auch nur die Form, wie derselbe verarbeitet worden ist, genauer ins Auge fassen. Anstatt daß früher immer nur ein Theil der Geographie auf Kosten der andern vollständiger bearbeitet wurde, letztere daher sich dürftiger gestalteten, ist hier die mathematische, physikalische und politische Erdkunde — der Verfasser behielt diese Eintheilung geflissentlich bei — in gleichem Umfange behandelt worden, so daß dieß Buch weder Lehrer und Schüler höherer Klassen, noch Geschäftsmänner unbefriedigt aus der Hand legen werden. Daß unser Erdtheil am ausführlichsten behandelt, und daß alle Besitzungen, die zu Einem Lande gehören, zusammengestellt worden, dürfte ebenfalls nur erwünscht seyn. Da der Leser nicht bloß eine trockene Aufzählung von Oertern findet, sondern das Ganze sich in einer streng systematischen Ordnung bewegt, so dürfte es auch als Lesebuch in Schulen, trotz seiner nothwendig gewordenen Stärke, sehr zu empfehlen seyn. Vorrede und Inhalt geben über das Ganze eine noch deutlichere Uebersicht. Zu einer besondern Empfehlung dürfte dem Buche auch

noch das sehr vollständige Register nicht bloß der Ortsnamen, sondern aller in demselben abgehandelten Lehren dienen, so wie auch der maßige Preis, der bei dem schönen weißen Papier und scharfen Drucke nicht billiger gestellt werden konnte, dasselbe gewiß eine günstige Aufnahme finden lassen wird.

---

[395] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theorie
der Steuern und Zölle.

Mit besonderer Beziehung auf
Preußen und den deutschen Zollverein

von

Moriz v. Prittwih,

Major im k. preuß. Ingenieur-Corps.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

Einleitung. **Theorie.** I. Besteurung zu finanziellem Zweck, mit Einschluß des eigenen Erwerbs des Staats. — A. Durch Privaterwerb. 1) Aus Grundrigenthum und natürlichen Kapitalien. a. Domänen und Forsten. b. Jagd, Fischfang und andere Regalien der Art. 2) Aus gesammelten oder stehenden Kapitalien. 3) Aus gewerblichen Unternehmungen. a. Unternehmungen des Staats mit freier Concurrenz der Privatindustrie. b. Unternehmungen des Staats ohne Concurrenz der Privatindustrie, aber auch ohne Privilegium und Monopol. c. Unternehmungen des Staats mit Monopol oder Privilegium. (Gewerbliche Regalien.) α. Das Münzregal. β. Das Regal der Glücksspiele und Lotterien. γ. Das Salpeterregal. δ. Das Postregal. ε. Das Salzregal. — B. Durch eigentliche Steuern. 1) Die Zwangsbesteurung. a. Generalsteuern. α. Grundsteuer. β. Kopfsteuer. γ. Gewerbsteuer. δ. Haussteuer. ε. Eigentliche Kapitalsteuer. ζ. Directe Luxussteuer. η. Vermögens- und Einkommensteuer. ϑ. Salzsteuer. ι. Bier- und Branntweinsteuer. κ. Wein- und Moststeuer. λ. Tabaksteuer. μ. Mahl- und Schlachtsteuer. ν. Andere innere Verbrauchssteuern. ξ. Grenzzölle. ο. Stempelsteuer. π. Passagezölle. b Specialsteuern. ρ. Gerichts- und andere Sporteln. σ. Chausseegelder. τ. Gebühren verschiedener Art. υ. Feuersocietäts- und andere Assecuranzen. 2) Freiwillige Besteuerung. — II. Besteuerung zu nicht financiellen oder nicht fiskalischen Hauptzwecken. a. Branntweinsteuer. b. Gewerbsteuern mit Polizeizweck. c. Hundesteuer. d. Tabaksteuer. e. Weinsteuer. f. Kaffeesteuer. g. Luxussteuer. h. Schutzzölle. Prüfung des Princips der Schutzzölle; Anwendung dieser Principien auf den deutschen Zollverein; Zukunft desselben. i. Transitzölle. — **Schlußfolgerungen.** A. In Bezug auf die beste Besteuerungsweise. 1) Von der besten Veranlagung der Grundsteuer. 2) Von der Veranlagung der Personalsteuern. — B. In Bezug auf das Verfahren bei dem Uebergange zu einem neuen Steuersystem. — Schlußbemerkung.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[402] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von H. Scherer. — II. Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von Ed. Gervais. — III. Die brabantische Revolution 1789—90. Eine Skizze von M. v. Arendt. — IV. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von A. Kurtzel. — V. Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16ten Jahrhunderts. Von H. Escher. — VI. Ueber die französischen Verfassungsformen seit 1789. Vortrag gehalten am 5. Febr. 1842 im wissenschaftlichen Vereine, von Fr. v. Raumer.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgangen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, so daß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

Leipzig, im Okt. 1842.

F. A. Brockhaus.

---

[356] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß
metrisch übersetzt und erläutert

von

J. G. Vaihinger.

gr. 8. Velinp. br. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Erzeugnisse der hebräischen Literatur wortgetreu wieder zu geben, Fremdwörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden, und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschwistern. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lektüre machen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[409] Illustrirte Original-Ausgabe.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Schweizerischer
Robinson

oder

der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie,

von

J. R. Wyß.

gr. Lexik.-Format in Engl. Einband 4 Rthlr. oder 6 fl. R. V.

Der schweizerische Robinson ist in allen Ländern als eine der unterhaltendsten und zugleich lehrreichsten Jugendschriften anerkannt. Wir machen daher alle Freunde des Schönen und Nützlichen auf diese mit prachtvollen Holzschnitten illustrirte Ausgabe aufmerksam, welche sich in diesem neuen Gewande vorzüglich zu Festgeschenken eignet.

Die Verleger

Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der Liter.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[378] **Subscriptions-Aufforderung.**

Lindpaintner's Kriegerische Jubel-Ouverture,

zur Jubel-Feier S. M. des Königs von Würtemberg aufgeführt und von der Kritik als eine der genialsten Schöpfungen bezeichnet, erscheint im Oktober in unserm Verlag. Gr. Partitur $2^2/_3$ Rthlr. In Stimmen f. d. Orchester $3^1/_4$ Rthlr. Clavierauszug zu 4 Händen 1 Rthlr. Am 1. Januar tritt der Ladenpreis von 4 Rthlr. für d. Partitur und 6 Rthlr. für d. Stimmen ein. Alle Buch- und Musikhandlungen nehmen Subscription an.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[398] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1842.

Größere Aufsätze.

Uebersicht der böhmischen Literatur im Jahre 1841. — Statistische Nachrichten über Griechenland. Nach Strong. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Klima in Südindien. — Betrachtungen über die Manufakturdistrikte Lancashire. Nach Dr. Taylor. — Die Pariser Hospitäler und wohlthätigen Stiftungen. Dritter Artikel. — Etwas über den Baikal-See. — Ueber portugiesische Sprache und Literatur. — Der Handelsvertrag zwischen England und Portugal. — Das Salzwerk in Ilezkaja Saschtschita. — Die Arbeiterunruhen in England. — Skizzen aus Siam: die amerikanischen Missionäre in Bankok. Der Bazar in Bankok. — Besuch auf der Pesther Messe. — Ueber die Leserei (Pietismus) in Schweden. — Ueber einige Thiere in Tibet. — Ueber die statistischen Beschreibungen China's. — Ein Besuch in Fez. — General Harlan über die Angelegenheiten der Engländer in Indien und Afghanistan. — Giraffenjagd in Kordofan. — Aufschwung der Mineninduſtrie in Spanien. — Die ausgewanderten Boeren in Südafrika. — Schweden und Norwegen in ihrem landwirthschaftlichen Verhältniß zum nördlichen Rußland. — Ueber einen altmexikanischen Schädel aus Mitla. — Skizzen aus London. I. II. Der Konventgardensmarkt. — Dampfschifffahrt zwischen Amerika und Europa. — Die nestorianische Republik in Kurdistan. — Projekt einer Arbeiterschule in Belgien. — Proklamation der Boeren von Port Natal. — Etwas über die Schamanen. — Brussa und seine Umgegend. — Der Tarif in den Vereinigten Staaten. — Wissenschaftliche Wirksamkeit der Petersburger Akademie im Jahre 1841. — Skizzen aus Cochinchina. — Ueber die Wasserversorgung Triests. — Ueber die Durchstechung der Landenge von Panama.

Chronik der Reisen.

Reisetouren in Ungarn. 1) Reise die Donau hinab bis nach Temeswar. 2) Wanderung durch Temeswar und dessen nahe und ferne Umgebung.

Kleinere Mittheilungen.

Kosakenäneide. — Maizucker. — Alte musikalische Instrumente. — Eisenbahnverbindung zwischen Belgien und Frankreich. — Aussicht auf einen neuen Sklavenhandel unter britischer Oberhoheit. — Nachricht von einem Werk über die Alhambra. — Die Engländer in San Juan de Nicaragua. — Die Granitsteinbrüche in Püterlax. — Ueber die Bewässerung in Südrußland. — Brunnen in Oberindien. — H. B.'s Karikaturen. — Verbindung zwischen Nordamerika und Frankreich. — Eine gläserne Bahre. — Theater auf dem Wasser. — Kanonengießerei in Lüttich. — Dunkle Tage Nordamerika's. — Probe mit Brand- und Stückkugeln. — Erdbeben in Wales. — Das Taubstummeninstitut in London. — Außerordentliche Krankheit. — Nachricht über Yarkend. — Ungeheurer Grabhügel in Nordamerika. — Uhrenfabrikation in Besançon. — Schiffbarmachung der Rhone. — Etwas über die Klöster Armeniens. — Eisberge im atlantischen Meere. — Gußeiserne Häuser in England. — Auffindung einer Basilika. — Die irische archäologische Gesellschaft. — Persische Volkspoesie. — Verschneidung der Kühe. — Statistische Mittheilungen aus Italien. 1) Anzahl der erschienenen Bücher.

2) Italienische Bevölkerung in- und außerhalb Italien. — Ansiedlung von Maltesern im Gebiet von Tripoli. — Baskische Leichenfeier. — Prozeß um einen Meteorstein. — Abnahme der Weinkonsumtion in England. — Neue Entdeckung fossiler Menschenknochen. — Ebbo's Evangelienbuch. — Payerne's Verbesserung der Taucherglocke. — Hundemord in Montevideo. — Alterthümer in Frankreich. — Französische Dampfboote. — Ueber die Cagots in den Pyrenäen.

---

[388] **Neuer Roman von der Baronin von B. (Henriette von Bissing).**

[388] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Victorine.

Ein Roman von

Henriette von Bissing.

2 Theile. 8. 1842. geh. 3 Rthlr.

Von derselben Frau Verfasserin ist früher daselbst erschienen:

Die Familie von Steinfels

oder die Creolin.

Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1841. geh. 2⅞ Rthlr.

Bei dem so lebhaften Interesse und den so zahlreichen günstigen und aufmunternden Kritiken, deren sich die erste schriftstellerische Leistung der talentvollen Frau Verfasserin bereits erfreute, bedarf es nur der Anzeige des obigen neuen, höchst anziehenden und noch gehaltreicheren Romans, um die besondere Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Publikums darauf zu richten.

---

[408] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Ueber das Verhältniß

Preußens zu Deutschland

mit Rücksicht auf die

Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow:

Preußen, seine Verfassung u. s. w.

von

K. Steinacker.

gr. 8. Fein Velinpap. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Braunschweig, 31. Aug. 1842.

Friedr. Vieweg und Sohn.

---

[412] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Handbuch

des

württembergischen Privatrechts,

von

Dr. J. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Dieses Werk, für den deutschen Juristen unentbehrlich, empfiehlt sich Jedem, der sich für die Fortschritte der gesellschaftlichen Ordnung interessirt. Der Verfasser seiner Zeit eben so hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfassung seines Vaterlandes berühmt, hat seine Aufgabe aufs glücklichste gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darstellung, sondern auch durch die geistvollste Behandlungsweise, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine und Praktische hingewiesen und jedem wichtigeren Gesetze seine geschichtliche Entwicklung beigegeben wurde.

Da seit neuerer Zeit mehrere Werke, welche diese Materie behandeln, erschienen sind, so ist der frühere Preis von 11 fl. 15 kr. auf 4 fl. 30 kr. herabgesetzt worden. Alle Sortimentshandlungen nehmen Bestellungen an, und werden in Stand gesetzt, dieses Buch für den genannten Preis zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[302] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

Als sehr zweckmäßig bearbeitet ist zu empfehlen:

☞ Die fünfte verbesserte Auflage

Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben?
Werden wir uns da wiedersehen?
Wie ist da unser Loos beschaffen?
Gründe für die Unsterblichkeit

der menschlichen Seele und Betrachtungen über **Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.**

8. broch. Preis 10 Sgr.

Diese von Dr. Heinichen herausgegebene Schrift gibt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse — führt die Beweisgründe eines bessern Daseyns, — eines Fortlebens nach dem Tode an und so ist dieses Buch Frohen zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[404] **Christliche Erzählungen.**

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebens-

und

Charakterschilderungen

zur Beförderung

des

wahren Christenthums.

Aus dem Englischen.

Zweite Auflage. 3 Bändchen. 1 Rthlr.

Das 1ste Bändchen enthält: **Strahlen der Wahrheit** von J. Tuckermann.
Das 2te: **Der Zweifler** von Mrs. Fallen.
Das 3te: **Die Heimath** von Mrs. Sedgwik.

Diese christlichen Erzählungen reihen sich den trefflichen Schriften der Miß Kennedy an, enthalten wie diese Gemalde reiner christlicher Charaktere, und werden beitragen empfängliche Gemüther zu kräftigen und christlichen Sinn zu befestigen.

Weckherlin (A. v.),

Landwirthschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm ꝛc. Mit 5 Steinabdrücken. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Intelligenz-Blatt. Nro. 30.

Sonnabend, 29. Oktober 1842.

Mozin's grosses Wörterbuch

in der französisch-deutschen Abtheilung nunmehr vollständig.

[411] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die letzte Abtheilung des französischen Theils von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Teinturerie — Schluss.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusatze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhaltnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[427] # Neue Musikalien,

im Verlag von

FRIEDRICH KISTNER

in Leipzig.

Bennett, W. S., Op. 23. Sechs Gesänge für eine Singstimme mit Pfte.-Begl. 1 Rthlr.

— Op. 24. Suite de Pièce pour Piano. Cism-E-Em-A-Fism-H 1 Rthlr. 10 Ngr.

Brizzi, B., L'Arno. Notturno a due Voci con Pfte. „In val d'Arno all' ora," Poesia del Conte Carlo Pepoli. 7½ Ngr.

Cramer, J. B., Practische Pianoforte-Schule. Neue Ausgabe. 1 Rthlr.

David, F., Op. 14. Second Concerto pour Violon avec Orchestre. (Dédié à Moscheles.) D 3 Rthlr. 10 Ngr.

— Op. 14. Le même avec Piano. D 1 Rthlr. 20 Ngr.

Du Vernoy, J., Op. 14. Romance russe d'A. Alabieff transcrite pour Piano. Am 7½ Ngr.

— Op. 15. Deux Valses brillantes pour Piano. Es-Es 7½ Ngr.

— Op. 16. Impromptu p. Piano.

Hartmann, J. P. E., Op. 55. Sechs Lieder für eine Singst. mit Pfte.-Begl. 15 Ngr.

Herz, H. et *de Beriot*, Op. 56. Variations concert, p. Piano et Violon. Nouvelle Edition. 1 Rthlr. 5 Ngr.

— — Les mêmes p. Piano et Violoncelle p. A. C. Prell. 1 Rthlr. 5 Ngr.

— — Les mêmes arr. p. Piano à 4 Mains p. F. L. Schubert. 1 Rthlr.

Kittl, J. F., Op. 22. Concert-Ouverture f. d. grosse Orchester. 3 Rthlr.

— Dieselbe f. Pianoforte zu 4 Händen, eingerichtet vom Componisten. 1 Rthlr.

— Op. 23. Sechs Gesänge mit Pfte.-Begl. 25 Ngr.

Lewy, J. B., Op. 11. Divertissement sur des Motifs de l'Opera: les Huguenots, de Meyerbeer, pour Cor cromatique avec Piano. F 1 Rthlr.

Marschner, H., Op. 116. Drei Gesänge f. Bariton oder Altstimme mit Pfte.-Begl. 15 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Op. 45. Sonate für Pianoforte und Violoncelle, arr. f. Pianoforte zu 4 Händen von F. L. Schubert. B 1 Rthlr. 20 Ngr.

— Op. 46. Der 95ste Psalm: „Kommt, lasst uns anbeten," für Chor und Orchester. Mit deutschem und englischem Text. Partitur. 4 Rthlr.

— Op. 46. Derselbe, die Orchesterstimmen. 3 Rthlr. 20 Ngr.

— Op. 46. Derselbe, die Singst. 1 Rthlr. 15 Ngr.

— Op. 46. Derselbe, Klavier-Auszug vom Componisten. 2 Rthlr. 10 Ngr.

— Op. 46. Derselbe, für Pianoforte zu 4 Händen eingerichtet von F. L. Schubert

— Op. 50. Musik zur Antigone des Sophokles, nach der Uebersetzung von Donner. Klavierauszug vom Componisten.

— — Chorstimmen.

Moscheles, I., Op. 102. Hommage à Weber. Grand Duo sur des Motifs d'Euryanthe et d'Oberon pour Piano à 4 Mains. Es 1 Rthlr. 10 Ngr.

— Op. 103. Serenade pour Piano. F 10 Ngr.

— Op. 103. La même pour Piano à 4 Mains. F 15 Ngr.

— Op. 104. Romanesca pour Piano. Dm 12½ Ngr.

— Op. 104. La même p. Piano à 4 Mains. Dm 20 Ngr.

— Op. 106. Fantaisie brillante p. le Piano sur une Cavatine de l'opéra Zelmire de Rossini et une Ballade de l'Enlèvement du Serail de Mozart. 25 Ngr.

Nowakowski, J., Op. 19. Quatre Mazourkas p. Piano. Bm. B. Gm. G 10 Ngr.

Onslow, G., Op. 62. Quatuor Nr. 31, p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. 1 Rthlr. 20 Ngr.

— Op. 63. Quatuor Nr. 52. p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. 1 Rthlr. 25 Ngr.

— Op. 64. Quatuor Nr. 33, p. 2 Violons, Alto et Violoncelle. 2 Rthlr. 5 Ngr.

Pearson, H. H., Op. 7, Sechs Lieder von Burns nach Freiligrath für eine Singstimme mit Pfte.-Begl. 25 Ngr.

Sachse, R., Op. 4. Trois Élégies pour Violon avec Piano. (Dédiées à Ferd. David.) Am-Cism-Fism 25 Ngr.

Schubert, F., (de Vienne). Op. 100. Grand Trio pour Piano, arrangé pour Piano à 4 Mains par F. L. Schubert. Es 2 Rthlr.

Schumann, R., Op. 40. 4 Lieder aus dem Dänischen von Andersen f. 1 Singst. mit Pfte.-Begl. 25 Ngr.

Uebungsstücke, vierhändige, aus den Werken von Bertini, Czerny, Field, Moscheles, Kalkbrenner und Schunke als Fortsetzung zu jeder Pianoforte-Schule arrangirt von C. Geissler. Heft 1. 1 Rthlr.

Wiethorski, J., Op. 10. Fantaisie pour Piano. (Dédiée à G. Taubert). Gm 20 Ngr.

---

[416] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

Königl. Preuß. Regier.-Secrt.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau. Baden, Bayern, Belgien, Birkenfeld, Böhmen, Braunschweig, Bremen, Croatien, Dänemark, Dalmatien, England, Frankfurt a. M., Frankreich, Gallizien und Lodomirien, Hamburg, Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Holland, Holstein, Illirien, Kirchenstaat, Krakau, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, Lombardisch-Venetianisches Königreich, Lucca, Lübeck, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Modena, Nassau, Oesterreich, Oldenburg, Parma mit Piacenza und Guastalla, Polen, Portugal, Preußen, Fürstenthümer Reuß, Rußland, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sardinien, Schweden, Schweiz, Sicilien, Siebenbürgen, Slavonien, Toscana, Ungarn, Waldeck, Wallachei, Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße

Digitized by Google

und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Nelkenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[300] Für 10 Sgr. oder 36 kr. ist zur Unterhaltung, wie auch zur Wiedererzählung, die beliebte Schrift in dritter Auflage in allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau zu haben:

Fr. Rabener

Knallerbsen,

oder: Du sollst und mußt lachen.

Enthaltend: 256 interessante Anekdoten. Zur Aufheiterung in Gesellschaften, — auf Reisen, — Spaziergängen — und bei Tafel.

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und über die naiven Einfälle bauchererschütternd lachen müssen.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[438] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses, allen Land- und Forstwirthen von dem Herrn Verfasser gewidmete, interessante Werk zerfällt in folgende Hauptabschnitte: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speziellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[429] Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Ueber Predigerwahlen und die nothwendigen Eigenschaften eines Predigers, von Prof. Dr. W. E. Weber. gr. 8. 6 Bogen, geh. 10 gGr.

Da dieser Gegenstand gerade in dem gegegenwärtigen Zeitpunkte von hoher Wichtigkeit ist, und die Bemerkungen des Herrn Verfassers sich vorzugsweise als praktisch und folgenreich ausweisen dürften, so möchte die Empfehlung des obigen Schriftchens wohl als zweckmäßig erscheinen.

---

[425] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Charles Lamb's

Erzählungen nach Shakespeare.

Eine

Vorschule dieses großen Dichters für die deutsche Jugend,

nebst einer

Lebensgeschichte Shakespeare's und William Howitt's Besuch in Stratfort am Avon.

Von

Dr. H. Künzel.

Supplementband

zu allen deutschen Uebersetzungen Shakespeare's.

Mit 3 Stahlstichen und 2 Holzschnitten.

gr. 8. cartonnirt. Preis 1⅓ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Wir hoffen mit diesen berühmten noch nicht in's Deutsche übertragenen Erzählungen des liebenswürdigen Lamb, welche sich in unzähligen Auflagen in den Händen der englischen Jugend bereits seit dreißig Jahren finden, auch der deutschen Jugend ein Werk darzubieten, welches durch interessante Unterhaltung die es gewährt, und durch seinen hohen sittlichen, veredelnden Inhalt bald das Lieblingsbuch jedes Gebildeten werden wird, der sich für den größten aller modernen Dichter interessirt. Außerdem empfiehlt sich dasselbe: „als köstliche Lehren der Weisheit und Tugend, edler Gesinnung und geistiger Schönheit" den Lehrern deutscher Schulen jeder Art, so wie auch als passendes Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische den Lehrern und Freunden der englischen Sprache.

---

[415] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer

vollständigen Thierseelenkunde.

Von

P. Scheitlin,

Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe. Seele. Thiere. Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung

Digitized by Google

einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 5) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausäugetiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Scheins und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu haben. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[405] Bei **Braumüller und Seidel** in Wien, am Graben, im Hause der Sparkasse, ist erschienen:

Erzählungen und Humoresken

von

Dr. Joh. Em. Veith,

Dompresbiger an der Metropolitankirche zu St. Stephan.

Zweite viel vermehrte, durchaus umgearbeitete Auflage.

Wien 1842. 3 Theile. 5 Rthlr.

Inhalt des ersten Bandes: Das Mägdlein und die Toilette. Eine Alltagsgeschichte. — Der Bruder aus Tunis. Eine Novelle. — In den Tag hinein, eine Geschichte ohne Begebenheiten. — Marivaux und sein Adept. Eine wahre Anekdote in Begleitung einiger anderer Wahrheiten. — Herr bleib bei uns. Eine Abendscene. — Der Organist, der Pudel und die vier Jahrszeiten. — Trost. Ein Mährchen.

Inhalt des zweiten Bandes: Frau Martha. Eine harmlose Vorstadtgeschichte. — Der Jüngling und der Wolf. Eine wahre Begebenheit. — Felix Entenschnabels erotische Erlebnisse, sammt poetischen und algebraischen Bedenklichkeiten. — Maria von guten Rath. Eine Erzählung. — Das Zigeunerkind. Eine Novelle sammt Kritik und Epilog. — Aschenmann. Ein Schatten- und Fastnachtspiel. — Gruß und Gegengruß. Eine Erzählung. — Der Mensch und die Leute.

Der dritte Theil wird enthalten: Augentrost. Eine Erzählung. — Das Kriegsschiff San Geronimo. Eine Begebenheit aus dem 16ten Jahrhundert. — Züge aus dem Jugendleben eines gefühlvollen Tabakrauchers. — Der Thürmer. Eine Erzählung in sechs Gesängen. Edmund Sylvester Strauchlers Recollectionen. — Rottmeister Moser. Nach einer wahren Begebenheit. — Der Hirsch im Walde. Ballade. — Der Mann mit dem Regenschirm. — Des alten Kirchendieners Daniel Skarabizky Aphorismen für Diener der Kirche. — Adam Granders Hauswesen. Ein häusliches Gemälde.

Von demselben Herrn Verfasser ist erschienen:

Die Erweckung des Lazarus

(Bildet den Inhalt der im Jahre 1841 in der Metropolitankirche zu St. Stephan gehaltenen Fastenpredigten.)

gr. 12. im Umschlag brochirt 18 Gr.

---

[421] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lateinische

Sprachlehre.

Von

Heinrich Hattemer,

Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.

gr. 8. Velinpap. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung: 1) Lateinische Sprache. 2) Geschichten derselben. 3) Mundarten derselben. 4) Charakter derselben. 5) Sprachforscher. Erster Theil. Wortlehre. Erste Abtheilung: Wörterkenntnißlehre. — Zweite Abtheilung: Wortbildungslehre. — Dritte Abtheilung: Wortbeugungslehre: a) Zeitwörter. b) Nennwörter. c) Eigenschaftswörter. d) Zahlwörter. e) Fürwörter. f) Bindewörter. Vierte Abtheilung: Wortschreibungslehre. Zweiter Theil. Satzlehre. Erste Abtheilung: Einfacher Satz. — a) Prädikat. b) Subjekt. c) Ausbildung. d) Besondere Arten Sätze. Zweite Abtheilung: Satzgefüge. 1) Gleichgeordnete Sätze. 2) Untergeordnete Sätze. Dritte Abtheilung: Gesetze nach welchem die Bildung der Sätze und Satzgefüge geschieht. — a) Lehre vom Gebrauche der Wortarten. b) Lehre von der Wortfügung. c) Lehre von der Wortstellung. Anhang. Abhängige Rede. — Römischer Kalender.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[430] **Aug. v. Kotzebue's Theater in 40 Bänden.**

Format der neuesten Ausgabe von Schiller's Werken. Auf schönes Velinpapier elegant gedruckt. Mit Porträt des Verfassers in Stahlstich.

Subscriptionspreis 10 Rthlr. 20 Ngr.

Diese neue, schöne und nun vollständig erschienene Ausgabe, welche die sämmtlichen dramat. Erzeugnisse des Verfassers enthält, ist noch bis Ende dieses Jahres für obigen außerordentlichen billigen Subscriptionspreis in allen Buchhandlungen zu haben. Mit Anfang des J. 1843 tritt dagegen ein Ladenpreis von 14 Rthlr. 20 Ngr. ein.

Leipzig, im Okt. 1842.

Eduard Kummer.

---

[413] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber

ständische Verfassung

in Preußen.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen. — 2) Ueber das Ständewesen in Preußen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. November 1842.

Patefactum, muliebri fraude civitatem premi, matronasque venena coquere. — Prodigii ea res loco habita, captisque magis mentibus quam consceleratis similis visa.

Livius.

Zur Geſchichte des Giftmordes.

I.

Im Alterthum.

Die Geſchichten merkwürdiger Verbrecher gewähren tiefe Blicke in das Innere des Menſchenherzens und ſind deßwegen für den Pſychologen von derſelben hohen Wichtigkeit wie für den praktiſchen Rechtsgelehrten. Wie dem aufmerkſamen Arzte ſich in Krankheiten die verborgenſten Geheimniſſe des phyſiſchen Lebens enthüllen, ſo dienen die Verbrechen, als ſtärkſte und lezte Aeußerungen des erkrankten ſittlichen Menſchen, zur Erforſchung der Seele in ihrem geheimnißvollſten Leben und Regen. Der Prozeß eines verbrecheriſchen Individuums wirft wenigſtens einen Schimmer von Licht in die dunkelſten und verſteckteſten Abgründe ſeines Innern und macht der Außenwelt die Nachtſeiten ſeines moraliſchen Seyns erkennbar. Auf ähnliche Weiſe gewinnen wir durch die Geſchichte, die ewige Richterin alles deſſen, was geſchehen, Einſicht in die innerſte ſittliche Beſchaffenheit ganzer Völker und Jahrhunderte, wenn wir die Ueberlieferungen von Verbrechen, wie ſie in verſchiedenen Ländern und innerhalb gewiſſer Zeitabſchnitte hauptſachlich verübt worden, nach ihrer Art, der Häufigkeit ihres Vorkommens, ihren Motiven, Zwecken und den zu ihrer Ausführung gebrauchten Mitteln ſammeln, zuſammenſtellen und vergleichen.

Das Verbrechen ſtand an der Wiege des Menſchen, ward mit ihm alt und iſt in der Wirklichkeit eben ſo wenig von ihm zu trennen als die Krankheit von dem leiblichen Leben. Es fehlt deßhalb nicht an Material zu einer allgemeinen und vergleichenden Geſchichte des Verbrechens, die für den Pſychologen und philoſophiſchen Beobachter der Menſchheit vom größten Intereſſe ſeyn müßte.

Ich will verſuchen, aus einer Ueberfülle von Stoff die Umriſſe zur Geſchichte einer Art von Verbrechen zu geben, welche an Furchtbarkeit keiner andern nachſteht. Ich meine den Giftmord, d. h. die abſichtliche Tödtung eines Andern durch in ſeinen Körper gebrachte, das Leben vernichtende Stoffe von der Art, die man mit der allgemeinen Benennung Gift zu umfaſſen pflegt.

Die Anwendung der Gifte Behufs feindlicher und verbrecheriſcher Zwecke war ſchon dem grauеſten Alterthum nicht fremd und iſt wenigſtens eben ſo alt als jede innere Heilkunde. So finden wir den Giftmord ſehr frühzeitig bei den Griechen und Römern erwähnt, und der einfache Prozeß, einer verhaßten Perſon eine Subſtanz beizubringen, die deren Geſundheit und Leben gefährden ſollte, ward ſehr bald zu einer geheimen Kunſt

erhoben, deren Adepten Tag und Stunde bestimmen konnten, wann, oft nach Jahren erst, das Gift seine tödtliche Wirkung äußern würde. So erzählt der Grieche Theophrast in seiner Geschichte des Pflanzenreiches von einem Gifte, dessen Gabe man so einrichten könne, daß es in wenigen Tagen oder Monaten, oder erst nach zwei bis drei Jahren den Tod bringe. Er bemerkt noch, daß derselbe desto sicherer und unvermeidlicher erfolge, je mehr die Gabe des Giftes auf eine langsame Wirkung berechnet gewesen sey. Ein solches schleichendes Gift scheint unter andern dasjenige gewesen zu seyn, welches dem Aratus von Sicyon beigebracht wurde, und von dem Plutarch ausdrücklich bemerkt, es habe nicht schnell und heftig gewirkt, sondern ein schleichendes Fieber, erschöpfenden Husten, Blutauswurf und Auszehrung verursacht.

Dieses Gift, fährt Theophrastus fort, werde aus dem Aconiton, dem Eisenhut, einer noch jezt officinellen Pflanze, Aconitum neomontanum Willden. bereitet, aber es sey kein Gegenmittel gegen seine verderblichen Wirkungen bekannt. Ein gewisser Thrasyas habe auch noch aus dem Safte anderer Pflanzen ein Gift zu bereiten gewußt, welches in der geringen Gabe von einer Drachme einen leichten, unschmerzhaften Tod unausbleiblich verursache, und ohne daß seine Kraft abnehme, lange Zeit aufbewahrt werden könne. Der Schüler dieses Thrasyas aber, Alexias von Mantinea in Arcadien, soll, nach Theophrastus, seinen Lehrer in der Kunst, Gifte zu bereiten, noch übertroffen haben.

So bekannt nun auch und allgemein verbreitet in Griechenland die Kunst war, schnell und langsam wirkende Gifte herzustellen, deren selbst der Staat sich zur Bestrafung von Missethätern bediente, wie das Beispiel des Socrates lehrt, der, obgleich kein Verbrecher, verurtheilt wurde, den Schierlingsbecher zu leeren, war hier doch das Verbrechen des Giftmordes weit weniger häufig als im verderbteren Rom und in den Ländern des Orients.

So lange in Rom die rauhen, aber kräftigen Sitten und Tugenden herrschten, welche die Gründer des Staates auf ihre Enkel vererbt hatten, waren Vergiftungen wohl höchst selten, obgleich schon die im Jahre 304 nach Erbauung der Stadt gegebenen Gesetze der zwölf Tafeln ihrer gedenken. Als aber die Macht und der Reichthum des Staates zunahmen und fremde Sitten die einheimischen bessern verdrängten, ward mit andern Verbrechen auch der Giftmord allgemeiner, obgleich derselbe erst zweihundert Jahre vor Christi Geburt zur gerichtlichen Untersuchung gelangte, als er auf eine schauderhafte Weise die öffentliche Sicherheit zu gefährden begann. Unter dem Consulate nämlich des Valerius Flaccus und des M. Claudius Marcellus ereigneten sich innerhalb weniger Monate sehr viele unvorhergesehene und plötzliche Todesfälle unter allen Classen der Einwohner, besonders aber unter den Reichen und Vornehmen, so daß die Stadt mit allgemeinem Schrecken erfüllt ward. Alle aber starben unter einerlei Erscheinungen des Todes, und dieser Umstand vermehrte die Verwunderung und das Entsetzen, weil Rom damals von keiner ansteckenden Krankheit verheert wurde. Eine Sklavin, die um das Geheimniß wußte, entdeckte es dem Aedilen Quintus Fabius, und nun wurden gegen zweihundert Frauen, Weiber von Senatoren und andern Vornehmen festgenommen, welche sich damit beschäftigten, Gifte zu kochen und in ihrer nähern oder fernern Umgebung den Tod zu verbreiten. Die Giftmischerinnen machten den Versuch, ihre Zubereitungen für Arzneien auszugeben, aber zwanzig von ihnen, welche durch die Obrigkeit gezwungen wurden, selber davon zu genießen, starben auf der Stelle. Die übrigen entgingen der verdienten Strafe nicht. Zu dieser Erzählung des Livius liefert leider die Geschichte späterer Jahrhunderte mehrere fürchterliche Gegenstücke.

Zweihundert Jahre ungefähr waren seit diesen schrecklichen Vorfällen verflossen, als man neue Ursache fand, die Verbreitung des Giftmordes durch strenge Maßregeln der Behörde zu verhüten. Lucius Cornelius Sulla entwarf das bekannte Gesetz — Lex Cornelia de Veneficiis — durch welches auf die Giftmischerei dieselbe Strafe wie auf die übrigen Mordthaten gesezt ward.

Jezt indessen war diese verabscheuungswerthe Kunst schon zu allgemein bekannt, das Sittenverderbniß zu groß geworden, als daß man das Uebel, wie in den strengeren Zeiten der alten Republik, mit Stumpf und Stiel hätte ausrotten können. Es war zu bequem, sich des Giftes zu bedienen, wenn ein heimlicher Meuchelmord begangen werden sollte, als daß die verbrecherische Absicht sich seiner hätte entschlagen mögen, und die Kunst, dasselbe zu bereiten, überlieferte sich deßhalb von einer Generation zur andern.

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Schildereien.

II.

Das ist ein sonderbares Land. Von Rotterdam in den Haag führt ein niedriger Weg immer zwischen zwei hohen Wassern oder Blachfeldern hin. Die Straße liegt tiefer als die Kanäle, welche nach allen Richtungen sich kreuzen und begegnen. Zu beiden Seiten fliegen bunt und abwechselnd, wie in einer Laterna Magica für Kinder, kleine, saubere Bildchen vorbei, jezt eine lange, schmale, volle Treckschuyte, von einem einzigen Klepper

Digitized by Google

gezogen, und im nächsten Augenblicke eine Heerde fetter Kühe, munterer Gäule, riesiger Schafe. Mastenspitzen und Kirchthurmshähne stehen vertraglich dicht neben einander. Hier kommt ein Dorf, wie eine kleine Stadt anzusehen, dort eine Stadt, wie ein großes Dorf. Man möchte die rothen Häuser mit grünen Thüren und Fensterladen, die artig geschnitzten Bäume davor, die grell bemalten Windmühlen mitsammt den kleinen runden Männlein und Weiblein nur gleich in eine Schachtel packen, um sie morgen früh wieder auszukramen und anders aufzustellen. Die ganze Landschaft, wenn es eine ist, hat jenen gewissen trockenen, nüchtern klaren Ton, der uns aus den Werken alter Meister dieses Volks so wunderbar anspricht; ohne die mindesten Licht- und Lufteffekte, ohne Wärme, ohne Schatten, geht das Bild flach und weit hinten hinaus, und der blasse Himmel liegt davon ab, wie vom fernen Meeresrande, nicht versöhnlich mit einem duftweichen Gebirge zusammengeschmolzen. Die Paul Potter, die Wouvermann, die Eckhout, die Ruysdael hängen hier auf der Landstraße aus, so daß man sich kaum noch wundert, wenn man sie in den Galerien und Museen wiederfindet. Das ist wahre Kunst, das ist wahre Natur; aber ich mag sie dennoch alle beide nicht. Mich verlangt bei so vielen Milchkühen nach venetianischen Weibern, und statt der Schleusen und Windmühlen nach einer gothischen Kirche. Holland ist ein gemalter Holzschnitt, und alle Holländer sehen aus, als wären sie aus dem Bestelmeyerschen Magazin in Nürnberg entsprungen. Die Hollanderinnen lasse ich eher gelten; es begegnen Einem hier herrliche, volle Gestalten, den Uebergang bildend von der strengen englischen Musterschönheit zu der milden deutschen Lieblichkeit, tadellose Büsten, denen nur zu oft, vermittelst ganz kurzer Leiber, sehr große Hände, sehr große Füße angehangt sind; frische, hübsch geschnittene, hübsch gefärbte Gesichter mit reichem Haar und prächtigen Augen, aber um den Mund, die Wangen und das Kinn herum zu sehr aufgeschwemmt oder ausgewassert, hie und da sogar mit müden, herabhängenden Mundwinkeln, mit überflüssigen Hängebacken, mit gewaltigen Doppelkinnen.

So sitzen sie Abends um den runden Theetisch, die Tasse, obendrein — es ist entsetzlich zu sagen, entsetzlicher zu sehen — die Untertasse, das Schälchen in der Hand, wie bei uns die Waschfrauen. In Delft, das wir in der Dämmerstunde passirten, habe ich eine ganze Reihe solcher Idyllen durch eine Fensterspalte indiscret belauscht. Es liegt ein eigener Frieden darin, für den sie hier auch das besondere Wort gefunden: Ons begnoegen. Die niedrige Thür ist fest verrammelt, die weiße Gardine herabgelassen, der grüne Laden geschlossen. Kaum stiehlt sich ein Lichtstrahl heraus auf die dunkle, stille Gasse. Und da drinnen schaart sich die „begnoegte" Familie patriarchalisch um ihr Haupt, ein Haupt, das unter einer baumwollenen Nachtmütze, aus blauen Tabakswolken ernst und wandellos heraussiedt. Der rothe Estrich ist mit Sand verschwenderisch bestreut, das Kamin gescheuert und aufgeputzt, der Tisch mit makellosem Weißzeug bedeckt. Darauf stehen eine Menge kleiner Geschirre, Spülnäpfchen, Trinknäpfchen, Kohlennäpfchen, Miniaturkannen und Miniaturtassen, auf weißem Grunde blau gemalt, eine Butterdose, ein Käseteller, ein Salzfaß, vor Allem aber in der Mitte das unsterbliche, unvergleichliche Möbel, der heilige Hausgott, die geheimnißreiche Urne, das Quispeldoortje. Quispeldoortje und Thonpfeife! schönstes Gegenstück, würdigste Einheit und Doppelheit, sammt der weißen Jacke oder der weißen Mutze größte Trias des holländischen Geistes! so lange ihr euch nicht vertreiben lasset durch den verruchten Geist der Neuerung, der schon in vielen Häusern euer Regiment gebrochen hat, so lange bleibt es: Oranje boven, Oranje boven!

Haag ist modernisirt. Eine französische Hand hat die rothen Häuser angestrichen, die Bäume gefällt, die Kanäle zugedeckt. Der holländische Genius flüchtet sich in einige entlegene Stadttheile, in historische Erinnerungen, wie das alte Palais des Prinzen von Oranien. Neumodisches Militär, bald französisch, bald preußisch, marschirt in den Straßen auf und spielt Sonntag Nachmittags schlechte Walzer im „Busche," will sagen im Park. Die Garde und die Lanciers wetteifern, jene für das vornehme Volk, die in geschlossener Gesellschaft, in der „Societeit" sich erheitern, diese für das große Publikum, das kleine Bürgerthum, welche im „Pavilloen" zwanzig Schälchen Kaffee schlürfen und zwanzig Pipes schmauchen. Der Park hat schöne Bäume, schöne Gänge und schöne Frauen drin; aber ein Park ist er nicht. Diesen Zwang konnte sich die holländische Gartenkunst nicht anthun, und mußte sie ihre gezirkelten Beete, ihre geschnirkelten Wege, ihren Taxus und ihren Buxus, ihre Tulipanen und ihre Hortensien weglassen, so vermochte sie es doch nicht über ihr Gewissen, blind und toll in die brittische Regellosigkeit hineinzustürzen. Da warf sie denn ein paar gewagte Baumgruppen, Grasflecken, Wasserbecken ängstlich, hastig, verdrießlich durcheinander, und die liebe Natur that das Uebrige, das heißt wie immer das Beste, sie ließ lustig wachsen und gedeihen. Tief versteckt im Parke, vom Glanze der „Societeit," vom Qualm des Pavillons, vom Lärm der Stadt entfernt, liegt ein Sommerhaus des Königs der Niederlande, einfach wie sein Name, „Huys tem Busche," einfach, wie alle Wohnungen der Herrscher unter diesem bürgerlichen Volke sind.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Tieck. — Straßenunfug. — Theater.

So willkommen auch allen hiesigen aufrichtigen Verehrern Tiecks die demselben wiederfahrene Auszeichnung und Versetzung in eine ganz sorgenfreie Lage seyn mußte, so traurig ist ihnen die damit verbundene Veränderung seines Aufenthalts. Und die vieljährigen bekannten Verehrer und seinem stillen Wirken näher Stehenden klagten nicht allein. Alle wahrhaften Freunde der Kunst und Wissenschaft trauerten mit ihnen über den Verlust. Seit einer Reihe von Jahren hatten die Abendversammlungen in seinem Hause zu den Glanzpunkten der hiesigen Residenz gehört. Auch die nicht darin Eingeführten wußten, daß es in ihnen einzig auf geistige Unterhaltung abgesehen seyn konnte, und auf welche köstliche Weise der Hausherr als Vorleser dafür zu sorgen verstand. Bei der Zugänglichkeit des Hauses für alle Gebildeten war daher die Versammlung fortwährend so im Wachsen, daß zuletzt das doch sehr geräumige Lokal die Menge der erforderlichen Sitze zuweilen nicht fassen konnte und die an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer für die Zuhörer ebenfalls benutzt wurden. Die Freude der lezteren an Tiecks Virtuosität im Vortrage dramatischer Dichtungen wurde noch um Vieles erhöht durch seinen Eifer und die Bereitwilligkeit, mit der er den nach den Vorlesungen gewöhnlich um seine Person einen Kreis Bildenden eine Menge von Fragen und Zweifeln über die Gegenstände derselben aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Kenntnisse und eigenthümlichen Ansichten befriedigend zu erledigen bemüht war. Kein Wunder daher, wenn die in Dresden einheimischen Freunde der Kunst und Wissenschaft, wie alle gebildeten Durchreisenden, Tiecks Soireen den Vorzug beinahe vor allen andern einräumten. Noch empfindlicher werden diejenigen von dem Verluste seiner Person betroffen, denen es vergönnt war, im Umgange mit ihm zuweilen seiner sonstigen mündlichen Mittheilungen über Literatur und Poesie zu genießen, die schon vermöge ihres überraschend geistvollen Gepräges sich so lehrreich erweisen und nebenher durch eine besondere Anmuth der Worte und des Klanges Jedermann zu gewinnen verstehen. Besonders verdient herausgehoben zu werden, daß der von gar manchem Lebenssturm hart bedrängte Dichter den lebendigen Sinn für alles Schöne sich ganz unverlezt zu bewahren wußte. Glich er doch schon vor einiger Zeit dem kraftvollen Baume, der im Spätherbste neue Frühlingsblüthen treibt, als er in Vittoria Accorombona die ganze Fülle seines Jugendschmuckes wieder vor uns entfaltete. Das Herbste, was ihn treffen konnte, der Tod seiner trefflichen Tochter Dorothea, schien ihn darauf zwar im Innersten zermalmt zu haben, aber die Kraft seiner Seele hob ihn endlich doch auch über dieses Bedrängniß hinaus. Ein Beweis dafür ist seine einsichtsvolle Thätigkeit bei Leitung der nach seinem Plane zu Sanssouci erfolgten Darstellung der Antigone, so wie seine überhaupt noch fortdauernde Frische des geistigen Lebens, die alle ihm näher Stehenden bezeugen werden. Ob ihm etwas Aehnliches, wie mit dem Sophokleischen Werke, mit Shakespeare in demselben Grade glücken werde, läßt sich freilich nicht verbürgen, weil das Gelingen solcher Versuche bekanntlich oft an den geringsten Nebenumständen scheitert; doch spricht die Wahrscheinlichkeit immerhin für einen günstigen Erfolg. Würde doch auch Shakespeare einem Publikum vorgeführt werden, das Empfänglichkeit genug für die dichterische Schönheit mitbringt, um die absichtlich unterbleibende Zuthat des Reizes für das Auge nicht zu vermissen. Ein Gleiches hat ja auch bei der Antigone in Potsdam stattgefunden. Hätte man diese sogleich einem gemischten großstädtischen Publikum vorgeführt, so würde sie wohl ohne alle Barmherzigkeit verurtheilt worden seyn. Es wäre gewiß ein großer Schritt zum bessern Verständnisse der Dichterwerke überhaupt getan, könnte man mit ähnlichen Versuchen das Dekorationswesen allmählig wieder in die gehörigen Schranken zurückbringen. Die Bühnendekoration erfüllt ihren Zweck, wenn sie die nöthigen Erläuterungen bietet, verfehlt solchen aber völlig, sobald sie für sich etwas gelten will und so die Aufmerksamkeit des Publikums von der Handlung und dem Gedichte ablenkt. — In der Mitte des vorigen Monats ist Tieck, nach einem Aufenthalt von zwei Wochen, aus der hiesigen, im vorigen Jahre erst bezogenen Wohnung, in der er sich recht wohl gefiel, seiner neuen Bestimmung zugereist.

Die zur Zeit der fast beispiellosen Trockenheit und Hitze des Sommers fast ohne Aufhören immer von Neuem emporlodernden Feuersbrünste haben wenigstens das Gute gehabt, daß nicht nur den bestehenden Gesetzen zu Verhütung von Feuersgefahr die halb verlorene Kraft zurückgegeben, sondern daß sie auch geschärft und Lücken darin ausgefüllt wurden. Schriftliche Branddrohungen, welche in jener Periode hie und da gefunden worden seyn sollen, hatten angestrengte Wachsamkeit zur Folge. Die aus Mangel an Mahlwasser entstandene Brodnoth ging durch rasch getroffene zweckmäßige Vorkehrungen schnell vorüber. Mit derselben und dem über sie entstandenen Mißmuthe eines Theils der untern Volksklasse hingen einige Abends und bei Nacht in den Straßen vorgekommene Excesse zusammen. Dem damals gerade gefeierten Konstitutionsfeste galten sie schwerlich. Wenn auch einige am Abend desselben vernommene sinnlose Ausrufungen dahin zu deuten seyn könnten, so sind solche gewiß entweder dem reinen Unverstande, oder vielleicht gar bosshafter Anstiftung zuzuschreiben. Die Liebe zur neuen Verfassung wurzelt unverkennbar immer fester in der Gesammtheit des Landes.

Vor mehreren Tagen bereits langte als außerordentlicher Abgesandter der Königin Victoria von England der Graf von Wilton nebst ansehnlichem Gefolge hier an, um den König von Sachsen, nach einer glanzvollen Auffahrt, mit den Insignien des Hosenbandordens zu bekleiden. Die dazu gehörende, dem Vernehmen nach unter anderem durch Kanonendonner erhöhte, ganz ungewöhnliche Feierlichkeit wird nächster Tage stattfinden und ist in diesem Augenblick hauptsächlicher Gegenstand des allgemeinen Gespräches. — „Casanova," eine neue Oper von Lorzing, wurde im Schauspielhause freundlichst aufgenommen. Sie dürfte aber doch schwerlich sich so häufiger Wiederholung erfreuen, wie der „Czaar und Zimmermann" des nämlichen Componisten, welche Oper auf hiesiger Bühne gleichsam zum stehenden Artikel geworden, der jederzeit rauschenden Beifall findet. Ueberhaupt trug während der jüngsten Vergangenheit bei unserem Theater im Allgemeinen das musikalische Element, hauptsächlich durch den Gesang der Damen Schröder-Devrient und Spazer-Gentiluomo, den Sieg davon. — In den jüngsten Tagen reizten die Gastspiele des Künstlers Döring vom Stuttgarter Theater vorzüglich. Bis jezt trat derselbe in drei Stücken auf. Die größte Anerkennung ward seinem auch in Mienen und Geberden so ausgezeichneten Spiele als Franz Moor zu Theil. Als Baron Scarabäus in der unterbrochenen Whistpartie fand man ihn ebenfalls unvergleichlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. November 1842.

Du heiliges und weites Meer,
Wie iſt dein Anblick mir ſo hehr!
Ich lauſche dir mit trunknem Ohr,
Es ſteigt mein Geiſt mit dir empor.
F. L. zu Stollberg.

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

Die größte Merkwürdigkeit des Haags iſt weder die Galerie, noch das japaniſch-chineſiſche Muſeum, welche beide für den Kenner ausgezeichnete Schätze enthalten, ſondern, ſo für den Liebhaber mein' ich, für fahrende Studenten, Sänger und ähnliches Gelichter, das Seebad Scheveningen, kaum einer Stunde Weges vom Haag entfernt. Und welch ein reizender Weg! Wie wohl thut dieſer friſche, grüne, kühle, hohe Wald nach Weidengeſtrüpp und Wieſengras dem Auge, der Stirne, den Lungen! Alle Minuten rollen Geſellſchaftswagen, Miethkutſchen, Staatskarroſſen über den weichen Sand hinweg. In weniger als einer halben Stunde iſt Scheveningen, das unſcheinbare, arme Fiſcherdorf, erreicht. Noch ahnen wir nichts von den Herrlichkeiten, die unſer warten. Wenige Häuſer nur ſind hier für die fremden Gäſte eingerichtet, deren Mehrzahl in der Reſidenz oder im Bade ſelbſt ſich unterzubringen pflegt. Aber ſchon winkt hinter dem Dorfe her die lange Hügelreihe der Dünen, weiß verſandet, im Sonnenlicht wie Silberſtaub aufflunkelnd, bewachſen von hohem, ſtarrem Ried. Faſt dünken ſie uns Berge, dieſe weichen Kuppen, uns, die wir Mondenlang kein Alpenhorn, keinen Harzfelſen, keine Rheinburg erblickten. Wir eilen hinan, durch fußtiefen Sand fortgeſchleppt, hie und da ſchon an wandelnden Meerfrauen mit aufgelöſtem Haar vorüber, wir ſtehen oben auf der Spitze der Düne, auf dem Balkon des großen, ſtattlichen Badehauſes, nun erſt öffnen wir die Augen — Thalatta! Thalatta!

Ja, da iſt ſie wieder, die See, die blaue, die ewige See! — Und wie ſchön ſie iſt, wie ſtark, wie ſtolz, wie groß! — Es zerreißt ihr unſterbliches Antlitz, Gottes beſten Spiegel, keine menſchliche Kunſtfurche, keine dunkle Linie von Hafenbauten, von Dammwerken, kein bewegtes Gewimmel von Kähnen, Schiffen, Segeln, Maſten. Es war ein Sonntag, eine frühe, klare Morgenſtunde. Hinter uns, im Dorfe, in der Stadt, weit im flachen, grauen Lande dahinten läuteten die Glocken zur Andacht in die Kirchen von Holz und Stein. Aber uns im Geſicht brauste näher und lauter ſchon die Wind- und Wellenorgel, das Meer ſtürmte jauchzend in das aufhorchende, zitternde Land herein, über den glatten, glänzenden Strand ſprizte ſein Schaum, an die warme, kahle Düne wehete ſein kühler Lebensathem. Ein Geſchwader Schiffe ankerte, wie nach dem Lineal geordnet, parademäßig, regungslos, ſchmuck und ſtill, in der weiten, ſichern Bucht. Sonſt nicht ein Kiel, nicht ein Ruder, ſo fern das Auge trug. Das war eine

Stunde zum Seebade. Niemals im Leben bin ich so rasch, so froh, so sehnsüchtig in die liebe traute Fluth hineingestürzt.

Das Badehaus und noch einige andere Gebäude, darunter ein königlicher Sommerpalast, stehen einsam auf der Höhe der Dünen. Unten am Strande sind die Wagen aufgefahren und einzelne Fischerkähne. Dieser Strand ist so vortrefflich, so geeignet für ein Seebad, wie ich keinen andern kenne. Ohne auf hohes Wasser warten und nach dessen Wechsel alle Tages- und Lebensordnung immer ändern, zerreißen und verschieben zu müssen, bei jedem Wind und jedem Wetter kann der Gast hier der Mutter Thetis sein frommes Opfer darbringen, wann immer er will. Auch die Einrichtung und das äußere Bequemniß ist besser als anderwärts, freilich auch um ein Bedeutendes theurer. In Scheveningen kostet ein Seebad einen holländischen Gulden, in Ostende einen halben Franc, beides außer dem Abonnement. Die Wagen in Scheveningen sind Paläste gegen die Hütten auf Helgoland. Der Badende hat einen hübschen Raum für sich zum Auskleiden; dann steigt er die Stufen hinab in eine Art Zelt, das in das Meer schon hinausreicht, von flatternden Wänden geschützt. Hier trifft, in einem engen Bezirk aufgefangen, durch ein paar Latten und Leisten noch verstärkt, der Wellenschlag mit einer Heftigkeit, mit einer concentrirten Kraft, von der man sich kaum eine Vorstellung macht. Der Körper fühlt sich von ganzen Ruthenbündeln gepeitscht, von tausend und aber tausend sprühenden Funken getroffen, von wohlthätigen, wollüstigen Schauern übergossen, überschwemmt, überstürzt. Von der Decke herab hängt ein Seil. Daran klammere dich fest und nun lasse die heranstürmende Wind- und Wellenbraut herein in dein enges Haus, lasse dich von ihr fassen, küssen, umfangen, umhalsen, erdrücken. Einige Schritte weiter, und du bist in offener, stiller See; schwimme hinaus, so weit dich die Arme tragen, Niemand stört dich, Niemand drängt dich. Hier ist Raum genug, und, wie es zweckmäßig und schicklich, die Männer sind von den Frauen geschieden, beide Theile dadurch um so freier, beide der lästigen und die Wirkung des Bades mindernden Zwangsjacke, der grauen Züchtlingshose überhoben.

Kaum konnte ich mich losreißen aus der lieben, frischen Fluth. Es war, als müßte ich noch diese heranhüpfende Woge, noch jene wie einen bald scheidenden Freund empfangen und an das Herz drücken. Für eine lange Frist mein letztes Seebad! So bald soll ich dich nicht wieder sehen, vielleicht ja niemals wieder, heiliges Meer, nach dem des Kindes Sehnsucht schon schweifte, das den Jüngling wiegte und zum Mann wachsen ließ! Ade denn!

(Schluß des zweiten Artikels.)

Zur Geschichte des Giftmordes.

(Fortsetzung.)

Während des Kaiserreichs, besonders in den ersten Zeiten desselben, wo mit Ausnahme weniger besserer Regenten, es wirklich scheint, als habe das Geschick gerade die Allerunwürdigsten hervorgesucht, um sie zu Beherrschern der Erde zu machen, wurde der Giftmord in Rom wieder sehr häufig begangen, und er verschmähte gar nicht selten, von den Kaisern selber gepflegt, die schützende Decke der Heimlichkeit. Sejanus, der Vertraute des Tiberius, brachte durch einen Verschnittenen dem Drusus ein schleichendes Gift bei, so daß derselbe daran, wie an einer auszehrenden Krankheit, allmählig hinstarb. Messalina, die erste Gemahlin des Kaisers Claudius, ließ Vielen Gift reichen, deren Vermögen entweder ihre Habsucht reizte, oder von denen sie ihre lasterhaften Gunstbezeugungen zurückgewiesen sah. Als Messalina ein wohlverdientes, tragisches Ende ihres mit Lastern und Verbrechen erfüllten Lebens gefunden hatte, vermählte Claudius sich wieder mit der Agrippina. Diese beschloß, sich von ihrem Gatten loszumachen, wagte aber nicht, ihn durch ein heftig wirkendes Gift zu tödten, und wählte deßhalb eine Mischung, die den Tod erst langsam herbeiführen, ihn bis dahin aber seiner Vernunft berauben sollte, damit er keine neuen Anordnungen hinsichtlich der Thronfolge träfe. Dieses Gift hatte Agrippina sich von der berüchtigten Giftmischerin Locusta verschafft, welcher sie einmal das Leben gerettet hatte, als dieselbe ihrer Kunst wegen zum Tode verurtheilt war. Das Gift wurde dem Kaiser in einem Gerichte Pilze gereicht, hatte aber nicht die gewünschte Wirkung. Man beschloß deßhalb, ein schneller und sicherer wirkendes anzuwenden, welches ihm auch, wie Tacitus erzählt, von seinem Leibarzt Xenophon, unter dem Vorgeben, er wolle ihn hiedurch zum Brechen reizen, mittelst einer Feder in den Schlund gebracht wurde. Nach diesem Experiment starb Claudius augenblicklich. Die genannte Locusta bereitete auch das Gift, durch welches Nero, der Sohn Agrippinas, den rechten Sohn des Claudius, Germanicus, auf den die Erbfolge hätte übergehen müssen, aus dem Wege räumte. Als auch in diesem Falle das Gift nur Durchfall erregte, zwang der Kaiser das Weib durch Stockschläge und Androhung des Todes, in seiner Gegenwart ein kräftigeres darzustellen. Man versuchte es an einem Bocke, der aber erst nach fünf Stunden starb. Nun ließ Locusta das Gift noch länger einkochen und gab dann einem Schweine davon, welches auf der Stelle todt niederstürzte. Dieses Gift tödtete den Germanicus an der kaiserlichen Tafel, so bald

Digitized by Google

seine Lippen es berührten. Nero aber ertheilte der geschickten Giftmischerin unbedingte Amnestie, verlieh ihr große Landgüter und gab ihr Schüler, auf daß eine so ausgezeichnete Kunst nicht untergehen möchte.

Zum Beweise, daß auch unter andern Völkern des Alterthums, als den Griechen und Römern, die Kunst wohl bekannt war, Gifte zu mischen, welche den Tod langsam und unmerklich herbeiführten, damit die verbrecherische Absicht verborgen bleiben möchte, zeige ich nur auf die Carthager und die Geschichte des M. Attilius Regulus. Dieser gefangene Feldherr der Römer wurde in seine Vaterstadt zurückgeschickt, um bei seinen Landsleuten den Vorschlag, ihn gegen die kriegsgefangenen Carthager auszuwechseln, durch seinen Einfluß zu unterstützen. Regulus aber hintertrieb diesen Austausch, weil er nach der Erzählung des Aulus Gellius erfahren hatte, daß ihm in Carthago ein schleichendes Gift beigebracht worden sey, durch welches Rom seiner Kräfte doch bald würde beraubt werden. Er ging nach Afrika zurück und wurde von den Feinden seines Vaterlandes auf die bekannte grausame Art zu Tode gequält.

Alle diese Gifte des Alterthums wurden aus Pflanzen, besonders aus dem schon oben genannten Eisenhut — aconitum, ἀκονιτον — dem Schierling — cicuta, κωνειον — und dem Mohn — papaver, μηκων — durch Kochen, Eindicken des gewonnenen Saftes und andere Operationen bereitet, deren sich noch heute die Pharmacie bedient, um die wirksamsten Bestandtheile aus Pflanzenstoffen darzustellen. Die mineralischen Gifte dagegen waren dem Alterthum noch unbekannt; die Metallurgie und Chemie waren noch zu wenig kultivirt, als daß sie ihnen hätten Mittel und Wege zeigen können, diese im Allgemeinen wirksameren Gifte zu gewinnen und für den verbrecherischen Zweck passend zuzubereiten. Der Arsenik z. B. war ihnen nur in der Gestalt des Auripigments und des Realgars bekannt; Verbindungen dieses Metalls mit Schwefel, die weit weniger zum Giftmorde geeignet sind, als der oxydirte Arsenik, der sogenannte Hüttenrauch, eines der allertödtlichsten Gifte, von dem Avicenna zuerst im eilften Jahrhundert redet und der in der Geschichte der Giftmischerei neuerer Zeit eine so furchtbare Rolle spielt. Was das Quecksilber betrifft, so kannten die Alten ebenfalls nur den Zinnober und das unschädliche reguliniſche Metall; das rothe Präcipitat und das salzsaure Oxyd oder der Sublimat wurden erst im achten Jahrhundert nach Christus dargestellt, als der berühmte arabische Arzt Geber seine wichtigen chemischen Entdeckungen machte. Aehnlich verhält es sich mit dem Blei und seinen Präparaten, während die Entdeckung der mehr oder minder giftigen Oxyde und Salze der Metalle und Halbmetalle Antimon, Kupfer, Silber, Wismuth, Uran, Cerium, Titan, Mangan, Nickel, Kobalt, Platin ꝛc. der neueren und allerneuesten Chemie angehört.

(Fortsetzung folgt.)

Der Regentag.

Nach H. W. Longfellow.

Der Tag ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht schaurig;
Noch hält sich die Reb' an der Mauer mit Noth,
Doch am Boden schon liegen die Blätter todt,
Und der Tag ist trüb und traurig.

Mein Leben ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht schaurig;
Noch hält sich mein Geist an der Zeit, die geflob'n,
Doch die Träume der Jugend, dicht fallen sie schon,
Und die Tage sind trub und traurig.

Sey still, mein Herz, und laß dein Kümmern;
Durch Wolken sieh' die Sonne schimmern;
Nicht du allein kennst der Erde Qual,
Durch jedes Leben braust Sturm einmal,
Mancher Tag muß trüb seyn und traurig.

J. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Deutsche Choristen. — Die italienische und die große Oper.

Wie auf dem Lande der Herbst sich durch die Weinlese ankündigt, so wird er in Paris durch die Wiedereröffnung der italienischen Oper bezeichnet. Wenn Tamburini und Mad. Grisi wieder erscheinen, so sprechen die reichen Familien: „Es ist Zeit, wieder in die Stadt zu ziehen, der Herbst und der noch schönere Winter beginnt." Im Herbst gibt es nur noch Schauspiele; aber im Winter kommen dazu die zahlreichen Bälle, die Konzerte nicht einmal mitgerechnet, welche nebenbei noch manchen Genuß gewähren. Die italienische Oper ist also seit Anfang dieses Monats in voller Thätigkeit, und obgleich Rubini, wahrscheinlich des vielen hier eingeernteten Lobs und Beifalls müde, für gut gefunden hat, auch andern Ländern den Genuß seines großen Singtalents zu Theil werden zu lassen, so ist die Truppe doch noch so gut besetzt, und singt und spielt mit solcher Meisterschaft, daß der Zuspruch der reichen Kunstliebhaber nicht ausbleibt und die fremde Oper jetzt so stark besucht wird, als ob Rubini noch ihr Primo tenore wäre. Im vorigen Winter hatte man, um ihn zu ersetzen, einen Tenor aus Italien verschrieben; als er aber ankam, hatte er seine Stimme unterwegs verloren. So behauptete er wenigstens, und der Impresario wartete vergebens auf das Wiedererscheinen derselben.

Digitized by Google

Die Saison ging darüber hin. Endlich wurden von Gerichtswegen ein Arzt und ein Sänger mit der Untersuchung beauftragt, ob die Stimme nicht wieder gekommen, oder ob sie je verloren gegangen sey. Das Ergebniß der Untersuchung kenne ich nicht; es war dem Publikum auch ganz gleichgültig, denn da allermittelst die Vorstellungen aufgehört hatten, konnte die herrlichste Stimme, wenn sie auch wirklich wieder gefunden gewesen wäre, doch zu nichts mehr dienen. Vermuthlich aber ist nichts wiedergefunden worden und der Tenor wird nach Italien zurückgekehrt seyn, um zu sehen, ob er seine Stimme nicht dort gelassen hat. Dagegen hat die italienische Oper dießmal einige Stimmen gewonnen, die sie nicht suchte. Man erinnert sich aus den Berichten des vorigen Sommers des Verunglückens der deutschen Oper und der barmherzigen Vorstellungen zu Gunsten der deutschen Sänger. Mehrere dieser Sänger scheinen nun keine große Lust zur Rückkehr auf's jenseitige Rheinufer in sich gespürt und sich entschlossen zu haben, lieber hier als in Deutschland zu darben. Diese Leute hat der Impresario zu seinen Chören angeworben, und wenn sie auch im Italienischen nicht bewandert sind, so können sie doch bald so viel lernen, daß sie dasselbe nicht allzuhart aussprechen. Die Chöre der italienischen Oper haben dadurch gewonnen, und wenn auch ein Choriſt eben nicht hoch besoldet ist, so gewinnen die deutschen, bisher verschlagenen Sänger doch auch etwas dabei, und vermuthlich geben sie nicht wieder über den Rhein, so lange es für sie hier etwas zu singen gibt, gleichviel ob Deutsches, Französisches oder Italienisches. Andere Landsleute kämpfen jezt in Paris mit demselben Elende, aus dem die Sänger sich eben herausgewunden haben. Ich habe des mißlungenen Examens der Deutschen erwähnt, welche als Lehrer ihrer Landessprache in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Frankreichs angestellt seyn wollten. Eine bittere Enttäuschung ist auf ihre Hoffnungen und Träume gefolgt; einige befinden sich jezt in der höchsten Noth und schweifen in der ungeheuern Stadt umher, ohne zu wissen, wo sie ihre nächste Mahlzeit und ihr Obdach für die folgende Nacht hernehmen sollen. Wie oft sind die jungen Deutschen gewarnt worden, sich nicht auf Gerathewohl nach Paris zu begeben, wenn sie nicht wenigstens im Stande sind, in Erwartung einer Versorgung aus eigenen Mitteln die Kosten ihres Aufenthalts zu bestreiten, und dennoch kommen sie beständig schaarenweise mit dem größten Leichtsinn, ohne Aussicht, ohne Hülfsmittel hieher und gerathen bald in die peinlichste Noth. Darben ist in jeder Lage hart, aber es ist noch ungleich schmerzlicher unter einer so großen Volksmenge, wo des einheimischen Elends schon so viel ist, wo man den um Hülfe Flehenden nicht traut, weil man ihre Verhältnisse nicht kennt und allzuoft von Taugenichtsen belogen wird. Jene deutschen Choristen also, welche vor einigen Monaten nahe daran waren, dem Elend zu unterliegen, müssen jezt dazu beitragen, die üppige Welt zu vergnügen, treten vor einer der glänzendsten Versammlungen auf, die man in einem Schauspielsaale antreffen kann, und genießen dafür einige Brosamen, die vom Tische der Reichen fallen. Dagegen bezieht Due. Grisi, die Prima Donna, einen Gehalt von 60—80,000 Francs. Allerdings singt sie wie ein Engel und gibt ihre Rollen in den ernsthaften Opern mit hinreißendem Gefühl. Als Semiramis in der Rossinischen Oper dieses Namens ist sie unvergleichlich. Der großen Oper thut ein premier danseur oder eine première danseuse noth. Zwar fehlt es ihr nicht an Tänzerinnen und an Tänzern, welche anderswo als Sterne erster Größe glänzen würden; aber an der großen Oper, so wie in allen großen Schauspielen, verlangt man immer einen Virtuosen und eine Virtuosin von ganz ungewöhnlicher Stärke; schon der bloße Name dieser Personnagen auf dem Anschlagzettel muß im Stande seyn, den Saal zu füllen. Als Sänger ersten Ranges hat die Oper Duprez; aber im Ballette ragt Keiner so hervor, daß er einen europäischen Ruf hätte, wie man zu sagen pflegt. Wäre die Oper nicht in einen Prozeß mit Fanny Elsler verwickelt gewesen, so hätte sie vielleicht diese wieder gewinnen können, obgleich der Enthusiasmus für dieselbe hier nie so hoch gestiegen ist, daß man daran gedacht hätte, die Pferde ihres Wagens auszuspannen, ihr Serenaden zu bringen, oder sie auf den Händen zu tragen. Statt dessen ist sie hier mit einem von der großen Oper ausgewirkten Gerichtsurthel begrüßt worden, kraft dessen sie gehalten seyn soll, der Oper die Summe von 40,000 Francs (wenn ich mich recht besinne) wegen gebrochenen Kontrakts als Schadloshaltung zu zahlen. Ob sie dieselben gezahlt hat, weiß ich nicht; so viel ist aber gewiß, daß sie bei ihrer Rückkehr aus Amerika einen ganz andern Weg eingeschlagen hat, als den nach Paris. Statt ihrer hat sich ein polnischer Tänzer eingestellt, angeblich erster Tänzer des Warschauer Theaters, Namens Turczinowitz oder so etwas, ein Name, von dem kein Pariser noch gehört hatte. Er versprach polnische Tänze, und somit nahm ihn die Operndirektion im Vorbeigehen an; sie mochte denken, der Warschauer werde immerhin ein paarmal die beständig nach Neuem sich sehnenden Pariser durch einige seltsame Verrenkungen und Sprünge ergötzen. In dieser Berechnung hat sie sich denn auch nicht getäuscht. Das Publikum findet Vergnügen an den polnischen Tänzen, wie sie der Warschauer Tänzer und seine Begleiterin aufführen, und einstweilen bringt dieses fremde Element eine angenehme Abwechslung in das Ballett. Auch vertröstet man die Abonnenten immer noch mit der Aussicht auf die künftigen Darstellungen des Meyerbeerschen Propheten, wovon schon seit einigen Jahren gesprochen wird. Bald fehlte der Tonseyer, bald der Dichter, bald der Hauptsänger. Jezt tritt, wie die Zeitungen ankündigen, der günstige Umstand ein, daß Alle beisammen sind, und man sollte glauben, daß nun der Prophet bald werde auftreten können; aber so schnell geht es nicht. Im künftigen Frühjahr, heißt es, sollen die Rollen einstudiert werden.

(Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Von neun der stummen Sprachen habt ihr Kunde:
Erst von der Augen vielberedten Blicken,
Dann von der Hände liebevollem Drücken,
Vom blauen Blümchen aus dem feuchten Grunde,

Vom allerliebsten Kuß in schöner Stunde,
Von anderer Annäherung stillem Glücken,
Vom Winke mit dem Finger, leisem Nicken,
Vom Lockenraub, vom Finger auf dem Munde.

Wie heißt die zehnte wohl, in Purpurfluthen
Des eignen Lebens eingetaucht so prächtig,
Daß alle Farben neben ihr erblassen?

An ihr erweiset Amor sich so mächtig,
Daß sein Geheimniß kund thun ihre Gluthen,
Schon, wenn er noch es nicht will wissen lassen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. November 1842.

— Ich muß Euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bei den Bauern.
Schiller.

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

Zu der Poesie des Schimmers, der Leidenschaft, der Sinnlichkeit und der Ueberschwänglichkeit, welche neuerer Zeit in England so glänzende und geniale Repräsentanten hatte an einem Th. Moore, Byron, Shelley und theilweise auch an W. Scott, denen sich manche Andere anschließen, bildet einen interessanten Contrast die Poesie der Häuslichkeit, der Beschaulichkeit, des Ernstes und der anspruchslosen Einkehr in die ungefärbte Wirklichkeit der Natur und des menschlichen Wesens. Als Hauptvertreter dieser Richtung können genannt werden George Crabbe und William Wordsworth. Der Erstere zwar starb schon vor längeren Jahren in hohem Alter, und der Beginn seiner Dichterlaufbahn fällt schon in die achtziger Jahre, Wordsworth aber lebt noch jezt, der verehrteste Dichter des heutigen Englands.

Als Vorwort zu den Uebersetzungen aus Beiden mögen hier einige Bemerkungen eine Stelle finden. G. Crabbe gehört seinem ganzen Wesen nach den nüchterneren, ernsteren, großentheils mit dem Verstand dichtenden und auf den Verstand wirkenden Dichtern des vorigen Jahrhunderts an, als da sind Young, Thomson, Goldsmith, bei welchen Schilderungen und Reflexionen, bald didaktisch, bald elegisch oder satyrisch, sich verschmelzen. Wahrheit der Empfindungen und Gesinnungen und strenge Correktheit der Form waren ihre auszeichnenden Vorzüge, wozu dann im Einzelnen noch gar manche poetische Tugenden kamen. Diese seine Zeit und — Schule, wenn man so sagen darf, verleugnet Crabbe nicht. Schilderungen und Reflexionen sind auch sein Element; eigenthümlich aber ist ihm die Wahl der Gegenstände und die Färbung seines Tons. Von geringer Herkunft, zuerst Lehrling der Chirurgie und Medicin, nachher zur Kirche übertretend und lange Jahre an verschiedenen Orten auf dem Lande Seelsorger, kannte er aus eigener Anschauung und Erfahrung die leiblichen und moralischen Leiden, Sorgen und Schwächen der Menschen. Ein scharfer Beobachter, ein combinirender Psycholog, ein kenntnißreicher und lernbegieriger Mann, ein ernster Freund der Wahrheit und, wie es scheint, von etwas melancholischem Temperament, wählte er sich die Stoffe für seine Poesie aus der nächsten Nähe, der unmittelbarsten Wirklichkeit, und sein Hauptgrundsatz scheint gewesen zu seyn: nicht zu idealisiren. Von den Schilderungen, mit Reflexionen versezt, ging er nachmals zur Darstellung von Situationen und endlich zu Erzählungen über, doch blieb im Wesentlichen der Ton und Charakter seiner Poesie sich gleich. Für seine didaktische Tendenz waren ihm Bauern

Digitized by Google

und Menſchen geringen Standes eben ſo brauchbar, wie andern Dichtern Könige und Helden, und er wählte ſie zuerſt, weil er ſie und ihr Leben kannte. Wirklich hat er an ihnen, an Bettlern, an Schulknaben, die menſchlichen Leidenſchaften ſo treffend gezeichnet und analyſirt, wie ein Dichter, der ſich die glänzendſte Scene ſchafft; freilich mehr durch Andeutung einzelner Züge und durch Raiſonnement, als durch dramatiſche Anſchaulichkeit. Seine Charakterſchilderungen ſind von überraſchender Wahrheit, ſeine Schilderungen von phyſiſchen und moraliſchen Leiden durch tiefeindringende Schärfe erſchütternd; ſeine Anſichten und Sätze ſind oft ſo herb, daß man beinahe einen an der menſchlichen Natur und an der göttlichen Vorſehung verzweifelnden Miſanthropen und Skeptiker zu hören glaubt, aber dann dringt doch wieder das tiefe Mitgefühl und das Vertrauen durch. Seine Sprache iſt von epigrammatiſcher Kürze und Energie, und es verräth ſich in manchem Einzelnen neben dem beſonnenen Künſtler der ächte Dichter; wenn aber die Aufgabe oder das Weſen der Poeſie überhaupt nicht darin beſteht, unmittelbar zu belehren, ſondern durch Erhebung des Gemüths über die gemeine Wirklichkeit es für das Schöne, Wahre und Gute, für das Ideale empfänglich zu machen, welches nicht der verneinende Gegenſatz der Wirklichkeit, ſondern ihre Potenzirung und Verklärung iſt: ſo muß man allerdings eine Poeſie, welche ausdrücklich darauf ausgeht, Illuſionen zu zerſtören, ohne eine beruhigende Wahrheit an ihre Stelle zu ſetzen, in ihrem innerſten Weſen für antipoetiſch erklären, was auch ſonſt ihre Vorzüge ſeyn mögen. Und dennoch möchten wir den Deutſchen einen ſolchen Sitten- und Charakterſchilderer wünſchen, wie Crabbe, deſſen Werke allen möglichen Mißbräuchen und Uebelſtänden einen ſtrafenden Spiegel vorhalten, aus welchem man die faulen Flecken und Wunden im engliſchen Volksleben vortrefflich ſtudiren kann und deſſen Schilderungen freilich im Allgemeinen auch auf andere Länder paſſen.

W. Wordsworth iſt in mancher Hinſicht der Gegenſatz, die Ergänzung Crabbe's. Zeigt dieſer auf dem dürftigſten Schauplatze die Uebel und Sünden, welche die Welt im Großen mit Unglück und Stürmen erfüllen, ſo entdeckt Jener in der ärmlichſten Hütte, unter dem Rock des Bauers und des Bettlers die Gefühle und Ahnungen, welche die Menſchheit überhaupt adeln und das Göttliche in ihr offenbaren; auch er verſchmäht die Könige und Helden, weil ihm der geringſte Menſch, je nach ſeinem innern Werth und nach ſeinem Beruf in der Welt, ein würdiger Gegenſtand der Poeſie iſt. Wie Crabbe verſchmäht er das äußerliche, vornehme Idealiſiren, aber ſein Auge iſt mit der glücklichen Kraft begabt, das ächt Menſchliche in verklärendem Licht zu ſchauen; ſein tiefes, frommes Gemüth und ſein philoſophiſcher Geiſt erheben ſich zu einer Höhe der Anſchauung, wo ſich ihm die härteſten Gegenſätze verſöhnen, wo ſich das Dunkelſte lichtet; in der Tiefe ſeiner Innerlichkeit iſt ihm ein unüberwindlicher Glaube an das Gute im Menſchen und an die göttliche Vorſehung aufgegangen. Den ariſtokratiſch-excluſiven Dichtern gegenüber athmet Wordworths Poeſie die edelſte und umfaſſendſte Humanität; aber er mag ſich manchmal, in zu großem Vertrauen auf die Allem inwohnende Poeſie, in der Wahl ſeiner Gegenſtände vergreifen. Auch Wordsworth, ſo ſehr er humaner Philoſoph iſt, hat ein ächt engliſches Gepräge und ſeine Gedichte lehren viele intereſſante Seiten des engliſchen Lebens, beſonders auch der niedern Volksclaſſen, kennen. Intereſſant iſt die Vergleichung dieſer Schilderungen mit den neueren des vielgeprieſenen Romandichters Voz, welcher jedoch mehr die ſtädtiſchen Bevölkerungen darſtellt.

Das Dorf.

Von George Crabbe.

(Erſter Geſang.)

Des Dorfes Leben, welche Sorgen walten
Bei Bauern, rüſtigjungen, ſchwachen alten, —
Was Arbeit erntet, was, wenn ſie vorbei,
Zuflucht und Lohn erſchöpften Alters ſey, —
Worin beſteht der Armen wirklich Leben —
Ein Lied heiſcht's — Mehr kann nicht die Muſe geben.

Fern iſt die Zeit, wo mit Geſängen ſüß
Der Dichter ſeine Heimathfluren pries;
Nicht Schäfer ſtreiten im Wettkampf der Töne
Um ihrer Triften, ihrer Nymphen Schöne;
Wir aber leyern immer noch hievon,
In unſrem Lied klagt zärtlich Corydon,
Und Schäferjungen ſeufzen Liebesſchmerzen,
Die einz'gen, ach! die fremd ſtets ihren Herzen.

Wenn Tityrus in Cäſars weitem Land
Am Mincio neu das goldne Alter fand,
Soll'n darum Barden mit ſchlaftrunknen Sinnen
Des Mantuaners Traum und Sang fortſpinnen?
Soll'n wir verläugnen Wahrheit und Natur,
Folgend Virgils, nicht freier Dichtung Spur?

Die Muſen, ja, ſingen des Landmanns Freuden,
Weil nie die Muſen kannten ſeine Leiden;
Des Landmanns Flöte rühmen ſie — doch der
Keucht, ohne Flöt', jetzt hintet'm Pfluge her;
Zeit bleibt jetzt unter'm Volk des Lands nicht Vielen,
Sylben zu zählen, mit dem Reim zu ſpielen.
Welcher Verskünſtler, außer Duck, theilt je
Dichters Begeiſterung und Bauers Weh?
Und wer entflöh des Feldbaus harten Mühen,
Um zu noch ärmlicher'm Gewerb' zu fliehen?

Digitized by Google

So nichtige Lobpreisungen entspringen
Dem, daß so leichten Stoff will Jeder singen;
Tiefes Nachdenken freilich heischt er nicht —
Leicht ist's, von Schäfern machen ein Gedicht.
Der frohe Jüngling macht, im alten Strich,
Zur Nymphe seinen Schatz, zum Landmann sich,
Sonnig sein Bild und ohne Schatten strahlt —
Heiter wird Alles, daß ihr's gleicht, gemalt.

Wohl manchen Reiz mag haben Feld und Heerde
Für den, der weiden läßt, dem trägt die Erde;
Doch wenn ich schaue, wie auf solchen Scenen
Der arme Sohn der Scholl' anstrengt die Sehnen,
Seh', wie der Mittagssonne Glutgewalt
Auf's bloße Haupt und nasse Schläfe prallt;
Wie Manche, zaghaft, schwächern Körperbau's,
Ihr Loos beklagen zwar, doch harren aus:
Soll dann ich diese wahren Wehn verstecken
Unter poet'schen Schimmers prächt'gen Decken?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Giftmordes.

(Fortsetzung.)

Aber auch aus dem Thierreiche sollen die Giftmischer des Alterthums die Ingredienzien ihrer verderblichen Compositionen genommen haben. So erzählt Philostratus im Leben des Apollonius, abweichend von Sueton, der dieses Ereignisses nicht gedenkt, der Kaiser Titus sey von dem Domitian durch Gift umgebracht worden, welches man aus dem Meerhasen — lepus marinus, λαγωος θαλασσιος — genommen habe. Dieses Thier gehört zu den Mollusken und ist, wie die Untersuchungen von Roudelet und Bohadsch ergeben haben, die Aplysia depilans des Linné. Dioscorides, Galen, Nicander, Aetius, Aelianus und Plinius sprechen zwar von ihrer fürchterlichen Giftigkeit, es bleibt indessen noch sehr zweifelhaft, ob sie je zum Zwecke von Vergiftungen angewendet worden, überhaupt dazu geeignet sey, indem Rudolphi in Neapel viele Aplysien untersucht und nie eine giftige Eigenschaft an ihnen wahrgenommen hat; man ißt sie selbst hie und da wie die andern Mollusken, obgleich sie ihres übeln Geruches und scharfen Geschmackes wegen im Allgemeinen vermieden werden.

Wenn aber auch wirklich die Alten zur Bereitung von Giften überhaupt, oder zur Vermehrung ihrer tödtlichen Wirkungen, sich einzelner thierischer Stoffe bedient haben, deren bestimmter Nachweis jezt sehr schwierig ist — die meiste Ausbeute hat ihnen doch immer das Pflanzenreich gegeben, welches allein in den drei oben genannten Gewächsen ein ganzes Arsenal des Todes darbietet. Das sogenannte Chinin ist das eigentliche fiebervertreibende Prinzip der peruanischen Rinde, und mit wenigen Granen dieses Stoffs erhält man jezt mit derselben Sicherheit den nämlichen Erfolg, wie früher mit ganzen Unzen der gepulverten Rinde. Nach der Analogie der Bereitung des Chinins hat nun die neueste analytische Chemie aus den giftigen, besonders den narcotischen Pflanzen das eigenthümliche, lebenvertilgende Prinzip dargestellt, welchem beim geringsten Volumen die höchste Intensivität der tödtlichen Wirkung zukommt. So wird z. B. das Aconitin aus dem Eisenhut, das Coniin aus dem Schierling und das Morphium aus dem eingedickten Mohnsafte gezogen. Nach den angestellten Versuchen tödtete der fünfzigste Theil von einem Gran Aconitin einen Sperling, ein Zehntelgran aber einen großen und kräftigen Seeadler mit Blitzesschnelle. Das Coniin wirkt, wo möglich, noch giftiger. Ein Tropfen von der gesättigten Auflösung in das Auge eines Kaninchens gebracht, tödtete dasselbe in neun Minuten, während drei Tropfen, auf ähnliche Weise angewendet, eine starke Katze in anderthalb Minuten, und fünf Tropfen, die man in den Mund eines großen Bullenbeißers träufelte, denselben in dreißig Sekunden todt niederstreckten. Nichts aber übertrifft die Schnelligkeit der Wirkung dieses Giftes, wenn es in die Adern gebracht wird. Zwei Gran der Verbindung des Coniin mit Salzsäure, welche Dr. Sharpey einem Rinde in die Schenkelvene infundirte, tödteten so schnell, daß, während der Beobachter den Blick von dem Thiere nach der Sekundenuhr sandte, dieses schon aufgehört hatte zu leben. Der Tod war ungefähr zwei bis drei Sekunden nach der Injection erfolgt. Aehnlich verhält es sich auch mit den sogenannten Alcaloiden des Mohnsaftes, besonders dem Morphium, von dem, wie die Versuche von Garvet, Robiquet, Magendie und Andern ergeben, ein Gran durchschnittlich so giftig wirkt, als die zwanzigfache Menge des gewöhnlichen Opiums.

Sollten nun aber die Giftmischer des Alterthums, bei der vielen Sorgfalt und Emsigkeit, welche sie auf die Bereitung der Gifte verwendeten, nicht zufällig auf empirischem Wege zur Darstellung jener giftigen Grundstoffe gelangt seyn, welche in den Pflanzen enthalten sind, die ihnen als Hauptingredienzien ihrer verderblichen Mischungen dienten? Das Verfahren der heutigen Chemie, sie darzustellen, ist höchst einfach und erfordert wenige Hülfsmittel. Für den Verfasser wenigstens hat diese Annahme Wahrscheinlichkeit und er beziehet sich zu ihrer Bestätigung nur auf einen Fall, den Tod des Hannibal, der durch ein feines und concentrirtes Gift,

das er schon lange gewohnt war in seinem Fingerringe mit sich zu führen, freiwillig starb, als Prusias, König von Pontus, ihn verrätherischer Weise seinen Feinden, den Römern, überliefern wollte. Diese Substanz aber kann weder das bloße Pulver, noch der gesättigte Auszug von den gedachten Pflanzen gewesen seyn; denn wie hätte er, wenn jene Erzählung anders kein Mährchen ist, von ihnen eine solche Menge, als zur Tödtung eines Menschen erforderlich ist, in dem engen Raume eines Fingerreifes bewahren können?

In einem folgenden Artikel denkt der Verfasser auf ähnliche Weise den Giftmord in seinen Haupterscheinungen durch das Mittelalter bis in die neuere Zeit zu verfolgen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater.

Kleinere Opern und besonders Ballete dienen unterdessen zur Zerstreuung des Publikums. Die komische Oper macht nicht so viele Umstände; sie ist bald mit den Vorbereitungen zu einer Operette fertig; daher folgen dort die neuen Stücke Schlag auf Schlag, und seit dieses Theater mit der Concurrenz eines neu zu errichtenden Operettentheaters bedroht ist, scheint es sich noch mehr als gewöhnlich zu tummeln, um zu beweisen, daß es keines zweiten Theaters bedarf, um den jungen Tonkünstlern Gelegenheit zur Aufführung ihrer Operetten zu verschaffen. Um auch den Liebhabern des alten Repertoires angenehm zu seyn, nimmt es von Zeit zu Zeit einige Stücke aus diesem wieder vor, aber nur selten; das Neue behält die Oberhand. Eben jetzt ist der König von Yvetot auf dem Tapet, von denselben Verfassern wie der bekannte Postillon von Lonjumeau. Der Text ist abgeschmackt und eine nicht sehr geschickte Ausspinnung eines lustigen Liedes von Beranger, dessen Gedichte schon oft als Grundlage von Operetten und Vaudevilles haben dienen müssen. Yvetot ist eine Stadt in der Normandie, deren Gutsherren im Mittelalter den Titel König geführt haben sollen. Die Gelehrten behaupten, ein so diminutives Königreich habe niemals existirt, aber der Dichter kann es als historisch erwiesen annehmen; nur hätten die Verfasser des Textes der neuen Operette nicht voraussetzen sollen, daß jeder Bürger des Städtchens König werden, daß die Wahl auf einen Tuchhändler fallen kann. Da es aber possierliche Auftritte verbeiführt, wenn ein gern in Schlafrock und Pantoffeln einhergehender, von den Sorgen seines Geschäfts behaglich ausruhender Kaufmann plötzlich König wird und sich in allerlei Staatssorgen verwickelt sieht, so wird das Publikum, das so manche Ungereimtheit auf der Bühne hinnehmen muß, auch dießmal nachsichtig seyn und dem Könige von Yvetot denselben Beifall schenken, mit welchem es den Postillon von Lonjumeau hundertmal hat auftreten sehen. Wenn es nur Texte dulden wollte, welche vernünftig angelegt und durchgeführt sind, so würde es wenig Neuigkeiten auf der komischen Opernbühne sehen. Mit einer gefälligen Musik schlüpft manche Albernheit durch. Im Grunde will man doch nur belustigt seyn; auf die Mittel dazu kommt nicht viel an. Somit wird denn wahrscheinlich der in seiner Schlafmütze erscheinende König von Yvetot eine Lieblingsperson der komischen Oper werden, und sicher wird er bald, wenn nicht anders der Name König ein Stein des Anstoßes ist, auch auf ausländische Bühnen übergehen. — Das Vaudeville-theater ist noch immer geschlossen, und es heißt, der Minister des Innern wolle das Privilegium desselben einziehen, vermuthlich um es nach Belieben einer bessern Direktion zu schenken; denn eingehen kann das alte Vaudeville doch nicht, es blüht ja seit Jahrhunderten. Die Pariser werden als die Schöpfer dieser Schauspielgattung angesehen; ihre Ehre ist dabei betheiligt, daß das Vaudeville fortbestehe. Fragen doch alle Fremden, welche hieher kommen: wo ist das berühmte Vaudeville, welches man anderswo versucht hat nachzuahmen, wie man ausländische Gewächse verpflanzt, ohne sie recht zum Gedeihen bringen zu können? Einstweilen ist nicht allein das Vaudeville-theater, sondern auch der beste Komiker desselben, Arnal, verschollen. Schon längst hatte der Direktor des Variétéstheaters sein Augenmerk auf diesen vortrefflichen Komiker geworfen und mit Arnal einen Kontrakt geschlossen, des Inhalts, daß derselbe, wenn er von der Bühne seines Theaters abtrete, zu den Variétés übergehen solle, und zwar mit einem sehr beträchtlichen Gehalt; wolle er sich dann aber von dieser Verbindlichkeit lossagen, so habe er dem Direktor als Entschädigung die Summe von 80,000 Francs zu bezahlen. Letztere Klausel war wohl nur einer der gewöhnlichen Schwänke Arnals; denn wo sollte er 80,000 Francs hernehmen? Der Direktor merkte aber den Spaß nicht, nahm die Sache ganz ernsthaft, und da nach der Schließung des Vaudevilles Arnal nicht erschien, vermuthlich weil man ihn für eine neue Truppe unter noch vortheilhafteren Bedingungen zu engagiren suchte, so wandte sich der Direktor an's Gericht und verlangte von Rechtswegen seinen Arnal oder dessen 80,000 Francs. Erst jetzt begriff er, daß, wenn er erstern nicht bekäme, er letztere noch viel weniger bekommen würde; er stimmte also weislich seine Forderungen herunter, und verlangte wiederum Arnal oder nur 10,000 Francs; das Gericht hat entschieden, Arnal solle in den Variétés auftreten oder 10,000 Fr. bezahlen. Er hat seinen Willen noch nicht kund gethan. Kommt sobald kein Vaudeville-theater zu Stande, so geht er vermuthlich zu den Variétés über; wird jenes Theater aber wieder eröffnet und ihm ein hoher Gehalt zugesagt, so kann er den Variétés die Entschädigung zahlen, ohne sich großen Abbruch zu thun; vielleicht zahlt sie die neue Direktion an seiner Statt; denn Arnal wird ihr unentbehrlich seyn, und auf einige tausend Francs mehr oder weniger kommt es nicht an, wenn man einen Lieblingsschauspieler bekommen oder behalten will, der wie ein Magnet das Publikum herbeizieht und wie ein Zauberer die Kasse füllt. Solche Schauspieler bekommen daher auch auf den Pariser Theatern ungeheure Gehalte, wie man aus dem so eben von den Zeitungen bekannt gemachten Engagement des Sängers Duprez ersehen kann, welchem die Direktion der großen Oper jährlich 72,000 Francs zusagt, wofür er zehn Monate ein- oder zweimal in der Woche zu singen hat. In den zwei übrigen kann er verreisen und gastiren. Bedarf die Oper seiner in diesen Vakanzmonaten, so muß er bleiben und bekommt dafür 8000 Fr. Man sieht, es ist ein hübsches Amt, erster Opernsänger zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. November 1842.

Nur dieſer ſchmale, gelbe Streif
Iſt übrig von der Welt geblieben;
Drauf irr' ich. —

Freiligrath.

Das geſpenſtiſche Gaſthaus.

Wenn man mich an einem Herbſtabende, wo „unendlicher" Regen an die Fenſter ſchlägt und die Winde auf eine melancholiſche Weiſe im Kamin brauſen, um eine Geſpenſtergeſchichte bäte, ſo würde ich folgende erzählen.

Die Reiſenden, die nach Rußland gehen, wiſſen, daß früher der Weg über Memel führte, und daß man gezwungen war, jene höchſt einſame und manchmal ſogar gefährliche Niederung zu befahren, die man die curiſche Nehrung nennt. Auf einem dünnen Sandſtreifen erblickte da das Auge des Reiſenden, ſo weit es ſchaute, nichts als die graue Fläche des Meeres, in den Schleier der nordiſchen Nebel gehüllt. Man fuhr viele Stunden lang, und man verzweifelte, jemals anzulangen. Dieſe Einöde machte einen Eindruck von Verſtimmung und Melancholie auf's Gemüth, der ſich ſchwer beſchreiben läßt. Die ehrgeizigen Pläne, die ſich im Gehirn ſchaukelten, die ſüßen oder bittern Erinnerungen, die das Herz bewahrte, die Leidenſchaften, die im Blute ſprudelten, alles das verſchwand und wich dem Nebel und dem Meere. Unſere Freunde, unſere Liebe, unſer Haß, unſer Gedächtniß blieben zurück, und die Einöde zog in uns ein, um gänzlich von allen unſern Fähigkeiten Beſitz zu nehmen. Das Kreiſchen der Möven, das Anprallen und Anplatſchern der Wellen, der Seewind, der kalt daher weht, werden nun Gegenſtände, die unſere Aufmerkſamkeit einzig feſſeln, um die ſich unſere Exiſtenz dreht. Wir lauſchen einer Welle entgegen, die auf dem hellen Sandboden herangeſchlichen kommt, ihren Vorrath von Mollusken und Seeſpinnen abſetzt und dann an unſerm Wagenrad zerſchellt; es ſchaudert uns, wenn einige jener glatten, durchſichtigen Linſen, die Thiere enthalten, welche wir nicht zu nennen wiſſen, ſo wenig wir ihre eigentliche Geſtalt unterſcheiden können, von dem Rade zerquetſcht werden, und wir denken nicht daran, daß unſere eigene Exiſtenz gefährdet iſt; denn der Wagen ſchneidet in den trügeriſchen Boden ſo tief ein, daß er wohl am Ende gar verſinken könnte. Wer hört uns, wer ſieht uns in dieſer Einſamkeit? Schon mancher Reiſewagen ſoll hier vor Zeiten in's Bodenloſe geſunken ſeyn, ſo erzählt uns der Poſtillon, und wir glauben ihm. Wenn man den Naturgewalten völlig überlaſſen iſt, ſo wird man gläubig. Das albernſte Mährchen verwandelt ſich in eine Thatſache, wenn wir im Rauſchen eines uralten Waldes allein ſind, oder allein auf dem endloſen Meere, oder allein — auf dem Wege, wo wir eben ſind.

In alten Zeiten, das heißt vor ſiebzig Jahren, ſoll in dieſer Gegend ein Haus geſtanden haben, welches Reiſende aufnahm, ihnen Obdach und nicht ſelten Rettung

aus lebensgefährlichen Unfällen gewährte. Als die geregelte Poststraße gebaut wurde, brauchte man das Haus nicht mehr, der Eigenthümer gab es auf und es fiel in Trümmer. Noch am Anfang dieses Jahrhunderts soll es als Ruine gestanden haben; jezt ist nichts mehr davon zu sehen, als wenige Mauerreste und ein paar verkohlte Balken, die aus dem Sande herausragen und vom Meere bespült werden. Ich sah um diese Stätte die Möven kreisen und ein prächtiger, kohlschwarzer Rabe saß gerade in der vollen Majestät seiner ihm von Lafontaine verliehenen Berühmtheit auf einem der vermorschten Stümpfe und sah das keuchende Gespann meiner Britschke mit pedantischer Gravität vorbeiziehen. Der Postillon hatte es so eingerichtet, daß wir noch bei Tage hier vorbei kamen; „denn," sagte er, „bei Nacht ist hier nicht gut fahren, weil es auf dieser Stelle spuckt." Ich betrachtete die Stelle und sie hatte wirklich ein sehr bedenkliches Ansehen. Die Einöde schien hier noch mehr in ihrem Rechte zu seyn als auf den andern Punkten dieses endlosen Weges. Der Schwall der Wagen nahm eine Melodie an ganz eigener Art. Es rauschte und flüsterte und kam von weiter Ferne und ging wieder zurück und kam wieder, und dann zogen Nebel und dann Windstöße an mir vorbei, und alles das klang so, als wenn Thüren zugeschlagen würden und Fenster sich öffneten. Ich sah die Balken forschend an, allein sie bauten sich zu keinem Hause zusammen; es blieb öde und stille. Es zischelte und rollte und grollte fort und fort. Dazu wurde es dunkler und der Postillon schwang seine Peitsche und trieb die Gäule an, so daß der Platz mir endlich aus dem Gesichte verschwand.

Im Posthause angelangt, fühlte ich mich in der großen leeren Passagierstube unbehaglich, und meine üble Laune wuchs, als ich sah, daß der Mond aufstieg und ich mir dachte, daß es angenehm seyn möchte, am Meeresstrande hin und her zu wandeln. Aber ich hatte mir einen „russischen Thee" brauen lassen, und den abzuwarten, war eine Pflicht, die ich, dem Cultus des Theetrinkens eifrig ergeben, nicht verabsäumen durfte. Endlich kam die dampfende Messingvase, und mit der ersten Tasse, die eingeschlürft wurde, nahm sich die große leere Stube schon um Einiges wohnlicher aus. Wenn man in jenen Gegenden den Thee trinkt, so ist man nie allein. Die Russen lieben es (dießmal jedoch eine russificirte deutsche Familie), beim Thee Gesellschaft zu haben und Gesellschaft zu leisten. Es quoll also mit der dampfenden Maschine zugleich ein Haufe zerlumpter Kinder herein, die einen alten Mann mit sich führten. Dieß war der Großvater der Familie. Der ganze Trupp blieb in der Ecke des Saals stehen, gewärtig eines Winks, entweder hinausgetrieben oder herangerufen zu werden. Das leztere geschah. Der alte Mann hatte ein ehrliches Gesicht und hinter seinen Runzeln lauerten, wie hinter den Stäben eines Käfichts fremde Vögel, so hier allerlei Geschichten. Ich hatte mich nicht getäuscht, der Mann war ein Erzähler. Ein Glas Thee, denn er trank den Thee nur aus Gläsern, versezt mit einer Quantität Rum, die genügend war, den Alten zum Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Mäßigkeitvereins zu machen, war die Wünschelruthe, die den Schatz seiner Geschichten hob. Wir kamen von der großen chinesischen Mauer auf die große Aloe im Garten zu Petersburg, von dem Zwerge Peters des Großen auf die lezte Reise der Taglioni. Der Mann wußte sehr viel, allein Alles wußte er nicht; auch ich konnte ihm manches Neue sagen, und wir thaten gegen einander mit unsern Geschichten groß. Zulezt fragte ich ihn: „Aber sage mir, Vater, weißt du nichts von einem Gasthause, das hier am Strande gestanden haben soll und dessen Trümmer man mir gezeigt hat?"

(Fortsezung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortsezung.)

Nein! weil mich's Loos an eine Küste warf,
Die keines Hains und Thals sich rühmen darf,
Wo Sorgen wohnen, die der Muse Grauen,
Und andre Schafer mit ganz andern Frauen:
Mal' ich, belehrt durch eignes Schaun, die Hütte,
Getreu der Wahrheit, nicht der Dichter Sitte;
Und nehmt nicht, Arme, dieß für Spott und Hohn!
Das süß'ste Lied — was hättet Ihr davon?
Erschöpft durch Arbeit und gebeugt durch Zeit —
Fühlt Ihr des Verses Schmeichelsüßigkeit?
Ist's Trost Euch, wenn, indeß nach Brod Ihr stöhnt,
Der Dichter Euer Dach mit Worten krönt?
Macht er mit Mährchen Euer Herz gesunden
In schwerer Noth? würzt er der Plage Stunden?

Schau! wo die Haide, die nur Ginster nährt,
Den Torf zur Wärmung armem Volk beschert,
Dort ist ein Feld von glühndem Sand zu sehn,
Wo ausgebrannte Aehren dünn nur stehn;
Unkraut, das, stets bekämpft, doch wuchernd strozt,
Herrschend dem magern, kranken Roggen trozt;
Den Stachelarm die Distel hier ausreckt,
Und das zerlumpte Kind schmerzdrohend schreckt;
Gesenkten Hauptes stehet hier der Mohn
Und spricht der Hoffnung schweren Fleißes Hohn;

Digitized by Google

Die blaue Ochsenzunge luſtig prahlt,
Die hier den unfruchtbaren Boden malt;
In luft'ger Höh' über der Halme Haupt
Wiegt die Schlammmalve ſich, ſeidenbelaubt;
Den Schößlingen der Feldſenf Schatten ſchickt,
Der zähe Loich den kranken Halm umſtrickt;
Die ſtein'ge Küſte prangt mit Farben ganz
Und ſchimmert weit in traurig nicht'gem Glanz —
Dem Mädchen gleich, von ſchnöder Kunſt geſchmückt,
Der Männer Spott, die es zuerſt berückt,
Deß Wang' umſonſt heuchelt der Roſe Roth,
Indeß ihr Aug' enthüllt der Seele Noth,
Deß Flitterglanz iſt nur des Wahnſinns Tracht,
Der ſich verräth in der phantaſt'ſchen Pracht.

Hier haust freudlos ein wild Zwittergeſchlecht,
Deß Argwohn keinem Fremden trauet recht;
Sie dulden milde Friedenskünſte nicht,
Der Mißmuth thront in jedem Angeſicht.

Hier lockt der Schiffer auch, deß Handel Trug
Am Staate iſt, den trunknen Bau'r vom Pflug;
Die Nothdurft heiß den Tag durch Arbeit macht,
Das Laſter ſtiehlt ihm auch die Ruh bei Nacht.

Wo ſind ſie, die an ihres Tagwerks Ziel
Die tiefe Sonne ſah beim ländlichen Spiel,
Die hoch den Ball ſchlugen in's Blau hinein,
Und weithin ſchleuderten den ſchweren Stein;
Indeß ein Ajax, ſtark und furchtbar, lud
Zum Ringkampf aus dem Schwarm ein junges Blut,
Und unterlag, beſchämt, indeß erſchallte
Triumphgeſchrei, und von den Felſen hallte?
Wo ſind die? — dort ſtehn ſie am Felſenriff,
Zeigend den Landungsplatz dem ſchweren Schiff,
Bereit, das Roß ſcheu, haſtig zu beladen,
In Angſt damit zu fliehn auf ſchlimmen Pfaden,
Und, wenn entdeckt in ihrem böſen Lauf,
Gewalt und Liſt zu bieten furchtlos auf,
Oder, abtretend ihres Guts ein Theil,
Zu kaufen von der Feilheit Paß und Heil.

Da, wandernd lang auf dieſer traur'gen Flur,
Sucht' ich das lautre Leben der Natur;
An ihrer Statt fand Raub ich, Furcht, Unrecht,
Ein roh, wild, tückiſch, trügeriſch Geſchlecht,
Das, nur geübt den floß'gen Fiſch zu fangen,
Das Jahrsmahl und das Wahlgeld zu empfangen,
Am Strand harrt, um, wenn hoch die Wogen gehn,
Stet nach dem umgetriebnen Schiff zu ſehn,
Das her den Lauf nach ihrer Küſte nimmt,
Ihnen zum Raub, oder dem Meer beſtimmt.

Wie Schwalben harren dort am nahen Strand
Des Winds, der günſtig ſie führt fort vom Land,
Die Schwinge ſtets zum Flug gebreitet: ſo
Harrt' ich auf eine günſt'ge Stund' und floh,
Floh von dem Ort, wo Schuld und Hunger treiben
Ihr Weſen. Weh! rief ich, wer dort muß bleiben;
Anhören muß der Wellen brandend Schlagen,
Die gierig, brüllend, an der Küſte nagen;
Bis einmal eine Fluth mit wilder Kraft
Die niedre Hütte und was drin, wegrafft;
Von Thür zu Thür dann bettelt um Erbarmen
Ihr Eigenthümer heulend — bei den Armen.

Doch iſt ein Ort dieß, wo mit geiz'ger Hand
Ausſtattete Natur das dürft'ge Land;
Die Schuld iſt ihre, wenn die Menſchen klagen,
Daß keine Frucht lohn' ihrem Schweiß und Plagen;
Doch auch an Orten, freundlicher bedacht,
Der Ueberfluß, ach! Wenigen nur lacht,
Und die ihn ſchau'n nur, und nicht koſten dürfen,
Sind wie die Sklaven, die nach Golde ſchürfen;
Es macht der kupp'ge Reichthum um ſie her
Sie ihre Armuth fühlen doppelt ſchwer.

Ihr fragt, ob nicht Geſundheit, deren Blüthe
Dem Reichen welkt, die Arbeit ſchön vergüte?
Geht hin, und ſeht ſie mit der Sonn' aufſtehn,
In langer Mühen Kreis ſich täglich drehn,
Wie ihnen Hundsſternglut auspreßt Schweißtropfen,
Wie ihnen wankt das Knie, die Schläfe klopfen;
Seht ſie berechnen, auf die Senſ' gelehnt,
Wie Arbeit immer neu ſich endlos dehnt;
Seht wechſelnd ſie mit Sonn' und Näſſ' im Kampf,
Sammelnd für's Alter Schmerzen, Gicht und Krampf;
Denkt wie, wenn durch das Marſchland eilt ihr Fuß,
In warme Haut der Nachtthau dringen muß,
Und dann geſteht, zerrüttend iſt nicht minder
Arbeit, als Vielgenuß für Glückeskinder.

Da finden oft ſich männlich ſtolze Seelen,
Die lang ſich mühn, die Schwäche zu verhehlen;
Den Jüngling dort von zartem Körperbau
Mit Schaam, Ermüdung, Schwachheit ringend ſchau!
Doch angeſpornt, zu ſtolz, ſich nachzugeben,
Will allen Feldarbeitern gleich er ſtreben,
Bis keine Kraft zum Widerſtand mehr bleibt,
Der matte Leib der ſchlechten Koſt ſich ſträubt,
Die trübe Hausfrau die Gefahr jezt ahnt,
Der Murr'n und Unmuth ſchnellre Wege bahnt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Abbé Paganel. — Die Einbalsamirer.

Zwischen dem Gymnase dramatique, bekanntlich auch einem Vaudevilletheater, obschon sein Titel etwas anderes erwarten läßt, und dem Dichterbunde herrscht noch immer Zwiespalt. Da keine der beiden Partieen nachgeben will, so muß der Direktor sich der Aufführung sämmtlicher Stücke der zum Bunde gehörigen Dichter enthalten, und diese haben ihrerseits die Unannehmlichkeit, kein Honorar zu beziehen. Es kommt nur darauf an, welchem von beiden Theilen dieser Zustand der Dinge am nachtheiligsten ist und welcher denselben am längsten aushalten kann. Dieser Kriegszustand kommt einigen jungen Dichtern zu Statten, welche sonst schwerlich ihre Vaudevilles angebracht hätten, wenigstens bei keinem so respektabeln Theater wie das Gymnase dramatique, und nach deren Produkten der Direktor nun mit beiden Händen greift, um dem Publikum und dem Dichterbunde zu beweisen, daß es ihm an arbeitenden Dichtern und an Neuigkeiten nicht fehlt. Ihre Vaudevilles sind großentheils nicht schlechter als diejenigen, welche das Gymnase dramatique jezt nicht aufführen darf, und Jules Janin äußert in seinem Feuilleton ironisch, man bemerke es gar nicht, daß jenes Theater mit dem Interdikt belegt sey, und man hätte die Mühe, es zu verpönen, füglich sparen können. — Doch haben wir uns jezt genug mit den Theatern abgegeben, welche im Winter noch manche Gelegenheit bieten werden, uns mit ihnen zu beschäftigen. Geben wir zu den notabeln Leuten über, welche Stoff zum Tagesgespräch liefern, so zeigt sich hier ein Abbé Paganel, der es sich seit Jahren zur Aufgabe gemacht hat, den weiland Erzbischof Grafen v. Quelen und seine Generalvikare zu Schanden zu machen. Was sie ihm gethan haben, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß der Mann seit mehreren Jahren keine andern Gedanken, keine andern Geschäfte gehabt hat, als Beschuldigungen gegen den Erzbischof und seine Generalvikare vorzubringen. Bei jeder Session der Kammern erscheint der unversöhnliche Abbé mit geschriebenen Klagen gegen jene Herren, welche eine Million Almosengelder sollen unterschlagen haben. Alle seine Bittschriften sind nacheinander abgewiesen worden; dieß hält ihn aber nicht ab, immer wieder mit neuen Klagen und neuen Bittschriften aufzutreten. Nicht zufrieden damit, die Gesetzgeber zu überzeugen, hat er auch eine Menge Flugschriften drucken lassen, welche alle dasselbe Thema behandeln, nämlich die angebliche Unterschlagung einer Million Almosengelder während der Revolution des Jahres 1830 durch jene Herrn. Nun war der Erzbischof v. Quelen wohl als ein fanatischer, ziemlich geistesbeschränkter Geistlicher bekannt, und er hat bedeutenden Antheil am Sturze des Thrones Karls X.; aber niedriger Habsucht hat ihn außer Paganel Niemand beschuldigt und Niemand für fähig gehalten. Diese Anklage hat daher auch wenig Eindruck gemacht. Die Regierung ist aber endlich der vielen gehässigen Klagen müde geworden und hat den Abbé vor Gericht gezogen. Der Abbé hat hier abermals viel geklagt und viel beschuldigt, aber nichts bewiesen. Demnach hat man ihn als Verleumder zur Haft und zu einer Geldbuße verurtheilt. Alsbald hat er appellirt und ist mit neuen Klagen und neuen Beschuldigungen vor dem Gericht zweiter Instanz erschienen. Auch dieses hat ihn verurtheilt, oder vielmehr das Urtheil erster Instanz bestätigt. Nun blieb ihm noch ein Prozeßmittel übrig, nämlich der Kassationshof. Er wendete sich an diesen, klagte diesmal nicht allein den Erzbischof und seine Generalvikare, sondern auch die Richter an, welche ihn verurtheilt hatten, und trug auf Kassation ihres Urtheils an, weil sie in seiner Sache schlecht gerichtet und seine Gründe nicht berücksichtigt hätten. Er verlangte andere und bessere Richter. Statt sich durch einen Sachwalter vertheidigen zu lassen, erschien er selbst, und da der Mund von dem, womit das Herz angefüllt ist, überläuft, so entwickelte er mit einer Geläufigkeit, der man nur mit Mühe Einhalt thun konnte, seine alten Beschuldigungen. Der königliche Anwalt erwiderte, es sey eine ernste Sache, Richter der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit zu beschuldigen und auf Umstoßung ihres Urtheils aus diesem Grunde anzutragen. Der Kassationshof habe mit dem Prozesse eigentlich nichts zu thun, indem er nur über die Beobachtung der gesetzlichen Formen zu wachen habe. Da diese aber in der Sache des Abbé genau beobachtet worden seyen, so müsse der Kläger abgewiesen werden. So erkannte auch der Kassationshof und legte außerdem dem Abbé eine Geldbuße von 1000 Francs auf. Es ist gut, daß nicht noch ein vierter Gerichtshof da ist, der Abbé würde sich sicher an denselben wenden und sich eine noch höhere Strafe zuziehen. Er ist aber mehr als jemals von der Gerechtigkeit seiner Beschuldigungen überzeugt, und hat schon beim Weggehen aus dem Kassationshof gedroht, die Kammern bei der nächsten Session mit neuen Bittschriften heimzusuchen. Man hält den Mann für halb, wo nicht ganz verrückt, und er hat zu befürchten, daß man ihn zulezt in ein Irrenhaus bringt — Nächst Abbé Paganel erscheint wieder der Einbalsamirer Gannal auf der Tagesbühne. Seitdem man ihn um die Ehre gebracht, den Leichnam des Herzogs von Orleans einzubalsamiren, und er dem Publikum seinen Verdruß darüber kund gethan hat, ist ihm der Gedanke gekommen, sich durch neue Meisterwerke auszuzeichnen; weil man aber nicht wohl menschliche Leichname zur Schau stellen kann, so hat er einen Hammelskopf genommen, denselben recht sauber einbalsamirt und der königlichen Akademie der Wissenschaften zugeschickt. Der arme Mann scheint nun aber in diesem Jahre vom Schicksal zu mehr als einer schlaflosen Nacht bestimmt zu seyn; denn zu der Zeit, da sein Schafskopf bei der Akademie anlangte, erschien ein anderer Hammelskopf, welcher von einem Andern und zwar auf ganz andere Art einbalsamirt war, nämlich vermittelst des galvanoplastischen Verfahrens. Das Wort einbalsamiren paßt hier nicht mehr, und derjenige, welcher diesen Kopf eingereicht hat, nimmt die Miene an, als ob er Gannal ganz verdrängen wollte. Lezterer rühmte sich bisher, er sey der einzige, der den Leichnam nicht verunstalte; er öffne eine Ader, und durch das Einsprützen einer gewissen Flüssigkeit mache er den Leichnam unverweslich. Jezt erscheint aber Emile Sornay und sagt: ich verunstalte den Leichnam noch viel weniger, denn ich brauche nicht einmal eine Ader zu öffnen; mein Verfahren gibt sich blos mit dem Aeußern, gar nicht mit dem Innern ab, und dennoch mache ich die Leichname viel unverweslicher, als es durch jedes andere Verfahren geschehen kann; vermittelst der Galvanoplastik umgebe ich dieselben mit einer metallischen Rinde, welche alle ihre Formen treu wiedergibt, und für sie gleichsam eine Kapsel wird, worin sie Jahrhunderte liegen bleiben können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. November 1842.

Nimm Arzenei, o Pomp!
Gib Preis dich, fühl' einmal, was Armuth fühlt,
Daß du hinſchürt'ſt für ſie dein Ueberflüſſ'ges,
Und rettеſt die Gerechtigkeit des Himmels!
Shakespeare.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortſetzung.)

Doch, ſeyn geſund ſie — wo beſchwört ein Mund,
Daß leicht ihr Herz, wenn auch ihr Kopf geſund?
Rühmt Ihr die Nahrung nahrhaft, derb und friſch,
Einfach und reichlich, auf des Bauers Tiſch?
Unwiſſenheit macht Eure Reden ſchaal —
Sie ſind ein Hohn auf dieſes knappe Mahl,
Derb, nahrhaft nicht, einfach doch karg — erprobt,
Spie' Euer Mund aus, was er erſt gelobt!

Die Ihr vom Landglück, weiche Seelen, träumt,
Vom klaren Bach in klaren Verſen reimt,
Geht, wenn die Hütte Euern Lobſpruch theilt,
Geht, ſchaut, ob drin das Glück, der Friede weilt!
Etwa beim Vater, der erſchöpft ſitzt da,
Den Kindern, die zum Feuer drängen nah,
Oder dem blaſſen Weib, deß matte Hand
Zitternd umkehrt den halberloſchnen Brand!

Nicht bringt die Zeit ſelbſt ihren ſpätern Tagen
Des Alters Tröſtung: Ehrfurcht und Behagen;
Seht dort den Graukopf; hochbejahrt kann er
Für Andres als ſich ſelbſt nicht ſorgen mehr;
Geſtützt auf rohen Stab ſieht er empor
Zum Baum, der jüngſt den dürren Aſt verlor,
Deß höchſten Gipfel er als Knab' erklettert,
Und der ſein Bild jezt iſt, verdorrt, zerſchmettert.

Den Bauern allen einſt voran er ſtand;
Die gradſte Furche zog einſt ſeine Hand;
Preiſe gewann er viel; leid iſt's ihm nicht,
Wenn man von ſeiner Jugend Siegen ſpricht;
In flücht'ger Freude leuchtet auf ſein Blick,
Er lächelt — und ſinkt ſeufzend dann zurück.
Sau'r iſt die Bahn zum Grab, die er muß gehn,
Die Reichen, ſelbſt die Armen, ihn verſchmähn;
Bei vielen Herrn er ſchon im Dienſte ſtand,
Die Raſchheit fordern von der ſchwachen Hand,
Und, will zur Arbeit ſeine Kraft verſagen,
Mit hartem Hohn ob faulen Armen klagen.

Oft kann man ihn dort bei den Schafen ſtehn
Im Winter, und am Hügel weinen ſehn,
Ihn klagen hören oft dem Wind, der rauh
Schneeflocken wirft in ſeiner Locken Grau,
Wenn er des Morgens früh geweckt mit Zorn
Flickt das zerrißne Hag mit eisgem Dorn.

Digitized by Google

„Was leb' ich noch, und wünscht' doch ohne Rast,
Vom Leben frei zu seyn und Lebens Last?
Wie's Laub im Lenz, weht Junge hin der Tod,
Sie kennen nicht des Langabsterbens Noth;
Ich bleib' zurück, wie jenes Blatt verwitternd,
Vom Frost zerfressen und im Winde zitternd;
Gleich mir bleibt es, bis jüngre Knospen kommen,
Nachdem meine Kam'raden weggenommen;
Verdrängt dann von dem neugetriebenen Laub,
Fällt's unbeachtet, wie ich, in den Staub.

„Die fruchtbarn Felder hier, die schönen Heerden
Sind Anderer Gewinn, mir nur Beschwerden;
Mir sind jezt meiner Jugend Kinder Herrn,
In Mienen kalt, doch sich erhitzend gern,
Eignes Bedürfniß fesselt ihre Sorgen,
Und Wer, der selbst bedarf, mag Andern borgen?
Ein einsamer, verlassner Mann ich geh,
Niemand bedarf mein, oder stillt mein Weh;
Drum decke bald der Rasen mein Gebein,
Bald wird, dem man nicht half, vergessen seyn."

So murr'n die Alten; Krankheit schleicht herzu;
Ein Leiden noch harrt ihrer — dann die Ruh.

Auf nimmt sie dort das Kirchspielarmenhaus;
Die Wand von Lehm hält kaum die Thüre aus;
Dort wo die faulen Dünste schweben bang,
Das traur'ge Spinnrad summt den Tag entlang,
Da hausen Kinder, denen Elternliebe
Zu Theil nicht ward, und Eltern, frommem Triebe
Des Kinds entrückt. Auf ihrem Bett der Schmerzen
Liegen Matronen mit gebrochnem Herzen,
Verlaßne Frau'n und Mütter, denen nicht
Der Gattin Namen weiht die Mutterpflicht;
Wittwen, auf deren Thränen Niemand achtet,
Und Greise, deren Geist der Wahn umnachtet;
Da Blinde, Lahme, der Blödsinn'ge, starr
Vor sich hinblickend, und der lust'ge Narr.
Die Glücklichsten weit sind die wohl zu nennen,
Weil doch ihr eignes Unglück sie nicht kennen.
Hier schlägt den Kranken auch die lezte Stunde,
Gebracht zu leiden in der Leiden Runde,
Wo aus der trüben Kammer ächzt das Stöhnen,
Vermischt mit tobenden Geschreies Tönen;
Ihr Kummer da verwandten Gram versteht,
Und kühler Menschenliebe Art erspäht,
Deren Gesetz zwar Schutz dem Elend bringt,
Und ab dem Stolz die dürft'ge Brosam zwingt,
Doch diese ist mit Seufzen hart beschwert,
Und Stolz verbittert auch, was er gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Das gespenstische Gasthaus.

(Fortsetzung.)

Ich sah an der Miene des Großvaters, daß ich an eine seiner besten Geschichten getippt hatte. „Ob ich nichts weiß?" sagte er; „o ich weiß viel von diesem Hause zu erzählen. Niemand weiß etwas davon, außer ich, und ich möchte Niemanden rathen, von dem verschwundenen Gasthause zu sprechen; ich will ihm sogleich beweisen, daß er nichts weiß. Ich allein weiß alles." — „So erzähle."

Ich kannte meinen Alten schlecht, wenn ich meinte, daß er gleich so schlechtweg die Sache vortragen sollte. Da gab es Präambeln, die kein Ende nahmen. Unterdessen wurden zwei Gläser Thee geleert und das dritte eingegossen. Der Mond stand dem Fenster gegenüber und beschien einige trübselige Ställe und Hütten, aus denen graues Gewürme, das Menschen vorstellte, hervorkroch. Es trieb mich in's Freie, an den Meeresstrand, und ich zögerte keinen Augenblick, den Alten und seine Geschichte mitzunehmen. Wir wandelten auf dem Sande hin, das weite, dunkle, murmelnde Meer uns zur Seite, und es dauerte nicht lange, so erreichten wir jene Stelle, wo die Mauerreste und vermorschten Balken hervorsahen. Der Alte kroch in lauten Schauern zusammen. Seine Erinnerungen fielen ihn an wie nächtliche Banditen und schüttelten die alten Gebeine durcheinander wie der Sturmwind im Forst die nackten Stämme. Es ist etwas Eigenes um die Lebendigkeit im Volk! Wie frisch, wie kräftig das Alles! Mein Großvater wurde mir jezt ganz interessant, und ich hörte, was ich bisher noch nicht gethan, auf seine Geschichte.

Er war eben daran, sich mir als siebzehnjährigen jungen Burschen zu präsentiren. „Damals stand hier," sagte er, „das Haus des Dimitri Slommitsch, eines gottlosen Mannes, und ich — ich trat in seine Dienste." — Jezt eine lange Abhandlung über Dienstpflichten, über die Strafen für ungetreue Dienstboten. — Ich hörte wieder nicht hin, sondern sah auf das Meer. — „Aber, André," sagte ich endlich, „du sollst mir nicht erzählen, was ich anzuhören kein Verlangen getragen. Wer heißt dich vom Gleise deiner Geschichte abbiegen?" — „Nun, wie du willst, mein Sohn," antwortete er sehr gütig. „Ich dachte nur, du könntest glauben, ich hätte zu dem verruchten Menschen, dem Dimitri Slommitsch, im Verhältniß eines besoldeten Dieners gestanden, was keineswegs der Fall war. Er nahm mich auf, damit ich die Gäste, die bei ihm einsprachen, bedienen sollte; aber das war eben die Sache, daß keine Gäste mehr bei ihm einsprachen; seit dem Verschwinden des alten Bojaren

Digitized by Google

keine." — „Seit dem Verschwinden? Und warum verschwand er?"

André rückte näher an mich heran. Wir standen gerade an dem Pfeiler, wo vorhin der Rabe gesessen. „Sehr," sagte der Erzähler, indem er mit seiner knochigen Hand auf den Boden zeigte, „hier an dieser Stelle floß Blut, und das können die Geister nicht vertreiben. Und am Tage aller Seelen, wenn der Bischof von Ermeland die Glocken läuten läßt, steigt um Mitternacht das alte Gasthaus hier in die Höhe, und viele Reisende haben schon die erhellten Fenster hier leuchten sehen. Wenn sie näher kamen, verschwand's. Ich aber habe noch das feste Haus, die festen Balken, das feste Dach prangen sehen, und in jener Nacht, als der Staroſt verschwand, lehnte sich in Dunkel und Sturm ein Mann halb ohnmächtig an jenen Pfosten, und dieser Mann war ich." — „So erzähle denn."

„Dimitri Slommitsch war ein wilder Mensch, von dem man in der Gegend nicht eigentlich wußte, wo er herstammte. Als der Türkenkrieg zu Ende war, lief allerlei Gesindel im Lande umher, und mit diesen verwilderten Rotten kam auch Dimitri Slommitsch an den Strand. Man sagt, daß er den ehemaligen Eigenthümer des Hauses, einen verarmten Kaufmann aus Danzig, todtgeschlagen, allein davon hat kein ehrlicher Mann Zeugniß. Wir wollen den Teufel nicht schwärzer machen als er ist." — „Und du sollst deine Erzählung nicht länger machen, als es gerade nöthig!" sagte ich.

„Du befiehlst, mein Sohn, und ich gehorche. Es wäre so hübsch, wenn du mir erlaubtest, dir zu sagen, was ich für Hoffnungen damals mit mir herumtrug, wie ich drauf und dran war, mit meinem reichen Oheim, der einen kleinen Handel mit Fellen in Odessa trieb, nach Konstantinopel zu gehen, um meine Dienste dem Sultan anzubieten, weil man mir sagte, alle Türken seyen im Kriege umgekommen, und Jeder, der Türke werden wolle, bekomme so viel Gold und so viel Weiber, als er nur verlange. Doch, auf Dimitri Slommitsch zu kommen, so war es ein Mann von etwa fünfzig Jahren, überaus mager; das rechte Auge saß ihm etwas höher als das linke, und an der einen Hand fehlte ihm der Daumen; ich glaube es war die rechte, gewiß weiß ichs aber nicht. Er führte den abgeschlagenen Daumen in einem kleinen Kästchen immer bei sich; „denn," sagte er, „wenn am Tage aller Tage ich auferstehe, will ich alle meine Glieder beisammen haben, es darf keines fehlen." Es ist sonderbar, daß ein Mann so gewissenhaft über das Eigenthum seines Leibes dachte, der andern Leuten die Gurgel abzuschneiden sich kein sonderliches Bedenken machte. Aber dabei fällt mir ein, es wird die linke Hand gewesen seyn, denn wenn ihm der Daumen an der Rechten gefehlt hätte, so hätte er dem alten Staroſten die Kehle nicht so zusammendrücken können. — Es war am Tage, als man auf dem Acker des Herrn Rolandsen, des Sämereihändlers da drüben, das reife Korn zu schneiden anfing. Die Nacht war wie diese, nur viel dunkler; vom Monde sah man nichts, nur über's Meer glitt es manchmal, wie wenn man mit Tischtüchern darüber führe. Die Wellen klatschten und warfen leichten Schaum auf. Herr Slommitsch und ich waren die einzigen lebenden Kreaturen im ganzen Hause. Doch daß ich nicht lüge, ein dreibeiniger schwarzer Pudel, dem die Fischerbuben das vierte Bein lahm geschmissen, lag unterm Ofen. Herr Slommitsch that, wie er oft zu thun pflegte, er schloß einen großen eisernen Kasten auf und zählte sein Geld; dabei brannte die Lampe dürftig genug, denn es fehlte an Oel. Ich mußte hinaus; der Alte litt mich nicht in der Stube. Was sollt' ich thun? Gäste hatten wir nicht, und in dieser Nacht kamen auch wohl keine; so saß ich denn am Meeresstrand und guckte in's Weite."

„Horch! da brummt etwas, es flucht, es keucht, es schrillt im Sande, wie ein Wagen, der sich mühsam durcharbeitet und von einem Postillon kutschirt wird, der den Teufel im Munde führt, aber die Klugheit nicht im Kopfe. Ich renne hin, und richtig, da bewegt sich etwas Großes, Schwarzes im Dunkeln; ein herrlicher Reisewagen, groß wie ein kleines Zimmer, sitzt tief im Sande. Herr! ruf' ich, ein Dutzend Schritte weiter, und Ihr kommt in den Triebsand, wo Euch nicht mehr zu helfen ist! — Kaum wurde meine Stimme gehört, als auch sogleich drei Stimmen darauf antworteten. Es war der Herr, der Bediente und der Postillon. Ich stürzte nun hin, schwang mich auf den Kutschbock, riß die Pferde vom bösen Fleck weg, und — es kostete Arbeit genug — der große Reisekasten schwankte glücklich auf den festen Boden hinauf. Als wir da waren, schenkte mir der Staroſt eine goldene Dose; ja wahrhaftig eine goldene Dose, zwar sehr klein, ich konnte mit den Fingern nicht hineingreifen, aber es war ein kostbares Dingelchen, und etwas grüner Staub lag noch drinne, der mir in die Nase fuhr, als ich öffnete. Die Vornehmen müssen doch immer etwas Besonderes haben." — „André", sagte ich, „ich will nicht wissen, was die Vornehmen haben und was sie nicht haben."

„Der gute Staroſt," fuhr der Erzähler fort, „er ahnete nicht und ich eben so wenig, daß ich ihn in ein Haus führte, wo sein letztes Stündlein über ihn kommen sollte. Es war ein kleiner Herr, mit einem Orden auf der Brust und einer schlohweißen Perrücke. Er war hinter Prag zu Hause, wo er seine Güter hatte, und jetzt kam er aus Paris, um nach St. Petersburg zu gehen. Wir brachten ihn hinauf in unser bestes Zimmer. Es gefiel mir gleich nicht, daß Herr Slommitsch so stark nach der Geldkiste schielte, daß er sie mir aus der Hand nahm,

Digitized by Google

sie in seinen Fäusten wiegte und sie dann hinstellte auf den Tisch unter dem kleinen Spiegel und dicht vor den beiden Lichtern."

„Es war Mitternacht, als Dimitri Slommitsch plötzlich vor meinem Bette stand, unter seinem Arm die Kiste des Staroſten. „Was ist das, Herr?" sagte ich. — „Du Narr, das sollst du gleich erfahren," antwortete er. „Komm nur herauf! dem fremden Herrn ist unwohl geworden." Ich ging mit ihm die Treppe hinauf. Ja, unwohl! — das nannte Herr Slommitsch unwohl! Du lieber Gott! der gute Staroſt lag da, den Kopf über die Lehne hängend und just mit der Miene, die Leute annehmen, denen man das Garaus gemacht hat. Es war auch richtig so. „Gott verdamme Euch!" rief ich, an allen Gliedern zitternd, „das ist Euer Werk!" — „Meinst du?" fragte Herr Slommitsch und trat mir ganz nahe und sah mich mit seinem einen höher stehenden Auge an; „meinst du?"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Die Einbalsamirer. — Der Cyniker Duclos.

Emile Cornay ist noch weit lebhafter für seine Erfindung eingenommen, als Gannal für die seinige, und er behauptet schlechtweg, keine andere Behandlung der Leichname sey vernünftig, ja moralisch. Ihm zufolge ist das Beerdigen etwas Barbarisches, und alle Völker, welche sich an dieses Verfahren halten, haben das größte Unrecht. Nur die Egypter waren vernünftige Leute, denn sie machten es, wo nicht ganz, doch so ziemlich wie er, Emile Cornay: sie umgaben nämlich den Leichnam mit einer Art von Kapsel, welche sich enge an den Körper anschloß, und stellten sie in die Gruft. So sollten wir es auch machen, meint er, und einander in seinen „Iconoforen" aufbewahren, in welchen uns die spätе Nachwelt wiederfände. Emile Cornays Gedanken gehen noch weiter. Auf jeden Iconofore präge, drucke oder steche man die Geschichte des Verstorbenen, um somit der Nachwelt nicht allein seinen Leichnam, sondern auch seine Biographie zu überliefern. Es wäre in der That bequem für den nach Jahrhunderten auftretenden Herausgeber einer bändereichen Biographie, wie etwa der Michaudschen, wenn er nur in die Grüfte zu steigen und alle die eingegrabenen Geschichten von den Leichnamen abzuschreiben brauchte. Man hat dem Erfinder in den Tageblättern eine kleine Einwendung gemacht. In Paris gibt es etwa 25,000 Todesfälle im Jahr, also 100,000 Todte im Verlauf von vier Jahren; wo sollte man mit dieser ungeheuern Schaar von eingekapselten Leichnamen hin, und wie theuer würde das Kupfer werden, wenn die Todten so viel verbrauchten? Emile Cornay könnte allenfalls darauf erwidern, Paris habe so gut als Egypten seine Katakomben, und in dem Maße, als die Steinbrüche um die Stadt herum durch den Bau neuer Häuser und der Festungswerke leer werden, entstehe Platz für seine verkupferten Leichname, und allenfalls könne man ja auch andere Metalle zum Verkapseln brauchen; nichts hindere z. B. die Reichen, die Leichname der Übrigen vergolden oder versilbern, oder gar platiniren zu lassen. Indessen wird die Einwendung hinsichtlich der Armen ihre Kraft behalten, und die Beerdigungsanstalt, welche in Paris die Armen unentgeldlich beerdigen muß und sich dafür durch die Reichern entschädigen läßt, würde sich lange sträuben, ehe sie sich dazu bequemte, einige tausend Arme jährlich mit kupfernen Kapseln zu versehen. Gannal stellt in dieser Hinsicht seine Forderungen nicht so hoch; er will die Leichname auch erhalten wissen, aber doch nur diejenigen, deren Familien die Kosten bestreiten können. Ich glaube auch, daß vor der Hand Gannal mehr zu thun bekommt, als Emile Cornay, obgleich letzterer überzeugt ist, daß es einmal dahin kommen wird, daß alle Welt sich verkapseln läßt. — Paris hat in diesem Monate einen originellen Mann verloren, von welchem seit fünfzehn Jahren in den Zeitungen die Rede gewesen ist, den man gezeichnet und lithographirt, und dessen Leben man sogar beschrieben hat. Es ist der berüchtigte Cyodrne Duclos, eine allgemein bekannte Figur in Paris, die man Fremden als eine der Merkwürdigkeiten oder Sonderbarkeiten der großen Hauptstadt zeigte, wenn der Mann gegen Mittag seinen gewöhnlichen Spaziergang im Palais-royal machte. Sogar die Kinder wußten es, daß der Mann mit dem langen Barte und dem zerlumpten, zuweilen durch einen Strick zusammengehaltenen Ueberrock sich Duclos nannte. In den Zeitungen hieß er Duclos, der Cyniker; Jules Janin will diese Benennung nicht gelten lassen, weil der Mann nichts Schamloses, nichts die Sitten Beleidigendes begangen und Niemanden etwas zu Leide gethan habe. Man weiß, daß Duclos früher ein reicher Mann war und mit den angesehensten Leuten umging, daß er aber sein Vermögen großentheils durchgebracht, und als er seinen vornehmen Umgang aufgeben mußte, den Entschluß faßte, dem er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fünfzehn Jahre lang treu geblieben ist. Er hat sich täglich in seinen Lumpen dem Publikum gezeigt, und ist gleichsam öffentlich gestorben, indem er todt auf der Straße gefunden wurde. Anfangs machte das Erscheinen eines ganz zerlumpten Mannes, welcher sonst an den glänzendsten Tafeln gesessen hatte, so großes Aufsehen, daß die Polizei einschreiten zu müssen glaubte, und Duclos als Landstreicher vor Gericht stellte. „Was wollt ihr von mir? erwiderte Duclos; ich habe eine Wohnung und mein Auskommen; ich spreche Niemand um etwas an, und wenn ihr an meiner Kleidung Anstoß nehmt, so thut es mir leid, allein zeigt mir das Gesetz, welches alle Bürger verbindet, wohlgekleidet zu erscheinen. Warum zieht ihr nicht alle Chiffoniers in Paris und so viele Andere, welche nicht besser als ich gekleidet sind, vor Gericht?" Die Polizei erkannte, daß der Mann Recht hatte, und ließ ihn seitdem mit seinen Lumpen ruhig gehen. Sein Tod hat dieser Originalität ein Ende gemacht. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. November 1842.

Scelus, inquam, factum'st, jamdiu antiquom et vetus.
Hospes necavit hospitem captum manu.
Scelestæ hæc sunt ædes, impia est habitatio.

Plautus.

Das geſpenſtiſche Gaſthaus.

(Schluß.)

Ich konnte nicht antworten, ich ſtarrte immer auf den Bojaren; und wie ich ſo ſtarrte, glaubte ich ſeine Kinnlade ſich noch bewegen zu ſehen. Flink war ich da und rückte ihm den Kopf zurecht; aber der wollte nicht mehr ſtehen und fiel auf die Bruſt. Er war wirklich todt. — „Nun," ſagte Herr Slommitſch, „laß uns reines Haus machen. Der Herr hat bezahlt, nun kann er weiter reiſen." — „Todte reiſen nicht," ſagte ich. — „Doch," erwiderte er; „faſſe ihn an den Beinen, ich nehme ihn am Kopfe, und ſo wollen wir ihn in den Triebſand bringen. Da geht er ſanft unter, und wenn er unten auf dem Grunde etwas nöthig haben ſollte, ſo findet er da ſchon ſeinen Bedienten." — „Wie habt Ihr den hineingebracht?" fragte ich, und dabei dachte ich daran, daß der Diener ein baumſtarker Mann war, ſo daß Herr Slommitſch unmöglich ohne Hülfe und ohne Lärm mit ihm hätte fertig werden können. — „Ich habe ihn und den Poſtillon zur bewußten Stelle gelockt," erwiderte der gottloſe Mann lachend. „Vor meinen Augen ſind ſie eingeſunken. Der Poſtillon ſuchte ſeine verlorene Peitſche, der Diener eine ſilberne Kette, die er im Hute verwahrt hatte und die ſammt dem Hute zur Erde gefallen war. Jezt wird er's gefunden haben."

„Ich kann nicht ſagen, wie mir das Alles in's Herz ſchnitt. Ich war frommer Leute Kind, ich liebte Gottes Wort, ich kannte und grüßte den Pfarrer — und jezt plötzlich ſtand ich im Hauſe des Mords, vor mir ein lang hingeſtreckter kalter Menſch. Es ging mir wirr im Kopfe herum und wirbelte mir bis in die Fußſohlen hinunter. Ich machte Zeichen in die Luft und ſprach mit mir ſelber. Endlich faßten wir Beide an und hinaus ging es mit dem Herrn in die ſchwarze Nacht. Wir näherten uns vorſichtig dem Strande, ſchwenkten den Todten ein paarmal tüchtig und — ſchlupp! war er auf die weiße trügeriſche glatte Sandfläche hingeſchleudert. Wie er da allmählig ſank! Anfangs immer noch das Geſicht zu uns gekehrt, als wollte er ſagen: nun gebt einmal Acht; jezt geh' ich, aber am jüngſten Tage, wenn das Meer ſeine Todten wiedergibt, dann komme ich wieder hinauf! Und ſo ging er unter. Die weiße Fläche ſchloß ſich und kein ſchwarzes Pünktchen war mehr zu ſehen. Die Wellen kamen und rollten und ziſchten, und keine ſprach ein Wort, obgleich ſie ſich wie neugierig aus weiter Ferne hinzudrängten. Als wir wieder in's Haus zurückgingen, kam uns der lahme Pudel entgegen und wedelte vergnügt mit dem Schweife."

„Nun blieb uns noch der Reiſewagen, den wir durchſuchten und ausplünderten bis auf's lezte Stück.

Digitized by Google

Was der alte Herr für schöne Sachen hatte! selbst Frauenputzstücke fanden wir, und vier ganz neue Perrücken. Dimitri Slommitsch brachte diese saubern Stücke alle in Sicherheit. Bei ihm galt der Grundsatz, nichts verloren geben zu lassen; allein seine Seele ließ er verloren geben; das war so seine Weise. Nachdem Alles zu Gelde gemacht worden und dieses Geld wieder in Herrn Slommitschs Kiste gewandert war, die davon ordentlich aufschwoll wie ein Mann, der ausschweifend lebt und zu viel schlemmt und der irdischen Dinge nicht genug haben kann, so lebten wir wieder so hin. Der Gasthof wurde besucht, aber gar nicht stark. Ich war entschlossen, wegzugehen, konnte aber immer nicht den Muth dazu finden. Herr Slommitsch bewachte mich und hatte mir mit fürchterlichen Drohungen Stillschweigen anbefohlen. So blieb ich denn, allein kein Gedeihen war an meinem Leibe noch an meinem Hab und Gut. Der Jahrestag der Mordthat kam heran und ich konnte merken, daß der schlimme Gastwirth eine Unruhe in allen Gliedern hatte, die ihn keine Minute auf demselben Platze litt. Das Haus war gerade ganz leer. Aber was geschah's Mitternacht ist kaum herbeigekommen, so höre ich oben auf dem Gange die Klingel ziehen, einmal, zweimal, dreimal, und zwar mit ungeduldiger, heftiger Hand. Das ist der Staroſt! sagte ich, und das Blut gefror mir in den Adern. Wie ich hinaustrete, seh' ich den Dimitri, wie er schlotternd, wie ein Mensch, der nicht weiß, was er beginnen soll, hin und her geht. Da klingelt es zum viertenmale, und zwar so schrillernd, daß das ganze Haus wiedertönt. Wir sehen uns Beide an. „Geh hinauf, Bursche!" sagte er. „Geht selber," entgegnete ich dreist; „Ihr wißt wohl, wer da ruft." Er hob seinen Stock auf, mich zu schlagen, aber sein Arm zitterte dergestalt, daß der Stock zu Boden fiel und der Arm matt herabsank. Aber plötzlich kam es über ihn. „Es werden Diebe und Gesindel seyn!" schrie er, und mit raschen Sätzen eilte er die Treppe hinauf. Ich hörte oben die Thür zuschlagen, und dann war es stille. Der Sturm brauste, es war eine Nacht, wie ich wenige erlebt. Das Meer war angeschwollen und trieb seine Wellen fast bis an das Fundament des Hauses. In dem kleinen Garten, den ich damals angepflanzt, sahen nur die Köpfe der Blumen aus dem Wasser und gebehrdeten sich wie Ertrinkende. Oben im Dachwerke krachte es und die Ziegel flogen plätschernd in die Fluth. Ich sah es kommen, daß das Wasser die Treppen unseres Gasthauses bestieg, als ein unwillkommener, aber gebieterischer Gast, der nicht bezahlt und sich doch ungestraft breit machen darf. In einer solchen Nacht einen Spuck im Hause zu haben, ist doppelt entsetzlich. Ich warte eine Weile, zitternd und mich kläglich gebehrdend; es bleibt oben still; endlich wird die Thür aufgemacht, und leise, ohne daß mein Ohr einen Laut vernimmt, gehen drei Gestalten an mir vorüber. Er waren bleiche Gesichter — ich erkannte sie aber wohl: es war der Staroſt, sein Diener und der Postillon. Sie gingen an mir vorüber und der lezte der Schatten zeigte rückwärts auf den Ort, von wo sie kamen. Ich bückte mich zur Erde, und als ich wieder aufblickte, waren sie in der Nacht verschwunden. Wen fand ich oben? Dimitri Slommitsch mit dem Gesicht auf der Erde liegend und todt! in Ewigkeit todt!"

Andrè schwieg mit nachsinnender Miene. Wir standen neben einander, vor uns warfen die Trümmer des Hauses einen leichten Schatten auf den Sandboden. Der Alte fuhr mit der Hand aus, als wolle er den Boden glätten. „Es ist Alles nun hin und vorüber," sagte er. „Von dem ungerechten Gut des Gottlosen hat die Behörde drüben ein Schulhaus bauen lassen, wo den Knaben die Lehre von der Liebe und dem Erbarmen in's Herz gepflanzt wird. Sie sollen ungerechtes Gut nicht begehren und sie sollen der Obrigkeit gehorchen. Zwei schöne Lehren, die aus diesem unfruchtbaren Sandboden gekeimt sind, besser als meine Blumen damals. Ich aber wanderte aus und kam erst wieder, als die Geschichte vergessen und selbst das Haus vom Erdboden vertilgt war. Bald nach meiner Flucht hatte es ein reicher Jude gekauft. Der Mann steckte viel Geld hinein, er ließ die Zimmer neu tapeziren, die Treppen und Gänge blank scheuern; allein nichts verschlug. Die Gäste mieden das Haus, und wer nicht gerade von offener Gefahr bedrängt wurde, ließ sich lieber in tiefer Nacht weiter schleppen, um nur nicht in dem verrufenen Gasthause zu übernachten. Man erzählt sich eine Menge Spuckgeschichten, und besonders diese, daß zu einer gewissen Stunde in der Nacht alle Schellenzüge zugleich angezogen wurden, von unsichtbaren Händen; dann wieder rasselten schwere Reisewagen vor, und wenn der Wirth mit seinen Kellnern hinausrannte, die Ankommenden zu empfangen, so war nichts zu hören und zu sehen und der Wind pfiff über die Fläche dahin. Ein andermal sah man wieder alle Fenster erhellt, als stecke das Haus voll Gäste, und dann gerade war Niemand da. Gegen die Morgenstunde hörte man Klagetöne hoch oben in den Lüften und dann wieder aus dem Meere herauf."

„Genug, Andrè!" fiel ich ihm in's Wort, „deine Geschichte ist gut und für Liebhaber von Werth. Ich werde nie diese Gegend wieder sehen, ohne an das Gasthaus zu denken. Ich habe in manchem gewohnt, in dem ich Geister fand, die für mich weit widriger und schrecklicher sind als dein Staroſt und seine Dienerschaft; es waren die Geister der Unreinlichkeit, der Prellerei und einer schlechten Küche."

Digitized by Google

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Sagt, Ihr, die nur ein Wahn von Schmerz bethört,
Ihr, deren Ruh ein Nerv, verstimmt, schon stört,
Ihr, deren Wink, wenn schlaff Ihr drückt den Pfühl,
Belauscht der Sklaven schüchternes Gewühl;
Die Ihr den müden Arzt um Namen quält
Für Leiden, welchen Nam' und Daseyn fehlt,
Mit Scheingeduld Euch in ein Leiden gebt,
Das wahrer Schmerz, und dieser Arzt nur, hebt;
Wie trüget Ihr die ächte Leidenspein,
Versäumt, verhöhnt, im bittern Tod allein?
Wo jede Bangigkeit die Brust beengt,
Und jeder Jammer um den Sarg sich drängt?

So ist das Zimmer, das Ein Balken scheidet;
Das Sparrwerk an der Wand ist kaum bekleidet;
Des Daches schlechte Leisten offen stehn,
Drunter sind Latten nur und Lehm zu sehn;
Nur Eine trübe Scheibe hemmt das Licht,
Und, schlecht geflickt, den Sturm und Regen nicht;
Hier läßt auf die Matratze, dicht bestaubt,
Der Sieche sinken sein erschöpftes Haupt;
Ihm keine Hand den Stärkungsbecher mischt,
Oder die Thrän' aus starrem Auge wischt;
Nicht Freundeszuspruch seinen Schmerz einlullt
Oder entlockt ein Lächeln der Geduld.

Vom Klingelzuge bebt das Haus nun bald,
Der ungestüm und dröhnend wiederhallt;
Eine Gestalt tritt ein, hübsch ausstaffirt,
Stolz und geschäftig, wichtig und geziert;
Ihn rühren nicht rings um ihn her die Wehn,
Er kommt in Eil', weil er pressirt zu gehn,
Klagen abschneidend stürmt er rasch vorbei,
Und trägt in seinem Aug' Tod und Arznei;
Ein mächtig Mitglied vom Quacksalberorden,
Der erst sein Opfer höhnt, es dann zu morden,
Vom blinden, schläfrigen Gesetz beschützt,
Deß Sorgfalt zu entgehn am meisten nützt.

Bezahlt vom Kirchspiel, hier als Arzt zu dienen,
Trägt er Verachtung nur in höhn'schen Mienen;
Zum Lager, drauf das Elend ruht, er eilt,
Sein ungeduldig Aug' nicht dort verweilt;
Gleichgültig stellt er Fragen, drei bis vier,
Und, ohne Antwort, geht er nach der Thür;
Der schwache Kranke, Weh gewöhnt zu tragen,
Und lang versäumt, weiß, daß Nichts fruchten Klagen;
Ergeben sinkt in's Grab er, stumm und matt,
Der Menschen Hülfe anzuflehen satt.

Doch frommer Zweifel ihn vor'm Tod anficht,
Angst, die der kühne Freigeist kennet nicht;
Aus Priesters Mund gern hörte seine Seele:
Ob ihr die ew'ge Seligkeit nicht fehle?
Drum sendet er die murr'nde Wärtrin aus,
Den heil'gen Gast zu bitten in dieß Haus;
Und kommt er nicht, der fromme Mann, zur Stund',
Er, mächtig reich mit jährlich vierzig Pfund?
Ach, nein! ein Hirte, anders ganz und gar
Als Jener, weidet diese kleine Schaar;
Ein muntrer Jüngling, der sich mit der Predigt
Glaubt gegen Gott und Welt der Pflicht entledigt;
Der dem Genusse seine andre Zeit,
Die Nacht dem Wein, dem Feld den Morgen weiht;
Geübt ist keiner so wie er, die Meute
Zu lenken, sie zu hetzen auf die Beute,
Ein tücht'ger Schütz — Tags seine Büchse kracht,
Und sitzt, kundig des Spiels, beim Whist die Nacht;
Er, der die Zeit so prächtig weiß zu nützen,
Soll traurig er am Krankenbette sitzen,
Soll einer Hoffnung er zu Hülfe kommen,
Die nie in seinem Herzen ist entglommen,
Oder bekämpfen eifrig jenes Zagen,
Deß sich selbst fromme Seelen nicht entschlagen?

Zum traurigen Schauspiel tretet nochmals her;
Vorüber ist die Stunde, die so schwer;
Der Mann der vielen Schmerzen seufzt nicht mehr!
Den Hügel dort hinan, langsam und stille,
Trägt man vom Thale drunten seine Hülle;
Dort ruhn die Todten, ird'scher Unruh fern;
Das Kirchspiel zahlt die Leichenkosten gern;
Nicht mehr, o Tod, dein Opfer jezt erschrickt,
Von Vogt und Commissär streng angeblickt,
Der Pachter heischt nicht mehr demüth'gen Gruß —
Sein Herr — wenn er noch einen hat, bist du's!
Zur Kirche sich die Kläger ziehen jezt,
Gleichgültig, doch anständig, stumm, gesetzt;
Ihr fröhlich Spiel läßt die Dorfjugend stehn,
Den Leichenzug des alten Freunds zu sehn;
Denn ihrer Kurzweil wußt' er gut zu dienen
Und herrschte wie ein König unter ihnen;
Den Bogen schuf er und den flücht'gen Ball,
Knüppel und Schläger war sein Machwerk all;
Ihm folgen sie zum Grab jezt — unverwandt
Schau'n nach dem Sarg sie, gehend Hand in Hand.
Wenn man die Bahre senkt, durchspäht ihr Blick
Was von dem Kirchspielarmen blieb zurück.
Spät wird's, lichtscheue Eulen fliegen schon,
Die Furcht verstärkt, täuschend, dem Ohr den Ton;

Digitized by Google

Der Priester, überhäuft mit größern Sorgen,
Verschiebt die Abdankung zum Sonntag Morgen;
Das Volk läuft fort, und Murren sich erhebt,
Daß ohne Segen Arme man begräbt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Historisch-topographisches Charakterbild der Stadt.

I.

Allgemeine geschichtliche Züge. — Städtische Gebäude.

Breslau, Schlesiens Hauptstadt, ist im Allgemeinen weniger gekannt, als sie es verdient. Ungeachtet ihrer geographischen Lage, im äußersten Winkel und am nordöstlichen Grenzflusse Deutschlands, der Oder, haben in ihr alle großen Momente der deutschen Lebensentwickelung sich geltend gemacht, und sie steht als eine ehrwürdige Repräsentantin derselben vor dem Auge der Gegenwart. Wie andere alte und große Städte, hat auch Breslau mit der Zeit seine verjüngende Toilette gemacht, namentlich seit etwa 25 Jahren, wo seine finstern, mittelalterlichen Festungsmauern, Thürme und Thore in Schutt sanken, und auf den drohenden Wallstirnen und Bastionen einer der schönsten städtischen Rundgänge entstand, der von ihnen als Frühlingskranz der neuen Zeit auf die gewonnene heitere Räumlichkeit niederlacht. Aber noch stehen unerschüttert in ihrer Mitte die hohen gothischen Bauwerke, deren Ursprung zum Theil historisches Nebelgewölk verhüllt, als felsenfeste Zeugen der unter ihnen hingerauschten Jahrhunderte; noch bilden sie die Grundzüge dieser städtischen Physiognomie, was auch immer der Strom der Zeiten an ihnen selbst Unwesentliches verändert und zerstört haben mag, und lehren Achtung vor dem sinnigen, kräftigen Baugeiste, der in ihren stummen Mauern und Thürmen so bedeutsame Grundgedanken seines Zeitalters auszusprechen wußte. — Das aber ist es, was eine so alte Stadt wie Breslau so eigenthümlich von Städten, wie Berlin und Dresden, mit den jugendlichern Physiognomien unterscheidet, daß dort im Baugepräge aller Zeiten die Stadien der Geschichte an unwiderleglichen Dokumenten zu unmittelbarer Totalanschauung kommen, und für die frühern Jahrhunderte nicht bloß auf dem unsichern Pergamentzeugnisse eines träumerischen oder lügenhaften Mönchs beruhen. Die Baukunst hat uns ein steinernes Riesenbuch der Geschichte geliefert, woraus die Lehre hervorzugehen scheint, daß es zu einer fruchtreichen Erkenntniß des Völkerlebens sich nicht um das Studium von Nebendingen, woran so Viele ihre Kraft zersplittern, sondern um große Thatsachen handeln solle, die aus der unendlichen Kette der Ereignisse, gleich den hohen Domen der Vorzeit, in die Gegenwart hereinragen.

Verweilen wir zunächst vor dem Rathhause, dem Denkmale der ehemaligen politischen Bedeutsamkeit der Stadt. Unbekannt ist die Zeit seiner Erbauung; die Urkunde darüber ging wahrscheinlich 1418 in dem großen Aufruhr verloren, als die Bürger das Rathhaus stürmten und verwüsteten. Doch verräth dessen Bauart, das Erkerwesen, wie das reiche Bilderwerk seiner Simse, den Geschmack des 14ten Jahrhunderts. Drei Eicheln über dem Stadt- oder Schweidnitzer Keller deuten auf die alte Volkssage, daß hier in vorchristlicher Zeit ein den Göttern geheiligter Eichenbaum gestanden habe. Mit unwillkührlicher Ehrfurcht betritt man diese Räume, wo einst eine aristokratische Obergewalt regierte und herrschte. Breslau stand im Mittelalter dem Wesen, wenn auch nicht dem Namen nach, gleich einer freien Reichsstadt, dem Kaiser gegenüber. Die Stadt war reich durch den mühelosen, goldbringenden Tausch- und Speditionshandel zwischen Venedig und dem Norden, erhielt dadurch für die ausgedehnten Privilegien ihrer republikanischen Selbstständigkeit den Charakter der Macht, und diese Selbstständigkeit bestand noch zur Zeit der preußischen Besitznahme, wenn auch nur in der eifersüchtig überwachten Verfassungsform, deren Wesen sich überlebt hatte. Wie im mittelalterlichen Städtewesen überhaupt, so wucherte das Patriziat, einem unheilbaren Geschwüre gleich, das die besten Lebenssäfte verzehrt, auch in Breslau am Herzen der Volkssache. Der Uebermuth der aristokratischen Despotie führte im 14ten und 15ten Jahrhundert einigemale blutige Bürgeraufstände herbei; der Senat wurde dabei abgesetzt und der neugewählte durch die herrschende Volksgewalt eine Weile eingeschüchtert; bald aber hatte aus dem demokratischen Elemente, bei den im faulen Gewohnheitsgeiste schlaffern Zügeln und schlaftrunkenen Augen, die aristokratische Macht mit allem Unwesen sich wieder entwickelt. Sie machte sich hier früher und stärker geltend, als in andern Städten Schlesiens; denn mit Heinrich VI. war schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts die Herzogslinie Breslaus ausgestorben und die Stadt der Oberlehensherrschaft Böhmens unter Johann von Lützelburg verfallen, von wo nur selten ein entscheidender Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten ausgeübt wurde. Die eigentlichen Herren der Stadt waren durch jenen Akt die Herren des Raths geworden, und königliche und päpstliche Gesandte, durch Wort und That um ihre Gunst buhlend, erkannten diese auch als wirkliche Machthaber an. Unter dem kräftigen Matthias Corvinus von Ungarn war freilich die städtische Selbstherrschaft gebrochen und den Landeshauptleuten Georg Stein und Heinrich Dompnig eine ausgedehnte Gewalt übertragen worden. Aber nach des Königs Tod entrann Stein eben nur früh genug der Rache des beleidigten und wieder mächtig gewordenen Senats, wogegen Dompnig zur Genugthuung für dessen verletztes Ansehen sein Leben unter dem Henkerbeile verlor. Eifrig verfolgten die Breslauer das Hussitenthum, und sogar in dem trefflichen, vom Papste selbst anerkannten Könige Georg Podiebrad mit offenem Kriegswiderstande. Unter andern Autodafe's, welche die römische Kirchenherrschaft hier feierte, litt Johann Krasa, ein ausgezeichneter Böhme, wegen hussitischer Meinungen, die er nicht widerrufen wollte, auf dem heutigen Paradeplatz 1429 den Feuertod. Gleichwohl nahm dieselbe Stadt hundert Jahre später, in merkwürdigem Widerspruchsgeiste, eben so eifrig das Lutherthum in ihren Mauern auf, und war nahe daran, bei ihren protestantischen Bemühungen deßhalb wieder mit dem Oberlehensherrn, dem frommen Könige Ludwig, in den ernstlichsten Conflict zu gerathen. Im Ganzen gibt es fast keine Regierungs- und christliche Glaubensform, welche in Breslau nicht heimisch geworden, keine deutsche Geschichtsphase, auf die von hier aus nicht ein bedeutender Einfluß ausgeübt worden wäre, so lange die Stadt noch politisch bedeutend war. Sie hat des historischen Schicksals Gunst und Ungunst überhaupt in vollstem Maße erfahren bis auf die preußische Zeit, welche mit Friedrichs II. Huldigung im Fürstensaale des Rathhauses am 27sten Novbr. 1741 begann.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. November 1842.

— Ihr sollt hören
Von Thaten, fleischlich, blutig, unnatürlich,
Von Toden, durch Gewalt und List bewirkt,
Und Planen, die verfehlt zurückgefallen
Auf des Erfinders Haupt.

Shakespeare.

Zur Geschichte des Giftmordes.

II.

Im Mittelalter und der neuen Zeit.

Wie im Alterthum, so ist auch im Mittelalter und selbst bis auf die neuere Zeit Italien das Land, welches in der Geschichte der Giftmischerei die hervorragendste Rolle spielt. Bei der Zügellosigkeit der Sitten, welche den Sturz des römischen Kaiserreichs überdauert hatten, den vielen Händeln der italischen Staaten und Städte untereinander und den dadurch angeregten Privatleidenschaften, im Verein mit den gewaltigen Bewegungen von außen, welchen Italien bis auf die neuere Zeit unterworfen war, ist es leider erklärlich, daß das Verbrechen des Giftmordes, als die bequemste und sicherste, den Thäter am wenigsten gefährdende Art, den Eingebungen des Hasses, der Rachsucht und Habgier Genüge zu thun, statt in Vergessenheit zu gerathen, immer allgemeiner, der Abscheu vor der That und dem Thäter immer geringer ward. Hohe wie Geringe, Fürsten wie Privaten, Cleriker wie Laien bedienten sich des Giftes überall, wo sie glaubten, ihre Absichten dadurch erreichen zu können. Selbst das Allerheiligste mußte, wenn es einen großen Zweck galt, das Verbrechen vermitteln.

So starb ein deutscher Kaiser, Heinrich von Lützelburg, auf seinem Römerzuge an einer vergifteten Hostie, welche ihm von einem bestochenen Geistlichen consacrirt worden war. Papst Alexander VI. räumte, als er den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte, alle Kardinäle durch Gift hinweg, die ihm entweder bei der Papstwahl ihre Stimme nicht gegeben hatten, deren Reichthümer, da er sich zu ihrem Erben erklärt hatte, seine Habgier reizten oder in denen er Gegner seiner herrschsüchtigen Plane befürchtete. Seine Söhne, besonders Cäsar Borgia, der Herzog von Valentinois, wandten, wie ihr Vater, den Giftbecher allenthalben an, wo ihnen diese versteckteste Art des Meuchelmords durch Umstände irgend einer Art anempfohlen wurde. Das Gastmahl ist bekannt, welches Alexander VI. und sein Sohn Cäsar mehreren sehr reichen Kardinälen bereitet hatten, um dieselben mit einem vergifteten Weine zu bewirthen. Durch ein Spiel des Zufalls waren die Gastgeber die Ersten, welche von dem todtbringenden Getränke genossen. Alexander starb daran, während der stärkere und jugendlichere Körper des Herzogs ihn mit einer schweren, aber nicht tödtlichen Krankheit davon kommen ließ. Lucretia Borgia, das schönste, geistreichste und gebildetste, aber zugleich lasterhafteste und verbrecherischste Weib ihres Zeitalters, bei welcher die Gefühle des Beobachters sich in Abscheu und Bewunderung theilen, die Geliebte ihres Vaters

Digitized by Google

und ihrer Brüder, bediente sich nicht weniger häufig des Giftes als diese. Sie hatte damit angefüllte Phiolen, so wird erzählt, stets unter den Essenzen und Waschwassern ihres Nachttisches stehen. Diese Sitte ahmten andere Italienerinnen nach, und bald gehörten krystallene Gefäße voll von einem giftigen Liquor zu den Toilettengegenständen der vornehmsten Damen.

Es ist fast unglaublich, wie viele Glieder italienischer Fürstenhäuser während des sechzehnten Jahrhunderts als Opfer des Giftmords fielen. Blicken wir nur auf die eine und glorreiche Familie der Mediceer, so finden wir, daß selbst die strahlendsten Fürsten dieses Hauses, wie Cosmus, der erste Großherzog von Florenz, und Lorenzo, der Hort der Wissenschaften und Künste, sich jenes Verbrechens nicht einmal in ihrer Familie enthielten. Die geheime Geschichte des medicei'schen Hauses enthält eben so viele Fälle des Giftmordes aufgezeichnet, wie die irgend eines andern italienischen Fürstengeschlechts. Der geistreiche und hochgebildete Papst Leo X., ebenfalls ein Mediceer, starb an Gift, nachdem er selbst dasselbe mehrmals zur Erreichung seiner Zwecke angewandt hatte. Kein Fürst vermochte sich gegen diese gefährlichste Art des Meuchelmordes genügend zu schützen. Ein römischer Edelmann bekannte auf dem Todtenbette, daß durch ihn allein drei Päpste vergiftet seyen. Die List aber, welche gebraucht werden mußte, die giftige Substanz der Person beizubringen, für welche sie gemischt war, steigerte sich in dem Maße, als dieselbe durch ihre Umgebung oder eigene Vorsicht geschützt war, und es werden in dieser Beziehung Fälle erzählt, die an das Mährchenhafte grenzen.

Aber auch die verbrecherische Neigung eines Zeitalters hat ihre Höhe, von wo sie in Abnahme geräth. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden, obgleich immer noch von Einzelnen und im Vergleich mit andern Ländern häufig verübt, die Giftmorde in Italien seltener, und gefährdeten nicht mehr so alltäglich das Leben der Fürsten wie das der Privatleute. Strenge Gesetze einiger durchgreifenden und energischen Regenten, zu denen besonders Papst Sixtus V. gehörte, welcher die Giftmörder mit der härtesten Todesstrafe unerbittlich verfolgte, hatten diese wohlthätige Wirkung hervorgebracht.

Dieser bessere Zustand dauerte über die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus bis zum Jahre 1659, wo unter der Regierung Papst Alexanders VII. die Giftmorde zu Rom wieder so häufig wurden, daß die Ruhe und Sicherheit des Lebens auf höchst bedenkliche Weise gefährdet schien. Es starben nämlich innerhalb kurzer Zeit eine Menge Menschen unter einerlei Erscheinungen des Todes, ohne daß gerade damals eine ansteckende Krankheit zu Rom geherrscht hätte. Größtentheils waren es hochbejahrte und schwächliche Ehemänner oder reichbegüterte Erblasser, welche auf dieselbe unerklärliche Weise jungen, begehrenden Weibern und lauernden Anverwandten entrissen wurden. Dieser Umstand, verbunden mit den Aussagen der Aerzte, die von keiner Pest etwas wissen wollten, führte die Behörden auf die Vermuthung, daß durch weitverbreitete Giftmischereien diese vielen geheimnißvollen Todesfälle verursacht würden. Die Section hatte übrigens das Vorhandenseyn von Gift in den Körpern der Gestorbenen auf keine überzeugende Weise dargethan, woraus man schloß, daß ein schleichendes und sehr heimlich wirkendes angewandt seyn müsse.

Der Verdacht lenkte sich endlich bei den im Verborgenen angestellten Nachforschungen auf eine gewisse Hieronyma Spara, welche, ohne bestimmte Quellen des Verdienstes nachweisen zu können, mit vielem Aufwande lebte. Die Behörde sandte ein ihr völlig ergebenes junges Weib an die Spara ab, das unter dem Vorgeben, es suche ein recht wirksames Gift für einen alten, ihr lästig gewordenen Ehemann, durch Geld und Versprechungen solches auch wirklich von der Spara erlangte. Spara und ihre Helferin im Giftmischen, eine gewisse Gratiosa, dann mehrere Weiber niedern Standes, welche den Verkauf und die Verbreitung des Giftes besorgt hatten, wurden eingezogen und nach kurzem Prozesse zum Tode verurtheilt. Als die Spara das Schaffot bestieg, rief sie mit lauter Stimme: „Wo sind jezt die Patrizier und jungen Herrn von Stande, denen ich durch meine Kunst zu reichen Erbschaften verholfen? Wie oft verhießen sie mir ihren Schutz, und jezt ist keiner da, der mich vom Tode errettete. Wo sind nun die vielen Frauen, deren Ehemänner ich sterben ließ, damit sie ungestört mit ihren Buhlern leben könnten? aber ach, auch sie verlassen mich!“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth.

(Fortsetzung.)

(Zweiter Gesang.)

Dem Wort des Dichters schließt nicht mehr das Herz!
Bekennt, der Dörfner lebt mit Müh und Schmerz!
Auch ich gesteh', es mildern diese Last
Der Freude flücht'ger Strahl, die Stunden süßer Rast,
Wie man oft trifft, dem Rasenplatz entlang
Zwischen des Squire's Thor und dem Kirchpfadgang;
Am schönen Sonntag schlendert, nach der Predigt,
Dort junges Volk, des Wochenwerks entledigt;
Im schönsten Staat des Dorfes Stutzer prangen,
Des Dorfes Schöne auch wird so gefangen;

Digitized by Goog

Schlicht gehn Ehmänner; ihnen auch, wie Allen,
Vergeht gemach die Sorge: zu gefallen.
Ernſt, nüchtern von der Predigt plaudern die,
Sie lobend laut, wenn laut der Pfarrer ſchrie;
Andre der Woche Werk beſchaun mit Luſt,
Hoffend auf Lob, ſich ihres Werths bewußt,
Und Andre, denen wohl kein Lob beſchieden,
Sind ſchon, daß nur die Arbeit aus, zufrieden.
Doch während ihre Stunden voll Genuß,
Nagt an den Herrn, den ſorglichen, Verdruß;
Viel Sorg' und Unmuth ihrem Geiſt es macht,
Daß Ein Tag wird ſo müßig hingebracht;
Sie groll'n dem Himmel, daß die Sonntagsfeier
Für Zeit und Gut ſolch eine ſchwere Steuer.
Doch Arme, Ihr, genießt die guten Stunden,
Eu'r Theil, noch nicht Euch von der Macht entwunden!
Des Himmels Gabe, daß Euch nicht die Laſt
Erdrückt, — ein Vorbild der erſehnten Raſt!
Ach! daß ſo raſch die Freude Euch zerfließt!
Daß ſie der Tag, der ſie erzeugt, auch ſchließt!
Oder, ſo lange ſie noch dürfte weilen,
Laſter des Dorfs ſie zu verdrängen eilen!
Der ſtämm'ge Kerl, vom Rauſch zum Thier verwandelt,
Wie er ſein ſchwangres Weib, entblößt, mißhandelt!
Die nackte Rohheit, die kein Schleier hehlt,
Des Eindrucks auf die Seele nicht verfehlt;
Doch iſt nicht gleich verächtlich rohe Wuth,
Wenn ohne Larve tobt der Uebermuth?
Doch auch die ſtädt'ſche Larve fehlt hier nicht;
Gift'ge Verläumdung ſchleicht herum und ſticht;
Häuslicher Friede welkt bei ihrem Nahn,
Häuslicher Zwiſt bezeichnet ihre Bahn;
Dem Weib ſie von des Mannes Schuld erzählt,
Dem Mann raunt zu ſie, wo das Weib gefehlt;
Mit emſ'ger Zunge Zweifel, Argwohn, Streit
Im ganzen kleinen Staate ſie ausſtreut;
Sein altes Reich verläßt der Friede, bang,
Und herrſcht nur noch im Wahn und im Geſang.
Auch leiht den Nymphen nicht des Landes Luft
Die Reize Cynthia's, nach der Reinheit Duft;
Der Hauptſtadt Beute wird ein friſch Geſicht,
Der Peer verſchmäht die derbe Trulle nicht,
Die, wenn durch Zufall wieder heim ſie kehrt,
Dem Burſchen dann des Peers Krankheit beſcheert.
Die reichern Pächter auch erzählen hier,
Wie Plündrer Nachts umſtreifen ihr Revier;
Wie man von Fiſchen ihnen leert den Teich,
Vom Baum das Obſt, das reife, ſtiehlt ſogleich;
Wie mancher Waidmann kühnlich ſich erfrecht —
Juſt noch erkaufend ein zweideutig Recht, —
Auf ihrer Jagd ſich heimlich zu ergötzen,
Die Wilderer, die jeden Bann verletzen!
Und horch! der Lärm hebt auf dem Raſen an,
Der in der lauten Kneipe erſt begann;
Wie ward vertrunken da der Woche Lohn!
Wie an der Wand die Kreideſtriche drohn!
Da fordern ſie, zum Aufbruch ſchon bereit,
Den Abſchiedsbecher, der ſie noch entzweit.
Ein Schlag den Arm arbeitsuntüchtig macht —
Der Buben Hader wird zur Bauernſchlacht,
Wenn ſie ſich wenden nicht nach jenem Haus,
Wo ſtreng der Richter ſteuert ihrem Strauß;
Der liest, die Armen in Reſpekt zu halten,
Vor das Geſetz mit finſterm Stirnefalten;
Ihn gehen an mit Grimm oder mit Thränen
Verletzte Bauern und betrogne Schönen.
Seht! ſeinem Richterſtuhle nahet ſchweigend
Die Nymphe, ſichtbar ihren Schaden zeigend;
Indeß ſie ſchuldbewußt und weinend ſteht,
Vorbei des Richters Auserkorne geht,
Verächtlich mißt die Dirn' ſie; ihren Stern
Preist ſie, der ihr zum Buhlen gab den Herrn;
Daneben ſteht der Burſch in traur'ger Wahl
Zwiſchen zwei Uebeln — Krieg und Ehgemahl!
Doch während ſie ſich bebend ſchickt zum Eide,
Wählt er die Eh'; ſo ſind geſichert beide.
Doch wozu frommt es, könnt Ihr tadelnd fragen,
Des niedern Volkes Laſter anzuklagen?
Was, zu beweiſen, daß der Armuth Kinder
Zurück nicht ſtehn dem angeſehnen Sünder?
Dem Großen zeig' es, der ſo ſtolz ſchaut nieder
Auf ſie, daß ſie im Laſter ſeine Brüder!
Gleich die Natur, der Leidenſchaften Spiel —
Nur hier zu wenig Hehl, und dort zu viel!
Es ſchau' der Mann, an Macht und Lüſten reich,
Daß ihm ſein Sklav an ſchlimmen Trieben gleich;
Der Knecht erkenne, wie ſein Herr, der wüſte,
Im größern Styl nur übet ſeine Lüſte;
Und Jeder ſeh in gleiche Schuld verſtrickt
Ein arm und blind Geſchlecht, verirrt, berückt,
Das, von ungleichem Schickſal umgehetzt,
Bald ſtirbt, und gleich ſich wird im Staub zuletzt.
Ihr Armen aber, die ihr klagt eu'r Loos:
Beneidet ſie nicht mehr, die ihr nennt groß;
Erkennt's, mit ihren Glückesgütern allen
Sind ſie, wie ihr, dem Elend auch verfallen;
Mit mancher Pein quält Wolluſt ihren Sklaven,
Angſt harrt des Schuld'gen und Gefahr des Braven.....*

* Das Gedicht geht hier über zur Lobpreiſung von Lord Robert Manners, aus der Familie des Gönners und Patrons des Dichters, welcher als jugendlicher Seeheld im vierundzwanzigſten Jahre in einer Schlacht gegen die Franzoſen fiel. Dieſer Schluß bleibt hier weg, als mit dem eigentlichen Gegenſtand des Gedichtes, der Schilderung des Dorflebens, nur locker und äußerlich zuſammenhängend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Fortsetzung.)

Oeffentliche Plätze. — Die Universität.

Die Staupsäule vor dem Rathhause mahnt an die alte rohe Justitia, und der ausgedehnte Anbau des Hauses, der einer kleinen Stadt gleicht, zeigt die charakteristische Bausitte der alten Slawen, wonach in den schlesischen Städten die öffentlichen Amts- und Handelsgebäude stets in der Mitte des Marktplatzes oder Ringes stehen, welche dann noch von einer Menge Privathäuser und Verkaufsbuden mit ihren privilegirten Handelsinteressen umdrängt sind. Noch gegen das Ende des Mittelalters war Breslau ziemlich ungepflastert und trug im Ganzen den unsaubern polnischen Charakter, der von den beiden Hauptplätzen außer dem Ringe, dem Neumarkte und Salzringe, erst seit einigen Jahrzehenden verschwand. Der letztere Platz heißt seit dem Erinnerungstage der Katzbachschlacht, dem 26sten August 1827, wo Blüchers schönes Standbild, von Rauchs Meisterhand verfertigt, enthüllt wurde, der Blücherplatz. Das schöne Quadrat, durch stattliche Gebäude und die kaufmännische Börse geziert, war sonst durch Verkaufsbuden und Schmutzhaufen entstellt; vor Allem aber war er in der von den Breslauern gepriesenen polnischen Handelszeit der Hauptstapelplatz von Talg, Häuten und andern ukrainischen Produkten, welche die Masuren hieher brachten. Jene schmutzige, aber gewinnreiche Periode ist freilich vorüber; indeß hat Breslaus Handel deßhalb nicht abgenommen, sondern nach den Märkten der Vereinsstaaten sich neue Richtungen gebahnt. — Der ehemalige Salzring erinnert an manchen bedeutsamen historischen Akt. Hier predigte 1455 Johann von Capistrano, jener gräuliche Ketzerrichter, der mit außerordentlicher päpstlicher Vollmacht und dem Rufe wundertätiger Heiligkeit Deutschland durchzog, und von dem Bischof Peter Nowack nach Breslau geladen worden war, um dessen entarteten Clerus zu bekehren. Zufolge einer seiner flammenden Bußpredigten schleppte man auf dem Platze alle Karten, Brettspiele, Larven, Spiegel und Putzsachen zusammen und verbrannte diese Spielwerke des Satans, wie der heilige Mann sie nannte. Dieser gab bei seinem zweiten Aufenthalte in Breslau, im andern Jahre, auch ein schreckliches Beispiel geistlicher Rechtspflege durch die Verurtheilung von einundvierzig Juden, welche angeklagt waren, neun geweihte und entwendete Hostien gekauft und so lange mit Ruthen gepeitscht zu haben, bis Blut heraus geflossen sey. Die Unglücklichen wurden durch Folterqualen zum Geständnisse des fabelhaften Frevels gezwungen, und bestiegen sämmtlich auf dem Salzringe den Scheiterhaufen. Im selbigen Jahre wurde hier dem Könige Ladislaw von Böhmen und 1787 Friedrich Wilhelm II. von Preußen gehuldigt.

Unter den ältern weltlichen Gebäuden verdient nächst dem Rathhause das Universitätsgebäude Beachtung. An der Stelle des stolzen, jedoch nach dem Plane nicht vollendeten Jesuitenbaues stand früher die kaiserliche Burg, welche Kaiser Leopold dem Orden zu diesem Zwecke schenkte, indem er ihm 1702 den Stiftungsbrief der Universität verlieh, welche durch kaiserliche Bevorrechtungen aller Art bald zu großem Ansehen gelangte. Die Gründung einer Hochschule nach dem Beispiele Leipzigs hatte schon zweihundert Jahre früher zu den Lieblingsideen des breslauer Rathes gehört, der dafür damals die entscheidendsten Schritte that, auch von König Wladislaw den Stiftungsbrief mit großen Opfern erkaufte. Von Polen aus, wo man dabei für die Universität Krakau Eintrag fürchtete, ward indeß so glücklich entgegengearbeitet, daß Papst Julius II. der Stiftung seine Bestätigung versagte. Wie viel Ehrgeiz bei dieser Absicht der breslauer Konsuln zu großartiger Förderung der Wissenschaften auch mitwirken mochte, sie bleibt immerhin ehrenwerth für alle Zeiten, insbesondere aber für jenes Zeitalter, wo das Faustrecht nur eben erst seine Blüthenperiode zurückgelegt, und das Licht der Reformation noch keinen Keim des freiern wissenschaftlichen Lebens in Deutschland hervorgelockt hatte. Schlesien, und insbesondere Breslau, erwarb sich übrigens, ungeachtet jenes gescheiterten Planes, noch im 16ten Jahrhundert den Ruhm einer besondern Pflege deutscher Poesie und Wissenschaft, der um so höher zu achten ist, je später von Westen her die Germanisation das hier eingedrungene Slawenthum wieder verdrängte. — Das Kollegiatgebäude der Jesuiten wurde unter dem Rektorate Franz Wenzels von 1728—36 erbaut, und es unterblieb dessen Vollendung wahrscheinlich nur aus Mangel an Geldkräften, welche durch lange Kriege erschöpft waren. Doch auch als Fragment ohne Symmetrie ist es noch imposant genug, und dabei nur seine üble Lage in schlechter Umgebung zu bedauern, indem es nur von der Oderseite her eine unbeschränkte Ansicht, aber die der hintern Seite gewährt. Ein herrlicher Musiksaal darin ist die Aula Leopoldina, welche nur zu Konzerten der ausgezeichnetsten Künstler eingeräumt wird. — Die Sternwarte ist mit vortrefflichen Instrumenten versehen, und verschiedene, zum Theil reich ausgestattete Museen und Sammlungen zeugen von dem Eifer, womit seit der Verbindung der Frankfurter Universität mit dem Jesuitenkollegium die Wissenschaften hier betrieben wurden. Unter diesen Sammlungen nimmt die Centralbibliothek den ersten Rang ein. Sie entstand 1811 aus den Bibliotheken der beiden vereinigten Universitäten und den Bücherschätzen der aufgehobenen Klöster, und enthält mehr als 500,000 Bände gedruckter Schriften und 2000 Manuscripte. Daran schließt sich eine Gemäldesammlung, so wie ein Museum von Antiken und Alterthümern.

Breslau hat außerdem noch verschiedene städtische Sammlungen und Kirchenbibliotheken, wie zu St. Elisabeth und Bernhardin. Die erstere ist am bedeutendsten, im 16ten Jahrhundert von Thomas v. Rhediger, einem Breslauer Patrizier, gegründet, der Stadt überwiesen und durch spätere Schenkungen vermehrt worden. Sie enthält eine Menge alter Literaturschätze, und unter den Handschriften namentlich die kostbare französische Chronik des Froissart, aus der Bibliothek der Herzoge von Burgund stammend. Wie sehr man dieses echte Manuscript von jeher geschätzt hat, beweist der vielleicht in seiner Art einzige Fall, daß bei der Kapitulation von 1807 die Stadt sich in einem eigenen Artikel das Besitzthum der Chronik sicherte. — Schon früh war in Breslau auch die Presse thätig. In einer Privatbibliothek ist ein hier gedrucktes Werk vom Jahre 1475 vorhanden, und hienach die Stadt der eilfte Ort, wo in Deutschland eine Buchdruckerei in's Leben trat. Jenes Buch hat den Titel: „Statuta synodalia domini Rudolphi Episcopi Wratislaviensis.“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. November 1842.

— Nostras mirari nescius artes.
Juvenal.

Holländische Schildereien.

III.

Ich schäme mich; Wochenlang streife ich in Holland umher, von einem Hafen in den andern, durch Handels- und Stapelplätze voll welthistorischer Erinnerungen, voll schwebender und strittiger Tagesinteressen, und für alle diese großen Dinge finde ich kein Wort, oft in mir selbst nicht einmal Sinn und Verständniß. Wochenlang raste und reise ich in Belgien, an unzähligen Kirchen, Rathhäusern, Glockenthürmen, Marktplatzen vorüber, durch ein versteinertes Mittelalter und durch eine gemalte Neuzeit, durch Galerien und Museen, und nirgends ein Kunsturtheil, ein geschicktes Exzerpt aus Schnaase, eine freie Bearbeitung meines Guide du Voyageur. Ich verstehe das Handwerk noch nicht recht. Mich hält eine naive Scheu ab, über Gegenstände zu schreiben, die ich nicht in mir selbst wiederfinde und wiederfühle. Ueberall höre ich über merkwürdige Handelsverhältnisse zwischen Holland und Deutschland reden, über sich vorbereitende Katastrophen, Verträge und Isolirungen. Alle Feuilletons wimmeln von Kritiken des Brüsseler Salons, der Antwerpenschen Malerschule, der Amsterdamer Kunstausstellung. Lebe und webe ist denn so ganz in dem abstrakten Sensorium der Literaten ex professo, daß ich über alles das schweigend hinweggehen kann? Hat mich das Seebad träge gemacht, anstatt frisch und regsam? Oder zieht es mich schon an allen Fäden und an allen Haaren in die nahe Heimath?

Lasset mich wenigstens mit der Schwester Malerei ein Wort sprechen in stiller, beschaulicher Dämmerstunde. Ich weiß es, die ihr den Pinsel führt, wie wir die Feder — besser meinetwegen — die ihr auf neuen Lumpen arbeitet, wie wir auf alten, zerstampften und geglätteten, ihr wollt nicht viel von uns wissen, nicht viel hören. Taub gegen unser Urtheil und doch gierig darnach, macht ihr uns das Recht streitig, über die Schöpfungen eurer Kunst zu richten, weil wir nicht Perspektive studirt, Anatomie, Farbenlehre. In Paris die großen Herren, die Ingres, die Delaroche, die Vernet, in Belgien die großen Herren, die Wappers, die Gallait, die de Keyser, sie stellen nicht mehr aus, um die Kritik in den kleinen Feuilletons stolz überspringen zu dürfen. Und daheim unsere großen Herren, die Cornelius, die Veit, die Schadow, sie, denen, beinahe wie in den alten guten Zeiten, Fürsten den entfallenen Pinsel aufheben, Grafen die Farben reiben, ja was haben sie denn mit uns zu schaffen, mit einem unter Druck und Kampf heranwachsenden Geschlecht, mit aufstrebenden Kräften, mit Anfängen und Versuchen? Ihre Namen laufen uns täglich durch die Finger, und mit rührender Dienstfertigkeit

rennen wir jeder neugemalten Wand nach, jedem trauernden Juden, jeder thörichten Jungfrau. Wir aber bleiben ihnen, den anerkannten Meistern ihrer Kunst, fern und fremd, wir, nur Schüler in der unsern; an unsern kleinen Leiden und Freuden betheiligt sich ihre göttliche Ruhe nicht, ihre infallible Exclusivität, ihre großartige Einseitigkeit verkehrt mit den Classikern und mit der Bibel, und es steht ihnen thatsächlich fest, daß Deutschland keine Poesie und keine Literatur mehr hat. Sie brauchen uns, wozu wir eben gut genug sind, zum Heroldsamt in der Journalistik; wir haben die Erlaubniß, ihnen voranzuschreien: date viam, und zum Danke winken sie uns gnädig mit der Hand, zur Entlassung, wenn die Straße offen geworden ist.

Große, stolze, schöne Schwester, der die öffentliche Meinung überall Thor und Thüren aufschließt, der sie in zahllosen Salons und Vereinen Gelegenheit gibt, sich zu produziren, die Könige an ihren Thron rufen und mit ihren Orden schmücken, bist du denn wirklich um so vieles größer, stolzer, schöner als die Stiefschwester, oder nur um so weniges glücklicher, wenn das Glück heißen darf?

Ich habe den Salon in Brüssel besucht, die Ateliers in Antwerpen, die kleine Ausstellung „Arti et amicitiæ" in Amsterdam, gleichzeitig mit den alten Galerien im Haag, in Amsterdam, in Brüssel, in Antwerpen, in Gent, in Brügge. Wenn das, was ich gesehen habe, einen Fortschritt in der edlen Malerkunst beurkundet, so will ich Gott danken, daß meine Kunst, die Poesie — anch'io! — nicht also fortgeschritten ist. Vor meinen Augen stehen sie noch, gewaltig und gebietend, die ernsten, alten, großen van Eyck, Hemling, Rubens, Potter, Rembrandt, Dow, Ruysdael, und wie sie alle heißen mögen; sie werden stehen, wenn das bunte Farbengemisch und Gestaltengewirr der Neuen längst verschwommen ist und zerronnen. Ei, was habt ihr denn gethan und erreicht seit zwei oder drei Jahrhunderten, daß ihr uns von einer flämischen Wiedergeburt reden wollt, von einer neuen Kunstära, einer anders noch goldenen als in eurem Ehrensolde? Zeigt mir doch erst einmal solche Menschengesichter, wie sie die Schützengilde, die Anatomie, die Nachtwache aufweisen, eine so warme, behagliche, durch und durch erfüllte Stimmung, wie sie aus jenen kleinen Landschaften strahlt und klingt, nur ein so tüchtiges Vieh, wie Paul Potter und Franz Snyders gemacht haben, ich weiß nicht vor wie langen Jahren!

Arti et amicitiæ! Ja, die Amicitia seh' ich wohl, allein wo ist die Ars? Es ist wahr, das ist nur ein kleiner Privatsalon, für Schüler vielleicht, für Anfänger. Da hängen Porträts, die einen Abscheu vor der menschlichen Physiognomie erwecken, Erdenklöße, denen eine Kleinigkeit fehlt, um Menschen zu seyn, der göttliche Hauch, der sie anbläst, daß sie leben. Mich friert vor diesen ewigen Winterlandschaften, neben schlittschuhlaufenden Holländern, vor holzfahrenden Bauern im verschneiten Forst. Ach ja, ihr malt das durchsichtige Eis wunderschön, Mynheer Koekkoer, Mynheer van Haanen, aber ihr malt das nun Jahr aus, Jahr ein, immer dieselben nackten Baumstämme, dieselben rauchenden Kamine, dieselben Pelzhandschuhe, und ich habe sie schon so oft gesehen, wo ein Kunstmarkt eben aufgeschlagen stand, in Düsseldorf, in Frankfurt, in Magdeburg, in Kassel. Mich reizt dieser gewaltsame, erlogene Humor nicht mehr zum Lachen, und euer groteskes Genre däucht mich eine schale Goliath-Bouffonerie, wenn ich es an zwei winzige Davide des alten Bundes halte, an David Teniers und an David Ryckaert. Nein, ihr müßt uns nicht von Fortschritt reden, wenn ihr euch immer im Kreise herumdreht; wißt ihr aus „Faust," „wie junge Katzen" . . und so weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Giftmordes.

(Fortsetzung.)

In Folge der von der Spara und ihren Mitschuldigen abgelegten Geständnisse wurden noch viele vornehme Einwohner Roms beiderlei Geschlechts theils mit dem Tode, theils mit ewiger Verbannung bestraft, worauf Papst Alexander alle Acten dieser Rechtsverhandlungen, damit das schlimme Geheimniß der Giftbereitung nicht weiter verbreitet würde, in der Engelsburg verschließen ließ.

Es ist indessen wahrscheinlich, daß diese weise Maßregel ihren Zweck verfehlte, indem, wenige Jahre nach dem Tode der Spara, zu Neapel die Giftmischereien der Tophana mit den nach ihr benannten Tropfen, welche eine so furchtbare, beinahe fabelhafte Berühmtheit erlangt haben, ihren Anfang nahmen und man glauben darf, daß das Gift der Spara und das der Tophana in einerlei Mischung bestanden habe. Es wird selbst erzählt, Hieronyma Spara sey die Schülerin der Tophana in der Kunst, Gifte zu bereiten, gewesen; eine Nachricht, die indessen sehr wenig glaubhaft erscheint, da Keyßler die Tophana noch im Jahr 1730, also siebzig Jahre nach der Hinrichtung der Spara, in ihrem Asyle lebend angetroffen hat und sie als ein altes, aber sehr lebhaftes Mütterchen beschreibt. Sie müßte in diesem Falle wenigstens ganz frühe eine Meisterin ihrer Kunst geworden seyn.

Digitized by Google

Die tödtliche Mischung der Tophana ist das unter dem Namen aqua Tophania — acqua della Tophana — acquetta di Napoli, auch bloß aquetta bekannte flüssige Gift, welches ohne Farbe, Geruch und Geschmack gewesen seyn und sich völlig wie klares Quellwasser verhalten haben soll. Dieses Gift, so wird erzählt, habe in der geringen Gabe weniger Tropfen eine sichere und unausbleiblich tödtliche Wirkung geäußert und nicht die geringsten Spuren der Vergiftung zurückgelassen. Tophana habe die Wirkung ihrer Tropfen so ausstudirt gehabt, daß sie dieselbe, je nach der Körperbeschaffenheit des zu Vergiftenden, binnen Kurzem oder erst nach Monaten und Jahren eintreten lassen konnte und ihre Berechnungen ganz genau eintrafen. Habe sie die Gabe des Giftes auf einen langsamen Tod eingerichtet, so sey das Opfer an einer schmerzlosen Verzehrung aller Lebenskraft langsam, aber unrettbar dahingeschwunden. Tophana pflegte das nach ihr benannte Gift unter dem Namen des Wassers des heiligen Nicolas de Bary auszutheilen und zu versenden, indem neben der Kapelle, wo die Gebeine des genannten Heiligen ruhen, ein Brunnen fließt, dessen Wasser im Rufe wunderthätiger Heilkräfte stand. Als Wasser des heiligen Nicolas wurde die Aqua Tophana in die fernsten Gegenden Italiens ausgeführt und diente dazu, viele Hunderte von Menschen zu vergiften. Als die Giftmischerin endlich von der Obrigkeit ergriffen worden und die gerechte Strafe für ihre langjährigen Verbrechen erhalten sollte, flüchtete sie im Jahr 1709 in ein geistliches Asyl, wo Keyßler sie noch 1730 sah, weil die Heiligkeit des Zufluchtsorts ihr Schutz gewährte. Endlich jedoch ließ sie der Vicekönig, General Daun, in ihrem Asyle ergreifen, festsetzen und später hinrichten. Die Indiscretion der Richter veröffentlichte aber, wie Gayot de Pitaval bemerkt, das Geheimniß der Zubereitung der Aqua Tophana, und dieses verderblichste der Gifte ward noch lange Jahre nach dem Tode der Erfinderin in Neapel verfertigt und zum Morde angewendet.

Nichts desto weniger aber ist es ein völliges Geheimniß geblieben, aus welchen Stoffen diese tödtliche Flüssigkeit dargestellt wurde, und es herrschen hierüber die verschiedenartigsten Meinungen. Archenholz in seinem England und Italien hält sie für eine Zubereitung aus Opium und den spanischen Fliegen; Haller, Pol, Hasenmann und Löbel meinen dagegen, die Aqua Tophana habe in nichts als einer gesättigten Arsenikauflösung bestanden. Diese Meinung wird besonders durch einen Brief des Doktors v. Garelli, Leibarzts Kaiser Karls VI., der damals König beider Sizilien war, an den berühmten Friedrich Hoffmann vom Jahr 1719 bestätigt. Garelli schreibt in diesem Briefe, er habe von dem Kaiser selber erfahren, die Aqua Tophana sey eine Auflösung des oxydirten Arseniks im destillirten Wasser einer unschuldigen Pflanze, des Cymbelnkrauts — Antirrhinum Cymbalaria — gewesen. Andere halten wieder Bleisalze für die Hauptingredienzien dieses Giftes, und einem Chemiker in Böhmen soll es, wie Erndl erzählt, gelungen seyn, aus ihnen ein Gift darzustellen, welches in jeder Beziehung der Aqua Tophana gleich kam und unter denselben Erscheinungen den Tod damit vergifteter Thiere herbeiführte. Halle behauptet sogar, die Tropfen jener neuern Locusta seyen durch Destillation aus dem Schaum, der sich vor dem Munde auf eine Tafel gespannter und durch Kitzeln zu Tode gequälter Menschen ansammelt, und aus ihrem Angstschweiße bereitet worden.

Ganz abgesehen davon, ob diese Erzählung historisch begründet ist oder nicht, ist es eine durch mehrere Beispiele genügend bestätigte Erfahrung, daß Gemüthsbewegungen auf ihrer höchsten Höhe im Stande sind, die milden Säfte des lebendigen menschlichen Körpers in das tödtlichste und schnellwirkendste Gift umzuwandeln. Hier nur zwei Beispiele. Rudolphi erzählt in seiner Physiologie, daß ein Mann, der kurz vorher einen furchtbaren Aerger überstanden hatte, sich zufällig mit den Zähnen einen Finger verletzt habe und augenblicklich unter den Zeichen einer heftigen Vergiftung zu Boden gestürzt und bald nachher gestorben sey. Aehnlich ist die Mittheilung des Medicinalraths Tourtual zu Münster aus seiner eigenen Erfahrung. Eine Frau sieht, während sie ihr gesundes einjähriges Kind stillt, ihren Mann in Gefahr, von einem betrunkenen Soldaten mit dem Säbel verletzt zu werden. Voll Angst wirft sie das Kind in die Wiege und stürzt zwischen die Streitenden, als auch schon andere Bewohner des Hauses den Soldaten ergreifen und fortschleppen. Die Frau setzt sich wieder hin, um im unterbrochenen Stillen ihres Kindes fortzufahren; das Kind aber hat kaum einen Zug gethan, als es die Brust losläßt und unter den heftigsten Convulsionen in wenigen Minuten seinen Geist aufgibt.

Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes sich über seine Ansicht von der Zusammensetzung der Aqua Tophana aussprechen sollte, würde er Blei, besonders das essigsaure Oxyd dieses Metalls, und Präparate aus dem Aconitum für ihre Hauptbestandtheile erklären. Die Wirkungen der Bleisalze auf den menschlichen Körper werden von ähnlichen Erscheinungen eines langsamen, wenn gleich nicht schmerzlosen Dahinschwindens begleitet, wie solche bei den Vergiftungen mit der Aqua Tophana geschildert werden. Das Blei gehört zu den Metallen, welche dem Leben des Menschen am allerfeindlichsten sind, und eben so bestimmt bei kleinen, oft wiederholten Dosen allmälig und auf eine schleichende Weise, als in großer Gabe schnell und gewaltsam den Tod herbeiführen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Fortsetzung.)

Schulanstalten. — Bevölkerung. — Alte Klöster.

Es hat in Breslau nie an namhaften Gelehrten gefehlt, und Wolf, Garve und Schleiermacher, welche hier geboren wurden, sind mit deutschem Ruhme gekrönt; bis in die neueste Zeit aber, welche die Wissenschaft nicht als bloßen Selbstzweck, sondern als Intelligenzmittel zu allseitiger Lebensförderung in Anspruch nimmt, mangelte dabei mehr als anderwärts der rechte Geist der Oeffentlichkeit, der unter allen Klassen der Gesellschaft eine fruchtbringende Bildung harmonisch zu verbreiten strebt. Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur scheint dieses edle Ziel im Auge zu haben; allein die todte Wortgelehrsamkeit in mikrologischem Gedächtniß- und Forschungskrame findet dabei noch die rüstigsten Vertreter, und die wirklich produktiven Geister hatten zu allen Zeiten, wie noch heute, einen schweren Stand. Sie konnten, im beständigen Kampfe mit der unfruchtbaren Negation, nur einen geringen positiven Einfluß auf das Volksleben zu dessen erhöhtem Bewußtseyn und zeitgemäßer Entwickelung gewinnen, wo die zähe, nachhaltige Indolenz des Slaventhums noch mitten in der Germanisation des Ländchens, so wie dessen äußerste geographische Lage auf der deutschen Karte bisher den langsamen Kulturfortschritt verschuldet haben. Erst jezt scheint mit einer frischern Strömung der provinziellen Tagesliteratur ein neuer Volksgeist, der Geist der Intelligenz, zu erwachen, worin Schlesien bisher den übrigen deutschen Ländern nachstand.

Breslau besizt eine Menge guter Schulanstalten. Es zählt vier Gymnasien, eine höhere Bürgerschule, eine Kunst-, Bau- und Handwerksschule, verschiedene Seminarien, eine Menge Elementar- und einige Kleinkinderschulen. Das katholische Gymnasium ist ein von der alten Universität der Jesuiten abgezweigter Ueberrest, und sein 1856 verstorbener Rektor Köhler war der lezte des Ordens, den die Regierung nicht aufhob, sondern allmählich durch Modifikationen absterben ließ. Das evangelische Gymnasium zu St. Elisabeth ist das älteste, und war als solches seit 1525, als Trivialschule jedoch schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts vorhanden, wie das zu St. Magdalena. Leztere Schule wurde 1766 zu einem Realgymnasium erhoben, welches namentlich unter dem gelehrten Manso aufblühte, wie jene unter dem originellen Arletius, Lieberkühn und Scheibel. Die zu St. Magdalena vorhandene Gemäldesammlung, ein Geschenk des Rathspräses Albrecht v. Säbisch an die Stadt, ist die vorzüglichste und bedeutendste Breslaus. Sie enthält eine Menge werthvoller Originale aus der italienischen, niederländischen und deutschen Schule, daneben eine besonders schätzbare Kupferstichsammlung von 56 Bänden und eine Menge Kunstsachen aus Wachs und Elfenbein. — Das reformirte Gymnasium besteht seit 1765 als Realschule, worauf 1776 der große Friedrich sie zu einer königlichen Anstalt unter dem Namen Friedrichsschule erhob.

Das religiöse Leben Schlesiens vereinigt seine hier und da ziemlich bestimmt gesonderten Elemente in der Hauptstadt, unter gegenseitiger Duldung der Parteien, zu erfreulicher Harmonie. Der Katholicismus erscheint hier keineswegs als das herrschende Princip, wie man es an diesem Sizze eines Fürstbischofs wohl vermuthen könnte. Obgleich noch einmal so viel katholische als evangelische Kirchen vorhanden sind, besteht doch die christliche Einwohnerzahl zu mehr als zwei Drittheilen aus Protestanten. Die wesentlichste Ursache davon ist in der frühen Begünstigung des Protestantismus zu suchen, der unter den ausgedehnten eisernen Privilegien der Stadt noch kräftigen Schuz fand, als die kaiserliche Gegenreformation durch Lichtensteiner Dragonaden im übrigen Schlesien sich geltend machte. Auch die spätern indirekten Bemühungen des Kaiserhauses für den Katholicismus waren in Breslau aus diesem Grunde von geringem Einfluß, worauf mit dem Eintritt der preußischen Periode die Entwickelung des protestantischen Elements wieder völlige Freiheit und in der Bureaukratie große Unterstüzung erhielt. In der neuern Zeit hat auch das Judenthum unter der gesezlichen Begünstigung vom Jahr 1812 einen sichtbaren Aufschwung genommen, und es ist die Emancipation desselben dem Wesen, wenn auch nicht dem Namen nach, bereits dergestalt vorhanden, daß die christlichen Interessen dadurch sogar auf's Ernstlichste bedroht sind. — Die lezte Civilaufnahme der Einwohner im Jahr 1841 hat 92,505, und die Militäraufnahme 5616 ergeben, mithin die Gesammtzahl von 97,921. Davon gehören der evangelischen Kirche 63,552, der katholischen 28,636, und der jüdischen Confession 5733 Personen an.

Breslau ist reich an alten Kirchen und aufgehobenen Klöstern, welche einen Maßstab für die ehemalige Blüthe des hiesigen Mönchthums geben, und seit 1810 zu Amtslokalen für verschiedene Zwecke der Verwaltung, der Wissenschaft und öffentlichen Wohlthätigkeit benuzt werden. So z. B. ist das Klostergebäude zu St. Vincent, wo einst der heftige Bischof Ranker den König Johann von Böhmen in den Bann that, jezt der Sizz des Oberlandesgerichts; das stattliche Sandstift enthält die königliche und Universitätsbibliothek, und die Gebäude des Katharinenklosters wurden den königlichen Medicinalanstalten der Provinz, so wie dem anatomischen Theater und Museum eingeräumt. Die Spezialgeschichte erzählt aus der Zeit der Reformation manchen interessanten Zug des Mönchslebens, das zum Theil in die ärgste Profanation des Heiligsten, dem es dienen sollte, ausgeartet war. — Von den zahlreichen Mönchsorden Breslaus bestehen nur noch drei, deren Zweck nächst dem Gebete auch auf eine bestimmte nüzliche Werkthätigkeit gerichtet ist. Es sind die der barmherzigen Brüder, der Elisabethinerinnen und Ursulinerinnen, von denen die ersten beiden sich mit Krankenpflege beschäftigen, der leztere Orden aber eine weibliche Unterrichtsanstalt unterhält. So hatte schon in diesen lezten, edelsten Nachwüchsen des Mönchthums der praktische Geist über die Gebetszwecke gesiegt, denen so große materielle Mittel dienstbar waren, und in erfreulichem Widerspruche mit ihnen steht die profane Regsamkeit der Gegenwart in den übrigen alten Klostergebäuden, diesen imposanten Denkmälern des einigen christlichen Elements, das eine so breite Grundlage für die Geschichte wurde. Wie gewaltig aber auch die idealen Irrthümer seyn mögen, welche in dieser Zeitrichtung die reale menschheitliche Entwickelung verzögerten, es dürfen ohne Ungerechtigkeit in den Klöstern nie die ältesten Pfleger der Kultur übersehen werden.

Im nächsten Briefe besprechen wir die interessantesten unter den zahlreichen kirchlichen Gebäuden der Stadt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. November 1842.

On n'avait point emploié le poison, cette vengeance des lâches dans les horreurs de la guerre civile. Ce crime, par une fatalité singulière, infecta la France dans le temps de la gloire et des plaisirs qui adoucissent les mœurs, ainsi qu'il se glissa dans l'ancienne Rome aux plus beaux jours de la republique.

Voltaire.

Zur Geschichte des Giftmordes.

(Schluß.)

Daß das Aconitum, welches nach Theophrast und Dioscorides bei den Giftmischereien des Alterthums eine so bedeutende Rolle spielte, das ganze Mittelalter hindurch zu mörderischen Zwecken in Anwendung gebracht und deßhalb aller Wahrscheinlichkeit nach auch später von der Hieronyma Spara und der Tophana nicht außer Acht gelassen wurde, geht aus der Sorgfalt hervor, mit welcher mehrere italienische Fürsten während des sechzehnten Jahrhunderts bemüht waren, sich ein sicheres Gegenmittel gegen die giftige Wirkung dieser Pflanze zu verschaffen.

So erzählt Matthiolus, der berühmte Commentator des Dioscorides, Papst Clemens VII. habe den Befehl gegeben, ein von dem Chirurgen Gregor Caravita erfundenes Oel, welches als Gegenmittel gegen alle pflanzlichen und thierischen Gifte dienen sollte, an zwei Verbrechern zu erproben. In seiner, des Matthiolus, Gegenwart, seyen nun im November des Jahrs 1524 auf dem Capitol zweien zum Tode verurtheilten Missethätern mit Aconitum vermischte Kuchen zu essen gegeben worden. Der eine der Verbrecher, welcher die größte Gabe des Giftes bekommen, sey sogleich unter die Aufsicht von Aerzten gestellt und drei Tage hindurch mit jenem Oele eingerieben worden, auch in Folge dieser Behandlungsweise, obgleich unter furchtbaren Erscheinungen eines Kampfes zwischen Leben und Tod, wieder genesen. Der andere Verbrecher dagegen, dem man viel weniger von den vergifteten Kuchen gereicht, aber ihn nicht mit dem Antidotum des Caravita behandelt, sey nach drei Stunden gestorben. Aehnliche Versuche mit dem Aconitum stellte Matthiolus im Jahre 1567 zu Prag auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich an zwei ebenfalls zum Tode verurtheilten Verbrechern an, als der genannte Fürst ein Pulver erhalten hatte, welches als Gegenmittel gegen die schädliche Wirkung des Aconitum, ja selbst des Arseniks sehr gerühmt wurde. Der eine von ihnen, welcher das gerühmte Pulver als Gegengift bekommen hatte, starb, während der andere, den man mit Bezoar, in weißem Weine aufgelöst, nachbehandelte, mit dem Leben davon kam. So weit Matthiolus.

Außerhalb Italiens hat die Giftmischerei nie größeres Aufsehen erregt, als zu Paris während der lezten Hälfte der Regierung Ludwigs XIV., wo Marie Marguerite d'Aubry, verheirathete Marquise de Brinvilliers, die Medea der modernen Zeit, im Verein mit ihrem Geliebten Godin La Croix, den Tod durch Gift in ihrer näheren und ferneren Umgebung verbreitete. Die merkwürdige

Digitized by Google

Geſchichte dieſer großartigen Verbrecherin, welche, oft bloß aus Freude an dem Experiment, weder ihre eigenen Eltern noch die Kranken des Hoſpitals verſchonte, denen ſie vergiftete Suppen zukommen ließ, findet ſich in dem erſten Bande der causes célèbres von Pitaval, ſo wie in den Briefen der Madame de Sevigné an ihre Tochter, iſt von Theodor Hoffmann auf geiſtreiche Weiſe ſeiner bekannten Erzählung, „das Fräulein von Scudery," eingeſchaltet und auch von Hitzig und Wilibald Alexis in die von ihnen neuerdings unter dem Titel des „neuen Pitaval" veranſtaltete Sammlung merkwürdiger Criminalrechtsfälle aufgenommen worden, ſo daß ſie als hinlänglich bekannt übergangen werden kann.

Die Marquiſe de Brinvilliers wurde am 16ten Juli 1676 verbrannt, nachdem ſie durch die Liſt des Marechauſſéebeamten Desprais aus dem Kloſter zu Lüttich gelockt worden war, in welches ſie ſich geflüchtet hatte, als nach dem Tode ihres Geliebten La Croix ihre Verbrechen an das Licht kamen. Das Gift, deſſen ſie ſich bediente und in deſſen Zuſammenſetzung beſonders La Croix eine außerordentliche Virtuoſität erlangt hatte, hat unter dem Namen des poudre de succession eine furchtbare Berühmtheit erlangt. Wie außerordentlich fein und durchdringend es war, geht aus dem Tode des La Croix ſelbſt hervor, welcher dadurch augenblicklich ſtarb, daß ihm die gläſerne Larve, deren er ſich bediente, wenn er die tödtlichen Subſtanzen miſchte, vom Geſichte fiel und ſo der Staub und die ſubtilen Ausdünſtungen des Giftes in ſeine Lungen gelangten.

Die Giftmiſchereien in Paris hörten mit dem Tode der Brinvilliers keineswegs auf, ſondern beunruhigten nach wie vor die öffentliche Sicherheit. Der König ſezte deßhalb einen eigenen Gerichtshof ein, die chambre ardente — nach Analogie eines unter König Franz I. eingerichteten geiſtlichen Inquiſitionstribunals — welcher ſich einzig und allein mit Unterſuchung und Beſtrafung der Giftmiſchereien beſchäftigen ſollte. Der Verdacht dieſer Behörde lenkte ſich beſonders auf zwei Weiber, Voiſin und Vigoureux, von denen die erſtere Hebamme war, aber als Wahrſagerin und Verkäuferin von Liebestränken ſich des Beſuchs und Zuſpruchs der vornehmſten Herren und Damen des Hofes erfreute. Die chambre ardente, welche nur zu ſehr von den Privatleidenſchaften des Miniſters Louvois und der damals allmächtigen Favorite, der Marquiſe de Monteſpan beherrſcht wurde, verfolgte nicht nur die genannten beiden Weiber, ſondern auch Alle, ſelbſt die Vornehmſten, welche irgend wie, ſelbſt auf die unſchuldigſte Art, mit ihnen in Berührung getreten waren, mit unerbittlicher Strenge. So konnten die Gräfin von Soiſſons ſo wie die Herzogin von Bouillon ſich der Beſtrafung nur durch die Flucht entziehen, und den Marſchall von Luxemburg ſchüzten weder ſein erlauchter Name noch die größten militäriſchen Verdienſte vor der Schmach, auf den bloßen Verdacht, daß er die Voiſin beſucht habe, mehrere Monate in der Baſtille zubringen zu müſſen. Im Jahre 1680 wurden die Voiſin und Vigoureux lebendig verbrannt und die chambre ardente, welche mit beiſpielloſer Härte und oft willkührlich verfahren war, zur größten Freude der Pariſer Einwohnerſchaft aller Claſſen geſchloſſen.

Woraus das poudre de succession beſtanden habe, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, indem Ludwig XIV. die hierauf bezüglichen Prozeßakten der Brinvilliers und Voiſin vernichten ließ. In dem Nachlaſſe des La Croix fand man außer einer bedeutenden Quantität ſchon fertiger Gifte in Pulvern und in flüſſiger Form, deren Beſtandtheile die unterſuchenden Medicinalperſonen nicht zu ermitteln vermochten, Sublimat, Opium, Spießglanzkönig und römiſchen Vitriol. Die Leichen der durch das Succeſſionspulver Vergifteten zeigten eben ſo wenig Spuren davon, als dieß bei der Acqua Tophana der Fall war. Man vermuthet indeſſen aus den Symptomen, unter denen die Opfer der Brinvilliers ſtarben, daß Blei- und Arſenikpräparate in ihren Giften eine Hauptrolle ſpielten. Eine Zeit lang glaubte man in Paris ſogar, das poudre de succession habe in dem Staube fein gepulverter Diamanten beſtanden, über welche Anſicht ſich noch Voltaire in ſeinem siècle de Louis quatorze luſtig macht.

In neuerer Zeit ſind bei weitem die meiſten Verbrechen der Vergiftung durch den orydirten Arſenik begangen worden. Trotz der ſtrengen Polizeibeſtimmungen, welche in allen civiliſirten Staaten gegen den Verkauf dieſes fürchterlichen Giftes an nicht autoriſirte und zuverläſſige Perſonen gerichtet ſind, und von denen die erſte und ausführlichſte am 13ten Auguſt 1682 von Ludwig XIV. erlaſſen wurde, iſt es der verbrecheriſchen Abſicht doch noch immer leicht genug, ſich dieſes Gift, welches mannigfache techniſche Anwendung findet, in hinreichender Menge zu verſchaffen. Arſenik war es, deſſen ſich die berüchtigtſten Giftmiſcherinnen der neueſten Zeit, die Geheimeräthin Urſinus in Berlin, die Gottfried in Bremen und Marie Lafarge in Frankreich bedienten, wenn anders die leztere des Verbrechens, ihren Gatten vergiftet zu haben, obgleich dafür verurtheilt, auch wirklich ſchuldig iſt.

Soweit dieſe Skizze einer Geſchichte des Giftmordes. Es wird dem Leſer aufgefallen ſeyn, daß die meiſten und ausgedehnteſten Verbrechen dieſer Art, welche von der Geſchichte wie von den Annalen der peinlichen Rechtspflege aufbewahrt werden, von Frauen begangen worden ſind. Man ſucht den Grund hievon gewöhnlich darin, daß angeborene Furchtſamkeit und Mangel an Muth das ſchwächere Geſchlecht abhalten, ſich in offener Gewaltthätigkeit der Waffen des Mannes zu bedienen, und ihm deßhalb das Gift willkommener erſcheine, weil es mit

Digitized by Google

demſelben, von Haß und Leidenſchaft entflammt, heimlich und aus der Ferne, obgleich nicht weniger ſicher treffen und tödten könne. Dieſe Erklärung aber genügt wenig für eine Erſcheinung, die von der tiefſten pſychologiſchen Bedeutung iſt, und der Verfaſſer behält ſich vor, ſeine Anſichten hierüber an einem andern Orte ausführlich darzulegen. Dr. M.

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

In Brüſſel und in Antwerpen, in Belgien überhaupt findet ſich ſchon ein ernſterer Wille, eine tüchtige, ausgeſprochene Richtung. Dieſe Provinzen, die nun Jahrhunderte lang wie ein Spielball aus einer Hand in die andere geflogen ſind, ringen nach Selbſtſtändigkeit und Nationalität in jeder Offenbarung ihres verjüngten Lebens. Sie wollen weder rechts noch links anknüpfen, weder an Hochdeutſches noch an Wälſchfranzöſiſches, ſie greifen in ihr eigenes Mittelalter zurück, in das große, reiche Städteleben Belgiens, in die Herrlichkeiten von Gent, Brügge, Mecheln, Antwerpen. Wie die junge flämiſche Poeſie immer und ewig ein Paradepferd reitet, die Egmontsgeſchichte in hundert neuen Bearbeitungen, ſo kehrt die junge flämiſche Malerei immer und ewig auf ihren geſtorbenen Meſſias zurück, auf Peter Paul Rubens. Dieſer Mann, ich beuge mich in Demuth vor ſeinem Namen, wie ich in Demuth an ſeinem Grabe in der Jakobskirche zu Antwerpen geſtanden habe. Ja, er muß ein Univerſalgenie geweſen ſeyn: ſieben Sprachen reden und ſieben Künſte treiben, heute Profangeſchichte malen und morgen Mythologie und übermorgen Heilige, heute ein wildes Thier und morgen einen zahmen Rathsherrn, heute eine See im Sturm und morgen ein Blumenſtück mit Käferlein, den Michel-Angelo und den Rafael in ſeine Zeichnung hereinziehen, das magiſche Helldunkel Correggios und den Farbenreichthum Paolos von Verona ſich aneignen, Diplomat ſeyn und Künſtler, Schriftſteller und Weltmann: welcher Geiſt und welches Leben! Schreit Zeter über mich, wenn ich deſſen ungeachtet die ſchroffe, ſtrenge Einfalt meines deutſchen Eyck und die göttliche Grazie deſſen von Urbino viel inbrünſtiger liebe und anbete. Verketzert mich, wenn ich an dieß zinnoberrothe Fleiſch nicht glaube, dieſe verrenkten und durcheinander geworfenen Figuren nicht ſchön finde, wenn ich Uebertreibung erkenne, wo ihr Kühnheit, Unmaß, wo ihr Fülle, Unwahrheit, wo ihr Genie. Ich bin ein ſchwacher, ein eigenſinniger, ein beſchränkter Kopf, und wenn ich nur das Eine von ihm wüßte, daß er zweitauſend Werke zurückgelaſſen, ſeine Schriften ungerechnet, es würde mir genug ſeyn, an ſeiner Göttlichkeit zu zweifeln. Ueppigkeit iſt keine Fruchtbarkeit, Verſchwendung noch nicht Reichthum. Alsdann: Peter Paul Rubens iſt nun zweihundert Jahre todt. Ihr ſollt uns dieſen Leichnam eines großen Menſchen nicht galvaniſiren, um ſeine Zuckungen für euer Leben auszugeben. Malt mir noch ſo viele Rubens'ſche Pferde, noch ſo reiches, rothes, rüſtiges Rubens'ſches Fleiſch, noch ſo wirre, wüſte, wilde Rubens'ſche Gruppen, und ihr habt doch nicht eine neue flämiſche Kunſt geſtiftet, doch nicht geſchaffen, ſondern nur kopirt, doch nicht neu geboren, ſondern nur wiederholt. Die großen Schlacht- und Aufruhrgemälde von Wappers und de Keyſer, welche das Ständehaus in Brüſſel ſchmücken, ſind vortrefflich gemalt, wirkſam, kühn, breit und heiß; aber ich ſuche vergebens nach neuen Ideen, nach einer Tiefe der Conception und Compoſition, nach Inſpiration. Die Kunſtmittel handhaben wie ein Meiſter, iſt nicht Meiſter in der Kunſt ſeyn, und ſo gewiß die Nachwelt Meyerbeer und Beethoven wird zu unterſcheiden wiſſen, Talent und Genie, oder Mendelsſohn und Haydn, Doctrin und Glauben, ſo gewiß geht ſie an dieſen großen Bildern, dann verblichen und nachgedunkelt, gleichgültiger vorüber als wir und ſchreitet zu dem wahrhaft Ewigen und wahrhaft Einzigen, zu der Kunſt auf ihrer abſoluten Höhe.

Ich bin ein leichter Menſch, ein fahrender Poet, ein Spazier- und Weltgänger, wie ihr es ſpöttiſch aufnehmt und uns zum Tadel nachſprecht. Ich weiß, daß meine Sendung und die von meines Gleichen nicht ausläuft auf mächtige, unſterbliche Reſultate, auf große Eroberungen und Errungenſchaften. Keiner von uns beſizt die Kraft dazu, und ihr leiht uns nicht die Zeit dafür. Unſere Aufgabe iſt eine undankbare und eine ſchwierige, die Tradition in uns erhalten, das Beſtehende fortſetzen, dem Kommenden vorarbeiten. Darin hilft uns Niemand als die eigene Rechte, wir gehen Jeder allein ſeinen dunkeln Weg, und die einzige Freude iſt uns, wenn uns hie und da Jemand darauf begegnet, der uns freundlich und innig die Hand ſchüttelt. Jedwede andere Kunſt verhält ſich beſſer und glücklicher zur Gegenwart, als die Dichtkunſt, und doch lebt in keiner, nein in keiner — und das eben war und iſt und wird ſeyn ihr Vorzug, ihre Höhe, ihre Einzigkeit! — in keiner lebt ſo tief und ſo klar das Bewußtſeyn ihrer Sendung, halb ein ſchmerzliches und gebeugtes für die Gegenwart, halb eine unerſchütterliche Hoffnung, ein trotziger Lebensmuth, eine göttliche Zukunftsgewißheit. Hier ſcheiden ſich unſere Wege: das iſt unſer Theil, das habt ihr nicht, ihr Maler, das habt ihr nicht, ihr Muſiker, das habt ihr nicht, ihr Steinmetzen. Ihr flüchtet in Vergangenes, in unwiderruflich Verklungenes, in Verlorenes. Ihr knüpft an einen Glauben an, den ihr ſelbſt

nicht besitzt, der nur in einzelnen, extravaganten, verzweifelten Sympathien sich zu erhalten trachtet. Ihr klammert euch fest aneinander in Richtungen und Schulen, in Akademien und Vereinen. Ihr bildet in mühseligem Studium euch eine vollendete Technik an, ohne zu bedenken, daß die Form zerbrechen muß, wo der Geist verschwindet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Theater.

Wie überall, wo es Theater gibt, bildet auch in London das Bühnenwesen einen stehenden Artikel der gesellschaftlichen Unterhaltung. Gleichwohl ist es ein Beweis für die mit der Dürre der Vegetation gleichzeitige Dürre auf dem Felde der Neuigkeiten, daß in vielen hiesigen Kreisen eine Zeitlang kaum etwas ernster und länger verhandelt worden ist als die Frage, ob Miß Adelaide Kemble noch Miß Kemble oder ob sie Mistreß oder Counteß Sartoris sey. Für jede Behauptung gab es Gründe. Seit Eröffnung des von ihrem Vater, Charles Kemble, in Pacht und Direktion genommenen Coventgardentheaters erscheint fortwährend auf den Anschlagzetteln Miß Adelaide Kemble in mächtigen Buchstaben. Der Vater, meinte man, müsse als Autorität gelten; aber nicht genug, daß die Zeitungen die Vermählungsfeier in Glasgow berichtet haben, — Miß Kemble und Herr Sartoris führen wirklich gemeinschaftlichen Haushalt. Graf oder nicht Graf? Die Tagespresse hat sich etwas weiß machen lassen und dann ein Gleiches ihren Lesern gethan, indem sie Herrn Sartoris einen spanischen Grafen nannte. Die Lösung der Frage besteht darin, daß zwar Miß Kemble Herrn Sartoris am Altare die Hand gereicht hat, aber noch bis Weihnachten ihren Mädchennamen gebruckt sehen will, und ihr Gatte einer vor Jahren aus Genf nach England übergesiedelten Familie angehört. Sein Vater, der Kaufmann gewesen, ist todt; dagegen lebt ihm ein Oheim, der nicht bloß reich, sondern auch Baron, und dessen präsumtiver Erbe der Neffe ist, und alles Räthselhafte erklärt sich daraus, daß der Ohm den wider seinen Willen geschlossenen Bund nur genehmigen will, wenn der Name Sartoris vom Theaterzettel wegbleibt, und daß die Tochter ihrem Vater als eine Hauptstütze seines Unternehmens bis Weihnachten ihre Mitwirkung zugesagt hat, eine Zusage, deren treue Erfüllung die Tochter schon deßhalb ehrt, weil der Vater durch den Glanz ihres vorjährigen Auftretens zu seinem Unternehmen veranlaßt worden, weil er mit Reichthum nicht gesegnet und das Mißlingen eines hiesigen Theaterpachts eine die persönliche Freiheit bedrohende Sache ist. Uebrigens wurde Charles Kemble mit Freuden an der Spitze von Coventgarden erblickt. Sechzig Jahre haben die Kembles dem Publikum lieb gemacht, ja sie haben während dieser Zeit fast ununterbrochen die englische Bühne beherrscht. Der Beifall, welchen die Siddons 1782 in Drurylane gewann, rief ihre Familie auf die Bretter, ihre gefeierten Brüder John und Stephen und ihre gefeierten Schwestern Whitelock und Twiß. Dann kam Charles Kemble mit Gattin, Brüdern, Schwestern, Schwägern und Kindern. — Charles Kemble eröffnete dießmal seinen Feldzug mit Norma, einer Oper, in deren Hauptrolle seine Tochter verflossenes Jahr goldene Lorbeeren erworben. Dieses Jahr scheint ihr das nicht glücken zu wollen. Sie wurde rauschend begrüßt, aber der Beifallssturm verrauschte schnell; und ließ sich auch nicht behaupten, daß sie weniger gut singe und spiele, so erklärte sich doch die Mehrheit mit ihrer Norma weniger zufrieden und verlangte eine andere Oper. Semiramis, zum erstenmale in englischer Version, trat an die Stelle. Dieß ist der zweite Versuch, eine große italienische Oper zu englisiren. Norma machte den Anfang, und das Gelingen des Versuchs galt für eine thatsächliche Widerlegung derer, welche behaupteten, es sey unmöglich, die weichen Melodien Italiens mit der starren Sprache Englands in Einklang zu bringen. Man meinte, es heiße Steine und Felsblöcke in einen ruhigen Strom werfen und erwarten, daß er gleich ruhig fortgleite. Vergebens sagte man dem Publikum, daß es in Norma nicht die englische Version, sondern die Persönlichkeit der Sängerin beklatsche. Das zeigt sich jezt als Wahrheit. In demselben Grade, in welchem der Enthusiasmus für die Sängerin, ist der für die Oper erkaltet. Semiramis dürfte kein Gegenbeweis werden. Es ist dieß eine schwerere Oper als Norma und einem englischen Publikum noch unverständlicher. Zieht sie demungeachtet an, so verdankt sie dieß einer Aeußerlichkeit und einem Zufalle, nämlich dem unermeßlichen Pomp, womit sie in Scene gesezt worden, und dem Debüt der Mistreß Alfred Shaw. Diese ist siegreich gegen Miß Kemble aufgetreten und ihr Talent erregt in der hiesigen musikalischen Welt bedeutendes Aufsehen; dem Kontinent ist sie bereits vortheilhaft bekannt. Ihr Verhältniß zur Kemble möchte sich so stellen, daß leztere die Kunstgewandtere, jene die von der Natur Begünstigtere ist. Indessen scheint es nicht, als solle die gehegte Besorgniß sich bestätigen, daß die Direktion über der Oper das Drama vergessen werde. Von einem ungenannten Verfasser hat sie ein Stück zur Aufführung gebracht, das zu den bessern der Neuzeit gehört. Schon daß in Love's sacrifice, or the rival merchants, wie das Stück heißt, die Einheit der Leidenschaft festgehalten, daß es eine Leidenschaft ist, um welche alle Sympathien sich gruppiren, erweckt für den Verfasser die günstige Vermuthung, daß er dieses sine qua non eines guten großen Dramas begriffen habe. Und mit glücklicher Wahl hat er die reinste und stärkste Leidenschaft getroffen, deren das menschliche Herz fähig ist, die von Selbstsucht freie, kein Opfer scheuende Liebe einer Tochter zu ihrem Vater. Der Schauplatz ist Paris unter der Regierung Ludwigs XI. Das ungewöhnliche Glück, welches die Vorstellung gemacht, verdankt sie keinen melodramatischen Knalleffekten. Die Theilnahme des Zuschauers knüpft sich an sehr einfache Begebenheiten, steigt fast mit jeder Scene, und findet sich durch das echt dramatische Ende nicht getäuscht. Die Sprache ist rein von Metaphern, die häufig um so wüthender applaudirt werden, je unsinniger sie sind. Sie begnügt sich, wahr, und, wo sie darf, poetisch zu seyn. Die Charaktere sind bis auf wenige Ausnahmen geschickt gezeichnet, und — was schon aus dem Gesagten folgt — es ist kein Kolos unter ihnen, zwischen dessen Beinen die Nebenpersonen durchkriechen müssen. Ohne daß irgend eine Person eigentlich als Kopie anzusprechen wäre, treten doch an jeder bisweilen Züge hervor, die Einem bereits anderswo vorgekommen sind; aber wie schnell würde die Unzufriedenheit mit den neuern Dramen sich vermindern, wenn ihnen blos dieß als Hauptfehler vorgerückt werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. November 1842.

O! my dear, my native soil!
For whom my warmest wish to Heaven is sent!
Long may thy hardy sons of rustic toil
Be blest with health and peace and sweet content!
R. Burns.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

Michael.

Eine Erzählung aus dem Hirtenleben von W. Wordsworth.

Lenkſt du von der Landſtraße deinen Schritt
Aufwärts den raſchen Bach von Greenhead Ghyll,
So wähnſt du wohl, es hab' mit ſteilem Pfad
Dein Fuß zu kämpfen, in ſolch jäher Höh
Starrt dir die Alp' entgegen hochgethürmt.
Doch ohne Furcht! denn um den lauten Bach
Haben geöffnet ſich die Berge all,
Und ſich geſchaffen ihr verborgnes Thal.
Zu ſehn iſt keine Wohnung; wer hieher
Den Wanderſchritt lenkt, findet ſich allein
Mit wen'gen Schafen, Stein und Fels, und Weihen
Die über'm Haupt ihm ſchweben hoch im Blau.
Das Aeußerſte der Einſamkeit iſt hier;
Auch ſpräch' ich Euch von dieſem Thälchen nicht,
Wär nicht Ein Gegenſtand, an dem man leicht
Unachtſam geht vorüber. Nah dem Bach
Zeigt ſich ein Haufen roher, derber Steine.
Und dieſer Platz — eine Geſchichte knüpft
Sich dran, die, von Ereigniſſen entblößt,
Doch, dünkt mich, für den winterlichen Herd
Oder den Sommerſchatten paßt. Die erſte
Der einfachen Geſchichten war's, die mir
Von Schäfern ſprach, von Thalbewohnern, Menſchen,
Mir lieb ſchon — freilich nicht um ihrer ſelbſt,
Um ihrer Fluren, ihrer Hügel willen,
Wo ihr Beruf und ihre Wohnung war.
Und dann hat die Geſchichte, wie ich noch
Ein Knabe war, und nicht nach Büchern fragte,
Doch die Gewalt ſchon der Natur empfand,
Durch des Naturintereſſe's ſanfte Macht
Zum Mitgefühl für Leiden mich geführt
Und Leidenſchaften, die mir ſelber fremd,
Und zum Nachdenken (unvollkommen zwar
Und flüchtig mocht' es ſeyn) über den Menſchen,
Und über Menſchenleben, Menſchenherz.
Drum will ich die Geſchichte, kunſtlos ganz
Und einfach, doch erzählen, zum Genuß
Für ein paar Herzen, treu noch der Natur,
Und, mit noch tiefrer Rührung, jungen Dichtern
Zulieb, die zwiſchen dieſen Bergen mich
Erſetzen werden, wenn ich nicht mehr bin.

In Grasmere Thal, da wo der Wald anſteigt,
Wohnte ein Schäfer, Michael war ſein Name;

Digitized by Google

Ein alter Mann, von Herz und Gliedern tüchtig.
Sein Körper war von jung an bis in's Alter
Von seltner Stärke; sein Gemüth war lebhaft,
Innig und nüchtern, tüchtig überall,
Und sein Beruf als Schäfer zeigt' ihn rüstig
Und wachsam, mehr als sonst die Menschen sind.
So hatt' er die Bedeutung aller Winde
Und Töne in der Luft erlernt, und oft,
Wenn's Andre nicht beachteten, hört' er
Des Südwinds unterirdische Musik
Der Sackpfeif' ähnlich, fern auf Hochlandsbergen.
Bei solchen Warnungen nahm seiner Heerde
Der Schäfer wahr, und sagte bei sich selbst:
„Die Winde geben mir jezt was zu schaffen!"
Und wirklich allemal rief ihn der Sturm,
Der Wanderer ein Obdach drängt zu suchen,
Hinan die Berge; ganz allein war er
Gestanden mitten in viel tausend Nebeln,
Die auf den Höhn ihn fanden und dort ließen.
So lebt' er, bis er achtzig überschritt.
Und gröblich irrte der, der glauben wollte,
Die grünen Thäler, Bach und Fels seyn je
Gleichgültig unsers Schäfers Sinn gewesen.
Die Trift, wo er mit heitrem Muth geathmet
Die allgemeine Luft; die Berge, die
Er rüst'gen Schritts erklommen oft, die ihm
Erinnrung weckten an so manchen Fall
Von Mühsal, Muth, Gewandtheit, Freud' und Angst;
Die, wie ein Buch, bewahrten das Gedächtniß
Von blöden Thieren, welche Rettung, Nahrung,
Und Schutz fanden durch ihn, dem solches Thun,
An sich schon lohnend, sichre Aussicht bot
Auf redlichen Gewinn; die Trift, die Berge,
Die seines Daseyns Wesen waren, mehr
Als selbst sein Blut — sie hatten, (konnt' es anders
Wohl seyn?) sich seines Herzens tief bemächtigt,
Sie gaben ihm bald unbewußter Liebe
Beglückendes Gefühl — das leise Glück,
Das im Gefühl des Lebens selber ruht.

Er hatte nicht einsam verlebt sein Leben;
Seine Genossin war ein redlich Weib,
Alt, ob zwar jünger zwanzig Jahr als er.
Sie war ein Weib von muntrer Rührigkeit,
In ihrem Haus ihr Herz, — Spinnräder zwei
Altväterische hatte sie, das große
Zur Wolle, für den Flachs das kleine; wenn
Das eine ruhte, ging das andre Rad.
Ein menschlich Wesen hatte noch im Hause
Das Paar, ein einzig Kind, ihnen geboren,
Als Michael, berechnend seine Jahre,
Selbst nachgerade dachte, er sey alt —
In Schäferart zu sprechen: einen Fuß
Im Grab schon hatte. Dieser einz'ge Sohn,
Dazu zwei muth'ge Schäferhunde, die
In manchem Sturme sich erprobt, der eine
Von unschätzbarem Werth, machten das ganze
Hauswesen aus. Behaupten darf ich keck,
Daß sie im Thal sprüchwörtlich waren wegen
Rastlosen Fleißes. War der Tag zu Ende
Und Sohn und Vater kamen heim, so hörte
Noch nicht die Arbeit auf — erst dann, wenn Alle
Sich zu dem saubern Tisch begaben, wo
Jedes mit seiner Supp' und magrer Milch
Sie um den Korb voll Haferkuchen saßen,
Und den geringen, selbstgemachten Käse.
Doch war das Mahl zu Ende, griffen Lukas
(So hieß der Knabe) und sein alter Vater
Zu solcher Arbeit noch, die sich am Herd
Verrichten ließ. Die Wolle für der Hausfrau
Spindel zu krämpeln, oder einen Schaden
An Sense, Flegel, Sichel auszubessern
Oder an anderm Haus- und Feldgeräth.

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Ihr werft euch dem Publikum mit zudringlicher Hast in die offenen Arme, täglich mit einer neuen Schöpfung ihm opfernd, Gemälde, Oper, Messe, Oratorium, Bildsäule, Denkmal, Alles auf Bestellung oder im Auftrage — ach! und ihr ahnt nicht, daß eben dieses Publikum, das euch und eures Geistes Kinder heißhungerig und nimmersatt verschlingt, die Arme um euch zusammenschließen wird, wie ein Moloch, euch zu erdrücken, wenn es euch nicht mehr mag. Ihr stürzt euch in den Abgrund vergangener Zeiten hinab, und indessen schreitet sie, deren Söhne auch ihr seyd, die Gegenwart, rastlos, unhörbar, zauberschnell vorüber, und wenn ihr erwacht aus classischen Träumen, aus mystischen Schwärmereien, dann wird sie lange, lange dahin seyn, an euch vorbei, und ihr werdet nur den zerrissenen, den gefallenen Schleier, die todte Hülse der aufgebrochenen Frucht, die graue Puppe des emporgeflogenen Tagfalters in den Händen halten.

Ob wir besser thun? wir, die wir vor dem Tage uns aufmachen, uns hineinstürzen in die kalten, kämpfenden Nebel der Skepsis, uns hinauswagen auf die schwanke, trügerische Brücke der Negation, unter welcher das Nichts

Digitized by Google

uns hohnlachend entgegenstarrt? Ob wir — aber nein, nichts von uns. Für wen denn, und warum?

Mich erfaßt eine tiefe, zornige Wehmuth, wenn ich an meine Geschwister in Deutschland, an die Maler, gedenke. Das große, berühmte Bild von Overbeck, sein Triumph oder der Triumph der Religion, ich weiß es nicht, das jüngste Gericht von Cornelius, die christlichen Fresken von Veit, die Madonnen und die Erlöser von Schadow, ich habe sie ja alle gesehen und gelobt und bewundert. Aber hat denn ihre Kunst nur Ein Antlitz, ein rückwärtsgekehrtes? Verzweifeln sie denn so ganz und gar an aller Historie, daß sie nur in dem Glauben sich wiederfinden? Wie es die Andern treiben, die Kleineren und die Jüngeren, welche Gedichte und Seufzer in Düsseldorf malen, so arm, daß sie von der fremden Kunst für die ihrige einen Stoff ausborgen, welche Landseen und Alpenhörner in München darstellen, fortwährend tiefblau, oder hochgrün, oder hellroth, oder dunkelgelb, welche Wachparaden verherrlichen in Berlin und die Galerie nachzüglerisch ausplündern in Dresden, wie endlich jene Glücklichen, die allmorgendlich die fette Kuh der Porträtmalerei ausmelken und von dem Hoflager kleiner Fürstinnen in die Tuchlager großer Judenweiber hausiren gehen — wie sie es treiben, mit Erfolg in ihrem Sinne treiben, mit Popularität und mit Virtuosität: nun, darüber verstumme das Urtheil der Gegenwart, wie das der Zukunft ihnen zum voraus schon verstummt. Gibt es in Deutschland einen Anlauf zu einer wahrhaft neuen Malerei, zu einer modernen Kunst, wenn dieses Wort nicht wie eine Verdächtigung und eine Denunciation klingt, so wird sie durch zwei Männer erst vertreten, durch Kaulbach in München, durch Lessing in Düsseldorf. Da sind neue Elemente, frische, straffe Intentionen, klare Anschauung der Geschichte, phantasiereiche Romantik in der Composition, kecke, geistvolle Freiheit in der Zeichnung. Eine Hunnenschlacht, eine Zerstörung Jerusalems, meinetwegen nur ein kleines, gedrucktes Blatt, das Narrenhaus: darin erkenne ich meine Zeit, darin fließt Blut, warmes Blut, wie in meinen Adern, darin kämpfen und ringen gebundene Titanenkräfte, darin liegt eine ganze Zukunft enthalten. Huß vor dem Concil: und wäre es nur die Wahl des Helden, wäre der Held nur ein Abbild, wie alle Gegner, wäre die Historienmalerei hier noch auf ihrer ersten und ursprünglichsten Stufe des Porträts, doch würde ich aus dieser Leinwand heraus die sausenden Fäden der Zeit spinnen und rinnen sehen, zusammenhängend mit dem großen, unsichtbaren, aber allwirksamen Webstuhle, den ihr Gott heißen möget oder Geist oder Geschichte, den ihr glaubt und den ich glaube, ihr nur außer euch, ich in mir.

Die Malerei in Frankreich — darf man sie denn nennen neben der stolzen, selbstbewußten Schwester in Deutschland, der demüthigen, frommen, ohne gleich zurückgewiesen zu werden mit den harten Worten Koketterie, theatralischer Aufputz, Unnatur? Gemach, ich bitte, gemach! Die Malerei in Frankreich hat, wie jede Kunst in diesem einheitlichsten aller Länder, wenigstens den Vortheil, der in meinen Augen auch ein Vorzug ist, daß sie sich an ihr Volk und an ihre Zeit, an Sitte, Gesellschaft und Staat streng, hart, nahe anhält. Watteau, der verschrieene, lüsterne, sinnliche, unsittliche Watteau war der Maler der Regentschaft, der Maler des Reifrocks, der Schönpflästerchen, des kleinen Trianons, Crebillons und Dorats leiblicher Bruder. David, dem die Kunstrichter vorrücken, seine Zeichnung sey trocken, mager, flach, seine Färbung matt, trübe, todt, seine Composition steif, gezwungen, theatralisch, David war mit allen diesen Mängeln der Maler der Republik, der Tunika, der Freiheit, ein naher Vetter von Lemercier. David verurtheilte im Convent den König, und im Atelier malte er den Brutus. Er war ein Mann durch und durch, Künstler und Mensch ein und dasselbe, deßwegen beherrschte er auch seine Zeit tyrannisch, er, der Apostel der Freiheit. Nach ihm kam Gros, der Maler der Restauration. Nach Gros kommen Ingres, Delaroche, Vernet, die Maler der Gegenwart. Ich habe im Constantine-Saal des Versailler Museums gesehen, wie vor diesen Wänden, an denen die Kritik tausend Makel findet, tausend Augen sich entzündeten; der gemeine Soldat, der mit drüben gewesen war und geblutet hatte unter den Mauern von Miliah, verstand jene Bilder eben so gut als die dicke Epiciers-Gattin, welche sich alles daheim am Kamin aus dem Constitutionel vorlesen ließ von ihrem Hausfreund. Diese Augen skandalisirten sich nicht an der übertriebenen Wahrheit des Meisters, welcher sogar den Koth an den Gamaschen nicht vergaß; sie wußten nicht, ob der Schenkel des Schimmels verzeichnet war oder die Stellung des Standartenträgers oben auf dem Walle zu gewagt. Mein Gott, welchen andern Sinn, welche höhere Weihe und Bedeutung hatte denn das marathonische Schlachtgemälde in der Poikile zu Athen, die Trophäen und Statuen der hellenischen Heroen?

Es scheint, unsere deutsche Geschichte ist nur bis zum Mittelalter in's Blut geschossen, in's Bewußtseyn getreten. Die Nibelungenrecken malen sie, den grimmen Hagen und den starken Günther, die Märtyrer mit Pfeilen und Glorien auch, und die sittsamen Jungfrauen, das goldene Haar gescheitelt, das Mieder, kokett und feig zugleich, gelüpft, am Gürtel ein geistreiches, unausbleibliches Schlüsseltäschlein. O Gott, hat denn deine deutsche Nation keine Reformation gehabt, keinen Krieg von dreißig oder sieben Jahren? und ist es eine Mythe, was unsere Väter bei Leipzig gethan haben und bei Waterloo gelitten?

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater. — Betrügerische Zollbeamte.

Kurz nach Coventgarden ist Drurylane eröffnet worden und zwar mit Shakespeares as you like it. Dieß deutet auf Macreadys fortdauernden Entschluß, seine Bühne zur Trägerin des „legitimen" Drama zu machen. Er selbst gab den melancholischen Jaques, und da Macready eben so viele Bewunderer als Gegner hat, fehlte es weder an solchen, die seine allerdings scharf markirte Deklamation preisen, noch an solchen, die sie tadeln; jeder nach seinem Geschmack. Ob übrigens diejenigen Recht haben, die es für sehr unwahrscheinlich halten, daß Macready, ohne vor leeren Bänken zu spielen, seinem Entschlusse treu bleiben kann, wird die Zeit lehren; ich für meine Person gehöre ebenfalls zu den Zweiflern. Der Versuch ist in den lezten Jahren wiederholt und stets zum Nachtheil des Unternehmers gemacht, der Geschmack des Publikums aber für die Einfachheit des klassischen Drama gewiß nicht empfänglicher worden. Auch das kleine Haymarket und das kleinere Adelphi spielen wieder. In ersterem gefällt ein Lustspiel, dessen Titel: the Curiosities of literature, selbst eine Kuriosität ist. An literarischen Kuriositäten gebricht es nicht; welche aber aus der Masse hat dießmal der Dichter Bourcicault gewählt? Etwa einen Dichter, der reich, einen Witzbold, der nicht eitel, einen Blaustrumpf, der frei von Neid ist? Nichts von alle dem; einen jungen Literaten hat er gewählt, der durch ein Mißverständniß Sekretär eines Ministers wird und in dessen Abwesenheit eine Menge kurioser Streiche begeht. Sieht man von einigen Unwahrscheinlichkeiten ab, so verdient das Stück den Beifall, den es gefunden. Im Adelphi ist die Direktion nach Yate's Tod an Gladstone übergegangen; dieser kann schwerlich etwas Besseres thun, als das Geschäft im bisherigen Geiste fortführen. Trotz mancher Fehler war Yates ein vortrefflicher Direktor, und das Adelphi hat nie höher gestanden als unter seiner Leitung. Es ist ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er das legitime Drama gänzlich bei Seite geschoben; aber er überließ das den zwei großen Theatern. Dann hat man ihn getadelt wegen der rücksichtlosen Verschwendung, wenn es galt, scenische Effekte hervorzubringen; aber er hütete sich, daß die Verschwendung ihm nicht schadete. Sein Haus war stets voll, und mit wunderbar richtigem Takte verstand er sein Publikum bei der schwachen Seite zu fassen. Das mag nicht das höchste Verdienst eines Bühnendirektors seyn; aber es ist eines, ohne welches in London keiner bestehen kann. Die erste und zur Zeit alleinige Neuigkeit, welche Gladstone in Scene gesezt, heißt the owl sisters, or the haunted abbey ruins, ein Melodrama, dessen Inhalt die Erlösung der Nonnen und ihrer Aebtissin ist, welche ein Bischof zur Strafe ihres ungeistlichen Wandels auf hundert Jahre in Eulen verwandelt hat. Ein Stück wie dieses muß sehr schlecht seyn, wenn es nicht einigermaßen die Gunst eines englischen Publikums gewinnen soll.

Einen sehr unerquicklichen Gesprächsgegenstand haben neuerlich die beim hiesigen Zollamte zur Untersuchung gekommenen Betrügereien abgegeben. Die Untersuchung ist noch nicht geschlossen und dürfte auch sobald nicht zum Schlusse gelangen, da dem Vernehmen nach die betreffenden Umtriebe in viele Jahre zurückreichen. Indessen sind doch bereits zwei oder drei Beamte entlassen und mehrere suspendirt worden, ein sicheres Zeichen, daß die Sache, wenn auch nicht so schlimm, wie die Presse sie macht, die den Verlust des Staatseinkommens auf eine Million Pfund Sterling anschlägt, doch immer schlimm genug ist. Dagegen scheint fest zu stehen, daß die Schuldigen nicht unter den höchsten, sondern ausschließlich unter den Beamten sich befinden, welche landing waiters und searchers heißen, und daß jenen nur Mangel an Beaufsichtigung, folglich Mangel an Mißtrauen zur Last fällt. Landing waiters heißen diejenigen Angestellten, die beim Landen der Waaren in den Docks oder an den dazu legalisirten Kais persönlich zugegen seyn müssen. Jeder hat ein Landungsbuch, ein rothes oder blaues, je nach den zwei Hauptregistraturen, aus welchen die geschehenen Güteranmeldungen in Abschrift eingetragen werden. Diese Anmeldungen können dreierlei seyn: von Waaren, welche unter königlichem Verschluß bleiben sollen, von Waaren, für welche der Zoll bereits bezahlt worden und die deßhalb unmittelbar verabfolgt werden dürfen, und von Waaren, die ohne Avisо für einen Kaufmann angekommen sind und gegen seine Erklärung, daß der Inhalt der Collis ihm unbekannt sey, ausgeschifft und an's Land gebracht werden können. Ueber die erfolgte Landung hat der Aufseher Bericht zu erstatten, und es begreift sich, daß, wenn zwischen ihm und dem Empfänger der Waaren Einverständniß herrscht, eine Fälschung deßhalb sehr leicht ist, weil der Aufseher die Gewichtsangabe zu bestätigen hat und nach dieser in den meisten Fällen der zu entrichtende Zoll berechnet oder der schon entrichtete verificirt wird. Die Unterschleife betreffen daher auch vorzugsweise Waaren der zweiten und dritten Klasse. Was der landing waiter für die Einfuhr, das ist der searcher, der Durchsucher, für die Ausfuhr. Er hat alle Collis vor der Verschiffung mit den Originalfakturen zu vergleichen und jede Vertauschung oder sonstige Unrichtigkeit zu melden. Wer daher mit ihm sich versteht, kann verschiffen, was er will. Beide Beamtenkategorien sind gut besoldet, wie man überhaupt in England dem Grundsatze nicht huldigt, „den Esel an die Krippe zu binden." Die Zahl derselben gibt aber zugleich einen Begriff vom Londoner Handelsverkehr. Es sind ihrer 150, und ihr Jahrgehalt stuft sich von 400 Pfund zu 160 ab. Sie rücken von den niedrigen zu den höhern Gehalten vor. Keiner wird sich daher mit unzureichendem Einkommen entschuldigen können; denn in der Sphäre, in welcher diese Beamten sich bewegen, kann selbst ein Familienvater mit jährlich 160 Pf. hier bequem leben. Die bis jezt Entlassenen oder Suspendirten stehen in den zwei höchsten Gehaltsklassen, was wieder ein Beweis ist — wenn es dessen bedürfte — wie gern die guten Londoner auf Stelzen einherschreiten. Einigermaßen zeigt sich das auch — da wir einmal in der City sind — bei Gelegenheit der vom Gemeinderathe dem seligen König Wilhelm IV. dekretirten Statue. Wie Wilhelms Verdienst um das ganze Land ein kaum erkennbares ist, so besteht auch das um die City lediglich darin, daß er ihr erlaubt hat, eine vom Mansionhouse nach der Londonbrücke durchgebrochene Straße King William-Street zu nennen. Das geschah Anno 1834. Die Straße ist seit sieben Jahren fertig und mit Eröffnung derselben sollte auch die Statue fertig seyn. So dekretirte der Gemeinderath, und weil ein paar Mitglieder in Betreff des Kostenpunktes Bedenken geäußert, hatte Sir Peter Laurie im Stolze seines Gemüths erklärt, wenn die Gemeinde sich gegen die Kosten auflehne, werde er mit seinen Freunden sie übernehmen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. November 1842.

If we imagine no worse of them, than they of themselves, they may pass for excellent men.

Shakespeare.

Holländiſche Schildereien.

IV.

Die holländiſche Sprache ſizt neben der hochmüthigen, hochdeutſchen Schweſter wie Aſchenbrödel im Staube, am Herde, in der Werkſtätte. Dieſe iſt im Laufe der Zeiten groß und vornehm geworden, hat fremde Moden und Manieren angenommen, geht zu Ball und zu Hof; jene bleibt fein daheim und nährt ſich redlich. Aber es fehlt Aſchenbrödel weder an geheimem Reiz noch an ſtillem Selbſtbewußtſeyn, ſie iſt ſogar eigenſinnig in ihrer Kindlichkeit und läßt ſich nichts Fremdes aufdringen, ohne es auf ihre naive, beſtimmte, dreiſte Weiſe ſich zu eigen zu machen. So nennt der Holländer ſein Theater Schouwburg. Schauburg! iſt das nicht allerliebſt überſezt? Hätte der ſelige Campe das jemals zu Stande gebracht, dieſer Kahlkopfsverlegenheitsabhelfer ſeiner lieben Mutterſprache, und wenn er ſich auf den Kopf geſtellt, wie dieſe ſo oft? Mir klingt es bald hochkomiſch, bald idylliſch und rührend, wenn ich die Leute hier im Geſpräche belauſche. Das paßt Alles zuſammen, Stadt und Menſch, Rock und Sitte, Zunge und Vortrag. Das Volk iſt aus einem Guſſe geformt und ruht ſo feſt, ſo ſicher, ſo zähe in ſeinem behaglichen Gleichgewichte, daß es eine wahre Freude iſt anzuſehen.

Die „Schouwburg" habe ich beſucht und auch noch ein kleines Volkstheater in der Neesſtraat, Salon des Variétés geheißen. Das muß ich doch weitläufig erzählen. In der Schouwburg war ich auf einen „Maandag," der in Holland wie in Deutſchland „blau" gemacht wird und ein Feſttag iſt für den lieben Titi, wie ſie in Paris ſagen. Das Haus verſprach von außen nicht viel; eine hölzerne Bude, proviſoriſch nur erbaut, wie auch die neue Börſe, aber von dem genügſamen oder geizigen Völklein ſo belaſſen, bis das Proviſorium ihnen definitiv über den Köpfen zuſammenbricht. Die innere Dekorirung war hingegen recht hübſch, inſonderheit das Proſcenium. Links ſtellte ſich die Muſe der Tragödie dar, unter einem Medaillon von Aeſchylus; ſie hatte nicht nur den herkömmlichen Dolch in der Hand, ſondern auch, damit ihrer erhabenen Abkunft kein Zweifel übrig bleibe, einen mächtigen Scepter, und an dem Scepter baumelte zu allem Ueberfluß noch ein Krönlein. Gegenüber Schweſter Melpomene, unter des Ariſtophanes ſchützenden Auſpizien. Aeſchylus und Ariſtophanes, ihr habet mich ſo gar fremd an im Theater zu Amſterdam! Die Wolken in das Holländiſche überſezt! Ein Prometheus in Feſſeln, der holländiſch grollt! Nun, es mag gut gemeint ſeyn!

Man gab das Erdbeben auf Martinique, aus dem Franzöſiſchen: „De Aardbeving op het Eiland Martinique, Tooneelspeel in vier Bedrijven, voorafgegaan door een

Voorspeel, gevolgd naar het Fransch, versierd met geheel nieuwe, daartoe vervaardigde Decoratiën.“ Wenn das nicht zog, so wußt' ich's nicht. Ich meinerseits hätte freilich lieber eine nationale Tragödie gesehen und holländische Alexandriner gehört, statt dieses französischen Spektakelstückes. Die Holländer schienen desselben Geschmackes zu seyn; denn obwohl erst eine zweite Vorstellung, war das Stück nicht sehr besucht, die erste Logenreihe fast ganz leer, das Parterre sehr mäßig besezt, und nur die „eerste en tweede Gaanderij“ dröhnte gewaltig von der ungeduldigen Schaulust eines lieben, unverdorbenen, natürlichen Publikums. Da saßen die Gesellen, welche Feierabend nach einem Feiertage machten, Schiffsleute mit rothen Wollenmützen, Soldaten, Gassenjungen, alle ohne Röcke, mit weißen, bunten und — trotz des Maandags — schmutzigen Hemdärmeln, trommelnd mit den gewichtigen Füßen, ausbrechend bald in ein wieherndes Gelachter, bald in ein murrendes Gebrüll. Wer draußen stand, konnte meinen, das Aardbeving habe bereits seinen furchtbaren Anfang genommen.

Das Stück wird auch in Deutschland bekannt seyn, ist es doch „naar het Fransch,“ eine gewöhnliche Compilation von unterschlagenen Papieren, geraubten Erbschaften und geretteten Ehren; ein Bösewicht, eine zärtliche Mutter, eine Tochter detto, ein Liebhaber detto, detto, ein ehrlicher Bediente und ein ehrlicher Greis. Hier bestand die Originalität darin, daß der Bediente schwarz angestrichen war, „een jonge neger, en slaaf,“ und der Hauptreiz lag in dem Erdbeben, welches der dritte Actus in ganzer Schrecklichkeit darstellen sollte. Die zärtliche Mutter, Mynwouw Engelmann, war eine ächte, tüchtige Holländerin, mit vollen Schultern und vollen Armen, die keineswegs nach jahrelangem Kerker, Hunger und Schmerz aussahen; sie wand sich auf dem Boden umher und fiel so fertig aus einer Ohnmacht in die andere, als wäre sie in der Porte St. Martin groß geworden, nicht in Amsterdam. Das Mädchen, Mw. Naretkoning — ein sehr artiger Name, nicht wahr? — war auch eine sehr artige Schauspielerin, natürlich im Dialog, ohne gemachte und prätentiöse Kunstmittelchen sehr anmuthig und, wie die deutschen Theaterreferenten sagen, wo sie nichts zu sagen wissen, ganz an ihrem Platze. Das männliche Personale vertrat weit wirksamer den holländischen Kunsttypus. Erstlich ein holländischer Seydelmann, Planter Robert, ein furchtbarer Bösewicht, ein Intriguant, vor dem die ganze Welt eine Gänsehaut bekam. Er hieß, sehr unschuldig, Mynheer van Ollefen. Dieser Bösewicht trieb die Abscheulichkeit so weit, daß er immer in weißen Beinkleidern erschien, um die Menschen zu täuschen über seinen schwarzen Charakter. Zwei Gesten waren ihm eigenthümlich und damit wechselte er regelmäßig alle fünf Minuten ab: entweder er schlug die Arme unter, dann applaudirte die erste Gaanderij, oder er ballte die Fäuste kreuzweise in den Rocktaschen, dann jauchzte die zweite Gaanderij. Jenes war List, dieses war Muth. Sein Mienenspiel war dem der Döbler'schen Automaten täuschend nachgebildet, er rollte die Augen, er runzelte die Stirn, er kniff die Lippen zusammen; jede Linie ein Intriguant, jeder Zug ein Bösewicht. Einmal in jedem Auftritt zog er aus der weißen Hose einen Dolch herfür, nicht etwa so ein winziges Ding von einem Theaterstilet, womit sie bei uns sich unter den Achseln durch todtstechen, nicht ein Jagd- oder Brodmesser der bürgerlichen Tragödie, nein, ein Schlächter-, ein Mezgerschwert, mindestens zwölf Zoll lang, oben sechs Zoll breit, spitzig zulaufend und mit einem „helfenbeinernen“ Griff. Ich weiß bis auf die heutige Stunde nicht, wo dieses Instrument in den Modesten des Bösewichts Platz gefunden hat; aber husch, war's heraus, husch, war's hinein, unbegreiflich und doch wahr. Ermordet hat er Niemanden damit, nicht einmal gerizt oder gekitzelt. Ich finde das sehr hübsch von so einem Dolche; es erschrickt keine Seele vor ihm, weder unter den „Mitwirkenden“ noch unter den Zuschauern; diese freuen sich nur, wenn die Klinge im Lampenlichte so recht funkeln thut. O Stahl der Melpomene, du bist stumpf geworden wie ein jüdisches Rasirmesser!

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

(Fortsetzung.)

Auf hing an der Holzdecke beim Kamin,
Das nach des Landes altem, rohem Baustyl
Mit mächt'gem Vorsprung überschattete
Unmäß'gen Raum, sobald des Tages Licht
Dämmernd nachließ, die Hausfrau eine Lampe,
Ein altes Hausstück, welches länger Dienst
Als alle seines gleichen schon geleistet.
Am Abend brannte frühe sie und spät,
Die ungezählten Stunden überlebend,
Welche Jahraus Jahrein in ihrem Zug
Das Paar gleichmüthig fanden und verließen —
Nicht fröhlich und nicht lust'gen Sinns vielleicht,
Doch mit Entwürfen und mit Hoffnungen,
Ein Leben unverdroßnen Fleißes führend.
Und als nun Lukas achtzehn Jahr erfüllt,
Saßen bei dieser alten Lampe Licht
Vater und Sohn, indeß spät in die Nacht

Digitized by Google

Die Hausfrau ihre stete Arbeit trieb,
Daß in den stillen Stunden in der Hütte
Es summte, wie von sommerlichen Fliegen.
Dieß Licht war in der Nachbarschaft bekannt,
Und war ein öffentlich Symbol des Lebens
Des nüchtern-fleiß'gen Paares. Denn zufällig
Stand einsam ihre Hütt' auf einer Höhe
Mit weiter Aussicht nord- und südwärts schauend,
Hin bis nach Easedale und nach Dunmail Raise,
Und westlich bis zum Städtchen nah am See;
Und wegen dieses steten Lichts, so fern
Und regelmäßig sichtbar, hieß das Haus
Auch selbst, bei Alt und Jung, bei Allen die
Im Thale wohnten, nur der Abendstern.

Hinlebend so viel lange Jahre, mußte
Der Schäfer, wenn sich selbst er liebte, auch
Lieb haben seine Hausfrau, doch noch theurer
War Michaels Herzen seines Alters Sohn.
Minder war's der Instinkt der Zärtlichkeit,
Der blinde Trieb, der Allen liegt im Blut,
Als das, daß, mehr als jedes Gut, ein Kind
Bringt Hoffnung mit sich, und Gedanken, die
Sich auf die Zukunft richten, und Gefühle
Rastlosen Strebens, noch zu einer Zeit,
Wo die Natur sie nicht aus sich mehr zeugt.
Mit unsagbarer Liebe hegt' er ihn,
Sein Herz und seines Herzens Freude; oft
Hatt' ihm der alte Michael, als er noch
Ein Kind zum Tragen war, Wärt'rinnen-Dienst
Geleistet, nicht zur Freud' und Kurzweil nur,
Wie dieß wohl sonst in mancher Väter Art,
Nein, mit geduld'gem Sinn, der sich auch zwingt
Zum zartbesorgten Liebesdienst, gewiegt
Hatt' er ihn, wie mit leiser Frauenhand.

Und später, eh der Knabe noch die Tracht
Von Knaben trug, liebt' es der alte Michael,
Obwohl er strengen, ernstes Sinnes war,
Den Jungen unter'm Aug' zu haben, wenn er
Vor seiner Thür zu-schaffen hatte, — wenn er
Saß auf dem Schäferstuhl, vor ihm die Schafe,
Unter der großen, alten Eiche, nah
Der Thür, die wegen ihres mächt'gen Schattens
Zum Schutz erwählt ward von den Scherern vor
Der Sonne, daher noch sie Schurbaum heißt.
Da, während sie im Schatten Beide saßen,
Und Andre um sie, ernst und wohlgemuth,
Da übte Michael oft sein Herz mit Blicken
Voll milden Tadels und Verweises an
Dem Knaben, wenn die Schaf' er störte, sie
Am Beine fassend, oder mit Geschrei
Sie schreckte, wie sie unter'n Scheeren lagen.

Und als durch Gottes Gnade wuchs das Kind
Zum frischen Jungen, auf den Backen stets
Zwei Rosen, die fünf Jahr alt waren, tragend:
Da schnitt mit eigner Hand von zähem Buschholz
Ein Bäumchen Michael ihm, das er mit Eisen
Beschlug und es in allen Stücken formte
Zu einem kunstgerechten Schäferstab,
Den er dem Knaben gab; damit gerüstet
Ward oft als Wächter er an Thor und Loch
Gestellt, das Vieh zu lenken und zu scheuchen;
Und vor der Zeit zu seinem Dienst berufen,
Stand da der kleine Schelm, wie man sich denkt,
Ein Mittelding von Hülf' und Hinderniß;
Und darum erntet' er von seinem Vater
Nicht immerdar, glaub' ich, des Lobes Lohn,
Obgleich mit Stab und Stimm' und drohenden
Geberden stets sein Möglichstes er that.

Doch als nun Lukas, voll zehn Jahr alt, konnte
Dem Bergwind widerstehn; als mit dem Vater
Er, keine Müh und saure Wege scheuend,
Tagtäglich auf die Höhen zog, und sie
Kam'raden gleichsam waren — was soll ich
Erzählen, wie dem Schäfer, was zuvor
Ihm lieb war, noch viel lieber wurde jetzt,
Daß aus dem Knaben ihm Empfindungen
Und Ahnungen zuströmten — die wie Licht
Der Sonne waren, wie Musik den Lüften,
Und neugeboren schien des Alten Herz?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, November.

Volkscharakter. — Physiognomie.

Ich soll Ihnen ein Bild des Thüringer Lebens entwerfen? Ich versuche es; bin ich doch, der Aufgabe gegenüber, wenigstens äußerlich günstig gestellt. Ich bin nicht heimisch im Lande, lebe aber gerade lange genug hier, daß ich nicht nach dem ersten Eindruck über Menschen und Dinge urtheile, und daß doch auch mein Auge für das Eigenthümliche noch nicht abgestumpft ist. — Die Thüringer sind ein eigenthümliches, zugleich aber liebenswürdiges Volk. Gutmüthigkeit, Biederkeit und heitere Laune zeichnen es aus. Es lebt sich leicht und angenehm mit ihnen, da sie offen, zuvorkommend und ohne Falsch sind. Zu vielen andern Tugenden gesellt sich auch eine nicht erkünstelte, sondern wirklich von Herzen kommende Höflichkeit, die durch alle Stände geht und lebhaft an unsere überrheinischen Nachbarn erinnert. Sie gibt sich selbst in der Begrüßung des gemeinen Mannes kund, der immer, sogar auf der Landstraße, den Hut oder die Mütze in der Hand hat. Die Stelle des süddeutschen Gottesgrußes vertritt hier, seltsam genug, das „ich empfehle mich Ihnen," womit man in Norddeutschland Abschied nimmt. Man dankt „gehorsamst" und empfiehlt sich „schönstens;" man wünscht „einen schönen guten Tag" und „eine schöne gute Nacht;"

man ist „der ergebenste Diener" u. s. w. Die Dienstboten sagen, wenn sie von ihrer Herrschaft reden: „der Herr Hofrath haben so und so gesagt," und der Titel wird nie ausgelassen, möge er auch noch so lang seyn. Auch gegen ganz fremde Personen bezeigt sich Jung und Alt höflich und dienstwillig; fragt man etwa nach einem Wege, einem Hause, oder einer Gasse, so heißt es gewöhnlich: „ich werde schon ein Stückchen mit Ihnen gehen und die Ehre haben, es Ihnen zu zeigen;" und solche Dienstleistungen werden ohne den mindesten Eigennutz, aus wahrer Herzensfreundlichkeit erwiesen; man ist hier nicht, wie in großen Städten, gewohnt, eine Belohnung dafür zu empfangen. — Große Lebhaftigkeit ist dem Thüringer eigen. Diese zeigt sich sowohl in seiner Physiognomie, als in Bewegung, Empfindung und Sprache. Er ist schnell bei der Hand, scheint rasch zu arbeiten, beschafft aber lange nicht so viel, als der Norddeutsche mit seinem ruhigen Fleiße. Die Sprache ist schnell, stoßend, nicht angenehm, und schöne, melodische Stimmen gehören zu den Seltenheiten. Unter den niedern Ständen fällt das unaufhörliche Schwatzen auf; wohin man sieht, erblickt man Gruppen von schwatzenden Menschen, die zugleich mit südlicher Lebendigkeit gestikuliren. Der Kutscher, welcher den Reisenden führt, bricht die erste, die beste Gelegenheit vom Zaune, um eine Conversation anzuknüpfen, wozu die schönen Gegenden leicht Veranlassung bieten. — Der Umstand, daß der Thüringer das d und t, das b und p in der Aussprache nicht zu unterscheiden weiß, macht es ihm sehr schwer, fremde Sprachen sprechen zu lernen; doujours statt toujours, bain statt pain u. s. w. klingen sonderbar; noch seltsamer kommt das Englische heraus, da auch das ue in i verwandelt wird. Außerordentliche Vorliebe für die Musik ist ihm eigen: ein Fest ohne diese wäre keines für ihn; auch hat jede Stadt und jedes Städtchen eine Stadtmusik und einen Musikdirektor. Ob aber Thüringen dabei große Tonkünstler aufzuweisen hat, weiß ich nicht. Neben der Musik ist es der Tanz, den man leidenschaftlich liebt, und nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer wird viel getanzt. Vermöge seiner Leichtigkeit und Beweglichkeit ist der Thüringer ein guter Tänzer; ein hoher Grad von Vergnügungssucht ist ihm überhaupt eigen. Die Männer suchen die öffentlichen Lokale fast jeden Abend regelmäßig auf, um zu kegeln, zu rauchen, zu trinken und zu schwatzen, wobei die Politik natürlich den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildet.

(Fortsetzung folgt.)

London, October.

(Schluß.)

Sir M. Montefiores Silbergeschirr.

Die Gemeinde lehnte sich auf und Sir Peter kündigte eine Subscription an. Da starb der König und die Subscription kam in's Stocken; aber Sir Peter, auf welchen die öffentliche Presse einen eben so starken Zahn hat, als er auf sie, ist neuerlich so beißend an die Erfüllung seiner Zusage erinnert worden, daß er nun wirklich dazu Anstalt getroffen. Die zwei Steinblöcke, aus welchen die auf ungefähr elf Fuß Höhe bestellte Statue vom Bildhauer Nixon gemeißelt werden soll, sind vor Kurzem in dessen Atelier geliefert worden. Generöser beweist sich die hiesige Judenschaft, die nur in einzelnen Ausnahmen reich genannt werden kann, gegen ihren Gesandten nach Damaskus, Sir Moses Montefiore. Mag immerhin der Witz Recht haben, wenn er meinte, die Unschuld der Juden in Damaskus an der ihnen beigemessenen Mordthat erhelle schon daraus, daß sie davon keinen Profit zu erwarten gehabt — die hiesigen Juden bezeugen Sir Moses ihren Dank für die übernommene und zu ihrer Zufriedenheit ausgeführte Mission durch ein dreizehnhundert Unzen schweres Silbergeschirr. Die Zeichnung ist von Sir George Hayter, die Arbeit aus der Werkstätte von Mortimer und Hunt, die vor der Ueberreichung an Sir Moses, nach der Londoner Sitte, ihren Freunden und den Freunden dieser Freunde das Stück zur Schau gestellt haben. Es ist wirklich eine ausgezeichnete Arbeit, ein in jeder Beziehung kostbares Andenken, großartig und einfach als ein Ganzes, keusch und massiv in seinen allgemeinen Proportionen, reich und geschmackvoll in seinen Einzelnheiten. Die Basis wird an den vier Ecken von vier Sphinxen getragen. Die vordere Seite füllt eine angemessene Inschrift; die übrigen drei Seiten enthalten Basreliefs in mattem Silber. Zwei derselben sind allegorische Darstellungen, wie Streit und Friede auf Erden herrschen. In der einen jagen Raubthiere eine Heerde Schafe und Rehe; in der andern ruht der Löwe neben dem Lamm, der Panther neben dem Kinde. Die dritte Seite zeigt den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Auf dem obern Theile der Basis über den Sphinxen stehen vier Figuren von großer Schönheit: die erste ein gefesselter Jude; Gesichtsausdruck und Haltung verwirklichen das rührende Bild des begeisterten Psalmisten: „an den Gewässern von Babylon sezten wir uns nieder und weinten, denn wir gedachten deiner, o Sion!" Die Figur gegenüber ist ein Jude im Dankgebet für die abgenommenen Fesseln. Die dritte Figur ist Moses mit den Gesetztafeln, die vierte Esdras, eine Rolle in der Hand. Aus der Basis erhebt sich eine Säulenplatte, an deren vier Seiten vier Basreliefs die Hauptbegebenheiten bei Sir Moses Mission darstellen, seine Landung in Alexandrien, seine Audienz beim Pascha, seine Erlösung der Juden aus dem Gefängnisse und das große Hallelujah in der Synagoge. Selbst Gesichtsähnlichkeiten sind hier unverkennbar. Aus den Ecken der Säulenplatte rankt sich ein Weinstock und ragt ein Feigenbaum empor, deren zierlich verschlungenes Laub auf die vier Figuren herabfällt. Das Ganze schließt zu oberst eine Gruppe, David, das Lamm aus dem Löwenrachen rettend, nach dem Spruche Samuels: „Und ich lief ihm nach und schlug ihn und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tödtete ihn." — Ich habe mich nicht entblödet, zur Schaustellung dieses Prachtstücks in einem Indicator zu fahren. Indicator ist nämlich ein neues Wort für das alte Omnibus, und obwohl jezt Niemand sich schämt, ein Omnibuspassagier zu seyn, bleibt es doch nach wie vor „genteeler," ein eigenes Cab oder dergleichen zu haben. Auch unterscheiden sich die Indicators von den Omnibus nur durch eine sinnreiche Vorrichtung, mittelst welcher die Eigenthümer den Unterschleifen der Conducteurs begegnen wollen, und die eben den neuen Namen geschaffen hat. Sie besteht äußerlich in einem messingenen Kästchen zur linken Seite der Einsteigethür; aber im Innern des Kästchens befinden sich drei mit Ziffern gezeichnete Trommeln; auf der ersten die Einheiten bis 9; auf der zweiten die Zehner bis 90; auf der dritten die Hunderte bis 900. Beim Einsteigen kann man nicht umhin, auf einige eiserne Stäbe zu treten, die mit einer metallenen Röhre in Verbindung stehen und durch diese auf die Trommeln in einer Art wirken, daß jeder Passagier seine Zahl markirt und dieß denn die unsichtbare Controle der nicht eben im Geruche der Ehrlichkeit stehenden „Cads" ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. November 1842.

My chief care
Is, to come fairly off from the great debts;
And from your love I have a warranty
To unburthen all my plots, and purposes,
How to get clear of all the debts, I owe.
Shakespeare.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

(Fortſetzung.)

So wuchs der Sohn unter des Vaters Augen,
Und jezt, da er ſein achtzehnt Jahr erreicht,
War er ſein Troſt und jedes Tages Hoffnung.

Indeß das einfache Hausweſen ſo
Fortging von Tag zu Tag, kam ſchlimme Zeitung
Zu Michaels Ohren. Lange vor der Zeit
Von der ich ſpreche, hatte ſich der Schäfer
Verbürgt für ſeines Bruders Sohn, — ein Mann
War dieß von rüſt'gem Fleiß und guten Mitteln,
Doch unvorhergeſehnes Mißgeſchick
Brach auf ihn ein — und Michael ward gemahnt
Für ſeine Bürgſchaft einzuſtehn, — ein ſchwerer
Schlag, der kaum Wen'ger als ſein halb Vermögen
Verſchlang. Der unerwartete Verluſt,
Nahm einen Augenblick, beim erſten Hören,
Mehr Hoffnungen aus ſeinem Leben weg
Als er für einen alten Mann hätt' möglich
Geachtet zu verlieren. Als er wieder
Geſammelt ſo viel Stärke, ſeiner Noth
In's Angeſicht zu ſchauen, ſchien ihm die ein'ge
Auskunft, von ſeinem Erbgut eines Theils
Sich zu entäußern. Alſo war ſein erſter
Entſchluß; er überdacht' es wieder, und
Sein Herz ward ſchwach. „Iſabel," ſagte er
Zwei Abende nach jener ſchlimmen Zeitung,
„Ich hab' mich über ſiebzig Jahr gemüht,
Im offnen Sonnenſchein von Gottes Liebe
Haben wir All' gelebt; wenn aber jezt
Dieß unſer Feld in eines Fremden Hand
Sollt' übergehen, glaub' ich, daß ich nicht
Im meinem Grabe ruhig würde liegen.
Uns ward ein hartes Loos; die Sonne ſelbſt
Iſt rüſtiger geweſen kaum als ich;
Und jezt erleb' ich's noch, der Narr zu werden
Meiner Verwandten. Traun, ein ſchlimmer Mann
War er, und ſchlimm hat er gewählt, wenn er
Uns hat getäuſcht, und wenn er's nicht gethan,
So waren Tauſend, denen ein Verluſt
Wie dieſer wenig Kummer machte. Ich
Verzeih' ihm, aber beſſer wär' es, ſtumm
Zu ſeyn, als Solches reden. Meine Abſicht
Als ich begann, war, dir von tröſtlicher
Hoffnung, von Auskunftsmitteln dir zu ſprechen.
Verlaſſen ſoll uns, Iſabel, unſer Lukas;
Bleiben ſoll uns das Land und frei ſoll's werden;

Digitized by Google

Beſitzen ſoll er es, frei wie der Wind
Der drüber weht. Wir haben, wie du weißt,
Noch einen Vetter — der wird unſer Freund ſeyn
In dieſer Noth. Er iſt ein reicher Mann,
Dem gut geht ſein Gewerb — zu ihm ſoll Lukas,
Und durch des Vetters Hülf' und eignen Fleiß
Wird er vergüten bald dieſen Verluſt,
Und dann mag wiederkehren er zu uns.
Bleibt hier er, was iſt dann zu machen? Wo
Ein Jedes arm iſt, was iſt zu gewinnen?"
Hier ſchwieg der alte Mann, und Iſabel
Saß ſtumm, denn in vergangne Zeiten ſchaute
Zurück ihr Geiſt geſchäftig, und ſie dachte
Bei ſich: da war der Richard Bateman, der
Ein Kirchſpielkind war — an der Kirchthür machte
Man eine Sammlung für ihn, Schillinge,
Groſchen und halbe Groſchen; davon kauften
Die Nachbarn einen Korb, den ſie anfüllten
Mit Krämerwaaren. Mit dem Korb am Arm
Zog hin der Burſch nach London, einen Herrn
Fand er, der ſich den zuverläß'gen Knaben
Erkor aus Vielen, über ſeinen Handel
Jenſeits des Meers Aufſicht zu führen. Da
Ward er unmenſchlich reich, und hinterließ
Güter und Geld den Armen; ſeiner Heimath
Ließ eine Kirch' er dann mit Marmorboden,
Den er aus fremden Ländern ſendete.
Dieſe Gedanken und dergleichen viele
Durchflogen ſchnell die Seele Iſabels.
Und klärten ihr Geſicht. Der Greis war froh
Und fuhr ſo fort: „Nein, Iſabel, der Plan
War ſeit zwei Tagen Eſſen mir und Trinken.
Viel mehr als wir verloren, bleibt uns noch. —
Wir haben g'nug — zwar wünſcht' ich wohl, ich wäre
Noch jünger — doch iſt dieſe Hoffnung gut.
Mach Lukas' beſte Kleider gleich zurecht,
Kauf ihm der beſten mehr noch, und dann ſchicken
Wir fort ihn — morgen — oder übermorgen —
Oder heut Nacht noch: wenn er gehen könnte,
So ſollte heute Nacht noch fort der Junge."
Damit ſchwieg Michael und auf's Feld ging er
Mit leichterm Herzen. Raſtlos war fünf Tage
Die Hausfrau von dem Morgen bis zur Nacht,
Den ganzen Tag lang ſtrengte ihre Finger
Sie an, um zu bereiten Alles was
Für ihres Sohnes Reiſe nöthig war.
Doch freute ſie ſich, als der Sonntag kam,
Und hemmte ihre Thätigkeit; denn wie
Sie neben Michael lag, da hörte ſie
Während der lezten beiden Nächte immer,
Wie er in ſeinem Schlaf unruhig war;
Und Morgens ſah ſie wohl beim Aufſtehn, daß
Hin war alle ſeine Hoffnung. Da am Mittag
Sprach ſie zu Lukas, als ſie Beide ſaßen
Unter der Thür' allein: „Du darfſt nicht gehn;
Wir haben zu verlieren ſonſt kein Kind
Als dich — keins, unſrer zu gedenken — geh
Du nicht von uns, denn wenn du deinen Vater
Verläßt, ſo wird er ſterben." Heitern Muths,
Beruhigend antwortet' ihr der Jüngling;
Und Iſabel, nachdem ſie ausgeſprochen
Ihre Beſorgniß, faßte wieder Muth.
An dieſem Abend tiſchte ſie das Beſte
Aus ihrem Vorrath auf, und Alle ſaßen
Wie ſel'ge Leut' um's Weihnachtfeuer da.

(Fortſeyung folgt.)

Holländiſche Schildereien.

(Fortſeyung.)

„Daniel, jonge neger," Mynheer Peters, war der Liebling des gebildeten Publikums, der feinen, delikaten Kunſtrichter im Parterre. Er trug, in umgekehrter Symbolik zu Mynheer van Olleſen, unter einer ſchwarzen Haut das weißeſte Herz von der Welt. Dieſer „Slaaf" rettete Alles im Stücke — nur das Stück ſelbſt nicht. Er kletterte zu einem Fenſter hinaus und zum andern wieder herein, er brachte die zarteſten Nüancen in ſeinem Spiele an, er flüſterte, kuirſchte, liſpelte, weinte, heulte, brüllte, tobte, er that ſogar ein Bischen wahnſinnig, und es half ihm Alles nichts. Er kam gegen die weißen Hoſen, gegen das Schlachtmeſſer nicht auf. Das Parterre kämpfte mit Enthuſiasmus für ihn, aber was vermögen fünfzig Comtoiriſten gegen hundert Matroſen? Mynheer Peters, Ihr Bewußtſeyn wird Ihr beſter Richter ſeyn; ſo pflegt Einer Ihrer Kunſtgenoſſen in Deutſchland von ſich zu ſagen, ein berühmter Mime, der moderne Laberius, nur noch nicht Ritter, und ich denke, ihr hinter den Couliſſen ſeht euch alle ähnlich, ob ihr nun Hélas oder Ach oder Oho vor denſelben geſtöhnt habt.

Der dritte Hiſtrione war „een oude dorps-geeſtelijke," ein alter Dorfgeiſtlicher, und zugleich, ſonderbar genug, die komiſche Perſon des Abends. Dieſer Künſtler hatte den Zwieſpalt zwiſchen ſeinem Berufe und ſeiner Rolle tief empfunden; er ſpielte in einem rothen Rocke, damit die Heiterkeit angedeutet ſey, und in ſchwarzen Eſcarpins, ſeiner geiſtlichen Würde zu Liebe. Seine Komik bediente ſich noch allzeit jener urſprünglichen, unfehlbaren Mittel, gegen die wir ſchlechtes Volk in

Digitized by Google

Deutschland leider ganz abgehärtet und gehörnt sind; er stolperte zum Exempel auf ebener Erde, er spannte seinen Regenschirm verkehrt aus, er lief gegen jeden Eintretenden heftig an und warf jeden Abgehenden lustig zur Thüre hinaus, er fiel sogar mehreremale hin und kehrte die alten, dorfgeistlichen, schwarzen Gliedmaßen krähend gen Himmel. O Mynheer van der Linden, was sind Sie für ein glückliches Menschenkind! Wissen Sie wohl, daß Sie für alle die herrlichen Späße und Sprünge, die man in Amsterdam belachte und beklatschte, in Weimar wären ausgelacht worden, in Rudolstadt ausgezischt, in Naumburg an der Saale mit Weintraubenbeeren statt mit Holzäpfeln gesteiniget? Gebt doch nichts über ein frisches, unblasirtes, naives Publikum! Ei, wie haben sie die Hemdärmel geschüttelt und gerührt, wie donnerten diese mannhaften Fauste an die Brüstung der Galerien, daß eine Staubwolke hoch emporwirbelte, wie schlugen jene ausgepichten und ausgebeerten Grogbässe im Jubelchor an den schwankenden Kronleuchter, wenn die gefahrdete Unschuld oder ein Staatspapier von einer lumpigen Million Gulden gerettet ward, wenn der Bösewicht durch den Gouverneur von Martinique höchst eigenhändig sich mußte fahen lassen, wenn der rothe Dorfgeistliche und der schwarze, ächt schwarze Neger sich lachend in die Arme fielen, dos-à-dos mit dem ersten Liebhaber und der ersten Liebhaberin! Was wirkt das Alles auf uns, die wir im Sperrsitz richten, statt auf der Galerie zu genießen? Wir gähnen, wo sie weinen, und wo sie lachen, höhnen wir; wo sie ergriffen sind, ergreifen wir die Reflexion, den Theatergucker oder den Theaterzettel, und wenn sie satt nach Hause gehen, durch Schnee und Regen, und doch mit warmer, voller Seele, werfen wir uns frostig und nüchtern in den Wagen. — „Mach' fort, es ist schon zehn Uhr vorüber!" — Aber so, ich bin ja in Holland.

Der Glanzpunkt war natürlich das Erdbeben, der dritte Akt. Eine lange, erwartungsvolle Pause ging ihm voran, während deren das Publikum, äußerst traulich und häuslich, in der Restauration und in den Gängen sich mit Rauchen und Plaudern unterhielt. Gefallige Schönheiten wurden durch ihre Anbeter mit sechs „Schalchen" Thee oder Kaffee gewonnen; die Anbeter selbst consumirten eine gleiche Anzahl und die gehörigen Thonpfeifen obendrein. Das ganze Theater war in Wolken gehüllt gleich dem alten Olympos. Kein Zeichen von Ungeduld, denn auf dem Zettel war zu lesen: — Berigt. Het geërde Publick wordt verwittigd, dat door de omslagtige Zamenstelling der Decoratiën van het Derde Bedrijf, alsdan de Gordijn eenigzins langer dan gewoonlijk zal gevallen blijven. Eine Aufmerksamkeit, welche mir gefiel. Endlich ging die „Gordijn" auf. Het Eiland Martinique war in Perspektive zu sehen, Meer und Berge, im Vorgrund des Pflanzers Haus mit offenem Balkon. In den ersten Scenen ging Alles ganz friedfertig von statten. Als aber der Bösewicht durch nichts zur Raison zu bringen war, nicht einmal durch den Gouverneur in voller Uniform und durch ein Regiment Soldaten, legte sich der liebe Gott und der Maschinenmeister in's Mittel. „De Aardbeving" nahm seinen Anfang, und in Folge dessen ging zuerst der Berg im Hintergrunde ab und dann der Herr Gouverneur. Ein Slaaf stürzte herein, nicht todtenbleich, aber kesselschwarz, und meldete für etwanige ungläubige und hartnäckige Zweifler, es sey ein wirkliches Erdbeben im Gange. Neger und Negerinnen rannten in hellen Haufen rechts über die Bühne, hinten herum und links da capo. Kleine Negerrangen, ächt in der Wolle gefärbt, fielen wie die Säcke auf das Proscenium, ihnen nach der Balkon, das Dach des Hauses, seine Säulen und Treppen. Viele Vorsatzstücke wollten nicht recht wanken und wackeln, da warf eine unsichtbare Hand eine ganze Coulisse dagegen, und die half. Nur ein nichtswürdiges Kapitäl von der ersten Säule blieb in der Luft baumeln an einem Bindfaden, der es freundlich vom Untergang rettete. Die Verwirrung zu mehren, mußten die Statisten und Maschinisten aus den Suffiten herab allerlei Lappen und Brocken stürzen, womit sich die schwarze Jugend lustig zudeckte oder begrub. Ganz hinten tobte das Meer, in langen Streifen hin- und hergezerrt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, November.

(Fortsetzung.)

Volkscharakter.

Ein großer, nicht genug zu rügender Uebelstand ist der, daß der Handwerker sein Haus, seine Familie und sein Geschäft gewöhnlich noch vor Anbruch des Abends verläßt, um in's Wirthshaus zu gehen; dort verbringt er sein Geld und die Arbeit wird von den sich selbst überlassenen Gesellen und Lehrlingen schlecht beschafft; auch findet man wirklich geschickte und zuverlässige Handwerker nur sehr selten. Während die Männer sich in den öffentlichen Lokalen ergötzen, gruppiren sich die Frauen der gebildeten Stände um den Thee- oder Kaffeetisch, um zu plaudern, zu stricken, zu sticken und eine Menge Kuchen zu genießen, dergleichen hier mehr gegessen werden, als in irgend einer andern Gegend Deutschlands. Sehr oft werden aber auch Landpartien veranstaltet, an denen die Männer auch gern Antheil nehmen. Sie sind nur mit geringen Kosten verknüpft und überaus anmuthig, da eine wirklich reizende Natur diese Art von Vergnügungen begünstigt. — Die Thüringer sind, wie man zu sagen pflegt, offene Köpfe; sie lernen leicht und fassen sehr schnell auf; daß viele bedeutende Gelehrte aus dem Lande

Digitized by Google

hervorgegangen, ist bekannt. Für die Schulen wird im Allgemeinen sehr viel gethan und dadurch ist das ganze Völkchen von einer Bildung durchdrungen, wie man sie in Norddeutschland in den niedern Klassen — mit Ausnahme Holsteins, dessen Volksschulwesen als Muster gelten kann — nicht kennt. Der heitere, lebhafte und aufgeweckte Geist des Thüringers kommt den Bestrebungen von oben herab dabei zu Hülfe. Durch seine Vorliebe für die Natur, durch seinen regen Sinn für die Schönheiten derselben erhält der hiesige Volkscharakter einen Anstrich von Poesie. Der Kutscher, welcher den Reisenden durch eine schöne Gegend führt, wendet sich auf seinem Bocke um und ruft: „Sehen Sie doch einmal die schöne Aussicht!“ und dabei leuchtet sein Blick vor innerer Freude. Dienstboten beiderlei Geschlechts machen an Sonn- und Festtagen Spaziergänge auf die Berge, in keiner andern Absicht, als sich an der Aussicht zu ergötzen. Man sieht sie unter den Ruinen verfallener Bergschlösser liegen und mit Entzücken in die Thäler hinabschauen; man macht ihnen eine Freude, wenn man sich des Reizes der Gegend freut. Dieß leistet zugleich Bürgschaft für eine gewisse Reinheit ihrer Sitten, und wirklich gehören auch plumpe Laster zu den Seltenheiten. Betrunkene sieht man nicht häufig; höchstens stößt man dann und wann auf einen Berauschten, der sich im Biere übernommen; von der Branntweinpest, die in Norddeutschland so weit um sich gegriffen hat, daß Vereine dagegen nothwendig wurden, weiß man in diesem Ländchen nichts, und ein Branntweintrinker ist der Gegenstand allgemeiner Verachtung. Ein schöner, rührender Zug im Charakter des Thüringers ist seine Genügsamkeit. Es ist unglaublich, mit wie Wenigem er sich zu behelfen und doch heiter und vergnügt zu bleiben weiß. Eigentliche Bettler gibt es nur sehr wenige, und das Unwesen, daß der Reisende in jedem Dorfe von einer Horde junger und alter Bettler angefallen wird, ist hier nicht geduldet; höchstens streckt ein wandernder Handwerksbursche die Mütze hin, um einen kleinen Zehrpfennig zu empfangen. Auf dem Lande fällt ein außerordentlicher Fleiß angenehm auf. Der Boden ist zum Theil fruchtbar und gut, aber der vielen Berge wegen nur mit großer Mühe und Anstrengung zu bebauen. Da die Berge, so weit es irgend möglich ist, bebaut sind, ist der Ackerbau mit fast unglaublichen Beschwerden verbunden; so muß z. B. auf die steilsten Berge der Dünger in Körben auf dem Rücken hinaufgeschafft werden, und diese übergroßen Anstrengungen mögen Ursache seyn, daß die Leute hier so schnell alt und häßlich werden. Oft glaubt man einen Greis oder eine Matrone vor sich zu sehen, und doch sind es Leute in den besten Jahren. — Im Allgemeinen ist der Menschenschlag hier nicht schön, und wenn er es ist, nur in der Jugend. Nirgends verblüht diese so schnell, als hier; ein Gesicht, das im sechzehnten Jahre wirklich reizend genannt werden mußte, ist es im vierundzwanzigsten lange nicht mehr, schon aus dem Grunde, weil schöne Zähne hier zu den Seltenheiten gehören. Die Gesichtsfarbe ist in der Regel bräunlich, und Blondinen mit weißer Haut und lebhafter Gesichtsfarbe sind große Seltenheiten. Haar und Augen sind in der Regel braun, letztere nicht eben groß, aber lebhaft und blitzend; Verstand und Gutmüthigkeit liegen im Blick derselben. Der Wuchs ist von mittlerer Größe; man trifft selten wohlbeleibte Personen, und die niedere Volksklasse ist auffallend mager, wahrscheinlich weil sie sehr angestrengt arbeiten muß und sich nicht nach Verhältniß der Arbeit nähren kann. Der Wuchs und die Haltung der Männer und Frauen aus den höhern Ständen sind anmuthig, die Bewegungen leicht und graziös, auch verstehen sie die Kunst, sich überaus geschmackvoll zu kleiden, und die Mode führt in dem kleinsten Landstädtchen eben so gut den Scepter als in der Residenz; doch wird hierin nicht zu viel gethan, und Gatten und Väter werden nicht, wie häufig in großen Städten, durch die Putzsucht der Frauen, Söhne und Töchter zu Grunde gerichtet; auch verfertigen die überaus kunstgeübten Damen größtentheils ihren Putz mit den eigenen zarten Händen. Der Luxus in Möbeln ist nicht eben groß, selbst nicht bei den Reichen. Man findet sehr geschmackvoll möblirte Wohnungen, allein das Geräthe ist im Lande und meist von inländischem Holze verfertigt; ein mit Mobilien von Mahagoni- oder anderem kostbarem Holz geschmücktes Gemach gehört zu den Seltenheiten. Dagegen sind die Damen unerschöpflich im Sticken; Stühle, Sopha's, Fenster- und Sophakissen, Glockenzüge, Ofenschirme u. s. w. werden von den kunstfertigen Händen gefertigt und bilden die anmuthigste Zierde der Gemächer. Arachne führt hier das Zepter, und es ist eine Freude, die Damen sticken und stricken zu sehen; oft gehen wahrhafte Kunstwerke aus ihren Händen hervor. Außer mit Stickereien müssen die Zimmer, wo möglich auch die Vorplätze, mit Gemälden und Kupferstichen versehen seyn; man findet solche sogar, oft ohne Rahmen, in den von der Armuth bewohnten Hütten. Vor Allem liebt man aber Familienporträts. Wer nur einigermaßen wohlhabend ist, läßt die Seinen malen oder zeichnen, und schmückt mit diesen Porträts seine Prunkstube; ein schöner, freundlicher Gebrauch. Auffallend verschieden von den in Norddeutschland gewöhnlichen sind fast alle Hausgeräthe und selbst die Mobilien. Stühle, Tische, Betten, Sopha's u. s. w. haben eine ganz andere Form, und namentlich ist das Küchengeräth so ganz anders, daß eine aus der Fremde kommende Hausfrau nicht selten damit in Verlegenheit geräth und sich seiner nicht zu bedienen weiß; auch die Benennungen sind ganz anders. Die Wohnungen sind in der Regel nicht eben elegant, dagegen sehr geräumig und bequem eingerichtet; von einer Raumbeschränkung, wie sie in großen Städten vorkommt, weiß man hier nichts, und ein wirklich Armer wohnt geräumiger als der wohlhabendste Handwerker einer großen Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 262:
Das Erröthen.

Charade.

1. 2.

Wir sind, wie ihr uns Alle kennt,
Ein höchst vollkommnes Instrument;
Wo zwei sind, edlere Natur,
Wo vier sind, ihre Frage nur,
Es wäre denn, daß diese vier
Gehörten Zweien, mir und dir.

1. 2. 3.

Dann bilden sie durch 3 ein Band,
Durch das sich manche Freundschaft band,
Ja gar ein schön Elektrophor,
Durch das auch ich mein Herz verlor;
Doch segn' ich die geheime Thür,
Ich fand ein lieberes dafür.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. November 1842.

Dichtkunst.

Trutz-Nachtigall von Friedrich von Spee. Nach der ersten Ausgabe mit Einleitung und Erklärungen von Hüppe und Junkmann. Coesfeld, Wittneven. Münster, Theissing, 1841.

Spee ist anerkannt als einer der besten deutschen Dichter in einem für unsre Poesie traurigsten Jahrhundert. Sein berühmtes Gedicht „Trutz-Nachtigall" besteht aus einer zusammenhangenden Reihe lyrischer Ergüsse, worin sich die innigste „Gottesminne" ausspricht, wie in den schönsten Zeiten des Mittelalters, obgleich Spee in der rauhen Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges lebte. Es ist rührend, diese süße Nachtigallstimme in jener Zeit des furchtbarsten Hasses und der rohesten Bestialität zu vernehmen, wie das liebliche Glockenspiel in einem brennenden Thurme.

Der Dichter hat das kindlichste Gemüth und einen Sinn für die Natur, der ihn unwillkürlich überall zum mehr oder weniger homerischen Naturmaler macht. Doch sind seine Dichtungen großentheils hymnen- und liederartig, daher auch mit Melodien begleitet, deren Mittheilung in vorliegender Ausgabe Dank verdient. Da man bereits in allen Handbüchern der poetischen Literatur Deutschlands dieses Dichters ehrenvoll erwähnt hat, und er schon in mehreren Ausgaben erschienen ist, wird es nicht nöthig seyn, hier seine Biographie und Charakteristik zu wiederholen und uns über den Werth seiner Dichtungen weitläuftiger auszubreiten. Dagegen verdient eine im Eingang des vorliegenden Werkes abgedruckte Abhandlung Spee's über die Herenprozesse, weil sie weniger bekannt ist und den meisten Lesern ganz neu seyn wird, eine nähere Besprechung. Diese Abhandlung ist nämlich eines der merkwürdigsten Denkmale aus der Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts und dient zugleich, den trefflichen Charakter ihres Verfassers in das hellste Licht zu stellen. Wir verstehen den Dichter besser, wenn wir auch erfahren, wie hochherzig er handelte, welch edler Mensch er war.

Spee war in Kaiserswerth geboren, trat 1610 zu Köln in den Jesuitenorden und lebte nach einander in Köln, Paderborn, Würzburg und Bamberg. In Würzburg wurden damals binnen drei Jahren (1627—1629) 158 Heren verbrannt, worunter 12 Priester, ein Rathsherr mit Frau, eine Edelfrau, ein Doktor, 18 Knaben von 10—14 Jahren, ein blindes Mädchen und ein Mädchen von 9 Jahren mit ihrem noch jüngern Schwesterlein. Diese schaudervollen Justizmorde machten den tiefsten Eindruck auf das gefühlvolle Herz unsres Spee und sein Verstand sagte ihm, welch heilloser Wahn denselben zu Grunde liege. Als Beichtvater hatte er vielfache Gelegenheit, aus dem Munde der unschuldig Verurtheilten selbst zu vernehmen, wie nur die schrecklichste Folterqual ihnen Geständnisse von Freveln abgepreßt, die sie nie begangen hatten. Er machte aber die empörende Entdeckung, daß die eigentliche Ursache, warum die Verfolgungen der angeblichen Heren so sehr übertrieben wurden, nicht sowohl religiöser Wahn im Volke sey, sondern in weit höherem Grade Liebhaberei und System der Juristen und damaligen Beamten, eine Schulmarotte, schon zum Privilegium der Kaste ausgeartet, gepaart mit Habgier und mit roher Henkerslust. Und dieß erkennend hatte er gleichwohl den Muth zu reden und die Wahrheit in den stärksten Ausdrücken zu sagen. Seine Schrift über das Herenwesen ist so schön geschrieben, daß wir uns nicht enthalten können, einige der bezeichnendsten Stellen mitzutheilen: „Die Fürsten sind aber in ihrem Gewissen nicht entschuldigt, wenn sie alle Sorge ihren Beamten überlassen. Es wohnt ihnen von Gott eine besondere Weisheit und Gnade inne und eine mildere Natur, geneigter zu jeder Erbarmung und christlicher Menschlichkeit. Sähen sie selbst oder kännten sie die Grausamkeit der Folter, Deutschland würde weniger Heren zählen. Der König der Könige hat sich ja zu uns, den Gefangenen,

Digitized by Google

selbst herabgelassen. Kennen sie das Verfahren ihrer Beamten? Und es berufen sich die Beamten auf die Fürsten, selbst wenn auch ein Unschuldiger mit unterlaufe, der Fürst müsse das verantworten, der habe es befohlen. Fürwahr eine lustige Sache. Der Fürst sagt: mögen die Beamten sehen, die Beamten sagen: der Fürst möge sehen, wer von beiden aber wird Gott antworten? Sie selbst müssen zusehen, denn sie können die Wahrheit in den Prozessen nicht durch die angestellten Beamten und Geistlichen erfahren. Andere können und dürfen nicht frei sprechen und in den Protokollen haben die Wörter eine ganz andere Bedeutung, als sonst, so daß Niemand, selbst die Doktoren der Theologie sie nicht kennen. — Die Kerker besuchend, ist es nicht gut zu sagen was ich da fand, denn ich erinnerte mich an die Stelle, die Tanner irgendwo citirt aus dem Prediger IV. 1. Ich wandte mich zu andern Dingen und sah die Bedrückungen, die unter der Sonne geschehen, die Thränen der Unschuldigen und wie kein Helfer ist; wie sie ihrer Gewalt nicht widerstehen können und allerseits der Hülfe beraubt sind. Da pries ich die Todten glücklicher als die Lebendigen und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren ward und die Uebelthaten nicht gesehen hat, die unter der Sonne geschehen. — Die Folter ist es ferner, welche die Unschuldigen ins Verderben stürzt und unser Land mit Hexen anfüllt und unerhörten Verbrechen; die stärksten Männer haben heilig versichert, nachdem sie die Schmerzen der Folter ertragen, sie würden alle erdenklichen Verbrechen auf sich genommen haben, wenn sie sich nur ein wenig von dem Schmerz hätten befreien können; sie wollten lieber zehnmal in den Tod sich stürzen als noch einmal auf die Folter gehen. Häufig kömmt es vor in der Beichte, daß diejenigen, welche auf der Folter Unschuldige angegeben, auf alle Weise bereit sind, deren Unschuld offenbar zu machen, nur nicht bei Gefahr der Folter, selbst wenn es um ihr Seelenheil geschehen sey. Fromme und standhafte Männer haben erklärt, sie würden die Folter nicht ertragen, und die meisten Theologen behaupten, es sey keine Todsünde, auf der Folter sich schuldig zu erklären. Und nun Frauen! Und nun wird auf bloßes Gerücht und Angeberei die Folter erkannt. Immer schrecklichere Qualen werden ausgedacht, selbst geistliche Obrigkeiten leiden dieß. Mit aller Gewissensruhe wird in Zeit und Maaß alles Recht überschritten. Viele sind zu Tode gefoltert, viele für ihr ganzes Leben untauglich gemacht, viele so zerfleischt und zerrissen, daß der Henker nicht wagte vor der Enthauptung ihnen die Schultern zu entblößen, um nicht das Volk zu empören. Gegen die Bulle Pauls III. foltern die sanftesten Richter eine Stunde. Wer könnte hier Stand halten? wer wollte nicht lieber sterben, oder selbst mit 1000 Lügen solche Strafen abkaufen? Wenn einige noch diese Zeit schweigend vorübergehen lassen und nicht lügen, so hat das einen Grund, an den wenige denken, der aber, wie ich durch Erfahrung vieles gelernt, durchaus wahr ist und bemerkenswerth. Meist alle nämlich haben die feste Meinung, es sündige tödtlich und könne auf keine Weise errettet werden, der ein solches Verbrechen wie die Magie als Unschuldiger auf sich nähme; damit sie nun nicht so schwer gegen ihre eigene Seele sich versündigen, ringen sie gegen die unerträglichen Schmerzen mit aller Kraft; unterliegen ihnen jedoch endlich und zwar wenn sie den letzten Rest der Geduld aufgebraucht. Und dann erst, weil sie glauben, es sey nun schon um ihr eigenes Heil geschehen, ist es unglaublich zu sagen, in welchem Gram sie sich im Kerker aufreiben und sogar hierauf der Verzweiflung sich ergeben, wenn sie keinen finden, der sie aufrichtet und belehrt. — Ich weiß, was ich rede und beschwöre alle Beichtväter bei der Tiefe der Barmherzigkeit Gottes, daß sie ꝛc. — Die Henker spielen ferner gegen alle Würde des Gerichtes den Herrn bei den Foltern, fragen, drängen, drohen, bestimmen die Qualen. Mit unerträglicher Ungerechtigkeit fragen die Richter auf der Folter nach der Schuld anderer, diese gegen alle Gesetze namentlich nennend. Weh wiederum den Fürsten! Was ist das für eine Blindheit Deutschlands! Vielen gefällt dieses Verfahren. Und solche Doctores fragen die Fürsten um Rath, solcher Leute Stolz und Unwissenheit muß das gemeine Wesen ertragen."

Neben diesem tiefen Schmerz über seine Zeit tritt bei Spee auch eine geistreiche Heiterkeit hervor. Zu den anmuthigsten Anekdoten von ihm gehört folgende. Eine reiche und schöne, aber etwas leichte Dame zu Köln empfing öfter Nachtmusiken, da brachte ihr auch Spee einmal eine große Nachtmusik unter zahlreicher Begleitung, aber es waren nur heilige Gesänge, die er vortragen ließ und zugleich in den schönsten Melodien. Die Dame war aufs äußerste überrascht und wurde so gerührt, daß sie sich von Stund an bekehrte.

Die Urschrift der Trutz-Nachtigall liegt noch im Gymnasium zu Trier. Dort befindet sich auch das lebensgroße Brustbild des Dichters, auf den Grabstichel noch immer wartend, der es vervielfältigen könnte.

Schließlich bemerken wir, daß die vorliegende so reichhaltige Ausgabe nur 18 gute Groschen kostet.

Digitized by Google

Heilkunde.

Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten von Prof. Dr. H. Häser. Zweiter Theil. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1841.

Verhältnißmäßig ist für die Geschichte keiner Wissenschaft noch so wenig gethan, als für die der Medizin. Nicht als ob nicht schon einige vortreffliche Werke darüber erschienen wären, aber es ist nicht damit gethan, die Geschichte der Arzneikunde als solche kennen zu lernen, man muß auch und zwar vorzugsweise die Geschichte der Krankheiten selbst studiren. Dafür ist nun noch ungemein wenig geleistet. Herr Häser klagt darüber in der Vorrede und macht der Schönlein'schen Schule das Compliment, daß sie die erste sey, die den historischen Weg empfehle. „Noch immer wird der äußerst bedeutende Einfluß historisch-pathologischer Studien auf die Praxis viel zu wenig erkannt; fast allgemein räumt man zwar historischen Forschungen ein hohes Interesse ein, aber die Früchte will man nicht erkennen, welche aus der sorglichen Pflege dieses unendlich reichen, aber rüstiger Hände bedürftigen Bodens für die Gegenwart in reicher Fülle reifen. Trotz dieser großen Vernachlässigung der Geschichte der Krankheiten von Seiten der gewöhnlichen Praktiker hat doch eine Schule der neuesten Zeit den unbestrittenen Ruhm, in der Geschichte, als einer unversiegbaren Quelle reichster Erfahrung, eine ihrer wichtigsten Grundlagen, aber auch eine ihrer sichersten Stützen zu erkennen. Fürwahr mit Recht heißt die Schönlein'sche Schule die naturhistorische, in schöner doppelsinniger Andeutung der zwiefachen Quelle, die ihr aus Benutzung der eignen und der Erfahrung der Besten aller Zeit in reichen Fluthen zuströmt."

Herr Häser sucht nun gründlicher, als es bisher geschehen ist, die Volkskrankheiten vom Beginne der Geschichte an zu erforschen und ist im ersten Theile bis zum Reformationszeitalter gelangt. Im vorliegenden zweiten Bande schildert er die großen Pesten und Seuchen vom Jahr 1502 bis zum Jahr 1770. Mit wahrhaft seltenem Fleiß hat er unzählbare Quellen gesammelt, aus denen er die Natur der Epidemie selbst und die zu ihrer Zeit auf sie angewandten Heilmethoden ermitteln konnte, und sein historisches Gemälde ist insofern überraschend reich. Und doch liegt es in der Natur der Sache, daß in jenen älteren Zeiten eine Menge, ja die größere Menge der Epidemien ihren Verlauf machen, ohne daß wissenschaftlich brauchbare Berichte darüber abgefaßt wurden oder uns erhalten worden sind. Dieß fällt besonders bei den Jahren 1635—1637 auf. In diesem Zeitraum nämlich, während der dreißigjährige Krieg wüthete, wurden alle Gegenden Deutschlands von einer menschenfressenden Pest heimgesucht, die überall ungleich mehr Menschen hinraffte, als je eine Pest seit dem Jahr 1349 oder irgend eine spätere. Herr Häser theilt aus jener Zeit nur einige niederländische Berichte mit, wonach zu Leiden in einem Jahre 20,000 Menschen starben. Aber die Pest fraß im Ganzen in den damals schon besser geordneten Niederlanden verhältnißmäßig weniger Menschen als in allen andern Theilen Deutschlands. Pommern war fast menschenleer; Berlin selbst zählte nur noch 300 Bürger; das ganze Herzogthum Württemberg nur noch 48,000 Menschen. In Ulm spielten die Kinder mit Kronenthalern auf den Straßen, weil mehr Menschen starben, als andre übrig blieben, ihr Erbe zu Rathe zu halten. In der kleinen Stadt Schaffhausen starben in einem Jahr 1400 Jungfrauen ꝛc. ꝛc. Aber von dieser weitverbreiteten und schrecklichen Pest, die eine Folge des Kriegs und Hungers war, sind keine brauchbaren Berichte erhalten, außer jenen holländischen.

An die Pesten und Typhen der Religionskriege reihen sich später die Wechselfieber, Friesel, Ruhren ꝛc. Im Allgemeinen schließen sich die Seuchen immer vorzugsweise gern dem Elend der Kriege an. Das Hauptaugenmerk des Verfassers bleibt immer, die eigenthümliche Natur der Krankheiten und ihre Behandlungsweise zu untersuchen, als das für Aerzte wichtigste. Allgemeine Resultate für die Geschichte der Menschheit zu ziehen, wäre hier nicht der Ort gewesen, zumal, da der Zustand der Quellen keinen vollständigen Ueberblick gestattet.

Romane und Novellen.

1) Situationen. Ein Novellenkranz von Hofrath Dr. von Reinbeck. Stuttgart, in Kommission bei Beck und Fränkel, 1841.

Ein Veteran der schönen Literatur bietet hier einen Kranz von Novellen dar, denen man nichts Aeltliches ansieht, sondern die noch wie in frischem Jugendmuth niedergeschrieben sind. In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über die Theorie der Novelle. Sehr richtig ist, was er über den Unterschied der Novelle vom Roman sagt; dagegen können wir nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er verlangt, die Novelle solle immer

Digitized by Google

nur rein erzählen und nicht raisonniren. Nicht nur Tieck, der in seinen Novellen gar oft mehr reflektirt als erzählt, sondern auch schon Cervantes, der dasselbe thut, würden Ausnahmen von jener Regel begründen, wodurch die Regel selbst aufgehoben würde. Wir wollen damit übrigens nicht jedem Raisonnement in Novellen, so wenig wie der Romansalbaderei à la Bretschneider das Wort reden. Wenn der Dichter mit einer politischen Absicht und überdies platt raisonnirt, so muß sich die Poesie allerdings gegen ihn sträuben; aber ein Raisonnement auf dem wahrhaft poetischen und freien Standpunkt, systemlos, zwanglos, nur Erguß des Augenblicks, Ausdruck genialer Conception oder einer jener überraschenden Wahrheiten, die Alle ahnen, aber nicht auszusprechen wissen, — das ist etwas, was die Poesie nimmermehr entbehren kann und auch nie entbehrt hat.

Die erste der vorliegenden Novellen ist eine Entführungsgeschichte, die in Rußland spielt. Sie ist recht heiter. Die schöne bescheidene junge Heldin der Novelle wird zwar ein wenig erschreckt, indem sie von unbekannter Hand plötzlich entführt wird, aber dem Schrecken folgt Wonne und Entzücken, da es sich zeigt, daß ihr Entführer der liebenswürdigste Liebhaber ist, der sie nur vor anderweitigen Gefahren durch rasche Entfernung sicher stellen wollte. — Die zweite Novelle ist ernster und schließt mit einem Mordversuch auf ein liebendes Paar, der zum Glück mißlingt; doch begreift man nicht, warum der rachsüchtige Mörder abzieht, ohne den Versuch zu wiederholen. — Die dritte Erzählung ist außerordentlich naiv und anmuthig und enthält zugleich eine Lehre von tiefer Bedeutung. Adelheid ist die Tochter einer Mutter, die in der Ehe das tiefste Wehe erfahren hat und als Geschiedene lebt. Durch das Beispiel ihrer Eltern gewarnt, beschließt die junge, unerfahrene, aber kräftige Schwärmerin, ihren künftigen Geliebten nie durch den ehelichen Zwang zu fesseln, damit seine Liebe nie durch den Zwang erkalte. Der Geliebte findet sich; aber wie erstaunt die schöne Schwärmerin, als sie beim Glück ihrer Liebe etwas vermißt, dessen Entbehrung sie nicht ertragen kann und wodurch ihr ganzes kleines System über den Haufen geworfen wird. Sie entbehrt nämlich — das Gefühl der Pflicht, und um es nicht länger zu entbehren, wird die Trauung vollzogen. In der Charakterisirung dieses Bedürfnisses des weiblichen Herzens liegt eine psychologische Tiefe, die dem Dichter wahre Ehre macht. Dieser Zug des weiblichen Herzens ist auch wirklich so unvertilgbar, daß alle Sophistereien dagegen in der Bordelliteratur der Georges Sand und ihres Anhanges dagegen schmählich Bankerot machen werden. — Die vierte Erzählung schildert einen vornehmen Spieler, der mit Schmach und Selbstmord endet; die fünfte scherzt in einer einfachen Liebesgeschichte gelegentlich über den weltbeglückenden Journalismus. Die letzte enthält wieder eine gar zu schauerliche italienische Liebes- und Mordgeschichte.

2) Neue Erzählungen und Novellen von J. N. Vogl. Wien, Wallishauser, 1841.

Meist von schauerlichem Inhalt. 1) Der tolle Geiger von Wien. 2) Eine russische Greuelgeschichte, in der ein schönes Mädchen eben im Wald an einen Baum gehenkt werden soll und schon der Strick um ihren Alabasterhals liegt, als ihr gräßliches Zetergeschrei noch Hülfe herbeiruft. 3) Die Geschichte eines Verbrechers, der auf der Flucht verhungert. 4) Eine venetianische Mordgeschichte. 5) Eine englische Mordgeschichte, Ausgang in Botanybay, wobei ein mitleidiger Kerkerwächter bewirkt, daß die Transportirten, Gatte, Gattin und Kind nicht getrennt werden. 6) Greuelgeschichte von einem Wahnsinnigen, der seinen Pfleger ermordet, weil ihm dieser seine Tochter nicht geben will. 7) Eine groteske Zaubergeschichte, worin ein liebendes Paar vorkommt, das in ein Entenpaar verwandelt von einem Ungeheuer in den See, worauf es schwimmt, hinuntergeschluckt werden soll. Gewiß eine tragikomische Situation, wobei man jedoch nicht begreift, warum die lieben Enten nicht auf und davon fliegen. 8) Abermals eine Greuelgeschichte; ein junger Beamter, der einer Gaunerbande nachspürt, wird von derselben gefangen und lebendig eingemauert, doch zum Glück noch gerettet. — Herr Vogl, der ein glückliches Talent durch andere Produktionen bewährt hat, sollte sich von dieser Neigung zum Gräßlichen abwenden.

3) Paul Flemming oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Mit Originalradirungen von Geißler. Leipzig, Beyer, 1842.

Die Radirungen sind in der jetzt beliebten englischen Manier, wie in den Werken von Dickens, Hook ꝛc. Der Held des Romans ist unser berühmter Dichter Paul Flemming, der bekanntlich mit Olearius die große holsteinische Gesandtschaftsreise nach Persien mitmachte. Die Reise war reich an Abenteuern und für die Wissenschaft wichtigen Beobachtungen, daher sie jetzt noch in gutem Kredit ist. Herr Wangenheim hat aber von dem Recht, aus der Geschichte einen Roman zu machen, einen etwas verschwenderischen Gebrauch gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. November 1842.

Politische Literatur.

Carl von Rottecks gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne Dr. Hermann von Rotteck. Drei Bände. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp., 1841.

Die leidenschaftslose Geschichte wird einst über Rotteck ein Urtheil fallen, das sich mehr dem seiner Freunde, als dem seiner Gegner nähern dürfte. Denn die Reinheit seines Charakters und der Muth, mit dem er das von ihm erkannte Recht verfocht, ist über alle Zweifel erhaben, so wie auch seinem erstaunlichen parlamentarischen Talente wohl wenig gleich kommt, was Deutschland sonst noch etwa davon aufzuweisen hat. Ganz abgesehen vom Prinzipienstreit muß man darauf Gewicht legen, daß Rotteck in den engsten politischen Verhältnissen und beinahe ohne alle andere Mittel, als die er aus seinem Geist und seiner Beharrlichkeit schöpfte, eine große politische Rolle in Deutschland improvisirt, auf einen ungeheuren Umkreis deutscher Bevölkerung aufs lebendigste eingewirkt hat. In einem beinahe entgegengesezten Sinne und unter ganz andern Umständen hat dieß auch Görres gethan. Sehen wir einmal von den Prinzipien ab und halten uns nur an das große Leben der Geschichte, in dem alle Parteien und Prinzipe ihre Stellung finden, so ist es ein erfreulicher Anblick, deutsche Männer unter den ungünstigsten Verhältnissen dennoch auf die eingeschachtelten Völker Deutschlands in so großartigem Sinne wirken zu sehen, als ob die Verhältnisse günstiger, größer und freier und die Völker ein Volk wären. So lange die der deutschen Natur allein angemessene konstitutionelle Wechselseitigkeit im Großen noch nicht hergestellt ist, wird die zur Ergänzung noch fehlende Gewalt wenigstens angedeutet oder auch wohl vorübergehend gehandhabt von einzelnen Geistern, die den Sinn einer großen Mehrheit zu fassen und auszudrücken wissen und in so fern war auch Rotteck mehr als badischer Deputirter und die Zahl seiner Committenten umfaßt mehr, als ein kleiner Bezirk im Schwarzwald.

Aber eben deßhalb war es ein wesentlicher Irrthum in Rottecks Prinzip, daß er auf den Nationalverband so wenig Gewicht legte. Er selbst sagt in einer seiner kleineren Schriften (Theil I. S. 361): „Ueberhaupt erscheint als vorherrschende Richtung des denkenden Volkstheiles in Deutschland die nach Freiheit und Einheit strebende. Aber die Freunde beider großen Ideen theilen sich in zwei von einander weit abstehende Parteien. Die Einen wollen vor Allem die Einheit des deutschen Vaterlandes und erst nach oder mittelst derselben auch die Freiheit; ja sie würden selbst eine — wie sie glauben, jedenfalls nur zeitliche — Verkümmerung der Freiheit völlig verschmerzen, wenn nur vorerst die Einheit errungen würde. Die Andern fordern als Hauptgut die Freiheit und erst mittelst derselben, jedenfalls nur unbeschadet derselben, oder vielmehr nur zu ihrer Bekräftigung und Sicherstellung, auch die Einheit. Den Ersten ist also Hauptziel die Einheit, den Zweiten die Freiheit. Welche sind im Rechten befindlich? — Auch Rußland, auch China erfreuen sich der Einheit, auch Frankreich unter Ludwig XV. schmachvoller Hofdespotie war eines. Die freien Deutschen zu Cäsars und Tacitus Zeit waren es nicht. Laßt also zuvörderst die Freiheit in den Gliederstaaten sich befestigen, und ihre Liebe, ihren Stolz tief eindringen in aller Deutschen Herz.“ Dieß drückt am einfachsten und klarsten die Divergenz des deutschen Liberalismus vom deutschen Patriotismus aus. Aber Rotteck hat an sich selbst erfahren können, wie unzulänglich alle konstitutionelle Thätigkeit im Kleinen ist, und was z. B. dabei herauskam, als in Baden (obgleich durch Uebereinstimmung sämmtlicher drei Staatsfaktoren) die Preßfreiheit proklamirt wurde. Dieselbe politische Handlungsweise, die in einem großen Staate groß ist, wird in einem kleinen klein und vom Erhabenen zum Lächerlichen ist hier

Digitized by Google

nur ein Schritt. In kleinen Staaten kann nicht einmal von Handeln die Rede seyn, weil die Handlung, wie jener Fall der Preßfreiheit bewiesen, über Nacht wieder ungeschehen gemacht wird. Es kann also nur von Gedanken und Gesinnungen die Rede seyn, nur in ihnen kann sich die Größe bewähren, aber auch hier nur in dem Maaß, in welchem ein großes Volk daran Antheil nimmt. In der That wären Rottecks Ideen unfruchtbar geblieben, wenn sie nicht über die engen Grenzen Badens hinaus in dem großen deutschen Sprachgebiet Sympathien gefunden hätten.

Ferner darf der Enthusiasmus für die Freiheit niemals den Pflichten widersprechen, die man der eigenen Nation schuldig ist. Dieß geschieht aber, sofern man sich für die Freiheit fremder Nationen auch dann noch enthusiasmirt, wenn sie unsere eigenen Nationalinteressen gefährdet. Oder sollte es wohl vernünftig seyn, den Freiheitsbestrebungen aller um uns lagernden Nationen Beifall zu klatschen, wenn wir wissen, daß sie alle uns übel wollen, daß die Einen nur darauf ausgehen, sich von der Herrschaft, die wir über sie geübt, loszureißen, die Andern aber sogar Ansprüche auf uns selbst machen und uns unsere Grenzländer wegnehmen wollen? Solche Bestrebungen der Fremden von deutscher Seite her preisen, hieße so viel als, schon im Rachen des Löwen, noch Loblieder auf den Löwen singen. Nichts ist irrthümlicher, als wenn Deutsche den Franzosen einen politischen Aufschwung wünschen, der ihnen Macht genug verleihen könnte, uns das linke Rheinufer zu nehmen. Nichts ist irrthümlicher, als wenn Deutsche sich für eine Emancipation Italiens enthusiasmiren, da Italien, wenn emancipirt, augenblicklich im Bunde mit Frankreich unser gefährlicher Feind werden würde und wir es in unserer Obhut halten müssen, nur damit es nicht von Frankreich beherrscht wird. Eine Politik, die den Deutschen durch eine fast tausendjährige bittere Erfahrung aufgedrungen worden ist, und von der die politische Kindheit oder Kindischheit unserer Tage abstrahiren zu können glaubt. Für die Freiheit Polens sich zu interessiren, steht dagegen den Deutschen gut an, weil dabei an eines der Vertheidigungsmittel Deutschlands gegen Rußland gedacht wird. Solche Lehrsätze der deutschen Politik klingen freilich denen fremd, die bisher, wozu auch Rotteck mit beigetragen hat, nur von einem kosmopolitischen Standpunkt ausgehend, allgemeinen Idealen der Freiheit nachtrachteten. In der Taubheit für solche Gesetze der deutschen Politik liegt auch etwas gar Naives und sogar Liebenswürdiges, nämlich die reinste Uneigennützigkeit und Aufopferung, die, sich selbst vergessend, nur der in einem andern Volke realisirten Freiheitsidee lebt und sich ihr gänzlich hingibt. Aber Deutschland ist in keiner so gesicherten Lage, daß es sich solchen Schwärmereien für Andere überlassen könnte. Wir haben vor allem Pflichten gegen uns selbst, die zu erfüllen uns einst schwer seyn dürfte, wenn wir uns nicht darauf vorbereiten. Die beste Vorbereitung aber ist eine Verständigung über unsere Nationalpolitik nach außen und die Feststellung gewisser unumstößlicher Lehrsätze der deutschen Politik, von denen wir hier nur einige bezeichnet haben.

Schrift über das Lotto.

Das Lotto. Eine Denkschrift. Nördlingen, Beck, 1841.

Eine Brochüre, die ziemlich im Humor des seligen Ritter von Lang geschrieben ist. Sie enthält viel Geistreiches und, was noch mehr sagen will, schlagende Wahrheiten. In der Introduktion heißt es: Nach seiner bekannten liberalen Gesinnung hat der alte Schwarze in seiner Welt eine gewisse scheinbare Gleichheit des Aeußeren und der gegenseitigen Ansprache begründet. Es gibt vielleicht nur eine einzige Auszeichnung in derselben — nämlich, keinen Orden zu tragen. Alles ist so schlangenglatt und abgerundet, und selbst bei den Wölbungen des Leibes weiß man durch Watte und dergleichen so geschickt nachzuhelfen, daß auch im Aeußern eine große Gleichmäßigkeit sich zeigt. Jedoch unter der ruhigen, abgeglätteten Oberfläche glüht eine vulkanische Regsamkeit. Da sind entsetzliche Leidenschaften, boshafte Ränke, frevelhafter Hochmuth und dergleichen zu finden. Es ist daher ganz natürlich, daß auch die Ergötzungen am Modernen stets etwas diabolisch sind. Wer sich nun an den Sünden des zuchtlosen Melodrams und den pestartigen Novellen des Eugen Sue erquickt, der findet sich durch das Hazardspiel gewiß ganz besonders angesprochen. Der abgestorbene Sünder gibt sich mit Entzücken den wilden Regungen hin, die ihn noch einmal zu beleben vermögen; er fühlt hier zu seiner Freude das Eingreifen einer unheimlichen Macht, und bei aller Armuth der Gesinnung ist er doch im Stande, hier Etwas selbst zu erleben, und sey es auch grimmigen Hohn, giftkochenden Neid und rettungslose Verzweiflung. Es ist doch weit reizender, so eine Gemüthsbewegung sich in den Blicken seiner besten Freunde spiegeln zu sehen, als wenn sie nur auf der Bühne der bezahlte Schauspieler kümmerlich darstellt. — Da stehen nun die armen, gemeinen Leute dichtgedrängt vor den festlich erleuchteten Spielsälen, und die eintönige Stimme des Banquier, sein pair, impair, — rouge, noir schallt heraus in ihre Nacht. Zwar verstehen sie diese dunkeln Orakelsprüche nicht, doch vernehmen sie deutlich das Rollen und Klingen des Geldes, welches

Digitized by Google

der mürrische Croupier hinauswirft oder einzieht. Von Zeit zu Zeit wird ihnen auch der erquickliche Anblick eines Glücklichen, der, mit den momentan gewonnenen Münzen vollgestopft, seelenvergnügt zur Saalthür sich hinausstiehlt, oder eines Verzweifelnden, der nach Verlust seines Vermögens oder anvertrauten Geldes hinausstürzt, um eben nach einem wohlfeilen Strick und vakanten Nagel oder Haken sich umzusehen. Mit Recht muß man in diesen Zuschauern, ja in allen den niedrig gebornen, einfachen, schlichtgesinnten Menschen eine geheime Sehnsucht nach diesen Genüssen der Modernen, von denen sie ein schwaches Bild haben, voraussetzen. Eine Sache des Mitleidens schien es zu seyn, diese Armen — wenn auch gegen tüchtige Bezahlung — einiger nobeln Freuden theilhaftig zu machen. Kurz man entschloß sich, auch den Geringsten gegen einen freiwilligen Beitrag zu dem Luxus der großen Welt einige Glücksträume und einen bescheidenen Antheil an dem Genusse zuzugestehen, welchen die Vermögenszerrüttung, die Selbstanklage und die grimmige Verzweiflung gewähren können. So entstand das Zahlenlotto."

„Die Dame Lotto hat zwar manchen Makel in ihrer Geburt. Ihren Herrn Vater, den edlen Benedetto Gentile aus Genua, soll nach der Volkssage der Teufel leibhaftig geholt haben. Doch wer kümmert sich in unsern aufgeklärten Tagen um so Etwas, wo manches ahnenreiche Geschlecht selbst eine Mesalliance übersieht, wenn sie nur gehörig vergoldet ist. Zudem zeigt sich in den neuesten Zeiten, nach dem sehr scharfsichtigen Urtheil des Herrn B., die Wirksamkeit des Teufels gerade darin, daß er es dahin gebracht hat, daß fast Niemand mehr an ihn glaubt. Vermöge ihrer wucherischen Beschäftigungen hat die Dame zwar in ihrer Physiognomie einen etwas gemeinen Ausdruck; ist jedoch — obgleich nicht kourfähig — in den engeren politischen Zirkeln gerne gesehen ꝛc."

Der ungenannte Verfasser entwirft nach dieser humoristischen Einleitung eine kurze Geschichte des Lottos. „Im deutschen Mittelalter kommt die Glücksbude und der Glückstopf unter andern Gaukeleien der Jahrmärkte vor, ohne daß man den Ursprung anzugeben vermöchte. Lot ist aber ein niederdeutsches Wort für Loos, loten ist noch der holländische Ausdruck für loosen, daher mag — obgleich lott und lotto als wälsche Wörter vorkommen — das Wort „Lotterie" für deutschen Herkommens zu achten seyn. Der Glückstopf, welche Bezeichnung die häufigere war, mag eine sehr einfache Einrichtung gehabt haben. In einen Topf wurden vom Spielhalter eine Anzahl von Papierstreifen, mit Zahlen bezeichnet, gelegt, während in einem zweiten sich eben so viele Streifen befanden, entweder leer — Nieten, niederdeutsch: Nyden — oder mit Benennung eines gewissen Geld- oder Waarengewinnstes. Aus dem erstern Topf zog der Spieler selbst gegen baare Geldeinlage eine Zahl, und seinen Gewinnst oder Verlust entschied der Zug, den ein Knabe mit verbundenen Augen gleichzeitig aus dem Topf der Gewinnste und Nieten that. So einfach auch dieses Spiel schien, so mochten doch viele Sitzbübereien mit unterlaufen, daher verboten es die ehrbaren Reichsstädte in Süddeutschland entweder gänzlich oder stellten es doch unter scharfe Aufsicht. Auch die Nebenbegriffe, die sich in der Sprache der Zeitgenossen bildeten und als Volksstimme beachtet werden dürften, sprechen nicht sehr achtungsvoll von der Lotterie. Ein „Lotter" und ein liederlicher Mensch, der sich mit Possenreißen und Spiel abgibt, ebenfalls „Lotterei" und Liederlichkeit sind gleichbedeutend. „Weil manches junge Blut durch Spielen um das Seinige gekommen, an den Bettelstab oder in Lotterei gerathen," sagt die ältere Polizeiordnung von Baireuth (vrgl. Schmeller bayr. Wörterb. II. S. 525)." Allmählig aber verfielen Gemeinden und Staaten selbst auf das Glücksspiel. Man veranstaltete anfangs nur Verloosungen zu gemeinnützigen Zwecken, z. B. 1549 in Amsterdam, um die Kosten zum Bau eines Kirchthurms aufzubringen. Die Güterlotterien sollen zuerst in Venedig aufgekommen seyn. Aufsicht des Staats über solche Lotterien trat frühe ein.

Dagegen begannen die Staatslotterien selbst erst am Ende des 17ten Jahrhunderts. Veranlassung dazu war die Vertreibung des Hauses Stuart aus England durch Wilhelm von Oranien. „Die Geldnoth zwang Wilhelm III. König von England, im Jahr 1694 zu einer sehr schlau ausgedachten Lotterie im großen Styl seine Zuflucht zu nehmen. Das Nominalkapital desselben betrug nicht weniger als eine Million Pfund Sterling. Dieses ward in hunderttausend Loose jedes zu 10 Pfd. Sterling eingetheilt, in der Art und Bedingung, daß der Käufer eines Looses 16 Jahre lang dasselbe mit 10 Procent verzinst erhalte, wodurch zugleich der Einkaufspreis getilgt seyn sollte. Dieses Unternehmen sah nun mehr einem freiwilligen oder erzwungenen Anleben neuerer Zeit gleich, wurde aber zur eigentlichen Lotterie durch die Zugabe von 500 Prämien (von 10 bis 1000 Pfd. Sterling), die zugleich mit den eigentlichen Loosen gezogen, aber gleichfalls nicht baar ausbezahlt, sondern nur mit 10 Procent 16 Jahre lang verzinst wurden. — Da nun viele Holländer, vermöge der Verbindungen des oranischen Hauses, zu dem Unternehmen beitrugen, und überhaupt das Ausland wenigstens ein Drittel der Loose übernahm, so kam es in 5 Monaten zu Stande, ja es mußten noch weitere 20000 Loose unter gleichen Bedingungen abgegeben werden." — Dieses Beispiel fand bald Nachahmung und nun schossen die Staatslotterien wie Pilze auf. „Unterdessen war in Italien, wo es so mancherlei giftiges Gewürm und Ungeziefer gibt, ein Lotto ganz besonderer Art entstanden

Digitized by Google

Zu Genua nämlich waren die 8 Governatori, welche mit dem Doge den innern Rath oder die Signoria ausmachten, nicht auf Lebensdauer, sondern nur auf zwei Jahre gewählt, und zwar so, daß alle 6 Monate 2 von ihnen abtraten, während 2 andere aus dem großen Rath durch das Loos gewählt wurden. Da nun ein Governatori wenigstens 40 Jahre alt seyn mußte, so betrug die Anzahl der Wahlfähigen im großen Rath, obgleich er aus 400 Männern bestand, doch nicht über 120 Personen. Die Namen derselben wurden im Jahre zuvor gedruckt und befanden sich in aller Händen. Am Wahltage aber zog ein Knabe, der reichlich mit Reliquien behangt war, um den Einwirkungen des Satans vorzubeugen, aus einem Topf, in dem die Namen der Wahlfähigen auf Zetteln geschrieben standen, zwei heraus: deren Eigner sofort in die Signoria traten. Wie nun jezt in England Jedermann sich mit Wetten vergnügt und selbst die Bettler — wie wenigstens Archenholz berichtet — in ihrer Herberge — in Ermanglung von Pferderennen und Hahnenkämpfen — auf die Schnelligkeit zweier Läuse wetten, die auf dem Tisch neben einander kriechen, so mag es auch damals in Italien gewesen seyn. Man benüzte zu Genua jene Ziehungen der Governatori, um auf die Namen derselben Wetten anzustellen. Im Jahre 1620 nun soll jener sinnreiche Benedetto Gentile die Einrichtung getroffen haben, daß bei ihm, wie bei einem Bankhalter, Jedermann auf zwei Namen der Wahlfähigen eine kleinere oder größere Summe setzen konnte, die beiden Treffer zahlte er nach einem gewissen Verhältniß vervielfacht heraus, während die 118 Nieten zu seinen Gunsten fielen. Wer Einen Namen errieth, gewann einen Estrado, Auszug, wer beide, eine Ambe (d. h. beide). Bald fand man auch an andern Orten Geschmack an der trefflichen Einrichtung. Als Herr Benedetto längst vom Satan erwürgt war, wie das Volk glaubte, verbesserte man seine Erfindung. An die Stelle jener Namen sezte man bloße Zahlen. Man fügte noch den Terno hinzu (in neueren Zeiten auch den Quaterno und selbst jenen phantastischen Quinterno, der sich nirgends blicken läßt, sondern nur in den Träumen der Spieler lebt). So entstand die Zahlenlotterie, die überall fortwucherte. Ob die blanque-royale (von carta bianca, weißem Papier, weil meistens Nieten sich ergaben), die Lorenz Tonti (der berühmte Erfinder der Tontinen) im Jahre 1656 in Frankreich zu errichten suchte, und die im Jahr 1660 zu Stande kam, unter die Zahlenlotterien gehörte, vermag ich nicht zu bestimmen. In den neuesten Zeiten ist der kleine Glückstopf meistens polizeilich als geldschneiderisch und trüglich verfolgt. Kaum auf entlegenen Landkirchweihen trifft man ihn in alter Gestalt noch an. Dagegen sind seine Nachkommen zu großen Ehren gelangt."

Der Verfasser formalisirt sich stark über den Widerspruch, der darin liegt, daß man die kleinen Lotterien und Hazardspiele verbietet und doch das Uebel im Großen duldet und sogar von Staatswegen pflegt. Er weist ferner nach, daß das Lottospiel nicht nur einer Regierung unwürdig, sondern auch nicht einmal finanziell vortheilhaft sey, wenn man den augenblicklichen kleinen Gewinn des Staats vergleicht mit dem nachhaltigen Verlust des Gemeinwesens. Er macht besonders auch auf das moralische Moment aufmerksam. Das Lotto begünstigt die Arbeitscheu und Genußsucht. „Noch ist immer viel richtiger Verstand und gute Gesinnung bei unsern Gewerbsleuten übrig, zumal in den zahlreichen kleinen Städten unseres Landes. Doch sucht auch hier die fremde Sitte sich auszubreiten: diese Verachtung des häuslichen Herdes, diese Sucht nach tagtäglichen, einfältigen Zerstreuungen, so eng verbunden mit der Lüsternheit nach höheren Genüssen, mit der Unzufriedenheit über die eigene Lage, mit dem abgeschmacktesten Unglauben. — Geld soll da alle Wünsche befriedigen; und da man es sich nicht verdienen mag, so muß es schnell und mühelos gewonnen werden."

Auf den Theil der Schrift, welcher ausführliche Berechnungen über Einsatz, Kosten und Gewinn namentlich der bayerischen Zahlenlotterie enthält, können wir hier nicht näher eingehen. Der Gegenstand ist klar und schön erörtert und die kleine Schrift werth, verbreitet und beherzigt zu werden. Sie stimmt im Wesentlichen mit einem vortrefflichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrs-Schrift von 1840 Band 10 überein.

Geschichte.

Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversations-Kalender. Von J. Funck. Schleusingen, Glaser, 1841 und 1842.

Nach Monaten geordnet. Unter jedem Monatstage folgen die Namen der berühmten (zum Theil auch ziemlich unberühmten) Personen, die an demselben geboren oder gestorben sind. Gut zum Nachschlagen für den, der wissen will, mit wem er die Ehre hat, am gleichen Tage geboren zu seyn. Ein Resultat, ob gewisse Gattungen von Geistern häufiger einem Monat oder Tag zufallen, und Andere einem andern, ist natürlich nicht gezogen, da es sich nicht ziehen läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. November 1842.

Rechtskunde.

Das römische Recht am Hermannsdenkmale. Ein Beitrag zur Verbesserung des Rechtsstudiums in Deutschland vom Justizrath A. Kaulfuß. Berlin, Springer, 1842.

Man hat dem Hermann oder Arminius als dem großen Retter Deutschlands, der das Joch der Römerherrschaft brach, ein Denkmal gesetzt. Unter den Ursachen, aus welchen zu des Arminius Zeiten die Deutschen sich gegen die Römer empörten, bezeichneten die Römer selbst das tiefe deutsche Rechtsgefühl. Die Deutschen konnten eher alles ertragen, als die Juristen, Advokaten und Richter, die ihnen in ihren deutschen Wäldern ein fremdes Recht aufdrangen. Sie empörten sich vorzugsweise aus Haß gegen die Rabulisterei und das Zungendreschen der römischen Rechtsverständigen, und die Geschichtschreiber haben uns die Nachricht aufbewahrt, daß nach der großen Niederlage des Varus einem gefangenen römischen Advokaten die Zunge ausgeschnitten wurde mit den Worten: nun zischle noch, du Natter!

Da dem nun so ist, muß es in der That auffallen, daß dasselbe römische Recht, welches damals mit so viel patriotischem Ingrimm zurückgewiesen wurde, dennoch in Deutschland herrschend geworden ist, und daß es noch gegenwärtig herrscht, in der Zeit, in welcher wir uns rühmen, die That des Arminius besser als zu jeder anderen Zeit begriffen und gewürdigt zu haben. Diesen Widerspruch faßt nun die kleine Flugschrift auf, von der wir hier zu reden haben. Sie deutet an, daß das römische Recht sich nicht geändert habe, daß es ein fremdes Recht sey, das nimmermehr auf die deutsche Nationalität passe, daß es in vieler Beziehung mehr für Despotien, als für freie Staaten tauge, daß es auf einer barbarischen und blutigen, nicht auf einer humanen und christlichen Grundlage ruhe ꝛc. ꝛc. und daß mithin die Gründe, es zurückzuweisen, heute noch eben so evident sind, als sie es vor achtzehnhundert Jahren waren. Der Verfasser sagt unter anderem: „Die deutsche Jugend muß die Jahre ihrer Geistesblüthe auf der Universität dem trocknen Studium des römischen Rechts opfern, um es bald wieder zu vergessen; denn wenn der Justizbeamte das Examen hinter sich hat, so gewähren sein Amt, das vaterländische Recht und die wissenschaftliche Bildung, die er nicht vernachlässigen soll, seinem Geiste eine so große und gedeihliche Nahrung, daß er die pedantische römische Gelehrsamkeit unwillig von sich wirft, Zeit und Mühe bedauernd, die sie gekostet hat. Mögen doch die Justizbeamten aufrichtig gestehen, daß sie nach einigen Jahren im Amte, vom römischen Rechte nichts mehr wissen und die ältesten, daß in ihrer noch so langen Amtsverwaltung nie, oder doch nur höchst selten einmal der Fall vorgekommen ist, wo sie nöthig gehabt hätten, sich im Corpus juris Raths zu erholen. — Nur gescheidte Richter und Advokaten, welche in langer Amtsverwaltung die Menschen, ihr Leben, Treiben und Gebehren, und ihre Verhältnisse beobachtet und durch Selbstanschauung kennen gelernt haben, die Parteien, die urtheilsfähigen Gewerbetreibenden, Produzenten, Fabrikanten und in der Praxis lebenden Geschäftsmänner fühlen und wissen, wo es drückt, was Noth thut, frommt und nützt. Der juristischen Studenten sind nur sehr wenige, welche Studirende des römischen Rechts sind und den römischen Geist und Inhalt eines v. Savigny, Thibaut, Hugo, Schlosser u. dgl. studiren, verstehen und sich eigen zu machen wissen. Die Mehrheit beschränkt sich auf das mechanische Auswendiglernen des römischen Rechts zur Nothdurft für die Examen, und es fehlt nicht an literarischen Hülfsbrücken, welche durch jene durchhelfen. Unsere Gerichte und Advokaten stehen an Intelligenz, Charakter und Verfahren hoch über den Römern, ihr bewährtes und gerechtes Selbstvertrauen

Digitized by Google

hat nicht nöthig die Art und Weise, wie sie entscheiden sollen, von den abgelebten Römern zu entlehnen. Sie haben zu beweisen gelernt, was sie behaupten, sie haben ihr richtiges und begründetes Urtheil; man hat keine Ursache, sie von der freien Selbstständigkeit ihres Urtheils ab, auf die römischen Classiker zurückzuweisen, daß sie diesen folgen sollen. Dieses hieße zurückschreiten in der Rechtswissenschaft und den Geist der Gegenwart in seiner Thätigkeit verleugnen aus einem übertriebenen Respecte des Alterthums, der uns schon so sehr lange so theuer zu stehen kommt. Alle Genialität und Gelehrsamkeit der Romanisten kann zwar das Lebende todt, nicht aber das Todte mehr lebendig machen. Rom ist gestorben, aber Deutschland lebt, und unersetzlich bleibt der Verlust für das Leben, daß die Romanisten die Masse ihres Scharfsinnes und ihrer Gelehrsamkeit von dem unfruchtbaren Boden, den sie bebauen, nicht schon längst auf die Kultur vaterländischer Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit übertragen haben. Das hohe Alter des römischen Rechts hat dieses noch nicht zu einer deutschen Volksthümlichkeit naturalisirt; es ist eine Fremdherrschaft. — Schwedens König Karl Johann der Vierzehnte sagt in seinem vorjährigen Bescheide an seine Gesetzcommission: das Eindringen des römischen Rechts in Deutschland habe das deutsche Volksthum in seinen Wurzeln gefährdet. Wir müssen diese königliche Ansicht theilen. Als bei Wiederbelebung der Wissenschaften im 14ten und 15ten Jahrhundert die Wirkungen der Geistesbildung des griechischen und römischen Alterthums über die Alpen nach Deutschland sich verbreiteten, wurde der damalige Gelehrtenstand von dem Lichte, das über seinem bisher beschränkten Horizont aufging, so geblendet, daß er das deutsche Volk lieber ganz in Römer und Griechen hätte umwandeln mögen. Alles ursprünglich Deutsche erschien ihm als roh und ungebildet, und die deutsche Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt, so daß man an deren Stelle die lateinische lieber zur allgemeinen Sprache hätte machen wollen. Durch dieses Streben, welches auf Vernichtung der Volksthümlichkeit ging, ist der selbstständigen Bildung des deutschen Volkes so großer Nachtheil erwachsen, daß die Folgen davon bis auf unsere Tage sich erstreckt haben. Dieß zeigt sich auch in der Gesetzgebung und in den Formen der Rechtsverwaltung. Unmöglich kann eine Gesetzgebung einem Volke anpassend seyn, wenn sie nicht aus dem eigenthümlichen Innern desselben hervorgegangen. — Welch ein himmelweiter Unterschied waltet doch ob zwischen dem Zustande Konstantinopels unter dem orientalischen Kaiserthume und dem Zustande Deutschlands, wie er sich im Mittelalter gebildet hatte. Dort die aufs Höchste getriebene dialektische Spitzfindigkeit und Parteiwuth in kirchlicher wie in legislativer Angelegenheit, hier die schlichte, einfache, gesunde Vernunft, hervorgegangen aus den Erfahrungen des bürgerlichen Lebens und ganz frei von dem despotischen Einflusse, wie von serviler Kriecherei. In welchem Ansehen standen doch die Schöppenstühle in den alten deutschen Stadten. — Dieses freie Wirken, das sich aus sich selbst heraus immer weiter würde entwickelt haben, wurde durch die Romanisten gewaltsam gestört und dem ferneren Ausbilden der Rechtsverhältnisse eine fremdartige, dem Volksgeiste widersprechende Richtung gegeben. Es ist doch wirklich bedauernswerth, daß in einem Lande, wo sachkundige und echt deutsch gesinnte Manner, im Geiste und im Auftrage Friedrichs des Großen wirkend, ein Gesetzbuch zu Stande brachten, welches vor 50 Jahren durch ganz Deutschland anerkannt wurde als ein ehrenvolles Denkmal des Zeitalters, nicht bloß in Betreff des Inhalts, sondern auch der Form, welche von einem Fortschritte in der Sprachbildung zeugten; bedauernswerth sage ich, ist es, im neunzehnten Jahrhunderte die Deutschen für unmündig zu erklären zur Gesetzgebung, wodurch doch der deutsche Geist sich herabgesetzt fühlen muß, während die Franzosen nicht den mindesten Zweifel haben, daß ihre Napoleonischen Gesetze das vollkommenste sind, was je in der Gesetzgebung geleistet worden."

Lyrische Dichtkunst.

Sammlung deutscher Volkslieder, welche im Munde des Volkes leben und in keiner bisher erschienenen Sammlung zu finden sind. Herausgegeben von W. Walter. Leipzig, Rein, 1841.

Die Behauptung auf dem Titel ist der Wahrheit nicht gemäß, denn eine gute Anzahl der hier mitgetheilten Lieder sind schon längst in vielen Sammlungen abgedruckt, z. B. Ich bin der Doctor Eisenbart — Freut euch des Lebens — Du liegst mir im Herzen — Blühe, liebes Veilchen — Mein Schatz ist ein Reiter ꝛc. Manches hier aufgenommene Lied kann auch nicht als Volkslied angesehen werden, z. B.:

> Heil dem Manne, der den grünen Hain
> Des Vaterlandes zur Heimath sich erwählt ꝛc.

was viel zu modern sentimental klingt, um je mundgerecht für das eigentliche Volk zu seyn.

Allein bei weitem der größte Theil der hier gesammelten Lieder sind wirklich echt volksthümlich, von der rührenden Art alter Romanzen und von der humoristischen Art alter und neuer Soldaten-, Handwerker- und

Digitized by Google

Bauernlieder. Daß der Herausgeber auch manches moderne Lied aufgenommen hat, worin sich die affektirte Halbkultur unserer niedern Stände in platter Gemeinheit abspiegelt, wollen wir ihm nicht verdenken. Es ist ganz billig, das Volk so zu nehmen, wie es ist. Waren uns mehrere von den alten Schelmenliedern aufbewahrt, so könnten wir daraus vielleicht manchen Schluß auf die Gesittung und Bildungsstufe der Massen in früheren Zeiten ziehen. Darum ist es auch nicht unangemessen, Gassenhauer, welche heute die Menge in Entzücken versetzen, der Nachwelt als ein Wahrzeichen heutiger Geschmacksbildung zu überliefern.

Die Sammlung beginnt mit Soldatenliedern. Darunter sind die ernsten und gesetzten (wahrscheinlich älteren Ursprungs) besser als die forcirten, z. B.:

O du Deutschland, ich muß marschiren ꝛc.

ist in seiner Einfachheit und Bescheidenheit besser als:

Frisch auf, Soldatenblut!

oder:

Fröhlich und frei,
Bin ich juchhei!

Es ist gewiß merkwürdig, daß alle alten Soldatenlieder sich durch eine gewisse Ruhe, Würde und Gesetztheit auszeichnen, während die neueren nicht toll genug sich geberden zu können glauben. Die rührende Einfachheit des alten Liedes: „Zu Straßburg auf der Schanz," eines der schönsten Soldatenlieder, das je gedichtet worden; die bei aller Nüchternheit doch wohlthuende Gemüthlichkeit und Kraft des Liedes: „Prinz Eugenius der edle Ritter," wie sehr unterscheiden sie sich zu ihrem Vortheil von den athemlosen Kraftversicherungen, der meisten neueren Kriegslieder! — Ein artiges Genrebildchen enthält folgendes kleine, hier S. 10 mitgetheilte Lied:

Was war das für ein Jubelton,
Als Fritze der Mama ihr Sohn,
Ins Spiegelzimmer trat,
Da kommt er, rief die Großmama,
Die ihn erst durch die Brille sah,
Da kommt auch der Soldat.

Die Tanten, die den Tag gewußt,
Erschienen mit entblößter Brust
Und kleideten sich nett;
Amalie sah ihn lächelnd an,
Und alle riefen die ihn sahn,
Er werde dick und fett!

Ein echtes soldatisches Schelmenlied ist das auf S. 17. Ein Reiter versichert hier neun Mädchen seine Liebe, in jedem Verse einer andern und schwört jeder Treue. Das Lied vom heimkehrenden Soldaten (S. 19), der die Treue seiner Geliebten erprobt, indem er sich als Bettler verkleidet, ist nur eine andere Bearbeitung desselben Stoffs, den Hebel in einem seiner schönsten Lieder behandelt hat.

Unter den folgenden Liedern befinden sich sehr viele, die auf irgend ein Handwerk besonders Bezug nehmen, öfters von sinniger Art. So die alte Sage vom Schlossergesellen, der den Teufel betrog, S. 106:

Es war zu Wien ein eisern Thor, —
Wie man es mir erzählte —
Da hing ein großes Schloß davor,
Zu dem der Schlüssel fehlte;
Das — wie man sagt — in einer Nacht
Ein Schlosserbursche hat gemacht
Mit Hülf' und Rath des Bösen.

Nun wollte Kaiser Leopold
Dazu den Schlüssel haben,
Versprach daher mit Gut und Gold
Und kaiserliche Gaben,
Auch Würd' und Ehren hinterher
Dem Meister, der so kunstreich wär'
Und ihm den Schlüssel machte.

Stracks war ein jeder drauf bedacht,
Das Geld und Gut zu kriegen;
Macht' an dem Schlüssel Tag und Nacht,
Ließ Alles stehn und liegen.
Allein der Böse war nicht dumm,
Dreht sir den Bart im Feuer um,
Und husch war er verbogen.

Die Meister wurden's endlich satt,
Weil er sie so bethörte,
Bis ein Gesell aus Halberstadt
Von selbst den Bart verkehrte.
Da war der böse Feind so dumm
Und dreht im Feuer ihn herum,
Husch saß der Bart gerade!

Nun ging man gleich den andern Tag
Dem Kaiser ihn zu zeigen,
Und alle Schlosser folgten nach
Mit Pauken und mit Geigen;
Sein bestes Kleid zog jeder an
Und der Gesell ging selbst voran,
Und trug den großen Schlüssel.

Also will uns nun dieß Gerücht
Die Chronica verzeichnen,
Es mag nun wahr seyn oder nicht,
So viel ist nicht zu leugnen:

Digitized by Google

Ein wackrer Schlosser ist ein Mann,
Der unter allen Künstlern kann
Mit Recht sich sehen lassen.

Mündlich von einem wandernden Schlosser.

Zu den schöneren Gedichten ernster Art gehört auch Seite 147:

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Mädle steh',
All stehn bei ihrem Schatz,
Wer stand bei mir?

Mei Mutter mag mi net,
Und kein Schatz han i net,
Ei warum stirb i net,
Was thu i do?

Gestern ist Kirchweih g'weh,
Mi hat me g'wiß net g'seh,
Denn mir ist gar zu weh,
I tanz ja net.

Wenn i nu g'storbe bin
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi ins Grab hinei,
Wer weint um mi?

Laßt die drei Rösle stehn,
Die an dem Kreutzle blühn,
Habt ihr das Mädle kennt,
Das drunter liegt?

Und die folgende, öfter variirte Sage von der schönen Nonne (S. 148), die ihr Geliebter aus dem Kloster befreien will. — Das Passauer neue Schifferlied S. 159 bleibt unter dem poetischen Werthe eines älteren bekannten, hier aber nicht mitgetheilten Volksliedes: „Kam ein Schiffmann von Passauen," zurück. Namentlich fällt es unangenehm auf, daß die neue Bearbeitung nicht einmal mehr dem zwölfjährigen Mädchen die Unschuld zugesteben will, die das ältere Lied mit so viel naivem Reiz hervorhob. Das Renommiren mit Unsittlichkeit ist ein Zug erst der neuern Zeit und nicht ihr schätzenswerthester. Ehemals erlaubte man sich eine scherzhafte Uebertreibung des Bösen, indem man das Gute anerkannte, oder man trat der Tugend, die man als Regel anerkannte, mit trotziger Kraft ausnahmsweise entgegen. Jetzt affektirt man, nichts Gutes mehr anzuerkennen und die Schwäche prahlt da, wo ehemals die Kraft noch bescheiden war.

Unter den alten hier mitgetheilten Schelmenliedern ist das von den drei Husaren, die sich beim Bauer einquartiren (S. 97) zwar derb, aber echt volksthümlich und naiv. Dagegen erreichen einige moderne Volkslieder, wie sie etwa ein Bruder Leipziger singt, gleich ähnlichen Berliner Produktionen, das volle Maaß des Unausstehlichen, z. B.:

Liebe Kleine,
Holder Engel,
Dich als Göttin bet' ich an.
Du kannst geben
Mir das Leben,
Lindre meines Herzens Brand!

Trudel heeß' ich
Gar nicht weeß ich
Was 'ne Göttin für e Thier ꝛc.

Dahin gehören auch die albernen Eisenbahnverse S. 125. Alles, was dem modernen Juden- oder Berlinerwitz, d. h. dem bloßen Wortwitz angehört, und was zugleich fast immer die unsittliche Emancipation niederer Stände, die Affektation höherer Bildung, Verachtung der alten Zucht und Bescheidenheit ꝛc. ausdrückt, ist zwar leider auch gewissermaßen volksthümlich zu nennen, weil es sich immer weiter im Volke ausbreitet, begleitet aber doch nur die vielleicht vorübergehende Eroberung, welche die Städte mit ihrer Halbkultur auf dem Lande machen und ist seinem Geist und Ton nach so ausschließlich nicht einmal städtisch und bürgerlich, sondern vorstädtisch und bedientenmäßig, daß man es doch nicht in jeder Beziehung volksthümlich zu nennen wagen darf. Wenigstens wäre es entsetzlich, wenn man glauben müßte, daß die deutsche Volkspoesie in solcher Misere enden würde.

Zu dem Besseren, was die vorliegende Sammlung von der modernen Art bietet, gehört ein sächsisches Philisterlied. Zwei Gevatterinnen, die mit ihren Männern haben nach Amerika auswandern müssen, seufzen nach ihrem sächsischen Kaffee zurück, klagen bitterlich und verschwören sich, ihre Männer zur Rückkehr ins gelobte Land zu bewegen. Zum Abgeschmacktesten der Sammlung gehört folgendes sogenannte Volkslied:

Stolz sind wir Preußen bei der Pflicht,
Die unser König will;
Er raubt uns unsre Freiheit nicht,
Wir leben ruhig, still ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. November 1842.

Werke über China.

China. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Europäer zu diesem Reiche und auf den jetzigen Krieg mit England nach den neuesten Werken darüber dargestellt von Th. Vockerode. Leipzig, Dörffling, 1842.

Bei dem Interesse, was gegenwärtig der englisch-chinesische Krieg erregt, ist eine gedrängte Uebersicht chinesischer Zustände und namentlich der Vorgänge, die den Krieg veranlaßt haben, wünschenswerth. Es sind indeß schon mehrere Werke dieser Art erschienen und der Herausgeber des vorliegenden muß sich bescheiden, nur aus andern (namentlich hat er Gützlaff ausgeschrieben) compilirt zu haben, er rechtfertigt sich aber damit, daß er (nicht mit Unrecht) bemerkt, die besseren Werke über China seyen nicht in Jedermanns Händen und, aus andern Gesichtspunkten geschrieben, für den Zweck, um den es sich gegenwärtig handelt, zu weitläuftig.

Die Zusammenstellung des Wissenswerthen aus China ist nicht übel. Nur scheint uns einige Parteilichkeit darin obzuwalten. Die Zerwürfnisse mit England werden so dargestellt, daß Gewaltthätigkeit, Arglist und völkerrechtwidriges Benehmen mehr auf Seite der Chinesen fallen, als auf die der Engländer, während auf die Hauptsache, das von den Engländern den Chinesen aufgedrungene Opium, die vom merkantilischen Eigennutz ausgehende, absichtliche, tief unmoralische, völkerrechtwidrige und gottlose Vergiftung eines ganzen Volkes, hier wenig Gewicht gelegt, wenig Indignation darüber ausgesprochen wird. Auch werden die Schattenseiten der chinesischen Verwaltung stark hervorgehoben, die Erpressungen, welche sich die Staatsdiener erlauben, die Bestechungen, durch die man sich der Strafe entzieht, kurz das ganze System der Korruption, das eine lange politische Stagnation nicht nur in China, sondern überall zu begleiten pflegt. Hier nur Weniges davon: „Zwar schickt der Kaiser häufig Censoren in die Provinzen, die über das Betragen der Vice-Könige und obersten Mandarinen nach Hofe berichten sollen, aber bei der allgemeinen ungeheuren Geldgier und Bestechlichkeit helfen solche Maßregeln zu gar nichts, ja sie vergrößern nur das Uebel, denn sie zwingen jeden Angestellten, um so mehr Geld zu erpressen und zu unterschlagen, um seine Vorgesetzten bestechen zu können. Die niedern Mandarinen werden eben deßhalb, trotz aller Erpressungen, meist nicht einmal reich. Sie empfangen das Geld nur, um es an größere Diebe, als sie selbst sind, wieder abzutreten. Der Mandarin zweiten erkauft z. B. von dem ersten Ranges für eine ansehnliche monatliche Abgabe die Zusicherung, daß dieser in keine seiner polizeilichen Angelegenheiten sich mischen wolle. Macht ein Vice-König oder eine andere hohe Person eine Reise, so gerathen die Mandarinen der Städte, durch die er kömmt, in nicht geringe Verlegenheit wegen der Bewirthung. Und haben sie eine nach ihren Verhältnissen sehr große Summe dafür aufgewendet, so müssen sie den kostspieligen Gast noch bis an die Grenze ihres Distrikts begleiten und ihm — also will es die Etiquette — zum Abschiede das Tabaks-Geld für seine Reise geben. Sie würden sich eine böse Zukunft bereiten, wenn sie dieß unterließen. Der Tabak aber, welchen solch ein Vice-König raucht, muß der theuerste in der Welt seyn, wenn man nach den Geschenken dazu urtheilen darf. Glücklicher Weise kehrt der Wohlschmecker nicht leicht auf demselben Wege zurück. — So stehen sich denn allein die höchsten Staatsbeamten, die Vice-Könige u. s. w. gut? Keineswegs! Haben sie Glück, so fließen zwar große Ehre und Reichthümer ihnen zu, aber das Alles ist schnell wieder verloren und verschwunden, sobald in ihrer Provinz ein Aufruhr oder dergleichen vorfällt, sind sie auch frei von aller Schuld daran, denn wie der Hausvater für das, was in oder bei seinem Hause geschieht, sind sie für Alles verantwortlich, was in ihrem Amtsbezirke vorfällt. — Jede Behörde umgeht auch noch auf

andere Weise das Gesetz. Ein Kriegsmandarin hat fast nie die bestimmte Anzahl Soldaten, während der bürgerliche Mandarin zuweilen das Doppelte der vorgeschriebenen Zahl anstellt. Je weniger Leute nämlich der Erstere zu besolden braucht, desto mehr gewinnt er, denn er nimmt aus der Staatskasse so viel Geld in Empfang, als für sein vollständiges Corps nöthig ist. Der Civil-Mandarin aber findet seinen Vortheil beim Gegentheil, denn wer Polizeisoldat werden will muß dafür bezahlen. Durch das Auspressen des Volkes kommt er schon wieder auf seine Kosten. Natürlich figuriren die überzähligen Polizeisoldaten niemals in der offiziellen Liste, noch fehlt dem Kriegsmandarin am Paradetage auch nur ein Mann an seinem Corps. Für eine Kleinigkeit bekömmt er so viel Lückenbüßer, als er will. Nächstdem gibt es eine große Anzahl Soldaten und Polizeischergen „der Ehre wegen," denn jeder nur etwas begüterte Chinese bewirbt sich um einen Titel, sey es auch nur um den der genannten beiden Stände, um bei dieser oder jener Gelegenheit besser aus dem Gedränge zu kommen. Die Reichern streben höher hinauf: ihr Geld erwirbt ihnen Mandarinen-Titel. — In neuerer Zeit, wo die Regierung häufig in Geldverlegenheit ist, sucht sie sich überhaupt durch den Verkauf von Aemtern zu helfen, der mit beitragen muß, sie zu Grunde zu richten."

Gewiß ist der Eifer unseres berühmten Landsmanns, des Herrn Gützlaff, das Christenthum in China auszubreiten, sehr rühmlich, daß er aber im Gefolge jener Opiumhändler kommt, daß er das Christenthum gewissermaßen als Zugabe zum Opium darbietet, ist ein böses Omen. Die Handlungsweise der Engländer ist so ruchlos, daß selbst die entsittlichten Chinesen dadurch in eine edle Entrüstung versetzt werden. Gewiß ist in China vieles gründlich verderbt, und wenn irgendwo das Christenthum die Wunderkraft bewährt hat, gesunkene Völker zu erheben, befleckte zu reinigen, so sollte es sie hier bewähren. Aber dazu bedarf es des apostolischen Geistes allein ohne Opium. Die Jünger, die da ausgingen, den Heiden zu predigen, waren keine Opiumschmuggler. Johannes Baptista taufte mit dem Wasser des Lebens, nicht mit Opium. Von der heiligen Schrift soll in die Wunden der Völker Oel träufeln, aber kein Opium.

Erzählungen.

1) Erzählungen von Karl Stöber. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. Erster Band. Dresden, Naumann, 1841.

Wie Jeremias Gotthelf in der Schweiz, so steigt auch Karl Stöber in die niedrigsten Sphären des Lebens hinab und schildert das Leben auf dem Lande, unter Armen und Beschränkten. Aber seine Erzählungen enthalten weniger bittere Klagen über die Korruption, sind mehr heiter gehalten und fromm. Der Vortrag ist sehr einfach, ruhig und mild, was einen wohlgefälligen Eindruck macht. Besonders lieblich sind die Schilderungen armer und frommer Kinder, die Segen ins Haus bringen und sichtbar von Engeln gehütet werden. Auch Laster und Gemeinheiten werden mit großer Naturtreue geschildert, doch der traurige Eindruck, den dieß macht, wird meist wieder ausgelöscht durch eine glückliche Wendung oder durch Lehren einer gediegenen Weisheit, welches die einfachste christliche Moral ist. Sogar launige Züge sind nicht ausgeschlossen, z. B. die komische Bestrafung eines Juden, der in einem Gebirgsdorf, welches bisher von der Kultur noch verschont geblieben, zum erstenmal durch seinen Schacher den Kleiderluxus einzuführen versucht. Dieser Zug ist, obgleich scheinbar recht plump bäurisch, doch in Wahrheit ein feiner Zug des Dichters, denn er zeigt uns in einem ganz aus dem Leben gegriffenen Beispiel, wie die Korruption von den Städten aus, und zwar immer zunächst durch die kleinen Agenten der Spekulation, unmerklich ihre Eroberungen macht, Eroberungen, die im Einzelnen unbedeutend klein erscheinen, im Ganzen aber von welthistorischer Wichtigkeit sind, weil sie den Charakter ganzer Stände und Bevölkerungen ändern.

Mit der liebenswürdigen Einfachheit der Rede und der Gesinnung, die ihn auszeichnet, verbindet der Verfasser doch eine feine Ironie, die sich zumal in dem Auffassen jenes Lächelns beurkundet, das sich gleichsam auf dem Antlitz Gottes zeigen muß, wenn er die knabenhafte Thorheit der Menschen ansieht. Sehr heiter ist in dieser Beziehung eine kleine moderne Legende vorgetragen. Eine Dame verordnet im Testament, man solle jeden Abend dreimal die Kirchenglocke läuten mit Pausen dazwischen, die so lange dauern sollen, daß man gerade hundert zählen kann. Dafür soll der Schulmeister, der die Glocke läutet, der Pfarrer, der ihn deßfalls zu überwachen hat, und der Heiligenpfleger, der wieder den Pfarrer kontroliren soll, jeder eine bedeutende Masse Holz aus dem hinterlassenen Walde der Dame in Empfang nehmen; wenn der Wald aber durch schädliche Insekten, Hagel oder Brand litte, so sollten jene drei nichts bekommen und das Holz dagegen an ein gewisses Amt abgeliefert werden. Die Dame stirbt. Der Schulmeister läutet anfangs recht, wie sie es verordnet hat; es fällt ihm aber bald langweilig und da er Abends mit dem Pfarrer und Heiligenpfleger Karten zu spielen pflegt, so kommen alle drei überein, zu ihrer Bequemlichkeit die Vorschrift des Testamentes zu umgehen. Aber siehe da, der sonst kerngesunde Wald wird nun bald vom

Digitized by Google

Insektenfraß, bald vom Brand heimgesucht und die Kartenspieler bekommen ihr Holz nicht mehr, bis sie sich bessern.

Schließlich wollen wir einen interessanten Traum wiedererzählen, der sich hier auf Seite 149 findet und den Herr Justinus Kerner seinem Magikon einverleiben sollte. In dem Wittwenhause zu W. lebte die unverheirathet gebliebene Tochter des längst verstorbenen Stadtpfarrers P. Sie wurde von einer jungen Nichte gepflegt, welche nach dem Tode ihrer Mutter bei dem hochbetagten Fräulein ein Asyl gefunden hatte und die Haupterbin desselben werden sollte. Zu den Hauptpflichten der Nichte gehörte auch die, mit gebührender Andacht die Träume zu vernehmen, welche die gute Tante des Weiteren zu erzählen pflegte, während sie vor dem aufgestellten Spiegel ihr Haupt für das Tageslicht ordnete. Dieser Pflicht entsprach jedoch die Nichte gerne, weil sie dabei nicht selten Gelegenheit fand, einen oder den andern ihrer eigenen Träume in den Kauf zu geben. — In der Wohnstube des alten Fräuleins waltete die strengste Ordnung, und ich meine, es wäre schwer gewesen, darin eine Stecknadel wo anders zu finden, als in dem kleinen, herzförmigen Kissen, das über dreißig Jahre an einem und ebendemselben Nagel hing. Kein Wunder also, daß sich die Tante, wenige Tage vor ihrer Krankheit, ganz ungewöhnlich geberdete, als sie eines Morgens an ihrer Toilette saß. Ohne ein Wort zu reden, schüttelte sie einmal über das andere Mal bedenklich mit dem Kopfe, wie Jemand, der eine Nachricht erhalten hat, aber nicht weiß, was er daraus machen soll. Die Nichte merkte auch sogleich, daß die Tante dießmal etwas ganz Besonderes aus dem Reich der Träume mitgebracht haben müsse. Um desto schneller dahinter zu kommen, fragte sie, ob doch dem Tantchen nichts fehle. Ach nein, erwiderte diese, aber unmittelbar vor dem Aufstehen hat mir geträumt, meine Stube sey voll Orgelpfeifen; und ich muß sagen, diese Unordnung hat mich sehr alterirt. — Ach lassen Sie das gut seyn, liebstes, bestes Herzenstantchen, versetzte die Nichte. Der Grund dieses Phantoms ist ganz natürlich und leicht zu finden. Noch gestern spät Abends ging der Herr Organist vorüber, der immer so höflich ist, und an den hat sich Ihr Traum gewiß angesponnen. — Das Fräulein blieb indeß den ganzen Morgen über sehr bedenklich und rief öfters aus: Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Die Woche darauf verfiel sie unvermuthet in eine choleraartige Krankheit und starb nach wenigen Tagen. Und der Erzähler wünscht aufrichtig, daß ihre so ordnungsliebende Seele nicht in den Greuel der Verwüstung sehen mußte, welchen versiegelnde Gerichtsdiener, inventirende Beamte, schreiende Ausrufer und steigernde Juden so lange anrichteten, bis keine Stecknadel mehr zu versiegeln, zu inventiren, auszurufen und zu versteigern war. — Lange, mehrere Wochen nach dem Hintritt des Fräuleins, beschloß die Stiftungspflege zu W., daß die Orgel der Hauptkirche, welche einer Totalreparatur entgegengereift war, abgebrochen und die Pfeifen derselben auf einen leeren Klosterspeicher gebracht werden sollten. Aber beim Abbrechen selbst fand man, daß der Transport dahin mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft sey. Ein Mitglied der Verwaltung schlug nun das leer gewordene Quartier im Wittwenhause zur Aufbewahrung der Pfeifen vor. Der Vorschlag erhielt die Zustimmung seiner Kollegen, und in wenigen Tagen war auch das Wohnzimmer der verblichenen Tante so besetzt, wie sie es in dem bedenklichsten ihrer Träume gesehen hatte. — Von dem Traume wußte jedoch Niemand, als die hinterbliebene Nichte, welche noch vor der Auction ausgezogen war, und das Gesicht des Fräuleins stand in großer Gefahr vergessen zu werden. Aber dazu sollte es doch nicht kommen. Um noch einige stecken gebliebene Hacken zu holen, kehrte die Haupterbin noch einmal in ihre alte Wohnstube zurück. Weil sie aber von der einstweiligen Bestimmung derselben noch nichts wußte, rief sie fast außer sich vor Erstaunen durch die gerade offen stehende Thüre: Ach die Pfeifen! ach der Traum der seligen Tante! — bis der in dem Zimmer beschäftigte Organist ihr seine Aufmerksamkeit schenkte, und so Gelegenheit gab, mit ihm über die wundersame Fügung zu sprechen. Von diesem vernahm der Erzähler den Traum und seine Erfüllung.

2) Irländische Erzählungen. Aus dem Englischen der Mrs. S. C. Hall übersetzt von Tinette Homberg. Rees, Hellraeth, 1841.

Mistreß Hall ist eine sehr patriotische Irländerin. Indem sie das bekannte Elend ihrer Landsleute schildert, hebt sie stets die liebenswürdige Seite derselben hervor, den unbesieglichen Frohsinn in der bittersten Noth, die unzerstörliche Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit trotz der schlimmsten Erfahrungen und einen gewissen Adel des Charakters, der sich auch noch bei leichtsinnigen und verlornen Individuen nicht verleugnet. Alle ihre Erzählungen sind Idyllen in diesem Sinne, Genrebilder, in denen irische Tugend im Gewande der Armuth auftritt, und man kann nicht leugnen, daß sie sehr ansprechen, daß ein liebenswürdiger Zug darin das Herz gewinnt, und daß der Zauber echter Rührung ihnen nicht entgeht.

Die erste Erzählung schildert eine arme Wittwe, die den armen Liebhaber ihrer armen Tochter mit der herzlichsten Biederkeit und einem Frohsinn tröstet, der alles Geld der Reichen aufwiegt. „Ich will euch etwas sagen, Paul, ich will selbst mit dem Priester reden, daß

Digitized by Google

er sobald wie möglich den Segen über euch beide spreche; und dann, anstatt daß Peggy zu euch zieht, ei! so zieht ihr hier zu uns. Wo ist da der große Unterschied, Paul? Wißt ihr nicht, daß des Mädchens Herz euch gehört? Es ist jetzt nicht die Zeit, es zu leugnen, da ihr im Unglück seyd; und wahrlich, ihr seyd mir schon lange wie mein eigner Sohn. Wer weiß, ob es nicht eine besondere Gnade Gottes ist! Ich bin nicht mehr so leicht auf den Beinen, noch so fröhlichen Sinnes wie sonst, und würde mich oft recht einsam und verlassen fühlen, wenn sie fort wäre; so aber werde ich einen Sohn gewinnen, anstatt eine Tochter zu verlieren; und Markus steht in Gunst bei Mylord; und sollte das uns nichts helfen, so bin ich noch nicht zu alt, um selbst nach London zu gehen und mit ihm zu reden; und wahrlich, mit meinen beiden Vögeln in meinem Käfig, wenn er auch nicht groß und glänzend ist." Diese kleine Stelle kann zur Probe dienen, welcher herzinnigen Sprache die Verfasserin Meister ist. — Die zweite Erzählung ist voll Nacht und Dunkel und Verbrechen. Sie schildert einen jener Elenden, die an den felsigen Küsten Irlands bei Nacht falsche Feuersignale geben, arglose Schiffer in die gefährlichsten Klippen locken und dann die scheiternden Schiffe plündern. Hier muß der tückische Strandbewohner seinen eignen Sohn unerkannt verlocken und als Leiche auf den Wellen hertreiben sehen. — In der dritten Erzählung tritt uns wieder ein sehr gewinnendes Bild entgegen, eine sich für Andere opfernde treue Seele, die sich eines armen aber bildschönen Mädchens mütterlich annimmt und ihren harten Vater endlich bewegt, sie als Tochter anzuerkennen. Dem Bilde dieser guten alten Jungfer entspricht in der vierten Erzählung das eines treuen Dieners, der alles für seinen jungen, etwas leichtsinnigen Herrn opfert. Die letzte Erzählung ist wieder eine düstere Mordgeschichte.

Historische Geographie.

1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten. Von Christian Kruse und von dessen Sohn Staatsrath Fr. Kruse in Dorpat. Sechste Ausgabe. Leipzig, Renger, 1841. Folio.

Der Werth dieses Atlas ist längst anerkannt. Wie schwierig es immer ist, in Bezug auf historische Geographie besonders der mittleren Zeiten etwas Vollendetes zu leisten, so erforderte doch das Bedürfniß der Schulen und der Geschichtsfreunde im weiteren Sinne eine Abhülfe, wie sie theils Douville, theils Kruse und zuletzt mit noch mehr kritischer Schärfe von Spruner versucht haben.

Das vorliegende Krusische Werk enthält große geschichtliche Tabellen, in denen in chronologischer Ordnung von oben nach unten und in ethnographischer Ordnung von links nach rechts die wichtigsten Namen und Thatsachen der Geschichte kurz eingetragen sind, und dabei in fortlaufender Reihe Karten von Europa, worin vor Augen gestellt wird, wie die Staaten und politischen Grenzen sich im Verlauf der Zeiten jedesmal umgestaltet haben. Daran schließen sich noch genealogische Tabellen, die Stammfolge der historisch wichtigsten Herrschergeschlechter darstellend, und eine vergleichende Uebersicht der wichtigsten Zeitrechnungen alter und neuer Zeit.

2) K. von Spruner's historisch-geographischer Handatlas. Vierte Lieferung. Gotha, Perthes, 1841. Querfolio.

Wir haben schon die früheren Hefte dieses schönen Werkes in unsern Blättern angezeigt. Der Verfasser hat ungleich mehr geleistet, als irgend ein Entwerfer historischer Karten vor ihm, und was im Einzelnen auch ihm unmöglich zu leisten war, entschuldigt die oft unbesiegliche Schwierigkeit, die alterthümlichen Besitz- und Grenzverhältnisse aus zuverläßigen Quellen zu ermitteln. Hier im vierten Heft begegnen uns 1) eine Karte von Polen und Lithauen vor dem Eindringen der deutschen Eroberer, 2) eine von den Eroberungen, welche die Deutschen an den Ostseeküsten gemacht, die sämmtlichen deutschen Ordenslande, mit Nebenkärtchen, darstellend die kirchliche Eintheilung Preußens, Livlands, Kurlands und Esthlands in Bisthümer; die politische Eintheilung unter der russischen Vormundschaft seit 1773 und einem Plan von Riga. Ferner eine Karte der britischen Inseln aus der Zeit kurz vor dem Ausgang der angelsächsischen Herrschaft; im Nebenkärtchen ein Bild Englands aus dem 8ten Jahrhundert; weitere Karten der britischen Inseln nach der normannischen Eroberung (Nebenkarten: London im Mittelalter, die untere Themse ꝛc.); dieselben seit 1485; dieselben zur Zeit der Reformation und nachherige kirchliche Eintheilung; endlich ein Gesammtüberblick über alle britischen Kolonien in allen Welttheilen. Sehr interessant.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. November 1842.

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1843.

Dieser neue Jahrgang enthält sechs Aufsätze. Der erste von Hrn. Scherer betrifft den Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahr 1681. Der nationale und staatsrechtliche Gesichtspunkt ist darin eingehalten, wie es sich gebührt; das Unrecht, das dem deutschen Reich und Volke zugefügt wurde, ist gut erörtert, besonders der diplomatische Theil umständlich behandelt. Nur die nähere Schilderung der Vorgänge in Straßburg selbst und namentlich eine genauere Charakteristik derjenigen Bürger von Straßburg, die am meisten bei dem traurigen Ereigniß betheiligt waren, wird vermißt. Obrecht, der Hauptverräther, der nachher im Namen Frankreichs den höchsten Befehl in Straßburg führte, hätte genauer portraitirt werden sollen, vor allem aber hätte des trefflichen Ammeister Dietrich, des einzig vorragenden Helden und Märtyrers der deutschen Sache, gedacht werden müssen. Da es nicht geschehen ist, wollen wir diese Partien hier ergänzen, in der Hoffnung, es könne deutschen Lesern unmöglich uninteressant seyn, die nähern Umstände eines Ereignisses kennen zu lernen, das so tief und unheilvoll in das Schicksal Deutschlands eingegriffen hat.

Wir bedienen uns dabei der Worte des Straßburger Geschichtschreibers Johannes Friese, der für die Kunde jener Zeit eben so wichtig, als in Deutschland leider fast unbekannt ist. Straßburg hielt sich seit dem dreißigjährigen Kriege in einem guten Vertheidigungsstand. Die Bürgerschaft arbeitete wechselsweise beständig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verschlossen; an den andern war doppelte Wache und eine Magistratsperson, welche die Aufsicht hatte. Und ob man wohl beständig eine starke Garnison Soldaten unterhielt, so mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eifersüchtig auf ihre Freiheit, und überzeugt von der großen Gefahr, welche sie bedrohte, strengte der Magistrat und die Bürgerschaft, welche damals in gutem Einverständniß mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieser Zustand der äußersten Anstrengung dauerte schon über 60 Jahre; die beständige Kriegsrüstung verschlang ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder; das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte waren verstopft; eine ungeheure Schuldenlast, von welcher man die Zinse nicht bezahlen konnte, raubte unserer sonst so reichen und blühenden Vaterstadt vollends alle innere Kraft, und ihre Nachbarn fingen schon an, verachtende Blicke auf sie zu werfen, welche unsere Väter um so weniger verdienten, da eben die, welche uns jezt verächtlich behandelten, selbst zu unserem Verfall mit beigetragen hatten. Der Bischof von Speyer ließ die Straßburgischen Schiffe, welche auf die Frankfurter Messe fahren wollten, zu Lauterburg und Philippsburg anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die schuldigen Zinse mußte man für jedes Schiff wegen gerichtlichen Kosten noch 100 fl. bezahlen. Gerade so machte es auch der Kurfürst von Mainz; andere Schuldner verklagten die Stadt bei dem Kammergericht zu Speyer. In dieser Verlegenheit verkaufte die Stadt das Schloß und Amt Herrenstein an den General-Lieutenant von Rosa um 20,000 fl.; nebst diesem zwei Meierhöfe, etliche Häuser, Gärten und Metzgerbänke, löste damit die beschwerlichsten Kapitalien ab und rettete sich also für dießmal aus der größten Noth. Um aber die Einnahme und Ausgabe ins Gleiche zu bringen, wurden alle Auflagen auf Lebensmittel, im Ohmgeld, im Kaufhaus und an den Thoren merklich erhöht, auch durften die Bürger nicht mehr selbst an den Vestungswerken arbeiten, sondern sie mußten für die Frohn ein halbes Stallgeld bezahlen. Diese fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerschaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beständigen Residenten in Straßburg

unterhielt, gleichwie auch wir bei Hof einen unterhalten mußten — sahe unsere Schwachheit und den sinkenden Kredit Straßburgs mit schalkhafter Freude. Lange schon lauerte das herrschsüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter sein Joch zu bringen, und unter diesen Umständen sahe es das Ziel seiner Wünsche sich täglich nähern; Ludwig der Vierzehnte versäumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Damals lebte zu Straßburg Georg Obrecht, Doktor beider Rechte, dessen betrügerische Kniffe und Ränke in Testamentsachen ꝛc. unter dem rechtschaffenen Ammeister Dominikus Dietrich aufgedeckt und (nur gelind mit einer Geldstrafe) bestraft wurden. Dieser Ursachen wegen sann D. Obrecht, sich an dem Ammeister zu rächen. Sonntags den 10. September 1671 machte er den Anfang mit vier Pasquillen, nach und nach aber verfertigte er gegen 35 solcher Schmähschriften, die er auch alle selbst an unterschiedlichen Orten der Stadt verbreitete. Da er merkte, daß sie bei der Bürgerschaft keinen besondern Eindruck machten, gab er seinen verläumderischen Schriften den Ton der reinsten Vaterlandsliebe; er sagte den Bürgern gleichsam im Vertrauen und mit Gefahr seines Lebens: „wie es bei der Obrigkeit hergehe; wie sehr sich die Bürger, insonderheit an dem Ammeister Dietrich, betrögen; er sey der schändlichste Mann; lebe nicht nur in heimlichem Ehebruch, sondern habe sich auch schon vieler Meineide schuldig gemacht; er veruntreue die ihm anvertrauten Gelder, übe mancherlei Tyrannei an gewissen Personen aus und stehe im Begriff die Stadt Straßburg den Franzosen zu verrathen.“ Und damit diese Beschuldigungen noch mehr Glaubwürdigkeit erhielten, so brachte Obrecht ein Geschrei unter die Leute, daß Hr. Städtmeister Bernold selbst der Verfasser dieser Schriften sey, daß dieser Herr am nächsten Schwörtage den Eid nicht schwören wolle, sondern auf dem Gerüste die Bürgerschaft um Hülfe gegen Herrn Dietrich anrufen werde. Es ist bekannt, wie leicht der größere Theil einer Bürgerschaft durch dergleichen Vorspieglungen umgestimmt und irre geführt werden kann; so ging es auch unsern Vätern bei dieser Gelegenheit. Dominikus Dietrich, der bisher der Liebling des Volks gewesen war, wurde nun von Vielen als ein Verräther gebrandmarkt und mit Verachtung bedeckt. Aber der Betrug kam auf wunderbare Weise an den Tag. D. Obrecht verlor einmal, als er spät nach Hause ging, auf der Straße einen Brief, der gefunden wurde und gegen ihn zeugte. Mit diesem Beweise in der Hand machte man ihm den Prozeß, er gestand alles ein und wurde nach den damaligen Gesetzen Mittwochs den 7. Februar 1672 öffentlich enthauptet.

Die Obrechtischen Verwandten und Kinder, insonderheit der älteste Sohn, welcher 13 Jahre hernach der erste Königliche Prätor in Straßburg geworden ist, suchte sich auch wieder an denen zu rächen, die über seinen alten Vater ein so hartes Urtheil gesprochen hatten.

Wir übergehen die Geschichte der weiteren Umtriebe Frankreichs und der endlichen Besitznahme Straßburgs, um die Geschichte jener damals so einflußreichen zwei Familien, Dietrich und Obrecht, zu verfolgen. Wir wissen nicht, in wie weit der jüngere Obrecht, Ulrich, Sohn des hingerichteten Georg, schon bei den Umtrieben des Königs von Frankreich vor der Besitznahme Straßburgs betheiligt war. Wir wissen nur, daß er nach der Besitznahme katholisch und der erste französische Prätor Straßburgs wurde, und daß er die Schuld des Verraths, die ihm unter diesen Umständen selbst zur Last zu fallen scheint, verläumderisch (wie sein Vater) wieder auf den alten Dietrich wälzte. Allgemein ist bekannt, daß Günzer den Verrath Straßburgs ausführte; wer aber unter den einflußreichen Familien Straßburgs bei den Vorbereitungen thätig war, wer an den 300,000 Thalern, die Ludwig XIV. den Verschwornen spendete, Antheil hatte, darüber läßt sich nur ein Schluß ziehen aus dem Benehmen dieser Familien nach der Besitznahme. Obrecht gab sich, nachdem er bereits als Proselyt und Vertrauter des französischen Gouvernements aufgetreten war, dennoch alle Mühe, den Verdacht von sich abzulenken, als sey er beim Verrath der Stadt betheiligt gewesen und suchte diesen Verdacht im Gegentheil auf den alten Ammeister Dietrich hinzulenken, ihn wieder ganz eben so, und dießmal mit besserem Erfolge zu verläumden, wie sein hingerichteter Vater gethan hatte. „In der Hamburger Zeitung wurde den 12. Februar 1682 unter dem Artikel Frankfurt eine Oration (Rede) eingerückt, die Dominikus Dietrich in Straßburg sollte gehalten haben, die aber so beschaffen war, daß sie ihn bei allen deutschen Patrioten nothwendig verhaßt machen mußte. In der Ulmer Zeitung wurde sie gleichfalls abgedruckt und in Augsburg kam ein Kupferstich von dem Einzug des Bischofs zu Straßburg heraus, dem diese Oration ebenfalls beigefügt ward. Jedermann in Straßburg wußte, daß Dominikus Dietrich gar keine Oration an die Franzosen gehalten habe, und daß die ihm angedichtete Rede gerade das Gegentheil von seiner wahren Gesinnung sey. Der Magistrat schrieb derowegen an die Städte Hamburg, Frankfurt, Ulm und Augsburg, erklärte diese Rede für falsch und boshaft, verlangte ihre Unterdrückung und die Bestrafung des Verfassers. Alle vier Städte versprachen durch einen öffentlichen Widerruf die Eindrücke auszulöschen, welche ihre Bekanntmachung etwa gemacht haben möchte; aber den Verfasser wollte Frankfurt nicht anzeigen, weil es eine vornehme Person wäre. Dieses ist, meines Erachtens, die Quelle des Verdachts der Verrätherei über den Ammeister Dietrich im deutschen Reiche. Da Ulrich Obrecht, Rath und

Digitized by Google

Advokat der Stadt Straßburg, eben damals wegen einem Rechtshandel in Frankfurt anwesend war, so glaubte Jedermann, daß die nämliche Hand, die ihm hernach an dem französischen Hofe eine Grube zu graben suchte, ihn auch in dem deutschen Reich anzuschwärzen sich bemüht habe. Diesem nach wäre alles, was geschah, eine Folge des Obrechtischen Prozesses.

Obrecht suchte dem französischen Hofe zu schmeicheln und that ihm insgeheim den Vorschlag, die Stelle eines königlichen Prätors anzurichten, der die Oberaufsicht über das ganze Stadtwesen hätte und zugleich das königliche Interesse besorgte. Der Hof, der die großen Vortheile einer solchen Stelle leicht einsah, ließ sich den Vorschlag gefallen und man fing an, diese Sache allmählig einzuleiten. Obrecht nahm die katholische Religion an, welches der Sekretarius Günzer vorher auch schon gethan, und dafür die Stelle eines königlichen Consulenten erhalten hatte. Der König äußerte nun gegen seine vertraute Agenten den Wunsch, den ganzen Magistrat in Straßburg katholisch zu machen, und Obrecht fand die Sache nicht schwer, wenn man nur den Dominikus Dietrich, der gleichsam die Seele des Magistrats wäre, dazu bewegen könnte. Dieß geschah im Anfang des Jahrs 1685. Darauf folgte den 26. Februar ein geheimes Schreiben des Ministers Louvois (Lettre de Cachet), in welchem dem Dominikus Dietrich befohlen wurde, in Zeit von 8 Tagen bei Hof zu erscheinen. Dietrich reiste sogleich ab und man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung. Täglich mußte er bei Hof aufwarten, und zwar allemal in seinen Amtskleidern, in denen er sonst im Rath zu sitzen pflegte, nie aber sagte man ihm ein Wort, warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Während seinem Aufenthalte daselbst erhielt Ulrich Obrecht in Straßburg den 24. April vom Hofe das Patent als königlicher Prätor mit der ausgedehntesten Vollmacht, worüber sich zwar der Magistrat sehr beschwerte, aber nichts dagegen ausrichten konnte. Dietrich wurde indessen immer am Hof aufgehalten, ohne daß er die wahre Absicht dieses Aufenthalts erfahren konnte. Einmal wagte er es, sich Erläuterung hierüber auszubitten, er erhielt aber von dem Minister die Antwort: man würde es ihm sagen, wenn es Zeit wäre! Endlich als er (im Monat Julius) wie gewöhnlich bei einer öffentlichen Audienz des ersten Ministers, Louvois, erschien, kam dieser, von andern vornehmen Herren begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand und sagte zu Dominikus Dietrich: Leset hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1. Maccabäer 2, V. 17 — 18, da es heißt: Die Hauptleute Antiochi sprachen zu Mattathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind: so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben. Dominikus Dietrich, der schon lange eine solche Zumuthung erwartet hatte und außerordentlich bibelfest war, kehrte die Bibel herum und sagte: die Fortsetzung enthält meine Antwort, V. 19, 20, 21. Da sprach Mattathias frei heraus: wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären und Jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich, meine Söhne und meine Brüder nicht vom Gesetz unserer Väter abfallen. Da seye Gott für! das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gesetz abfielen. Gleich den andern Tag erhielt Dominikus Dietrich seinen Verweisungsbrief (Lettre d'Exil); er wurde in allen Gnaden von seinem Vaterlande verbannt und nach Gueret im mitteln Frankreich (Depart. de la Cruse) verwiesen. In Straßburg wußte man inzwischen von allem, was vorgegangen war, keine Sylbe, ohne daß den 20. Juli ein königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, besetzen sollte, indem der König gesonnen wäre, ihn bei sich zu behalten; die wahre Ursache seiner Verweisung hingegen wußte Niemand als der, der sie im Finstern selbst bewirkt hatte. Inzwischen zweifelte Niemand daran, daß Ulrich Obrecht, der neue Prätor, diese Sache bei Hof also angegeben habe, damit er sich wegen der Hinrichtung seines Vaters an Dietrich rächen könnte, und weil dieser kluge und eifrige Patriot seinen Absichten überhaupt im Wege stand.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch dessen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jesuiten und andern Personen an ihn geschrieben worden sind, erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in seinem Exilio von allen Seiten her hart zusezte, seinen Glauben zu verändern. Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, wurde selbst vom Hof beordert an seiner Bekehrung zu arbeiten; nach ihm bekam ein anderer Pfarrer in der Nähe den nämlichen Auftrag; Jesuiten und Mönche bestürmten seine Standhaftigkeit fast täglich, aber Dietrich blieb unbewegt. Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hause des Dominikus Dietrich beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687 den 19. December seine Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erscheinen, ehe er nach Straßburg abreiße; dieses that aber unser Dietrich nicht; darüber fiel er neuerdings in Ungnade und mußte nach Vesoul ins Exilium wandern. Hier blieb er bis den 10. April 1690, da er wegen überhandnehmender Altersgebrechen abermals Erlaubniß erhielt, in den Schooß seiner Familie zurückzukehren, doch

Digitized by Google

daß er nicht aus seinem Hause gehen und mit Niemand, als mit seinen Verwandten reden sollte. Während seinem hiesigen Aufenthalt ließ er sich in einer Sänfte, welche er sein Haus nannte, öfters in die St. Nikolauskirche tragen und vor den Altar hinstellen, um in derselben der Predigt zuzuhören; dieser Ursachen wegen wurde er von den Vornehmsten der Stadt, die alle seine Tritte und Schritte beobachteten, abermals bei Hof verklagt, und man fürchtete eine nochmalige Verweisung. Es scheint aber, der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun alles galt, nicht zu sehr entrüsten, da ohnehin sein Ende nicht mehr ferne schien. Im Jahr 1692 erhielt er die Erlaubniß auszugehen, auch, wenn es seine Gesundheit erfordere, außerhalb der Stadt, nur solle er sich der Regierungsgeschäfte nichts mehr annehmen und das Rathhaus nicht betreten. Seine volle Freiheit erhielt er erst im Jahr 1694 den 9. März, da er diese Welt verließ, um in eine bessere überzugehen. Er starb in den Armen seiner Gattin und Kinder; seines Alters 74 Jahre 11 Tage; seine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben."

Wir glauben, das Andenken eines so ehrwürdigen deutschen Patrioten verdiene aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden.

(Schluß folgt.)

Politische Literatur.

1) Nicolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von J. Ziegler. Achter Band. Karlsruhe, Groos, 1841.

Der lezte Band dieser schätzbaren Uebersetzung enthält erstens die freundschaftlichen Briefe und das Leben Machiavellis und sodann die florentinische Geschichte. Eine Uebersicht über alle Schriften des großen Italieners in deutscher Sprache wurde bisher noch vermißt und ist daher diese Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke ein zweckmäßiges Unternehmen und wohlgelungen.

2) Der Fürst des Nicolo Machiavelli nebst einer authentischen Beilage, übersezt von Gottlob Regis. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Herr Regis, dessen musterhafte Uebersetzung des Rabelais Jeder kennt, theilt hier eine neue Uebertragung des berühmten Principe mit. Die Beilage ist ein Aktenstück bezüglich auf die Hinrichtung vier angesehener Italiener, des Vitellozzo, Oliverotto, Signor Paulo und Orsini im Jahr 1503. Das Buch vom Fürsten selbst, die bekannte Tyrannenschule, ist sehr verschieden beurtheilt worden. Anfangs hat man darin eine wahrhaft teuflische Gesinnung gesehen und verdammt, später hat man das Buch mehr als in tacitanischem Geist gedacht angesehen und sehr gerühmt. Machiavelli selbst antwortete auf den Vorwurf, er habe die Tyrannei befördert, indem er gelehrt habe, wie man sie üben müsse: „Ich habe die Fürsten zwar gelehrt, Tyrannen zu werden, aber auch die Völker, sich gegen die Tyrannei zu wahren und dieselbe zu vertilgen." Herr Regis bemerkt indeß: „Es ist kein Grund vorhanden, warum man zweifeln sollte, daß die im Buche vom Fürsten dem Lorenz von Medici empfohlenen Maßregeln zu Herstellung der Einheit und des Gegengewichtes im damaligen Italien, nicht des Patrioten Machiavelli volle politische Ueberzeugung gewesen wären. Er sagte, was ihm nöthig schien, wie ein sehr spät gerufener Arzt, der ein verzweifeltes Mittel vorschlägt, um einen lezten Versuch zu machen, vor dem die Zaudernden sich entsetzen. Was die Entstehung des Buchs und die Stimmung des Verfassers, zur Zeit da er es schrieb, betrifft, so gibt Er selbst darüber Auskunft in einem höchst lehrreichen Originalbriefe an seinen vertrautesten Freund Francesco Vettori in Florenz. Dieser Brief fand sich zu Rom in der Barberinischen Bibliothek, und ward erst 1810 durch Michel Angelo Ridolfi in seiner Schrift: Pensieri intorno allo Scopo di Nicolò Machiavelli nel Libro il Principe bekannt gemacht. Er ist vom 10. Oktober 1513 aus San Casciano datirt, wo Machiavelli ein kleines Landgut während seines Exils bewohnte." „Ich sprach, heißt es darin, mit dem Philipp über mein Werklein und fragte ihn, ob es rathsam wäre, es zu überreichen oder nicht; und wenn es rathsam wär, ob ich selbst es bringen müßte, oder schicken. Die Nothwendigkeit, die mich verfolgt, treibt mich, es hinzugeben; denn ich zehre mich auf, und kann nicht lange so bleiben, ohne daß mich die Armuth verächtlich macht. Ich wollte, diese Herren Medici fingen mal an, mich anzustellen, und sollten sie mir vorerst auch nur einen Stein zu wälzen geben. Wenn ich nicht ihre Gunst gewänne, so müßte ich mir ja selber dauern; und aus dem Buche, wenn man es läse, müßte man inne werden, daß ich von den 15 Jahren, die ich aufs Studium des Gouvernements verwendet hab', keine Zeit verspielt noch verschlafen; und Jeder würde Werth darauf legen, Deßjenigen sich zu bedienen, der auf Andrer Kosten Erfahrung erworben hat."

3) Bibliothek der modernen Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. Darmstadt, Leske, 1841.

Die ersten Hefte dieser Sammlung enthalten wieder den Fürsten des Machiavelli und Hallers staatsrechtliche Grundsätze nach dessen berühmtem Werke „Restauration der Staatswissenschaft."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. November 1842.

Orthopädie.

Physio-pathologische Studien aus dem ärztlichen Leben von Vater und Sohn. Eine Gedächtnißschrift für Johann Georg Heine den Orthopäden von Joseph Heine. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Der berühmte Begründer der Orthopädie, Joh. G. Heine, war ein Württemberger, 1770 im Schwarzwald geboren, ein Bauernsohn und gelernter Messerschmidt. In letzterer Eigenschaft zeichnete er sich durch seine soliden Arbeiten als Gesell in Norddeutschland aus und wurde von Berlin aus der medicinischen Fakultät in Würzburg empfohlen, als sie im Jahr 1798 einen geschickten Instrumentenmacher suchte. Hier nun am großen Juliushospital hatte er Gelegenheit, Verkrüppelungen aller Art kennen zu lernen und sein angebornes Genie für mechanische Mittel, durch welche denselben begegnet werden kann, als Verfertiger chirurgischer Instrumente und Maschinen auszubilden. Er entdeckte einen der wichtigsten Grundgedanken dieses Heilverfahrens, er begründete ein neues System, wie eine neue Kunst und wurde durch die jetzt schon in sehr weitem Umfang verbreitete Anwendung derselben ein Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Es ist zu bewundern, wie viele schöpferische Geister und große Begründer neuer Lebensrichtungen, neuer Wissenschaften und Künste aus dem niedrigsten Stande in Deutschland hervorgegangen sind; wie viele Söhne von Bauern oder armen Handwerkern die deutsche Walhalla unter ihren Bewohnern zählt.

Der Sohn schildert den Vater mit Wärme, aber auch mit der Treue und Abwesenheit eitler Ueberhebung, die dem Mann überall wohl ansteht, insbesondere aber da, wo wahres Verdienst vorhanden ist, das sich durch sich selbst ankündigt und keiner Anpreisung bedarf. Die Eigenheiten des unsterblichen Würzburger „Messerschmidts," wie ihn die Fakultätsmenschen lange Zeit verächtlich zu nennen pflegten, erklären sich durchgängig aus seiner ursprünglich fremdartigen Stellung zu der höher gebildeten Welt überhaupt und zu der medicinischen Fakultät insbesondere. Seine kräftige Natur reagirte gegen die Mißachtung, die man ihn hatte fühlen lassen, später durch Stolz und durch die Ungeneigtheit, Widerspruch zu ertragen. Der deutsche Kastengeist hat sich auch in diesem Falle nicht verleugnet. Daß ein Mann, der nicht studirt hatte, daß ein Messerschmidt eine der wichtigsten chirurgischen Heilmethoden erfinden sollte, gereichte ihm in den Augen vieler Fakultätsmenschen nicht zum Verdienst, sondern zum Verbrechen. Und gegen diese Ungerechtigkeit empörte sich nicht seine Eitelkeit, sondern nur sein gekränktes Rechtsgefühl.

Wie Heine stufenweise als erfindungsreicher Verfertiger von chirurgischen Instrumenten auf seine neue Idee geführt wurde, berichtet der Sohn in Folgendem: „Durch französische und englische Chirurgen, Pott, Desault, Boyer, waren neue Fragen in Diagnose und Behandlung der Knochenbrüche entstanden, welche die deutschen Chirurgen sehr in Anspruch nahmen; die ganze Verbandlehre wollte einen kollektiven Ueberblick in den mannigfaltigen Kompendien über sich gewinnen, das Erscheinen neuer Maschinen hielt vielfältige Abrechnung mit den ältern; so wurde auch von den Oberwundärzten des Juliusspitals vieles und immer mit Zuziehung Heine's versucht, welcher an der Extensionsmaschine von Boyer, als der wesentlichsten, haften blieb, hieran seine ihm gut dünkenden Veränderungen knüpfend. Vielfache Versuche hiemit zeigten ihm die Extensions- und Contraextensionspunkte, wie sie am schicklichsten mechanisch zu fassen seyen, und er hatte hier zum erstenmal die Gewalt der abnormen Muskelwirkung vor sich, welche die

Knochenbrüche oder Verrenkungen durch die Veränderung ihrer festen Unterlage begleitet, und welche zu bändigen und gebändigt zu erhalten die Aufgabe des Maschinisten war: wie er sich diese Muskeln nur als Federn dachte, so fügte er dieser Boyer'schen Maschine, außer andern Veränderungen und Beifügung von Stativen für Verrenkungen, an dem Extensionspunkte seine neue Kreuzfeder zu, über deren Zweckmäßigkeit mancherlei literarischer Streit entstand. Mochte sie nun hier passend angebracht seyn oder nicht, genug, an dieser Zugabe bricht zum erstenmal sein Licht (der Gedanke der Analogie der Muskeln mit Federkraft, und der elastischen Gegenwirkung auf ihre abnorme Spannung durch Federelasticität) in eigener Schöpfung auf ihn herein. Die Versuche dieser Maschine an Schenkelhals- und selbst bei komplizirten Ober- und Unterschenkelbrüchen fielen um so ermuthigender und glücklicher aus, als die Wundärzte dem Maschinisten freiere Hand ließen, wie dieß vorzüglich 1814 bis 15 unter dem Oberwundarzte Professor Markard geschah. — In dem couranten Artikel der Bruchbänder hatte er den bedeutenden Rivalen Brüninghausen, welcher sich außer dem Künstlerischen auch kaufmännisch betriebsam mit Verbandstücken beschäftigte; einer solchen Autorität gegenüber konnte der ohnehin vielfach Abhängige nur auskommen, indem er diesen Zweig mit dem ihm eigenen Sinn oculirte: die elastischen Federn waren bereits eingeführt, ihm blieb aber noch übrig, nach Hesselbachs und Anderer Entdeckung der verschiedenen Bruchpforten, also nach der ursprünglich verschiedenen Winkelstellung der vorfallenden Bruchsäcke, und nach körperlichen Besonderheiten, die Bruchbandfeder durch den Hammer in ihrer Richtung auf die Pelote, und die Fütterung dieser in Bezug auf die Federstellung, verschieden zu gestalten. Da er hierdurch die geradeste Linie der Gegenwirkung gewinnen, andrerseits die Feder durch partielle Verdoppelung verstärken konnte, so ersetzte diese Federrichtung die Kraft der Compression um die Circumferenz des Körpers, mit deren Verstärkung sich bisher so häufig nutzlos Maschinisten und Patienten geplagt hatten. Er hatte darin das Mittel, schwierige allen bisherigen Bandagen immer wieder ausweichende Hernien in jedem Lebensalter ohne Gewaltsamkeit und Beschwerde zurückzuhalten, und auf diese einfache seinem Federsinne natürliche, aber bis zu dieser Stunde von den wenigsten Chirurgen und Maschinisten gekannte oder gewürdigte Weise, eine sehr verdienstvolle Neuerung in der Bandagenlehre zu Stande gebracht. — Wenn beides Genannte der Tag, der Erwerb, die Neigung mit sich führte und äußere Anforderung mit dem inneren Beruf parallel ging, so mußte nun auch der Künstler sein Allerheiligstes haben, in welchem er die geistig assimilirten Lieblingsgestalten seines Albin, durch Federkraft beseelt, im Antagonismus wirksam, plastisch vor sich hinstellte, wenn auch der Wahn, mit der Natur in positiven Geschenken zu rivalisiren, das nächste Reizmittel seyn mochte, dem tiefern Instinkt in Konstruirung künstlicher Glieder, namentlich der unteren Extremitäten, zu folgen. Mit der ganzen Leidenschaft eines halbinstinktmäßigen Triebes versenkte er sich in diese seine Zukunft organisirenden Kombinationen; unerschöpflich in Veränderung der Federarten und Federstellungen bei Nachbildung der sehnigen Gelenk- und Muskeltheile, riß er mehrere Jahre lang das kaum Gebaute wieder ein, bis er endlich ein ihm ziemlich Genügendes fertig stehen ließ: diese Stücke, woran er so viel Mühe verschwendete, sind für den anatomischen Denker nur bewundernswerthe Kabinetsstücke, für den Baumeister aber die erforderlichen Studien von unberechenbarem Werth geworden, sie waren die schönsten, welche er je gemacht, und woran er bis in das Alter der Tage gezehrt hat." Dabei vergißt der dankbare Sohn nicht, eines gewissen Dr. Borberg zu erwähnen, eines genialen, aber vom Glück verlassenen Gelehrten, der mit seinem Vater damals aufs innigste vertraut war und der die Geburt seiner Ideen beförderte.

Die Zweckmäßigkeit der neuen Methode bewährte sich bald. Heine erlangte Ruf, Verkrüppelte strömten ihm zu, sich heilen zu lassen, worunter auch vornehme Personen; der Kronprinz, jetziger König von Bayern, interessirte sich für ihn; es wurden ihm größere Räume für seine Versuche geöffnet und sein Glück war gemacht. Gleichwohl widerte ihn die Erinnerung an seine frühere Noth und manche alte Feindschaft in Würzburg dergestalt an, daß er einen Ruf nach Holland annahm, wo er höchst ehrenvoll aufgenommen wurde, sich jedoch mannigfach mit den Aerzten verfeindete, und wo er 1838 starb.

Unter den hier mitgetheilten Scenen aus dem Leben des älteren Heine ist vorzüglich folgende geeignet, Wohlbehagen beim Leser zu erregen. Heine behandelte eine Prinzessin, die sehr leidend war und nicht ohne die unerträglichsten Schmerzen sich bewegen konnte. Es gelang ihm, durch Anwendung seiner Maschinen diese hohe Person so weit herzustellen, daß sie wieder fähig wurde, zu stehen und zu gehen. Aber ehe er ihr noch Erlaubniß ertheilt, den Versuch dazu zu machen, weil er erst die Kur vollständig durchführen wollte, unmittelbar vor diesem schon voraus bestimmten glücklichen Zeitpunkt kommt der berühmte Fürst Alexander von Hohenlohe, spricht ein Gebet über der Prinzessin, und heißt sie aufstehn und wandeln. Und siehe sie steht auf und wandelt und nun hat nicht der arme Heine, sondern der Fürst von Hohenlohe das Wunder vollbracht.

Digitized by Google

Nach Beendigung der Lebensgeschichte seines Vaters, welche nur den kleineren Theil des Werkes einnimmt, erörtert der Verfasser die Punkte, auf die es bei der Orthopädie besonders ankommt, mit Berücksichtigung derer, welche die Theorie und Praxis seines Vaters theils angefeindet, theils erweitert haben, und knüpft daran scharfsinnige Untersuchungen über Muskeln und Nerven überhaupt. Wir können auf diese rein gelehrte Parthie des Werkes hier nicht eingehen und schließen mit einer Stelle, welche die großartige Idee Heine's des Aelteren gegen jede Verkleinerungssucht vertheidigt: „Nicht auf Maschinen allein (in welchen Werkstall man den Mann gern bannen möchte), hat er hundertmal seit Jahren gesagt und geschrieben, sondern auf die Weckung des Muskel-, Bänder- und Knochenlebens durch diese Werkzeuge, und durch die übrigen Mittel, habe er abzwecken gelernt. Nicht etwa bloß angedeutet ist in seiner Richtung und in seinen Aeußerungen die dynamische Erkenntniß der Orthopädie, wie Stromeyer in einem seiner Werke sagt, sondern vollkommen ausgeprägt; daß er mit Stahlfedern, und Stromeyer mit dem Messer dynamisch zu handeln glaubte, thut nichts zur Sache; Heine hatte den Sinn für Dynamik, und sie kam ihm in der Praxis entgegen. Stromeyer hatte ihn gleichfalls, sonst wäre er auf der niedrigern Stufe von Delpech stehen geblieben. Heine suchte zuerst als bloßer Mechaniker und erhob seinen Sinn in der Erfahrung, Stromeyer fing die Sache nicht höher, als Delpech, nach seinem eigenen Geständnisse an, und wurde während seiner Erfahrungen eines tiefern Blickes würdig befunden, — und in so ferne hat die Wiedererfindung der Tenotomie durch Stromeyer vor dem Heine'schen Bildungsgange nichts voraus. Sie ist eine große, dem Erfinder und Wiedererfinder beneidenswerthe Bereicherung unseres Heilschatzes, sie ist gewissermaßen eine experimentale demonstrative Vivisection zu den Gesetzen der Orthopädie, und wie wir glauben gezeigt zu haben, zu tiefer greifenden Lebensgesetzen. Weit entfernt, den ältern mechanisch-dynamischen Theil der Orthopädie entbehrlich zu machen, wie man im ersten bereits verflogenen Rausche geglaubt hat, ruht sie auf ihm, bedarf ihn fortwährend, und ist mit ihm die entfaltete Blume einer herrlichen Knospe, und wenn ich mit mächtigerer durchdringender Stimme dem Publikum Achtung vor jenen, welche ein großes Verdienst um sein körperliches Heil haben, gebieten könnte, so wären es die Brustbilder von Delpech und Stromeyer, welche, als würdige Gesellschafter Johann Georg Heine's, mit ihm das oben gewünschte Votivbild für Krüppel und Mißstaltete einnehmen sollten. Ein bis jetzt noch gar nicht zu übersehender Gewinn ist mit der Aufnahme der Orthopädie, nicht bloß des Sehnenschnitts, der gesammten Heilwissenschaft geworden, die Chirurgie hat sich damit um so Vieles höher geadelt, als die Nerven edler sind als das Blut; die innere Heilkunde wird von ihr lernen, sich mehr um Bewegungsgesetze zu kümmern, welche in krankhaften Erscheinungen eine so große Rolle spielen, sie, welche sich im Augenblick zum Theil an der Vervielfältigung der Krankheitspecies, oder an einer nicht minder pseudophilologischen als pseudoärztlichen Nomenclatur, frucht- und nutzlos erschöpft; in dieser Beziehung hat selbst die lächerliche Kleinmeisterei der Legion gewordenen Orthopäden etwas Gutes, obwohl es, wie Heine und Stromeyer wollten, Sache und Pflicht des Staates ist, großartige Anstalten selbst mit Opfern zu unterhalten, damit die verkrüppelten Armen noch frühzeitig die Sicherheit dieser Heilunternehmungen genießen mögen, um nicht später sich selbst und den Gemeinden doppelt zur Last fallen zu müssen."

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausg. von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1843.

(Schluß.)

Der zweite Aufsatz im vorliegenden Taschenbuch ist eine sehr reichhaltige und dankenswerthe historische Skizze von Gervais und ihr Gegenstand der alte Landgraf Hermann von Thüringen, um den sich bekanntlich auf der Wartburg der berühmte Sängerkreis gruppirt, dessen Antheil an der Politik seiner Zeit ihn noch besonders interessant macht, da er den großen Kampf der Ghibellinen und Guelfen und das öftere Wanken des schwäbischen Kaiserhauses dazu benutzte, sich in seiner kleinen Territorialherrschaft möglichst unabhängig zu machen. Uebrigens ist es wohl zu viel gesagt, wenn Seite 170 behauptet wird, Hermann sey der erste deutsche Reichsfürst gewesen, der mit Bewußtseyn und Consequenz die landesfürstliche Gewalt in Unabhängigkeit von der Reichsoberhoheit zu behaupten versuchte. Das Bewußtseyn sowohl als die Consequenz der Reichsverrätherei ist schon ein wenig älter, und tritt überall in dem Augenblick hervor, in welchem der Kaiser schwach, träge oder durch die Hierarchie bedrängt war. Schon unter den Karolingern sonderte sich auf diese Weise ein burgundisches und italienisches Reich ab und war es schon nahe daran,

Digitized by Google

daß Karlmann ein abgesondertes slawisch-deutsches Reich im Osten gegründet hätte.

Der dritte Aufsatz von Arendt, der sich schon anderwärts mit so vieler Sachkenntniß über belgische Verhältnisse verbreitet hat, behandelt die brabanter Revolution in den Jahren 1789 und 1790, den bekannten Aufstand der Niederländer gegen die wohlwollenden Reformen Josephs II. Dieser Aufstand ist in mehrfacher Hinsicht äußerst charakteristisch. Einmal war er eine Reaktion des spanischen, in jenen Provinzen noch von Philipps II. Zeiten her erhaltenen Geistes gegen den deutschen und nahm doch republikanische Ideen als Maske vor. Ein Geist, aus dem Escurial stammend, im Gewande des Demokratismus, ist gewiß eine sonderbare Ironie der Weltgeschichte. Sodann sträubte sich das aufgehetzte Volk der Niederländer gerade gegen solche Reformen Josephs II., für die ihm ihre Vorfahren zur Zeit des Herzogs von Alba fußfällig gedankt haben würden. Belgien war bei dem großen Aufstande der Niederländer gegen Philipps II. Tyrannei nicht weniger betheiligt gewesen, als Holland. Die unermeßliche Bevölkerung von Gent hatte selbst mit noch mehr Energie als die kleine Bevölkerung Hollands die reformirte und republikanische Partei ergriffen. Was hätten damals die Flämingen und Brabanter nicht gegeben, wenn ihnen ein wohlwollender Kaiser mit den so heiß ersehnten Reformen, mit der Gabe der Religionsfreiheit ꝛc. entgegengekommen wäre! Und zweihundert Jahre später war dasselbe Volk, obgleich nicht mehr spanisch, doch noch spanischer gesinnt, als es Alba selbst hätte hoffen können. Indeß ist auch keineswegs zu leugnen, daß Joseph in der Form unendlich fehlte und direkt die Rechte der Provinz verletzte.

Im vierten Aufsatz von A. Kurtzel finden wir die unsaubere Geschichte des Jesuiten Girard wiedererzählt, der eine Nonne verführte und nachher für eine Heilige ausgab. Im fünften gibt Professor H. Escher von Zürich Nachrichten über den berühmten Erasmus von Rotterdam.

Den Schluß macht eine kurze Kritik der französischen Verfassungen vom Herausgeber. Sehr wahr ist im Allgemeinen, was darin von dem Unterschiede quantitativer und qualitativer Repräsentation, und insbesondere was über die neueste Verfassung Frankreichs und die darin vorherrschende Geldaristokratie gesagt ist. „Mit Recht verwarf man für Frankreich das System einer allmächtigen Kammer, und bildete deren zwei, die der Pairs und der Deputirten. Jeden Falls ist ihr Gegensatz besser begründet, als jener des Rathes der Alten und der 500, und des Tribunats und der gesetzgebenden Versammlung. Unmöglich aber war es der neuen Pairskammer plötzlich zu verschaffen: die tiefen geschichtlichen Wurzeln, die ununterbrochene politische Vorbildung und Uebung, und den großen Reichthum des englischen Oberhauses. Auch die Erhebung einiger Gelehrten in die Pairskammer (welche meist zu arm waren in die Deputirtenkammer gewählt zu werden) gab nur ein ärmliches Surrogat für echte Lords. Denn wenn gleich man es loben muß, daß die Franzosen durch Aufstellung der sogenannten Kategorien und Capacitäten nunmehr anerkennen: mit einem bloß quantitativen Staatsrechte sey nicht auszukommen, und man müsse den Qualitäten, den Eigenschaften, ihr natürliches Gewicht zugestehen; so ist doch die Anwendung dieser neuen Lehre noch zu einseitig und untergeordnet, als daß sie entscheidend einwirken könnte. — Ein anderer höchst wichtiger Unterschied zwischen der französischen Pairskammer und dem englischen Oberhause ist der, daß man in Frankreich, nach langen und ernstlichen Erörterungen, die Erblichkeit der Pairs aufhob, und ihre lebenslängliche Ernennung dem Könige übertrug. Man konnte sich nicht verhehlen, daß dieß die Unabhängigkeit der Pairs verminderte und die Macht des Königs erhöhte; aber die Abneigung gegen alle wahre, oder scheinbare politische Ungleichheiten überwog dießmal noch die Abneigung gegen die Erhöhung der königlichen Macht. Eine oft wiederholte, allgemeine Behauptung: daß nur erbliche Aristokratien Dauer und Gewicht haben können, bedarf indeß einer Beschränkung und Berichtigung; wenigstens bestand der römische Senat, diese dauerndste, folgerechteste und mächtigste aller Aristokratien während der schönsten Zeit der römischen Geschichte, nicht aus Erbadlichen. — Wird die Pairskammer getadelt, weil sie nicht aristokratisch genug sey, so könnte man von der Deputirtenkammer behaupten, sie sey zu aristokratisch. Muß doch ein französischer Wähler jährlich ungefähr so viel Steuern bezahlen, als ein englischer Wähler jährliche Einnahmen nachzuweisen verpflichtet ist. Daher in England eine so viel größere Zahl von Wählern, und doch mehr Festigkeit aller Einrichtungen; und mehr Würde der Verhandlungen; sowie Parteien nur nach inhaltsreichen Gedanken und Ueberzeugungen, nicht Koterien und Tracasserien bloß um der Personen willen. — Ueberall tritt in Frankreich die Geldaristokratie hervor und macht sich geltend: bei den Wahlen der Deputirten und der Annahme von Stellvertretern im Heere, bei den Revisionen der Steuerrollen, bei den Fragen über Zucker und Runkelrüben, Einfuhr von Eisen und Ochsen, beim Handel und Zollwesen u. s. w. Die Minderzahl der Reichen wählt und vertritt meist nur sich selbst."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 87.

Kunstblatt.

Dienstag, den 1. November 1842.

Die erste Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig am 10., 11. und 12. September 1842.

Schon seit längeren Jahren ist es Sitte geworden, daß Männer, welche derselbe Lebensberuf vereinigt, die aber durch ihren Wohnort fern von einander getrennt leben, zu bestimmten Zeiten sich an bestimmten Orten versammeln. Viele derselben stehen in amtlicher oder schriftstellerischer Berührung miteinander, ohne sich früher persönlich je gesehen zu haben; diese werden ihre gegenseitigen Berührungen um so fester verknüpfen, und manchen bisher unerledigten Punkt durch persönliche Besprechung auf leichtere Weise vermitteln können. Andere, welche bisher einander ferner standen, werden sich näher kommen; und endlich noch andere, welche sich etwa aus Parteirücksichten entfremdet waren, können sich hier mehr wie anderwärts die Bruderhand reichen. Denn die allgemeine Stimmung ist ein freundliches Entgegenkommen; Jeder läßt den Zwang der persönlichen Verhältnisse zu Hause und wünscht nicht nur auf wenige Tage sich zu erfreuen, sondern auch mit neuer Frische wiederum in seinen Beruf zurückzukehren.

Solches Gefühl war es, was auch die deutschen Architekten bewog, für dieses Jahr eine größere Versammlung auszuschreiben. Zum guten Gelingen gehört ein schnelles Handeln. Daher dürfen wir es ein günstiges Geschick nennen, daß gerade Leipzig zum erstenmale auserwählt wurde, ein Ort, der, wie man mit Recht gesagt hat, gewissermaßen auf neutralem Boden liegt, der keiner bestimmten Architekturschule angehört, deren zu befürchtendes Uebergewicht die Architekten anderer Gegenden vom Besuche hätte abhalten können; ein Ort, der gewissermaßen im Mittelpunkte Deutschlands liegt, auf dem alle Straßen von Norden und Süden, von Osten und Westen sich kreuzen, welche großentheils schon jetzt in Eisenbahnen umgewandelt sind; ein Ort endlich, an welchem sich Männer befinden, welche in den verschiedensten Beziehungen für die vorbereitenden Anordnungen tüchtig waren: Herr Baudirector Gutebrück als praktischer Baumeister, Hr. Dr. Puttrich als Archäolog allgemein rühmlichst bekannt. Ihnen schlossen sich die Herren Buchhändler R. Weigel und Barth mit lobenswerther Thätigkeit zur Herstellung alles dessen an, was die Versammlung nur irgend gemeinnützig machen konnte; namentlich ist es besonders ihrer unermüdeten Thätigkeit zu danken, daß in dem Locale der für diesen Zweck freundlichst geliehenen Buchhändlerbörse eine Ausstellung architektonischer Werke und Zeichnungen veranstaltet werden konnte, wie man sie bis jetzt schwerlich irgend wo gesehen hat.

Nachdem namentlich die Eisenbahnen am 9. Sept. Abends die größte Zahl der auswärtigen Gäste herbeigeführt hatten, fand folgenden Tages um zehn Uhr die erste Versammlung in dem großen Saale des Schützenhauses statt. Jetzt sowohl, wie am vorhergehenden Abend, wo in demselben Locale schon ein großer Theil der Fremden zusammengekommen waren, trafen sich, meist unerwartet, alte Bekannte in Menge, welche früher zusammen studirt hatten, oder einander auf Reisen im Vaterlande oder in der Fremde hatten kennen lernen; anderntheils wurden jetzt nicht weniger neue Bekanntschaften gemacht.

Wenn durch beides ein Hauptzweck der Versammlung sogleich erreicht wurde, so war es weniger zu bedauern, daß die feierliche Sitzung etwas später begonnen wurde, wie es eigentlich festgestellt war. Herr Gutebrück eröffnete dieselbe mit einer Rede, in welcher der Zweck der Versammlung und dasjenige angedeutet wurde, was von dem vorbereitenden Comité bisher geschehen sey; worauf er sodann zur Wahl eines definitiven Vorstandes aufforderte, der bis zur nächsten Versammlung in Wirksamkeit zu bleiben habe. Hiebei blieb es in Frage, ob man durch die Mitglieder dieses Vorstandes die einzelnen Länder gewissermaßen repräsentiren oder aber aus der ganzen Versammlung nur überhaupt die festgestellte Zahl von zwölf Vorstehern wählen wolle. Ein mittlerer Weg

ward beliebt, daß man zwar die einzelnen Länder möglichst berücksichtigen wolle, doch ohne daß die Gewählten förmliche Repräsentanten ihrer Länder wären, indem das gemeinsame deutsche Vaterland nicht durch die Provinzial-Interessen zurückgestellt werden sollte.

Außer dem Herrn Dr. Puttrich, welcher durch Acclamation als Secretär bestätigt wurde, ernannte man die Herren Förster aus Wien; Stüler, Knoblauch und W. Stier aus Berlin; Kollmann aus Augsburg; Gabriel aus Ulm; Geutebrück aus Leipzig; Semper aus Dresden; Vogell aus Hannover; Eberhard aus Gotha und Scheppig aus Sondershausen.

Nach dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle zerstreute man sich einzeln oder in Gruppen durch die Stadt; die meisten besuchten die schon oben genannte Ausstellung, bis die Dunkelheit des Abends die größere Menge wiederum zur freiern Besprechung versammelte.

Den 11. Sept. begann man schon früh im Rosenthale. Sodann ging man durch die beschnittenen Laubgänge des Legationsrath Gerhardschen — ehemals Reichenbachschen — Gartens zur Elster, dessen jetzt so seichtes Wasser die ungestümen Fluthen vergessen ließ, in welchen einst Fürst Poniatowsky seinen Tod fand. Im Locale des Kunstvereins sah man manches bekannte Bild, welches die Tour der Ausstellungen durch Deutschland geführt hatte. Interessanter war ein Bildniß Goethes von Angelika Kaufmann in Rom gemalt. Hier sehen wir nicht die allbekannten strengen Züge des Altmeisters, sondern die jugendlich offenen und doch so erhabenen, welche voller Muth und Lebenslust mit der Gegenwart zufrieden und für die Zukunft voller Hoffnung sind. Solch strahlendes Augenpaar sieht man nicht oft. Dieß Bild stand um einen mäßigen Preis zu verkaufen. — Auch von Genelli sahen wir einige interessante Skizzen, unter denen Aesop, wie er oben auf einem Felsen sitzend dem Volke seine Fabeln erzählt, von großartigster Auffassung ist.

Denselben Künstler sollten wir in dem ehemals Härtelschen Hause näher kennen lernen. Leider sind seine Hauptwerke hier unvollendet geblieben. Ein Theil der Bogenzwickel des Hauptsaales erwartet noch seinen Schmuck, während die Wände selbst noch kahl sind. Um so vollständiger ist der Saal neben an durch Preller — gegenwärtig in Weimar — geschmückt worden. Hier sehen wir die Wände, welche durch Pilaster mehrfach in Felder getheilt sind, durch eine Reihe der herrlichsten Landschaften umgeben, welche die südliche Natur in großartig idealer Auffassung wiedergeben. Man kann sie in jeder Art historisch nennen, auch durch die lieblichsten Scenen der Odyssee, welche ihnen nicht sowohl zur Staffage dienen, als sie den Mittelpunkt bilden, auf den jene sich beziehen, und mit ihnen um den Rang wetteifern. Unstreitig nehmen sie in der neuern Kunst eine bedeutende Stelle ein. Schade, daß die architektonischen Beigaben, namentlich der Decke, die Harmonie des Ganzen in etwas beeinträchtigen.

Reicher noch und würdig in jeder Beziehung ist der Schmuck der vorderen offenen Halle des oberen Geschosses. Ornamente mit Bildern jeder Art wechselnd, bilden ein anziehendes Spiel verschiedener Farben und Formen. Daß verschiedene Hände zur Vollendung beisteuerten, thut keinen Eintrag.

Doch Referent vergißt über dem vielen Schönen, was die Malerei darbietet, beinahe, daß er als Architekt in dieses Haus eingeführt wurde. Auch in Bezug auf die Baukunst ist der Gesammteindruck des Gebäudes ein wohlthuender. Man fühlt sogleich, daß dieser Bau nicht auf Speculation, sondern dem Besitzer zur Freude ausgeführt wurde. Das schöne Material erfreut in unserem Norden. Ebenso die freie ungezwungene Anordnung der Räume, bei denen es nicht auf den Miethzins abgesehen war. Auch die architektonische Ausschmückung ist solid, fast monumental zu nennen; nur hätten wir namentlich im Aeußern eine reinere Durchbildung der Formen gewünscht, welche zum Theil zu gesucht, zum Theil zu roh erscheinen.

Zur Ausstellung kehrte man gern zurück, doch vereinigte sich bald Alles wiederum in dem großen Saale des Schützenhauses zur heutigen Hauptsitzung. Unter den Vorträgen, welche gehalten wurden, waren zwei von vorzugsweise künstlerischer, zwei dagegen von technischer Art. Letztere — Herr Kraft aus Stettin sprach über eine sehr gelungene Gründung mittelst Sandschüttung in morastigem Boden und Hr. C. Hofmann aus Berlin über die neuerfundene von Zietensche Wasserhebungsmaschine — übergehen wir, als außer unserem Zwecke liegend; dagegen gehen wir auf die beiden Vorträge der Herren W. Stier und v. Quast aus Berlin näher ein.

Herr Stier sprach über einen Gegenstand, der nicht nur in der Versammlung, sondern auch außerhalb derselben den allgemeinsten Anklang findet, und daher an diesem Orte sehr angemessen erschien. Auf der Ausstellung befinden sich vier kolossale, von ihm bearbeitete Entwürfe eines evangelischen Reichsdomes, zunächst für die Berliner Localität gedacht. Sie nahmen, obschon weniger für die Ausführbarkeit, als vielmehr rein ideal gedacht, das Interesse des Beschauers vorzugsweise in Anspruch. In seinem Vortrage nun stellte Hr. Stier die Grundsätze dar, auf welchen jene Entwürfe basirten. Gegenstand der Darstellung sey die Hauptkirche in der Hauptstadt eines mächtigen evangelischen Fürsten; sie solle dem Ritus der evangelischen Kirche zwar vollkommen entsprechen, doch zu gleicher Zeit alles dasjenige umfassen,

Digitized by Google

was diesen Dom gewissermaßen zum Nationalheiligthume mache: zugleich ein Gotteshaus und Ehrentempel der Nation und seines Fürsten. Daher die Form, Größe und Material in jeder Hinsicht ausgezeichnet seyn sollten.

Der Redner stellte zunächst dar, der wesentlichste Theil des evangelischen Gottesdienstes sey die Predigt, daher müsse die Kirche ein Raum seyn, in welchem die größtmöglichste Menge von Zuschauern den Redner am deutlichsten verstehen könne. Man beobachte ein natürliches Oratorium, d. h. das Volk auf offenem Markte, das sich um einen öffentlichen Redner versammelt, so wird man finden, daß der Haufe einen Halbkreis bildet, dessen äußere Glieder durch Zubülfenehmen von Stühlen, Bänken u. s. w. den Mangel der Entfernung durch Erhöhung zu ersetzen sich bestrebe. Diese Form finde daher auch ihre einfach künstlerische Ausbildung in dem griechischen Theater. Diese Hauptform des Theaters sey daher für die Zwecke der evangelischen Kirche auch sehr geeignet und er selbst habe einen dergleichen Entwurf auch ausgearbeitet. (Doch sey hiebei die Bemerkung erlaubt, daß bei dem griechischen Theater das Sehen mindestens ebenso wichtig wie das Hören war, daher es selbst von dem ersteren den Namen erhielt. Seiner Anwendung für christliche Kirchenzwecke steht aber vorzugsweise entgegen, daß man nie ohne Noth von den einmal durch die Tradition geheiligten Grundformen abgehen darf.)

Herr Stier äußerte nun, er habe die Form des Theaters darum nicht für seine Entwürfe angenommen, weil die nothwendige monumentale, d. h. massive Eindeckung der halbkreisförmigen Grundform im größeren Maßstabe fast unmöglich, jedenfalls aber namentlich im Aeußern derjenigen Bedeutsamkeit ermangeln werde, welche für den angegebenen Zweck eines Hauptheiligthums nothwendig sey. Folgerichtig sey es nun, statt des Halbkreises den vollen Kreis zur Grundform zu wählen, und durch einen Kuppelbau dem Ganzen ein mächtiges Ansehen zu verleihen. Hierbei sey nur die eine Hauptschwierigkeit, daß gerade, wie die Erfahrung vielfach bezeuge, keine Form weniger akustisch sey, wie ein von einer Kuppel überdeckter Rundbau, in welchem das prächtigste Echo die Schallstrahlung tausendfaltig wiederhallt.

Daher verbessere man den Entwurf bereits bedeutend, wenn man die runde Grundform durch Abschneidung der Kreissegmente in ein Achteck verwandele. Bei seinen Entwürfen habe er nun noch zur Erweiterung des Raumes die vier Hauptseiten dieses Achteckes geöffnet, und ihnen vierseitige Nebenräume verbunden, welche sich, mit Ausnahme der Eingangsseite, durch halbkreisförmige Vorlagen abschließen, die sich in fernerer Gruppirung durch kleinere Exedren wiederum nach Außen hin erweitern. Die vier Diagonalseiten des Achtecks dagegen werden durch Säulenstellungen mit den Nebenräumen verbunden, welche in mehreren Geschossen das Hauptgebäude umgeben, und die Basis des ganzen Kirchengebäudes zu einer vierseitigen Hauptform ausbilden.

Jene drei durch Absiden abgeschlossenen Kreuzesarme sollen nun aber nicht bloß architektonische Erweiterungen seyn, sondern durch den Ritus bedingt werden. In jener, welche dem Eingange gegenüber sich befindet, steht, wie billig, der Altar, zugleich dem Gebete und dem Abendmahle bestimmt. In der zur Linken solle der Taufstein aufgestellt werden; die zur Rechten dagegen wünsche er für die Todtenfeiern. Diese seyen zwar in der evangelischen Kirche nicht allgemein üblich, doch wünsche er, daß sie eingeführt würden; in seiner Heimath, in Schlesien, wäre es gewöhnlich, daß die Todten vor dem Begräbnisse in die Kirche gebracht würden; hier finde die letzte Einsegnung statt.

Ist eine Bemerkung erlaubt, so scheint uns dieser Gebrauch allerdings dem evangelischen Glauben durchaus angemessen; doch legen wir hierauf nicht, wie die Katholiken, ein Gewicht. Das Todtenamt würde durch Ueberweisung eines bedeutenden Theiles des Kirchengebäudes eine Bedeutsamkeit erlangen, welche wir ihm nicht ohne Mißverständniß einräumen dürften. Die Aufstellung des Sarges vor dem einzigen Altare, den unsere Kirchen haben, genügt vollständig. Uns scheint es fast, als wünsche der Verfasser des Entwurfes, diesen Ritus nur einzuführen, um diesem Theile des Hauptgebäudes eine specielle Bedeutsamkeit zu geben. Auch sehen wir die Nothwendigkeit nicht ein, dem Taufsteine, welchen stets nur eine kleine Versammlung umringt, einen so großen Theil der Kirche selbstständig zu überweisen.

Für die Predigt endlich, diesen, wie er selbst sagte, wesentlichsten Theil unseres Gottesdienstes, hat er vor dem Aufgange zur Altarnische zwei Kanzeln angeordnet, zu jeder Seite eine. Dieser Anordnung müssen wir uns aber, obschon sie auch von einer andern hohen Autorität mehrfach, wenigstens in den Entwürfen, beliebt wurde, entschieden entgegenstellen. Zwei Prediger sprechen nicht zu gleicher Zeit, und nicht einmal hintereinander, folglich ist die zweite Kanzel durchaus überflüssig. Die zwei Ambonen der allerchristlichen Basilika gehören nicht hieher, da sie eine ganz andere Bedeutung haben. Sie dienten, wenigstens ursprünglich, keineswegs zur Predigt, sondern zur Verlesung der Evangelien und Episteln durch den Diakon, was jetzt bei uns vor dem Altare geschieht; auch sind sie einander keineswegs gleich, sondern die Evangelienkanzel ist stets in Größe und Ausschmückung viel bedeutender gehalten.

Diese Grundideen sind nun von Hrn. Stier, wie die von ihm ausgestellten Entwürfe zeigten, in mehreren Projecten verschiedentlich modificirt, durchgeführt worden. Eins derselben ist gothisch, die andern sind rundbogig

gehalten; eines der letztern hat eine Kuppel in der etwas wunderlichen arabisch-russischen Form einer Zwiebel.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Alterthümer.

Aus dem Luxemburgischen. In Nr. 57 d. J. ist bereits der bedeutenden Münzsammlung gedacht worden, welche der Zufall im April dieses Jahrs bei Dalheim ans Licht brachte. Auf dieselbe Weise sind später noch manche andere Antiquitäten zu Tage gekommen. Nicht weniger aber haben absichtliche Nachsuchungen dem Schoße der Erde entzogen, indem der Dalheimer Fund an vielen Orten den Speculationsgeist sehr rege machte. Münzen von mehr oder weniger antikem Werthe wurden in den Monaten Mai, Juni und Juli noch gefunden in Diekirch, auf dem Titusberge (dieser unerschöpflichen Grube für Alterthümer), bei Martlingen, Virton, Marsch, Houfalize und St. Hubert. Zu den interessantesten numismatischen und archäologischen Entdeckungen gehören jedoch die im Monat März dieses Jahrs im belgischen Luxemburg gemachten, auf welche bei Erwähnung des Dalheimer Fundes aufmerksam gemacht worden ist. Diese Antiquitäten wurden an zwei Punkten ausgegraben, theils nämlich auf dem Gute eines Herrn Saucy, 1000 Meters von Arlon, zwischen der Straße, welche von dieser Stadt nach Bastogne (Bastnach) führt, und der nach Neufchateau, theils auf der Stelle, wo jetzt nur noch ein Theil des seit der französischen Revolution aufgehobenen Carmeliterklosters von Arlon steht und jetzt ein Gymnasium erbaut wird. Eine Gräfin von Luxemburg, Beatrix, gründete dieses Kloster, und der Erzbischof von Trier, Boemund, bestätigte durch Freibriefe die Stiftung im Februar 1292. Das Kloster wurde durch Feuersbrünste mehrmals zerstört, aber immer wieder aufgebaut. Die bemerkenswerthesten Antiquitäten, welche auf dem Besitzthum des Hrn. Saucy gefunden wurden, sind folgende: 1) Eine silberne Münze der Familie Porcia aus der Zeit vor Christi Geburt. Die Vorderseite zeigt ein unbärtiges Haupt mit einem Epheukranz geschmückt. Unter demselben einen Dreizack, über ihm die Buchstaben M. CATO. Auf der Rückseite ist die geflügelte Victoria sitzend dargestellt und hält in der rechten Hand eine Palme, in der linken einen Kranz. Der Abschnitt enthält die Buchstaben VICTRIX. Die Münze ist abgenutzt. 2) Eine bronzene Münze von Constans I. Die Vorderseite zeigt das Haupt des Kaisers mit den Buchstaben: D. N. CONSTANS. P. F. AVG. Die Rückseite, Isis auf einem Felsen und die Buchstaben: FEL. TEMP. REPARATIO. Der Phönix TRP. Die übrigen Münzen, von denen schon früher welche hier gefunden worden, sind von der Art, wie man schon viele im Lande gefunden hat. — Außerdem sind zu erwähnen Aschenkrüge (man nennt 15 Stück) von verschiedenen Abmessungen, mehrere mit zwei Henkeln. Die größten haben 0,47 Meter Höhe, die kleinsten 0,12 Meter Höhe. Sie sind ausgebaucht, bestehen aus rother Erde und sind ohne Firniß. Die Urnen standen in parallelen Reihen in einer Entfernung von 0,50 Meter bis 1 Meter auseinander und waren 0,60 Meter in der Erde eingegraben. Sie ruhten auf einer bläulichen Platte, unter deren jeder eine Münze lag. Ihr Inhalt bestand aus Asche oder Gebeinen. Das Material der Urnen war so weich, daß man sie geraume Zeit über Feuer stellen mußte, um ihnen einige Härte wiederzugeben. Der Raum, welcher diese Gegenstände einschloß, hatte ganz die Gestalt eines Grabgewölbes. — Die Münzen, welche auf der Stelle des vormaligen Carmeliterklosters zu Arlon gefunden wurden, lagen zerstreut unter Gebeinen in Gräbern. Sie gehören verschiedenen Landestheilen an. Die bemerkenswerthesten sind folgende: 1) Eine silberne Münze Herzog Karls von Lothringen mit 18 Millimeter Durchmesser. Die Vorderseite enthält das Wappen Lothringens. Die Rückseite ein abwärts gekehrtes Schwert zwischen zwei Röschen. Der Umkreis jener enthält die Worte: CAROLVS. DVX. LOTHOR. Der Umkreis dieser die Worte: MONETA IN SIERR. Es ist also eine Münze Karls II., Herzogs von Lothringen, mit dem Beinamen der Kühne, der 1364 zu Toulon geboren, seinem Vater Johann 1390 folgte und in Nancy den 25. oder 25. Januar 1451 starb. 2) Eine französische Münze, mit einem K, das von einem Kranz umwunden, auf der Vorderseite des Feldes, und den Worten: KAROLVS. FRANCORVM. REX. im Umkreise. Die Rückseite zeigt ein Kreuz mit vier Lilien zwischen den Schenkeln, an deren vier Enden Kronen angebracht sind. Der Umkreis enthält die Worte: SIT. NOMEN. DOMINI. BENEDICTVM. 3) Eine andere französische Münze von Franz I. mit einem bekränzten Wappenschilde, auf welchem drei Lilien, im Felde der Vorderseite, und den Worten: FRANCISCVS FRANCORVM. REX. im Umkreise. Die Rückseite enthält ein Kreuz mit zwei Lilien und zwei Kronen zwischen den Schenkeln und die Worte: SIT NOMEN. DNI. BENEDICT. 4) Eine luxemburgische Münze mit dem gemeinschaftlichen Gepräge Johanns des Blinden, Herzogs von Luxemburg und Königs von Böhmen, und Heinrichs IV., Graf von Bar, vom Jahr 1342. Die Vorderseite enthält im Felde ein in vier Theile getheiltes Wappenschild Luxemburgs und Bars, der Umkreis die Worte: IOHANNES ET HRI. Die Rückseite die Worte: MONETA SOCIORVM. 5) Eine Münze mit zwei sich berührenden Wappenschildern und einem aufrechtstehenden Löwen auf jeder Seite im Felde der Vorderseite und einem Sterne mit sechs Strahlen über und unter den Wappenschildern. Auf dem Umkreise die Buchstaben: BOHE... BRA. DX. Auf der Rückseite ein Kreuz zwischen vier Sternen und die Buchstaben: LOTAR. BRAB... im Umkreis. 6) Eine Münze mit dem Gepräge der vorigen, auf der Vorderseite aber die Buchstaben: MONETA. LVCEBVR. im Umkreise. Auf der Rückseite ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln im Felde und die Buchstaben: WENCESL. ROM. REX. im Umkreise. 7) Eine andere Münze mit dem bekannten Turonischen Zeichen. Auf dem Umkreise die Buchstaben: TVRONVS. LVCEBVR. Auf der Rückseite ein Kreuz mit zwei gleich langen Strahlen. Auf dem Umkreise die Buchstaben: WENCESLAVS. DVX. Die drei letztgenannten Münzen stammen von Wenceslaus I., Herzog von Luxemburg und Sohn Johanns des Blinden, her, der 1346 seinem Vater in der Regierung folgte, und nach seinem im Jahr 1383 erfolgten Tode in der Abtei Orval begraben wurde. Endlich erwähnen wir noch 8) einer kleinen Münze, auf deren Vorderseite ein Helm, mit Pfauenfedern geschmückt, gezeichnet ist. Der Umkreis enthält die Buchstaben: ELISAB. DVCI. BAVAR. Auf der Rückseite durchzieht das Feld ein Kreuz, in dessen Mitte das Wappenschild Luxemburgs zu sehen ist. Den Umkreis bilden die Worte: MONETA LVCBVR. Diese Münze stammt von der Herzogin Elisabeth von Görlitz her, welche sich den 17. April 1409 mit Herzog Anton von Burgund und im Jahr 1418 zum zweitenmal mit Johann von Bayern vermählte und 1451 starb.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 88.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 3. November 1842.

Die erste Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig am 10., 11. und 12. September 1842.

(Fortsetzung.)

Herr Stier fuhr in seinem Vortrage fort: Jene Polygon- und Kuppelform der Kirchen sey zwar von den ältesten Zeiten her bereits üblich gewesen, doch habe man der Form der Basilika, der alten Kauf- und Gerichtshäuser, bei weitem, wenigstens im Occident, den Vorzug gegeben. Es sey aber die längliche Form des Mittelschiffes, mit seinen von Säulen getrennten Seitenschiffen, für die Predigt nicht wohl geeignet. Wenn nun dergleichen Kirchengebäude vorhanden waren, und für den evangelischen Gottesdienst tauglich gemacht werden sollten, so habe man die Kanzel an einen mittleren Pfeiler gestellt, so daß der Prediger sich gegen die gegenüberliegende Langseite hingewendet habe. Um nun das Motiv der Basilika bei einem evangelischen Prachtdome festzuhalten, lege er das Schiff sogleich verqueer, erweitre aber den mittleren Raum um die Kanzel her in quadratischer Grundform. In der Mitte desselben füge er nach der einen Seite die Altarnische, nach der andern eine längliche Eingangshalle an, so daß nun jene beiden Enden des jetzt queergestellten ehemaligen Langschiffes wiederum für die Ceremonien der Taufe und der Todtenfeierlichkeiten bestimmt würden.

Warum der geehrte Herr Verfasser diese Form gerade aus der Basilika herleitet, und sie noch in dieser totalen Umformung eine Basilika nennt, ist uns unbegreiflich, da sie mit der Kirchenform, der dieser Name von Rechtswegen zukommt, nicht die mindeste Aehnlichkeit mehr darbietet. Sie ist schlechtweg ein lateinisches Kreuz mit quadratisch erweitertem Mittelraume, und gewiß auch für den evangelischen Gottesdienst durchaus geeignet; doch halten wir die eigentliche Basilika, ohne alle wesentliche Veränderungen, dennoch für noch anwendbarer, namentlich wenn die Maaße nicht zu groß sind.

Endlich sprach Herr Stier noch über die Vorhöfe und Vorhallen, welche dem eigentlichen Kirchengebäude voranliegen. Die Vorhöfe der alten Kirchen, ähnlich wie schon jene der Tempel, sollten eine Vorbereitung, einen Uebergang zum eigentlichen Heiligthume bilden. Für unser Klima würden bedeckte Hallen den Vorzug haben, wie man dergleichen auch, wenigstens theilweise, vor manchen mittelalterlichen Kirchen fände. Diese könne man nun der Länge oder der Breite nach der eigentlichen Kirche vorlegen, und sie sollten vorzugsweise zur Aufstellung der Ehrenmonumente des Königshauses und der verdienten Männer des Volkes dienen. In dem einen der Entwürfe dagegen habe er einen von Hallen umgebenen Hof angenommen, zu dessen Seiten mächtige Exedren, als eigene Prachtgebäude, für die bezeichneten Zwecke angeordnet wären.

Wir können nur völlig damit übereinstimmen, die von Hallen umgebenen Vorhöfe mit als die schönsten Anlagen der alten christlichen Kirchen anzuerkennen. Eine bedeckte Vorhalle ist sodann der natürliche Uebergang zu den mächtigen Hallen des Inneren, so daß wir eine schöne Reihenfolge der Formen aus dem Straßen- oder Marktgewühle in den stillen abgeschlossenen Raum des Vorhofes haben, der, von Hallen umgeben, mit grünen Bäumen und Springbrunnen besetzt, doch noch wesentlich von dem gänzlich geschlossenen Heiligthume abstickt, und um so wesentlicher auf dasselbe vorbereitet. Eine Vorhalle aber, welche mit dem Kirchenschiffe um die Länge wetteifert, läßt für den letzteren Raum nichts Wesentliches mehr zu wünschen übrig. Auch das Aeußere der Entwürfe des Herrn Stier schien durch diese castellartigen Vorbauten wesentlich beeinträchtigt zu seyn. Unserer Ansicht nach würden mehrere dieser Entwürfe, durch Abschneidung der vorderen Hälfte, erst noch an Großartigkeit gewinnen. Auch benachtheiligen sie die etwaige Ausführbarkeit, da wenigstens bei dem einen dieser Projecte hiedurch die Vorderfronte des Domes über den ganzen Lustgarten hinweg bis gegen die

Digitized by Google

Schloßbrücke vorgerückt wird. Uebrigens ward es allgemein rühmlichst anerkannt, mit wie außerordentlicher Sorgsamkeit die großartigen Entwürfe bis ins kleinste Detail in Zeichnung und Farbung durchgeführt waren.

Herr von Quast schloß die heutigen Vorträge mit einer Aufforderung zur Bildung eines allgemeinen deutschen Vereines zur Erforschung, Erhaltung und Herausgabe der alten Bauwerke unseres Vaterlandes; da es höchst wünschenswerth ist, daß dieser Vorschlag in weiteren Kreisen Anklang finde, so theilen wir die von demselben gehaltene Rede vollstandig mit: [1]

„Die allgemeine Erfahrung, daß die Güter, deren wir uns erfreuen, dann erst uns recht werth und theuer werden, wenn wir dieselben einzubüßen in Gefahr sind, hat sich neuerlich nirgends offenbarer dargestellt, wie in Bezug auf die alten Kunstdenkmäler unseres Vaterlandes. Es ist zweifelhaft, ob die ganzliche Gleichgültigkeit gegen dieselben oder eine gründliche Verachtung ihrer Kunstweise größer war. Nicht Evangelische allein zerstörten die säcularisirten Klöster, ohne irgend ein Mitleid für den Kunstwerth der Gebäude oder der in ihnen aufbewahrten Monumente zu empfinden. Bei den Katholiken wurde die Neuerungssucht mindestens eben so verderblich, indem man das Alte, wo es nur irgend die Mittel erlaubten, durch neuitalienischen Umbau, nach dem Muster der Peterskirche, umzuwandeln sich bestrebte.

„Als nun aber in Folge der neueren Revolutionen die Zerstörungen geistlicher und weltlicher Prachtgebaude und ihrer Schmuckwerke in Masse erfolgten, da fing man endlich an, den inneren Werth derselben schmerzlich zu fühlen. Mit der geistigen und politischen Wiedergeburt des Volkes ging eine wahre Begeisterung für die Denkmäler der Vorzeit Hand in Hand. Würdige Manner, deren Namen unter uns hochgeachtet sind, und welche wir mit Freude zum Theil auch jetzt zu den thatig wirkenden zahlen, suchten zu retten, was dem Vandalismus noch nicht erlegen war, oder das Andenken des Zerstörten wenigstens doch durch Zeichnungen zu erhalten. Durch Veröffentlichung derselben lernte man die vorhandenen oder zerstörten Schatze erst gewissermaaßen ahnen.

„Seitdem ist eine Reihe von Jahren verflossen. Ein dauernder Friede hat es erlaubt, des Erhaltenen sich mit Theilnahme anzunehmen, die historische und künstlerische Bedeutsamkeit desselben im Großen und Kleinen zu erforschen.

„Das Interesse für die Denkmäler des Mittelalters ist nicht mehr eine Liebhaberei einzelner Freunde geblieben, immer allgemeiner widmet man sich ihrer Erforschung bis ins Einzelne hinein; denn wie bei jedem organisch Gewordenen, ist nichts unbedeutend, nichts ohne Einfluß auf das Ganze. Nur wenn wir erst den ganzen Reichthum deutlich vor Augen haben, können wir jedem einzelnen Monumente diejenige höhere oder niedere Stelle, welche ihm gebührt, mit Sicherheit zuerkennen.

„Bisher hat dieser Eifer für die Alterthümer jedoch noch immer nicht diejenige Allgemeinheit erhalten, welche ihm durchaus nöthig ist, wenn ein wahrhaft tüchtiges Gesammtresultat erwartet werden soll. Statt einzelner Männer sehen wir jetzt zwar vielfach ganze Gesellschaften hervortreten, und wir dürfen erwarten, daß sie meistentheils aus solchen Mitgliedern bestehen, denen es um die Sache selbst zu thun ist. Doch es liegt zu sehr in der Natur des Gegenstandes, daß die Untersuchungen derselben stets mehr auf das Naheliegende gerichtet werden; und jemehr sie auf das Individuelle gerichtet sind, desto schatzenswerther sind sie im Ganzen genommen zu achten. Aber ihre Mission ist hier noch keineswegs beendet: nur von wenigen dieser Gesellschaften kann man sagen, daß sie bis jetzt sich des ganzen Reichthums bewußt sind, den die ihnen untergebene Provinz in sich enthält; die Entdeckungen mehren sich so zu sagen täglich.

„Wenn wir dieses von den Gegenden sagen müssen, wo ein regerer Eifer für die Alterthümer bereits erwacht ist, so müssen wir von anderen dagegen leider bekennen, daß in ihnen kaum ein Anfang gemacht ist. In ihnen müssen noch wahre Entdeckungsreisen gemacht werden. Der Sinn für die Alterthümer, das Verstandniß ihrer Bedeutsamkeit muß noch erst geweckt werden, und doch bilden diese Provinzen ein wesentliches Glied in der großen Kette der vaterländischen Kunstgeschichte.

„Um den erkannten und noch zu erkennenden Mängeln fernerhin nach Kräften abzuhelfen, scheint es nöthig, daß diejenigen Manner, denen die Erforschung und Erhaltung vaterländischer Denkmäler der Kunst, namentlich der Baukunst, am Herzen liegt, gemeinsam zusammentreten und gemeinsam handeln. Bilden wir daher einen großen Verein, dessen Mitglieder gemeinsam dahin trachten, die über ganz Deutschland vertheilten Denkmäler in ihrer Gesammtheit und bis ins Einzelnste kennen zu lernen, für ihre Erhaltung zu sorgen, und, so viel es angeht, dieselben durch Veröffentlichung zum Gemeingut zu machen.

„Da es nun nicht zu erwarten steht, daß alle Mitglieder allen Gegenständen eine gleiche Theilnahme widmen können, die bei weitem größere Mehrzahl derselben aber vorzugsweise dasjenige beachten wird, was ihnen nahe ist, ihre Leistungen aber auch um so schatzenswerther seyn müssen, je mehr sie mit den zu behandelnden Gegenstanden vertraut sind; so mögen sich sämmtliche Mitglieder wieder zu gewissen größeren Einzelgesellschaften

[1] In der Preuß. Staatszeitung No. 265 ist diese Rede nur unvollständig abgedruckt worden.

Digitized by Google

zusammenordnen, ohne dadurch im mindesten aufzuhören, der Gesammtvereinigung anzugehören. Grundsatz muß es hierbei bleiben, daß jeder, auch der kleinste und entfernteste Theil von Deutschland, einer dieser Vereinigungen angehört. Wo nun also dergleichen Gesellschaften bereits thatig sind, da mögen sie sich der neuen größeren Verbindung zum gemeinsamen Handeln anschließen; wo sie noch nicht sind, möge der Verein sie hervorzurufen suchen.

„Eben so ist es wünschenswerth, daß diese größeren Provinzialvereine sich wiederum nach den kleineren Provinzial- und Kreiseintheilungen spalten, denen eben dieselben Mitglieder zur Beförderung des Sonderinteresses angehören können. Ja, sie mögen es nicht verschmähen, diese Sonderung bis auf einzelne Stadte auszudehnen, wenn es das Interesse derselben wünschenswerth macht.

„Bei den gegenwärtigen Verhaltnissen wird es am bequemsten seyn, wenn die kleineren Staaten Deutschlands jeder einen eigenen Verein bilden. Doch das Ineinandergreifen mancher Landertheile macht es höchst wünschenswerth, wenn sich mehrere derselben sogleich zu einem größeren Ganzen zusammenordnen. Die Gleichartigkeit der vorhandenen Monumente, welche mit der älteren Geschichte dieser Lander Hand in Hand zu gehen pflegt, würde hierbei vorzugsweise zu berücksichtigen seyn.

„In den größeren Landern würde sich gegentheils eine Spaltung nach den alteren oder neueren Provinzen als nothwendig zeigen. Ja, es dürfte zweckmäßig seyn, wenn sich diesen Provinzen andere kleinere Länder anschlössen, wobei nach den obigen Ausführungen die weitere Theilung in Sondergesellschaften ihnen ihre Selbstständigkeit auch ferner erhielte.

„Wünschenswerth ist es, daß solche Nachbarländer, oder solche Theile derselben, welche ehemals zu Deutschland gehörten, oder demselben doch durch den Gang der Kunstgeschichte verwandt sind, sich gleichfalls als gesonderte Provinzen dem großen Vereine anschließen mögen.

„Damit nun aber bei diesen Sonderungen sich sämmtliche Vereine als innig verbunden, als ein Gesammtganzes betrachten, wird es nöthig seyn, daß eine, Allen gemeinsame obere Leitung stattfinde. Zunachst möge sie aus den Vorsitzenden sämmtlicher Provinzialvereine gebildet werden, welche wiederum ein Direktorium wahlen, das an einem zu bestimmenden Orte Deutschlands seinen Sitz hat, um die laufenden Angelegenheiten der Gesammtheit zu besorgen.

„Eine solche Fixirung des Direktoriums ist darum nothwendig, um die gemeinsamen Interessen mit Energie durchzuführen und nach allen Richtungen hin das Allen gemeinsam Wichtige auch schnell mittheilen zu können, und um namentlich die Herausgabe eines Werkes zu besorgen, welches die wichtigsten Bauwerke in gründlicher Weise darstellt.

„Zur Regulirung des Geschäftsganges hätte das Direktorium dem Ausschusse der Provinzialvereine jährlich Rechenschaft von seiner Thätigkeit abzulegen. Eine Versammlung der Ausschußmitglieder ist daher besonders wünschenswerth. Diese Versammlung wäre am zweckmäßigsten mit den periodischen Versammlungen Deutscher Architekten zu vereinigen.

„Die Hauptzwecke des Vereins würden seyn: 1) Erforschung der Alterthümer; 2) Sorge für deren Erhaltung; 3) Veröffentlichung von solchen Denkmälern, welche ein allgemeineres Interesse haben.

„Namentlich ist dieser letzte Punkt, welcher, wenn er mit Erfolg betrieben werden soll, nicht ohne Geldbeiträge der Mitglieder zu erreichen. Ein jährlicher Beitrag wird daher unumganglich. Dafür erhalten die Mitglieder alle Werke, welche der Verein herausgiebt, unentgeltlich.

„Hiermit soll jedoch nicht gemeint seyn, daß auch die Provinzialvereine, unabhängig hiervon wirkend, so weit ihre anderweitigen Mittel reichen, nicht gleichfalls die in ihrer Provinz befindlichen Monumente herausgeben können; doch möge es in gemeinsamer Berathung und Vereinbarung mit der Direktion des Hauptvereins geschehen.

„So möge denn auch ein solcher Verein dazu beitragen, das Band, welches die Deutschen Stamme jetzt so glücklich umschließt, immer fester und fester zu schließen. Zu gleicher Zeit der Kunst und der Wissenschaft dienend, möge er die Gunst aller derer gewinnen, welche beiden Richtungen angehören; und alle diejenigen mögen sich freundlich anschließen, denen das Vaterland werth ist, und vor Allem die thätigen Aeußerungen des Glaubenslebens unserer Vorfahren." [1]

(Schluß folgt.)

---

[1] Hoffentlich wird die Aufforderung des Herrn v. Quast zur Stiftung eines Vereines der angegebenen Art nicht ohne Wirkung geblieben seyn, und somit zur Förderung und endlichen Realisirung dieser Sache wesentlich beitragen. Es ist bekannt, daß durch Herrn Bauinspektor von Lassaulx zu Coblenz schon vor mehreren Jahren der Plan zur Gründung eines solchen Vereines entworfen und veröffentlicht, und daß neuerlich dasselbe, mit noch genauerer Ausführung und Berücksichtigung der gegenwärtigen Verhältnisse, durch Herrn Professor Wiegmann zu Düsseldorf geschehen ist. Vergl. hierüber das diesj. Kunstblatt No. 43.

d. Red.

Nachrichten vom September.*

Alterthümer.

Paris. Herr Armand Pérémet hat bei Nachgrabungen am Fuße des großen Thurmes von Issoudun (Indre) ein Gebäude entdeckt, welches sich ganz vollständig, selbst so gut erhalten hat, wie eins aus Herculanum. Es scheint dem 4ten oder 5ten Jahrhundert anzugehören, und ist eine kleine Basilika, wie sie von den ersten Christen zu Ehren der Heiligen und Märtyrer errichtet wurde, ganz im Typus der ersten christlichen Kirchen, mit einer Cellula, welche meist ein nothwendiger Anhang jener Bauausführungen war und wovon Gregor von Tours zum öftern spricht.

Cuse. Zwei Stunden von hier, an der Straße nach Limoges, auf dem Grund und Boden von Tintignac, eine von den Archäologen längst für bedeutsam erklärte Gegend, hat man Nachgrabungen begonnen und ist alsbald auf die halbkreisförmigen Mauern eines Circus gestoßen; hart daneben fand man die wohlerhaltenen Fundamente eines sehr großen Gebäudes, dessen Bestimmung noch nicht enträthselt ist. Die Wände dieses Gebäudes zeigen an ihrer Basis einen Marmorbezug. Unter den mannigfaltigen Gegenständen, die sich vorfanden, als Ziegeln, Gefäße, Marmorstücke, ist eine Handmühle von Stein, ein Soldat aus Kupfer, von der Höhe eines kleinen Fingers, mit dem Helm auf dem Kopfe, das Schwert in der Faust, den Schild am andern Arm, und in der Stellung des Kampfes; auch römische Kaisermünzen, wovon eine ein Crocodil an der Kette darstellt.

Valenciennes. Der Verein, welcher in Famars Ausgrabungen vornehmen läßt, hat Gräber mit Gerippen, Goldringen, Urnen, Waffen und Geräthen entdeckt. Man erräth daraus, daß am Ufer der Rhonelle ein Todtenacker der alten Stadt Famars (Fanum Martis) gewesen.

Neuchatel. Auf der Straße von Yverdun nach Orbe hat man zwei schöne Mosaikpflaster entdeckt und die Regierung in Lausanne 1400 Frs. für ihre Erhaltung angewiesen. Die Stadt Orbe will ein Gebäude über denselben errichten, einen Wächter darin stellen und den nöthigen Grund und Boden zu einer andern Richtung der Bahn bewilligen.

Neue Stiche.

Oldenburg, bei Schulze: Malerisches Album von Oldenburg und Jever. 7 Stahlstiche. gr. 4. 5 fl.

München, bei Mey und Widmayer: Panorama von München, vom Frauenthurm herab. Gezeichnet, gestochen und herausgegeben von J. Poppel. 2 Blatt in qu. ½. Fol. 2 fl.

Paris. Portefeuille du Comte de Forbin, contenant ses tableaux, dessins et esquisses des plus remarquables avec un texte réd. par M. le Comte de Marcellus. 1 Livr. 4. 2½ Bog. u. 4 Kupfertafeln. Das Ganze soll aus 15 Lieferungen bestehen und 50 Frs. kosten.

M. Verbrugger; Algérie historique, pittoresque et monumentale. 2e partie. Oran. 1re Livraison. Fol. 4 Bog. u. 5 Kpfrt. Constantine. 1re Livr. Fol. 4 Bog. u. 4 Kpfrt. Jede Lieferung 12½ Frs.

Stahlstiche.

Frankfurt, bei Sauerländer: Miniatur-Salon. Eine Sammlung von Stahlstichen nach berühmten Gemälden lebender Künstler. (Erstes Heft enthält: Titelblatt gemalt von Zwecker. — Veits Porträt von Steinle. — Die beiden Marien am Grabe, von Veit. — Die Elfen, von Steinbrück. — Zweites Heft: Mädchen auf dem Berge, von Begas. — Die Braut, von Rustige. — Romeo und Julie, von Sohn. — Ezzelino da Romano, von Lessing.) Der Preis per Heft mit 4 Stahlstichen ist äußerst billig 15 Sgr. oder 48 kr. rhein.

London. Gallery of Antiquities selected from the British Museum, coloured. Part. I, 4to. 21 Sh.

Plans, Elevations, Sections and Details of the Alhambra, from Drawings by the late M. Jules Goury and Owen Jones, Architect; with a translation of the Arabic Inscriptions etc. etc. Nr. 10. Vol. I; Nr. I. Vol. II. Bei Owen Jones; Ackermann u. Comp.

Italy, by W. Brockedon, Esq. F. R. S. Parts V, VI, VII. Bei Duncan und Malcolm. (Wareſe, nach W. Allan; Civita Castellana, Venedig, vom Herausgeber; Pratica; Lerica; Certaldo; Civita Vecchia; Rocca d'Anfo und Reggio.)

Roberts Holy Land. Part. IV. Bei Moon. (Die Quelle Hiobs; Jerusalem, von der Nordseite; der Teich Siloah; die Citadelle von Jerusalem.)

Lithographie.

London. Major-General George Pollock, Commanding the Forces in Affghanistan. Drawn on stone by Wold Taylor. Bei M'Lean.

Vorläufige Anzeige.

Nach einer der Redaction des Kunstblattes auf Privatwegen zugekommenen Mittheilung soll der Nachlaß des verewigten H. Geh. Hofr. L. v. Schorn in Weimar, bestehend in einer reichhaltigen aber ausgewählten Bibliothek, vornämlich kunsthistorischen Inhalts, mehreren Oelgemälden, großen Kupferwerken und Kupferstichen, Handzeichnungen, Lithographien und lithographischen Werken, einer bedeutenden Anzahl von chronologisch geordneten Holzschnitten, Münzen aus allen Zeiten, Gypsabgüssen u. s. w. in Kürze öffentlich in Weimar versteigert werden, worauf wir unsere verehrlichen Leser im Voraus aufmerksam machen. Vollständige Cataloge werden demnächst versendet werden.

Bei G. E. Vollmann in Cassel ist erschienen und in allen Kunst- und Buchhandlungen zu haben:

Der Dorfbarbier,

gemalt von Charlet, lith. von Pfaff,

weiß Papier ⅓ Rthlr., chines. Pap. ½ Rthlr., color. 1 Rthlr.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 89.

Kunstblatt.

Dienstag, den 8. November 1842.

Ueber den Kölner Dom.

Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. Zweite umgearbeitete Ausgabe mit fünf Abbildungen. München. Literarisch-artistische Anstalt. 1842. (119 S. in gr. 4.)

Das Interesse, welches gegenwärtig, seit die architektonische Restauration am Chore des Kölner Domes vollendet, für den Weiterbau dieses erhabensten aller Architekturwerke so mächtig erwacht ist, hat zu mancherlei literarischen und bildnerischen Mittheilungen über dasselbe Veranlassung gegeben. Man läßt es sich angelegen seyn, den verschiedenen Kreisen des Publikums Anschauungen des merkwürdigen Gebäudes, Darlegungen seiner früheren sowie der gegenwärtigen Bauverhältnisse, Untersuchungen über seine historische und ästhetische Bedeutsamkeit vorzulegen; der allgemeine Eifer für den Fortbau, die Förderung, welche demselben aller Orten durch die Dombauvereine zu Theil und welche durch die Opposition einiger Stimmführer auf der äußersten Linken nicht vermindert wird, haben solche Vermittelungen zwischen dem Werke und dem Volke zum Bedürfniß gemacht. Vor allen heißen wir unter diesen Arbeiten die in der Ueberschrift genannte willkommen. Der würdige Verfasser hat sich durch sein großes Prachtwerk über den Kölner Dom und durch die darin niedergelegten Resultate seiner Forschungen so unläugbare und umfassende Verdienste erworben, daß wir uns freuen müssen, ihn auch heute noch, seit ein zumeist jüngeres Geschlecht den Schauplatz betreten hat, unter den Vorkämpfern zu finden.

Der Haupttheil seines neuen Buches besteht, wie dies schon der oben angeführte Titel andeutet, aus einer neuen Auflage des Textes zu seinem bekannten großen Kupferwerke. Da derselbe jedoch hier als ein vollkommen selbstständiges Werk gegeben wird, so sind in der Anordnung einige Veränderungen vorgenommen und die speziellen Bezüge auf die Tafeln des Kupferwerkes beseitigt worden. Zugleich hat der Verfasser mehrere dankenswerthe historische Notizen und Urkunden, mehrere während der Wiederherstellung des Chors gemachte merkwürdige Erfahrungen, sowie auch die Geschichte dieser Wiederherstellung beigefügt. Endlich theilt er, als einen ganz neuen Abschnitt von ziemlichem Umfange, seine Bemerkungen und Wünsche über die in Aussicht gestellte Vollendung des Gebäudes mit. Das Buch begleiten fünf Kupfertafeln: der Grundriß, der Aufriß der Westseite und die perspektivische Ansicht des Gebäudes in seinem heutigen Zustande, als Nachbildungen von Tafeln des großen Kupferwerkes; eine perspektivische Ansicht des Domes im Zustande seiner Vollendung mit denjenigen, vom Verfasser entworfenen Restaurationen, über welche das Vorhandene und die Pläne keinen Aufschluß geben; sodann ein Blatt mit dem Grund- und Aufriß des älteren Domgebäudes nach der Idee des Verfassers.

Das neue Werk ist somit als ein Handbuch, und zwar als ein vollkommen unentbehrliches, für jeden, der sich mit dem Studium des Kölner Domes zu beschäftigen gedenkt, zu betrachten. Wir besitzen in demselben die Grundlage aller neueren Arbeiten und Forschungen über den Dom (wenn dieselben im Einzelnen auch zu abweichenden Resultaten gelangt sind), sowie die Mittheilung derjenigen Elemente für die Forschung, welche erst neuerlich hervorgetreten sind; wir sehen dies Alles zugleich auf eine klare und ebenmäßig fortschreitende Weise zu einem zusammenhängenden Ganzen verarbeitet, so daß das Buch auch für die Auffassung des gothischen Baustyles überhaupt eine sehr beachtenswerthe Grundlage darbietet. Man wird zu demselben, und vornehmlich in Bezug auf die Masse seines positiven Materials, stets bei den betreffenden Studien zurückkehren müssen; und man wird es dem Verfasser und der Verlagshandlung Dank wissen, daß das Buch durch die neue Auflage soviel bequemer zugänglich geworden ist.

Ich halte es für überflüssig, näher auf das Ganze eines Werkes einzugehen, aus dem bereits so viele Andere geschöpft haben; dieser Umstand reicht allein schon zur Bürgschaft seines Werthes hin. Doch erfordert es das Interesse der Sache, einige der neueren Mittheilungen hervorzuheben.

Sehr wichtig ist zunächst, was den historischen Theil des Werkes anbetrifft, die Mittheilung sämmtlicher bisher bekannter Urkunden über den Meister Gerhard, in welchem man den ersten Urheber des Domes vermuthen kann. In seiner früheren Arbeit hatte sich der Verf. mit Anführung einzelner Stellen aus diesen Urkunden begnügt; später waren mehrere durch Passavant (in seiner „Kunstreise durch England und Belgien") bekannt gemacht worden; hier finden wir sie nunmehr am Vollständigsten und Ausführlichsten beisammen. So vornehmlich (und noch vollständiger als bei Passavant) die große Urkunde, in welcher das Domkapitel Meister Gerhard dem Steinmetzen, dem Vorsteher des Dombaues, neun Jahre nach der Grundsteinlegung des Domes, wegen seiner Verdienste um das Kapitel, eine Hofstätte schenkt. Freilich kann aus dieser Urkunde noch nicht mit Gewißheit gefolgert werden, daß Niemand anders als dieser Meister Gerhard, welcher eben damals, und gewiß auch schon länger, die technische Leitung des Dombaues hatte, der Erfinder des Planes seyn könne; doch bleibt der Mann natürlich höchst beachtenswerth, und wir werden mit Sorgfalt Alles aufzunehmen haben, was uns einiges nähere Licht über ihn verschaffen könnte. In diesem Betracht scheint eine zweite Urkunde, die, soviel ich weiß, hier zum ersten Mal mitgetheilt wird, nicht ohne Werth. Es handelt sich darin von dem Kauf eines Privathauses in Köln; dasselbe wird bezeichnet als „das Haus neben dem Bürgerhause gegen St. Cunibert zu, welches Gerhard der Steinmetz gebaut hat." Die Nennung des Baumeisters an dieser Stelle kann wohl nur zur charakteristischen Bezeichnung des Hauses geschehen seyn; dasselbe mußte somit in seiner äußeren Erscheinung etwas individuell Eigenthümliches, Bedeutsames haben, der Architekt somit als ein Künstler von eigenthümlicher Richtung und Bedeutung bekannt seyn. Nehmen wir ihn und den Dombaumeister als Eine Person, so haben wir hierin wenigstens die Andeutung, daß der letztere nicht bloß als Werkmeister, sondern auch als erfindender Künstler ausgezeichnet war. Leider fehlt das Datum der Urkunde, und der Verf. bemerkt nur, daß sie „demselben Zeitraume" angehöre; ist sie in der That völlig gleichzeitig, so scheint die Identität beider Meister außer Zweifel, da man, hätten zwei ausgezeichnete Architekten desselben Namens zu gleicher Zeit in derselben Stadt gelebt, gewiß einen jeden von ihnen auf unterscheidende Weise bezeichnet haben würde. Ferner erhalten wir näheren urkundlichen Aufschluß über den räthselhaften Gerhard von St. Trond (bei Lüttich), der seit Wallraf's Zeit in der Kunstgeschichte spukt, indem man auch ihn mit dem Dombaumeister Gerhard identificirte, ohne doch die Gründe für diese Annahme vorzulegen. Der Verf. weist nach, daß dieselbe ganz aus der Luft gegriffen ist und sogar sehr erhebliche Gründe gegen sich hat; wir sind ihm für dies Ergebniß sehr dankbar verpflichtet, da es uns nicht gar billig bedünken will, wenn wir ohne Noth einen Ausländer (ob auch immerhin einen stammverwandten) zum ursprünglichen Meister des herrlichsten Werkes deutscher Art und Kunst machen. Bei Gelegenheit seiner Vorschläge über die völlige Instandsetzung des Domes bemerkt der Verf., es würde nöthig werden, den Hochaltar, der gegenwärtig auf unzweckmäßige Weise verbaut ist, von seiner Stelle zu rücken; dabei sey es möglich, dem im Jahre 1248 gelegten Grundstein (der sich stets an der Stelle des Hochaltares zu befinden pflegt) auf die Spur zu kommen, in ihm die Urkunde über die Grundsteinlegung und in letzterer endlich den sicheren Namen des ursprünglichen Meisters und Urhebers zu finden. Der Verf. deutet diese Hoffnung fast nur mit Schüchternheit an; in der That aber wäre diese Entdeckung für einen Jeden, dem es um die Ehre des Vaterlandes zu thun ist, so wichtig, daß wir die Hoffnung, wenn es auch nicht mehr ist, einstweilen nicht aufgeben wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig am 10., 11. und 12. September 1842.

(Schluß.)

Nach Beendigung dieser Vorträge zerstreuten sich die Versammelten, theils um die Schletter'sche Gemäldegallerie, theils um die erst halb vollendeten Bahnhofsanlagen der sächsisch-bayerischen Eisenbahn zu besichtigen, worauf man wiederum zum großen Festdiner zusammenkam.

Die imposante Versammlung von fast 160 Gästen füllte den großen Saal; die neugewählten Vorsteher nahmen die oberen Plätze ein. Unter ihnen erhob Herr Baumeister Knoblauch den Festpokal und brachte einen poetischen Toast aus, der also schloß:

Ihn — spricht die Muse — lieb' ich, ehr' ich, krön' ich
Mit grünem Kranz: Heil Sachsens edlem König!

ein Toast, der mit Jubel durch den Saal erscholl und in dem Kanonendonner draußen seinen Wiederhall fand.

Digitized by Google

Herr Kammerherr von Friesen aus Dresden, der, als Kunstfreund und Kunstkenner von Fach, sich den Architekten angeschlossen hatte, erhob sich hierauf mit folgenden Worten:

„Mit schönen, von der Dichtkunst geweihten Worten riefen Sie uns den ersten Trinkspruch zu, auf das Wohl unseres geliebten Königs. Nehmen Sie dafür unseren herzlichsten Dank und Willkommen in unseren Gränzen, und erlauben Sie mir, im Namen meiner Landsleute, Ihnen in einem zweiten Trinkspruch zu entgegnen.

„Von deutschem Lande, deutschem Volk und deutschem Reiche sprechen wir so gern, weil diese Worte Erinnerungen erregen an große Thaten und unvergänglichen Ruhm.

„Vor unserem Gedächtniß glänzen tausend Bilder, Lichter und Farben, die zu heilig begeisterten Zeiten unsere Dichtkunst belebten; vor dem Auge unseres Geistes bauen sich die Städte, von behaglicher Liebe zur Kunst, mit mannichfach-reichen Giebeln, Zinnen und Thürmen geschmückt, wölben sich die Dome fromm und bescheiden in unerreichbarer Pracht, stark und kraftig in zierlicher Anmuth, unendlich, fast ewig in endlicher Form! Ja, meine Herren, eine Baukunst, einzig und unvergleichbar, groß und unerschöpflich, dürfen wir unser Eigenthum, dürfen wir eine der schönsten Perlen im Diadem unserer herrlichen Geschichte nennen. Eine deutsche Baukunst war es, die aus jenen Städten aus dem heiligen Reich erblühte.

„Das Reich ist gefallen! Tiefe Trauer müßte unsere Herzen erfüllen, läge in den Worten das Ende unserer Geschichte; — dem aber ist nicht so. — Das Reich ist gefallen, aber deutsches Volk und deutsche Kunst lebt und strebt, grünt und blüht von Neuem, so Gott will, zu einem glänzenderen Daseyn empor. An der Isar Strande wie an der Donau fügen deutsche Meister wunderbare Baue, die alten Marken schmücken sich mit Prachtgebäuden, von deutschem Geiste erfunden, und am königlichen Rheine erstehen Schlösser aus ihrem Schutte wieder, und ein deutscher Dom, seit Jahrhunderten seiner Vollendung vergeblich harrend, wird neu gegründet, von deutschem Fleiße neu begonnen; — diese Werke und Baue, meine Herren, erstehen unter dem Schutze, durch den Beistand, durch die Kraft und Einigkeit deutscher, ja mit Stolz dürfen wir sagen, unserer Fürsten, denn in dieser einigen Kraft sind sie allesammt die unseren, aus dieser eigenen Kraft blüht uns die Hoffnung und Wahrheit entgegen: deutsches Volk, deutsche Kunst werden leben und blühen, so lange jene besteht. Wie könnten wir anders als mit Begeisterung rufen: Hoch! Dreimal hoch leben Deutschlands Fürsten!" —

Ein wahrer Jubelruf, der kein Ende nehmen wollte, übertäubte fast das Schmettern der Trompeten und den Kanonendonner. Erst langer Zeit bedurfte es, bis der Gesang: „Was ist des Deutschen Vaterland," den lauten Erguß der Freude in festere Formen fassen konnte. Nun war aber die Festfreude, das Gefühl des Vereinigtseyns in demselben Geiste, festgestellt. Toaste und Lieder wechselten mannigfaltig; nur der eine Gedanke beherrschte Alle: was bisher vereinzelt, zerstreut, ohne Gemeinschaft war, wird künftig mit vereinten Kräften einem Ziele entgegengehen. Erst spät am Abende trennte man sich heute.

Der dritte und letzte Tag fand die Gesellschaft erst spat beisammen. Diese und jene Sammlung wurde vorher von Einzelnen besichtigt; doch die meisten fesselte, und mit Recht, die Ausstellung, von welcher man nun, wenn auch ungern, Abschied nehmen mußte.

Die heutigen Vorträge konnten daher auch die Gesellschaft, deren Reihen schon etwas gelichtet waren, nicht mehr in gleicher Weise fesseln, wie gestern. Doch war der Bericht des Herrn Hofbauinspektors Hesse aus Berlin über das nach seinen Entwürfen im vergangenen Jahre aus Eisenstaben angefertigte, leicht transportable Speisezelt Seiner Majestät des Königs, dessen bei der Domfeierlichkeit in Köln neuerlichst öfter Erwähnung geschehen war, durchaus zeitgemäß und daher ansprechend.

Zuletzt folgte dann die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Bamberg wurde gewählt, ein Ort, reich von der Natur begabt und mit altehrwürdigen Denkmälern der Baukunst geschmückt; wohl gelegen, um des Kommens einer größeren Anzahl süddeutscher Brüder gewiß zu seyn, und doch für die Norddeutschen nicht zu weit entfernt. Wir aber wünschen, daß der Geist der Einigkeit, welcher in Leipzig so frisch und kräftig erblühte, in Bamberg und künftig an anderen Orten, noch mehr und mehr erstarken und dem Gedeihen des gemeinsamen Zweckes goldne Früchte bringen möge! —S—

Nachrichten vom September.

Lithographische Werke.

München, Artistische Anstalt d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Ornamente aus deutschen Gewächsen zum Gebrauch für Plastik und Malerei entworfen; zur Anwendung auf Architektur und Gewerbe bearbeitet, von Ed. Metzger. 4 Heft, mit 7 lith. Blättern. Royalfolio. 5 fl. 15 kr.

Brüssel, bei Muquardt: Monumens anciens, recueillés en Belgique et en Allemagne, par Louis Haghe, lithographiés d'après lui et accompagnés de notices historiques par Octave Delpierre. Livr. 1—9. ½ Imp. Fol. 52 fl. 24 kr.

Niort. Monumens religieux, militaires et civils du Poitou. 1re Série. Départ. des Deux-Sèvres, dessins par Baugier, lith. par E. Conte, texte par Ch. Arnould. 4. 1 Bg. u. 2 Lithogr. Jede Lieferung für 1¼ Frs.

Digitized by Google

E. de Monbail; Notes et croquis sur la Vendée, histoire, mœurs, monumens etc. 1. Lief. 4. 1 Bg. und 2 Lithogr. Dieß Werk bildet die zweite Serie des Vorausstehenden.

Literatur.

Ulm. Was den deutschen Kunstvereinen Noth thut. Von L. v. J. In Nr. 70 der Zeitinteressen, vom 31. August. Ein beherzigungswerther Aufsatz, der den Uebelstand des Kunstvereinswesens unter den Deutschen in dem Ankauf von allzuvielen und untergeordneten Bildern und in der dadurch bewirkten Pflege der Mittelmäßigkeit begründet sieht. Es werden Vorschläge gemacht, angesehene Meister durch Verträge und Entschädigungen zu vermögen, daß sie ihre Leistungen zu den Expositionen herleihen; ferner, an den Orten, wo eine größere Kunstausstellung besteht, ein Kunstblatt herauszugeben (wie bisher in Hannover) und darin belehrende Uebersichten von den Ergebnissen jeder Ausstellung und parteilose Kritiken von den ausgezeichnetsten Bildern bekannt zu machen. — Ob diese Vorschläge dem Schaden abhelfen werden, so lange sich die Kunstvereine nicht in eine bestimmtere Beziehung auf das öffentliche Leben setzen und um des Gemeinsamen und Allgemeinen willen den Contribuenten eine Selbstbeschränkung in ihren Gewinnansprüchen zur willigen Pflicht machen, ist eine Frage, welche der voranstehende Aufsatz nicht erörtert, deren Erwiederung aber von zwei deutschen Kunstvereinen, in Düsseldorf und Prag, mit günstigem Erfolge bereits geleistet wird.

Düsseldorf, bei Buddeus: Die Kunstwerke der Belgischen Städte, erläutert von J. Burkhardt. 1 fl. 12 kr.

München, Lit.-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Denkmale der Baukunst vom 7. bis zum 15. Jahrhundert am Niederrhein, herausg. von Sulpiz Boisserée. Neue Ausgabe. 1842. 1. Lief., enth. Bl. 1—6. Royalfolio. 1 fl. 30 kr. Es erscheinen im Ganzen 12 Lieferungen.

Kissa, bei Günther: A. Lipowitz; Praktischer Unterricht in der Galvanoplastik. Mit 1 lith. Tafel. 56 kr.

Potsdam, bei Riegel: C. Normand u. J. M. Mauch: Neue vergleichende Darstellung der architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer und neueren Baumeister. 3. Aufl., bestehend aus einer Vereinigung beider Werke, mit umgearbeitetem, systematisch geordnetem und vermehrtem Texte und einer neueren Fortsetzung von Mauch. Ein Hand- und Lehrbuch für Architekten, Bauhandwerker und Baueleven. Mit 100 Kupfertafeln. 1. Lief. Folio. 5 fl. 30 kr. Es folgen noch 5 Lieferungen.

Berlin, bei Reimer: Architektonische Details in den gebräuchlichsten Baustylen. 2. Heft mit 122 Beispielen von verschiedenen Gesimsen, Pilasterkapitälen und Fenstern in 12 Tafeln. Von F. W. Holz. Imp. Folio. 5 fl. 24 kr.

Coblenz, bei J. Hölscher: Burg Stolzenfels, von Heinrich Beyer, Archivar. gr. 8. Mit 1 Ansicht u. 4 Blättern mit gemalten Wappen. 25 Sgr.

Paris. La Pologne historique, littéraire et monumentale, et illustrée, red. par une société sous la direction de L. Chodzko. Dritte Aufl., davon die zwei ersten Bogen. Catalogue des livres, manuscrits etc. de numismatique et d'archéologie de feu M. J. E. Mionnet. (Die Versteigerung beginnt am 25. Novbr. d. J.)

F. Fougères u. G. Combrouse; Description complète et raisonnée des monnaies de la II. race royale de France. 4. 1 Bogen 3 Kupfertafeln. 7 Francs. Schlußlieferung.

Thumelouy; Leçons élément. d'architecture explicant les 12 planches adoptées par l'école centrale des arts et des manufactures etc. 8. $25\frac{3}{4}$ Bogen. 8 Frs.

Lyon. M. C. Leber; Études historiques sur les Cartes à jouer. 8. $8\frac{1}{4}$ Bogen und 6 Kupfertafeln.

Metz. C. A. Begin; Histoire et description pittoresque de la cathédrale de Metz, des églises adjacentes etc. 8. $25\frac{1}{4}$ Bogen.

Clamecy. M. Bonjard; Mémoire sur les ruines d'une ville gallo romaine, existant dans les forêts de Compierre et de St. Révérien. 8. 1 Bogen u. 5 Kupfertafeln. 1 Fr.

London. On Fresco Painting. By Joseph Severn, of Rome. Athenäum No. 771, vom 6. August.

Neue Zeitschrift.

Revue archéologique du département de la Manche. 4. Jahrespreis 15 Frs.

Nekrolog.

Berlin. Den 5. Septbr. starb nach 8tägiger Krankheit der königl. Hofmedailleur Johann Ludwig Jachtmann, geboren zu Berlin den 21. April 1776. Schüler des königl. Münzmedailleurs Stierle, bei dem er das Technische dieses Kunstfaches erlernte, seinen Meister aber bald übertraf. Unter seinen vielen Arbeiten zählt man die schöne Denkmünze auf das Gedächtnißfest Albr. Dürer's am 18. April 1828, die Siegel der vier Facultäten hiesiger Universität, die großen Siegel der Universitäten Bonn und Münster und das große königliche Staatssiegel. Seine letzte langwierige Arbeit besteht in zwei Medaillen, nach königl. Bestimmung. Die eine für Kunst und die andere für Wissenschaft.

Paris. Der Historienmaler Octav Blanchard, Schüler von Leon Coignet, alter römischer Pensionär, ist mit 28 Jahren am Nervenfieber gestorben. Er hatte noch bei dem jüngsten Salon die goldene Medaille der zweiten Classe erhalten.

Die bekannte Blumenmalerin, Wittwe Bruyère, ist in Folge einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit gestorben.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 90.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 10. November 1842.

Ueber den Kölner Dom.

Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. Zweite umgearbeitete Ausgabe mit fünf Abbildungen. München. Literarisch-artistische Anstalt. 1842. (119 S. in gr. 4.)

(Fortsetzung.)

Unendlich wichtiger freilich, als Alles, was uns hier im Schooß der Erde verborgen seyn könnte, ist die Urkunde, die das Gebäude in sich selbst, in seiner künstlerischen Beschaffenheit, enthält. Der Verf. entwickelt, wie dies aus dem früheren Abdruck seines Textes bekannt ist, die allgemeinen Principien des daran hervortretenden architektonischen Systemes auf eine vortreffliche, klare Weise. Ich stimme hiemit im Wesentlichen vollkommen überein; doch muß ich bemerken, daß ich der Ansicht, welche Herrn Boisserée's Auffassung zu Grunde liegt, in sofern nicht folgen kann, als ich in dem Gebäude nicht, wie er, ein Ganzes aus Einem Gusse, in welchem Alles von vornherein so berechnet war, wie es in den ausgeführten Theilen erscheint, zu erkennen vermag. Dies betrifft aber nicht die allgemeinen Principien des Systemes, sondern die Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung des Einzelnen und deren fortschreitende Modification, die in den späteren Theilen des Gebäudes freilich schon gar augenfällig erscheint. Ich komme hierauf weiter unten noch einmal zurück.

Ein sehr eigenthümliches Interesse gewährt dasjenige unter den Kupferblättern des im Rede stehenden Werkes, welches den Dom in seiner Vollendung, und zwar in perspektivischer Ansicht von der Südseite, darstellt; es ist dem Titel vorgeheftet und wird auch in besondern Abdrücken ausgegeben. Die Zeichnung dazu ist nach den Angaben des Verf. von Ed. Gerhardt, der Stich von J. Poppel gefertigt. Das Blatt (9 Zoll breit und 8 Zoll hoch) muß als ein kleines Meisterwerk bezeichnet werden; es ist mit dem klarsten Verständniß gearbeitet; das ganze, so überaus reiche Detail ist mit größter Genauigkeit und in vollkommen charakteristischer Darstellung gegeben, und dabei doch zugleich die Totalwirkung mit glücklichem und freiem malerischem Sinne beobachtet. Nächst dem, so eigenthümlich großartigen Gesammteindrucke, den das Gebäude in dieser Ansicht auf den Beschauer hervorbringt, ist vornehmlich auf die fast überraschend günstige und erfreuliche Wirkung der etwas vortretenden Fronte des Queerschiffes und der mit ihr zunächst verbundenen Theile aufmerksam zu machen. Es hat nämlich jenes brillante, so vielfach sich wiederholende System der Strebethürme und Strebebögen, welches den Oberbau des Chores (des bis jetzt allein vollendeten Bautheiles) umgiebt, in gewissem Betracht den Anschein von Ueberladung; denn abgesehen davon, daß die Gliederung hier noch nicht die klare organische Entwickelung erreicht hat, welche an dem später begonnenen Thurmbau der Westseite erscheint, so hüllen diese mächtigen Formen den gesammten Oberbau auf eine Weise ein, schieben sie sich selbst auf eine Weise durcheinander, daß ein vollkommen klarer und beruhigender Eindruck eigentlich gar nicht zu erreichen ist, mag man einen Standpunkt für die Betrachtung des Chores wählen, welchen man wolle. An der Fronte des Queerschiffes aber, die in großartiger Ausbreitung aus der Langseite vortritt, erscheint dies System der architektonischen Composition in freier und für das Auge durchaus unbehinderter Entwickelung, so daß wir hier den so nöthigen Ruhepunkt finden, daß wir darin gewissermaßen den Schlüssel für das Uebrige erhalten, und dessen Bedeutung mit zugleich größerer Leichtigkeit und Sicherheit nachempfinden. Hier steigt über dem Portal der Giebel vom Oberbau des Queerschiffes mit seinem großen Fenster in majestätischer Ruhe empor, und unbehindert, durch nichts verdeckt, sehen wir in den Strebebögen den bewegten Druck seiner Gewölbe auf die Strebethürme zu den Seiten hinüberströmen.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß für die Anordnung der Giebelseiten des Queerschiffes, wie auch für den Thurm über der Durchschneidung von Queerschiff und Langschiff kein Muster aus der alten Zeit des Baues vorliegt; es ist kein Riß dazu vorhanden, ja der Bau der Giebelseiten war so sehr gegen das Uebrige im Rückstande, daß selbst die Fundamente zum Theil fehlten. (Auf der Südseite sind sie erst jetzt vollständig gelegt; auf der Nordseite vermuthet man, daß sie unter der später errichteten ehemaligen Dompfarrkirche zum Pesch (in pascuo) vorhanden seyen). Aus diesem theilweisen und in der That sehr auffallenden Mangel des Fundamentes darf man vielleicht nicht mit Unrecht den Schluß ziehen, daß man überhaupt für die Einrichtung der Giebelseiten noch keinen bestimmten Plan vor sich hatte. Der Verf. hat die letzteren nach dem allgemeinen Princip des Baues und nach dem Muster der Westfaçade ergänzt. Dem Hauptportal in der Mitte hat er, wie dort, zwei Portale zu den Seiten beigefügt; doch hat er diese Einrichtung in dem vorliegenden Blatte (gegen seine frühere Restauration, in dem Längenaufriß des großen Kupferwerkes) in sofern vortheilhaft verändert, als er die Fensteröffnungen hinter den Giebeln der Seitenportale und die Giebel über diesen Fenstern fortgelassen hat. Diese reichere Anordnung war durch den Organismus der Westfaçade bedingt, erscheint aber für die ungleich beschränktere Fronte des Queerschiffes in der That als Ueberladung. Indeß möge mir der sehr verehrte Verfasser verzeihen, wenn ich auch gegen seine jetzige Darstellung der Fronte des Queerschiffes (sowie über seine Darstellung des Mittelthurmes) noch einige Einwendungen erhebe. Es scheint mir, daß auch in anderer Beziehung das Vorbild der Westfaçade hier nur auf eine beschränkte Weise zur Anwendung kommen dürfe; dort handelt es sich um eine ungleich breitere Masse, deren Seiten zugleich in jene mächtigen Thürme emporschießen, dort ist somit die Form des Einzelnen durch das größere Ganze bedingt, während sie hier mit einem kleineren Ganzen in Einklang stehen muß. So erscheint mir, in der vorliegenden Zeichnung, das große Fenster über dem Mittelportal (welches dem Mittelfenster der Westfaçade nachgebildet ist) etwas zu breit, das Feld des Dachgiebels über demselben etwas zu stark lastend, und die Strebepfeiler zu den Seiten des Fensters, in Gemäßheit dieser beiden Verhältnisse, etwas zu schwach; ich würde, um diesen Uebelständen zu begegnen, die Strebepfeiler etwas stärker machen, wodurch das Fenster etwas eingeengt und dem Druck seines Bogens und des Giebels ein festerer Widerstand gegeben würde; dabei würden sich zugleich die Thürmchen, welche die Streben oberwärts krönen, höher erheben, und durch alles dies das Ganze auf eine etwas energischere Weise flankirt und hervorgehoben seyn.

Sodann muß ich mich auch gegen die Gesammtanordnung der Portale aussprechen. Es scheint mir nicht völlig angemessen, daß die Seiteneingänge eines kirchlichen Gebäudes dieselbe Ausdehnung haben, wie der Haupteingang, daß hier also ebenso, wie auf der Westseite, drei Portale neben einander stehen; es scheint mir dies um so weniger, als es wünschenswerth seyn dürfte, neben den Seitenportalen, zum ruhigeren Abschluß des Ganzen, noch den Eindruck der Mauerfläche — wenn auch, wie an der Westseite, mit einem Fenster durchbrochen — zu gewinnen. Ich würde somit vorschlagen, nur Ein Portal, in der Mitte, anzulegen und die Seitenportale durch Fenster zu ersetzen. Diese Einrichtung würde noch in anderer Beziehung vortheilhaft seyn. Ich habe zwar eben bemerkt, daß die im vorliegenden Blatt vorgenommene Veränderung rücksichtlich der Seitenportale an sich sehr günstig wirkt; dadurch aber ist ein neuer Uebelstand hervorgetreten, der nämlich, daß nun die Giebelspitzen der Seitenportale das horizontale Kranzgesims eben nur berühren, daß somit hier — an einer Façade — die Horizontallinie völlig frei und im Widerspruch gegen das Gesetz der Façade des Domes vorherrschend wird. Setzen wir aber Fenster an die Stelle der Seitenportale, so kommt deren Giebel wiederum höher zu stehen und unterbricht jenes Gesims auf die gesetzliche Weise. Freilich weiß ich sehr wohl, was man sofort zur Beseitigung dieses Vorschlages anführen wird: Auf der Nordseite ist ja schon eins dieser Seitenportale vorhanden, folglich die Bestimmung der ganzen Einrichtung gegeben! Diese Bemerkung macht mich indeß in meiner Auffassung keineswegs irre. Ich finde, daß das Gebäude des Domes, wenn auch in Befolgung Eines Grundrisses und Eines Grundprincipes der Formen, doch erst allmählig, je nach den Fortschritten des Baues selbst, zur steigenden Ausbildung seiner Formen gelangt ist; dabei konnten im Einzelnen, wie es sich an minder erheblichen Dingen hier in der That nachweisen läßt, Fehlschritte gemacht werden. Dann ist die ganze Nordseite, wenigstens die des Chores, in gewissem Betracht vernachläßigt worden. Auch war es gar nicht die Absicht und konnte nicht die Absicht seyn, die Nordseite zur Schauseite zu machen, was hingegen bei der Südseite sehr entschieden der Fall ist. Gründe genug, um an der ungünstig belegenen Nordseite eine Anomalie zu erklären, die ohne Zweifel durch irgend ein äußerliches Bedürfniß veranlaßt war, deren Wiederholung an der ungleich wichtigeren Südseite anzunehmen indeß kein genügender Grund vorhanden ist.

Ich kann ferner nicht umhin, über den Mittelthurm, in der Durchschneidung von Lang- und Queerschiff, einige abweichende Ansichten auszusprechen. Für's Erste scheint mir die Nothwendigkeit seiner ganzen Existenz, die der

Verf. als unbedingt annimmt, in Frage zu ſtehen; wenigſtens haben wir keineswegs hinreichende Autoritäten dafür, und die, welche der Verf. anführt, ſcheinen mir nicht umfaſſend genug. Daß ein ſolcher Thurm ſehr häufig an den Bauwerken des romaniſchen (ſogenannt byzantiniſchen) Styles vorkommt, iſt bekannt,[1] ſo auch, daß er an den normanniſchen Gebäuden dieſer Epoche, beſonders in England, ſehr vorherrſchend erſcheint; aber der architektoniſche Organismus des gothiſchen Styles, und vor allen Dingen der Organismus ſeiner Außenformen, iſt von dem des romaniſchen ſo weſentlich unterſchieden, daß eine Einrichtung des letzteren für jenen nicht maßgebend ſeyn kann. Dies empfindet man auch ſehr deutlich, wo dennoch romaniſche Anlage auf das Gothiſche übergetragen iſt, — was aber natürlich nur da ſtatt findet, wo überhaupt der gothiſche Bauſtyl ſich minder rein entwickelt hat. So namentlich in England; hier erſcheint in der That ein vorherrſchender Mittelthurm, wie bei romaniſchen, ſo auch bei gothiſchen Gebäuden, aber er ſteht auch durchweg ganz unvermittelt in dem Organismus des Uebrigen, unförmlich in ſeiner Geſammtmaſſe, ſchwer und laſtend da. Die Beiſpiele dafür ſind höchſt zahlreich; es möge genügen, als frühgothiſche Gebäude der Art die Kathedralen von Saliſbury und Lichfield, als ein ſpätgothiſches die Kathedrale von York genannt zu haben. So findet ſich der Mittelthurm zuweilen auch bei franzöſiſch-gothiſchen Gebäuden, wie z. B. an den Kathedralen von Coutances und Bayeux und an der Kirche St. Ouen zu Rouen; aber er hat auch hier ſtets, mehr oder weniger, etwas Laſtendes; er ſteht auch hier, wie reiches Ornament im Einzelnen angewandt ſeyn möge, nicht in einem organiſchen Zuſammenhange mit dem Ganzen, und überhaupt iſt ſein Vorhandenſeyn hier ſchon nicht mehr als geſetzliche Regel zu betrachten. In Deutſchland, wo wir die reinſten Beiſpiele des gothiſchen Bauſtyles beſitzen, iſt der Mittelthurm höchſt ſelten; vorzüglich wichtig ſcheint in dieſem Betracht nur die Katharinenkirche von Oppenheim; doch erhebt der Thurm, was nicht überflüſſig zu bemerken ſeyn dürfte, ſich hier über den älteſten, noch in einem ſchlichteren Style gehaltenen Theilen des Gebäudes. Bei vielen deutſch-gothiſchen Gebäuden wird der Durchſcheidungspunkt von Queer- und Langſchiff nur durch ein kleines, dekorativ gehaltenes Thürmchen bezeichnet. Als beſonderer Grund für die Anwendung eines eigentlichen Mittelthurmes an dem Dome von Köln dürfte nur die bedeutende Stärke der vier Mittelpfeiler im Inneren anzuführen ſeyn; doch ſcheint es, daß dieſelbe ſchon durch die mehrfache Spannung der Gewölbe, die ſich hier begegnen, bedingt war, wie dies insgemein bei Kreuzkirchen (u. a. bei der Eliſabethkirche zu Marburg) der Fall iſt. Daß aber der eben angeführte conſtructive Grund zugleich auch ein Grund für die nothwendige Aufführung des Thurmes ſey (um nämlich die vier Pfeiler noch ſtärker zu belaſten und dadurch noch feſter zu machen), wie der Verf. S. 90 ausſpricht, dies möchte auf das genannte Verhältniß wiederum zuviel Gewicht legen.

Ich halte den Mittelthurm nicht für unbedingt nothwendig, und ich glaube, daß ein kleines dekoratives Thürmchen, wie eben angedeutet, zur charakteriſtiſchen Bezeichnung des Durchſchnittspunktes ſchon weſentlich wirkſam ſeyn würde. Dabei bin ich jedoch weit entfernt, die ungleich kräftigere, ungleich mehr maleriſche Wirkung eines eigentlichen Thurmes an jener Stelle zu läugnen, obgleich es ſehr ſchwierig ſeyn dürfte, ihm, in Rückſicht auf ſeinen gegebenen nicht unbeträchtlichen Durchmeſſer, das nöthige mittlere Höhenmaß zwiſchen den Hauptthürmen und dem Langbau der Kirche zu geben. Der Verf. hat in ſeiner Reſtauration dies Höhenmaß mit gewiß richtigem Takt herausgefunden; mir aber ſcheint es, daß der Thurm an ſich ein ſchlankeres Verhältniß, ſomit eine größere Höhe, mit gleicher Nothwendigkeit in Anſpruch nimmt; die ganze Harmonie in dem Organismus des Gebäudes ſcheint es auf's Dringendſte zu fordern, daß namentlich der Helm des Thurmes ähnlich ſchlank emporſteige, wie die Helme der Mittelthürme, während der Verf. ihm einen ungleich ſtumpferen, ſomit ſchwereren Helm gegeben hat. Ueberhaupt aber dürfte es höchſt nöthig ſeyn, den ganzen Mittelthurm, der ſich ohne ein feſtes Baſament aus den Dächern erhebt, vorzugsweiſe leicht, faſt möchte ich auch hier ſagen, dekorativ zu behandeln, was in der Darſtellung des Verf. auch in anderer Beziehung nicht der Fall iſt. Er läßt ihn in vorherrſchend viereckiger Form bis zur Höhe der Dachfirſte emporſteigen, und ſetzt ihm dort erſt das achteckige Obergeſchoß auf; dieſe viereckige Grundform giebt ihm in der That etwas von der Schwere der Mittelthürme engliſcher Kirchen. Mir ſcheint es ungleich vortheilhafter, hier das Beiſpiel der beſſeren Mittelthürme romaniſcher Kirchen und des oben erwähnten der Katharinenkirche von Oppenheim (vielleicht des wichtigſten Beiſpieles für dieſen Zweck) zu befolgen: den Thurm nämlich ebenfalls viereckig beginnen zu laſſen, doch etwa nur bis zur halben Dachhöhe, ſo daß ſchon hier, ſobald zwiſchen den Dächern der Raum für die vier Eckſeiten des Achteckes vorhanden iſt, die Entwickelung des letzteren ſtattfände. Durch das Vorherrſchen der Form des Achteckes würde das Ganze natürlich ſchlanker, die Entwickelung

[1] Dahin gehört, der Anlage nach, auch der öſtliche Mittelthurm an dem Dome von Mainz, den der Verf. unter den Beiſpielen gothiſcher Mittelthürme anführt. Nur die, allerdings vorherrſchende, Fenſterarchitektur dieſes Thurmes iſt gothiſch, während ſein Untertheil, zunächſt über den Dächern, noch die charakteriſtiſch romaniſchen Formen hat.

Digitized by Google

wäre lebendiger, das feinere Pyramidalspiel der gothischen Architektur fände Gelegenheit, sich schon früher zu entfalten, und damit wäre zugleich für das Hinüberspielen der in den Ecken der Wände emporsteigenden Architekturformen in die des Thurmes, somit für die Verbindung desselben mit dem Körper des Gebäudes (für das Aeußere) die Anknüpfung gegeben. Indeß sehe ich sehr wohl ein, daß auch so, ohne irgend ein vollendetes Vorbild der Art, die Composition eines solchen Mittelthurmes nur das Werk einer selbstständig künstlerischen Conception seyn könnte.

Was der Verf. über die Vollendung des Domes, über die Art und Weise, wie diese durchzuführen, über die Ordnung und Folge der Ausführung, sowie über die innere Ausstattung sagt, ist eben so sehr ein Zeugniß seiner unverminderten, wahrhaft innigen Begeisterung für das wunderbare Bauwerk, wie des gesunden und künstlerisch freien Sinnes, dadurch sein Name in der Geschichte der Wiederentdeckung unsrer schönen heimischen Kunst sich unvergänglich gemacht hat. Er spricht hier gar Vieles aus, das in der That sehr zu beherzigen seyn dürfte. Vor Allem erfreulich ist es, daß er auf's Ernstlichste darauf dringt, daß auch bei den jetzt noch zu bauenden Theilen der Kirche jenes großartige System der Strebethürme und Strebebögen möge beibehalten werden. Er führt nicht bloß die ästhetische, sondern auch die constructive Nothwendigkeit dieses Systemes durch; und das abschreckende Beispiel der Domkirche von Utrecht, deren Schiff im Jahre 1674 durch einen gewaltigen Sturm niedergeworfen ward, während der durch Strebewerk gesicherte Chor unversehrt stehen blieb, scheint zur rechten Zeit in Erinnerung gebracht zu seyn. Der Verf. berührt bei dieser Gelegenheit auch die auffallende Erscheinung, daß an den Stellen, wo die Strebebögen am Chore des Kölner Domes in die Oberwände des Chores eingelassen waren, ein Theil der Gliederungen und Verzierungen abgeschlagen war, um auf diese Weise den nöthigen Platz zu schaffen, daß man mithin bei Aufführung jener Wände auf die nachfolgende Einwölbung der Strebebögen keine Rücksicht genommen hatte. Man hat dies dahin erklären wollen, daß es ursprünglich gar nicht die Absicht gewesen sey, jenes Strebewerk aufzuführen. Gegen diese Ansicht erklärt sich der Verf., und gewiß mit Recht, wie sich dies noch aus anderen Gründen darthun läßt. Wenn er aber behauptet, jene auffallende Erscheinung rühre daher, daß man bei der Aufführung der Wände die nöthigen Verbandstücke für das Strebewerk vergessen habe (während er doch voraussetzt, daß der vollkommene Entwurf für das Ganze vorlag), so kann ich ihm nicht geradezu beistimmen; es kommen an dem Chore zwar manche Nachlässigkeiten der Construction vor, eine solche Nachlässigkeit möchte ich aber den alten Meistern nicht gern aufbürden. Mir erklärt sich die Sache sehr einfach aus meiner Gesammtauffassung der Geschichte des Baues, die in einer stückweisen, allmähligen Weiterbildung und Umbildung der ursprünglich entworfenen Bauformen besteht; hiebei ist es sehr wohl denkbar, daß man jedesmal zunächst nur den Theil des Baues, mit dem man eben beschäftigt war, ins Auge faßte, nur ihn durchzuarbeiten bedacht war, und auf solche Weise den nöthigen Zusammenhang des Ganzen gelegentlich außer Acht lassen konnte.

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Persönliches.

Der König von Preußen hat Hrn. Sulpiz Boisserée, während der Domfestlichkeiten in Köln, das Ritterkreuz des Rothen Adlerordens 3. Classe eigenhändig übergeben.

Der durch seine Forschungen der hohenzollernschen Geschichte und Kunstalterthümer bekannte Baron Stillfried zu Lomnitz bei Görlitz hat von den regierenden Fürsten zu Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen das Ehrenkreuz 2. Classe ihres Hausordens erhalten.

Der dänische Hofmarschall J. G. von Levetzau ist zugleich zum Chef des königl. Kunstmuseums, des königl. Münz- und Medaillenkabinets und der königl. Gemäldesammlung, sowie zum Mitgliede der Commissionen für nordische Alterthümer und für den Aufbau des Schlosses Christiansburg ernannt worden.

Der preußische Hofbaurath Stüler ist zum Oberbaurathe, und der Hofbauinspektor Persius zum Baurath, sowie beide zu Mitgliedern der Oberbaudeputation in Berlin ernannt worden.

Oberregierungsrath von Köstlin ist zum Direktor der königl. württemb. Kunstanstalten, die Professoren Leybold und Theodor Wagner sind zu Inspektoren, jener der Gemäldesammlung, dieser der plastischen Sammlung der Stuttgarter Kunstschule ernannt worden.

Den Herausgeber der Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde, Dr. B. Köhne in Berlin, hat die numismatische Gesellschaft zu London zu ihrem Mitgliede, und die belgische numismatische Gesellschaft zu Tirlemont zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

Der Maler Lessing aus Düsseldorf befindet sich während der Berliner Ausstellung, auf welcher sein Huß vor der Kostnitzer Kirchenversammlung als die Krone aller Gemälde angesehen wird, in dieser Hauptstadt.

Dombaumeister Zwirner in Köln hatte sich nach Trier in Rheinbayern begeben, um sich mit dortigen Steingrubenbesitzern in Verbindung zu setzen. Nunmehr ist er einer Einladung nach Berlin gefolgt, wo wahrscheinlich die Frage über die Ausführung des südlichen Portals der Domkirche und seiner Form, um die es sich jetzt handelt, zur Sprache kommen wird, da dem König zwei verschiedene Pläne von dem Dombaumeister vorgelegt worden sind.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 31.

Sonnabend, 5. November 1842.

Reisen und Länderbeschreibungen,

23ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Reise durch Rußland
nach dem kaukasischen Isthmus
in den Jahren 1836, 1837 und 1838

von

Karl Koch.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt: 1) Reise bis Petersburg. 2) Aufenthalt in Petersburg. 3) Reise bis Moskau. 4) Aufenthalt in Moskau. 5) Reise von Moskau bis Woronesch. 6) Von Woronesch bis Neu-Tscherkask. 7) Die Don'schen Kosaken und ihr Land. 8) Reise von Neu-Tscherkask bis Stauropol. 9) Ciskaukasien und seine Bewohner. 10) Von den nomadisirenden Völkern Ciskaukasiens. 11) Beschreibung der Reise von Stauropol bis Jnkaterinograd. 12) Von den Linien-Kosaken. 13) Reise von Jnkaterinograd bis Wladikaukas. 14) Beschreibung Tscherkessiens. 15) Eintheilung Tscherkessiens. 16) Von den Bewohnern Tscherkessiens.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[439] In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Walhalla

in artistischer und technischer Beziehung

von

Leo von Klenze.

groß Royal-Folio. 5 Bogen Text und 12 Kupfertafeln. Preis 5 Rthlr. oder 8 fl. rhein.

Das obige Werk bildet das 7te und 8te Heft der architektonischen Entwürfe des berühmten Herrn Verfassers; die Verlagshandlung hat aber die Veranstaltung getroffen, daß dasselbe auch als getrenntes Werk mit besonderem Titel erscheine, um damit auch den Nichtabnehmern der Sammlung architektonischer Entwürfe des Herrn von Klenze ein in sich abgeschlossenes Werk zuzuführen, das von der künstlerischen Gestaltung der großartigen Hallen, die S. M. der König Ludwig von Bayern dem Ruhme Deutschlands eröffnete, eine authentische und erschöpfende Darlegung gibt. —

Für die Besitzer jener

Sammlung

architektonischer Entwürfe,

welche ausgeführt oder für die Ausführung entworfen wurden,

von Leo von Klenze,

bildet wie gesagt jenes Werk die 7te und 8te Lieferung. — Preis einer jeden Lieferung, wie früher: 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. rhein.

---

[422] Stuttgart. Bei Beck und Fränkel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katharina,

Königin von Württemberg.

Ein Musterbild für gekrönte Frauen.

Von Dr. Georg von Reinbeck,

königl. württ. Hofrath und Prof. emer., Ritter des Ordens der württ. Krone.

Ein Beitrag zu der Landesfeier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg. Allen Verehrern des erhabenen Monarchin gewidmet.

1842. 8. geh. Preis 1 fl.

Ein Lebens-Abriß, der nach zuverläßigen Quellen auch die früheren Jahre dieser großen Erscheinung auf dem Throne der Menschheit umfaßt.

---

[420] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Shakspere

als Vermittler zweier Nationen.

Von

Karl Simrock.

Probeband:

Macbeth.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Die nahe Verwandtschaft der Engländer und Deutschen, welche ihre Sprache und die Popularität Shakspere's

in Deutschland beweist, hätte beide Nationen schon längst auffordern sollen, sich näher und naher zu befreunden. Indeß finden wir diesen Trieb zu beiden Seiten der Nordsee jetzt so lebendig erwacht, daß uns in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig bleibt; nur dahin möchte das gegenwartige Buch wirken, daß eben Shakspere, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewahlt werde, denn wie sich an ihm ihre Verwandtschaft am Auffallendsten erweist, so möchte er auch am Geschicktesten seyn, den Deutschen für die englische, die Engländer für die deutsche Sprache zu gewinnen. Doch dieß ist nur die Eine Absicht des Werks, das wir hiemit beginnen: die Andere sey, das Verstandniß des Dichters bei beiden Nationen, und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[433] Bei **C. H. Reclam sen.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Toiletten-Spiegel für schwangere und junge Mütter. Eine Anweisung wie sich Frauen während der Schwangerschaft, Niederkunft und während des Stillens zu verhalten haben, um sich die damit verbundenen Beschwerden zu erleichtern und diese drei Epochen des weiblichen Lebens glücklich zu überstehen, sowie eine Anleitung über die Behandlung neugeborner und junger Kinder und über die vorzüglichsten Krankheiten, nebst einem Schwangerschaftskalender von Ed. Baumann, prakt. Wundarzt und Geburtshelfer. 1842. 15 Bogen in 8. geheftet. Preis 1 Thlr.

Früher erschien:

Die Pflege der Kinder in dem ersten Lebensjahre von E. R. Löffler, prakt. Arzt. 1838. 18½ Bog. in gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Dieses Buch enthält des Guten und Nützlichen soviel, daß es jeder jungen Mutter und Wärterin aufrichtig zu empfehlen ist.

---

[419] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die fünfzig Tage

oder die Geschichte der Gründung

der christlichen Kirche.

Eine Festgabe

für Christen aller Confessionen

von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftl. Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publikum, den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[301] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben und als sehr brauchbar ist mit Recht zu empfehlen:

Die (Neunte) verbesserte Auflage von:

W. G. Campe

gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände.

8. broch. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Dieser Briefsteller enthalt 160 Briefmuster, wie auch 72 Formulare zu Kauf-, Mieth-, Pacht- und Lehrcontracten; Erbverträge, Testamente, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweisungen, Wechsel und Attestate. — Für die bürgerlichen Verhaltnisse.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[414] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlugen zu beziehen:

Beschreibung

des

Königreichs Württemberg.

Siebzehntes Heft:

Oberamt Geislingen.

Herausgegeben von dem

königl. statistisch-topographischen Bureau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Geislingen und vier Tabellen.

gr. 8. Velinpapier.

Die verehrlichen Subscribenten erhalten dieses neue Heft durch jede Sortimentshandlung für den Subscriptionspreis von 54 kr. Der Ladenpreis desselben ist 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[431] Bei J. E. Schanb in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ehrenspiegel

des deutschen Volkes

und

vermischte Gedichte.

Von

Friedrich von Uechtritz.

124 Seiten in groß 8. Auf starkem Velinpapier. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 20 Sgr.

In dem Hauptgedicht der vorstehenden Sammlung werden dem Leser die wichtigsten Entwicklungsstufen des deutschen Volkslebens in lebendigen Bildern vorübergeführt, die, in sich abgeschlossen, durch „die Zeit" als Rhapsode und Chorus verbunden und vermittelt werden. Wir sehen das Walten Karls des Großen,

den Sängerkrieg auf der Wartburg, Bürger und Landsknecht auf den Straßen Nürnbergs, den großen Kurfürsten, die letzten Jahre Friedrichs des Großen, neben dem aufblühenden Geistesleben Weimars, das Jahr 1813. Zuletzt spricht, als Symbol der Gegenwart, Germania vom Stuhle Karls des Großen herab. Doch wir dürfen nicht mehr verrathen, um dem Leser den Genuß des höchst eigenthümlichen Gedichtes nicht zu verkümmern, das gewiß jedes deutsche, für Deutschlands beste Erinnerungen und Hoffnungen empfängliche Herz ansprechen wird.

---

[424] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Glaubensgegensätze
des Protestantismus und Katholicismus
im Lichte der heiligen Schrift und Erfahrung.

Ein Wort zum Frieden
an gebildete Nichtgeistliche beider Kirchen

von

Carl Haas,

evang. Pfarrer zu Obergröningen.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Inhalt: 1) Einigkeit in dem Nothwendigen. 2) Freiheit in dem, was der Stifter unserer Religion selber nicht über allen Zweifel erheben wollte. 3) In allen übrigen Punkten Liebe! 4) Allgemeine Bemerkungen. — Schluß. — Rückblick und Endergebniß.

In dieser, allen Gebildeten außerhalb des geistlichen Standes gewidmeten Schrift, macht der Herr Verfasser auf eine heilige Sache der Zukunft und einige damit in Verbindung stehende Zeitfragen aufmerksam. Bei der Mannigfaltigkeit der zu berührenden Gegenstände und bei der gebotenen Kürze der Darstellung dürften diese Blätter auf den ersten Anblick etwas Mosaikartiges enthalten, indessen wird einige Aufmerksamkeit den leitenden Grundgedanken allenthalben erkennen lassen: — Einigung im Geiste und in der Wahrheit, Zerstörung ihrer Hindernisse und so vieler Mißverständnisse, ehrliches Eingestehen gewisser Schwächen und Hinweisung auf das, was Noth thut.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[407] Als ein besonders werthvolles und gehaltreiches

Weihnachts-Geschenk

zunächst für Frauen und Jungfrauen, so wie nicht minder für alle gebildeten Familien,

sind die, in einer neuen eleganten und wohlfeilen Ausgabe letzter Hand bei uns erscheinenden und sich bereits der günstigsten Aufnahme überall erfreuenden

Sämmtlichen Schriften

von **Henriette Hanke**, geb. Arndt,

wegen ihrer vielseitigen, höchst anziehenden Unterhaltung und ihrer Geist und Herz zugleich wahrhaft bildenden Tendenz um so mehr zu empfehlen, da durch die bis jetzt erschienenen 32 Bände bereits eine kleine Haus- und Familien-Bibliothek voll reichen, gemüthlichen und abwechselnden Inhalts für jedes Alter und jeden Stand begründet wird, deren allmählige weitere Fortsetzung, wofür sich auch leicht kleinere Lese-Vereine stiften lassen, nur geringe Kosten verursacht, indem der Subscriptionspreis für jeden Band nicht mehr als 1/3 Rthlr. beträgt.

Zu einzelnen ansprechenden Gaben an Verlobte und Frauen sind besonders die beiden neuesten gediegenen Leistungen dieser beliebten und geschätzten deutschen Schriftstellerin geeignet:

Der Braut Tagebuch (2 1/3 Rthlr.) und der Frau Tagebuch (2 1/2 Rthlr.) und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

In Unterzeichnetem sind in zweitem ganz unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen
[eines]
nachgebornen Prinzen
aus der
nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt
von
G. G. v. N.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[403]

Neuester Verlag

der Buchhandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

So eben sind erschienen und daselbst wie durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert. 11tes bis 14tes Bändchen.

8. 1842. Geheftet. 81 Bogen. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert. Neue Folge. 1stes bis 4tes Bändchen.

8. 1842. Geheftet. 81 Bogen. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Die neuesten Novellen des jetzt lebenden ersten deutschen Dichters erscheinen vollständig gesammelt, mit neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus korrekt, sauber und elegant, und der Preis auf's Billigste gestellt. — Das gebildete Publikum hat dieser Novellen-Ausgabe bereits seine volle Theilnahme zugewendet; schon wurde eine zweite Auflage der ersten Lieferung nöthig. Diese Theilnahme, es ist nicht zu zweifeln, wird sich noch steigern, denn, wie der Dichter in der Vorrede so schön sagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Larven und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen."

Früher erschien in demselben Verlag:

Vittoria Accorombona.

Ein Roman in fünf Büchern.

Von

Ludwig Tieck.

Zweite Auflage. Mit einem Anhange.

Zwei Bände. 8. 1841. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Rthlr.

Der Beifall, den dieses neue große Dichterwerk in ganz Deutschland gefunden, ist ein so außerordentlicher gewesen, daß die erste starke Auflage in noch nicht drei Monaten sich vergriffen hat. Als Anhang zur zweiten Auflage hat die Verlagshandlung eine geistvolle und tiefgedachte Abhandlung des Herrn Professor Dr. Braniß über Ludwig Tieck und seinen gegenwärtigen Roman beidrucken lassen, in der Voraussetzung, daß denkende Leser daran sich erfreuen und solche mit Dank entgegen nehmen werden.

Tieck, Ludwig, dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bde. 8. 1826. Geh. 40⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Markos Obregon, oder Auto-Biographie des spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludw. Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 32⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Die Beilage zu Nr. 46 der Zeitschrift: „Das Rheinland," Jahrg. 1841, macht auf dieses höchst anmuthige Werk mit folgenden Worten von Neuem aufmerksam:

„Wir sind dem Meister Tieck für Herausgabe dieser Arbeit, die zum Theil von seiner eigenen Uebersetzungs-„feder berrührt, zu nicht geringem Dank verpflichtet. Wir erlauben uns, das Publikum auf diese altspanische: „Wahrheit und Dichtung, wie man Espinel's Markos Obregon füglich nennen kann, ganz besonders „aufmerksam zu machen."

Die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. Pfennig-Ausgabe. 6 Bändchen. 8. 1840. Geh. 130 Bogen. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Ludwig Tieck sagt unter anderem in der Vorrede: „Diese treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des „Altvaters, so wie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus einer früheren naiven Zeit herrührend, „sind in unserer verwirrten und verstimmten Zeit von Neuem und mehr wie vieles andere, ergötzlich und lehrreich, „ja sie können für Manchen, der vor Allwissen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieser Autor „der Felsenburg, welcher zu jener Zeit viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters „und des damaligen Wissens, er hat die Menschen mit sicherem und scharfem Auge beobachtet. Vorzüglich „interessant sind die mannigfaltigen Lebensbeschreibungen der Kolonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines „Schriftstellers beurkunden."

Und so wird die zeitgemäße Erneuung eines so ergötzlichen und stoffartig-interessanten Buches voll seltsamen Inhalts, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantastisches, Natur und Geschichte so innig verschmolzen sind, ein neues günstiges Publikum finden, und der gebildeten Lesewelt unserer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erscheinung seyn.

Buchhandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 32.

Sonnabend, 12. November 1842.

Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sechzehn Tafeln
zu
Goethe's Farbenlehre
und
Siebenundzwanzig Tafeln
zu dessen Beiträge zur Optik
nebst Erklärung.

Als Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

4. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[454] Eine für's **Englische Sprachstudium** wichtige und zugleich interessante Erscheinung ist der so eben erschienene

Novellenkranz,

gewunden auf dem Gebiete der Englischen Literatur. Englisch und Deutsch, mit der Aussprache jeden Wortes nach Voigtmann und Baßler. Herausgegeben von

J. Chr. Nassek,

Lehrer der Englischen und Deutschen Sprache in Wien.

Inhalt: Das Abenteuer des Engländers von Washington Irving. — Der Phrenolog von H. Addison. — Das Brandmal von H. Addison. — Das Duell von Sam. Warren.

gr. 12. Wien 1842. broch. 20 Ngr. (16 gGr.)

Für Lehranstalten auf 10 Exemplare 1 Frei-Exemplar.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands.

A. G. Liebeskind, Buchhändler in Leipzig.

---

[449] Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue.

Redakteur: J. Kuranda in Brüssel.

Mitarbeiter. Die Grenzboten enthielten bisher Arbeiten von H. H. Prof. Altemeyer in Brüssel, Berthold Auerbach in Mainz, Baron von Bülow in Berlin, Dr. Brandois in London, Th. Creizenach in Frankfurt, L. Diefenbach in Frankfurt, L. A. Frankl in Wien, K. Gutzkow in Frankfurt, Hackländer in Stuttgart, J. Kaufmann in Leipzig, H. Koenig in Fulda, G. Kühne in Leipzig, H. Laube in Leipzig, Dr. H. Merz in Tübingen, C. Robert in Mailand, G. Schirges in Hamburg, Prof. Schliephake in Brüssel, Dr. S. Schott in Stuttgart, J. Venedey in Paris, A. Weill in Paris, Z. v. Z. in Wien u. s. w.

Größere Aufsätze. Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern folgende: Georges Sand und Pierre Leroux, zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini, ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. — Die Pariser Kunstausstellung von 1842. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die Regierung und die Schriftsteller.) — Mozart's erste Reise nach Paris, nach authentischen Quellen. — Oesterreich vom französischen Gesichtspunkte. — Ueber Leopold Schefer. Französische Advokaten. — Hamburg nach dem Brande.

Digitized by Google

— Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die Kölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Manner der Zeit (Feuerbach). — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft. — Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die slawischen Bewegungen.) — Die belletristischen Journale und die politischen. — Wanderungen durch eine Bildergalerie. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Hof und der Adel.) — Philipp II. und Grandella. — Großstadtische Fragen. — Aus dem Studienhefte eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben. (Die Studentenwelt.) — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenbilder aus Oesterreich. — Reiche Thranen. — Armes Volk; eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert; Andeutungen und Wünsche. — Skizzen aus dem Kölner Dombaufest. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Kaiser und die Verschwörungen.) — Deutsches Universitätsleben. (Göttinger Persönlichkeiten.) — Ueber Gutzkows gesammelte Schriften. — Erinnerungen eines Landschaftmalers. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die neuesten Schriften über Oesterreich.) — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die Pariser Theater u. s. w., u. s. w.

Korrespondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europa's ihren eigenen Korrespondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus: Amsterdam, Berlin, Brüssel, Cöln, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien u. s. w. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wohl der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennadel von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes von L. Diefenbach. — Das Schlafgemach der Maria Stuart von Theodor. — Die Osterkönigin von Hasselt. — Ohnespaß von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos von E. Robin. — Die Virtuosin von J. Fester. — Der beste Freund von H. Stephani. — Die Marquise von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach u. s. w., u. s. w.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wochentlichen Lieferungen von 2—4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, Oktober 1842.

Friedrich Ludwig Herbig.

---

[422] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Cidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[450] Eben ist versandt an alle gute Buchhandlungen:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1843.

Herausgeg. von Th. Hell. 32r, oder Neue Folge, 3r Jahrg. Mit Stahlstichen. In gepreßtem Umschlag mit Goldschnitt. — (27½ Bogen in 8.) 2 Thlr. — roh 1⅝ Thlr.

Inhalt: Bildnisse der Königin von Sachsen, Maria, verlobten Kronprinzessin von Bayern, von Th. Mügge, nebst Erklarung. — Ein engl. Werther. Erzählt von W. Alexis. — Trau, schau, wem. Hist. Erzählung von Wold. Seyffarth. — Sophie Becker und ihr Verhältniß zu E. v. d. Recke, der Herzogin von Kurland, Tiedge, Gleim, Klamer-Schmidt, Bürger, Nicolai, M. Mendelssohn, u. m. A. Mitgeth. von Jul. v. Großmann. — Bilder der Zeit. Nov. von Th. Mügge. — Die hellen Fenster. Novelle von K. Buchner.

Leipzig, im Sept. 1842.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[445] In dem Verlage von F. Rubach in Berlin ist eine schöne, correct gedruckte Ausgabe auf Maschinen-Velinpapier von

Arnd's wahrem Christenthum

nebst Paradiesgärtlein

erschienen, und für den äußerst billigen Preis (54 Bogen!) von 1⅓ Rthlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[463] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Oktoberheft 1842.

Inhalt. Ueber Darstellung genau geebneter Metallflächen, ohne sie wie gewöhnlich zu schleifen; von Whitworth. — Verbesserte Maschine zur Verfertigung von Nägeln und Splinten; von Berry. Mit Abbildungen. — Die Dachziegel des Herrn Courtois in Paris. Mit Abbild. — Verbesserungen an Flechtmaschinen; von Nickels, Fabrikant. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Papierfabrikation, von Eh. Edw. Amos. Mit Abbild. — Verfahren, um Inschriften, vertiefte und wenig erhabene Skulpturen auf Monumenten u. s. w. mittelst Papier abzudrucken. — Ueber magnetische Friktion und ihre industrielle Anwendung auf Eisenbahnen, von Prof. Weber. — Ueber die Mängel der Regenmesser und eine verbesserte Gestalt derselben, von Thomas Stevenson. Mit Abbild. — Beschreibung des Planimeters, eines vom Mechaniker Ernst zu Paris erfundenen Instruments, womit man Flächeninhalte berechnen kann. Mit Abbild. — Ueber die Heizkraft verschiedener Brennmaterialien. — Ueber die Reinigung des aus Steinkohlen bereiteten Leuchtgases, von Hrn. Mallet. — Ueber eine leicht ausführbare Methode die Bestandtheile eines Schießpulvers zu ermitteln, von Dr. P. Bolley. — Ueber die Fehler und den

Digitized by Google

geringern Werth des Eisens, welches in Hohöfen mit heißem Wind gewonnen wird. — Vorschlag, die Volta'sche Elektricität zum Kattundrucken anzuwenden, von Baggs. — Einfaches Verfahren das Chlorsilber auf galvanischem Wege zu reduciren, von Ferd. Oechsle, Goldkontroleur. Mit Abb. — Verfahren, um Bronze auf galvanischem Wege niederzuschlagen oder zu bilden. Gesetze der gleichzeitigen Fällung. Galvanische Fällung von Bronze. Verbleien. Verzinnen. Ueber die respektiven Vortheile des galvanischen Verzinkens, Verbleiens und Verzinnens, von v. Ruolz. — Ueber die technische Darstellung des Chinins und Cinchonins, von F. C. Calvert. — Litographisches Tuschen mit dem Pinsel, von Hrn. Haute, Lithograph. — Regulirung des Luftzutrittes in die Oefen der Dampfkessel, nach Lillie und Sohn. Mit Abbild. — Miscellen. Verzeichniß der im August 1842 in England ertheilten Patente. Kraft's Verfahren Papierwalzen abzudrehen. Neue Druckform. Metallgemisch zu Uhrzapfenlöchern. Salzsaures Zink als Löthmittel. Neues Gegenmittel für Quecksilbersublimat. Ueber das sogenannte Sonnengas. Ueber die Einwirkung des Wassers auf das Blei. Metallographische Methode von Dr. Jones. Boquillons Bemerkungen über Galvanoplastik und einige damit zusammenhängende Erscheinungen. Kirk's künstliche Surrogate des Eises zum Schlittschuhlaufen in jeder Jahrszeit. Verkitten von Stein und Metall.

Zweites Oktoberheft.

Inhalt. Ueber Signale auf Eisenbahnen, vom Rath Beil in Frankfurt a. M. Mit Abbild. — Verbesserte Hemmvorrichtung für Fuhrwerke, von Wright. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Kämmen der Wolle (Dampf-Kamm-Maschinen), von Fuller, Maschinenfabrikant. Mit Abbild. — Verfahren und Apparate, um die Gichtgase der Hohöfen zum Betriebe von Weiß-, Puddlings- und Schweißöfen, zum Heizen der Dampfkessel ꝛc. zu benutzen, von M. Poole. Mit Abb. — Ueber einige eigenthümliche Veränderungen in der inneren Struktur des Eisens, welche von den verschiedenen Prozessen bei seiner Fabrikation unabhängig sind und erst nach denselben eintreten, von Charles Hood. — Neues chlorometrisches Verfahren, von Hrn. Lassaigne. — Ueber die Verbindungen des Chlors mit den Basen, von J. L. Gay-Lussac. — Ueber die Beimischungen, welche Einfluß auf die Festigkeit des Zinks haben, von Karsten. — Vollständige Beschreibung einer Einrichtung zur Schwefelsäure-Fabrikation mit fünf verbundenen Bleikammern, um täglich 10,000 Kilogramme concentrirte Schwefelsäure produciren zu können. Mit zwei großen Tafeln Abbildungen. — Ueber Daguerreotypie und Beigländer's neue große Camera obscura, von Dr. Reindl. Mit Abbild. — Ueber die Vervielfältigung der Teleskop-Spiegel auf galvanoplastischem Wege, von Fox Talbot. — Miscellen. Verzeichniß der im Jahre 1841 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungspatente in alphabetischer Ordnung der Gegenstände. Schuttleworth's hydraulische Eisenbahn. Pignolet, über gerade Locomotiven-Achsen. Verbesserte Lichtschere. Krystallisirtes Rose'sches Metall. Ueber das Reinigen der gläsernen Flaschen mit Schrot. Vorster'scher Torf-Asphalt. (De la tourbe fondue). Ueber das Schwarzfärben des Leders für Handschuhmacher. Nachahmung des Maserholzes und anderer gepriemeten Hölzer. Ersatz der Glasfenster bei Treibbeeten. Literatur, deutsche.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[457] Neueste Bücher

über

Kunst-Strickerei, Stickerei und Häkeln.

In allen Buchhandlungen sind folgende Bücher neu angekommen:

Th. Leander. Anweisung zur **Kunst-Strickerei.** Eine Sammlung der neuesten sowohl schwierig als auch leicht ausführbaren, schönen und eleganten Strickarbeiten, als Anweisung einen dauerhaften Strumpf zu stricken, 27 Strumpfränder, 65 Spitzen und Einsatz, 11 Manschetten, 15 versch. Mützen, 5 versch. Jacken, 26 getippelte Kantchen zu beliebigen Zwecken, 31 getippelte Muster zu Uhrbändern, Wickelbändern, Serviettenbändern und Geldbörsen, 8 Handschuhe, 30 Piquemuster ꝛc. ꝛc. mittelst der Stricknadeln zu fertigen. Nach eigener Erfindung. Für Schul- und Hausgebrauch. 8 Hefte. Mit 133 Abbildungen. broch. 3te Auflage. 16 gGr. oder 20 Sgr.

Dieselbe, Die Häkelschule für Damen oder die Kunst alle vorkommenden Häkelarbeiten auszuführen. Als vollständige Anweisung ohne Beihülfe die verschiedenen Hakel-Arbeiten zu erlernen, ferner: 12 Spitzen, 4 Manschetten, 2 Hosenträger, 1 Schnürleibchen, 2 verschiedene Mützen, Handschuhe, 4 Börsen, 3 Damentaschen, Uhrketten und Serviettenbänder ꝛc. Zum Schul- und Hausgebrauch mit 85 Abbildungen. broch. 8 gGr. oder 10 Sgr.

Dieselbe, Die neuesten Häkel-, Strick- und Stickmuster. Eine Sammlung von 16 Blättern Abbildungen. broch. 2 gGr. oder 2½ Sgr.

Andreä, N., Sammlung von leicht ausführbaren Vorschriften, zu den schönsten und elegantesten **Strumpfrändern,** und andern **Strickereien.** Als: 62 Strumpfränder, 37 Spitzen, Manschetten, Mützen, Rouleau- und Vorhangsfranzen ꝛc. Mit Abbildungen. 3 Bdchn. 3te Auflage. 6 gGr. oder 7½ Sgr.

[460] **Subscription** wird in allen Buchhandlungen angenommen auf die

neunte verbesserte und sehr vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexikon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Lieferungen

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 kr. rh. = 15 kr. C.-M.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Das erste Heft ist bereits erschienen und von allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Durch dasselbe wird man sich am besten von den bedeutenden Vermehrungen und Verbesserungen dieser neuen Auflage und von den äußern Vorzügen derselben hinsichtlich des Drucks und Papiers überzeugen können. Das ganze Werk wird in drei Jahren vollständig geliefert und monatlich werden in der Regel drei Hefte von

Digitized by Google

6—7 Bogen ausgegeben. Außer der Ausgabe in Heften auf schönem weißen Maschinenpapier erscheinen auch bandweise Ausgaben auf feinem Schreibpapier und extrafeinem Velinpapier zu dem Preise von 2 Thlr. und 3 Thlr. für den Band.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, aber alle Buchhandlungen sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplaren ein dreizehntes Ex. gratis zu liefern.

---

[418] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Liederbuch

vom

Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von

Gottlob Regis.

8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[458] Bei Goedsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freiherr.

Novelle

von **A. Reinhold.**

2 Bände. 8. Preis 1⅔ Rthlr.

Labebecher für Fahrlustige.

Die launige Locomotive oder der lustige Gesellschafter auf der Eisenbahn zur Erheiterung in Dampfwagen. Mit 2 Bildern, geh. Preis ½ Rthlr.

---

[440] Stuttgart. Bei **Beck und Fränkel** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Wirken

des Dr. Th. **Johann Gustav Reinbeck,**

weil. königl. preuß. Konsistorialrath, Probst zu Köln an der Spree, Beichtvater der beiden Königinnen Sophia Dorothea und Elisabeth Christiania von Preußen ꝛc. ꝛc.

Nach Urkunden und Familien-Nachrichten hundert Jahre nach seinem Tode mitgetheilt von seinem Enkel

Dr. Ph. Georg v. Reinbeck,

königl. württ. Hofrath und Prof. emer., Ritter des Ordens der württ. Krone.

Ein Beitrag zur Lebens- und Charaktergeschichte der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Das reiche Leben eines in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berühmten und einflußreichsten Theologen und Philosophen, der das Vertrauen der beiden Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen in einem hohen Grade besaß und selbst in ihr Leben bedeutend eingriff, der mit eigener Aufopferung Denk- und Glaubensfreiheit vertheidigte durch die Beschützung der Wolfischen Philosophie und des Philosophen selbst gegen seine Verfolger; der gegen den Pietismus und Obskurantismus seiner Zeit ankämpfte: darf wohl der Aufmerksamkeit der Gegenwart um so mehr empfohlen werden, da es selbst auf die wichtigsten geistigen Erscheinungen unserer Zeit bedeutungsvoll hinweiset. Das Talent der Darstellung ist im Verfasser wohl allgemein anerkannt.

---

[299] In allen Buchhandlungen zu Augsburg — Stuttgart — München und Breslau ist zu haben:

☞ Galanthomme,

oder: der Gesellschafter, wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe. — 28 poetische Liebeserklärungen, — eine Blumensprache, — eine Farben- und Zeichensprache, — 24 Geburtstagsgedichte, — 40 deklamatorische Stücke, — 28 Gesellschaftslieder, — 30 Gesellschaftsspiele, — 18 belustigende Kunststücke, — 24 Pfänderlösungen, — 93 verfängliche Fragen, — 30 scherzhafte Anekdoten, — 22 verbindliche Stammbuchsverse, — 80 Sprüchwörter, — 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel. — Herausgegeben vom Professor S...t. Vierte Auflage. Preis 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

☞ Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weßhalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartung befriedigt werden wird.

In Prag bei Calve — Pesth bei Hartleben — Wien in der Gerold'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[432] Bei **C. H. Reclam sen.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sechzig Fabeln zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von Aler. Reclam, Dr. phil. u. s. w. 5¾ Bogen in 8. 1842. sauber geb. Preis ½ Rthlr.

Es dürften in der neusten Zeit wohl wenig Fabeln erschienen seyn, über deren Werth die kritischen Blätter sich so einstimmig ausgesprochen haben, als bei diesen geschehen ist. Alle nennen sie eine wahre Bereicherung unserer Fabelliteratur und können sie Eltern und Erziehern nicht genug empfehlen. Ein Paar Beurtheilungen wollen wir zur weitern Nachlese hier anführen: Berliner Literar. Zeitung 1842 p. 845. — Blätter f. Lit. z. Abendzeitung 1842 Nr. 61. — Allgemeine Schulzeitung 1842 Nr. 121. — Literaturblatt zum Morgenblatt 1842 Nr. 75.

---

[447] Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

Memoiren

des

Karl Heinrich Ritters von Lang.

Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit.

2 Theile 8., fein Velinpapier, geh. Preis 4 Thlr.

Diese Memoiren sind eins der Bücher, welche Aufsehen machen müssen. Die Diplomatie, die vornehme Welt, Jeder, den tiefere Blicke in die innern politischen und socialen Zustände einer ohnlängst vergangenen Zeit interessiren können, wird durch dieß Buch lebhaft angezogen werden.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsunddreissigster Jahrgang.

1842.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 15. November 1842.

— Sit and see,
Minding true things, by what their mockeries be!
Shakespeare.

Holländiſche Schildereien.

(Fortſetzung.)

Es war ein polizeiwidriger Skandal auf Martinique, den die holländiſche Muſik desperat begleitete. Das dauerte zehn Minuten, eine viel zu kurze Friſt für das hohe Publikum. Dann ſank die Gordijn wieder majeſtätiſch herab und „Mynheer de Vries, Lid der koninklijke Akademie van beeldende Kunsten en Decorateur aan dezen Schouwburg," ſchritt triumphirend über die Trümmerwelt. Er wurde gerufen: tout comme chez nous. Die Klingel geht, der Vorhang rauſcht auf. Da ſteht er, Marius auf den Ruinen von Carthago, Jeremias im Schutt von Jeruſalem, nur ohne Klage. Die Negerjungen raffen ſich auf und rennen davon, und aus den Couliſſen reißt man mit langen Stangen Meer, Fels, Säule und Dach geſchickt wieder in die Maſchinenkammer. Alle Herrlichkeit dieſer Welt muß vergehen.

Sonderbar! dreimal ſonderbar! Sieh den „Feenſee" in Berlin, den „Robert" in Paris, die „Tochter des Feuers" in London, ſieh alles Unmögliche, was ein Dutzend Hanfſtricke, Leinwandfetzen, Fallthüren, Räderwerke, Schraubſtöcke, Flaſchenzüge, Fallſchirme, Lampendeckel und ſo ferner, und ſo weiter zur Möglichkeit, zur Wirklichkeit machen, ſieh gaukelnde Elfenſchwärme in der Luft, begrabene Nonnen unter der Erde, ziehende Schiffe im Meer, ſpringende Gnomen im Feuer, ſieh es, und du wirſt zurückverlangen nach der claſſiſchen Einfalt und Kindlichkeit der Kunſt, nach einem griechiſchen Theater, nach der Bühne Shakespeares, meinetwegen nach der Marionettenbude, wo die Drähte des Schickſals armsdick aus den Suffiten baumeln und die hölzernen Menſchen klappernd auf den Ferſen einherſchreiten, ſtatt auf voller Sohle. Nicht wahr, alle Täuſchung iſt ja zuletzt nur eine relative, alle Geſchicklichkeit eine endliche? Der Vulkan ſpeit ſo äußerſt natürlich auf unſerer Bühne, aber erſt ſeit dieſe Bühne ſelbſt ein ausgebrannter Krater iſt. Laßt mich in Frieden mit euern Wundern, die nach Kolophonium ſtinken; ich mag ſie nicht.

Am Dienſtag beſuchte ich den Salon des Variétés, das kleine Volkstheater, gelegen in der Neesſtraat, nahe den berüchtigten Nachthäuſern, wo das Laſter ſeine Orgien feiert. „Hie gut Holland allwege," hätte ich ausrufen mögen, wie ich eintrat. Ein kleiner, freundlicher Saal, eine kleine, freundliche Bühne, kleine, freundliche Galerien, vor den Plätzen kleine, freundliche Schenktiſche, und auf den Plätzen, hinter den Schenktiſchen kleine, freundliche Menſchen. Das ganze Plaiſir koſtete 75 Centimes, und die wurden obendrein noch als Zeche angenommen, „aan verterings staat," ſagte

Digitized by Google

der Zettel. Ich erstand mir ein mächtiges Glas Weißbier und eine Pfeife mit „Tobak.“ — Hätte ich nur auch eine Mütze erstehen können, gleich derjenigen meines Nachbarn, so reinlich, so weich, so baumwollen-idyllisch. Jeder Zoll fühlte sich holländisch in mir, wie ich im Parterre saß, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, in selbsterzeugten Dunst und Dampf majestätisch eingewickelt, den Komödianten droben mit ganzer Seele hingegeben. Es ist wahr, daß sie mit Ausnahme des Einen, Mynheer Jüdels, mehr als mittelmäßig heißen durften, oder, wenn das zweideutig klingt, weniger als mittelmäßig. Allein wie sagt denn mein alter William, der die Sache verstand, gleich Keinem vor ihm und Keinem nach ihm? „The best of this kind,“ sagt er, „are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amends them.“

Die ganze Scene erinnerte an das Hamburger Tivolitheater, nur daß ihr der blaue Himmel als Plafond fehlte und die Rutschbahn als Donner daran. Es wurde aufgeführt: „De Diplomaat,“ das bekannte Stück von Scribe, das ich im Gymnase und auf deutschen Bühnen gesehen habe. Mynheer Jüdels war weder so gut wie Tisserant in Paris, noch wie Moritz in Stuttgart, die Beide in der Titelrolle vortrefflich sind. Mynheer Jüdels zog den Diplomaten eben so herab, wie Mynheer Y den alten Herzog oder Mynherr Z den sächsischen Gesandten, den Döring so ergötzlich westphalisirt hat. Die Toilette allein würde in Paris ausgepfiffen worden seyn und in Deutschland als eine gebeime Ironie bestraft. Aber was lag daran? Ich habe Thränen gelacht über den braunen Frack des jungen Diplomaten und über den Jagdrock des alten Fürsten, von ihrem Dialog nicht einmal zu reden. Ich habe eine Pfeife geraucht und, auf außerordentliche Kosten, noch eine, und mit meinem gastfreien Nachbar eine dritte. Ich sprach Holländisch, als wäre ich in Leyden auf der hohen Schule gewesen. Der Abend verflog mir wie ein Traum, wie zu Hause, wie in meiner glücklichsten Zeit, da das Hoftheater zu Kassel noch mein Kunstideal war. Was will der Mensch mehr? Nein, daß ich es recht und ganz gebe: was kann der Mensch mehr?

Einen Tag in Amsterdam, den lezten, haben wir gleich gewissenhaften Reisenden benüzt, mein Maler und ich. Am frühen Morgen bestiegen wir den Rathhausthurm, von dem man eine hübsche Uebersicht der Stadt gewinnt, und besichtigten das Innere des Gebäudes. Der Führer — ich muß das der holländischen Regierung denunziren — ein kleiner, untersezter Bursche, trägt unter seiner Oranjeuniform keineswegs ein Oranjeherz. Im Gegentheil, er steckt heimlich voll republikanischer Sympathien und freistädtischer Erinnerungen. Als er uns durch die Reihe mäßiger und einfacher Zimmer geleitete, welche ehedem einen Bürgermeister, heute einen König beherbergen, versäumte er nicht, uns alle Allegorien auf die entschwundene Herrlichkeit bemerkbar zu machen, jedes Deckengemälde zu explicitren, den Balkon zu zeigen, wo der „Burgemeester“ sich dem Volke vorstellte, den Saal, wo der „Burgemeester“ zu Gerichte saß, das Zimmer, wo der „Burgemeester“ die Ehebündnisse schloß — immer sein drittes Wort der „Burgemeester.“ Durch den großen, glänzenden Salon, wo die Fürsten von Oranien Bälle und Feste geben, lief er mit kurzen, zornigen Schritten. „Es ist was, und es ist nichts,“ murmelte er in seinen Bart. Das ganze Rathhaus oder Schloß ist auch was und ist nichts. Wenn man solche Dinge nicht gesehen haben müßte, der lieben Verwandten wegen, die einen hernach quästioniren, nun, mich brächten keine zehn Pferde mehr in eine Residenz, einen Palast, ein Sommerhaus. Sieht eines aus wie das andere; ein Bischen reicher, ein Bischen ärmer, was verschlägt das? Aller äußere Apparat des Lebens hat doch nur seinen relativen Werth. Ein junger Autor richtet sich auf Kosten seines Verlegers ein, kauft Teppiche, Divans, Gardinen, Steindrücke in Goldrahmen und einen Mahagonikleiderschrank für zwei Röcke; nun, meint er, hat er's dem Janin gleich gethan, dem Balzac, und kann Leute bei sich empfangen — wenn welche kommen. Der junge Autor besucht eine alte Courtisane und findet, daß diese doch noch schöner eingerichtet ist; sie hat Nippes und Rococos, die ihm fehlen. Hin alle Freude an seinem Besitz. Und so aufwärts, abwärts. Es gibt keine absolute Eleganz, keinen absoluten Reichthum. Was auf dem Jagdschlosse zu Schieder — es gehört dem Fürsten von Lippe-Detmold — sehr prächtig ist, gilt im Winterpalais zu St. Petersburg für sehr schmächtig. Warum nun so viele Umstände machen zum Leben, so viel Zuthat um oft so wenige Hauptsache?

Wir fuhren über einen Arm des Y hinüber, um nach Broek und Zaardam, den beiden berühmtesten Curiosis von Amsterdam, auszufliegen. Stadt, Hafen und Werft lagen in schönster Morgenbeleuchtung da, alles durchsichtig klar, in grelle, trockene Farben gesezt, grüne Kirchthürme, rothe Schieferdächer, braune Schiffswände. Tauwerk und Windmühlengeflügel hing wie feines Spinnweb überall vor der Landschaft, in die wir lustig hineinrollten. Eine Stunde, und wir stiegen in Broek aus. Wer hätte nicht gehört, gelesen von diesem reinlichsten, peinlichsten, kleinlichsten aller Dörfer? Wer wüßte nicht, daß alle Bauern hier Kapitalisten sind und alle Kapitalisten Bauern? Wer kennte das Haus nicht, an dessen Schwelle Fritze, der alte Fritze seine Schuhe ausziehen mußte, oder war's Napoleon, oder welcher andere Anekdoten-Herrscher? O ja, es verhält sich alles so. Die Straßen sind spiegelblank, die Zimmer schwimmen in einer ewigen Sündfluth, die

Digitized by Google

Gärten knirschen unter stündlichen Harken, Spaten und Rechen. Dort liegt der Weiher, worin ein Schwan von Holz und ein Meerweibchen von Messingblech, beide starr und unbeweglich, die holländische Jugend in Entzückungen versetzen. Betretet jenes Automatenkabinet, es schnurrt und knurrt darin, sobald der Führer die Räder anließ, ein Weib spinnt, ein Mann haspelt, auf dem Tische kleines Theegeschirr, auf dem Kamine kleines Porzellan, alles natürlich wie in der Natur, vielleicht noch natürlicher. In der Grotte kniet ein Eremit mit langem Flachsbart; erschreckt nicht, er ist von Holz, ein ächter Holländer. Ich weiß nicht: ich bin auch kein unreinlicher Mensch, aber hier, mitten in dieser pedantischen Ordnung, in dieser schmutzigen Sauberkeit kamen mir die unreinlichsten, unordentlichsten Gelüste. Diesen Menschen, die keine andere Lebensaufgabe kennen, als bürsten, fegen, kehren, kratzen, schruppen und scheuern, diesen Menschen hätte ich einen Schabernak anthun mögen, oder vielmehr eine Freude. Mußte es denn ihnen nicht ein wahrer Liebesdienst dünken, wenn sie eine neue Beschäftigung erhielten? Ich ging ganz theilnahmlos an Allem vorüber, und es hat mich in Broek nichts angezogen, als die lebendige Idylle einer ächten Käsefabrik. Egoismus steckt nicht dahinter, ich esse keinen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks.

(Fortsetzung.)

Früh fing die Hausfrau wieder an ihr Werk;
Die ganze nächste Woche schien das Haus
So fröhlich wie im Lenz ein Garten; endlich
Kam der ersehnte Brief von ihrem Vetter
Mit freundlichen Versich'rungen, er wolle
Sein Bestes thun für ihres Knaben Wohlfahrt;
Dem fügt' er bei den Wunsch, daß man ihn sogleich
Ihm schicken möchte. Zehnmal ward und mehr
Der Brief gelesen, Isabel trug ihn
Herum bei allen Nachbarn in der Runde;
Und damals schlug auf Englands ganzem Boden
Stolzer kein Herz als Lukas'. Als die Mutter
Wieder daheim war, sprach der alte Mann:
„Morgen soll er abreisen." Drauf antwortend
Wußte die Hausfrau Vielerlei zu nennen
Das, wenn er ginge ohne längre Frist,
Vergessen werden würde. Endlich aber
Stimmte sie bei und Michael war beruhigt.

Nah bei dem wilden Bach von Greenhead Ghyll,
Im tiefen Thale, hatte Michael
Den Plan gehabt zu bauen einen Schaafpferch;
Und eh er von dem traurigen Verlust
Kunde bekam, hatt' er für diesen Zweck
Steine gehäuft, die an des Baches Rand,
Des Baues harrend, durcheinander lagen.
Mit Lukas ging am Abend er dorthin,
Blieb stehn, sobald die Stelle sie erreicht;
Und so begann der alte Mann: „Mein Sohn
Morgen verläßt du mich; mit vollem Herzen
Seh' ich auf dich, denn der ja bist du, der mir
Eine Verheißung war, noch ungeboren,
Und täglich meine Freude, seit du lebst.
Erzählen will ich dir von unser Beider
Geschicht' Etwas, vielleicht kommt es dir gut
Wenn du fort bist von mir, und sprach' ich auch
Von Dingen, welche du nicht wissen kannst. —
Nachdem du auf die Welt kamst, schliefst du, wie
Dieß oft bei Neugeborenen, zwei Tage
In Einem fort, und Segenswünsche strömten
Von deines Vaters Mund auf dich. Die Tage
Verstrichen, und ich liebte dich mit immer
Wachsender Liebe. Süßern Ton vernahm
Nie ein lebendig Ohr als mein's, da ich
An unserm Herd zuerst dich, ohne Worte,
Eine kunstlose Weise lallen hörte,
Wie du, ein säugend Kind, in deiner Freude
Sangst an der Mutter Brust. Monde verstrichen,
Im freien Feld und auf den Bergen bracht' ich
Mein Leben hin, sonst, glaub' ich, wärest du
Auf deines Vaters Schooß herangewachsen.
Aber wir waren Spielgenossen, Lukas!
In diesen Bergen, weißt du wohl, da haben
Wir, alt ich und du jung, gespielt zusammen,
Und keine Lust und Kurzweil fehlte dir
Bei mir, die eines Knaben Freude sind."
Lukas besaß ein Herz, ein männliches,
Aber bei diesen Worten schluchzt' er laut;
Der Alte faßte seine Hand und sagte:
„Nein, nimm's nicht so — ich sehe, das sind Sachen
Von welchen ich nicht sprechen muß. Ich bin
Ein freundlicher und guter Vater dir
Gewesen bis auf's Aeußerste; und damit
Erstatt' ich nur das Gute, das ich selbst
Empfing von Andern; denn obgleich jezt alt
Ueber's gewohnte Maß des Menschenlebens,
Erinnr' ich doch noch wohl mich derer, die
In meiner Jugend lieb mich hatten. Beide
Ruhn bei einander längst. Hier lebten sie
Wie ihre Eltern alle; und als endlich
Ihr Stündchen kam, war's ihnen auch nicht leid,

Digitized by Google

Den Leib dem Grab der Ihr'gen heimzugeben.
Ich wollte, daß du lebtest wie sie lebten.
Doch eine lange Zeit ist es, mein Sohn,
Zurückzuschauen, und Gewinn so wenig
Zu sehen von der Jahre dreimal zwanzig!
Die Felder kamen an mich, schwer verschuldet;
Bis vierzig Jahr' ich zählte, war nicht mehr
Als nur die Hälfte meines Erbes mein.
Ich müht' und plagte mich; Gott segnete
An meiner Arbeit mich, — frei war mein Gut
Bis vor drei Wochen. — Und es sieht mich an,
Als könnt's nie dulden einen andern Herrn.
Verzeihe mir der Himmel, Lukas, wenn
Ich übel für dich wähle und beschließe,
Aber es scheint das Beste mir, du gehst."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, November.

(Fortsetzung.)

Volkscharakter. — Boden.

So sehr der Thüringer das Vergnügen liebt und so eifrig er ihm nachgeht, so liebt er doch große, steife Gesellschaften nicht, wobei die Langeweile präsidirt und die Gerichte das Beste sind; solcher Gastmähler werden nur wenige und nur von den Reichen bei besondern Gelegenheiten gegeben, und sie müssen gleichsam als Abfütterungen betrachtet werden. Am glücklichsten und behaglichsten fühlt man sich im engern Kreise, auf Spaziergängen, Landpartien und bei Volksfesten, die selbst von den Gebildetsten und Reichsten mitgemacht werden; es herrscht gewöhnlich die anmuthigste Fröhlichkeit und Ungezwungenheit dabei, auch sind sie mit so geringen Kosten verknüpft, daß selbst der Unbemittelte Theil daran nehmen kann. Solche Volksfeste bieten gewöhnlich, bei der Schönheit der Gegend, einen überraschenden Anblick. Nur sehr selten werden diese unschuldigen Freuden durch die mit der Völlerei verbundene Brutalität gestört, denn der Thüringer ist von Natur mäßig und gut geartet. Eine wahrhafte Plage sind aber die großen weiblichen Kaffee- und Theegesellschaften, die in den Städten noch häufig vorkommen, und die Qual der Langeweile in ihnen ist so groß, daß ich nicht begreife, wie sie von den größtentheils geistreichen und gebildeten Frauen nicht längst abgeschafft worden sind. Man denke sich zwölf bis sechzehn Frauen, oft noch mehr, um einen Tisch versammelt; jede ist mit einer Handarbeit beschäftigt und flüstert mit der Nachbarin links und rechts; an ein ordentliches Gespräch ist nicht zu denken, da kein Mann das Heiligthum betreten und eine Conversation in Gang bringen darf. So sitzt man mehrere, wahrhaft entsetzliche Stunden lang, lobt die hübsche Arbeit der Nachbarin, fragt, wenn man sie näher kennt, nach Mann und Kindern, oder nach Eltern und Geschwistern, trinkt Thee oder Kaffee, ißt Kuchen, erstickt im Sommer vor Hitze, friert im Winter in dem großen Gemache, und geht endlich nach Hause, so ermattet, so geistig niedergedrückt, als hätte man die größte Strapaze bestanden. Diese Gesellschaften haben ihren Grund in der bösen Angewöhnung der Männer, nach vollbrachten Geschäften den Familienkreis zu verlassen und sich an öffentliche Orte oder in geschlossene Gesellschaften zu begeben. In jeder Stadt und in jedem Städtchen gibt es Casinos, Clubs, Erholungen, Bürgervereine, Museen und wie sie sonst noch heißen mögen, und in diese begeben sich die Männer gegen Abend; nur bei seltenen, sehr festlichen Gelegenheiten werden auch die Frauen dazu gelassen. Dieß wirkt sehr nachtheilig, nicht nur auf die Bildung der Frauen und die Geselligkeit, sondern auch auf das Familienleben überhaupt, das durch das Ausscheiden des Mannes seinen Mittelpunkt und zugleich jede geistige Anregung verliert. Die Kinder suchen hier, die Mütter dort ihr Vergnügen, letztere gewöhnlich in den oben beschriebenen, geisttödtenden Gesellschaften. Daß es Männer gibt, die solchem Unwesen nicht fröhnen, versteht sich wohl von selbst. — Die Lebensweise ist sowohl in den Städten als auf dem Lande einfach und naturgemäß. Man steht früh auf, ißt zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag, zwischen 7—8 zu Abend, und geht um 10 Uhr zu Bett. Der Speisen werden nicht viele auf den Tisch gebracht und sie sind in der Regel auf die einfachste Weise bereitet. Kaffee wird nicht viel, Wein nicht täglich und Thee fast nur in Gesellschaften getrunken; das Bier, ein Lieblingsgetränk der Thüringer, und ihr zum Theil vortreffliches Wasser bilden die Hauptgetränke. Früchte sind in großer Menge, aber nicht von vorzüglicher Güte vorhanden, weil man die edlern Obstsorten nicht mit Fleiß anpflanzt. Dasselbe läßt sich vom Gemüse sagen, welches hier, trotz des fruchtbaren und günstigen Bodens, in der Regel schlecht ist und dem nicht behagen kann, der sich an das auserwählte Obst und die trefflichen Gemüse Norddeutschlands gewöhnt hat. So wächst hier der Spargel fast wild in den Gärten und ist im Ueberflusse da, allein er schmeckt nicht, weil er nicht gehörig kultivirt, ja nicht einmal sorgsam gestochen wird. Was diesem Boden durch die gehörige Kultur abzugewinnen ist, zeigt die Umgegend von Erfurt, die einem köstlichen, blühenden Garten gleicht. Dort wird nicht nur ganz vortreffliches Gemüse gebaut, es werden jährlich Hunderttausende durch Blumen-, Früchte- und Saamenzucht gewonnen. Jede Stadt Thüringens könnte gleiche Anlagen haben, und wo sie gemacht werden, sind sie ein Segen für die Stadt und Umgegend. — Das Klima des Ländchens ist sehr verschieden, je nach der Lage eines Ortes zwischen oder auf den Bergen. In den Thälern, besonders wenn sie ziemlich eng sind, herrscht während der Sommermonate eine sehr große Hitze und nur selten wird die Luft durch Gewitter und Gewitterregen abgekühlt, da die Berge die erstern leicht abhalten. Sind sie aber einmal in ein solches Thal hineingekommen, so zeigen sie sich überaus heftig und anhaltend. Auf dem eigentlichen Thüringer Walde ist das Klima dagegen, selbst während der heißesten Sommertage, sehr rauh, und viele Früchte und Küchengewächse verkümmern entweder oder kommen gar nicht mehr fort. Unter den Obstsorten wird aber der Apfel selbst da noch reif und süß, wo kein anderes Obst mehr zu finden ist. Ich aß ganz vortreffliche Aepfel, die hoch auf dem Walde in einem nicht eben günstigen Jahre gewachsen waren. Der Boden ist sehr kalkhaltig und deßhalb heiß und fruchtbar. Trotz dem bringt er nur in den günstigsten Jahren einen einigermaßen erträglichen Wein; freilich bildet Thüringen auch die äußerste Grenze der Weinländer. — Im nächsten Briefe denke ich einen flüchtigen Gang durch die vornehmsten Städte Thüringens zu machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 16. November 1842.

Mein Sohn, merke auf mein Wort, und neige dein Ohr zu meiner Rede. Laß ſie nicht von deinen Augen fahren, behalte ſie in deinem Herzen. — Ein weiſer Sohn iſt ſeines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn iſt ſeiner Mutter Grämen.

Sprüche Salomonis.

Bilder aus dem Leben des engliſchen Landvolks.

(Schluß.)

Hier hielt der Alte inne, deutete
Dann auf die Steine, welchen nah ſie ſtanden,
Und fuhr nach kurzem Schweigen alſo fort:
„Für uns war ein Geſchäft das; jezt, mein Sohn,
Iſt's ein Geſchäft für mich. Doch Einen Stein
Leg du, da leg ihn, Lukas, da, ſtatt meiner,
Mit deiner Hand. Nein, Knabe, ſey getroſt,
Wir können Beide beſſ're Zeit erleben.
Mit vier-und-achtzig bin ich noch geſund
Und friſch; du thu' das Deine, ich das Meine.
Manche Geſchäfte nehm' ich auf mich wieder,
Die ich dir abgetreten; auf die Berge
Unter die Stürme will ich wieder gehn
Allein und ohne dich, und Alles wieder
Verrichten, wie ich ſonſt gethan, allein,
Eh' ich dein Antlitz ſah. Gott ſegne dich,
Mein Kind! Dein Herz hat die zwei Wochen her
Von mancher Hoffnung raſch geſchlagen — ſo
Mußt' es wohl ſeyn — ja — ja — ich wußte wohl,
Daß du den Wunſch nie haben könnteſt, Lukas,
Mich zu verlaſſen; durch der Liebe Bande
Allein warſt du an mich gebunden: wenn
Du weg biſt, was dann bleibt uns! — Aber ich
Vergeſſe meinen Vorſatz. Lege jezt
Den Grundſtein, wie ich dir geſagt; und künftig,
Lukas, wenn fern du biſt, ſollt'ſt du in böſer
Geſellſchaft ſeyn, ſo denk' an mich, mein Sohn,
Und dieſen Augenblick! Deine Gedanken
Richte hieher, und dann wird Gott dich ſtärken;
In aller Noth, aller Verſuchung, Lukas,
Bitt' ich, wollſt du in deinem Herzen tragen
Das Leben, welches deine Väter führten,
Die, reinen Wandels, guter Thaten ſich
Befliſſen immer. Und jezt, lebe wohl —
Zurückgekehrt findſt du an dieſem Platz
Ein Werk, das jezt da noch nicht iſt — ein Bund
Wird zwiſchen uns es ſeyn — — doch, welches Loos
Dich treffe — lieben werd' ich immer dich,
Und nehme dein Gedächtniß mit in's Grab."

Hier ſchwieg der Schäfer. Lukas bückte ſich
Und legte, wie ſein Vater ihm geſagt,
Den erſten Stein zum Pferch. Bei dieſem Anblick
Brach los des Alten Jammer; an ſein Herz
Drückt' er den Sohn, und küßte ihn und weinte;
Und mit einander kehrten ſie nach Haus. —
Ueber dem Haus lag — oder ſchien zu liegen —

Digitized by Google

Des Friedens Stille, eh' die Nacht einbrach;
Und mit des Morgens Dämmern trat der Knabe
Die Reise an, und als er hatt' erreicht
Die Straße, zwang er Fassung in sein Antlitz;
Und alle Nachbarn, denen er vorbei kam,
Traten heraus mit Wunsch und Segensworten,
Die ihm, bis er dem Blick entschwunden, folgten.

Von ihrem Vetter kam willkommne Kunde
Von Lukas, wie es wohl ihm ging; der Junge
Schrieb Briefe voller Herzlichkeit und Staunen,
So daß die Mutter meinte, seine Briefe
Sey'n wohl die hübschesten, die man gesehn.
Die Eltern beide lasen sie mit Woune.
So gingen viele Monden hin, und wieder
Ging seinem täglichen Geschäft der Schäfer
Mit freudigem, getrostem Sinne nach;
Und manchmal, — hatt' er eine freie Stunde —
Ging in das Thal er und arbeitete
Am Pferch. Lukas inzwischen ließ in treuem
Pflichteifer nach; in der zuchtlosen Hauptstadt
Gerieth allmählig er auf böse Wege;
Es häufte Schmach und Schande sich auf ihn,
So daß zulezt er sich gezwungen sah
Einen Versteck zu suchen über'm Meer.

Ein Trost liegt in der Kraft der Liebe selbst;
Sie macht erträglich das, was sonst das Hirn
Zerrütten, oder brechen müßt' das Herz.
Mit mehr als Einem sprach ich, der sich wohl
Des alten Mann's erinnerte, was er
War, Jahre lang nach dieser Unglückszeitung.
Sein Körper war von jung an bis in's Alter
Von seltner Kraft gewesen. Zwischen Felsen
Schritt er dahin und sah dabei empor
Zur Sonne, oder horcht' er auf den Wind;
Und wie zuvor besorgt' er alle Arbeit
Für seiner Schafe Pflege, und beim Anbau
Des Landes, das sein kleines Erbtheil war.
Nach jener Thalschlucht auch von Zeit zu Zeit
Ging er, am Pferch zu bauen, deß die Heerde
Benöthigt war. Man hat noch nicht vergessen
Das Mitleid mit dem Alten, wovon damals
Erfüllt war jedes Herz, und Alle glauben
Daß manchen, manchen Tag er dorthin ging
Und doch nicht aufhob einen einz'gen Stein.

Dort, bei dem Pferch, sah man ihn manchmal sitzen
Allein, und neben ihm, zu seinen Füßen
Lag nur sein treuer Hund, jezt alt und grau.
Voll sieben Jahre lang arbeitete
Von Zeit zu Zeit er an dem Bau des Pferchs,
Der, als er starb, doch unvollendet war.

Drei Jahre, wenig drüber, überlebte
Den Gatten Isabel. Nach ihrem Tod
Kam, durch Verkauf, das Gut in fremde Hand.
Die Hütte, die den Abendstern man nannte,
Ist weg — die Pflugschaar hat durchfurcht den Grund
Worauf sie stand; verwandelt hat sich Viel
Rings in der Nachbarschaft, doch steht die Eiche,
Die einst vor ihrer Thür stand, und die Reste
Des angefangnen Schafpferchs sind zu sehn
Noch am geräusch'gen Bach von Greenhead Ghyll.

Holländische Schildereien.

(Fortsetzung.)

Zaardam ist ein holländisches Dorf oder eine holländische Stadt; man kann das nicht recht unterscheiden. Sie zeichnet sich durch nichts aus als durch eine Menge, Menge Windmühlen, und das gilt hier zu Lande nicht für Auszeichnung. Die von Czar Peter gezimmerte Hütte, mit einem festen Schirmdache überwölbt, auf daß dieses Kunstwerk kaiserlich russischer Hände sich ewig erhalten möge, ich begrüßte sie sonder viele Pietät. Der Peter sey so groß er immer wolle, er ist und bleibt ein Russe. Er zwang die Leute mit der Knute sich den langen Bart ihrer väterlichen Sitte abscheeren zu lassen, was heutzutage nur noch ein einziger deutscher Fürst thut. Ich liebe den Peter nicht. Ich freue mich, daß ihn Herr Lortzing aus Weimar so recht con amore verballhornt hat. Welche Idee sich die Componisten und Musikanten doch eigentlich von der Welthistorie machen? „Sonst spielt' ich mit Kronen, mit Scepter und Stern; das Volk meiner Russen beglückt' ich so gern!" Wie sie gurgeln und näseln, die deutschen ersten Tenore, wenn sie dieses Liedlein, das allbekannte und allbeliebte, ableiern! Der süße Saft der Sentimentalität fleußt ihnen um den falschen Zwickelbart, sie kitzeln sich mit harmonischen Trillern an ihrem eigenen Kehlkopf und verdrehen die Augen nach den schönen Weibern in der Loge des Prosceniums. Und das soll der Peter seyn, der Czar, der Russe? der Mann, der seinen Sohn im Kerker erdrosseln läßt? Gott behüt' euch! Ich sehe Delaroches Bild an, das ist er.

Heimgekehrt nach Amsterdam — beiläufig: die Fahrt von kaum sechs Stunden Zeitkostete uns zehn Gulden Holländisch, ohne Trinkgeld für uns und für den Kutscher — besuchten wir gegen Abend den Thiergarten, eine noch junge Anstalt, begründet von einer „Privatsocieteit." Nach classischer Sitte führt diese einen classischen Namen, „Natura artis magistra," abgekürzt und schlechtweg Natura. Jeder Lohnkutscher versteht es, wenn er geheißen

Digitized by Google

wird nach Natura zu fahren. Es ist eine geschlossene Gesellschaft; die Löwen, Tiger, Bären und andere Ungethüme zählen wahrscheinlich als Ehrenmitglieder. Das Ganze würde den comparative traveller nur herausgefordert haben, mit dem Jardin des Plantes oder den Zoological Gardens in Surrey und Regentspark einen Vergleich anzustellen und in Folge dessen unbefriedigt davon zu gehen. Mich hingegen vergnügte die Stunde in Natura ganz ungemein, mich, den begeisterten Liebhaber wilder Thiere. Wochenlang unter Holländern; da muß Einem so eine reißende Bestie förmlich wohlthun. Vieles ist nicht da, und unter dem Wenigen nur einzelne gute Exemplare. Es sind die Trümmer der Aken'schen Menagerie, welche Natura angekauft hat. Mynheer van Aken sezt sich zur Ruhe, behält sich indessen gegen ein recht anständiges Gehalt die Oberaufsicht und Hauptpflege seiner alten Reisegefährten vor. Sie sind schlecht untergebracht, in engen, dunkeln Käfigen. Am meisten dauerte mich der Orang-Utang, ein Prachtthier, voll Witz und Humor, schier seinem Vetter in Regentspark zu vergleichen; dem haben sie einen räudigen Pudel zur Gesellschaft gegeben, und sein holländischer Wärter behandelt ihn durchaus nicht mit jener, begabten Naturen so nöthigen Sorgfalt und Schonung. Er war schon zu Bett gegangen, als wir uns bei ihm melden ließen; aber man zerrte ihn unbarmherzig hervor, er mußte „Patschje" geben, Sprünge machen, Kapriolen schneiden, und ich dachte bei diesem wehmuthsreichen Anblick an so manchen berühmten Wald-, Feld- und Stadtmenschen, dem es nicht besser ergeht, wenn „Fremde" anklopfen. Das Hauptstück der Thiersammlung ist der Salamander, wie versichert wurde, das einzige lebendig erhaltene Exemplar. Ich hielt ihn für ein verkleidetes Krokodill. Diese träge, plumpe, fette Eidere, welche sich aus den wollenen Decken so gar langsam herausschälte, entsprach weder dem Bilde in meiner Idee noch jenem in Raff's oder Funks fürtrefflicher Naturgeschichte. Wenn ein Salamander dergestalt aussieht, that König Franz von Frankreich, der Unverbrennliche, sehr Unrecht, ihn zu seinem Wappenthier zu erkiesen.

Außer wilden Thieren aller Gattung habe ich denn auch eine Menge schöner Damen in Natura gesehen. Gegen Abend versammelte sich die gesellige, menschliche Hälfte der Sozieteit in dem großen, angenehmen Gartenlokale. Dieß war für uns, die wir kein eigentliches Recht der Existenz hier hatten und auch mehr der Bestien wegen gekommen waren, das Signal zum Rückzuge. Wir kehrten in den Gasthof heim und packten. Packen! ein Geschäft, in welchem ich nun nachgerade eine gewisse unverkennbare Fertigkeit und möglichste Vollkommenheit erreiche, ein Geschäft, das gar nicht leicht ist, einen sichern, feldherrnartigen Ueberblick und eine sanfte, dabei doch rasche, gewandte Hand erfordert, und welches niemals durch die plumpe Routine des Hausknechts oder die pedantische Praxis eines Bedienten so ausgeführt wird, wie durch den Herrn selbst. Ich werde, wenn ich meinen Koffer zum leztenmal auf dieser Welt auspacke — o Gott, wann und wo geschieht denn das? — eine „gründliche, faßliche und praktische Anleitung zum Packen" herausgeben, hauptsächlich zum Selbstunterrichte, ein unentbehrliches Hülfsbuch für Schriftsteller, Weinreisende, Schirrmeister, Postillone, Lohnlakaien und Hausknechte, auch für Contrebandisten und Schmuggler, deßgleichen zu benützen als Anhang zu allen Reisehandbüchern des Erdkreises. Weimar, bei Bernhard Friedrich Voigt. 25 Bogen groß Octav. Mit zwölf Steindrücken, einen Rock im Durchschnitt, einen leeren Koffer, einen vollen Koffer, einen halbleeren Koffer darstellend u. s. w. u. s. w.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Einzug der Kronprinzessin.

Das heurige Oktoberfest gehört zu den großen, Epoche machenden, deren die Geschichtschreiber dieser Feierlichkeit bis jezt nur zwei aufzuzählen wissen, nämlich das Fest von 1810, das Gründungsfest, das zu Ehren der Vermählung unseres Königs, des damaligen Kronprinzen, mit der Prinzessin Therese von Hildburghausen erdacht wurde, und das vom Jahr 1835, wo das königliche Ehepaar seine silberne Hochzeit feierte, ein Zeitpunkt, der vom sämmtlichen Bayerlande benüzt wurde, um in den sinnreichsten Festerscheinungen seine Freude und seine Glückwünsche an den Tag zu legen. Nun kommt dazu noch das diesjährige, an dem sich wieder das ganze Königreich betheiligte, um ein fröhliches Ereigniß zu begehen, das es längst herbei gewünscht hatte, nämlich die Vermählung des Kronprinzen Maximilian. Daß seine Braut, die Prinzessin Marie von Preußen, mit herzlichem Willkommen werde aufgenommen werden, war vorauszusehen, aber die jubelnde Aufgeregtheit bei ihrem Empfange war am Ende doch noch überraschend. Und nicht allein hier in der Hauptstadt gab sich diese Stimmung kund, sie ging durch ganz Bayern von einem Ende bis zum andern, und so war auch von der sächsischen Grenze bis an unsern Burgfrieden die Straße, welche die Braut hieher führte, ihrer ganzen Länge nach festlich geschmückt. Alle Städte hatten sich zusammengethan, um etwas besonders Feierliches darbieten zu können. Alle Dörfer hatten ihre Triumphbogen fertig, ihre weiß und blaue Schuljugend aufgestellt, ihre Gedichte und Gesänge eingelernt, und in der Oberpfalz kam es sogar vor, daß die fürstliche Braut, als die Reise auch in der Nacht fortgesezt wurde, meilenweit durch ein Fackelspalier fuhr, durch eine enge, unabsehbare Reihe von Lichtern, welche die Landleute der Gegend, im schönsten Sonntagsstaate an der Straße aufgestellt, als lebendige Candelaber trugen. Wenn die vertrauensvolle Anhänglichkeit, mit der das Volk dem Thronerben zugethan ist, die Fülle der festlichen Vorbereitungen schuf, so war der Enthusiasmus, der der jungen Fürstin allenthalben bei ihrem ersten Erscheinen entgegenkam, ein Ergebniß ihrer eigenen Liebenswürdigkeit. Allerdings klangen wohl auch noch andere Sympathien ein; so war es gewiß allen Bayern

Digitized by Google

unendlich lieb, daß sie eine Deutsche zu empfangen hatten, ja gerade auch, daß sie aus Preußen gekommen, mochte vielleicht Manchen noch besonders freuen, aus diesem Staate, der in den lezten Zeiten dem übrigen Deutschland so viel näher getreten und für die deutsche Zukunft so Großes verspricht.

Unsere Feste also begannen an dem schönen Nachmittage, als die Kronprinzessin den Münchner Burgfrieden betrat. Die Sonne glänzte hell in den Fenstern der Ludwigsstraße, von denen viele so zierlich umrahmt waren, und ein frischer Ostwind ließ die langen Banner, die von den Zinnen der Paläste herunter reichten, fröhlich wogen. In der Straße selbst war unermeßliches Volk versammelt, zu dem immer neue Haufen aus der Stadt stießen, während andere auf der Landstraße weiter zogen, um die Ersten zu seyn, die der Ankommenden die Grüße der Münchner entgegenbrächten. Vor den lezten Gebäuden der Stadt, in der Nähe von Schwabing, war ein hoffnungsgrüner Triumphbogen errichtet, von welchem ein paar Dutzend Trompeten herunterschmetterten. Endlich fuhr's wie ein elektrischer Schlag durch die Tausende, Kanonendonner, Festmusik, Jubelruf. Die Menge theilte sich und durch die Menschengasse zogen die funkelnden Panzerreiter, die dem Zug voran ritten, und hinter ihnen im Wagen, den reiche Blumenschnüre zierten, fuhr die Prinzessin an der Seite ihrer Eltern, in freundlicher Anmuth grüßend, etwas bewegt und schön geröthet von der Aufregung dieser feierlichen Stunde. Damit hatten auch alle die Unzähligen, die vorher harrend auf dem Platze gestanden, ihren Richtpunkt gefunden, und so gaben sie denn mit tausendstimmigem Vivatruf schwarzgedrängt dem Wagen das Geleite bis zum königlichen Schlosse, wo die Neuvermählte sich ihrem harrenden Gemahl in die Arme warf und Beide sich zärtlich umschlangen. Der Eindruck, den diese erste Begegnung auf Alle, die dabei gewesen, äußerte, war im höchsten Grade einnehmend. Ueberall, an öffentlichen Orten und im stillen Kreise der Familien, ergoß sich die Freude in Bewunderung der Schönheit der jungen Braut, welcher die Porträts, die vorher hier zu sehen, so wenig nahe gekommen waren; sie hatten kaum eine Aehnlichkeit, den feinen Adel dieser Züge aber nicht entfernt gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Oktober.

Moralischer Zustand.

Wir haben früher manchmal in diesen Blättern über den im Waadtland herrschend gewordenen Radikalismus geklagt, wir haben seine schädlichen, retrograden und lächerlichen Bestrebungen besprochen, aber auch dabei die Hoffnung geäußert, daß die gesunde Natur des acker- und weinbauenden Volks den eingebrachten Krankheitsstoff, wenn nicht ganz ausstoßen, doch bewältigen werde. Diese Hoffnung nähert sich seitdem immer mehr ihrer Erfüllung. Schon haben die frühern heftigen Anfälle an Gewalt verloren und werden immer schwächer, wovon die Sitzungen unseres Großraths den besten Beweis geben. Die frühern Chor- und Wortführer sind stiller geworden, haben sich zurückgezogen oder sind gänzlich verstummt, denn sie haben eingesehen, daß ihre Zeit vorüber ist. Welcher Unterschied zwischen jezt und der Forderung der Radikalen vor zwei Jahren: die Regierung möge ihnen zu ihren Volksversammlungen die Kathedrale einräumen! Seitdem ist dieses radikale Volk ziemlich genesen und die Versammlungen seiner Sprecher sind eingegangen; selbst sein geistreicher Vorfechter und Führer hat sich das Vertrauen der Gutes und Dauerndes wollenden Volksdeputirten wieder erworben und ist dieses Jahr zum Präsidenten des Großraths erwählt worden. Freilich bleiben für's Erste eine Menge Widersprüche, Schwankungen und Beschlüsse stehen, welche früher Regierung und Großrath unter dem herrschenden Einflusse des Radikalismus gefaßt hatten, z. B. die unbeschränkte Vermehrung der Weinschenken im Lande, so daß jezt das kleinste und ärmste Dorf mehrere hat. Glücklicherweise scheint sich auch in dieser Beziehung etwas Gutes im Volke zu entwickeln. Zwar hat es noch immer seine alte Trinklust, die auch in diesem gesegneten Weinlande, auf dem Boden des Jedermann mundenden la Côte, la Vaux und Yvorne schwerlich ausgehen wird; es wird noch immer viel getrunken, aber das Trinken als Laster wird doch täglich seltener; ein Trunkenbold sinkt in der öffentlichen Meinung, was früher nicht der Fall war. Damit ist schon viel gewonnen. Diese politische Gesundung Waadts ist um so erfreulicher in der Nähe Genfs, dessen einst so herrlicher Boden seit einem Jahre immer mehr von politischem und sittlichem Radikalismus aufgewühlt wird, und in den ein Saamen fällt, bei dessen Aufgehen selbst Viele von denen trauern werden, die an der Umgestaltung gearbeitet haben, die aber bei redlichem Willen und guten Absichten doch das Wesentlichste vergaßen, daß das im besten Sinne aristokratische und daneben von Industrie lebende, von französischen und andern fremden Arbeitern, Aventuriers, politischen Glücksrittern u. s. w. überströmte Genf nicht mit den Binnenländern der Schweiz verwechselt werden, nicht wohl wie die Schweizerländer bearbeitet und behandelt werden darf, die anders gelegen und fremdem Einfluß viel mehr entzogen, auf einem andern Lebensgrund ruhen, weil ihre Bevölkerung wesentlich ackerbauend und daher für die Demokratie geeigneter, diese wenigstens bei ihnen reiner und weniger gefährlich ist.

In der neuesten Zeit scheint man auch in unserem Lemanlande gegen Deutschland, seine politische Gestaltung und seine Zustände gerechter und anerkennender zu werden. Wenigstens hat sich das ignorante, einseitige und absprechende Urtheil über sie etwas verloren. Dazu hat vor Kurzem der Aufenthalt des Königs von Preußen in unserer Nähe wesentlich beigetragen. Seine gewinnende Persönlichkeit mußte selbst auf die angenehm wirken, welche ihm nicht verzeihen können, daß er der Souverän eines später auch in den Schweizer Bundesverband getretenen Landes ist. Kurz vor seiner Ankunft in Neuchatel erschien in einem französisch-schweizerischen Blatte ein Brief eines Schweizer Offiziers, der den großen preußischen Manövern am Rhein im vorigen September beigewohnt hatte und seinen Landsleuten darüber Rechenschaft gab. Wir heben Einiges aus diesem Briefe aus, das in Deutschland als die Stimme eines ganz unabhängigen Fremden nicht ohne Interesse seyn dürfte. „Die Zeitungen haben ausführlich das Kölner Domfest besprochen. Ich habe es sehr gut mit angesehen und zwar mitten unter dem Volk. Ueberall wurde der König mit dem herzlichsten Zuruf empfangen und — frei gestehe ich es — von ganzem Herzen habe ich eingestimmt; ich habe Gott inständig gebeten, seine Regierung zu segnen. Man hat mir Züge von ihm erzählt, aus denen seine ächt christliche Gesinnung hervorgeht. Das Gebet spielt eine bedeutende Rolle in seinem Leben, es ist sein vorzüglichster Rathgeber. Daraus erklärt sich des Königs milder, heiterer und doch feiner Ausdruck; darin liegt auch der Schlüssel zu der Unabhängigkeit seines Charakters und zu der ihm eigenen Festigkeit in der Ausführung." — — —

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 17. November 1842.

What's here? the portrait of a blinking idiot.
Shakespeare.
Merchant of Venice.

Vier Wochen in Berlin.

III.

(ſ. Nr. 184 — 188. — 220 — 225.)

Seit einiger Zeit ſieht man eine große Menge durch das Daguerrotyp verfertigter Porträts in den Kunſtläden ausgeſtellt. Einige dieſer Bilder ſind von einer faſt lächerlichen Häßlichkeit. Große, ungeſtaltete Hände, zugekniffene Augen, ein grimaſſirendes Lächeln, eine geſpreizte, gezwungene Haltung, und über Alles her eine durch keine künſtleriſche Vermittlung gemilderte Häßlichkeit. „Das Daguerrotyp ſchmeichelt nicht!“ pflegt man dabei auszurufen; „es gibt Wahrheit, nichts als Wahrheit! — Wer ſich wirklich ähnliche Bilder von ſeinen Lieben verſchaffen will, der greife zum Daguerrotyp!“ — Dem iſt aber nicht ſo. Das Daguerrotyp gibt allerdings die Wahrheit, aber was für eine! Es ſagt Einem gleichſam die Wahrheit, es zeigt nämlich, wie häßlich man iſt, wie ungeſtaltet, wie von Laune und Stimmung beherrſcht. Wie kann es uns willkommen ſeyn, unſere Lieben ſo zu ſehen? Man kommt hiebei zur Ueberzeugung, daß für das Porträt die berühmte Erfindung Daguerre's keinen, oder nur einen ſehr bedingten Nutzen gewährt. Die Künſtler fürchteten ſchon, die Farben auf ihrer Palette vertrocknen zu ſehen, ihre Leinwand und ihr Elfenbein ungebraucht hinwerfen zu müſſen; ſie dürfen ſich beruhigen. Zu dem Allen kommt die Undeutlichkeit, die fahle graue Farbe, der Bleiglanz dieſer Porträts; man muß ſich hin und her wenden, um einen nur irgend erträglichen Standpunkt zu gewinnen. In neueſten Tagen ſind Daguerreſche Bilder zum Vorſchein gekommen, die eine ſtarke gelbliche Tinte zeigen, wobei ſich denn allerdings der Kopf etwas zarter und wohlgefälliger ausnimmt; aber immer bleibt dieſe, dem gebildeten Auge unangenehme Spiegelwahrheit, dieſes völlig ohne Kritik Aufgefaßte.

Der Mann kommt, er ſezt ſich, er ſchaut vor ſich hin, er blinzelt mit den Augen, weil die Sonne ihm in's Geſicht ſcheint, und nach einigen Minuten ſteht er auf und auf der Platte iſt ſein Bild. Da iſt keine Kunſt, da iſt kein Künſtler, da iſt kein Kunſtwerk. Der Eigenthümer des Apparats hat einige techniſche Handgriffe, das iſt Alles; er arbeitet mit einer Maſchine, wie jeder andere Fabrikant, und er macht mit eben der Genauigkeit Muſter zu neuem Kattundruck, als er jezt zufällig menſchliche Naſen und Ohren hervorbringt. Wie himmelweit verſchieden iſt die Procedur des Künſtlers! Man wirft ihm vor, er gebe nicht dieſelbe Naturwahrheit, aber er will ſie auch gar nicht. Indem eine Phyſiognomie ihm durch Auge und Seele geht, verwandelt

sie sich nothwendigerweise, und diese Verwandlung nennen wir künstlerische Auffassung. Es ist wahr, daß auf diesem Wege ein Apollokopf oft zu einem Aushängeschilde einer Bierschenke wird, aber es geschieht gleichfalls, daß eine gewöhnliche Physiognomie diesen Weg durch Auge und Seele des Künstlers macht und als ein Apollokopf wieder an's Licht kommt, und zwar, und dieß ist der eigentliche Punkt, auf den es ankommt, unbeschadet der persönlichen Aehnlichkeit. Sehr mit Unrecht würde man dieß eine Unwahrheit nennen. Es ist der künstlerische Prozeß, es ist das Göttliche im Menschen, das wieder Göttliches hervorlockt und zu firiren weiß. Seht die Meisterwerke unter den Porträts der großen Schulen. Sie waren gewiß ihren Urbildern ähnlich, aber ähnlich in diesem Sinne. Wie wir nach dem Satz des Philosophen nicht anders können, als Gott nach unserem Bilde schaffen, so ist es uns auch nicht gegeben, unsern Nächsten anders als nach unserm Bilde zu schaffen. Haben wir nun Geist, so hat auch unser Geschöpf Geist, haben wir keinen, so büßt unbarmherzig auch unser Original den seinigen ein und muß sich bequemen, mit uns in Beschränktheit gemeinschaftliche Sache zu machen. Dieß ist allerdings schlimm, allein es läßt sich nicht ändern.

Eine völlig objektive Kunstschöpfung gibt es nicht, die Geschichte müßte sich denn durch Maschinen selbst abschreiben. So lang es Menschen gibt, erhalten die Zeitalter ihr Gepräge von den Massen und diese wieder ihren Stempel von Einzelnen. Die bildenden Künste sind der Individualität ganz besonders unterworfen. Es gab eine Zeit, wo es Gebrauch war, Alles in rosenrothem Lichte zu sehen, dann wieder eine andere, wo man Alles hellblau erblickte; ein Jahrhundert liebte die zarten Knöchel, die schmalen Hände, die schlanken Hüften, ein anderes konnte seine Gestalten nicht abgemagert genug auf die Nachwelt bringen, ein drittes liebte in Allem die Derbheit und Plumpheit. Je nachdem nun das Individuum in dieser oder jener Zeit lebte, wurde es von der Kunst entweder mißhandelt oder geliebkost. Die Sitten und die Mode thaten dabei das Ihrige; die Theorien über das, was man schön nennt, haben immerwährend gewechselt; allein wird man deßwegen wünschen, durch Maschinen porträtirt zu werden? Nein, trotz der großen Confusion, die Künstlerlaune, Zeitgeschmack, alberne Sitte und noch albernere Mode in der Welt anrichten, wird man es doch vorziehen, die Künstlerhand in Bewegung zu setzen, als sich wie ein Kattunmuster aufnehmen zu lassen.

Wie wäre also nach dieser Ansicht der kleine Wunderkasten zu brauchen? Vor Allem zur Aufnahme architektonischer Massen, zu Pflanzenporträts nicht minder, zu Darstellungen von Thieren, von Lieblingshunden und Pferden, wie die Engländer es machen, nur nicht von Menschen. Diese Spiegelbilder von Menschengesichtern können nach unserm Gefühl nur dem nicht zuwider seyn, der eine über's Gesicht geformte Wachslarve, bemalt und mit Glasaugen versehen, als willkommenes Bild einer theuren Person in seinem Zimmer dulden mag. Die Wahrheit ist so gehässig. Der mißgestaltete Nagel einer Hand, eine Warze auf der Nasenspitze, eine Runzel am Halse, eine Unebenheit am Kinn, nachläßige Kleidung, ein zerrissener oder nicht anpassender Handschuh — alles das, was ein Künstlerauge sieht, aber nicht, wenigstens nicht so wiedergibt, stört uns beim Anschauen geliebter Personen, und wie viel mehr beim Anschauen ungeliebter. Ei! ruft man, wie kann sich diese dicke Frau in ihrer ganzen Ausgeflossenheit so hinstellen, wie kann dieser alte Herr eine so unförmliche Hand zur Schau tragen, und diese Gruppe von Kindern! wo eines affenähnlicher ist als das andere! warum hat man so viel Häßlichkeit auf Einem Fleck angehäuft?

Noch hat das Daguerrotyp kein einziges schönes Gesicht geliefert; das schönste wird häßlich auf dieser blassen, dunstigen Platte, in diesem magern Grau. — Wohl aber kann die Erfindung dem Künstler in so fern von großem Nutzen seyn, daß sie ihm ein Mittel an die Hand gibt, seine Leistungen zu prüfen. Er kann unendlich viel lernen, was Schattengebung und Form betrifft und richtige Zeichnung. Uebrigens wird hier rastlos fortexperimentirt; die Wunder, die die Chemie heutzutage an's Licht bringt, scheinen unerschöpflich, und es läßt sich nicht voraussehen, welche Resultate nächstens bevorstehen. Doch wohin man auch gelangen möge, der Künstler wird auf dem ihm angewiesenen Gebiete keine Beeinträchtigung zu fürchten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Holländische Schildereien.

(Schluß.)

Wenn der geneigte Leser gereist ist — und wer reiste denn jetzund nicht? — so wird er wissen, daß es kein angenehmeres Gefühl gibt, als in einer fremden Stadt seine Habseligkeiten verpackt und vorausgesandt, Rechnung und Post bezahlt und seine lezten Bedürfnisse befriedigt zu haben, und darauf noch eine Stunde lang, wo möglich Abends, ziellos, zwecklos, geldlos umher zu dämmern, den Totaleindruck aus mühselig gesammelten Einzelnheiten stark und voll zusammenlesend. In dieser unvergleichlichen Stimmung und Behaglichkeit strichen wir, der Maler und ich, Arm in Arm durch die dunkle Stadt Amsterdam, die wir in kürzester Frist verlassen

Digitized by Google

sollten. Es war acht Uhr; Schlag zehn ging die Diligence van Gend und Loos nach Düsseldorf ab. Unsere Plätze waren genommen.

Da lag sie, die nordische Lagunenstadt. Ueber das Labyrinth von Brücken, Kanälen und Straßen fiel die schwarze Nacht schwer und schweigend hernieder, sich wiederholend unten in dem braunen, stillen Gewässer. Zwischen dem schon herbstgefärbten Laub der Bäume strahlten Laternen hervor, die rothen Häuser mit hohen Giebeln, die Grachten mit ruhenden Schiffen, die Plätze mit wandelnden Menschen in grellen Streifen beleuchtend. Wie durch ein Mährchen schritten wir hin. Aus den Waffelbuden am Wege brodelte lockender Duft; die weißen Spitzenhäubchen der schönen Bäckerinnen winkten einladend heran. Vor den Schenken und Kaffeehäusern saßen, abgehärtet gegen die Kühle der Nacht, späte Zecher. Ihr Licht flackerte im Zugwind, und über ihren Köpfen kräuselte sich der Weihrauch der Pfeifen. Wir durchwanderten zum Abschiede noch einmal alle die schönsten, reichsten, bewegtesten Theile der uns jezt erst lieb und interessant vorkommenden Stadt, die Kalverstraat hinunter, an hundert funkelnden Laden vorbei, durch das Quartier des Reichthums, die Herren-, Kaiser- und Prinzen-Gracht entlang, durch das wimmelnde Judenviertel, hinaus an die Buytenkant, einen lezten Blick zu werfen auf die Masten und Segel alle, auf die entschlafene Wasser- und Wunderwelt. Und das Einzige, was uns in unserer Lust störte, ich muß es leider sagen, ich war es selbst, oder vielmehr mein hellgrauer Rock, der dem holländischen Geschmack nicht zuzusagen schien. Ich kann versichern, daß es ein durchaus anständiges Kleidungsstück ist, sogar ein Modestück, ein Paletot Sac, den ich im Palais-royal eigenzüngig erhandelt um 25 Francs. „Ca vous va très-bien," sagte mir die hübsche Comtoirdame, und der Commis sezte hinzu: „C'est tout ce qu'il y a de comme il faut." Ich bin über die Pariser Boulevards und durch die Londoner Regentstreet gegangen in diesem grauen Rock, unangefochten, unbekrittelt, unbemerkt. Aber neulich schon, in der Schouwburg, hat er stechende Blicke und verstohlene Zeigefinger auf mich gezogen, dort, wo man weiße Hemdärmel ganz in der Ordnung fand. Der Maler behauptet, es sey der Schnitt, das Weite, Bauschige, Wallende, was dem knappen Kamisolgenie Hollands auffällt; ich meine, es ist die helle Farbe. Wahrhaftig, wie die Nebelsäule in der Wüste, bin ich vor einer ganzen Schaar von Kindern Israels und vor den Gamins der Kalverstraat einhergegangen, herzlich froh, als ich in dem Posthofe am neuen Börsenplatze eine dunkle Zufluchtsstätte fand.

Es schlug zehn Uhr Abends, und wir stiegen in den langen, unbequemen, gebrechlichen Gesellschaftswagen. Es schlug sieben Uhr Morgens, da rauschte und blinkte uns der Rhein entgegen, der erste, der beste, der liebste Landsmann, und zum leztenmale frühstückten wir süßes Schwarzbrod und holländische Butter in Arnheim. Es schlug zwölf Uhr Mittags, und wieder rauschte und blinkte uns ein Landsmann entgegen, der königlich preußische Polizeisergeant in Emmerich: „Meine Herrn, wenn's jefällig wäre, Ihre Pässe!" Es schlug — endlich, endlich! — noch einmal zehn Uhr Abends, und wir fuhren in die festlich beleuchtete Stadt Düsseldorf hinein; von Grimlinghausen herüber donnerte des Lagers Lärm- und Nachtkanone.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Schluß.)

Ein waadtländischer Offizier über die Manöver am Rhein.

„Die fremden Offiziere wurden täglich in königlichen Wagen von Bonn aus in's Lager und wieder zurück geführt. Beim Ankommen im Lager erhielt jeder Offizier ein Pferd. Auch mir wie den Andern ist es dabei sehr gut gegangen; meine Pferde waren schön, kraftvoll, schußfest, trefflich zugeritten und sehr leicht zu führen. Man mußte aber gut im Sattel sitzen, denn bei den plötzlichen Schwenkungen und Angriffen der Kavallerie und reitenden Artillerie, bei den sich kreuzenden, im Sturmschritt gemachten Bewegungen zweier großen Armeecorps, jedes zu 25.000 Mann, sah man sich sehr oft genöthigt, rasch das Weite zu gewinnen und über alle Hindernisse des ungleichen Bodens zu setzen. Mir ist dabei, Gott sey Dank, kein Unfall zugestoßen. Nicht Alle waren so glücklich; so habe ich im Tumult zwei Generale gesehen, die von ihren Pferden hart abgeworfen wurden, was gewiß nicht angenehm ist. — Sehr großartig war der glänzende Generalstab von Königen, Prinzen, Marschällen, Generalen und Offizieren von allen Graden, aus fast allen europäischen Ländern, von allen Waffengattungen, von allen Farben, mit ihren wehenden Federbüschen, ihren muthigen, schnaubenden Rossen, ihren Sternen, Ordensbändern und Kreuzen aller Art im hellen Sonnenlicht, Alles unter einander, der Unterlieutenant neben einem alten, mit Orden bedeckten General, neben Prinzen, ja dem König selbst; denn im Sturm des Reitens kann man sich nicht immer in respektvoller Ferne halten. Gewöhnlich ritt der König eine Pferdslänge voran; hinter ihm aber herrschte volle Freiheit und kein Unterschied des Ranges. Man reitet neben wem man will, man spricht mit wem man Lust hat und so lange man mag. Das freundliche Wohlwollen des Königs wirkt auf alle seine Generale, auf die fremden Offiziere der Suite, ja sogar auf die Engländer, was viel sagen will. — Ich lasse mich nicht auf die Details der Manöver ein, nur so viel kann ich sagen, Todte und Verwundete, Angst- und Schmerzgeschrei abgerechnet, habe ich gesehen, was am meisten mit dem Krieg in großem Maßstabe verglichen werden kann, und ich sah es unter den günstigsten Umständen, in den prächtigsten Umgebungen. Den ersten Tag war das Schlachtfeld über eine Quadratlieue groß, mit Dörfern, Gehölz, Hügeln und einem Bach, über den die Pontoniers eiligst Brücken schlugen und abbrachen. Gestern war das Schlachtfeld kleiner und das achte Armeecorps zog sich vor dem siebten zurück. — Ich wurde dem König vorge-

Digitized by Google

stellt mitten auf dem Schlachtfeld, zwischen den beiden feindlichen Corps, während der Generalstab einen weiten Kreis um den König bildete. Der Fürst L. stellte mich zuerst dem General Neumann, Adjutanten des Königs, vor, und dieser gab mir dann in einem passenden Augenblick ein Zeichen, worauf ich vorritt, die Hand am Hut — dieser wird nicht abgenommen — und ohne besondere Aufregung. Der König spricht geläufig und gut französisch, mit sehr reinem, deutlichem Accent. Er fragte mich nach meiner Rheinreise, nach unserem Land, erkundigte sich, wie es jezt bei uns gehe u. s. w. Ich hätte die Unterhaltung verlängern können, aber mein Pferd war unruhig und wollte sich immer mit dem des Königs gleichstellen, was ich nicht passend fand und vermeiden wollte. Ich glaubte schnell die Unterhaltung abbrechen zu müssen, habe aber hernach erfahren, daß man sich erst zurückzieht, wenn der König eine Bewegung mit seinem Pferde macht. — Nichts gleicht der großartigen Gastlichkeit des Königs. Er begnügt sich nicht damit, auf das Beste für Wohnung, Wagen und Pferde seiner Gäste zu sorgen, er traktirt sie auch täglich glänzend auf dem Bonner Stadthause. Der General Webern, ein alter, sehr liebenswürdiger Offizier, macht die Honneurs an unserer Tafel, wo die besten Weine und die ausgesuchtesten Speisen im Ueberfluß vorhanden sind. An dieser Tafel von ungefähr zweihundert Gedecken sitzen fremde Offiziere aller Grade." — Dieß schrieb der schweizerische Offizier am 8ten September.

In meinem nächsten Briefe gehe ich vom prächtigen deutschen Königsleben am Rhein in die dunkle, stille Heimath längst verflossener Zeit über, zu den Gräbern in unserem Waadtlande. Dieses ist nicht bloß ein Land voll Reiz und frohem, frischen Leben, voll heiterer Lust und Mannichfaltigkeit, umfluthet von blauen Seewellen, in denen sich grüne Alpen und weiße Schneeberge mit sonnigen Felsen und dunkeln Wäldern spiegeln; Waadt ist auch eine merkwürdige Nekropolis, von der das Ausland fast nichts weiß.

München, November.

(Fortsetzung.)

Einzug der Kronprinzessin.

Andern Tags war die Trauung in der Allerheiligencapelle, wobei es als ein Omen von bekannter guter Vorbedeutung erschien, daß im Augenblicke des Ringewechsels die Sonne durch die Wolken brach und einen herrlichen Strahl in die goldene Kapelle fallen ließ. Auf die kirchliche Feier folgte der Salut du Trône und darauf das Hochzeitbankett im Saale Karls des Großen, der im neuen Bau gegen den Hofgarten zu gelegen ist. Daß der Hof dabei allen Glanz spielen ließ, und daß die Münchner und mehr noch die Münchnerinnen sich allen Prüfungen unterziehen würden, um ihn nahe, recht nahe bewundern zu können, das war zu erwarten. Diese Freude an festlichen Aufzügen ist ein hervorstechender Zug unserer Hauptstädterinnen, der dadurch seine Nahrung erhält, daß an solchen festlichen Zeiten die Hofburg so gut wie an andern Tagen Jedermann offen steht, und die langen Corridors, durch welche die Festzüge sich bewegen, immerhin einer beträchtlichen Zahl von Zuschauern Platz und Raum geben. Indessen dürften diese Gänge wohl noch etliche zehnmal länger und geräumiger seyn, um bei solchen Gelegenheiten die Schaulustigen nur nothdürftig aufzunehmen. Daraus folgt denn, daß Alle, welche etwas auf einen guten Platz halten, zwei, drei und vier Stunden vorher sich einfinden, und von diesem Tage weiß man es ganz sicher, daß die Corridors schon um acht Uhr früh gefüllt waren, während nach dem Programme der Hochzeitzug erst um zwölf Uhr vorüberkommen sollte. Ist man dann unverstoßen auf seinem Platze, auf der mit Umsicht ausgesuchten Warte geblieben, hat nicht gerade im entscheidenden Augenblicke irgend eine unartige Korpulenz oder eine maskirende Größe sich vorgedrängt und die Aussicht verdorben, so fühlt man sich überglücklich, wenn man die fürstlichen Herrn und Frauen, die in fröhlicher Gesprächigkeit vorüber wandeln, so recht von Angesicht zu Angesicht betrachten kann, und hat man ihnen etwa gar ein paar Worte abgelauscht, so trägt man sie als nie zu vergessende feierlich mit nach Hause. Ist man dann in einem Corridor glücklich gewesen, so sucht man es nochmals in einem andern zu werden, dem man durch abschneidende Seitengänge zueilt. Hat man den Gang in die Kirche gesehen, so wartet man, bis die Herrschaften wieder heraus kommen, dann bis sie zum Mahle gehen, dann bis sie vom Mahle zurück kommen, kurz, es sind Viele, die den Platz nicht eher verlassen, als bis sie am späten Abend die felsenfeste Gewißheit haben, daß nichts mehr zu hoffen steht. Wir dürfen noch bemerken, daß nach allen Erkundigungen, die wir eingezogen, die Zeit des Wartens schneller verrinnt als man glauben sollte. Die anwesenden Damen, bekannt und unbekannt, flüstern alle emsigst durcheinander und geben sich die neuesten Staatsgeheimnisse zum Besten. Am meisten wissen sich die Frauen der untern Hofbedienstete; sie sind am genauesten unterrichtet von Allem, was vornehmes Leben betrifft, und besitzen oft Quellen von erstaunlicher Stichhaltigkeit. Eine gewisse monopolisirende Eifersucht auf alle Angaben, die den Hof berühren, ist ihnen nicht zu verübeln, und wenn Sie z. B. ihre Freude darüber äußern, daß es mit dem Katarrh dieser oder jener hohen Person wieder besser geht, so können Sie leicht mit der schnippischen Bemerkung zurechtgewiesen werden, dieselbe habe trotz dieser angeblichen Besserung in der lezten Nacht verschiedenemale öfter gehustet und eine halbe Stunde weniger geschlafen als in der vorigen. — Am zweiten Tage darauf zog die Stadt ihren Brautstaat an und schmückte sich von Kopf zu Füßen. Es ist ein sehr festlicher Anblick, eine so gezierte und ausgemalte Stadt zu sehen, wo von allen Dächern, von den Thürmen und Häusern Fahnen wallen, ungeheure Zungen, welche lautlos, aber doch verständlich Freude sprechen, wo alle tausend Thüren, alle hunderttausend Fenster mit Gewinden und Kränzen, mit Teppichen, Wimpeln und Wappenschildern eingefaßt sind, überall Blumen, überall heitere Farben, überall gefeierte Namenszüge prangen. Dazu schien die Sonne so festlich darein, ein frischer Luftzug gab den Bannern ein fröhliches Leben, und zahlreiche Musikbanden, die von da und dort eigens errichteten Söllern herunter bliesen, begeisterten durch ihre schönen Weisen. Nachmittags fuhr das junge Ehepaar in einem Wagen mit dem Könige, gefolgt von den übrigen Gliedern der hohen Familie, begleitet von einem langen Zuge anderer Carrossen, durch die Stadt und beschaute, überall mit herzlichem Zurufe begrüßt, den seltenen Zierrath. Abends aber fanden sie sich in dem Theater ein, wo der Vivatruf in einen nie gehörten Donner ausbrach und kaum mehr zu beschwichtigen war. Das reich beleuchtete Haus stack voll Uniformen, und über die Bühne ging ein Festspiel, das ein begabter schlesischer Landschaftsmaler, Felix Schiller, gedichtet und worin Fischbach und Hohenschwangau, die beiden Schlösser, im glückbedeutenden Zusammenscheine zu schauen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. November 1842.

Sa poésie est la poésie de vieilles tours.
Rivarol.

Gedichte von Levin Schücking.

Das alte Stift.

Das alte Stift durchwandl' ich träumeriſch,
Das Chor, das Schiff mit langen Säulenreihen,
Und den entkalkten Kreuzgang, worin friſch
Die Zugluft ſtreicht um dunkle Schildereien.

Noch duftet Weihrauch von dem jüngſten Feſt;
Oben, die Gurten mit den Flügeln ſtreifend,
Fliegen die Schwalben, um ihr friedlich Neſt
In eines Chriſtus Dornenkrone ſchweifend.

Viel ernſte Frau'n und Ritter an der Wand,
Aus Erz und Stein gegoſſen und geſtaltet;
Ich bin der Einz'ge hier, der nicht die Hand
Zu hundertjährigen Gebeten faltet.

Und mich befällt ein Grauen, wunderbar,
Als ſey ich auch wie dieſe da gefangen,
Als ſey ich auch wie dieſer Beter Schaar
Im Lauf der Jahre längſt dahin gegangen;

Als ſey ich todt, als ſey's nicht dieſe Zeit,
An deren Mutterbruſt ich heiß geflogen,
Zu der ich ſtand in ihrem ſchweren Streit,
Durch deren Siegesthore ich gezogen.

Nicht kenn' ich ſie — die ohne „Ja!" wie Fauſt
Für eines zitternden Jahrhunderts Fragen —
Wenn ſie das Wort des Zweifels, daß dir grauſt,
Zur Münze wagt für jeden Markt zu ſchlagen.

Hier ſchlummert ſie, die Zeit, die mich gebar,
Bei ihren ehrnen Rittern, ihren Frauen;
Hier weht ihr Hauch um Pfeiler und Altar,
Hier iſt ihr Mal in jeden Stein gehauen.

Und ſtänd' ich ſelber hier gehau'n in Stein,
Nie des Jahrhunderts Fluch dann würd' ich fühlen,
Daß unſer Glauben, unſer Denken, Seyn,
Der nächſten Zukunft Stürme ſchon zerwühlen.

So laßt mich's träumen — träumen, daß ſich bloß
Zu kurzer Wacht die ſchweren Wimpern heben,
Zu dämmernden Gedanken, ernſt und groß
Empor ſich ranken um die hohen Streben.

Wie dieſe Ritter ſchlummern, ſo auch ich;
Im Eiſenkleid, das Schwert an Jedes Seite,
Das ihn begleitet, ſeit es feierlich
Geſegnet ward bei ſeiner Waffenleite.

Ich sah das Banner, dem ich Treue schwor —
Dort an der Säule hebt's die staud'gen Falten;
Ich hör' dieselben Hymnen, die im Chor
Einst um mich her durch das Gewölbe schallten.

Wie einst erglüht, entzündet sich das Licht
In hoher Fenster buntem Scheibenteppich,
Und um das Haupt des Heil'genbildes flicht
Wie einst, so jezt, die Andacht dunkeln Eppich.

Das „dies iræ!" ruft der Creatur
Durch Herz und Mark der Bischof mit dem Stabe; —
Wer von uns Todten glaubt, wer ahnt es nur,
Daß so wie wir auch unsre Zeit im Grabe? —

Sie lebt um uns, wir ruhn in ihrem Schooß;
Gefestet hält dieß Haus in sich verschlungen,
Was wir verehrt als heilig und als groß,
Was wir geglaubt, erstritten und errungen.

Jakob Balde (1823).

Der Mond bescheint das alte Ingolstadt,
Des Domes Wucht, der spitzen Thürme Pfeile,
Und in der Donau dunkle Wasser hat
Er eingebrannt die lange Feuersäule.

Die Gassen sind verstummt; man hört den Fluß,
Wie seine Welle rauscht in sachtem Gange;
Ein frisches Wehn zieht von ihm wie ein Kuß
An eines Mannes fieberheiße Wange.

Der steht gelehnt an eines Erkers Wand,
Wirr das Gelocke seiner Stirn, der breiten;
Um eine Cither preßt sich seine Hand,
Und rieselnd zieht der Nachtwind durch die Saiten.

Nun hebt er mit der Rechten sie empor,
Ein drauend Bild, deß Rahmen ist der Erker:
— „Sey du verflucht! — ich aber bin ein Thor,
Der um sich selber aufgebaut den Kerker."

— „Gefeiert hab' ich — oft zum Morgenroth,
Um an ihr Herz, das steinerne, zu klopfen,
Und jede Zeile war von Gluth durchloht
Und jedes Wort von meinem Blut ein Tropfen!"

— „Vergeudet ist's!" — Er reckt sich höh'r empor;
Die Schatten von den Saiten seiner Cither
Stehn auf dem mondesbleichen Antlitz, vor
Der Seele drinnen ein Gefängnißgitter.

Und nun ein Schlag und ein gewalt'ger Klang,
In seinem Spiel ein hallendes Gestöhne;
Am Boden liegt's und jeder goldne Strang
Stieß knirschend aus den lezten seiner Töne.

Und auf die Trümmer stellt er seinen Fuß,
Stolz mit dem Haupt rückschnellend seine Locken;
— Da horch — die Nacht durchrollt's — ein voller Gruß,
Das helle Läuten naher Klosterglocken.

Sie streuen ihre Klänge in das Land,
Die Zunge heß, der wacht ob seinem Träumen,
In jede Zelle klingend und am Strand
Sich silbern tauchend in der Donau Schäumen.

Wer ist, dem sie nicht eine fromme Mähr
Aus seinem eignen Herzen anvertrauten?
Wem sprachen sie von Frieden nicht, und wer
War einmal nicht ein Heil'ger bei den Lauten?

Der Mann im Erker aber lauscht und steht —
Dann ist die heiße Wange naß geworden;
Und als der Tag emporgestiegen, geht
Der Dichter Jakob Balde in den Orden.

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

Mit der Freiheit, die ich mir gleich Anfangs bei diesen Plaudereien ausbedungen habe, den Zusammenhang nicht sehr zu beachten und von einem Gegenstand zum andern zu springen, komme ich jezt auf's Theater. Auch hier will ich keine dramaturgische Vorlesung halten, nur einige Beobachtungen, einige Behauptungen, einige Fragen. Zuerst diese: Ist es nicht möglich, daß die dramatische Kunst völlig vom Erdball verschwinde? Nein, antwortet man; denn sie wird mit dem Menschen geboren, und wenn auch unsere Kultur untergänge und der Pharao unserer Kultur mit seinem unabsehbaren Heere unsere künstlichen Bedürfnisse im rothen Blutmeere der Barbarei ertränkte, so würde doch wieder von dem geretteten Volke Gottes am jenseitigen Ufer, unter den Zelten der Wüste Komödie gespielt werden. Die Geschichte des Theaters ist die Geschichte des Menschengeschlechts; nur daß wir nicht überall Bühne und Lampen aufgestellt und dramaturgische Blätter geschrieben finden. Thalia ist eine artige, vagabundirende Höckerin; sie läuft hochgeschürzt mit ihren bunten Puppen unter'm Arm in

die Hütte des Wilden, und indem sie dort die schwarze Wange des ersten Liebhabers mit ekelm Oker überpinselt und das Bein der ersten Liebhaberin mit Schlangenhäuten umwickelt, macht sie eben so gute Geschäfte, als wenn sie Mademoiselle Rachel im Théâtre français die Falten ihrer römischen Tunika ordnen hilft. Die kleinen bretternen Buden der Muse heften sich jedem großen historischen Ereigniß an; überall folgt der wirklichen Krone die Theaterkrone, dem wirklichen Dolchstoß der fingirte auf den Brettern. Als Columbus seine gelangweilten, aufrührerischen Begleiter nicht mehr zähmen konnte, rief er die lustige Thalia herbei, und ein schwimmendes Theater schwankte auf den Wellen des alten Oceans dahin und mußte die murrenden Weltentdecker hinhalten, während das Auge ihres Führers in Todesangst nach dem Lande ausschaute. In Parrys am Nordpol eingefrorenes Schiff schlüpfte Thalia und barg sich in den überhängenden Filzdecken, um am Nordpol, im Reich des Todes und der Erstarrung die verliebten Possen Harlekins, den lustigen Schmerz Colombinens dahinhüpfen zu lassen.

Aber Thalia ist keine Politikerin; sie macht sich nichts daraus, dem Vaterlande zu dienen, sie und ihre Schwester Melpomene sind Egoistinnen von der ärgsten Sorte: nur sich selbst wollen sie dienen, und wo man ihnen das nicht einräumt, thun sie zwar Anfangs gezwungen Dienste, allein ehe man sich's versieht, sind sie aus dem bunten Lumpengehänge entschlüpft und lassen in unsern Händen die albernen Puppen, deren Drähte wir nicht zu regieren wissen. Diesen Eigensinn haben die beiden Schwestern überall gezeigt. Und so kommen sie auch einmal über Nacht irgendwo an, wo man sie gar nicht erwartet hatte. So stürzten sie einst in die kleine Mansardenstube, die ein Zögling der hohen Karlsschule in Stuttgart bewohnte, und zwangen den schüchternen Schüler, daß er an ihrer Hand auf den Markt des deutschen Lebens stürmte. Wie liefen sie da mit Schillern dahin! Welch ein Leben! welch ein Geschrei! Die alten Theaterbuden gingen auf und ein ganzes Heer prächtiger Gestalten wandelte herein. Beide Schwestern kramten unablässig ihre schönsten Puppen aus und das kleine Theater zu Weimar tönte wieder vom Tumult, den die Tragöden mit ihren Kothurnen und die Komöden mit ihren kleinen klappernden Pantoffeln machten. Ganz Deutschland freute sich; man machte den beiden Schwestern Anerbietungen, man zahlte ihnen lebenslängliche Gagen — aber was geschah? Eines schönen Tages merkte man, daß keine Schwestern mehr da waren, daß man nur noch die Puppen in den Händen hatte. Wo waren sie hin? Niemand wußte es zu sagen; vielleicht saßen sie auf einer Insel der Südsee, vielleicht am Cap der guten Hoffnung, vielleicht — doch gleichviel, sie waren fort. Heimlich waren sie durchgegangen, hatten ihre Contrakte gebrochen. Man traue nur zwei leichtfertigen Musen! Nichtsdestoweniger fuhr man aber fort, Lust- und Trauerspiele zu geben. Es fehlte nichts, die alten Purpurmäntel, die alten Kronen, die alten Schwerter, die falschen Edelsteine, die komischen Titel, die lächerlichen Haarzöpfe, nichts fehlte, außer — den Musen.

Ohne Metapher und ohne Scherz: sind wir denn wirklich genöthigt, immerdar Komödie zu spielen? Kann nicht die Lust dazu ausgehen, und ist sie nicht etwa schon ausgegangen? Wie, wenn die Dichter nun einstimmig erklärten: wir wissen nichts mehr für die Bühne zu dichten; schließt euern Tempel zu, und wenn ihr ihn nicht zuschließen wollt, so rechnet wenigstens nicht auf uns. — Das hieße aufrichtig sprechen, statt daß wir jezt nichts eingestehen wollen und uns mit halben Kräften dahinschleppen. Damit ist nicht gesagt, daß wir nicht einmal eure Bretter in Anspruch nehmen, wenn wir sie nöthig haben werden. Alsdann kommen wir aber mit gewaffneter Macht, der Genius mit dem Flammenschwert an unserer Spitze, und gnade dann Gott all eurem Tänzer- und Flitterkram!

Die Organisation unserer jetzigen Bühne erscheint mir in der That so, daß sich die Poesie mit ihr in kein Verhältniß einlassen kann. Das Theater gleicht einem Sieb, wo die Poesie als das Feinste allemal richtig durchfällt, während die groben, handgreiflichen Bestandtheile oben bleiben. Es ist zum Entsetzen, wie alle Poesie auf diesen schrecklichen Brettern oben erstarrt und zu Klumpen gefriert. Was bleibt von Goethes Faust übrig? Nur der gemeine Spektakel der Hexenküche und dergleichen; die Meerkatzen bleiben oben, während Gretchens Liebesschmerz durch das Sieb fällt. Was bleibt beim Tasso? nur die magere Duellscene; was beim Götz? nur der ewige Waffenlärm und das Schimpfen. Und doch ergänzte damals Sinn und Begeisterung alle Lücken; gleichwohl fühlte Goethe sie und zog sich immer mehr vom Theater zurück. Schiller riß alle seine Personen gewaltsam an die Lampen heran; er verstattete ihnen nicht so viel süße Heimlichkeit in der Poesie, und darum wirkten sie dauernder; allein auch bei ihm bleiben nur die gröbern Elemente oben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Oktober.

Plan zum Wiederaufbau der Stadt. — Spaltung zwischen Rath und Bürgern.

Nach mannigfachem Wortgefechte und vielem Hin- und Herreden ward der Plan zum Wiederaufbau Hamburgs am 1sten September in der Art beliebt, daß man im Ganzen, wenn auch kein regelmäßiges, doch ein großartigeres Bild

von der werdenden Stadt sich entwerfen kann, als die gewesene darbot. Jene Schlupfwinkel der Laster, jene Schmutzecken und Drecktwieten, die gerade in der Mitte der Stadt sich befanden, sind schneller verschwunden, als der zähe Patriotismus ihrer Eigner sie sonst hätte fahren lassen. Ein prachtvolles, der großen Handelsstadt und des Freistaats würdiges Rathhaus mit zwei entsprechenden Flügeln wird sich auf ihrer Stelle erheben, und ein Markt soll geschaffen werden, von wo aus man dieses Rathhaus auch sehen kann. Bekanntlich war es bisher in Hamburg Brauch, die großen Gebäude so gut wie möglich zwischen einem Häuserviereck zu verstecken, wovon z. B. das neue Schulgebäude ganz, die neue Börse zu drei Viertheilen Beweis liefert. Die Offenlegung des Rathhauses möchte man gern als den Anfang der Oeffentlichkeit der wichtigsten Verhandlungen in demselben deuten. Als fernere Frucht des Brandes darf man den im Plan mitbeliebten dritten Jungfernstieg ansehen. Mit den beiden andern, dem alten und dem neuen, so wie mit dem Wall und der Lombardsbrücke wird er einen Gürtel um das Alsterbassin schlingen, das durch Abdämmung und Verbindung mit den Elbkanälen gleichzeitig bedeutend an Frische gewinnt. Gassen, die sonst nur als Nebenstraßen galten, gewinnen eine gerade Flucht in der Hauptrichtung auf das Rathhaus, dessen beide Flügel die Börse umarmen und so mit ihr gewissermaßen das Herz der Stadt bilden werden, wohin alles Leben zurückströmt, wie es davon ausgegangen. Der Plan, eben weil er viel Großes schafft und doch nur halb ist, ward von der Bürgerschaft fast einstimmig genehmigt; ebenso einstimmig die vom Senat vorgeschlagene Expropriation, wo sie nöthig sey, und die Geldmittel, soweit sie nöthig seyen. Es ist eine fast drolligte Sache mit den Raths- und Bürgerkonventen nach dem Brande; die Bürgerschaft sträubt sich entweder erst ein wenig, und bewilligt dann, oder sie bewilligt auch schnurstracks, und kaum hat sie die Anträge des Senats genehmigt, so erheben sich inmitten der Bürgerschaft eine Menge Stimmen, welche die Genehmigung beklagen, sie dumm finden, auf die bürgerlichen Kollegien schmähen, welche ihrer Aufgabe nicht gewachsen seyen. Da erscheinen Brochuren, die nicht allein den Rath, sondern auch die Bürgerschaft verurtheilen und kein Heil für die Stadt erwachsen sehen, wenn man an den gefaßten Beschlüssen fest hält. Da sind die Bürgermeister altersschwache Greise, die Oberalten lebensmüde Beisitzer, die schlafend ihr Ja nicken, die Rathsherren kleine Despoten, welche die Collegien zu beherrschen oder in ihr Interesse zu ziehen wissen. Ist es nun auch nicht völlig so schlimm, so muß doch gewiß zugegeben werden, daß die Stimmung in Hamburg durchaus nicht die ist, die sie nach einem solchen Unglück, nach einer solchen rührenden Theilnahme von Außen hätte seyn sollen. Die Stimmung ist durchaus nicht eine solche, welche dem Gedeihen des Gemeinwesens in Hamburg ersprießlich seyn kann. Es ist eine Spaltung eingetreten zwischen der Regierung und den Bürgern Hamburgs, welche durch alle Salbungsworte der Patrioten, durch alle Flosteln von Eintracht und Bürgersinn nicht aufzuheben ist. Die Bürger glauben sich übervortheilt, überrumpelt. Man schilt laut darauf, daß der Rath die Anträge zum Neubau, zur Expropriation, zu den Finanzsachen, kurz zu allen Lebensfragen des Staats erst 48 bis 72 Stunden vor dem Convent den erbgesessenen Bürgern zugestellt, und zwar in einem Buche, das mancher von ihnen sicherlich während seiner Lebensdauer nicht durchstudirt und begriffen hätte. Diese Anträge bildeten in der That einen starken Quartband voll der verwickeltsten Rechnungen. Es hat allerdings den Anschein, als sollte der Muth zur Untersuchung damit erstickt und so im Voraus jede gegründete Einrede unmöglich gemacht werden. Und doch hatte die Bürgerschaft den Senat zuvor um eine rechtzeitige Bekanntmachung ernstlich und nachdrücklich angegangen.

(Fortsetzung folgt.)

München, November.

(Fortsetzung.)

Einzug der Kronprinzessin.

Nun zum Festsonntag, für welchen eine ganz besondere Feierlichkeit aufgespart war, nämlich der Hochzeitzug der fünfundsdreißig Brautpaare, welche die acht Gebiete des Königreichs ausgestattet und gewissermaßen als stellvertretende Theilnehmer an den Freudentagen hieher gesendet hatten. Durch Beiträge der Landsleute waren für diese Brautpaare allenthalben standesmäßige Aussteuern zusammengebracht, einzelne derselben baten sich aber nur die Ehre aus und verzichteten auf das Heirathgut zum Besten wohlthätiger Zwecke. Alle erschienen in ihrer heimischen Tracht, die bei den Städtern allerdings die Einflüsse der neuen Moden nicht ganz verläugnen konnte, bei den Landleuten dagegen meistens noch ächt landesthümlich und voll ansprechender Eigenheiten sich zeigte. Jedes Brautpaar hatte, wie es in seiner Heimath der Brauch, die herkömmliche Zahl von Ehrengästen, Ehrenvätern, Ehrenmüttern, Kranzeljungfern bei sich, und so traten denn in Allem über vierhundert Personen auf. Als sie sich am Sonntag früh auf dem Rathhause versammelten, um in die Kirche zur Trauung zu gehen, sammelte sich in den Straßen, durch die sie ziehen sollten, eine unzählige Menge von Schaulustigen, durch welche sie Mühe hatten, ihre Gasse zu brechen. Als Ehrengarde für die Hochzeitleute hatten sich auch zwei Compagnien Gebirgsschützen eingefunden, wie deren in den bayerischen Hochlanden noch mehrere aufrecht erhalten werden, eine treffliche Mannschaft, theils in grünen, theils in grauen Joppen, sämmtlich mit Stutzen bewaffnet. Diese eröffneten den Zug und ihre Pfeifer und Trommler spielten ihnen auf dazu. Dann kamen die Hochzeitzüge, zuerst der von München im offenen, reich verzierten Wagen, dann die Obersbayern und sofort die übrigen nach der Reihenfolge der Kreise. Ein starkes Corps von Oberpfälzer Bergknappen hatte sich auch in seiner schwarzen Uniform eingefunden und zog — hier eine Seltenheit — Aller Augen auf sich. Es wäre schwer und lang, Ihnen alle diese provinziellen Eigenthümlichkeiten, das Farbenspiel der Trachten, die Anmuth der Münchnerinnen, den stolzen Schlag der Passauerinnen, die feine Zierlichkeit der Mädchen von Würzburg treu und wahr zu schildern; aber das wollen wir nicht übergehen, daß Alle, die wir hörten, mit Nachdruck behaupteten, sie hätten in solcher Art nie Schöneres gesehen, als diesen Zug. Mit besonderem Vergnügen schaute man dabei auch die altdeutsche Tracht der Rathsherrn von Kronach und der Trompeter von Augsburg, die in sammtnen Röcken und Barreten erschienen waren, ansehnlich und malerisch zugleich, so daß wir nicht anstehen zu bekennen, wie wir, bis eine neue bessere erfunden wird, in allen Fällen, wo es auf eine pittoreske Festtracht ankommt, am liebsten jene unserer Altvordern auferstehen sehen.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 117 und „Neuer Verlagsbericht“ von Karl Göpel in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. November 1842.

Mephistopheles. — Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehen.

Goethe.

Paul.

(Das erste Kapitel eines Romans.)

Wir führen den Leser in eine größere Stadt des nördlichen Deutschlands, zur Zeit unserer Erzählung, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, noch die Residenz eines geistlichen Fürsten. Sie spielte nur in zwei oder drei Perioden eine namhafte Rolle in der Geschichte unseres Vaterlandes. Auch war sie früher weder so groß, noch so reich und weltbekannt, wie die mächtigen Städte des Mittelalters, wie Köln, wie Nürnberg, wie Augsburg; aber dennoch hat sie ihren besondern, durch ein ernstes Gepräge imponirenden Charakter, und beim ersten Betreten derselben sucht man noch jezt keine modernen Institute hier, keine Dampfmaschinen, keinen Fabriklärm; sondern man sieht sich nach gothischen Giebeln, nach denkwürdigen Monumenten der Vorzeit, nach einem zinnengekrönten Rathhause um; man fühlt, hier müssen frühere Jahrhunderte ihre Asyle in Kirchen und Klöstern gesucht haben, und wenn irgendwo, so muß sich hier bei einem Trödler die seltenste Ausgabe von einem seltenen Buche finden lassen, eine Pergamenthandschrift mit goldenen Initialen, und eine Rococodose, aus welcher Niemand Jüngeres als der gehörnte Siegfried die erste Prise genommen.

In dieser alten, denkwürdigen und durch das Gepräge eines individuellen und ungewöhnlichen Charakters in mancher Hinsicht höchst seltsamen Stadt, die damals wie eine einsame Henne fortwährend über ihren eigenen Eiern brütend saß, und die wohl daran that, weil sie oft genug die Befriedigung erlebte, allerhand curiose Einfälle und originelle Charakterzüge ausschlüpfen zu sehen; die von den Zeitereignissen nur erfuhr, was ein „wöchentlicher Anzeiger" ihr aus dem „Reichspostreuter" auszugsweise zukommen zu lassen für gut fand, wenn dazu sich noch Raum zeigte, nach der wichtigen Nachricht, daß dem Herrn Erbkämmerer oder Erbküchenmeister zur größten Freude des hochgräflichen Hauses und sämmtlicher hoher Vettern und Basen ein Knäblein geboren sey, und dergleichen einflußreichen politischen Ereignissen im Vaterlande; deren Bewohner sich für höchst kühne und freisinnige Männer zu halten allen Grund hatten, wenn sie Abends in der Weinstube, unter dem sichtbaren Einfluß waghalsiger Ideen, mit welchen das Aufdämmern einer neuen Zeit damals die Luft zu schwängern schien, laut und unverholen behaupteten, es könnte Manches besser seyn, und Einer sogar so weit gegangen war, zu versetzen, nicht allein Manches, sondern sehr Vieles, worauf die Gesellschaft in ein scheues Schweigen verfiel; in dieser Stadt, die ein höchst respektables Contingent in blau und gelber Uniform zur Reichsarmee

Digitized by Google

stellte, das einmal auf eine höchst rühmliche Weise die Belagerung des rebellischen Lüttich unternommen hatte, bis eine weit vorgeschobene Schildwache, an der eine Kugel vorüberpfiff, mit dem zornigen Ausruf: „Ei, ei, seht ihr denn nicht, daß hier Leute stehen!" die Muskete wegwarf und athemlos zum Lager zurückrennend die beunruhigende Nachricht verbreitete: „die Lütticher schössen scharf," worauf die Belagerung nur noch sehr lau fortgesezt wurde: — in dieser oft besagten Stadt stand gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein großes dunkles und hohes Haus, das eben so merkwürdig war, wie der ganze Ort, zu dem es gehörte.

Mit dem Giebel war das Haus einer stillen Straße zugekehrt, aber durch einen Hof und ein eisernes Geländer davon getrennt; in verschiedenen Zeiten erbaut, ragte der hintere Theil thurmhoch über den vordern empor; man hätte von Weitem ihn in der That für irgend ein Stück einer Kirche gehalten, wenn nicht die lange und seltsam gewundene Feuereſſe seine Bestimmung, einen häuslichen Herd zu umschließen, deutlich genug ausgesprochen hätte. Im Innern hatte es hohe, geräumige Gemächer, die mit einem keineswegs glänzenden und in's Auge fallenden, aber gediegenen und lang vorhaltenden Luxus ausgestattet waren; Gemälde berühmter Meister, aber in schwarzen, schlichten Rahmen, dunkle gebohnte Tische, aber von ausgezeichneter Schnitzarbeit, und große Schränke, welche man jezt mit enormen Summen bezahlen müßte, wahre Meisterstücke der Tischlerkunst — das waren die Gegenstände, die zunächst in's Auge fielen, deren Kostbarkeit aber erst eine nähere Untersuchung entdeckte. In jedem Zimmer des stillen Hauses hörte man eine Schlaguhr ticken, die in hohem Gehäuse aus braunem Eichenholz in der Ecke stand, nur in dem Besuchzimmer nicht, wo an ihrer Stelle ein Eckschrank die feinsten venetianischen Trinkgläser, Millefloriumkugeln und ganze Schichten von Majolikaschüsseln trug. Hinreichendes Licht, wie wir es jezt verlangen, hatte eigentlich keines dieser Gemächer, dafür aber einen ganz eigenthümlichen Duft und Geruch, der beim ersten Eintritt dem Fremden entgegen wehte und den ich nirgends sonst wahrgenommen habe, als in eben jener Stadt, und auch da nur in alten, lange von derselben Familie bewohnten Häusern.

Die eigentlichen Merkwürdigkeiten des Hauses aber waren erstens ein schönes, aus Sandstein gehauenes Kamingesims, das auf Befehl des Grafen Peneranda, der als spanischer Gesandte einmal in alten Zeiten in diesem Hause gewohnt hatte, ausgemeißelt worden war; dann ein alter Herr in einem rothen Rocke, gepuderten Haaren, einem dreieckigen Hute und gelben Klappenstiefeln, der, ein Aktenbündel unter dem Arm, in einer Bodenkammer spuckte; ferner drei Kanonenkugeln, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege in's Haus geschossen hatten und die noch unter dem höchsten Speicher des hohen Daches neben den Sparren lagen, welche sie damals zersplittert hatten; endlich der Hausherr selber.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Wochen in Berlin.

(Fortsetzung.)

Das Theater verlangt gebieterisch das Darstellbare, allein der wahre Dichter brütet Mysterien in seinem Innern aus, die nichts so sehr scheuen, als die grell bemalte, offen hingepflanzte Bühnenwand. Er erfindet zum Beispiel ein Liebesverhältniß; es ist glühend, voll, sinnlich, originell; es ist durchwoben von magischem Mondesglanz, heimlichem Nachtigallengeflüster, perlenden Bacheswellen, vom harzigen Hauch des Waldes durchweht; es ist ein heiliges Wunder, aufgesäugt mit dem Blut des Dichterherzens. Nun bringt er es auf die Bühne; wem verfallen da seine süßen Gestalten? Einem routinirten Bühnenliebhaber und einer ersten Liebhaberin. Auf diese abgegriffene Haubenköpfe wird seine Poesie gestülpt und zurechtgedrückt, wie man einen alten Hut zusammenkneift und auf's Ohr schiebt. Hat dieses lampenerhellte Theatermädchen, das schon tausendmal liebte, und abwechselnd auf die gemeinste und auf die erhabenste Art, hat sie wohl Gefühl und Sinn für die Schöpfung des Dichters? und wenn sie ihn versteht, ist es ihr wohl möglich, ihn zur Erscheinung zu bringen, so wie er zur Erscheinung gebracht seyn will? Nein! es wäre Thorheit, dieß zu hoffen. Die Liebhaberin kommt aus der papiernen Coulisse hervor, sie kniet an einem Springbrunnen von Pappe, und wenn sie ihre Worte abgehaspelt, läuft sie durch einen Laubgang ab, dessen papierene Rosen hinter ihr zusammenklappen. Und der arme Dichter hat seine Seele in diese Rosen, in diesen Wasserstrahl, in diese Worte seiner einsam knieenden Heldin gelegt! Armer Dichter! Wie sitzt du auf deinem engen Plätzchen im Parterre da und weißt nicht, wo dein schöner Traum geblieben. Du hoffst auf die nächste Scene; da soll ein träumerischer Knabe zum erstenmal die keimenden Triebe, die herrlichen Orakelstimmen seiner jungen Liebe verkündigen; und wie wird es? Ein grellgeschminkter alter Bursche springt in wilder Hast an die Lampen und schreit darüber hinaus seine Worte dem Publikum zu, das ihn mit mitleidigem Lächeln anhört. Der Dichter geht nach Hause, auf ewig mit dem Theater zerfallen.

Aber das Theater hat in seiner Art Recht; es sagt: ich kann nicht auf die Phantasieen eines Dichters

Digitized by Google

eingehen, wenn sich solche nicht darstellen lassen; die Liebe aber läßt sich nicht darstellen, ihr Arom verflattert in der Luft, ich habe nichts als zwei Leute verschiedenen Geschlechts, die einander sagen, daß sie sich lieben. Kann ich ein Lächeln, ein Erröthen, einen beklemmten Athem und vor Allem einen Blick wiedergeben? Fordert das nicht von mir. Bunt wie meine Coulissen müssen auch meine Affekte angestrichen seyn. Romeo und Juliette vor den Lampen sind ganz andere Geschöpfe als Romeo und Juliette, wie sie eine warme Sommernacht im träumenden Herzen Shakespeares erstehen sah. Wie häßlich nimmt sich die Liebe aus, wenn sie schreit! und doch muß sie es, um gehört zu werden. Wo der Dichter sie flüstern läßt, läßt die Bühne sie schreien. Die Seufzer, zu welchen Posaunenstößen vergröbern sie sich, um über die Kluft des Orchesters hinüberzutönen! Daher die groteske Unnatur, die unsere Liebenden auf der Bühne nach und nach angenommen haben und die einen Wilden von Otaheiti, der zum erstenmal unsere Bühne sähe, glauben machen müßte, er habe Verrückte vor sich. Mit den rohern Leidenschaften geht's besser; der Haß, die Schadenfreude, die Bosheit, die Herrschsucht zeigen sich vollkommener; nur geht auch hier die feine Malerei, das Beben der Seele allemal verloren. Auch da sind es bestimmte Rollenträger, denen ein solcher Charakter pflichtschuldigst zufällt. Im Ganzen sind es also ein halbes Dutzend Charakterpersonen, die bald mit diesem, bald mit jenem Dichterwerk sich bekleiden lassen. Die Einrichtung unserer Bühne bringt dieß nun einmal mit sich. Sie kann nicht für jedes poetische Werk besondere Darsteller abrichten, und doch wäre dieß nöthig, um einem wahren Dichter Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die Mannigfaltigkeit poetischer Auffassung ist ja so groß, daß sechs, acht stereotype Charakterformen ihr unmöglich genügen können.

Bei allen diesen Mängeln müssen wir aber wohl unterscheiden, welche der Bühne überhaupt, und welche der Bühne unserer Tage ankleben. Wir haben gesehen, daß im Glanzpunkt unserer modernen Bühne, bei Goethes und Schillers Wirksamkeit, dieselben Gebrechen, die wir eben gerügt haben, da waren, daß aber der poetische Aufflug, der Enthusiasmus für's Drama, den der Zuschauer mitbrachte, sie gleichsam zudeckte und verschwinden machte. Dieß ist heutzutage nicht mehr der Fall. Der Dichter ist mit der Bühne offenbar zerfallen; sie ist ihren Weg für sich und er den seinigen gegangen. Weit entfernt, ihre Untugenden abzulegen und dem Dichter gefällig zu seyn, hat es die Bühne vielmehr darauf angelegt, sich von dem Dichter so viel als möglich loszumachen, und wie sie dieß angefangen, das ist bald gesagt.

(Schluß folgt.)

Nach trüben Tagen.

So weit und so warm die Sonne scheint,
Wo findet sie einen, der's ehrlich meint?
Der eine ist falsch, und der andere hohl,
Und die Welt ist lieblos, ich weiß es wohl,
Und Wahrheit ist eine Wittwe, nicht?
Und wo ist einer der für sie spricht?
Ein Rennen, ein Jagen fort und fort,
Und vergessen das ewige Gotteswort.
Sie schänden ja gar, mit frechem Scherz,
Zur falschen Münze das Herz, das Herz.

Warum ist der Himmel so oft verhüllt?
Weil sich sein Auge mit Thränen füllt,
Es muß ihm selber am Ende grau'n,
Das arme Leben mit anzuschau'n.
Und warum ist's dem Herzen so wohl, so leicht,
Wenn der Wolkenschleier von hinnen weicht,
Und der ewige Dom, blau aufgethan,
Den Sterblichen schaut so feiernd an?
Ist's nur die Wärme, der Sonnenschein,
Was den äußern Menschen erquickt? O nein!
Es ist ein Geheimniß, froh bestellt,
Das den bangen Glauben zusammenhält:
Still, Herz! noch lebt er, der alte Gott,
Und die Sonne siegt über Trug und Spott.
Ich weiß ja, warum sie so golden scheint:
Sie fand wieder einen, der's ehrlich meint!

H. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Spaltung zwischen Rath und Bürgerschaft.

Nachdem die Erbgesessenen dem offenbar unverbauten Antrag des Senats entsprochen hatten und der gemeinsame Beschluß zum Gesetz erhoben war, da erwachte plötzlich die Einsicht und mit ihr ein anderer Wille. Sind die Nichteigenthümer schon unzufrieden, daß sie durch verdoppelte Miethen und schwere Abgaben die Last des Wiederaufbaues fast allein tragen müssen, so sind es die Eigenthümer nicht minder, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstlich ist jetzt eine neue Taxation der Gebäude nach dem feuerversicherten Werthe vorgenommen und dabei die langjährig bezahlte Prämie ganz außer Acht gelassen worden, so wie nur herunter, nicht aber höher taxirt wird; zweitens sollen die Expropriirten 10 Prozent ihrer Feuerkassenvergütung einbüßen. Die Taxation greift so sehr durch, daß Häuser, bisher für 15,000 Thaler bei der Feuerkasse versichert und bezahlt, jetzt nur noch auf 10,000 Thaler taxirt werden, mithin die Eigner plötzlich den dritten Theil verlieren. Die Expropriation, anfänglich für einige Straßen beabsichtigt, wird immer weiter ausgedehnt. Dann kommt noch die Klage hinzu, daß nicht mit gehöriger Rücksicht und Schonung verfahren werde, wo

Digitized by Google

der Bürger in Sachen der Art mit den Behörden Geschäfte habe; daß er oft stundenlang warten müsse und um der geringfügigsten Dinge wegen bestellt werde, so daß unter Andern einer der Herrn Senatoren (der überdieß zur Zeit des Brandes von seinem Posten wich) einmal zur Antwort erhielt: „wenn Sie wieder so etwas wollen, wenden Sie sich gefälligst an meinen Hausknecht." — Wir haben schon früher erwähnt, daß die Schrift des Prof. Wurm eine Art Bewegung für eine Reform unserer noch am 4ten Mai d. J. als so vorzüglich gepriesenen Verfassung hervorgerufen, daß die patriotische Gesellschaft in diesem Sinne zu Rath supplicirt und daß dieser ablehnend darauf geantwortet hatte. Seitdem ist außer der zweiten Supplik gedachter Gesellschaft in Hamburg keine wesentliche Sympathie für die gewünschte Reform bemerkbar geworden; für die Verfassung selbst zeigte sich indessen auch nicht mehr Theilnahme. Die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit bezog sich meist nur auf rein materielle Fragen. Da erschien bei G. W. Niemeyer eine Schrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiete von Jostram Snitger." Jostram und Snitger sind Namen voll Bedeutung, wo Zwiste zwischen Rath und Bürgerschaft besprochen werden. Wenn nun auch unser moderner Jostram Snitger nicht zu befürchten hat, wie weiland seine Namensvettern auf das Blutgerüst steigen zu müssen, so verdient doch der Muth, mit dem er sich in dieser Schrift ausspricht, die Achtung selbst derjenigen, die nicht wie er denken. In einer glühenden Sprache fordert er Radikalreform des ganzen hamburgischen Staatswesens, das er als heillos verschrumpft und veraltet schildert; es weist dem Senat mit scharfen Worten direkte Verfassungsverletzungen nach, erklärt ihn für unfähig, die Staatsmaschine in irgend bedenklicher Zeit zu leiten; er wirft ihm vor, daß er nichts beantrage, als was die Zeit gebieterisch nothwendig begehre, daß er die Bürgerschaft mit finanziellen Fragen förmlich und systematisch überrumpele. Er verlangt Initiative der Anträge für die Bürgerschaft, die jetzt nur den Mund öffnen dürfe, wenn sie gefragt werde. Wenn sie das Recht habe, auch mit anzutragen, könne der Senat hinfort nicht in seiner Geheimnißkrämerei verharren; so sey er gezwungen, mehr zum Wohle der Stadt zu thun u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

München, November.

(Schluß.)

Einzug der Kronprinzessin.

Nachdem der Akt der Trauung vollzogen war, begaben sich die Neuvermählten die lange Schützenstraße hinaus in das große Kellergebäude des Bierbrauers Pschorr, wo ihnen in der weiten Halle die freundliche und gute Stadt zu München ein Mittagsmahl gab, und nachdem sie hier sich wieder gestärkt hatten, gingen sie Alle in die Festwiese hinab, noch feierlicher als vorher, denn jetzt wurde ihnen das Banner des Königreichs vorangetragen, und hinterdrein im Zuge vertheilt wehten die Fahnen der acht Kreishauptstädte und die der Gaue, aus denen die Paare gekommen. So zogen sie an dem königlichen Zelte vorbei, eine freundlich bewillkommte Augenweide für die fürstlichen Herrschaften, und dann nahmen sie ihre Plätze jenen gegenüber auf der für sie bereiteten Tribüne. Nun war's Zeit für das Rennen, und nachdem die flinken Renner ihre Aufgabe gelöst und das weite Stadium viermal umlaufen hatten, ging die Menge seelenvergnügt nach Hause, mit Ausnahme einiger Tausende, die zur Abendfreude vor und in den Hütten sitzen blieben, welche da zur Bewirthung aufgeschlagen sind. So viele Menschen hat man hier noch nie beisammen gesehen und man behauptet, es seyen über hunderttausende gewesen. In der That war auch an diesen Tagen in den Gassen der Stadt ein Wogen und Drängen, das selbst den alten Münchnern, die schon manchen Festtag erlebt, neu und seltsam vorkam, und daß der vorausgehende Ruf der Feier bis tief nach Tyrol, nach Schwaben, nach Oesterreich gedrungen und selbst über Franken hinaus gegangen war, das thaten die zahlreichen Haufen der Landleute kund, die in ihrer Tracht oft eine ferne Heimath verriethen. — Den großen öffentlichen Festen folgten nun die noch immer nicht endenden Gastmähler und Bälle der Diplomaten, der Corporationen und der Privatvereine. Ein Ball, den der preußische Gesandte im Odeon gab, dessen großer Saal in einen Garten umgestaltet war, wird wegen seines Glanzes hoch gepriesen; ein Bankett, das die Zwanglosen veranstalteten, verdient ebenfalls Erwähnung. Die Zwanglosen sind eine freie, statutenlose Vereinigung, als deren Kern eine Anzahl hiesiger Gelehrten zu betrachten, an welche sich mehrere jüngere Männer angeschlossen haben. Seit mehreren Jahren kommt die Gesellschaft wöchentlich einmal zusammen. Dießmal waren in dem schön geschmückten, in reichem Lichterglanze strahlenden Banketsaal gegen achtzig Männer versammelt, darunter viele der hiesigen literarischen und artistischen Celebritäten. Von fremden Gästen nennen wir nur die beiden nach Athen zurückkehrenden Herrn Staatsrath Schinas und Professor Roß. Von Zeit zu Zeit erklangen Festlieder, eigens für diesen Tag gedichtet und in Musik gesetzt. Der herzliche Frohsinn der Anwesenden und die heitern Trinksprüche, die sich in dichter Reihe folgten, bekundeten deutlich, mit welch lebhafter Freude die Tischgenossen an dem Feste, das sie feierten, Antheil nahmen.

Nun haben wir zum Schlusse noch von dem prächtigen Balle zu sprechen, den die Bürger von München im Odeon gaben. Bei dem großen Wohlstande, dessen sich die hiesige Bürgerschaft zu erfreuen hat, durfte man nicht zweifeln, daß Alles aufgeboten werden würde, um dem Abend Glanz und Schimmer zu verleihen. In der That war auch die Dekoration des Stiegenhauses und des Saals, der von neuen, prachtvollen Kronleuchtern erhellt wurde, sehr geeignet, gerechte Bewunderung abzulocken. Eben so sehr entsprachen die Toiletten unserer Bürgerinnen in ballmäßiger Festlichkeit dem erhebenden Anlaß. Mit großer Spannung erwartet das Publikum bei solchen Festbällen die Polonaise, wo der König und die Prinzen mit den Bürgerfrauen durch den Saal lustwandeln, während die Königin und die Prinzessinnen von den bürgerlichen Herren geführt werden. Die durch solche Herablassung Ausgezeichneten genießen ein beneidetes Glück, und heuer haben es Alle, die dessen theilhaftig geworden, sogar passend gefunden, das Andenken an diese hohe Beehrung durch ein eigenes Promemoria in den Zeitungen zu verewigen. Eine andere freudenvolle Stunde ist es dann auch, wenn die höchsten Herrschaften durch die Reihen gehen, die Ballgäste freundlich grüßen und kürzer oder länger mit ihnen sprechen. Man rühmt es an der Kronprinzessin, daß sie, obgleich hier zum erstenmale in solchem Kreise, an anmuthiger Milde, an wohlwollender Freundlichkeit sich von ihren hohen Verwandten nicht übertreffen ließ, und nicht minder hat man es ihr gut gedeutet, daß sie in höchst einfacher Toilette erschien, mit dem einzigen Schmucke des prächtigen Diadems, das ihr die Bürgerschaft von München als Brautgeschenk verehrt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. November 1842.

— Etiam audacem fugat hoc terretque poetam.
Horat.

Vier Wochen in Berlin.

(Schluß.)

Der entscheidende Kunstgriff war, daß man der Oper das Uebergewicht über das Schauspiel gab; damit hing ganz natürlich zusammen die Erweiterung der Schauspielhäuser und in Folge davon die Entfernung des Zuschauers von der Bühne, so daß ihm jede feinere Nüancirung des Ausdrucks nothwendig verloren gehen muß. In den ungeschlachten Räumen unserer jetzigen Theater kann vom Mienenspiel des Schauspielers nicht mehr die Rede seyn; er muß Grimassen schneiden, um nur Ausdruck zu zeigen. Das Spiel des Auges, die feinen Linien des Spottes, des zärtlichen Lächelns, des Hohns um Mund und Wange, wer sieht sie? Und nun die Tonmodulationen vom Liebesgeflüster bis zum deutlichen Worte, welche Stimme vermag sie bis in die entfernten Ecken eines so ungeheuern Raumes zu tragen? Was bleibt aber vom Schauspieler übrig, der Seelenzustände zeigen soll, wenn wir Auge und Stimme unkräftig machen? Aber die Bühne kümmert sich um diese Mißstände nicht, und da sie nur für die Oper und den Tanz besorgt ist, muß ihr natürlich der größte Raum der geeignetste seyn, wo ganze Tänzerschwärme in blendendem Glanz mit einemmale aufmarschiren können, wo ein brüllender Chor die wilden Janitschaarentrommelschläge des Orchesters überläuben muß. So ist denn die Bühne für den dramatischen Dichter schon mechanisch verdorben. Er verliert auf ihr alle Vortheile seiner Kunst und sieht sich von allen seinen Mitteln verlassen. Und so componirt er denn, um nur irgend eine Wirkung hervorzubringen, sogenannte effektvolle Scenen, brillante Abgänge, Krönungs- und sonstige Züge. Aber Ballet und Oper leisten dasselbe und noch weit wirksamer; man lacht den armen Dichter aus und er verdient es; warum läßt er sich in einen ungleichen Kampf ein?

Ihr werdet sagen, dem ist nicht abzuhelfen. Und doch, erwidere ich, ist dem abzuhelfen, sofern hier nicht die Rede ist von den ursprünglichen, ihr immerdar anklebenden Mängeln der Bühne, sondern von der Bühne unserer Tage. Vor Allem muß sie wieder dem Dichter zugänglich gemacht werden, und dieß könnte auf die leichteste Weise geschehen, wenn wir der Oper und dem Ballet, wie beide heutzutage einmal sind, die großen schönen Häuser völlig abträten, und wie in den goldenen Zeiten der dramatischen Musen, in ganz kleinen Räumen wieder zu spielen anfingen. Ein mäßiger Saal, der wenige hundert Zuschauer faßte, gut beleuchtet, mit nur wenigen Bühnenzurüstungen versehen, wäre gerade das, was der Dichter wünschte. Seine Gestalten mit ihrem

Digitized by Google

Mienenspiel wären dem Zuschauer so nahe, daß nichts vom Concert der Mimik verloren ginge, nichts von der Malerei des Tones. Im Uebrigen aber müßte ein rother Mantel einmal für allemal einen König machen, eine weiße Feder meinetwegen eine Prinzessin, wir müßten die äußerlichen Zeichen fast bis auf Null zurückbringen, und von Pappe, Vergoldung und Draperien nur so viel zulassen, als eben nöthig, um das Gerüste zu verkleben. Wie würden da unsere großen Schauspieler wieder aufleben, wie würden wir entzückt und begeistert wieder Seele entdecken, arbeitende, sich gestaltende Seele, dicht vor unsern Blicken, wo wir jezt nur durch den Operngucker in weiter Entfernung ein gaukelndes Gespenst mit lächerlicher Uebertreibung in jeder Bewegung erblicken! Wie ließe sich der Seelenkampf Fausts in der Osternacht, wie die Liebestrunkenheit Julias darstellen! Die albernen Zwischenakte wären dann nicht nöthig; eine schöne, volle Dichtung ginge musikalisch anschwellend und sich wieder senkend ohne Störung am kleinen Kreise der Versammelten vorüber. Kein Tumult des Parterres, kein Zuschlagen der Logenthüren, keine Scenen auf der Galerie, kein Gelächter, keine miserable Symphonie im Orchester; nur Stille, und geweihte und weihende Kunst. Und Stücke, denen jezt ein ewiges „nicht bühnengerecht" entgegenschallt, fänden hier doch Aufnahme. Es bildete sich nach und nach eine würdige, der dramatischen Kunst nicht abgewendete Bühne, und indem eine wahre Pflanzstätte der wahren Poesie errichtet wäre, würde endlich einmal ein Halt gewonnen, an den sich lehnend die armen Dichter nicht immerwährend den Fußtritten der Ballettänzerinnen und den Rippenstößen hochmüthiger Operncomponisten ausgesezt wären, wenn sie sich um einen Platz auf den Brettern bewerben.

Man sagt, es gebe keine großen Talente für die Bühne heutzutage; das könnt ihr nicht wissen. Wer hätte denn Verlangen, heute für die Bühne zu schreiben? Man muß die leeren Bänke gesehen haben, wenn einmal keine Oper, kein Tanz ist, man muß in diesen ungeheuern, finstern, leeren Häusern gesessen haben, sich in die frostigen Hände blasend und hinschauend, wo Iphigenie ihre schönen Verse spricht, um zu wissen, wo die dramatischen Dichter bleiben, warum sie nicht hervorkommen. Und dieß sind alles nur Gründe, aus den innern Zuständen der Bühne hervorgenommen; es kommen noch äußere in Menge hinzu, von denen wir schweigen, weil sie anderswo schon so oft zur Sprache gebracht worden sind. Oder meint ihr, um auf den Anfang unserer Betrachtung zurückzugehen, daß die dramatische Poesie für's Erste gar nicht nöthig sey, daß Niemand nach ihr frage, so will ich auch dieß gerne glauben. Dann lasse man sie; wir haben ja Oper und Ballet. Ich sehe nicht ein, weßhalb noch hie und da einige kleine beschämende Quälereien mit der dramatischen Muse vorgenommen werden sollen. Sie schweige gänzlich still, Jahrelang, Jahrzehnte lang, vielleicht ein ganzes Jahrhundert; wenn Niemand sie vermißt, wozu sie heraufbeschwören? Behauptet ihr aber, ihr bedürfet ihrer, und thut doch nichts für sie, so ist dieß ein lächerlicher Widerspruch, und von selbst wird sich die Lage der Dinge nicht um eines Zolles Breite verändern.

P a u l.

(Fortsetzung.)

Der Hausherr stand in der ganzen Stadt in dem Rufe eines gelehrten und gescheidten Mannes und eines unbestechlichen Richters; denn er war früher Vorstand der höchsten richterlichen Instanz des Landes gewesen. — Dieser Ruf aber war jezt schon fast fünfzehn Jahre lang nichts anderes mehr als eine Sage, die sich im Munde der Leute erhielt, da in diesem ganzen Zeitraum sehr Wenige ihn gesehen, ihn gehört, ja nur etwas von ihm vernommen hatten. Er lebte mit zwei nicht mehr jungen Töchtern und einem Enkel so ganz auf das Haus beschränkt, daß ihn draußen nur an einzelnen durchaus heitern und schönen Tagen die üppigen Nelken seines Gärtchens erblickten, deren Zucht sein Steckenpferd war. Er war eine feine und vornehme Gestalt, von mittlerer Größe, zartem Bau und mit Zügen, welche ehemals eine außergewöhnliche, wenn auch vielleicht etwas weibische Schönheit gebabt haben mochten. Seine ganze Erscheinung hatte etwas sehr Aristokratisches und Feierliches; und troz dem, daß er nie den Fuß vor die Thüre sezte, war seine Perrücke doch täglich so sorgfältig gepudert, sein Degen so accurat geschnallt, wenn er seinen Hausgenossen erschien, als begebe er sich zu einer Audienz bei Hofe.

Dieses Sichtbarwerden für die Seinigen ereignete sich täglich dreimal. Er kam zuerst mit dem Glockenschlag Zwölf um Mittag, um alle Uhren im Hause aufzuziehen; eine Stunde später erschien er zum zweitenmal, um sich zur Tafel zu begeben, und nach Tisch zum drittenmal, um langsam durch alle Zimmer zu wandern, in der Hand ein silbernes Kohlenbecken, aus welchem eine Rauchsäule von Wohlgerüchen aufstieg. Seine Töchter hatten einst, wenn sie als Kinder die Wichtigkeit dieser Augenblicke verkannten, oft genug eine derbe Züchtigung bekömmen, um nicht jezt noch in ein respektvolles Schweigen zu verfallen, sobald sie ihn kommen hörten; und da nach ihnen das Hausgesinde sich richtete, so ging seinem Erscheinen immer im ganzen Hause die ahnungsvolle Stille vorher,

Digitized by Google

welche das Eintreten eines wichtigen und feierlichen Akts begleitet.

Ceremoniel und Feierlichkeit war überhaupt der Aether, in dem er athmete. Als bei seinem Hochzeitmal sein Schwiegervater, ein Kauz ganz eigener Art, um dem großen Festbraten besser beikommen zu können, sich mit einem Knie auf den Stuhl, mit dem andern auf den Tisch gestemmt, hatte er sich von seiner Neuvermählten auf der Stelle scheiden lassen wollen. Zu den unglücklichsten Ereignissen seines Lebens rechnete er, daß er einen Vetter im Duell erstochen, dann daß er seine Frau verloren, und endlich, daß er einst baarhaupt aus der Kirche hatte heimkehren müssen, weil ihm ein Schalk seinen Hut gestohlen. Zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften gehörten Mißtrauen und Zornmüthigkeit. Sein Vater war ein namhafter Schriftsteller gewesen, der in französischen Versen die Marquise Duchatelet besang und im Geiste Montesquieu's politische Abhandlungen verfaßte. Niemand aber, der nicht Lust gehabt, ihn vor Zorn drei Schuh hoch in die Luft springen zu sehen, hätte wagen dürfen, ihn nach diesem Vater zu fragen; er hätte geglaubt, man wolle ihm vorwerfen, daß er nicht eine eben so große geistige Bedeutung erlangt. Ueberhaupt gab es eine Menge Gegenstände, die man in seiner Gegenwart nicht berühren durfte, weil sie ihm unbequem waren oder unangenehme Vorstellungen weckten. Dahin gehörte vor allen Dingen die Nachricht von irgend einem Todesfall.

Eine besondere Eigenheit des Hofgerichtsamtsverwalters v. S. bestand darin, daß er grob wurde, sobald ihm Jemand sagte, es sey gutes Wetter. Er hatte sich daran gewöhnt, täglich über das schlechte Klima seines Vaterlandes Klage zu führen, und ein entschieden schöner Tag hätte ihn des Vergnügens beraubt, sich wenigstens einmal alle vier-und-zwanzig Stunden recht energisch zu expectoriren. Eine kleine, verwachsene Person, die seine Aufwärterin war, ein verschmiztes, altes Hausmöbel, kannte diese Passion und fand für gut, ihr beständig Nahrung zu geben. So durfte er jeden Morgen sicher seyn zu erfahren, daß in dem Strich des Himmels, den er von seinen Fenstern aus nicht übersehen konnte, sich wieder eine Unzahl grauer Wolken aufthürmte.

„Das ist doch endlich ein vollkommen schöner und heiterer Tag, Gertrude; meint Sie nicht auch?" — hub er eines Morgens an, als ihm sein Frühstück gebracht wurde. — „Ja, ich weiß nicht, Herr Hofgerichtsamtsverwalter; im Westen steigen mir so verdächtige Wolken auf, und der Hund hat diesen Morgen auch wieder Gras gefressen; ich möchte wetten, es gibt einen Abendregen." — „So, so! ich glaube es wohl; ich sage immer, ein Land wie dieses, wo die natürliche Wärme des Menschen nicht ausreicht, so daß man im Winter zu künstlichen Mitteln greifen und einheizen muß, das ist von der Natur gar nicht für Menschen zum Bewohnen bestimmt. Gertrude, geh' Sie jezt zum Herrn Hofkammerrath R. und sage Sie eine schöne Empfehlung vom Hofgerichtsamtsverwalter an Herrn Hofkammerrath, und der Hofgerichtsamtsverwalter ließe Herrn Hofkammerrath bitten, ob Herr Hofkammerrath nicht mit einem Löffel Suppe heute Mittag bei ihm vorlieb nehmen wollte. Verstanden?" — „Wie Herr Hofgerichtsamtsverwalter befehlen," sagte das Mädchen mit einem schlauen Lächeln. Der Hofkammerrath R. aß nämlich seit drei Vierteljahren keinen Löffel Suppe mehr, da er genau um diese Zeit eines seligen Todes verblichen war. Aber Niemand hatte gewagt, dem alten Herrn die Nachricht davon mitzutheilen; und nach einer halben Stunde erschien die krumme Gertrude wieder auf seiner Schwelle und machte mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt die Meldung: „Empfehlung von Herrn Hofkammerrath an Herrn Hofgerichtsamtsverwalter, und den Herrn Hofkammerrath schmerzten seine Leichdörner so, daß er nicht über die Straße gehen könne; es sey gewiß schlechtes Wetter im Anzuge, und Herr Hofgerichtsamtsverwalter möchte ihn deßhalb entschuldigen; er behielte sich aber die Ehre auf nächstens vor."

Das leztemal, wo man mit großer Noth dem alten Herrn die Nachricht von einem Todesfall beigebracht hatte, war es seine eigene Tochter gewesen, die gestorben. Früh verwittwet, hatte diese die Sorge für ihren kleinen Knaben, das einzige Kind ihrer schnell gelösten Ehe, dem Großvater hinterlassen. Anfangs war es ihm äußerst lastig gewesen, ein kleines lärmendes Kind in seine schweigsame Residenz aufnehmen zu müssen; aber Paul von Mallincrodt war ein so artiges, folgsames und hübsches Kind, daß er bald der Liebling des Großvaters wurde und endlich sogar die Erlaubniß bekam, ihn jeden Morgen um zehn Uhr, wenn jener sein Brevier gebetet und seine Wetterbeobachtungen niedergeschrieben hatte, zu besuchen, um sich mit Spielsachen oder Näschereien beschenken zu lassen. Paul war acht Jahre alt; er hatte große, stahlblaue Augen, lichtbraune, lange und dichte Locken, und ein volles, glühendes Gesicht, das so schön war, wie man je eines an einem Kinde gesehen. Wenn er auf dem Hofe spielte und alle Lebhaftigkeit seines Temperaments ausprudeln ließ, war es nichts Seltenes, an die Stangen des Gitters, welches den Hof von der Straße trennte, die Gesichter von neugierigen jungen Frauen sich drücken zu sehen, die nach dem wunderhübschen Knaben schauten und gefesselt halbe Stunden lang stehen blieben. In diesem Hofe hatte er im Sommer sein Schaukelpferd aufgestellt, er hatte hier einen kleinen Garten angelegt, der mit den Nelken bepflanzt wurde, welche der Großvater aus seiner Sammlung ihm schenkte;

in der Nähe war der Verschlag für die beiden Ziegenböcke, mit denen er einen kleinen Wagen bespannte und spazieren fuhr. Und doch blieb der Hof nicht lange sein Tummelplatz.

Er hatte eines Abends, im Garten umherlaufend, über die Hecke, welche diesen von dem Nachbargarten schied, ein großes, schönes und ernstes Frauenbild blicken sehen; sie hatte ihn freundlich angeredet, und obwohl er sonst nicht blöde war und gern plauderte, war er bei dieser Erscheinung scheu in der Ferne stehen geblieben und hatte den Daumen in den Mund gesteckt, ein Manöver, bei welchem des Großvaters Strenge keine Grenzen kannte, wenn er es sah. Am folgenden Abend sah er sie wieder sich über die Hecke beugen; er wagte jezt näher zu treten, und am dritten Tage war er durch eine Oeffnung der Gartenumfassung geschlüpft und saß jenseits in dem fremden Garten, der viel größer und schöner war, als der seines Großvaters, zwischen lauter fremden Bäumen, fremden Blumenbeeten und fremden Gesträuchen, der fremden Dame auf dem Schooß, ganz kühn und keck. Am vierten Abend war die Bekanntschaft so eng und vertraut geworden, daß, als die Dame ihm einen Strauß aus Malven, Kapuzinerkappchen und englischem Gras gewunden und ihn nun auf die Stirne küßte und auf den Boden sezte, um ihn gehen zu heißen, er entschieden erklärte, bei ihr bleiben zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Spaltung zwischen Rath und Bürgerschaft. — Theater.

Jostram Snitger greift sofort die patriotische Gesellschaft wegen ihrer Verfassungssupplik an. Schlechteres, sagt er, hätte sie nicht leicht liefern können; es sey ersichtlich, daß sie noch in den politischen Kinderschuhen gehe, sonst hätte sie sich nicht so gewunden und gekrümmt, um dem Senat in vagen, nichtssagenden, sich widersprechenden Phrasen die Hälfte einer nur halben Bitte vorzutragen. Indeß möge sie, sofern sie nur vorwärts schreiten wolle, dennoch der Kern seyn, um welchen die Bürgerschaft sich schließen müsse. Man solle nur nicht zaudern; ehe man's glaube, werden die Führer des Kampfes an der Spize der Bürgerschaft stehen. — Jostram Snitger wünscht, daß Gleichgesinnte sich ihm nähern; durch seinen Buchhändler gelange Alles an ihn. Er hat aber auch einen Subscriptionsbogen ausgelegt, auf welchem sich unterzeichnen solle, wer für ein energisches, gesezliches Auftreten gegen den Senat stimme. Dieser Bogen war, wie es heißt, bald mit hunderten von Unterschriften bedeckt. Man zerbricht sich den Kopf mit Muthmaßungen über den wahren Namen des Verfassers; man will herausgebracht haben, daß es der aus der Befreiungszeit her bekannte Oberstlieutenant M. sey; von anderer Seite wird dagegen behauptet, die Schrift sey im Schooße der patriotischen Gesellschaft entsprungen und die Ausfälle gegen diese nur fingirt. Die patriotische Gesellschaft soll sich höchlich beleidigt gefunden haben, daß der präsidirende Bürgermeister ihre Supplik eine vorlaute Aeußerung genannt, freilich nur so im Stillen; allein gewisse Dinge hört man, wenn sie noch so heimlich geflüstert werden. — Auffallend ist, wie die amtliche Sprache des hamburgischen Senats seit dem Brande so ganz verändert klingt. Die Worte: „Mitbürger, Freunde," welche die Mandate vom 5ten bis 8ten Mai zierten, haben den gewöhnlichen Kanzleiformen wieder Platz machen müssen. Es ist schlimm, daß der Senat sich nach dem Brande so wenig beliebt zu erhalten gesucht hat. Mit einer etwas freundlichen Miene, mit einiger kluger Resignation hätte er noch viel mehr erlangen können, als er jezt bekommen.

Man hat in Hamburg, so wird mindestens in öffentlichen Blättern geschrieben und im Publikum gesprochen, einen Armenpfleger ungestraft durchkommen lassen, welcher sich an den ihm zur Controle anvertrauten Armenbüchsen vergriff, der von den Pfennigen des Almosens stahl. Man hat einige arge Betrügereien beim Wechselstempel und bei der Aufsicht über geborgene Mobilien entweder nicht bestraft, oder doch weder Untersuchung noch Strafe bekannt werden lassen; man läßt im Publikum nichts darüber verlauten, ob die schweren Anklagen wider den Professor Lehmann untersucht sind oder nicht. Alles Umstände, welche die Meinung von der Gerichts- und Polizeipflege in Hamburg immer schlechter machen. — Das neue Brandunglück in der unmittelbaren Nähe der Stadt, die Einäscherung der van der Lindenschen Fabrik chemischer Fabrikate, ist nach den lauten öffentlichen Anklagen durch arge Vernachlässigung von Seiten der Löschanstalten bis zu dem großen Umfange gediehen; mehrere Stunden hat das Feuer gebraunt, ehe eine Sprize von Hamburg erschien; man hatte eine Masse Torf (der Unterstützungsbehörde zugehörig?) hart an der chemischen Fabrik gelagert. Ueber alles dieses verlangte die öffentliche Meinung Aufklärung, Erörterung. Man hüllt sich aber in den Panzer der Undurchdringlichkeit, läßt die Stimmen im Volke wie in der Wüste verhallen und trozt sowohl dem Spotte als der Erbitterung. Das ist fürwahr nicht gut.

Ist die Direktion des politischen und Staatstheaters so vielfachen Klagen und Urtheilen preisgegeben, so geht es der Direktion der Bretter, auf denen das Leben sein Abbild zeigen soll, um nichts besser. Die Leitung des Hamburger Stadttheaters ist seit der Mitdirektion des Herrn Cornet eine durchaus unbeliebte. Kein Schauspieler von Ruf will sich mit der Behandlung befreunden, die derselbe den Mitgliedern der Bühne angedeihen lassen möchte. Indessen ist die finanzielle Seite des Stadttheaters seit dem Brande eine glänzende geworden. Kein früheres Jahr kann sich hinsichtlich des Besuchs des neuen Schauspielhauses mit dem gegenwärtigen messen. Es gibt ja kaum ein anderes öffentliches Vergnügen in Hamburg, als das die Bühne darbietet. Seit dem Brande sind aber die bessern Mitglieder der Bühne theils abgegangen, theils gekündigt. Namentlich daß Herrn und Madame Lenz aufgekündigt worden, hat im Publikum großen Unwillen erregt. Dieses Künstlerpaar betrachtete man als unzertrennlich von der Hamburger Bühne; er hat seit 30 Jahren an derselben gewirkt und, man darf es sagen, nicht einen Abend der Gunst des Publikums entbehrt; sie ist zu manchen Zeiten nicht allein die erste, sondern fast die einzige Heldin und Liebhaberin der hiesigen Bühne gewesen, und das Publikum hält sehr viel auf sie.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. November 1842.

Da haſchten ihn die Wolken auf,
Und trugen ihn hinauf, hinauf
In ihren ſchönen Himmel.

Platen.

Des Landſchaftmaler Karl Dörr's Tod. *

Er, der in mondbeſtrahlten Bildern
Natur in ihrem Liebesreiz
So klar, ſo wahr, gewußt zu ſchildern,
Der ausſah wie ein Sohn der Schweiz,

Lag nächtlich einſt in ſtiller Kammer,
Voll eines wunderhellen Traums,
Geſtreift vom müden Leib den Jammer,
Im Dufte eines Blüthenbaums.

Ein Fiſcherhaus auf moof'gem Steine
Stand nah bei eines Baches Fall,
Und über ihm aus dunklem Haine
Sang ihren Schmerz die Nachtigall.

Sie ſchwieg, und plötzlich ward es helle,
Herſchwebte eine Lichtgeſtalt,
Zum Silberblick ward Baches Welle,
Zum Goldfluß ward der dunkle Wald.

Da lag der Träumer, Gottesfrieden
In ſeiner warmen Künſtlerbruſt,
Und ſprach: wie ſchön iſt's doch hienieden!
Das bild' ich morgen nach voll Luſt.

„Du klares Herz! ſprach die Erſcheinung,
(Der Mond war es in voller Pracht)
Schweb auf zu ſel'ger Geiſter Einung,
Hin wo dir ew'ger Frühling lacht.

In dir war Wahrheit, war die Treue,
Dein ganzes Weſen war Natur.
Stirb, ſchwerer Leib! und laß in's Freie
Den treuen Sohn von Wald und Flur." —

Der Morgen kam — des Künſtlers Kammer
Eröffnete wie ſonſt ſich nicht;
Ein Freund drang ein und fand — o Jammer!
Nur ſeine Hülle, ihn doch nicht.

Er hatte keinen Tod geſehen,
Er fühlte keiner Krankheit Pein;
Es nahm den Liebling ohne Wehen
Natur zu ſich im Mondenſchein.

Juſtinus Kerner.

* Unter Beziehung auf den Artikel über dieſen Künſtler im beigelegten Kunſtblatte.

Karl Dörr hatte ſich beſonders durch naturgetreue Darſtellungen von Mondlandſchaften ausgezeichnet. Er wurde im Februar dieſes Jahres ohne vorausgegangene Krankheit Morgens ruhig verſchieden im Bette gefunden. Kerner.

Paul.

(Fortsetzung.)

„Aber dein Großvater weiß nicht, wo du bleibst, Paul.“ — „Großvater ist längst zu Bett.“ — „Deine Tanten werden besorgt um dich.“ — „Gertrude hat gesagt, es seyen alte Schachteln.“ — „Pfui, Paul! wenn sie das sagt, so scherzt sie.“ — „Darf man nicht scherzen?“ — „Ueber seine Tanten nicht: man darf nicht sagen, daß sie alte Schachteln seyen. Aber jezt geh!“ — Der Knabe fing an zu weinen und klammerte sich um den Hals der Dame; erst als ein ängstliches „Paul, Paul!“ von drüben her erschallte, ließ er sich bewegen, durch sein Loch zu schlüpfen und Adrian, dem alten Bedienten, der ihn suchte, in's Haus zu folgen.

„Was machst du drüben, Paul, in dem fremden Garten?“ fragte ihn die älteste Tante, als er in's Zimmer trat. Paul wußte keine Antwort zu geben; aber als er sah, daß die Frage mit einem gewissen Aerger gestellt worden war und er ein Verbot, ferner hinüber zu gehen, befürchtete, stotterte er in plötzlicher Herzensangst: „Ich lerne etwas, Tante.“ — „So? und was lernst du denn?“ — „Daß man nicht sagen darf, daß ihr alte Schachteln seyd.“ — Man kann denken, daß diese Antwort die kleine Spannung, worin die Familie des Amtsverwalters von S. mit ihren Nachbarn lebte, nicht verminderte; der Aerger darüber war in der That so groß, daß man nicht weiter an Paul dachte und ein Verbot für diesen, die Besuche in dem Nachbargarten fortzusetzen, nicht erfolgte. Paul schlief nun ruhig ein, und schon am andern Morgen stand er im Garten; aber drüben bei den Nachbarn war noch Alles still, die Glasthüre, welche in den Garten führte, und die Jolousien waren noch dicht geschlossen. Vor Abend hatte Paul keine Hoffnung, die fremde Dame zu sehen; erst dann kam sie gewöhnlich, um an dem Springbrunnen in der Mitte des Gartens ihre Brause zu füllen und ihre Blumenbeete zu begießen. Trotz dem war Paul von nun an oft den ganzen Tag über im Garten; es war wirklich seltsam, wie das Kind hinüber verlangte mit allen Wünschen und Gedanken seiner jungen Seele, zu der freundlichen Dame, die ihm Sträuße wand und seine braunen Locken durch ihre Finger gleiten ließ, die ihm wie die Königin aller der fremden Blumen und erotischen Gewächse mit den langgeschweiften Riesenblättern vorkam, zu deren Pflege er sie im Garten erscheinen sah.

Pauls Freundin war ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, groß, dunkeln Haars und mit einem ausdrucks- und gedankenvollen Gesicht. Ihre Schönheit war weniger eine frappante, als fesselnd, wenn man einmal auf sie aufmerksam geworden. Es gibt eine doppelte Schönheit: einmal die, welche durch den Abglanz innerer Hoheit und des innern Geistes hervorgebracht wird, die Schönheit in ihrer Majestät, die siegende, frappante, welche allemal als Gedanke vor euch hintritt. Wenn man sagen kann, daß Musik aus einem Menschenantlitz spricht, so ist es bei dieser Art von Schönheit Harmonie. Die andere ist die, welche als Spiegel des Gemüths wirkt, die Schönheit des Leidens oder der Sehnsucht, die fesselnde, welche vor euch tritt als ein verkörpertes Gefühl: die Musik, die ihre Züge hauchen, ist Melodie. Von der leztern Art war die Schönheit, in welche der kleine achtjährige Paul sich vergafft hatte und deren Besitzerin Louise von Meerheim hieß. Denn vergafft hatte er sich in allem Ernste darein: sie füllte seine ganze Seele aus; bei seinen Spielen und den kleinen Bravourstücken, die er im Springen und Klettern ausführte, hatte er nur den Gedanken, was sie dazu sagen würde, wenn sie es sähe; sie wob sich in seine Träume, bald indem ihr mildes Gesicht ihn aus dem Kelch einer Blume anschaute, in dem es auf und nieder tauchte, so daß er sie nun verloren, nun wiedergefunden hatte, bald indem er sie in einem großen Saale stehen sah, wo hunderte von wunderschönen buntfarbigen Vögeln sie umflatterten und umfangen, die, als er eintrat, alle mit den Flügeln nach ihm schlugen und mit den Schnäbeln hackten, um ihn nicht bis zu ihr dringen zu lassen.

Auf diese erträumten Leiden folgten mit der Zeit wirkliche; der Winter kam und die Abende, die er früher in dem Nachbargarten hatte zubringen dürfen, wurden finster und stürmisch. Louise war in zwei Tagen nicht mehr heruntergekommen; am dritten — es war schon Nachmittag, und während all der Zeit hatte er sie nicht gesehen — ruhte Paul nicht länger. Er schlich über den Hof, und nachdem er einen Stein vor die Gitterthüre gelegt hatte, auf den er trat, um mit seinem kurzen Arme bis an die Klinke reichen und sie aufmachen zu können, nachdem dieß ohne Schwierigkeit gelungen, der Stein wieder weggetragen war und die Hofthüre sich nun ganz leicht in ihren Angeln drehte, ging er kühn über die Straße bis an den Hof des Nachbarhauses. Auch bis in diesen zu dringen, fand er keine Schwierigkeit; doch wurde sein Schritt sachter und zaghafter, als er über den Hof bis an die Hausthüre ging. Diese war verschlossen; der Schellenzug war zu hoch, als daß er ihn hätte erreichen können; auch hätte er nicht gewagt, ihn zu ziehen, denn was hätte er sagen sollen, wenn nun nicht Louise selbst, sondern nur eine Magd gekommen wäre, um zu öffnen? Er wartete lieber, als ob die Thüre durch irgend ein Wunder von selber aufgehen müsse, um ihn durchschlüpfen zu lassen; und obwohl es anfing zu regnen und ein kalter Tag war, stand er, bald

Digitized by Google

die grüngefärbten Bohlen der Thüre, bald den Messinggriff mit dem grinsenden Löwenkopf am Schlosse, bald den Klingelzug betrachtend — Dinge, die alle für ihn noch eine eigenthümliche Physiognomie hatten — gewiß eine halbe Stunde da, wie ein geduldiges Hündchen vor der verschlossenen Kammerthüre seines Herrn. Endlich kam Jemand aus dem Innern und öffnete; es war ein Fremder, der hinausging, und als er den Knaben wartend dastehen sah, ihn einließ und darauf die Thüre hinter sich zuzog. Paul stand jezt allein in dem breiten und langen Corridor, der durch das ganze Haus lief; rechts und links waren Thüren, aber keiner war anzusehen, welche zu Louisens Zimmer führe. Es dämmerte schon stark in dem Gange und desto bleicher und schreckhafter sahen den Knaben zwei hohe weiße Statuen an, die zu beiden Seiten der Hausthüre in Nischen an der Wand standen; am entgegengesezten Ende des Ganges lag ein großer Hund, der seinen Kopf aufhob und einmal anschlug. Das Kind wurde ängstlich; es wäre gern wieder hinausgegangen, aber das Thürschloß widerstand seinen schwachen Händchen; der Hund im Hintergrunde hatte sich erhoben und Paul hörte, wie er langsam näher tappte. Der kleine Held, der so kühn auf Abenteuer ausgezogen, fühlte jezt allen seinen Muth schwinden, stieß einen heftigen Schrei aus, dem ein lautes Gebell des Hundes folgte, und stampfte nun mit seinem Fuße aus Leibeskräften gegen die verschlossene Hausthüre. Das Gesinde eilte herbei; auch Louise kam, und als sie ihren kleinen Freund erkannte, beruhigte sie ihn, trocknete seine Thränen und führte ihn zu ihrer Mutter, einer hohen und streng aussehenden Frau, die ihm Vorwürfe machte, daß er so allein in fremde Häuser gehe. Das Kind ward dadurch so verschüchtert, daß kein Wort mehr aus ihm herauszubringen war; doch als man es zu den Seinen zurückbrachte, hatte der Bediente den Auftrag, im Namen der Frau von Meerheim zu bitten, ob der kleine Paul nicht täglich eine Stunde zu ihrer Tochter herüberkommen dürfe. Da die Spannung, welche zwischen dem alten Herrn v. S. und der Mutter Louisens bestand, nur durch einige kleine Streitigkeiten über die Begrenzung beiderseitiger Nachbarrechte hervorgebracht war, so konnte diese Bitte nicht füglich abgeschlagen werden, und Paul war wieder so glücklich wie früher oder noch glücklicher, da seiner Freundin Bilderbücher, Kanarienvögel, Mährchen und Stickereien ihm jezt noch lieber waren, als ihre Blumen und ihr Obst im Sommer und Herbst gewesen. Nur zuweilen geschah ihm ein großes Herzeleid: wenn nämlich eine seiner Tanten behauptete, Louise Meerheim sey seine Braut; Paul ward dann jedesmal feuerroth vor Zorn und tobte und schrie, als setze man man ihm ein Messer an die Kehle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater.

Zum erstenmale hat jezt ein Akademiker, Ancelot, die Direktion eines kleinen Theaters. Ehemals war der Akademiker Picard wohl auch Theaterdirektor, aber eines Theaters, welches nur Lustspiele aufführte; bis zur Vaudevilledirektion hatte sich noch kein Mitglied der Académie française herabgelassen. Allein in unserer Zeit kennt man keinen akademischen Stolz mehr, und seitdem die Akademie den thätigsten aller Vaudevillisten, Scribe, aufgenommen hat, kann sie auch keine Unehre für sich darin erblicken, wenn ein anderes ihrer Mitglieder das Vaudevilletheater dirigirt. Madame Ancelot wird wahrscheinlich an dieser Direktion so thätigen Antheil nehmen, als ihr Mann. Man vermuthete schon lange, daß sie bei den dramatischen Arbeiten Ancelots Hand anlegt, und daß sie fähig ist, ihm Beistand zu leisten, hat sie durch ihre eigenen dramatischen Leistungen bewiesen; warum sollte sie ihm also nicht auch das Vaudeville dirigiren helfen können? Es wäre das erstemal nicht, daß eine Dame ein Pariser Theater dirigirt. Madame Dubinot war Direktrice eines Boulevardtheaters, als der berühmte Arzt Magendie sie heirathete und mit ihr ein Einkommen von 30.000 Fr. Indessen ist es eine gewagte Sache, ein kleines Theater dirigiren zu wollen; so Viele haben sich durch solche Unternehmungen zu Grunde gerichtet, daß wahrlich Muth, oder eine große Liebe zur Kunst oder auch zum Gewinn dazu gehört, um sich an die Spize eines dieser Theater zu stellen. Die großen Theater erhalten wenigstens einen starken Zuschuß vom Staate und kommen daher nie in große Verlegenheit; zudem gibt die Direktion derselben Einfluß und Ansehen. Die Operndirektion besonders ist ein sehr gesuchtes Amt. Der jezige Direktor, Leon Pillet, hat diese Stelle bloß deßwegen erhalten, weil er früher als Hauptredakteur des seitdem eingegangenen Journal de Paris für die Minister schrieb und gegen die Opposition rüstig kämpfte. Der Mann klagt jezt in den Zeitungen, daß er Neider habe, und einer derselben ihm seine Direktion rauben wolle. Allerdings hat ein reicher Mann hier, Namens Guillaume, eine leidenschaftliche Vorliebe für den Operntanz und für Opernländer und Tänzerinnen, und er macht keinen Hehl aus seinem Wunsche, an der Spize derselben zu stehen. Dieser Guillaume behauptet in den Zeitungen, es stehe kläglich mit den Leuten, welche sich der edlen Tanzkunst widmen; die Zöglinge werden ganz verwahrlost, ihre moralische Bildung vernachlässigt. Da hat denn Herr Guillaume in seiner ängstlichen Sorge für das Wohl der Opernländer den Plan zu einer Anstalt für 100 Kinder entworfen, welche sich dem Operntanze widmen wollen. Natürlich wünscht er der Leiter dieser großartigen Anstalt zu werden; in derselben sollen die guten Kinder Lehrer aller Art bekommen und vortrefflich erzogen werden. Hätte er nun auch noch die Operndirektion, so würde er auch für die Zöglinge dieser Anstalt sorgen und ihr zeitliches und ewiges Wohl fördern können. Um Gehalt ist es ihm nicht zu thun, Gottlob hat ihn das Schicksal mit einem sehr reichlichen Einkommen bedacht; nur die Liebe zur Kunst, der Wunsch, eine interessante Klasse der menschlichen Gesellschaft glücklicher zu machen, beseelt ihn. Leon Pillet scheint aber durch diese Betrachtungen gar nicht gerührt zu werden, sondern beschuldigt schlechtweg den Herrn Guillaume, daß er ihn von seiner Stelle verdrängen und sich selbst an dieselbe setzen wolle. Auch der

Digitized by Google

Minister des Innern scheint sich die Vorstellungen Guillaumes nicht zu Herzen zu nehmen und seine Vorschläge zu übersehen, wiewohl jener kein Geld zu seiner großen Tanzanstalt verlangt, sondern bloß um die Genehmigung der Regierung anhält, damit die aus derselben hervorgehenden jungen Künstler und Künstlerinnen auf sichere Anstellung an der Oper rechnen können. Dieß will aber, wie es scheint, der Minister nicht, weil er wohl denken mag, daß sich der Einfall des Herrn Guillaume besser auf dem Papiere als in der Wirklichkeit ausnehmen möchte. Herr Guillaume würde ohne Zweifel größern Nutzen stiften, wenn er sich der alten Tänzer und Tänzerinnen statt der jungen annähme, und seinen Reichthum vielmehr zu einem Hospiz als zu einer Pflanzschule anwendete. Andererseits kann man es ihm nicht verdenken, wenn er seine Freude daran hat, junge Tänzer und Tänzerinnen vor seinen Augen herumgaukeln zu sehen, und wenn er seine Gäste zu Hause mit ihren anmuthigen Tänzen ergötzt, wie er im vorigen Winter gethan. Vermuthlich lohnt er es ihnen reichlich und läßt ihnen dadurch im Einzelnen eine Aufmunterung zu Theil werden, die man ihm nicht erlauben will im Großen auszuüben. Eine Tanzschule besteht übrigens schon seit langer Zeit für die Oper, nur werden hier freilich die Schüler und Schülerinnen nicht geistig gebildet, wie es Hrn. Guillaumes Ideal fordert. — Das glänzendste Theater ist diesen Winter wieder die italienische Oper, wiewohl sie keine Unterstützung von der Regierung mehr erhält. Da gibt es Logen, welche für eine einzelne Vorstellung 75 — 80 Fr. kosten, und doch ist fast Alles vermiethet oder bestellt. Man ist ganz gewiß, hier beliebte Opern meisterhaft ausführen zu hören. Die Sänger und Sängerinnen werden sehr hoch besoldet, aber der Impresario hat nur wenige zu besolden; mit Dichtern und Komponisten hat er sich nicht abzufinden, denn er führt nur Opern auf, welche sich in Italien bereits großen Ruf erworben haben. Neuigkeiten verlangt man von ihm nicht. Dekorationen und der sonstige Zubehör großer Stücke sind Nebensache; Alles ruht auf dem Gesang von drei oder vier Virtuosen; der Impresario kann also dieselben hoch besolden und die Eintrittspreise hoch stellen, weil man einmal die italienische Oper als das Theater der reichen Welt ansieht. Den Tenorsänger, welchen der Impresario im vorigen Winter suchte, um Rubini zu ersetzen, hat er in diesem Winter endlich gefunden; er heißt Corelli, und wenn er auch noch lange kein Rubini ist, kann man doch hoffen, daß er ihm in der Folge nahe kommen werde. Auch Mario, der piemontesische Gentilnomo, welchen die französische Oper zu einem Sänger umgeschaffen hatte, der aber auf dieser Bühne nicht ganz leistete, was man von ihm erwartet hatte, thut an der italienischen Oper gute Dienste und wird mit Vergnügen gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Oktober.

(Schluß.)

Theater. — Eisenbahn nach Kiel.

Dem Hamburger Stadttheater stand das zweite Theater in der Steinstraße von jeher als ein kleiner Rival gegenüber, der mehrmals sogar bedenklich ward. Indeß war dasselbe durch einen engen Hof eingeschlossen und Privilegien beschränkten seine weitere Ausdehnung. Nachdem nun die Concession zu der Bühne in der Steinstraße mit dem Tode der bisherigen Besitzerin erloschen war, ist sie dem bekannten Herrn Maurice wieder übertragen worden, demselben, welcher das berühmte Tivoli mit dem Sommertheater und dem Wintergarten, so wie das prachtvolle Frascati zu Bergedorf besitzt, und der schon seit Jahren Mitdirektor des zweiten Theaters war. Die neue Concession knüpft sich an die Bedingung eines neuen Schauspielhauses, welches auf einem freien Platze feuerfest erbaut werden muß. So theuer nun gegenwärtig die Plätze in Hamburg sind (wir wollen nur anführen, daß der Platz, auf welchem die „alte Stadt London" am alten Jungfernstieg stand, zu 475,000 M. Banco oder 257,500 Thlr. Pr. verkauft worden ist), so ist doch Maurice der Mann dazu, diese Bedingungen zu erfüllen, und schon freuen sich die Theaterfreunde darauf, sein neues Haus mit der Bühne, welche sich der Abstammung von Schröders Institut rühmt, in volle Concurrenz treten zu sehen. Freilich will Maurice sich von aller Opernpracht und vom Kothurn, der zu wichtig einherschreitet, möglichst fern zu halten suchen, und auf dem bisher vom Theater der Steinstraße eingeschlagenen Wege der Operette, des Vaudevilles und des Lustspiels bleiben; allein er wird sich sicher bald im größern Raume auch zu größern Stücken gedrängt sehen, und es ist ihm ein günstiger Erfolg eben so sehr zu wünschen als zu prophezeien. — Auch in unserem benachbarten Altona will man es nicht bloß mit Eisenbahnen, als etwas ganz Neuem, sondern auch wieder mit einem Theater, als etwas so oft Verunglücktem, versuchen. Ploch, früheres Mitglied des Hamburger Stadttheaters, hat, alle Niederlagen seiner Vorgänger nicht achtend, das Altonaer Schauspielhaus im Innern neu dekoriren lassen und will's wagen, mit der Nähe Hamburgs und seiner Bühne zu concurriren. Wir wissen nicht, wie stark die Finanzmacht dieses beliebten Künstlers ist; wäre sie aber seinem Muthe gleich, so ist es doch vorauszusagen, daß beide unterliegen werden vor dem zähen Kleinstädterschlendrian der Altonaer. Die wenigen Bewohner dieser ersten Stadt Holsteins, die in's Theater gehen, wallfahrten nach Hamburg oder gehen zur Urania in der Vorstadt St. Pauli. Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande, namentlich nichts in Altona.

Die Eisenbahn von unserer Nachbarstadt nach dem holsteinischen Ostseehafen Kiel wird in ihren Vorarbeiten so rasch betrieben, daß man diese etwa 15 Meilen lange Bahn in wenigen Jahren ganz zu beendigen hofft. In Kiel streitet man sich jetzt über den Platz, den der Bahnhof dort einnehmen soll, und prophezeit gleichzeitig der alten Beherrscherin des Ostseehandels, der ehemaligen Hansakönigin Lübeck, den allerjähesten Untergang. In Lübeck hat man freilich auch das Eine und das Andere gethan, um dem Handel Erleichterung zu verschaffen, aber was geschieht, deutet auf große Erschöpfung der Kräfte. Wenn wir von Lübeck reden, beschleicht uns ein Gefühl, dem ähnlich, mit dem wir in die Todtenhalle eines Fürsten treten. Alles mahnt uns an Größe, aber an eine vergangene. In dem berühmten Todtentanze der schönen Marienkirche zu Lübeck fehlt eine Figur, Lübeck selbst. Nicht daß es schon jetzt den unfreiwilligen Paß mit dem Klapperbein machen müßte; sein Handel ist immer noch von einiger Bedeutung, aber er nimmt von Jahr zu Jahr ab, und die Bewohner der alten, ehrwürdigen, gemüthlichen Stadt haben selbst den Glauben an's Besserwerden längst aufgegeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. November 1842.

Aestus maris accedere et reciprocare, maxime mirum: pluribus quidem modis, verum causa in sole lunaque. Bis inter duos exortus lunæ affluunt, bisque remeant, vicenis quaternisque semper horis.

Plinius.

Ebbe und Fluth.

Mit Bezug auf die neueren, durch den Herzog von Wellington veranlaßten Beobachtungen.

Von Dr. Nürnberger.

Ich kann nicht wissen, wie viele der Leser das großartige, wenn ihnen gleich seinem allgemeinsten Charakter nach sämmtlich wohl bekannte Phänomen der Ebbe und Fluth schon mit eigenen Augen beobachtet haben; ich versetze sie daher, um nur zuerst durch den Augenschein ihr Interesse für meine Darstellung des nicht leichten Gegenstandes zu erregen, Alle mit mir an die Küste eines großen freien Meeres, z. B. der Nordsee, etwa bei Norderney, und mache sie auf das sich nunmehr vor unsern Blicken zutragende Schauspiel aufmerksam.

Wir sehen zunächst in dem eben gewählten Zeitpunkte große Uferstellen vollkommen trocken vor uns liegen; aus dem entfernteren Meeresspiegel ragen Pfähle 12, 15 Fuß hoch in die Luft empor, und wir können auf flachem Sande weit bis zu Punkten vordringen, von denen uns gleichwohl ein dunkles Gefühl sagt, daß sie dem Meere angehören und sich seiner Herrschaft nur momentan entzogen haben. Schon vernehmen wir aber auch aus einiger Ferne ein drohendes Brausen der Wellen, als eilten sie, sich wieder in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen. Zwar rührt sich kein Lüftchen, und wir nehmen auch sonst schlechterdings keine augenfällige Veranlassung dazu wahr; aber dennoch dringt, wie von einer geheimen magischen Gewalt getrieben, das Meer in einer Richtung, in welcher wir bald das Vorherrschen von morgenwärts her unterscheiden, heran. Woge häuft sich auf Woge, die hohen Pfähle werden allmählig darunter begraben, die flachen Ufer werden davon bedeckt, und wir haben nur zu eilen, um höher gelegene Stellen zu erreichen und uns vor dem gewaltigen Elemente in Sicherheit zu bringen. Jezt hat das Meer seinen höchsten Stand erreicht: es wächst nicht mehr; bis auf ein leises Schwanken der ganzen unendlichen Masse scheint es sich auf dieser Höhe stationär erhalten zu wollen. Aber dieser Zustand einer vermeinten Ruhe dauert wiederum nur Minutenlang; wir sehen ganz deutlich, wie sich das Meer abermals sinkend von den flachen Uferstellen zurückzieht, wie die Pfähle ihr Haupt wieder aus den Wogen hervorzustrecken anfangen, wie Stellen, über welche eben noch Schiffe mit vollen Segeln dahin fuhren, trocken werden; und indem wir genauer aufmerken, werden wir gewahr, daß die Richtung, in welcher dieser Rückzug der Wellen erfolgt, derjenigen gerade entgegengesezt ist, in welcher sie sich vorher herzugedrängt hatten, und eben so abendwärts erfolgt, als das Herzuströmen von Morgen her eingetreten war.

Digitized by Google

Dieſes wunderbare Schauſpiel feſſelt uns, und da wir eben eine mondhelle Nacht zu erwarten haben, ſo beſchließen wir, am Strande zu verharren und die Periode abzuwarten, in der es ſich wiederholen werde. So beobachten wir denn, mit der Uhr in der Hand und über 24 volle Stunden an dieſer romantiſchen Uferſtelle ausbaltend, daß dem beſchriebenen tiefſten Stande des Waſſers nach reichlichen ſechs Stunden ein höchſter, dem lezteren nach abermaligen ſechs reichlichen Stunden wieder ein tiefſter folgt, kurz, daß in 24 Stunden 49 Minuten zweimal Ebbe und zweimal Fluth eintritt, einer höchſten Fluth nach 12 Stunden und etwa 25 Minuten wiederum eine höchſte Fluth folgt, und daß dabei, was uns beſonders überraſcht, überhaupt die größte Regelmäßigkeit ſtattfindet.

Mit noch größerem Erſtaunen aber erfüllt uns der bei fernerer Prüfung aller Einzelheiten des Vorgangs ſich ergebende Umſtand, daß das zwiſchen den Fluthen liegende Zeitintervall auf das Genaueſte mit der Bewegung des Mondes, den wir in der mondhellen, ſtillen Nacht ſehr ſchön verfolgen konnten, übereinſtimmt. Von der erſten beobachteten Fluth zur nächſten waren, wie geſagt, 12 Stunden 25 Minuten (oder noch genauer 12 Stunden 24½ Minuten), und von dieſer zur folgenden wieder 12 Stunden 25 Minuten, zuſammen alſo die obigen 24 Stunden 49 Minuten verſtrichen; und genau eben ſo lange hatte der Mond gebraucht, um, nachdem wir ihn hier zum erſtenmal in unſerem Mittagskreiſe geſehen hatten, wiederum zu demſelben zurückzukehren. — Das wäre alſo das Hauptmoment des wunderbaren Phänomens von Ebbe und Fluth, wie wir es nun hier am Meeresſtrande mit eigenen Augen beobachtet haben; wir verlaſſen jezt die doch nicht ganz bequeme Küſtenſtation, um an einem gefälligeren Orte die Betrachtungen über die eigentliche Natur des Vorganges fortzuſetzen.

Zunächſt, was kann wohl für ein Zuſammenhang zwiſchen dem 50,000 Meilen entfernten Monde und den Wogen der Nordſee vor unſern Füßen beſtehen? Daß ein ſolcher Zuſammenhang, ein ſolcher Einfluß ſtattfinde, muß wohl jeder zugeben, der der Sache ſo genau zugeſehen hat wie wir ſo eben. Der Fluthenberg folgte ja ſichtbar dem Zuge des Mondes; der Mond zog von Oſten nach Weſten dahin und das Meerwaſſer lief, Fluth machend, eben ſo von Oſten herbei und ebbend nach Weſten ab. Dieſer Fluthenberg bildete ſich zwar nicht gerade gleichzeitig mit dem Heraufſteigen des Mondes, ſondern häufte ſich vielmehr erſt einige Zeit nach deſſen Meridiandurchgange recht zuſammen; aber wir können uns wohl ſelbſt leicht ſagen, daß er dazu doch auch einige Zeit gebrauchte, und dieſe Zeitverſchiedenheit war, um die Sache noch auffälliger zu machen, überdieß einmal gerade ſo groß als das anderemal. Wie iſt das alſo nun ſo eigentlich?

Die Leſer kennen den geheimnißvollen Bezug, welcher zwiſchen den verſchiedenen Weltkörpern beſteht und dem wir den Namen der Schwere, der Gravitation beilegen, ohne damit ſeine Natur erklären zu wollen. Genug, die Beobachtung lehrt unwiderſprechlich, daß die verſchiedenen Weltkörper unſeres Syſtems eine, mit dieſem Ausdrucke bezeichnete gegenſeitige Anziehung auf einander ausüben, welche in dem Maße gewaltiger wirkt, als ſich dieſe Körper einander näher befinden. Eine ſolche Anziehung übt alſo namentlich der Mond, als das unverhältnißmäßig nächſte Geſtirn, auf unſern Planeten aus. — Wir müſſen uns die Erde jezt als eine frei im Weltraume ſchwebende Kugel verſinnlichen, deren Einzeltheile durch eine überwiegende, allſeitig nach dem Centrum der Kugel hinwirkende Schwerkraft, aber zugleich auch durch ihren eigenen Zuſammenhang in dieſer Kugelgeſtalt erhalten werden. Dieſes aus dem eigenen Zuſammenhange herrührende Verharren bezieht ſich aber natürlich nur auf die feſten Beſtandtheile, Berge, Felſen, Länder u. ſ. w. der Erdkugel; die flüſſigen Maſſen, die Meere der Erde feſſelt nichts als die Schwerkraft an ihren Planeten; nur durch ſie wird ihnen die allgemeine Kugelgeſtalt der Erde geſichert, und ſie würden dieſelbe natürlich aufgeben, wenn eine Störung in der normalen Wirkung jener rein irdiſchen Schwerkraft auf ſie einträte.

(Fortſetzung folgt.)

Paul.

(Fortſetzung.)

Die ſeltſame Neigung des Kindes hatte etwa ein Jahr lang gedauert und dieſelbe Wärme behalten, als Paul bemerkte, daß Louiſe begann, mit geringerem Intereſſe ſeinen Plaudereien zuzuhören und weniger gern in ſeine Spiele einzugehen. Sie war nachdenklicher geworden, ihr mildes Geſicht wurde weicher und träumeriſcher, endlich ſah Paul ſie weinen — ein Anblick, der ihn ſofort in ein nicht zu ſtillendes Schluchzen ausbrechen ließ. Louiſens Mutter kam herzu, eine Dame, die bei Paul nicht ſehr in Gnaden ſtand, und fragte ſtreng, ob das Kind unartig ſey? Er wurde dadurch beleidigt und verlangte nun, nach Hauſe geführt zu werden; aber Louiſens Thränen ließen ihn Abends lange nicht einſchlafen, da er allerhand Racheplane gegen ihre Mutter ausſann, welche, wie er glaubte, ſie geſcholten haben mußte. Am andern Tage, als Paul wieder kam, war ein fremder Herr bei ſeiner Freundin und ihm wurde der Zutritt verwehrt, eine Maßregel, die ihn unfehlbar zum

Digitized by Google

Revolutionär gemacht hätte, wenn nicht Adrian, der alte Bediente, der ihn führte, den Ausbruch seines kleinen Kummers durch einen weit größern unterdrückt hätte. Er erzählte ihm nämlich, als sie zusammen über die Straße heimgingen, daß Fräulein von Meerheim heirathe und weit, weit weg in die Fremde ziehe.

Dem war in der That so; es hatte sich ein Freier für sie gefunden, ein Gutsbesitzer von den Küsten der Nordsee, den ein Rechtsstreit eine Zeitlang in die Hauptstadt gezogen hatte. Sein Aeußeres war weder glänzend, noch sehr gewinnend, und jedenfalls anziehender für einen Maler als für eine junge Dame; denn obwohl er erst dreißig Jahre zählte, hatte der Baron Walther von Dietburg doch eine so markirte Physiognomie und so harte Züge, von den scharfen Stirnrunzeln und den dichten schwarzen Brauen über seinen blitzenden Augen, bis zu dem hervortretenden breiten Kinn, daß sich nicht leicht annehmen ließ, ein junges Mädchen habe in ihm ihr Ideal gefunden. Dem sey wie ihm wolle, so viel stand fest, daß man allgemein sagte, Louise von Meerheim werde von ihm auf sein Schloß an der Nordsee, über dessen eigentliche Lage die verschiedensten Gerüchte sich kreuzten, als junge Frau heimgeführt werden. Ob sie gern oder ungern folge — nun, das ließ man um so eher dahin gestellt, weil das in jenen guten alten Tagen bei der Verheirathung der Töchter wenig in Betracht kam. Uebrigens wußte man, daß Meerheims nicht reich waren und daß die alte Frau von Meerheim eine strenge Vertheidigerin der alten Sitte und Weise war.

Als Paul jene Mittheilung von dem alten Adrian erhielt, dämmerte in der Seele des Kindes zum erstenmale eine Ahnung von einem Schmerze auf. Louise sollte fortziehen, sie sollte ihre Blumen, ihre Vögel, ihre Bilder, sie sollte ihn verlassen: sie kam ihm da vor wie eine vertriebene Königin aus einem ihrer Mährchen, die verwünscht und gefesselt in einem grauen verwitterten Thurm, oder an den stürmischen Wogen eines nebelhaften, düstern Meeres sitze. Allmählich aber gewöhnte sich Paul an den Gedanken, besonders nachdem Louise ihm versprochen, er solle sie besuchen dürfen, um mit ihr auf den Dünen die bunten Muscheln aufzulesen und mit Herrn von Dietburg Halcyone und Möven zu schießen; endlich nahm er eine Einladung zu dem Hochzeitmahl, nach welchem sofort die Abreise des jungen Paars erfolgen sollte, in dem Gedanken an den Hochzeitkuchen und andere gute Dinge mit einer musterhaften Resignation entgegen.

Der Tag dieses Hochzeitmahls war gekommen; die großen, gelb und roth lakirten und in Riemenwerk von ungeheurer Länge hängenden Kutschen rasselten heran; auch der Hofgerichtsamtsverwalter von S. bestieg in feierlicher Galla, in den rothen Mantel seines Oberrichterthums gehüllt, mit seinen Töchtern und Paul eines dieser stattlichen Gebäude, um zehn Schritte weiter, an der nächsten Hofthüre, wieder auszusteigen. Die Gäste wurden von der Dame des Hauses sehr gnädig empfangen, und nachdem das junge Paar alle Glückwünsche angehört hatte, von denen mancher sehr zierlich gesezt war und nicht gewöhnliche Kenntniß der Komplimentenphraseologie verrieth, die Gott sey Dank jezt zu den verschollenen Dingen gehört; nachdem der Hofgerichtsamtsverwalter mehrere Bekanntschaften erneuert, die sein Einsiedlerthum ihm seit Jahren nicht mehr zu Gesichte hatte kommen lassen, und welche alle gefällig genug waren, ihm zu versichern, daß es heute ungewöhnlich schlechtes Wetter sey — nach allem diesem sezte man sich zu einem sehr feierlichen und ernsten Mahle nieder. Es war nicht allein die geschnürte Sitte jener Tage, die sich geltend machte, auch das eigenthümlich drückende Gefühl bei jedem Hochzeitmahl, welches auf den nächsten und nähern Theilnehmenden lastet, der unbewußte Gedanke an das Entscheidende des Moments, wo die Lebenssonne eines der Unsern in einen neuen Wendekreis tritt und man nicht weiß, ist es das Zeichen der günstigen Jungfrau oder das des bösen Scorpions, welches nun herrschen wird, so daß die tiefer Fühlenden auch aus dem frohen Becherklang und den lustigen Rundgesängen schwermüthige Melodien von Scheiden und Meiden und der Einsamkeit des Menschenherzens heraushören.

Die Braut schien ruhig, obwohl nun und dann scheue und ängstliche Blicke aus den Winkeln ihrer Augenlieder zuckten; sie sprach wenig, aber ihr Gemahl desto mehr, und zwar bestrebte er sich, mit einer etwas auffallenden Lebhaftigkeit Louisens Mutter die Grundlosigkeit und Gefahrlichkeit der Wege anschaulich zu machen, welche von ihrem Wohnort zu seinem Schlosse führten, und die seiner Beschreibung nach so schlecht waren, daß eine ältliche Dame kaum wagen dürfe, sich für eine so klippenreiche Fahrt einzuschiffen. — „Louise wird desto öfter zu Ihnen kommen, gnädige Frau Mutter," schloß er und Frau von Meerheim ließ sichtbar verstimmt das Gespräch fallen.

(Fortsezung folgt.)

Der gefangene Adler.

Im Käfig, unter strengen Eisengittern
Sizt auf dem Stein ein Adler unbeweglich;
Er sieht die Sonne seiner Sehnsucht täglich
Im Strahlenglanze hoch am Himmel zittern.

Er starrt hinein in's Flammenmeer mit bittern
Und kranken Augen, lautlos, bang und kläglich;
Ach! Adlerherz! du leidest wohl unsäglich —!
Kommt Niemand denn, die Bande zu zersplittern?

Die Sonne sinkt! und ewig sinkt sie wieder!
Da sträubt sich wie im Zorne sein Gefieder,
Der Käfig dröhnt von wildem Flügelschlage.

Tief in den Stein gräbt er des Herzens Klage,
Daß einmal, wenn das stolze Herz gebrochen,
Sein Weh in Hieroglyphen sey gesprochen.

Otto Prechtler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater. — Das neue Stadthaus. — Verbrechen.

In den komischen Opern sind Lablache und Tamburini noch immer ausgezeichnet; da aber die Mode jezt die ernsthaften Opern vorzieht, und lieber das Leidenschaftliche als das Lustige hören will, so müssen Beide oft auch Rollen in diesen übernehmen. Die Damen Grisi und Persiani füllen die weiblichen ersten Rollen vortrefflich aus, und zu diesen gesellt sich noch die Frau des Direktors, Madame Viardot, früher Dlle. Garcia. — Alle Theater, von der großen Oper bis zu den kleinen Vaudevillebühnen, rüsten sich mit neuen Stücken für den beginnenden Winter, und wahrscheinlich wird derselbe sehr fruchtbar werden. Dagegen müssen nun die Bauten und Verschönerungen, welche die Stadtbehörde und der Staat unternehmen, nach und nach eingestellt werden. Das Rathhaus ist nun äußerlich ganz vollendet. Es sollen in demselben mehrere große Säle zu öffentlichen Versammlungen eingerichtet werden, da man das Bedürfniß derselben beständig fühlt. Es gibt eine Menge literarischer, religiöser, philantropischer Vereine, welche, wenn sie zum Publikum sprechen wollen, großer Räume bedürfen; auch für die politischen Versammlungen, welche unter Aufsicht der Staatsbehörde stattfinden, z. B. Deputirtenwahlen, fehlt es an großen Lokalen. Das alte Paris war für eine Publicität, wie sie jezt in Allem herrscht, nicht eingerichtet, und daher fehlt es in den Staatsgebäuden an Räumen zu großen Versammlungen. Darauf hat man daher bei der Vergrößerung des Stadthauses Bedacht nehmen müssen, und es werden sehr große Säle zu diesem Zwecke eingerichtet. Somit stünde nunmehr das Rathhaus im Verhältnisse mit den Bedürfnissen der jetzigen Zeit. Nimmt aber die Bevölkerung von Paris noch immer zu, wie es den Anschein hat, so wird in einem Jahrhundert das jetzige Rathhaus auch nicht mehr hinreichen, weil mit der Bevölkerung auch die Geschäfte der Stadtbehörde zunehmen. Die Pariser Polizei ist vom eigentlichen Munizipalwesen getrennt und hat ein eigenes, sehr geräumiges Lokal in der Nähe des Justizpalastes inne. Aber auch das Polizeihotel wird zu enge; man hat Hand an's Werk gelegt, um es geräumiger zu machen. Der Justizpalast selbst reicht kaum mehr zu; man arbeitet schon an der Vergrößerung, zumal da für das Justizarchiv, welches seit der Revolution in der ehemaligen heiligen Kapelle untergebracht war, jezt ein neues Lokal erforderlich ist. Die heilige Kapelle wird bei dem allgemein erwachten Sinne für die Erhaltung alter Denkmäler im alten Style wieder hergestellt und wieder für den Gottesdienst eingerichtet. Natürlich werden die Gefängnisse ebenfalls zu enge; denn obgleich die Zahl der Schulen sich bedeutend vermehrt hat, und die Stadtbehörde so wie der Staat auf den Volksunterricht weit mehr Sorgfalt und Kosten verwenden als sonst, so nimmt doch leider die Zahl der Vergehen und Verbrechen nicht ab, und die Assisen müssen sich oft in zwei Kammern theilen, welche zu gleicher Zeit Gericht halten, um die vielen Kriminalprozesse abzumachen. Ein Herr Benoiston las neulich in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Abhandlung über Kriminalstatistik vor. Das traurige Ergebniß seiner auf die offiziellen Angaben gestüzten Untersuchungen ist, daß die Sitten sich verschlimmern. Namentlich werden die Rückfälle, so wie der Selbstmord augenscheinlich häufiger; seit 15 Jahren rechnet der Verfasser 25,000 Menschen, welche sich in Frankreich selbst um's Leben gebracht haben. In den 5 Jahren vor 1839 zählte man unter den Selbstmördern 91 Kinder unter 16 Jahren und 2000 mehr als 80jährige Greise. Hinsichtlich der andern Verbrechen meint er jedoch, man müsse auf die Zeitumstände Rücksicht nehmen. Seit 1834 seyen große Störungen im Handel und Gewerbsfleiß vorgefallen; dadurch seyen eine Menge Handarbeiter in Elend und Verzweiflung gerathen, und dieser Ursache müsse man eine Menge der in den lezten Jahren begangenen Vergehen und Verbrechen zuschreiben. Daß der Volksunterricht jezt wirklich eine heilsame Wirkung auf den moralischen Zustand der Nation ausübt, schließt er aus der Abnahme der Zahl der minderjährigen Verbrecher. Aber an die Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten, wie sie bis jezt bestanden haben, glaubt Benoiston nicht; in der That werden die meisten Verbrechen, in Paris besonders, von Menschen begangen, welche aus dem Bagno oder den Zuchthäusern entlassen worden sind, und es gibt eine Menge Elender, deren Leben darin besteht, daß sie Verbrechen begehen, ihre Strafe dafür ausstehen, und nach der Strafzeit wieder neue Verbrechen begehen, um von Neuem ihre Strafe auszuhalten. Von Besserung der Bestraften hat man bisher in Frankreich nichts verspürt. Die aus dem Bagno entlassenen Verbrecher sind die gefährlichsten Feinde für Paris. Die Polizei weist ihnen nach ihrer Entlassung gewöhnlich einen andern Ort als die Hauptstadt zu ihrem Aufenthalt an, aber sie schleichen sich bald wieder ein, wissen im Gewühle der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, und erst wenn sie auf frischer That ertappt werden, erkennt man in ihnen ehemalige Bagnobewohner. Was aber jezt häufiger vorkommt als sonst, ist, daß Leute aus den mittlern Klassen an Verbrechen Theil nehmen, daß Leute, welche eine gewisse Bildung erhalten haben, um ihren Lüsten fröhnen oder ein glänzendes Leben führen zu können, sich mit gemeinen Verbrechern heimlich verbinden. Dieß zeigt sich eben bei einer entdeckten Diebsbande, deren Hauptanführer ein Mechaniker und ein Beamter waren. Der junge Mechaniker arbeitete bei einem angesehenen Schlosser, wurde oft in die reichen Hotels der Vorstadt St. Germain gerufen, um daselbst künstliche Arbeiten auszuführen, gewann durch sein gutes Benehmen das Zutrauen der Herrschaften, bemerkte sich schlau die Einrichtung der Gemächer und bestahl dann die Hotels, wenn die Bewohner auf's Land gezogen waren. Der Beamte gab Kundschaft von dem, was in den Bureaus vorging, und hatte seinen Antheil an der Beute, ohne eigentlich an den Diebstählen Theil zu nehmen. Diese Bande hat eine erstaunliche Masse von Kostbarkeiten entwendet. Sie hat noch das Eigenthümliche, daß die Hauptanführer das gestohlene Gut nicht durchbrachten, wie es sonst von den Gaunern geschieht, sondern dasselbe verständig anlegten, entweder in Staatsrenten oder in liegenden Gütern. Vielleicht hätten sie in der Folge eine Rolle als reiche Landeigenthümer gespielt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. November 1842.

Wende deine Augen nicht von dem Dürftigen, auf daß er nicht über dich klage. — Gib gerne, so wirst du wieder empfangen.

Sirach.

Paul.

(Fortsetzung.)

Am untern Ende der Tafel saßen mehrere geistliche Herrn, deren Unterhaltung nach und nach lauter wurde. Männer dieses Standes zeichneten sich damals, was freilich kein Wunder war, durch ihren frohen Lebensmuth und meist auch durch eine Menge „lepider Stücklein" aus, womit sie die Gesellschaften zu erheitern wußten, deren Zierde und Angelpunkte sie oft waren. Jezt schien einer unter ihnen den Andern als Stichblatt für vielfältige Neckereien zu dienen, und weil sie immer lebhafter und rückhaltloser ihren Scherzen freien Lauf ließen, erfuhr endlich die ganze Tischgesellschaft, daß den Herrn Domvikar vor nicht gar langer Zeit in allem Ernst der Teufel habe holen wollen. Einige der Gäste fanden das höchst spaßhaft, andere aber, die den Domvikar kannten und vielleicht auch gläubigeren Sinnes waren, und zu ihnen gehörte auch der Amtsverwalter v. S., hielten es im Stillen für nicht so undenkbar und glaubten jedenfalls, daß es Geistlichen schlecht anstehe, darüber zu scherzen; Alle aber äußerten die gleiche Neugier nach der näheren Bewandtniß der Sache. — Man war schon am Nachtisch und die schwereren Weine machten die Runde; dieß mochte Einfluß auf den Umstand haben, daß der Domvikar, ein großer hagerer Mann mit einer sehr breiten vortretenden Stirne, die wie ein Felsgeklipp seine wasserblauen Augen überragte, sich heute weniger verschlossen zeigte, als er sonst pflegte, und sich endlich bewegen ließ, die folgende zusammenhängende Erzählung zu geben.

„Sie wissen Alle," hob er an, indem er langsam den Blick über die Hochzeitgäste schweifen ließ, „daß ich auf eine seltsame Art zu einem gewissen Verständniß der Geheimnisse gekommen bin, welche sich in den Zahlen bergen." — „Nein — wie denn?" riefen hier mehrere Stimmen, unter denen auch die des Bräutigams war. „Nicht?" fuhr der Geistliche fort; „nun, dann muß ich weiter ausholen."

„Es sind im nächsten Winter drei Jahre, daß ich eines Abends aus einer Gesellschaft heimging; es war spät, die Straßen wie ausgestorben, und dabei herrschte ein Unwetter, wie lange keines mehr erlebt worden. Es schneite und fror und ein scharfer Wind wehte den Schnee an den freien Plätzen zu Bergen auf, daß man bis an den Hals hätte darin versinken können. An der ersten Straßenecke blies es mir meine Handlaterne aus und ich mußte im Dunklen weitertappen, so gut es gehen wollte. Endlich gelangte ich an meine Hausthüre; aber als ich den Fuß auf die Treppenstufen setzen will, höre

Digitized by Google

ich ein leises Stöhnen dicht neben mir. Ich will nun nicht sagen, daß ich nicht einigermaßen erschrocken sey; nichts desto weniger aber bückte ich mich, um genauer zuzusehen, und erblickte auch etwas, seitwärts in der Ecke der Treppensteine und der Mauerplinten, nämlich eine zusammengekauerte Gestalt, die halb im Schnee hockte und sich in den Winkel drückte, um einigen Schutz gegen den rauhen und schneidenden Zug zu haben, der durch die Straße ging. Es ächzte und röchelte. Um Gotteswillen, dacht' ich, das ist ja gar ein Mensch, und das in dieser Nacht! — Ich schlug heftig an den Thürklopfer, denn es grauste mir; zwei von meinen Leuten kamen herbei, und so konnten wir denn das armselige Geschöpf, das in einer solchen Nacht keinen bessern Zufluchtsort zu finden wußte, gleich anfassen und in's Haus tragen."

„Und was war es? — Nichts als ein alter abgerissener polnischer Jude; es war eine schöne Last, die ich mir aufgebürdet hatte; der Mensch war sterbenskrank. Doch ließ ich ihn ordentlich verpflegen und am andern Tage war er wieder so weit zu Kräften gekommen, daß er anfing, ein vernünftiges Deutsch zu sprechen, statt der einzelnen kauderwelschen Worte, die er zuerst ausgestoßen hatte. Am Nachmittage ließ er mich zu sich rufen. „Herr," sagte er, als ich in seine Kammer trat, „der Gott Abrahams, der dein Gott ist, wie er ist mein Gott, soll seyn mit dir. Ich bin ein armer Jud, aus dem Stamme Zebulon und geboren in der Stadt Krakau, wo du kannst fragen lassen nach Ruben Ben Eliesar, und jeder Handelsmann wird dir sagen können von Ruben, und wo er wohnt, und was ist sein Geschäft. — Nun bin ich gekommen in diese Stadt, weil ich reisen wollte zum Rabbi Mailah in Amsterdam; aber ich bin krank geworden in N. und als ich mich habe bis hierher geschleppt durch den Schnee und mit erfrorenen Füßen, habe ich Herberge verlangt von der Judenschaft. Und sieh, sie haben mich gewiesen vor ihre Thür, so wie man weiset einen Hund in das Wetter und in die Nacht hinaus." Der Jude stieß hierauf unverständliche Worte aus, die nach der Art, wie er sie hervorbrachte, Verwünschungen seiner hartherzigen Glaubensgenossen zu seyn schienen. — Ich erfuhr darauf, daß er von einem andern Glaubensbekenntnisse sey wie unsere Juden, eine Art Ketzer, und daß sie ihn deßhalb abgewiesen hatten."

„Der Kranke," fuhr der Erzähler fort, „äußerte gegen mich, er sey ein sterbender Mann und wisse wohl, wie seine Stunden gezählt: er habe in meinem Hause das Kopfkissen seiner lezten Ruhe gefunden. Ein eigenthümlich schlauer Blick forschte dabei aus seinen halbverglasten Augen; als er aber wahrnahm, daß sich meine Züge bei dieser unangenehmen Nachricht nicht veränderten und ich ruhig antwortete: wie Gott will! da richtete er sich lebhaft auf und sagte: „Aber ich will dir lohnen, was du an einem armen Juden thust, und du sollst noch oft gedenken an den sterbenden Ruben Ben Eliesar aus Krakau in Polen, der in deinem Hause seine Urständ erlangt." — Das Sprechen wurde ihm sauer; nach einer Stunde mußte ich wieder kommen und nun erklärte er mir, er wolle mich einweihen in eine seltene Geheimlehre, und ich lernte von ihm die Geheimnisse einer Kunst, von deren Existenz ich früher keine Ahnung gehabt. Am dritten Tage, kurz vor seinem Ende, erfuhr ich auch ihren Namen: sie heißt die Kabbala."

(Fortsetzung folgt.)

Ebbe und Fluth.

(Fortsetzung.)

Nun schwebe aber der Mond mit seiner Gravitation über der Erdkugel; es sey dieß über einem Punkte oder einer Gegend des Aequators, aus dessen Region er sich, wie wir wissen, ja ohnedieß nie weit entfernt, und zwar verändere er zuerst diese seine Stelle nicht: was wird geschehen, ja geschehen müssen? — Die Gravitation des Mondes wird die Wirkung der irdischen Schwerkraft zunächst auf die so leicht beweglichen Wassermassen der Meere beeinträchtigen und diese werden die angegebenermaßen nur durch die leztere Kraft bedingte reine Kugelgestalt verlassen. Wir wollen uns, um den Widerstand wegdenken zu können, welchen Küsten, Vorgebirge u. s. w. der sonst ganz freien Bewegung des Wassers entgegensetzen könnten, die ganze Erdkugel aus Wasser bestehend, oder gleich tief mit Wasser bedeckt vorstellen, so wird dieses Wasser jezt vollkommen ungehindert unter dem Monde zusammenströmen und, dessen Anziehung folgend, einen Fluthenberg unter ihm bilden; ja es würde zu ihm hinaufgerissen werden, wenn sich nicht die, wie wir bevorwortet haben, überwiegende Schwerkraft der Erde widersezte, welche zwar nicht das Zusammenlaufen der Gewässer unter den ziehenden Mond hin, aber doch ihr gänzliches Entfliehen verhindert. Dieß leuchtet einem Jeden auf den ersten Blick ein; darauf beschränkt sich aber der, wie wir auch bevorwortet haben, von der Entfernung abhängige Gravitationseinfluß des Mondes gar nicht. Gleichwie sich derselbe nämlich, diesem Entfernungsgesetze gemäß, energischer auf die um den ganzen Halbmesser der Erdkugel näheren Gewässer als auf den um so viel entfernteren Mittelpunkt der Erdkugel äußert, eben so agirt er natürlich auch wieder schwächer auf die abermals um einen Halbmesser weiter entfernten Gewässer der

Digitized by Google

entgegengesezten Halbkugel der Erde;* und die flüssige Materie wird daher die Kugelgestalt nicht bloß in der Gegend der Erdoberfläche, welche den Mond im Zenith hat, sondern auch auf den gerade entgegengesezten Punkten verlassen: die Gewässer des (angenommenen großen, die ganze Erde bedeckenden) Oceans werden oben und unten vom festen Erdkerne abtreten; und was, der Gestalt nach, sonst Kugel geblieben wäre, wird sich zu einem elliptischen Sphäroid, zu zwei Fluthenbergen mit entgegengesezten Gipfeln ausgezogen finden, deren große Axe gegen den gravitirenden Mond gerichtet ist.

Wir haben den Mond bis hierher unverrückt über der nämlichen Gegend der Meeresoberfläche stehend angenommen; in diesem Falle würde sich die Fluth also auch auf die genannten Punkte, auf die dem Monde zugekehrte und die entsprechende Gegend in der abgewendeten unteren Erdhalbkugel eingeschränkt finden. Jezt fange aber der Mond seinen täglichen Umlauf von Morgen gegen Abend um die Erde an, so muß der doppelte Fluthenberg diesem Mondzuge folgen, und das Wasser, genau wie wir es beobachtet haben, dem Monde zur Bildung der Fluth in derselben Richtung „nachlaufen." Ist der Mond nicht im Aequator selbst, sondern in einem Parallelkreise, so wird zugleich von dessen Mittelpunkte (wenigstens nahe) dasselbe gelten, was wir vorher vom eigentlichen Erdmittelpunkte gesagt haben: auch in ihm wird sich das Wasser, oben wie unten, zur Fluth zusammenhäufen;** und wenn der Mond bei diesem seinem Tagesumlaufe den untersten Punkt des Parallels erreicht (in die untere Meridianhälfte tritt), so wird der ihm nachziehende Fluthendoppelkegel wieder ganz oder doch fast die nämliche Lage gegen ihn haben. Dieß hat auch unsere Uhr gezeigt: wir fanden 12 Stunden 25′ für den halben „Mond"tag (die Zeit des Monds-ganges durch die eine Hälfte des Parallels), und um dieselbe Zeit lagen zwei consecutive Fluthen auseinander. Gleichergestalt hatten wir selbst bemerkt, daß die Ebbe der Fluth nach reichlichen 6 Stunden (genauer 6 Stunden 12½′) folgte, in welcher Zeit Mond und Fluthendoppelkegel aus dem Meridian bis zum Horizont gerückt und die Gewässer mitgezogen waren, wonach dieselben in der Gegend vor unsern Augen dann also wohl den tiefsten Stand haben mußten.

„Ja," werfen einige Zweifelsüchtige unter meinen Begleitern nach Norderney hier ein, „Sie zwingen uns freilich fast, das eben beobachtete Schauspiel der Ebbe und Fluth auf den Mond zu beziehen; allein wenn Sie, im Widerspruche mit demjenigen, was die Naturphilosophie darüber behauptet,* die Gravitation dieses Gestirns für den eigentlichen Grund des Vorganges ausgeben, so hätten wir doch auch einen ähnlichen Einfluß von Seiten der an Masse so unendlich größern Sonne bemerken müssen, was doch nicht der Fall war."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Lezterer Umstand bedingt, wie die gelehrteren Leser wissen, die sogenannte „Antipodenfluth;" ich darf aber weniger gelehrte Leser mit den näheren Erörterungen und den Zweifeln über die mehrfachen Gründe ihrer Entstehung noch nicht beunruhigen; die hier vorgetragene, so einfache Newtonsche Erklärung wird von den Meisten doch wohl befriedigend gefunden. Wer mehr, zumal rechnende Entwicklung verlangt, die das Morgenblatt doch nicht geben kann noch will, den verweisen wir auf den ausführlichen Artikel „Ebbe und Fluth" in der eben erscheinenden dritten Abtheilung des „Populären astronomischen Handlexicons." Kempten, Dannheimer.

** Man denke sich, was die Anstrengung der Einbildungskraft bei dem, wie gesagt, nicht ganz leichten Gegenstande sehr erleichtern wird, einen dem Tagkreise des Mondes auf der entgegengesezten Seite des Aequators und eben so weit von demselben gegenüberstehenden Parallelkreis, und nenne die zwischen diesen beiden, also dem Zenith- und Nadirpunkte des Gestirns auf der Erdoberfläche entsprechenden beiden Parallelkreise enthaltene Zone mit mir die „Fluthzone."

* Ich für meine Person bin zwar ein zu eingefleischter Newtonianer, um mich zur Entwicklung der sogenannten „naturphilosophischen" Hypothese über Ebbe und Fluth entschließen zu können; Lesern indeß, welche sich damit befreunden wollten, glaube ich „Hugi's Grundzüge einer allgemeinen Naturansicht. Solothurn. 1841" empfehlen zu dürfen. — Man mag freilich alle Stimmen hören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

Historisch-topographisches Charakterbild der Stadt.

II.

(s. Nr. 266 ff.)

Kirchen.

Unter den Kirchen Breslaus nimmt die Kathedralkirche zu St. Johann durch ihre historische Bedeutsamkeit und reiche Ausstattung den ersten Rang ein. Welch ein Unterschied ist zwischen diesem Dome mit seinen Monumenten der frühesten christlichen Jahrhunderte Schlesiens, und einer jüngern katholischen Kirche, wie z. B. der Hofkirche zu Dresden! Wie gewaltig dringt hier bei jedem Schritte auf den Beschauer der Geist der Geschichte ein, und lehrt Ehrfurcht vor den tausendjährigen römischen Idealen, welche eine so gabenreiche Glaubenskraft erweckten, unterbielten und leiteten! Nur in einem solchen Dome begreift sich anschaulich die historische Macht der katholischen Kirche in dem sinnlichen Kultus, dem sie mit der Pflege des aufkeimenden Talents alle Künste dienstbar machte, mit dem sie unbewußt in Musik-, Bild- und Bauwerken für ein spätes Jahrhundert den Uebergang zu der unsichtbaren Kirche des wahren Christengeistes vermittelte. — Die Kathedrale zu Breslau ward im Jahre 1052, bald nach der Verlegung des Domstifts von

Digitized by Google

Smogra hieher, durch Bischof Hieronymus von Holz erbaut. In ihrer jetzigen Gestalt erbaute die Kirche zum Theil Bischof Thomas I. im Vereine mit Herzog Heinrich III. in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, wo der gothische den byzantinischen Styl verdrängte. An letztern erinnern noch die Säulen und Figuren des Portals, während der übrige Theil nebst den Thürmen einer noch spätern Zeit angehört, nämlich dem 14ten Jahrhundert, wo Nanker auf dem bischöflichen Stuhle saß. An den beiden ersten Pfeilern der Kirche sieht man zwei Basreliefs von weißem Marmor, von denen das eine die Zerstörung eines Götzentempels durch Gottfried, den ersten bekannten Bischof in Schlesien, das andere die Bannbelegung des Königs Johann von Böhmen durch den Bischof Nanker darstellt. Unter den Bildern zeichnen sich aus: ein Johannes in der Wüste und ein Engelssturz, von Willmann, die Steinigung des Stephanus, angeblich von Tizian, und Maria mit dem Kinde unter Tannen, von Lukas Kranach. Wie im Dome zu Lübeck deuten im Presbyterium rechts und links lateinische Verse auf die Sage, daß der nahe bevorstehende Tod eines Domherrn entweder durch eine weiße Rose, die in seinem Stuhle liegt, oder durch eine selbstläutende Glocke angedeutet werde. In der Elisabethenkapelle sieht man vorzügliche, in Rom gearbeitete Marmorstatuen, unter denen die der heiligen Elisabeth selbst, von Herkules Fioretti gearbeitet, sich auszeichnet.

Unfern der Kathedrale erhebt sich mit schlankem Spitzthurme die **Kreuzkirche**, ein imposantes gothisches Gebäude in Kreuzform, dessen Ursprung an einen merkwürdigen Akt der schlesischen Fürstengeschichte erinnert. Herzog Heinrich IV., auch als Minnesänger genannt, war mit dem Bischof Thomas II. in Zwist gerathen, der sich dergestalt steigerte, daß der zornige Fürst die Güter der Domgeistlichkeit einzog und dafür mit dem Bann belegt wurde. Der Bischof flüchtete mit dem Clerus und kam nach langem Umherirren nach Ratibor in Oberschlesien, von dessen Herzog der unversöhnliche Heinrich die Auslieferung seines Feindes verlangte. Als dieß verweigert wurde, belagerte er die Stadt, in welcher bald Mangel an Lebensmitteln eintrat. Da entschloß sich der Bischof, der durch sein Unglück die fremde Noth nicht länger verschulden wollte, sich dem Verfolger, im Vertrauen auf dessen Großmuth, selbst zu überliefern. Es geschah, und die Feindschaft des gerührten Fürsten verwandelte sich von diesem Augenblicke an in die thätigste Begünstigung der Geistlichkeit, welche ihn dafür mit dem Beinamen „Probus“ beehrte. Als Denkmal seiner Versöhnung beschloß er 1288, dem heiligen Bartholomäus eine Kirche zu bauen, bei deren Grundgrabung man eine seltsam gestaltete Wurzel fand. Sie hatte die Form des Kreuzes mit dem Christusbilde, und der Herzog sah darin einen Wink des Himmels, die Kirche zur Ehre des Kreuzes zu errichten, darunter aber, zur Erfüllung seines Gelübdes, eine zu Ehren des heiligen Bartholomäus. So entstand die noch heute in der ursprünglichen Gestalt vorhandene Doppelkirche, von der die untere auch am Tage ihres Heiligen nicht mehr wie sonst benutzt wird, seit im dreißigjährigen Kriege die Schweden sie zu einem Pferdestall gemacht hatten. Die Kreuzkirche enthält im Presbyterium das Grabmonument ihres Gründers Heinrichs IV., der in ganzer Figur aus gebranntem Thon darauf ausgestreckt liegt. Das Bildwerk, aus dem Jahre 1590, ist eines der ältesten Werke schlesischer Sculptur. Auf den Altären der beiden Kapellen, welche der Kirche die Kreuzesform geben, sieht man die Reliquien der Heiligen Benedict und Innocenz, und um sie her einige gute Bilder von schlesischen Meistern.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Unterschleife in den städtischen Bureaus.

Eine andere Bande trieb ihr Unwesen in den Bureaus der Stadtbehörde selbst und unter den Augen des Präfekten Grafen v. Rambuteau, welcher so wenig auf seine Untergebenen Acht gibt, daß viele derselben Jahre lang die Stadt betrügen konnten, ohne daß er das Geringste merkte, und es vielleicht noch nicht wüßte, wenn nicht ein Zufall zur Entdeckung geführt hätte. Jetzt stehen sie vor den Assisen. Der Hauptangeklagte ist nichts Geringeres als Chef de division, was in der französischen Verwaltung sehr viel sagen will. Sein bedeutender Gehalt war dem Hrn. Hourdequin (so heißt der Divisionschef) nicht genug; er hatte Mittel gefunden, sich weit mehr Geld zu verschaffen. Zu seinem Ressort gehörten die Ankäufe von niederzureißenden Häusern und die Anordnung der zu unternehmenden Bauten, und er ließ sich von den Eigenthümern tüchtig bezahlen, damit er ihre Häuser hoch anschlug und ihnen somit für das Niederreißen eine starke Entschädigung zukommen ließ. Und nicht allein dieser Divisionschef, sondern auch ein Baumeister, ein Landmesser und einfache Schreiber haben ähnliche Geschäfte gemacht und bedeutende Summen eingesteckt. Dabei sind einige hundert Straßenpläne abhanden gekommen, ohne daß sich jemals die Oberbehörde um dieselben bekümmert, ohne daß man diese Pläne auch nur einregistrirt hatte. Dem Präfekten hat man sehr große Nachlässigkeit vorzuwerfen. Leider ist Bestechung nichts Seltenes im französischen Verwaltungswesen. In frischem Andenken ist noch die während des Thiersschen Ministeriums vorgefallene Geschichte mit dem auf der Seine erbauten Schiffe, welches 100,000 Francs kostete und bloß zum Abbrennen eines Feuerwerks dienen sollte. Der Generalsekretär des Ministeriums, welcher den Vorschlag angenommen und den Kontrakt geschlossen, hatte von den Unternehmern 20—30,000 Francs Trinkgeld erhalten. Es wird kaum möglich seyn, den durch die Veruntreuungen in den Stadtbureaus angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Es waren Pläne entworfen zur Erweiterung gewisser Straßen, zur Verlängerung anderer, zum Durchbrechen neuer Straßen u. s. w. Diese Pläne sind zum Theil abhanden gekommen, zum Theil nach dem Vortheile der Eigenthümer abgeändert worden; viele Bauten sind errichtet, und es ist nun nicht mehr möglich, die ursprünglichen Pläne einzuhalten. Wäre die Justiz so streng, wie sie sollte, so ließe sie auf Kosten der Bestecher den frühern Zustand herstellen. Dieß hätte aber auch seine Schwierigkeiten. In Paris gibt es Unternehmer, welche, wenn sie sehen, daß die Behörde ein Eigenthum ankaufen will, ihr zuvorkommen und es selbst ankaufen, um es mit großem Nutzen an die Behörde wieder abzutreten. Andere kaufen beträchtliche Liegenschaften, theilen sie sogleich in mehrere Theile und verkaufen diese einzeln, wobei sie ebenfalls bedeutend gewinnen. Somit geht das Eigenthum sogleich in mehrere Hände über, und die ursprünglichen Besitzer werden bald darüber vergessen. Dergleichen Spekulanten gibt es auch in den Provinzen. Hier kaufen sie große und alte Landgüter ein, lassen das Schloß niederreißen und theilen die Ländereien in mehrere Theile, welche schnell Käufer finden, und so verschwindet ein altes Gut nach dem andern.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. November 1842.

Multiplex lunaris differentia, primumque septenis diebus. Quippe modici ad dividuam æstus, pleniores ab ea exundant, plenaque maxime fervent.

Plinius.

Ebbe und Fluth.

(Fortsetzung.)

Sie haben, erwidere ich hierauf, zu dieser eigenen Beobachtung nur nicht lange genug am Strande ausgehalten. Wären Sie z. B. einen ganzen Monat mit mir daselbst geblieben, so würden Sie sich schon überzeugt haben, daß die Fluthen, welche im Neu- und Vollmonde eintreten, viel stärker als die gewöhnlichen ausfallen. Da aber beim Neumonde die Sonne mit dem Monde zusammensteht, so ist doch wohl nichts natürlicher, als anzunehmen, daß die dann eintretende höhere Fluth durch die zugleich stattfindende vereinte Gravitationswirkung beider Weltkörper veranlaßt wird; gleichwie der Umstand, daß die Fluth auch beim Vollmonde, wenn der Mond der Sonne gerade gegenüber steht, stärker ausfällt, eben so offenbar aus unserer obigen Erklärung der zweiten Fluth (wenn der Mond unter dem Horizonte ist) überhaupt folgt. Bin ich Ihnen deutlich? ich dächte. — Sie hätten sich auch mit Fragen über dieses Verhältniß gleich an die Küstenbewohner wenden können, denen das Eintreten besonders hoher Fluthen zur Zeit der Neu- und Vollmonde so bekannt ist, daß sie einen eigenen Namen dafür haben und sie Springfluthen (vives eaux, spring tides) nennen. Im Gegentheile heißen am Nordseestrande die in die Zeiten des ersten und lezten Viertels fallenden Fluthen Nipp- oder Wipp-, auch taube Fluthen (mortes eaux, neap tides), indem diese Fluthen dann wirklich schwächer sind, weil die Gravitationsrichtung der nun auch um ein (Kreis-) Viertel vom Monde abstehenden Sonne mit seiner eigenen Wirkung nicht wie bei Neu- und Vollmond zusammenfällt, sondern jenen Winkel damit macht. Sie sehen also, daß die Gravitation der Sonne, und zwar in ähnlicher Art wie die des Mondes, bei Bewirkung des Fluthphänomens allerdings und sehr augenscheinlich thätig ist; und ich könnte Sie davon noch strenger überzeugen, wenn ich Sie gleich ein ganzes Jahr in Norderney festhielte, wo Sie das noch stärkere Wachsen der Neu- und Vollmondfluthen um die Zeit der Wintersonnenwende beobachteten, wo die Erde in ihrer elliptischen Jahresbahn der Sonne bekanntlich näher als in unserm Sommer und der Gravitationseinfluß der leztern also energischer ist.

Ich habe mich aber, um recht gewissenhaft zu Werke zu gehen, noch außerdem näher über zwei oben nur erst angedeutete Umstände zu erklären, nämlich die Zeitdifferenz zwischen der Culmination des Mondes und dem Flutheintritte, und die Forderung eines „großen," „freien"

Digitized by Google

Meeres, wie z. B. die Nordsee, zur Beobachtung von Ebbe und Fluth.

Wäre, rücksichtlich des erstern Punktes, das Wasser ohne alle „Trägheit," und die Erdkugel nicht außerdem einer Axendrehung unterworfen, so würde die Fluth für jeden bestimmten Ort allerdings in dem Augenblick selbst eintreten, wo der Mond seinen höchsten Stand für diesen Ort erreicht (in den Meridian desselben tritt). Die Trägheit des Wassers auf der rotirenden Erdkugel muß aber seine Zusammenhäufung zu den Fluthenbergen nothwendig verspäten, da dasselbe durch diese Rotation mit der Erdkugel links (nach Osten) fortgeführt wird, oder was dasselbe ist, den Mond eben dadurch rechts (nach Westen) von sich rücken sieht, dem es also nachzueilen, „nachzulaufen" hat, um sich seinem Zuge als Fluthenkegel anzuschließen. Diese Zeitdifferenz beträgt meistens an drei Stunden, ist aber nicht überall gleich, weil sich die Lage der Küsten, Vorgebirge u. s. w. der freien Bewegung des Wassers natürlich mehr oder weniger widersezt; und dieß führt mich nun auf den zweiten, näher aufzuklärenden Punkt: die Forderung eines „freien" Meeres zur besseren Beobachtung von Ebbe und Fluth. Ich war aber, wie man sich erinnert, um den, die freie Bewegung der Gewässer hemmenden Einfluß von Küsten, Vorgebirgen u. s. w. ganz wegdenken zu können, noch weiter gegangen, indem ich die Erdoberfläche als durchaus mit Wasser bedeckt angenommen hatte; das geforderte größere, freiere Meer entspricht dieser Bedingung, wie man leicht einsieht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad. — In der That lehrt das geringste Nachdenken, daß die Erscheinung der Ebbe und Fluth durch den Gegensatz von Meer und Land, also in der Wirklichkeit, an vielen Punkten der Erdoberfläche, und nach Maßgabe dieses bedingendes Gegensatzes anders ausfallen muß, als für einen Weltocean, wie ihn die allgemeine Theorie, welche doch unmöglich die Lokalitäten einschließen kann, schlechterdings annehmen muß; und mit dieser Bemerkung, deren vollkommene Richtigkeit mir jeder tiefer gehende Leser sogleich zugeben wird, nähere ich mich nunmehr dem eigentlichen Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes über Ebbe und Fluth, wie er in der Ueberschrift desselben angedeutet ist.

Für das praktische Leben, für das rechte Bedürfniß der Marine nämlich, kommt es denn doch am Ende noch weniger auf jene theoretischen Erörterungen, als vielmehr darauf an, für ‚so viel Häfen, Küsten, Vorgebirge u. s. w. als möglich den von Lokalitäten mit abhängigen und also durch die Theorie allein nicht genau zu ermittelnden Zeitpunkt des Eintritts der Fluth und ihrer Höhe bei den verschiedenen Constellationen von Mond und Sonne zu bestimmen. Dieß springt in die Augen. Mit diesem klar eingesehenen Bedürfnisse vereinigte sich nun der Wunsch der Gelehrten, die von uns hier vorgetragene Theorie von Ebbe und Fluth mit einer solchen größtmöglichen Zahl wirklicher Beobachtungen des Phänomens zu vergleichen. Auf den Antrag des mit diesem Gegenstande besonders beschäftigten Professors Whewell zu Cambridge, veranlaßte daher der Herzog von Wellington, damaliger Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, die oben erwähnten ausgedehnten, über einen großen Theil der Erdoberfläche gleichzeitigen Beobachtungen der Ebbe und Fluth, auf welche ich hier nun eben näher eingehen will.

Wellington ließ sowohl die westlichen europäischen Seemächte, als auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika einladen, sich ihrerseits an Beobachtungen über Ebbe und Fluth anzuschließen, welche für die Küsten Großbritanniens und Irlands auf den Zeitraum vom 8ten bis 28sten Juni 1835 angeordnet waren, so daß für die genannten Tage eine ununterbrochene Beobachtungskette von der Mündung des Mississippi bis Neu-Schottland, und von der Straße bei Gibraltar bis zum Nord-Cap gebildet wurde. Sie zählte 318 Stationen in Großbritannien, 219 in Irland, 28 in Nordamerika, 7 in Spanien, 7 in Portugal, 16 in Frankreich, 5 in Belgien, 18 in den Niederlanden, 24 in Dänemark, 24 in Norwegen, zusammen 666 Beobachtungspunkte, und sie darf, wie wenig auch bis jezt öffentlich darüber bekannt geworden ist, nächst den durch v. Humboldt zu Stande gebrachten, nun freilich wohl fast über die ganze Erdoberfläche verbreiteten magnetischen Observationen als das ausgedehnteste wissenschaftliche Unternehmen betrachtet werden. — Die Resultate aller dieser Beobachtungen wurden demnächst dem eben genannten Professor Whewell zu Cambridge zugefertigt, welcher, mit Hülfe mehrerer Mathematiker, die Zusammenstellung unternahm und dieselbe in den philosophischen Transactionen des folgenden Jahres erscheinen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

P a u l.

(Fortsetzung.)

Der Erzähler machte hier eine Pause. „Von den mystisch-theosophischen Lehren der Kabbala," hob er dann wieder an, „weiß ich nichts; der Tod ließ dem Alten keine Zeit, sich darüber auszulassen; aber ich kenne ihre wunderbare Zahlensymbolik, die jedenfalls unerklärlich ist. Denn wenn man auch nicht an die Antworten glaubt, welche

Digitized by Google

sie ertheilt, so bleibt doch das ein Wunder, daß sie überhaupt zusammenhängende Antworten gibt."

Der Domvikar wurde jezt mit Fragen bestürmt, da Jeder über das Wie seiner Berechnungen und über die Fälle, wo er seine Kunst in Anwendung gebracht, belehrt seyn wollte. Aber der Geistliche ließ die meisten dieser Fragen unbeantwortet: er hatte über das ganze Verfahren dem sterbenden Juden Stillschweigen gelobt, und beschränkte sich darauf, einige Thatsachen anzuführen, welche er durch seine Kabbala vorausgesagt haben wollte. Mehrere der Anwesenden bestätigten dieß; bei einzelnen Fällen war es sogar notorisch geworden.

„Und was ist es nun endlich mit dem Teufelholen?" fragte Herr von Dietburg, der gespannt zugehört hatte. „Ja so," sagte der Geistliche, „eigentlich wollte ich das erzählen, und weil ich's versprochen habe, mag es seyn, obwohl ich's besser unterließe. Vor wenigen Wochen saß ich Abends spät über meinen Büchern; als ich zwölf Uhr schlagen hörte, stand ich auf, um mich zu Bette zu legen; da sah ich auf meiner Kommode noch die Kabbala stehen, die ich am Tage gebraucht hatte. Es gehören mehrere Figuren dazu, die ich nach der Anweisung des Juden mir angefertigt habe. Nun kam mir plötzlich, ich weiß selbst nicht wie, der Gedanke, weßhalb ich denn die Kabbala noch nicht befragt, wer wohl ihr Erfinder sey; und gereizt von Neugier, nehme ich die Figuren und stelle die Zahlen zusammen zu der Frage: „Quis est, qui cabbalam invenit?" Wer ist's, der die Kabbala erfunden hat? — Die Antwort blieb nicht aus, sie lautete: ne tam imprudenter quæras! * — Nun werden Sie Alle mir zugeben, daß von bloßen zusammengestellten Zahlen und hölzernen Figuren das eine höchst auffallende Antwort ist, und daß, wenn man sie auf so geheimnißvolle Weise in der Zeit, die Niemandens Freund ist, in der Mitternachtsstunde, und in einer einsamen, an den Kirchhof stoßenden Stube erhält, auch einen gesezten Mann ein Grausen anwandeln darf. Trotz dem ließ ich nicht nach, meine Neugier war nur desto höher gespannt, und ich stellte, wenn auch mit etwas stärker klopfendem Herzen, noch einmal die Frage: „Quis est, qui cabbalam invenit?" — Der Geistliche machte eine Pause; er blickte sich um und es konnte Niemanden entgehen, wie sein Auge einem starreren Ausdruck als gewöhnlich hatte. — „Die Antwort war," hob er dann wieder an: „Ecce, in dorso stat." **

Die Gesellschaft schwieg unter dem augenscheinlichen Einfluß eines tüchtigen Gespensterschauers; nur einer der Gäste fragte hastig für alle übrigen: „Aber was thaten Sie jezt?" Der Erzähler antwortete nicht; statt seiner sagte einer der andern Geistlichen: „Er hat die Hände an die Augen gehalten wie ein paar Scheuklappen, ist gradeaus schreiend aus dem Zimmer, durch's Haus, zur Thüre hinaus, in die Kirche gelaufen, und hier erst, am Altar, hat er gewagt sich umzuwenden und zu sehen. Da hat ihm freilich Niemand mehr im Rücken gestanden." — Der Domvikar schüttelte hiezu den Kopf, Herr von Dietburg brach in ein Gelächter aus, der Hofgerichtsamtsverwalter von S. aber erhob sich und flüsterte zornig einer seiner Töchter zu, die ganze Geschichte sey abgekartet und lauter Bosheit gegen ihn, da man wisse, daß er solche haarsträubende Geschichten, die einem das ganze Nervensystem zerrütteten, nicht leiden könne. Er machte der Hausfrau eine sehr abgemessene Verbeugung, in welche er einen starken Ausdruck von Unwillen gelegt zu haben sich schmeichelte, und zog sich mit seiner Familie zurück.

Paul fühlte, ehe er hatte Abschied nehmen können von Louisen, an deren Seite er während des Desserts saß, eine Hand, die seinen Arm ergriff und ihn hinter seinem Großvater her sehr rasch der wartenden Carrosse zuschleppte. Eine Stunde später sah er vom Fenster aus, wie ein schwerbepackter Reisewagen mit seiner Freundin langsam aus dem benachbarten Hofthor lenkte und dann rasch dahinrollte, der fernen Fremde zu, die ihr eine neue Heimath werden sollte. Die Wimpern des Kindes waren feucht, und als der Wagen um die nächste Ecke verschwunden war, lief Paul in den Garten hinab, wo erst spät am Abend Adrian ihn schluchzend auf dem Rasen liegend fand.

Unterdeß hatten sich auch die übrigen Hochzeitgäste längst zerstreut. Unter den lezten war der Domvikar gewesen. Als er der Dame des Hauses seine Verbeugung machte, um sich zu verabschieden, hatte Frau von Meerheim ihn in eine Fensterbrüstung gezogen. „Herr Vikar," sagte sie, und der Angeredete bemerkte eine gewisse Bewegung in ihrer Stimme, obwohl ihre Züge denselben harten und strengen Ausdruck hatten, der für sie charakteristisch war, „Herr Vikar, es kann Sie nicht befremden, wenn eine Mutter an einem Tage, wie der heutige für mich ist, einige Besorgniß in Beziehung auf das Schicksal ihrer Tochter hegt. Nicht, daß ich nicht das vollste Vertrauen auf meinen Schwiegersohn sezte; ich weiß sogar, daß meine Sorge eine ganz nichtige ist, und eben darum mag sie auch mit nichtigen Dingen beschwichtigt werden. Ich bitte Sie, fragen Sie einmal Ihr Orakel über die Zukunft meiner Tochter."

(Schluß folgt.)

---

* Frage nicht so fürwitzig.

** Sieh, er steht dir im Rücken.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

(Fortsetzung.)

K i r c h e n.

Im edelsten gothischen Style erhebt sich die Pfarrkirche zu unserer lieben Frauen auf dem Sande, von Peter Wlast im 12ten Jahrhundert gegründet und reich begabt. Noch sieht man im Seitengange rechts den ersten Grundstein der Kirche, worauf die Gräfin Maria Wlast neben ihrem Sohne Swantoslaw der heiligen Jungfrau eine Kirche darbietet. Das Bildwerk wird für das älteste Denkmal Breslaus gehalten, so wie der noch vorhandene Stiftungsbrief des ehemaligen Klosters vom Jahr 1139 für die älteste Urkunde Schlesiens.

Dem kirchenstiftenden Geiste dieses und des nächsten Jahrhunderts, wo Freigebigkeit und Frömmigkeit identische Begriffe waren, verdankt Breslau seine meisten Gotteshäuser. Peter Wlast allein gründete deren in Schlesien sieben-und-siebzig. Nur einige hundert Schritte sind in Breslau oft die felsenfesten Denkmale jenes thätigen Religionssinnes von einander entfernt, von denen mehrere in älterer und neuerer Zeit zerstört wurden, andere zu weltlichen Zwecken benuzt werden. Auf dem Ritterplatze sieht man drei Kirchen dicht neben einander. Die bedeutendste unter ihnen ist die zu St. Vincent, ehemals zu St. Jakob, von dem frommen Heinrich II. 1240, also ein Jahr vor seinem Heldentode bei Liegnitz, gestiftet. In der Mitte des Presbyteriums ist das Monument dieses Gründers, ähnlich dem seines Nachfolgers Heinrich IV. in der Kreuzkirche. Der Held der welthistorischen Wahlstattschlacht liegt darauf in ganzer Figur, einen Spieß in der Hand, in voller Rüstung ausgestreckt, und zu seinen Füßen trümmt sich ein Tatar. Die nahe Klosterkirche zu St. Ursula, ursprünglich zu St. Clara, ist eine merkwürdige Fürstengruft. Hier ruhen die ältesten schlesischen Piasten, wie in der Kapelle der Johanniskirche zu Liegnitz die Lezten dieses fast tausendjährigen, aber wenig ausgezeichneten Herrscherstammes. — Wie groß auch die Glaubensbefangenheit der hier ruhenden Fürstenfamilie seyn mochte, sie nöthigt zur Hochachtung beim Hinblick auf die hinterlassenen Bauwerke, zu denen die Religionsidee begeisterte. Während der Pietismus unserer Zeit sich im Sande der Wortheiligkeit spurlos verliert, und mit seiner Heuchelei dem geschichtlichen Standpunkte eine Lüge aufdringt, sieht man in den drei Klosterkirchen, welche Anna, die Gemahlin Heinrichs II., neben einander stiftete, den Ausdruck eines gottbegeisterten Innenlebens als ehrfurchtgebietende Wahrheit in die Gegenwart und in künftige Jahrhunderte noch hereinragen. — Die lezte dieser Kirchentrias ist die Matthiaskirche, welche zu dem fürstlichen Hochstifte der heiligen Elisabeth gehörte, dessen Stiftungsurkunde vom Jahr 1255 noch vorhanden ist. Die Herzogin Anna gründete dadurch für preßhafte Arme ein Hospital und übergab die Verwaltung den Kreuzherrn mit dem rothen Sterne, welche deßhalb von Prag berufen worden waren. Aus Hütern und Dienern des Eigenthums der Armen und Kranken machten die Ordensgeistlichen sich allmählig zu Herrn desselben, und suchten sich der Pflegeverpflichtung auf alle Weise zu entziehen, was namentlich im 17ten Jahrhundert auf die schmachvollste und unwürdigste Weise geschah. Zur Zeit der Klösteraufhebung war der Orden eben so unnüz für das Gemeinwesen als für die Kirche geworden, und statt des Versuchs, ihn zu der von dem Stiftungszwecke und den Statuten verlangten Ordnung zurückzuführen, zog der König eine neue Gründung des Hospitals für 30 Arme vor, welche dort Wohnung und Unterhalt empfingen, und bald nachher schon auf 55 Arme vermehrt wurden.

Unter den ältern katholischen Kirchen ist noch die zu St. Albrecht, auch eine Stiftung Peter Wlasts, von historischer Bedeutung. Das Kloster derselben war Anfangs mit Augustinern besezt, und wurde 1226 auf die Bemühungen des Dominikaners Czeslaus, eines böhmischen Grafen Konsky, seinem neu gestifteten Orden überlassen. Als bei der Annäherung der Tatarn 1241 Bürger und Mönche auf den Dom flohen, senkte der Himmel, wie die Sage erzählt, den heißen Rettungsgebeten des Czeslaus zu Gefallen, eine Feuersäule in's Lager der asiatischen Horden, welche entsezt vor der furchtbaren Erscheinung die Flucht ergriffen. Noch eine Menge anderer Wunder werden dem Dominikaner nachgerühmt, insbesondere, daß er einst auf seinem ausgebreiteten Mantel über die Oder schiffte, um schneller zu einem kranken Knaben in einem jenseitigen Dorfe zu gelangen. Er starb, wie es heißt, nach unmenschlichen Bußübungen im Jahr 1242; aber erst nach einem halben Jahrtausende fast, nämlich 1714, erkannte der römische Stuhl ihn der Heiligsprechung würdig. — Die jüngste katholische Kirche ist die der Jesuiten, seit dem Jahre 1725 vollendet und eine Zierde der Stadt. Ihr Deckengewölbe ist ganz al fresco von Rothmaier gemalt, der auch sich selbst mit seinem Händchen mitten hinein porträtirte. Unter den Altarblättern der vier Kapellen ist der heilige Thaddäus, von Krause, ein ausgezeichnetes Bild.

Die protestantischen Kirchen, mit Ausnahme der reformirten, waren alle ursprünglich katholisch. Den ersten Rang unter ihnen nimmt die Elisabethkirche ein, deren Thurm für den höchsten Schlesiens gilt und meilenweit gesehen wird. Im Februar 1529 stürzte ein Orkan seine Spize herab, und bis dahin war er in einer Höhe von 460 Fuß, nach dem Wiener Stephansthurm und Straßburger Münster, einer der höchsten und schönsten Deutschlands, während er jezt nur 364 Fuß über dem Pflaster sich erhebt. Unbekannt ist sein Baumeister, sicher aber sind die Jahre 1452 — 82 seine Erbauungszeit. An der Stelle der Kirche selbst stand in den ältesten Zeiten ein hölzernes Kirchlein, dem heiligen Laurentius geweiht, welches bei dem Tatareneinfall in Flammen aufging, als die auf die Domburg flüchtenden Einwohner die Stadt anzündeten. Die fromme Herzogin Anna erbaute diese Kirche wieder und widmete sie 1257 der heiligen Elisabeth. Sie stand bis zur Reformation unter der Aufsicht der Kreuzherren mit dem rothen Sterne, den Verwesern des Matthiashospitals, welche zur Uebergabe derselben für den evangelischen Gottesdienst, 1525, theils durch Bestechung des Raths, wie es heißt, durch eine mannslange goldene Kette, theils durch die verringerten Einkünfte der Pfarrstelle bei der meist lutherisch gewordenen Gemeine veranlaßt wurden. — Das Innere und Aeußere der Kirche ist reich an mittelalterlichen Denkmalen, und unter diesen wohl am interessantesten das des Andreas Dudith von Horehowitz, eines der bedeutendsten und erleuchtetsten Männer des 16ten Jahrhunderts. Der zwischen ihm und Maximilian II. eifrig geführte lateinische Briefwechsel soll sich hier in der Rhedigerschen Bibliothek befinden. Die Herausgabe desselben wäre gewiß ein großes gelehrtes Verdienst und von historischem Interesse, da sich darin die zuverlässigsten Nachrichten und feinsten Bemerkungen über die verwickelten Verhältnisse des polnischen Hofes unter dem lezten Jagellonen und nach dessen Tode voraussetzen lassen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. November 1842.

Wie grauſam faßt der erſte Schmerz
Das unſchuldsvolle Kindesherz!
Lady Morgan.

Paul.

(Schluß.)

Der Vikar ſagte dieß gern zu und noch derſelbe Abend ſah ihn in der einſamen Stube, in welcher vor Kurzem ein ſo myſteriöſer und unheimlicher Beſuch bei ihm eingekehrt war, über ſeinen Zahlen ſitzen. Er hat Frau von Meerheim nie die Antwort mitgetheilt, welche ihm die Kabbala offenbarte. Nur ſeinen vertrauteſten Freunden ſagte er, daß, als er nach der Zukunft der an jenem Tage vermählten Braut gefragt, der Schickſalsſpruch gelautet habe: In zwei Jahren wird der Tod ihr Bräutigam ſeyn.

Woche nach Woche und Monat nach Monat verging, ohne daß Paul von ſeinem Großvater die Erlaubniß auswirken konnte, nach der Nordſee zu reiſen, um bunte Muſcheln auf den Dünen zu ſammeln und Halcyone zu ſchießen. Er wuchs heran und wurde jezt in die Schule geſchickt; aber die Zeit war nicht im Stande, aus ſeinem Gedächtniſſe das milde und ſchöne Geſicht ſeiner Herzensfreundin zu verwiſchen, noch irgend ein neuer Zeitvertreib, ihn von ſeinem Lieblingsſpielplatze in Frau von Meerheims Garten wegzulocken, wo er jezt all die ſchönen Blumen verwelken und verkommen ſah, welche ſie einſt gepflegt, als fehle dem Eiſenhut die Dame, in deren Dienſt er an der Sonne glänzte, der Maienglocke die träumeriſche Elfe, welche ihr Geläute verſtand. — Pauls liebſter Umgang wurde der alte Adrian; dieſer war der Einzige, welcher ihm etwas von dem jetzigen Aufenthalt Louiſens erzählen konnte; er hatte Bekanntſchaft mit dem Bedienten ihres Mannes gemacht und wußte nun jeden Tag mehr zu erzählen, was er Alles von dieſem erfahren haben wollte; wie der Baron Dietburg ſo reich ſey und wie er auf einem feſten großen alten Schloſſe wohne, wohin faſt Niemand Fremdes komme, da es ganz einſam am Meere liege, ſo daß die Wogen es faſt beſpülten; und wie er Herr von Allem ſey, was das Waſſer an dem ganzen Küſtenſtriche an's Land werfe. Dadurch ſey er ſo reich geworden, denn wenn im Herbſt und Frühjahr die Aequinoctialſtürme wehten, gingen jedesmal eine Menge Schiffe zu Grunde; Nachts höre man dann im Schloſſe das Hülferufen und das Angſtgeſchrei der Ertrinkenden laut das Rauſchen der Brandung durchgellen; es ſey aber ganz gleich, ob ſie an's Ufer kämen und ſich retteten oder nicht; ihre geſcheiterte Habe gehöre doch dem Grundherrn. Das nenne man das Strandrecht.

In der Phantaſie des Kindes regten dieſe Erzählungen eine Menge theils angenehmer, theils beunruhigender Bilder auf. Sie verſezten ihn an das Meer mit ſeinem

Wogengebrüll, mit der Gewaltigkeit aller seiner Erscheinungen, mit der großartigen Fülle von lebendigen Gestaltungen in seinem Schooß. Er sah die Schiffe mit den schimmernden Segeln am fernen Horizont nach neuen Welten ausziehen; dabei tauchte die ganze seltsam öde und doch so romantische Physiognomie einer nordischen Meeresküste in dämmernden Umrissen vor ihm auf: Sanddünen mit der sich sonnenden Robbenheerde, weite Föhrenwaldungen, alte, graue Schlösser, auf einzelnen Klippenhöhen wie eine Fata Morgana über den Wogen stehend; dazu das Lied des Fischers, der seine umgekippte Barke am Ufer kalfatert und dessen Weisen so voll tiefer, einsam klagender Trauer sind, wie der Schrei der Möve über den Wassern. — Er dachte aber auch an seine Freundin, und welches Grauen es in ihre Nächte werfen müsse, wenn das Hülferufen armer Schiffbrüchiger zugleich mit dem Tosen der Brandung ihr Ohr erreiche.

Von ihr selbst hörte er nichts, auch wer sonst noch Theil an ihr nahm, nichts. Frau von Meerheim, die jezt allein ihr großes Haus bewohnte, lebte eingezogener als je; ihre Züge wurden noch ernster und trüber, als sie vorher gewesen, sie selbst schweigsamer und düsterer. Die Wenigen, welche in ihre Nähe kamen, behaupteten, es müsse wohl ein geheimer Kummer an ihr nagen. Fragen über ihre Tochter pflegte sie durch unbestimmte Antworten auszuweichen.

Eines Tages — es mochten etwa zwei Jahr seit dem Hochzeitfeste verflossen seyn, welches wir beschrieben haben — kehrte Paul, den Donat unter dem Arm, aus der Schule heim. Als er die Blicke auf die Hausthüre warf, vor welcher er einst so verzagt eine halbe Stunde sich hatte naßregnen lassen, bemerkte er etwas Ungewöhnliches darüber: er trat näher hinzu und sah nun, daß es ein großes schwarzes rautenförmiges Schild war. In der Mitte war mit bunten Farben ein prächtiges Wappen gemalt und umher stand mit goldenen Buchstaben zu lesen: Louise Amalie Reichsfreifrau von Dietburg, geborene Fretin von Meerheim, geboren zu M. den neunten März 1748, gestorben zu Schloß Dietburg den neunten December 1770.

Levin Schücking.

Ebbe und Fluth.

(Fortsezung.)

Die Arbeit beschränkt sich mehr auf mühsame, unmittelbar nur für den Seemann wichtige und von Fluthkarten begleitete tabellarische Uebersichten, als daß sie auf Folgerungen und tiefere theoretische Untersuchungen einginge. Lezteres Geschäft hat vielmehr erst Dr. Germar zu Augustenburg übernommen, indem er einen, auf Whewells Rechnungen begründeten Aufsaz unter dem Titel: „Ebbe und Fluth, nach den neuen englischen Beobachtungen" in Lüdde's, auch nur mehr in die Hände der Männer vom Fach kommende „Zeitschrift für vergleichende Erdkunde" abdrucken ließ, wovon so eben ein Separatabdruck mit sehr hübschen Karten erschienen ist. Die darin enthaltenen Angaben und Erörterungen betrachte ich hier in ihrem glücklicherweise nur scheinbaren Widerspruche mit der von uns oben vorgetragenen Theorie um so lieber, als es sich dabei um eine Lebensfrage für die Newtonsche Gravitationslehre, dieses aus allen momentanen Zweifeln noch immer nur mit vermehrtem Glanze hervorgegangene System handelt.

Männer, welche mit dem Gegenstande bereits vertrauter sind, werden mir freilich zuvörderst gleich einwenden, daß Newton in diesem seinem Codex der ganzen Himmelsmechanik gerade die Theorie der Ebbe und Fluth zwar mit einer seiner Größe überhaupt würdigen Art, aber doch bei weitem nicht mit aller nothwendigen Ausführlichkeit behandle und seine Berechnungen am allerwenigsten auf alle Umstände des Phänomens ausdehne. Dieß veranlaßte auch wirklich schon im Jahr 1740 die Pariser Akademie der Wissenschaften, einen Preis auf eine erschöpfendere Darstellung der schwierigen Materie auszusetzen; aber gerade der Erfolg davon mußte nur zur Befestigung der von Newton aufgestellten, wenn auch nicht mit allem Detail entwickelten Prinzipien des Gravitationssystems in seiner Anwendung auf Ebbe und Fluth dienen.

Die Aufgabe wurde nämlich von den damals lebenden drei berühmtesten Mathematikern Europas, Daniel Bernoulli zu Basel, Mac-Laurin zu Edimburg und Leonhard Euler zu Petersburg gleichzeitig behandelt;* die Ansichten aller dieser drei, so weit von einander lebenden und ihre Forschungen vollkommen unabhängig von einander anstellenden tiefsinnigen Männer stimmen aber, wenigstens in den Hauptsachen, durchaus mit der Newtonschen Attractionstheorie überein; und wenn sich auch der etwas eigensinnige Euler hie und da dissentirend zeigt, so berechnet er doch die Wirkungen der „virium lunæ et solis ad mare movendum" ganz nach Newtons Grundsäzen. Noch mehr, Laplace, welcher in der „Mécanique céleste" die Theorie der Ebbe und Fluth

* Die Pariser Akademie krönte alle drei Abhandlungen, und sie waren der Ehre auch in der That gleich würdig, indem sie wirklich wenig zu wünschen übrig lassen. Besonders zeichnete sich Mac-Laurins Arbeit durch eine sehr elegante synthetische Entwicklung aus.

Digitized by Google

bekanntlich einer abermaligen, so gründlichen Analysis unterworfen hat, thut dar, daß Euler gerade da, wo er von der Lehre des brittischen Weltweisen abweicht, den in der Methode desselben liegenden Scharfsinn nicht richtig erkannt habe. — Nun behaupte ich aber, daß wenn mehrere derselben Untersuchung gleich eifrig und aufrichtig nachgehende Forscher, wie von den hier genannten vier großen Männern, Newton, Bernoulli, Mac-Laurin und Euler doch gewiß angenommen werden kann, unabhängig von einander zu einem ganz oder, was fast noch mehr sagen will, beinahe gleichen, nur in Nebensachen verschiedenen Resultate gelangen, Alles auf die Richtigkeit dieses Resultates zu verwetten ist. Dieß gibt schon der gemeine Menschenverstand, ein gar nicht verwerflicher Richter, zu; es ist dieß ein in der Wissenschaft vielleicht noch nicht ganz beachtetes Criterium der Wahrheit, eine Maxime, von welcher auch ich in einer noch viel wichtigeren Untersuchung * einen glücklichen Gebrauch gemacht zu haben glaube; und ich habe mich daher nie mehr entschließen können, an der vollkommenen Richtigkeit der Newtonschen Theorie unseres Phänomens im Allgemeinen zu zweifeln.

Dagegen zeigen nun aber doch die hier in Rede stehenden neuen englischen Beobachtungen, auf deren Darstellung durch Whewell und Germar ich, wenigstens was das Hauptresultat betrifft, jezt näher eingehe, die allerauffallendsten Anomalien, ja, besonders hinsichtlich der sogenannten „Antipodenfluth," Erscheinungen, welche die Attractionstheorie auf den ersten Blick völlig zu vernichten scheinen. Allein man überschäze doch ja überhaupt die Kräfte der mathematischen Analysis, und wie dieselben von den genannten fünf großen Geometern hier namentlich zur Erklärung des Phänomens von Ebbe und Fluth aufgeboten worden sind, nicht zu sehr. Auf der höchsten Höhe seiner jetzigen Ausbildung und im Besitze der verfeinertsten Kunstgriffe, kann sich dieses vortreffliche Verfahren der Erscheinungen der Körperwelt gleichwohl gewöhnlich nur unter einem allgemeinern Gesichtspunkte (in abstracto) bemeistern und ist zur Berücksichtigung sämmtlicher Individualitäten des concreten Falles meistens viel zu enge. — So kann und will denn die Attractionstheorie, wie Germar und Whewell nach Anführung aller jener Anomalien auch zugeben, und wie ich selbst im Laufe dieser Arbeit schon mehrfach angedeutet habe, schlechterdings weiter nichts, als die Wirkung der bekannten kosmischen Kräfte auf das die Erde bedeckende Wasser überhaupt lehren, keineswegs aber auf alle die besondern, zum Theil nicht einmal hinreichend bekannten Umstände, welche jene allgemeine Wirkung verändern oder stören könnten, Rücksicht nehmen.

Ich habe die Leser z. B. auf einen Tag mit mir an die Nordseeküste versezt, und habe sie daselbst bei heiterem, windstillem Wetter die Erscheinungen von Ebbe und Fluth in ihrem, unter diesen Bedingungen viel offenbareren Zusammenhange mit dem Mondlaufe beobachten lassen; wären wir aber länger dort geblieben, hätten wir den Vorgang bei andern Witterungsbedingungen, Stürmen u. d. m. beobachtet, so möchten diese Nebeneinflüsse den Hauptcharakter leicht so verdeckt haben, daß wir, ohne vorherige Kenntniß desselben, beim Versuche der Erklärung wohl schwerlich gleich darauf verfallen seyn dürften. Die Theorie kann und will daher nur zeigen, welche Veränderungen jene kosmischen Kräfte bei nothwendigem (wie ich mich oben ausgedrückt habe) „Wegdenken" der ihrer Berücksichtigung auch gar nicht unterworfenen Nebeneinflüsse im Zustande der Meere der Erde hervorbringen würden; und sie muß daher, um alle solche Nebeneinflüsse, wohin doch ganz besonders auch die Gestaltung der jeder ganz freien Wasserbewegung widerstehenden Küsten gehört, beseitigt zu sehen, mit mir die ganze Erdfläche, ja selbst zu gleicher Tiefe, mit Wasser bedeckt annehmen.

(Fortsezung folgt.)

* In meinem „Stilleben, oder: Ueber die Unsterblichkeit der Seele." (Zweite Auflage, Kempten, Dannheimer), bei Veranlassung der merkwürdigen Uebereinstimmung mehrerer meiner Sätze mit denen, welche der englische Naturforscher Davy in dem herrlichen kleinen Werke: „die lezten Tage eines Naturforschers," aufstellt.

Distichen in bunter Reihe.

Tagesblätter.

Morgen- und Mittagsblatt und Abend- und Mitternachtzeitung!
Sagt mir, bedarf denn der Mensch keine Minute zum Schlaf?
Wollt ihr dem Leben, den Freunden nicht Eine Stunde mehr gönnen,
Ernster Lektüre nicht mehr, nicht mehr dem strengen Beruf?
Wißt, ihr Zerstreuungsblätter, das Leben zerstreut und zersplittert
Uns schon übergenug; Sammlung nur ist's, was gebricht.

Alte und neue Damenkritik.

„Köstlich! was hat er gesagt?" so riefen in Frankreich die Damen,
Wenn zum gedrängten Kreis Bourfault, der Liebliche, sprach.
„Unter aller Kritik! ich hielt es nicht würdig des Ansehns!"
So kritisiren uns heut Damen von Geist und Geschmack.

Digitized by Google

Originalität.

Lausche nur still und gesammelt der eigensten Stimme des Busens,
Und dann präge sie aus, fest, in dem treffendsten Wort.
Kümmre dann weiter dich nicht, ob Andre schon Aehnliches sagten;
Streben nach Neuheit hat Manchen zur Thorheit verlockt.

Die schlimmsten Diebe.

Sogleich verschließt ihr die Thüre jedweder Gattung von Dieben,
Nur nicht der schlimmsten Art, die um die Zeit euch bestiehlt.

Komplimentirbücher.

Nur die gespenstische Larve der Höflichkeit ists, was ihr bietet;
Lebende Höflichkeit quillt tief in der menschlichen Brust.

An die geputzte Fromme.

Laß nun die Perlen im Schrein, wenn du, Schöne, zum Hause des Herrn gehst;
Andachtperlen im Aug' sind ihm der lieblichste Schmuck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

(Schluß.)

K i r c h e n.

Die Thüre an der kleinen Maternitapelle bei der Elisabethkirche war einst am Rathhause, und die Spuren der Gewaltthätigkeit daran erinnern an den großen, blutigen Bürgeraufstand im Jahr 1418, wo sie von den stürmenden Empörern aufgehauen wurde. Ueber diese hielt Kaiser Sigmund zwei Jahre später bei seiner Anwesenheit ein strenges Gericht. Unter seinen Augen fielen dreiundzwanzig der Hauptaufrührer durch Henkershand und wurden unter die Granitquader des Kirchweges vom Ringe zur Elisabethkirche begraben, um fortdauernd von den dorthin wandelnden Christen mit Füßen getreten zu werden. Diese Bereitung ewiger Schmach scheint in der ältern Zeit eine Lieblingsidee gewesen zu seyn; indeß bestellte auch die Demuth, in der Aussicht auf die Fußtritte künftiger Geschlechter, bisweilen ein solches Begräbniß vor den Kirchthüren, wie z. B. 1488 der fromme Herzog Wenzel II. von Sagan unter der Halle der südlichen Hauptthür der Barbarakirche, welche er erbaut hatte. Sie ist ein Filial der Elisabethkirche und enthält unter andern Merkwürdigkeiten das Epitaphium Franz Hofers, eines Bürgers und Weißgerbers. Dieser Mann hatte einen Bart, der länger war, als er selber, und der Ruf dieses Wunderbartes drang sogar zu Kaiser Karl V., der den Inhaber deßhalb nach Wien beschied und ihm eine Gnade zu gewähren versprach. „Ich bin alt und lebenssatt, großer Kaiser," sagte Hofer; „so viel ich und die Meinigen bedürfen, haben wir; willst du mir aber dennoch eine Gnade erweisen, so befiehl, daß der ganze Breslauer Rath mich einst zu Grabe geleite." Die Bitte war ganz im Geiste eines Reichsstädters, als welchen jeder Breslauer sich zu betrachten pflegte.

Die zweite protestantische Hauptkirche zu St. Maria Magdalena war die eigentliche Wiege der Reformation in Breslau. Nachdem der lutherisch gesinnte Rath das Volk für diese durch Wort und Schrift hinlänglich vorbereitet wußte, und die Kirchgänger zu dem katholischen Gottesdienst immer seltener geworden waren, fand die Entlassung der bisherigen Vikarien auch an der Magdalenenkirche keine besondere Schwierigkeit. An ihre Stelle kamen junge Theologen von Wittenberger Grundsätzen; die rechte kirchliche Wurzel der neuen Lehre aber verzweigte sich unter Johann Heß, der 1523 als erster Pastor an die Kirche berufen wurde, und sein erstes Auftreten am 21sten Oktober dieses Jahrs gilt als das Datum der hiesigen Reformation. — Die Bernhardinkirche ist die dritte protestantische Hauptkirche und 1455 von dem fanatischen Franziskaner Johann von Capistrano zur Ehre des heiligen Bernhard von Siena gegründet. Unter einigen guten Bildern aus deutscher Schule verdient die sogenannte Hedwigstafel, weniger durch den Kunstwerth als den Gegenstand, Aufmerksamkeit. Es ist ein hölzernes Altarblatt mit zwei Flügeln, wahrscheinlich aus dem 15ten Jahrhundert, worauf die Hauptthaten der heiligen Hedwig, mit kurzer Erklärung darunter, dargestellt sind. Die frommen Thorheiten der Fürstin, welche ihr 1267 die Heiligsprechung verschafften, sind zu bemitleiden, ehrenwerth aber die Verdienste, welche sie sich um Schlesiens Germanisation erwarb. — Die reformirte Kirche ist als neue Stiftung ein Werk aus Breslaus preußischer Zeit, wozu die Beiträge der reformirten Gemeinen des westlichen Europas die Mittel gewährten. Friedrich II. überwies nächst dem nöthigen Bauholze ein ehemaliges kaiserliches Amtshaus zu dem Kirchenbaue, der 1750 vollendet wurde, und Friedrich Wilhelm III. erhob 1831 das Gotteshaus zur Hofkirche.

In einem lezten Briefe will ich es versuchen, die Physiognomie der Stadt und den Geist der Bevölkerung flüchtig zu zeichnen.

Auflösung der Charade in Nr. 272:
Händedruck.

Räthsel.

Wie heißt das Gespenst mit dem Teufelsfuß,
Das euch die Zukunft verbittert?
Euch stehen die Haare zu Berge darob,
Und der schwächere Sterbliche zittert.

Es zeigt euch mächtige Bergeshöhn
In täuschender Perspective;
Ihr müßt da hinauf euch keuchen sehn
Und wieder hinab in die Tiefe.

Doch die Musen rauben das Instrument
Dem grausen Gespenste; die Ferne
Tritt in sich zurück, von dem Schrecken getrennt,
Neu scheinen die himmlischen Sterne;

Und neu mit ihnen erscheint die Luft
In tausend schönen Gestalten,
Und das Kind liegt froh an der Mutter Brust
Und läßt die Himmlischen walten.

J. G. M.

Beilage: Neuer Verlagsbericht von S. G. Liesching in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. November 1842.

Der Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich stets an die allgegenwärtige Entfernte.
Schiller.

Was ist Poesie, o Mutter?

Dem Andenken der Dichterin Felicia Hemans

geweiht von

Louise von Plönnies.

In dem Schatten hoher Buchen saß die edle Dichterin,
Sanfte Abendlüfte schwebten durch die grünen Zweige hin,
Glühend neigte sich die Sonne in des Meeres blaue Nacht,
Purpurschleier wob zur Feier die Natur in stiller Pracht.

Sinnend hing Felicias Auge an des Westens fernem Rand,
Und ihr Haupt, das schöne bleiche, ruhte auf der zarten Hand;
Ihr zu Füßen saß der Knabe, und sein blühend Angesicht,
Mit den hellen Lockenwellen schmiegt' er an die Mutter dicht.

Und sie sprach: „o heil'ge Gottheit! du der Liebe Himmelsquell,
Die du in das arme Leben sendest deine Strahlen hell,
Raube meinen dunkeln Tagen nur die einz'ge Wonne nie,
Dich zu preisen in den Weisen einer frommen Poesie!"

Und der Knabe hob die blauen Augen zu der Mutter auf:
„Was ist Poesie, o Mutter?" fragt er lieblich schmeichelnd drauf;
Da in sanfter Wehmuth lächelnd strich sie von der Stirne rein
Ihm die reichen, seidenweichen Löckchen: „Süßer Knabe mein,

Poesie ist sel'ge Ahnung, lebend in der Menschenbrust,
Poesie ist stille Mahnung an des Himmels ew'ge Lust,
Ist ein Strahl aus schönern Welten, von der Harmonie ein Ton,
Drin sich Sterne, in der Ferne drehen um der Gottheit Thron.

Sahst du jüngst den Regenbogen? siebenfarbig aufgeblüht,
Spannt' er aus sich wunderherrlich, von der Sonne Licht durchglüht:
Also glänzen sieben Künste über'm dunkeln Erdenthal,
Sie vermählet, sie beseelet Poesie als Sonnenstrahl.

Einst erbauten ihr die Menschen in dem grauen Alterthum
Hohe, stolze Marmortempel, Säulen trugen ihren Ruhm.
Jene Tempel sind gefallen, Trümmer zeigen ihre Spur;
Doch sie wohnet, doch sie thronet in dem Tempel der Natur.

Die Natur, die ewig hohe, trägt die Poesie am Herzen,
Wie ich dich, mein süßer Knabe, trag' in Wonne und in Schmerzen;
Ihre Leiden, ihre Freuden leben in der Mutter Brust,
Ihre Thränen, wie ihr Sehnen, ihre Qual und ihre Lust!

Digitized by Google

Morgens tritt in heil'ger Stille Poesie zum Hochaltar,
Den die Mutter ihr erbaute aus den Eiskrystallen klar,
Wo die blasse Alpenrose steht als fromme Priesterin; —
Ringsum Schweigen; zu den Reichen dringt kein Ton der Menschen hin.

Dorten sinkt sie betend nieder, und ihr Auge strahlt entzückt,
Alle Gletscher in der Runde sind mit Rosenglanz geschmückt;
Alpenglöcklein heben kindlich ihre Häupter aus dem Eise,
Und sie klingen und sie singen ihre Morgenhymnen leise.

Auf den Spuren früh'rer Größe wallt die Hohe oft und gerne,
Auf dem meerumspülten Felsen sizt sie in dem Glanz der Sterne;
Wo einst Ossians Lieder klangen, wo die Wogen schäumend ziehen,
Da ertönen ihre schönen ew'gen Trauermelodieen.

Poesie, mein holder Knabe, schwebet, lebet überall,
Wallet in den goldnen Saaten, rauschet in des Meeres Schwall,
Singet im Choral der Stürme, flammt als Blitz durch den Azur,
Fliegt voll Wonne auf zur Sonne auf des Adlers lichter Spur.

Ach! nur Blinde sind's, die klagen, daß die Poesie entwichen,
Sind auf Erden alle Rosen, alle Strahlen dort erblichen?
Grub sie nicht mit goldnen Lettern ihre Liebeslieder ein?
Unvergänglich, überschwänglich strahlen sie im Sternenschein.

Ruht nicht in der Rosenknospe still die Poesie versteckt,
Bis mit seinem sanften Kusse sie der holde Frühling weckt?
Wenn sie ihre Purpurblätter breitet aus im Morgenlicht,
Wird erglühend, hold erblühend sie zum herrlichsten Gedicht.

Alles Hohe, alles Schöne ist ihr herrlich Eigenthum,
Von Begeisterung entflammet webt sie eine Glorie drum;
Das Gedächtniß edler Helden hebt sie aus der Nacht zum Licht,
Die auf Erden Asche werden, leben ewig im Gedicht.

Wo Germaniens Eichen grünen, steht ein Grab, das ist ihr werth,
Darauf ruhen, treu verbunden, eine Leier und ein Schwert,
Aus den Blättern jener Eichen flicht sie einen grünen Kranz,
Und sie tränkt ihn und besprengt ihn mit des Morgens Thränenglanz.

Siehst du, wie die Sonne dorten still versinket in die Fluth,
Fühlst du, wie die Sabbathstille auf der weiten Erde ruht?
Jene glühnden Purpurwolken, wie Flamingos schiffen sie
Durch die blauen Himmelsauen: dort, o dort ist Poesie!

Wie sie segeln, wie sie schiffen nach dem goldnen Land der Ruh', —
So auch einst fliegt unsre Seele schönern, bessern Welten zu.
Poesie! die du verklärtest mir dieß dunkle Erdenland,
Im Erbleichen laß erreichen, Hohe, mich dein Vaterland!"

In dem Schatten hoher Buchen saß sie da so hehr und rein,
Ahnungsvoll erglänzt ihr Auge in dem heil'gen Sternenschein;
Ihr zu Füßen saß der Knabe, lehnt sein Köpfchen an ihr Knie,
In den Fernen unter Sternen schwebten Tod und Poesie.

Darmstadt, September 1842.

Ebbe und Fluth.

(Fortsetzung.)

Unter dieser Voraussetzung gelangt die Theorie zu unserm obigen Resultat, das in sehr vielen Fällen der Beobachtung, selbst auf der wirklichen Erde, auch vollkommen entspricht und also als normal zu betrachten ist, in andern Fällen aber durch die angedeuteten Nebeneinflüsse allerdings vielfach modificirt wird — zum Resultate, daß sich die Gewässer zunächst im Zenith und Nadir der anziehenden Gestirne, mit weiterer Ausdehnung aber in der von mir vorne als „Fluthzone" bezeichneten ganzen Region, und selbst noch über deren Begrenzung nördlich und südlich hinaus, nach Maßgabe des Vorschreitens jener Gestirne darin erheben müssen. Die bestimmte Art der Wirkung darf hiernach ganz gewiß als ein Doppelfluthenhügel oder Doppelkegel mit entgegengesetzten Spitzen bezeichnet werden, welcher der Richtung der Tagesbewegung des anziehenden Gestirns von Osten nach Westen folgt, indem die eine Spitze stets so zu sagen nach dem Zenith des Gestirns, die andere nach dem Antipodenpunkte gerichtet bleibt.

Da sich aber dieses von der Theorie als unerläßliche Bedingung ihrer Formelanwendungen geforderte Verhältniß auf der wirklichen Erde, auf der überall Continente, Inselgruppen, ungleiche Wassertiefe u. s. w. die freie Meeresbewegung hemmen, nicht findet, und auf derselben außerdem noch tausend andere, dem Formelausdrucke gleich wenig unterwerfbare, störende Einflüsse, Winde, Stürme, mitwirken, so kann diejenige Art von

Digitized by Google

Erfolg, welche an die theoretischen Bedingungen allein gebunden wäre, in der Wirklichkeit natürlich auch unmöglich ausnamslos erwartet werden. Die Attractionstheorie gibt nur die oberste Ursache der Flutherscheinungen an, leistet aber auch schon dadurch die allerwichtigsten Dienste für die Aufklärung des Hauptcharakters des Phänomens. Wie sich dasselbe nun aber, auch noch abgesehen von temporären Zufälligkeiten, an einem bestimmten Punkte der Erdoberfläche modifiziren werde, das hängt nothwendig von den angedeuteten lokalen Einflüssen ab, zu deren Bestimmung die Land- und Meereskunde zu Hülfe gerufen und mit der Theorie in geschickte Verbindung gebracht werden muß.

Eine solche nähere geographische Betrachtung der Configuration der Erdoberfläche unter unserm Gesichtspunkte, wie Whewell und Germar darüber in die schätzbarsten Details eingehen, lehrt nun aber, wenigstens im Allgemeinen, worauf ich mich hier beschränken muß, daß nur ohngefähr zwei Drittheile des Erdsphäroids mit Wasser bedeckt und die hydrodynamischen Einflüsse der Gestirne (Mond und Sonne) demnach darauf beschränkt sind; daß die Continente und Inselgruppen gerade in der Gegend des Aequators, wo man die offenbarsten Wirkungen der kosmischen Ursachen erwarten dürfte und um so überraschter ist, auf Abweichungen zu stoßen, gleichsam drei große, von Norden nach Süden streichende „Dämme" bilden, welche die ungestörte Fortwälzung des Fluthhügels von Osten nach Westen unmöglich machen, ein Umstand, der, bei rechter Anwendung, zur Erklärung jener Abweichungen vielleicht schon allein hinreichte; endlich daß das verhältnißmäßig ohnehin sehr beschränkte nördliche Polarmeer von den übrigen Oceanen großentheils abgeschnitten ist, wogegen das südliche mit denselben in um so freierer Verbindung steht, weil alle Continente gegen Süden zugespizt sind und weil sich überdieß bis gegen 65 Grad südlicher Breite hin nur wenige Inseln finden.

Ich bin fest überzeugt, wenn man die Attractionstheorie in richtiger Verbindung mit diesen drei geographischen Hauptmomenten ganz genau auf jede beliebige und auch sonst gehörig erforschte Lokalität anwendet, die andern Nebeneinflüsse aber eben so streng auszuschließen versteht, so wird die Individualität der Erscheinung von Ebbe und Fluth für diesen Punkt der Erdoberfläche zum voraus allemal mit Sicherheit abgeleitet werden können; und gerade unter diesem Gesichtspunkte ist nun eben Whewells und Germars Arbeit von unschätzbarem Werthe, indem sie dem Forscher durch so viele, sehr genaue und auch schon näher berechnete Beobachtungen das Material zu dergleichen Ableitungen liefert. Gelingen aber auf solche Weise diese Ableitungen der Unregelmäßigkeiten der Fluthen — und sie gelingen sicher später oder früher — so wird denn doch die Unantastbarkeit des Gravitationssystems, welches noch immer aus allen Anfechtungen siegend hervorgegangen ist, endlich vollkommen anerkannt werden. Ich gebe zwar zu, daß die Lehre von Ebbe und Fluth, bei ihrer früheren Beschränkung auf Beobachtungen an verhältnißmäßig viel zu wenigen Punkten der Erdoberfläche, zu manchen Trugschlüssen verleitet worden ist. Dieß haben aber auch umsichtigere Naturforscher nicht verkannt; und so hat namentlich unser Landsmann Kamph, der mit Bearbeitung des Artikels „Ebbe und Fluth" in der Ersch und Gruberschen Encyclopädie beauftragt ist, die Lieferung dieser Arbeit bis zur Erscheinung des Resultats der hier besprochenen, damals schon angekündigten englischen Beobachtungen ausgesezt.

Um von der Menge der zu berücksichtigenden Verhältnisse und Complicationen einen näheren Begriff zu geben, komme ich nochmals auf den freilich besonders auffallenden und darum auch schon oben, aber vielleicht nicht mit der hinreichenden Ausführlichkeit erwähnten Umstand zurück, daß Ebbe und Fluth in den kleineren, eingeschlossenen Meeren, z. B. im kaspischen, schwarzen u. s. w. kaum, im baltischen, mittelländischen u. s. w. aber nur wenig merklich sind. Man hat namentlich diesen Umstand, und wirklich nicht ohne einen, wenn auch nur flüchtigen Schein von Berechtigung, der von uns vorgetragenen Theorie häufig und mit großem Nachdruck entgegengesezt. Gleichwohl lehrt, um das darüber Vorgetragene wegen seiner Bedeutung für den Gegenstand nochmals unter etwas veränderter Gestalt zu wiederholen, schon das bloße Nachdenken, daß die Wirkung der Attraction von Mond und Sonne auf die Meere der Erde nur in dem Maße ungehindert erfolgen kann, als diese Meere selbst freier und größer sind. Der Baseler Geometer Daniel Bernoulli, in seiner oben erwähnten Preisschrift über Ebbe und Fluth, beweist nun aber überdieß, „daß sich die völlige Fluth in eingeschlossenen Meeren zu der im ganz offenen Meere erfolgenden verhalten muß, wie die Längenausdehnung jener Meere von Westen nach Osten zum Halbmesser der Erde." Haben aber ferner dergleichen eingeschlossene Meere Gemeinschaft mit freieren, größeren Meeren, in welchen die Fluth deutlicher auftritt, so kommt nun natürlich Alles auf die Größe und Weite der verbindenden Meerengen an. Das mittelländische Meer z. B. ist verhältnißmäßig sehr breit und hat doch nur bei Gibraltar die schmale, dasselbe mit dem atlantischen Ocean, in welchem eine heftige Fluth stattfindet, verbindende Meerenge. Das fluthende Gewässer des Oceans kann sich daher dem mittelländischen Meere nur nach Maßgabe einer so beschränkten Verbindung mittheilen, und verliert sich hernach leichter in der sogleich entgegen

Digitized by Google

wirkenden, unverhältnißmäßig größeren Breite dieses leztern Meeres.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Neue Phase der Brühlschen Terrasse. — Theater.

Endlich wurde im vorigen Monate mit Eröffnung des obern Theils der neuen Restauration auf der Brühlschen Terrasse ein lange gehegter Wunsch des Publikums erfüllt. Die eingetretene unfreundlichere Witterung hatte bereits die glänzenden Sommervögel des Auslands großentheils wieder hinweggescheucht, deßhalb konnte der Restaurant beinahe einzig auf einheimische Besucher rechnen. Gleichwohl floß, da der Eröffnungstag ein Sonntag war, in den bis dahin verschlossen gewesenen Räumen ein solcher Strom von Eleganz zusammen, daß bald kein Platz mehr in dem ausserordentlich großen Saale übrig blieb. Hinter seinen dicht aneinander gereihten ungeheuern Glasfenstern befand man sich wie unter einer klaren Krystallglocke, um welche ringsum die ganze, vom Herbste buntgemalte Gegend auf das Reizendste gelagert erschien. Auf allen Gesichtern that sich das Wohlgefallen an dem überraschenden Anblick kund. Und wenn hierauf der Blick, vom Naturgenusse gesättigt, dem Innern sich zukehrte, ging das Wohlgefallen von Neuem an. Seither war mancher Tadel darüber laut geworden, daß man beim Bau und der Ausschmückung des neuen Gebäudes sich zu sehr an die Mode des garstigen Zeitalters der großen Lockenperrücken gehalten hatte; aber aller Tadel mußte schweigen vor der anmuthigen Einfachheit, durch die diese schlimme Mode dem Bessern zugeführt worden war. Man bewunderte die ungemeine Geschicklichkeit, womit der gute Geschmack die unter dem Namen des Rococo bekannte absolute Geschmacklosigkeit in seinen Nutzen zu verwenden gewußt hatte. Leider konnte freilich selbst das schärfste Auge nicht lange der gefälligen, harmonischen Ausschmückung des schönen Saales froh werden. Wenn auch schon seit Eröffnung des untern Theils des Gebäudes die frühere Hoffnung, diesen künftig zu einem Wintergarten werden zu sehen, durch manches darüber Vernommene wieder verschwand, so nährte man doch fortdauernd den Glauben, daß nach Vollendung des ganzen Hauses der Qualm der Nikotschen Pflanze nicht überall darin Zutritt erhalten werde. Es besagte auch wirklich am Tage der Eröffnung der obern Räume ein Anschlag, daß der Tabaksrauch vom neuen Saale ausgeschlossen bleiben solle. Allein die Cigarre, die ja neuerlich ein großer Theil der männlichen Jugend nicht einmal mehr auf der Straße entbehren zu können glaubt, war auch hier mächtiger als der Anschlag, so daß in Kurzem der Saal mit Dampfwolken erfüllt und verdüstert wurde. Wenn nun allerdings dieser Umstand manche zarte Dame veranlassen wird, auf die Winterkonzerte und Zusammenkünfte in diesem Hause zu verzichten, so muß doch bemerkt werden, daß dessen ungeachtet es seitdem nicht an Damen gefehlt hat, die herzhaft genug waren, den fast immer sehr zahlreichen Versammlungen in dem neuen Gebäude trotz dem Tabaksdampfe ihre Gegenwart nicht zu entziehen. — Die hiesige Bühne that sich in den lezten Wochen in mehr als einer Art glänzend hervor. Die fortdauernden Gastspiele des Herrn Döring, und zwar in den verschiedensten Charakteren, befestigten die günstige Meinung von seinem großen Talente immer mehr und verschafften den Theaterliebhabern einen seltenen, feinen Genuß. Julius Mosens Trauerspiel: „Herzog Bernhard von Weimar," schien darum noch mehr Anklang bei der sehr zahlreichen Versammlung zu finden, als sein Otto der Dritte, weil bei gleichem poetischem Werth der beiden Stücke die Thaten jener historischen Gestalt dem Zuschauer im Allgemeinen bekannter sind, als die in eine weit frühere Zeit fallenden des Kaisers Otto. Auch ist am neuen Werke ein regeres dramatisches Leben wahrzunehmen. — Es ist in jeziger Zeit auf mehr als einem deutschen Theater vorgekommen, daß neue Schauspiele und Opern junger Dichter, bei der Darstellung von einem wohlwollenden Publikum mit stürmischem Enthusiasmus aufgenommen, doch zuweilen bereits bei den nächsten Wiederholungen an Zuschauern und Zustimmung immer mehr verarmten, so daß die Theaterdirektionen, die ihnen schon wegen des bedeutenden Aufwands für prachtvolle Kostüme und Dekorationen ein recht dauerhaftes Bühnenleben wünschen mußten, keine Schuld hatten, wenn sie in Kurzem, wie niemals da gewesen, wieder vom Repertoire verschwanden. Desto dankbarer beweist sich so eben für die vielfachen Anstrengungen der Darsteller und der Direktion die große Oper in 5 Akten von Richard Wagner: „Rienzi, der lezte der Tribunen." Obschon der Name des Komponisten dem Publikum ganz neu war, so hatte man doch schon während der durch den Kapellmeister Reissiger geleiteten Einübungen der Oper erfahren, daß es sich um etwas ganz Vorzügliches handle, und für eine Ueberfüllung des Hauses bei den ersten Darstellungen war schon hiedurch gesorgt. Die durch manche herbe Erfahrung erklärlichen Zweifel des Publikums wurden schon von der originellen Ouverture verscheucht. Lust, Hoffnung und Beifall nahmen mit jedem Akte einen höhern Aufflug. Der Verfasser und die Darsteller der Hauptrollen mußten während des ganzen Stücks immer von Neuem heraus, um den lauten Dank des Publikums entgegen zu nehmen. Unstreitig würde man den Hauptfehler der neuen Oper, daß sie erst eine halbe Stunde vor Mitternacht endete, derselben für eine besondere Tugend angerechnet haben, wenn eine so lange Dauer nicht in manche Lebensgewohnheiten zu grausam eingriffe. Der Eine will um diese Zeit schon eine Stunde geschlafen haben, ein Anderer bei seinem Souper bereits bis zum Zahnstocher vorgerückt seyn, und ein Dritter des Comforts traulicher Häuslichkeit auf irgend eine Weise froh werden. Die zweite Vorstellung wurde daher schon um etwas gekürzt; doch dauerte sie noch immer bis eilf Uhr, und so war es auch bei den folgenden. Gleichwohl sind noch immer für die nächsten Vorstellungen die Billets, trotz des fortdauernd erhöhten Preises, insgesammt im Voraus bestellt, so daß schon vor dem Tage der jedesmaligen Aufführung keines mehr zu haben ist. Schon wegen der übermäßigen Anstrengung der Hauptsänger soll es übrigens im Werke seyn, das Ganze künftig auf zwei Abende zu vertheilen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

d by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. November 1842.

— This is a land,
That foreigners can never understand.
Byron.

Aus England.

I.

New-Gate. — Templebar. — Der Geburtstag der Königin. — Carricaturen.

Meine drei Schnitten Roſtbeef mit zwei großen iriſchen Kartoffeln, mein Plumpudding drauf und eine Pinte Ale — es hatte mir wieder herrlich gemundet. Zufrieden bis in's Innerſte des Magens, zog ich Haymarket hinunter und beſann mich, ob ich heute wieder einmal Herrn E. Kean zu Gefallen gehen oder im dolce far niente durch die Straßen fortſchlendern ſollte. Es war ein prächtiger Juniusabend, wolken- und nebellos wölbte ſich Gottes blauer Himmel über die Rieſenſtadt, eine angenehme Kühle ſenkte ſich in die unendlichen Straßen. Ja, es gibt auch blauen Himmel in London, und das heurige Jahr wenigſtens ließ es ſich nicht nehmen, John Bull ein Bischen in das dicke Fett und die breiten Rippen einzufeuern.

Wer wird heute in's Theater ſitzen, der das Gebet der drei Männer im feurigen Ofen nicht auswendig weiß! Gibt doch Strand und Holborn, Orford- und Fleet-Street Stoff zum Schauen, zum Lachen und Weinen immer neu, immer genug. Ich bog durch Pall-Mall-Eſt in den Trafalgar-Square, dieſen mächtigen, ruheloſen Knotenpunkt des Londoner Straßenlebens ein, wo an der Kreuzung von Süd und Nord, von Oſt und Weſt, an der wirklichen Scheide von City und Weſtend, dem Herzog — denn nur the duke wird der Sieger von Waterloo genannt — die koloſſale Säule errichtet wird, auf welcher er noch bei lebendigem Leibe zu den Olympiern, d. h. in die Wolken und Nebel emporſteigen ſoll. Alles iſt noch in voller Arbeit an dieſer Unſterblichkeit, der Welt iſt ſie noch rings mit Brettern vernagelt, bis ſie hoch genug ſeyn wird, um im Londoner Aetherraum ſterblichen Blicken ſich entziehen zu können. Ich ſchlendere vorüber und laſſe mich oſtwärts auf den breiten Trottoirs durch die liebe Menſchheit fortſchieben. Eine ungeheure Straße, dieſer Strand; das windet ſich hin, das müht ſich, vom Flecke zu kommen, und je mehr es eilt, deſto langſamer geht es vorwärts. Wie oft muß ich anhalten, ausweichen, ſtoßen und geſtoßen werden, bis die City erreicht iſt!

Templebar — dort winkt es herunter, das ſeltſame Thorwerk. Zwiſchen Fleet-Street und Strand wölbt ſich ein gedrückter Bogen herüber, dieſer für die Fuhrwerke, rechts und links eine kleine Pforte für die Fußgänger, über dem Mittelbogen ein viereckiger Aufſatz, in dieſem zwei Niſchen. Auf der Weſtſeite ſchildern Karl I. und II. in langen römiſchen Teppichen, ein Meiſterſtück ächt engliſcher

Bildhauerei von Bushnell. Auf der Oſtſeite machen Eliſabeth, die ſtolze Königin, und Jakob I. beſcheidentlich den Herren Unterthanen das gebührende Compliment. Eine Krönung im flachen Kreisabſchnitt beſchließt das unanſehnliche Gebäude. Es wurde nach dem „großen Feuer" von Chriſtoph Wren, dem allmächtigen Schöpfer des Londoner Himmels und der Londoner Erde, d. h. der kirchlichen und privaten Bauten von damals, in den Jahren 1670—72 gebaut, ein Thor mitten in die Stadt, weil hier die Stadt beginnt; an ihm, mitten in der Stadt, aber weil es das Stadtthor iſt, außerhalb der Stadt wurden ſonſt die Köpfe der Hingerichteten ausgeſtellt. Geſchieht dieß nicht mehr, ſo iſt nicht der mildere Sinn des civiliſirten Jahrhunderts daran Schuld.

Nur ein Bischen, d. h. in London ſo eine halbe Stunde weiter in die Stadt hinein, und Zimmerleute hantieren auf der offenen Straße, im rechten Mittelpunkt von London, mit Balken und Brettern vor einem rauchgeſchwärzten, feſtungsmäßig maſſiven Steinbau. Die Straße iſt Old Bailey und Oliver Goldſmith hat darin ſeinen Vikar von Wakefield geſchrieben. Jener feſte Bau iſt Newgate und die Zimmerleute zimmern einen Galgen auf morgen früh. Mit dem erſten Morgen muß ein Kindsmörder baumeln. Alle Fenſter und Giebel ſind von fashionable und respectable people gemiethet. — Der Pöbel mit Schleiern und Glacéhandſchuhen ſchaut oben heraus, der mit den harten Schwielen und zerlumpten Schuhen gafft von unten hinauf. Um der divina comedia recht ſicher zu ſeyn, kauert John Bull, nicht der mit den breiten, ſondern mit den ſchmalen Rippen und mit Fetzen, deren Löcher bis in den Magen leuchten, ſchon dieſen Abend von ſechs Uhr an auf den Trottoirs, von wo aus das Spektakel zu ſehen iſt. Dieſe Hunderte hier herum in den Ecken und Winkeln bleiben auf dem Boden im Freien über Nacht, damit ſie morgen nicht zu ſpät und nicht um den trefflichen Platz kommen. Hier ſind ſie Herr, hier wird bezahlt von Einem für Alle mit dem Kopfe; ihr Freibillet koſtet ſie bloß eine Nacht. Und was iſt eine Nacht für ſie? Eine Steinplatte und der trübe, nebelfeuchte, naßkalte Himmel drüber. Heute Newgate gegenüber, in das ſie vielleicht morgen wandern, geſtern vor dem „Gin-Palaſt," das iſt der Unterſchied. Und leuchtet heut am klaren, lauen Juniabend ein blauer Himmel über ihnen, ſo erſparen ſie ſich erſt noch was auf morgen früh: ſie brauchen ſich nicht wie ſonſt mit ſehnlichen Blicken nach dem bläulichweißen Schmerzenstranke die Augen müde zu ſchauen. „Gin" wird in den Berliner Schnapsläden mit „blauer Zwirn" überſezt und kommt in der Stufenreihe der Erquickungen gleich nach dem „ſanften Heinrich," von dem noch manche Kümmelſtufe bis zu dem reinen Kornbranntwein, „dem lautern Worte Gottes," wie ſie's frevelnd heißen, zu erſteigen iſt. — Ich werde morgen, ſo Gott will, noch ſüß und ruhig ſchlummern, wenn in dieſer grauſen Umgebung bereits jeder Pflaſterſtein wach ſeyn wird.

Die Zimmerleute von Old Bailey hatte ich noch nicht vergeſſen, als die Köpfe von Temple-bar mir in der Abenddämmerung wieder entgegenwinkten. Es waren die ſteinernen Häupter Eliſabeths und Jakobs. Unwillkührlich pflanzte mir die Phantaſie Maria Stuarts und Karls blutige Haupter darüber. — Bei feierlichen Gelegenheiten empfangt die Corporation von London die königliche Familie oder ſonſtige erlauchte Beſuche, ſo wie die Botſchaften der Herolde, an dieſem Thorweg. Wenn der Monarch im Staate kommt, übergibt ihm der Lord-mayor das Staatsſchwert, erhält es alsbald zurück und reitet mit entblößtem Haupte unmittelbar vor ihm her. So kann und darf die Majeſtät nicht zu ihren getreuen Unterthanen ohne Wiſſen und Willen Höchſtdererſelben; das Staatsſchwert iſt in der Unterthanen Händen, zwar überreichen ſie's dem Herrn, aber faſt nur, als ob er prüfen ſollte, wie ſcharf es ſey; dann nehmen ſie's wieder, reiten baarköpfig voran in aller Demuth und — führen König Karl auf das Schaffot.

Ein ſonderbares Volk, dieſe Engländer, von Kopf bis zu den Füßen praktiſch, im Handgreiflichen, Zahlbaren, Wägbaren und Berechnungsfähigen, im Reellen und Materiellen wühlend, unerbittliche, grauſame Feinde des Idealen, des nicht Poſitiven, und doch ein Volk und Staat voll Einbildungen, voll Idealitäten, voll Fiktionen. Fiktion in der Grundlage, Fiktion in der Spitze. Dort die Sporen an der Ferſe des Kindes im Mutterleibe, hier die most gracious majesty auf dem Throne, während auf den Bänken unterhalb deſſelben der Staat, die Macht, der Lenker und Herrſcher ſizt. Alles für die Majeſtät, nichts durch ſie.

(Fortſetzung folgt.)

Ebbe und Fluth.

(Schluß.)

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem baltiſchen Meere, und die Anwendung auf das ebenfalls erwähnte ſchwarze und caſpiſche Meer iſt noch leichter gemacht. Das rothe Meer dagegen, um auch Beiſpiele im entgegengeſezten Sinne anzuführen, hat bei Babelmandel eine über zehn Meilen breite Meerenge und iſt alſo ſehr offen, dabei aber zugleich ſchmal, ſo

Digitized by Google

daß die aus dem indischen Ocean in dasselbe eintretenden Fluthwellen ihre ganze Geschwindigkeit und Höhe beibehalten können, daher es die Erscheinungen von Ebbe und Fluth in einem hohen Grad zeigt, ein Umstand dessen, wie die gelehrteren Leser sehr gut wissen, schon Herodot und Diodor von Sicilien erwähnen. — Eine andere, als Beispiel unter unzähligen, hierher gehörige, schon lange bekannte Anomalie, daß nämlich im Seehafen Batsham in Tunquin in 24 Stunden statt zweimal nur einmal Ebbe und Fluth vorkömmt, erklärt bereits Newton sehr glücklich daraus, daß die Fluth durch zwei Meerengen, durch die eine früher als durch die andere, in diesen Hafen eindringt.

In ähnlicher Art, wie hier für eingeschlossene Meere nachgewiesen ist, finden die Flutherscheinungen auch für Ströme und Landseen statt. Auch in ihnen können diese Erscheinungen aus den angegebenen und gewiß überzeugenden Gründen unmittelbar nicht vorkommen. Ergießen sich aber diese Ströme (auch nur Flüsse) in fluthende Meere, so steigt die Fluth dieser lezteren sehr begreiflich oft bis zu großen Weiten in ihnen hinauf, widersezt sich zugleich ihrem eigenen Ablaufe und bewirkt dadurch ein noch größeres Steigen ihrer Gewässer. Im mächtigen Amazonenstrome (Marandon) z. B. wird die Fluth, nach den übereinstimmenden Berichten selbst noch der neuesten Reisenden, oft über anderthalbhundert Meilen von der Mündung verspürt, und wenn wir uns von unserem Beobachtungsorte Norderney nach der nicht zu fernen Elbemündung begeben hätten, so würden wir Aehnliches, wenn auch in sehr verkleinertem Maßstabe, wahrgenommen haben. Die Schiffer bedienen sich dieser stromaufwärts dringenden Fluth, um damit gleich weit hinauf in die Ströme zu fahren, und sagen dann in ihrer Sprache, „sie bringen die Fluth mit." Dasselbe gilt, wie einfach zu begreifen ist, von Landseen, welche in hinreichender Verbindung mit fluthenden Meeren stehen;* und ich wiederhole also sehr zuversichtlich die Behauptung, daß es, bei gehöriger Erwägung aller dieser Lokalitäten und gleich sorgfältiger Trennung der übrigen fremdartigen Miteinflüsse, wohl überhaupt keinerlei Art der Anomalie von Ebbe und Fluth geben dürfte, welche sich bei solcher Berücksichtigung nicht aus der von uns entwickelten Newtonschen Gravitationstheorie genügend erklären ließe, ohne daß man zu ändern, weit hergeholten geheimen Kräften seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Man findet sich vielmehr bei näherer Erwägung der Umstände schlechterdings gezwungen, die Gravitation von Mond und Sonne immer wieder als das Grundprinzip des Vorgangs anzuerkennen, dessen Daseyn sich stets deutlicher veroffenbart, je tiefer man in das Detail der Erscheinung eindringt. Auf metaphysische Erörterungen über die eigentliche Natur dieser „Gravitation," dieser „Attraction" geben wir aber dabei so wenig als Newton selbst ein. Er fordert in seinem Systeme weiter nichts, als daß man ihm eine solche Kraft der allgemeinen Schwere und die von ihm bewiesenen Gesetze derselben einräume, worauf ihm gelingt, alle Lehren der physischen Astronomie und namentlich die Theorie von Ebbe und Fluth vollkommen genügend daraus abzuleiten.

Man wird hiernach in diesem Aufsatze die Haupttendenz einer Apologie jenes Systems gegen mannichfache Anfechtungen in seiner Anwendung auf das Phänomen von Ebbe und Fluth, neben gleich aufrichtiger Geltendmachung der neuen englischen Beobachtungen des Phänomens, nicht verkennen. Ich mache mir vielmehr eine Ehre daraus, diese Absicht ausdrücklich einzugestehen, und sogar als ein unerschütterlicher, „starrer* Anhänger einer so veralteten Doctrin" ausgeschrien zu werden. In meinen Augen ist und bleibt dieselbe eines der herrlichsten Besitzthümer der Wissenschaft, und ich wollte, ich hätte stets nur so ehrenvolle wissenschaftliche Prozesse, als den Newtons in Sachen von Ebbe und Fluth contra seine Widersacher zu führen.

* Von den so höchst wahrscheinlichen einzelnen unterirdischen Verbindungen ist dabei nicht einmal die Rede.

* „Incorrigibler" heißt es in einer sonst freundlichen, ja ehrenden Zuschrift.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

Der Steinhof im Kanton Aargau.

Wie die riesenhaften Tempel und sonstigen Baureste, welche wir z. B. in Egypten, in manchen Theilen Asiens und in Mexiko antreffen, auf eine vorzeitliche Kulturperiode des menschlichen Geschlechtes hinweisen und bei dem Geschichtsforscher als Denkmäler einer uralten Gesittung jener Länder gelten, so betrachtet auch mit Recht der Geolog die unzähligen Blöcke von Granit und anderem sogenannten Urgestein, welche über das große, durch die Alpen und den Jura gebildete Thal ausgebreitet liegen und sogar bis auf die Höhen des leztern Gebirgs hinanreichen, als die sichern Anzeichen eines ausserordentlichen geologischen Ereignisses, bei dem gigantische Kräfte im Spiele waren und während dessen Dauer die gewaltigsten Bewegungen auf dem Boden der jetzigen Schweiz stattfanden. Bekanntlich nennt man die fraglichen Blöcke Findlinge und bilden dieselben schon seit geraumer Zeit den Gegenstand des eifrigsten Studiums unserer Gebirgsforscher; auch haben leztere nicht wenig Scharfsinn aufgewendet, um Hypothesen zu erfinden, die uns begreiflich machen sollen, wie diese oft so mächtigen Felstrümmer von ihrem Muttergestein losgerissen und meilenweit fortgeschafft

Digitized by Google

worden sind. Die Einen ließen sie durch unterirdische feurigluftige Kräfte wie Bomben von den Spitzen der Alpen in die Thalebene und bis auf die Anhöhen des Jura hingeschleudert werden; Andere nahmen zu deren Welterschaffung gewaltige Wasser- und Schlammfluthen zu Hülfe; wieder Andere riefen kolossale Eismassen in ihren Dienst und ließen dieselben, mit Granitblöcken beladen, gleich Schiffen über die Tiefen der Gewässer schweben und durch Stürme und das Wogen der Fluthen weiter führen; noch Andere schlossen die Mithülfe des flüssigen Elementes gänzlich aus und suchten in Gletschern das Bewegmittel für die Findlinge. Man ließ entweder diese auf jenen wie auf Rutschbahnen von der Höhe in die Tiefe gleiten, oder die Gletscher selbst sich fortbewegen und auf deren Rücken die Felsmassen fortgetragen werden. Ja es hat sich selbst die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß die leztern der Erde gar nicht angehören, sondern ganz fertig aus den Himmelsräumen auf ihre jetzigen Lagerstätten niedergefallen seyen und somit im eigentlichsten Sinne des Wortes als Findlinge auf unserem Planeten betrachtet werden müßten. Ob man nicht auch schon einen harten Kometen der Erde hat nahe kommen, von ihm die Spitzen der Alpen abschlagen und durch einen solchen Stoß die losgetrennten Felsblöcke weiter schleudern lassen, ist mir unbekannt; es scheint mir aber, daß auch eine derartige Hypothese plausibel genug klänge, um sich so übel nicht neben den vorhin genannten auszunehmen. Eben so gut ließe es sich auch denken, daß in den Urzeiten, wo bekanntermaßen Feuer und Wasser Jahrtausende hindurch mit einander im Kampfe lagen, ungeheure elektrische Kräfte in der Atmosphäre zur Thätigkeit gelangten. Aus einem solchen Widerstreit dieser Elemente mußten nothwendig Gewitter der grandiosesten Art hervorgehen, mußten Blitze entstehen, gegen welche der größte Wetterstrahl der Jetztzeit wie der Funke einer Elektrisirmaschine zu der heftigsten und zerstörendsten Entladung einer heutigen Gewitterwolke sich verhält. Waren nun die Zinnen unserer Alpen von solchen ungeheuern Urgewittern umlagert und trafen deren gewaltige Donnerkeile die in sie hineinragenden Felsenspitzen: warum sollten diese durch eine solche Naturgewalt nicht zu hausgroßen Stücken vom Gebirgsstocke losgeschmettert und meilenweit fortgeschleudert worden seyn? Die scharfkantige Beschaffenheit vieler Findlinge würde sehr gut mit einer derartigen Erklärungsweise zusammenstimmen. Aus den zulezt angeführten Beispielen ersieht man, daß das Verzeichniß möglicher Findlingshypothesen bei weitem noch nicht geschlossen ist, und wahrscheinlich wird dasselbe auch noch um ein Namhaftes vermehrt werden, bevor wir mit Gewißheit wissen, auf welche Art und Weise die Findlinge an den Ort gekommen sind, wo wir sie jezt antreffen.

(Schluß folgt.)

Dresden, November.

(Schluß.)

Theater. — Weinlese.

Die beiden ersten längeren Akte der Wagnerschen Oper bilden vermöge der scheinbar zur Ruhe gebrachten feindlichen Elemente einen interimistischen, versöhnenden Schluß, wogegen in den drei lezten kürzern erst das Tragische dominirend hervortritt. Die beste Bürgschaft für die seltenen Vorzüge der Composition bietet der Umstand, daß die gründlichen Kenner sowohl als die bloßen Musikfreunde im Beifall übereinstimmen. Dem jungen Tonkünstler gebührt ausserdem noch der Ruhm, den recht ansprechenden Text selbst gefertigt zu haben, wodurch seine Oper vielleicht mehr als irgend ein anderes Musikstück in Worten und Tönen ein Werk aus Einem Gusse geworden ist. Uebrigens werden gewiß nur wenige deutsche Theater so viel mächtige Kräfte beisammen haben, wie sie hier vereinigt sind, um diesem gewaltigen Tonwerk sein Recht mit solchem Erfolge widerfahren zu lassen. — Eine dritte Theaterneuigkeit, das Drama: „die Tante aus Corsika," wandelte, da es ohne alle bereits bekannte Firma sich an's Licht gewagt hatte, zwar nicht angefeindet, aber doch eben so wenig durch allzugroße Gunst hoffährtig gemacht, ganz gewöhnlich über die Bühne. — Unser durch Zweckmäßigkeit und Schönheit so preiswürdiges neues Schauspielhaus erscheint zugleich als die beste Urkunde des Aufschwungs, welchen die lange Zeit fast in Vergessenheit gerathene Sculptur auch hier wieder genommen. Schon jezt ist Professor Rietschel mit einer Reihe herrlicher Gestalten für das zweite Giebelfeld des Theatergebäudes fertig geworden. Wie seine das erste Giebelfeld schmückenden Figuren sich auf die Tragödie beziehen, so sprechen die dem zweiten zugedachten ihre Huldigung der Tonkunst aus. Leztere selbst erblickt man auf den Schwingen des Adlers emporschwebend und zu ihren Füßen die lyrische und epische Poesie. Die kolossalen Gestalten der Sehnsucht, Liebe und Freude zur Rechten, wie die der Erhebung und Ermuthigung zur Linken, zeugen von des Künstlers Begeisterung bei Auffassung der sinnvollen Allegorien, die ihm auch offenbar während der Arbeit fortdauernd die Hand führte. Die als Eule und Fledermaus erscheinenden Elemente des Trüben und Feindseligen werden durch einen schönen Knaben aus der heitern Kunstsphäre hinweggetrieben. Neben Rietschels Atelier Jedermann zum Anschauen aufgestellt, gewährten diese Statuen mehrere Wochen lang nicht nur allen Kunstverständigen, die mit seltener Uebereinstimmung die große Bedeutung der neuen Schöpfungen anerkannten, sondern zugleich jedem für Natur und Kunst nicht ganz Unempfindlichen ungemeinen Genuß. Sie gehören auch noch immer zu den Lieblingsgegenständen des gesellschaftlichen Gesprächs. Den mächtigsten Eindruck scheint die unter den Figuren zur Rechten befindliche Gruppe von Mutter und Kind gemacht zu haben. Es kann auch vielleicht die Mutterliebe in Gestalt und Mienen, die Zartheit und Süßigkeit des Verhältnisses und der magische innere Zusammenhang zwischen Mutter und Kind nicht köstlicher ausgedrückt werden, als solches dem Künstler in diesen beiden Figuren gelungen ist. — Der auswärtigen schriftstellerischen Notabilitäten flogen während dieses Sommers und Herbstes eine übergroße Menge durch unsere Stadt. Wenn von allen vielleicht der berühmte „Verstorbene" die meiste Sensation erregte, so war dieß nicht viel weniger mit seinem Gegenfüßler, dem „Lebendigen," der Fall. Ganz abgesehen von seinem politischen Glaubensbekenntnisse, wird gewiß Jeder, der für Poesie Sinn hat, sich von Herweghs Gemüthlichkeit und seiner glanzvollen Phantasie angezogen fühlen. — Unsere Rebengebirge prangten dieses Jahr in ungeheurer Traubenfülle. In den fiskalischen wie in den meisten bedeutendern Weinbergen kam erst im November die Lese in vollen Gang. Den ganzen Tag hallten die Böller in der Stadt wieder; allenthalben in ihr, wie in den umliegenden Dörfern, verkündigen die an Thüren und Fenstern aushängenden Weinlaubkränze den Reichthum an verkäuflichem Most, dessen Qualität zum Theil der vom Jahr 1834 nur wenig nachsteht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. November 1842.

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn.

Goethe.

Gedichte aus dem Dänischen.

Uebersezt von Linette Homberg.

1.

Die Schneekönigin.

Nach H. C. Andersen.

Es liegt auf den Feldern der Schnee so hoch,
Doch schimmert dort Licht aus der Hütte noch;
Das Mädchen, es wartet beim Lampenschein,
Auf den Liebsten sein.

'S ist still in der Mühle, das Rad steht sogar.
Schnell glättet der Bursche sein goldnes Haar,
Und springt dann so lustig und liebeheiß
Ueber Schnee und Eis.

Er singt um die Wett' mit dem starken Wind,
Der färbt ihm noch schöner die Wangen geschwind.
Schneekönigin naht auf dem Wolkenroß,
Ueber Feld und Schloß.

„Wie bist du so schön im Schneelichtsschein!
Dich wähl' ich zum Herzallerliebsten mein!
Komm', folg' mir und fahre mit mir daher
Ueber Berg und Meer."

Die Schneeflocken fallen so dicht und dicht.
„Meinem Blumennetz entfliehst du doch nicht!
Wo hoch in die Lüfte der Schneeberg starrt,
Unser Brautbett harrt."

Jezt scheint aus der Hütte nicht mehr das Licht;
Im Ringeltanz wirbelt der Schnee so dicht,
Es fährt bei der Wolke ein Sternschuß hinaus —
Dann ist Alles aus!

Hell strahlt die Sonne auf Feld und Hain —
Er schlummert so süß im Brautbett sein!
Das Mädchen faßt Angst, zur Mühle es geht —
Doch das Mühlrad steht!

2.

Das kranke Herz.

Nach demselben.

Die Mutter:
„Was gingst du aus der Kirche fort?
Willst du den Staat nicht sehen dort?
Klein Gretchens Trauung heute ist.
Doch, guter Gott! wie bleich du bist!
Du siehst ja ganz wie damals aus
Als du — o Gott! ich denk's mit Graus!

Digitized by Google

Ein kleiner Knab' im Grase lagst:
Dich stach in den Fuß ein giftig Thier,
Vor Todesangst vergingst du schier —
Doch größer war noch meine Pein!
Den Fuß grub' in die Erd' ich ein;
Sie saugt' das Gift und hielt den Tod
Dir fern — so wollt's der gute Gott!"

Der Sohn:
„Ja, Mutter, ja die Erde heilt!
Im Herzen jezt das Gift mir weilt!
Erbarm' sich Gott! — ich fühl' es dort!
Die Erde saugt das Gift wohl fort —
O grab' das kranke Herz ihr ein,
Dann werd' ich bald genesen seyn!"

3.

Die Rose.

Nach demselben.

Du lächelst hier aus schön belaubter Hecke,
Wie einst der Engel auf das erste Paar.
Im Thau des Morgens baden sich die Blumen —
Auf dir glänzt nur Ein Tropfen, rein und klar.

Ist's eine Thräne, die ein Elf geweinet,
Daß du doch sterben mußt, obgleich so schön?
In Jugendfüll', mit halb erschloßnen Blättern
Süß träumend, sehn wir dich auf Erden stehn.

Was träumest du? — Dein Traum kennt keine Schmerzen,
Dein Sein ist Liebe, dein Seele Duft,
Dein Ganzes ist das sel'ge Herz des Dichters,
Das Himmel sieht, wo Andre sehn nur Luft!

Aus England.

(Fortsetzung.)

Wie war mir doch, als ich jüngst, am 19ten Mai, den Geburtstag Victoriens, our all-beloved Queen, feiern sehen wollte! Welch Spektakel sah ich am 1. Mai in Paris mit an! Ich will keineswegs sagen, daß Louis Philipp allverhaßt, aber auf keinen Fall ist er „allbeliebt" zu nennen. Und doch, wie regte und tummelte es sich, trotz dem Regen, frühe schon in allen Straßen; als aber die Maisonne durchbrach und den Mittag so freundlich erheiterte, welche Menschenmasse strömte in dem Tuileriengarten, in den elysaischen Feldern zusammen. Alt und Jung freute sich, wenn auch nicht des Königs, doch mit ihm seines Daseyns und spielte und zechte und tanzte und schaute und ließ schauen im buntesten Durcheinander. Hier bot ein Charlatan seine Zahntinkturen, dort eine Kuchenhändlerin ihre Leckerbissen, da klapperten die Würfel, dort die Sous- und Zweisousstücke, mit denen die liebe Jugend — in Frankreich aber kann man mit vierzig Jahren immer noch jung thun — nach einem Ziele warf, das ein Stück Backwerk zum Gewinne brachte, wenn es getroffen wurde. Daneben waren andere Spiele zu Dutzenden, bei denen Blick, Hand, Fuß die Meisterschaft bewähren konnte, wie denn insbesondere die Spiele mir höchst charakteristisch für dieß kriegerische Volk erschienen, bei welchen mit der Armbrust, dem Blasrohr, der Flinte nach kleinen, hohlen Gypsfiguren zu schießen war, die sich im Kreise, senkrecht oder wagrecht vor dem Schützen drehten. Meist wurde vortrefflich getroffen, und die meisten Kunden zogen sich zu diesen Vergnügungen heran. Nur die Theater vermochten noch Größeres über die Masse, in denen abwechslungsweise der Algier'sche Feldzug und eine Reihe von Kämpfen gegen die (von Guizots wegen bei den damaligen Durchsuchungsrechtshändeln) in Oesterreicher eingekleideten Engländer mörderischerweise abgespielt wurde. Was hier nicht unterkam, das fand Jongleurs, Kunstreiter, Affen, Grisetten und Cancan. Die Kinder fuhren in Omnibus, mit denen vier bis sechs Ziegen unter den Bäumen hintrabten, saßen in russischen Schaukeln, oder ließen sich wägen. Musik dazu, schmetternde, lärmende, auf allen Seiten. Am Abend aber ein glitzerndes, schimmerndes, rasselndes und prasselndes, zischendes und krachendes, donnerndes und wetterndes Feuerwerk auf den Quais, dem Tuileriengarten gegenüber, dieser selbst wie in ein Lichtmeer getaucht, die öffentlichen Gebäude beleuchtet — es war Alles geschehen, um Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen zu bereiten.

Und dagegen der 19te Mai in London! In allen Ecken und Straßen sah ich mich nach dem Geburtstag der „Allgeliebten" um; ich konnte ihn nirgends finden. Mittags eine lange, ewiglange Carrossenreihe zu St. James-palace hinunter und herauf. Was die Großen, die Edelsteine und Perlen thun, geht das Volk nichts an. Dieses zieht seine Wege, wie sonst, eilig, geschäftig, bettelnd, spekulirend, stoßend und gestoßen. Nur Einer kann die Straßen ein Bischen stiller, feierlicher, decenter machen. Dieß ist der eine Herr im Himmel, wenn er Sonntag hält. Gegen Abend indessen kletterten Schmiede und Schlosser zu einigen Fenstern heraus, um den Geburtstag der Königin an denselben zu befestigen. Eine Krone und darunter die Buchstaben V. R. aus Gasröhrchen gebildet, durften in die Nacht hineinschimmern. Sie hatten schon vor einem Jahre gedient, vor

Digitized by Google

zwei, vor drei Jahren, sie werden noch manche Jahre vorhalten. Im einförmigsten, geschmacklosesten, ärmlichsten Einerlei wiederholte sich die Krone mit dem V. und R. an den Häusern der Hoflieferanten. Nur sie sind beleuchtet; sie wissen warum.

So wenig allgemeine öffentliche Theilnahme findet sich in England für ein Fest, an dem bei uns alle Glocken läuten, alle Degengriffe sich putzen und alle Tanzschuhe sich des Lebens freuen. So wenig will der Engländer von seiner Majestät, während der Franzose gleich Hunderttausende zu Raketen verlangt. Ist das Gleichgültigkeit, Mangel an Achtung? Man gehe durch den Strand, Regent-, Orford-Street u. s. w.; hier ist ein Modehändler, dort ein Bäcker, weiterhin ein Schuhmacher — der bedient die most gracious majesty, der die königliche Hoheit, den Prinzen Albert, der die Königin Wittwe, der die Herzogin von Cambridge, und im reichen Goldrahmen stellt er schwarz auf weiß die oberhofmeisterliche Urkunde darüber am Fenster zur Schau. Dahin strömt nun die Welt, die große und die kleine. Ein Shawl, den die Königin sich erlesen, hat des Mannes Glück gemacht; ein Brödchen, das Prinz Albert zum Thee ißt, geht reißend ab. So unabhängig von Ihrer Majestät in Allem, wo sie unsern Begriffen gemäß es nicht seyn sollten, so abhängig, wo sie es nach unsern Gewohnheiten nicht zu seyn brauchten — das ist etwas eigenthümlich Kindliches, Unfreies in John Bulls Art. Vor Pracht und Glanz, vor Macht und Größe, vor Adel und Hoheit hat er einen unbewußten, willenlosen Respekt. Dieser sizt ihm nicht im Kopfe, wie den Franzosen, denn seine Gedanken haben Anderes zu thun und zu berechnen, als die Perlen eines Diadems und die Orden eines Fürsten; er sizt ihm nicht im Herzen, wie dem Deutschen, denn wo euer Schatz ist, da ist euer Herz; und ihr armen und ihr reichen Gentlemen — euch dort ist's die Kartoffel, euch hier die Actie, was euer Herz bewegt. Es ist Gewohnheitssache, angeerbt von Alters her, eingelernt von Jung auf, mechanisch geübt, wie Essen, Trinken und Spulen.

Wer reimt mir aber diese Unterthänigkeit mit dem Stolz, dem Welt, Menschen, Irländer und Deutsche verachtenden Stolz der Engländer? Indeß verachtet John Bull offen nur das, was er braucht und gebraucht. Womit er nichts anfangen kann, was er nicht nöthig hat, das läßt er ruhig und unbekümmert, unbeachtet und unverachtet liegen. Er verachtet die Welt, die er sich Gut und Blut, zeitliche Ruhe, ja selbst ewiges Heil kosten läßt; er verachtet die Menschen, die ihm seine Maschinen treiben und seine Waaren abkaufen müssen; er verachtet die Irländer, ohne deren Kartoffeln und Hände er nicht leben kann; er verachtet die Deutschen, deren gute Gedanken und noch bessere Märkte ihm unentbehrlich sind. Er verachtet nur das, was er achten muß und auf was er seine sorglichste Acht hat. Dieß ist sein Stolz und das Wesen alles Stolzes. Was er daher äußerlich achtet, zu achten *scheint*, das verachtet er wieder, wenn auch im Stillen, ohne Wissen und Wollen. Der Respekt vor Hoheit und Majestät gründet sich daher nicht auf dieselbe, als solche, an sich betrachtet. Fremde Hoheit, wie alles Fremde, so lange er nicht berechenbaren Nutzen oder Schaden davon hat, kümmert ihn sehr wenig. Nur was er als das Seine, ihm Gehörige betrachten kann, ist ihm von Werth. So hat er Respekt vor seinem Adel, weil es der seinige ist, und nur deßwegen; so achtet er seinen König, weil es *sein* König, nicht weil es *ein* König. Der Deutsche lebt im Wesen, der Engländer in der Sache, der Franzose im Schein. Der Deutsche ist ideal, der Engländer real auch darin. Besitz, Eigenthum, das ist der Kern englischen Fühlens und Denkens; dieß ist sein Egoismus, dieß ist sein Stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

(Schluß.)

Der Steinhof im Kanton Aargau.

Es ist unsere Absicht ganz und gar nicht, hier in eine vergleichende Werthung der Hypothesen einzutreten, welche bis jezt über das Phänomen der erratischen Blöcke aufgestellt worden sind; wir wollen nur einige Worte sagen über einen Ausflug, den wir neulich nach dem Steinhofe machten, einem Punkte der mittlern Schweiz, der es verdient, und von dem wir wünschen, daß er bald zu einem geologischen Wallfahrtsorte erhoben und von allen denjenigen gesehen werde, welche an den die Bildungsgeschichte unseres Planeten betreffenden Fragen ein lebhaftes Interesse nehmen. Man braucht kein großer Mineralog zu seyn und wenig von Geologie zu verstehen, um auf den ersten Blick zu sehen, daß auf allen Straßen des Emmenthales Steine herumliegen, die der Gegend nicht angehören und wesentlich von dem einheimischen Gestein verschieden sind. Und betrachtet man etwas näher das Material, aus welchem Marksteine, über kleine Gräben gelegte Platten, manche Brücke u. s. w. bestehen, so wird man gewahr, daß dasselbe weder Molasse, noch Kalkstein, sondern ein gneisartiger Granit ist. Dieses Gestein wird von den Emmenthalern seit uralten Zeiten Geisberger genannt, welche Bezeichnung nach Angabe eines ausgezeichneten Geologen der eigentliche deutsche Name für Granit ist. Wie schon oben bemerkt worden, findet sich dieser Geisberger in größern und kleinern Trümmern in dem durch Jura und Alpen gebildeten Thale verbreitet und wird derselbe häufig auf den Molassehügeln des Emmenthales angetroffen. Zwei und eine halbe Stunde von Burgdorf entfernt, auf dem Wege nach Langenthal, liegt das Dörfchen Hermißwyl, in dessen Wirthshause, dieß sey im Vorbeigehen bemerkt, man gute

Digitized by Google

Unterkunft findet, und von dem aus der Steinhof in weniger als einer halben Stunde erreicht werden kann. Am bezeichneten Hause selbst vorbei führt ein Weg nach der in westlicher Richtung liegenden Anhöhe, und ist man am Fuße derselben angelangt, so bemerkt man man schon hier zur Linken einen gewaltigen Geisberger, an dem aber im Lauf der Zeit schon so stark gehämmert und gemeißelt worden ist, daß er, wenn dieß noch eine kurze Weile so fortgeht, bald verschwunden seyn wird. Ist von hier aus der nur wenige hundert Fuß hohe Abhang erstiegen, so hat man von der Kante des Hügels nur einige Schritte einwärts zu gehen, um auf eine freie, sanft gegen den Jura sich abdachende und etwa eine halbe Geviertstunde umfassende Fläche zu kommen, welche eben die Oertlichkeit ausmacht, die man den Steinhof nennt und die ohne Zweifel so geheißen wird, weil sie der schönste und merkwürdigste Sammelpunkt von erratischen Blöcken ist, den man bis jezt im Emmenthaler Gebiet aufgefunden hat. Es dürfte wohl hier am Orte seyn zu sagen, daß Hugi, Studer und Desor die in Rede stehende Stelle schon vor einigen Jahren besucht und der Aufmerksamkeit der geologischen Welt empfohlen haben; auch stattete den Findlingen des Steinhofes der Erste der jezt lebenden Gebirgsforscher, L. von Buch, erst vor wenigen Wochen einen Besuch ab und fand dieselben, wie Schreiber dieser Linien weiß, so interessant, daß wir wohl hoffen dürfen, es werde der Begründer der neuern Geologie sich veranlaßt finden, die Ergebnisse seiner Beobachtungen zu veröffentlichen. — Man hat durchaus keine Mühe, in den grauen, auf dem bebauten Felde herumliegenden Steinmassen die gesuchten erratischen Granitblöcke zu erkennen, und vor allen zieht sofort ein in Nordost mächtig sich erhebender würfelförmiger Fels die Blicke auf sich, weßhalb der neugierige Besucher des Steinhofes auch nicht säumt, seine Schritte nach diesem Riesenfindling zu richten. Den Messungen Desors zufolge hat derselbe eine Länge von 45′, eine Breite von 42′ und eine Höhe von 50′; Studer gibt ihm einen Inhalt von 60,000 Quadratfuß, welche Angabe von derjenigen des Neuenburger Naturforschers nur wenig abweicht. Diese Messung bezieht sich jedoch nur auf den Theil des Blockes, der über dem Boden steht; denn der fragliche Riesenfindling, wie überhaupt alle erratischen Blöcke, welche den Steinhof bilden, liegen keineswegs frei, wie diejenigen, die wir auf den nach den Alpen schauenden Abhängen des Jura antreffen, sondern sie stecken zum Theil in der Erde. Wie tief dieselben in den Boden hinabreichen, ist unseres Wissens noch von Niemanden untersucht worden, weßhalb man auch deren wahre Größe nicht kennt. Als bemerkenswerthe Thatsache verdient angeführt zu werden, daß der große Block zersprungen und von mehreren Spalten durchsezt ist, auch neben ihm drei oder vier Trümmer liegen, welche wahrscheinlich Bruchstücke des Riesenfindlings sind und ihre Absonderung vom Mutterblock der gleichen Ursache verdanken, von der die erwähnten Spalten desselben herrühren. Einer dieser kleinern Blöcke erreicht beinahe die Höhe des großen und hat nach oben die Gestalt einer dreiseitigen Pyramide, deren Kanten ziemlich scharf zulaufen. In den tiefer liegenden Klüften des Hauptblockes findet man viele abgerundete Steine angehäuft, gleich dem in Flußbetten aufgehäuften Gerölle; dieselben scheinen jedoch im Laufe der Zeit von den Bearbeitern des umliegenden Ackerfelds dahin geworfen worden zu seyn und mit dem Transport des Felsen in keinerlei Art von Verbindung zu stehen. — So viel wir wissen, ist bis jezt noch von keinem Gebirgsforscher ausgemittelt worden, aus welchem Gebiete der Alpen die Findlinge des Steinhofes stammen; als wahrscheinlich erscheint es aber, daß das Muttergestein derselben im Berner Oberlande und zwar im höhern Theile des Aarthales, nämlich in der Nachbarschaft der Grimsel liege. Der nächste Ort, von dem die fraglichen erratischen Blöcke kommen konnten, ist also von demjenigen, den sie jezt einnehmen, wenigstens 9 oder 10 deutsche Meilen entfernt, aus welchem Umstand zur Genüge erhellt, daß die geologischen Ereignisse, in Folge deren Blöcke von 60,000 Kubikfuß oder einem Gewichte von nahe 100,000 Centnern so manche Meilen weit vom anstehenden Grundgestein losgerissen und fortgetrieben wurden, von ganz ausserordentlicher Art gewesen seyn müssen. Da die Geisberger ihrer Härte und Dauerhaftigkeit wegen als Bausteine sehr beliebt und gesucht sind, so werden deren auch im Emmenthal große Massen für Bauzwecke jährlich verbraucht, und es ist daher für den Gebirgsforscher die gegründete Besorgniß vorhanden, daß die interessantesten Findlinge in einer nahen Zukunft schon verschwunden und diese so bedeutungsvollen Denkmäler eines wichtigen geologischen Zeitalters dem Moloch der Industrie als Opfer gefallen seyn werden. Wie es nun historische Pflicht ist, die Baureste der Vorzeit vor Verfall und Vernichtung möglichst zu schüzen, so erscheint es auch höchst wünschenswerth, wichtige Denkzeichen der Bildungsgeschichte unseres Wohnplazes unversehrt der wissenschaftlichen Nachwelt zu erhalten. Noch ist zwar der größere Theil der Findlinge des Steinhofes unangetastet geblieben, denn wir fanden nur an wenigen Blöcken Spuren der zerstörungssüchtigen Hand des Menschen; allein allem Anschein nach droht diesem klassischen Orte erratischer Trümmer nahes Verderben und werden lüsterne Blicke namentlich auf den dasigen Riesenfindling geworfen. Ja es würde diesen leztern sicherlich schon das Schicksal der Zertrümmerung getroffen und derselbe zu allen möglichen Bauten in den benachbarten Dörfern gedient haben, wären glücklicher Weise die Eigenthumsrechte auf das fragliche Gestein bisher nicht etwas zweifelhaft und daher streitig gewesen. — Der Steinhof ist eine vom Berner Gebiet gänzlich umschlossene und Solothurn angehörige Oertlichkeit. Die Regierung dieses Kantons würde sich um die geologische Wissenschaft ein wahres Verdienst und namentlich auch den Dank und die Anerkennung aller europäischen Gebirgsforscher erwerben, wenn dieselbe Sorge dafür trüge, daß die noch vorhandenen Findlinge des Steinhofes für immer unversehrt blieben und künftighin höchstens dem Hammer des Geologen gestattet wäre, diese kostbaren Trümmer zu berühren. Jedenfalls ist es aber im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, daß der in Rede stehende Sammelort erratischer Blöcke so bald als möglich von einem tüchtigen Gebirgsforscher auf das Genaueste aufgenommen, gezeichnet und das Ergebniß einer solchen Arbeit in den Denkschriften der Geologie niedergelegt werde, damit auf spätere Geschlechter wenigstens eine treue Beschreibung der fraglichen Sache, wenn auch diese selbst nicht mehr komme. Geschieht das Eine oder das Andere, so ist die Hauptabsicht, in der diese Linien geschrieben und veröffentlicht wurden, vollkommen erreicht. X.

Auflösung des Räthsels in Nr. 285:
Die Sorge.

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 35 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. November 1842.

Humoristische Literatur.

Narrenalmanach für 1843 von Ed. M. Oettinger. Leipzig, Reclam jun., 1843.

Oettinger hat, wie Saphir, einen glücklichen Humor, bietet ihn aber auch nur in Fragmenten aus. Der Humorist sollte so gut wie der epische und dramatische Dichter auf größere Compositionen denken und den aphoristischen Witz verarbeiten, wie der Baumeister die Steine. Aristophanes war mehr als Lukian, Cervantes mehr als Aretino, Rabelais mehr als Moscherosch, Swift mehr als Rabener, weil sie als Dichter ein organisches Ganzes zu schaffen wußten und nicht bloß Bruchstücke an einander reihten. So muß man bedauern, von Saphir, der so reich an Witz ist, nichts Zusammenhängendes zu besitzen. Oettinger ist eben so kurz in seinen Compositionen. Er theilt hier eine Menge kleine Novellen mit, theils ernste und rührende, die nicht seine eigentliche Aufgabe zu seyn scheinen und worunter die Liebe einer sentimentalen Scharfrichterstochter zu dem berüchtigten Jakobiner St. Just uns am wenigsten gefallen hat; theils launige und humoristische, wofür er sein Talent schon oft bewährt hat. Insbesondere glückt ihm die Parodie und komische Uebertreibung der Modethorheiten.

Hier eine Skizze aus dem Boudoir eines Blaustrumpfs: „Auf dem offenen Klaviere lagern in chaotischer Unordnung Albumblätter und Modebilder, Romane von Herrn Georges Sand und Frau von Balzac, Fächer und Reitgerte, Sonnenschirm und Angelruthe, Armbänder und Sporen und manche andere Kleinigkeiten, die uns in Zweifel lassen, ob wir uns im Boudoir einer Dame oder eines Herrn befinden. Neben dem Klaviere schaukelt sich in vergoldetem Kafig ein blaßgelber Kakadu, zu Mißtreß Füßen zerrt am gestickten Saume ihres Unterkleides ein langhaariger, schwarzäugiger Spitz, welcher Percy heißt, und neben dieser Gruppe gähnt ein Löwe, der auf den Namen Reginald hört. — Ein Löwe? — Wie, guter Leser, Du weißt nicht, was ein Löwe ist? — Ein Löwe ist, so weit ich mich seiner noch aus Raffs Naturgeschichte zu erinnern weiß, ein vierfüßiges, wildes, reißendes Thier, das zum Katzengeschlecht gehört, und Felis Leo, aber nicht Reginald heißt. — Ich merke, vortrefflicher Leser, daß Du in der Umgangssprache der modernen Welt um ein Jahrzehend zurückgeblieben bist. Ein Löwe heißt in der Terminologie der Beau-monde eines jener zweibeinigen Wesen, die in Frankreich ursprünglich petitmaitres, dann muscadins, dann mirlifiors, dann incroyables, dann élégants, dann dandis, dann fashionables geheißen haben. Seit den glorreichen Julitagen heißt dieses Wesen, für das der Deutsche bisher nur drei Ausdrücke gehabt: Stutzer, Modepuppe und Zierbengel, in Frankreich und England lion und in Deutschland Löwe. Dieser Löwe gehört nicht ausschließlich dem Katzengeschlecht, sondern häufig auch der Affensippschaft an und sieht weit öfter einem Pavian als einem Menschen ähnlich. — Und woran erkennt man einen solchen Löwen, der gleichsam den Uebergang vom Menschen zum Affen bildet? — An hundert kleinen Merkmalen, von denen ich bloß die wichtigsten hervorheben will. Ein Löwe trägt nie andere als gelbe Glacéhandschuhe, weßhalb er früher auch gant jaune geheißen hat. Ein Löwe raucht nur Damen-Cigarren und auch diese bis zur Hälfte nur. Ein Löwe erkennt keinen andern Parfüm als Patchouly an. Ein Löwe gähnt in zehn Minuten mehr als ein anderer Mensch im ganzen Jahre; er gähnt überall, im Theater, im Concert, auf dem Balle und bei Tische, denn Gähnen ist die Dominante des guten Tons. Er ist blasirt, d. h. übersättigt und also abgestumpft gegen alle Genüsse des Lebens. Tafelfreuden haben keinen Reiz für ihn, Liebe ist in seinen Augen nur ein Hirngespinnst, Theater ennuiren ihn, Concerte bringen ihn in Verzweiflung; wenn Alle applaudiren, ist er der Einzige, welcher zischt, gähnt oder die Miene eines Schlafenden affektirt. Das Einzige, wofür er noch nicht ganz und gar abgestumpft ist, was noch einigen Reiz für ihn besitzt, ist das Spiel ꝛc.“

Digitized by Google

Gedanken über Handschuhe: „Der Handschuh ist, genau betrachtet, auch nicht so uninteressant, als Mancher von uns vielleicht glauben mag. Früher beurtheilte man die Menschen nach ihrem Schädel, nach ihrer Sprache und ihrem Benehmen, nach ihrem Styl und ihrem Lächeln; jezt beurtheilt man sie einzig und allein nach ihren Handschuhen; vor zehn Jahren noch erkannte man den Menschen an seiner Cravatte; jezt erkennt man ihn an seinem Handschuh. Un homme élégant n'est pas autre chose qu'un homme et le gant. Der Handschuh ist der Stempel seines Werthes, das Monogramm seiner Bildung, das Facsimile seines Geschmacks. Der Handschuh ist jezt der Matador, der alle Trümpfe des männlichen Luxus übersticht. Man verzeiht uns einen abgetragenen Rock, einen abgeschabten Hut, eine altmodische Weste, wenn wir nur saubere Handschuhe tragen. Ein feiner Handschuh ist der Hauptschlüssel, der uns die Thüren aller Salons, die Herzen aller Frauen öffnet; ein junger Mann, der es erst so weit gebracht hat, täglich drei bis vier Paar neue Glacéhandschuhe verbrauchen zu können, wird stündlich eine neue Eroberung machen und, schneller als er glaubt, der erklärte Liebling aller Frauen seyn. — Früher war ein „Gevatter Handschuhmacher" die unterste Sprosse der Industrieleiter; jezt aber bildet er die Spitze dieses Obelisken. Boivin in Paris und Jacquemar in Wien haben den Handschuh zur Höhe eines Kunstwerks erhoben. Handschuhe werden nicht mehr wie früher verkauft, sondern wie Bücher verlegt. Früher kam man mit vier Paar Handschuhen einen ganzen Monat aus; jezt braucht ein ächter Fashionable mindestens eben so viel an jedem Tage. Marquis d'Orsay, einer der sogenannten Löwen Londons, braucht täglich sechs Paar Handschuhe. Wenn man annimmt, daß in der Themsestadt feine Handschuhe mindestens drei Gulden kosten, so braucht dieser König der Dandies bloß für seine Handbekleidung jährlich nicht weniger als 5570 Gulden, eine Summe, womit mancher Stuzer des Kontinents den Aufwand seiner ganzen Toilette bestreitet. In England und Frankreich fragt man nicht mehr: wie viel Einkünfte hat dieser Mann? Man fragt: wie viel Handschuhe verbraucht er im Jahre und nach diesem Maßstabe berechnet man seine Revenüen."

Schilderung eines Weinreisenden (Commis Voyageur): „1) Er trägt meistenstheils eine schwarze Kravatte und auffallend steife Vatermörder. 2) Er ist ein abgesagter Feind der Handschuhe und trägt einen dicken, in der Regel hohlen Siegelring. 3) Er trägt seidene Taschentücher, parfümirt sich sehr stark und trinkt gern Champagner. 4) Er schnupft bloß deßhalb, um seine Tuladose zu zeigen, dann und wann Tabak, singt Barcarolen und versäumt selten oder nie eine Vorstellung im Theater. 5) Er ist ein Beschüzer der Künste und ein Anbeter aller Künstlerinnen. 6) Er ist ein Opponent der Kritik, aber dessenungeachtet glücklich, wenn er die Bekanntschaft eines Journalisten machen und sich später rühmen kann, mit ihm auf vertrautem Fuße zu stehen. 7) An der Table d'hôte kokettirt er mit jeder Frau und macht, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, von allen Gästen den meisten Lärm. 8) Er tyrannisirt die Gastwirthe, chikanirt die Kellner und kneift die Stubenmädchen. 9) Er raucht täglich 9 — 12 Cigarren und hat große Vorliebe für Louis Drucker und den Komiker Beckmann. 10) Er spielt nur Ecarté und Domino und gibt im leztern auf Hundert nicht selten vierzig bis fünfzig Points vor. 11) Er brüstet sich mit ungeheurer Körperkraft, kann Korkstöpsel zerschlagen, Stühle mit einer Hand balanciren, mit dem kleinen Finger zwei Centner aufheben und mehr dergleichen Kraftstückchen ausführen. 12) Er ist in vielen freien Künsten erfahren, kann bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze und schreien wie ein Wickelkind."

Ach, möchte man seufzen, daß doch diese interessante Menschenklasse bald, wie der deutsche Student, von der Weltbühne verschwinden wird, denn das Zeitalter leidet nirgends Originalität mehr.

Die launigsten unter Oettingers kleinen Novellen sind zwar in der Fabel etwas leicht, in der Charakteristik aber fein und glücklich. Die Art z. B., wie ein Wiener Dosenliebhaber sich durch einen Gauner mit einer angeblichen Dose Rudolfs von Habsburg betrügen läßt, ist zwar nur possenhaft, aber der Dosennarr ist sehr gut geschildert. Die Art, wie eine ehemalige Schauspielerin ihren Mann betrügt, ist etwas frivol, aber sie, so wie ihr Mann und Liebhaber sind äußerst gut portraitirt. Selbst der unbedeutende Schwank vom Entomologen Ochsenheimer ist durch die Charakteristik sehr anziehend.

Am Schluß einige gute Anekdoten, z. B.: „Ein mit kirchlichen Würden überreich ausgestatteter, äußerst reicher und dabei doch sehr geiziger Bischof, der eine Reise durch seine Diöcese machte, begegnete eines Tags einem armen Pfarrer. Der niedrige Geistliche brachte dem hohen Prälaten seine Huldigung dar und hoffte vom Bischof zur Tafel gezogen zu werden. Der Bischof aber, der viel zu geizig war, um die stillen Wünsche eines hungrigen Magens zu errathen, lud ihn nicht zu Tische. Sie werden mich sehr verbinden, sagte der hohe Prälat, wenn Sie im Gasthof zum goldenen Stockfisch, der dicht neben Ihrer Pfarre liegt, ein bescheidenes Mittagsbrod für mich bestellen möchten. — Der getäuschte Pfarrer begehrte, als er den Gasthof erreicht hatte, Feder, Dinte und Papier und übergab dem Wirth eine lange Liste von Personen, für die er, so schnell als möglich, ein gutes Mittagsbrod bereiten sollte. Und dann machte er, daß er fortkam. — Seine Eminenz fand zwei Stunden später eine Tafel mit

Digitized by Google

sechs Couverts. — Wozu so viele Gedecke? fragte der Bischof den schmunzelnden Wirth. — Ich habe mich genau an die Liste des Herrn Pfarrers gehalten und gerade so viel Couverts gedeckt, als er mir Gäste aufgeschrieben hat. Zuerst für den Bischof von Oxford. — Das bin ich, erwiederte Seine Eminenz. — Für den Doyen von Chester. — Das bin ich ebenfalls, sagte der Bischof. — Für den Archidiaconus von Gloucester. — Auch das bin ich. — Für den Präbendär von Cambridge. — Für mich! — Für den Kaplan von Warwick. — Auch für mich. — Für den Großprior von Berkshire. — Wiederum für mich. Ich bin eine einzige Person und soll nun sechs Couverts bezahlen! Der Herr Pfarrer hat Recht, warum hab ich ihn nicht eingeladen! — Soll ich ihn rufen lassen? — Das Essen ist einmal bestellt ... meinetwegen! — Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf."

Lyrische Dichtkunst.

Balladen und Romanzen. Von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Schreiner, 1842.

Manche bekannte Volkssagen abermals in einer neuen Versificirung, von Ludwig dem Eisernen und seiner Mauer, von Wilhelm von Holland im Zaubergarten des Albertus Magnus ꝛc. Dazu mehrere Uebertragungen aus dem Spanischen, eidartige Romanzen in den bekannten Trochäen, und aus dem Englischen des Byron, Burnes ꝛc. Indeß bewährt sich die eigene poetische Schöpfergabe des Dichters auch in mehreren Originalien, worunter uns am meisten folgendes sinnige Gedicht angesprochen hat:

Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr,
Der fühlte, daß er sterbe,
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne werth,
Da gab er seinen Segen:

Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sey der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben.

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben,
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Auch ein Genrebild aus den Tropenländern zeugt von des Dichters feuriger Einbildungskraft:

Der Guarauna.

Seyd gegrüßt mir, heilge Palmen! Seht wie schlank die Stämme ragen,
Wie sie stolz die glänzend grünen, weit verzweigten Kronen tragen,
Wie im milden Abendhauche leicht die Fächerblätter schwanken,
Wenn im glüh'nden West versinket fern der Sonne goldner Wagen!

Sey gegrüßt mir, Baum des Lebens! daß die Kraft daran erstarke,
Gibst du Wein von deinen Früchten, gibst du Brod von deinem Marke,
Dürres Holz gibst du zur Feu'rung, frisches mir zu Pfeil und Bogen
Und von deinem Stamm gezimmert, furcht den wilden Fluß die Barke.

Glüht die Sonne auf die Steppen, die verbrannten, dürren, fahlen,
Schweift der Büffel wild gepeinigt, brüllend vor des Durstes Qualen,
Schnaubt das Pferd und heult der Jagnar, schwirrt der Adler auf dem Boden;
Doch mit Weib und Kindern schützest du mich vor den heißen Strahlen.

Welcher Jammer, gießt der Regen strömend auf die Steppe nieder!
Brüllend sucht das Thier das Erdreich, doch die Fluth erfaßt es wieder.

Digitized by Google

Was im Waſſer nicht vergehet, unterliegt dem ſtärkern Feinde;
Krokodil und Boa regen drohend in dem Schlamm die Glieder.

Aber eine freie Wohnung find' ich dann auf deinem Aſte,
Hängematten flecht ich ſchnell von Baum zu Baum mit deinem Baſte,
Feuer ſchüren darauf die Weiber, daß der fremde Mann erſtaunet,
Sieht im Fahren er die Feuer glühn ob ſeines Schiffes Maſte.

Und ſo ſchirmſt du mich, wenn Feinde ſich in Wuth um mich erheben,
Wenn die dunkeln Nachbarn, wenn die grimmen Weißen mich umgeben.
Wie das Vaterland beſchüy' ich dich mit Bogen und mit Pfeilen;
Heil'ge Palme, dir verdank' ich meine Freiheit und mein Leben.

Alſo klingen durch die Steppe Abends des Guaraunen Lieder,
Kehrt vom Jagen mit der Beute er zur Palmenheimath wieder;
Ferne glänzet die Atlantis, ſeitwärts rauſcht der Orinoko,
Und die breiten Fächerbäume grüßend flüſternd zu ihm nieder.

Geſchichte.

Geſchichte der europäiſchen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von W. Wachsmuth. Zweiter Theil. Hamburg, Perthes, 1842.

Ueber den erſten Theil dieſes ſchätzbaren Werkes haben wir uns in Nro. 113 unſerer Blätter vom vorigen Jahr ausgeſprochen. Der zweite Theil beginnt mit der Hinrichtung König Ludwigs XVI. und umfaßt die ganze Schreckenszeit. Ein außerordentlich reiches und wohlgeordnetes Detail von Thatſachen iſt der Hauptvorzug dieſes Buches. Der Verfaſſer folgt dem ſehr richtigen Grundſatz, daß man die Thaten reden laſſen müſſe, da dieſe mehr ſagen, als alles Raiſonnement, und daß man insbeſondere die Heiden der Revolution nur nach ihren Thaten, nicht nach ihren Reden beurtheilen könne, da ſich beide ſo gar oft widerſprechen. So nothwendig und unerläßlich bei einem ſolchen Werke die Ausführlichkeit iſt, ſo hat es doch der Verfaſſer auch verſtanden, am rechten Ort durch Kürze zu wirken und durch plötzliche Enthüllung eines frappanten Bildes den tiefſten Eindruck auf den Leſer zu machen. Von dieſer Art iſt z. B. S. 291 ff. die Todesſcene Dantons.

In Bezug auf das ſtrenge Urtheil, welches der Verfaſſer über die Schreckensmänner ausſpricht, können wir nur an eines erinnern, was wir ſchon bei der Beurtheilung des erſten Bandes ſagten, daß nämlich der franzöſiſche Nationalcharakter oder überhaupt die Eigenthümlichkeit der romaniſchen Nationen hier manches erklärt, was den Deutſchen nach ſeiner Eigenthümlichkeit ſtets befremden muß, und daß darin allerdings auch eine gewiſſe Entſchuldigung für die Franzoſen liegt. Man kann vom Tiger nie verlangen, was vom Löwen, und von der Katze nie, was vom Hunde. Ohne dieſe Vergleichungen buchſtäblich zu nehmen, glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß an die romaniſchen Nationen ein ganz anderer Maßſtab angelegt werden muß, als an die germaniſchen, und daß bei den erſtern ſchon urſprünglich unendlich mehr Anlage zu einer gewiſſenloſen politiſchen Praxis vorhanden iſt, als bei den leztern. Die Anarchie konnte in Frankreich nicht weniger leichtſinnig und nicht weniger unmoraliſch ſeyn, als es die Deſpotie Jahrhunderte lang geweſen war. Leidenſchaftlichkeit und ein ſcharfer Verſtand bei großem Gemüthsmangel müſſen überall zu denſelben Reſultaten führen und haben dazu geführt, ſo weit wir die altrömiſche, die italieniſche und die franzöſiſche Geſchichte kennen, die ſich eben durch dieſe romaniſche Eigenheit ſo ſehr von der deutſchen Geſchichte unterſcheidet.

Wenn Herr Wachsmuth ſich S. 396 wundert, daß Carriere, der die republikaniſchen Hochzeiten und Nojaden (Erſäufungen in Maſſe) zu Nantes leitete, mit der Betheurung ſeiner Schuldloſigkeit und als begeiſterter Republikaner geſtorben ſey, und nicht begreifen kann, wie dieſes Scheuſal doch habe den Helden ſpielen können, ſo erinnern wir ihn nur an Katharina von Medicis und an Karl IX., welche Tauſende von Proteſtanten abſchlachten ließen, und an Ludwig XIV., der durch ſeine berühmten Dragoner ähnliches thun ließ, und der die deutſchen Städte in der Pfalz, Baden, im Mainziſchen und Württembergiſchen in Maſſe verbrennen ließ, und ſich dabei durchaus nicht einbildete, irgend ein Unrecht zu thun, ſondern die vornehmſte Verachtung gegen das Unglück annahm. In der Revolution concentrirte ſich der Nationalcharakter, aber wie viele Mühe ſich auch die Advokaten, Journaliſten, Metzger und Bierbrauer gaben, in der kurzen Zeit, in welcher ſie Frankreich beherrſchten, es den frühern Herrſchern an Verbrechen gleich zu thun, war es ihnen doch kaum möglich, eine ſo reiche hiſtoriſche Erbſchaft von Laſtern aller Art zu überbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. November 1842.

Reisen.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Eine reiche Sammlung. Der erste Theil enthält Reiseskizzen, Schilderungen der nördlichen Grenzen Griechenlands, die der Verfasser im Gefolge Ihrer griechischen Majestäten im Jahr 1839 zu bereisen die Ehre hatte, der Küsten Rumeliens und des Peloponneses, den er ganz umschiffte, des Innern von Attika und Rumelien und mehreren Inseln des Archipel, die er besuchte. Vieles, was er sah, ist schon von Andern beschrieben, Manches andere neu. Es ist erfreulich, daß der Verf. auch überall auf die Natur Rücksicht genommen und nicht bloß Erinnerungen und Ruinen oder die Politik im Auge gehabt hat.

In dieser Beziehung erwähnen wir eine Schilderung der Jahreswitterung in Griechenland S. 162: „Den höchsten Grad pflegt die Glut in der zweiten Hälfte des Augustmonats oder der ersten des Septembers zu erreichen. Im Boden entstehen dann tiefe Risse, die dem Reiter gefährlich werden können, und fällt einmal Regen, so hat man die auf dem durchglühten Boden entstehende Verdunstung zu scheuen. Die Griechen verschließen, sobald Sommerregen eintritt, sorgfältig die Fenster und vermeiden auszugehen. — Die Zeit heftiger Gewitter ist nicht wie bei uns der heiße Sommer, sondern der erste Frühling, Februar und März, und der Spätherbst. Sie bringt der Euros (Südost), der auf den Basreliefs des Tempels der Winde in Athen, mit finsterer Miene schwer einherfliegt; der Lips (Südwest), der stechende ausdörrende Hitze mit sich führt, scheint selber ihr zu erliegen auf jener Abbildung, wogegen sie den Apeliotes (Ostwind) darstellt, wie er Früchte aus seinem Gewande umherstreut, die sein milder Regen im Frühling und Herbst zeitigt, und den Zephyros (West), wie er jugendlich gelockt und mit offener Brust, Blumen tragend, leicht einher schreitet. — Statt der Gewitter treten im Sommer, jedoch nicht bloß im Sommer, häufig Wetterleuchten und andere elektrisch meteorische Erscheinungen in so mannigfachen glänzenden Gestalten ein, daß man anschaulich begreift, wie Aristoteles in der Meteorologie so viele Arten derselben, brennende Fackeln, Ziegen, Klüfte, Gräben, blutrothe Lichter, Ruthen u. s. w. aufzählen konnte. Vorzüglich anziehend war ein Meteor, das wir nördlich vom Golf von Patras Mitte Augusts 1839 beobachteten: eine Lichtkugel, aus der sich viele glänzend gefärbte Kreise entwickelten, die sich allmählig in Lichtstreifen auflösten, dem Nordlicht vergleichbar. Auch die verschiedenen Farben des Regenbogens und ihre Uebergänge treten ungleich deutlicher, als bei uns hervor, und freilich vermag solche Farben, wie Aristoteles bemerkt, kein Maler wiederzugeben. Die anziehendste aller Erscheinungen des griechischen Himmels aber mag wohl das Morgen- und Abendroth heißen, dessen gegliederte, lichtröthliche Strahlen unwillkürlich an die rosenfingerige Eos erinnern."

Auch unter den Alterthümern interessiren den Verfasser insbesondere solche, die an die frühere hohe Landeskultur von Hellas mahnen und zur Erneuerung derselben auffordern. Es sind so viele Hoffnungssterne über dem neuen Griechenland aufgegangen, daß man eine Wiederherstellung seines Anbaues und Wohlstandes eher erwarten darf als selbst die des uns näher liegenden Sicilien. Allein wie viel fehlt noch, alle diese schönen Hoffnungen zu verwirklichen? Der Verfasser sagt im dritten Theil am Schluß seines Werkes S. 298: „Rasch fortschreitende Zunahme der Bevölkerung und der Geldmittel kann freilich nur erwarten, wer die großen Schwierigkeiten nicht beachtet, die Wiederbelebung eines seit vielen Jahrhunderten verödeten, der Vegetation und der befruchtenden Feuchtigkeit beraubten Bodens mit sich führen muß; wer nicht weiß, daß die trockene Hitze

Digitized by Google

des Sommers in einem beträchtlichen Theile des Königreichs, wenn gleich im Uebrigen keineswegs ungesund, kleine Kinder bis zum dritten Jahre großen Gefahren aussetzt; wer nicht bedenkt, daß eben bei der gegenwärtigen Großartigkeit des Fabrik- und Handelsbetriebes, bei dem Ueberfluß an Geldmitteln, die in andern Theilen Europas ihnen zugewendet werden, ein geldarmes Land nur sehr allmählig an ausgedehnten, großen Gewinn bringenden Unternehmungen sich versuchen kann. Aber mit nichten dürfen diese und ähnliche Schwierigkeiten, wie die für die griechischen Verhältnisse bedeutende Schuldenmasse, die jugendlich aufstrebenden Griechen entmuthigen, die Hoffnungen ihrer Freunde niederschlagen. Als verbindendes Mittelglied zwischen dem Osten und Westen, in seiner zahllosen Menge von Buchten und guten Häfen, in seinen eigenthümlich günstigen klimatischen Verhältnissen, in der Ausdauer, der Gewandtheit und Sparsamkeit seiner Bewohner besitzt Griechenland die Gewährleistung für eine, wenn nicht rasch sich entfaltende, so desto nachhaltigere Blüthe und für ihre Zeitigung; dazu welches Hülfsmittel in seinem ausgedehnten Staatseigenthum! So lange es an Betriebskapital und an arbeitenden Händen so sehr fehlt, kann freilich von den großen Strecken desselben nur ein sehr geringer Theil angebaut und das Uebrige schwerlich schon zur kleineren Hälfte durch Erhebung von Weidegeldern einigermaßen nutzbar gemacht werden. Die Hoffnung, zahlreiche griechische Ansiedelungen von türkischem Gebiete ins Königreich überzuziehen und so die Bevölkerung desselben rasch anwachsen, die unbebauten Landstrecken alsbald sich beleben zu sehen, schwindet mehr und mehr. Arme Ansiedler überzuführen, sie seßhaft zu machen und zu erhalten, bis es ihnen gelungen den Boden zu befruchten und mit Bewässerungsanstalten zu versehen, — dazu fehlt es an den erforderlichen großen Vorschüssen; Wohlhabende aber werden von den türkischen Behörden mit List und Gewalt zurückgehalten, wenn sie etwa geneigt sind den Wechselfällen der Auswanderung und neuer Ansiedelung sich zu unterziehen. Noch weniger kann es gelingen, den Strom deutscher Auswanderungen nach Griechenland zu lenken; die erforderlichen Vorschüsse würden nicht minder unerschwinglich seyn, die Vortheile, des Landbaues vorzüglich kundige, arbeitsame Anbauer zu erhalten, leicht durch die Schwierigkeit vereitelt werden, sie mit der sprach- und glaubensverschiedenen Bevölkerung des Königreichs in Einklang zu bringen. — Dennoch, wie mächtig müßte Zunahme der Bevölkerung und Anbau des Landes durch große, wohlbegründete Ansiedelungen gefördert werden! und sollte in Griechenland nicht gelingen, was unter ungleich schwierigeren Verhältnissen, den wohlberechneten Unternehmungen von Handelsgesellschaften in den fernsten Gegenden unseres Erdballes gelingt? Sollten nicht ähnliche Vereine ihre Geldmittel Griechenland zuzuwenden geneigt seyn, wenn der Staat sich entschlösse, ihnen einen Theil seiner großen, unbebauten Ländereien käuflich zu überlassen? Freilich wären außer dem Kaufpreise große Summen erforderlich, um die entsprechende Anzahl von Anbauern, wo möglich griechischen Stammes, herbeizuziehen, sie mit Wohnungen, mit Ackergeräth und mit einem Viehstande zu versehen, ihnen die für Bewässerungsanstalten nöthigen Mittel zu gewähren, in den ersten zwei Jahren für ihren Unterhalt Sorge zu tragen, und schwerlich würden sie früher als nach Ablauf von vier bis fünf Jahren im Stande seyn, die volle Pacht für die ihnen eingerichteten und überlassenen Meierhöfe zu zahlen. Aber erfordern Bergwerksunternehmungen in Spanien, in Süd-Amerika u. s. f. nicht eben so lang andauernde Auslagen? und wäre nicht die Aussicht auf reichliche Entschädigung in solchem Falle ungleich sicherer, als bei den angeführten und ähnlichen Unternehmungen? Schon bei dem gegenwärtigen Anbau verzinsen sich die oft theuer angelehenen Kapitalien; und welches Aufschwunges ist der griechische Landbau fähig, über wie viele ungleich einträglichere Gegenstände auszudehnen, wenn ihm zureichende Geldmittel zu Hülfe kommen. Auch der Bergbau verspricht nach neuern Untersuchungen, wenn mit Nachdruck unternommen, reichlichen Ertrag, besonders an Eisen and Braunkohlen. Warum nun sollte der Staat unter billigen, für beide Theile vortheilhaften Bedingungen Handelsgesellschaften nicht überlassen, was mit bedeutendem Erfolg anzubauen, er in der nächsten Folgezeit unmöglich Mittel gewinnen kann? Je freiere Benutzung des Bodens den Unternehmern überlassen würde, um so mehr müßten sie auch durch ihren Vortheil bestimmt werden, am Wegbau, an der Schiffbar- oder Flößbarmachung der Flüsse Theil zu nehmen, und so Anbau und Benutzung unmittelbar der ihnen überlassenen Strecken, mittelbar auch der übrigen Theile des Landes fördern."

Wir müssen uns hier enthalten, dem Reisenden auf allen Kreuz- und Querwegen über die Gebirge, durch die Thäler und um die Küsten des vielgestaltigen Hellas zu folgen; bemerken aber, daß er überall interessante Beobachtungen gemacht und von allen Orten, die er berührt, mehr oder minder werthvolle Notizen eingesammelt hat. Zu den die Phantasie und das Gefühl am meisten ansprechenden Schilderungen gehört wohl folgende von der Aufdeckung eines Grabes im ersten Theil S. 374: „Bei Anwesenheit zweier königlichen Prinzen von Preußen und des Erzherzogs Johann von Oesterreich ward ein altes Grab geöffnet, das bei Gelegenheit von Professor Domnandos' Hausbau zum Vorschein gekommen. Es war am 4. Nov. 1837 Morgens 12 Uhr, als

der König und die Königin, die Prinzen mit ihrem Gefolge und einige Andere um einen alten rauh behauenen marmornen Sarkophag sich gesammelt hatten, der nur halb aus der Erde hervorsah. Dieselbe Gesellschaft war Abends vorher auf einem der bunten athenischen Hofbälle versammelt gewesen, die durch das wunderbare Gemisch von Trachten, Moden und Uniformen, von Physiognomien und Gestalten, Ausdruck, Denkweisen und Bildungsstufen in Zweifel lassen, ob man in der Wirklichkeit oder in der Feenwelt sich bewege, und es war einer der vielen Gegensätze und jähen Uebergänge des griechischen Lebens, sich nun hier vor diesem alten Grabe wieder vereinigt zu finden. — Das Blei, das als Siegel den Deckel und die Seitenwände verband, ward gelöst, der schwere Deckel langsam gehoben, und die Heiterkeit der Gesellschaft verwandelte sich in tiefen Ernst; man las in jedem Zuge die größte Spannung und ein plötzliches Ergriffenseyn von Gedanken einer lang vergangenen und zukünftigen Welt; es war, als würde die Ewigkeit ohne Anfang und Ende, offenbart. Der Deckel ward fortgerollt, und das Tageslicht fiel wieder in die tiefe Grabesnacht. — In allen Blicken zeigte sich die lebhafteste Bewegung: eine weibliche jugendliche Knochengestalt lag vor uns, von dem glänzendsten Golde umflossen, in dem sich die Sonne nach Jahrtausenden wieder leuchtend spiegelte, als wolle sie die Auferstehung vorbilden. Zu den Füßen sah man die reichsten Geschenke gehäuft, viele Bronzen, große und kleine Ringe, ihre Kinderringe wie es schien, und den kostbarsten Ring des Vaters, viel zu groß für eine weibliche Hand; selbst ihr Spielzeug, eine Art Würfel, und das Astragalenspiel fehlte nicht. Das Gold, das vom reinsten war, bestand aus einzelnen gefaltenen, als Blätter ausgeschnittenen Platten, die sonst wohl zum Besatz ihres nun vermoderten Gewandes gedient haben mochten; ähnliche Blätter umgaben wie im Strahlenglanz ihren Kopf. Man fühlte all die Liebe, die sie zu Grabe getragen, all' den Schmerz, den ihr Scheiden gebracht; und die fränkisch gekleideten Herren, geschäftig das Grab zu leeren, der Alterthumsliebhaber die Bronzen, der Mineralog das Gold, der Arzt die Knochen sammelnd, erschienen wie Barbaren. Ein großer Ring mit schönem Amethyst, worauf ein Stierkopf eingegraben, verbreitete einen so wunderbaren Glanz, als hätte er die Jahrtausende sein Licht in sich gesogen, um es jetzt auf einmal auszustrahlen. Die dunkle Vergangenheit, die Gegenwart, welche, wie sie sich zeigte, nur durch die allerwunderbarste Verkettung konnte herbeigeführt werden, die blutigen Stürme, unter denen das Mägdlein ruhig geschlummert, die Reihe der einsamen Jahre stumpfer Sklaverei, wo Todte und Lebende vergessen wurden, diese ganz moderne und doch so bedeutende Gesellschaft, diese Repräsentanten der Civilisation, die nun das Jahrhunderte unter allem Kriegstumult sicher verschlossen gebliebene Heiligthum öffneten — es war ein ganz überwältigender Anblick."

Der zweite Theil des Werkes enthält ausschließlich Geschichte und zwar die Darstellung des griechischen Freiheitskampfs nach griechischen Quellen selbst. Gewiß von Interesse für Jeden, der die geschichtliche Wahrheit in Bezug auf diese Begebenheiten der Neuzeit ermitteln will. Wir können uns aber hier auf diesen allzu reichhaltigen Gegenstand nicht einlassen.

Der dritte Theil beginnt mit einer Charakterisirung des griechischen Volks. Es zerfällt in zwei sehr verschiedene Bestandtheile, nämlich in die römisch-illyrischen Albanesen und in die griechisch-slawischen Neugriechen. Die einen sind Ueberreste der alten Illyrier, die von den Römern durch lange Einverleibung in ihr Reich die romanische Sprache angenommen haben. Die andern sind Slawen, die von Byzanz aus unterworfen, die griechische Sprache und Religion angenommen haben, vermischt vielleicht mit einem Rest echter alter Griechen. Herr Brandis ist geneigt sich mit Thiersch für die letztere Ansicht zu erklären und Fallmerayer zu widersprechen, der eine gänzliche Ausrottung des althellenischen Blutes in den Stürmen der Völkerwanderung, durch unaufhörlich wiederholte Verheerung, Seuchen ꝛc. und endlich durch die slawische Einwanderung annimmt. Wir haben schon öfter in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, uns für die Ansicht von Fallmerayer auszusprechen, die wir auch jetzt noch für nicht widerlegt halten.

Sehr vernünftig ist die Würdigung des griechischen Charakters im Allgemeinen. Herr Brandis weist zurück auf die Mißachtung des Volks unter türkischer Herrschaft, Theil III. S. 16: „Die gänzliche Rechtlosigkeit und Verachtung, unter der die Griechen schmachteten, der Hohn und die Willkür, denen sie stets ausgesetzt waren, der gänzliche Mangel an persönlicher Sicherheit, die Mittel, auf die die Angesehneren sich angewiesen sahen, um den Anforderungen des Pascha's zu entsprechen und ihr Leben zu sichern, — das waren die Drangsale, die endlich das Volk zum Kampfe der Verzweiflung getrieben haben und deren Folgen unmöglich schon jetzt verschwunden seyn können. Begüterte mußten ihre Habe verbergen und verleugnen, um nicht die Habsucht der Türken zu reizen; mußten schmeicheln und bestechen, um Gut und Leben zu retten; die Angesehenen, Archonten, gewöhnten sich, vom Volke zu erpressen, um der Habsucht der Aga's und Pascha's genügen zu können; sie waren die Schwämme, die man methodisch sich anfüllen ließ, um mit einem Schlage oder Drucke zugleich des von ihnen Erpreßten und Erworbenen sich zu bemächtigen. Ist es zu verwundern, wenn solche Archontenfamilien nicht so leicht sich entwöhnen mögen,

Digitized by Google

auch jetzt noch zu erpressen, wie vormals? Ist es zu verwundern, wenn Trug und Lug, ehemals die traurige Waffe der Nothwehr, bei Manchem zu unglückseliger Gewohnheit geworden ist? Ja, wir wollen nicht in Abrede stellen, daß das Läuterungsfeuer der Begeisterung im Befreiungskriege das Dämonische nicht zu vertilgen vermocht hat, das selbst hervorragender Naturen sich bemächtigt hatte; wir wissen sehr wohl, daß Odysseus nicht der Einzige gewesen, der nach Jahren großherziger Aufopferungen, vom Teufel der Habsucht und Selbstsucht umstrickt, zum Verräther an sich und dem Vaterlande geworden ist. Wir wollen nicht verhehlen, daß Bestechlichkeit, Erpressung, Mangel an Wahrhaftigkeit und List moralische Uebel sind, die als Brandmale des frühern Zustandes der Entwürdigung, einem Theile der Nation noch gegenwärtig anhaften. Aber fest überzeugt sind wir zugleich, daß sie keineswegs so weit verbreitet sind, wie Viele behauptet haben, und daß sie mit nichten gleich einem krebsartigen Uebel den Nationalcharakter angefressen haben. Es sind Uebel, die der Liebe zu einer väterlich milden Regierung und der Feststellung und kräftigen Handhabung streng sittlicher Grundsätze und gerechter Gesetze mehr und mehr weichen werden und bereits zu weichen beginnen. — Auf festerem Grunde als dem einzelner, unsicherer Erfahrungen beruht jene Ueberzeugung; sie beruht auf der Gewißheit, daß weit verbreitet in Griechenland sich Tugenden und Gesinnungen erhalten haben, die bei tief eingewurzeltem sittlichen Verderben unmöglich bestehen können, und die zugleich im Stande sind, jene unglückliche Folgen furchtbarer Drangsale nach und nach auszutilgen. — Keuschheit und eheliche Treue wird, wie bei den Deutschen, in Ehren gehalten und den Ausbrüchen wilder Triebe, mehr als die südliche Gluth es erwarten läßt, durch Strenge der Sitte und der öffentlichen Meinung gewehrt, obwohl der Umgang junger Leute beider Geschlechter freier und weniger beaufsichtigt ist, wie bei uns, so daß wohlgeartete junge Griechen geneigt sind, die unter uns üblichen Schranken, wenn sie sich ihnen fügen sollen, als beleidigenden Mangel an Vertrauen zu empfinden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier zunächst von den Sitten in den kleineren griechischen Städten, in den Dörfern und Weilern die Rede ist; in Athen, Nauplia, Syra und Patras mag es an Zügellosigkeit nicht fehlen, aber sie schwerlich in höherem Grade sich finden, wie in unsern größern Städten; und gewiß spricht sich auch in jenen Orten die öffentliche Meinung gegen Sittenlosigkeit ebenso entschieden aus wie bei uns. Die Anzahl unehelicher Geburten ist in Griechenland verhältnißmäßig gering und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes keineswegs ein dort so verbreitetes Laster, daß die Bezeichnung desselben als eines griechischen, gegenwärtig noch zu rechtfertigen wäre. Nach Allem, was zu erkunden ich Gelegenheit gehabt, stehe ich nicht an zu behaupten, daß das Familienleben, die Grundfeste aller übrigen Lebensverhältnisse, in Griechenland ungleich reiner sich erhalten haben muß, wie in den benachbarten Ländern des europäischen Südens. — Rührend spricht sich die Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern aus; auch Geschwisterliebe findet man in Griechenland, wie ein deutsches Herz sie zu fordern gewohnt ist, und oft leben große Familien ohne Streit und Hader in sehr beschränkter Häuslichkeit zusammen. — Wie oft auch die Gastfreundschaft von Türken, Franken und Griechen mißbraucht worden, noch immer findet sie sich als Regel, gegen welche einzelne Ausnahmen, oft durch die sie in Anspruch Nehmenden verschuldet, nicht in Betracht kommen; hier und da findet sie sich in alter Homerischer Form. Erst nachdem man den Gast bewirthet, befragt man ihn um seinen Namen ꝛc." Aber das alles sind bekannte Eigenschaften und Tugenden der Slawen. Diese patriarchalischen Sitten stammen nicht aus den gänzlich verdorbenen Griechen- und Römerzeiten her, sondern aus den nordischen Steppen und Wäldern. So wie auch das Heldenthum der neugriechischen Klephten nicht dem des Homer entspricht, sondern dem der serbischen Volkslieder. Und wenn die Neugriechen sich ans patriarchalische Königthum gewöhnen werden, so wird es durch einen Zug der slawischen Natur geschehen, nicht durch altathenienſische Sympathien.

Sehr dankbar sind wir dem Verfasser für die schönen Mittheilungen über die neugriechische Poesie. Sie beginnt schon im zwölften Jahrhundert, allein man hat nur noch sehr schwache Spuren ihrer so frühen Ausbildung entdeckt und größere Dichtungen treten erst im sechzehnten Jahrhundert ans Licht. Darum zeichnet sich vor allem das Gedicht Erotokritos aus, das der edle, auf der Insel Kreta heimische Venetianer Vincenzo Kornaro gedichtet. Es kann freilich seine italienische Abstammung nicht verleugnen, hat aber zugleich eine so liebenswürdige alterthümliche Einfachheit und Naivetät, daß wir ihm die Mängel, die Herr Brandis daran zu rügen findet, gerne zu Gute halten. Das Gedicht ist von hoher psychologischer Schönheit.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. November 1842.

Reisen.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

(Schluß.)

Im Zeitalter der Macht Griechenlands, als der (christliche) Glaube noch nicht Wurzel geschlagen hatte, herrschte in Athen weise und gerecht König Herakles, mit der verständigen und tugendreichen Artemis vermählt. Nach vielen Jahren sehnsüchtigen Harrens ward ihr Glück vollkommen, und ihre Ehe durch die Geburt einer Tochter gesegnet, die reich an Schönheit, Tugend und Liebreiz heranwuchs, Aretusa genannt. Unter den Räthen des Königs besaß und verdiente sein unbedingtes Vertrauen Pezostratos, der Vater des Erotokritos, eines Sohnes, den der Himmel und die Gestirne mit ihren köstlichsten Gaben ausgerüstet zu haben schienen. Den Wissenschaften ergeben und weise wie ein Greis, erlag der achtzehnjährige Jüngling dennoch der Gewalt des Eros. Aretusa entflammte ihn zur heftigsten Liebe, und vergebens sagte er sich selber, sagte ihm sein vertrauter Freund, wie die Liebe des Unterthan zu der einzigen Tochter und Erbin seines Fürsten, gleich einem Baume mit verderblichen Blättern, todbringender Blüthe, vergifteter Frucht und von der Wurzel bis zur Krone mit Stacheln bedeckt, — nur zu namenlosem Leid und Unheil führen könne. — Aber auch Aretusa wird von Liebe zu dem schönen Jüngling ergriffen. Sie erblickt ihn und wie sorgfältig sie auch ihre Empfindungen zu verbergen sich bemüht, — bald erblaßt und erstarrt sie, bald erglüht und erröthet ihre mit Laubwerk umzogene Schönheit; die Blätter ihres Herzens öffnen und schließen sich und der Bitterkeit ist beigemischt ihre Freude. Aber der Zweifel, ist es Liebe, ist es Zorn, was in Aretusens Antlitz sich abspiegelt, beängstigte Erotokritos, als er zum ersten Mal sie erblickte; an die Stelle des Zweifels trat Hoffnung, da er wiederum zu Hofe zurückkehrte, und beim dritten Male verrieth ein verstohlener süßer Blick ihre Gefühle. Wie der Wanderer, an einem trüben angeschwollenen Fluß angelangt, Schritt für Schritt mit vorgestrecktem Stabe zitternd seine Tiefe ermißt und nur nach und nach ihn zu durchschreiten wagt, so zittert auch Erotokritos beim Anblick Aretusens, bis er allmählig in ihren Augen die Beklemmung ihres Herzens und seine Hoffnung liest. Aber genügen soll ihm, so gelobt er sich, der Anblick seiner Herrin, zu kühnerer Hoffnung der Knecht sich nicht erheben. — König Herakles eröffnet ein großes Kampfspiel, zu dem sich aus weiter Ferne Prinzen und Helden sammeln. Da erscheint auch Erotokritos in den Schranken, siegt und empfängt den Dank aus Aretusas zitternder Hand. Dieses Ereigniß facht die Flammen in Aretusas liebendem Herzen zu unauslöschlicher Gluth an und ihre warnende Freundin selbst, Euphrosyne muß, um ihr in Liebespein sich verzehrendes Leben zu retten, einwilligen, daß an heimlichen Ort Erotokritos beschieden und hinter eisernem Gitter von der Fürstentochter befragt werde, was ihn bewogen ihr Bild zu malen und zu bewahren; eine Antwort soll, so täuscht sie sich selber und Euphrosynen, ihre Leidenschaft dämpfen, die Unterredung mit ihm sie vom Joche des Eros befreien. Die verabredete Nacht erscheint und den sich einander nähernden Liebenden versagt die Stimme. Als endlich Aretusa zitternd die beabsichtigte Frage an den Jüngling gerichtet und eine andere vom Grunde seiner Liebe darangeknüpft, entlocken ihr die Aeußerungen seiner glühenden Leidenschaft das Geständniß, daß längst Liebe Gegenliebe geweckt habe. — Der Liebende vertraut sich seinem Vater, der es mit zitterndem Herzen wagt, um den Unglücklichen vielleicht Gnade auszuwirken, den König für seinen Sohn zu bitten. Aber zur Strafe wird er vom Hof entfernt, der Sohn aus dem Reiche verbannt. Aretusa soll den Erben von Byzanz heirathen. Aber unwiderruflich ist ihr Entschluß gefaßt, ihrem

Digitized by Google

Erotokritos treu bis in den Tod, nie eines Andern Gemahlin zu werden und sich dem Geliebten zu verloben, bevor er in die Verbannung wandere, wie sehr auch Euphrosyne, die treue Pflegerin, abmahnen mag. Nur seiner und seiner treuen Liebe zu gedenken, wenn sie einem andern Glücklichern und Mächtigern zu Theil werde, und bei der Nachricht seines Todes ihm eine Thräne zu weihen, — wagt Erotokritos die Prinzessin bei der nächtlichen Zusammenkunft zu bitten und erhält statt dessen — wie hätte er es hoffen dürfen? — den Schwur ihrer ewigen Treue, mit dem Ringe des Verlöbnisses, und darf zum ersten Mal ihre Hand an seine Lippen drücken. — Er geht. Sie indeß wird auf die härteste Probe gestellt. Nicht des Vaters maßloser Zorn, nicht seine Drohungen und ihre Verwirklichung vermögen sie zu beugen; sie läßt die härteste Behandlung über sich ergehen, ihre Goldlocken unter dem erbarmungslosen Messer des Vaters fallen, in dunklen, verpesteten Kerker mit ihrer treuen Euphrosyne sich einsperren, sieht ihre glänzende Kleidung in ekelhafte Lumpen, ihr weiches Bett in einen mit Steinen gefüllten Sack, ihre ausgewählte Tafel in kärglich zugemessenes Wasser und Brod sich verwandeln — ohne zu wanken und zu weichen. Mit dem Vorgeben, seine Tochter leide an unheilbarer Krankheit, entläßt der Vater die Gesandtschaft von Byzanz. — Erotokritos lebt in der Verbannung. Da erfährt er, wie der König der Wallachei Attika mit Krieg übergehe, macht sich unkenntlich und steht dem König Herakles unerkannt bei, ja rettet ihm das Leben und das Reich. Schwerverwundet wird der junge Held in den Palast des Königs gebracht, von Niemand erkannt. Aretusa erfährt in ihrem Kerker nichts davon. Daß der in den Palast, in ihr eignes Gemach, ihr eignes Bett, zu sorgfältigster ärztlicher Pflege, getragen war, ihr Geliebter sey, wie sollte sie es ahnen? Polydoros selber, der nach seiner Herstellung täglich den fremden Krieger sieht und spricht, erkennt in ihm nicht den geliebten Freund. Früher als Aretusa soll ihn Niemand erkennen, so hat er beschlossen, leitet den Namen und Geburt erkundenden König auf falsche Spur und erbittet sich von ihm die Hand der Tochter, da dieser von Neuem in ihn dringt, nicht jedes Zeichen der Dankbarkeit zurückzuweisen. Herakles, wie glücklich auch, wenn der Held ihm als Schwiegersohn verbunden werden sollte, kann sich, kann ihm die Unwahrscheinlichkeit nicht verhehlen, Arete's Einwilligung zu erlangen: auch weiß er, wie während der langen grausamen Haft die Schönheit und die Jugendreize seiner Tochter geschwunden sind. Der Fremde begehrt Aretusens Hand, wie reizlos und entstellt er die Königstochter finden möge: sie allein will er als Tag begrüßen, die Andern als Finsterniß. Aber der Haft soll sie entlassen werden und nie zu ihr zurückkehren, auch wenn sie seine Bewerbung zurückwiese. Die Vornehmsten seines Hofes sendet Herakles ab, der Tochter Entlassung aus der Haft und die Bewerbung des unbekannten Helden anzukündigen. Sie weigert sich, die ihr gesendeten kostbaren Kleider anzulegen, weigert sich, den dunkeln Kerker zu verlassen, und droht, sich den Tod zu geben, wann der König sie nöthigen wolle, dem Fremden sich zu vermählen. Unerkannt tritt Erotokritos zu ihr und von Entsetzen ergriffen beim Anblick der Kerkergruft und der leichenartigen Gestalt der Geliebten. Von ihr wird er mit der Betheuerung abgewiesen, daß eher die Sonne ohne Strahlen, der Wald ohne Zweige, das Gefilde ohne Kräuter, das Meer ohne Wasser, der Strand ohne Sand bleiben werde, ehe sie der Vermählung sich zu fügen nachgebe. Der Kerker sey ihr Brautgemach, der Pesthauch ihr Verlobter, das Gitterfenster ihr Königreich, der Unrath ihr Zeitvertreib, die Spinne ihr Genosse. Erst nachdem Aretusa den ihrem Geliebten gegebenen Ring der Verlobung erblickt, den der Unbekannte heimlich Euphrosynen eingehändigt, sehnt sie sich nach einer neuen Unterredung mit ihm, um das Schicksal des Verlobten von ihm zu erkunden. Die ersonnene Erzählung von Erotokritos' Ende und wie er ihm (dem Unbekannten) den Ring übergeben, versenkt Aretusa in todesgleiche Ohnmacht, aus der der Fremde durch die Klagelaute seiner unverstellten Stimme sie zum Leben endlich zurückruft und da als Erotokritos vor ihr steht. Wie die von winterlichem Sturm und Schnee geknickte, entfärbte, entblätterte und ihres Dufts beraubte Blume durch die Strahlen der warmen Frühlingssonne von Neuem aufgerichtet wird, neue Blätter treibt, den Glanz der Farben und ihren Duft wieder gewinnt, so blühet auch Aretusa an den Sonnenstrahlen der Liebe zu voller Schönheit plötzlich wieder auf. — Man kann denken, mit welcher Freude und Rührung Polydoros den Freund, die alten Eltern des Erotokritos den Sohn in ihm wiedererkennen, wie glänzend die Vermählung gefeiert, wie die Ehe mit reicher Kinderschaar gesegnet, die Regierung des Erotokritos mit Glanz und Ehre gekrönt wird: denn wer weise ist und nicht dem Leid unterliegt, blüht wie die Rose unter den Dornen auf.

Unter den neuern griechischen Dichtern glänzen außer dem berühmten Rhigas vor allen die Brüder Sutsos. Hier eine Schilderung des Meeres von Alexander Sutsos: „Staunenden Blickes sieht der Seefahrer das glatte Gefilde des Oceans, ohne Anfang, ohne Ende; er bleibt im Mittelpunkte eines Kreises, der immer zu wachsen scheint, und nimmer erblickt er den stets zurückweichenden Umkreis. Kein Ziel findet der rasche Lauf des Geistes, die Phantasie erreichet nicht den Horizont vor ihr. — — Wälze deine Wogen, Meer, — tausend Flotten kommen, gehen, laufen auf deinem Rücken; du dehnest

Digitized by Google

dich und der eine und andere Pol empfindet die Erschütterung deiner schweren, gewaltigen Glieder. Meer, dein unermeßlicher und unermüdlicher Arm umfaßt die ganze Erde, wie die Mutter ihr Kind, und ungebändigt, wild, kämpfest du mit den Wirbelwinden, kämpfest mit den Elementen. Den ganzen Erdkreis schaffet neu der Arm des Menschen; dein Gestade setzet seiner Kraft ein Ziel. Als die erste Stunde der Weltschöpfung ertönte, strömtest du neugeboren hervor und neu wie damals strömst du noch jetzt. Dein von den Winden aufwogender Strom ist Abbild des Hin- und Herflutens des Schicksals und seines bestandlosen Hauches; in dir brechen sich die Strahlen der Unendlichkeit wie in einem Spiegel von Sapphir. — Wo sind jetzt die großen Bilder der Götter, wo die Geister, die das Land bewohnten? Pallas, deren goldner Helmbusch wie der Komet im mitternächtigen Dunkel glänzte, der grüne Gott des Meeres mit dem Gespann seiner schnellfliegenden Rosse — ihre silberwogigen Mähnen traf er mit der Geißel und das Gewand des Olympiers spielte goldfunkelnd in den Lüften. Ach, verschwunden sind die Homerischen Jahrhunderte .... zertrümmert ist jetzt die Wiege der Dichtkunst und Christi Dienst hat gänzlich verödet die hellenischen Wüsten, mit dem Gewande der Trauer hat er sie bedeckt und zu einer strahlenlosen Sonne geworden, weint der hellenische Apoll." Wer denkt hierbei nicht an die Götter Griechenlands von Schiller? — Es folgen nun weitere Erörterungen der neuern dramatischen und lyrischen Poesie der Neugriechen, auch der Anfänge, die sie im Roman gemacht haben, und der ältern Volkslieder, um die sich viele Sammler Verdienste erworben haben. Dann wirft der Verfasser auch einen Blick auf die neueste wissenschaftliche Literatur der Neugriechen, die freilich noch im ersten Aufkeimen begriffen ist.

So viel zur Empfehlung eines Buches, das, wie man sieht, die griechischen Verhältnisse in sehr weitem Umfang bespricht.

Romane.

1) Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen des Prevoß d'Exiles von Ed. v. Bülow. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Herr von Bülow, der sich um Uebertragung älterer romanischer (italienischer, spanischer und französischer), Novellen schon viel Verdienst erworben hat, theilt hier wieder eine altfranzösische Novelle mit, die vor etwa hundert und zehn Jahren zum erstenmal erschienen ist. Sie zeichnet sich durch einen frappanten Inhalt und durch große Naturwahrheit in der Zeichnung aus. Indeß erfordert es alle die Nachsicht, die Herr von Bülow den Schwächen des Menschen wie des Dichters angedeihen zu lassen pflegt, um das Motiv dieser Novelle zu rechtfertigen. Wenigstens möchten wir, bei aller Anerkennung der wirklich darin vorhandenen Schönheiten, doch nicht in so gar achtungsvollen Ausdrücken von ihr reden. Und am wenigsten möchten wir mit dem Herausgeber übereinstimmen, wenn er in dieser Novelle den Keim zum Baum einer echten und gesunden Romantik sehen will (S. VI der Vorrede). Wir sehen darin im Gegentheil einen Keim zu der unechten und ungesunden Romantik, die jetzt in Frankreich vorherrscht.

Die Heldin der Novelle ist Manon, ein eben so schönes als schwaches Mädchen, deren Schwäche hauptsächlich darin besteht, daß sie die Armuth nicht ertragen kann und die sich daher, obgleich sie von dem armen Chevalier Des Grieux aufs zärtlichste und treueste geliebt wird, Andern als Maitresse überläßt, um Geld zu verdienen. Sie entschuldigt sich (wie die berüchtigte Marion de l'Orme des Victor Hugo) gegen ihren Geliebten selbst damit, daß sie sagt, sie hätte die Untreue ja nur um seinetwillen begangen, und sie bietet ihm das auf so unlautere Weise gewonnene Geld an. Der Chevalier greift, wie billig, an den Kopf und es will ihm lange nicht einleuchten, daß in der Untreue seiner Geliebten gerade die wahre Treue sich bewähre. Doch läßt er sich endlich überreden und — willigt ein, daß das Geld, der Kaufpreis ihrer und seiner Schande, in ihren Händen bleibe und zu ihrem beiderseitigen Nutzen verwendet werde. Wenn das eine „echte und gesunde Romantik" seyn soll, wie der Herausgeber versichert, so müssen wir bedauern, seiner Meinung nicht beipflichten zu können. Uebrigens bewährt sich in dem Benehmen des Chevalier gegen seine Geliebte, die er zuletzt in Ketten auf einem Karren fortfahren sieht und befreit, deren Flucht er theilt und die er bis zum Tode nicht verläßt, eine rührende und wirklich sehr romantische Treue. Allein seine Nachgiebigkeit in Bezug auf Manons Geldgeschäfte ist ein Zug moderner Frivolität und Gemeinheit, der allem, was romantisch ist, schnurstracks zuwiderläuft. Denn das Princip der Romantik ist das zarteste Gefühl für Ehre. Der romantische Liebhaber kann im Fall der Untreue seinen Nebenbuhler oder seine untreue Geliebte selbst tödten, oder wenn das unmöglich und sein Herz etwa zu weich ist, kann er sich selbst umbringen, oder wahnsinnig werden, oder sich in ein Kriegsgetümmel stürzen, oder in ein Kloster gehen, oder sentimentale

Digitized by Google

Thränen vergießen und sein Leid in Liedern klagen. Das alles kann er, nur nicht sich über die Untreue beruhigen, und sogar das Geld theilen, womit die ihn so tief kränkende und beschimpfende Handlung bezahlt worden ist. Wo das geschieht, hört alle Romantik auf.

Die Romantik gestattet, daß das Weib dem Manne seine Untreue vergebe, niemals umgekehrt. Ein Weib verliert nichts an ihrem Werth, das einem Manne auf diese Weise verzeiht, denn ihr Beruf ist Liebe, Sanftmuth, Duldung. Darum ist Griseldis eine echt romantische Erscheinung. Ganz anders der Mann, der vergibt. Bei ihm wird sogleich zur unverzeihlichen und ehrlosen Schwäche, was beim Weib edle reine Aufopferung ist. Kotzebues Menschenhasser kann nie und nimmer als eine Schöpfung echter Romantik angesehen werden. Diese Regel stimmt mit einer andern überein. Es ist und bleibt nämlich immer ganz romantisch, wenn ein junges Weib dem alten Manne treu bleibt, wie z. B. Genovefa ihrem alten Herrn. Ein solches Weib kann man zur Heiligen machen und es lächelt gewiß Niemand darüber. Nun denke man sich aber einen junger Mann, der einem alten Weibe auf ähnliche Weise, trotz aller Verführung, treu bliebe. Man würde von ihm sagen, es ist ein rechtschaffener junger Mann, aber romantisch wäre seine Handlungsweise nicht, und ein poetischer Enthusiasmus läßt sich daran nicht knüpfen. Solche Helden erregen nur ein mehr oder weniger ironisches Lächeln. Daher haben hundert Dichter die treue Anhänglichkeit junger Frauen an ältere Männer mit hohem romantischen Reiz in ernsten und tragischen Dichtungen geschildert, während noch nicht ein einziger darauf verfallen ist, die Treue eines Ganymed etwa gegen eine Hekuba zum Gegenstand der Poesie zu machen. Würde nun auch das schöne Geschlecht in der Wirklichkeit auf alle Weise emancipirt und in Rechten dem häßlichen Geschlecht vollkommen gleich gestellt, so würde doch diese Ausdehnung der Rechte auf die romantische Poesie keine Anwendung finden. Hier sind dem Weibe die Rechte des Mannes, aber auch dem Manne — die Tugenden des Weibes für immer versagt.

2) Heinrich von Sternfels. Roman aus unserer Zeit von Julian Chrownitz. Zwei Theile. Leipzig, Taubert, 1842.

Es begibt sich eine große Revolution. Der Minister wird buchstäblich vom Volke zerrissen, die Dynastie wird gefangen genommen und dem Volksgericht überantwortet, das auf Tod dringt. Aber — welches Wunder! — ein Greis erscheint, und wird von dem großen Agitator, Heinrich von Sternfels, als die geheime Triebfeder der ganzen Revolution ehrfurchtsvoll vorgestellt. „Er, Heinrich, habe das Volk geleitet, sey aber seinerseits selbst von dem alten Herrn geleitet worden. Der alte Herr entfaltet nun die neue Charte und bestimmt einen jungen Prinzen zum Thronfolger. Das Volk sperrt das Maul auf, staunt und ist mit Allem zufrieden. Es liegt einige Wahrheit darin, worüber man nicht umhin kann, zu lachen, obgleich der Verfasser nichts weniger als eine politische Satire beabsichtigt, sondern alles gar ernst und sentimental genommen hat.

3) Victorine. Ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1842.

Die Heldin dieses Romans wird nach manchem kleinen Leiden am Schluß auf die angenehmste Weise von der Welt überrascht, denn indem sie glaubt, nur als ein durch den Anstand dazu gezwungener Gast bei der Hochzeitfeier ihres Geliebten anwesend zu seyn, wird ihr plötzlich klar gemacht, daß sie selbst die Braut sey, daß alle Hindernisse ihrer Liebe gehoben und daß man sich die kleine Täuschung mit ihr erlaubt habe, um ihre Freude desto größer zu machen. Der Gedanke ist ansprechend, so wie der ganze Roman mit jener edeln Wärme geschrieben, welche dem schönen Geschlecht, wenn es einmal schreibt, am besten steht.

4) Des Kaisers Pathe. Novelle aus den fränkischen Religionskriegen von F. A. Oldenburg. Lemgo, Meyer, 1842.

Drei Personen nehmen in diesem Roman das Hauptinteresse in Anspruch, die kräftige und unglückliche Josepha, „deren Geist über die Grenzen des Weibes hinausfliegt," weil Kaiser Joseph II. zufällig ihr Pathe wurde und ihr dadurch gleichsam seinen hohen Geist beibrachte; ferner als obligater Bösewicht ein gewisser Geiselbart, ein Proteus von unheimlich dämonischer Natur, der zuletzt in Venedig strangulirt wird, nachdem er sich gegen die Republik zu Gunsten der französischen Occupation kurz vorher, ehe dieselbe erfolgte, verschworen hatte; endlich auch einmal wieder eine romantische Jüdin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. November 1842.

Geschichte.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. F. A. von Langenn. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs, 1841 und 1842.

Herr von Langenn hat schon vor mehreren Jahren eine Geschichte Herzog Albrechts, des Stifters der Albertinischen Linie geschrieben, die zu den besten Biographien und werthvollsten Beiträgen zur deutschen Geschichte gehört. Die vorliegende zweite Biographie, wieder eines Fürsten von der Albertinischen Linie, zeichnet sich nicht minder durch das fleißigste Studium und durch neue Aufschlüsse aus Urkunden und Correspondenzen aus und ist für die Geschichte von noch mehr Bedeutung, sofern Churfürst Moritz noch ungleich tiefer in die Weltgeschichte einzugreifen berufen war, als Albrecht.

Die Aufgabe, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, war schwierig, zumal für einen Protestanten und für einen dem Hause Sachsen ergebenen Schriftsteller, von dem man mehr oder weniger Parteilichkeit vorauszusetzen pflegt. Denn auf dem Churfürsten Moritz haftet ein Mackel, der sich nicht leicht beschönigen läßt und den zu beschönigen doch die protestantische Politik auch in der Geschichtschreibung lange zur Gewohnheit gemacht hat. Das will aber unser Verfasser nicht mehr, und zum Glück leben wir in einer Zeit, in welcher wenigstens von verstorbenen Potentaten die Wahrheit gesagt werden darf. Herr von Langenn mildert das strenge Urtheil über den Churfürsten nur durch genaue Darlegung der Thatsachen, die seinen so auffallenden Systemswechsel erklären.

Bekanntlich trat Moritz, obgleich Protestant und Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen, auf die Seite Kaiser Karls V., als dieser, mit dem Papst eng verbündet, über die Protestanten herfiel. Moritz griff seinen Vetter, den Churfürsten von Sachsen, im eigenen Lande an, nöthigte ihn dadurch, sich von den übrigen protestantischen Verbündeten zu trennen, um sein Land zu schützen, löste dadurch die dem katholischen Heere gefährliche Vereinigung der protestantischen Truppen auf und bewirkte so die Niederlage der lezteren. Der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen wurden gefangen, die Protestanten wurden gezwungen, sich dem reaktionären Tridentiner Concil zu unterwerfen und eine Unterdrückung der ganzen Reformation stand in Aussicht, da zu derselben Zeit Kaiser Karl sich eifrig bemühte, seinen fanatischen Sohn (der nachher unter dem Namen Philipp II. so schauderhaft in Spanien und den Niederlanden wüthete) zu seinem Nachfolger im deutschen Reich wählen zu lassen. Da kehrte Moritz, der unterdeß vom Kaiser zum Churfürsten von Sachsen erhoben worden war, plötzlich das System um, verstand sich heimlich mit den Protestanten, erkaufte sich die Hülfe Frankreichs durch die reichsverrätherische Abtretung von Metz, Toul und Verdun, rückte siegreich gegen den Kaiser vor und zwang ihn zum Passauer Vertrag, der die protestantische Macht der katholischen wieder gleichstellte.

Ueber diese bekannten Vorgänge urtheilt man im Allgemeinen: Moritz hat der protestantischen Sache in einer großen Gefahr den größten Dienst geleistet, aber dazu ein unedles Mittel gewählt; denn Reichsverrath und der Verkauf deutscher Grenzländer an den Erbfeind war kein edles Mittel und selbst vom protestantischen Standpunkt aus kann man sich für einen Fürsten nicht begeistern, der wesentlich Schuld an dem ersten Unglück der Protestanten gewesen ist. Hat er seine Partei nachher auch wieder gerettet, so muß man doch fragen, warum hat er sie anfangs verlassen, ihr diesen Schrecken gemacht, sie in so große Gefahr gebracht?

Man muß die Zeiten, in welchen Moritz handelte, unterscheiden. Er wurde auf verschiedenen Stufen seiner Wirksamkeit von sehr verschiedenen Motiven geleitet. Bei seinem ersten Auftreten war es ihm darum zu thun, sich der lästigen Vormundschaft seines ihm an Macht

Digitized by Google

weit überlegenen, an Geist aber untergeordneten Vetters im Churfürstenthum zu entledigen. Welches unbehagliche Gefühl mußte es für ihn, als einen überaus scharfsinnigen und unternehmenden Jüngling seyn, als unbedeutende, mißachtete Nebenperson hinter dem Churfürsten zu stehen, in einer Zeit, in welcher das Haus Wettin zur zweiten Rolle in Europa neben dem Hause Habsburg berufen war. Jezt oder nie konnte dieses Haus zur Hegemonie des Nordens, vielleicht zur Kaiserwürde gelangen, wenn es seine Stellung an der Spitze der protestantischen Partei nicht nur mit Redlichkeit, wie es beim Churfürsten der Fall war, sondern vorzüglich auch mit Klugheit und Energie behauptete, wie es beim Churfürsten nicht der Fall war. Es lebt in den Dynastien ein natürlicher Ehrgeiz, der, wenn er nicht im Familienhaupt hervortritt, sich in der Nebenlinie geltend macht, und wenn nicht Ehrgeiz, doch wenigstens ein natürlicher Instinkt der Selbsterhaltung und Machtvermehrung. Noch die neueste Geschichte hat im Verhältniß der jüngeren zur älteren Linie Bourbon ein Beispiel davon gegeben. Genug, Moritz fühlte sich zunächst berufen, den Churfürsten zu verdrängen, um selbst das Familienhaupt zu werden und die gesammte Macht des Hauses Wettin in seiner Hand allein zu halten, die Interessen desselben allein zu leiten. Daher sein Vertrag mit dem Kaiser, kraft dessen er, nach Unterwerfung der Schmalkaldischen Bundesgenossen, an seines Vetters Statt Churfürst in Sachsen werden sollte. Seine Berechnungen täuschten auch nicht, er wurde Churfürst.

Nun versteht es sich von selbst, daß er, in einer ganz andern Stellung befindlich, als vorher, auch eine ganz andere Politik befolgte. Durch den Kaiser war er Churfürst und Vorsteher der Gesammtmacht Sachsens geworden. Mehr konnte er durch den Kaiser nicht werden. Es kam ihm darauf an, daß die protestantische Bevölkerung und seine protestantischen Nachbarn, die ihm bitter grollten, sich mit seinem neuen Ansehen versöhnen, dasselbe anerkennen und ihm als ihrem Haupte folgen sollten, und das konnte er nicht anders erreichen, als wenn er sich wieder gegen das Concil und mithin gegen den Kaiser erklärte und das und noch mehr für die Protestanten that, als was der abgesetzte Churfürst an seiner Stelle gethan haben würde. Ja es winkten ihm, wenn er die protestantische Hegemonie kraftvoll durchführte, noch größere Vortheile in der Zukunft; denn er, dem in seiner Stellung concentrirte Kraft der erste und letzte Gedanke war, sah mit innigem Vergnügen sich gegenüber im katholischen Lager mannigfache Spaltung. Des Kaisers Bruder Ferdinand und sein Sohn Maximilian, mit denen Moritz wohl bekannt war, mußten alle Aussichten auf die Succession im deutschen Reiche verlieren, wenn es dem Kaiser Karl glückte, seinen Sohn Philipp zum Nachfolger ernennen zu lassen. An wen aber konnten sie sich wenden, um dem jungen Spanier die deutschen Wahlstimmen wegzufangen, als an Moritz, der jezt der einflußreichste Fürst in Deutschland war? Hören wir darüber die Andeutungen des Verfassers, die bis jezt nur noch Andeutungen bleiben müssen, da wir den Inhalt der zwischen Moritz und Maximilian Statt gefundenen Korrespondenz noch nicht kennen: „Zu dem Plane Karls, zu Gunsten seines Sohnes Philipp, waren die Vermählung der Tochter des Kaisers mit seinem Neffen Maximilian, so wie die Sendung des letzteren nach Spanien, einleitende und vorbereitende Schritte gewesen. Aber Ferdinand selbst, dessen Betheiligung bei jenem Entwurfe eine so bedeutende, war nichts weniger als für die Wünsche seines kaiserlichen Bruders eingenommen, eben so der junge Maximilian. So konnte im Hause Oesterreich selbst eine Parteiung entstehen. Karl war mit seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian so gespannt, daß dieß Verhältniß in gewissen Kreisen bald kein Geheimniß mehr war. Der französische Gesandte Marillac bemerkte schon 1549, daß Ferdinand die Stände zum Theil mit Geld zu gewinnen suchte. Bald berichtet er seinem Hofe über die näheren Umstände, er spricht von der Entschädigung Ferdinands durch Würtemberg, von einer Vermählung der Tochter des römischen Königs mit Philipp, aber auch von dem entschiedenen Widerwillen Ferdinands gegen diese Vorhaben und von der Wahrscheinlichkeit der Wahl eines Dritten, wenn auch Ferdinand der Krone entsagen wollte. Maximilian, berichtete Marillac, sey geliebt, und werde die Herrschaft seines Vetters in Deutschland nicht ertragen. — Gerade um diese Zeit stand Moritz mit Maximilian in nicht gleichgültigem Briefwechsel; sein Inhalt kann nur vermuthet werden aus den Aeußerungen des Churfürsten durch seinen, gegen Ende des Jahres an Maximilian gesendeten Rath Christoph von Carlowitz. Die Sendung desselben hatte den äußeren Zweck, Maximilian, welcher aus Spanien zurückkehrte, zu begrüßen, auch ward der hessischen Angelegenheit gedacht; „vertraulich aber und im Geheim sollte Carlowitz den Churfürsten entschuldigen, daß er nicht auf Maximilians Briefe geantwortet, Moritz habe besorgt, jene Antworten möchten in fremde Hände fallen, Maximilian wisse, wozu sich Moritz gegen ihn mehrmals mündlich und schriftlich erboten, dieß habe er in kein Vergessen gestellt, werde auch dessen künftig eingedenk seyn, dem jederzeit treulich nachsetzen und sich gegen Max so verhalten, daß er spüren solle, der Churfürst sey sein treuer und beständiger Freund." — Indem Moritz mit größter Energie an die Spitze der Protestanten trat, Interim, Concil und alles verwarf, was zur Unterdrückung der Reformation vorbereitet war, und den Kaiser in raschem Ueberfalle angriff,

Digitized by Google

hatte er den großen Vortheil, daß im kaiserlichen Hause selbst eine Partei sein Unternehmen nicht ungern sah, zu geschweigen der Bayern, denen wenig daran lag, daß die Universalmonarchie, die durch Karl V. vorbereitet war, durch seinen Sohn vollendet würde. Wenn sich Moritz noch mit Frankreich verband, so geschah dieß gleichsam zum Ueberfluß und war nur eine Maßregel, die aus seiner Um- und Vorsicht erklärt werden muß; denn er hätte ohne allen Zweifel dasselbe Resultat auch ohne den tumultuarischen und doch wirkungslosen Grenzmarsch der Franzosen erreicht. Gewiß war es nur ein unnützer Luxus von Klugheit, der ihn vergessen ließ, daß der Vortheil, den er durch Frankreich im Augenblick erlangte, doch zu gering sey, um die Schmach aufzuwiegen, mit der er sich vor der Nachwelt dadurch bedeckte, daß er deutsche Grenzländer an Frankreich abzutreten versprach. Wie wenig es ihm übrigens mit diesen Abtretungen Ernst war, beweist sein nachheriges Benehmen. Wenn er länger gelebt hätte, würde er den Franzosen ihren Vortheil wieder abgejagt haben, wie er dem Kaiser den seinigen abjagte. Er bediente sich der Franzosen nicht, um ihnen Wort zu halten, sondern um es ihnen zu brechen, wie er dem Kaiser auch gethan hatte.

Sollte an dem Geheimniß der damaligen Politik noch ein unerbrochenes Siegel übrig bleiben, so löst es sich vielleicht, wenn man Folgendes bedenkt. Seit vielen Jahrhunderten hatte der Papst, und zwar mit Frankreich im Bunde, unaufhörlich die deutschen Reichsbeamten aufgefordert, sich als unabhängige Fürsten dem Kaiser entgegenzustellen, denn es lag stets im Interesse des Papsts und Frankreichs, jede Einigung in Deutschland zu hindern und die Macht und Größe, zu welcher Deutschland gelangen konnte, auf diese Weise unmöglich zu machen. Nun war es endlich dem Papste gelungen, das Ansehen des Kaisers vollkommen zu schwächen und Deutschland war unter eine Menge mehr oder weniger bedeutender, unter einander aber stets uneiniger und eifersüchtiger Dynastien getheilt. Da begann im deutschen Volke jene kraftvolle Reaktion gegen die römische Hierarchie, die unter dem Namen der Reformation die Welt erschüttert hat, und augenblicklich war auch der Fürstenpolitik eine neue Alternative gestellt. Entweder nämlich trat der Kaiser an die Spitze des Volks und führte die Reformation großartig durch, oder er suchte sie, als Beistand des Papsts, zu unterdrücken. Daraus folgte, daß die Fürsten im ersten Fall umgekehrt auf die Seite des Papsts, im zweiten Falle auf die der Reformation traten. Nun entschied sich aber der Kaiser für den zweiten Fall. Er hatte die Universalmonarchie im Kopf, er wollte nicht Deutschland allein, sondern Europa oder eigentlich die ganze Welt beherrschen, denn schon gehorchten ihm Italien, Spanien, beide Indien. Er glaubte nun die Einheit in seinen Reichen nicht erhalten zu können, ohne Einheit des Glaubens und machte sich Hoffnung, in seinem Weltreich künftig den Papst zu dem zu machen, was etwa jetzt der oberste Pope im russischen Reiche ist. Deßhalb war ihm die Reformation ein Greuel und er unterstützte das Papstthum gegen dieselbe. Nun war aber auch auf der andern Seite nichts natürlicher, als daß die Fürsten, wenigstens in der weit überwiegenden Mehrzahl, sich zum Schutz ihrer Unabhängigkeit gegen die vereinigte Kaiser- und Papstgewalt auf die neue Volkspartei, auf die geistigen Waffen der Reformation stützten.

Karl V. versuchte damals, was ungefähr ein Jahrhundert später Ferdinand II. wieder versucht hat, als Wallenstein ihm den Rath gab, sich zum Alleinherrn in Deutschland aufzuwerfen und die Fürstenaristokratie für immer zu beseitigen. Allein es gelang Karln so wenig, als es Ferdinanden gelang. Die Fürsten von allen Parteien hielten, wo es ihr Privatinteresse galt, fest zusammen. Churfürst Moritz wurde aber unter Karl der Retter der fürstlichen Vorrechte und der Vielherrschaft in Deutschland, wie es später Churfürst Maximilian unter Ferdinand wurde. „Noch vor dem Beginn des Reichstags war Moritz durch einen seiner Räthe in Brüssel von der Meinung unterrichtet worden, welche am Hofe des Kaisers herrschte. Einer der nicht Geringsten, meldete Moritzens Rath, habe ihm allerlei von dem sächsischen Rechte vorgeredet, woraus so viel zu merken, daß man auf etlicher Leute Anregen darauf bedacht sey, das sächsische Recht aufzuheben. Daneben habe man sich auch verlauten lassen, es werde in deutschen Landen nicht gut werden, es griffe denn der Kaiser den deutschen Fürsten baß in die Würfel, daß sich dann alles, wann der Prinz Philipp eingesessen, wohl schicken werde, es besser sey, daß Deutschland einen Herrn, denn so viele Tyrannen habe, die schier nichts mehr könnten, denn die Leute mit Schlagen und Jagen plagen, und sich gar keiner Sache mit Ernst annähmen. Ueber Moritz ward harter Tadel ausgesprochen, daß er die Klostergebäude zu Chemnitz zu Wohnhäusern habe umschaffen lassen, da er doch lieber auf Wiedereinsetzung der Geistlichen Bedacht nehmen solle. Vieles verschoben die Räthe außerdem auf mündliche Mittheilung, weil der Kardinal von Augsburg durch seine Schreiber die der Post anvertrauten Briefe erbrechen ließ." Das gab den Ausschlag. Und hierin liegt der Hauptschlüssel zu dem Systemwechsel des Churfürsten.

Digitized by Google

Klassische Literatur.

1) Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen von Prof. Dr. K. Fr. Borberg. Mit einem Vorwort von J. K. von Orelli. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart, Göpel. 1841.

Die Verbreitung guter Uebersetzungen aus den Meisterwerken des klassischen Alterthums bleibt immer ein Verdienst, schon deßwegen, weil dadurch der schlechten Unterhaltungslektüre entgegengewirkt wird, mit welcher man die Jugend und das größere Publikum überschwemmt. Die Form der Anthologie ist überdieß die einzig mögliche, in welcher man die Kenntniß des besten, was uns von klassischen Werken erhalten ist, in einem weiteren Kreise ausbreiten kann, denn sich alle Uebersetzungen anzuschaffen und sie alle ganz zu lesen, darf man dem heutigen Publikum nicht zumuthen. Deßhalb sind in neuerer Zeit schon mehrere Sammlungen veranstaltet worden, die mehr oder weniger der vorliegenden ähnlich sind, von Baumstark, von Möhrike. Herr Borberg, welcher sich durch seine Uebertragung der Apokryphen bereits ein großes Verdienst erworben, hat die vorliegende Sammlung verständig angelegt.

Die vier ersten Lieferungen enthalten nur Dichtungen, in metrischer Form, epischer, lyrischer, dramatischer Art, und zwar zunächst nur griechische, aber aus allen Zeitaltern von Thampris und Homeros bis zu den Byzantinern, so daß sie auch eine gute geschichtliche Uebersicht darbieten. Diese vier Lieferungen umfassen zusammen die erste Abtheilung des ganzen Werkes. In der zweiten Abtheilung werden die römischen Dichter, in der dritten die griechischen Philosophen und Historiker oder überhaupt Prosaiker, in der vierten endlich die römischen Prosaiker behandelt werden. Der Preis ist mäßig; 64 Bogen der ersten Abtheilung kosten 3 fl. 12 kr. rhein. oder 2 Thlr.

2) Roms Dichterheroen. Herausgegeben von Dr. Julius Henning. Zwei Bändchen. Hamburg, Bädeker, 1842.

Ebenfalls eine Anthologie aus den bekanntesten Uebersetzungen des Horaz, Virgil, Catull, Ovid, Tibull, Properz, Martial.

Reisehandbücher.

1) Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Dr. J. F. Neigebaur, k. preuß. Geh. Justizrathe. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Volckmar, 1842.

Der Herausgeber ist durch sein vielgebrauchtes Handbuch für Reisende in Italien und durch ein ähnliches für Reisende in England längst bekannt. Das vorliegende Werk empfiehlt sich noch insbesondere durch sein leicht handliches Taschenformat. Es enthält eine allgemeine historische, geographische und statistische Einleitung; ein Verzeichniß der Maaße, Gewichte ꝛc., eine Uebersicht der Reiserouten mit genauer Angabe der Entfernungen; eine Uebersicht der Literatur, aus der man die besten Nachrichten über Frankreich schöpfen kann; dann ein topographisches Lexikon, worin alle Provinzen, Gebirge, Flüsse, Städte ꝛc. nach alphabetischer Ordnung beschrieben sind und Paris, wie billig, den größten Raum einnimmt. Eine Karte ist nicht beigegeben, wird aber auch nicht vermißt, da man sich auf Reisen besser besonderer auf Leinwand gezogener Karten bedient, als solcher, die in Büchern eingeschlagen sind. Doch wären Stadtpläne eine wünschenswerthe Zugabe gewesen und empfehlen wir sie für die nächste Ausgabe dieses praktischen und gefälligen Werkchens.

2) Handbuch für Reisende in Griechenland. Von demselben. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus, 1842.

Auch Griechenland hat der Verf. bereist und mit der ihm eigenen Umsicht und Gewandtheit auch über dieses Land ein Reisehandbuch geschrieben, wobei ihm der zu früh verstorbene Ferdinand Aldenhofen, welcher längere Zeit in Griechenland lebte, wesentlich Hülfe geleistet hat.

Das Buch enthält Anweisungen, wie und wann man nach Griechenland reisen solle, Notizen über Jahreszeit, Gesundheitsregeln, Reisegelegenheiten, Kosten ꝛc. Dann eine Uebersicht der Geschichte und eine allgemeine physisch-geographische Beschreibung Griechenlands, ein Verzeichniß seiner wichtigsten Produkte, seiner Flora und Fauna, eine Charakteristik des Volks und seiner Sitten, eine Darstellung seiner gegenwärtigen Verfassung und Verwaltung, seines kirchlichen Zustandes, seines Handels ꝛc. Endlich folgt im zweiten Theile ausschließlich die Topographie, das alphabetische Verzeichniß aller Landschaften, Berge, Flüsse, Städte ꝛc. und ihre besondere ausführliche Beschreibung, wobei natürlicherweise Athen die meiste Berücksichtigung erfährt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. November 1842.

Flandrische Literatur.

Bekanntlich zeigt man in neuerer Zeit in Belgien regen Eifer für die deutsche Muttersprache und will sie keineswegs in der französischen Ueberfluthung untergehen lassen. Kostbare Denkmäler altflämischer Sprache sind in geschmackvollen Ausgaben ans Licht gefördert worden. Für die Geschichte der belgischen Provinzen, namentlich aber Flanderns, geschieht sehr viel. Wir haben in unsern Blättern schon früher auf diese interessanten Erscheinungen Rücksicht genommen und wollen wieder Einiges der Aufmerksamkeit deutscher Leser empfehlen.

In der vierten Lieferung der Nouvelles Archives historiques, die von den Genter Professoren herausgegeben werden, findet man einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte des schweren Geschützes und der Erfindung des Schießpulvers von Professor Lenz. Man hat bisher über das Alter der Erfindung noch nicht ins Reine kommen können. Weder die Sage von dem Mönch Berthold Schwarz, noch eine andere Nachricht, nach welcher Constantin Artlitz von Köln das Schießpulver soll erfunden haben, sind historisch beglaubigt. Die erste authentische Erwähnung des Kanonenpulvers findet sich in einer alten Nürnberger Rechnung von 1356. Vier Jahre später wurde das Stadthaus in Lübeck durch unvorsichtiges Pulvermachen in die Luft gesprengt. Im Jahr 1358 kommen auch schon Kanonen in Italien vor. In einem Genter Stadtbuch (annuaire administrativ de la ville de Gand) kommt unter dem Jahr 1313 folgende von Herrn Lenz hier zum erstenmal mitgetheilte Notiz vor: Item in dit jaer was aldereerst ghevonden in Duutschlandt het gebruuk der bussen van eenen mueninck. Ferner theilt Herr Lenz eine Urkunde der Stadt Doornik (Tournay) vom Jahr 1346 mit, nach welcher daselbst Peter von Brügge beauftragt wurde, eine von den neuerfundenen Kriegsmaschinen, canoilles genannt, für die Stadt zu verfertigen. Herr Lenz glaubt aus diesen und einigen weiteren Notizen auf einen früheren Gebrauch des Geschützes in den Niederlanden schließen zu dürfen, entsprechend der frühen Ausbildung, die daselbst das Fußvolk (noch früher als in der Schweiz und aus denselben Ursachen) erlangte. Im langen Kampf gegen die französischen Ritter hatte der flämische Bürger eine große Uebung im Manövriren und Kämpfen zu Fuß erlangt, wie der Schweizer Bauer im Kampf mit dem oberdeutschen Adel. Es liegt nahe, daß städtische Korporationen wohl die ersten gewesen seyn mögen, die das Geschütz aufbrachten, weil bei ihnen das meiste technische Geschick dazu, das meiste Geld für den Kostenaufwand und zugleich das dringendere Bedürfniß vorhanden war, gegen die schwere Reiterei der Fürsten und des Adels ein nachdrückliches Kraftmittel zu gebrauchen und namentlich auch die hohen und unzugänglichen Felsenburgen des Adels aus der Ferne zu zerstören. Ob aber die Niederländer oder die Hanseaten hierin zuerst das Meiste thaten, wird sich nicht leicht ermitteln lassen, da jenen von Herrn Lenz mitgetheilten Notizen andere nicht von ihm erwähnten zur Seite stehen, die auf einen sehr frühen Gebrauch der Geschütze in der Hansa schließen lassen. Wenn nämlich Kojalowicz in seiner Geschichte Litthauens S. 279 erwähnt, der litthauische Großfürst Gedemin sey im Jahr 1328 vor Friedberg durch eine Kugel aus Feuergewehr erschossen worden, so muß man das in den neugegründeten deutschen Kolonien an der Ostsee gebrauchte Geschütz, wie die Kolonisten selbst, aus den Hansestädten herleiten. Man darf wohl annehmen, daß Hanseaten und Niederländer gleich eifrig die neue Erfindung ausgebildet haben.

Andere sehr interessante und für die Geschichte wichtige Erscheinungen sind die Arbeiten des Junker Ph. Blommaert. Derselbe hat schon 1839 die Vlaemsche Kronijk of Dagregister des Ph. de Kempenare herausgegeben, worin derselbe alle Begebenheiten, die sich zu Gent von 1566 bis 1585 zugetragen haben, von Tage zu Tage verzeichnet hat. Dasselbe Werk hat schon vor vielen Jahren de Jonghe, aber verstümmelt, herausgegeben. Es

Digitized by Google

ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des niederländischen Freiheitskriegs, denn Gent war in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Mittelpunkt aller politisch-religiösen Bewegungen und Intriguen, durch welche die Niederlande so tief erschüttert und gleichsam neu geboren werden sollten. Während im welschen Theil der Niederlande sich das katholische, in Holland das reformirte Element scharf ausprägte und auf unversöhnliche Weise entgegensetzte, entspann sich in und um Gent, damals die reichste und bevölkertste Stadt der gesammten Niederlande, ein heftiger Kampf, der besonders deßwegen sehr lehrreich ist, weil er zeigt, wie der endliche Sieg der katholischen Partei hier nur durch die unsinnigsten Ausschweifungen und Uebertreibungen der reformirten Partei herbeigeführt wurde. Die Geschichte der Genter Demokratie in dieser Zeit bietet eins der merkwürdigsten Schauspiele dar, die je über das Welttheater gegangen und man lernt sie aus keiner andern Quelle so genau kennen, als aus vorliegendem Buche.

Herr von Blommaert hat ferner herausgegeben: Guerre de la ville de Gand contre le duc de Bourgogne. Gand, 1841 (dazu causes de la guerre, daselbst 1839); die Geschichte des großen Kampfs, welchen die Stadt Gent in den Jahren 1450—1453 wider Herzog Philipp von Burgund, den Vater Karls des Kühnen, zu bestehen hatte. Die Burgunder Herzoge suchten überall die Freiheit zu unterdrücken, in den Niederlanden, wie später am Oberrhein und in der Schweiz; aber sie fanden im flämischen Bürgerstande nicht weniger tapferen Widerstand, als im Schweizer Bauernstande.

Derselbe Verfasser gab schon 1838 eine Sammlung sehr werthvoller alter Dichtungen aus dem 12ten bis 14ten Jahrhundert (Oudvlaemsche Gedichten) heraus, worüber wir, so wie über die Verdienste des Herrn von Blommaert um die Erhaltung und Ehrung der deutschen Sprache in Belgien überhaupt, schon in Nr. 77 unsrer Blätter von 1840 uns ausgesprochen haben. Zuletzt hat er noch Iwein van Aelst, Gent 1842 herausgegeben, ein romantisches Gemälde des Helden Iwein, der im 12ten Jahrhundert wesentlich dazu beitrug, den Usurpator Flanderns, Wilhelm von der Normandie, welchen Frankreich unterstützte, zu vertreiben und dagegen dem berühmten Grafen Dietrich von Elsaß, den die deutsche Volkspartei gewählt, sein Recht zu erkämpfen. Die flämische Geschichte ist an solchen Helden reich, denn von den ältesten Zeiten bis auf die unsre kämpfte dort die deutsche Volksthümlichkeit und der bürgerliche Sinn gegen die von Frankreich herüber drohende Ueberwältigung.

Die Freunde der alten Muttersprache geben ein poetisches Jahrbuch heraus, dessen achter Jahrgang 1841 uns vorliegt: Niederduitsch letterkundig Jaerboeckje. Gent, Michiels. Darin herrscht ein mehr romantischer Geist vor, als man ihn gewöhnlich in holländischen Dichtungen findet, welche letztere immer noch an der geschmacklosesten Classicität laboriren. Der größte Theil des niederdeutschen Jahrbuchs ist patriotischen Inhalts; es werden darin altflämische Helden und Thaten besungen. So die dapperheid (Tapferkeit) van Jan van Henegouwen in den slag van Crecy (des Grafen von Hennegau in der Schlacht bei Crecy). So der Tod des großen Bierbrauers Jakob von Artevelde, der einst Flandern regierte und dessen Andenken erst in neuerer Zeit wieder zu den hohen Ehren gebracht worden ist, die er verdient. So die Feldschlacht von Cassel im Jahr 1071. So der Tod Egmonds und Hoornes ꝛc. Erfreulich ist, daß die Genter Dichter auch auf die gemeinsame deutsche Sage Rücksicht nehmen. Herr von Blommaert hat hier die Liebe zwischen Siegfrit und Chriemhild aus den Nibelungen in einem sinnigen Romanzenkranz frei übertragen. Auch finden wir eine schöne alte Sage „Wichman und Lutgarde" aus dem 9ten Jahrhundert. Mehrere Gedichte sind zärtlichen Inhalts, einige moralisch, wenige satirisch. Das patriotische Element schlägt immer vor. Prächtig ist das Lied Vlaenderen den Leeuw! von Blommaert.

Wie breidelt woedende Oceanen? —
Wie grondvest schansen in de zee? —
Haest slepen opgeruide orkanen,
En muer en sterke gronding meê.
God sprak den Waelschen volkerstamme:
„Niet verder voert gy de oriflamme,
Of 't Lelieryk verdwynt in niet."
De Wael trad voort; de Duitsche volksty wies verbolgen,
En in haer wieling werd het sterk Parys verzwolgen,
Met gansch het fransche grondgebied!

Nog klonk een vloek uit 't stormend weder,
Dat loeyde op 't diepgezonken land,
En vloog als donderschlagen neder,
Op Vlaendren's overheerlyk strand.
De Franschen traden, met hun benden,
Den vryen Vlaming op de lenden,
En dreigend klonk, met meerder klem:
„Wat spreekt de Belg van tael en regten!
Hy leere buigen voor onz' knechten,
En kruipen, krimpen op hun stem!"

Maer Vlaendren hief nog fier de vane,
Waer de onverwimbre Leeuw op pronkt,
En leidt het heir op de eerebane,
Waer hem het stoute hart ontvonkt.
Daer hoort hy 't hoonend krygslied schaetren,
En door zyn vruchtbre vlakten klaetren,
Maer 't fransche leger smolt als sneeuw.
Het Belgenland, te Waterloo herboren,

Digitized by Google

Zag 't oud vermogen weder gloren,
En verder klonk de kreet: Leev' Vlaenderen den Leeuw!

Het Nederduitsche volk van Rhyn en Scheldezoomen,
Vereend door d'ouden broederband,
Zag m'onder 't vaendel samenstroomen
Van Siegfrieds eens zoo magtig land.
De Wael ontvulgtte Vlaendren's droeven,
Tot in syn roofnest voortgedreven,
By d'aenhef van het juichgeschreeuw:
„Voor eeuwig vall' de leliestander neder;
Geen fransche wantoon ryz' hier weder;
Leev' Vlaendren's tael en Vlaenderen den Leeuw!"

Wir würden dieſes ſchöne Lied übertragen, wenn wir nicht fürchten müßten, ihm dadurch von ſeiner Eigenthümlichkeit und Kraft vieles zu entziehen. Vielleicht beſitzt ein Anderer mehr Geſchick dazu als wir. Am Schluß des Jahrbuchs findet man einen Nekrolog und eine Ueberſicht deſſen, was zuletzt in flämiſcher Sprache gedruckt worden iſt.

Schließlich machen wir die Freunde archäologiſcher und mythologiſcher Studien auf die kleine Schrift: Des dragons au moyen-age par le baron Jules de Saint-Genois (Gand 1840) aufmerkſam, weil ſich darin ſchätzbare Notizen über das Vorkommen des Drachen, als eines bedeutſamen Sinnbilds im Mittelalter finden.

Edelſteinkunde.

Beiträge zur Naturgeſchichte des Diamants. Von Dr. Alex. Petzholdt. Mit einer Kupfertafel. Dresden und Leipzig, Arnold, 1842. S. 56. 8.

Eine intereſſante kleine Schrift über den Diamanten. Wie lange auch dieſer herrlichſte aller Edelſteine bekannt und beliebt iſt, ſo herrſchten doch über ſeine wahre Natur bis auf die neueſte Zeit große Dunkelheiten. Wie er entſtehe, wußte Niemand und man hegte davon die wunderlichſten Vermuthungen. Die nähern Unterſuchungen ſeiner Eigenſchaften ließen noch immer ſehr viel zu wünſchen übrig. Die Experimentalphyſiker pflegten ihn unzähligemal vor ihren Zuhörern zu verbrennen (ein Paradepferd der Experimentalphyſik auf allen Univerſitäten); aber man beobachtete nicht viel dabei. Die Steinſchneider hatten ihn beſtändig in den Händen, aber auch ſie folgten herkömmlichen Vorurtheilen. Herr Petzholdt tadelt insbeſondere die unſinnige Diamantprobe mit dem Hammer. Wie mancher koſtbare Diamant, ſagt er, iſt mit dem Hammer zerſchlagen und als vermeintlich unecht weggeworfen worden, da er doch vollkommen echt war!

Man holte die Diamanten ausſchließlich aus Oſtindien, erſt ſeit 1727 ſind ſie in Braſilien in großer Anzahl entdeckt, ſeit 1829 auch am Ural, aber noch in ſehr geringer Menge. Die Diamanten kommen überall nur in aufgeſchwemmtem Lande, in der jüngſten Formation vor, beſtehen bekanntlich aus reinem Kohlenſtoffe, ſind kryſtalliniſch gebildet und ſchließen zuweilen kleine Quarzſtückchen in ſich ein, wie der Bernſtein kleine Pflanzenreſte und Inſekten. Hieraus ſchließt Herr Petzholdt, daß ſie auch nur, wie der Bernſtein, ein ſpätes und oberflächliches Erdprodukt ſeyen und gleich jenem ihren Urſprung der Vegetation verdanken.

Wenn Leonhard annimmt, der Diamant ſey ein aus den innerſten Tiefen der Erde kommender ſublimirter Kohlenſtoff, ſo wendet Petzholdt dagegen ein, daß der Kohlenſtoff nicht im mindeſten flüchtig ſey. Wenn Parrot im Diamanten das Produkt der Einwirkung vulkaniſcher Gluth auf kleine Kohlenſtückchen ſieht, ſo bemerkt P. dagegen, daß die Diamanten nie in vulkaniſchem Gebirge vorkommen. Wenn Göbel in Diamanten eine durch Eiſen reducirte Kohlenſäure ſieht, ſo entgegnet P., eine ſolche Reduktion gebe nach allen Erfahrungen nur ein ſchwarzes Pulver. Wenn endlich Hausmann den Diamanten durch elektriſche Wirkung, durch einen Blitz entſtehen läßt, ſo widerſpricht dem ſchon ſeine kryſtalliniſche Bildung. Alle dieſe Meinungen, nach welchen der Diamant ein Produkt des Feuers iſt, ſcheinen dem Verf. eo ipso unhaltbar.

Dagegen hebt er hervor, daß ſchon der große Newton geahnet habe, der Diamant ſey vegetabiliſchen Urſprungs. „Er ſchloß nämlich aus der großen Lichtbrechungskraft des Diamantes, daß er ein coagulirter fetter oder öliger (unctuous) Körper ſey, und fällte dieſen Ausſpruch zu einer Zeit, wo man von der chemiſchen Beſchaffenheit und der Brennbarkeit des Diamantes noch gar nichts wußte. Er leitete dadurch zuerſt auf die Vermuthung hin, daß er vegetabiliſchen Urſprunges ſey. Entſchiedener ſprach ſich Jameſon über den vegetabiliſchen Urſprung des Diamantes aus, indem er meinte, daß der Diamant, als eine Form des reinen Kohlenſtoffes, aus den Säften irgend einer Pflanze ausgeſchieden ſeyn dürfte, ebenſo, wie ſich Kieſelerde in den Knoten einiger rohrartiger Pflanzen, wie z. B. im Bambus, abſetzt als ſogenannter Tabaſchir. Den Beweis für ſeine Anſicht ſucht er zunächſt in der auffallenden Härte einiger Hölzer, z. B. der Metrosideros vera und anderer, welche er dem Kohlenſtoffe, der ſich dem Diamantenzuſtande nähere, zuſchreibt. Endlich bekennt ſich auch Brewſter zu der Hypotheſe der vegetabiliſchen Abkunft und glaubt aus der polariſirenden Struktur des Diamantes ſchließen zu können, daß derſelbe einſt im weichen oder teigartigen Zuſtande ſich befunden habe, keineswegs aber ein Feuergebilde ſey. Er behauptet ferner, daß die einſtige Weichheit des Diamantes jener eines halb erhärteten Gummis am nächſten geſtanden haben müſſe, und daß derſelbe, gleich

Digitized by Google

dem Bernſteine, aus dem Pflanzenreiche abſtamme und Reſultat ſtattgefundener Zerſetzung ſey. Die kryſtalliniſche Struktur der Diamanten ſpreche nicht gegen dieſe Folgerung; denn auch der Honigſtein erſcheint regelrecht geſtaltet, obgleich er, ſowohl ſeiner Zuſammenſetzung nach als in Betreff ſeines Vorkommens, unleugbar vegetabiliſcher Abkunft iſt. — Endlich unſere eigene Anſicht über die Bildung des Diamantes anlangend, ſo ſchließt ſie ſich der ſo eben vorgetragenen von Newton, Jameſon und Brewſter zwar vollkommen an, allein wir begründen ſie weder auf die ſtarke lichtbrechende Eigenſchaft, noch auf die große Härte, die der Kohlenſtoff im Diamante erlangt hat, noch auf ſeine polariſirende Struktur, vielmehr ſtehen uns ganz andere Gründe zur Seite. Wir glauben nämlich, daß nach dem Standpunkte unſeres jetzigen Wiſſens der Diamant ein Gebilde des jüngſten geologiſchen Zeitabſchnittes ſey, entſtanden durch langſame Zerſetzung einer vegetabiliſchen Subſtanz. Verſuchen wir den aufgeſtellten Satz in Kürze zu beweiſen. — Der Diamant muß aber für ein Gebilde des jüngſten geologiſchen Zeitabſchnittes, der ſogenannten hiſtoriſchen Zeit im Sinne der Geologen, um deßwillen angeſehen werden, weil man ihn bis jetzt nur zwiſchen ſolchen Geſteinablagerungen gefunden hat, welche entſchieden dieſer jüngſten Erdbildungsperiode angehören. Ferner muß ſich der Diamant auf naſſem Wege aus einer Flüſſigkeit gebildet haben, weil er ſonſt keine ſolchen Quarzſplitter, deren einige ſogar vegetabiliſches Zellgewebe an ſich bemerken laſſen, in ſich eingeſchloſſen enthalten könnte." Herr Petzholdt hat in der Aſche verbrannter Diamanten ſolche Quarzſtückchen entdeckt, ausführlich beſchrieben und abgebildet. Sie zeigen ein dem Zellgewebe der Pflanzen auffallend ähnliches Netz. „Endlich kann allen unſeren bisherigen Erfahrungen zufolge der Körper, aus welchem er ſich durch Abſcheidung kryſtalliniſchen Kohlenſtoffes bildete, nur eine an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff reiche Subſtanz geweſen ſeyn, wie ſolche wegen der geforderten chemiſchen Eigenſchaften nur im Pflanzenreiche zu ſuchen, und wir ſind gezwungen, uns den Diamant aus dieſer kohlenwaſſerſtoffartigen Subſtanz durch Verweſung entſtanden zu denken. Die Entſcheidung dieſer Angelegenheit iſt lediglich Sache der Chemie, und es äußert ſich Liebig, der ſich um unſere nähere Kenntniß der Zerſetzungen organiſcher Körper unſtreitig die größten Verdienſte erwarb, darüber folgendermaßen. „Denken wir uns die Verweſung in einer Flüſſigkeit vor ſich gehen, welche reich iſt an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, ſo wird, ähnlich wie bei der Erzeugung der kohlenreichſten, kryſtalliniſchen Subſtanz, des farbloſen Naphthalins aus gasförmigen Kohlenwaſſerſtoffverbindungen, eine an Kohlenſtoff ſtets reichere Verbindung gebildet werden, aus der ſich zuletzt als Endreſultat ihrer Verweſung Kohlenſtoff in Subſtanz, und zwar kryſtalliniſch abſcheiden muß. Die Wiſſenſchaft bietet in allen Erfahrungen, die man kennt, außer dem Prozeſſe der Verweſung, keine Analogien für die Bildung und Entſtehung des Diamantes dar. Man weiß gewiß, daß er ſeine Entſtehung nicht dem Feuer verdankt, denn hohe Temperatur und Gegenwart von Sauerſtoff ſind mit ſeiner Verbrennlichkeit nicht vereinbar; man hat im Gegentheil überzeugende Gründe, daß er auf naſſem Wege, daß er in einer Flüſſigkeit ſich gebildet hat, und der Verweſungsprozeß allein gibt eine bis zu einem gewiſſen Grade befriedigende Vorſtellung über ſeine Entſtehungsweiſe." — Was für eine kohlenwaſſerſtoffreiche Pflanzenſubſtanz es geweſen ſey, durch deren Verweſung der Diamant gebildet wurde, und welche beſondere Bedingungen erfüllt werden mußten, um den Kohlenſtoff kryſtalliniſch zum Vorſchein kommen zu laſſen, das iſt uns freilich bis jetzt noch unbekannt; nur ſo viel wiſſen wir noch, daß der ganze Prozeß äußerſt langſam vor ſich gegangen und keineswegs durch höhere Temperatur beſchleunigt worden ſeyn wird, weil ſonſt der Kohlenſtoff nicht hätte kryſtalliſiren können, ſondern im Gegentheil als ſchwarzes Pulver ſich abſcheiden mußte."

Der Verfaſſer bemerkt noch: „Ich habe Gelegenheit gehabt, mich von der Neigung des Kohlenſtoffes zu kryſtalliſiren zu überzeugen, wenn die Verbrennung (die beſchleunigte Verweſung) einer kohlenwaſſerſtoffreichen Subſtanz verlangſamet wird. Am Dochte ſchlecht brennender Talglichte habe ich nämlich die bekannten Anhäufungen von kohlenſtoffreicher Materie (Ruß), die gewöhnlich kugelige oder halbkugelige geſtielte Formen bilden, einigemal deutliche Oktaëderform annehmen ſehen, und ich glaube, daß dieſe Erſcheinung ſchon längſt auch von Anderen beobachtet ſeyn muß, weil ich mir nur dadurch das unter dem Volke bekannte Sprüchwort: „es brennt mir ein Brief zu," erklären kann, indem die Anſicht eines Oktaëders wohl einige Aehnlichkeit mit dem Kreuzcouverte eines Briefes hat. Ich habe ſogar ein ſolches ziemlich gut ausgebildetes Oktaëder längere Zeit hindurch aufbewahrt und bei Vorleſungen vorgezeigt."

In Bezug auf den Gebrauch der Diamanten bemerkt der Verf., daß zum Glasſchneiden der rohe Diamant viel beſſer tauge, als der geſchliffene, und auch er macht darauf aufmerkſam, wie viel noch durch den Diamanten für die Optik geleiſtet werden könne, da ſich die Vergrößerungskraft einer Diamantlinſe zu der reinen Glaslinſe wie 8 zu 3 verhält. Anſtatt ſo viele Diamanten zur Parade zu verbrennen, ſollte man lieber das Geld zuſammenſchießen, um wenigſtens irgendwo eine größere Diamantlinſe verfertigen zu laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 91.

Kunstblatt.

Dienstag, den 15. November 1842.

Ueber den Kölner Dom.

Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. Zweite umgearbeitete Ausgabe mit fünf Abbildungen. München. Literarisch-artistische Anstalt. 1842. (119 S. in gr. 4.)

(Schluß.)

Endlich noch ein Wort über die ältere Domkirche von Köln, an deren Stelle im 13. Jahrhundert die jetzige trat. Der Verf. spricht über dieselbe (die er auch schon in seinem früheren großen Werke behandelt hatte) im Anhang; er bezieht sich auf die Beschreibung, die uns Gelen von ihr hinterlassen hat, und entwirft nach dieser Beschreibung die auf einem besondern Kupferblatt beigegebenen Risse. Die Beschreibung bei Gelen ist indeß in ziemlich allgemeinen Zügen gehalten, und zur Ausführung der Risse ist das Vorbild der Kölner Apostelkirche und von Großmartin, ebendaselbst, wesentlich benutzt worden. Wir können nicht sagen, daß die Gestalt des alten Gebäudes nothwendig so beschaffen gewesen seyn müsse, und der Verf. scheint in der That zu weit zu gehen, wenn er dies annimmt, noch mehr aber, wenn er zugleich mit Bestimmtheit behauptet, diese ältere Kirche sey dieselbe, welche im 9. Jahrhundert an dieser Stelle gebaut wurde, und wenn er schließlich seine Restauration zu einem der Ausgangspunkte für jene frühe Epoche der Baugeschichte des Mittelalters macht. Er kommt dabei auch auf die Kölner Kapitolskirche zurück, deren noch vorhandenen Bau er bereits früher dem 8. Jahrhundert zugeschrieben hat, weil damals dort eine Kapitolskirche erbaut worden ist. Er hält auch jetzt noch an dieser Ansicht fest, obgleich die jüngere Kritik, welche schärfere und überzeugendere Beweisgründe fordert, ihm hierin nicht mehr zu folgen im Stande ist.

Der Verf. hatte schon früher eine umfassende Baugeschichte des Mittelalters angekündigt. Er bespricht in dem Vorwort des in Rede stehenden Werkes die Gründe, weßhalb dieselbe noch immer nicht erschienen ist, giebt uns aber die Hoffnung, daß wir nunmehr der baldigen Vollendung entgegensehen dürfen. Es läßt sich, wie schon aus den eben gegebenen Andeutungen erhellt, voraussehen, daß dies umfassendere Werk nicht überall im Einklange mit den jüngeren Forschungen, die seit den letzten Jahrzehnten ihre eigenen Wege gegangen sind, stehen werde. Dennoch aber werden alle, denen die vaterländische Culturgeschichte am Herzen liegt, nach der Vollendung und Veröffentlichung desselben sehnlichst verlangen; der Verf. hat lange Jahre mit so erfolgreichem Eifer gesammelt, er hat zu seltenen Forschungen so mannigfach günstige Gelegenheit gehabt, daß ihm ohne Zweifel ein Schatz der wichtigsten Materialien (wovon auch die vorliegende Schrift mehrfach Zeugniß giebt) zu Gebote steht, und daß ihm, zu wie abweichenden Resultaten man dieselben auch verarbeiten möge, doch für deren Mittheilung der allgemeine Dank nicht fehlen kann. Gewiß aber dürfen wir zu seinem, so oft bewährten liberal wissenschaftlichen Sinne das volle Zutrauen hegen, daß er das Erworbene zum Gemeingut mache, es der freien Wissenschaft überlassend, in welcher Weise sie sich dasselbe aneignen werde. Kann er doch auf der andern Seite versichert seyn, daß die jüngeren Geschlechter es nicht vergessen werden, wie viel sie seinem vielseitigen Streben verdanken. —

Ich benutze diese Gelegenheit, um noch ein Paar andere kleinere Schriften über den Kölner Dom anzuzeigen. Zunächst einen Nachtrag zu der schon vor ein Paar Jahren erschienenen Schrift von A. v. Binzer: „Der Kölner Dom, ein Denkmal deutscher Baukunst" (Köln, bei L. Kohnen), die eine zweckmäßig übersichtliche Beschreibung des Domes, seiner Denkmäler und seiner Geschichte, sowie vier Stahlstiche mit dem Grundriß und Ansichten des Gebäudes enthielt. Der Nachtrag führt den Titel: „Der Fortbau des Kölner Doms, von H. Püttmann," und entwickelt in warmer Auffassung

und in würdiger Gesinnung, was bei der neueren Thätigkeit für den Dom und was in Bezug auf die geistige Bedeutung des Fortbaues zur Sprache kommen muß. Beigegeben ist dem Heftchen ein fünfter Stahlstich (nach einer Zeichnung Wegelin's von Rouargue gestochen), welcher den Dom in seiner Vollendung darstellt. Das Blatt ist, zwar ohne sonderlich scharfes Eingehen in das Detail und dessen Charakter, doch in guter malerischer Haltung und Wirkung gefertigt. Für die Restauration ist dabei vornehmlich der Längenaufriß in Boisserée's großem Kupferwerke benutzt; doch ist der Helm des Mittelthurmes hier eben so schlank und leicht genommen, wie die Helme der Vorderthürme. Wie günstig schon diese Veränderung wirkt (obgleich die Höhe des Mittelthurmes dadurch allerdings vielleicht zu bedeutend wird), zeigt ein Blick der Vergleichung mit dem obenerwähnten Blatte des vollendeten Domes in Boisserée's neuem Werke. — Die genannten fünf Stahlstiche sind so eben auch, in demselben Verlag, mit einem andern Texte erschienen. Der letztere, „Vergangenheit und Zukunft des Kölner Dombaues, von Ernst Zwirner, königl. preuß. Regierungs- und Baurath und zur Zeit Dombaumeister," besteht aus dem Separatabdrucke eines Aufsatzes, der in den ersten Nummern des Kölner Domblattes enthalten war. Da das Kunstblatt auf diesen Aufsatz bereits mit näherer Inhaltsgabe hingewiesen hat (vgl. No. 72, S. 287, d. J.), so möge hier nur noch einmal kurz erwähnt werden, welches Interesse es darbietet, den Dombaumeister selbst, der es zur Genüge dargethan hat, daß er vor Allen in den Geist des ihm anvertrauten Werkes eingedrungen ist, über dasselbe sprechen zu hören, und wie belehrend die Fülle der einzelnen Notizen ist, welche er darbietet.

Ich bin im Vorigen mehrfach veranlaßt gewesen, auf diejenige Auffassung des Kölner Domes und des an ihm hervortretenden architektonischen Systemes hinzudeuten, die ich mir durch eine sorgliche und wiederholte Betrachtung der ausgeführten Theile des Gebäudes erworben habe. Ich habe dieselbe in einer besondern Abhandlung niedergelegt, die ich unter den neuerlich erschienenen Schriften über den Dom mit aufführen darf. Sie führt den Titel: „Der Dom von Köln und seine Architektur," und findet sich im dritten Quartalheft der deutschen Vierteljahrsschrift, 1842, S. 269—311. Meine Auffassung besteht der Kürze nach darin: daß der Dom nicht in der Weise, wie man gewöhnlich annimmt, als ein Ganzes aus Einem Gusse, als die Realisirung eines einzelnen Planes, als das Werk eines einzelnen Meisters zu betrachten ist; daß allerdings zwar ein bestimmter Plan zu Grunde lag, dem man in der Hauptdisposition bis zur Einstellung der Arbeit gefolgt ist; daß aber die Bauschule, welche dort thätig war, bei jedem neuen Abschnitt des Baues auf eine weitere, zumeist höhere Durchbildung der ursprünglich vorgezeichneten Formen bedacht war, und in solcher Art zu jener höchsten Entfaltung gelangte, die wir vor Allem an dem Thurmbau der westlichen Façade bewundern. Ich habe mich bemüht, es nachzuweisen, daß der ursprüngliche Entwurf und die nach demselben ausgeführten Theile zwar noch entschieden das strenge, noch befangene Gepräge der Epoche des frühgothischen Baustyles tragen, daß gleichwohl indeß schon hier die bestimmte Grundlage jener höheren, geistigeren Richtung gegeben war, welche den deutsch-gothischen Baustyl von dem der Nachbarländer unterscheidet, und daß man, auf solcher Grundlage fortbauend, das Begonnene stets weiter bildend, dasselbe stets klarer entwickelnd, endlich zu dem erhabensten Ziele gelangte, welches die Kunst der Architektur bisher erreicht hat. —

Ich kann diese Anzeige nicht schließen, ohne noch einen dringenden Wunsch ausgesprochen und zu seiner Realisirung die dabei Betheiligten aufgefordert zu haben.

Das künstlerische Studium der Architektur ist vorzugsweise den Denkmalen des classischen Alterthums, den griechischen und römischen, zugewandt, sowie denen, welche im modernen Zeitalter durch die Wiederaufnahme des antiken Architekturstyles entstanden sind. Von vorzüglichster Wichtigkeit, wegen ihres reinen künstlerischen Gehaltes, sind unter diesen die griechischen Monumente, während die übrigen, wie beachtenswerthe architektonische Combinationen bei ihnen auch vorkommen mögen, doch mehr oder weniger eines durchgebildeten Organismus ermangeln. Aber das Princip der griechischen Architektur steht — wenn wir aufrichtig und vorurtheilslos urtheilen wollen — noch auf einer sehr niedrigen Stufe: der Bedeckung der Räume, und somit den Räumen des Inneren überhaupt (sofern es auf ihre charakteristische Durchbildung ankommt), fehlt noch aller lebendige Organismus. Dieser wird nur durch die Einführung des Gewölbes erreicht, welches bei den Römern zwar erscheint, aber noch ohne irgendwelche künstlerische Belebung, während die letztere in dem romanischen Baustyl versucht wird und im gothischen Baustyl zur vollendeten Durchbildung gelangt. Das Gewölbe in seiner höchst durchgebildeten Gestalt, in seinem Einfluß auf alle übrigen Bautheile, in der Complication der Verhältnisse, welche dadurch erzeugt und zugleich auf so wunderbar befriedigende Weise gelöst wird, dies ist es, was dem gothischen Baustyl seine große Bedeutung, seinem Princip eine so viel höhere Stelle giebt, als das Princip der griechischen Architektur einnimmt. Darum scheint es mir unbedingt nöthig, daß der Architekt, wenn er das Studium der griechischen Formen beendet hat, sich sofort dem gründlichsten Studium des gothischen Baustyles

Digitized by Google

zuwende, und daß erſt, wenn das letztere vollkommen abſolvirt iſt, von dem Abſchluß ſeiner künſtleriſchen Studien die Rede ſeyn könne. Es iſt dies eine Anſicht, die, bei dem zweideutigen Blick, mit dem man das Gothiſche zu betrachten gewöhnt iſt, Manchem vielleicht etwas fremd vorkommen mag; doch liegt glücklicher Weiſe das Beiſpiel einer andern Kunſt und der dortigen Studienweiſe nahe genug, um mich vollkommen zu rechtfertigen. Ich meine das Beiſpiel der Muſik. Einfacher und doppelter Contrapunkt verhalten ſich gerade ebenſo, wie griechiſches und gothiſches Architekturſyſtem; es giebt aber wohl Keinen unter Allen, die auf muſikaliſche Bildung Anſpruch machen, der es nicht wüßte, daß nur derjenige der muſikaliſchen Formen Herr iſt, daß nur derjenige mit Freiheit ſchaffen und das Geſchaffene in edler Bildung vorlegen kann, der eine genügende Schule im Contrapunkt durchgemacht und das Syſtem eines Händel, eines Sebaſtian Bach vollkommen gründlich durchgearbeitet hat. Die Richtigkeit dieſes Grundſatzes bezeugt auch die heutige Muſik zur Genüge; jenes zerfahrene, franzöſiſch läſſige Weſen, das bei unſern Opern einzureißen beginnt, das für den Augenblick wohl reizt und uns doch ſo unbefriedigt läßt, was iſt es anders, als der Mangel an Schule? und umgekehrt zeigt ſich Meiſterſchaft in der contrapunktiſtiſchen Form ungleich häufiger mit eigenthümlichem Adel des Sinnes, mit freiem und klarem Bewußtſeyn, als etwa mit kleinlicher Pedanterei verbunden. Die Gründe dafür liegen auch nahe genug.

Ich kehre zum Studium des doppelten Contrapunktes in der Architektur, d. h. des gothiſchen Architekturſyſtemes, zurück. Wenn der Architekt heutiges Tages auf Reiſen geht, ſo geſchieht es allerdings oft genug, daß er ſeine Skizzenbücher mit allerlei intereſſanten, pittoresken und romantiſchen Dingen, unter denen gelegentlich auch gothiſche Architekturſtücke vorkommen, anfüllt. Dies kann indeß wohl nicht mit dem Namen des Studiums bezeichnet werden. Die Werke, in welchen wir ausführliche Darſtellungen gothiſcher Gebäude beſitzen, werden von den Architekten ſelten aufgeſchlagen, gewöhnlich nur, wenn es darauf ankommt, raſch irgend eine bildliche Darſtellung zu ſkizziren, um danach irgend eine gothiſche Dekoration, etwa für ein Grabmonument oder für einen Ofen, entwerfen zu können; zum Studium, d. h. zum Eindringen in den Organismus der Formen, in deren Zuſammenhang, gegenſeitige Bedingung und Ausbildung, werden dieſe Werke nur überaus ſelten benutzt. Aber es iſt freilich auch zu bemerken, daß dieſe Werke nur ſelten Gelegenheit dazu geben; und hier komme ich auf den eigentlichen Punkt, auf den ich hinauswollte: — es fehlt uns noch immer faſt gänzlich an einem Werke, welches uns in die Eigenthümlichkeiten der gothiſchen Architektur auf ſo umfaſſende und zureichende Weiſe einführte, wie wir deren genug zum Studium der griechiſchen Architektur beſitzen! Hiemit ſoll wahrlich den verdienten Männern, denen wir die Mehrzahl der Werke über die mittelalterliche Kunſt verdanken, und die dieſelben oft mit ſo großer Aufopferung hergeſtellt haben, kein Vorwurf gemacht werden; ihre Abſicht konnte, in den meiſten Fällen, nur die ſeyn, den Geſammtcharakter der Werke bekannt zu machen, durch gefällige Darſtellung auch das größere Publikum darauf hinzuleiten, und etwa nur das Wichtigſte von den Einzelheiten, je nach ihren Mitteln, zur näheren Anſchauung zu bringen, mit einem Worte: mehr anzuregen, als die eröffnete Unterſuchung ſofort auch abzuſchließen. Zum vollkommenen Studium aber gehören, natürlich nächſt den Darſtellungen des Ganzen und ſeiner Haupttheile, auch Darſtellungen all und jedes Details (der architektoniſchen Gliederungen im Profildurchſchnitt), und zwar in ſolcher Größe, daß man alle Beſonderheiten der Formation auf's Genauſte verfolgen könne. Die Werke über griechiſche Architekturen (wie die von der Geſellſchaft der Dilettanti herausgegebenen und Inwood's Erechtheion), in denen uns z. B. die feinſten Nüancen der Säulenkapitäle gegeben werden, ſind als die ſchicklichſten Vorbilder zu bezeichnen. Solche Werke haben wir auch, und noch dringender, über gothiſche Gebäude nöthig, und vornehmlich über die, in denen ſich die reinſte Entwickelung des Styles ausſpricht. Die ungleich größere Mannigfaltigkeit des Details im Gothiſchen würde dabei natürlich eine ungleich größere Ausbreitung erforderlich machen; es würden aber die Koſten der Herſtellung in ſofern nicht über das erzwingbare Maß hinausgehen, als es nicht auf ſchattirte Abbildungen, ſondern nur auf Umrißzeichnungen ankäme, welche letzteren für ein ſtrenges Studium vollkommen genügen und meiſtentheils ſogar, wegen ihrer größeren Deutlichkeit, vorzuziehen ſind.

Keins aber unter allen Denkmalen des gothiſchen Bauſtyles hat ſo nahen Anſpruch, in einem Werke dieſer Art behandelt zu werden, als der Dom von Köln; kein Werk würde einen ſo günſtigen Einfluß auf das Studium der Architektur auszuüben geeignet ſeyn, als das, in welchem dies Gebäude mit all ſeinen Einzelheiten bis zur vollkommenſten Genüge dargeſtellt wäre. Wir beſitzen über den Kölner Dom zwar bereits das große Prachtwerk von Boiſſerée, und Niemand gewiß erkennt das, was der Herausgeber darin geleiſtet hat, bereitwilliger an, als der Unterzeichnete; aber gerade das Detail und das Charakteriſtiſche deſſelben iſt darin nicht ſo erſchöpfend behandelt, wie es unbedingt nöthig geweſen wäre; es iſt dies ein Mangel, den tauſend Umſtände zu entſchuldigen dienen, der aber dennoch ausgeſprochen werden muß. Wir brauchen für das architektoniſche

Digitized by Google

Studium ein neues, ein vollkommen umfassendes Werk über den Dom von Köln, ein Werk, das die vorhin ausgesprochenen Anforderungen vollständig erfülle. Möge der Herausgabe desselben denn möglichst bald die günstige Gelegenheit entgegenkommen! Ich sage absichtlich: „der Herausgabe;" denn eigentlich ist dazu schon Alles vorbereitet, mit einer Vollständigkeit, Umsicht und Genauigkeit, wie dergleichen wohl kaum einem ähnlich reichen Bauwerke zu Theil geworden ist. Ich meine hiemit die Risse des Gebäudes und seiner sämmtlichen Theile bis in das geringste Detail hinab, die behufs der Restauration und des Fortbaues unter der Leitung des jetzigen Dombaumeisters, des Herrn Zwirner, gefertigt sind. In diesen Blättern liegt ein unschätzbares Material da, welches nicht bloß dem einen Werke des Dombaues, welches der allgemeinen Kunstbildung unserer Zeit zu Gute kommen sollte; ein Material, das, allgemein zugänglich gemacht, gewiß auf's Allerwesentlichste zur kräftigeren Anregung jenes Studiums dienen würde, dessen unabweisliche Nothwendigkeit ich vorhin angedeutet habe. Möge die günstige Gelegenheit bald kommen!

F. Kugler.

Nachrichten vom Oktober.

Persönliches.

Thorwaldsen ist auf der Heimreise nach Copenhagen am 13. Oktober durch Frankfurt a. M. gekommen, und hat sich des Abends in dem Kreise seines Freundes und Schülers, von Launitz, verweilt. Auch Direktor Wilhelm Schadow von Düsseldorf hat sich auf der Heimreise von dem Congreß in Straßburg mehrere Tage in Frankfurt aufgehalten.

Akademiedirektor Neher hat auch im verflossenen Sommer in Weimar, und zwar im Göthe-Zimmer des großherzoglichen Schlosses, eifrigst gearbeitet, und ist jetzt wieder nach Leipzig zurückgekehrt. Er wird noch mehrere Sommer mit den Frescoarbeiten des weimarschen Schlosses zuzubringen haben.

Herr Raoul-Rochette hat eine Herbstreise durch Belgien, wo er in Brüssel, und durch das westliche Deutschland unternommen, wo er in München sich länger verweilte.

Professor Roß ist auf der Rückreise aus Holstein nach Griechenland begriffen.

Herr Kallenbach von Danzig hat mit seinen merkwürdigen Modellen der wichtigsten Bauwerke des deutschen Mittelalters auch mehrere süddeutsche Städte bereits besucht und namentlich in Frankfurt großen Beifall gefunden. Er ist über Darmstadt und Carlsruhe nunmehr auch in Stuttgart angelangt.

Professor Richard Lepsius ist bereits in Aegypten eingetroffen, und wird mehrere Jahre in Oberägypten und Nubien dem Studium der Alterthümer widmen.

Ausstellungen.

Weimar. Auf der diesjährigen hiesigen Ausstellung waren mehrere brave Arbeiten des jungen Malers Hummel, eines Sohnes des berühmten Musikers, der jetzt nach Italien geht. Von Dan. Marterſteeg, einem Weimaraner, der mehrere Jahre in Paris lebte, waren zu sehen mehrere künstlich ausgeführte Gemälde aus dem Leben Bernhards von Weimar. Es wird von demselben ein Bild zur Ausschmückung des hiesigen neuen Rathhaus-saales von 25 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe, erwartet, den Einzug Bernhards von Weimar in Breisach vorstellend.

Florenz. In der zweiten Hälfte des Septembers fand im hiesigen Akademiegebäude eine zahlreiche Kunstausstellung statt.

Akademien und Vereine.

Berlin. Am 15. Oktober wurde das Geburtsfest des Königs von der Akademie der Künste festlich begangen, und wegen Unpäßlichkeit des Direktors Schadow von dem Vicedirektor Professor Wach durch eine Anrede eröffnet. Hierauf entwickelte der Sekretair der Akademie, Geheimeregierungsrath Professor Toelken, die hohe Bedeutung der heutigen Feier, auf dasjenige hinweisend, was des Königs Majestät im Laufe dieses einen Jahres Großartiges ausgeführt und für zukünftige Zeiten vorbereitet, zugleich dessen gedenkend, was von Höchstdemselben für die Kunst insbesondere geschehen sey. Der Vicedirektor der Akademie, Professor Wach, erstattete sodann den Bericht über die diesjährige Preisbewerbung in der Geschichtsmalerei, deren Hauptaufgabe der Moment aus dem Oedipus auf Kolonos des Sophokles war, wo Oedipus geblendet und flüchtig am Eingange des Haines der Eumeniden seinem Sohne Polynices statt des erbetenen Segens den Fluch ertheilt. Der eröffnete Namenzettel ergab als Sieger den Maler Carl Becker aus Berlin, 21 Jahre alt, Schüler des Professors von Kibber, welchem von dem Vicedirektor das Zeugniß über den errungenen Preis und die damit verbundene dreijährige Pension von jährlich 500 Rthlrn. zu einer Studienreise nach Paris und Rom überreicht wurde.

Für Architekten und Maler.

In einer zweiten vermehrten Auflage ist bei F. A. Herbig in Berlin erschienen:

Die freie Perspective,

hauptsächlich für Maler und Architekten, von J. E. Hummel, Prof. an der königl. Akademie der Künste ꝛc. 2 Theile mit 52 Kupfertafeln. 6⅓ Rthlr.

Geometrisch praktische

Construction der Schatten,

für Architekten und andere zeichnende Künstler, von demselben Verfasser. Wohlf. Ausg. mit 24 Kpfrtafeln. 2½ Rthlr. — Zu haben in allen Buchhandlungen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 92.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 17. November 1842.

Mittheilungen vom Niederrhein.

Altenberg bei Köln im September.

Da die Gelder, welche der hochselige König von Preußen zur Wiedererbauung der hiesigen Münsterkirche bewilliget hatte, bereits alle vergriffen waren, so ist der Herstellungsbau der vortrefflichen Kirche trauriger Weise jetzt zum zweitenmale unterbrochen worden, und sind die Arbeiter, welche durch den bauleitenden Beamten, Herrn Kranz, gebildet waren, noch einmal nach allen Himmelsgegenden zerstoben. Der zweimal wiederholte und doppelt fehlerhafte Kostenanschlag mag schwer zu entschuldigen seyn, eben so die Art der Verwendung der bereitliegenden Gelder, indem man dadurch nicht gleich das Nothwendigste hinstellte, die Kirche vor weiterem Verderben zu retten, d. h. das Dach und die Fenster alle so herstellte, daß Wind und Wetter keinen Einfluß mehr auf das Gebäude äußern konnten, sondern dazu die Gräte und Gurten meißeln ließ, die erst dann hingestellt werden können, wenn eine neue Summe angewiesen ist, die den früheren Anweisungen gleich kömmt. Die eingestürzten Fensterpfeiler und Bogen, wie die Säulen des Inneren, welche die Scheidbogen und Seitenschiffe tragen, sind jetzt jedoch völlig wiederhergestellt, sogar besser hergestellt, als sie ehedem gemeißelt waren, und somit ist der ganze prächtige Säulenwald von 34 freistehenden und 42 Halbsäulen wieder wie er früher vor der Zerstörung gewesen. Dazu ist das Dach über den drei oberen Kreuzbalken in Schiefer erneut, während noch auf dem unterem Theile Dachziegel angebracht sind. Der ungeheure bis an die Wölbung reichende Altar der Zopfzeit ist glücklich beseitiget, und darunter der ursprüngliche porphyrne Altartisch entdeckt worden, so daß nun die herrlichen Bogen und Glasfenster zu ersehen sind, welche an der Stelle der todten Holzmasse eine zauberische Lichtflut über die heilige Stätte gießen; auch ist die zierlich gebildete Frohnwalm (das Monstranzhäuschen) zu Seiten des Altares glücklich geborgen, ohne allen Schaden erhalten, und kann fürder als Muster ihrer Gattung für alle rheinische Kirchen gelten, in denen diese Denkmale alter Kunst vor dem Ungeschmack zertrümmert worden. In dem geretteten Münster, in dem nach königlicher Zusage wahrscheinlich mit dem Frühlinge die Wiederherstellungsarbeiten beginnen werden, bleibt noch das Mittelschiff des oberen Kreuzbalkens wie des südlichen Kreuzflügels zu wölben, das Langhaus in Schiefer zu decken, der nördliche Giebel zu vollenden, die Gewölbe und Bogen des Langhauses, die durch die Erschütterung beim Einsturze gelitten haben, nachzusehen und neu zu schließen, wie die Fenster des Haupt- und Seitenschiffes zu ergänzen und neu zu fassen. Letztere sind von vorzüglicher Schönheit, indem sie zwar nicht den Farbenreichthum späterer Fenster, z. B. des Kölner Domes, erreichen, aber dafür in ihren Teppichgründen, aus heimischen Pflanzen zusammengesetzt, mehr Ruhe und Würde behaupten, die der Kirche angemessener ist.

Durch die Wegräumung des Schuttes sind die Gräber und Grabsteine ziemlich erhalten gefunden worden, besonders jene, welche den Staub der Ahnherren des königlichen Hauses umschließen, welche wohl alle wiederhergestellt werden, bevor die Kirche zum Gottesdienste (Simultandienste) eingeweiht wird. Die Gräber der letzten und vorzüglichsten Baumeister sind am schlimmsten bei dem Einsturze weggekommen, jenes des Erzbischofs Wigbold von Kulm, des Vollenders der Kirche († 1398), und seines befreundeten Bildhauers, Rheinhold von Horchheim, der ihn nur um einen Monat überlebte, welches letzteren Grab noch unter dem Schutte liegt. Wichtig für die gänzlich würdige Herstellung der Kirche von Altenberg, der schönsten gothischen Kirche des Niederrheines nächst dem Kölner Dome, dürfte die Werkstätte des Glasmalers Gras in Köln seyn, welche die Burg Stolzenfels mit neuen Fenstern schmückte und mehrere Fenster am Kölner Dome, wie an St. Kunibert in Köln mit Geschick und Fleiß herstellte.

Digitized by Google

Bensberg bei Köln im Oktober.

Unser neues durch Kurfürst Joh. Wilhelm erbautes Schloß, welches schon bedeutend verfallen war, ist nun, da es durch die Kadettenanstalt rentbar geworden, nicht nur hergestellt, sondern auch vor jedem künftigen Verfalle gesichert. Eben so erfreulich ist die Nachricht, daß unser altes Schloß, das in frühester Germanenzeit auf römischen Kastelltrümmern errichtet wurde, das noch mehr im Verfalle war und beinahe als Ruine betrachtet werden konnte, jetzt gleichfalls durch unsere Regierung, welche alles Geschichtliche und geschichtlich Denkwürdige zu erhalten strebt, nicht nur erhalten, sondern auch erweitert und rentbar gemacht werden soll, indem ein Stamm der rheinischen Landwehre in dem wiederhergestellten Gebäude seinen Sitz erhalten dürfte.

Duisburg im September.

Freunde mittelalterlicher Kunst leben der Hoffnung, die hiesige St. Salvatorskirche, eine der schönsten evangelischen Kirchen des Rheinlandes, binnen Kurzem würdig wiederhergestellt zu sehen, indem die Regierung auf den Verfall dieser Kirche aufmerksam geworden, dem die Gemeinde wohl zur Zeit mit wenigen Opfern hätte vorbeugen können.

W.

Illustrirte Werke.

Der Nibelungen Noth, illustrirt mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther. Die Bearbeitung des Textes von Dr. Gustav Pfizer. Stuttgart u. Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1842.

Wir haben es hier begreiflicher Weise nur mit dem artistischen Theil des vorliegenden Werkes zu thun, und überlassen die Beurtheilung des literarischen andern Federn und andern Blättern. Die Holzschnitte haben ein dreifaches Interesse — als Gaben hochgeachteter Künstler, von denen der eine mehr die Darstellung, der andre mehr die Ornamentik übernommen, und als eine der ersten umfassenden Proben des seit einigen Jahren in München durch C. Braun gegründeten xylographischen Institutes. Wir dürfen uns allerdings nicht rühmen, bereits auf der Höhe technischer Geschicklichkeit angekommen zu seyn, auf der wir englische und französische Arbeiter in diesem Fache sehen; was hätten wir in dieser Beziehung neben die illustrirte Ausgabe der Fabeln des Lafontaine zu stellen? Allein unverkennbar sind die lobenswerthen Bestrebungen, unterstützt durch Talent und zunehmende Einsicht in den Geist der Zeichnung und die Feinheit der Formen, welches letztere wir für unerläßliche Bedingungen der Holzschneidekunst halten, nach deren Erfüllung erst die Anforderungen leichter, gefälliger und wirkungsvoller Ausführung eintreten.

Illustrirungen halten sich im Charakter der Randzeichnungen, und diese dürfen sich nicht zu weit vom Styl des Ornamentes entfernen. Der Leser freut sich des begleitenden Bildes, wie einer zwischen das Lesen tönenden Melodie, allein diese darf seine Sinne nicht zu sehr fesseln, nicht von der eigentlichen geistigen Thätigkeit, die das Buch giebt, in eine andere hinüber gezogen werden. Darum sind auch die Illustrirungen in den Text eingeschoben oder hängen sich ihm zur Seite an. Wir bringen deßhalb auch ganz andere Anforderungen zu den Randzeichnungen, als zu den selbstständigen Darstellungen, und wenn wir in Bezug auf Auffassung hauptsächlich uns damit begnügen, daß die Aufgabe und der Charakter nicht verfehlt seyen, so steigern wir unsere Wünsche in Betreff der Darstellung nach Anmuth, Gefälligseyn, Leichtigkeit und Verständlichkeit mehr, als bei größeren Bildern oder wirklichen Gemälden. Diesen Anforderungen vornehmlich scheint uns in dem vorliegenden Werke Genüge gethan, in welchem wir die bildende Kunst als heitere, bald näher bald ferner stehende Gefährtin der Poesie, selbst der ernstesten, sehen und von ihren Gaben unterstützt, ohne Anstrengung der eigenen Phantasie, ein anschauliches Bild jener Welt und ihrer Erscheinungen erhalten, die das Nationalepos der Deutschen uns vorführen will. Die Zeichnungen, von denen wir sprechen, erfüllen ihre Aufgabe in drei verschiedenen Abstufungen; die einen sind lediglich Randverzierungen, Blumen- und Pflanzenranken mit Andeutungen einzelner Züge des Gedichtes, wie z. B. S. 217, wo Halbfiguren, die den Blumen einer Akanthusranke entwachsen, Waffen schmieden und Gewande bereiten; die andern stellen, auf denselben Raum beschränkt, bestimmte Scenen dar, sey es in Verbindung mit Arabesken, wie z. B. S. 101, wo Sigfrid die Kunde von Gunthers Rückkehr nach Worms bringt, und solche Scenen sind nach Bedarf mehr oder weniger reich und ihre Figuren ebenso bald von großen, bald von kleinen Dimensionen; oder es sind selbstständigere Darstellungen, wie z. B. S. 195, wo Chriemhild ihren Vetter Hagen des an Sigfrid verübten Mordes anklagt; die dritten lösen sich gewissermaßen ganz vom Text, indem sie den Raum einer Seite ganz einnehmen, und dieses sind die großen und entscheidenden Momente des Gedichtes, wie z. B. der Streit der Königinnen, die Ermordung Sigfrids, der Nibelungen Ankunft in Wien u. s. w.; allein auch

Digitized by Google

hier wird das ornamentale Element nicht ganz beseitigt, wenn es sich auch nur auf den Schmuck der äußern Umgebung verwiesen sieht. Mit Freuden erkennt man in einzelnen dieser Darstellungen die bereits aus Schnorr's öffentlichen Arbeiten im Königsbau zu München bekannten Bilder wieder, obschon bei dem großen Reichthum der ganzen Folge diese Beziehung fast verschwindet. — In der Natur der Sache und in den gegebenen Verhältnissen suchen wir die Ursache, warum nicht alle Blätter gleich gelungen erscheinen, wie z. B. S. 54, wo Sigfrid Chriemhilden zum erstenmale sieht, und allerdings die hier gegebene Erscheinung hinter der Schilderung des Dichters zu weit zurückbleibt; allein unbedenklich steht das Unternehmen in seiner Ausführung weit über jedem derartigen Versuch, und empfiehlt sich eben so sehr durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der gegebenen Bilder, als durch das sichere Festhalten an dem für dergleichen Illustrirungen angemessenen Styl, der allerdings noch vieler weitern Ausbildung fähig ist, der aber ungestraft nicht verlassen werden kann. Die Druckausstattung des Werkes ist vorzüglich und ganz geeignet, die herrschende Theilnahme für das Gedicht jenem auch in vollem Maße zuzuwenden. ef.

Nachrichten vom Oktober.

Akademien und Vereine.

Berlin. Der wissenschaftliche Kunstverein hatte sich schon am 14. Oktober, als dem Vorabende der königl. Geburtsfeier, in öffentlicher Sitzung versammelt. Unter anderen Vorzeigungen war die einer von dem Münchener Kunsthändler Altmann ausgestellten Majolikaschaale von sehr seltener Art, mit emaillirten Reliefs nach Vorbildern oder Zeichnungen von Raphael. — Den wissenschaftlichen Vortrag an diesem Abend hatte der Hofrath Dr. Förster übernommen, welcher „über Natur, Kunst und Alterthum Danzigs" las, auf die einzigen Umgebungen dieses unseres Gibraltars der Ostsee, auf die herrlichen Aussichten von dem Karlsberge bei Oliva, dem Johannisberge bei Langfuhr und den Anhöhen bei Zoppot und Neklan aufmerksam machte. In Beziehung auf Kunstgeschichte beschränkte er sich diesmal auf Mittheilungen über das berühmte Bild der Danziger Pfarrkirche: das jüngste Gericht. Sein Vortrag hierüber wurde wesentlich unterstützt durch die Anwesenheit des Prof. Schulz aus Danzig, Direktors der dortigen Kunstschule, welcher eine große Anzahl Durchzeichnungen jenes Bildes mitgebracht hatte. Die Resultate der neuesten Untersuchungen und Vergleichungen der Genter Tafeln des hiesigen Museums mit dem Danziger Bilde vereinigen sich dahin, daß letzteres im Colorit wie in der Zeichnung auf einer höheren Stufe steht, als Johann van Eyck, daß es mithin nicht diesem Meister, sondern einem seiner Nachfolger und Schüler zugeschrieben werden muß. Neuerdings hat Prof. Hirsch in Danzig einige Nachricht über das Jahr und die Art und Weise, wann und wie das Bild nach Danzig gekommen, aufgefunden, und dürfen wir einer öffentlichen baldigen Mittheilung derselben entgegensehen.

In der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 20. October wurde eine Abhandlung des Herrn Gerhard über die Minervenidole Athens, in Abwesenheit des Verfassers, von Herrn Wilhelm Grimm vorgelesen.

Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg hat in diesem Sommer seine Aufmerksamkeit auf die im Werke begriffene Restauration der Berliner Klosterkirche gerichtet, erregt durch das Gerücht, daß sich die Restauration dieses ehrwürdigen Denkmals früherer Gottesverehrung und Baukunst nicht darauf beschränke, das Ursprüngliche des Kirchengebäudes in seiner eigenthümlichen Gestalt wieder an das Licht treten zu lassen, die beschädigten Theile im Style der erhaltenen herzustellen und die letztern von all dem Unwesen zu reinigen, welches eine spätere Zeit darüber gehäuft hat, sondern sich vielmehr auf wesentliche neue Zusätze und Veränderungen erstrecke. Da der Bauplan bereits in der Ausführung begriffen war, so beschloß die Versammlung einstimmig, durch ein Immediatgesuch bei dem Könige ehrfurchtsvoll sich dafür zu verwenden: daß die Restauration der gedachten Kirche auf eine Herstellung mit Unterlassung aller neuen Zuthat und Erfindung beschränkt bleibe; so wie zugleich Sr. Majestät anheim zu stellen, ob es für angemessen erachtet werden möchte, bei dieser Gelegenheit, im Interesse der Geschichtsforschung, untersuchen zu lassen, ob die Särge des Markgrafen Ludwig des Römers und der Gemalin desselben, Kunigunde, welche nach der Angabe des Garcäus vor dem Hochaltar dieser Kirche beigesetzt sind, dagegen nach Aventin's Berichterstattung nach Bayern gebracht sind, hier noch aufzufinden seyen.

Frankfurt. Professor von der Launitz wird in diesem Winter seinen Cyclus kunsthistorischer Vorträge von Neuem beginnen.

Paris. Am 1. Oktober hielt die Akademie der schönen Künste ihre Jahressitzung, worin der beständige Sekretär, Herr Raoul-Rochette, die Preisvertheilung (s. Nachr. v. Septbr. No. 82) mit einem Vortrag über die Leistungen der französischen Akademie in Rom einleitete. Es sprach sich darin oft mit sehr scharfen Worten die Unzufriedenheit der Akademie mit den in diesem Jahre eingesendeten Werken aus, die durchaus nicht den Erwartungen entsprochen haben, welche man sich zu machen berechtigt war. Zumal sind mehrere Zöglinge, von denen man wegen ihrer Arbeiten in den Vorjahren glänzende Hoffnungen gefaßt, bedeutende Fortschritte sich versprochen hatte, weit entfernt, solche Hoffnungen verwirklicht zu haben, und der Sekretär der Akademie nahm auch keinen Anstand, einige derselben namentlich zu bezeichnen, einen Architekten und einen Maler, denen geradezu Mißkennung des Geistes der Vorschriften der Akademie durch Vernachlässigung ihrer Studien zu Rom zur Last gelegt werden. — Nach der Preisvertheilung verlas derselbe Redner eine Abhandlung über das Leben und die Werke des Bildhauers Ramey (des Vaters), der besonders beigetragen hat, in Frankreich den im 18. Jahrhundert gesunkenen Geschmack an Antiken wieder aufleben zu machen, des Verfertigers der Statuen Pascal's und Richelieu's, Bonaparte's und Kleber's. Dem Vortrag war eine passende Episode über den Vandalismus der Revolution eingeflochten.

Straßburg. Der wissenschaftliche Congreß, der im Herbste hier versammelt war, hat der Regierung unter anderen Wünschen auch den ans Herz gelegt, daß die Grundlagen

Digitized by Google

des Concurses für die schönen Künste geändert und die Zöglinge, je nach ihrem Fache, in die Länder geschickt werden, wo ihre Kunst im größesten Glanze steht. — Auf diesem Congreß hatte Direktor Schadow von Düsseldorf einen Vortrag über den Einfluß des Christenthums auf die Künste gehalten.

Museen und Sammlungen.

Paris. Unter Leitung des Architekten Lenoir werden die antiken Thermen, die Wohnung Kaiser Julians, in ein Museum der Alterthümer verwandelt, und bereits sind dahin mehrere antike Reste, die im vorigen Jahre auf dem Platze von Saint-Germain-l'Auxerrois gefundenen Grabmäler, und eine Anzahl Capitelle aus der alten Abtei von Saint-Germain-des-Prés, geschafft worden.

Man arbeitet sehr fleißig an der Einrichtung und Aufstellung der Sammlungen im Palast der schönen Künste. Der Architekt Duban leitet das Ganze. Die mediceische Capelle mit den Copien der plastischen Meisterwerke Michel Angelo's und mit den Thüren des Baptisteriums von Florenz ist nahezu vollendet.

Carpentras. Das Gemälde der Madame Brune, die Auferweckung der Tochter des Jairus, ist vom Minister des Innern in das hiesige Museum gestiftet worden.

Ajaccio. In Gemäßheit des Vermächtnisses, das der Cardinal Fesch hinterlassen, obwohl dasselbe vor dem Gesetze nicht haltbar ist, hat Joseph Bonaparte doch auf dem Wege der Güte sich dazu verstanden, der Hauptstadt von Corsica die lebensgroße Bildsäule des ersten Consuls und einen großen Theil der Kunstsachen des Cardinals zu überlassen. Ferner sollen von den Gemälden auch andern Orten mehrere zu gute kommen, so hundert Bilder der Stadt Bastia, wo sie in dem königl. Collegium, fünfzig der Stadt Corte, wo sie in einem der Säle der Schule Paoli aufgestellt werden sollen, 150 aber sollen unter die verschiedenen Gemeinden der Insel nach dem Loos vertheilt werden. Die Municipalitäten von Bastia und Corte votirten dem Erbprinz Dankadressen und beschlossen, die Büsten Napoleon's, Joseph Bonaparte's und des Cardinals bei den Gemälden aufstellen zu lassen.

Denkmäler.

Detmold. 52,000 Thaler sind nunmehr beisammen für das Hermannsdenkmal, es bedarf aber 50,000. Von dem Unterbau, der auf 90 Fuß berechnet ist, stehen jetzt 54, noch acht weitere Fuß sollen vor dem Winter beendet werden. Die Wölbung mit dem Fußgestelle bleibt dem Jahr 1845 auszuführen. 164 Centner Kupfer liegen für die Bildsäule schon halb verarbeitet vor. Ueber Anschaffung von 350 Centner Eisen zum inneren Gerüste wird unterhandelt.

Düsseldorf. Unsere Akademie hat unter den eingereichten Modellen zu Beethoven's Monument dem des Bildhauers Hähnel von Dresden den Preis zuerkannt. Derselbe ist bereits mit der Ausführung, unter geringer Abänderung, beauftragt. Das Werk wird im Herbste 1845 in Bronze gegossen, und laut Contractes am Orte der Aufstellung, Bonn, abgeliefert.

Stettin. Auf Veranlassung des Magistrates wird hier dem verstorbenen Könige, Friedrich Wilhelm III, eine Marmorstatue von 8 Fuß Höhe errichtet werden. Die Kosten sind bereits durch Unterzeichnungen gedeckt und alle Einleitungen getroffen, um ein Werk zu erhalten, welches der in Stettin befindlichen, von G. Schadow gearbeiteten Marmorstatue Friedrich's II. (bis jetzt noch immer dem einzigen öffentlichen Denkmale des großen Königs) würdig entsprechen wird.

Florenz. Kürzlich war im Atelier des Bildhauers Magi hier das Modell zu einer großen Gruppe, welche auf den Platz der Stadt Grosetto in den Maremmen aufgestellt werden soll, zu sehen. Sie wird auf Kosten der Bewohner jener Gegenden, zum Zeugen ihrer Dankbarkeit gegen die Regierung, errichtet. Die stehende Hauptfigur, in antikem Gewand, zeigt die Züge des Großherzogs. Die eine Hand reicht derselbe, hülfebringend, einer dahingesunkenen, ihr verschmachtendes Kind haltenden Mutter, welche durch das mit Schilf geschmückte Haar die Maremmen andeutet, während er den Fuß vernichtend auf eine Schlange, das Symbol der verderbenathmenden Luft, setzt. Auf der andern Seite schmiegt sich, dankbar zu dem Beschützer des Landes emporblickend, ein Knabe an die Hauptfigur an.

Paris. Der Entwurf des Bildhauers Pradier, zu einem Denkmal des Kronprinzen, hat in Saint-Cloud die Genehmigung der königl. Familie erhalten, und soll für das Museum von Versailles in Ausführung kommen.

Die von dem Herzog von Luynes bestellte Silberstatue Ludwigs XIII, dem seine Familie den Herzogstitel dankt, ist nunmehr in seinem ganz neu restaurirten und mit vielen Kunstschätzen ausgestatteten Schlosse Dampierre aufgestellt.

Das Bildniß von Tarbé de Vauxclairs soll in einem der Säle der königl. Schulen für Brücken- und Straßenbau aufgestellt werden. Mit der Ausführung desselben hat der Minister der öffentlichen Arbeiten den Maler Cornu beauftragt.

Die Figuren, welche das Denkmal Molière's in der Richelieustraße zieren sollen, sind schon in der Arbeit. Die Büste des Dichters wird von Seurre modellirt, von Richard gegossen. Die zu dessen Seiten zu stehen bestimmten Gestalten der lyrischen und klassischen Comödie führt Pradier in carrarischem Marmor aus.

Straßburg. Die Reliefs von David zu seinem Gutenbergsmonumente sind längst an Ort und Stelle gebracht worden, aber noch verdeckt geblieben, da die strengen eifernden Katholiken sich gegen die Figur Luthers, welche mit derjenigen Bossuets verbunden ist, erklärten. Der Maire hat nunmehr entschieden, daß anstatt dieser beiden Heroen der Schriftstellerwelt die Figuren von Erasmus und Montesquieu gefertigt, und die vorgenannten in der Akademie aufgestellt werden sollen.

Lyon. Das Monument Jacquard, auf dem Platze Sathonay, ein schöner, einfach angelegter Brunnen, auf dessen 4eckigen Postamente sich das Standbild befindet, ist nunmehr enthüllt worden.

Lol. Der Generalconseil hat die Errichtung zweier Statuen, für Murat und Bessières, beschlossen, und dazu 15,000 Francs votirt; die Regierung wird 6000 Francs beisteuern.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 93.

Kunstblatt.

Dienstag, den 22. November 1842.

Nekrolog.

Karl Dörr, Landschaftsmaler.

Der im Februar 1842 verstorbene Landschaftsmaler Karl Dörr, in Tübingen geboren 1777, gehört zu den eigenthümlichen Erscheinungen der jüngst verflossenen Zeit, daher es wohl gestattet seyn dürfte, etwas Weniges über ihn zu sagen.

Von der Natur war derselbe zum Künstler bestimmt, weniger durch äußeres technisches Talent, als vielmehr durch seine innere Gemüthsrichtung. Da alle materielle Mittel von Seiten seiner Eltern fehlten, so wäre diese seine Bestimmung ohne Zweifel verfehlt worden, wenn ihm nicht sein eben so fester Wille als auch seine stoische Beharrlichkeit in Ertragung äußerer Entbehrungen dabei zu Hülfe gekommen wären. Im 14. Lebensjahre kam Dörr zu einem sogenannten Kunsthändler in Stuttgart, wo er Bilderbögen illuminiren und andere elende Arbeiten der Art verrichten mußte. Von da kam er in das in den Jahren 1796—1798 in Heilbronn blühende Industriecomptoir, dessen Besitzer, ein oberflächlicher Kunstdilettant, zwar manche bessere junge Künstler herbeizog, aber eine solche Anstalt weder geistig noch merkantilisch zu leiten verstand. Im Jahre 1799 sah sich Dörr, nach dem Untergang dieser Anstalt, brodlos.

Er faßte einen entscheidenden Entschluß und ging mit wenig Mitteln in die Schweiz. In dieser Periode, welche in sein 22. und 24. Lebensjahr fällt, entwickelte sich seine ganze künftige Richtung; neben der Malerei bildete sich zugleich in ihm, mit aller Kraft seiner Seele, ein früher ihm selbst unbekanntes musikalisches Talent, das in den dazumal in der Schweiz neu entstandenen Sängervereinen und Oratorien mit einer kräftigen seelenvollen Tenorstimme glänzend hervortrat. In dieser Kunst zeigte er bald tiefe Einsicht, und sie war zugleich für ihn das Band, wodurch er, an die bessere Gesellschaft gebunden, sich seiner Bestimmung erst recht bewußt wurde.

Abwechselnd Maler und Musiker vertiefte sich sein Geist häufig in die einsamen Schweizerthäler, wo er bei Wasserfallen, auf grünen Matten oder unter Felsentrümmern mit dem Pinsel und Crayon die erhabenen Naturscenen, anfangs als Stümper und nachher als Meister, wieder gab. Oft bis in die späte Nacht die magischen Effekte des Mondlichtes betrachtend, stellte er diese Erscheinungen später in seinen Transparentgemälden eben so eigenthümlich als meisterhaft dar.

Im Jahre 1814 kehrte er aus der Schweiz zurück und nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Heilbronn, von wo aus er jedoch beinahe alljährlich in den Sommermonaten Reisen in die Schweiz oder an den Rhein machte, und immer neue Studien und Naturanschauungen gewann. Erst später machte er Versuche in der Oelmalerei, da seine frühere Laufbahn ihm dies nicht gestattet hatte; hierin erreichte er aber nie eine den Forderungen der Gegenwart völlig entsprechende Technik. Seine Oelbilder blieben immer, bei einer außerordentlichen Darstellungsgabe und großem Gefühl für die Natur, etwas kalt und effektlos; seine stärkste Seite waren Transparentgemälde, meist mit Mondlicht, und Bilder in Gouachefarben.

Seine Oelgemälde, welche in früheren Jahren vielen Beifall gefunden hatten, waren in der letzten Zeit manchem ungerechten Tadel ausgesetzt, indem man, die innere Tiefe seines Naturgefühls mißachtend, zu sehr die ihm abgehenden technischen Fertigkeiten rügen zu dürfen meinte.

Duttenhofer.

Kupferwerke.

I.

Bei J. Budeus in Düsseldorf wird die Herausgabe eines katholischen Gebetbuches (des himmlischen Palmgärtleins) veranstaltet, welches sich einer sehr

Digitized by Google

würdigen künſtleriſchen Zierde zu erfreuen haben wird. E. Steinle liefert die Zeichnungen zu den Blättern, die daſſelbe begleiten ſollen; von J. Keller werden ſie in Kupfer geſtochen. Steinle befolgt in dieſen Darſtellungen ganz diejenige Richtung, die ſich mit kindlichem, frommgläubigem Gemüthe in eine ſtille Vergangenheit verſenkt, und als deren vorzüglichſter Repräſentant Overbeck zu nennen iſt; es ſpricht ſich darin ein ſo zartes Gefühl, eine ſo innige Hingebung aus, daß man zu lebhafter Theilnahme angezogen wird, auch wo man der Richtung ſelbſt die Anerkennung verſagen muß. Eben ſo ſinnvoll, wie die Arbeit des Zeichners, iſt auch die des Kupferſtechers; ſie hat ebenfalls ein alterthümliches Gepräge, aber die Nadel bewegt ſich mit ſolcher Zartheit, Klarheit und Grazie, daß dieſe Kupferſtiche unter den Arbeiten ähnlicher Richtung in ſeltener Vollendung erſcheinen. Uns liegen bis jetzt drei Blätter vor. Das vorzüglichſt anziehende von dieſen ſtellt die heil. Jungfrau, von andern Heiligen umgeben, dar; es iſt in dieſem Blatt eine anmuthvolle Feier, eine Vermählung von Grazie und Würde, eine Zartheit der Charaktere, wie dergleichen in der That nicht häufig gefunden wird. Der Künſtler iſt hier völlig in ſeinem Elemente, und nur dem Chriſtuskinde wäre eine etwas naivere Bequemlichkeit in der Stellung zu wünſchen. Große Anmuth hat auch das zweite Blatt, welches die heil. Jungfrau, von muſicirenden Engeln umgeben, im Palmengarten darſtellt; doch tritt hier bereits (in den Bewegungen einiger Engel) manches Manieriſtiſche herein. Das dritte Blatt ſtellt den Heiland unter der Kelter dar. Wir wollen dieſen Gegenſtand nicht als unkünſtleriſch verwerfen; hier aber vermißt man ſehr entſchieden, wie ſinniges Gefühl, wie viel Grazie ſelbſt auch in dieſer Compoſition erſichtlich wird, doch diejenige höhere Energie der Behandlung, welche einem Gegenſtande von ſo kühner Symbolik für die Auffaſſungsweiſe unſrer Zeit allein die nöthige künſtleriſche Würde verleihen kann.

F. K.

II.

Auserleſene Verzierungen aus dem Geſammtgebiete der bildenden Kunſt, zum Gebrauch für Künſtler und kunſtbefliſſene Handwerker ꝛc., von Wilhelm Zahn. Berlin 1842. 1. u. 2. Heft.

Der eifrige und wohlunterrichtete Verfaſſer, der durch einen langen Aufenthalt in Neapel mit den Schätzen des Alterthumes und durch ſeine großen Werke über dieſelben uns hinlänglich bekannt iſt, giebt in einer neuen Folgereihe eine Anzahl Ornamente heraus, wie ſie ihm, der an den Quellen der Schönheit zu Hauſe iſt, in reichem Maße zu Gebote ſtehen. Die erſten beiden Hefte enthalten einen Altar von Bronze aus Pompeji, der vor eilf Jahren entdeckt wurde, und deſſen Schönheit unübertrefflich erſcheint, einen chriſtlichen Candelaber von weißem Marmor, aus der königl. Schloßcapelle zu Palermo (12. Jahrh.), eine ſilberne Vaſe aus Pompeji, Gefäßfragmente aus Acrae in Sicilien und Marmorcapitäle aus Pompeji, auf 4 Blättern; ferner ein Vaſenornament, ebendaher, in orientaliſchem Styl, und eine zweite ſilberne Vaſe. Ein kurzer erklärender Text begleitet die einzelnen Hefte, deren jedes 5 mit größter Beſtimmtheit und Eleganz ausgeführte Kupferblätter enthält. Der Ornamentik unſrer Tage, die ſich ſtets nach Mannigfaltigkeit ſehnt und oft darüber die Schönheit aus dem Auge verliert, kann kein größerer Dienſt erwieſen werden, als durch ſolche Werke, die jene beiden im innigſten und naturgemäßen Verbande zeigen. Möge ſie daran lernen, aber freilich nicht nachahmen, ſondern auf gleichen Wegen bilden!

ef.

Nachrichten vom Oktober.

Bauwerke.

München. Der Plan, auf dem Donnersberg einen ſteinernen Thurm zu bauen, iſt von dem Miniſterium genehmigt und der Grundſtein am 13. Oktober gelegt worden.

Innsbruck. Am 2. Oktober legte der Erzherzog Johann von Oeſterreich den Grundſtein zu dem Neubau des Ferdinandeum, wozu der Kaiſer die Summe von 20,000 fl. C. M. beigeſchoſſen hat. Dieſes Nationalmuſeum wird ſich demnächſt in würdigſter Weiſe erheben.

Peſth. Am 5. Oktober hat der Erzherzog Palatin die Grundſteinlegung zu dem bereits fertigen Palaſte des Blindeninſtituts feierlich vollzogen.

Amſterdam. An dem Bau der neuen Börſe haben wegen Verſinkens der Fundamente die Arbeiten eingeſtellt werden müſſen.

Paris. Das Stadthaus hat in der Fronte gegen den Grèveplatz, an beiden Seiten, gegen Süden und Norden, einen bedeutenden Anbau erhalten, der, ganz im Styl des alten Gebäudes, ihm ein noch impoſanteres Anſehen giebt; ganz beſonders iſt aber die ſüdliche Seite des Gebäudes, nach der Seine hin, verſchönert worden, indem man nicht allein vor dem Gebäude, zwiſchen der Fronte und dem Quai, einen ſchönen Garten mit Treibhäuſern, Springbrunnen u. dergl. angelegt, ſondern die ganze Enfilade der Zimmer des erſten Stockwerks auf das Prachtvollſte decorirt und möblirt hat, ſo daß der König, als er Abends bei voller Erleuchtung und in glänzender Geſellſchaft dieſe Zimmer ſah, wohl nicht Unrecht hatte, zu bemerken, „daß der Präfekt (Gr. v. Rambuteau, deſſen Amtswohnung das Rathhaus iſt) beſſer wohne, als er ſelbſt!“ Dazu kommt noch, daß man von dieſen Zimmern eine der ſchönſten Ausſichten auf die Seine und über die, nach allen Richtungen über den Fluß führenden, größeren und kleineren Brücken, auf die Kathedrale Notre-Dame und

Digitized by Google

den ganzen südlichen Theil von Paris hat, so daß, wenn man, von der Pracht der Zimmer geblendet, ja übersättigt, sich zu den Fenstern begiebt, um die Umgebungen zu überschauen, etwas nicht weniger Großartiges vor sich sieht. — Wenn man von der Seite des Grèveplatzes (also von der westlichen Seite) das Innere des Gebäudes betritt, so kommt man zuerst durch den Eingang, über welchem das Basrelief, Heinrich IV. zu Pferde, sich befindet, nach einem von Bogengängen umgebenen Hof, auf dem, dem Eingange gegenüber, unter einer Bogenwölbung eine Metallstatue Ludwig XIV. zu Pferde (von Coizevox und Keller) steht, die nicht zu den schlechtesten Arbeiten der Zeit gehört. Von hier aus führt eine große Prachttreppe in den sogenannten Thronsaal, einen prachtvollen, vielleicht 150 Fuß langen Saal, dessen in Holzcassetten ausgetäfelte Decke einen sehr schönen Anblick gewährt. Die großartigen Kamine, die gigantischen Fenster und selbst die dunkle Färbung der Wände passen zu dem Charakter des Ganzen. Von hier aus kommt man in die kleine einfenstrige Antichambre, deren Tapeten, von gepreßtem Leder (aus Galvani's Fabrik, eine neue Erfindung) sich sehr gut ausnehmen. Von hier an beginnt die Reihe der eigentlichen Prachtzimmer. Im Eckzimmer, das mit einer schönen Bronzestatue Heinrichs IV. zu Pferde, von Lemot, verziert ist, sieht man einen schönen, etwas bunt gehaltenen, Fries von Court, aus diesem kommt man in den sogenannten blauen Salon (nach seinen Seidentapeten so genannt), in welchem die Decke cassettirt von Lachaisse gemalt ist und von da durch ein gelbes Zimmer in den eigentlichen Pracht- und Staatssaal. Dieser ist in drei Abtheilungen, eine mittlere, größere, und zwei Seitenabtheilungen getheilt, welche durch große Doppelportale von einander getrennt sind, die bei Empfangsfeierlichkeiten durch prachtvolle Portièren, Thürvorhänge von rothem Sammet mit Gold, von einander getrennt, bei Bällen aber freigelassen werden, so daß dann in allen drei Abtheilungen des Saales getanzt werden kann. Die Möbel sind von schwerem rothen Seidenzeuge mit goldenen Franzen und die Pendule im reinsten Rococogeschmack ein Muster von Ueberladung mit Bronze. Alles ist hier auf das Reichste ausgestattet und starrt von Vergoldung: die Grundfarbe ist weiß und die Vergoldungen der Kapitäler der Säulen, der Friese spiegeln sich in den ungeheuern Wand- und Pfeilerspiegeln. In dem mittleren Saale ist Picot mit der Ausführung des Deckengemäldes beschäftigt, das eine allegorische Darstellung enthält. Die Wände dieses Saales sind mit Scenen im pompejianischen Geschmack, äußerst reich, bemalt, und wo nur Platz zu finden ist, Laub-, Blumen- und Fruchtgehänge u. dergl. angebracht. Ganz besonders angenehm für das Auge ist aber das schöne Verhältniß der Zimmer. Durch einen zweiten gelben Saal, in dem der Plafond von Wauchelet cassettirt gemalt, aber etwas matt gehalten ist, kommt man in den Speisesaal, dessen Stuckbekleidung den giallo antico nachahmt. Er bildet die Ecke des Flügels und hat Fenster nach beiden Seiten. Der Fries, Knaben mit Jagdgeräthschaften, Hunden u. dergl., ist etwas matt (von Jadin) gemalt. Die prachtvollen vergoldeten Armstühle mit dem Wappen der Stadt Paris, standen hier verhüllt beisammen. Aus diesen Zimmern tritt man in den unvollendeten östlichen Flügel, in dem sich der große Ballsaal von 300 Fuß Länge befindet, der von verhältnißmäßiger Breite, und mit Säulen geschmückt, bequem 3000 Personen fassen wird. Hier ist noch Alles im Rohen, indem der Bau schon seit einigen Monaten, aus Mangel an Fonds, ruht. Die Kosten des Baues sollen sich bis jetzt schon auf 20 Mill. Francs belaufen.

Außer dem Architekten Arveuf, der mit der Fertigung eines Entwurfs zur Herstellung der Cathedrale von Paris beauftragt ist, haben die Baumeister Lassus und Viollet-Leduc einen Plan zur Anordnung der Sakristei, in Beziehung auf das Projekt des erzbischöflichen Palastes, vorzulegen.

Die alten Apostelstatuen der Sainte-Chapelle sind theils durch die Bemühungen des Architekten Duban, der die noch vorhandenen lithographiren und auf diesem Wege der Veröffentlichung nachforschen ließ, in Créteil und Mont-Valerien aufgefunden, theils durch einen glücklichen Zufall bei dem Grabwerk von Arbeitern an der Vorhalle in ganz unversehrtem Zustand nunmehr entdeckt worden, so daß die volle Zahl wieder beisammen ist und aufgestellt werden kann.

Der Plan des erzbischöflichen Palastes ist nun entschieden genehmigt. Das Gebäude kommt zwischen den Straßen Massillon, Cloître-Notre-Dame, Chanoinesse und Quai Napoleon, von der Brücke Ludwig Philipps bis an den Pont-Rouge, in einer Ausbreitung von mehr als 500 Meter, zu stehen. Der Haupteingang ist auf die Promenade des Platzes der Metropolitankirche gerichtet.

Das Palais des beaux arts ist in seinem Ausbau bedeutend vorgerückt. Das Hauptgebäude, in welchem sich der Ausstellungssaal befindet, hat drei Stockwerke. Der Raum zwischen dem ersten und zweiten ist mit den Namen der berühmtesten einheimischen und ausländischen Künstler, Maler, Bildhauer und Architekten, in goldenen Buchstaben, geschmückt. Zu beiden Seiten der Hauptthür sieht man die Medaillonporträte Jean Goujon's und Phil. Delorme's; vor den Pfeilern des Untergeschosses sind die Copien der berühmtesten Statuen des Alterthums aufgestellt. Der Raum vor dem Hauptgebäude bildet einen Halbkreis, an dessen Wänden die größeren Stücke aus dem ehemaligen Lenoirschen Museum der französischen Alterthümer aufgestellt oder darin eingemauert sind; in der Mitte, dem Haupteingange gegenüber, ist eine große Tazza für den Springbrunnen angebracht, und vor dieser erhebt sich, als Triumphbogen, die prachtvolle Façade des sogenannten Palais de Gaillon, welches für den Cardinal von Amboise im J. 1500 aufgeführt wurde, und zu den schönsten Mustern des Renaissancestyls gehört. Auf dem Vorhofe, wenn man von der Straße hineintritt, sieht man in der Mitte, auf einem achteckigen Fußgestell, eine Marmorsäule, die mit einer Bronzefigur gekrönt ist. In der alten Capelle zur Linken vom Eingange (wo früher die Arbeiten der Künstler ausgestellt waren) sieht man jetzt Sigalon's, in Rom angefertigte, Copie des jüngsten Gerichts Michel Angelo's aufgestellt. Der Vorsaal zu ebener Erde im Palaste imponirt durch seine Größe, durch seine reiche Deckenverzierung (Holztäfelung mit Gold) und durch die beiden Marmorsäulen, welche den Treppenflur verzieren. Breite, zwischen Felderwänden hinaufgehende, Treppen führen zu beiden Seiten zum ersten Stockwerk. Hier, im Ausstellungssaale, sieht man die Wände mit den Preisstücken der früheren Course, von 1820 bis zum vergangenen Jahre, behangen, und die Namen vieler, später zu großer Celebrität gelangten Künstler, z. B. Signol, Sigalon, Lepoitevin ꝛc. treten dem mit der französischen Kunstgeschichte Bekannten entgegen. Auch unter den ebenfalls hier aufbewahrten Preisblättern für die Kupferstecherkunst (vom J. 1806 ꝛc.) findet man die Namen Richomme, Forster, Dien, die später zu einer classischen Berühmtheit gelangt sind.

Die Wand um den Hauptaltar der Kirche Saint-Germain-des-Prés wird von dem Geschichtsmaler Hippolyt

Digitized by Google

Flandrin, mit Darstellungen aus der Legende des Patrons der Kirche, ausgemalt werden. In derselben Kirche wird auf der Südseite eine Mauernische gemacht und im Style des 14. Jahrhunderts bearbeitet, um die alte Marmorstatue, die unter dem Namen Notre-Dame-la-Blanche bekannt ist, und welche im J. 1540 die Königin Jeanne d'Evreux der Abteikirche von Saint-Denis geschenkt, die man in Folge der Revolution in das Museum der französischen Alterthümer gebracht und später der Abtei Saint-Germain-des-Prés zugewiesen hatte, wo sie seit bald 50 Jahren unbeachtet in der Sakristei gestanden, nunmehr öffentlich aufzustellen.

Der König hat durch den Architekten Charles Jourdain, zu Ehren des heiligen Ludwig, in Tunis ein Monument, in Gestalt einer Capelle, im Renaissancestyl errichten lassen.

Malerei.

Stuttgart. Der König hat dem Hofmaler Anton Gegenbauer, der bereits zwei Säle des hiesigen Residenzschlosses mit Frescogemälden, deren Gegenstände aus der älteren württemb. Geschichte entnommen sind, ausgeschmückt hat, den neuen Auftrag gegeben, in drei weiteren Sälen andere Darstellungen aus demselben Geschichtskreise, namentlich sieben Scenen aus dem Leben Eberhards im Bart: seine Pilgerfahrt nach Jerusalem, seinen Ritterschlag am heiligen Grabe, seinen Empfang der goldenen Rose aus der Hand Sixtus IV, seinen Besuch in der Familie des Lorenzo Medici, seine Belehnung mit dem Herzogshut, seine Hochzeit mit der Prinzessin von Mantua, und den Kaiser Maximilian an Eberhards Grab auf dem Einsiedel, auszuführen.

Breslau. Professor Herrmann ist von dem Könige mit der Ausführung eines großen historischen Gemäldes, „die Auffindung des Hedwigbrunnens" darstellend, für den im gothischen Style erbauten Speisesaal des Schlosses in Erdmannsdorf beauftragt worden.

Antwerpen. Es handelt sich davon, die zwei großen Gemälde von Rubens in unserer Cathedrale, die Kreuzabnahme und Kreuzerhöhung, einer Restauration zu unterwerfen. Eine hierzu berufene Commission ist am 24. September zusammen getreten.

Paris. Tony Johannot ist von dem Minister des Innern mit der Ausführung eines religiösen Gemäldes beauftragt worden, dessen Gegenstand der Wahl des Malers überlassen ist. Ferner haben der Minister des Innern und der Präfekt der Seine bei dem Maler Marquet zwei religiöse Bilder bestellt, wovon bei dem einen die Wahl des Gegenstandes dem Künstler überlassen bleibt, das andere, bestimmt für den Altar der Kirche St. Leu zu Paris, das Martyrium des heiligen Dionysius darstellen soll.

Delaroche's Bild für den Grafen Raczynski, die römische Familie, ist bereits nach Lissabon abgegangen.

Plastik.

München. In der königlichen Erzgießerei hat man den 100 Fuß hohen Brettermantel des kolossalen Modells der Bavaria abgebrochen, um einen Standpunkt zu gewinnen, dasselbe dem Könige, nach der Rückkehr von Regensburg und Kelheim, in der entsprechenden Entfernung zu zeigen, worauf nunmehr die Herstellung der Form für den Guß beginnt.

(Pr.-Corr.) Freunde neuerer Sculptur wird es interessiren, daß eine Anzahl der schönsten Gypsabgüsse von Thorwaldsenschen Werken, namentlich der Venus, der Grazien, des Hirten ꝛc. in München um den äußerst mäßigen Preis von funfzig Carolin zu kaufen sind. Das Porto derselben aus Rom nach München hat seiner Zeit sechzig Carolin gekostet. Auskunft erhält man bei Herrn Inspektor Stiglmaier in der königl. Erzgießerei.

Frankfurt am Main. Im Städelschen Institut ist die Statue Karls des Großen in Ueberlebensgröße, von Wendelstadt begonnen und unter Zwergers Leitung von einem Schüler des letzteren vollendet, gegenwärtig ausgestellt. Sie soll auf den Domplatz zu stehen kommen. Auch sind die beiden von Hrn. v. Saint-George bestellten allegorischen Figuren, Krankheit und Wiedergenesung, von Launitz, nunmehr fertig und finden ihre Stelle als äußere Verzierung des neuen Fremdenspitals. Die zweite dieser Statuen ist am Vorabende des 18. Oktobers aufgestellt worden.

Rom. Rechtermann aus Münster, ein Schüler Rauch's in Berlin, hat einen Christus am Kreuze ausgeführt, der bereits nach Brüssel abgesandt ist, um dort in dem neuen Palaste seines Besitzers, des Fürsten Paul von Aremberg, aufgestellt zu werden.

Livorno. Am 5. Oktober lichtete hier die dänische Fregatte Thetis, von 50 Kanonen, die Anker. Dieselbe war eigends hieher gesandt worden, um eine Sammlung von Thorwaldsens Werken und Kunstschätzen in Empfang zu nehmen und nach Kopenhagen zu führen, wo dieselben in dem neuen Museum aufgestellt werden sollen. Wie reich diese Sammlungen sind, kann man schon daraus entnehmen, daß das genannte Schiff ungefähr hundert, zum Theil sehr große Kisten, mit Kunstgegenständen aller Art gefüllt, an Bord nahm.

London. Der französische Bildhauer Dantan hat hier das Bildniß der Sängerin Adelaide Kemble, in der Rolle der Norma, gefertigt.

Paris. Im Palast des Instituts ist ein ungeheurer Block karrarischer Marmor angelangt, mit welchem das Piedestal der Gruppe Bosio's gefertigt werden soll, welche, auf Bestellung der Civilliste, für das Museum von Versailles bestimmt ist und die Figuren von Frankreich, der Geschichte und den drei Genien der Malerei, Sculptur und Architektur enthalten wird. Alles in colossalen Verhältnissen.

Zwei colossale Statuen, welche der Bildhauer Gayrard in den Werkstätten des Instituts vollendet hat, sollen demnächst in dem Hemicyclus der Abgeordnetenkammer ihre Aufstellung erhalten. Die eine derselben stellt das constitutionelle Frankreich dar, in der einen Hand eine Fahne haltend, mit der andern einen Stimmzettel in die Loosurne legend; die andere, ins Löwenfell gekleidet und die Verwirrung und Tyrannei unter ihren Füßen, ist das Bild der Freiheit. Beide Werke sind in französischem Marmor ausgeführt, und wegen ihrer großen Verhältnisse, um die Kosten des Transportes der Marmorblöcke zu vermindern, in den Gruben der Pyrenäen bereits vorbereitet worden.

Valenciennes. Der von hier gebürtige Bildhauer, Louis Auray in Paris, ist mit der Ausführung einer der steinernen Statuen der neuen Façade des Stadthauses beauftragt; sein Gegenstand ist Jean de la Vacquerie von Arras.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 94.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 24. November 1842.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden,

in Briefen an einen Freund
von Ernst Förster.

I.

Carlsruhe. Schwind. Hübsch; die Trinkhalle in Baden-Baden.

München, October 1842.

Ich versprach Dir, lieber Freund, von meiner Reise nach dem Rhein, nach Belgien und Holland Nachricht zu geben über alles, was mir in Beziehung auf Kunst Bemerkenswerthes vorgekommen; ich gab das Versprechen um so leichter, als die Absicht meiner Reise eben war, eine Anschauung von den dortigen Kunstbestrebungen und Leistungen der letztverflossenen Jahre zu gewinnen, und Frühergesehenes mir ins Gedächtniß zurückzurufen. Reich war die Ausbeute; viel drängte sich in den kleinen Raum weniger Wochen zusammen: neubegonnene öffentliche Werke hier und da, Kunstausstellungen, Feste von vielversprechender Bedeutung, Aufbau des Neuen, Wiederaufbau des Alten, Sammlungen von Werken der Gegenwart und der Vergangenheit, so daß es mir oft mitten in ruhiger Betrachtung vorkam, als befände ich mich auf der Eisenbahn, und die Zeit mit ihren Schätzen flöge an mir vorbei. Darin sieh den Grund, daß ich nicht früher Dir schrieb, als nun aus meiner stillen Zelle in München, wo die Masse der Anschauungen mehr zum Ganzen sich ordnet, und eines zum andern ins passende Verhältniß tritt. Ich werde Dir auch, so sehr es mich gelüstet, über die Schulen des 15. Jahrhunderts und was ich von ihnen gesehen, zu berichten, zunächst nur vom Kunstleben der Gegenwart erzählen, hoffend, daß mir für die Vergangenheit von der Zukunft Zeit und Raum geschenkt werden. Uebrigens nimm meine Mittheilungen für nichts anderes, als was sie seyn wollen, Berichte eines Freundes der Kunst, der an ihrem Fortschreiten zu immer höheren Zielen den wärmsten Antheil nimmt, allein weder Lorbeerkränze noch Dornenkronen auszutheilen hat.

Schon auf meinem Wege nach dem Rhein traf ich auf Kunstunternehmungen, welche lebhafteste Aufmerksamkeit verdienen, und von denen uns wohl nächstens einmal ausführliche Mittheilungen zukommen. Es kann nicht verwundern, daß wir in solcher Thätigkeit an Orten, wo früher wenig oder nichts für Kunst geschah, den segensreichen Einfluß des in München herrschenden Kunstlebens erkennen, und gewiß wäre dies der größte Gewinn der hier gemachten Anstrengungen, wenn man allerorten im ganzen Vaterlande daraus die Ueberzeugung gewönne, daß die Gaben der Kunst dem Leben eine Weihe geben, ohne die es — trotz allem Wohlbehagen und Wohlstand und trotz der von Mund zu Mund, von Kopf zu Kopf getragenen Schätze der Wissenschaft, und trotz selbst des höchsten Bürgerglückes, der politischen Freiheit, dürftig, ja armselig erscheinen muß. Denn fragen wir nach den Reizen einer Stadt, einer Gegend, eines Landes, an denen wir Erholung nach angestrengter Thätigkeit suchen, so werden wir unmittelbaren und vollen Genuß nur immer aus den Händen der Schönheit nehmen. Wer längere Zeit in München lebt und Gelegenheit hat, öfter in Gesellschaft von Fremden die dasigen Kunstschätze zu durchwandern, der weiß es, wie uns die Welt um dieses Besitzes willen glücklich preist, und was sie daheim, bei allem geistigen und leiblichen Glücke, schmerzlich entbehrt. Möge also der Trieb der Nachahmung, dem wir sonst so manches Unerfreuliche verdanken, an dieser Stelle recht kräftig und wirksam seyn; keine Folgezeit wird die unsere darum schelten, so wenig als wir die frühere, welche den Städten ihre hohen Dome, den Domen ihren vollen Bilderschmuck gegeben, mit dem wir sogar seit mehr als einem Jahrhundert unsere Blöße zu decken uns zum Ruhme anrechnen.

In Carlsruhe besuchte ich zunächst unsern Freund, Moritz von Schwind, der mit Ausführung einer

Digitized by Google

großen Freskomalerei im neuen Museum beschäftigt ist; ich sah somit zugleich dieses neue Gebäude, die für dasselbe bestimmten Sculpturen im Entstehen, und die Sammlung von Gemälden und Handzeichnungen, die es aufzunehmen bestimmt ist, und die vorläufig noch in einem Nebengebäude bewahrt, doch aber zur Betrachtung aufgestellt sind.

Carlsruhe ist eine unerfreuliche Stadt; in flacher, sandiger Gegend hat es keine Befriedigung von der Natur zu erwarten, wenn einmal in der Selbstschau des alleralltäglichsten Zustandes das Bedürfniß nach höherer Kost erwachen sollte. Wie dankbar muß es daher der Regierung und den Ständen seyn, welche die Absicht, diesem Mangel abzuhelfen, vielfach bethätiget; wie dankbar den Künstlern, die in einer ihrer Natur wenig entsprechenden Umgebung Muth, Lust und Ausdauer behalten, den an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen!

Schwinds Arbeit ist Dir im Allgemeinen bekannt; über den Carton, der in München ausgestellt war, hat das Kunstblatt berichtet, auch daß er bei den Künstlern daselbst wohlwollende Aufnahme gefunden, wenn man sich auch nicht verhehlen konnte, daß die Aufgabe — Darstellung von der Einweihung des Freiburger Münsters — eine reichere, ernstere und bestimmtere Schilderung der für Deutschland in allen Lebensbeziehungen höchst wichtigen Zeit zugelassen habe. Armuth ist aber nicht etwa dem Bilde als solchem nachzureden, im Gegentheil ist der vorgeführten Gestalten eine große Menge; der Münsterdom selbst mit seinem künstlichen und bekränzten Portal und den Gerüsten zur Seite, dazu ein voller Hintergrund mit Stadt und Landschaft und Menschengruppen darin, beschäftigt das Auge mannigfach. Daß dadurch die Schwierigkeiten der Ausführung al fresco sich steigern, weiß jeder leidlich Bewanderte, und die Fragen nach der rechten Weise derselben kehren auch hier wieder. Du weißt, daß ich nicht zu den Werthschätzern der sogenannten schönen Ausführung gehöre, wenigstens daß ich dem, was ausgeführt werden soll, vor jener eine höhere Stelle der Beurtheilung gern vorbehalte. Aber eben darum, weil durch sie dem Gedanken des Kunstwerks Freunde gewonnen werden sollen, haben wir ein Recht an sie, und kein Künstler von lebendigem Sinn wird sie gestissentlich gering halten. Was Schwind in dieser Beziehung will und kann, zeigt er uns zunächst in den allegorischen Figuren der einzelnen Künste, die er in den Lunetten über seinem großen Gemälde abgebildet hat. Diesen freien poetischen Gestalten in ihrer idealen Erscheinung ziemt die ideale Farbe, die ihnen der Künstler gegeben, zumal sie kräftig gehalten und von einem feinen Gefühl für Harmonie geordnet, dazu die Figuren selbst, unterstützt von dem abgeschlossenen Raume und gleichmäßigen Hintergrunde, vollkommen abgerundet erscheinen. Andere Anforderungen aber treten sogleich bei Compositionen von größerm Umfang ein, bei denen es gilt, durch Sonderung der Massen, die organischer Einheit nothwendige Eintheilung, und durch Uebereinstimmung der gesonderten die eben so nöthige Verbindung aller Theile zu finden: Schwierigkeiten, die sich mehren, sobald die Composition aus dem Bereiche der idealen oder gedachten Welt in die Wirklichkeit übertritt, sobald es ihr weniger mehr um die Bedeutung der Vorgänge, als um diese selbst zu thun ist, und sie genöthigt ist, ihre Sprache mehr und mehr nach dem Leben zu berichtigen.

Schwinds großes Gemälde nähert sich dieser Richtung; die Mannigfaltigkeit der Costume, der Physiognomien, das Malerische der ganzen Anordnung, selbst das Einflechten kleinster Züge aus dem gewöhnlichen Leben, begründen einestheils die Anforderung an größere Uebereinstimmung der Farbe mit der Natur, anderntheils an eine innigere Verbindung der durch so viele bunte Farben zersplitterten Massen. Frägst Du nach der Befriedigung dieser Anforderung, so muß ich allerdings sagen, daß es mir nicht so vorkam, als würde sie Schwind auf dem betretenen Wege vollkommen gewähren. Mir schien es, als habe er bei der Wahl der Farben und bei der Vertheilung der Massen ein anderes (weniger natürliches und malerisches) Prinzip befolgt, als bei der Composition, und als werde es ihm schwer werden, das Ganze in ruhige Haltung zu bringen. In dieser Beziehung bilden die sogenannten changierenden Gewänder, bei denen auf eine ideale Weise eine zweite Farbe statt des Schattentones gebraucht wird, ein gefährliches Hinderniß, vollends in Verbindung mit andern, die naturgemäß modellirt sind. Das alles aber wird den heitern, festlichen Eindruck nicht stören, den Schwind für sein Bild beabsichtigt hat und der dort so ganz an seiner Stelle ist.

Gleichzeitig ist ein junger Bildhauer, Reich, mit Ausführung zweier lebensgroßer Gestalten beschäftigt, der Malerei und der Sculptur, die die Façade zieren werden. Ich hatte später Gelegenheit, mich an dem Schönheitssinn und dem Talent dieses Künstlers noch besonders zu erfreuen, in Baden-Baden nämlich, wo er im Giebel der Trinkhalle ein großes Relief aufgestellt, auf dem man die Heilquelle personificirt sieht, wie von der einen Seite Kranke zu ihr kommen, an der andern Genesene dankend von ihr scheiden.

In der Sammlung von Kunstwerken, welche das Gebäude aufzunehmen bestimmt ist, befinden sich viele Zeichnungen neuerer Meister, und zwar sehr vorzügliche, unter denen ich namentlich die von Schnorr zum Ariost nenne. Es wäre gar sehr zu billigen, wollte man in dieser Weise fortfahren zu sammeln. Es ist ein

Hauptverdienst der neueren deutschen Schule, daß sie ihre Wiederbelebung nicht zuerst durch die Farbe (die nur den Schein des Lebens giebt), sondern in der Zeichnung, wo der Gedanke in einer Form sich Geltung zu verschaffen hat, gefunden. Neben den vortrefflichen Blättern von Overbeck sollten nun freilich auch andere von Cornelius, Heß, Kaulbach ꝛc. nicht fehlen.

Wenn irgend etwas Ersprießliches für Malerei und Sculptur geschehen soll, muß es in Verbindung mit Architektur seyn; denn hier finden jene ihre vollkommene und ausgedehnteste Berechtigung. Sage nicht, daß ich der Baukunst damit zu viel einräume. Man kann sie nicht hoch genug stellen, keine ist unter dem strengsten Gesetz so frei, als sie. Freilich nimmt sie heut zu Tage, mit ihrem sich selbst ausgestellten Unfähigkeitszeugniß, eine niedrere Stufe ein, als ihre Schwestern, die doch ihr Leben an eine eigenthümliche Bildung gesetzt haben. Glücklich dennoch, wie gesagt, wenn sie mit ihnen vereint dem Leben dient, und zwar wenn sie für solchen Verein zu neuen Schöpfungen veranlaßt ward. Dieß ist mehrfach in Carlsruhe der Fall, und es war mir von großem Werth, sowohl die vollendeten, als auch die begonnenen neuen Bauwerke besehen zu können, namentlich das schon genannte Museum, ferner das polytechnische Institut, das Finanzministerium, sodann die Kirche in Bulach; sämmtlich nach Entwürfen und unter der Leitung des Baurath Hübsch erbaut. Frägst Du nach dem Eindruck dieser Werke im Allgemeinen, so will ich Dir nicht verhehlen, daß ich ihn mir, nach allem was ich davon gehört, lebendiger vorgestellt habe. Wir sind in München weder durch Phantasiereichthum noch durch Bethätigung eines organischen Sinnes sehr verwöhnt; allein mir war es doch in Carlsruhe nicht, als befände ich mich auf einer höhern Stufe. Man tadelt in München die Vereinigung von griechischen und römischen Elementen, allein sie erscheint so fremdartig nicht, als eine zwischen griechischen und sogenannten byzantinischen, wie sie namentlich das Museum zeigt. Einen entschiedenen Vorzug aber zeigt dieses Gebäude in der Anlage des Treppenhauses. Eingang und Aufgang hat man von jeher in gegenseitige nächste Beziehung gebracht, und dadurch den etwaigen großen Eindruck des Aeußern im Innern lebendig erhalten. In den großen öffentlichen Bauten des Herrn v. Klenze in München ist diese Beziehung nirgends festgehalten, der Haupteingang ist — wie bei der Pinakothek und bei dem Festsaalbau — entweder ganz ohne Stiege, oder diese ist, wie bei dem Königsbau, untergeordnet und ohne eigentliche Bestimmung. Das Stiegenhaus des Universitätsgebäudes von Herrn v. Gärtner ist freilich in Verbindung mit dem Haupteingang und von guter Wirkung, nur stört es doch, daß man auf der halben Treppe bereits die ganze Tiefe des Gebäudes durchmessen hat, und daß somit das Stiegenhaus dieses in zwei Massen zerschneidet. Das Stiegenhaus vom Carlsruher Museum giebt einen durchaus hohen und befriedigenden Eindruck; es schließt sich unmittelbar an den Eingang an, von welchem aus man sogleich das Ganze mit seiner breiten oben vereinigten Doppelstiege, mit seiner leichten Decke und seinem reichen Bilderschmuck übersieht. Die innere Eintheilung ist klar und vollständig, wie denn diese Eigenschaften die Seele der Hübschischen Werke zu seyn scheinen. Für die Gemälde ist Beleuchtung von oben gewählt, für große Gegenstände die zweckmäßigste. Möge bei der innern Einrichtung, bei der Aufstellung der Kunstwerke der Geist des Architekten weiter wirken, daß diese — sofern sie nicht zur Wanddekoration erfunden und ausgeführt sind — der vollkommenen Betrachtung und jeglichem Studium genügend zugänglich seyen!

Die Kirche von Bulach sah ich in Begleitung eines sehr lieben Freundes, des Architekten Eisenlohr, der vornehmlich mit Ausführung der Eisenbahnbauten beschäftigt ist. Ich bin mit großen Erwartungen dahin gegangen, blieb aber — trotz dem unermüdlichen Eifer meines Freundes, mich für das Gebäude einzunehmen — unbefriedigt. Mangel an Eigenthümlichkeit ist es übrigens nicht, was man der Kirche vorwerfen könnte, auch nicht Mangel an constructiven Formen, allein der Eigenthümlichkeit und der Construction liegt, so scheint mir es wenigstens, keine architektonische Idee zu Grunde, sondern vielleicht eine mathematische, so daß die Formen vom constructiven Geiste nicht sowohl getragen, als geschaffen erscheinen, und also, oft gegen das Gefühl, die Rechtfertigung der Constructionslehre bedürfen. Um nur eines oder das andere zu nennen: das Gewölbe des Mittelschiffs ist kein Tonnengewölbe, sondern man möchte es eine Reihenfolge kleiner Tonnengewölbe nennen, die sich queer über das Mittelschiff legen, jedoch nicht horizontal, sondern in flachen Bogen gebildet sind. Das mag sich alles wohl erklären lassen, allein auf Sinne und Gemüth kann es nicht günstig wirken. Die Seitenschiffe sind mit einem Viertelkreisbogen überdeckt, und nehmen sich sonach wie in der Hälfte durchschnitten aus; der Druck dieser Bogen gegen die Pfeiler scheint diese hinauszudrücken, und es hilft dem Auge wenig, wenn dem Verstand vorgerechnet wird, daß die Kräfte sich ausgleichen.

Unter diesen Umständen ließ ich mich nicht vergebens auffordern, einen Abstecher nach Baden-Baden zu machen, wo Hübsch eine neue Trinkhalle erbaut; denn ich wollte nun einmal von diesem Künstler, den ich hoch ehre, etwas sehen, das mich gründlich erfreue, und ich habe mein Ziel erreicht.

Die neue Trinkhalle in Baden-Baden halte ich für eines der glücklichsten Bauwerke unserer Zeit: schön

gelegen, seiner Bestimmung vollkommen entsprechend und sie klar aussprechend, gefällig in Formen und Verhältnissen, eigenthümlich ohne alle Prätension, verständig ohne Trockenheit, und durch und durch heiter; daß ist der Eindruck, den mir das Gebäude gegeben. Auf einem starken Rusticounterbau erhebt sich die Halle mit siebenzehn offnen Arkaden von flachem Bogen, die von Säulen getragen werden, deren Ordnung zu keiner der bekannten klassischen gehört (so wenig als die Bogen über ihnen), die aber harmonisch zu dem Geist ländlicher Romantik stimmt, in welchem der Bau erdacht ist. Die Säulenschäfte sind stark, glatt, rund, die Basen attisch, die Capitäle den korinthischen verwandt, mit einer doppelten Krone von vier hohen und acht niederen Akanthusblättern, zwei Blumen an jeder Seite und an jeder Ecke Knospen, die in Spiralen stehen, und somit an die Schnecke des antiken Capitäls erinnern. Die Capitälplatte ist achteckig und abgestumpft, die darauf aufliegenden Bogen (wie der ganze Bau) von unverputztem Ziegelwerk, und zwar doppelt über einander liegend, mit einer flachen, mosaikartig verzierten Verdachung. Die Winkel zwischen den Bogen sind mit reliefirten Löwenköpfen und roth und weißen Ranken ausgefüllt. Das Hauptgesims wird von einer Reihe kleiner Tragsteine gehalten; die Sockel, auf denen die Säulen stehen, von einem durchbrochenen Geländer unter sich verbunden. In der Mitte des Gebäudes liegt der Haupteingang, der von vier Säulen und zwei Pfeilern gebildet wird, zu dem breite Stufen hinauf führen, und über welchem ein flacher Giebel sich erhebt, der das obenerwähnte Relief von Reich zur Zierde hat. — Das Innere der Halle, wiewohl noch nicht ganz vollendet, gewährt einen gleich freundlichen Eindruck. Tief und geräumig genug für eine große Anzahl Gäste, die hier ihre verordneten Spaziergänge zu machen haben, und geschützt gegen meteorologische Belästigungen, gewährt sie frische Luft und die herrlichste Aussicht. Die Decke ist ein Tonnengewölbe, von Bändern unterbrochen, die von den Säulen zu den entsprechenden Pilastern reichen, und an ihren Enden eiserne Schleudern aufnehmen. Diese, bestimmt dem Gewölbe Halt zu geben, sind so einfach und anmuthig verziert, daß man ihre Bestimmung zu dienen über die Freude ihres Anblicks vergißt. In jedem Felde der auf die angegebene Weise abgetheilten Decke sind drei Blumenschilde auf rothem Ziegelgrunde, eine weniger angenehme Zusammenstellung. Die Seitenausgänge werden je durch drei flache Bogen überdeckt, von denen der mittlere eine erhöhtere Unterlage hat; diesen zur Seite befinden sich Nischen, denen ich von Herzen einen passenderen Sculpturschmuck wünsche, als die Figuren aus rothgebrannter Ziegelerde, die jetzt darin stehen. Die Rückwand hat noch den rohen Bewurf. Welch herrlicher Platz für Freskomalerei! welch ein Feld künstlerischer Thätigkeit für unsern Freund Schwind und seine in heiterm Humor glänzendste Phantasie!

An diese offene Halle stößt die geschlossene der Quelle. Eine große Säule von geflecktem Marmor trägt vier Gewölbe; als deren Mittelpunkt und an ihrem Sockel befinden sich die Oeffnungen, aus denen der Heiltrank strömt. Auch hier ist der innere Ausbau noch unvollendet.

Mehrmals während meines kurzen Aufenthaltes in Baden-Baden kehrte ich zur Trinkhalle zurück, mit immer gesteigerter Freude an diesem Bau. Wohl aber prägten sich mir hier die Unterschiede deutlicher als früher geschehen ein, zwischen rein monumentalen Bauten und solchen, die den Zwecken und Bedürfnissen des täglichen und alltäglichen Lebens dienen, wovon Dir meine Ansicht mitzutheilen eine andere Stelle auf meinem Wege mir Gelegenheit geben wird.

Nachrichten vom Oktober.

Medaillenkunde.

Berlin. Zur Erinnerung an die Vermählung der Prinzessin Marie von Preußen und des Kronprinzen von Bayern ist in der Loos'schen Medaillenmünze so eben eine Denkmünze erschienen. Die Hauptseite enthält die wohlgetroffenen Bildnisse des Paares mit der Umschrift: Maria Regia Princeps Borussiae et Maximilianus Regni Bavariae heros; auf der Kehrseite ist eine sinnige Allegorie durchgeführt, welche die Umschrift: Principum Amor Populorum Fiducia auf das Schönste commentirt. Borussia im Waffenschmuck und an dem mit dem eisernen Kreuze gezierten Herrscherstab kenntlich, führt die jugendliche Braut, welche der Brautschleier und die königliche Krone schmücken, dem Königssohne entgegen; ihm zur Seite befindet sich Bavaria, mit Mauerkrone und Schwert, durch den zu ihren Füßen hingestreckten Löwen besonders bezeichnet. Im Abschnitte liest man die Worte: Nuptiae Augustissimorum Principum celebratae Berolini die V. Octbr. MDCCCXXXXII. Die Zeichnung ist von Loos, die Ausführung von König.

München. Auf die Vermählung des Kronprinzen von Bayern mit der Prinzessin Maria von Preußen hat König Ludwig einen neuen Geschichtsthaler von der Hand Voigts prägen lassen, dessen Revers das wohlgetroffene Bildniß des hohen Brautpaars enthält. Es ist dies der 50ste der unter der Regierung des Königs erschienenen Geschichtsthaler. — Der Walhallathaler, gleichfalls von C. Voigt gestochen, trägt auf der einen Seite das königliche Bildniß, auf der andern die Abbildung der Walhalla von der Terrassenseite, mit der Ueberschrift Walhalla und der Jahreszahl 1842.

Wien. Das Priesterjubiläum des Patriarchen und Erzbischofs von Erlau, Ladislaus von Pyrker, welches am 18. Oktober in der Abtei Lilienfeld, in Niederösterreich, gefeiert worden, wird durch eine Medaille verewigt werden.

Haag. Von van der Kellen in Utrecht ist eine Medaille auf die Vermählung des Erbgroßherzogs von Weimar und der Prinzessin Sophie der Niederlande erschienen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 95.

Kunstblatt.

Dienstag, den 29. November 1842.

Adrian Ostade.

I.

Adrian Ostade, geboren zu Lübeck im Jahr 1610, gehört zwar dem Vaterlande nach Deutschland, als Künstler jedoch ganz der holländischen Malerschule an, in der er seine Ausbildung und seinen künstlerischen Wirkungskreis fand. Auch war sie es allein, in welcher seine begabte Künstlernatur sich günstig zu entwickeln vermochte, da in Deutschland das früher glorreich hervorgetretene Talent für die Malerei schon seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts allmählig versiegte, und einzelne sich noch hervordrängende Blüthen dieser Kunst unter den Wirren der Zeit und endlich unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges gänzlich verkümmerten.

Frankreich und Spanien waren zugleich nicht weniger durch politische Zerwürfnisse, durch Religionskriege und tyrannischen Druck zu Rohheit und Sittenverderbniß herabgesunken, vor welcher das heitere Antlitz der Kunst erblaßte. Selbst Italien, obschon, wie früher und später, als das Mutterland und die Hochschule der Kunst gepriesen und jetzt durch die Bestrebungen der Caracci zu neuer Bedeutung gehoben, hatte dennoch das heitere Jünglingsalter seiner Kunst überlebt. Ein Aufsammeln anerkannter Vorzüge, ein regelrechtes Wirken war dort eingeführt, wohl geeignet, das Genie vor Ausschweifungen zu bewahren und zu einem verständigen Haushalt anzuhalten, aber nicht ihm die edle Begeisterung zurückzugeben, welche seinen Raphael unsterblich macht.

Die vereinten Niederlande oder Holland hingegen kehrten um diese Zeit zu einem neuen Jugendleben zurück. Nach fünfzigjährigem Kampfe mit spanischer Tyrannei, welcher alle Gräuel zügelloser Grausamkeit und Verwüstung über diese gesegneten Länder verbreitet hatte, schlossen sie im Jahr 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand mit ihren Feinden, der in Wirklichkeit mehr ein glänzender Sieg war, und Zeit und Mittel gewährte, eine glückliche Selbstständigkeit mit Nachdruck und Erfolg zu entwickeln. Die Thätigkeit des Holländers, seine Industrie, sein Welthandel ließen ihn bald wieder ein erfreuliches Eigenthum, ja Wohlstand und Reichthum finden, was zugleich die angenehmeren Reize des Lebens und verfeinerte Bildung hervorhob. Besonders fand die Malerei dabei ihr Gedeihen, wofür sich in der neuen Verfassung dieses jugendlich gefunden Staatskörpers die günstigste Richtung gegeben fand. Auch war sie ihm weder fremd noch neu, sondern seit Jahrhunderten geübt, zeigt sich ein nationelles Talent dafür recht entschieden bei allen niederländischen Völkern.

Schon gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts erreichte die Malerei in Flandern durch die Brüder van Eyck und ihre Schule für heilige Darstellungen und im Geiste der Zeit eine hohe Vollendung. Im Einflusse politischer Umgestaltungen jedoch und im Bestreben nach fremden Verdiensten hatte sie sich kurz nach dem Beginn des 16ten Jahrhunderts in mannigfache Abirrungen verloren. Die hohen Eigenthümlichkeiten des Raphael und Michel Angelo, welche die Augen der Kunstwelt auf Italien zogen, wurden auch dem niederländischen Künstler ein Vorbild seiner Bestrebungen, dessen geistige Tiefe seine nordische Natur nicht genug zu erfassen, noch glücklich zu verarbeiten wußte, was denn ein Abmühen für äußere Formen zur Folge hatte und die ärgsten Ausschweifungen nach sich zog. Diese traten in einem Hemskerk, Franz Floris, van Mander, Goltzius, Spranger und Andern um so greller hervor, als sie Männer von großen Anlagen waren, sich aber einem eitlen Streben nach imposanten Erfolgen hingaben und zugleich dem Beifalle fürstlicher Hoheiten lebten, denen die Historienmalerei zu vornehmem Prunke diente, was ihr ein so stolzes Ansehen, als tyrannisches Uebergewicht über jede andere Kunstrichtung gab. Bei allen diesen Abirrungen von einem natürlichen Standpunkte hörte die niederländische Malerei indessen nie ganz auf, nach einem solchen hinzustreben, und wenn auch unbegünstigt und gedrückt, dauert doch auch durch jene Zeiten ein besonderer

Digitized by Google

Naturſinn und eine von der Eyck'ſchen Schule abſtammende eigenthümliche Technik fort. Ein Peter Breughel, Paul Brill, Hans Boll und viele Andere bereiteten damit eine neue Periode der niederländiſchen Malerei vor, die ſich jetzt bei den Holländern mit den erſten Decennien des 17ten Jahrhunderts in vollem Glanze zu entwickeln begann.

Nicht die fromme Begeiſterung für heilige Gegenſtände, nicht die Anregung, welche die Phantaſie in hohen Thaten der Geſchichte und in Dichtungen der Mythologie findet, konnten dieſer neuen, auf Volksthümlichkeiten gegründeten Richtung entſprechen. Bei einem dem Proteſtantismus ergebenen Volke gab es kein Bedürfniß für heilige Bilder, auch lag ihm die gläubige Innigkeit frommer Gefühle zu fern, worinnen die Brüder van Eyck ihre künſtleriſche Vollendung gefunden hatten. Eben ſo war keine Spannung der Phantaſie für Großthaten der Geſchichte jetzt da zu ſuchen, wo ein fünfzigjähriger Krieg mit enthuſiaſtiſchen Anſtrengungen geführt und die Ruhe des Friedens das größte Bedürfniß geworden war; Mythologie und Allegorie aber als der antiken Plaſtik verwandt und mehr auf ſpeculativer Anſchauung beruhend, lagen den natürlichen Gefühlen der Holländer ebenfalls zu fern, um ſich erfolglos dafür abzumühen. Macht Rubens in dem benachbarten Flandern um dieſe Zeit allerdings eine große Ausnahme und erreichte er nicht umſonſt den Ruf eines der größten Hiſtorienmaler im Geiſte ſeiner Zeit und ſeines Volkes, ſo iſt dieß einestheils aus ganz andern äußern Zuſtänden, vor allem aber aus ſeiner wahrhaft dämoniſchen Künſtlernatur zu erklären. Er lebte unter einem verwandten Volksſtamme, der ſich fortgeſetzt zur katholiſchen Kirche bekannte, welche ihm Aufgaben in ihrem Sinne vorſchrieb, während er zugleich eine glänzende äußere Stellung einnahm, die ihn auf hiſtoriſche, allegoriſche und andere einer gelehrten Bildung entſprechende Vorſtellungen hinwies, welche Aufgaben er indeſſen mehr mit gewaltiger Genialität beherrſchte, als harmoniſch löste. Daher gewaltiges Pathos ſtatt frommer Gefühle in ſeinen heiligen Bildern und zugleich eine künſtleriſche Sinnlichkeit in Formen und Farben als nothwendiges Gegengewicht. Dabei blieb er auch keineswegs der Richtung verſchloſſen, welche aus der Wurzel volksthümlicher Kräfte jetzt vorherrſchend ward. Von natürlicher Neigung geleitet, malte er häufig und gern Porträts, Landſchaften, Geſellſchaftsſtücke u. dgl., in welchen Werken er zugleich unverkennbar als Künſtler am freieſten und reinſten erſcheint.

Nur das ſelbſt erfahrene Leben, die gewohnte Natur und Gegenſtände, die mehr eine zufällige als eigenthümliche Bedeutung haben, wie Scenen des gemeinen Lebens, Landſchaften, Thiere, Seeſtücke, Architekturen, Frucht- und Blumenſtücke u. dgl., waren die Vorwürfe der neuen Kunſtrichtung. Nicht weniger aber als die italieniſche Hiſtorienmalerei in ihrer glücklichſten Zeit, erreichten die Holländer darin eine bewunderungswürdige Höhe, weil ihr Künſtlerbeſtreben unentfremdet aus dem Charakter und aus dem geiſtigen Beſtande des Volks und ſeiner Zeit in gedrängter geiſtiger Einheit hervorging.

Die Holländer waren in dieſer Zeit ein durch eigene Kraft unabhängiges und freies Volk, das nicht um fremde Vorzüge buhlte, ſondern ſeines ſchwer erkämpften Beſitzes ſich bewußt, denſelben beſtens zu ſichern und zu entwickeln ſuchte. Ein an ſich ungünſtiges Land, ein ſeltner freundliches Klima nöthigt den Holländer zur Thätigkeit, zur Sorge für ein bergendes Eigenthum. Die Natur tritt ihm nahe, durch die Beſchäftigung, in der ſie ihn erhält; in ſeiner Häuslichkeit findet er, wie alle nördlichern Völker, die Belohnung ſeiner Anſtrengungen. Im Kreiſe der Seinen, oder ſey es auch nur im Wirthshauſe, ruht er behaglich von der beſtandenen Arbeit aus. Wie er aber mit Sehnſucht und Liebe nach dieſem Aſyle ſeines Erwerbes zurückblickt, wenn ihn Arbeit und Beruf davon entfernt halten, ſo denkt er auch wohl wieder mit Behagen und Herzensluſt an die Reize der Natur, wenn ein langer Winter ſie ihm wenig zugänglich ſeyn läßt. Je einfacher gerade und von modiſchem Luxus frei ſeine Häuslichkeit iſt, je weniger großartig und ſchlagend die Schönheiten ſeiner einförmigen Natur ſind, um ſo gemüthlicher nur lernt er ſie erfaſſen. Die werthloſeſten Gegenſtände ſeiner Häuslichkeit gewinnen als tägliche Zeugen und Träger ſeiner Empfindungen eine nähere Bedeutung. Ein flaches Ufer am ruhigen Kanale, der ihm die umgebenden Wohnungen mit grünenden Gärten wiederſpiegelt, bei den mannigfachſten Zuſtänden der Luft und der Tageszeit, ſelbſt in der Erſtarrung des Winters, dünkt ihm um ſo reizender, als die Eindrücke nicht durch bleibendes Daſeyn ihm zur Gewohnheit werden, ſondern unter ſtetem Wechſel der Jahreszeiten und des Witterungszuſtandes immer neu anziehen.

Aber iſt denn in ſo gleichgültigem Stoffe ein höheres Ziel der Kunſt zu erreichen? dürfte hier wohl mancher fragen. Kann das Uebergewicht des Realen, die formloſe Schwere gemeiner Dinge, die Proſa alltäglicher Lebensregungen jener Idealität wahrer Kunſt theilhaftig werden, welche bei hiſtoriſchen Aufgaben ſchon mit dem Stoffe gegeben ſcheint?

Alles Bilden, läßt ſich dagegen erwiedern, alles Bilden als bloßes Nachahmen der Natur, ſey es um vorhandene Gegenſtände, ſey es um Gedanken darzuſtellen, vermag erſtlich an ſich noch keinen Anſpruch auf wahre Kunſt zu machen, ſondern iſt ein Bemühen, das handwerksmäßig bis auf einen gewiſſen Punkt geübt werden

Digitized by Google

kann. Mißverstanden ist es zweitens, daß ein Gegenstand, welcher nach unsern Begriffen eine hohe Bedeutung hat, schon an sich auch dem Kunstwerke einen Werth gebe und somit eine künstlerische Höhe in sich schließe. Eine heilige Familie, selbst nach den Regeln der Kunst ganz kennbar und mit Geschicklichkeit anschaulich gemacht, wenn sich weiter nichts davon sagen läßt, als daß sie den Gegenstand eben nur vorstelle, hat darum noch keine höhere Kunstbedeutung, als ein mit Fleiß, Sicherheit und botanischer Richtigkeit gemalter Blumenstrauß. So hoch eine Muttergottes vor unsern Begriffen über einer holländischen Bauerfrau steht, so ist sie als Aufgabe der Malerei doch zunächst nicht mehr als die letztere, ein bloßer Stoff, ein Gegenstand für das Kunstwerk, der Gedanke desselben, welcher nur in dem Maße höhere Bedeutung zu gewinnen vermag, als es dem Künstler gelingt, denselben aus seiner realen Sphäre in ein unabhängiges, durch das schöpferische Kunstvermögen selbst bedingtes und selbstständiges Daseyn frei zu erheben. Wir wollen damit nicht läugnen, daß die echt künstlerische Darstellung einer heiligen Familie von Raphael die Gesammtkraft des höhern Künstlerwirkens und mithin der reinsten Geisteskraft des Menschen in einer weit edlern Potenz, in einem erhabenern Aufschwunge der Begeisterung voraussetzt, als ein Stillleben von De Heem; können aber nicht zugeben, daß das rein künstlerische Wirken an sich einen wichtigern Gegenstand voraussetze, als den die ordinäre Alltäglichkeit gewährt. Denn Alles kommt ja darauf an, daß die Malerei irgend einen Gegenstand nicht bloß seinem Begriffe nach deutlich und nach gewissen Principien der Schule anschaulich mache, sondern daß sie ihn über die Beziehungen seiner äußern Wirklichkeit hinaus in der Künstlersphäre, d. h. einer in sich selbst bedingten Gesetzmäßigkeit erscheinen lasse; was keiner bloßen Geschicklichkeit, noch verständigen Speculation, sondern nur der Begeisterung des Künstlers zu gelingen vermag.

In *diesem* Sinne nur unterscheidet sich ein Gemälde als wahres Kunstwerk von dem bloßen Abbilde eines Gegenstandes. Es setzt eine *Begeisterung* voraus, welche in der höhern Fähigkeit zur Kunst ihr Daseyn und die Gesetzmäßigkeit ihres Wirkens findet, sie mag sich nun im Fluge kühner Phantasie zu den geistigsten Ideen aufschwingen, oder von inniger Behaglichkeit und milden Gefühlen gewiegt die alltäglichsten Gegenstände sich zum Vorwurfe nehmen. Das Vermögen zu dieser *Begeisterung*, oder *künstlerischen Stimmung*, das Talent zur Kunst ist die seltene Glücksgabe der Natur, dessen Gedeihen, so individuell es auch auf die Persönlichkeit des Künstlers bedingt sey, doch eben auch nicht weniger durch den Charakter des Volks und Zeitgeists gehoben werden muß, indem auch die stärkste Individualität nicht von den Einflüssen allgemeiner Richtungen frei bleiben wird. Darum war es für die erwachende Kunst der Holländer von so entschiedenem Erfolge, daß man, fremde Bestrebungen verlassend, nur solche Aufgaben für die Malerei verfolgte, welche die natürlichsten und lebendigsten Beziehungen in der sittlichen Stellung des Volks fanden, und in welchen sich das eigenthümliche Volkstalent für die Malerei nur allein zu der Vollkommenheit zu entfalten vermochte, welche über alles Gleichzeitige und vor allen dahin trachtenden Nachahmungen späterer Zeit unsere Bewunderung erregt.

Diese Aufgaben nach behaglichen Lebensgefühlen und inniger Gemüthlichkeit mehr subjectiv und von lyrischem Charakter, konnten natürlich nicht für dieselbe Wirkung berechnet, noch mit denselben Mitteln gelöst werden, welche die bis dahin dominirende Historienmalerei dazu darbot. Nicht die Formenschönheit der Zeichnung, welche bedeutsame Scenen der Geschichte gebieten, konnte den Gegenständen der Alltäglichkeit entsprechen, deren Charakter die schlichteste, ja selbst zufällige und unschöne Wahrheit nothwendig bedingt. Eben so erforderte die Composition hier eine ganz andere Weise. Wenn die historische Composition ihre Gegenstände frei von zufälligen Beziehungen und für den Ausdruck der in der Idee einer Handlung ruhenden Wahrheit, mit Wahl und beabsichtigter Einheit derselben, über das Zufällige erhebt: so sucht die Composition hier im Gegentheil das Zufällige der Dinge oder der Handlungen recht entschieden auszusprechen. Beruht somit aber das erste Daseyn, der Stoff eines solchen Bildes gerade auf Principien, welche an sich mehr zur Prosa des Gemeinen herabzuziehen drohen, statt zu erheben versprechen, so kommt nun eben alles darauf an, daß sich von anderer Seite das rein geistige Schaffen der Kunst desto entschiedener manifestirt, um die Darstellung aus jenem festzuhaltenden abhängigen Zustande ihrer äußern Beziehungen, dennoch auf die freien Höhen zu erheben, wo der werthloseste Stoff seine Verklärung findet und nach den höhern Gesetzen der Kunst ein Uebergewicht geistigen Gehaltes erlangt.

Rücksichtlich der Formen findet dieß am wenigsten, jedoch auch in sofern statt, als auch die Gemeinheit derselben nicht roh und plump, sondern mit Feinheit künstlerischen Sinnes sich ausgesprochen zeigt, worüber später ein Mehreres, wo von Ostade in dieser Rücksicht die Rede seyn wird. Auch trägt hier die geistreiche Leichtigkeit und Lebendigkeit im künstlerischen Vortrage, welche Mühe und Anstrengung der Arbeit vergessen läßt, sehr Vieles dazu bei, das Mißfallen, das wir an dem dargestellten Gegenstande nehmen möchten, vergessen zu machen und uns anzuziehen. Noch unmittelbarer jedoch vermag sich in der Composition das rein künstlerische Wirken auszusprechen. Denn so sehr auch der Charakter

Digitized by Google

einer Aufgabe an gemeine Wahrheit gebunden sey, so viel Freiheit gewährt gerade wieder die Bedeutungslosigkeit derartiger Gegenstände, um sie dergestalt wählen und unter sich verbinden zu können, daß sie schon vermöge ihrer bloßen Zusammenstellung einen eigenthümlichen Reiz über das Bild verbreiten. Für eine Bauerngesellschaft im Wirthshause z. B. sind die Motive so mannigfach und gleichbedeutend, daß der Künstler nicht, wie bei historischen Aufgaben, in Anspruch genommen wird, die Zusammenstellung seiner Figuren treu für den Ausdruck einer bedeutungsvollen Handlung zu erfinden, sondern es bleibt ihm (bei Beobachtung des Scheines äußerer Wahrheit) die freiste Wahl, alle dahin gehörenden Gegenstände so zu ordnen, wie er es für rein künstlerische Absichten erforderlich findet. Der künstlerischen Gefühlsstimmung für seine Aufgabe müssen sich alle, selbst die zufälligsten Dinge, unterordnen; ein Faß, eine Bank, ein Krug u. dgl. in solchen Wirthshausscenen sind nur beiläufig für ihre äußere Bestimmung beachtet und mit freier Wahl so angebracht, daß sie den eigenthümlichen Kunstreiz des Bildes, die zauberische Wirkung der Malerei erhöhen. Zeigt sich die Composition historischer Aufgaben vorzugsweise als eine bedeutungsvolle, so ist dagegen die Composition solcher Bilder des gemeinen Lebens und gleichgültiger Gegenstände recht eigentlich eine malerische zu nennen, indem sie eine an sich gleichgültige Aufgabe, nicht für ihre Bedeutung, sondern für Entwickelung des rein künstlerischen Wesens der Malerei, nach der ihr eigenthümlichen Gesetzmäßigkeit bearbeitet und darinnen veredelt und verklärt erscheinen läßt.

Die malerische Darstellungsweise ist demnach diejenige, welche die subjectiven Gefühle des Künstlers für das Schaffen in der Malerei und somit einen lyrischen Zustand derselben ausspricht. Sie ist das recht eigentliche Lebensprincip der holländischen Malerei und findet ihr noch entschiedeneres Element in der Anordnung der Farben, der Beleuchtung und des Helldunkels, indem diese Mittel der Darstellung die größte Freiheit für gefühlvolle Gegenstände gestatten. Farbe, Beleuchtung, Helldunkel dienen dem wahren Künstler nur beiläufig zur äußern Wahrheit der Darstellung — er wird nicht damit gegen diese verstoßen, an sich sind ihm aber ihre mannigfaltigen Verhältnisse gleichsam die Sprache, worin er seine künstlerischen Gefühle ausdrückt, wie die Töne der Musik dem Tonkünstler dienen, seine Empfindungen in harmonischen Accorden ertönen zu lassen.

Bei echt künstlerischer Lösung solcher Aufgaben kann darum auch gar nicht die Rede von ihrer zufälligen Aeußerlichkeit, noch von ihrer materiellen Bedeutung seyn, da ihnen nur ein Schein davon für eine höhere, auf das schöpferische Vermögen der Kunst begründete Bestimmung bleibt, wobei kein Zufall waltet, sondern sich Alles einer höchsten geistigen Gesetzmäßigkeit unterworfen zeigt. Diese beherrscht selbst das Material, womit der Künstler arbeitet, und gewährt ihm in der Anwendung eine Verfeinerung und künstlerische Veredlung, welche das Grobe des Stoffes vergessen läßt, und jene leuchtende Klarheit und Wärme der Farbe erreicht, welche bei holländischen Gemälden so zauberhaft anzieht. Nicht weniger findet jeder Pinselzug in sicherer Leichtigkeit und spielender Anmuth seine Verklärung, um die Anstrengung der Arbeit vergessen zu machen und zugleich mit Allem, was das Kunstwerk vom ersten Gedanken bis zur letzten Handhabung hervorbringt, nur von freier, heiterer Schöpfungskraft zu zeugen.

So erlangt auch die gemeinste Vorstellung eine Idealität, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne, welcher diese in antikisirenden Formen, in schmeichelnder Sinnlichkeit und süßlichen Empfindungen sucht, aber desto mehr im wahren Sinne der Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Medaillenkunde.

London. Zu Ehren der Vollendung des Themsetunnels ist eine Medaille geschlagen worden mit dem Bildniß des Erbauers, des Ingenieurs J. M. Brunel, nach Warrings tons Zeichnung gestochen von Taylor, und der Umschrift: Isambert Marc Brunel, F. R. S. auf der einen Seite, und auf der Kehrseite mit Angaben über Ursprung, Verlauf und Schluß, sowie die Kosten des Baues.

Technik.

Frankfurt. Besondere Aufmerksamkeit erregen die galvanoplastischen Reliefs, welche Herr F. C. Vogel in reinem Silber zuerst in Deutschland höchst vollkommen darstellt. Er verspricht es nun, sie auch in Gold auf galvanoplastischem Wege herzustellen.

Kopenhagen. Die schon früher (s. Nachr. von August Nr. 78) erwähnte Erfindung des Procurators Winther in Christiania, die Daguerreotypbilder auf Papier hervorzubringen, ist jetzt noch durch ihn vervollkommnet, indem er ausfindig gemacht, daß, statt der jetzt angewandten kostbaren achromatischen Gläser, eine Camera obscura mit zwei kleinen gutgeschliffenen Linsen hinreichend ist; mit dieser Erfindung denkt er zugleich eine neue Methode, Lichtbilder darzustellen, bekannt zu machen, die in Anwendung zweier Stoffe besteht, von denen der eine den Eindruck des Lichts aufnimmt, und der andere, welcher später überstrichen wird, die Schattenpartien bildet.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 33.

Mittwoch, 16. November 1842.

[474]

F. M. Klinger's ausgewählte Werke nunmehr vollständig.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Dritte und vierte Lieferung oder 5r, 6r, 7r, 9r, 10r und 12r Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt aller nunmehr beendigten zwölf Bände:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klinger's.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[446] **Novellen für die höheren Stände**
im Verlage von J. Urban Kern in Breslau.

Neuerdings sind bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzen aus der vornehmen Welt.

Erster Band: **Marie**. Novelle.

Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn."

20½ Bogen. 8. Velinpap. Eleg. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Von derselben Verfasserin erschien im vorigen Jahr:

Schloß Goczyn.

Aus den Papieren einer Dame von Stande.

8. Velinp. geh. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

Ueber obige geniale Produktionen, die auf keinem Toilettentische fehlen sollten, äußerte sich in der Zeit. f. d. Eleg. Welt Herr Dr. Kühne unter Anderem: „In dem, was das feinere Publikum jetzt producirt, liegt der ganze äußere wie innere Reichthum eines von Schmerz und Genuß reich durchaderten Lebens. Der Memoirenroman der höheren Stände erscheint uns eben um deßhalb so wichtig, weil er auf Erlebnissen beruht, Wirklichkeit, feingefühlte, oft sogar tief empfundene, gibt ꝛc. ꝛc." — Ich erlaube mir, nach den glänzenden Recensionen in Gersdorff's Repert., Brockhaus Blätter ꝛc., nur zu bemerken, daß obige Novellen zu den besten der neuesten Zeit gehören, und ihren Platz neben Godwie-Castle, St. Roche, den Novellen der Gräfin Hahn-Hahn, v. Sternberg u. A. behaupten.

Ferner ist bei mir erschienen:

Der Titanide. Novelle in 2 Bänden, von Karl Eitner. 2 Bände. 8. geh. Velinpap. Preis 1 Rthlr. 25 Sgr.

Auf dieß neue Produkt des Verf. des „Modernen

Lazarus, Leipzig, bei Brockhaus, 1838" erlaube ich mir als ein bedeutsames Werk aufmerksam zu machen.

Dr. M. Wiener, Herbstrosen. Erzählungen. 8. geh. 1 Rthlr.

Math. v. Stambke, Grafen von Werdenfels. 8. geh. 1 Rthlr.

Lady Bulwer, Cheveley. 8 Bändchen. 16. geh. 1 Rthlr.

J. Urban Kern in Breslau.

---

[452] Bei **Justus Perthes** in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der 80ste Jahrgang des

Gothaischen genealogischen

Hofkalenders auf 1843.

Mit 6 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

und der 16te Jahrgang des

Genealogischen Taschenbuchs

der deutschen gräflichen Häuser

auf das Jahr 1843. Preis 1⅓ Thlr.

---

[469] **Zu Festgeschenken**

werden folgende, bei Metzler in Stuttgart kürzlich vollendete, schön ausgestattete, zugleich sehr billige Werke empfohlen:

Cervantes'

sämmtliche Romanen und Novellen.

Aus d. Span. zum erstenmal vollständig übertragen von A. Keller und Fr. Notter. Taschen-Ausgabe in Schiller-Format. 12 Bände. geh. 4½ Thlr. oder 8 fl.

Inhalt: Don Quixote 5 Bde. Galatea 2 Bde. Novellen 3 Bde. Persiles und Sigismunda 2 Bde. Jede dieser Schriften wird, zu 9 Gr. oder 40 kr. der Band, auch einzeln abgegeben.

E. L. Bulwer's

sämmtliche Romane.

Aus dem Engl. von Fr. Notter, G. Pfizer und G. N. Barmann. Neue Taschen-Ausgabe in Schiller-Format, mit Bulwer's Bilde in Stahlstich. 59 Theile. geh. 9⅝ Thlr. oder 17 fl. 42 kr.

Bulwer's neuester Roman „Zanoni" ist jetzt ebenfalls in dieser schönen Ausgabe erschienen, so daß sie nun dessen 13 größere Romane und alle seine kleinere Novellen vollständig enthält. Jeder Roman ist, zu ⅙ Thlr. oder 18 kr. der Theil, auch besonders zu haben. Wer dieselbe mit Titelbildern zu zieren wünscht, erhält unter dem Titel:

Gallerie zu Bulwer's Romanen,

1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zwölf vorzügliche Stahlstiche, deren jeder eine Scene aus einem der größern Romane Bulwer's gibt. Ein Titelbild zum neuesten Romane Zanoni ist im Stiche und folgt noch in diesem Jahre.

Ebendaselbst erscheinen:

G. P. R. James' Romane,

in deutschen Uebertragungen herausgeg. v. Fr. Notter und G. Pfizer. Taschen-Ausgabe. Preis des Bdchns. geh. 3 Gr. oder 12 kr.

Ausgegeben sind bis jetzt 45 Bdchn. Sie enthalten: Der Zigeuner 6 B., der Hugenotte 8 B., Darnley 7 B., des Königs Hochstraße 7 B., Karl Tyrrell 4 B., La Jacquerie 6 B., Morley Ernstein 1s Bdchn. — Diese Sammlung wird fortgesetzt und etwa jeden Monat folgen zwei neue Bdchn. Jeder Roman ist auch einzeln zu haben. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[472] Bei Gebr. Schumann in Leipzig ist so eben in deutscher Uebersetzung erschienen:

Zanoni von E. L. Bulwer.

4 Thle. 16. geh. à 6 Gr. oder 27 kr.

Dieser Roman bildet zugleich den 68sten bis 71sten Theil unserer deutschen Taschen-Ausgabe von **E. L. Bulwer's Werken.** Da keine completen Exemplare der Stuttgarter Ausgabe der Bulwer'schen Werke mehr zu haben sind, so kann nun, Wer nicht bloß die Romane besitzen möchte, die sämmtlichen Werke nur in dieser Ausgabe erhalten. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[444] Neue Romane.

Bei **F. Rubach** in Berlin erschienen:

Die Maurischen Brüder. Historisch-romantische Erzählung aus der arabischen Herrschaft in Spanien. Von L. Faber. 2 Bde. 1½ Rthlr.

Der Bettler von Amsterdam, und die Brüder Academia's. 2 Novellen von C. Lucas. 1½ Rthlr.

---

[467] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Die Schutzgeister

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt,

nebst

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus

und

einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben

von

Heinrich Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch überragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Daseyn mit unwidersprechlicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammenhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, giebt uns eine wissenschaftliche Darstellung von allen im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält, und

von welchem aus auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christenthums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[468] **Zunächst preiswürdiges Festgeschenk.**

Im Verlage von Scheible, Rieger und Sattler in Stuttgart ist so eben vollständig geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Teutsche Kaisersaal.

Vaterländisches Gemälde

von

Wilhelm Zimmermann.

Mit dreißig Original-Stahlstichen

von Meisterhänden gezeichnet und gestochen.

Lexikonformat, feinstes Papier, klarer Druck.

In fünfzehn Lieferungen. 10 fl. oder 6 Rthlr. 6 gGr.

Elegant gebunden 11 fl.

Eine Geschichte der teutschen Kaiser vom Beginne des teutschen Reiches bis auf die neueste Zeit, verherrlicht durch gelungene bildliche Darstellungen der bedeutungsvollsten Ereignisse (von der Krönung Karls des Großen in Rom bis zur Krönung Ferdinands I. in Mailand) ist hier in einem Prachtwerke vereinigt, das sich den Namen:

wahrhaft teutsches Nationalunternehmen

nicht anmaßt, sondern ihn verdient. Einzig in seiner Art, soll es dazu beitragen, den Leser in der Erkenntniß der vaterländischen Geschichte zu stärken, und ihm große Begebenheiten aus der Vergangenheit und der Neuzeit vorzuführen.

---

[455] In der **literar.-artist. Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

für

Reisende in Italien

von

Dr. Ernst Förster.

Zweite Auflage.

Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Planen.

8. in dauerhaftem engl. Einbande. Preis 5 fl. 24 kr. rh. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum ein Handbuch über Italien, das, wie wir mit Zuversicht ankündigen dürfen, mehr als irgend ein vorhandenes den Ansprüchen von Reisenden jeden Standes genügen wird. Fünf Reisen nach Italien, welche der Hr. Verf. unter begünstigenden Umständen, zum Theil in höherm Auftrag unternommen, und auf denen er in den größern Städten einen längern Aufenthalt gemacht und das Land nach allen Richtungen durchforscht hat, setzten ihn in den Stand, umfassende Kenntnisse desselben und seiner Bewohner, so wie auch der Wünsche und Bedürfnisse zu sammeln, nach deren Befriedigung man in den Reisehandbüchern, und freilich gewöhnlich vergeblich, sucht. Die bloße Angabe des Inhalts wird hinreichen, die Umsicht des Hrn. Verf., so wie den Umfang seines Werkes zu bezeichnen, dessen Vervollständigung in der zweiten Auflage mit allen dem Hrn. Verfasser und der Verlagshandlung zu Gebote stehenden Mitteln erstrebt wurde.

---

[499] Fest-Kalender.

Gubitz

„Volks-Kalender für 1843,"

jetzt (à 12½ Sgr., 12½ Ngr., 45 kr.) in jeder soliden Buchhandlung zu haben, ist zugleich

Gedenkbuch zu dem großen Feste,

das die Deutschen im Jahr 1843 erleben und Aller Theilnahme in Anspruch nimmt. Außerdem finden sich aber in diesem Jahrgange (der 91 schriftstellerische und 133 bildliche, theils farbig gedruckte Gaben hat) zugleich andere, mannigfache Beziehungen auf 1843.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[453] So eben ist bei **A. Pichler's** sel. Wittwe in Wien erschienen und wurde von mir an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Gymnastique pour la Jeunesse,

ou guide pratique des exercices utiles à la santé et propres à l'amusement.

Dédié à Mr. A. noble de Stephany, instructeur de gymnastique à Vienne.

Avec 1 planche. 8. Vienne. 1842.

Brochirt. Preis 10 gGr. (12½ Ngr.)

In München vorräthig in der **literar.-artist. Anstalt.**

A. G. Liebeskind in Leipzig.

---

[465] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Levieil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern,

wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[486] Bei Carl Focke in Leipzig erschien:

Frauen-Anmuth.

Ein Album für Freunde des Schönen in 30 Stahlstichen.

(Weibliche Portraits.)

Elegant gebunden à 2 Rthlr. = 3 fl. C.-M.

---

[494] In Berger's Buchhandlung erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Antihydriasis

oder unumstößlicher Beweis, daß das kalte Wasser für die Krankheiten unserer Zeit kein Heilmittel ist, sondern im höchsten Grade nachtheilig auf den Körper einwirkt. Von Dr. C. Hasse.

2te verb. Aufl. 8. Preis 6 Gr. od. 27 kr.

---

[459] Neue, bereits ganz vollständig erschienene

Fremdwörterbücher

von anerkanntem Werthe, welche aus dem Hahn'schen Verlage in Hannover durch alle Buchhandlungen jederzeit zu erhalten und namentlich auch zu sehr nützlichen Geschenken zu empfehlen sind:

Heyse's, Dr. J. Ch. A., allgemeines Fremdwörterbuch. Mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. **Achte** vermehrte und sehr verbesserte Aufl. 2 Thle. 73 Bog. in gr. 8. 2⅚ Rthlr.

Heyse's, Dr. J. Ch. A., kleines Fremdwörterbuch. Ein reichhaltiger Auszug aus dem größeren Werke. 31½ Bog. in gr. 8. geh. 1⅓ Rthlr.

Acht starke Auflagen verbürgten schon längst die, zunächst in Zuverlässigkeit, Reichhaltigkeit und wissenschaftlicher Begründung bestehenden eigenthümlichen Vorzüge des obigen größeren Werks, welches gerade nach diesen so oft wiederholten sorgsamen neuen Bearbeitungen des rühmlichst bekannten Hrn. Herausgebers den wahren Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe jetzt am treffendsten entspricht, ohne die ursprünglichen Grenzen eines Fremdwörterbuchs für den praktischen Gebrauch aller Stände gänzlich zu überschreiten, und ohne die Uebersichtlichkeit durch eine planlose und ungesichtete Anhäufung von Wörtern zu erschweren, welche lediglich dem Studium einzelner Fächer, oder den Specialwörterbüchern fremder Sprachen angehören, in welchen Fehler die meisten Nachahmer und Compilatoren verfallen sind, denen es an Takt und tieferer Sprachkenntniß fehlte, um eine solche Arbeit mit Consequenz und Gründlichkeit durchzuführen.

Denjenigen, deren Bedürfnisse der Umfang, und deren Mittel der höhere Preis des größeren Werks übersteigt, ist der unlängst erschienene und noch sehr reichhaltige Auszug nicht minder zu empfehlen.

---

[451] Als Neuigkeit wurde versandt von **J. C. Hinrichs** in Leipzig:

(Becker's) Reisen für die Jugend und ihre Freunde von *r. 3ter Theil: Lustige Wanderungen durch Bayern, Tyrol und Salzburg. Mit 1 Titelkupfer. 8. (18½ Bog.) geb. 1 Thlr.

Dorow, K. Pr. Hofrath, Dr., Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Mit Portrait und Facsimile von Goethe's Mutter. gr. 8. (19⅜ Bog.) geb. 1⅔ Thlr.

Fryxell, And., Leben Gustaf II. Adolfs, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen nach der 2ten Aufl. übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von L. Homberg. 1ster Theil. gr. 8. (16 B.) geh. 1 Thlr.

Satori (Neumann) J., rheinländische Sagen und Legenden. Gesammelt und bearbeitet für die Jugend beiderlei Geschlechts von 10 bis 13 Jahren. Mit 4 kolorirten Kupfern. 8. (12 Bog.) geb. 1 Thlr.

---

[448] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belani, H. E. R., Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 8. Preis 4 Rthlr. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Justin. Ein Roman. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr.

Rudolphi, J., (Verf. d. Steffano Carini.) Waldrosen. Novellen und Erzählungen. 8. broch. Preis 1 Rthlr. 10 Ngr.

Schoppe, A., Aus Haß, Liebe. Ein Roman. 2 Bände. 8. Preis 2 Rthlr. 15 Ngr.

---

[498] In unserm Verlag ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liederbuch

des

deutschen Volkes.

Preis 17 Ngr. = 1 fl. rhein.

Einige Freunde und gründliche Kenner des deutschen Gesanges haben diese Sammlung von 1116 alten und neuen Liedern, die in deutschen Landen wirklich gesungen worden sind und gesungen werden, ausgewählt und festgestellt, damit für einen Preis, wie er nur durch eine der größten Auflagen möglich geworden ist, dieser Liederschatz als ein weltliches Gesangbuch des ganzen deutschen Volkes in viele tausend Hände gelange. Den Reichthum des Inhalts wird schon die Anführung der Abschnitte andeuten, unter welche die Sammlung geordnet ist: 1) Kinderlieder, 2) Turn- und Wanderlieder, 3) Studentenlieder, 4) Lieder eines besondern Berufs, 5) Gesellschafts- insbesondere Trinklieder, 6) Zeit-, Natur- und Stimmungslieder, 7) Liebeslieder, 8) Balladen und Romanzen, 9) Vaterlands- und Kriegslieder, 10) Gedächtniß-, Helden- und Ehrenlieder, 11) Scherz- und Schelmlieder, 12) Geistliche Lieder.

Leipzig, im November 1842.

Breitkopf und Härtel.

Intelligenz-Blatt. Nro. 34.

Sonnabend, 19. November 1842.

[307]

Neue Zeitschrift für 1843.

In der Unterzeichneten wird unter der Redaktion von Dr. Fr. List erscheinen:

Das Zollvereinsblatt,

eine Wochenschrift,

gewidmet den Angelegenheiten des Zollvereins, der Anzeige und Kritik aller über denselben erscheinenden Schriften, der Sammlung aller statistischen Notizen von einiger Bedeutung, den Interessen des innern und äußern Handels, der Gewerbe, der Landwirthschaft und Schifffahrt, den Fortschritten in den Transport-Anstalten (Canäle, Eisenbahnen, Dampf-Flußschifffahrt, Postwesen), sowie überhaupt der Discussion aller in die Theorie und Praxis der Nationalökonomie, des Finanzwesens, der Staats-Polizei und Administration einschlagenden Gegenstände, also auch der Darstellung und Kritik, der Parlamentsverhandlungen aller fremden und deutschen Staaten, und der Beurtheilung aller fremden und deutschen Zeitschriften, Zeitungen, Reisebeschreibungen und encyklopädischen Werke, insofern deren Inhalt in die angegebenen Fächer einschlägt; endlich der Polemik in Betreff des nationalen Systems der politischen Oekonomie, also der Prüfung und Widerlegung alles dessen, was die HH. Rau, Bülau, Schulze ꝛc. und die deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Journale und Zeitungen für oder wider oder über dasselbe beigebracht haben oder noch beibringen werden.

Vorderhand soll nur 1 Bogen wöchentlich erscheinen und das Blatt in dieser Ausdehnung nicht mehr als 1 fl. 42 kr. = 1 Rthlr. vierteljährlich oder 6 fl. 48 kr. = 4 Rthlr. jährlich kosten.

Vermittelst gedrängter Darstellung hofft die Redaktion ein Blatt zu liefern, das, ohne bedeutende Opfer an Zeit und Geld zu heischen, dem Kaufmann, Fabrikanten und Landwirth, wie dem Beamten und dem Gelehrten jedes Faches eine nützliche Uebersicht über alle Bewegungen in den materiellen Verhältnissen des In- und Auslandes gewähren und die materiellen Nationalinteressen Deutschlands dem Auslande gegenüber vertreten wird.

Plangemäße Beiträge werden angemessen honorirt werden. — Probenummern werden demnächst in allen Buchhandlungen zu erhalten seyn.

Stuttgart, im Nov. 1842.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[502] ☞ Die seit einem Jahre rühmlich bestandene **Hamburger Neue Modezeitung** wird mit dem 1. Januar 1843 mit erweiterter Tendenz und dem veränderten Titel:

Jahreszeiten.

Journal für die elegante Welt.

Redigirt von Ludwig Lenz.

Mit Pariser Original-Modebildern.

erscheinen. — Wenn man auf den ersten Blick dieser ☞ Neuen Modezeitung ☜ das Zeugniß der größtmöglichsten Eleganz und geschmackvollsten Ausstattung geben muß, so verbürgen die Namen der beliebtesten deutschen Schriftsteller, die für dieses Unternehmen gewonnen wurden und von denen wir nur anführen: **Carl Buchner, Carl Gutzkow, Alex. Jung, Th. von Kobbe, K. A. Mayer, G. Schirges, Therese** (Verf. der „Briefe aus dem Süden"), **A. Stahr, A. Weill, Amalie Winter** auch die Gediegenheit des Inhalts. — Die Redaktion wird bemüht seyn, Alles was nur im Bereich der Mode, Eleganz oder artistisch-literarischen Conversation irgend Neues und Pikantes auftaucht, in den Kreis ihrer Besprechungen zu ziehen, damit der Industrielle sowohl wie der gebildete Privatmann sich an dieser Zeitschrift interessiren kann, die in keinem Lesemuseum, Lesezirkel, Casino ꝛc. wird fehlen dürfen.

Von den „**Jahreszeiten**" erscheint wöchentlich eine Nummer (2 Bogen, in sauberem Umschlag, mit deutschem

und französischem Modebericht), in der Regel mit zwei feingestochenen und sauber colorirten Pariser Original-Modebildern, Patronen, Mustern, Musik- und andern Beilagen. — Preis halbjährlich mit allen Beilagen 5 Thlr. Preuß. Court.; mit den Herrenmodebildern allein 3 Thlr. 12 Groschen Preuß. Court. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Diese Modezeitung bringt die neuesten Pariser Moden acht Tage früher als alle ähnliche deutsche Journale, da sie ihre Kupfer direct aus Paris bezieht.

---

[497] **Das dritte große Dichterwerk der Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche**

erscheint so eben im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung unter dem Titel:

Thomas Thyrnau.

Von der Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche.

Drei Bände.

8. 1843. 90 Bogen stark. Auf Velin-Druckpapier und geheftet.

Preis: 6 Rthlr. 25 Sgr.

Es bedarf wohl bloß der Anzeige, daß ein drittes Dichterwerk von der gefeierten Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche erschienen ist, um das Interesse aller Gebildeten darauf hinzulenken. Gleich nach der ersten Ankündigung hat sich die Theilnahme in so großem Maaße kund gegeben, daß die ursprünglich festgesetzte Auflage, weil die Exemplare derselben für die eingegangenen Bestellungen nicht zureichend waren, verdoppelt werden mußte, welches wir auf dem Titel durch „Zweiter Abdruck" bezeichnen zu müssen glaubten.

Aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia ist der Stoff entnommen, und deutsche Zustände sind es, welche dießmal die Frau Verfasserin zur meisterhaften Darstellung gebracht hat. Besonders werden edle Frauen in dieser Dichtung einen seltenen Genuß, eine volle geistige Befriedigung finden.

Deutschland wird dieses neue Werk gewiß abermals mit verdienter, allgemeiner Anerkennung entgegen nehmen, der Musengott aber von Neuem frische, immergrüne Kränze seiner begünstigten Dichterin darreichen.

Buchhandlung **Josef Max und Komp. in Breslau.**

---

[470] Für die Besitzer der Mebler'schen Taschen-Ausgabe von „E. L. Bulwer's Werken" ist, das 96ste bis 100ste Bdchn. der Werke bildend, so eben erschienen, und auch besonders zu haben:

Danoni. Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Engl. von G. Pfizer. 6 Bdchn. 16. geh. à 3 Gr. oder 12 kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[473] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXII. Jahrgang 1842.

Zweiter Band. Erstes Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber die Ernährung der Pflanzen nach Liebigs organischer Chemie. 2) Ueber eine bessere und zweckmäßigere Anlegung der Wiesen. 3) Empfehlung des Anbaues der syrischen Seidenpflanze, Asclepias syriaca L., für die Bienenzucht. 4) Glückliche Heilung des Milzbrandes auf den Herrschaften Kazemierza-mala und Podolany im Königreich Polen.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Bekanntmachung erloschener Patente. 2) Verhandlungen der Bezirksvereine. a) Auszug aus einem Vortrag des Vorstands des landwirthschaftlichen Bezirksvereins zu Calw in der Plenarversammlung vom 2. Febr. 1842. b) Auszug aus dem Protokoll über die Verhandlungen des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Ludwigsburg vom 1. März 1841—42. 3) Landwirthschaftliche Berichte. a) Landwirthschaftlicher Bericht vom Jahr 1841 aus Weinsberg. b) Landwirthschaftlicher Bericht vom Jahr 1841 aus Tuttlingen. 3) Bericht über die Industrieausstellung vom Jahr 1842.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Ueber den Liasschiefer in Württemberg. 2) Ueber eine eigenthümliche Gruppe der Keuperformation bei Eckartsweiler, OA. Oehringen.

IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die verschiedenen Düngerarten und ihren relativen Werth. 2) Härtung des Gypses.

V. Literatur. 1) Die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues, eine von der dritten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Potsdam 1839 gekrönte Preisschrift von Dr. F. X. Hlubek, Prof. der Land- und Forstwirthschaft zu Grätz. 2) Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, von Dr. F. X. Hlubek.

Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1842.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[196] Des berühmten Balladen-Componisten

C. Löwe's Lied für eine Singstimme

aus Halm's Sohn der Wildniss:

Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe? erschien so eben. Preis ⅓ Rthlr. Gesangsfreunde machen auf diese ausgezeichnet schöne Composition aufmerksam. In hiesigen Concerten fand sie den grössten Beifall und wurde als die schönste der bisher erschienenen angesehen. Dasselbe Lied comp. von Stern mit Pfte. oder Guitarre. ⅓ Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[503] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen über die

Befestigung von Paris,

mit besonderer Bezugnahme auf die Schrift: „Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Teutschland und Frankreich."

gr. 8. geh. 10 Sgr. Cassel, bei Theodor Fischer.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Supplemente

zum

malerischen und romantischen Deutschland.

Das Weserthal.

Mit 25 Stahlstichen.

gr. 8. cart. 3 Thlr. 10 Sgr.

Malerische Ansichten von Hessen.

Mit 35 Stahlstichen.

gr. 8. cart. 4 Thlr. 20 Sgr.

Der Schluß beider Werke ist versandt. Zur Complettirung werden einzelne Hefte à 10 Sgr. nur bis Ende d. J. abgelassen.

Cassel, im Okt. 1842.

Theodor Fischer.

---

[491] Bei E. Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Dr., Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffassung. Beitrag zu den deutschen rechtsaltertümern. I. Heft. broch. gr. 8. 26¼ Sgr.

---

[504] Bei E. J. Fournier in Znaim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Lehre der englischen Aussprache;

theoretisch und praktisch, nach den neuesten und bewährtesten Quellen Englands und Deutschlands dargestellt; sammt einem Aussprache-Wörterbuche. Ein Hülfsbuch für die Schule und den Selbst-Unterricht, bearbeitet von J. C. Nossek.

gr. 12. Znaim, 1843. geh. 15 Ngr. = 12 gGr. = 54 kr. rhein.

---

[475] In Unterzeichnetem ist erschienen:

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ,

sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros.

Composuit

Leonhardus Spengel.

Monacensis.

8 maj. 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Es ist dieß eine von der philosophischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift, welche in allen Beziehungen als eine würdige Auflösung der Aufgabe, eine Geschichte der Redekunst bei den Griechen von deren Anfängen bis zu Aristoteles erschöpfend darzustellen, anerkannt worden ist. Alle literar. Hülfsmittel, welche dem Herrn Verfasser bei diesem schwierigen Unternehmen zu Gebote standen, sind so trefflich benützt, daß das Werk für den Sprachforscher von höchstem Interesse seyn muß, aber auch derjenige Theil, welcher die Geschichte der Redekunst selbst behandelt, ist, wie die Fakultät in ihrem Gutachten sich ausspricht, mit solcher Gelehrsamkeit und Schärfe des kritischen Urtheils behandelt, daß nicht bloß die Absicht der Fakultät vollkommen erreicht, sondern auch durch diese Abhandlung ein wichtiger Beitrag zu besserem Verständniß der griechischen Sprache und Wissenschaft gegeben ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[471] **Neue Romane.**

Billigste Ausgaben

im Classiker-Taschenformat.

Bei Gebr. Schumann in Leipzig sind erschienen und in jeder Buchhandlung zu erhalten:

Jack Brag von Th. Hook. A. d. Engl. v. A. Kaiser. 5 Bdchn. 16. geh. 25 Sgr. od. 1 fl. 30 kr. rhein.

Väter und Söhne von Th. Hook. A. d. Engl. v. G. Fink. 5 Bdchn. 16. geh. 25 Sgr. od. 1 fl. 30 kr.

Gilbert Gurney von Th. Hook. A. d. Engl. v. A. Kaiser. 16 Bdchn. 16. geh. 5 Ngr. od. 18 kr.

Sämmtliche Romane Theodor Hooks werden in dieser Sammlung folgen, monatlich etwa 2 Bdchn. zu 5 Ngr. od. 18 kr.

Tintomara. Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustavs III. Von C. J. Almquist. A. d. Schwed. 4 Thle. 16. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Gabriele Mimanso. Der letzte Mordversuch gegen den König Ludwig Philipp v. Frankreich im Herbste 1840. Von C. J. L. Almquist. A. d. Schwed. 5 Thle. 16. geh. 1¼ Thlr. od. 2 fl. 15 kr.

Der Stellvertreter. Von Emilie Flygarre Carlén. A. d. Schwed. 1r Thl. 16. geh. ¼ Thlr. oder 27 kr.

Vorstehende drei Romane bilden zugleich den 1. bis 10. Theil einer „Bibliothek der besten und neuesten schwedischen Romane," von welcher monatlich etwa 2 Theile zu 7½ Ngr. od. 27 kr. erscheinen.

---

[490] Bei H. B. König in Bonn ist so eben erschienen:

Mayer, F. J. C., Neue Untersuchungen aus dem Gebiete der Anatomie und Physiologie. 4. geh. Preis 20 gGr.

Weber, M. J., Dr., Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers. 1r u. 2r Band. gr. 8. geh. Preis 6 Rthlr. 16 gGr.

---

[492] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das versiegelte Buch der Geheimnisse

oder 36 zum Theil auf eigene Erfahrung, zum Theil gesammelte Mittel von Dr. J. W. B.

8. eleg. broch. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

Jede dieser 36 Anweisungen für fast alle Krankheiten, ferner wie die Dampfwäsche, Haare färben; mittelst Wasser Stuben zu heizen und erleuchten zu können und viele andere werden einzeln gewöhnlich mit 16 gGr. — 1 Rthlr. verkauft.

Leipzig.

Bergers Buchhandlung.

[464] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Aesthetik

oder

Wissenschaft des Schönen

auf dem

christlichen Standpunkte

dargestellt von

Dr. G. M. Pursch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Statt aller Empfehlung heben wir nachstehenden Hauptabschnitt des reichen Inhalts hervor. Erster Theil. Das subjektiv Schöne oder Geistschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne und Erhabene. Einleitung. Standpunkt der Aesthetik. a) Das transcendente oder jenseitige Schöne. Die absolute Schönheit, Gott. b) Das diesseitige subjektiv Schöne. Die Hauptbeziehungen des christlichen Lebens. I. Das christliche Leben in Bezug auf die Gottheit und die Kirche. II. Das christliche Leben des Staates. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche. Das subjektive Häßliche als Gegensatz des subjektiv Schönen. Ableitung und Begriffsbestimmung des Häßlichen. a) Das transscendente Häßliche. b) Das diesseitige Häßliche. Zweiter Theil. Das objektiv Schöne oder Naturschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne im Gebiet der Natur. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche im Gebiet der Natur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[487] Neuerschienene belletristische Schriften im Verlage von Ed. Meyer in Cottbus und zu haben in allen Buchhandlungen:

Bernd von Guseck, das Erbe von Landshut. Historischer Roman. 2 Bde. 2½ Rthlr.

Leopold Schefer, Graf Promnitz. Der Letzte des Hauses. Ein Familienstück. 1⅙ Rthlr.

Weltgegenden. Eine Sammlung schöngeistiger Produkte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Mit Beiträgen von W. A. Alexis, Apel, Auerbach, Bechstein, Dingelstedt, Duller, B. v. Guseck, Gutzkow, Heller, Isidoris orientalis. Lewald, R. Morning, Mügge, Pandira, Peters, Rellstab, F. v. Sallet, L. Schefer, H. Scherer, E. Stäber, M. v. W. ꝛc. 2r Jahrg. 1r Band. 1½ Rthlr. 2r Jahrg. 2r Band. 1⅔ Rthlr.

Mit diesem Bande ist das Werk geschlossen und sind die bisher erschienenen 6 Bände für 9⅔ Rthlr. zu beziehen.

---

[501] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Stimmen aus Jenseits

oder das Todtengericht im Grabe.

Den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten Scheintodten getreu nacherzählt von F. Nork. 8. ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 21 kr.

Diese Bekenntnisse eines durch die Schrecken des Scheintodes zum mönchischen Büßer umgewandelten genußsüchtigen Lebemannes dürften manche von schnöder Weltlust umnachtete Seele aus dem Sündenschlafe wecken: denn nicht einem Jeden möchte, wie dem Helden dieser Geschichte, das Glück zu Theil werden, die Grabesdecke wieder über sich öffnen zu sehen und von den, in das geheimnißvollste Geisterreich ihm vergönnten Blicken noch im irdischen Leben einen nützlichen Gebrauch zu machen.

---

[466] In unserm Verlag ist erschienen und empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken:

Stunden christlicher Andacht

von

Dr. Ludwig Hüffell,

Großherzogl. Badischem Prälaten.

2 Bände. gr. 8. Mit 1 Titelstahlstich.

Vorstehendes Werk zeichnet sich durch seine Gediegenheit vor den meisten ähnlichen Schriften aus, und ist von der Kritik mit Recht als eine der besten Erscheinungen der neuern Zeit bezeichnet worden. Der Raum gestattet nicht, hier Proben anzuführen, und bitten wir, sich von dem Gesagten durch eigene Einsicht in das Buch zu überzeugen. — Jede solide Buchhandlung theilt dasselbe auf Verlangen zur Einsicht mit.

Gießen.

G. F. Heyer's Verlag.

---

[489] **Für Leihbibliotheken und Lesezirkel.**

Nachstehende höchst interessante Unterhaltungsschriften sind im Verlage des Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Criminalgeschichten, nach wahren Begebenheiten in Novellenform dargestellt, von L. Tarnowski. 2 Bde. 8. 3 Rthlr.

Die Blutrosen von Augsburg. Ein deutscher Volksroman von L. Tarnowski. 2 Bd. 8. 2 Rthlr.

Auswahl der neuesten und besten Romane von F. Soulié. Taschen-Ausgabe, à 7½ Ngr. per Bändchen. — Daran sind folgende bereits erschienen oder werden in kurzer Zeit fertig werden:

Die Freier (les prétendus). 3 Bdchn.

Jung und alt (si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!). 12 Bdchn.

Ein Haus zu verkaufen. 1 Bdchn.

Christine in Fontainebleau. 1 Bdchn.

Mosaikbilder. Taschenbuch für 1843. 8. 1½ Rthlr. (Der Ertrag ist für die durch den Brand verunglückten Lehrerfamilien in Hamburg und Camenz bestimmt.)

Poetische Feldblumenkränze. Lieder eines Mitgliedes der Brüdergemeinde, von Fr. Burkhardt. 8. 25 Ngr.

Sternbilder. Dichtungen von Carl Maien. 8. 25 Ngr.

L. Fort in Leipzig.

---

[506] Bei **J. Urban Kern** in **Breslau** ist so eben erschienen:

Aufgaben für Schachspieler

nebst ihren Auflösungen.

Von A. Anderssen.

8. Geh. Preis 10 Sgr.

Dieß Büchlein mit „60 Schachräthseln" wird allen Freunden des Schachspiels willkommen seyn.

---

[443] Bei **F. Rubach** in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Humoristisches Hundert und Eins.

Der gesellschaftlichen Belustigung gewidmet. Enth.: Travestien, Schwänke, Schnurren, Berliner Jokositäten u. d. m. Von F. E. Moll.

Mit 1 Lithographie. 16 Gr.

Intelligenz-Blatt. Nro. 35.

Mittwoch, 30. November 1842.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der Liter.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[500] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Napoleons Ansichten

von der Gottheit Jesu,

sowie von Religion, Priestern und Kirchenthum, Protestantismus und Katholicismus. Durch D. G. v. Ekendahl. gr. 8. geh. 1¼ Rthlr. 2 fl. 15 kr.

Diese interessante Schrift ist hervorgerufen durch das kürzlich in Paris erschienene Sentiment de Napoléon sur la divinité de Jésus-Christ, par Mr. le Chevalier de Beauterne, wovon sie jedoch keineswegs eine bloße Uebersetzung ist. Sie ist als die Quintessenz der versprochenen Conversations religieuses de Napoléon zu betrachten (vergl. Blätter f. literar. Unterhaltg., 1841, No. 298) und zeigt namentlich, wie Napoleon über solche confessionelle Kontroversen gedacht hat, welche seit dem 30. Nov. 1837, die Gemüther so sehr bewegt haben.

---

[509] Bei **C. F. Winter**, akademische Verlagshandlung in Heidelberg, ist erschienen:

Sophokles,

übersetzt von J. J. C. Donner.

Zweite, verb. Auflage in 2 Bänden. gr. 8. geh.

Subscriptionspreis: 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Mehr und mehr wächst das Verlangen aller Gebildeten nach guten Uebersetzungen der Meisterwerke griechischer Literatur.

Wer sich an der großartigen Schönheit Homers erfreut, der wendet sich auch zu den Dichtungen der griechischen Tragiker voll Ernst, Einfachheit und Tiefe; denn sie führen ein in das Verständniß griechischen Sinnes und Lebens, griechischer Kunst und Poesie.

Uebersetzungen, wie die des Sophokles und Euripides von Donner und des Aeschylus von Heinrich Voß, welche bei großer Treue und meisterhafter Behandlung des Versmaßes und der Sprache, den dichterischen Geist des Originals genial auffassen und wiedergeben, sind deßhalb mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. In der Donner'schen Uebersetzung sind auch die griechischen Tragödien (auf Ludwig Tieck's Vorschlag) in Berlin, Leipzig ꝛc. auf die deutsche Bühne gebracht worden.

Zu einem Geschenk unter sinnigen Freunden lassen sich kaum passendere Schriften finden.

Die Ausstattung ist sehr elegant.

Sämmtliche Tragödien des Sophokles, übersetzt von Donner, sind auch einzeln à 8 gGr. (10 Sgr.) oder 36 kr. zu haben.

---

[511] In der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin ist erschienen und zu haben:

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XVI. Jahrhundert. In 5335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch F. B. L. G. Seroux-d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von A. Ferd. v. Quast. In III Abtheilungen: Architectur, Sculptur und Malerei. — In

In vier Bänden brochirt incl. der Einleitungen und Texte in 4to. Preis: 33 Thlr. 10 Sgr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthlg.: Architectur, mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4to. Broch. 9 Thlr. 10 Sgr.

II. Abthlg.: Sculptur, mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4to Broch. 7 Thlr. 10 Sgr.

III. Abthlg: Malerei, mit 1343 Abbildungen auf 201 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4to. Broch. 20 Thlr. 20 Sgr.

---

[520] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Amrilkais,

der Dichter und König.

Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen

von

Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr. — **I. Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Besbasa. Der gefährliche Besuch. Ummo Dschondob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirr. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aßwad. Der gute Kamerad. Der Bekehrte. Schamus. Die Zeitgenossenschaft. Die vier vorbehaltenen Stücke. Die Besendete. Der Regen. Der Wettgesang. **II. Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind. Ueber seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Eßek. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemebscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kamele. Mutiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Adscha in Tai, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenket sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[514] Bei **G. M. Meyer** jun. in Braunschweig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biblioth. class. Opern in Clav.-Ausz. mit italien. oder franz. Original- und deutsch. Texte, Imperial-Quer-Octav, 19te Lieferung, enthaltend:

Rossini's Die Belagerung von Corinth. Subscr.-Preis. 2 Thlr. 15 Sgr.

Es ist dies nicht nur die *einzige, ganz vollständige*, sondern auch eine *sehr correcte, elegante* und *wohlfeile* Ausgabe, und bedarf keiner weitern Empfehlung.

Die aus denselben Gründen mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen ersten 18 Lieferungen enthalten:

Spontini's *Vestalin* 1⅚ Thlr., Rossini's *Tancred* 1⅔ Thlr., Cherubini's *Wasserträger* 1⅙ Thlr., Beethoven's *Fidelio* 1½ Thlr., Auber's *Stumme v. Portici* 2½ Thlr., Weigl's *Schweizerfamilie* 25 sgr., Rossini's *Barbier v. Sevilla* 1⅔ Thlr., Winter's *Opferfest* 1⅔ Thlr., Méhul's *Joseph* 1⅙ Thlr., Boieldieu's *weisse Dame* 2 Thlr., Rossini's *Othello* 1⅚ Thlr., Paer's *Sargino* 1⅚ Thlr., Cimarosa's *Die heimliche Ehe* 2 Thlr., Boieldieu's *Johann von Paris* 1⅓ Thlr., Rossini's *Die diebische Elster* 2½ Thlr., Bellini's *Norma* 1⅚ Thlr., Bellini's *Die Unbekannte (la straniera)* 1⅚ Thlr., Rossini's *Semiramide* 3 Thlr.

In *neuen, eleganten* Ausgaben sind ferner zu haben:

Mozart's 7 Opern im Clav.-Ausz. *complett* 9 Thlr.

dieselben *einzeln*: *Don Juan* 1⅚ Thlr., *Titus* 1 Thl., *Die Zauberflöte* 1⅓ Thlr., *Figaro's Hochzeit* 1⅚ Thlr., *Die Entführung a. d. Serail* 1⅓ Thlr., *Così fan tutte* (Weibertreue) 1⅔ Thlr., *Idomeneus* 1½ Thlr.

---

[508] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1842.

Größere Aufsätze.

Mittheilungen aus einem Tagebuch über Sicilien. 1) Palermo. 2) Die Ostküste. — Der indische Schlangenzauberer. — Mitylene. — Karroglu. — Die Kolonie in Neufundland. — Der Handel in Tauris. — Das alte Bubastos. — Skizzen aus London. 3) Vergnügungen des Engländers. 2) Eröffnung eines Theaters. 5) Die Vauxhallgärten als Phönix und der Luftschiffer Green. 6) Der Themsetunnel und der Ingenieur Brunel. 7) Die britische und ausländische Schulgesellschaft. 8) Die Moorfieldskapelle. — Radeschdins Reise in die südslavischen Länder. — Etwas über den grönländischen Wallfischfang. — Statistische Nachrichten über Griechenland. Dritter Artikel. Vierter Artikel: Militärwesen. — Die indischen Völker und ihre Sprachen. — Massons Reisen in Beludschistan, Afghanistan und dem Pendschab. 1) Einleitung. 2) Die Indusgränze. 3) Die inneren Verhältnisse Afghanistans. 4) Bemerkungen über Beludschistan. — Serbska Jutnicka. — Skizzen aus Peking. 5) Der erste Minister, Rasches Steigen und Fallen der Beamten, medizinische Ansichten der Chinesen, — Aberglaube der Walachen. — Ein Aufenthalt in Alicante. — Petersburger Skizzen von Treumund Welp. — Rahimdad der Brahui. — Der Gummihandel am Senegal. — Ueber das Steigen und Fallen des Genfersees. — Der artesische Brunnen von Grenelle. — Die Räuber im Archipel. — Das Königreich Neapel. — Die periodische Presse in Rußland. — Nachricht von dem weißen Nil, Alterthümer zwischen Kordofan und Darfur. — Die Bewohner der Mosquito-Küste. — Ein Zweikampf in Irland. — Die Naturforscherversammlung in Stockholm. — Die Verhältnisse in Canada.

Chronik der Reisen.

Touren in Ungarn. 3. Reise durch die Militärgränze des Banats. 4. Reise von Temeswar nach Pesth. Missionsarbeiten und Lebensbilder in Südafrika.

Kleinere Mittheilungen.

Eine schwimmende Insel. — Münzenfund in England. — Phonographie. — Audubons Werk über die vierfüßigen

Digitized

Thiere Amerika's. — Gränzverhältnisse zwischen Abyssinien und Sennaar. — Unterseeischer Vulkan. — Lage von Aukober. — Kanalarbeiten in Oberägypten. — Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in Amerika. — Mittel gegen das Durchgehen der Pferde. — Auswanderung aus England. — Römisch-griechische Alterthümer in Aegypten. — Neue Setzmaschine. — Strategische Straßen in der Vendee. — Pottasche aus Indigostängeln. — Sanskritmanuscripte über Astronomie. — Ungeheures Mosaik-Pflaster in Spanien. — Zucker aus Cactusfeigen. — Verbrauch von geistigen Getränken in England. — Realeigenthum und Armensteuer in England. — Die Salzbäder. — Entdeckung von König Alpins Grab. — Die Klöster der Fruschka Gora. — Werth des Grundeigenthums in Frankreich. — Pferdebändigung an der Mosquitoküste. — Grammatik der Sprache in der Nähe der Kolonie Südaustralien. — Chinesische Literatur. — Brüten von Papagaien in Europa. — Aufgefundene Inschrift im Innern einer alten Statue. — Kohlenlager in Lancashire. — Ein Zigeunergericht in London. — Sonderbarer Diebstahl. — Zahl der Schiffe in England. — Projektirte Reise Castelnau's durch Südamerika hindurch. — Der Reisende Diard. — Statistik von London. — Die Engländer über die Kölner Dom-Rede des Königs von Preußen. — Bildungsstufe auf den jonischen Inseln. — Die Mennoniten in Rußland. — Wörterbuch der russischen Akademie. — Neue Locomotive mit komprimirter Luft. — Die Korinthenpflanzungen in Zante. — Hafenbauten in Frankreich. — Ehrenbezeugungen für Sir Alexander Burnes. — Erdbeben in Schottland. — Schneller Nachdruck in den Vereinigten Staaten. — Wiederum die Seeschlange. — Auffindung eines antiken Halsringes in Schweden. — Ein gewichtiger Mann.

---

[517] Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater

von

Friedrich von Heyden.

1r Theil enth.: Nadine, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Die Modernen, Lustspiel in 5 Aufzügen.
2r Theil: Der Liebe Zauber, Schauspiel in 5 Aufzügen. Album und Wechsel, Schauspiel in 5 Aufzügen.
3r Theil: Der Spiegel des Okbar, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Der Geschäftsführer, Lustspiel in 5 Aufzügen. Geheimnisse und ihr Ende, Lustspiel in 3 Aufzügen.

(Preis eines jeden Bandes 1⅔ Rthlr.)

Andenken

an

Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen

Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[505] Im Verlage von **J. Urban Kern** in **Breslau** sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lieder eines Erwachenden.

Von Moritz Graf Strachwitz.

Motto: „Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen."
Anastasius Grün.

Gr. 8. Auf gutem Velinpap. Eleg. geh. 22½ Sgr.

Das freie kräftige Leben, die echte Poesie, welche in diesen genialen Dichtungen walten, werden ihnen bald, neben Herwegh, Grün u. A., einen weiten Kreis von Freunden erwerben.

Ansichten

über

Natur- und Seelenleben

von

Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,

Kanzler der Universität Tübingen,

nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne

Hermann Friedrich Autenrieth,

ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des

Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[516] **Vollständig** ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinp., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpap., 24 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 2 Thlr.

Sollte Jemand sich dieses ausgezeichnete Werk nach und nach anschaffen wollen, so sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, es in beliebigen Zwischenraumen lieferungs- oder bandweise abzugeben.

---

[515] So eben erschien:

Volks-Kalender

für 1843.

Mit Stahlstichen und Holzschnitten.

Herausgegeben von

Karl Steffens.

Elegant geheftet. Preis: 12½ Sgr.

Es bedarf wohl keiner Empfehlung zu dieser Anzeige. Dieser Kalender ist als der schönste und beste, als ein wahrer Pracht-Kalender überall anerkannt worden.

Demselben schließt sich an:

Der Hausfreund

in Hütten und Palästen

von

Karl Steffens.

Monatlich eine Lieferung von 2 Bogen Text und einem herrlichen Stahlstich.

Jede Lieferung kostet nur 3 Sgr.

Die erste Lieferung ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig.

M. Simion in Berlin.

---

[493] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Fütterungsmethode für Pferde

welche

11,081 Rthlr. 6 Gr. jährliche Ersparung bei 300 Pferden, 1108 Rthlr. 3 Gr. bei 30 Pferden, also 36 Rthlr. 22 Gr. an einem Pferde bietet.

Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

---

[464] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Der freie deutsche Rhein.

Geschichtliche und staatswirthschaftliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins.

Von

H. B. Oppenheim,

Dozenten der Rechte zu Heidelberg.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Ueber Flußrecht im Allgemeinen. 3) Aelteste Geschichte des Rheins. Fränkische Zeit. 4) Erste deutsche Zeit. Das Reich. 5) Zeit der Städte-Verbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der Rheinischen Churfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwicklung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem Pariser Frieden. 11) Zustande nach der Wiener Convention und Verhandlungen der Central-Commission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unseres schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neu

vorräthig

die sich bei allen Literaturfreu

Für eine angemessene und würd

I. Die deut

Eine Musterfamml

Zwei Theile. 1350 S

Im Formate

Erstes Buch. Max Mad

Deu

Pracht-Ausgabe

70 Bogen auf schwerem Kupferdruckpapie

Gebunden in fü

I. In engl. Leinwand fl. 8. 45 kr. — 5 Thlr.
IV. In Maroquin mit Goldverzierungen fl. 15

Deutsches Lesebuch von Dr.

800 Seiten in großem Oktavformat

Eine Sammlung von über fünfhund
in poetischer, in nationaler wie in religiöser
hochgeachteten Herrn Verfassers, dessen „Aus
breitet ist, nur noch fester zu begründen. Für
dem Werthe. Der nur für Lehrer bestimmte

Morgenländische Sagen un

von

Friedrich Rücker

Zwei Theile. Oktav. Feinstes Velin fl.

Englische Klassiker in neuen gedieger

James Fenimore C

Amerikanische

I – XII. Band.

Uebertragen von Dr. **Friedenberg**, Dr. S
und Dr. **L. Tafel.**

Inhalt: I. Der letzte Mohikan. II. Der
Ansiedler. IV. Die Steppe. V. Der Lootf
VII. Lionel Lincoln. VIII. Der rothe Freibeute
von Wish-ton-Wish. X. Die Wassernixe.
XII. Der Wildtödter (um die Hälfte stärk

Preis einer Lieferung, deren die ersten 12 L

Jede Lieferung 10 Sgr.; zwei bilden

rch persönliche Gönner
urtheilungen einzelner
e und Lithographien,
, und Abhandlungen

as vorchristliche Alter-
fänge der christlichen
hrigen.
, weßhalb Anzeigen,
ehst umfassende Ueber-

Kunst angehen, ein

ezeichneter Gelehrten
unstblatt ferner eine

blatts," kostet 20 fl.
. . . . . 10 fl.
. . . . . 6 fl.
. . . . . 5 fl.
as „Morgenblatt"
mter bezogen werden.

Buchhandlung.

ris. 262. 265. 264.
. 266. 267. 268. —
270. 271. — Aus Thü
. 274. 275. 276. 277.
. 276. 272. 278. 279.

Friedrich von Spee.
rung und Erklärungen
erkunde. Historisch-
Beiträge zur Geschichte
H. Häser. — Romane
Ein Novellenkranz
2) Neue Erzählungen
— 5) Paul Flemming
Persien. Historischer
Mit Originalradirungen

Rotteck's gesammelte
Biographie und Brief-
wechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne
Dr. Hermann von Rotteck. — Schrift über das Lotto.
Das Lotto. Eine Denkschrift. — Geschichte. Geschichts-
licher Erinnerungs- und Conversationskalender. Von J. Funck.

Digitized by Google

Charakters der Persönlichkeit
6) Gründe gegen den Materi
nung des Menschen in Bezu
Raumwelt und die Unräumlic
gen verschiedener Zeitalter vo
schaft des Menschen; seine a

Vor mehr als dreißig J
seine Laufbahn als Naturf
Physiologie, welcher eine
sinnigsten Beobachtungen
Ideen war, die auch für
Früchte getragen haben.
in einem reichen, thatig
Kenntnisse und Erfahrung
umfassender Geist die höch
Menschen überhaupt diesse
ihn in seinen letzten Jahre
Ueberzeugung in einem
Seine Laufbahn und ganz
dahin treiben, daß er die
dem Grund der unmittel
construirte, und die Q
chologie in der Physi
beabsichtigte, vom Stand
das Räthsel des Lebens i
und seinem Zusammenh
jenseitigen Welt in einen
wickeln. Leider hat der
Hauptzügen schon ziemlic
brochen, aber auch als
Bedeutung, und der He
storbenen, hat sich bem
handlungen, welche er
Vaters fand, mit kurzer
desselben verflocht, ein
menhang darzustellen.
somit, was einer der
scharfsinnigsten Forscher
und theuersten Hoffnun
überhaupt, über das
auf Erden und seine
hältniß der Lebenskraft
andrerseits zur ewigen
und Unräumlichkeit der
Menschen auf Fortdau
Lebensjahren niedergeso
für die Wissenschaft de
bare Keime enthalten
Physiologie für die Ke

Stuttgart und Tü

---

[516] Vollständig i
Leipzig erschienen un
In- und Auslandes

Geschichte

und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinp., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpap., 24 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 2 Thlr.

Sollte Jemand sich dieses ausgezeichnete Werk nach und nach anschaffen wollen, so sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, es in beliebigen Zwischenräumen lieferungs- oder bandweise abzugeben.

---

tschland's schönster Bibeldruck.

es Neuen Testaments und der Psalmen.

r in Hochquart, mit vielen künstlerischen Beigaben. Geheftet 7 fl. oder 4 Thlr.
nferlei Ausgaben, sämmtlich mit Goldschnitt:
II. In Saffianleder fl. 9. 36 kr. — 5½ Thlr. III. In Maroquin fl. 11. — 6⅓ Thlr.
— 7½ Thlr. V. In Sammt mit Ornamenten und Schloß von Silber 27 fl. — 15½ Thlr.

K. E. P. Wackernagel. Drei Theile in einem Bande.

t auf Druckvelinpapier. Gebunden fl. 2. 42 kr. — 1 Thlr. 20 Sgr. netto.
rt Lesestücken in Poesie und Prosa, aus Deutschlands bedeutendsten Schriftstellern, die
Richtung einen sehr entschiedenen Character ausspricht; sie wird dazu dienen, den Ruf des
ahl deutscher Gedichte," für ein reiferes Alter bestimmt, in drei Auflagen ver-
die Jugend von 8—14 Jahren ist unser Lesebuch ein Geschenk von großem und bleiben-
V. Theil ist unter dem Titel „Der Unterricht in der Muttersprache" einzeln zu erhalten.

---

d Geschichten

t.

5. oder 5 Thlr.

Dichtungen von Byron

aus dem Englischen von

Gustav Pfizer.

I—IV. Sammlung. 8. Velin. Jede, circa 500 Seiten, 5 fl. oder 1¾ Thlr.

---

en Uebertragungen; Format der neuen Ausgaben von Schiller, Bulwer ꝛc.

---

ooper's

Romane

olb, Ed. Mauch

Pfadfinder. III. Die
r. VI. Der Spion.
r. IX. Die Beweinte
I. Donna Mercedes.
r und theurer).

Bände 25 umfassen,
nen Roman.

Samuel Warren's

(Dr. Harrisson's)

gesammelte Werke.

Aus dem Englischen von Dr. C. Kolb.

Im Ganzen 30—36 Lieferungen à 18 kr. — 5 Sgr.

Inhalt der ersten bis sechsten Lieferung:

I. Aus dem Tagebuche eines Arztes: Der angehende Arzt. Der Krebs. Der Zahnarzt und der Komiker. Das Sterbebette eines Gelehrten. Die Vorbereitung auf eine Parlamentsrede. Das Duell. Liebeswahnwitz. Das gebrochene Herz. Das Opfer der Schwindsucht. Der gespenstische Hund ꝛc.

(Im Ganzen 28 Erzählungen in zwei Bänden.)

II. Zehntausend Pfund Renten, oder Geschichte des Sir

---

der Städte-Verbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der Rheinischen Churfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwicklung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem Pariser Frieden. 11) Zustände nach der Wiener Convention und Verhandlungen der Central-Commission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unseres schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Die Dichter

zu einer organ

Nach den besten vorhandenen Uebertragungen das vorchristliche Alter-
von Professor Dr. Karl Friedrich Bottcher. Mit anfange der christlichen
Zwei Bände.
Subscript: 2 fl. 42 kr. o. W. — ng, weßhalb Anzeigen,
(Auch in 16 wöchen ichtigen.
Ein Werk, welches sich so warmer Empfehlungen ächst umfassende Ueber-
Gustav Schwab in Stuttgart erfreut, ist aller weiteren e Kunst angehen, ein
darf wohl jeder Käufer entrathen. Man wird ein so solge
festgestellt ist, nicht erwerben können. Es wird einem jun
rende auf Universitäten und Gymnasien, als auch für Frauengezeichneter Gelehrten
In gleich würdiger Ausstattung, und zu gl unstblatt ferner eine

Die Dichter

stblatts," kostet 20 fl.
. . . . . 10 fl.
. . . . . 6 fl.
. . . . . 5 fl.
das „Morgenblatt"
mter bezogen werden.
Buchhandlung.

deren erste Lieferung jeden (November 1842) ausgege
Bei Einführung in höhere Unterrichtsanstal
ede Buchhandlung zu Gewährung noch mehr erwöhnt

Seydelmann

Ein Erinnerungsbuch für sei

Neue mit einem Portrait Seydelmanns und drei eigenen
vermehrte Ausgabe der Schrift: Seydelmann und sein
von

August Lewald.

Elegant geh. Preis 1 fl. 45 kr. rhein. oder 1
Das höchstähnliche Portrait Seydelmanns auf
18 kr. oder 5 Sgr.

Den Kunstgenossen Seydelmanns, sowie nicht minder a
freunden, besonders jenen, welche Gelegenheit haben oder hatten,
Deutschlands zu bewundern, müssen die vorliegenden Blätt
hohem Werthe sein. Der jetzige Verleger des Werkes hat
staltung der neuen Ausgabe noch einen besonders dan
eleganten und kostbaren bildlichen Beigaben erreichen, ohne den

Tirocinium eines

Vier Bände. Elegan

Inhalt: I. Erinnerungen aus Frankreich
4. Weiterreise von Paris nach Bordeaux. 3. Ein Tag und ein
8. Brief über französische Zustände. II. Aus der Provence.
Wasser von Monterwallet; die Bastien zu Sonnenberge. 3. Ein
5. Verschiedene Botanisirfahrten. General Gantre. 6. Die arm
(Kap. 1. u. 2. Ein Brief. 3. Die Kriegsrüstung in Algerien
Reiterregiment. 6. Die beiden Minas.) IV. Der Ka
2. Anstellung bei zu Mendelssohn. 3. Tobias Mirt. Berlin
V. Ueber Aragonien nach Madrid; die Hauptstadt
(Kap. 1. Theater. Oper; die modernen spanischen Dichter; die
Madrid. Das Gesindel. Das nächtliche Cab. Duell. 4. Ma
Jedermann. 5. Die Gitanos und der berühmteste Kenner.
Gitanos. Pakt mit dem Teufel, betreffend die Tänzerin Sa
2. Nationaltänze, Stierkämpfe und Kirche in Spanien auf der Reise
Zustände. 6. Die eigenthümliche Stellung der deutschen Frau
nach Sevilla: die Manolas und das Gesindel. Die
die unverdorbene Begegnung; ein Schalmann über spanische Zust
Vereins; Gerüchte; Einfluß englischen Schutzverbandes; die Gesandt
über Portugal. (Kap. 1. Abschied auf dem Bahnhofe
und Don Miguel; soziale Zustände; Kunst in Portugal. 5. Der
7. Eine Seefahrt von fünf Wochen.)

Werke der ausgezeichnetsten deutschen Dichter, wo
gesammelte Ausgaben mit den Namen ihrer Verfasser bezeichnet sind.

Rotteck's gesammelte
Biographie und Brief-
wechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne
Dr. Hermann von Rotteck. — Schrift über das Lotto.
Das Lotto. Eine Denkschrift. — Geschichte. Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversationskalender. Von J. Funck.

...ndsche Schlechtereien. 261. 262. 263. — 268. 269. 270.
271. 272. 273. 274. 275.
Vier Wochen in Berlin. 275—278.
Aus England. 285. 286.

Digitized by Google

Charakters der Persönlichkeit
6) Gründe gegen den Mater
nung des Menschen in Bez
Raumwelt und die Unräumli
gen verschiedener Zeralter w
schaft des Menschen; seine a

Vor mehr als dreißig J
seine Laufbahn als Naturf
Physiologie, welcher eine
sinnigsten Beobachtungen
Ideen war, die auch für
Früchte getragen haben.
in einem reichen, thatig
Kenntnisse und Erfahrun
umfassender Geist die höch
Menschen überhaupt diesse
ihn in seinen letzten Jahre
Ueberzeugung in einem
Seine Laufbahn und ganz
dahin treiben, daß er die
dem Grund der unmitte
construirte, und die Or
chologie in der Physi
beabsichtigte, vom Stand
das Räthsel des Lebens
und seinem Zusammenh
jenseitigen Welt in einen
wickeln. Leider hat der
Hauptzügen schon ziemlic
brochen, aber auch als
Bedeutung, und der Ho
storbenen, hat sich bewi
handlungen, welche er
Vaters fand, mit kurzen
desselben verflocht, ein
menhang darzustellen.
somit, was einer der
scharfsinnigsten Forscher
und theuersten Hoffnun
überhaupt, über das
auf Erden und seine
hältniß der Lebenskraft
andrerseits zur ewigen
und Unräumlichkeit de
Menschen auf Forde
Lebensjahren nieder
für die Wissenschaft
bare Keime enthalten
Physiologie für die Me

Stuttgart und

[516] **Vollständig**
Leipzig erschienen und
In- und Auslandes

Geschichte
und

Friedric

Zweite verbesser

In 6 Bänden

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinp., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpap., 24 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 2 Thlr.

Sollte Jemand sich dieses ausgezeichnete Werk noch und nach anschaffen wollen, so sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, es in beliebigen Zwischenräumen lieferungs- oder bandweise abzugeben.

des helleniſchen Alterthums

ſchen Auswahl aus ihren Meiſterwerken.

herausgegeben und mit fortlaufenden biographiſchen und literär-geſchichtlichen Erläuterungen begleitet
einem Vorwort von Johann Kaspar von Orelli in Zürich.

Mit Royal-ſatinirtem Druck auf feinſtem Maſchinen-Velin.

2 Thlr. Elegant gebunden: 4 fl. 24 kr. rh. = 2 Thlr. 22½ ſgr. (ngr.)

Einzelne Lieferungen zu 12 kr. rh. = 3½ ſgr. (ngr.) zu beziehen.

von Autoritäten, wie J. G. von Orelli in Zürich, J. G. Walder in Bern, F. G. Kraft in Sandwig,
Anerkennung überhoben, dem Urtheil solcher Männer, auf welches sich zu berufen dem Verleger gestattet ist,
mmel, Lehr- und Lesebuch Lesenden und verschiedenen Alters zu einem wohlfeilen Preise alle Vortheile
bieten, die in der gewählteren Bibliothek einnehmen, und sich zu Geschenken, nicht weniger für Schule
e und Freundeskreis einer gediegenen Lektüre vorzugsweise eignen.
ch wohlfeilen Preise schließen sich diesem Werke an:

des römiſchen Alterthums

wird.
n, als Beispielsammlung für Vorträge über die alte Literatur, und bei Abnahme in Parthieen wird
Parthie-Preis in den Stand gesetzt.

Die Sagen der Pfalz.

Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter
von **Friedrich Brachet** und **Lupian Mohr.**
Ein Band in höchst eleganter Ausstattung, geheftet.
Preis: 3 fl. rh. = 1 Thlr. 25 ſgr. (ngr.)
Elegant gebunden 3 fl. 36 kr. = 2 Thlr. 7½ ſgr. (ngr.)

In den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst, 1842, Juli, Nr. 186, urtheilt sich der Referent, Herr Dr. Grähe in Dresden, unter Anderm so über das Werk aus: „Referent kann nicht läugnen, das ihm seit langer Zeit nicht so viel herrliche Gerichte aus Balladen neben einander vorgekommen sind, als hier; man sollte meinen, die alte Frische der deutschen Romanzen-Poesie sei in ihrer ganzen Kraft wieder erwacht, wenn man Lieder liest, wie . . . . . Da nun auch der Verleger Alles gethan hat, dieses herrliche Liederbuch durch treffliche Ausstattung zu schmücken, so kann man dasselbe mit Recht allen Freunden deutscher Poesie, vorzüglich dem schönen Geschlechte und der Jugend empfehlen, und auch diejenigen, welche speciell der Sagenforschung sich widmen, werden Manches darin finden, was ihnen neu ist."

deutſchen Officiers in Spanien.

Herausgegeben von **Gustav Höfken.**

geheftet. Preis 10 fl. 48 kr. rh. oder 6 Thlr. 20 ngr. (ngr.)

5. (Cav. 4. Besuch beim spanischen Gesandten in Brüssel; Antwerpen. 2. **La capitale.** 3. **La grande Nation.** Nach in Bordeaux. 6. Bayonne und das biscayische Meer. 7. u. 8. Tragikomisches Intermezzo aus Deutschland. Pamplona. 9. Pamplona. (Cav. 1. Die nächsten Umgebungen; französische Posten, die Grenze. 2. Erstürmung des Passes von Velate. 3. Gefangennahme; Abzug in die Thälern von Pamplona. 4. Aufruhr und Empörung in Pamplona. 5. Flucht. 6. Ausfall. 7. Aus einem Briefe.) III. Skizzen aus dem Kriege und dem Leben in Navarra. 1. Die Provinzen des Königreichs. 2. Ein Duell. 3. Streife aus der Umgebung; Besuch beim Obristen des polnischen Regiments. 4. Ein Tag im Kriege; weitere Skizzen in Navarra. (Cav. 1. Parteiamt bis auf Martinez de la Rosa. 2. Tod Zumalacarregui's. 3. Tod Eguia's. 4. Ein Brief. 5. Der combinirte Angriff im Frühjahr 1837. 6. Aus briefischen Mittheilungen.) IV. Aus dem Tagebuche.) Im sieben Capiteln. VI. Kurzer Aufenthalt in Madrid; Rundreise durch Andalusien. 7. Tschikarro auf Kriegsfuß. 8 bis 6. Der combinirte Angriff im Frühjahr 1837. 8. Aus briefischen Mittheilungen.) V

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des **„Morgenblatts,"** mit Einschluß des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** kostet 20 fl.
Der Jahrgang des **„Literaturblatts"** und **„Kunstblatts,"** ohne das **„Morgenblatt"** . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blatter einzeln, nämlich das **„Literaturblatt"** . . . . . 6 fl.
das **„Kunstblatt"** . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das **„Morgenblatt"** in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Regentag. Von J. F. 262.
Bilder aus dem Leben des englischen Landvolks. Entworfen von den Dichtern G. Crabbe und W. Wordsworth. 263. 264. 265. 266. 267. — 270. 271. 272. 273. 274.
Gedichte von L. Schücking. 276.
Nach trüben Tagen. Von H. Kurz. 277.
Des Landschaftmalers Karl Dörr Tod. Von J. Kerner. 279.
Der gefangene Adler. Von O. Prechtler. 280.
Distichen in bunter Reihe. Von H. Viehoff. 283.
Was ist Poesie, o Mutter? Von L. Pichnis. 284.
Gedichte aus dem Dänischen. Uebersezt von T. Homberg. 286.

Räthsel.

Das Errbthen. 262. — Die Sorge. 283.

Charade.

Händedruck. 272.

Erzählungen.

Das gespenstische Gasthaus. 264—266.
Paul. Von L. Schücking. 277—283.

Naturwissenschaftliches.

Zur Geschichte des Giftmordes. 261. 262. 263. — 267. 268. 269.
Ebbe und Fluth. Von Dr. Nürnberger. 280—285.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Holländische Schilderein. 261. 262. 263. — 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275.
Vier Wochen in Berlin. 275—278.
Aus England. 285. 286.

Korrespondenz.

Dresden. 261. — 284. 285. — Paris. 262. 263. 264. 265. — 279. 280. 281. — Breslau. 266. 267. 268. — 281. 282. 283. — London. 269. 270. 271. — Aus Thüringen. 271. 272. 273. — München. 274. 275. 276. 277. — Lausanne. 274. 275. — Hamburg. 276. 277. 278. 279. — Aus der Schweiz. 285. 286.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Dichtkunst. Trutz-Nachtigall von Friedrich von Spee. Nach der ersten Ausgabe mit Einleitung und Erklärungen von Hüppe und Junkmann. — Heilkunde. Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten von Prof. Dr. H. Häser. — Romane und Novellen. 1) Situationen. Ein Novellenkranz von Hofrath Dr. von Reinbeck. — 2) Neue Erzählungen und Novellen von J. N. Vogl. — 3) Paul Flemming oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Mit Originalradirungen von Geißler.

Nro. 112.

Politische Literatur. Karl von Rottecks gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne Dr. Hermann von Rotteck. — Schrift über das Lotto. Das Lotto. Eine Denkschrift. — Geschichte. Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversationskalender. Von J. Funck.

Digitized by Google

Nro. 113.

Rechtskunde. Das römische Recht am Hermannsdenkmale. Ein Beitrag zur Verbesserung des Rechtsstudiums in Deutschland vom Justizrath A. Kaulfuß. — Lyrische Dichtkunst. Sammlung deutscher Volkslieder, welche im Munde des Volkes leben und in keiner bisher erschienenen Sammlung zu finden sind. Herausgegeben von W. Walter.

Nro. 114.

Werke über China. China. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Europäer zu diesem Reiche und auf den jetzigen Krieg mit England nach den neuesten Werken darüber dargestellt von Th. Bockerode. — Erzählungen. 1) Erzählungen von Karl Stöber. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. — 2) Irländische Erzählungen. Aus dem Englischen der Mrs. S. C. Hall übersetzt von Tinette Homberg. — Historische Geographie. 1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten. Von Christian Kruse und von dessen Sohn Staatsrath Fr. Kruse in Dorpat. — 2) K. von Spruner's historisch-geographischer Handatlas.

Nro. 115.

Taschenbuch. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. — Politische Literatur. 1) Nicolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von J. Ziegler. — 2) Der Fürst des Nicolo Machiavelli nebst einer authentischen Beilage, übersetzt von Gottlob Regis. — 3) Bibliothek der modernen Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel.

Nro. 116.

Orthopädie. Physio-pathologische Studien aus dem ärztlichen Leben von Vater und Sohn. Eine Gedächtnißschrift für Johann Georg Heine den Orthopäden von Joseph Heine. — Taschenbuch. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. (Schluß.)

Nro. 117.

Humoristische Literatur. Narrenalmanach für 1843 von Ed. M. Oettinger. — Lyrische Dichtkunst. Balladen und Romanzen. Von Wolfgang Müller. — Geschichte. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von W. Wachsmuth.

Nro. 118.

Reisen. Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis.

Nro. 119.

Reisen. Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. (Schluß.) — Romane. 1) Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen des Prevoß d'Exiles Ed. v. Bülow. — 2) Heinrich von Sternfels. Roman aus unserer Zeit von Julian Chrowniß. — 3) Victorine. Ein Roman von Henriette von Bissing. — 4) Des Kaisers Pathe. Novelle aus den fränkischen Religionskriegen von F. A. Oldenburg.

Nro. 120.

Geschichte. Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. F. A. von Langenn. — Klassische Literatur. 1) Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen von Prof. Dr. K. Fr. Borberg. — 2) Roms Dichterheroen. Herausgegeben von Dr. Julius Henning. — Reisehandbücher. 1) Handbuch für Reisende in Frankreich. Von Dr. J. F. Neigebaur. — 2) Handbuch für Reisende in Griechenland. Von demselben.

Nro. 121.

Flandrische Literatur. — Edelsteinkunde. Beiträge zur Naturgeschichte des Diamants. Von Dr. Alexander Peyholdt.

Kunst-Blatt.

Nro. 87.

Die erste Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig am 10., 11. und 12. September 1842. — Alterthümer.

Nro. 88.

Die erste Versammlung deutscher Architekten ꝛc. (Fortsetzung.) — Alterthümer. — Neue Stiche. — Stahlstiche. — Lithographie.

Nro. 89.

Ueber den Kölner Dom. Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. — Die erste Versammlung deutscher Architekten ꝛc. (Schluß.) — Lithographische Werke. — Literatur. — Neue Zeitschrift. — Nekrolog.

Nro. 90.

Ueber den Kölner Dom. Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. (Fortsetzung.) — Persönliches.

Nro. 91.

Ueber den Kölner Dom. Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von Sulpiz Boisserée. (Schluß.) — Persönliches. — Ausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 92.

Mittheilungen vom Niederrhein. — Illustrirte Werke. Der Nibelungen Noth, illustrirt mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther. Die Bearbeitung des Textes von Dr. Gustav Pfizer. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 93.

Nekrolog. — Kupferwerke. Auserlesene Verzierungen aus dem Gesammtgebiete der bildenden Kunst, zum Gebrauch für Künstler und kunstbeflissene Handwerker ꝛc., von Wilhelm Zahn. — Bauwerke. — Malerei. — Plastik.

Nro. 94.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden, in Briefen an einen Freund von Ernst Förster. — Medaillenkunde.

Nro. 95.

Adrian Ostade. — Medaillenkunde. — Technik.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. December 1842.

— So gefällſt du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen,
Denn dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich als edler Junker hier.

Goethe.

Der Poet und der Teufel.

Im Schweiß des Angeſichts, des blaſſen,
Saß einſt ein Dichterling, und ſchrieb,
Indeß der Schnee, toll, ausgelaſſen,
Sich um die matten Scheiben trieb.
Doch heute ging es nicht das Reimen,
Trotz Zwängen, Flicken, Biegen, Leimen,
Wie er die Stirn' auch glühend rieb.

Du gute deutſche Mutterſprache,
Was biſt du ein geſundes Weib!
Wie hat mit Folter man und Plage
Zerſchunden dir den ſchönen Leib!
Und doch voll Kraft die jungen Glieder!
Wann kommt dein Simſon, daß er wieder
Zu Paaren die Philiſter treib'! —

Verzweifelnd nagte an dem Kiele
Der Dichter, plötzlich ſprang er auf:
„Zum Teufel mit dem dummen Spiele!
Zu was die Waare, wo kein Kauf?
Die ganze Welt hab' ich beſungen,
Durch Eis und Wüſten mich gerungen,
Zu Bergen ſteigt der Hefte Hauf."

„Allein die Menſchheit liegt im Argen,
Die Mode gilt bei Buch und Frack.
Den Lorbeerkranz, den dünnen, kargen,
Man wirft ihn weg an Lumpenpack.
Indeß ſie meinen glühend heißen
Geſängen kalt den Rücken weiſen,
Herrſcht allwärts dummer Ungeſchmack!"

„Was ich euch biet' iſt lauter Honig;
Ihr lauft, als wär' es ſaurer Wein!
Wie in dem Peſtſpitale wohn' ich
Mit meinen Verſen hier allein.
Verdammtes Recenſentenweſen! —
Hielt' Einer mir nur aus beim Leſen,
Und ſollt's der Teufel ſelber ſeyn!"

Kaum hat er dieſes Wort geſprochen,
So hört er Schritte auf der Flur,
Dann an der Thür ein leiſes Pochen.
„Ach! wär' es ein Verleger nur!
Herein! Herein!" — O Graus und Schrecken!
Er ſieht ſich durch die Thüre ſtrecken
Des Satans hölliſche Figur.

Digitized by Google

Mit Horn und Schwanz und Pferdefüßen
Der Teufel, wie er leibt und lebt,
Nach wechselseitigem Begrüßen
Nun also an zu sprechen hebt:
„Ich hörte, Euer Wohlgeboren,
Hier oben schimpfen und rumoren,
Daß mir das Herz im Leib gebebt."

„Drum nahm ich mir heraufzukommen
Die Freiheit und bin gern bereit,
Nach Eurem Wunsch, den ich vernommen,
Euch zuzuhören ein'ge Zeit.
Ist gleich das Publikum ein kleines,
So ist's geduldig doch, wie eines
Nur irgend ringsum, weit und breit."

„Ei, seyd willkommen mir, Verehrter!"
Rief lauten Jubels der Poet.
„Ich will Euch lesen, Hochgelehrter,
Mit tausend Freuden, wie Ihr seht!
Hier ist ein Stuhl; kommt, laßt Euch nieder!
Roman, Novelle, Drama, Lieder,
Sagt, was Euch zu Befehle steht!"

„Gemach! zu was so stürmisch eilen?"
Spricht jener. „Glaubt's, ich bleibe hier!
Doch gebt zuvor mir ein Paar Zeilen;
So ist's bei uns Geschäftsmanier.
Ich schüre unterdeß das Feuer;
Mich friert's hier oben ungeheuer.
Ich bin verwöhnt. Verzeiht es mir!" —

„Erlaubt, daß ich Euch gleich bediene!
Die Kleinigkeit ist flugs gemacht."
Indeß er schreibt, hat im Kamine
Der Teufel 's Feuer angefacht;
Und kaum war er damit zu Ende,
So hat der Dichter schon behende
Ein zierlich Blatt ihm dargebracht:

„Den Reim, den ich hier schreibe, sey's mein lezter,
Den möcht' ich recht mit Gift und Galle tränken,
Dich, feiles Publikum, damit zu kränken,
Ich ein Poet, ein schnöd' zurückgesezter.

Stumpf ist dein Sinn, ein schmählich ungewezter;
Blind ist dein Aug', ja blind den ärgsten Ränken;
Den Tagesaffen magst du dich verschenken,
Ich mag dich nicht, ich ein gebezt zerfezter.

Weltmüde bin ich längst ja schon gewesen;
So will ich denn dem Teufel mich verschreiben!
Dem Publikum ruf' ich noch: Gott befohlen!
Doch muß der Teufel ruhig sitzen bleiben,
Bis ich ein einzig Trauerspiel gelesen;
Dann kann er mich und meine Verse holen!"

Dem Teufel schien dieß sehr zu munden,
Und schmunzelnd sprach er, lustverklärt:
„Ein Jeder hat für freie Stunden
Noch so ein Lieblingssteckenpferd.
Ich nun, ich sammle Autographen.
Welch Glück, daß wir zusammentrafen!
Dieß Blättchen ist mir Vieles werth."

(Schluß folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

Edward Bulwer, der Diplomat, hat in seinem Buch über die Franzosen und Engländer ganz richtig gesagt: der Engländer ist stolz auf sein Volk, weil es ihm angehört; der Franzose ist stolz auf das seinige, weil er ihm angehört. Beim leztern die Person, beim erstern die Sache, beim Deutschen die Idee. Der Idee opfert man sich aus Glauben und Ueberzeugung, der Person aus Eitelkeit, der Sache aus Eigennutz. Wer daher die Sache achtet, der thut es, damit, bis und so lange er sie besizt. Als wirklicher oder zukünftiger Eigenthümer aber ist er Herr, steht er darüber, gibt er ihr Werth, Verdienst und Bedeutung. Je größere Bedeutung ich der Sache einräumen kann, desto stolzer kann ich darauf seyn, daß sie mir gehört; je höher ich sie stelle und achte, desto höher darf ich mich schätzen. Und ist sie die allerhöchste, ist sie die Majestät selber, so bin ich mehr als Majestät, weil sie die meinige, nur Besiz, Stück, Theil von mir, nicht einmal Ich selber ist. Das Ich also, nicht das leere, eitle, nur sich in sich selbst bespiegelnde und bewundernde, sondern das die Fülle besizende, nicht das seyende, sondern das habende Ich ist der Nerv der englischen Art; ein derber, praktischer Egoismus, ein solider, gewichtiger, gerade uns arme Deutsche um so mehr drückender Stolz. Obwohl man jenseits des Kanals Deutschlands Bedeutung zu ahnen beginnen möchte, so ist das Grundgefühl gegen uns, ich hab' es in manchem Wort und Gespräch erfahren, doch nur das des Stolzes und der Verachtung unserer kleinen, unmächtigen, trotz dem Zollverein noch immer genug zersplitterten Landkarte.

Der Engländer achtet nur, das steht fest, was er hat; aber weil er es hat, weil es somit unter ihm steht, verachtet er's. Dieß ist die einfache, obwohl befremdliche Dialektik der Gegensätze, die im Wesen des menschlichen

Herzens so gut wie das Doppelspiel der Liebe begründet ist. Ich tröste mich als Deutscher; muß ich doch nicht allein mit meinen Landesgenossen in das zackige, verletzende Räderwerk dieser erbarmungslosen Dialektik; es geht ja der „Allgeliebten" nicht anders, im Grund genommen, als mir und ihnen. Ob es aber ihr so gleichgültig seyn kann, als mir, der ich draußen in der Fremde, je weiter ich komme, desto lauter ausrufen darf: Deutschland ist doch das schönste und beste der Länder! und der ich in kurzer Frist wieder heimische Luft und heimische Polizei werde athmen dürfen? Könnte nicht eines Tags John Bull es genug haben, auf seinen König und Adel stolz zu seyn, weil sie ihm gehören? Könnte er sein Eigenthum nicht auch einmal wegwerfen und mit Füßen die diamantene Krone zertreten, die ihm seine Macht und Herrlichkeit so prächtig wiederspiegelt? Es ist wahr, Bruder John ist voll Humor, und nur aus Humor soll er Robert Peel in effigie verbrennen, daß Herr Robert selbst darüber lachen kann. Aber vom Lächerlichen zum Tragischen ist nur Ein Sprung. Eine deutsche Polizei wenigstens würde fürsichtiger seyn.

Da hängt wieder Alles voll Carricaturen an den Bilderläden, an allen Scheiben von oben bis unten Carricaturen auf Majestät und Adel, auf Prinz Albert und Robert Peel, auf gleitende Scale und Einkommentare. Die Zeitungen haben ihrer Zeit mehrfache Beispiele mitgetheilt, wie auch Stift und Kreide über die beiden Hauptmaßregeln der lezten Session mitdebattirt. Aber was ist Beschreibung gegen Anschauung, vollends bei einer Carricatur? Die Franzosen bleiben in diesem Felde mit all ihrer übrigen höhern Kunstausbildung weit hinter den Engländern zurück. Es ist wahr, geist- und lebensprudelnd sind die französischen Zerrbilder immerhin, aber feinerer, tieferer Gehalt, schöpferische Originalität spricht sich wenig darin aus. Eine sehr typische Grimassirung, eine ekelhafte cynische Ungebundenheit beleidigt mit dem Anstand zugleich das Auge. Das Häßliche und Gemeine noch gemeiner und widriger machen, damit das Edle selber förmlich verletzen, das ist bei allem Aufwand von Witz und Satyre keine Kunst. Schon äußerlich zeugt diese Salopperie, diese Ungewaschenheit des französischen Griffels in seiner schnöden, leichtfertigen Gritzelei von der innern Unkeuschheit des Sinnes, der sich denn auch am liebsten auf das Heilige, auf das Geheimniß, auf Zucht, Ehrbarkeit, auf Religion, Familie, Liebe wirft, um sie, so viel an ihm liegt, für das Musée Dupuytren reif zu machen.

Wie ganz anders die englische Carricatur! Keine solche Mißgeburten, keine solche abenteuerlichen, einem verbrannten Gehirn entspringenden Verzerrungen, keine so unschönen Uebertreibungen. Das Kleine und Geringe zur Folie des Großen und Bedeutenden, das Unschöne zur Basis für das Schöne, und dann Anknüpfung an das Vorliegende, Reelle, Schickliche, Darstellbare, ein gesunder Blick, eine feste Hand, ein scharfer Stift — das sind Elemente zu einer humoristischen Darstellung. Die englischen Bilder der Art, die sich meist an politische Vorgänge und Fragen anschließen, machen daher einen so entschieden heitern, launigen Eindruck, und nicht bloß für's erstemal, sondern immer kann der Beschauer wieder zu ihnen zurückkehren. An den französischen dagegen hat man im Momente satt und übersatt; es ist ein vorübergehender Kitzel, und meist schon das erstemal nur mit innerlicher Ueberwindung zu genießen. Meist aus einer geschraubten, forcirten Phantasie entsprungen, lassen sie keinen harmlosen, stillen, bleibenden Genuß zu: eine Geißel ohne Balsam, eine Pille ohne Honig, ein Spott ohne Trost, ein Urtheil ohne Gnade, ein Haß ohne Liebe, eine Religion ohne Tugend, eine Kunst ohne Poesie.

Was mich in Paris nur selten auf Augenblicke fesseln konnte, dem widme ich hier in London halbe Stunden: den Carricaturen an den Bilderläden. So betrachte ich mit neuem Vergnügen, was ich jüngst auftauchen sah: Cutting the Gordian knot. Sir Robert, der lange, doch nicht schmächtige Herr mit der langen, fein gebogenen Nase und dem bedeutenden Kinn, ist als Alexander der Große gekleidet und haut mit der „Incometax" den Knoten der Armuth durch. John Bull daneben, der dicke, breite, stattliche Pächter im griechischen Mantel, sieht mit schlimmem Bedacht, was Arbeit unser Held gemacht. — Nr. 2. The man who want the incometax. Steuereinnehmer Robert kommt zur Thüre herein. Master A. sizt seelenvergnügt bei seiner Pinte Porter, denn er hat bloß 149 Pfund 19 Schilling und 11 Pence Einkommen, darf also getrost und gemüthlich das Pfeifchen fortrauchen. Sein Gevatter hat aber einen Penny mehr, also 150 Pfund Einkommen, und muß seine vier Pfund Steuer zahlen. Das thut er freilich nicht mit Freuden, sondern mit Seufzen. Der Steuereinnehmer mit dem langen Kinn und der brutalen Unterlippe läßt sich aber das wenig anfechten.

Nr. 3. Lord Melbourne, der zarte, Lord Palmerstone, der grobe, Lord Russel, der feine, mit den sechs andern Glücks- und Unglücksgenossen von Ihrer Majestät voriger Regierung, stehen aufgereiht als Kegel in der Bahn. Robert Peel hat die Kugel in der Hand und schiebt darauf los. Der Herzog sizt, gemüthich die kölnische Pfeife rauchend und gelassen zusehend, zur Seite. Die andern Gentlemen der Sorte wundern sich und loben den kühnen, scharfen Schützen. Eben kommt die Kellnerin Victoria mit einer Platte voll Speisen zur Thüre herein und meint: „I shall look pretty sharp after these gentlemen, and make them any on delivery." Die köstliche Darstellung ist von dem berühmten Meister

Digitized by Google

H. H. — N. 4. Tarif versus Incometax. Ein armer Handschuhverkäufer, vom Weib und drei jämmerlich armen Würmlein umgeben, flucht, lamentirt und betet um das tägliche Brod. Triumphirend hält der Premier ihm den neuen Tarif hin und fragt, ob man denn nicht sehe, wie viel er für die Armen thue, indem er den Tarif auf Einfuhr der Handelsgüter herabsetze, wovon gerade die arme Familie nagte. Wellington, der Knecht seines Herrn, muß den andern Zipfel der aufgerollten Tare halten. Alle neun sind oben geworfen, aber es ist noch nicht aller Tage Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Theurung. — Die ständischen Ausschüsse.

Der Herbst ist noch erträglich geworden, wenn man ihn mit den Befürchtungen des Sommers vergleicht. Das Gras ist wieder gewachsen, die Flüsse haben wieder etwas Wasser; das Holz ist zwar nicht in der Eile gewachsen, um unsere Oefen für den Winter zu versehen, auch sind die Preise nicht herunter gegangen, sondern noch immer im Steigen, aber auf den Kähnen hat doch etwas Torf können angefahren werden. Wie der gefürchteten Hungersnoth wird gesteuert werden, das steht dahin. Eigene Bedenken darüber, wie es mit der Wohlthat der Gewerbefreiheit denn eigentlich beschaffen sey, nämlich in ihren Wirkungen auf den Markt der Lebensmittel, können aufsteigen, wenn man erwägt, daß Brod und Fleisch so theuer und theurer als je sind, während das Korn wohlfeil ist und das Fleisch doch auch wohlfeil seyn muß, wo man das Vieh schlachtet, weil man es nicht durchwintern kann. Wir haben keinen Zunftzwang, keine obrigkeitliche Taxen, jeder patentirte Meister kann backen und schlachten so viel er will, und zu Preisen verkaufen, die nur die Concurrenz macht, und diese Concurrenz ist den Bäckern und Schlächtern so gefällig, die höchstmöglich theuern Preise hierorts hervorzubringen. Kornpreise, sagt man, lassen sich nicht machen, die Börse dafür ist zu groß; wie aber, ist Berlin nicht eine so große Stadt, daß ein Schlächter und Bäcker darin fortkommen könnte, der Fleisch baute und Brod backte, wie es sein und des Publikums Interesse zugleich wäre und nicht das seiner Kollegen? Wenn uns die Gewerbefreiheit noch nicht weiter geführt hätte, nachdem sie bald ein halbes Jahrhundert existirt, so sähe es doch bedenklich mit derselben aus. Noch schreien die Armen nicht, aber es könnte dahin kommen. Die Polizei hat nicht mehr das Mittel in Händen, aber sie hätte doch die Kraft, den freiwilligen Bäcker und Schlächter zu schützen, welcher gegen seine Genossen sich die Freiheit herausnähme, wohlfeiler zu backen und zu schlachten. In der Wirklichkeit ist nur die Kartoffel theurer geworden; sie ist freilich das Fundament unserer Nahrung, aber nur der Arme lebt allein von ihr. Weil sie nun auch theurer geworden auf dem Tische des Schlächters, der vom Fleisch zu leben angewiesen ist, liegt da die Befugniß so nahe, daß er darum auch mit seinem Fleisch aufschlägt? Der Ausschuß der Stände hat über das Salz berathen, wie es mit jährlicher Einbuße der Staatsrevenuen von zwei Millionen dahin zu bringen sey, daß es um etwas wohlfeiler dem Armen geliefert werde? In einer großen Stadt, wo man seit langen Jahren an die bestehenden Salzpreise gewöhnt ist und dadurch eben Niemand sich gedrückt fühlt, mag man die Bedeutung dieser Frage nicht wohl würdigen. Im Gegentheil ist man der Meinung, es gebe hundert andere Beschränkungen, die mehr drückten, und von mehreren Seiten ist der Vorschlag gemacht worden, lieber die Mehl- oder Fleischsteuer herabzusetzen. Indessen müssen die Provinzen oder ihre rittergutsbesitzerlichen Vertreter wohl wissen, wo der Schuh sie drückt, und den übereinstimmenden Wünschen so vieler Provinzen mußte vom Staate nachgegeben werden.

Also über das Salz wird verhandelt, und gewiß zum Besten der Salzesser. An einem redlichen, guten Willen Aller zweifelt Keiner. Aber die Frage drängt sich von selbst einem Jeden auf: ist denn das ein Gegenstand, um den die Stände von Memel bis Trier zusammen kommen mußten? Und damit nicht genug: mußten alle diese Stände gen Abend und gen Morgen noch besondere Ausschüsse wählen, und diese Elite mußte nach Berlin reisen und hier große Sitzungen halten, Reden anhören und verarbeiten, die Minister, eine Menge Beamte in Bewegung seyen, um zu bestimmen, wie es möglich zu machen, daß der arme Mann die Metze Salz künftig wohlfeiler kaufe als bisher? Hogarth hat uns jene große, complicirte Maschine gemalt, durch die es gelingt, den Pfropfen aus der Bouteille zu ziehen, ohne daß die Hand die Bouteille berührt. Wir haben einen tüchtigen und sehr unterrichteten Beamtenstand, wir haben jetzt Minister, welche aufrichtig mit ihrem König das materielle Wohl des Volkes wollen. Wie leicht hätte sich mit Zuziehung einiger weniger Notabeln aus den Provinzen diese Salzverkaufsregulirung ausführen lassen. Des Königs Gnade hat den Steuernachlaß noch um eine halbe Million erhöht; wenn nun auch die Kosten, welche der Ständeausschuß verursachte, dazu genommen wurden, so wurde ja das Salz noch um etwas wohlfeiler. Ein weit anderer Gegenstand ist freilich das große Eisenbahnnetz, und der Gedanke ist königlich aufgefaßt. Aber hätte sich die Einwilligung der Provinzen nicht in anderer Art, billiger und vollständiger, als durch einige Repräsentanten von Ständen, die keine Repräsentanten des Volks seyn sollen und seyn wollen, beschaffen lassen? Eine Fiction ist immer nöthig, wo große Maßregeln in's Werk gesetzt werden; diese schien hier leichter, wenn der König in dem monarchischen Preußen sagte: es ist mein Wille; über das Wie aber wünsche ich die Ansichten und Wünsche meiner Völker zu hören. Wären sie ausgeblieben? Eine Sprachverwirrung wäre möglicherweise eingetreten; aber die richtigen Ansichten heraus zu finden, wäre doch keine Herkulesarbeit gewesen. Ob wir es erleben, daß die Stände auch über das geistige Salz des Lebens verhandeln werden? Oder soll das gerade ein Regal bleiben? Da erhalten wir plötzlich die bundesväterliche Censurfreiheit der Schriften über zwanzig Bogen restituirt. Wir nehmen das Geschenk mit williger Anerkennung des königlichen Sinnes, der es uns ohne Ständevertrag gab, hin, und hoffen, daß es ein guter Anfang sey. Im Wesentlichen ist dadurch noch nicht viel gefördert. Der Druck des Bülow-Cummerowschen Werkes hatte uns bereits bewiesen, daß in den wissenschaftlich erörternden Sphären der alte Druck schon aufgehört hatte. Nur die Belletristen werden dadurch vor manchen Albernheiten, die früher an's Unglaubliche grenzten, geschützt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. December 1842.

Shall peers or princes tread pollutions path,
And 'scape alike the law's and muse's wrath?
Byron.

Aus England.

(Fortsetzung.)

In Nr. 5 erhebt sich the Whig and radical government als the modern Phœnix geflügelt aus der Asche. Einstweilen drehen in Nr. 6 Peel und Wellington an einer Handmühle, in die oben the poor people hinein muß, um unten als hohe Renten herauszukommen. Die Eintracht der zwei Herrn ist gar zu rührend; es ist der Mühe werth, in Nr. 7 „das Paar langköpfiger Bursche," in trefflicher Weise gezeichnet, mit einander spazieren gehen zu sehen.

Der Herzog läuft immer als das fünfte Rad am Wagen, unschuldig und unbetheiligt, höchstens als Gehülfe, als Kammerdiener oder Stallknecht nebenher, eine kurze Jacke an, eine weiße Schürze vor, die Hemdärmel aufgestülpt. So in Nr. 8, „Bleeding extraordinary," wo Wundarzt Robert Victorien zur Ader gelassen hat und Wellington, der Badersknecht in vollkommenster Knechtsgestalt, das Becken unterhält. Meister des Werks ist immer der edle Baronet. In Nr. 9 — the royal rat catching — wird Victoria, ein niedliches Rättchen, vom Hintergrunde her in die Falle gelockt, deren Schnur R. Peel mit athemloser Aufmerksamkeit auf das königliche Thierchen in der Hand hält, um, sobald es angebissen, die Klappe fallen lassen zu können. In Nr. 10 — the sliding scale — sitzen hoch oben auf dem Wagbalken die Tories, Peel ruft ihnen zu, sie sollen sich nur festhalten, im Uebrigen wolle er schon für sie sorgen. In der Tiefe hocken die Whigs. Wie kommt das? Victoria, die Kleine, wird von ihrem getreuen Albert mit beiden Armen hinaufgehoben, um so dem Balken in die Höhe helfen zu können. Sie müsse den Herren, meint sie, doch ein Bischen emporhelfen, um zu sehen, was sie anfangen werden. Einer der hohen Herrn schwenkt dazu jubilirend den Hut und schreit, was er kann: „128 die Majorität! glorious! hurrah!" Rechts unten in der Ecke sitzt ein dickes, großes Gesicht und brummt: „O ja, da seyd ihr, meine Jungen, aber wartet nur eine Weile. Sobald ich Lordmayor bin, sollt ihr schon was zu thun kriegen: aus dem Peel soll ein Repeal werden." Wellington ist nicht mit oben auf dem Balken, er sieht unten, etwas im Hintergrunde, mit gekreuzten Armen dem Geschaukel zu. Doch darf er mitessen, wenn in Nr. 11 — a Cabinet pudding — Herr Robert den Wirth macht und, das Größte für sich behaltend, den delikaten Schmauß in entsprechend kleine Ministertheile zerlegt, während die Herren Whigs sich mit dem Zusehen zum Fenster herein begnügen müssen.

Hie und da darf Peel auch allein der Ehre des Ministeriums genießen. Nr. 12. Robert Wileam Peel sizt

Digitized by Google

auf dem Esel John, der gescheidt und ärgerlich sich umschaut nach dem Reiter, der mit der Incometax so unvernünftig auf ihn losschlägt, ohne den Engel des Herrn zu bemerken, der die Wage in der Hand hält, auf welcher die Propertyschaale tief unten, die Incometax hoch oben steht. Und was hat man mit dem neuen Minister gewonnen? Nichts als eine neue Amme. Nr. 14 — the rival nurses — Mistreß Melbourne hat das einjährige Töchterlein, Mistreß Peel, die nicht minder stattliche, hat das einwöchige Söhnlein auf dem Arm und tritt fragend und herausfordernd der andern gegenüber. Nr. 15 — the annual — die Amme Robert, wie sich's für solche Stellung gebührt, groß und stolz blickend, mit dem jungen Prinzen auf den Armen, fragt: „Nun, Meister Bull, was denkt Ihr von unserm neuen Jährling? Ist's nicht ein prächtiges Muster?" — „Prächtig in der That!" versetzt Meister John, „und eine hübsche Summe, fürcht' ich, wird's mich jährlich kosten." Und dabei schneidet er, der zum Besuche bei der Wöchnerin gekommen, ein so bittersaures Gesicht, als ob er heute Tinte, statt einer Pinte süßen Ale's getrunken. Das aber merkt die Mutter im Wochenbette nicht, da Prinz Albert, mit starkem Schnurrbart und die Erstgeborene auf den Knieen, davor sizt. „Wie vergnügt der Mann aussieht!" sagt sie zu ihrem Herrn und Gemahl; „gewiß, er wird der Amme ein recht schönes Präsent machen." Ließe sich vielleicht auch Meister John durch die naive Freude der Mutter mit derselben aussöhnen, die Amme hat's einmal verspielt bei ihm. Die Einkommentare, die Einkommentare! Wohl kommt der Herr Einkommensteuereinnehmer, die Feder im satyrischen Mund, das Einziehbuch unter dem Arm, auch in den Buckingham Palast, Nr. 15, hinter ihm die edlen Begleiter vom Steuer-Catasterbureau. Victoria hat einen ungeheuern Beutel in der Linken, die 68,000 Pfund Einkommen darin drücken sie ganz auf die Seite; aber die Steuer in der andern Hand, die Summe von dreizehn Pence, bildet kein hinlängliches Gegengewicht. Aber auch Prinz Albert zieht nur mißlaunig und ärgerlich, langsam und ungern das kleine Beutelchen aus der Tasche, um von seinen 18,000 Pfunden auch seinen Penny zu entrichten.

Eigenthümliche Gedanken und Gefühle zogen mit diesen Bildern an mir vorüber. Manche Preisaufgabe und manche Examensfrage für deutsche Candidaten weltlichen oder geistlichen Ministerii wüßte ich daraus zu machen. Sollte das nicht gefährlich werden? muß das nicht aufregen? Tausende können Bücher, Pamflete und Zeitschriften weder lesen, noch sich vorlesen lassen, aber diese Bilderschrift versteht Jeder zu entziffern. Ist es anders möglich, als daß durch solchen Spott und Spaß jener blinde Respekt vor dem Besitze zerfressen wird?

Doch Robert Peel lacht, die Tories lachen, die Whigs lachen, das Volk lacht, warum sollt' ich nicht auch mitlachen? Nur ein starker, innerlich noch wohlgefugter Staat, nur ein Leben, das seinen Schwerpunkt zwar immer wechseln, doch noch nie verlieren konnte, kann solches mit heiterm Sinne tragen und gewähren lassen. Die zusammenhaltende Kraft dieses immerhin mannigfach morschen Baues liegt in der Oeffentlichkeit und Freiheit des Daseyns, das ist keine Frage. An ihr erstarken die Herzen, und an den erstarkten Herzen prallt der spitze Pfeil ab, der das schwache verlezt. Wer Unterkleider von Schafwolle trägt, dem ist ein Lüftchen tödtlich; wer im frischen Wasser, in freier Luft zu leben gewohnt ist, dem schadet auch ein Zugwind nichts. Und in dem freien, offenen Widerspiel der verschiedenen Mächte und Waffen stumpft sich auch manche Spitze und Schärfe ab, welche verhalten und verschlossen den Reiz und das Gift, die Säure und den Rost, den gefährlichen, statt sie abzustreifen, nur sich mehren läßt. H. H. ficht gegen H. B.; eine Partie hebt, schlägt, ersezt die andere, und im geregelten Gegendruck der Zwei erhält sich die harmonische Dreiheit, der Staat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Poet und der Teufel.

(Schluß.)

„Doch jezt genug, mein lieber Dichter;
Der Worte sind schon viel zu viel!
Seit lang' war ich auf nichts erpichter
Als heut' auf Euer Trauerspiel." —
Er rückt zwei Sessel mit Behagen,
Und jenen scheint ein Blick zu fragen,
Ob Platz zu nehmen ihm gefiel'?

Der Satan sezt sich. — Armer Satan!
Der Handel da gefällt mir nicht:
Ein kluger Mann hört klugen Rath an,
Eh' er in Händel sich verflicht. —
Der Dichter aber schließt die Thüre,
Damit ihn heut' bei der Lectüre
Kein Unberufner unterbricht.

Der Dichter sezt sich — liest den Namen —
Sodann ein langes Personal.
Was da für Leut' zusammenkamen!
Raubmörder, Gauner sonder Zahl,
Bubldirnen, Meuchler, Henkersknechte,
Giftmischer, Pfaffen, faule, schlechte,
Und andre Schufte nach der Wahl.

Digitized by Google

Dem Teufel läuft's ob der Cohorte
Wie Eiseskälte durch die Haut.
Er brummt halb ärgerlich die Worte:
„Ich glaube, alter Narr, dir graut!
Was hat der Gimpel denn gelesen,
Als ein Register solcher Wesen,
Wie täglich sie die Hölle schaut?"

Der erste Akt schien noch erträglich;
Der Teufel dacht': „Bald bin ich quitt!"
Im zweiten aber war's schon kläglich,
Was da er für Gesichter schnitt!
Ihr saht wohl einen schon sich zwingen,
Zu große Bissen zu verschlingen;
So war es, was der Aermste litt.

Im dritten Akte ward's noch schlimmer;
Dem Teufel selbst verging der Spaß.
Es häuften Gräu'l auf Gräu'l sich immer;
Ihm wurde weh, er wurde blaß.
Verstopft hätt' er sich gern die Ohren,
Der Angstschweiß brach aus allen Poren,
Bleich saß er zitternd da und naß.

Der Dichter liest mit neuem Feuer
Den vierten Akt; er glüht, er schnaubt;
Des Teufels Angst wird ungeheuer,
Er springt empor, ihm brennt das Haupt.
Er hält den Leib, er dehnt die Glieder,
Geht händeringend auf und nieder,
Er wimmert laut, des Sinns beraubt.

Der fünfte Akt! — Jetzt gilt's sich retten!
Er muß in's Freie, schnappt nach Luft;
Und läg' er zehnfach auch an Ketten,
Er muß aus dieser Todtengruft.
Die Thüre, ach! ist fest verschlossen:
Der Teufel hat sich rasch entschlossen.
„Hör' auf mit deinem Lesen, Schuft!"

„Verdammter Unsinn! — Pfui! — Abscheulich! —
Die Hölle dankt für solchen Gast!" —
Und zum Kamine springt er eilig,
Er klettert aufwärts voller Hast;
Doch wie er eben will verschwinden,
Hat ihn der Dichter rasch von hinten
Zu rechter Zeit am Schwanz erfaßt.

„Halt, Satan! Schurke, trugerfüllter!"
Schreit laut der Dichter. „Halte Wort!"
Der Teufel zappelt, wüthend brüllt er
Im engen Rauchfang': Feuer! Mord!
Er muß es sich gefallen lassen,
Der Dichter weiß ihn gut zu fassen,
Und liest mit Pathos weiter fort.

Dem Teufel blutet Kopf und Seite;
Da reißt das unglückselige Band,
Und wimmernd sucht er rasch das Weite;
Doch mit dem Schwanze in der Hand
Steht der Poet und mit dem Buche.
Erzürnt mit einem derben Fluche
Wirft Schwanz und Heft er an die Wand.

Als Christen hör' ich euch nun fragen
Nach der Moral in dem Gedicht.
Nun seht! es gibt auf Erden Plagen,
Die dauern, bis die Welt zerbricht.
Viel' Dichter sind dahin zu zählen;
Sie werden stets die Menschheit quälen.
Der Teufel selber mag sie nicht.

Frankfurt a. M.

Heinrich Hoffmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Das Ehescheidungsgesetz. — Pommersche Bußprediger.

Ueber ein in seinen Folgen so ungemein wichtiges Gesetz, eines, das näher oder entfernter einen Jeden berührt, das über die Ehescheidungen, wird dagegen nur von einer Kommission und bei verschlossenen Thüren berathen. Endlich ist der Entwurf desselben durch die Zeitungen publicirt worden und hat alles, was man über seinen Inhalt sich zuflüsterte, übertroffen. Gewiß ein seltener Fall, wo das Gerücht hinter der Wahrheit zurückbleibt. Erörterungen darüber sind hier nicht an seinem Ort; so viel ist aber gewiß, daß, insofern es auch nur in seinen wesentlichsten Bestimmungen Gesetzeskraft erhielte, eine völlige Umwälzung unserer Sittenzustände in Aussicht steht. Ob so etwas in der Macht der Gesetzgeber liegt? Die Ehescheidungen um Ehebruch würden allerdings sich vermindern, wenigstens in den höhern Ständen, wenn die beleidigte Gattin oder der beleidigte Gatte zugleich gezwungen sind, darauf anzutragen, daß der Ehemann oder die Frau, die sich vergangen, dafür in's Zuchthaus gesperrt werden, und wenn, bis darüber kein Criminalerkenntniß erfolgt, keine Trennung ausgesprochen werden darf. Welcher Mann, welche Frau von Bildung und Gefühl für Anstand wird sich dazu verstehen! Wo wird der Haß über eine erlittene Kränkung so alle Erinnerungen, alle sittlichen Gefühle übermeistern, daß eine Frau sich überwinde, der Welt ein solches Standal zu geben? Oder sind die Männer so gesunken, daß sie ihre einmal gefallene Frau mit Vergnügen in's Zuchthaus schickten, ganz abgesehen von der Pietät gegen die Kinder? Gewiß werden die Klagen unterbleiben, wenn sie nur unter diesen Bedingungen angestellt werden können; ob aber die Fortsetzung von einmal gebrochenen Ehen unter diesen Umständen die allgemeine Sittlichkeit und die Heiligkeit der Ehe fördern wird, mögen sich die, welche es bei sich zu verantworten glauben, aus dem Beispiel der Länder beantworten, wo die Ehescheidungen durch das Gesetz der Kirche unmöglich sind. — Unter den Linden sah man neulich

Digitized by Google

Landleute, Männer und Frauen, die ihrer Tracht und ihren Gesichtern nach aus weiter Fremde seyn mußten. Mit Bibeln und Gesangbüchern unter dem Arm gingen sie mit ungewissen und neugierigen Blicken auf und ab, bis sich die Polizei für berufen fand, nach ihrem Woher und Wohin zu fragen. Da ergab es sich, daß es Bauern aus einer entfernten Gegend Pommerns waren, die nie vorher Berlin gesehen, noch aus ihrem Dorfe gekommen. Aber die Kunde war zu ihnen gedrungen von der ausserordentlichen Gottlosigkeit, die in Berlin zu Hause sey; und von Erbarmen ergriffen, um die Seelen der Berliner nicht der ewigen Verdammniß, ohne einen Versuch sie zu erretten, zu überliefern, hatten sie sich mit ihren Bibeln auf den weiten Weg gemacht und nach Berlin durchgebettelt, um uns Buße zu predigen. Ob die Polizei ihnen bedeutet, daß wir zu verhärteten Sinnes wären, als daß sie auf einen Erfolg ihrer frommen Mission rechnen dürften, oder daß wir Bußprediger genug in unsern Mauern besäßen, denen sie nicht in's Handwerk greifen dürften, ist mir unbekannt; aber fortgeschickt hat sie die gutmüthigen Schwärmer, nachdem sie ihnen Mittel und Wege eröffnet, wieder ihr Land und Dorf zu erreichen. Wir mögen gern glauben, daß manches Aehnliche hier in gleich wohlwollender Gesinnung unternommen wird, um uns zu unserem Heil zu führen; aber die Polizei fehlt, welche die gutmeinenden Schwärmer davon überführt, daß ihre Mittel es nicht sind, welche bei uns zu dem gewünschten Ziele führen.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, November.

Historisch-topographisches Charakterbild der Stadt.

III.

(s. Nr. 281.)

Physiognomie der Stadt. — Bier. — Der Pfaffenkrieg.

Zeugen die zahlreichen Kirchen Breslaus vom religiösen Sinn, den die Stadt durch die mittleren Zeiten bewahrt, so deuten zwei Gebäude, das Zeughaus und die Fechtschule, auf ihre alte Wehrhaftigkeit. Sie besaß damals vielleicht unter allen Städten das meiste Geschütz. — Das Haus der ehemaligen Fechtschule bezeichnen heute noch zwei Wappenschilder zu beiden Seiten der Thür und darüber der kaiserliche Doppeladler. Noch bis zur preußischen Zeit fanden hier im geräumigen Hofe durch die Fechtergilden große Kampfspiele statt, an denen die republikanisch-kriegerische Verfassung den Breslauern großen Geschmack einflößte. Daneben huldigten zuweilen Thierhetzen und andere blutige Festlichkeiten dem rohen Volkssinne. Die Fechtkunst genoß gesetzlichen Schutz, denn sie mußte mitunter öffentliche Feierlichkeiten verherrlichen helfen, und die letzte Fechterordnung ist von 1622. — Die innere Stadt zeigt fast überall noch mit ihren hohen, unbequemen Giebelhäusern das mittelalterliche Ansehen, wie viel auch seit einigen Jahrzehnten die Commune daran herauspuzte und verjüngte, und dabei vom Privatangeist unterstützt wurde. Durch die Zerstörung eines finstern Thorthurmes ist seit 1858 auch die Neustadt, die als eigene Stadt seit dem 15ten Jahrhundert auch politisch von der Altstadt getrennt war, mit dieser äußerlich enge verbunden worden, und es vollzieht sich auch hier allmählich die heitere Wandlung, welche das überleste baufällige Breslau ergriffen hat. Unter den ältern Stadttheilen ist der südlichste der jüngste, und nach einem großen Brande i. J. 1342 auf den Befehl Kaiser Karls IV. erweitert und neu angelegt; die Anlage des Ganzen aber, in Betracht seines Alters, ziemlich regelmäßig zu nennen. Die seit der lezten Belagerung neu erbauten Vorstädte streben mit langen, heitern Straßen immer mehr in die Ferne, und auf der Südostseite, wo seit dem Mai 1842 die oberschlesische Eisenbahn ausmündet, ist Aussicht, einen ganz neuen Stadttheil entstehen zu sehen, wie in der Nähe der Bahnhöfe zu Dresden und Leipzig. Freilich wollen die bisherigen Baufortschritte Breslaus wenig sagen, wenn man damit die ungeheuern in den Rheinstädten vergleicht, z. B. in Köln, wo 1840 allein auf alten und neuen Bauplätzen 216 neue Gebäude entstanden. — Breslau hat einen regen geselligen Verkehr, daher eine Menge Kaffeehäuser, Konditoreien und Restaurationen aller Art, vorzüglich aber Bierhäuser, Liqueurläden und niedere Branntweinschenken. Die Bierliebe tritt kaum in einer altbayerischen Stadt leidenschaftlicher hervor, als hier, wo sie von jeher einen bestimmten Charakterzug des Volkslebens bildete. Der alterthümliche Rathskeller hat sogar eine ganz eigene Biergeschichte, worin ein ziemlich großartiger Akt vorkommt. Es hatte nämlich nur der Rath das Privilegium zum Ausschank fremder Biere, daher auch des Schweidnitzer, im 14ten Jahrhundert sehr berühmten Bieres. Als zu Weihnachten 1581 der Herzog von Liegnitz seinem Bruder, dem Breslauer Dombechanten, einige Fässer dieses Göttertranks zum Geschenk sandte, wurden diese dem Fuhrmann weggenommen und auf's Rathhaus gebracht. Vergebens wurde die Auslieferung des Bieres zuerst von dem Dombechanten selbst und hierauf von dem ganzen Domclerus verlangt, der sich durch diese Gewaltthätigkeit beeinträchtigt sah. Der Rath beharrte auf seinem Rechte, der Streit wurde heftiger und hatte endlich sogar die Belegung der Stadt mit dem Banne zur Folge. Inzwischen kam König Wenzel zur Huldigung nach Breslau, und verlangte für's Erste die Aufhebung des Bannes während seiner Anwesenheit. Hartnäckig wurde sie verweigert; der König befahl jezt auf's Entschiedenste, und die Domgeistlichkeit zog die Flucht nach Polen der Ketzerwendigkeit vor, nur haarbreit von ihrem vermeinten Rechte zu weichen. Auf diese Nachricht gab der erzürnte Wenzel die verlassenen Residenzen der Domherren seinen Böhmen und dem Breslauer Pöbel zur Plünderung preis, welcher sich dort mit den Gewändern und Baretten der Geflüchteten schmückte, und unter Jubel und Spottliedern einen ergötzlichen Fastnachtsaufzug durch die Stadt hielt. Der König aber zog außerdem die Domgüter ein, worauf der Clerus allmählig nachgiebiger ward, und endlich durch Wenzels Vermittlung zwischen ihm und dem Rathe eine Aussöhnung und genaue Feststellung der beiderseitigen Bierrechte zu Stande kam. Die Chronisten nennen diesen Vorfall den Pfaffenkrieg. Ihm folgten 1444 ähnliche Streitigkeiten und verschafften dem Biere aufs Neue lokalhistorische Bedeutsamkeit. — Breslaus eigene Brauerei war schon 1296 unter Heinrich V. im Gange, und hat in neuerer Zeit durch die bayerischen Biersympathien einen ungemeinen Aufschwung genommen; insbesondere ist seit 1838 die Weberbauersche Brauerei eines der großartigsten Etablissements für diesen modernen Industriezweig, ein imposantes Gebäude von 154 Fuß Länge, worin eine Dampfmaschine dem Braubetriebe auf die vielseitigste Weise dient. — Zahlreich sind daneben Breslaus Branntweinbrennereien, zahlreich die Destilliranstalten, welche das beliebte nordische Gift verfeinern und dem „Breslauer Liqueur" jenen Ruhm errangen, welcher mit dem des Danziger bei Frühstücksangelegenheiten um den Vorzug streitet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. December 1842.

I have observed how many a fool step the inquisitive traveller has measured to look into discoveries; all which, as Sancho Pansa said to Don Quixote, they might have seen dry-shod at home.

Sterne.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

Von A. v. Sternberg.

Immer habe ich gehört, daß diejenigen, die Romane schreiben und sich damit abgeben, allerlei seltsame Begebenheiten und Vorfälle zu ersinnen, fast niemals Bescheid wissen, wenn dergleichen im wirklichen Leben ihnen zustößt. Ein recht deutliches Beispiel hievon lieferte mein alter Onkel zu seiner Zeit. Ich will die Begebenheit hier kurz erzählen, obgleich mein Onkel selbst sie sehr lang zu erzählen pflegte.

Es gehörte zu der humoristischen Weise meines Onkels, und vielleicht hatte er dieß noch vom Genre der alten Fieldingschen Romane, deren begeisterter Bewunderer er war, daß er von sich selbst immer in der dritten Person sprach und sich immer „den Autor" nannte. Ohne Zweifel war dieß ein sehr unschuldiger Scherz, und ich will ihm den Gefallen thun, ihn ebenfalls so zu nennen.

Es war in einem sehr heißen Sommer, als mein Onkel auf den Einfall gerieth, sich nach Stoffen zu neuen Romanen umzusehen. Er wollte solche unmittelbar aus der Wirklichkeit schöpfen, nur wußte er nicht so recht, wie dieß anzufangen sey. Ohne viel hierüber nachzugrübeln, beschloß er, dem Zufall das Lenkseil in die Hand zu geben, und somit sezte er sich eines Tags in einen bequemen Reisewagen und schlug die erste beste Straße ein. Ein Mann, der Romanstoffe sucht, ist heutzutage in einer mißlichen Situation. Soll er seine Helden auf der Landstraße finden? dieß ist schon allzuhäufig vorgekommen; soll er sie in den großen Städten suchen? auch dieß ist so gar kein neues Feld. Aber wie gesagt, mein Onkel hatte sich dem Zufall überlassen.

Das erste Städtchen, in welchem er Nachtquartier machte, wurde von ihm als sehr wenig tauglich für seine Zwecke betrachtet; aber der Zufall, der das Schicksal der Romanschreiber ist, fügte es anders. Gerade hier, und aus Ironie so nahe seinem Aufenthaltsort, sollte er eine interessante Figur entdecken. Es hielt sich nämlich hier seit einigen Wochen eine „unbekannte Dame" auf. Dieser Ausdruck äußerte sogleich auf meinen Onkel eine ungewöhnliche Wirkung; tausend Träume und Träumereien durchzogen dabei die Seele des Autors. Er besuchte eine ihm befreundete, im Städtchen wohnende sentimentale Dichterin und den Pfarrer des Orts, und nachdem er Beide über jene Unbekannte ausgefragt, jedoch keine genügende Auskunft erhalten, beschloß er, des andern Tags in Begleitung seiner Bekannten der Dame seinen Besuch abzustatten.

Der Schriftsteller brachte eine peinliche Nacht zu. Er hatte erfahren, daß die Unbekannte den Namen Auguste Coulange führe und die Wittwe eines emigrirten

Digitized by Google

Carlisten sey. Dieser Umstand regte tausend abenteuerliche Gedanken und Phantasieen in ihm an. Er konnte die Stunde nicht erwarten, wo der Besuch stattfinden sollte, und lange vor der bestimmten Zeit kam er, den Pfarrer und die Dichterin abzuholen. Man lenkte von der Hauptstraße auf den Weg zu dem Landhaus der unbekannten Dame. Es lag, von einem kleinen Erlen- und Buchenwäldchen umgeben, auf einer Anhöhe, gegenüber dem gemietheten Hause der Dichterin. Man betrat, nachdem eine Gartenpforte geöffnet worden, einen kleinen Vorsaal und durch diesen schritt die Gesellschaft in ein Zimmer, welches mit einem gewissen, in dieser Gegend unbekannten Luxus eingerichtet war. Die dem Hause eigenthümlichen Möbeln, keineswegs von eleganter Form, waren durch Umhängung farbiger Stoffe zu etwas Bedeutendem aufgeschmückt, wodurch das Ganze etwas Phantastisches erhielt. Ueber das eine Fenster, das sich nach einer hübschen Blumenterrasse öffnete, war ein schöner Shawl mit einer Nachläßigkeit ausgebreitet, als wäre er ein gewöhnlicher Kattunvorhang. Das dämmernde Licht, das durch den dichten purpurnen Stoff fiel, verbreitete ein abendliches Dunkel im Gemach, und in diesem sanften und warmen Lichte schwammen gleichsam die Gegenstände im Zimmer den Besuchern vor den erstaunten Blicken. Nach und nach erkannte man einen breiten Divan, über welchen ebenfalls farbige Tücher gebreitet waren und der mit einer Menge kleiner Spielereien der Mode bedeckt war, und in Mitte dieser bunten Schätze lag ein kleines schokolatefarbiges Windspiel auf seinen Kissen zusammengekrümmt in tiefem Schlafe. An den Wänden waren einige Kupferstiche von Werth, Landschaften und Figurengruppen darstellend, ohne Rahmen nur mit Nadeln an die Tapete befestigt. Ueber dem Divan hing ein Miniaturbild in einem kostbaren Rahmen, aber vielfach umhüllte schwarzer Flor das Gemälde, so daß man, noch dazu in dieser Dämmerung, nicht erkennen konnte, wen oder was es vorstellte. Im Winkel des Zimmers lehnte eine Harfe, aber auch sie war mit einem langen schwarzen Spitzenschleier eingehüllt. Dicht unter dem Fenster stand der Schreibtisch und auf diesem befand sich eine elegante Mappe, halb aufgestülpt auf eine Schatulle von Ebenholz mit eingelegter Arbeit; eine kleine Pendüle bewegte geräuschlos in großer Eile ihre silberne Kugel, die über das Zifferblatt hin und her glitt. Alles in diesem Zimmer war warm, still und wundersam. Es war hier, wie die Dichterin sehr richtig sagte, als sey man in die Atmosphäre eines seltsamen, anziehenden Mährchens eingetreten. Der Hauch einer fremdartigen Existenz wehte einem entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

Freilich drückt sich an die guten Zwei ein böses, nicht aus ihnen sich gestaltendes, sondern unter ihnen hervorkriechendes Drittes. Ein drohendes Ungewitter steht lange im Westen und Nordwesten: die Armuth, die Noth, die bittere Noth, der drückende Hunger. Was seh' ich? „Hunger! Hunger! Hunger! The home-colonisation and the entire ruin of the middle-classes. A meeting of the National-Society will be Wednesday, half past six in the evening. Crown and anchor. Mr. Owen in the chair. Diese Worte standen in ungeheuern Buchstaben auf weißen Tafeln, welche sechs Männer hintereinander an einem Stiele hoch über den Köpfen den Strand herauf trugen. Sie waren den ganzen Tag über auf dem Weg durch die unermeßliche Stadt, und luden mit den beredten, auf hunderte von Schritten hin sichtbaren, wohl ihnen selbst unlesbaren Tafeln zu einer öffentlichen Versammlung der „vernünftigen Gesellschaft" ein, welche diesen Abend in der Kron- und Ankertaverne unter Vorsitz Robert Owen's abgehalten werden sollte.

Ich war kurz besonnen, dankte meinem Glück, das mich an Haymarket- und Strandtheater vorüber zu einem, wie sich denken ließ, interessantern Schauspiele führen wollte, und schloß mich den sechs Vernunftaposteln mit dem Hungerbrette an, bis ich sammt ihnen die an der Hauptstraße bequem in der Mitte der Stadt liegende, vielgenannte, vielberühmte Taverne erreicht hatte.

Das Aeußere ist unscheinbar, wie die ganze Londoner Straßeneinförmigkeit. Durch die breite Thüre geht's einen Gang hinunter und dann zwei Treppen hinauf. Eintrittsgeld? Billette? nichts dergleichen. Kein Unterschied des Standes und Alters vor der „vernünftigen Gesellschaft." Alles, sogar ein gedrucktes Blatt, das man in die Hände bekommt, ich weiß nicht, Programm oder sonst was, Alles umsonst; recht vernünftig. Ich hielt mit beiden Händen meine Tasche zu. Goldvögel fliegen gar schnell, und ein beträchtlicher Menschenstrom sammelte sich mit und hinter mir, trug mich die Stiege hinan, die dürftig beleuchtet war, und hielt mich eingeklemmt und eingekeilt in schlimmer Ruh, bis die ersehnte Stunde geschlagen und die Saalthüre sich öffnete.

Ein oblonger, hoher, großer Raum, vielleicht für mehr als tausend Personen groß genug, nahm die Fluth in sich auf. Zu oberst an der schmalen Seite, wo die Fenster sind, befindet sich auf einer Erhöhung the chair — der Präsidentenstuhl — ein Tisch davor, zwei Tische für Sekretäre und Beisitzer rechts und links. Eine Schranke

Digitized by Google

quer herüber schied das Comité von der Versammlung. Für diese waren in der Breite etliche zwanzig lange Bänke aufgestellt. Die vordern waren gepolstert und mit Tuch überzogen; wieder sehr vernünftig. Ich drang in die vordersten Reihen; mein neuer Hut half mir bereitwillig einen comfortabeln Platz gewinnen. Bescheiden ließ er sich in dichter Nähe neben zwei schlackigen, im Feuer — höchst wahrscheinlich der Trübsal — stark gerötheten Hüten nieder, die auf zwei seit mehr als vorgestern nicht rasirten hagern, etwas zerrissenen, doch sonst recht vernünftigen Häuptern saßen. Ein mächtiger Kronleuchter hing von der hohen Decke. Ich schaute mich um und warf einen Blick auf die immer dichter werdende Versammlung. Handschuhe? weiße Halsbinden? goldene Uhrketten? Gewiß sehr wenige, noch gewisser keine. Arbeiter, Handwerker, geschwärzt, verbrannt, Handwerker, die kaum Zeit gehabt, die Aermel abzustülpen, geschweige die Schweißtropfen von der heißen Stirne zu trocknen; gedrückte und gekrümmte Gestalten, hagere, blasse Gesichter, ärmliche Kleidung; aber auch stämmige, mächtige Figuren, kraftvolle Schultern, bedeutende Mienen, zündende Blicke, leuchtende Stirnen darunter und reputierliche, gute, selbst hübsche Kleidung. „Gentlemanlike" nicht, „respectable" vielleicht kaum, aber beruhigend und spannend war die Menge, die ich mir so übersah. Lebendig war sie, es ging hin und her mit Worten, Armen und Beinen; Jung und Alt, Männer und Weiber — denn auch sie waren wohl vertreten — Alles war in Leben und Bewegung, manch schlimmes Wort, manche gefährliche That ließ sich erwarten. Polizei ließ sich weit und breit nicht sehen. Das war wieder sehr vernünftig. Sonst wären ganz gewiß Thron und Altar in Gefahr gekommen.

Bis der Vorhang aufgeht, beschaue ich mir das gedruckte Blatt, das ich bekommen. Es waren zwei Adressen; die eine an die Chartisten von Großbritannien und Irland, entworfen von dem „Congreß der vernünftigen Gesellschaft" in Harmony-Hall, vom 9ten bis zum 19ten Mai 1842; die andere vom selben Datum an die Handwerksvereine von Großbritannien und Irland. Es sollte eine Botschaft des Friedens und der Freundschaft an dieselben seyn, ein Evangelium des Heils und der Mittel, die zum Ziele führen müßten. Das Heil sollte natürlich aus der „home-colonisation" kommen, dem praktischen Mittelpunkt der Owenschen Lehre. Statt so viele Tausende mit so vielen Tausenden fort in fremde Länder zu auswärtigen Kolonien fortzuschaffen, sollten Menschen und Mittel im Lande behalten und zu inländischen Kolonien vereinigt werden. Unbebautes Land gebe es ja noch genug in Altengland, und würden Kolonistenvereine zusammentreten, mit ihrem Gelde Land kaufen, sich anbauen, so würden alle die Uebel, unter welchen sie leiden, alle die Feinde, gegen welche sie kämpfen, bald verschwunden seyn. Gewiß recht vernünftig. Aber —

Stille wird geboten, man erhebt sich, alle Augen sind rückwärts nach der Thüre des Saals gerichtet. Master Owen kommt, the chairman, auf den Stuhl, vom Comité begleitet. Händeklatschen und Hurrah empfängt den würdigen Mann. Robert Owen hat durchaus nichts Aufregendes, Anstiftendes, Hinreißendes in seinem Aeußern. Ein schlichter, stiller Fünfziger oder Sechziger, eingezogen mit Leib und Seele, gut gewachsen, nicht zu groß, aber hager, fast etwas baufällige milde Züge in dem mäßig langen, etwas schulmeisterlichen, grundehrlichen, vielgeprüften Gesichte. Wenig dunkles, glattes Haar deckt mehr die hohe Stirne, Alles, Gestalt, Haltung, Bewegung und Kleidung äußerst schlicht und einfach, in der ganzen Erscheinung etwas pietistisches, quakerisches mehr als „vernünftiges" Element. Owen ist schwerlich ein rascher Denker, so wenig er rasch und rauschend zum Sprechen und zum Handeln ist. Die leidende Menschheit, für die er lebt, denkt, schreibt und wirkt, die Knechtsgestalt der Gedrückten und Armen, der Hungernden und Dürstenden, besonders der Armen am Geiste, hat sich bedeutungsvoll in seinem äußern Wesen abgeprägt. Mitleiden ist seine Signatur. Er braucht es nicht zu versichern, daß er Blutvergießen, Gewaltthat und Unordnung vermieden wissen wolle. Er braucht nicht den Genossen des Mangels zuzurufen, wie er und die Seinen, obwohl verkannt, doch ihre besten Freunde seyen, daß sie keine von den ihrigen gesonderte Interessen haben, daß sie in der That kein anderes Interesse kennen, als das des menschlichen Geschlechts.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, November.

(Schluß.)

Oeffentliches Vergnügen.

Die Breslauer sind ein spazierlustiges Volk. Zu allen Jahreszeiten sieht man sie Nachmittags schaarenweis zu den Thoren hinaus ziehen, und sich entweder in den zahlreichen Sälen und Kaffeegärten der Vorstädte, oder auf weitern Ausflügen in die Umgegend dem dolce far niente überlassen. Unter den öffentlichen Gesellschaftsplätzen in der Nähe der Stadt behauptet seit 1838, namentlich in der rauhen Jahreszeit, Krolls reizender Wintergarten den ersten Rang. Es ist ein äußerst geschmackvoller und geräumiger Saal, mit zwei Seitengängen rechts und links, und das Ganze in seiner reichen Dekoration mit allen Gaben der Flora ein sehr sinniger Tempel des Vergnügens zu nennen.

Digitized by Google

Im Winter findet sich hier die bessere Gesellschaft zu Konzerten, Bällen und Redouten, im Sommer außer dem Saale zu Illuminationen und Feuerwerken zusammen; auch werden manche Privat- und Stadtfeste in diesem besten Lokale der Oeffentlichkeit gefeiert. Außerdem war von den Mittelklassen der Liebische Saal bisher der besuchteste. Die untern Volksklassen huldigen in den großen und schönen Sälen der Vorstädte zu allen Zeiten einer männdischen Tanzwuth, während das bessere Publikum im Winter zu Tanz und Konzert sich in einer Menge geselliger Vereine vertheilt. Statt der ältern Volks- und Zunftfeste findet jährlich ein Pferderennen und eine Thierschau, am Himmelfahrtstage aber eine Art Wallfahrt nach Oswitz, einem reizend gelegenen Dörfchen, statt, wo auf dem sogenannten heiligen Berge sich ein wunderthätiges Marienbild befindet. Nur die bürgerlichen Schützenfeste erinnern noch durch ihren Ursprung an das kräftige Mittelalter. — Zu den besten Spaziergängen gehört zunächst die Promenade, welche auf der ehemaligen Taschenbastion eine reizende Fernsicht auf's Gebirge, auf der Ziegelbastion eine Aussicht auf die Oder und die Kirchenstadt des Domes und Sandes darbietet. Außer der Stadt ist nach Westen hin das nahe Pöpelwitz wegen seines reizenden Fichtenwäldchens viel besucht, wie im Osten das Oderdörfchen Morgenau mit seinen eichenbekränzten Dämmen. Ueber dem Strome liegt als schönster Spazierort der Park zu Scheidenich, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von Fürst Hohenlohe-Ingelfingen angelegt ward und deßhalb in der Volkssprache auch heute noch „Fürstengarten" heißt. Seit 1839 befindet sich hier eine Wasserheilanstalt. — Der Breslauer liebt glänzende Etablissements wenig, und man findet oft in schlechten, aber durch Gewohnheit lieb gewordenen Lokalen die beste Gesellschaft, welche wegbleibt, sobald dort Verbesserungen vorgenommen werden. Hierin wird die beharrliche Anhänglichkeit an das Alte und Herkömmliche, welche den Schlesier charakterisirt, recht augenscheinlich; allein es werden ihm dabei mehr Gemüthlichkeit und gesellige Tugenden zugestanden, als dem Sachsen und Märker, und der Fremde wird in Breslau leichter heimisch als z. B. in Dresden. — Das Theater besteht seit 1798 durch einen Aktienverein als feste Anstalt, und war unter der Selbstverwaltung desselben eine der besten deutschen Bühnen, so schlecht auch das Haus selbst seyn mochte. Die ersten dramatischen Künstler machten hier einen Theil ihrer Laufbahn durch, wie Ludwig Devrient, Anschütz, Schmelka u. A. Seit der Verpachtung des Theaters im Jahr 1824 ist dessen eigentliche Blüthenperiode vorüber, und ihre Wiederkehr ist mit dem Bau eines neuen Hauses, welches 1841 eingeweiht wurde, nicht wahrscheinlicher geworden, da die Aktionäre auch in diesem die Anstalt in Pacht gegeben haben, wobei immer nur das Interesse des Unternehmers, nicht das Kunstinteresse des Publikums Hauptgegenstand ist und bleibt.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Unterschleife. — Carricaturen.

An faulen Flecken in unserem gesellschaftlichen Leben fehlt es freilich nicht. Sie thun sich an Stellen auf, wo man es am wenigsten vermuthete. Seit dem großen Purgatorium des Befreiungskrieges hatte eine moralische Reinheit unser Beamtenwesen durchdrungen, die wir mit Stolz betrachteten und die Andern zum Muster dienen konnte. Dem Prinzip nach war die geöffnete Hand sowohl an unserer Grenze als aus unsern Verwaltungsämtern verschwunden. Auch der, welcher gern genommen hätte, fühlte sich zu stolz dazu. Es ist möglich, daß die traurige Zwischenzeit, wo die regierende Faktion den preußischen Beamten wieder zu einem servilen Diener machen wollte, auch hierin nachtheilig gewirkt und den moralischen Stolz erschüttert hat. Noch sind es glücklicher Weise nur Ausnahmen, aber ein Fleck auf einer weißen Tafel fällt um so mehr auf. Der bekannte Prozeß im Kriegsministerium wühlt immer mehr alte Sünden auf, selbst Sünden von Todten, und wie es heißt, soll das Vergehen in seiner ganzen Verzweigung aufgesucht und gerichtet werden. Ein solches Beispiel ist vielleicht des Prinzips wegen nothwendig, wenn gleich im vorliegenden Falle die traurigen und erschütternden Folgen bei weitem den Vortheil überwiegen, den der zu Schaden gekommene Staat dadurch erringen kann. Ein Opfer des Prozesses ist bereits gefallen, indem ein wohlhabender Kaufmann, der in Lieferungsgeschäften tief implicirt gewesen, im Gefängniß selbst Hand an sich gelegt hat. Man will behaupten, daß er es mehr aus Bestürzung und Unklarheit, als aus wirklichem Schuldbewußtseyn gethan habe. Es ist wohl zu beachten, daß um dieselbe Zeit auch anderwärts große Unterschleife in der Staatsverwaltung entdeckt worden sind, und zwar da, wo man es am wenigsten vermuthete. Dem Smithschen Staatskassenscheinbetruge in England sind die jetzt vorliegenden Zolldefraudationen gefolgt, deren Wurzeln man auch noch nicht erreicht hat, und der Kaiser von Rußland hat nach Warschau eilen müssen, um Unterschleife bei der vielgerühmten Bank zu — entdecken, zu strafen, oder nur zu hintertreiben?

Unsere Carricaturen haben zwar kein Ende mit Schrecken genommen, aber das Ende, das man erwarten konnte, wo der Sinn dafür im Volke und also auch in den polizeilichen Regionen noch so wenig dafür ausgebildet ist. Ohne Preßfreiheit, die in Fleisch und Blut eingedrungen ist und den Sinn aufgeklärt hat, läßt sich eine Carricaturfreiheit kaum denken. Auch die Erfinder und Verfertiger tragen mit an der Schuld, indem sie das Gefühl des Volks nicht berücksichtigten, als sie, mit den Schafen und Böcken um das Kreuz, auch dieses selbst zum Gegenstand der Lachlust machten. Daß dieß Bild sofort mit Beschlag belegt werden würde, ließ sich erwarten. Aber wahrhaft Schade ist es um ein anderes, einen Fuchs und einen Wolf, die sich die Hand reichen. Es ist eben so humoristisch als harmlos, und im echten Geist der englischen bessern Carricaturen ausgeführt. Wie man auch dieß Bild für gefährlich oder anstößig hat erklären können, ist nicht wohl begreiflich. Ja mit der Confiscation dieses Bildes ist gewissermaßen das ganze Prinzip umgestoßen und die Licenz zurückgenommen. Noch freilich ist eben eine gute Vision erschienen: der auferstandene deutsche Michel, welche Allen gefällt, auch denen, welche der gekneb elte Michel verletzte. Das Bild ist sehr charakteristisch und launig. Wenn man in Carricaturen aber nur Dinge vorstellen darf, welche Allen zusagen, so hört die ganze Bedeutung derselben auf. Was sind es anders, als Zerrbilder, in denen wir unsere Schwächen und Gebrechen so vergrößert sehen, daß wir in uns gehen sollen, ein ridendo corrigere mores?

(Schluß folgt.)

Beilage: Verlagsbericht von „Neuen werthvollen Musikalien" der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung zu Berlin.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. December 1842.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche sich erneuern
Und finden, was sie längst verlor.

Lenau.

Aus England.

(Fortsetzung.)

Dieses humanitäre, philanthropische, etwas in's Allgemeine und Vage gehende Wesen ist etwas, was dem entschiedenen, praktischen, auf den nächsten Zweck so bestimmt gerichteten Engländer nicht recht stehen will. So macht auch Robert Owen vielmehr den Eindruck eines seelenguten, etwas trockenen, in stillem Eifer dahinwirkenden, weniger resoluten und handelnden, als denkenden, sinnenden und bedächtigen Deutschen. Zum pietistisch Gedrückten das Knöcherne und Dürre genommen, was unsere überzeugungstreuen Rationalisten bei lebendigem Leibe ein Bischen stark mumisirt, gäbe am besten das Charakterbild unseres vernünftigen Reformators. Ein würdiger Mann, ein guter, gewiß grundehrlicher Mann, aber ein unbedeutender, schwacher, höchstens mehr zäher als kräftiger Mann — so kam er mir vor.

Die prächtige, die herrliche Vernunft! der göttliche Blitz im menschlichen Wesen, so reich, so unendlich, und doch so blaß, so dürr, so kalt, so leer kann er erscheinen! Drum will sie nie Selbstzweck seyn, drum will sie erst im Wirklichen, im Persönlichen Farbe, Halt, Kraft geben. So im Allgemeinen genommen und gesucht, ist sie so gut als verloren. Sie braucht einen festen Boden unter, einen dichten Kern in sich; nur als lebendiges Ich, als schattenwerfende, körpervöllige Persönlichkeit ist sie Etwas und Alles; abgelöst von dem Selbst, in das Blaue — sey es jenseits oder diesseits, sey es philosophisch oder kosmopolitisch, spekulativ oder humanitär — hinausgeworfen, ist sie eine Seifenblase, eine Nebelgruppe. Wir zucken die Schultern, wir lächeln darüber, wenn und wo wir uns nicht davor entsetzen dürfen.

Eine „vernünftige Gesellschaft!" Wenn ein Mensch uns sagt, er sey allein vernünftig, alle Andern seyen Narren, so wissen wir gewiß, daß er ein Narr ist. So wenig darf man nur so geradewegs mit der Vernunft in der Hand kommen. Die Welt und die Menschheit besteht aus Einzelheiten und lebt in Besonderheiten; so kann man auch nicht mit dem Allgemeinen an sie hinan. Gemeinschaft und Allgemeinschaft ist sehr verschieden. Auf leztere aber ist R. Owen's System gebaut. Gott, Menschheit, Familie, Arbeit, Gewinn, Genuß — Alles wird allgemein und natürlich allgemein vernünftig. So lange aber jeder Mensch ein besonderes Ich bis in Zeh- und Fingerspitzen hinaus in sich fühlt, wird auch jeder seinen wirklichen Gott statt der allgemeinen höchsten Vernunft, sein wirkliches Vaterland statt des allgemeinen Menschengeschlechts, seine Frau und seine Kinder statt der allgemeinen Familiensuppe, seine besondere Arbeit, seinen eigenen Gewinn, seinen Lieblingstrank und sein

Digitized by Google

Leibessen wollen. Und das kann, das darf er, ohne darum nur für sich, nur Egoist seyn zu müssen. Lauter Egoismus, wie allerdings dessen mehr und mehr wird in der jetzigen, im Innersten und in ihrer Grundlage, in der Liebe und Religion untergrabenen Gesellschaft, ist unvernünftig, aber gar kein Egoismus, gar keine Selbstheit und Eigenheit ist noch unvernünftiger. Insofern und seinem positiven Prinzip nach ist R. Owen mit seiner vernünftigen Gesellschaft im Unwahren, weil Unmöglichen. Weichliche Kleider sind ungesund — also nackt laufen: so ungefähr lautet es, wenn mit der baaren, nackten, abstrakten Vernünftigkeit die bestehende Unvernunft zur Vernunft gebracht werden soll. Diese Vernunft *vernimmt* wohl all die Leiden und Schäden, erkennt, wo es fehlt und woran, aber wie dem zu helfen, das *versteht* sie nicht.

Dieß ist das Unglück unserer Zeit: die Vernunft auf der einen, der Verstand auf der andern Seite. Die bloß Verständigen müssen von ihren egoistischen Zwecken und Trieben weg fähig werden, den Nothschrei des Elends, den Hülferuf der körperlichen und geistigen Armuth zu vernehmen. Die bloß Vernünftigen müssen ihre in's Weite, Blaue und Allgemeine gehenden Plane zum Besten der Menschheit auf einen bestimmten Bestand und Zustand, ihre allgemeine Vernunft zum besondern Verstand bringen.

Der Verstand muß aber von sich selber kommen; der kann nicht eingetrichtert, nicht angelernt, noch weniger angepredigt werden, als die Vernunft, die Liebe, die Religion anbefohlen werden mögen. Erst muß der Verstand reif seyn, dann mögen die Vernünftigen ihn auf das hinweisen, was Noth thut. Und die Noth, die höchste, gräßlichste, unüberwindliche Noth wird den Verstand zur Reife, die Verständigen mit ihrem Egoismus auf den Gipfel ihres gefährlichen und tödtlichen Spiels mit allen Lebensmächten, mit allen höchsten Kräften, mit Menschenleibern und Menschenseelen bringen. Die Noth muß sich auf's Furchtbarste steigern, der Verstand, der praktische und industrielle, der technische und spekulirende muß seine lezten Karten ausspielen, bis er alle seine Hülfsquellen und Mittel erschöpft hat, bis er in seiner Armuth nicht bloß angekommen, sondern aufgegangen ist; dann wird er zur Vernunft kommen, um bei ihr sich zu holen, was er nicht mehr anderwärts sich ersetzen und sonst nirgends holen kann: Liebe und Religion. Und die Vernunft wird auch nicht mehr allein bleiben, sie wird dem Verstande entgegen gehen, sie wird zum Verstand kommen, und aus dieser Umarmung wird ein schöneres, menschlicheres Jahrhundert geboren werden.

Was seyn muß, das wird seyn. Von dem aber, was seyn wird, weil es seyn muß, eine tiefe und an sich wahre Ahnung zu haben, das darf einem St. Simon, Fourier und R. Owen nicht abgestritten werden. Je tiefer der Geist, der Verstand sich in die Materie versenkt, je tiefer bis zum Unorganischen hinab er steigt, um sich daraus das, was ihm behagt und gehört, zu holen, desto mehr ist es nöthig, daß er in dem chaotisch auseinanderfallenden Gebiete des Materiellen organisirend eingreife und von der Natur selber lerne, das in sie sich verlaufende Leben naturgemäß und harmonisch zu ordnen. Organisation der Arbeit und des Vermögens ist das große Wort, das jene drei Männer gefunden haben, freilich nur, um es zunächst als Räthsel vor die Pforten der Zukunft hinzustellen. Sie selber sind nicht die Minenmeister, die mit dem zündenden Worte selber die verriegelten Thore zu sprengen im Stande wären.

Doch indessen ich mir Gestalt, Miene und Art des Mannes zurecht lege und an dem, wie mir dünkt, fast etwas fadenscheinigen Rocke meine Gedanken über den Stifter der rationalen Societät, den er etwas schlotterig umschließt, fortspinne, hat sich der Tumult der Begrüßung gelegt und der Präsident ist bereits mitten in seiner Rede begriffen. — Von dieser und von dem, was darauf folgte, das nächstemal.

(Schluß des ersten Artikels.)

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

Die drei wollten eben noch ihre Untersuchungen im geheimnißvollen Zimmer fortsetzen, als dessen Eigenthümerin eintrat. Sie begrüßte ihre Gäste als Nachbarn und entschuldigte sich gegen die Dichterin, daß sie den Besuch, den sie ihr schulde, immer habe hinausschieben müssen, sie sey recht bedeutend unwohl gewesen. Dieß war auch sichtbar keine leere Phrase; nie sah man wohl ein Gesicht, wo sich Sorge und Bedrängniß auf so eigenthümliche Weise aussprachen, ohne darum die bedeutende Schönheit dieser Züge zu vernichten. Es gehörte die gewissenlose Neugier eines Autors dazu, um ohne Vorwurf in diesem Heiligthum zu verweilen, wo Alles umher vor Entweihung durch fremde Blicke zu warnen schien. Aber welch harte Seele, welch tyrannischen Charakter, welch maßlose Indiskretion besizt ein Romanschriftsteller, der einem interessanten Stoffe nachjagt! Er ist das moderne Raubthier der Civilisation, er geht auf Beute aus. Geht ihm aus dem Wege, ihr glücklichen, einfachen Menschen, wenn ihr nicht euch und euer Glück gedruckt lesen wollt, wenn ihr nicht die kleine, unscheinbare Warze auf der Wange eurer Geliebten,

Digitized by Google

den falschen Zahn im Munde eurer jungen Gattin verrathen wissen wollt. Geht ihm aus dem Wege, ihr, die ihr falsche Thränen weint und nicht probehaltige Seufzer zum Himmel sendet; der Romandichter lauert euch auf und bringt den falschen Seufzer und die geheuchelte Thräne in seinen Destillirkolben. Geht ihm aus dem Wege, ihr betrogenen Liebhaber; er zieht aus der Tasche eures besten Freundes den Nachschlüssel zur Thüre eures Heiligthums. Ein Autor ist immer grausam, immer perfid: trauet ihm nicht; wenn es ihm Gewinn bringt, so verräth er ohne Bedenken seinen Freund und quält seine Geliebte aus keinem andern Grunde, als um Studien zu machen.

Darum saß der Autor auch jezt unbeweglich und schweigend, während der Pfarrer und die Dichterin ein sogenanntes geistreiches Gespräch begannen. Darum verwandte er kein Auge von dem schönen bleichen Antlitz, das wie ein träumender Mond auf dem Wolkenpfühl des Divans vor ihm hinglänzte. Und während er so hinschaute, brachen aus seiner vollen, überquellenden Seele all die schönen Mährchen und Sagen von Frauenleid, Frauenseligkeit und Frauenminne auf. Ein schönes Herz träufelte wie ein verwundeter Palmbaum seinen Balsam, und jeden Tropfen, durchglänzt von einer Sonne der Poesie, fing der Dichter in krystallnen Schaalen auf. Du arme, gepeinigte Seele! was bewog dich, in diese stille Brütekammer des Schmerzes dich einzuschließen? Welch ein Geschick trieb dich aus der Welt der Schönheit und des Glanzes, deren Zierde du warst? War kein Ohr mehr da, das dem Spiel deiner kleinen Hände lauschte, wenn sie durch jene Harfensaiten irrten? Oder wolltest du nur für ein Herz, das du dir ausgewählt, deine süßen Klänge spenden, und waren, da dieses Herz dir nicht mehr zuhorchte, alle andern dir gleichgültig? Aus welchen fremden Himmelsstrichen flohst du hieher? Welche Nacht sah dich, in deine Shawls gehüllt, die Schwelle deiner Heimath überschreiten und in die Fremde eilen? Ich sehe dich, schöne, unglückliche Frau, wie du in einsamen Stunden Perlen und Geschmeide durch deine Finger gleiten läßt und bei ihrem Anblick an jene Stunden denkst, die nicht mehr sind, die nie mehr wiederkommen werden. Und alles das in Einsamkeit und Stille! Die Uhr dort, einst zeigte sie dir die Stunde deines Glücks und deiner Flucht, jezt zeigt sie dir unter den vielen Stunden deines Tages und deiner Nacht keine einzige, mit der Hoffnung oder Glück sich verbänden, keine einzige! Immer Stille, immer Verlassenheit, immer Nachsinnen! Ohne Wunsch, ohne Theilnahme an dem, was dich umgibt, erhebst du dich vom Lager; kein Verlangen treibt dich, den Vorhang dieses Fensters zu lüften; denn was bringt dir der Tag, in den du hineinblickst? So laß es denn immer Nacht um dich seyn; dein dunkles Auge senke beständig den Schleier der Wimpern, und nichts, kein Laut, kein Anblick erinnere dich an eine Welt, die grausam genug war, dich zu verstoßen. Wehe dem, der dich ihr wieder zuführt, deine erschöpfte Brust mit neuer trügerischer Hoffnung füllt, die reizende, zarte, hingesunkene Gestalt am Arm der Liebe wieder aufrichtet, den kleinen Fuß über diese Schwelle leitet, um nachher neue Täuschungen auf dein Haupt zu locken! Bleibe in diesem Asyl! Ich, der ich keck und unbesonnen mich dir aufgedrungen, ich selbst will darüber wachen, daß man keinen deiner einsamen Tage störe. Träume ihn ganz aus, den Traum unglücklicher Liebe! Vergieße sie, jene himmlischen Thränen, die das Entzücken der Dichter sind, und die dennoch nur die Einsamkeit sehen darf, wenn sie nicht auf immer entweiht seyn sollen.

Diese Gedanken bewegten die Seele des Autors, indem er den Blick voll Theilnahme auf die junge, unglückliche Dame geheftet hielt, ohne mit einem Worte sich in das langsame und zögernde Gespräch zu mischen. Als man sich entfernte, drückte er zum Abschied die Hand Augustens, nachdem er Gelegenheit gefunden hatte, heimlich ein kleines Blättchen von ihrem Schreibtisch zu entwenden, auf dem eine Feder versucht worden war und das nur ein paar unbedeutende Worte enthielt; aber es war ihre Handschrift. — Als er in seinem Zimmer im Hause des Pfarrers angelangt war, führte er in Folge einer sonderbaren, unerklärlichen Zerstreutheit das Papier so nah an den Mund, daß seine Lippen es berührten.

Am andern Morgen stand der Wagen des Autors vor der Thüre der Pfarrwohnung, um ihn in die weite Welt zu führen; allein in der Gemüthsverfassung, in der sich der würdige Mann befand, konnte ihm nichts ungelegener kommen, als eine Aufforderung, den Ort zu verlassen, wo sie athmete. Der Autor hatte eine so unruhige Nacht verlebt, als nur irgend ein mit seinem neuen Stoffe beschäftigter Dichter sie verleben kann. Das Bild der unbekannten Dame hatte ihn keinen Augenblick verlassen, und wie der Schmetterling um den frisch erschlossenen Kelch der Blume, so schwärmte seine Phantasie um diesen anmuthigen Gegenstand.

„Wie?" rief er, unmuthig an's Fenster tretend, „jezt, da ich ein so entzückendes Wesen gefunden, jezt soll ich mich weiter schleppen lassen, mich wieder in den abgenuzten Bilderkreis meiner alten Anschauungen und Gefühle begeben? Nein, ich bleibe. Aber welches Recht habe ich an diesem Stoffe? Darf ich mir diese Geheimnisse aneignen, die nicht für mich gewachsen sind? Nein, ich will fliehen, da es noch Zeit ist." Der Autor nahm eilig seinen Regenschirm und seinen Stock und legte die

Digitized by Google

Hand an das Thürschloß. — „Aber," rief er und zog die Hand wieder zurück, „kann ich nicht den Autor in die weite Welt schicken, und der Mann, der Freund, der Beschützer bleibt? Ja, das will ich. Auguste hat eine Stütze nöthig, weder der Pfarrer noch die Dichterin können sie gewähren. Es wäre feig, es wäre unmännlich, wenn ich jezt reisen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Fanny Elsler. — Mad. Schröck. — Tieck. — Ferrand.

Bei den Carricaturen fällt mir ein gefeierter Name ein. Vor zehn Jahren und länger sahen wir hier eine Carricatur auf Fanny Elsler. Wer hätte erwartet, daß der Gegenstand der übermüthigen Zeichnung nach einem Decennium noch einmal, und nicht als Carricatur, sondern, um neue Lorbeeren hier zu ernten, von einer beispiellosen Triumphreise über den atlantischen Ocean zu uns zurückkehren würde. Fanny gehört wieder unter die Lions von Berlin; sie entzückt und berückt trotz dem, daß wir jezt eine politische Nation geworden sind, und damals waren wir eine theatralische. Hier, wie es heißt, will sie ihre Laufbahn schließen. Sie unterstützte noch bei deren Benefiz eine sehr ehrenwerthe Künstlerin aus der alten Zeit, die mit demselben ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, um damit die Bühne zu verlassen. Madame Schröck, einst die Gattin des großen Mimen Fleck, war in ihrer Jugend eine der anmuthigsten Erscheinungen und eine der talentvollsten Schauspielerinnen des königlichen Theaters; einst mit der berühmten Bethmann wenn auch nicht auf Einer Höhe der Kunst, doch nächst ihr die erste Darstellerin. Sie nahm in demselben Stücke vom Publikum Abschied, in welchem sie zum erstenmal vor demselben aufgetreten war, Ifflands Jäger. Diese wohlfeilen Zeiten sind vorüber. Auch unsere Oberförster können nicht mehr so behaglich leben. Noch eine andere Erinnerung aus früherer Zeit, die berühmte Schoberlechner, gastirt gegenwärtig.

Mit Tiecks Gesundheit steht es nicht so schlimm, als auswärtige Zeitungen behaupten. In wie weit er wieder dermaßen der unumschränkte Gebieter seiner schönen und vollendenden Sprache werden wird, um seine Vorlesungen fortzusetzen, läßt sich freilich noch nicht sagen; aber im Gespräch und Umgange bewegt er sich wieder so frei, als man es bei seinem Alter und nach einem solchen Krankheitsfall nur erwarten konnte. Mit einigem Befremden haben seine Freunde gelesen, daß man ihn zum Geheimen Hofrath ernannt hat. Wozu? um ihn zu ehren? Oder ihm einen Platz in der Gesellschaft zu geben? Wo Ludwig Tieck nicht hingehörte, da würde ein Geheimer Hofrath Platz finden! Es ist merkwürdig, daß beim genialen Sinne unseres Königs, der über diese Titulaturmiseren so weit hinaus ist, noch derartige Hemmschuhketten dem freien Gange nachschleifen. Die Klagen derer, welchen nur gerade der Titel Geheimer Hofrath ein für Tieck unpassender scheint, aber Geheimer Regierungsrath, oder Geheimer Justiz- und Medicinalrath hätte sich eher geschickt, weiß ich nicht zu würdigen. Mich stört nicht der Hof, nur das Geheime. Sey auch Tieck ein Mann des Hofes, so ist er doch der Dichter der Nation und geheim ist nichts an ihm. Noch ist er in Potsdam, wo er auch den Winter über zu bleiben denkt; erst mit dem Frühjahr siedelt er sich vollkommen nach Berlin über. Dort, nämlich in Sanssouci, werden die neuen großartigen Wasserkünste bald vielleicht ein neues Leben hervorlocken. Die schwierige und complicirte Anlage derselben ist vollkommen geglückt und die Avenue zu Friedrichs Sommerschloß hat einen neuen und großartigen Reiz gewonnen.

Der geschätzte lyrische Dichter, der unter dem Namen E. Ferrand schrieb und auch so hier unter seinen Freunden bekannt war, ist noch im jugendlichen Alter gestorben. Sein Talent, in einer streng abgemessenen Sphäre, ist nicht zu bestreiten, und sein liebenswürdiger persönlicher Charakter fand ebenfalls unter Allen, die ihn näher kannten, seine gerechte Würdigung. Mehrere seiner Gedichte, die bereits in Anthologien übergegangen sind, werden seinen Namen erhalten. Er hatte das nicht häufig vorkommende Unglück, daß ihm das Glück, wenn man es so nennen darf, zu wohl wollte. Allzufrüh, etwa im zwanzigsten Jahre, stand er bereits mit einem kleinen Vermögen unabhängig da, ohne weder im gelehrten noch im gesellschaftlichen Leben einen rechten Stützpunkt und Autoritäten zu finden, die ihm durch Beispiel und Lehre vorangingen. Sein lyrisches Talent war schön, aber ohne wissenschaftliche Grundlage mußte es sich bald ausgeben. Das fühlte er, und scheint doch, bei einem weichen Gemüthe, der Kraft entbehrt zu haben, den Ernst, den jedes Leben fordert, zu erstreben. Er stand allein, nur von jüngern Freunden umgeben. Sie gewährten ihm einen angenehmen Umgang, konnten aber die Lücken nicht füllen. Er war durchaus Dichter; die Weltanschauungen zum Thema seines Lebens zu machen, war seiner innersten Natur entgegen. Aber unsere Natur ist dürftig. Alle Gefühle der Liebe, alle Empfindungen des Frühlings und des Herbstes, des Sommers und des Winters waren erschöpft; irgend woher mußte er, um sich selbst die Ungenügendheit zu verbergen, neue Anregung schöpfen, und er schöpfte da, wo hundert Dichter vor ihm, Otway, Günther, Hoffmann, auch sein reich begabter Freund, unser Gaudy. Was in fröhlichen Weinländern einen heitern Anstrich gewinnt, kehrt bei uns, denen der Nektar nicht zuwächst, seine herbere Seite heraus, wenn der Begeisterungstrank erst gebraut werden muß. Ferrand fühlte mit aller Innigkeit seines zarten Gemüths, wie gefährlich dieser Weg für Geist und Gesundheit sey; aber die Kraft verließ ihn, sich loszureißen, als es noch Zeit war. Auch darin hatte ihn das Glück begünstigt, daß er früh schon die Erwählte seines Herzens, die von ihm und seinen Freunden besungene Geliebte als Gattin heimführen konnte; er war Gatte und Vater, aber die geistige Befriedigung suchte er auswärts. Wer ihn kannte, widmet ihm eine tief schmerzliche Erinnerung. Sein liebenswürdiger Charakter hat sich nie verleugnet. Es wäre zu wünschen, daß eine Auswahl seiner Gedichte gesammelt würde. Sein bürgerlicher Name war Schulz.

Von unserer Kunstausstellung, die ihren Glanzpunkt in Lessings Huß in Kostnitz erlangt hat, schreibe ich Ihnen das nächstemal. Die Vorträge des wissenschaftlichen Vereins in der Singakademie werden mit nächstem Januar wieder anfangen. Die Theilnahme hat, statt sich zu vermindern, sich nur vermehrt, und schon jezt sollen über 500 Meldungen eingegangen seyn, die wegen mangelnden Raumes nicht berücksichtigt werden können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. December 1842.

So übt' ich denn des Dichters Recht,
Und ließ sie vor mir auferstehen,
Ein ganzes streitbares Geschlecht.
W. Scott.

Die Schenken von Vargula. *

Ist ein jedes Licht erloschen,
Oede dort des Schlosses Pfad,
Das mit seinen Paladinen
Oft der große Karl betrat?

Seht! die Kerzen flackern wieder,
Knarrend öffnet sich das Thor;
Und die Brücke rasselt nieder,
Und der Burgwart stellt sich vor.

Und in's Ritterhorn von Silber
Stößt er, daß es dröhnt und gellt,
Als ob er erwecken sollte
Alle Todten in der Welt.

Horch! da kommen sie geritten;
Eilig sind schon alle da.
Ja, das sind die großen Schenken
Allesammt von Varila.

Und sie schreiten nach der Halle
Allzusammen, dichtgedrängt,
Wo sie, wie die Söhn' ein Vater,
Einer freudenvoll empfängt.

Und bereitet ist die Tafel,
Und der Wein so voll von Geist,
Den sie immer ächt geboten
In dem Goldpokale, kreist.

Und der Herold bringt das Wappen:
Goldgekrönten Helm es trug,
Blau das Feld mit weißen Linien,
Blau des Helmziers Doppelflug.

Und noch hat im weiten Kreise
Nicht ein einz'ges Wort getönt;
Jetzt an's Wappen schlägt der Herold,
Daß es rings im Saale dröhnt.

„Seyd willkommen, kühne Degen,
Hergeeilt von fern und nah,
Seyd willkommen, all' Ihr Ritter
Von dem Schloß zu Varila."

* Varula und Varila, Vargula, jetzt Vargel, ein Dorf an der Unstrut, wo noch theilweise das Haus der berühmten Schenken steht.

Digitized by Google

Und sie blickten, wie erwachend,
Nach dem Herold, nach dem Schild,
Neigten höflich sich dem Herold'
Und dem alten Wappenbild.

Und der Herold rief noch einmal,
Als er Alle schweigen sah:
„Seyd gegrüßet, seyd willkommen,
Schenken all' von Varila!

Gibt's für eine gute Sache
Einen ehrenhaften Streit:
Alle, die dieß Wappen führen,
Sind, ihn zu bestehn, bereit.

Männer, edle Landesfürsten,
Fromme zarte Fraun in Noth!
Die bei diesem Schild euch schwuren,
Ueben Treue bis zum Tod!"

Und der Herold hob den Becher,
Und der Herold hob den Stahl:
„Ehre denen, die mit Ehre
Schwerter huben und Pokal!"

Als die Ritter das vernommen,
Sprangen Alle plötzlich auf,
Riefen draußen nach den Mannen
Und den Knappen dort zu Hauf.

Und es spricht Johann, der Anherr,
Und sein treues Auge flammt:
„Landgraf Ludwig harret meiner
Und das erste Schenkenamt."

Walther drauf: „Von hellem Silber
Eine Wieg' im heil'gen Schein
Kommt von Ungarn. Königskindlein!
Stets dein Ritter will ich seyn!

Dich, Elisabeth, * beschirm' ich
Mit dem Schenkenschwert, voll Kraft.
Hej! und auch dann vier besiegte
Grafen ** noch in meiner Haft!"

(Schluß folgt.)

* Die heilige Elisabeth, Tochter des Königs Andreas von Ungarn und Gemahlin Ludwigs VI. oder Heiligen, Landsgrafen von Thüringen, wurde schon als vierjähriges Kind in einer silbernen Wiege im Jahr 1211 auf die Wartburg gebracht und stets von Walther beschützt.

** Zwei Grafen von Schwarzburg und zwei von Käferenburg führte Walther als Gefangene nach Vargel.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

Nach diesem sophistischen Selbstgespräch ward der Wagen wieder weggeschickt und der Autor empfing nicht ohne eine kleine Anwandlung von unbehaglicher Befangenheit den Pfarrer, der da kam, sich zu erkundigen, wie sein Gast die Nacht zugebracht. „Nicht zum besten, ehrwürdiger Freund," entgegnete er. „Es ist warm und Ihre Zimmer sind niedrig." — „Und wie hat Ihnen unsere gestrige Bekanntschaft zugesagt?" — „O gar nicht übel." — „Wir müssen ihr unsern Schutz gewähren." — „Unsern Schutz?" fragte der Autor verwundert. — „Ja, Sie den weltlichen, ich den geistlichen," erwiderte der Pfarrer. „Dann wird sie gegen ihre Feinde bestehen können." — „Wird sie denn verfolgt?" — „Ja." — „Die Arme! So jung, so schön und so verlassen!" — „Nur muß man vorsichtig seyn." — „Nein," rief der Autor, „das muß man nicht seyn! Wenn irgend Gefahr ist, so nehme ich Alles auf mich. Verschaffen Sie mir nur noch eine Unterredung mit ihr." — „Allein?" — „Freilich; aber Sie dürfen ihr nicht sagen, daß ich ein Schriftsteller bin. Verstehen Sie mich?" — „Vollkommen," erwiderte der Pfarrer mit sehr listiger Miene. — Dem Autor mißfiel diese Miene sehr und er fuhr fort: „Führen Sie mich nur als Baron Sellheim bei ihr auf und sagen Sie ihr, daß meine Familie Verbindungen hat, daß ich selbst in Verhältnissen stehe, die —"

Der Pfarrer nickte bejahend und eilte schnell von dannen. Es lag in seiner Weise, Niemanden aussprechen zu lassen. Der Autor wartete in peinlicher Ungewißheit zwei lange Stunden, bis er den Seelenhirten die staubige Landstraße wieder heraufkommen sah, der ihm Zeichen gab, daß seine Mission ein glückliches Resultat gehabt. Die Aufregung, in die der alte Herr hiebei gerieth, läßt sich unmöglich beschreiben. Er eilte an den Schreibtisch, wo einige Blätter eines angefangenen Romans lagen, und zerriß sie mit einer Heftigkeit, als wenn er fürchtete, der Dämon, der ihn zu diesen falschen Produktionen verleitet, könnte sich jezt dem ächten Genius entgegensetzen. Er ordnete seine Kleidung, brachte manche kleine Zierlichkeit an, und ehe eine halbe Stunde verging, befand er sich auf der Wanderung nach Augustens Landhaus. Unterwegs fand er die Dichterin, die einen Morgenspaziergang machte; er schloß sie, ohne ein Wort zu sprechen, in seine Arme. „Was ist Ihnen?" fragte die Dichterin. „Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!" erwiderte der Autor und stürmte weiter.

Er wurde in das bekannte Zimmer geführt, und nach einer kleinen Pause erschien die junge Dame, dießmal in

einem einfachen Morgenanzug. Ihr Gesicht war frischer und lieblicher als Tags zuvor. Alles in ihrem Wesen war Anmuth und freimüthige Offenheit. Sie nahm auf ihrem Divan Platz, und nachdem sie, den Kopf mit den blonden Locken auf die Hand gestützt, ein paar Sekunden ihren Blick forschend auf die Züge ihres Gastes gerichtet hatte, sagte sie: „Sie kennen die Familie des Generals von Plauen?" — „Ja, Madame; ich bin sogar von mütterlicher Seite mit dem General verwandt." — „Sie kennen auch den Grafen Löwenstein?" — „Der in österreichischen Diensten ist?" — „Derselbe." — „Der Schwiegersohn des Generals?" — „Gewesen!" fiel Auguste schnell ein; „die Ehe ist getrennt." — „So? davon habe ich noch nichts gehört." — „Ich glaube es; der General verbrachte den vergangenen Winter in Italien. Aber," setzte Auguste hinzu, „Sie scheinen nicht vielen Antheil an den Schicksalen des Generals und seiner Familie zu nehmen? Sprechen Sie offen, Herr Baron, interessiren Sie sich für ihn?" — „Ich muß gestehen, Madame, daß ich ihn wenig kenne. Ich besinne mich, ihn nur einmal in meinem Leben gesehen zu haben. Er gilt für einen Mann von rauhen Sitten, und selbst von seinem Charakter sagt man —" — „Nichts von seinem Charakter!" rief Auguste. „Er ist ein edler Mann. Ich bin seine Tochter —" — „Wie? Madame Auguste Coulange — die Wittwe eines emigrirten Carlisten?" — „Unter diesem Namen habe ich mich hier versteckt," rief Auguste und faßte die Hand ihres Gastes. „Sie werden mich nicht verrathen, Baron! Die unglückliche Gräfin Löwenstein ist es, die Sie vor sich sehen." — Ein Strom von Thränen drang bei diesen Worten aus ihren Augen. Sie warf sich in die Kissen zurück und bedeckte ihr Antlitz mit dem Tuche.

Der Autor, den wir jezt, mit seinem von ihm selbst angegebenen Namen, Baron Sellheim nennen wollen, betrachtete die junge Dame mit einem Blick der innigsten Theilnahme und Rührung. „Ich errathe," hob er endlich an. „Sie sind mit Ihrer Familie zerfallen, Gräfin, Sie haben Schutz gesucht in einer eiligen Flucht, und die Schrecknisse dieses unvorsichtigen Schrittes umdroben Sie jezt. Wohlan, hier steht ein Verwandter Ihrer Eltern, folglich auch der Ihrige. Unfähig des leisesten Gedankens an Verrath, fühle ich mich nun berufen, Ihnen die Hülfe zu gewähren, die Ihr Geschlecht, Ihre Lage heischen. Darum gebieten Sie, was ich thun soll." — „Welch ein Strahl himmlischer Hoffnung!" rief Auguste. Sie eilte schnell an ihren Schreibtisch und warf einen schon gesiegelten Brief in den Kamin. „Dieses Schreiben," sagte sie, „sollte heute abgehen an einen Mann, dem ich nur Schwachheit und Unentschlossenheit zutraue; allein er war meine einzige Zuflucht bei der immer dringender werdenden Gefahr. Gottlob, jezt ist dieser Brief unnütz!" Sie sezte sich wieder und ihre Aufregung war so stark, daß sie einige Minuten Zeit bedurfte, um Worte zu finden. „Ehe ich weiter gehe," sagte sie endlich, „muß ich Sie fragen, Baron, was Sie veranlaßte, meine Bekanntschaft zu suchen?"

Keine Frage in der Welt hätte den Baron in eine peinvollere Stimmung versetzen können, als gerade diese, und doch war sie sehr natürlich. Ein Autor hat, aus den oben angeführten Gründen, immerdar ein böses Gewissen, und hier sah sich der unsrige recht eigentlich auf seinen Schleichwegen ertappt. Er verwünschte in diesem Augenblick die Dichterin und den Pfarrer. Was sollte er antworten? Er blickte auf und sah, daß die Gräfin noch mit einer weit ärgern Verlegenheit kämpfte. „Gestehen Sie es nur," rief die Dame, „Sie hatten von meiner Flucht gehört, man hatte Ihnen sogar den falschen Namen genannt, den ich hier führe?" — „Nein!" rief der Baron, und ein erleichternder Seufzer entstieg seiner Brust. „Beruhigen Sie sich. Ich kam nur, von Ihrem Unglück, Ihrer verlassenen Lage angezogen. Vielleicht war auch etwas Neugier im Spiel."

Auguste warf noch einen kleinen, forschenden, unruhigen Blick auf den Baron, aber die Züge ihres neuen Freundes trugen in diesem Moment das Gepräge einer so unverfälschten Ehrlichkeit, daß sie sich beruhigte und nach einer Weile sagte, indem ein unbeschreiblich reizendes Erröthen ihre Wangen und ihre Stirne färbte: „Ich bin Ihnen die Geschichte meiner Verirrungen und Leiden schuldig, und da ich Sie zu meinem Schutzherrn erwähle, müssen Sie nothwendig den Werth oder Unwerth des Schatzes, den Sie beschützen, kennen lernen." Auf ein scherzhaft drohendes Zeichen des Barons setzte sie sehr ernst hinzu: „Keine Galanterien und Scherze, wenn ich bitten darf! Wir sind, dem Himmel sey Dank, hier außerhalb der Convenienz der Gesellschaft. Der Fall, den ich Ihnen vortrage, ist sehr ernst. Ich bedarf der Milde und Einsicht eines unbestechlichen Richters. Also Ernst, strenger Ernst!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eisenbahnen.

Bereits beginnen die Arbeiten der Eisenbahn nach Belgien, welche von der Vorstadt St. Denis ausgehen soll. Hier wird ein geräumiger Bahnhof entstehen; zum Glück ist der Platz dazu da und es braucht nur wenig niederzureißen zu werden. Im Seinedepartement wird es aber mit den Arbeiten nicht schnell vorwärts gehen, obgleich 500 Arbeiter angestellt seyn sollen, weil um Paris herum Alles so bebaut

Digitized by Google

ist, daß zuerst eine Menge von Anlagen dem Boden gleich gemacht und deßhalb die Eigenthümer expropriirt werden müssen, womit leicht einige Monate hingehen. Es ist gut, daß eine englische Kompagnie diese Arbeiten übernommen und erfahrene Ingenieurs an die Spitze derselben gestellt hat; obgleich man jezt in Frankreich viele Eisenbahnen anlegt, hat man doch noch nicht die praktische Erfahrung, welche die Engländer in diesem Fache besitzen; deßhalb geht es gemeiniglich mit den Arbeiten sehr langsam, wogegen die Eisenbahn von Paris nach Rouen, welche ebenfalls von einer englischen Kompagnie unternommen worden ist, seit zwei Jahren solche Fortschritte gemacht hat, daß man hoffen kann, dieselbe im folgenden Jahre befahren zu können; und da dieselben Unternehmer an der Fortsezung der Eisenbahn von Rouen nach Havre bauen, so wird die Verbindung der Hauptstadt mit dem ersten französischen Handelshafen im Ocean in wenigen Jahren hergestellt seyn. Wird unterdessen auch die Eisenbahn von Paris nach Straßburg fertig, so gelangt man im Flug von der Grenze des Elsaßes zum atlantischen Meere. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man die große Eisenbahn von Paris nach Straßburg zugleich mit der nach der belgischen Grenze hätte anfangen können; aber die Regierung hat den Fehler begangen, daß sie jene Bahn nicht in das Gesez aufgenommen hat, weil sie selbst in diesem Punkt noch unschlüssig war. Jezt sind drei verschiedene Richtungen in Vorschlag gebracht. Die Plane sind im Hôtel de ville öffentlich ausgestellt. Natürlich findet jeder der Plane in den Orten, welche die vorgeschlagene Richtung berührt, sehr warme Anhänger. Obrigkeiten und Privaten bestürmen die Regierung mit Bitten und Vorstellungen, und jezt ist eine Entscheidung vielleicht schwieriger, als wenn man sogleich mit dem Gesetze einen Plan vorgeschlagen hätte. Jedenfalls wird der Winter über dem Streite hingehen, und frühestens wird im künftigen Frühjahr mit den Arbeiten begonnen werden können. Ein Verlust von einigen Monaten ist aber bedeutend, wenn man die Ungeduld der jezigen Geschlechter bedenkt, welche die neue und bequeme Transportart in eben der Ausdehnung genießen wollen, wie man ihrer in England und Belgien bereits genießt. Zwar steht es mit einer der von Paris ausgehenden Eisenbahnen, mit der Versailler des linken Seineufers, sehr schlecht. Die Unternehmung ist verschuldet und kann nicht mehr fort. Die Eigenthümer wollten sie verpachten, allein da sie der Regierung eine bedeutende Summe schuldig sind, so hat sich diese der Verpachtung widersezt. Man wird wohl die Fahrten einstellen müssen. An dieser mißlichen Lage sind mehrere zufällige Umstände Schuld. Erstlich konnte jene Eisenbahn nicht so schnell fertig werden, wie die Versailler Bahn auf dem rechten Seineufer, weil viel mehr Schwierigkeiten dabei zu überwinden und größere Arbeiten auszuführen waren; man hatte ein tiefes Thal zu durchschneiden und mußte mithin hohe Viadukte bauen, und nach Versailles hinein konnte man nur vermittelst eines Tunnels gelangen. Beides hatte man auf dem rechten Seineufer nicht nöthig. Zweitens hatten die Unternehmer diese Bahn nach Versailles nur als den Anfang einer großen Bahn betrachtet, welche über Chartres nach Tours, also tief in's Innere Frankreichs gehen und sehr bevölkerte und wohl bebaute Gegenden mit einander verbinden sollte. Mit diesem Plane war die Versailler Eisenbahn ein vortheilhaftes Unternehmen; allein zu der Fortsezung derselben wollte die Regierung keine Unterstüzung bewilligen, und die Kammern haben in der lezten Session zur Anlegung einer andern Bahn nach Tours, nämlich über Orleans, ihre Zustimmung gegeben. Dadurch ist jener frühere Plan ganz vereitelt und die Bahn nach Versailles bleibt also als ein verunglücktes Bruchstück da liegen. Zu allem dem kam im verflossenen Mai der entsezliche Unglücksfall, der auf dieser Bahn so vielen Menschen das Leben gekostet und sie vollends einem großen Theile der Pariser verleidet hat. Der Eindruck war so lebhaft, daß die meisten Lustfahrenden seitdem die Bahn des rechten Seineufers vorziehen. Eine kleine Kapelle, welche man neulich an der Stelle, wo so viele Menschen in den Flammen umgekommen sind, erbaut und so eben eingeweiht hat, dient noch dazu, alle Vorüberfahrenden an jenen schrecklichen Maitag zu erinnern. Weil nun einmal Eisenbahnen an der Tagesordnung sind, darf man sich nicht wundern, daß außer den großen, mit denen man jezt umgeht, noch eine andere im Vorschlag ist, welche rund um die neuen Festungswerke von Paris hergehen und somit die sämmtlichen von Paris ausgehenden Eisenbahnen mit einander verbinden soll. Dieser Plan ist allerdings gut; er würde die Reisenden, welche z. B. von der Seeküste oder von Belgien kommen, in Stand seyen, bei ihrer Ankunft vor Paris sogleich sich auf die Eisenbahn nach Marseille, Straßburg oder Bordeaux umsetzen zu lassen. Eine solche Verbindungsbahn fehlt der Stadt Brüssel. Kommt man von Lüttich oder Antwerpen nach der Hauptstadt Belgiens, so muß man sich in einen Bahnhof auf der entgegengesezten Seite der Stadt führen lassen, wenn man nach Frankreich weiter reisen will. Wäre eine Verbindungsbahn vorhanden, so könnte man, ohne die Stadt zu berühren, gerades Wegs von Antwerpen oder Lüttich nach Valenciennes und später nach Paris fahren. Es wäre gut, wenn man bei Zeiten in Paris einem ähnlichen Mangel vorzukommen suchte. Auch würde eine solche rund um die Wälle gehende Eisenbahn der umliegenden Gegend sehr nüzlich werden. Wer könnte aber die ungeheuern Kosten einer solchen Bahn bestreiten, da der Staat schwerlich dazu beitragen würde? Vernünftige Spekulanten müssen vor solch einem riesenhaften Unternehmen erschrecken. Man hat jedoch in unsern Zeiten Werke ausgeführt, welche man früher auch nicht für möglich gehalten hätte. An Kapitalien fehlt es in Frankreich gewiß nicht, es kommt nur darauf an, sie flüssig zu machen; denn durch das Mißlingen so mancher Spekulationen sind die Kapitalisten höchst mißtrauisch geworden und sie wollen ihr Geld nur mit Sicherheit anlegen. Banten innerhalb Paris pflegen mehr Reiz für sie zu haben, und gegenwärtig richten die Bauunternehmer ihr Hauptaugenmerk auf die Umgegend der Bahnhöfe. Neben dem Bahnhofe der nach St. Germain und späterhin nach Rouen und Havre führenden Eisenbahn soll ein neuer Platz mit schönen Gebäuden angelegt werden. Hiezu werden Millionen erforderlich seyn; da die Spekulanten aber gewiß sind, daß sich jene Häuser vortheilhaft werden verkaufen oder vermiethen lassen, so wird sich das Geld dazu bald finden. Zuweilen geht der zum Bauen nöthige Platz durch mehrere Hände, vertheuert sich natürlich bei jedem neuen Verkaufe, da jeder Spekulant, der ihn kauft, um ihn wieder zu verkaufen, dabei einige tausend Francs gewinnen will, und so bleibt dem, welcher zulezt auf dem Platze baute, nichts übrig, als ein fünf bis sechs Stockwerke hohes Haus zu errichten, damit er durch den vielen Miethzins seine Kosten und noch einen Profit dazu herausschlage. Daher jene ungeheuer großen Häuser, welche man in den stark bewohnten Revieren errichten sieht, und die mehr gekostet haben, als manches Schloß eines ehemaligen Gutsherrn.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. December 1842.

Love may exist with marriage, and should ever,
And marriage also may exist without.

Byron.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

Ihre Rechte hatte bis jezt mit einer Perlenschnur gespielt, jezt ließ sie sie fallen und preßte die gefalteten Hände auf die Brust, indem sie den Blick dabei gen Himmel richtete, als wollte sie mit schmerzhafter Anstrengung der Tiefe des Herzens die dort versenkten Geheimnisse entheben. Eine tiefe Stille herrschte und sie begann:

„Ich war fünfzehn Jahr alt, als mein Vater über meine Zukunft bestimmte. Ich weiß nicht, welche Rücksichten, welche Verbindlichkeiten er dem Manne schuldig war, den er mit meiner Hand und mit meinem Vermögen belohnen wollte. Ich wiederhole, ich weiß es nicht und will es nicht wissen; genug, drei Jahre meines Lebens habe ich diesem unbekannten Zwecke opfern müssen. Der Graf Löwenstein ist fast zweimal so alt wie ich; dieß wäre jedoch sein geringster Fehler, aber er hat dazu alle jene Eigenschaften, die für die Seele eines jungen Mädchens den Inbegriff alles Hassenswerthen bilden. Ob ich Recht hatte, ist eine andere Frage; mein Vater behauptet nein, meine innigsten Freundinnen, worunter Frauen sind, die sich keine kindischen Illusionen machen, die reif genug sind, das Leben ernst anzusehen, behaupten ja. Ich will mich an Thatsachen halten."

„Mit welchem Rechte riß mich dieser Mann aus dem Schooß meiner Familie, aus dem Kreise jener unschuldigen Genüsse und Freuden, die meine Welt bildeten und in deren Besitz ich glücklich war? Er behauptet, ich sey schön, und sagt mir, er liebe mich. Treffliche Gründe wahrlich, um mir zu rauben, was ich besaß, um mich zu plündern, wie man ein erobertes Land plündert! Die Eitelkeit der Männer ist das nichtswürdigste Laster, das ich kenne. Auf einem Balle im Hause meines Vaters sagte er mir das erste Wort von Liebe. Ich horche hoch auf, erstaune, werde roth, weiß nicht, was ich antworten soll, und bin daher stumm. Er sieht mich mit einem Blick an, der zugleich frech und unterwürfig ist, und versichert mich, daß sein Leben von meiner Antwort abhänge. Sein Leben! — wie lächerlich! — Was geht mich sein Leben an? — Eine Woche darauf dieselbe Scene. Wieder Tanz, und nach dem Tanz ein anhaltendes, Aufsehen erregendes Geflüster. Ich antworte keine Sylbe und weiß mich vor Unmuth nicht zu lassen. Beim Souper fragt mich eine Freundin: „Ist's denn wirklich wahr? du bist Braut?" — „Wessen, Liebe?" — „Des Grafen Löwenstein." — Ich lache und vergesse sogar „nein" zu sagen. Eine Woche später spricht man in unsern Cirkeln davon, daß ich Braut sey. Ich eine

Digitized by Google

Braut! Wußte ich überhaupt, was es bedeute? nur das wußte ich, daß mir Niemand auf der Welt so zuwider war, als der, dessen Braut ich genannt wurde. Einige Tage darauf fiel mein Wiegenfest. Damals waren die Türkisse Mode; auf dem Tisch, wo die Gaben hingebreitet lagen, befand sich ein herrlicher Schmuck von Türkissen. Ich eilte zu meinem Vater und schloß ihn in die Arme. „Der Schmuck kommt nicht von mir," entgegnete er; „ein Anderer hat ihn dir gegeben." — „Darf ich ihn annehmen?" fragte ich, von Freude berauscht. „Gewiß darfst du das," antwortete mein Vater und winkte in das Gesellschaftszimmer hinein. Wer stürzte hervor? Mein Graf. Ich dankte ihm, aber — die Türkisse erschienen mir nicht mehr hübsch. „Ich weiß nicht," sagte ich Abends zu meiner Schwester, „Alles, was mir Angenehmes begegnet, wird mir durch dieses Gesicht verdorben, dessen Blicke ich immer treffe, ich mag hinsehen, wohin ich will."

„Die Reise nach Italien wird beredet. Man fragt mich, ob ich mitreisen will. Welche Frage! Ja wohl; nichts schöner als Reisen. „Aber was wird der Graf dazu sagen?" — „O das kümmert mich wenig." — „Wie? du weißt, daß er keinen Urlaub bekommen kann, daß es ihm daher unmöglich ist uns zu folgen?" — „Dann bleibt er." — „So gleichgültig?" — „Ei, wenn nur ich reise, der Graf kann bleiben wo er will." — Auf diese meine rasche Aeußerung nahm mich der Vater in sein Kabinet. Dieß war eine Prozedur, die nie etwas Gutes bedeutete. Wenn ich als Kind mein Spitzentuch zerrissen hatte, oder unheilbare Flecke auf ein kostbares Kleid gebracht, so daß für solche Greuelthaten der Vorwurf der Mutter nicht gewichtig genug erschien, nahm mich mein Vater in sein Kabinet und gegenüber einer alten staubigen Büste des Plato erhielt ich einen langen Verweis. Jezt stand ich wieder dem Plato gegenüber und die Kabinetthüre fiel hinter mir zu. Hier sagte mir mein Vater, es sey jezt Zeit für mich, den Ernst des Lebens kennen zu lernen. Ich athme ganz beklommen, da ich das höre. Gewiß ist irgendwo ein Unglück geschehen, denke ich. Ich gehe schnell in Gedanken die ganze Familie durch, Brüder, Schwestern, Onkel, Tanten, Vettern, Cousinen; aber mir will nichts einfallen, als eine alte Großtante, die seit einigen Tagen einen grausamen Krampfanfall zu erleiden gehabt hat. Sollte diese mit dem Ernst des Lebens gemeint seyn? Aber nein, mein Vater fährt fort und nach und nach spinnt es sich heraus, daß ich nun alt genug sey, über mein Schicksal zu bestimmen, und endlich, daß ich den Grafen heirathen müsse. „Er ist der beste Mann von der Welt," sagte mein Vater, „er liebt dich aufrichtig und er hat Vermögen. Seine Festigkeit wird deinen hie und da noch kindischen und launenhaften Charakter zügeln, und für mich sowohl als für deine Mutter wird es ein Trost seyn, dich versorgt zu sehen." — „Ach so!" rufe ich, „also wieder der Graf!" — „Willst du ihn nehmen?" — „Nein."

„Ich ward für dießmal aus dem Kabinet entlassen. Eine Woche vergeht, und wieder werde ich in's Kabinet geführt. Dießmal geht es schärfer zu; auch die Mutter ist dabei und der alte Kopf des Plato nimmt einen gefährlichen Ausdruck an. So werde ich den ganzen Winter gemartert, bis mir der Appetit fehlt und ich bei Nacht nicht mehr schlafe. Ach, es gehört viel dazu, eine muntere, sorglose Jugend so weit herunter zu bringen, als man mich brachte! Endlich erscheint mir der Graf, gegen das Kabinet gehalten, als das kleinere Uebel, und ich sage zu allem ja, was man von mir haben will."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schenken von Vargula.

(Schluß.)

„Nach Otranto! — sprach dann Rudolph; —
Meinen Herrn * verlaß ich nicht.
Heinrich, seiner Wittwe Dränger
Tadl' ich laut in's Angesicht."

Und es schlugen auch die Brüder,
Männer, groß und ehrenwerth,
Heinrich Kunnemund ** und Berthold
Hochbegeistert an ihr Schwert.

„Der ich des erlauchten Markgrafs ***
Schützer, rief ein Ludwig, — bin,
Auf! zu schlagen Braunschweigs Albrecht,
Auf Ihr Mannen von Wettin!" †

---

* Ludwig VI. wollte in's gelobte Land ziehen, starb aber zu Otranto im Königreich Neapel.

** Da Heinrich Raspe (von 1246—47 deutscher König) Elisabeth, die fromme Wittwe seines Bruders Ludewig hart behandelte und sogar von der Wartburg verstieß, setzte der edle Schenk Rudolph von Vargel den Landgrafen öffentlich darüber zu Reinhardsbrunn zur Rede und bewirkte, daß der tieferschütterte Heinrich Raspe sie gütig wieder aufnahm.

*** Heinrich der Erlauchte, Markgraf zu Meißen.

† Rudolph III., Schenk und Bannerherr der Landgrafschaft Thüringen, überfiel im Jahr 1263 den tapfern Herzog von Braunschweig und Lüneburg bei Wettin so unvermuthet, daß derselbe verwundet und gefangen genommen wurde.

Digitized by Google

„Wisse, Meißner Markgraf Wilhelm,
— Schwört ein jüngerer Johann —
Jenen Apel dort von Vitzdum
Straf' ich, den verwegnen Mann."

Albert rief, der edle Albert:
„Zu der Wartburg eil' ich fort!
Hülfe, Hülfe Margarethen! *
Denn es droht ihr blut'ger Mord."

Hinten nach den Bannerherren
Drängten sich den Saal hindurch
Die Verweser mächt'ger Städte,
Manches Landes, mancher Burg.

Und noch Andre stürmten hastig
Zu dem vollen Thor hinaus,
Um der Damen Dank zu ernten
Im Turnier, im kühnen Strauß.

Und noch andre Helme funkelnd
Zogen hin, wie Stern an Stern.
Saleck, Tautenburg, Apolda,
Nebra fodern ihre Herrn.

Und die großen Schenken, alle
Edelherzig, kühn und schön,
Lassen unberührt die Speisen
Und den vollen Becher stehn.

Und auf ihren muth'gen Rossen,
Haupt an Haupt, ein langer Zug,
Eilen sie nach allen Seiten,
Eilen fort, wie Sturmesflug.

Fahret wohl, ihr kühnen Degen,
Edle Ritter, fahret wohl! —
In den Hallen an der Unstrut
Klingt der Tritt nun öd' und hohl.

Und die Schenken sind verschwunden,
Und die Schenken alle todt,
Und sie liegen in den Gräbern,
Harrend auf das Morgenroth.

Dort ist nun ihr Licht erloschen,
Oede dort des Schlosses Pfad,
Das mit seinen Paladinen
Oft der große Karl betrat.

Aber die Geschichte leuchtet
Dort auf ihren Ahnensaal,
Auf der Schenken große Wiege,
Nun mit ihrem ew'gen Strahl.

Aber jene treuen Ritter
Mit dem hellen Ehrenkleid
Sitzen nimmer, nimmer dunkel
In der großen Nacht der Zeit.

Und der Ruhm bestrahlt des Wappens
Weiße Linien, blaues Feld, —
Auf der Treue sicherm Grunde
Helle Bahnen in der Welt.

Sagt, Ihr Fürstinnen, ihr Fürsten,
Ragen jezt, zur Hülfe nah,
Ragen jezt an Euern Tafeln
Schenken noch von Varila?

Habt Ihr noch so feste Stützen,
Solche Freunde, die so rein
Aus der treuen Liebe Schale
Schenken wundervollen Wein?

Ph. H. Welcker.

* Als Margarethe, Tochter des Kaisers Friedrich II., Gemahlin des Landgrafen Alberts des Unartigen, auf dessen Veranstaltung gemordet werden sollte, war ihr der Schenke Albert zur Flucht behülflich und rettete ihr so das Leben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Der Stephansthurm.

Ich habe kürzlich über die Restauration des Stephansthurmes berichtet; ich muß heute darauf zurückkommen. Die nächste Veranlassung dazu bietet mir die am Ende des vorigen Monats stattgefundene feierliche Aufsetzung des neuen Doppeladlers sammt Kreuz auf der äußersten Spitze des Thurmobelisks, und die Enthüllung der gleichfalls neuen, nun nicht mehr wie ehedem massiven steinernen, sondern hohlen, vergoldeten Blechkugel. Es war dieß einer der Festmomente, wie sie für Generationen ein Gegenstand lebendiger Erinnerung bleiben und in der Chronik einer Stadt einen Abschnitt bilden. Für den Dom selbst ist die Sache von großem Belang; er hat dadurch für Jahrhunderte wieder eine neue Garantie des Bestandes erhalten. Das Fest begann mit einer entsprechenden kirchlichen Feier. Kreuz und Adler, seit mehreren Tagen innerhalb der hölzernen Einfriedung des Thurmes zur Schau gestellt, wurden vom Wiener Fürsterzbischofe eingesegnet und nun, reich mit Blumenkränzen geschmückt, zu ihrem luftigen Sitze aufgewunden. Ein rührender und erhebender Moment war es, als Kreuz und Adler, oben angelangt, von den auf dem obersten Gerüste versammelten Bau- und Werkvorständen jubelnd empfangen und unter dem Schalle der von den untern Galerien des Thurmes über die Stadt tönenden bekannten Haydn'schen Volkshymne auf die massiv eiserne Spindel gesetzt wurden, und als hierauf einer der Werkführer mit außerordentlicher Kühnheit den über Kreuz und Adler hinlaufenden

Balken bestieg, eine der drei dort befestigten Fahnen ergriff und zum Zeichen des Sieges schwenkte. Sehr ungeschickt muß es dagegen genannt werden, daß während des Hinaufwindens des Adlers unter andern Musikstücken auch Strauß'sche oder Lanner'sche Walzer und Galopps erklangen, ein Mißgriff, der dem allezeit schlagfertigen Wiener Volkswitz willkommene Gelegenheit zur Uebung bot. — Das neue Kreuz wurde wieder mit passenden Inschriften versehen, darunter aber auch die ältern beibehalten; eine auf Zinn gravirte, die Hauptmomente des Restaurationsbaues enthaltende Urkunde wurde in den kupfernen Knopf unterhalb des Adlers eingefügt. Lezterer sammt Kreuz wiegt bei einer Höhe von 10′ 5″ und einer Breite von 4′ 10″ 280 Pfund. Mit der Aufstellung des Kreuzes und Adlers sind übrigens die Arbeiten nun für heuer als geschlossen zu betrachten; doch darf man im künftigen Frühjahr der Vollendung entgegensehen, wenn nicht anders die noch an den untern Partieen des Thurmes vorzunehmenden Reparaturen noch mehr Zeit erheischen. Da der Thurmbau im Jahr 1359 begonnen wurde, so fehlen nur noch 17 Jahre zum vollen halbtausendjährigen Bestande desselben. Innerhalb dieses langen Zeitraums erlitt der erhabene Bau gar manche schwere Unbilde, so 1450, wo der Blitz in die Thurmspitze schlug und alles Holzwerk verbrannte, ja selbst die Steine so ausglühte, daß schon 1514 die erste Reparation nöthig wurde. (Gregor und Leonhard Hauser, lezterer Max I. Jäger, führten sie aus; der Thurmgipfel wurde in Stücke zerstemmt und die vom Blitz gekrümmte Eisenstange des obern Theils durch Kohlenfeuer wieder aufgerichtet, was eine zwölfjährige Arbeit gekostet haben soll). 1529 schadeten gewaltig die Kugeln der Osmanen, und das Erdbeben von 1590 beugte den ganzen obern Theil. (Um diese Zeit wieder ein Reparationsbau; der schwere steinerne Knopf wurde beseitigt und durch einen 36 Eimer fassenden kupfernen Knopf mit Halbmond und Stern ersezt). Großen Schaden brachte wieder die zweite Türkenbelagerung 1683. Leopold I. beschloß, statt des Halbmonds ein Kreuz aufzurichten; dieß geschah am 11ten Sept. 1686 durch den Troppauer Ziegeldecker Resbyko, der sich für diese Mühe 1000 Gulden und neues Gewand für sich und seine Söhne bedungen; allein da das neue Kreuz unbeweglich war, so wurde es bald darauf vom Sturme herabgeschleudert. 1687 ward nun ein beweglicher Doppeladler aufgesezt. Das Bombardement im Jahr 1809 verschlimmerte die früheren Schäden; zwar wurde 1810 eine bedeutende Reparation vorgenommen, allein die Steinmasse war schon zu verwittert und die Neigung der Spitze zu bedeutend, als daß nicht am Ende der jezige Bau hätte unerläßlich werden sollen. Besonders verdient um diese Restauration hat sich der Hofbaurath und Professor an der Bauakademie Paul Sprenger gemacht; er war es, der den äußerst sinnreichen Plan zur Restauration entworfen hat. Die Stadtbehörde hat nicht ermangelt, die bei dem Bau vorzugsweise Betheiligten durch Auszeichnungen, Verleihung des Ehrenbürgerrechts, Medaillen und dergleichen zu ehren.

(Fortsezung folgt.)

Paris, November.

(Fortsezung.)

Verfälschung der Lebensmittel.

Die Stadt hat, wie ich schon mehrmals bemerkt habe, eine auffallende Tendenz, sich nach gewissen Seiten auszudehnen und gleichsam aus sich selbst heraus zu gehen. Vergebens ist sie schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Mauern und Barrièren umgeben, sie sprengt darüber hinaus und verlängert sich in's Feld hinein. Dieß ist der Stadtbehörde besonders wegen der Getränkesteuer sehr lästig; aber wahrscheinlich werden die gesezgebenden Kammern bald dem unmäßigen Zoll auf den Wein an den Stadtbarrièren Grenzen seyen müssen. Auch stellt man der Behörde bereits in den Tageblättern vor, wenn sie den Wein nicht so hoch besteuerte, würde weit mehr Wein in die Städte eingeführt werden, und mithin die Stadtkasse wenig verlieren, indem die Erfahrung hinlänglich beweist, daß die Consumtion in dem Maße zunimmt, als die Lebensmittel oder Waaren wohlfeiler werden. Für die Kleinstädte muß es wirklich ein Trost seyn, zu sehen, daß die Pariser, denen so mancherlei Vergnügen, Zerstreuung und Belehrung zu Gebote steht, die täglich unter zwanzig Schauspielen die Wahl haben, die in Gemäldegalerien, Museen und andern Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen frei umhergehen, die größten Virtuosen, so wie die gelehrtesten Männer ihre Kunst oder Wissenschaft vortragen hören, denen Lustgärten und Galerien von Kaufbuden mit den schönsten und glänzendsten Industrieprodukten offen stehen, denen man den Boden mit Asphalt ebnet, Abends die Straßen mit Gas beleuchtet, alle Arten von Produkten aus allen Welttheilen zuführt — daß diese Pariser nicht ohne Besorgniß die gewöhnlichste Nahrung zu sich nehmen können; denn man verfälscht ihnen den Wein, die Milch, den Kaffee, sogar das Brod. Je größere Fortschritte die Chemie macht, desto geschickter werden auch die Verfälscher in ihrer abscheulichen Kunst. Zwar werden diese Verfälschungen bald entdeckt; allein was hilft dieß den armen Bürgern, welche doch nicht mit jedem Brode oder mit jedem Litre Wein, den sie kaufen, eine chemische Analyse vornehmen können, um sich zu überzeugen, ob keine fremdartigen, schädlichen Ingredienzien hineingekommen sind? Zwar werden die Verfälscher bestraft, wenn man sie ertappt; allein da wenige Surrogate in den Kriminalgesezen als verboten aufgeführt werden, so ist die Strafe meistens leicht und beschränkt sich oft nur auf die Confiscation der verfälschten Waare, an welcher wahrlich nicht viel gelegen ist. Eben so schlimm sind die Pariser daran, wenn sie Lebensmittel gewichtweise kaufen. Bäcker, Fleischer und Krämer haben oft falsche Gewichte, oder richten ihre Wagschalen so ein, daß die eine immer sinken muß. Wie oft ertappt die Polizei oder der Bürger selbst diese Leute auf der That! Sie werden dann zu einer leichten Geldbuße und auch wohl zu einigen Tagen Arrest verurtheilt und ihre Namen kommen in die Zeitungen; es scheint jedoch nicht, daß dieß Andere abhält, ein Gleiches zu thun. Die Bäcker haben lange zu ihrer Entschuldigung behauptet, es sey ihnen nicht möglich, das Brod genau zu dem vorgeschriebenen Gewicht zu liefern, indem durch das Backen ein Theil des Gewichts verloren gehe, und dieser Verlust vom Grade der Hize und Feuchtigkeit, ja sogar von der Witterung abhänge, so daß es leicht kommen könne, daß z. B. ein Brod, welches 4 Pfund wiegen sollte, um ein oder gar zwei Loth leichter werde. Wenn sie auch den Teig etwas gewichtiger machten, so wären sie doch nicht im Stande, ihm beim Ausbacken gerade das Gewicht zu geben, welches es haben solle. Die natürlichste Antwort darauf war, daß sie in solchem Fall auch nicht berechtigt seyn könnten, von ihren Kunden den vollen Preis zu verlangen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. December 1842.

Behold! these are the tribunes of the people,
The tongues of the common mouth.

Shakespeare.
Coriolanus.

Aus England.

II.

Eine Communistenversammlung.

(s. Nr. 287 — 290.)

Robert Owen steht auf dem Rednerstuhle; kaum kann sich seine ziemlich schwache Stimme allgemein vernehmlich machen. „Louder, louder," rief's aus den hintern, dichtgepreßten Reihen; sit down! hat down! herrschte es den Vordern die Einladung zum Niedersitzen oder Hutabnehmen zu. Gestört, doch ununterbrochen fuhr der „Stuhlmann" in seinem Sermon fort, die linke Hand in der Brusttasche, mit der Rechten gemessen und einfach die schmucklose Rede begleitend. Der mäßig langen Rede kurzer Sinn war, daß gerade jezt, wo in den Fabrikstädten die Noth und die Unruhe auf's Höchste gestiegen, wo Hunger, Hunger das Feldgeschrei sey, sich so einleuchtend wie nie die Wahrheit herausstelle, daß in der Colonisation der Heimath, nicht aber in Auswanderung und nicht in Handwerkervereinen zu gemeinsamer Unterstützung Trost und Heil zu finden sey. Nur dadurch könne gewährt werden, was Alle suchen, Alle brauchen: Brod für sie und ihre Kinder, und mit und nach dem Brode Kenntnisse, gute Erziehung der menschlichen Kräfte und gute Verwendung derselben; nur von ihr möge ein vernünftiger und glücklicher Zustand der Gesellschaft erwartet werden. — Es war Klang genug in diesen schlichten, aber bedeutungsvollen und überzeugungsvollen Worten, um vielfachen Anklang zu finden. Hear him, hear him! ließ sich fort und fort hören, und zum Schluß erfolgte lauter Beifallsruf.

Der Präsident sezte sich, neben ihn traten zwei, drei, vier junge Männer, alle vom Arbeiterstande, im einfachen Rocke, mit nerviger Faust, entschlossenen Blicks. Sie waren des Wortes nicht zu sehr gewöhnt, aber sie sprachen, und sie sprachen gut. Der eine war von Leeds, der andere von Manchester, ein dritter hatte eben einen Brief von Stockport erhalten, noch ein anderer besaß die jüngsten Blätter, die von der Noth berichteten, welche in den unglücklichen Fabrikstädten herrschte. Das Blatt wurde entfaltet, der Brief sollte ad oculos sprechen. „Auf den Tisch, auf den Tisch!" und hinauf stieg einer nach dem andern, wie der „Stuhlmann" sie ankündigte, und kurz und markig trugen sie das Leid und Weh der armen Schicksalsgenossen vor. So und so viele Tausende in Manchester unbeschäftigt, so viele Tausende in Leeds seit Wochen hungernd, so viel hundert Fabriken in Birmingham im Stillstand, Stockport mit seinen Zehntausenden am Bettelstab, Stockport to let — „Stockport zu

vermiethen," wie es gestern an seinen Plätzen und Thoren vom Humor der Verzweiflung angeschrieben ward.

„Hear him, hear him!" tönte es von hundert durstigen Lippen nach, so oft eine neue Hiobspost gemeldet wurde. Und was dazu nun sagen? Wer benützt die Stimmung, in welche das Volk durch diese Berichte gesetzt ist, um auf das Eine hinzuweisen, was Noth thut? Einer schwingt sich auf den Tisch. „Lemming! Lemming!" hallt es im Saale begrüßend und bewillkommend wieder. Wer ist dieser Lemming? Ich weiß es nicht. Aber Ruhm und Vertrauen mußte er sich bei den Gliedern der bunten Versammlung erworben haben; denn ungetheilt, rauschend flog ihm die Stimme, die Freude, der Jubel des Volks entgegen. Seine Erscheinung hatte auch etwas Anmuthendes. Frisch, frei, bescheiden und einfach, gesund und mäßig, feurig und gelassen stand er da droben, frei auf dem Tisch, über und vor der ganzen Versammlung, im einfachen blauen Rock, das braune Haar schlicht um die Stirne gestrichen, den freundlichen Mund für den Strom der Rede geschwellt, einen ruhigen, offenen Blick über die Menge hin. So begann er bedächtig, ward wärmer und wärmer und riß endlich die ganze Zuhörerschaft zum lebendigsten Beifall hin.

Er war der Hauptredner, und was Owen angedeutet, führte er in deutlichern Umrissen, Satz und Gegensatz, aus. „Die Noth ist da," meinte er, „wie helfen wir ab? Doktors genug, Patienten noch mehr, und doch kein Genesen. Die Whigs kamen zu spät, sie sind todt. Die Tories beerbten sie — im nicht Wollen noch mehr, als im nicht Können. Was that das Ministerium? Die Königin mußte das Mitleiden der Prälaten anflehen. In allen Ehren die Mildthätigkeit: sie reicht nicht aus. So meinen die Armen: „hilf dir selber." Sie stiften Vereine zur Unterstützung ihrer Aermsten. So haben sie eine doppelte Last und den ganz Brodlosen ist erst nicht für immer geholfen. Die Summen, die ihr so nutzlos verwendet, würden nach einiger Zeit euch und alle industriellen Classen von Armuth oder der Furcht vor Armuth befreien. Aber so lange ihr nicht entscheidende Maßregeln ergreift, um eure Kinder gut erziehen und bilden zu können, damit sie vernünftig denken und sich benehmen lernen, so lange habt ihr keine Aussicht auf Befreiung von Sklaverei und Elend. Der Gebildete ist's, der in allen Classen in der ganzen Welt gebietet. Ohne eine wohlthätige, praktische Erziehung können eure Kinder nie für etwas Anderes geeignet werden, als für leibliche Knechtschaft und geistige Sklaverei — eure eigene gegenwärtige Bestimmung. — Die radical doctors glauben, Macht, politischer Einfluß vermöge es; laßt aber morgen die Ungebildeten alle politische Macht gewinnen — wie diese zu üben sey, wissen sie nicht, und in Ermanglung der Kenntnisse, welche Erziehung und Erfahrung allein geben, werden sie in Kurzem schlechter daran seyn, als jetzt. Macht ohne Kenntnisse ist gleich dem Wasser oder Feuer ohne Aufsicht — Alles, was vor ihm liegt, ist der Zerstörung geweiht." — Das war ein Mann aus dem Volke, ein junger Arbeiter, der sich durch solch halbstündige Rede auf's Neue die Herzen und den lauten Beifall des Volkes gewonnen, in dessen Reihen er wieder niederstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

„Der abscheuliche Mensch, mit dem ich jetzt verbunden war, verdarb mir noch den Frühling, denn jedes Veilchen, das er pflückte, hatte Duft und Farbe verloren, ehe es in meine Hände kam. Als er mich küssen wollte in einem Augenblick, wo man uns gestissentlich allein ließ, sagte ich: „Nein, nein! daran ist nicht zu denken!" — „Aber, theure Auguste," rief er, „Sie sind ja meine Braut." — „Ja," rief ich, „es ist Gott zu klagen, auf welche Weise ich es geworden!" Er lachte hierüber und ich weinte vor Verdruß. Aber die schönen Kleider, der Schmuck, die Reise nach Italien machten Alles wieder gut. Unsere Hochzeit wurde auf meine Zurückkunft verschoben. Wer weiß, dacht' ich, was in Italien passirt! ich kann doch wohl noch loskommen. Aber in den Hallen der Peterskirche, in dieser Welt voll Wunder, in die ich fast athemlos eintrat, wer kommt mir entgegen? Mein Graf. — Er hatte doch Urlaub bekommen, oder war er desertirt — kurz, er war da. Welche Pein! Nun schleppte er mich wie seinen Regenschirm mit sich. Ueberall, auf allen Plätzen, über alle Brücken, unter allen Arkaden in der größten Sonnenhitze sah man uns wandeln; man stellte nach uns die Uhren. Die Alterthümer sind mir seitdem verhaßt geworden und ein Säulenarchitrav kann mir Zuckungen zu wege bringen. Da ist es doch in Deutschland besser, dachte ich; da gibt es wenigstens keine Merkwürdigkeiten und ich kann still zu Hause sitzen."

„Als unsere jammervolle Ehe geschlossen war, fand er mich eines Tages äußerst verstimmt. „Mein Kind," sagte er, „du scheinst übler Laune?" — „Ja wohl." — „Nun, das ist nicht sehr angenehm für mich." — „Für mich auch nicht, ich wünschte immer froh und glücklich zu seyn." — „Was hindert dich? Du hast einen Mann, der dich liebt und den du wieder liebst." — „Das Letztere

Digitized by Google

iſt nicht die Wahrheit." — „Wie, du liebſt mich nicht?" — „Nein." — „Und das ſagſt du mir ſo geradezu, jezt da wir verheirathet ſind?" — „Hätten Sie mich gefragt, ich wäre mit meinem Bekenntniß ſchon damals herausgerückt, als Sie mir die erſten Zeichen einer Annäherung gegeben." — „So?" — „Aber Sie wollten nichts hören, Sie wollten nichts merken." — Bei dieſen lezten Worten brachen mir die Thränen des Verdruſſes und der üblen Laune aus. „Mein gutes Kind," ſagte er, „das Alles hat nichts zu ſagen. Du geſtehſt, daß du mich nicht liebſt, aber weißt du denn überhaupt, was Liebe iſt? Da du keinen Andern liebſt, ſo kann ich ganz zufrieden ſeyn. Wir werden die beſte Ehe von der Welt führen; nach und nach wirſt du dich an mich gewöhnen, und über Jahr und Tag wirſt du mich lieben. Bis dahin verſpreche ich, nur dein älterer Bruder ſeyn zu wollen." Dieß war das erſte und lezte Geſpräch dieſer Art, welches wir miteinander führten."

„Da der Graf Löwenſtein eine angenehme Villa nicht weit von Mailand beſaß, ſo brachte ich dort den größten Theil des Jahres zu, und nur in der Carnevalszeit erſchien ich auf ein paar Wochen in Wien; im Sommer kamen meine Eltern zu mir. Dieß Alles füllte aber natürlich nicht meine ganze Zeit aus; ich fing an zu leſen, und das erſte, was mir in die Hände fiel, waren Lord Byrons Schriften. Ich lernte die Gräfin G. kennen, jene berüchtigte Geliebte des Dichters, und mit ihr zugleich kamen mehrere Perſonen der toskaniſchen Ariſtokratie in mein Haus. Es waren Abbés darunter, welche die Schöngeiſter ſpielten, dicke ſchwizende, unreinliche Frauen, die ſich ihrer Liebesabenteuer rühmten, und junge Grafen mit eingefallenen Augen und großen blauſchwarzen Bärten, die mißvergnügte Patrioten darſtellten. Alles das hatte ſich ziemlich feſt eingeniſtet in der Abweſenheit Amado's, ſo heißt mein Mann; er jedoch fand Mittel, mein Haus plözlich von dieſen Gäſten, die ihm äußerſt mißfielen, zu ſäubern. „Liebes Kind," ſagte er in ſeiner gewohnten trockenen Manier, „das iſt kein Umgang für dich. Ich war ein Thor, deine Schwelle nicht beſſer zu bewachen. Künftig ſollſt du dich über meine Nachläßigkeit nicht zu beklagen haben." — „Was wirfſt du dieſen Männern und Frauen vor?" fragte ich erſtaunt; „ſie gehören Alle ſehr guten Familien an." — „Daran zweifle ich nicht," entgegnete er; „aber ihre Reden, ihr Umgang paſſen nicht für ein Kind, und das biſt du noch." — Bei dieſer Gelegenheit fand er auch Byrons Werke auf meinem Tiſche und ſagte: „Auch dieſe Schriften taugen nicht für dich. Es iſt eine ſo ſchiefe, liebeleere, ja boshafte Anſicht der Welt darin, daß jene Menſchen und dieſe Bücher vollkommen genügen, ein junges, unverdorbenes Gemüth zeitlebens unglücklich zu machen."

„Und er hat Recht!" rief Baron Sellheim, indem er Auguſten lebhaft unterbrach. — „Ich aber," fuhr dieſe fort, „war empört über ſolche Geſetze und Vorſchriften. Ich beſtand auf meinem Willen; aber das Ungeheuer, das mich in ſeinen Feſſeln hielt, gab auf keine Weiſe nach. Von jezt an beſtand meine Geſellſchaft aus Perſonen, die er ausgewählt. Es waren ſogenannte achtungswerthe Leute, die ich aber nicht leiden mochte, ſchon aus dem Grunde, weil ſie mir aufgedrungen waren. Nicht daß die andere Geſellſchaft mir beſſer gefallen hätte, im Gegentheil, die jezige war anſtändiger und zierlicher; aber jene hatte ich kommen heißen, dieſe mein Mann. Es wurde in meinen Zimmern Muſik gemacht, ich hörte nichts und entſchlüpfte, wo ich konnte. Mußte ich nothgedrungen bleiben, ſo lag ich in meinem Fauteuil ausgeſtreckt wie eine Todte."

„So vergingen zwei Jahre, und ich war das unglücklichſte Geſchöpf, das es geben kann. Alles langweilte mich, meine üble Laune verdarb mir jeden Spaß; mein Charakter litt unter der Laſt dieſer völlig intereſſeloſen Exiſtenz. Da faßte ich den Entſchluß zu entfliehen, es koſte was es wolle. Das Geſicht meines Mannes war mir ſo unerträglich geworden, daß ich mich ganze Wochen lang einſchloß, um ihn nur nicht zu ſehen, um nur nicht den Ton ſeiner Stimme, den Klang ſeiner Tritte zu hören. Er ließ alles geſchehen, und dieſe Gleichgültigkeit brachte mich nur noch mehr auf. Da, in einer Nacht ſprang ich glühend vor Verdruß aus dem Bette, packte eine Perlenſchnur, ein Atlaskleid und ein kleines Etui mit Nadeln und Scheere eilig in ein Käſtchen, warf noch ein Päckchen Handſchuhe darauf, und nachdem ich meinen Mantel über eine ſehr unordentliche Kleidung geworfen, einen Hut aufgeſezt, ſtand ich plözlich auf der Seitentreppe unſeres Hauſes, ich wußte ſelbſt nicht, wie ich dahin gekommen. Eine warme Nachtluft wehte mich an, ich flog die Stufen hinab und war wie ein Vogel um die Ecke der Straße verſchwunden. Die Situation war mir ſo angenehm und neu; ich ſaß in keinem Wagen, ich hatte keinen Lakaien hinter mir, keine Geſellſchafterin neben mir, ich war frei, zum erſtenmal im Leben ganz mir ſelbſt überlaſſen."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſezung.)

Die Bäcker. — Die ſtädtiſche Verwaltung.

Nach langen Verſuchen und Berathſchlagungen hat die Polizei endlich die Auskunft getroffen, daß jezt das Brod nach

Digitized by Google

seinem wirklichen Gewicht bezahlt werden soll; wenn also Jemand vier Pfund Brod fordert, so soll der Bäcker ihm vier Pfund abwägen, und wenn der vierpfündige Laib nicht so schwer ist, das Fehlende zusetzen. Dieß gilt aber nur vom vierpfündigen Brode, dem gewöhnlichen, welches das Volk kauft. Die kleinern Brode werden unter dem Namen pains de fantaisie in allerlei Gestalten, langen und runden, verkauft; auf diese erstreckt sich die Polizeiverordnung nicht. Dieses Fantasiebrod pflegen die Wohlhabendern zu kaufen, und mit diesem können die Bäcker so ziemlich nach Belieben schalten; indessen ist es gut, daß man wenigstens hinsichtlich der Nahrung des Volks strenge, oder vielmehr gerecht verfährt. Die Bäcker klagen zuweilen, daß man ihnen zu scharf auf die Finger sieht; man glaubt es ihnen aber nicht, und da sie meistens reich werden, so findet man eben nicht, daß sie sehr zu bedauern sind. Ihre Zahl ist bestimmt, und mithin hat es wenig Gefahr, daß sie schlechte Geschäfte machen; auch sieht man höchst selten einen Bäcker in Paris bankerott werden. Mit den Fleischern verhält es sich eben so. Es ist die Rede davon, daß die Zahl beider vermehrt werden soll, da die Bevölkerung ebenfalls zunimmt. — Endlich ist der arge Kriminalprozeß, welcher gegen mehrere Stadtbeamte wegen Unterschleifen in ihren Amtsverrichtungen verhängt worden war, geschlichtet. Sie sind mit einigen Jahren Gefängniß davon gekommen. Die bedeutenden Summen, welche die Stadt durch diese Betrügereien eingebüßt hat, ersezt ihr Niemand, auch die vielen hundert Straßenplane, welche mühsam angefertigt worden waren, sind unwiederbringlich fort, und die Stadtbehörde muß neue machen lassen. Die höhern Beamten, welche ihre Pflicht der Oberaufsicht versäumt haben, bleiben in ihrem Amte; jedoch geben ihnen die unabhängigen Tageblätter hart zu Leibe und zeigen, daß die Unterbeamten nicht so arge Unterschleife begangen hätten, wenn die Obern besser ihre Schuldigkeit thäten. Früher oder später wird die Regierung der städtischen Verwaltung eine bessere Einrichtung geben müssen. Zwar ist der Munizipalrath von den Bürgern gewählt; allein entweder hat er nicht die gehörige Macht, oder es fehlt ihm am guten Willen, die Verwaltung zu kontroliren. Der Präfekt hat in dem neu ausgebauten Rathhause eine fast königliche Wohnung, und in der That ist er ein kleiner König in Paris; auch gibt er im Winter königliche Feste in diesem seinem Palaste. Für die Verwaltung ist aber damit nichts gethan; und da er ein viel zu großer Herr ist, um sich mit kleinen Details abzugeben, so sollte er wenigstens Leute anstellen, welche an seiner Statt diese Mühe übernähmen. Der jetzige Präfekt, Graf Rambuteau, hat allerdings viel für die Verschönerung der Stadt gethan, und eine neue breite Straße, welche die sonst so dunkeln und schmutzigen Reviere St. Denis und St. Martin durchschneidet und Licht, Luft und Sauberkeit hineinbringt, trägt mit Recht seinen Namen; der Herr Graf hätte sich aber nebenbei ein wenig um das, was in den Bureaus der städtischen Verwaltung vorging, bekümmern und die Unterbeamten nicht so frei schalten und walten lassen sollen. Obgleich die Stadt Millionen einzunehmen hat, so würde doch ihr Reichthum bald zu den vielen Ausgaben nicht mehr hinreichen, wenn in allen Bureaus solche Bestechlichkeit herrschte, wie in dem, welchem Hourdequin vorstand. Graf Rambuteau scheint ganz beschämt über all den Unrath, welchen die Verhandlungen vor Gericht an's Tageslicht gebracht haben; der Herr Präfekt hätte sich nimmer so arge Dinge vorgestellt.

(Schluß folgt.)

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Galvanoplastik und Daguerrotypie. — Theater.

Die neuen Entdeckungen oder Erfindungen der Galvanoplastik und Daguerrotypie sind hier mit Eifer ergriffen und mit Glück ausgebildet worden. Ein Herr Thayer stellte kürzlich im Lokal des niederösterreichischen Gewerbevereins Gegenstände von bedeutenden Dimensionen, wie sehr große Vasen, aus, die Muster galvanischer Vergoldung genannt zu werden verdienen und als solche auch allgemeinen Beifall ernteten. Von noch größerem Interesse waren die Exemplare von galvanisch vervielfältigten Kupferstichplatten sammt den mit lezteren erzeugten Abdrücken. Es waren vollendete Reproduktionen des Originals. Das daguerrotypische Porträt ist hier sehr in Aufnahme gekommen; die von Voigtländer und Sohn in der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu Mainz gelieferten Daguerrotypen haben den Preis davon getragen, und mit Recht; Voigtländers Apparate sind die ausgezeichnetsten und gesuchtesten dieses Faches. — Sattlers vielbewunderte Cosmoramen — ich setze voraus, daß sie auch außerhalb Wiens gekannt und anerkannt sind — sehen einer interessanten Bereicherung entgegen. Hubert Sattler, der Sohn des Meisters, hat eine große Reise durch einen weiten Strich Asiens vollendet und ein reiches Portfolio mit zurückgebracht, aus dem im künftigen Frühjahr eine neue Cosmoramenreihe hervorgehen wird. — Wie alljährlich, so hat auch heuer Wiens und überhaupt Oesterreichs Belletristik vorzugsweise in der Almanachs- und Taschenbuchsliteratur reiche Blüthen getrieben. Was in den Journalen nicht Platz und Unterkunft findet, flüchtet in einen Almanach und nimmt sich in den Augen der bloß Unterhaltung suchenden Leser bei gläuzender Ausstattung nicht übel aus. — Das Hofburgtheater brachte seit geraumer Zeit hauptsächlich älter., zum Theil klassische Stücke, wie Shakespeares Othello, Schillers Wilhelm Tell, Lessings Nathan; wer wollte dagegen etwas einwenden? Aber Stücke wie Julius v. Voß's „Künstlers Erdenwallen" sollten nicht wieder ausgegraben werden. Iffland und Kotzebue kommen nicht selten an die Reihe, von Modernen am meisten Halm und Gutzkow. Von Lezterem wird demnächst: „Ein weißes Blatt" erwartet, und mehrere Neuigkeiten von Fr. v. Weißenthurn, von Holtei und Wilhelm Vogl sind uns verheißen. — Die Oper mußte sich längere Zeit mit Gästen behelfen, von denen ich keinen besonders auszuzeichnen wüßte. Merkwürdig sind die öftern Wiederholungen der Zauberflöte; fängt der moderne Geschmack etwa an in die alte Schule zu gehen? Lortzings „Czar und Zimmermann," uns schon vom Josephstädter Theater her bekannt, wurde nun auch im Kärnthnerthortheater zur Aufführung gebracht und gewinnt von Tag zu Tag an Beliebtheit. — Der Fanny Elsler wurde bei ihrem Wiederauftreten nach so langer Zeit wieder gehuldigt wie einer Königin. An Kränzen, Gedichten und dergleichen Spenden hat es nicht gefehlt; dießmal kam aber eine vom k. k. Münzgraveur Gaul gestochene Medaille hinzu, um die sich die Elslerenthusiasten natürlich gerissen haben. Die Künstlerin wurde nach einer Vorstellung von einem Trosse tanzberauschter Schwärmer nach Hause begleitet, was von dem Herausgeber einer komischen Volksschrift, „Hansjorgel" genannt, zu einer Carrikatur benuzt wurde, die ihre Wirkung nicht verfehlte. — Lachners „Katharina Cornaro" soll nächstens zur Aufführung gelangen. Für den Winter erwartet man vom Kapellmeister Nikolai eine neue Oper. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. December 1842.

The wiser, the waywarder. Make the doors upon on woman's wit, and it will out of the casement; shut that, and 't will out at the key-hole.

Shakespeare.
As you like it.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

„Oft hatte ich auf Bildern einen nächtlichen Straßenprospekt betrachtet, wo im Schimmer der Laternen vermummte Personen eilig daherhuschten; es war mir immer sehr verführerisch vorgekommen, und jezt befand ich mich in dieser anziehenden Lage. Eine Thurmuhr verkündete, daß es drei Uhr in der Nacht sey. Ich durchflog noch einige Straßen und suchte mir in's Gedächtniß zu rufen, wo eine alte französische Bonne wohnte, die öfters mein Haus besuchte. Ich fand die Wohnung, und als man mir nach langem Pochen geöffnet, trat ich an das Bett der Alten und rief: „Sehen sie da, meine gute Mutter, hier steh' ich vor Ihnen und bin meinem Manne glücklich entlaufen." — „Gräfin!" rief sie und schlug die Hände zusammen, „was haben Sie gethan!"

„Ich will unser Gespräch nicht wiederholen; das Resultat war, daß ich sie zwang, mit mir zu entfliehen. Sie fragte, ob ich an die Mittel zur Reise gedacht. „O ja," erwiderte ich, „ich habe ein seidenes Kleid, eine Perlenschnur und ein halbes Dutzend Handschuhe eingepackt." Sie machte mir begreiflich, daß das nicht genug sey und daß wir vor allen Dingen Geld haben müßten. Ich schrieb ein Billet an unsern Bankier, und kaum war die Summe in unsern Händen, als wir auch schon in einem Miethwagen zum Thore hinausfuhren; ich, so glücklich, wie ich nie in meinem Leben gewesen, die Alte ein wenig ängstlich und übler Laune. Ich ließ ihr nicht Zeit zur Ueberlegung; wir stürmten immer weiter. Mich amusirte Alles, die Dankbarkeit der Postillone, die ich beschenkte, das lustige Liedchen des wandernden Handwerksburschen, der mir einen kecken Gruß zuwinkte, die Freiheit, die ich hatte, in den Gasthöfen umherzutoben, die tausend lustigen Neckereien, die ich meiner guten Alten spielte, und vor allen die prächtige Gewißheit, wenn ich aufwachte, nichts von meinem Hôtel, von meinen Kammerfrauen, von meinem Mann zu sehen. Wir nahmen den kürzesten Weg über die Alpen und wandten uns durch Frankreich Calais zu; ein dunkles Gefühl sagte mir, daß es am klügsten sey, eine Insel aufzusuchen; es kam mir vor, als wenn ich da besonders sicher wäre."

„Mein Himmel!" rief hier der Baron, „was wird aus dem Allen werden! Wie soll ich dieses Unternehmen nennen? Mir fehlen die Worte dafür."

„Hören Sie weiter. Ich hatte mir den Namen Coulange beigelegt, und zwar erinnerte ich mich dabei einer possenhaften Figur, eines Musiklehrers, der mir im elterlichen Hause Unterricht ertheilt hatte und der diesen Namen führte. Zugleich war ich Wittwe und die Tochter meiner guten alten Madame Dupont. Das stand

Digitized by Google

Alles in unserm Paß und Niemand zweifelte an unserer Identität. Eines Morgens im Gasthof rief ich, indem ich meine Tasse Chokolade an den Mund brachte: „Gott, welch ein erbärmliches Geschöpf war ich als Gräfin Löwenstein, und welch ein munteres Weibchen bin ich jezt als Madame Coulange!“ — „Sprechen Sie etwas leiser,“ sagte meine Bonne; „im Nebenzimmer ist ein junger Offizier abgetreten, der sein Ohr vielleicht an die Thüre hält.“ — „So werde ich mein Auge dagegen halten,“ rief ich. „Will er mich behorchen, so will ich ihn belauern.“ Mit diesen Worten sprang ich auf und näherte mich der Thüre. In diesem Augenblick wurde sie geöffnet und ein junger Mann in einem zierlichen Morgenrock trat herein. Er machte mir eine Verbeugung und sagte lächelnd: „Ich will Ihnen jede Mühe ersparen, Madame. Interessirt es Sie, dieses Zimmer zu sehen? hier steht es offen.“

„Der guten Dupont entfiel bei dieser beispiellosen Kühnheit die blonde Perrücke, die sie aufstülpen wollte, und sie sah mit einem Gesicht, wie es nur alte Französinnen machen können, dem jungen Manne in die dunkeln Augen. „Ich habe nie erlebt,“ rief sie, „daß Männer unangemeldet in die Zimmer der Damen treten.“ — „So sehen Sie es hier zum erstenmal,“ sagte der junge freche Mensch. — „Ah! le monstre!“ schrie Madame Dupont und eilte zur Klingel, um den Wirth herbeizurufen. — „Noch ein klein wenig Geduld!“ sagte der junge Mann und faßte meine Alte beim Arm. „Ehe wir Lärm machen und fremde Zeugen herbeirufen, wollen wir erst untersuchen, ob die Oeffentlichkeit zu Ihrem oder zu meinem Nachtheil ausfallen würde. Ich komme zu fragen, mit welchem Recht Ihre Madame Tochter, denn daß sie das ist, will ich nicht bezweifeln, den Namen einer Gräfin Löwenstein führt?“

„Ich wurde über und über roth und meine gute Dupont sah äußerst verblüfft aus; endlich entgegnete sie, wie mir schien in einem viel zu gereizten Tone: „Was geht es Sie an, mein Herr, welche Namen meine Tochter führt?“ — „Sie mag deren führen, so viel sie will; nur wenn sie auf den Einfall geräth, den meinigen zu führen, so erlauben Sie, daß ich auch ein Wort dazu spreche.“ — „Den Ihrigen?“ — „Ja, mit Ihrer Erlaubniß; ich bin ein Graf Löwenstein.“

„Er sagte dieß in einem Ton, daß es nicht möglich war, nur noch ein Wort zu erwidern. In seinem ganzen Wesen war der vornehme junge Aristokrat ausgeprägt. Er gefiel mir, und da ich meinen Schreck schon überwunden hatte, rief ich, wieder ganz munter gestimmt: „Der Herr Graf hat vollkommen Recht, man nimmt das Seinige, wo man es findet. Hab' ich mich zum Scherz früher eine Gräfin Löwenstein genannt, so geb' ich diesen Namen hiemit seinem rechtmäßigen Besitzer zurück und mache weiter keine Ansprüche darauf.“ — „Madame,“ sagte er, indem er meine Hand ergriff, „mein Name hatte nie eine reizendere Trägerin.“ — „Wie unvorsichtig!“ murmelte die Alte.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

Ein Anderer tritt auf die Bühne. Eingefallene Wangen, dunkelglühende Augen, ein schlottriger brauner Rock. „Wer ist's? wer ist's? Den Namen! den Namen!“ Der Präsident nannte einen Namen, ich verstand ihn nicht, doch man beruhigte sich. Der junge, vielleicht dreißigjährige Mensch, offenbar auch aus den Arbeiterclassen, öffnet die Lippen: ein schlimmes Organ, eine schwache Brust, es wird mir fast bang um den schüchternen Anfang. Wo will der hin mit einer Rede vor einer Versammlung, die ihm den Athem versezt, daß er die gewöhnliche Anrede an den honourable chairman, an die friends and fellow-countrymen kaum hervorbringt? Doch er faßt sich von Wort zu Wort, er richtet sich auf, er erhebt die Arme, das verschlossene Feuer strahlt aus den Augen, fluthet von den Lippen, und mit einem Schwunge, mit einer Pracht und Begeisterung entquillt ihm der Fluß langer, ununterbrochener, durch hear him! unaufhörlich markirter Rede, daß ich staunend zu seinen Füßen sitze und zu begreifen anfange, was Beredtsamkeit ist und woher England seine Redner gewinnt.

War die vorige Rede mehr gegen die nutzlosen Arbeitervereine, so war diese mehr gegen die nutzlosen Chartistenversuche gerichtet. — „Ihr seyd unzufrieden mit eurer Lage und mit dem Zustand der Gesellschaft? Keine Widerrede: Millionen des fleißigsten Theils unserer Bevölkerung leiden harten Mangel an dem gewöhnlichsten Lebensbedarf. Aber haben die Partheien, an die ihr euch wendet, die Mittel zu eurer Hülfe? Wie lange könnten sie auch helfen, selbst wenn sie heut im Stande wären zu sagen: Nehmt Alles, was wir haben? Das ist eine schlechte Quelle der Hülfe. Was ihr braucht, bekommt ihr allein durch Fleiß und Kenntnisse. Kenntnisse müssen da seyn, um dem Gewerbfleiß die rechte Richtung zu geben. Ihr seyd ungebildet, ungelehrt und darum die Sklaven derer, die mehr gelernt haben und von eurem Fleiße leben. Ihr und eure Kinder müssen besser unterrichtet werden, ehe ihr frei werden könnt. In der Unwissenheit, in welcher ihr seyd, könnt ihr keine Hülfe von der Charte erwarten. Fort mit allen Auflagen! regiert den Staat ohne Ausgaben,

Digitized by Google

lebt aber fort im Irrthum und in der Unkunde wie bisher, und bald wird eure Lage schlechter seyn als die, in welcher ihr gegenwärtig so endlose Entbehrungen duldet. Seht nach Amerika! ich habe vor wenigen Tagen erst zwei dicke Bücher darüber gelesen; betrachtet den Zustand des ganzen oder des einzelnen Landes. Seht, wie sie bei so ungeheuern Mitteln, um Wohlstand und Glück zu schaffen, jezt in einem Zustande des Bankrotts und der allgemeinen Verwirrung sind. Und doch sind sie im Besitze aller politischen Rechte. — Wäre das Volk in den lezten Jahrhunderten besser erzogen und unterrichtet worden, wie ganz anders müßte der Zustand unserer heutigen Gesellschaft seyn! Statt unendlicher religiöser und politischer Streitigkeiten um eine Macht, mit welcher keine Partei etwas anzufangen weiß, wenn sie dieselbe besizt, wäre die Erde zu einem Paradiese geworden und das Volk wäre voran in Verstand, Sitte, Betragen und im sichern Besitze von unendlicher Wohlfahrt und im Genuß unendlichen Glücks. Was jezt allein von wahrem Werthe für die Millionen ist, das ist eine weise Erziehung. Laßt euch heute die Charte gewähren, ihr Alle solltet mehr Unheil als Heil davon verspüren. Zwiespalt und Feindschaft, Neid und Haß würden euch verderben. Verlangt eine nationale Erziehung und Beschäftigung, und die besten Geister der Nation, die Gebildetsten werden aus allen Classen euch zufallen und unterstützen. Dann könnt ihr euch fähig machen, alle politische Macht nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu üben. Aber ihr wollt die Mehrzahl der Gebildetsten und Reichsten zu Feinden, wenn ihr verlangt, wovon ihr keinen heilsamen und weisen Gebrauch zu machen wisset, wenn ihr verlangt, was den Staat nur verderben, die Gesellschaft entzweien kann, wenn ihr verlangt, was euch selber nur vernichten kann, wenn ihr die Charte verlangt."

Welcher Tumult, welcher Jubel, als der Redner, im Schweiße gebadet, vom Tische stieg! Das war ein Geist, der eine kleine Welt und darin große Herzen wohl aus den Angeln zu heben vermag. Wie vernünftig, wie klar, wie überzeugend gesprochen!

„Ueberzeugend? uns überzeugen?" Damit sprang ein junger Mann auf die Bühne, der schon im Aeußern ganz anders signalisirt war. Untersezt, von Kraft strotzend, knochig und sehnig, resolut, rasch, aus Eichenholz geschnizt, keck und herausfordernd, ein prächtiger, fast antiker Kopf. Wie im Hinterhalt hatte er gelauert, bis das Stichwort gefallen war; kaum war das lezte Wort verhallt, so stand er auf dem Tisch. Nicht im schlottrigen Philosophenrock, nicht in der Blässe des Schwärmers, sondern mit der schwellenden Ader des Zorns, mit gerötheten Wangen, funkelnden Augen, den Rock zugeknöpft bis unters Kinn, schußfertig, zum Treffen bereit zog er das Flammenschwert seiner Rede. — „Wie, ihr zählt die schlimmen Doktorsleute auf, und habt euch selber vergessen? Habt ihr nichts von den Socialist-Doctors gehört, die da den Frieden bringen, wo das Schwert nöthig ist, die in die Schule gehen, wo das Volk auf den Kampfplatz eilt? Was wollt ihr mit eurer Schulmeisterei? Vor Schulmeistern fürchten sich nur die Knaben — wir haben stärkere Feinde. — Mit einem Almosen wollen sie uns abspeisen, wo uns Rechte schuldig sind; keine charity will das Volk! nein, nichts von dieser lumpigen charity! was das Volk will, was das Volk braucht, und was es erhalten wird, erhalten muß, das ist kein Geschenk, das ist kein Almosen um Gotteswillen, das ist ein Recht, das unser ist, ein Recht, das man uns schuldig ist, ein Recht, das wir mit uns erobern werden, das ist the charter!"

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Schluß.)

Theater.

Auf den Vorstadtbühnen herrscht das regste Leben. Das Josephstädter Theater sucht die Bühnen an der Wien und in der Leopoldstadt zu überbieten, und das ist kein geringes Wagniß; denn mit dem thätigen, über reiche Mittel gebietenden Direktor Karl ist es nicht leicht aufzunehmen; indessen ist Direktor Pokorny ein ziemlich ebenbürtiger Rival. Dieß zeigt sich zunächst in der Masse von Neuigkeiten, die seit Jahresfrist über die Josephstädter Bühne gegangen, Originalstücke und Uebersetzungen, Lokalpossen, Zauber- und Spektakelstücke: eines jagt das andere, geht es mit diesem nicht, so gelingt es mit dem nächsten, und das Publikum strömt herzu, es mag wollen oder nicht. So ist der Erfolg des mehr denn anderthalbhundertmal aufgeführten Zauberschleiers beispiellos, und ich glaube, es fehlte ihm noch lange nicht an Zuspruch, wären nicht die Schauspieler nachgerade des täglichen Einerlei müde. Minder günstig wurde eine von demselben Verfasser herrührende Parodie des Halmschen Sohn der Wildniß, unter dem Titel: „die Tochter der Wildniß," aufgenommen; alle Pracht der Ausstattung vermochte die Hohlheit des Ganzen nicht zu verdecken. Diesen Augenblick machen „die Memoiren des Teufels," von Kupelwieser nach E. Arago und Braimont, volle Häuser. — Auch das berühmte Theater an der Wien, aus dessen Geschichte ich Ihnen gelegentlich Einiges mitzutheilen denke, hat seit einigen Monaten ein kleines Heer neuer Stücke, vom unbedeutenden Lückenbüßer bis zum großartigen Spektakelstücke, gebracht. Bulwers „Nacht und Morgen," von der produktiven Mad. Birch-Pfeiffer zu einem effektvollen Schauspiele verarbeitet, hat Glück gemacht. Im Lokalstücke steht der unerschöpfliche Nestroy noch immer unerreicht da. Sein „Einen Jux will er sich machen," „das Mädel aus der Vorstadt," „die verhängnißvolle Faschingsnacht," u. s. w. beherrschen fast ausschließlich das Repertoire, und selbst seine ältern Lokalpossen, wie „Lumpacivagabundus," entwickeln noch immer hinlängliche Zugkraft. Der Versuch eines übrigens begabten jungen Dichters im Lokalstück mißglückte gänzlich; ein Beweis, wie auch in diesem Fache Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind.

Eines der neuesten sogenannten Lokalcharaktergemälde heißt: „Hütte, Haus und Palast," von Blum einem ältern Stücke Wilhelm Müllers nachgebildet. Es hat wenigstens das Verdienst anständigerer Haltung, als sonst bei Stücken dieser Art der Fall zu seyn pflegt. — Die Leopoldstädter Bühne, sonst ausschließlich der Tummelplatz der Lokalmuse und der Pantomime, ja für diese beiden einst ein klassischer Boden und besonders seit Raimund in sehr gutem Andenken, ist nunmehr ein wahres Theater des Variétés geworden. Sogar das romantische Drama hat sich auf seinen Brettern eingefunden, ein allerdings sehr seltsamer Wechsel der Dinge. Halms „Griseldis" und „König und Bauer" sind in der leztern Zeit dort aufgeführt worden. Da die Schauspielergesellschaft dieser Bühne einige ausgezeichnete Mitglieder zählt, so fällt die Darstellung solcher Stücke immerhin gut aus; indessen sieht doch Mancher in der Verpflanzung der lezteren auf einen Boden wie dieser eine Art von Profanation.

Paris, November.

(Schluß.)

Die medizinische Fakultät. — Magnetismus.

An der großen Oper hat ein deutscher Tonkünstler, Dietsch, seinen ersten Versuch gewagt, und er ist ihm geglückt. Nicht Scribe, welcher eben damit umgeht, eine neue Aubersche Operette auf eine andere Bühne zu bringen, sondern Paul Foucher hat den Text der großen Oper le Vaisseau fantôme nach der alten Sage vom verwünschten Schiffe oder fliegenden Holländer geliefert. Man ist so sehr an Scribe's heitere Darstellung der ernsthaftesten Vorwürfe gewöhnt, daß man es P. Foucher als Fehler anrechnet, daß er die Sage viel zu ernsthaft genommen und ein recht trauriges Stück geliefert hat. Die Aufführung dieser neuen Oper ist die wichtigste Theaterbegebenheit der lezten vierzehn Tage, die übrigen kann ich als unbedeutend übergehen. — Die öffentlichen Lehranstalten sind jezt nach den Ferien alle wieder eröffnet; nur einige Nachzügler unter den Herrn Professoren lassen noch auf sich warten, wenn sie anders nicht entschlossen sind, gar nicht den Katheder zu besteigen und sich von Andern ersetzen zu lassen, wie so viele berühmte Männer thun, welche ganz andere Geschäfte haben, als Wissenschaft vorzutragen. Wo sollten Guizot, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Villemain, der Minister des öffentlichen Unterrichts, u. A. die Zeit hernehmen, um ihr altes Lehramt wieder zu versehen? Und wer einmal Minister gewesen ist, scheint alle Lust zum Lehren verloren zu haben; deßhalb tritt auch Cousin nicht mehr auf. An der juridischen und medizinischen Fakultät sind übrigens die Professoren doch gewissenhafter; hier sieht man nur wenige Suppleanten. Orfila ist als Lehrer noch eben so thätig, als ob er gar nicht so berühmt und nicht Dekan der Fakultät wäre; eben so die in Paris sehr gesuchten Aerzte und Wundärzte Andral, Roux, Velpeau u. A., welche alle eine so ausgebreitete Praxis haben, daß ihr Professorgehalt dagegen eine Kleinigkeit ist; sie machen sich aber eine Ehre daraus, an der Spize des ärztlichen Unterrichts zu stehen. Die medizinische Fakultät hat ihre Vorträge mit einer öffentlichen Versammlung begonnen, in welcher außer dem Dekan ein Dr. Trousseau eine Rede hielt, welche aus dem gewöhnlichen Geleise trat, indem sich der Redner die Aufgabe gestellt hatte, seine Zuhörer, denen man sonst nicht viel Stoff zum Lachen gibt, ein klein wenig zu erheitern. Er ging nämlich die Uebertreibungen durch, zu welchen manche Heilmethoden geführt haben, spottete über die Homöopathie und schonte sogar seinen Dekan nicht, indem er von den Aerzten sprach welche die Medizin in's chemische Laboratorium versezen. Wenigstens meinten manche Zuhörer, dieser Seitenhieb gelte Orfila. Auch der Magnetismus, wenigstens in seiner Anwendung auf die Heilkunde, wurde unter den Modethorheiten aufgeführt; jedoch glaube ich nicht, daß ihn Trousseaus Späße niederschlagen werden. Es erscheint so eben die Anzeige einer Revue magnétique, Journal des cures et des faits magnétiques et somnambuliques, welche ein Dr. Aubin Gauthier herausgeben will, nachdem mehrere Zeitschriften dieser Art, Annales du magnétisme, Bibliothèque du magnétisme, Hermes u. s. w., sanft eingeschlafen sind. Der künftige Herausgeber, welcher bereits rüstig für den Magnetismus gekämpft hat, namentlich in einer „Geschichte des Somnambulismus bei allen Völkern," dann in einer unter der Presse befindlichen „Theorie des Somnambulismus," behauptet, der Magnetismus sey noch sehr wach und rege, und es sey an der Zeit, die Erscheinungen desselben in Frankreich nachdrücklich zu besprechen. Da Dr. Aubin Gauthier aber aus Erfahrung die Lauheit des Publikums und seine Abneigung kennt, sich mit Dingen abzugeben, welche schon so lang verspottet werden, so will er nicht eher seine Revue magnétique beginnen, als bis er 50,000 Fr. beisammen hat; denn, sagt er, eine Zeitschrift ist kostspielig; es gehören dazu Korrespondenten, Redaktoren und eine vollständige Expedition; man muß Bücher kommen lassen, besonders aus Deutschland, welches an Schriften über den Magnetismus einen großen Vorrath besizt. Um nun die 50,000 Fr. zu bekommen, kündigt er an, daß seine Revue magnétique erst dann beginnen solle, wenn sich 500 Abonnenten gemeldet haben, oder 250 Aktionärs zu 250 Fr. per Kopf. Finden sich diese nicht, so wird auch aus der Revue nichts. Wer sollte dies aber fürchten? Hatte doch Mesmer schon i. J. 1785 500 Aerzte bekehrt, worunter 21 Mitglieder der medizinischen Fakultät, und vielleicht hätte er die ganze Fakultät bekehrt, wenn nicht diese die Ausübung des Magnetismus verboten hätte. Es hat ihr aber nichts geholfen; in Deutschland, Rußland, Preußen und Schweden, sagt Dr. Aubin Gauthier, bestehen seit 30 Jahren Lehrstühle des Magnetismus und sind mit den angesehensten Aerzten besezt. Unzählige Kuren sind seit 60 Jahren gemacht worden. Ein Herr Miolle führt deren 600 in einem neuen Werke über diese Materie an; auch nimmt das Ansehen des Magnetismus beständig zu; vergebens werden die guten Wirkungen desselben von einigen Dissidenten in der k. Akademie der Medizin geläugnet; sie sind klar wie das Tageslicht, und Aubin Gauthier selbst trägt dazu bei, sie in einer unter seiner Leitung stehenden Anstalt zu bestätigen, wo die Kranken theils magnetisch, theils auf die gewöhnliche Art behandelt und hoffentlich geheilt werden. Die Heilmittel können von den Kranken selbst im somnambülen Zustand angegeben werden, und wenn der Oberarzt der Anstalt sie genehmigt, so werden sie verordnet. Man zahlt monatlich für die Pflege in der Anstalt 150 Fr. Ein Notabene der Ankündigung sezt alle Medikamente auf Rechnung der Kranken. Haben sie selbst die Medikamente angegeben und sind dieselben theuer, so können sie wahrlich dem Dr. Aubin Gauthier keine Vorwürfe machen. Noch muß ich bemerken, daß dieser magnetische Doktor seine Geschichte des Somnambulismus mit einem Schreiben an S. H. den Papst Gregor XVI. beschließt. Es ist Schade, daß wir nicht erfahren, ob und was der Papst ihm geantwortet hat.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

gitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. December 1842.

— For your suffering you may as well
Strike at the heaven with your staves, as lift them
Against the Roman state, whose course will on
The way it takes, cracking ten thousand curbs
Of more strong link asunder, that can ever
Appear in your impediment.

Shakespeare.

Aus England.

(Fortsetzung.)

So donnerte ein Chartistengeist. Der Sturm des Beifalls und der Opposition war ungeheuer. Ein dämonischer Sinn lag in Ausdruck, Ton und Bewegung. Lange, fast länger als die frühern sprach er, und mit welcher Stimme! Unvergeßlich bleibt mir, wie er das Wort charity mit unendlichem Hohn und Stolz den Herren vor die Füße geworfen. Ich seh' ihn vor mir, wie er halb unbewußt einen Knopf nach dem andern löste, bis die ganze breite Brust offen und frei war und er so aufgeknöpft das freie Organ dem freien Kopfe ganz und gar zu Dienst und Sieg, zu allen Blitzen und Donnern übergeben konnte. — Wer es nicht mit angesehen, angehört hat, begreift nicht, was für ein verwegener, rückhaltloser, wort- und gedankenreicher Geist in einem solchen Chartistenburschen braust. Das ist ein Heer, nicht von Fallstaff, aber vom Satan selber geworben. Das sind Menschen, keck, rüstig, entschlossen zur That, vor welchen, wenn's einmal gezündet und einen allgemeinen Brand ermöglicht hat, selbst die Pforten der Hölle nicht stark genug seyn könnten.

Der Handschuh, den der Chartist hingeworfen, blieb nicht lange liegen. Lemming selbst hob ihn auf, berichtigend, beschwichtigend, ablenkend, vernünftigend. Der Beifall war ihm sicher. Noch manch Anderer trat auf, für und wider. Auch ein Frack erschien, auch etwas Advokatisches stellte sich auf's Brett. Alle wurden gehört, belobt, belacht, bezischt, wie es kam. Nur ein einziger junger Mensch, der nicht Chartist, nicht Teufel, und dennoch auch nicht Engel des Friedens, des rationalen, socialen nämlich, seyn wollte, konnte nicht zum Wort kommen; man tobte, schrie, zischte, mochte der chairman mit dem hölzernen Hammer, der sein Scepter und seine Glocke ist, ihn auch noch so tapfer vertheidigen; klopfte er auf den Tisch, so stampfte das liebe Volk tausendfach stärker auf Boden und Bank, bis der Held vom Throne stieg. Als er die Stille benützen und schnell wieder hinaufschlüpfen wollte, da begann der Tumult auf's Neue und stärker, daß mir Hören und Sehen, am Ende auch dem armen Candidaten das Sprechen verging und dieser endlich, philosophisch über sein Märtyrthum lächelnd, definitiv den Rückzug ergriff und sich bescheiden in die Ecke verlor.

Zuletzt ging es auf die Resolutionen los. Sie waren zum Voraus abgefaßt. Alles in der Form. Eine nach der andern, und jede von einem besondern Mitgliede des Comité mußte erst deutlich vorgelesen, dann von

Digitized by Google

Einem aus jenem oder aus der Versammlung pathetisch unterstützt, beziehungsweise in einer schlechten oder guten Rede vertheidigt und empfohlen werden; dann stimmte das souveräne Volk darüber ab, und so ward die Resolution flügge. Den andern Tag flog sie auf hunderttausenden von Blättern und Zeitungen durch die Handwerker- und Chartistenvereine von Großbritannien und Irland. Es war zehn Uhr, als der chairman sich erhob und unter donnernden Hurrahs sammt dem Comité sich zum Saal hinaus drängte. Ich folgte unter den lezten.

Ein eigenthümliches, großartiges Schauspiel — Komödie, hätt' ich fast gesagt. Trotz allem Ernst und aller Andacht und Bewunderung, konnt' ich mich einer ironischen Stimmung nicht erwehren. Ich, der gehorsame deutsche Unterthan, mitten unter diesem losen Volk, das, statt, wie wir soliden Leute, auf der durch königliche Oberlandesbaudirektion so anstoßlos geebneten Straße gesitteterweise auf beiden Füßen dahinzuwallen, auf eigenem Kopfe stehen und seine eigenen Straßen ziehen will. Immer war mir's, als müßt' ich einen dreieckigen Hut nebst Schnurrbart und Degen sehen, der uns Allen zusammen ein Nachtquartier gäbe. Weil er nicht kam, der mir doch sonst so gewisse, sichere, treue Bürge des Friedens und der Ordnung, nahm ich mehr als einmal das Ganze als leeren, neckischen Spuck eines gesetzwidrigen Traums.

Ironisch stimmte mich aber auch das, daß mir all dieser viele Lärm doch um Nichts gemacht vorkam. Wohl hatte der alte gute Owensche Rationalismus hier Saft, Blut, Leben und Geist bekommen, wohl ward aus der altklugen und altersschwachen Allgemeinheit hier die frische, sprudelnde Einzelnheit, die nebelblaue Vernunft wurde junge, lodernde Wangenröthe. Aber all diese prächtigen Reden — wo ist in acht Tagen eine Spur davon? Der Staat hört nicht darauf, die Regierung hört nicht darauf, die Mittelclassen, die Arbeiterclassen, die Chartisten hören nicht darauf. Alles ist eitel, spricht der weise Salomo, eitel der ganze Gedanke, der heute so manches Gehirn erhizt, so manche Brust befeuert hat. Wie will der Mensch gedeihen, wo die Bestie haust, wie will die Vernunft herrschen, wo der Verstand tyrannisirt, wie will das Neue eintreten, wenn das Alte noch nicht fertig ist?

Dieser gute Robert Owen, wie beifällig schlug's an sein Ohr, man konnt' es wohl sehen, wenn seine Kämpen und Degen drein hieben in die „brutalen, egoistischen, seelenverderbenden, körpervernichtenden, die Menschheit schändenden, die Gottheit verleugnenden" Interessen; wie befriedigt mochte er fortgehen — und doch ist sicher in vielen Jahren noch Alles, Alles beim Alten!

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Fortsetzung.)

„Der junge Herr empfahl sich wieder, und als wir allein waren, hielten wir eine flüsternde, ja gewiß sehr leise Berathung mit einander. „Wir sind verloren!" sagte Madame Dupont. „Er weiß nun unser Geheimniß; wir sind in seiner Hand, und er ist keck und unverschämt genug, dieß zu nützen." — „So wollen wir reisen." — „Ja, aber wird er uns nicht nachreisen? Wir haben einmal seine Aufmerksamkeit auf uns gezogen."

Und so war es auch. In den Straßen von Calais war der Erste, der uns begegnete, unser junger, kecker Offizier; er wohnte wieder in demselben Gasthof. Ich ließ gegen ihn meiner natürlichen Laune nicht den *Lauf*, denn die Klugheit sagte mir, daß ich ihn schonen müßte. Eines Abends saß ich mit Madame Dupont in einem öffentlichen Garten. Ich aß Eis und mit einem Büchelchen in der Hand hatte ich mich bequem hingelehnt, die Füße auf einen Strohstuhl gestüzt. Allmählig wurde ich aufmerksam auf ein Gespräch, das in geringer Entfernung von einigen jungen Herrn an einem Tische geführt wurde. „Sie ist eben so wenig die Wittwe eines Carlisten, als ich es bin!" rief eine Stimme. — „Löwenstein ist mit ihr bekannt, er muß wissen, wer sie eigentlich ist," bemerkte ein Anderer. — „Was kümmert mich, wer sie ist? hübsch ist sie," sagte ein Dritter. „Wie sie in ihrem Stuhle lehnt und Bisquit kaut! Unnachahmlich!" Einer dieser Herrn näherte sich unserm Tische, und wie von Ungefähr legte er seinen Hut auf den Stuhl, auf dem meine Füße lagen. Ich gab dem Hut einen kleinen Stoß und er flog vom Stuhl herab. „Teufel!" rief der Unverschämte und nahm den Hut auf. Ich las ungestört weiter mit jener kalten Miene vollkommener Gleichgültigkeit, wie ich sie in meinem Salon anzunehmen pflegte. „Sie spielt die grande dame vortrefflich," rief Einer am Tische. „Man sollte schwören, sie wäre nie etwas anderes gewesen; aber eine Memme ist, wer sich so leicht aus dem Felde schlagen läßt."

Mir wurde jezt sehr unbehaglich. Wäre ich gegangen, sie wären mir gefolgt; Madame Dupont hatte nichts als ihr: „ah, le monstre!" half das nichts, so wußte sie weiter kein Mittel. Da sah ich den Grafen, sprang schnell auf und sagte in gebietendem Tone, der keinen Widerspruch zuließ: „Ihren Arm, Herr Graf!" — „Sehr gern, Madame," erwiderte er und wir gingen am Tische der Herrn vorbei, ohne daß ein Wort, ein Lachen hörbar wurde. Aber mir war alle Munterkeit, aller Scherz vergangen. „Es ist nothwendig, mein Herr," sagte ich mit kaltem Ernste zu meinem Begleiter, „daß ich Ihnen,

da ich Ihren Schutz in Anspruch genommen habe, zeige, daß ich ein Recht habe, ihn zu fordern. Erfahren Sie meine wahren Verhältnisse, meinen wahren Namen." — „Mein Engel," sagte er, „dieß ist gar nicht nöthig; ich begnüge mich zu wissen —" — „Hören Sie mich an!" rief ich im bestimmtesten Tone, und er hörte, ohne mich weiter zu unterbrechen, was ich ihm mittheilte. Ich sah, wie bei jedem weitern Worte seine Zweifel schwanden, und beim Schluß meiner Erzählung war seine Haltung ehrerbietig, seine Sprache voll Rücksicht und Anstand geworden. Je mehr er seine heitere Laune verlor, desto mehr gewann ich sie wieder. — „Was theilen Sie mir da mit, Gräfin!" sagte er mit düsterer Miene; „wie soll ich mich bei diesem Allem verhalten? Ich achte meinen Vetter, ich ehre meine Familie, ein Unglück, das sie betrifft, verwundet auch mich; ich kann es nicht ertragen, eine Aufsehen erregende Geschichte mit dem Namen Löwenstein eng verbunden zu sehen. Um's Himmelswillen! konnten Sie kein anderes Mittel wählen? Mußten Sie gerade fliehen? Bedenken Sie, was Alles Ihnen zustoßen konnte!"

„Er fuhr noch lange in diesem Tone fort, und die Wärme, mit der er mich tadelte, gefiel mir. Er war außer sich, statt daß ich es hätte seyn sollen, er rang die Hände und wurde roth vor Kummer und Verdruß wie ein junges Mädchen aus der Pension. Ich mußte ihn trösten. „Lieber Graf," sagte ich, „Sie können sich denken, daß ich weder Sie noch Ihre Familie compromittiren werde. Es liegt mir nur daran, Zeit zu gewinnen und zu erkunden, wie dieser Schritt, den ich habe thun müssen, von den Meinigen aufgenommen worden ist. Dieß zu erfahren, dazu können Sie mir helfen." — Ich bat ihn nun, meine Eltern und meinen Mann aufzusuchen und ihnen meine Entschlüsse mitzutheilen; aber ich forderte ihm zugleich sein Ehrenwort ab, meinen Aufenthaltsort nicht zu verrathen. Er gab es, warf sich zugleich zu meinen Füßen und beschwor mich, in seiner Abwesenheit so vorsichtig und so zurückgezogen wie möglich zu leben. „Ich zittere," rief er, „beim Gedanken, daß Jemand Sie beleidigte und mein Degen fehlte, ihn zur Ruhe zu weisen."

„Als er fort war, bezog ich ein Landhaus in der Nähe der Stadt und lebte in größter Stille. Noch früher, als ich erwartet, kam Leo's erster Brief. Er meldete mir, daß er zuerst mit meinem Manne zusammengetroffen, den er auf der Reise nach Wien gefunden. Amadé war erfreut gewesen, Nachrichten von mir zu erhalten, und das Erste, was er gefragt, sey gewesen, ob ich mich nicht in Geldverlegenheit befinde. Er hatte, wie es scheint, meine Flucht als eine Kinderposse angesehen. Von dieser Manier, die Sache zu behandeln, verblüfft, hatte Leo von der Scheidung nichts gesagt. Ich antwortete ihm und beschwor ihn, ernstlich mit meinem Manne zu sprechen und vor allen Dingen meine Eltern aufzusuchen. Der zweite Brief Leo's war entscheidend. Mein Vater war furchtbar entrüstet gewesen, mein armer Botschafter hatte den schwierigsten Stand von der Welt gehabt, mir sein Wort zu halten und meinen Aufenthalt nicht zu verrathen. Meine Angelegenheiten standen sehr schlimm. Ein dritter, gleich darauf folgender Brief Leo's gab mir den Rath, so eilig wie möglich die Flucht zu ergreifen, wenn ich nicht in Gefangenschaft gerathen wolle; mein Vater sey meinem Zufluchtsort auf der Spur. Wiederum in Nacht und Nebel entfloh ich, und nicht nach England, weil ich fürchtete, auch dieser Plan sey entdeckt, sondern hieher, in eine Gegend, wo meine Familie, wie ich weiß, nie hingekommen ist, wo ich keine Verwandte, keine Freunde anzutreffen fürchten mußte, wo ich gänzlich unbekannt bin. Auf der Reise, in einem Städtchen an der Grenze, erkrankte meine gute Dupont, und ich mußte sie zurücklassen."

„Und Sie erhielten weiter keine Nachrichten von dem Ihrigen?" fragte der Baron. — „Keine auf direktem Wege," entgegnete Auguste, indem sie sich erschöpft in die Polster zurückwarf. Dem Einzigen, der mir etwas mittheilen konnte, habe ich selbst Stillschweigen auferlegt." — „Dem Grafen Leo?" — Auguste nickte bejahend. — „Das war höchst weise," fuhr der Baron fort. „Diese Leidenschaft, wenn Sie sich ihr hingäben, wäre Ihr Unglück. Sie dürfen den jungen Tollkopf nie wiedersehen. Ich übernehme es, Sie vor ihm zu schützen." — „Sie wollten, theurer Freund?" — „Wir müssen diesen Ort verlassen. Wir müssen reisen." — „Wir?" fragte die junge Dame verwundert. — „Ich begleite Sie; es ist abgemacht. Ich will Ihr Schutz, Ihr Schirm seyn; ja noch mehr, ich will nicht eher ruhen und rasten, bis ich Sie mit Ihrem Gemahl wieder ausgesöhnt habe."

Als der Baron in seiner Wohnung angelangt war, sagte er mit einem schweren Seufzer zu sich selbst: „Mann der Bücher, womit befassest du dich? In welche Dinge läßt du dich ein? Welche Gefahren suchst du muthwillig auf! Du, vor wenigen Tagen noch der friedfertigste Mensch, sitzest jetzt mitten in einer Intrigue. Sucht man auf so dornenvollen Pfaden Romanstoffe? Viel bequemer wäre es gewesen, du hättest irgend ein Phantasiegeschöpf ergriffen, ein Wesen, das keinen beleidigten Vater, keinen rohen, erbitterten Gatten hat. Du bist Autor, allerdings, aber nebenbei auch Ritter und Beschützer von Frauen und Jungfrauen; also frisch in's Ungemach hinein!"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Die ständischen Ausschüsse.

Die heißblütigen Erwartungen, welche mehr die ausländischen Blätter als unsere eigenen über den Zusammentritt der ständischen Ausschüsse hegten, haben sich aufgelöst, worüber hierorts unter den Unterrichteten von Anbeginn wenig Zweifel waren. Vielleicht daß man noch auf ein Impromptu gehofft, wodurch der König aus seiner gemüthvollen schöpferischen Kraft der gebrechlichen Form eine neue Lebensader einhauchen würde. Die Gelegenheit hat sich nicht dazu gefunden. So kann man sagen, es ist eher weniger geschehen, als man mit den mäßigsten Hoffnungen voraussah. Was ihnen vorgelegt worden, haben die Stände mit dem besonnenen Sinne erwogen, der sich bei den Auserwählten einer gebildeten und friedliebenden Nation von selbst versteht, und das Resultat, über das vorher eben so wenig ein Zweifel seyn konnte, stimmt im Ganzen mit den Wünschen und Ansichten der Nation überein. Die Grenzen bei den Debatten waren so eng gezogen und wurden so scharf überwacht, daß eine freimüthige Abschweifung auch da sich nicht wohl machen ließ. So wenig als Anträge konnten sich Wünsche geltend machen, da alle, welche über die Haarschärfe der drei Fragen hinausgingen, von vorn herein für illegal und nicht existirend erklärt wurden. Das Publikum erkennt die würdige Fassung der durch die Zeitungen mitgetheilten Verhandlungen an, desgleichen, daß man über eine Berathung nicht viel Zeit verloren hat, deren Resultat auch ohne sie unzweifelhaft war, und endlich, daß dieses letztere von humanen Fortschritten in unserer höhern Verwaltung Zeugniß ablegt. Das Ueberrieselungsgesetz ist ein so spezielles, so auf die verschiedenen Oertlichkeiten begründet, daß man nicht wohl begreift, warum man es vor die allgemeinen Ausschüsse gezogen, da dieß gerade ein Gegenstand für die Provinziallandstände gewesen wäre. Der Salzsteuererlaß ist allerdings von mehreren Provinziallandtagen angeregt worden; die Regierung hat hierin auf die Wünsche derselben gehört. Der Stimmen werden aber immer mehr, welche behaupten, daß diese zwei Millionen bei weitem angemessener zu verwenden gewesen wären, daß der wahre Vortheil den großen Gutsbesitzern und Schafzüchtern, nicht den Armen zufalle. Der große Eisenbahnentwurf ist mit einer Opposition durchgegangen, deren einer Theil einen politisch liberalen Hinterhalt hat. Man hat dagegen laviren müssen, indem man einerseits erklärte, der Staat übernehme keine neue Schuld, sondern nur eine Bürgschaft, andererseits die Geringfügigkeit der Gefahr hervorhob, indem die mögliche Differenz durch erhöhte Steuereinnahmen und schlimmsten Falls durch Rücknahme des Steuererlasses gedeckt werde. Wir glauben an beide Eventualitäten wohl so wenig als die Opposition. Schlimm aber blieb, daß eine Regierung sich in die Lage versetzt, auf diese Weise eine an sich wohlthätige, liberale Maßregel vertheidigen zu müssen, eine Weise, die vor einem strengen Staatsgerichte nicht zu Recht bestände. Wenn der Monarch erklärt hätte, kraft seiner Machtvollkommenheit ein Eisenbahnney durch den preußischen Staat bauen, oder den Privatbauvereinen die Zinsen garantiren zu wollen, wie hätte sich da vernünftigerweise eine Opposition dagegen aufthun sollen? Niemand hätte nach einer Berechtigung gefragt. Gewiß im edelsten liberalen Sinne erkannte man aber die nicht ausgesprochenen, aber faktisch längst existirenden, längst beachteten Rechte des Nationalwillens. Man wollte ihn dazuziehen und blieb auf halbem Wege stehen. Unberechtigte Vertreter nichtvertretender Corporationen wurden um ihr Gutachten gefragt. Gesetzt, diese begutachtenden Stimmen wären nicht so eingepreßt worden, und die ängstlich vorausbestimmten Schranken, die hundert Klauseln und Protestationen im voraus gegen mögliche Evolutionen wären unterblieben, was wäre denn dieß Gutachten der Ausschüsse der Nation gegenüber, wenn die Nation ganz andern Sinnes wäre als dieselben? Es ist nicht so; nicht etwa weil wir Preußen diese Vertreter mittelalterlicher Corporationen für unsere Vertreter anerkennen, sondern weil die allgemeine Bildung auch diese Corporationsvertreter, unabhängig von ihrer sächlichen und persönlichen Stellung, so durchdrungen hat, daß sie nichts Unvernünftiges billigen könnten. Aber dasselbe Resultat wäre erzielt worden, wenn die Regierung auf gutes Glück durch das Loos aus den gebildeten Ständen der Provinzen sich Privatpersonen gezogen hätte. Warum nun ein so unbequemer, weitläufiger, kostspieliger Weg, da es sich so kurz, bequem, ja sogar ohne alle Kosten hätte abthun lassen, wenn man einige unserer tüchtigen Beamten aus den verschiedenen Provinzen in ein Zimmer gesetzt und ohne Landtagsmarschälle, Diners, Reden, Regierungskommissäre und Protokolle die Sache hätte besprechen lassen? — Warum? um den englischen und französischen Zeitungsschreibern Stoff zu geben, von Erwartungen zu sprechen, die zu erfüllen nie in der Absicht lag? Ich sage, den fremden Zeitungsschreibern, denn bei uns hat wohl Niemand daran geglaubt, daß aus dieser Convocation etwas mehr, oder gar ein Etwas entstehen könne, was unsere Verfassung modificire. Es ist der entschiedene Wille da, im streng monarchischen Sinne den Weg nach vorwärts zu wandeln. Die große Mehrzahl der Altpreußen hat nichts dagegen, wo sie von dem aufrichtigen und guten Willen des Königs überzeugt ist. Wage das, wer sich zutraut, es noch zu vollbringen. Aber diesen mittelalterlichen Staatsaktionen ist die Nation entwachsen. Sie blenden Niemand, sie bewegen Niemand, sie täuschen Niemand, aber sie hindern. Alle Unterrichtete sind nur Einer Meinung, daß der neue Eisenbahnentwurf von einer Kommission Sachverständiger vollständiger und umfassender wäre erwogen worden, als es Seitens der Ausschußstände der Fall war. Das ersprießliche Gesetz wird noch viele Stadien durchzumachen haben, ehe es in Wirksamkeit tritt. Was ich Ihnen hier schreibe, ist wohl die allgemeine Stimme in den Provinzen; nur daß diejenigen, welche das Heil des preußischen Staates in Reichsständen erblicken, vielleicht noch schärfer darüber urtheilen, insofern sie wirklich dem Gedanken Raum geben, daß die Ausschüsse der erste Schritt zu solchen werden könnten. Die Märker im Allgemeinen sind gleichgültiger. Sie hatten nicht das Heil von einer Constitution erwartet, aber die Zeit ist so weit vorgeschritten, die Lehren der Geschichte haben so zum Menschen gesprochen, daß sie sich auch darein finden und nicht mehr den Untergang der alten Monarchie in einer wirklichen konstitutionellen Beigabe finden würden. Unsere Restaurateurs, Kaffetiers und Theaterdirektoren sind im Grunde die einzigen, welche unbedingt den Landständen und ihren Ausschüssen ihre Beistimmung geben; sie sind die einzigen, welche einen reellen Vortheil davon gezogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. December 1842.

Erdenge zweier Welten, ſtilles Grab,
Wie ſchweiget's um dich her!

Herder.

Ein Grablied.

Nach Alfred Tennyſon.

Schlaf! dein Acker iſt beſtellt!
Falte deine Hände du
Auf dem Herzen! ſchlummre zu!
Laß ſie toben!
Weißer Birke Schatten fällt
Auf dein Grab, mit Grün umwoben.
Laß ſie toben!

Sorg' und Leumund kränkt dich nicht;
Nur des kalten Wurmes Zahn
Taſtet dich im Bahrtuch an.
Laß ſie toben!
Schatten rieſelt ſtets und Licht
Auf dein Grab, mit Grün umwoben.
Laß ſie toben!

Nimmer wirfſt du dich herum;
Singt die Biene nicht zur Stund'
Süßer, als Verläumdermund?
Laß ſie toben!
Nimmer ſchau'ſt du trüb und ſtumm
Aus dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Heuchler thun um dich gerührt;
Süßrer Thau vom Geisblatt rinnt,
Als Verrätherthränen ſind.
Laß ſie toben!
Frühlingsregen muſicirt
In dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Wirr ſich rankend, blühn um dich
Brombeerroſen, zart und bleich,
Weiß- und Schlehdorn auch zugleich —
Laß ſie toben!
Alle flechten duftend ſich
In das Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Hahnenfuß auf leichtem Stiel,
Glockenblum' und Primel ſpäht
Ueber das geſtickte Beet —
Laß ſie toben!
Kön'ge haben keinen Pfühl,
Wie das Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!

Worte wandern dort und hier;
Sprache, die durch Gott uns quillt —
Ach, ihr Mißbrauch trübt dein Bild!
Doch laß sie toben!
Grill' und Heimchen zirpen dir
In dem Grün, das dich umwoben —
Laß sie toben!

F. Freiligrath.

Aus den Papieren eines alten Herrn.

(Schluß.)

Wenige Stunden nach diesem Selbstgespräch saßen der Baron und die junge Gräfin im Wagen und nahmen ihren Weg der Stadt zu, wo Madame Dupont krank lag. Da man die Nächte zu Hülfe nahm, erreichte man das Ziel bald und langte sicher in der Wohnung der alten Ehrendame an. Auguste bedurfte der Ruhe, der Baron gleichfalls, und man entschloß sich, bis zum nächsten Tage zu bleiben. Mittlerweile spürte der Baron die Unbequemlichkeit, ohne Diener zu reisen; es kam ihm daher sehr gelegen, daß ihm ein junger Mann von vortheilhaftem Aeußern seine Dienste anbot. Es fand sich keine Gelegenheit, der Gräfin den neuen Reisegefährten vorzustellen, als gerade am Morgen, wo der Wagen bereit stand und Auguste eben den Fuß auf den Tritt sezte, um hineinzusteigen. Sie stüzte sich dabei auf den Arm des neuen Reisemarschalls, im Glauben, daß es der Diener der Madame Dupont sey, und stieß einen leisen Schrei aus, als sie ihren Irrthum gewahrte. „Ich stelle Ihnen hier meinen neuangenommenen Jäger vor," sagte der Baron. Die Gräfin schlüpfte in den Wagen, ohne zu antworten, und der Jäger nahm seinen Platz auf dem Kutscherſitz ein.

Während der Reise war Franz, so hieß der Neuangeworbene, der sorgsamste Reisemarschall, den man finden konnte. Der Baron fand Zeit, an einem neuen Roman zu arbeiten, in welchem er die Schilderung eines weiblichen Wesens unternahm, das sehr viel Aehnlichkeit mit Augusten hatte. Diese gefahrvollen Studien blieben nicht ohne Wirkung auf sein Herz. Er fand, je länger er mit seiner jungen Beschüzten und in je vertraulicherer Nähe er sich mit ihr zusammen befand, desto größere Schönheiten des Körpers und der Seele an ihr, und es war ihm, als ob sie diese aufkeimenden Gefühle theilte. Unter solchen Umständen erhielt der Roman sehr feurige Partien. Die Außenwelt verschwand vor dem Blicke des glücklichen Autors, und er wünschte, daß diese Reise nie ein Ende nehmen möchte. Kleine Störungen indessen, die dieser Trunkenheit Eintrag zu thun drohten, blieben nicht aus, aber der Baron war zu zerstreut, um darauf zu achten. So sah er eines Abends, als er zum Souper in das Zimmer der Gräfin herabkam, den jungen Jäger zu ihren Füßen liegen. Der Ueberraschte that zwar mit großer Geistesgegenwart, als ob er einen Teller habe fallen lassen, aber es war dabei auffallend, daß die Hand der Gräfin sich sehr schnell zurückzog, und daß es beinah den Anschein hatte, als wäre diese Hand mit der des Jägers zusammengetroffen; ein leicht zu enträthselnder Umstand für jeden Andern, nur nicht für den Baron.

Ein andermal saß spät Abends bei kühlem, regnerischem Wetter Franz mit verbundener Wange auf seinem Platze. „Der arme junge Mensch!" äußerte Auguste flüchtig. — „Ja," sagte der Baron, „er dauert mich. Wie wäre es, liebe Cousine, wenn wir ihm einen Platz im Wagen gäben? Er kann sich erkälten, und wenn er uns krank würde, wo blieben wir dann?" — „Lieber Baron, das geht nicht. Nimmermehr werde ich erlauben, daß ein Mensch der Art sich mir gegenüber sezt." — „Aber bedenken Sie seine Schmerzen, seine treuen Dienste." — „Ach, wozu überreden Sie mich!" — „Nun wohlan! mir zu Liebe!" — Sie ließ es geschehen, und Franz, der nie vergnügter aussah, als im Moment, wo man ihm ankündigte, er dürfe in den Wagen steigen, schien von dem Augenblick an sein Zahnweh ganz vergessen zu haben. Wer war glücklicher als der Baron? Ihm zu Liebe hatte Auguste nachgegeben; er wiegte sich in den glücklichsten Träumen und entschlief darüber. Er erwachte erst vor dem Gasthause, und Auguste stieg echauffirt und, wie es schien, in übler Laune aus. Sie befand sich unwohl und bestand darauf, diese Nacht nicht weiter reisen zu wollen. Der Baron sezte sich an's Sopha, auf dem sie lag, und las ihr vor.

Man brachte einen Brief; Auguste las und eine heftige Röthe überflog ihr Antlitz. „Von meinem Gemahl!" rief sie. „Er sieht sein Unrecht ein, er kommt, mich aufzusuchen. Von Madame Dupont hat er erfahren, wohin ich mich gewendet." — „Das ist vortrefflich," rief der Baron. „Zwar verliere ich dabei unendlich viel, denn mein Roman wird nie fertig werden." — „Ihr Roman?" — „Gewiß, ich schreibe einen solchen, und Sie, theure Auguste, Sie sind die Heldin. Allein ich bedaure den Umstand nicht. Was liegt an einem Roman, wenn man im Leben eine Rolle spielen kann? Ich werde Sie jezt versöhnen. Mein Werk wird es seyn, wenn Ihre Ehe fortan durch nichts getrübt wird."

Auguste seufzte. „Es ist umsonst," sagte sie nach einer Pause. „Ich bin auf ewig von meinem Gemahl getrennt. Graf Leo hat mein Wort; ihm gehöre ich an." — „Graf Leo? Unmöglich! Vor dem Anblick und der Zudringlichkeit dieses Uebermüthigen habe ich Sie geschüzt."

Diese Worte waren kaum gesprochen, als der Jäger in's Zimmer stürzte und unmittelbar zu den Füßen der Gräfin. Der Baron sah starr auf die Gruppe. „Dieser wäre also —?" murmelte er. — „Graf Löwenstein," fiel ihm der junge Mann in's Wort, „der Ihnen herzlich verbunden ist, daß sie ihn in die Nähe der Geliebten und sogar in die Kutsche ihr gegenüber gebracht. Meine theure Auguste sieht ein, daß ich ihr Herz verdiene. Die Liebe der schönsten und edelsten Frau wird mich bessern und mich des Glückes würdig machen, das ich hiemit empfange." — Er beugte sich nieder und der Kuß der schönen Frau berührte seine Stirn.

Hier enden die Bekenntnisse meines alten Onkels. Ich glaube nicht, daß er es ferner unternahm, die Heldinnen seiner Romane aus dem Leben zu greifen. Die Rolle, die er in diesem lezten Abenteuer gespielt, hatte ohne Zweifel für die Eitelkeit eines Autors und noch mehr eines alten ritterlichen Herrn etwas zu Beschämendes. Er begnügte sich, die Schatzkammer seiner Phantasie zu öffnen, und war hier sicher, daß seine Figuren nicht mit ihm davon liefen und auf ihre eigene Hand tolle Streiche machten.

Aus England.

(Fortsetzung.)

Wir Deutsche, des Schreibens so kundig, so gewöhnt, so satt, haben vor dem Reden einen außerordentlichen Respekt. Ein Kluger könnte merken, wodurch er uns fange. Wir lassen unbesorgt und theilnahmlos alljährlich tausende und abertausende von Krebsen an die Makulaturgestade Leipzigs zurückrudern; kein Auge wird naß, kein Blick trübt sich. Aber eine Rede ohne Eindruck, Einfluß, Wirkung, Resultat in die Luft verwehen lassen müssen, was uns so schwer, so mühevoll ist, nur so in den Sand rinnen zu sehen, das thut uns wehe. Aber wie uns mit dem Schreiben, so geht's den Nachbarn mit dem Reden. Sie schütteln die Reden aus dem Aermel, wie wir die Bücher; und was am wenigsten kostet, wird immer am wenigsten bedauert. Da wüßt' ich denn nicht, warum man ein vielschreibendes Volk so tief unter ein vielredendes stellen will. Haben die Engländer Redner, gute, treffliche Redner von den höchsten Classen an bis in die untersten, so haben wir ja auch große Autoren im Purpurmantel, und im niedrigsten Stande nicht leicht Einen mehr, der nicht schriftlich — seinen Namen verfassen könnte. So sind die Rollen ausgetheilt. Wir bleiben im Studierzimmer und sie klettern auf die Rednerbühne. Alles gut so weit, nur freilich die kleine Frage, welches gesunder ist — eine frische, freie Brust oder ein verhockter Unterleib? Die nächste Naturforscherversammlung mag sie beantworten.

Aber noch einmal den Hut herunter vor diesen Rednern im groben Rocke und in der Blouse. Trotz allen livischen und ciceronischen Reden werden es die deutschen Gymnasien alle zusammen nicht so weit bringen, als ein solcher einziger Abend in der Kron- und Anker-Taverne. Ich wenigstens erkannte hier wohl, daß Uebung den Meister macht, aber nicht die Exercitien der Schule mit ihren blinden Patronen, sondern das Kreuzfeuer auf offenem Kampfplatz streitender Kolonnen. Da lernt man Pulver riechen und Kugelsausen verachten. Und die Uebung, die den Redner macht, ist nicht bloß im eigenen Reden, sondern fast noch mehr im reden Hören. Das bildet, das belehrt, das gibt Fingerzeige an's Auge, Faustschläge an's Ohr; und das Ohr braucht der Redner bekanntlich mehr fast, als die Zunge. Bei uns aber wird von Jugend an nichts geübt, als das Auge, und man will es immer nicht für wahr halten, was Platon in seinem Phädrus mittheilt, daß nämlich, wenn Taut die Buchstaben nicht erfunden und die liebe Menschheit nicht lesen und schreiben gelehrt hätte, wir Alle gelehrter, klüger und weiser wären.

Was man ohne weitere Schulbildung, ohne Prima und Secunda und so weiter seyn und zu leisten vermag, habe ich diesen Abend sattsam vernommen. Wir mit unserer Gelehrsamkeit, mit unserem Styl — wie weit bringen wir damit ein in das Volk? Es ist eine alte Klage: der Schriftsteller schreibt nur für den Autor, die Literatur ist nur für Buchhändler, Literaten und Bibliotheken da. Trotz aller Mühe und Aufforderung, trotz allem Lob und allem Tadel ist doch bei uns noch nicht ein Schriftsteller aufgestanden, der die Buchhändler, die Literaten und die Bibliotheken mit dem Jahrmarkt, die Wissenschaft mit dem Handwerk, die Gelehrsamkeit mit dem Volke vermittelt hätte, vermitteln könnte. Wer nicht weiß, wie man mit dem Volke reden muß, der kann auch nicht an es schreiben.

Die Schule und das Leben — wer das einmal zu vereinigen wüßte, er wäre der Erlöser des Jahrhunderts. In ihrer Trennung sind beide nur Halbheiten, aber welches ist die stärkere, wichtigere Hälfte? Kann die Schule, oder das Leben, nämlich das praktische, öffentliche, im Wechselverkehr freier, starker Kräfte stehende Leben, eher vermißt werden? Die Antwort ist schwieriger, als man glauben sollte. Sie hängt einzig von den Bedürfnissen und Zwecken des einzelnen Menschen oder Volkes ab. Wer in bescheidener Thätigkeit mehr nach innen als nach außen sein Genüge findet, wer „ein häuslich zufriedenes Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" zu führen vermag, ohne nach Macht und Fülle,

Digitized by Google

Einfluß und Größe sich zu sehnen, wem ein Kalb lieber ist in Frieden als ein gemästeter Ochse mit Haß, wer in seinem Gärtchen ein Paradies, in seinem Horizont die Welt, in seinem Stückchen Erde den Himmel zu finden und zu genießen versteht, der wird vom Hause in die Schule und von der Schule in's Haus zurückgehen, ohne nach dem sich umzusehen, was außer und zwischen beiden liegt: nach dem öffentlichen Markt mit seinem lebendigen Hin und Her, Für und Wider.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Herwegh. — Holtei.

Georg Herwegh ist hier. Ich sah ihn nicht, weiß also nicht, welche von den über ihn umgehenden Urtheilen die richtigen sind. Nach den Einen verträgt sich seine schwäbische Dichternatur wenig mit der berlinischen Raisonnirlust, und wandte sich sogar entschieden von den Vertretern des Liberalismus ab, welche aus der Hegelschen Schule hervorgingen. Nach Andern gibt er, dem Anschein nach, nicht viel auf sein Dichterthum, sondern allein auf seine Freiheitsgesinnung. Er geht nach Thaten und will nur Männer achten, die in der Freiheitsschlacht mitschlagen, wenn auch nur mit der Feder. Da wäre es nicht zu wundern, wenn er sich hier, nicht getäuscht, sondern unzufrieden und durchaus unbehaglich fühlen sollte. Die Sturm- und Drangzeiten liegen hinter uns; einen Körner redivivus, der wieder den Preußen zusingen wollte: „das Volk steht auf, der Sturm bricht los," würde man freundlich auf die Schulter klopfen und sprechen: „Alle Achtung, Freund, für deine reine Gesinnung und deinen Jugendmuth, aber mit dem Sturmläuten, Trompetenschmettern und Einhauen ist's nicht mehr gethan. Unser Prozeß ist sanfterer Art. Die Erkenntniß des Wahren und Nothwendigen reift von selbst. Die junge Saat schießt überall auf. Die jungen Bäume, die in den Ruinen wurzeln, zersprengen von selbst die brüchlichten Mauern. Es bedarf nur noch einiger Ausdauer, und die blinde, ohnmächtige Kraft der Vertreter des Abgelebten ist von selbst erschöpft. Sieh, sie halfen uns selbst durch ihre übermäßigen Anstrengungen, einen Schein zu erlügen, wo kein Seyn mehr ist. Ihre Separatreunionen, ihre Separatzeitungen, ihre Separatakademien, ihre Separatfeste, was haben sie bewirkt, als sie immer mehr abzulösen von dem lebendigen Ganzen, ohne das sie hinwelken, ihres natürlichen Organismus entbehrend, und bald nicht mehr seyn werden, als eine Erinnerung? Kein noch so mächtiger Arm hindert diesen natürlichen Gang der Entwicklung. Zu was also ungestüm in die Trompete stoßen wollen, um gegen Absterbende einen Vernichtungskampf zu fechten! Die losgelassene wilde Jagd brächte uns um Segnungen, die längst errungen sind, stellte hunderterlei, was fest ist, wieder in Zweifel und zwänge uns, auf's Ungewisse wieder von vorn anzufangen, wo wir im Stillen schon weit vorgerückt sind." Daß der Altpreuße mit diesem Raisonnement den Dichter überzeugen könnte, fällt ihm nicht ein. Er ist sehr jung, er hat als Dichter sein Recht für sich; das soll ihm Niemand nehmen. Seine Gedichte, obgleich dem Buchstaben nach verboten, weil sie außer Deutschland gedruckt worden, sind jezt fast in Aller Händen. Mehrere lernten ihn jedoch zuerst durch Geibels Ansingung hier kennen; eine Introduktion, auf die der junge Mann in diesem Augenblicke des Triumphs wahrscheinlich nur wenig Gewicht legt; später wird er hoffentlich die Begrüßung als „alter Dichterkönig" würdigen lernen. Daß Seitens der Polizei ihm nichts in den Weg gelegt wurde, versteht sich von selbst; früher wäre es anders gewesen. Oeffentliche Demonstrationen wurden, wie ich höre, verbeten; das ist in der Ordnung, und sie hätten, wie der Sinn hier ist, nur ungünstig gewirkt. Herwegh hat sich mit einer jungen, gebildeten Berlinerin, der Tochter des reichen Kaufmanns Siegmund, verlobt. Sie war schon längst eine Verehrerin seiner Poesie. Der Seelenbund machte sich nach wenigen Stunden der gegenseitigen Bekanntschaft. Die Poesie, hat Herwegh irgendwo, den Zeitungen zufolge, erklärt, solle ihn nimmer der Politik untreu machen; ob der glückliche Bräutigam aber, der Ehemann und Vater noch wie bisher in die Sturmtrompete stoßen wird, das ist eine bedenkliche Frage. Merkwürdig bleibt das Bündniß des schwäbischen, gluthathmenden Jünglings mit einer ästhetischen Berlinerin. — Unser König hat den Dichter zu sehen gewünscht. Wird Herwegh deßhalb auch noch nicht, wie Tieck — und in diesem Augenblicke auch Raupach — königlicher Geheimer Hofrath, so ist der Umstand doch beachtenswerth. Ein so vom Dichter angesungener König, dem dieser König persönlich antwortet!

Holtei hat seiner zweiten Vaterstadt wieder einen Besuch aus Wien gemacht und will den Winter über hier verweilen. Seine Freunde finden ihn kräftiger und frischer, und mit der unerschöpflichen Lust an Entwürfen, die seinem Geiste eine eigenthümliche Jugendkraft verleiht. Könnte sich Holtei literarisch ganz so abdrucken, wie er persönlich ist, so würde er eine bedeutende Erscheinung in unserer Literatur seyn, eine in unserer deutschen noch nicht dagewesene, voll Lebendigkeit, empfänglicher und ausspendender Gemüthlichkeit. Er arbeitet noch immer fort an seiner Lebensgeschichte, die, wenn ihn nicht Rücksichten nöthigen, hie und da einen Schleier fallen zu lassen, überreich an interessanten Mittheilungen werden muß. Was ihn selbst angeht, so verschweigt er gewiß nichts, denn ein eigener Zauber seiner Liebenswürdigkeit ruht in den unverhohlenen Geständnissen, die er im Gespräch wie im Drama zum Besten gibt. Aber seine Memoiren werden noch einen andern Werth durch den Wandel seines Lebens erhalten, der ihn fast mit allen bekannten und ausgezeichneten Männern in Deutschland und mit vielen in Rußland und Frankreich in Verbindung brachte. Jezt hält er wieder einen Cursus seiner dramatischen Vorlesungen, ein geistiges Vergnügen, welches sich hier immer frisch erhält, und dessen Theilnehmer eher wachsen als schwinden. Daß Holtei auch in Wien vor dem größten und glänzendsten Publikum damit ein ungewöhnliches Glück machte, war merkwürdiger.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 13. December 1842.

— Willkommen dieſe Klagen!
Bald ſoll dein Leid mir ſüße Früchte tragen!
N. Rowe.

Aus der Tragödie: „König Roderich.“

Von Emanuel Geibel.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Toledo. Gemach des Biſchofs Oppas.

Oppas. * Florinde. **

Oppas.

Geh, meine Tochter, geh! Den ganzen Schatz
Des Mitleids, welchen meine Bruſt gehegt,
Du nimmſt ihn mit.
Zwar haſt du ſchwer gefehlt; doch war's aus Liebe
In jenem Rauſch, der ſelbſt des ſtärkern Mann's
Gewappnet Herz zu unterjochen weiß;
Und ſolch ein tiefes, reuevolles Leid,
Wie du bezeigſt, tilgt wohl mit ſeinen Thränen
Noch ſchwärzre Flecken von der Seele Spiegel.
Vergebung künd' ich dir kraft meines Amts.

Florinde.

Ich dank' euch, würd'ger Herr, für eure Güte.

* Biſchof von Sevilla, Stiefbruder des vorigen durch Roderich geſtürzten Gothenkönigs Witiza.

** Tochter des Grafen Julian, des Feldherrn Roderichs und Gouverneurs von Ceuta.

Des Mitleids lindernd Oel ergießet ihr
In meine Wunden, mit dem ſanften Balſam
Der Abſolution wollt' ich mich heilen.
Und doch! — getröſtet geh' ich nicht von hier.
Ich weiß es wohl, die mütterliche Kirche
Verzeiht, doch nur, dafern wir ernſt bereu'n,
Und unſre Schuld von ganzem Herzen haſſen.

Oppas.

Daß du ſie haſſeſt, zeuget mir dein Schmerz.

Florinde.

Ihr ſteht als Prieſter hier an Gottes Statt,
Drum mögt ihr auch gleich dem Allwiſſenden,
Der Herz und Nieren prüfet, mich durchſchau'n,
Und kein Geheimniß hab' ich mehr vor euch.
So wiſſet, dieſer bittre Thränenſtrom,
Dieß heiße Weh, das mich darniederbeugt,
Mehr gilt es meiner Ehre, die er kränkte,
Mehr gilt es meinem Stolz, den er zerbrach,
Mehr gilt es dem Verluſte ſeiner Liebe,
Nach der dieß Herz ſich thöricht ſtets noch ſehnt,
Als dem Bewußtſeyn meines ſchweren Fehls.
Ja — nennt es Wahnſinn, nennt es Frevelmuth —
Auch ſo, nachdem er mich mit Schuld befleckt,
Auch ſo noch hoff' ich, und die Hoffnung ſtößt
Die Reu zurück von meines Herzens Pforte.

Oppas.

Es sagt die Schrift: Wenn dich dein Auge ärgert,
So reiß' es aus, und ärgert dich die Hand,
So trenne sie mit scharfer Art vom Arm.
Ein fauler Fleck inmitten deiner Brust
Ist diese Neigung. Tilge mit Gewalt
Sie draus hinweg um deiner Seele willen!

Daß dich die Hoffnung gängle, redest du?
Wie magst du hoffen noch auf dessen Huld,
Der schnöd' um eines Augenblickes Reiz
Mit frechen Händen deine Blüthe brach,
Und dann dich fortwarf, wie ein trunkner Gast
Das leere Glas, aus dem er sich berauscht?
Denkst du durch stille Treue ihn zu rühren?
Was gilt ihm Treue, da an jedem Tag
Der Glanz der Kron' ihm neue Beute ködert
Für sein Begehren? Oder wähnst du gar
Daß ihn dein Gram gewinnen wird? — Betrog'ne!
Er sieht dich nicht. Indeß an deinen Wimpern
Der salz'ge Thau des bittern Schmerzes hängt,
Ruht weichlich er im strahlenden Gemach,
Das Ohr voll buhlerischen Citherspiels,
Den Mund am Becher. Ja, und säh' er dich,
Es frommte nichts. Ein rothgeweintes Auge,
Und blasse Wangen, die der Gram gefurcht,
Sind nicht beim wilden Festgelag zu brauchen.

Florinde.

Eu'r Wort ist scharf wie ein zweischneidig Schwert
Und schmerzt durch alle Nerven. — Wie ein Mensch,
Der im Nachtwandeln auf des Thurmes Zinne
Erwacht, so steh' ich — stürzt mich nicht hinab! —
Nehmt euer hartes Wort zurück, um Gott!
Mir schwindelt, wenn ich's denke — Hingeopfert,
Beschimpft, verlassen um ein Nichts! — Nein! nein!
Es kann nicht seyn! So furchtbar straft der Himmel
Die Sünde einer Stunde nicht, so jäh
Geht nicht der Pfad hinab zur ew'gen Qual.
Und er ist König, seine erste Pflicht
Ist Recht zu sprechen, mit dem Salböl floß
Ein leises Wehn des dreimal heil'gen Geists
Auf seine Stirn (in Thränen ausbrechend). Er kann mich
nicht verstoßen.

Oppas.

Faß' dich, Florinde; glaub', auch diesen Schmerz —
Du wirst ihn überwinden. Wie die Fluth,
Die im April in schaumbehelmten Wogen
Verderbend vom Gebirg zur Eb'ne braust,
Hernach im Sommer als ein sanfter Quell
Durch's Gras hinflüstert und die Blumen spiegelt,
So wird dieß Leid, das jezt so ungestüm
In deinen Adern tobt, allmählig ebben
Und stillem Frieden weichen. — Wahrlich, viel
Gäb' ich darum, vermöcht' ich bessern Trost
Euch darzubringen, doch ich kann es nicht.
Was frommte hier auch Täuschung? Glaube mir,
Ich kenne diesen König. Eher hofft' ich
In hoher Luft ein steinern Schloß zu bau'n,
Und Wasser zu entzünden, daß es flammt,
Als seiner Launen Unbestand zu fesseln.
Gib ihn verloren — deine Hoffnungen
Sind eitel!

Florinde.

Eitel? Und dann redet ihr
Noch von Beruhigung, als sey mein Herz
Ein schreiend Kind, das sich besänft'gen lasse
Mit eines Liedes schaler Melodie
Und blödem Klingklang? O ihr klugen Männer,
Was habt ihr nicht mit eurem feinen Witz
Schon ausgegrübelt! Alle Tiefen kennt ihr,
Ihr zählt den Sand am Meer, die Stern' am Himmel,
Das Laub im Wald, und weil ihr alles meßt,
Meint ihr, ihr habt das Senkblei auch gefunden
Für eines Weibes Schmerz. O geht mir, geht
Mit eurer Weisheit! — Doch was red' ich hier!
Mein Ohr ist durstig nach Gewißheit, wie
Die ausgesog'ne Steppe nach dem Regen.
Auf Heil und Tod stehn meines Lebens Würfel,
So sey der lezte Wurf gethan! — Lebt wohl!

Oppas.

Leb wohl denn, meine Tochter. Gott mit dir!

(Florinde geht ab.)

Oppas (allein).

Willkommne Beicht! Ein starker Faden mehr
Für unser Neß, drin wir den Königsleu'n
Zu schnüren denken, bis die Luft ihm ausgeht,
Und er zu Tod sich röchelt. — Nicht mit Gold
Ist würdig zu bezahlen dieß Geheimniß
Von Roderichs Gelüst. Das zwingt dem Alten,
Dem Julian, die Geißel in die Hand.
Die Ehre trifft's ihm, denn des Königs Sinn
Scheut vor der Ehe, wie ein Edelhengst
Arabischen Blutes vor dem Joch des Pflugs;
Und wehe jedem, der ihn mit Gewalt
Anschirren will! — Eilt denn ihr Stunden, eilt,
Und brütet mir das Ei des Unheils aus!

(Fortsezung folgt.)

Aus England.

(Schluß.)

Wer mehr nach außen organisirt ist, wer sich berufen fühlt, die Schätze dieser Welt zu sammeln, wer die

Anlage in sich findet, den Herrn der Erde zu spielen, wer die Kraft in sich spürt, die Kräfte des natürlichen Daseyns, so ungeordnet, roh und gewaltsam sie seyen, zu bändigen; wer etwas thun, schaffen, erringen muß, der wird Hände und Füße regen, die Augen aufmachen, die Ohren spitzen und mit allen Sinnen in das vorliegende, faßliche, wirkliche Daseyn greifen und mit ihm sich selber für es bilden. Für den nächsten Zweck sowohl, als auch zur Grundlage für alles weitere Ausgreifen ist diese praktische Bildung, dieser natürliche Blick, dieser gesunde Takt, der in der offenen Welt und Natur, niemals in der Schule gewonnen wird, schon genug, aber weiterhin reicht er doch nicht aus. Die Aufgaben werden verwickelter, die Verhältnisse verschlungener, und der einfache Takt, der bloße Handgriff, die Gewöhnung, die Uebung, die Praxis hält nicht mehr vor. Das Wissen, die Wissenschaft, die Schule muß eintreten. Und wer nun die Schule und das Wissen besitzt, der ist jetzt Herr über die Ungeschulten und Ungebildeten, durch die er sich die Güter und Genüsse des Lebens zu erringen weiß.

Das ist es, was in unsern Nachbarländern wohl eingesehen und mehr und mehr gefühlt wird. Wir haben diesen Abend erst es so beredt, so begeistert aussprechen hören: knowledge is power, Kenntniß ist Macht. Das Wissen ist der Herr der Welt. Der Kopf ist oben, die Füße sind unten. Somit ist die Schule, welche Kenntniß und Wissenschaft gibt, doch das Wichtigere, das Unentbehrlichere; denn uns, die wir an der Gnade Gottes uns genügen lassen, ersetzt sie die Reiche der Welt, die aber, welche des Lebens Güter in Fülle und Hülle besitzen und genießen müssen, vermögen es nicht ohne sie. Darum dieses Rufen und Drängen nach Bildung, nach nationalem, öffentlichem, tüchtigem Unterricht in Frankreich und England. Es ist ein Bedürfniß geworden, dringend und nothwendig wie das Brod, ja nothwendiger, weil es mehr und mehr der Schöpfer des Brodes wird. Die Gebildeten sind ja die Begüterten, sie wissen allein zu ernten, wo die Hand des Armen, weil Ungebildeten, nur säen darf.

Wir wollen Schulen für unsere Kinder und Arbeit für unsere Arme! Ist das so eine unbillige Forderung? Weil ihr ihnen keine Schulen gelassen, sind sie um's Brod gekommen; weil ihr sie bloß auf's Brod angewiesen, haben sie nichts als Brod verdienen und essen gelernt. Der Mensch aber lebt nicht von dem allein, was durch seinen Mund eingeht, sondern noch vielmehr vom Geiste, der ist Gottes.

Wie weit voran ist demnach unser Deutschland vor diesen äußerlich, das heißt scheinbar so mächtigen Ländern! Was sie erst suchen, wornach sie in blutigen Kämpfen, unter Mord und Todtschlag streben, das besitzen wir längst. Das Entbehrlichere haben sie wohl, aber wir haben das Unentbehrlichste, das, was Allem erst Halt und Werth verleiht. Deutschland, das schönste, das erste Land Europas! Wo fühlt man das mehr, als in der Fremde? Diese Tausende, diese Millionen von Sklaven in diesen Ländern der Freiheit! Ganz schön, einzig dieser öffentlich freie Verkehr, wie sie da Versammlungen, Reden und Aufzüge halten, ohne daß gleich, wie bei uns, Thron und Altar in Gefahr scheinen. Aber wenn man fragt, wenn man bedenkt, um was dieser Lärm, dieser Aufwand, dieser Kampf, selbst Tod? und wodurch veranlaßt diese tödtliche Feindschaft zwischen den Millionen und ihren Gebietern? — Weil erstere in die Schule gehen möchten und Letztere ihnen das ABC nicht gönnen — darum schlagen sie sich die Köpfe wund!

Und dieses Billigste, was die Obern den Untern schuldig seyn sollten, warum wird es so standhaft, so ernstlich, so erbittert versagt? Das ist freilich der Knoten. Wer im Besitz aller Macht ist, will sie nicht gern mit Andern, am wenigsten mit den Unterworfenen theilen. Knowledge is power! Läßt man dem Volke Kenntniß — nur des einfachsten Lesens und Schreibens zu, so läßt man ihm ein Theil Macht ab, bei dem es schwerlich stehen bleibt. Wenn man ihm, dem ungestümen, ungezähmten, innerlich ungefesselten, den Finger gibt, so wird es bald die ganze Hand verlangen und besitzen. Dieß ist die Furcht, wenn es je Furcht ist.

Denn allerdings denkt im Allgemeinen der reiche, der gebildete Engländer so wenig überhaupt an das Volk und die arme, niedrige Klasse, daß es bei ihm kaum dazu kommen kann, etwas von demselben zu fürchten. Er ist so sehr von Jugend auf gewöhnt, auf dasselbe als seine Lastträger herunter und darüber hinweg zu sehen, er weiß es so sehr nicht anders, als auf seiner Seite bloß Rechte, auf des Volkes Seite bloß Pflichten, daß es ihm fast wunderbar vorkommt und er staunend aufsieht, wenn man ihn an das Andere erinnert. Ich habe das mehr als einmal mit angesehen und selbst erfahren. Das Geld, das Geld thut Alles; ich zahle, und dann ist Alles gethan. Nämlich ich zahle für das, was ich erhalte, was mir gethan wird. Im Gelde steckt die Freiheit des Engländers. Wie verächtlich sah ich sie auf unser deutsches, dem französischen nachgebildetes Conscriptionssystem herunterschauen! Daß es des Mannes würdig sey, mit dem eigenen Arm die Freiheit zu erobern, daß es der höchste und schönste Beruf des Bürgers sey, für's Vaterland die Waffen zu tragen, das begreift der Engländer nicht. Wofür und wozu das, wenn es Bursche genug gibt, welche um eine Kleinigkeit den Schießprügel tragen? Gemeiner Soldat seyn! Pfui! Kommandiren, eine Offiziersstelle und damit sich blinde Untergebene erkaufen, das ist schon eher gentlemanlike. Und wer denkt und spricht so? Der geborene Aristokrat nicht allein, denn der hat das Privilegium dazu; eben so sehr, wo nicht

Digitized by Google

mehr, spricht der Emporkömmling also: wie er getreten ward, so mag er gern wieder Andere treten.

Darum ist denn auch das einzige Streben, worin alle Mittel und Kräfte aufgehen, es so bald wie möglich zu Reichthum und somit zu unabhängiger Stellung zu bringen, wo man nicht mehr gehorchen und arbeiten, sondern befehlen und genießen kann. Es ist unglaublich, welcher Entbehrungen und Anstrengungen so ein Mensch fähig ist, bis er sich emporgeschwungen hat. Und nichts bezeichnender, als das naive, aber ernstliche Wort, das ich solche „respektabel" gewordene Mistreſſes und Masters aussprechen hörte: wenn sie noch einen Wunsch übrig hätten, so wäre es der, zum Adel zu gehören. Das hörte ich von schlichten, bescheidenen, durch und durch gutmüthigen Personen, die aber freilich immerhin die Dienerschaft helotenmäßig genug anzusehen und zu behandeln wußten. Nur hinauf, zu Reichthum, Pracht, Herrlichkeit! nur recht viel unter sich getreten! Dieß ist denn auch das Geheimniß des englischen Staats. Nicht die Aristokratie von Rechts- und Geburtswegen ist die Hauptstütze, die Aristokratie von Geldeswegen ist es, und diese ist auch nicht bloß eine einzelne, gesonderte Klasse, sondern sie greift durch bis in die niedersten, sie greift bis in's Innerste des Volkes, bis in's Herz desselben.

Wenn je ein Bruch zwischen den beiden Hälften geschieht, so geschieht er so bald nicht, so wenig eine harmonische Einigung so bald sich ergeben wird. Dieses Leben ist wie aller Egoismus, alle Habsucht und aller Geiz gar zu zäh. Es wird kein Nachgeben seyn, ich bin dessen sicher, es wird kein Weichen seyn. Die da oben sind, wollen nicht hinunter und können es nicht wollen; die drunten wollen wohl, aber können nicht hinauf. Wer weiß, ob Jahrhunderte diese Kluft auszufüllen vermögen! Der gute Owen wenigstens ist nicht der Curtius; er reitet dazu ein allzu dürres, unergiebiges Rößlein. Getrost, wir dürfen heut Alle ruhig schlafen; ist die Welt auch aus den Fugen, es ist Gottlob der Hamlet noch nicht da, der sie einzurichten käme.

Heinrich Merz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Besuchende Schriftsteller. — Miscellen.

Der Dichter des Ritter Wasa und des Ahasverus, Julius Mosen, ist gegenwärtig hier zum Besuch. Sein beliebter und geistvoller Roman: „der Kongreß von Verona," hat ihn bei uns einheimisch gemacht, auch da, wo seine echte Dichtergabe noch nicht gewürdigt war, wie sie verdiente. Auch besuchte uns Ihr Landsmann, der junge Baron Seckendorf, der sich durch seine treffliche Uebersetzung der bretagnischen Lieder in Verbindung mit Dr. Keller so verdient gemacht. — Gegenwärtig lebt hier ein junger Dichter aus Kurland, Freiherr von Budberg Beuninghausen, der nach seinen Gedichten, welche so eben hier erscheinen, eine schöne Zukunft verspricht. Wenn wir auch mit Vorsicht das Lob eines Recensenten im Gesellschafter betrachten müssen, der in ihm etwas von einem jungen Goethe entdeckt, so ist eine frische, ursprüngliche Gemüthskraft, die den glücklichen Ausdruck gefunden hat, in ihm doch unverkennbar. Seine Gedichte haben bereits ein Aufsehen erregt, welches bei neuen lyrischen Dichtern selten ist, die nicht vom Süden kommen, sondern hier zuerst an's Tageslicht treten. Auch sein Landsmann, der gefeierte A. v. Sternberg, hat jetzt in Berlin sein Domicil aufgeschlagen, und sein neuester Roman: Diane, ist hier erschienen, ein ganz eigenthümliches Werk, in welchem der geistvolle Verfasser sich aus seinen höhern psychologischen Sphären zur Anschauungswelt des größern Publikums in merkwürdiger Weise herabgelassen hat. Aber indem er einen spannenden populären Roman schrieb, der in den Leihbibliotheken verschlungen wird, hält er sich subjektiv doch in den feinen und zarten höhern Regionen, daß man es ihm ansieht, er habe nur aus Gefälligkeit einmal einen Besuch auf dem geräuschvollen Markt abgestattet. Die geistvolle englische Schriftstellerin, Mistreß Austin, die viel und mit Glück aus dem Deutschen in's Englische übersetzt hat, ist ebenfalls zum Besuch hier. Tieck weilt noch in Potsdam.

Seit dem Eingehen der kriminalistischen Zeitung fehlt unsern andern eine Lebensquelle. Zum offenen, freien Raisonnement wollen oder können sie sich nicht bequemen, die Kriminalereignisse und Schauer- und Trauerfälle müssen daher noch immer die Lücken füllen, welche die fremde Politik läßt. Aber auch in diesem Felde hat sich in der letzten Zeit nichts Erhebliches ereignet. Ein Offizier, der Adjutant eines Prinzen, erschoß sich in dessen Park in Folge einer Hypochondrie, die sich schon mehrmals gefährlich geäußert hatte und nicht mehr zu bewältigen war. Die Theurung der Kartoffeln soll den Unglücklichen zuletzt besonders erschüttert haben (er konnte in den glücklichsten Verhältnissen leben); ist diese offenbare Gemüthskrankheit indeß nicht eher erklärbar, als wenn einige Hagestolze mit bedenklicher Miene versichern, wegen des neuen Ehescheidungsgesetzes nun nicht mehr heirathen zu können? Dieses spukt als Gespenst noch fort und fort und findet sogar noch Vertheidiger, spärlich freilich und mit großer Mühe. Wenn ein Gesetz entschieden und von der allgemeinen Stimme verworfen ward, so ist es dieses. Die Partei, die es vorgebracht, hat sich selbst damit den größten Schaden gethan. Viele gingen ihr aus Artigkeit aus dem Wege, ohne sich zu ihren Gegnern gesellen zu wollen; dieß ist eine offenbare Provocation auf Krieg. Das Einzige, was noch, auf vernünftigen Füßen stehend, zu Gunsten des Gesetzes gesagt worden, ist in der zweiten Hälfte der Schrift: „Ein Wort für ein neues Ehescheidungsgesetz," die herausstellt, daß die leichten Ehescheidungen unter den Proletariern von demoralisirenden und zerrüttenden Folgen sind. Das Gesetz, wie es ist, hilft dem nicht ab, sondern macht das Uebel schlimmer. — Die politischen Carrikaturen geben auf das Theater über; merkwürdig, daß sie da nicht anfingen. Eben sieht man Fanny Elsler, ein anmuthig Porträt, auf den Zehenspitzen stehend, mit der einen auf Paris, mit der andern auf Newyork, das atlantische Meer unter ihren Füßen, rings umher Triumphscenen aus ihrem Leben mit gehöriger Nutzanwendung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. December 1842.

— Heilig sey jetzo dem Wanderer das Land,
Wo der Vergangenheit Bilder im Nebel der Ferne verdämmern,
Und nur die Gegenwart treu ihm an den Busen sich schmiegt.
Matthisson.

Fünf Tage in Verona.

I.

Es war am 15ten Mai, als mich mein Vetturin in seinem nicht glänzenden Fuhrwerk mit rasch angetriebenen Mähren zu den Thoren Veronas hineinführte. An einer neuen Befestigung wurde stark gearbeitet. Ueberall lagen große Quadersteine umher; Manches war schon fertig. Wir fuhren den Corso hinab, an dem Castel vecchio vorüber, dessen Profile und gewaltige backsteinerne Massen mich sogleich in Respekt sezten. Die von ihm aus über die Etsch führende, seit lange aber geschlossene Brücke verdeckte mir sein grandioser Körper. — Nicht sehr weit davon sezte mich der Vetturin vor einem engen Seitengäßchen aus, in welchem ich den mir empfohlenen deutschen Gasthof „zur weißen Taube" finden sollte. Der wild aussehende Mensch umarmte mich und schlug noch ein Trinkgeld heraus. Ein Theatercostüm unserer Prunkzeit hätte ihn zum trefflichsten jungen Helden oder Räuberhauptmann gestempelt.

In der Columba begrüßte mich der Wirth im grün sammtnen Kappchen so freundlich landsmännisch, daß ich sogleich nach seiner Geburtsstadt fragte. Siehe da! wie nahe wir einander angingen! Herr Epple war aus Kirchheim unter Teck gebürtig und hatte eine Graubündnerin zur Frau. Er führte mich nicht ohne Selbstzufriedenheit in seinen neuen Hausanbau hinüber, wo ich mich in einem kürzlich fertig gewordenen Zimmer, sechzig Stufen hoch, heimisch machen konnte. Ich sah in ein Gärtchen mit Reben, mit Mandel- und Feigenbäumen und andern südlichen Gewächsen hinab.

Der erste Eindruck auf einen nicht ganz Unerfahrenen ist entscheidend. Ich meinte, hier wie zu Hause thun zu können; — nicht im Sinne reisender Frauen, die gern, wo sie hinkommen, ihre häuslichen Comforts suchen und schmerzlich entbehren, überhaupt mehr die Negationen als die Bejahungen der Fremde empfinden. Ich machte mich zurecht, lezte mich und fragte nach der Tagesordnung des Hauses. Man kam und ging, aß und trank, wann und was man wollte. Der Küchenzettel, deutsch aufgelegt, gestattete hinlängliche Auswahl. Ich wollte meine bürgerliche Ordnung möglichst einhalten. Die Uhren zeigen und schlagen unsere Stunden.

Mein erster Gang war zum römischen Amphitheater. Durch ein Gäßchen kam ich auf den großen Platz „Bra" und hatte die dunkle Masse vor mir. Außer sogenannten oder wirklichen Römerthürmen hatte ich noch nichts der Art gesehen. Allerdings eine graue Vorzeit! Tragen ja die Bauwerke der wieder aufgelebten Kunst schon einen altersgrauen Ton. Das Amphitheater ist schwarzbraun. Wie anders wirkt doch die wirkliche Anschauung als jede

Digitized by Google

Darſtellung! Man hat ja ſich ſelbſt mit Leib und Seele zum Maßſtab. Das ungeheure Oval iſt an ſeiner weſtlichen längern Seite von einem Reſte der vielleicht niemals vollendet geweſenen äußern Mauer umgeben, die daſſelbe weit überragt und den Eindruck der Großartigkeit eben als Ruine ſehr verſtärkt. — Ich ging hin und ſah nicht ohne ein leiſes Grauen, wie ſich die enormen Profile dieſer Aufragung mit den großen toskaniſchen Pfeilern am hellen Himmel abſchnitten, wie die weißen Wolken hinter den weiten Bogenöffnungen vorüberzogen. — Sonderbare Reſignation, die man in gewiſſen Jahren üben kann. Ich ging nicht hinein, hinauf. Von Riva am Anfange des Gardaſees heute kommend, hatte ich zu viele Bilder des Geſehenen in mich aufgenommen, zu viel Antheil daran geſetzt. Ich wollte eines der größten Alterthümer mit morgenfriſchen Sinnen genießen.

Ich hatte mir einen Grundriß der Stadt gekauft und wußte mich ohne Führer zurecht zu finden. Eine natürliche Unruhe trieb mich, mir curſoriſch ein Bild von der Stadt, ihrer Hauptform, ihren phyſiognomiſchen Profilen zu verſchaffen. Die Etſch beſchreibt ein großes S an ihr hin und durch ſie hindurch. Vier maſſive Brücken leiten hinüber. Das gibt eine Reihe maleriſcher Anſichten ſtehender Formen und bewegten Lebens. — Ich wandelte, von Befriedigung erfüllt, umher. Ueberall Bilder von Größen, nach denen ich mich lange geſehnt, Maſſeneindrücke, von denen ich mir ſagte, daß ich in ähnlicher Art nichts geſehen, ja, daß ſie mir wohl auch einzig bleiben werden. Daran ſuchte ich mich zu gewöhnen, das Spezifiſche in den Gegenſtänden wahrzunehmen, was dann ſelten überboten wird. Es gibt Kunſtanliegen, die nur wenige begreifen oder in ſich zum Bewußtſeyn bringen. Wer würde nicht mit der Klage ausgelacht werden, daß ſein Wohnort leider kein pittoreskes Profil habe, daß der Wandel um die Stadt das maleriſche Auge ſo unbeſchäftigt laſſe? Wer geht ſolchen Eindrücken nach? Und doch ſind ſie, wenn auch unbewußt, anziehend. Ein verhaltenes Bedürfniß wird aber eben nach längerer Entbehrung die endlich gewährte Befriedigung froh begrüßen und zu würdigen wiſſen.

Die Stadt hat im Ganzen ihrer Situation eine noble Phyſiognomie; unten an einem Ausläufer des Gebirges gelegen, auf welchem zwei Kaſtelle thronen, zum Theil an dem Hügel hinaufgebaut, ſtellt ſie ein liegendes Antlitz dar. Man könnte ſagen, ſie habe ein Theatergeſicht. — Unvergeßlich bleibt mir daher die Anſicht, die man auf Ponte della Pietra genießt. Nach oben die Zackenformen des Kaſtells St. Pietro, und neuere Fortifikationen, die Villa des Conte Giuſti, der Garten dabei mit hundert dunkel und doch aufragenden alten Cypreſſen; dann der mächtig daher wogende Etſchfluß, vielleicht ſo breit wie die Themſe bei London, im Bogenſchwung in's Bild einſtrömend, nach unten ſich theilend Häuſermaſſen umfließend; ſechs Kirchen, darunter der Tempel von St. Giorgio mit herrlicher Kuppel und Glockenthurm; dann die wagrechten und aufragenden Linien der Stadt, in's Unabſehbare ſich verlierend. Als geradezu maleriſcher iſt mir noch nirgend ein Bild erſchienen. Florenz und Rom ſollte ich ja nicht ſehen und vergleichen. — Zwei Brückenbogen des Ponte della Pietra vom linken Ufer her ſind römiſch, die übrigen neuer. Ueber dieſe Brücke ritt nach den Heldenliedern Dietrich von Bern (Verona) mit ſeinen Genoſſen von und nach ſeiner Burg, dem Kaſtell St. Pietro.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Tragödie: „König Roderich.“

(Fortſetzung.)

Zweiter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

(Graf Julian, von einem Zuge gegen die Mohren ſiegreich nach Ceuta zurückgekehrt, hat ſo eben deren Geſandten, den Tarik, welcher Frieden begehrend zu ihm gekommen war, mit abſchlägiger Antwort entlaſſen. — Die Scene iſt in der Burg von Ceuta.)

Julian. Bald darauf Florinde.

Julian.

Geh', ſtolzer Mohr, und laß die ehr'nen Cymbeln
Durch's Lager ſchmettern, wappne deine Schaaren!
Du ſollſt empfangen werden, doch nicht hier;
Auf halbem Wege komm' ich dir entgegen.
Da mag ſich's denn entſcheiden, ob du nicht
In trotz'gem Ungeſtüm zu früh geprahlt. —
Nach Spanien eil' ich Boten abzufert'gen,
Daß wir geſiegt und daß man Schiffe ſende
Mit friſchem Volk. — Mein König, denk' ich, ſoll
Mit mir zufrieden ſeyn.

(Florinde tritt auf.)

Julian.

Ha, was iſt das?
Florinde! Sprich, wie kamſt du her? Was trieb
So plötzlich von Toledo dich nach Ceuta?
Du ſiehſt verſtört, dein Aug' iſt trüb' und ſtumpf
Als wie von Thränen, deine Glieder ſchwanken,
Und blutlos iſt die Wang', als ſtiegeſt du
Aus unſrer Ahnen Gruftgewölb empor.
Um Gott, was iſt geſchehen, meine Tochter?

Digitized by Google

Florinde.

O nenne mich nicht Tochter, dieser Laut
Zerreißt mein Ohr —

Julian.

Komm, setz' dich, du bist krank —
Sprich nur, was ist's? Ich will zum Arzte senden,
Die Freundin soll dich pflegen, ich will selbst
An deinem Lager wachen, will den Trank
Dir reichen: nur sey offen. — Oder ist's
Nicht Fieberfrost, was dich so starren macht,
Hat Jemand dich gekränkt, verletzt? — Sey ruhig,
Hier bist du unter meinem Schutz, du bist
Bei deinem Vater.

Florinde.

Rede nicht so freundlich,
Du weißt nicht, wie mich deine Güte quält.
Ich bin dein Kind nicht mehr, mein edles Selbst
Ist hin auf immer; nur der schmutz'ge Schatten
Florindens bin ich, die du einst geliebt.
O Gott, und die Erinn'rung dieser Liebe
Schlepp' ich als Fluch nun mit mir fort, und kann
Sie nicht vernichten —

Julian.

Weh! sie redet irre.
Auf diese edle Blüthe fiel versengend
Des Wahnsinns Mehlthau.

Florinde.

Wollte Gott, es wäre
So wie du sagst, uns Beiden frommt' es besser.
Doch nein! ich bin nicht sinnverwirrt, ich will
Dir Alles sagen, meine ganze Schuld,
Dein ganzes Unheil. Mag mich dann dein Fluch
Zu Asch' und Staub zermalmen, magst du mich
Verstoßen zu den Thieren in die Wildniß;
Mir gilt es gleich, denn meines Jammers Maß
Ist voll und kann nicht wachsen.

Julian.

Großer Gott!

Florinde.

Ehrlos ist dein Geschlecht, die Frucht ward faul
Von deinem edeln Stamm; sie, die du einst
Dein einzig Kind genannt, unsel'ger Greis,
Sie ist — vernimm's, und tödte mich, wenn du
Erbarmen kennst — sie ist geschändet.

Julian.

Ha!
Wer sprach das Wort? du selbst? — nein! nein! es darf
Nicht seyn! ich fleh dich an, sprich, daß du logst,
So will ich dir auf meinen Knieen danken.
Sprich, daß du logst!

Florinde.

Ich sagte wahr.

Julian.

So brecht
Zusammen denn ihr Pfeiler dieses Hauses!
Begrabet mich und meine Schmach! Empor
Du zorn'ge See aus deinen trägen Ufern,
Und reiße diesen Fels in deinen Schlund
Und mit ihm meinen Schandfleck! Auf, ihr Donner
Des Firmaments, und läutet Sturm im Weltall,
Daß man vor eurem Dröhnen nicht die Kunde
Vernehme, wie die Tochter Julians
Zur Dirne ward.

Florinde.

O tödtet mich!

Julian (wild).

Du sprichst
Ein gutes Wort — komm her, mit diesem Stahl
Versöhn' ich deine Schuld; mit deinem Blut
Lösch' ich das Brandmal aus von deiner Stirn!

Florinde.

Stoßt zu! Ich bin bereit.

Julian.

Ist dieser Arm
Denn schwächer, als ein Römerarm? Er zittert,
Und meiner Muskeln Spannkraft widersetzt
Sich meines Geists Gebot. — Nein, ich vermag's nicht,
Du schaust mich an mit deiner Mutter Auge:
So sah sie, da sie starb. —

Florinde.

Ich will mich wenden,
Daß du den Blick nicht siehst.

Julian.

Nein, nein! Hinweg,
Gezückter Dolch! Es bäumt mein Inn'res sich
Zurück vor dieser That, mit Schauern fesselt
Mich die Natur. Die Tochter meines Weibs,
Mein einzig Kind kann ich nicht morden.

Florinde.

So
Verwirfst du mich?

Julian.

Du bist mein Kind, mein Kind,
Die letzte welke Blume meines Stamms,
Ich stoße dich nicht aus. — In dieser Stunde,
Da du an deines Grabes Pforte pochtest,
Hast du gebüßt und furchtbar. —
Nein! Ein andres
Gefühl durchdringt mich heiß, wie junger Most,
Und spornt mich auf, und läßt die Adern mir
Anschwellen wie in Jugendkraft. Ich will
Dich rächen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Die Kunstausstellung.

Von der Kunstausstellung enthielt ich mich bisher Ihnen zu schreiben, obgleich sie schon während zwei meiner vorangegangenen Briefe der Gegenstand der Unterhaltung war. Auch jezt gehe ich mit einiger Scheu daran; denn wollte ich erschöpfend oder nur aus Herzensgrunde schreiben, so könnte ich damit Ihre Blätter auf einen Monat allein füllen. Darüber hinweggehen und nur Einiges berühren kann man nicht. Entweder ist der Beschauer hingerissen und das Lob findet kein Maß, oder — doch ich wüßte dießmal kein Beispiel vom Gegentheil. In den ersten Wochen war nur Eine Stimme: wie erbärmlich! wie tief ist die Kunst gesunken! Wagt man nach zweijähriger Ruhe diese Bilder als das Produkt der ersten Kräfte dem Publikum zu bringen, so ist es das sicherste Zeichen, daß es mit der Kunst rückwärts geht! — Jezt ist nur Eine Stimme: eine so reiche, ausgezeichnete Ausstellung, eine, die in ihren großen Leistungen alles bisher Dagewesene übertrifft, sah Berlin noch nicht. In den ersten Wochen waren die Säle leer, jezt sind sie täglich gedrückt voll, vor den Hauptbildern findet man keinen Platz. Man hat Estraden bauen müssen, um den Zuschauern Raum zu machen. Der Fall ist schon öfters eingetreten. Wenn der Anfang viel zu wünschen übrig ließ, wurde die Ausstellung in der Folge über Erwartung reich und ausgezeichnet. Mit Lessings Huß in Kostnitz begann die Glanzperiode der Kunstausstellung. Mehrere treffliche Bilder folgten ihm; wenn sie ihn auch nicht erreichten, so gereichten sie doch dem Ganzen zur Zierde, bis die beiden kolossalen Bilder von Gaillet und de Biefe erschienen und in ihrer Totalwirkung alles bisher Gesehene niederdrückten, dergestalt, daß man die besten, anerkannt werthvollen Gemälde unserer Künstler nicht mehr ansehen wollte und selbst gegen Lessings Meisterwerk ungerecht wurde. Nein, verlangen Sie nicht von mir, daß ich mit dem Katalogo in der Hand noch einmal Ihren Lesern unsere Ausstellung, auch nur in ihren Hauptmomenten, vorführe. Die deutschen Zeitungen haben ihre langen und engen Spalten bereits damit gefüllt, und wer Ihrer Leser daraus nicht genug sich unterrichtet glaubt, den verweise ich auf Ihr Kunstblatt. Auch der Streifzüge enthalte ich mich, denn selbst die Neigung, die nur gewisse Lieblinge verfolgte, würde sobald kein Ende finden. Nur auf die Ungerechtigkeit, die Publikum, Künstler und Kritiker zum Theil übten, will ich aufmerksam machen. An einstimmiger Bewunderung für Lessings Huß hatte es nicht gefehlt. Nun aber die Niederländer kamen, schien es um alle Bewunderung dafür geschehen. Freilich überragen die beiden Riesenbilder an markiger Kraft der Gestalten, an Wahrheit des Ausdrucks, an brennender Farbenpracht Lessings Schöpfung, aber sein Huß kann nicht allein neben ihnen bestehen, sondern in gewisser Beziehung steht er über ihnen, ich möchte sagen, wie die Ilias über Xenophons Anabasis. Homer wie Xenophon geben ein treues Abbild des griechischen Kriegerlebens ihrer Zeit. Was kann wahrer, sprechender seyn, als die Schilderung des scharf beobachtenden, keck malenden Xenophon? seine Gestalten springen auch aus der Schrift uns entgegen, sie leben mit uns wie die Horns und Egmonts und Granvellas der beiden niederländischen Maler. Aber es ist etwas ganz anderes, wenn ein Dichter die Wahrheit porträtirt. Das Individuum, die einzelne Erscheinung ordnet sich dem Gedanken unter, sie wird der Theil eines Ganzen, und dieses Ganze ist die Schöpfung des Dichters. So ist Lessings Huß vor dem Concilium ein Gedicht. Dieß ist meisterhaft; Aehnliches hat noch kein deutscher Maler hervorgebracht, auch er selbst nicht. Nicht daß die Gemälde der Herrn Gaillet und de Biefe nicht auch trefflich als Compositionen wären, aber es sind keine Gedichte. Man sieht, wie meisterhaft sie die vorhandenen Theile (besonders Gaillet) componirt haben; aber die Theile sind die Hauptsache, das ursprünglich Dagewesene, der Gedanke hat sie erst nachher zusammengefügt und geschickt geordnet. Beide, wie verlautet, junge Männer, sind große Meister, aber keine Dichter; das ist Lessing. Sein Werk ist ein Hauch, ein Geist; alle Gestalten, alle Theile darauf sind gleich fertig und alle gleich subordinirt unter dem Gedanken, der diese großartige Schöpfung erzeugte. Am besten hat noch der Kritiker in der Haude und Spenerschen Zeitung dieß Verhältniß hervorgehoben, und das von der Macht des prägnanten Eindrucks geblendete, oder, wenn man will, verblüffte Publikum zur richtigen Würdigung des einheimischen Kunstwerks zurückgeführt.

Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn man hört, daß am Rheine eine heftige katholische Opposition gegen Lessings Bild sich erhoben hat. Weil er den Märtyrer Huß feierte, soll er einen boshaften Angriff auf die katholische Kirche versucht haben! Könnte man da nicht mit Huß auf dem Scheiterhaufen rufen: Sancta simplicitas! Bedarf es gegen solche Gegner der Aufführung, daß Lessing auch Päpste so würdig als Wenige vor ihm gemalt hat? Oder wollen diese Angreifer gerade das Kostnitzer Concilium als Repräsentanten der katholisch kirchlichen Reinheit angesehen wissen, mitsammt den 1500 Concubinen, die den ehrwürdigen Troß dahin begleiteten? Wer mit eigensinniger Laune jenem Gedanken nachgehen will, könnte unsere ganze Ausstellung als einer protestantischen Opposition angehörig erklären. Da sehen wir das treffliche Danziger Kirchenbild von einem jungen Maler, welches die Befreiung eines protestantischen Predigers aus den Händen der Bischöfe durch das aufgestandene Volk darstellt. Was ist das de Biefesche Compromiß anders, als eine Protestation gegen die Inquisition, die Philipp II. in den Niederlanden einführen will? Das treffliche Hasenclevesche Bild: „Candidat Jobs vor dem Consistorium," ist auch ein protestantischer Akt; aber die protestantischen Geistlichen könnten eben so gut dem Maler den Vorwurf machen, daß er einen boshaften Angriff gegen die protestantische Kirche damit versucht habe. Endlich hängen in drei Sälen Entwürfe zu einer protestantischen Kirche aus, zu dem viel besprochenen Dom auf dem Lustgarten. Die Sachverständigen erkennen in allen eine und dieselbe Eigenschaft an: unausführbar. Stiers Entwürfe sind genial; zuvor müßte aber Berlin umgebaut werden, um zu einem von ihnen zu passen. Gegen Hallmanns Plane, die dem Publikum gefallen, erklärten sich die Architekten einstimmig, indem sie es einen Jugendentwurf nennen, in welchem nur einzelnes Geniale unter vielem Unverdauten, Willkührlichen und barock Zusammengemengten vortauche. Seitdem ist indeß Hallmann wieder bei ihnen im Kredit gestiegen, denn die zulezt vorgebrachten Plane sind von einer Art, daß es wieder als Barbarei erscheint, den Dom, wie er jezt, traurigen Anblicks, ist, darum niederzureißen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. December 1842.

Biographie.

Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1842.

Der verstorbene Lang ist als Geschichtschreiber und Humorist gleich sehr berühmt, und das, was an ihm besonders anzieht und ihm Achtung erwirbt, ist die Unabhängigkeit seines Geistes und die Unbestechlichkeit seines politischen Urtheils. Darum erwarteten wir von seinem lezten Werk sehr viel und nahmen es mit wahrem Vergnügen in die Hand. Lang war zugleich ein im Staatsleben keineswegs niedrig gestellter Mann, von seiner Wirksamkeit als Gesandtschaftssekretair beim Rastadter Congreß an bis zu der als k. bayerischer Staatsarchivar ꝛc. Er kannte die Politik seiner Zeit sehr genau, kannte die Personen dazu, also waren von ihm viele interessante Aufschlüsse zu erwarten. Diese fehlen auch nicht; allein sein Buch hat doch nicht den Eindruck auf uns gemacht, der uns der erwünschtere gewesen wäre. Wir werden hin und wieder auf eine recht peinliche Weise an die Klatschsucht unserer jüngsten Zeit gemahnt, an welcher zu participiren der alte Lang wohl hätte Anstand nehmen sollen. Und wir vermissen dagegen die großartige Auffassung der politischen Ereignisse und der Schicksale Deutschlands in der verhängnißvollen Zeit, in der Lang lebte. Er gibt meisterhafte Genrebilder aus der diplomatischen Welt, aber auch nur solche. Er ergözt sich nur an der Lächerlichkeit der handelnden Personen, ohne einen ernsten Blick auf das unermeßliche Elend zu werfen, das aus der verkehrten Handlungsweise derer folgte, denen die Geschicke Deutschlands in so schwerer Zeit leider anvertraut waren. In diesem seinem lezten Werke fehlt der Ernst, der seine historischen Werke auszeichnet und die scharfe, wir möchten sagen Lessingische Indignation. Die Welt scheint sich dem Greise mit allen ihren Lastern und Tugenden nur zum ergözlichen Puppenspiel gestaltet zu haben. Oder hat er mit Absicht ergözen wollen, denn er bemerkt im zweiten Theil S. 280, von seinen ernsten Werken habe keines das Glück gemacht, wie seine humoristische Hammelburger Reise. „Das Publikum ist jezt ein großer Herr geworden, es will nur Vergnügen und zahlt nur für Vergnügen; wirklichen Fleiß und Mühe kann es gar nicht ansehen, ohne die Seekrankheit davon zu kriegen. In den Salons betitelte man meinen Roman anfangs: Dummes Zeug. Se. Durchlaucht der Herr Fürst von Wrede überraschte seinen Kammerdiener im Vorzimmer und schalt ihn aus, daß er so dummes Zeug lese, riß es ihm aber aus der Hand und las es in seinem Kabinet, ohne sich stören zu lassen, von Anfang bis zu Ende selbst durch.“ Lang wollte nun vielleicht auch seinem lezten Werk einen ähnlichen Erfolg sichern.

Lang wurde 1764 zu Balgheim bei Nördlingen im Ries geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er durchlebte eine ziemlich unruhige Jugend, bis er ordentlich und fleißig Jura studirte und Regierungssekretair beim Fürsten von Oettingen-Wallerstein wurde. Von hier aber ging er weg, weil er nicht communiciren wollte, wie der Fürst befahl. Eine komische, doch frivole Scene. Der Hofjude, dem Lang schuldig war, bat ihn um Gotteswillen, zu communiciren, weil er den Verlust seines Geldes fürchtete, wenn Lang den Dienst verlassen müsse, und arbeitete an ihm wie ein Missionär. Lang ging nach Wien, als Gesellschafter einer Gräfin nach Ungarn, machte Glück, wurde Sekretair beim würtembergischen Gesandten in Wien, ging in polnischen Angelegenheiten nach Servien, dann wieder zur Kaiserkrönung Leopolds II. nach Frankfurt und trat wieder in die Dienste des Fürsten von Wallerstein zurück. Aber es trieb ihn noch einmal nach Göttingen, um sich in seinen Studien zu vervollkommnen und den Grund zu seiner gelehrten Wirksamkeit zu legen.

Von Göttingen aus wurde er dem Minister Hardenberg bekannt und preußischer Gesandtschaftssekretair, als welcher er dem traurigen Congreß in Rastadt beiwohnte.

Lang faßt diesen Congreß lediglich von seiner lustigen Seite auf. Er nennt ihn ein Possenspiel und doch wurde von diesen Marionetten um die Ehre der deutschen Nation gespielt und unser Verlust war außerordentlich reell und schrecklich ernst. Doch hören wir den humoristischen Sekretair: „Das lustige Schauspiel, einen Bonaparte selbst an der Spitze eines solchen Gesandtschaftspuppenspiels zu sehen, hatte ich durch meine spätere Ankunft (18. Dec. 1798) leider versäumt. Dagegen traf ich seine zurückgelassenen Kollegen, erstens Herrn Treilhard, so wie man auf den Theatern einen Notar sieht, nur nicht im schwarzen, sondern im farbigen Rocke, gleichsam herbeigerufen, um für das deutsche Reich das Testament zu machen, immer mit den Händen fechtend und plaidoyirend; dann Herrn Bonnier, immer schwarz gekleidet, einem wohlgenährten Stadtpfarrer gleichend, aber dabei trotzig und stumm, Monsieur Jean de Brie, ein schwarzes, langes und hageres Männlein, mit feurigem Auge, der sich gegen die deutsche Langeweile durch emsiges Treiben der alten Wissenschaften, besonders auch der griechischen Klassiker, schützte. Allen Dreien sah man die tiefe Verachtung für das deutsche Wesen in jeder Miene an, und wie sie ihre zum beschlossenen Vorwärts ausgestreckten Krallen gar nicht verbargen. Herr Treilhard ging bald darauf als erwählter Direktor wieder ab, und damit die, wie es scheint, als Regel angenommene Dreiheit nicht verletzt würde, so trat als Ergänzung ein Herr Roberjot ein, ein ehemaliger Kaufmann, der durch seine kaufmännische Gesprächigkeit und die den deutschen Kunden bezeigte Höflichkeit die verzagten Herzen derselben wieder etwas stärkte und erfreute. Zu besonderen Conferenzen in Selz, denen Herr von Dohm mit beiwohnte, erschien der berühmte François de Neufchateau, der, indem er über Wassergrenzen unterhandelte, dabei auch seine Wasserverse und Idyllen zum Besten gab. Generalsekretair der Gesandtschaft war ein Herr Rosenstiel, Bruder des preußischen Oberbergrathes Rosenstiel, wenn ich nicht irre, ein Elsasser, schon seit der königlichen Zeit im diplomatischen Subalterndienst gestanden, und daher für seine Herren Prinzipale, die sichtbar nicht recht zu bewegen wußten, der Soufleur, wenigstens im Formellen, und da auch von allen Andern keiner ein Wort deutsch verstand, zugleich der Dolmetscher der lieben Reichdeputationsprotokolle. Er war ein sehr bescheidener Mann, und für die preußische Gesandtschaft, wegen der Verhältnisse seines Bruders, ein nützlicher Zwischenhandler und Vermittler. Der kaiserlich österreichischen Gesandtschaft, versteht sich, ebenfalls in einer heiligen Drei, stand voraus als sogenannter kaiserlicher Plenipotentiarius der Herr Graf von Metternich, ein stattlicher, wohlbeleibter und bordirter altdeutscher Herr, sodann ein Herr Graf Cobenzl, der kurz vorher mit Bonaparte den Frieden zu Campoformio abgeschlossen, ein schwammiges in Lebens- und Liebesgenuß wie von Blut abgezapftes, kreideweißes, kleinäugiges, blinzelndes und zuckendes Männlein, aber gewandt in der Formenwelt, die er weit umher schon gesehen, und, wie es schien, nicht ohne Geist. Die dritte Rolle endlich spielte ein Herr Graf von Lehrbach, eine Karrikatur in Gesicht, Kleidung und Bewegung, der Kopf oben chinesisch, unten afrikanisch, das Kolorit zigeunerisch, die Locken wie ein Tubus in den Himmel schauend, das dünne Zöpflein über den Kopf emporragend, wie die Spitze eines Wetterableiters, und übrigens Gang und Haltung wie in einer ewigen Hopsanglaise." Es folgen noch die Schilderungen der Gesandten geringerer Mächte, die wir hier übergehen, nur einige Portraits ausgenommen: „Der badische Gesandte Edelsheim und der sächsische Graf Löben, lange kalte Gestalten, schienen mir darum da zu seyn, um den Leichenzug (des deutschen Reichs) in feierlichen Schritten zu begleiten, wobei besonders der Erstere nicht versäumte, jede Woche den gehörigen Leichentrunk zu geben. Der hannoversche Gesandte, Herr von Rheden, hätte mit den langen Worten seiner Abstimmungen eine Brücke bis nach England schlagen können. Da hieß es immer Reichsfriedenspacifikationsverhandlungstraktat; die allerhöchsten reichsoberhäuptlichen Vorschritte, als wenn das Oberhaupt auf dem Kopfe gegangen wäre, und dann wieder mit eben so lächerlicher Zusammenziehung: der ehrwürdigsten respektiven Erz- und Domstifter Salz-, Würz-, Augs- und Regensburg höchst beklagenswerthen, bedauerlichen, lamentablen und jammervollen Erleidenheiten."

Preußen hatte in dem unheilvollen Basler Frieden 1795 das Beispiel gegeben, wie eine deutsche Macht, um für sich einen Vortheil zu erlangen, die gemeine deutsche Sache verlassen müsse. Es hatte mit der französischen Republik sich verständigt und Oesterreich und das Reich im Stiche gelassen. Oesterreich war durch Napoleon geschlagen worden, hatte nun seinerseits auch Frieden machen müssen und das Reich aufgeopfert. Es handelte sich zu Rastadt nur noch darum, dem Reiche die bittere Pille einzugeben. Sowohl Preußen als Oesterreich hatten bereits den Franzosen bewilligt, daß ihnen das ganze linke Rheinufer gehören solle. Dafür wollten sie selbst Entschädigung im Reiche auf Kosten der kleinern Reichsgenossen nehmen. Und das mußte man den betheiligten Reichsgenossen nun sagen. Wie es geschah, faßt Lang wieder ganz von der komischen Seite auf: „Da Frankreich, auf den Grund seiner früheren Separatfrieden mit den anderen deutschen Fürstenhäusern darauf bestand, daß

Digitized by Google

diese für ihren Verlust auf dem linken Rheinufer entschädigt werden, und sowohl zur feierlichen Anerkennung der Rheingrenze, als Ausmittlung der Entschädigungen der Congreß in Rastadt angeordnet werden sollte, so gab Oesterreich dieses zwar zu, aber in so umhüllten Sätzen, Hinterhalten und schwierigen Bedingungen, z. B. der Integrität des Reichs, und daß Preußen nicht vergrößert werden sollte u. s. w., daß man nur annehmen kann, der General Bonaparte, der von französischer Seite diesen Frieden geschlossen, habe entweder diesen Verwicklungen und Hinterhalten gar nicht auf den Grund gesehen, oder sie in seinen militärischen Ansichten für unbedeutend, oder sofern auch er mit noch größerem Hinterhalte im Verstecke lag, für den gegenwärtigen Augenblick höchst bequem und willkommen gehalten. So entstand nun das abenteuerliche Spiel, daß während der erste kaiserliche Gesandte dem Congresse mit höchstem Pomp das anerkannte Prinzip der Reichsintegrität eröffnete, das mit Erstaunen und Jubel aufgenommen wurde, fast zur selben Zeit aber der zweite Gesandte die heimliche Uebergabe der Feste Mainz zu instruiren, und als man sie im allgemeinen Schrecken erfahren, der dritte Gesandte darüber mit in bittere Thränen auszubrechen, und bei dem allerhöchsten Reichsoberhaupte (der österreichische Lieblingsausdruck) auf Intercession anzutragen, damit diese beklagenswürdige Uebergabe zurückgestellt und die großmüthig ausgewirkte Integrität des Reichs gewahrt werde. Kaum war aber in dieser Art der Congreß (9. December 1797) unter schwindelnden Hoffnungen eröffnet, und am 30sten desselben Monats Mainz von Oesterreich an die Franzosen ausgeliefert, so erklärten die französischen Gesandten in einer diktatorischen Note, daß jezt ohne Weiteres der Rhein als Grenze anzuerkennen sey (19. Januar 1798), und ließen auch ohne Weiteres, mitten im Waffenstillstand (25. Januar), die Rheinschanze bei Mannheim wegnehmen. Da entstand nun ein unglaubliches Heulen und Wehklagen von Leuten, die wenigstens insofern zu bemitleiden waren, daß ihnen so etwas in ihrem Uebermaße des Glaubens und der falschen Hoffnungen nur einigermaßen unerwartet hat kommen können. Man füllte die Protokolle mit wechselseitigen Beileidsbezeugungen und kreuzigte sich mit mannigfaltigen Erklärungen, wie jezt noch die Integrität des Reichs und die Abtretung des linken Rheinufers zu gleicher Zeit als Grundartikel des Friedens bestehen konnte; bis man denn die beruhigende Erklärung darin fand: die Integrität des Reichs sey keine rohe sinnlich körperliche, sondern eine symbolisch idealische, nach welcher, Rheingrenze hin oder her, doch noch dieselbe Verbindung des allerhöchsten Reichsoberhaupts und dessen allergetreuesten Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs fortbestehen, zumal der bloß scheinbare Verlust auf einer Seite durch die effektiven Entschädigungen auf der andern vollkommen redintegrirt werden sollte. Indem nun Alle begierig waren zu wissen, woher alle Entschädigungen kommen sollten, Viele, die es wußten, schweigend die Achsel zuckten, kam am 15. März die französische Gesandtschaft mit der kurz abgebrochenen Erklärung zu Hülfe: daß diese Entschädigung in der Säkularisation der geistlichen Güter zu suchen sey. Jezt war der Knoten zerhauen und das Signal zur Plünderung gegeben. Jeder größere Stand machte sich seinen Plan, irgend ein Bisthum, oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edelmann, irgend einen Schafhof davon zu reißen. — Dem preußischen Kabinet fielen die geheimen Artikel des Friedens von Campoformio, daß Preußen keine Vergrößerung erhalten sollte, sehr empfindlich. Daher erklärte es, zu einiger Vergeltung dieses gütigen Willens von Seiten Oesterreichs, daß es bereit sey, mit dem großmüthigen Opfer vorauszugehen, und für seine verlorenen Provinzen am Rhein gar keine Entschädigung zu verlangen, wenn die anderen Höfe hierin nachfolgen wollten; das heißt: wenn Oesterreich die für die Niederlande sich ausbedungenen Länder der Republik Venedig und andere italienische Länder wieder fahren lassen wollte; eine Erklärung, die in ihrem unerfaßten wahren Sinne den höchsten Jubel der geistlichen Gesandtschaften in Rastadt und wahre Davidische Freudentage über die gerettete Bundeslade, besonders in den Zirkeln der Frau von Jakobi, verursachen mußte. In wenigen Tagen jedoch ging auch dieser Taumel vorüber. Es war vorauszusehen, daß Oesterreich durch eine solche Grimasse nicht zu erschrecken, aber auch nicht im Stande sey, Preußen von einer gleichmäßigen Entschädigung und Vergrößerung abzuhalten, und Preußen selbst konnte um so weniger auf die einzige Maßregel der Säkularisation verzichten, als es den Genossen und Verwandten der Baseler Separatfriedensschlüsse, Baden, Hessen-Kassel, dem Erbstatthalter, Würtemberg Hülfe und Vertretung schuldig war, und nicht minder die hohe Absicht hatte, dem Haus Zweibrücken ein volles Erbtheil der auf dem Anfall stehenden pfalzbayerischen Lande zu sichern und die gedrohte Abreißung des Stückes vom alten Bayern bis Wasserburg abzuwenden, was auch dem Grafen von Görz, als Schwiegervater des Grafen von Rechberg, ein besonderes heiliges Anliegen war und ihn dadurch mit dem Gedanken der Säkularisation, den er außerdem nicht ertragen konnte, gleichwohl aussöhnte. — Wirklich wird es auch die künftige Geschichte nicht mißkennen dürfen, daß Bayern die Grundlage seiner neuen Größe durch die damals glücklich eingeleitete und kurz darauf vollzogene Entschädigung, nicht minder dem Wohlwollen und der kräftigen Unterstützung des preußischen Königshauses, wie schon früher im Teschner Frieden, die Rettung seiner bedrohten Integrität

Digitized by Google

zu verdanken hatte. Die Absichten des preußischen Hofes für sich selbst wurden nur vorzüglich auf einen Theil des Erzstiftes Cöln, Münster, Paderborn und Hildesheim gerichtet. Die Plane Hardenbergs, auf eine Vergrößerung in Franken, traten ganz in den Hintergrund, außer daß Bamberg und Würzburg an den Erbstatthalter fallen, und so wenigstens in dieser Verbindung das preußische Uebergewicht in Franken gesichert seyn sollte. Hatte man übrigens vorher in jungfräulicher Sprödigkeit den Becher der Entschädigung durch geistliche Güter gar nicht zur Lippe bringen wollen, so konnte man ihn jezt nicht genug vollschenken."

Vom Rastadter Gesandtenmorde spricht der Verfasser zwar, doch ohne auf die Motive desselben einzugehen, die er kennen konnte, da er Sekretair bei der Gesandtschaft war, in deren Hände die drei französischen Gesandten vor ihrer Abreise die Papiere gelegt hatten, um derentwillen sie eine Stunde später unter Wegs ermordet wurden, wie uns die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" berichtet haben. Jene Lebensbilder enthalten ungleich mehr Aufklärungen von wahrem welthistorischem Werthe, als die vorliegenden Memoiren, und wir bedauern das um so mehr, als Lang ohne allen Zweifel über viele Dinge sehr gut instruirt war.

Lang blieb noch eine Zeit lang im preußischen Dienst in Anspach unter Hardenbergs Auspizien. Er heirathete in wenig Jahren auf einander drei Frauen, die aber alle im ersten Wochenbett starben. Als Preußen Anspach verlor, blieb er dort und ging in bayrischen Staatsdienst über, um denselben nicht mehr zu verlassen. Der Plan Bernadottes, sich zum Fürsten von Nürnberg zu machen, in welchem Falle Lang sein Staatsrath geworden wäre, scheiterte. Lang kokettirt etwas zu viel mit dem Interesse, das er den Franzosen einflößte.

Was er über München, über den Hof des vorigen Königs, über Montgelas, über die Akademie ꝛc. sagt, wird vielen Lesern sehr pikant seyn. Uns mißfällt darin die Redseligkeit, mit der er auch Privatverhältnisse preisgibt, die sich auf Politik nicht beziehen und nicht als ein dankenswerther Beitrag zur Zeitgeschichte angesehen werden können. Statt sich nach seinem Tode durch Incrimination derjenigen Personen zu rächen, mit denen er im einfachsten Privatverhältniß verfeindet war, hätte er mehr geschichtlich wichtige Dinge vortragen sollen. Wir glauben gern, daß ihm von dem und jenem Unrecht geschehen seyn mag; allein ein Mann, der sich auf der Höhe befindet, von wo aus man die Schicksale der Völker im Großen und Ganzen erblickt, sollte sich nicht zu einem Auskramen persönlicher Antipatien des Privatlebens herablassen.

Es existiren noch mehr kleine Gelegenheitsschriften und Programme, in denen Lang einen Schatz spezialgeschichtlicher Notizen niedergelegt hat. Wir erinnern nur an die treffliche Geschichte der Markgrafen Karl von Anspach, die wenig bekannt geworden zu seyn scheint. Hoffentlich werden diese kleine Arbeiten nunmehr gesammelt erscheinen, wenigstens möchten wir dazu auffordern.

Spanische Dichtkunst.

Bibliothek der Klassiker des Auslands. Dritter Band. Ignez de Castro, Trauerspiel von Joar Baptista Gomes. Uebersezt von Alex. Wittich. Leipzig, Brockhaus, 1841.

Ein bekannter portugiesischer Stoff von einem portugiesischen Dichter mit Feuer und Geist behandelt. Die Geschichte der berühmten Ignez des Castro, die als heimlich dem Prinzen Don Pedro vermählte Gattin von dessen Vater König Alfonso sammt ihren Kindern grausamen Mördern überantwortet wurde, ist in hohem Grade tragisch, daher auch schon von sehr vielen Dichtern behandelt, wovon der Herausgeber eine Uebersicht mittheilt. Die deutsche Geschichte bietet zwei ganz ähnliche Stoffe dar, die Geschichte der Agnes Bernauer und der Veronika von Desinze, von denen wenigstens die erstere ebenfalls schon mehrere Dichter gefunden hat.

Die unglückliche Ignez kontrastirt durch Geist, Schönheit und Unschuld, so wie durch ihren jungen mütterlichen Reiz sehr gut mit den rohen Mördern, eine reine Lichtgestalt auf dem dunkelsten Hintergrunde. Das leidenschaftliche Feuer ihres Gemahls, des jungen Don Pedro, sagt zugleich dem Gemüth weit mehr zu, als die schläfrige Passivität und Weinerlichkeit des deutschen Albrecht, der über den Verlust seiner Agnes nur weinen konnte. Allein der gar zu rohe, kaum politisch, geschweige poetisch gehörig motivirte Mord der Ignez und dann die Empörung des Sohnes gegen den Vater und die unmenschliche Grausamkeit, die aus ihm hervorbricht und von der er auch in der Geschichte den Namen trägt, geben diesem tragischen Gemälde einen Ausdruck von Verwilderung und Barbarei, der das schöne Maaß überschreitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. December 1842.

Kirchengeschichte.

Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Zweiter Band, 2te Abtheilung. Stuttgart, Krabbe, 1842.

Die Sprache dieses Werkes ist so klar, kräftig und lebendig, daß man es nicht ohne Vergnügen lesen kann. Wir haben schon die früher erschienenen Bände unsern geneigten Lesern empfohlen und glauben dieß wiederholt thun zu müssen, da das Werk seines unbefangenen und rein historischen Geistes wegen sich nicht schmeicheln darf, zum Schooßkind irgend einer der vorherrschenden kirchlichen oder antikirchlichen Parteien unsrer Tage angenommen und demgemäß ausposaunt werden zu können, gewiß aber jeder verständige Mann, der es noch nicht kennen sollte, uns danken wird, seine Aufmerksamkeit auf ein so gesundes Geschichtswerk hingelenkt zu haben. Auf der Höhe politischer Bildung und Menschenkenntniß, auf welcher sich doch wohl endlich das 19te Jahrhundert befindet, ziemt es sich, in die Zeiten der kirchlichen Schöpfungen, wie der kirchlichen Verderbniß, mit historischer Ruhe zurückzusehen und sowohl die schwärmerische Liebe zum Alten, als den schwärmerischen Haß gegen das Alte einer besonnenen Prüfung weichen zu lassen und den Grundsatz festzuhalten, daß die Menschen niemals weder Engel noch Teufel, sondern immer nur Menschen gewesen sind. Dann wird sich zeigen, daß Vieles, was die Kirche unmittelbar göttlichem Einfluß zuschrieb, nur sehr kunstreiche menschliche Berechnung war. Es wird sich aber auch zeigen, daß Vieles, was die spätere Opposition nur pfäffischer Herrschsucht und Habgier zuschrieb, ein Werk tiefer Weisheit war und zum wahren Heil der Völker auf ihrer damaligen Stufe gereichte.

Ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches besteht darin, daß es die für die Menschheit eigentlich praktischen Fragen von den theologischen Schulfragen trennt, und in der Kirchengeschichte nicht sowohl eine Geschichte der theologischen Meinungen, was man früher darunter zu verstehn pflegte, sondern eine Geschichte der Menschheit, der Völker und Staaten unter dem Einfluß der Kirche sieht und durchführt. Daß der Würde der christlichen Kirchengeschichte Eintrag geschehe, wenn man die ganze hierarchische Diplomatie aufdeckt, leugnen wir, denn gerade die Geisteskraft und der tiefe Verstand, mit welchem die großen Kirchenväter und Päpste die Corruption des Südens und die Barbarei des Nordens überwältigten und einen neuen Grund zum Weiterbau der Menschheit legten, muß hohe Bewunderung erregen. Die fromme Ansicht, daß jene Männer eben Heilige und unmittelbar von Gott Inspirirte gewesen, kann so wenig wie die illuminatistische, daß es lauter ränkevolle Pfaffen und Pfaffenbetrüger gewesen, den Anforderungen genügen, die der gebildete Geist heutzutage an die Geschichtforschung in kirchlichen Angelegenheiten macht.

Auf der andern Seite treten nun auch die Gegenbestrebungen gegen die Kirche in ein neues Licht. Wir sehen in der Kirche nicht mehr bloß das Reich Gottes, vor dem alles Andere als finsteres Reich der Hölle weichen muß. Wir sehen aber auch nicht mehr in ihr das Reich des Antichrist, die große Babel ꝛc., gegen welche sich die unschuldigen Fürsten und Völker als gegen eine satanische Ueberwältigung mit Recht wehren. Sondern wir finden die mittlere Ansicht aus, welche die einzig richtige ist: daß nämlich die Kirche wirklich durch Lehre und Moral und durch die großartige Festigkeit und Einigkeit in ihren Gliedern den hier völlig entnervten, dort noch ungeschlachten und überall uneinigen Völkern wahren Segen gebracht hat, daß sie dazu aber auch einen großen Aufwand von diplomatischer Kunst einer- und terroristischer Konsequenz andrerseits brauchte. Die großen Konflikte, in welche die Kirche dabei kam, waren erstens

die Ketzereien innerhalb der Kirche selbst, dadurch motivirt, daß schwärmerische Seelen nicht lernen wollten, ihr höheres Bedürfniß dem allgemeinen Maaß menschlichen Bedürfnisses unterzuordnen. Der Kampf der Kirche mit den Ketzern hatte keine andere Ursache und daher auch kein anderes Resultat, als je mehr und mehr die Mittellinie des kirchlichen Bedürfnisses auszufinden, und dann als allgemeine Norm gebieterisch festzustellen. Dieß brachte die Kirche zweitens in Konflikt mit revolutionären Parteien, welche unter kirchlichen Sekten verborgen nach politischer Emancipation strebten. Zugleich aber hatte die Kirche drittens unablässig mit Kaisern und Königen zu kämpfen, die ihre eigne Macht durch die der Hierarchie bedroht sahen. In dieser Beziehung nun bewahrte die Kirche eine ausnehmende Klugheit und Konsequenz, indem sie weder die Revolution, noch die Despotie jemals ernstlich unterstützte, sondern Völker wie Fürsten gleichermaßen in Demuth und Abhängigkeit zu erhalten suchte.

Gleich im Eingang des vorliegenden Bandes stoßen wir auf die Sekte der Donatisten in Afrika, die schon damals (wie später die Wiedertäufer) unter der Erlösung des Menschengeschlechts nicht bloß eine Anweisung auf künftige Seligkeit, sondern eine Aufforderung zur Regeneration aller socialen und politischen Verhältnisse sahen und welche unter der christlichen Freiheit auch vor allem die bürgerliche verstanden. „Afrika war damals in große Güter getheilt, deren reiche Besitzer meist in Rom die Einkünfte ihrer Ländereien verschwendeten. Die hörige Bauerschaft, welche im Schweiße ihres Angesichts die Herren bereicherte, befand sich in der trostlosesten Lage. Die ganze, wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte Provinz spielte ungefähr dieselbe Rolle, wie jetzt im brittischen Reiche Irland. Als unter Constantin das Christenthum die Oberhand im Staate errungen hatte, hofften die Unterdrückten eine Besserung ihres Zustandes und Abstellung von Einrichtungen, welche aus dem Heidenthume entsprungen, mit dem Evangelium, das endlich nach so langen Kämpfen den Sieg erstritten, nicht mehr bestehen zu können schienen. Aber von diesen Hoffnungen ward keine verwirklicht: die Sklaverei der Massen, das Joch der ackerbauenden Bevölkerung, der harte Druck der Steuer- und Schuldgesetze lastete mit gleicher Gewalt unter den christlichen Kaisern, wie ehedem unter den heidnischen; überdieß hatte sich die Geistlichkeit, die natürliche Beschützerin der unterdrückten Armuth, bei Ausbruch des Donatistischen Streites der weltlichen Despotie in die Arme geworfen. Daher gährte seitdem unter dem gemeinen Volke ein wachsender Groll gegen die bestehenden Mißbräuche, wie gegen den Theil der Geistlichkeit, welcher sich dem kaiserlichen Throne angeschlossen. Desto höher stiegen die verfolgten Donatistischen Priester in der Gunst der Menge. Die Circumcellionen nun, deren Reihen sich stets aus dem gemeinen Volke ergänzten, glaubten sich berufen, den Ansprüchen des christlichen Gefühls Recht zu verschaffen, jene getäuschten Hoffnungen der Menge an den reichen Herren zu rächen, und mit Gewalt einen Zustand der Dinge herbeizuführen, der den Ideen evangelischer Gleichheit entsprechen sollte." Aber sie unterlagen den kaiserlichen Truppen und wurden aufs grausamste ausgerottet, nicht ohne eifriges Dazuthun der rechtgläubigen katholischen Kirche. Die Donatisten mußten aber auch schon deßwegen untergehen, weil sie eine Gemeinde der Heiligen seyn wollten und alle Unwürdigen ausschlossen. Die katholische Kirche nahm liebevoll alle Sünder in ihren Armen auf und sicherte sich dadurch die größte Verbreitung. Die Donatisten waren gewissermaßen die Puritaner der ersten Kirche, daher auch ihre wunderlichen Namen, die sie ganz so wie später die englischen Puritaner, von ganzen biblischen Sätzen entlehnten, z. B. habet deus, deo gratias, quod vult deus etc. (Vergl. S. 798.)

Hatte die sich erst bildende Hierarchie die gerechten Klagen des mißhandelten Volks in Afrika höhnend zurückgewiesen und in dieser Sache dem welthistorischen Despotismus scheinbar gedient, obgleich sie sich vielmehr nur seiner bediente; so zeigte sie bald darauf, daß sie auch den Kaisern selbst Hohn sprechen zu können, sich stark genug fühle. In dem männlichen Stolze, den die Bischöfe gegenüber den Cäsaren zu zeigen anfingen, sieht der Verfasser mit Recht eine Wiedergeburt altrömischer Tugend. Der h. Ambrosius, Erzbischof von Mailand, der drei Kaisern trotzte und selbst den mächtigsten von allen, den großen Theodosius, beugte, war aus einem altrömischen Senatorengeschlecht und alle Männlichkeit und Würde, so wie die Staatsklugheit dieser aristokratischen Korporation, von welcher einst die Weltherrschaft ausgegangen war, schien auf ihn übergegangen. Was Wunder, daß sich seitdem durch alle Bestrebungen der römischen Hierarchie die Idee, der ewigen Stadt die im weltlichen Sinn verlorne Weltherrschaft im geistlichen zurückzuerobern, wie ein goldner Faden durchzog!

Es gefällt dem Verfasser, dem großartigen Ambrosius, an dem gleichsam jeder Zoll ein Mann ist, den schwatzhaften und eiteln Hieronymus gegenüberzustellen, dem immer nur unter Weibern wohl war.

Hierauf folgt eine sehr ausführliche Auseinandersetzung dessen, was der große Augustinus für die Kirche gethan. Das Bild dieses Heiligen tritt uns in frischester Lebendigkeit und überraschender Hoheit entgegen, wie denn der Verfasser durchgängig die bedeutenden Männer der Kirche trefflich und meist immer durch ihre eignen Worte charakterisirt. Augustinus erlangte seine höchste

Digitized by Google

Bedeutung durch seine Lehre von der Gnade, womit er die Freiheitslehre des Pelagius überwand. Mit Recht hebt der Verfasser diesen Streit hervor, der sich himmelweit von den dogmatischen Zänkereien der Griechen unterschied, und eine der wesentlichsten und praktischesten Fragen des Christenthums betraf, daher er eigentlich noch jetzt fortdauert. Die Einen gehen, wie Pelagius, von einer absoluten Freiheit und Reinheit des Menschen aus, die er sich nur zu bewahren habe. Die Anderen gehen, wie Augustin, von einer ursprünglichen Verderbniß und Unfreiheit des Menschen aus, aus der er nur durch göttliche Gnade herausgerissen werden könne. Die eine Lehre führt zu Ueberschätzungen des menschlichen Werthes und zu socialistischen Schwärmereien; die andere scheint den Menschen gar zu sehr zu demüthigen und einzuschüchtern. Doch bemerkt der Verfasser Seite 700: „Ist es nicht erstaunenswerth, daß fast alle edleren Bewegungen, welche in den folgenden Jahrhunderten die Kirche verherrlichten, von Söhnen Augustins ausgegangen sind, oder daß wenigstens Augustiner höchlich dabei betheiligt waren. Augustins Geist hat in der Person Bernhards von Clairvaux die gesunkene Kirche wieder gehoben, derselbe hat in Tauler und andern deutschen Mystikern das reine Evangelium aus dem Schmutze der Priesterherrschaft hervorgezogen, er hat in der Person Luthers und Calvins die unerträglichen Fesseln des Papstthums gebrochen, er hat durch den Bischof Jansenius und seine Anhänger die Ehre der katholischen Kirche, die von den Jesuiten und ihren Mitverschworenen aufs Tiefste erniedrigt war, wieder hergestellt. Ebenderselbe wirkte bis auf die neuesten Zeiten herab. Einige Häupter der Umwälzung von 1789, und zwar solche, die ohne eigennützige Absichten für die bürgerliche Freiheit handelten und auch bluteten, sind Anhänger des Jansenius. folglich Augustins gewesen. * Anderer Seits ist die Freiheit des menschlichen Willens in der katholischen Kirche seit den Zeiten der Reformation von Niemand hitziger vertheidigt worden, als von den Jesuiten. Während die Schmeichler menschlicher Natur im Trüben fischten, haben die Bekenner der Gnade, die Läugner angeborener Trefflichkeit, für das allgemeine Wohl, für die Kirche, für bürgerliche Freiheit gearbeitet. Gewiß ein Baum, der solche Früchte trägt, muß gut seyn, eine Lehre, die solchen Zauber auf die Herzen entschlossener und ehrenhafter Menschen übt, muß ihre innere Wahrheit haben. Der Grund davon liegt auf der Hand. Selbsterkenntniß ist der Anfang wie der Weisheit, so auch der Tugend. Dagegen hat die Vorspiegelung guter Absichten, jener sattsam bekannte und auch in unsern Tagen so fleißig gepredigte Optimismus stets zum Blendwerke für Einfältige, und zum Schilde überlegten Betrugs gedient." Darunter ist die deutsche Hegelei und der französische Socialismus zu verstehen, Erscheinungen, die dem gesunden Menschenverstande freilich auf eine Weise Hohn sprechen, wie es im 19ten Jahrhundert nicht mehr der Fall seyn sollte.

Sodann verbreitet sich der Verfasser über das Aeußere des Gottesdienstes und dessen neue Einrichtung, wobei er öfters auf frappante Weise zusammenstellt, wie derselbe Gebrauch kurz vorher noch als heidnisch oder ketzerisch verworfen worden, nachher aber von der Kirche adoptirt und zum Gesetz gemacht wurde. „Ein überschwänglicher Mariendienst findet sich allerdings schon im vierten Jahrhundert, aber nur bei Ketzern. Epiphanius berichtet von einer Partei schwärmerischer Frauen in Arabien, welche auf Festwägen, wie sie bei heidnischen Umzügen gebraucht wurden, an einem der Maria geweihten Jahrestage, Brodkuchen (κολλυρίς) herumtrugen, um dieselben der Mutter Gottes zu opfern und dann selbst zu verzehren. Nach diesen Kuchen hat er ihnen den Ketzernamen Kollyridianerinnen gegeben. Der Bischof von Seeland, Fr. Münter vermuthet, daß dieses Marienfest eine Nachahmung der Thesmophorien gewesen, die zu Ehren der Demeter gefeiert wurden, und seine Ansicht hat allerdings die Thatsache für sich, daß viele ähnliche Uebertragungen wirklich stattfanden. Die Kollyridianerinnen wurden jedoch der Ketzerei schuldig erklärt. Epiphanius bekämpfte sie, indem er ihnen ins Gewissen ruft: „Niemand soll Maria göttlich verehren. Solcher Dienst gebührt keiner Frau, keinem Manne, selbst nicht einem Engel, sondern nur Gott allein." Allein über Bedenklichkeiten der Art setzte man sich bald hinweg." S. 768. „Als Julian einst, erzählt Sozomenus, in Begleitung des Valentinian (seines Nachfolgers) die Schwelle eines heidnischen Tempels betrat, besprengte sie der Priester mit dem Weihwedel nach heidnischer Sitte. Einige Tropfen des Wassers fielen auf das Kleid Valentinians, woran dieser, als ein guter Christ, Anstoß nahm und dem Priester Vorwürfe machte. Von demselben Kaiser berichtet Theodoret, er habe in Antiochien die öffentlichen Brunnen und alle Lebensmittel, die auf den Markt kamen, mit Weihwasser besprengen lassen, damit die Christen in die Nothwendigkeit versetzt würden, entweder Hungers zu sterben oder durch den Genuß sich den Göttern zu verpflichten. Julian betrachtete demnach das Weihwasser als Unterscheidungszeichen des Heidenthums. So sieht es auch Tertullian an: Häuser, Villen, Tempel, ganze Städte weihen die Heiden durch Besprengung mit ihrem heiligen Wasser. Justin der

* Ich meine die Partei der Gironde.

Digitized by Google

Märtyrer behauptet sogar, das Weihwasser sey durch den Teufel in den heidnischen Gottesdienst eingeführt worden, um die christliche Taufe zu verhöhnen. Da die Dämonen, sagt er, die Stiftung der Taufe voraussahen, trafen sie die Veranstaltung, daß ihre Diener (die Heiden) ehe sie in den Tempel hineingingen, sich mit Weihwasser besprengen mußten. Eben dieser, von den Vätern der drei ersten Jahrhunderte aufs entschiedenste mißbilligte Gebrauch, ging nun, sammt so vielen andern Erbstücken des Heidenthums, in die christliche Kirche über." S. 773. „Eusebius erzählt: Ich habe einst bei einer Frau ein Bild zweier wie Philosophen gekleideter Männer gefunden, die Jene für Christus und Paulus ausgab. Ich entriß ihr aber diese Bilder, um Aergerniß zu vermeiden und damit es nicht scheine, als ob Christen wie Götzendiener ihren Gott im Bilde herumtrügen. — Ganz so wie Eusebius, dachte über diese Sache auch Epiphanius von Salamis. Als er eines Tags nach dem Dorfe Anablatha kam und in der dortigen Kirche einen Christuskopf auf Leinwand gemalt antraf, zerriß er das Bild und gab die Fetzen dem Thürhüter, mit dem Bedeuten, einen Todten darein zu hüllen. Weil die Anwesenden ihren Aerger über die Gewaltthätigkeit nicht verhehlten, versprach er ihnen, ein anderes Stück Leinwand dafür zu schicken. Er hielt wirklich sein Versprechen, fügte aber noch einmal die Ermahnung an die Einwohner des Dorfs bei, sie möchten sich in Zukunft hüten, solche Bilder aufzustellen, die durch die Religion verboten seyen. Eusebius und Epiphanius rechtfertigten, wie man sieht, ihren Widerwillen gegen Christusbilder durch die mosaische Gesetzgebung. Einen tiefern Grund desselben deckt Asterius von Amasia in seiner Predigt über den reichen Mann auf, wo er sagt: male Christum nicht ab, es ist Ihm genug an der Einen Erniedrigung des Menschwerdens, welcher Er sich freiwillig um unsertwillen unterzogen hat, trage vielmehr das unkörperliche Wort geistig in deiner Seele herum." S. 775.

(Schluß folgt.)

Biographie.

Notice sur le général la Fayette, par M. A. Bouillée. Paris, Descune, 1841.

Wir empfehlen diese Biographie als die kürzeste und gediegenste des berühmten Lafayette, über den bekanntlich schon sehr viel Langes und Langweiliges und nicht immer Gediegenes geschrieben worden ist. Der Verfasser hebt die wichtigsten Lebensmomente Lafayettes, seinen Antheil an den Geschicken Frankreichs und die interessantesten Eigenthümlichkeiten seines Charakters und seiner Person hervor, anerkennend und in würdiger Sprache, aber auch streng historisch und unparteiisch, und was wir insbesondere loben, meist in klassischer Kürze sich fassend und den Leyerton des liberalen wie servilen Panegyristen vermeidend.

Lafayette hat in Deutschland so viele und so warme Bewunderer gefunden, wie in Frankreich. Nächst Napoleon ist wohl kein neuerer Franzose auf deutschem Boden so sehr vergöttert worden. Während aber die Vergötterung Napoleons insgemein mit einer niederträchtigen Gesinnung gepaart war, da sie überall nur bei solchen Deutschen Statt finden konnte, die für das ungeheure Wehe und für die namenlose Schmach, die Napoleon uns Deutschen zugefügt hat, kein Gefühl hatten; so ist dagegen die Sympathie für Lafayette stets eine uneigennützige, reine und edle gewesen. Lafayette bewährte überhaupt in der Ehrlichkeit seines Charakters und in der Treue, mit der er selbst unausführbaren Idealen anhing, eine fast mehr deutsche als französische Eigenthümlichkeit; daher auch der Zauber, den er über die englisch-deutschen Nordamerikaner ausübte. In der vorliegenden Biographie bezeichnet Herr Bouillée diese nicht französische Seite Lafayettes als englisch, aber wohl mit Unrecht. Sie hatte mehr das Unpraktische des Deutschen und das Republikanische des Amerikaners.

Bekanntlich wimmelte Lafayettes Salon nach der Julirevolution von deutschen Flüchtlingen. Sie haben manches von ihm gelernt, aber nur nicht das, was sie hätten lernen sollen. Die beste Lehre, die Lafayette dem deutschen Liberalismus gibt, liegt in Folgendem: Lafayette wurde von seinem undankbaren Vaterlande ausgestoßen, entging kaum dem schmachvollsten Tode, den ihm, dem wahrsten und treuesten Freunde der Freiheit, die damals im Namen der Freiheit waltenden Tyrannen drohten. Er fiel in die Gewalt des Feindes, wurde mißhandelt und aus einem Kerker in den andern geschleppt. Da bot man ihm ein Kommando gegen sein Vaterland an, aber er ließ dem, der es that, eine so grobe Antwort sagen, daß man den Antrag nicht wiederholte. Was muß wohl derselbe edle Lafayette von den deutschen Windbeuteln gedacht haben, die sich so oft in seinem Salon vermessen haben, mit den Franzosen im Bunde gegen ihr Vaterland zu ziehen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. December 1842.

Philosophie.

1) Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Des Cartes und Locke bis auf Hegel. Von J. H. Fichte. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Sulzbach, v. Seidel, 1841.

Da dem Verfasser die schon im Jahr 1837 vergriffene erste Auflage dieser Schrift, zumal in der Darstellung und Kritik des Wichtigsten, des Schelling-Hegel'schen Standpunktes nicht mehr befriedigte, und ihn selbst „der Halbdilettantismus der Darstellung" zurückstieß, so entschloß er sich, die Schrift in diesem wesentlichsten Theile seinen gegenwärtigen Forderungen und Einsichten gemäß völlig umzugestalten, und er wünscht sie auch von den Lesern „als eine neue beurtheilt, die erste Ausgabe aber nicht weiter beachtet zu sehen."

Die Entwicklung der Philosophie ist Herrn J. H. Fichte nicht bloß ein Aggregat zufällig an einander gereihter Systeme, aber auch erblickt er darin nicht einen streng nothwendigen Gang, sondern dem Individualitätsprincipe seiner Philosophie gemäß führt er die Ansicht durch, daß auch innerhalb jener organisch fortschreitenden Entwicklung der Philosophie und der Nothwendigkeit, mit welcher diese das spekulirende Individuum durch gewisse Stufen durchleitet oder auf ihnen festhält, dennoch der philosophische Genius sein Recht und seinen Antheil an der Bildung der Systeme behalte und einen Ueberschuß des Individuellen ihnen beimische, welcher sich keineswegs in die geschichtliche Konstruktion des Systems hineinfüge, weßhalb die wahre spekulative Geschichte der Systeme ebenso die Individualität, wie das Allgemeine in ihnen zum Bewußtseyn bringen müsse.

Die beiden ersten Bücher, die sich bereits in der ersten Ausgabe durch ihre lichtvolle, genetische Darstellung großen Beifall erworben haben, sind, gegen die frühere Ausgabe gehalten, nur durch Zusätze und Erweiterungen vermehrt, die sich dem Verfasser durch erneuertes Quellenstudium der in diesen Büchern behandelten Philosophien, worüber sich im Ganzen sein Urtheil nicht änderte, ergaben, weßhalb wir sie auch hier übergehen zu dürfen glauben.

Das dritte Buch, welches den Hauptabschnitt des Ganzen bildet, S. 425—1051, ist völlig neu und der Verfasser empfiehlt seinen Inhalt Allen zur Beachtung, welche an den gegenwärtigen Zeitfragen in der Philosophie theilnehmen. Während nämlich das erste Buch die auf Kant vorbereitende Epoche, und das zweite Kant und Jakobi, so wie die zwischen beiden vermittelnden Philosophen betrachtet, so faßt das dritte Buch die Philosophie der gegenwärtigen Epoche in historisch-kritischer, nicht polemischer Weise ins Auge; während er namentlich im zweiten Buche nachzuweisen suchte, wie die beiden darin charakterisirten Hauptstandpunkte — der Kantische der Reflexion und einer versuchten subjektiven Vermittlung, wie der Jakobische der Vernunftunmittelbarkeit und ursprünglichen Gewißheit eines Absoluten, — mit ihren gegenseitig sich aufhebenden Ansprüchen in einem lediglich negativen Resultate endigen, zugleich aber nach den innern Elementen ihrer Ansicht auf eine in ihnen selbst liegende, nicht bloß durch sie geforderte, spekulative Erfüllung hinweisen, so ist es jetzt seine Aufgabe, diese, so weit sie wirklich hervorgetreten, in der gegenwärtigen Epoche der Philosophie nachzuweisen, — ein allerdings schwieriges Unternehmen, da noch Alles Werden, Entwicklung, Kampf ist.

Mit Recht betrachtet H. F. als den Anfang der ganzen gegenwärtigen Philosophie die des Des Cartes, und es wird deßhalb im dritten Buche, das mit allgemeinen Vor- und Rückblicken beginnt, dieser in seinem Verhältniß zur Gegenwart, nebst seinen Schülern betrachtet, sodann der Idealismus des Malebranche und in umfassenden Zügen und geistreichen Uebergängen der

Digitized by Google

allgemeine Charakter und Inhalt der Philosophie des Spinosa und sein Verhältniß zur spätern Philosophie (zu Leibnitz, Kant, Schelling und Hegel) und endlich das System von Leibnitz angegeben und gewürdigt.

Ausführlicher wird im zweiten Abschnitt dieses Buchs Johann Gottlieb Fichte behandelt, dessen System der Sohn neben achtender Pietät unbefangen zu würdigen sucht. Auffallend wird es Manchem seyn, daß er unter die Philosophie der gegenwärtigen Epoche eingereiht wird. Aber unser Verf. betrachtet nicht nur das „absolute Ich" schon in der ersten Gestalt der Wissenschaftslehre als vorbildend das Prinzip Schellings und Hegels, und zeigte schon durch Herausgabe von seines Vaters Leben und Nachlaß, daß sich im wissenschaftlichen Bildungsgange desselben eine stetige, völlig selbstständige Entwicklung des Identitätsprinzipes, der Einheit des Unendlichen und Endlichen zeige, sondern er bemüht sich auch, indem er die bleibende Bedeutung dieses Systems angibt, die schon in der Vorrede zu den nachgelassenen Werken enthaltene Behauptung, J. G. Fichte sey ein Philosoph der Gegenwart, zu rechtfertigen. Uebrigens verkennt er das Mangelhafte dieses Systems weder in seiner ersten noch in seiner zweiten Gestalt. In Beziehung auf jene gibt er Jakobi vollkommen Recht, daß er dasselbe als nihilistisches bezeichnete. Die Wissenschaftslehre habe sich Anfangs das Geständniß ihres Mangels verbergen wollen, indem sie auf ihre Rechts- und Sittenlehre verwies, was nur palliativ den Schaden zudecken konnte. Durch Prüfung der Prinzipien der Rechtslehre und der Sittenlehre wird nachgewiesen, daß der „Gesichtspunkt" Gottes, des reinen Ich, nur ein idealer, daß kein wirklich schauendes Subjekt-Objekt da sey. Das Ich ist nur begränztes Individuum, das reine Ich nur wirklich in unendlicher Individuation, der Quell und Trieb unendlicher Selbstverendlichung. Denn es ist ja der falsche, in seinen Wirkungen grundverderbliche Lehrsatz der Wissenschaftslehre, daß die Form des Bewußtseyns die Form der Endlichkeit sey. — Der Gott ist reine, unpersönliche Geistigkeit, unendliche Subjekt-Objektivität, und damit — sagt unser Verfasser — sind wir hier schon in den Kreis der spätern, verwandten Vorstellungen Hegels eingeführt. Als Uebergang zu der zweiten Gestalt des Systems wird zunächst der Aufsatz: „Ueber den Grund unsers Glaubens an göttliche Weltregierung" betrachtet, wodurch F. genöthigt worden sey, die erste Form des Systems zu erweitern. Er habe erkennen müssen, wie dasjenige, was den sittlichen Willen aller Individuen zu einem Gesammterfolge vereinige, nicht innerhalb der Individuen, sondern nur über ihnen gedacht werden könne, und damit sey F. unwillkürlich über sein Prinzip von Ich hinausgeschritten. (Aber diese moralische Weltordnung ist noch etwas sehr Nebelhaftes, die zusammenfassende Einheit, die Harmonie der einzelnen Willen in einer sittlichen Ordnung, ohne Selbstbewußtseyn oder Persönlichkeit, nicht sowohl „über ihnen," als außer ihnen, wenigstens als Ganzes gedacht!) Doch möchte hier und in den in Folge dieser des Atheismus angeklagten Schrift erlebten Schicksalen eine äußere Anregung zu suchen seyn, diesen Punkt in sich recht zur Klarheit durchzuarbeiten; die Selbstnöthigung des Ich, über sich hinauszugehen, enthält Fichte's Bestimmung des Menschen (1800), wo das bisherige idealistische Resultat, daß Alles Wissen lediglich Sichwissen sey, mit ganzer absichtsvoller Härte ausgesprochen, aber dann noch jener „Glaube" eingeführt wird, um die dem Wissen verschwundene Realität sich zuzuführen. Realität habe ich; was mich nöthigt zu denken, daß ich so und so handeln soll, nöthigt mich auch, zu glauben, daß aus meinem Handeln etwas erfolgen werde, unverloren für alle künftige Zeit hin ꝛc. So wird das Absolute gefunden: es ist der einzige Wille, der durch die endlichen Iche hindurch sich vollzieht. Dieß Verhältniß wurde nun in den folgenden Entwicklungen der Wissenschaftslehre immer bewußter und unterschiedener ausgebildet. Es blieb aber immer noch übrig, streng wissenschaftlich das Recht aufzuweisen, „über das Ich hinauszugehen." Hier tritt der Begriff des reinen Wissens, der absoluten Form oder Intelligenz in die Mitte. Es kam darauf an, das (in Bezug auf alle sonstigen Gegensätze und Disjunktionen in ihm) absolute Wissen an sich selbst als das Nichtabsolute eines Absoluten nachzuweisen, als das, wenn es, Allem Andern gegenüber, sich als das Unbedingte fassen muß, doch sich selbst in seiner Einheit und Lebenswurzel ergreifend, sich nur als Bedingtes des wahrhaft und zuhöchst Unbedingten fassen kann. Hierüber hat J. G. Fichte mehrere Wendungen versucht. — Die Einheit von Denken und Seyn ist „reines Wissen," Gewißheit, „reines Licht;" in dem unendlich sich spaltenden Urlichte der Intelligenz kann sich nur zur Selbsterscheinung kommen ein unendliches Seyn; dieses Absolute kann nur erlebt werden im Wissen; und so verschwindet die Reflexionsform, und das von ihr unabtrennbare Objektiviren der Realität und des Absoluten, welches jedes im Begriffe Hinsetzen desselben unvermeidlich bei sich führt. Dieß in dem reinen Lichte sich selbst ergreifende Absolute ist das absolute Wissen, aber es ist selbst (für uns) nicht im Begriffe, sondern in seinem Erleben zu gewinnen u. s. w. — So findet F. aufsteigend das höchste Prinzip der Wissenschaftslehre, den Begriff des absoluten Seyns, als Gehalt des absoluten Wissens. Durch seine Existenz und sein Wesen gibt das Bewußtseyn schlechthin Zeugniß für das Seyn des Absoluten, welches ist, so gewiß und weil

by Google

überhaupt Bewußtſeyn iſt. Hiemit iſt der Reflexionsſtandpunkt überwunden. „Nur um der Scheinwelt ihr Recht anzuthun, dann aber ſich ſelbſt aufzugeben, kann die Reflexion ſich geltend machen.“ — „Iſt im Wiſſen nicht vorerſt die Welt des Endlichen überwunden, ſo vermag es auch ſich ſelbſt nicht recht zu erkennen, als innerlich Eins mit dem Ewigen, Abſoluten.

Inkonſequenz wird der Wiſſenſchaftslehre zugeſchrieben in ihrer Auffaſſung der Natur, und dieß, wie uns ſcheint, mit Recht noch dem Kantianismus, namentlich ſeiner falſchen Raum- und Zeittheorie, welche die W. L. auch in ihrer ſpätern Vollendung noch nicht ganz abgeſtreift habe, zugeſchrieben; es iſt, wie ſchon Schelling tadelnd bemerkte, von hier aus keine ſpekulative Phyſik möglich. — Im Allgemeinen aber geſteht unſer achtungswürdiger Herr Verfaſſer zu, daß das Weltproblem in F's. Syſtem weder gefaßt, noch gelöst ſey auf irgendwie ausreichende Weiſe. Dem Pantheismus werde zwar widerſagt, derſelbe aber nicht aus ſich ſelbſt überwunden und vermöge nicht in die aus ihm hervorgehende höhere Anſicht eingeführt zu werden. (Den Pantheismus ſelbſt betrachtet Herr F. mit Recht als einen nothwendigen und wichtigen Durchgangspunkt zu einem gründlichen Syſteme des Theismus.)

Gewiß iſt es intereſſant, eine ausführliche genetiſche Entwicklung der Philoſopheme Fichte's hier von deſſen Sohne gegeben zu finden, dem ſo manche Materialien hiezu zu Gebot ſtanden. Die kritiſchen Berichterſtattungen und Geſchichten neuerer Philoſophie haben Manches ignorirt, was als zum Verſtändniß und zur Würdigung Fichte's weſentlich wir hier mit Vergnügen finden.

Der dritte Abſchnitt handelt in noch ausführlicherer Weiſe von Schelling. Zuerſt wird ſein Verhältniß zu ſeinem Vorgänger, wie unmittelbaren Nachfolger betrachtet, worüber man theils Ungenaues, theils geradezu Falſches überliefert hat und zu überliefern fortfährt. Obgleich für Schellings allgemeinen Standpunkt ſich die Wiſſenſchaftslehre als eben ſo allgemeine Vorausſetzung oder Vorausbegründung ergeben, daß nämlich das (ſpekulative) Wiſſen ſubjekt-objektiv, dem Seyn immanent, oder daß das Ideale zugleich real ſey, ſo laſſe ſich, ſagt H. F., doch hiſtoriſch kein Uebergang zeigen von dieſer zu jenem, da gleich urſprünglich bei Schelling der Begriff des Idealismus und das Ich, als Prinzip deſſelben, eine andere Bedeutung hatte, als bei Fichte. Nach Rückwärts ſey Schellings Philoſophie durchaus ſelbſtſtändig, durch einen ſchlechthin neuen, aus ſich ſelbſt ſchöpfenden Anlauf hervorgebracht, überall in bewußter Polemik gegen Kant, in unbewußter gegen die Wiſſenſchaftslehre, deren Grundgedanken Schelling von Anfang an in dynamiſch realiſtiſchem Sinne gefaßt hatte. Aber auch die Ueberlieferung, daß erſt Hegel ihn über ſich habe aufklären müſſen und der von Hegelſchen Jüngern behauptete Einfluß Hegels auf Schelling und die Beſchuldigung eines geheimen Aneignens der Anſichten ſeines Freundes von Seiten des Leztern wird mit Recht zurückgewieſen, da ſchon eine vorurtheilsloſe Vergleichung der Schriften beider Denker aus der betreffenden Periode die ganze Divergenz der Individualitäten und Richtungen zeige. (Die unmittelbare Verbindung Schellings mit Hegel fällt in das Jahr 1801.) Bei Schelling werden vier Standpunkte unterſchieden, die aber auf jeden Fall nicht ſo geſchieden werden dürfen, als z. B. bei Fichte. Vielmehr hält es unſer Verf. ſelbſt für ſeine intereſſante Aufgabe, das Hervorgehen des Syſtems aus ſeinen erſten Anfängen genauer zu verfolgen, als dieß bisher geſchehen ſey. Es wird gezeigt, daß Sch. ſchon in ſeiner erſten Periode, wo er ſchon durchführt, daß die Natur urſprünglich identiſch mit dem iſt, was in uns als Bewußtſeyn und Intelligenz erkannt worden iſt, — welche Periode uns Andere als im Kantiſch-Fichte'ſchen Standpunkte befangen ausgeben möchten, ſich aufs Klarſte und Kräftigſte des Prinzipes bewußt war, welches er noch zulezt (in der Vorrede zu Couſins Schrift „über franzöſiſche und deutſche Philoſophie, 1834“) — Spinoſa's und Hegels Syſtemen, als den Philoſophemen des reinen Rationalismus gegenüber, und im Gegenſatze mit jeder Forſchung in bloß allgemeinen Begriffen und mit einer Dialektik aus abſtrakten Beſtimmungen, — als das Prinzip des Wirklichen und Concreten, deſſen, was da iſt, bezeichnet. Er nennt als eine durch lebendige Auffaſſung des Wirklichen ſeiner Philoſophie aufgedrungene empiriſche Beſtimmung das unendliche Subjekt-Objekt, d. h. das abſolute Subjekt, „das ſeiner Natur nach ſich objektivirt“ (zum Objekte wird), aber aus jeder Objektivität (Endlichkeit) ſiegreich wieder hervor- und nur in eine höhere Potenz der Subjektivität wieder zurücktritt, bis es nach Erſchöpfung ſeiner ganzen Möglichkeit, objektiv zu werden, als über Alles ſiegreiches Objekt ſtehen bleibt. — Doch erſt in der zweiten Geſtalt des Syſtems (als Identitätsſyſtem) findet F. die erſten Spuren und Anklänge einer Transſcendenz des Abſoluten, die er bisher vermißte, aber, ſo wie ſie vorliegen, noch keimartig, zweifelhaft, der ungewiß nachſpürenden Deutung überlaſſen. Dieß führt auf den Streit Schellings und Jakobi's, in Folge der jedenfalls verſpäteten Beſchuldigungen des Leztern gegen Erſtern. Wenn Jakobi das Syſtem als Identificirung Gottes mit der Natur (der Weltwirklichkeit) und ſo als atheiſtiſch bezeichnete, ſo behauptet Schelling, die ſeyende abſolute Identität, d. h. Gott, als Subjekt, müſſe ein Jenſeits, alſo wohl auch ein Außer- und Ueber- der Natur ſeyn, —

welche Wendung F. von einer — freilich unbewußten — Sinnvertauschung ableiten zu müssen glaubt.

(Schluß folgt.)

Kirchengeschichte.

Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Zweiter Band, 2te Abtheilung. Stuttgart, Krabbe, 1842.

(Schluß.)

Indem der Verfasser auch vom Aufkeimen der Wallfahrten spricht, macht er die Bemerkung, daß Jerusalem als wichtigster Wallfahrtsort der Christenheit vor der muhamedanischen Eroberung und also lange vor den Kreuzzügen ein Sitz der verworfensten Laster gewesen sey, weil alle Einwohner daselbst auf die Einfalt der Pilger speculirt hätten. Sollte die heilige Stadt, wie es den Anschein hat, wieder von dem muhamedanischen Joch emancipirt werden, so dürften sich auch bald die sämmtlichen Tugenden unsrer berühmten Badeörter dort ansiedeln, und der protestantische Bischof, der daselbst residiren soll, wird Noth haben, das nordische Moralprincip geltend zu machen.

Die elenden Händel der griechischen Kirche erregen neben dem großartigen Aufschwung der römischen Kirche nur Ekel und Mitleid. Der griechische Klerus kam ganz um seine Selbstständigkeit, wurde dem byzantinischen Hofe unterthan und serviles Werkzeug. Die kräftige Opposition der Monophysiten ging im Muhamedanismus unter, der ganz Asien überfluthete. Doch hatten die Monophysiten noch Zeit gehabt, ihre schismatische Kirche in Armenien und in Abyssinien zu befestigen, wo sie noch heute blüht. Der aus dieser Sekte hervorgegangene, auch im Abendland einflußreichste Schriftsteller war der falsche Dionysius Areopagita, von dessen Mystik der Verfasser sehr wegwerfend spricht.

Der höchst interessante Schluß des Bandes füllt die Geschichte der römischen Kirche in ihrem Konflikt mit den neuen deutschen Königreichen aus, die in der Völkerwanderung nach dem Untergange des weströmischen Reichs entstanden waren. Alle gothischen Völker, worunter auch die Vandalen und Burgunder gehörten, hatten das arianische Glaubensbekenntniß angenommen, die Franken allein hielten sich an Rom. Wie schwer es nun auch dem römischen Bischof fiel, sich des Arianismus zu erwehren, der ihn von Spanien, Gallien und Italien selbst aus unmittelbar bedrohte, während er sich zugleich kaum gegen die Anmaßungen der griechischen Kaiser und der Sekten zu vertheidigen vermochte, so löste er doch die Aufgabe aufs glänzendste, indem er alle seine Gegner geschickt von einander zu trennen und einen durch den andern zu besiegen wußte. Der Arianismus der deutschen Völker war ihm nicht bloß des Dogmas wegen, sondern hauptsächlich der Liturgie wegen unleidlich, denn die Gothen, Vandalen, Burgunder hatten eine deutsche Liturgie, eine deutsche Bibel und deutsche Predigten. Rom aber konnte die Kirche nur dann beherrschen, wenn sie alle andern Sprachen ausschloß und die lateinische allein zur herrschenden erhob. Wohl mag bedauert werden, daß die Deutschen sich nicht in bessere Verfassung zu setzen wußten, um den kirchlichen Gebrauch ihrer Sprache zu retten. Aber roh und uneinig und verdorben durch die Reichthümer, die sie in den eroberten Ländern fanden, erlagen sie nach einander dem Bündniß, das die Frankenkönige mit Rom geschlossen hatten und im neuen großen Frankenreiche verschwand die deutsche Liturgie und herrschte unumschränkt die römische. Gewiß ein merkwürdiges Resultat, wenn man erwägt, daß die Deutschen jene furchtbaren Kriege der sogenannten Völkerwanderung nur unternommen hatten, um sich der Ueberwältigung des römischen Geistes zu erwehren und daß sie vollständig Sieger geblieben waren. Doch wir heutigen Protestanten haben jenen alten Arianern nichts vorzuwerfen, denn indem wir heute im Teutoburger Walde dem Arminius ein Denkmal gründen, dem Manne, der nichts anderes gewollt hat, als das römische Recht vom deutschen Boden zu vertreiben, pflegen wir dasselbe römische Recht jetzt als das Schooßkind unsrer Universitäten und Ministerien; weßhalb man statt der Bildsäule des Arminius eigentlich die des Herrn von Savigny hätte aufrichten sollen.

Gregor der Große erwarb sich in jenen rauhen Zeiten das größte Verdienst um die katholische Kirche, sowohl was ihre innere Verfassung, Liturgie ꝛc. betrifft, als in Bezug auf ihre äußere Ausdehnung und Abrundung, denn ihm schwebte (S. 1072) der Gedanke vor, alle ehemaligen römischen Provinzen im Abendlande die durch die deutschen Eroberer abgerissen und isolirt worden waren, wieder unter dem römischen Stuhl zu vereinigen und, wo möglich, ein geistliches Reich an die Stelle des weltlichen zu setzen. Eine Idee, die erst lange nachher ausgeführt werden konnte, aber nach dem Sturz des Hohenstaufischen Hauses wirklich ausgeführt wurde. Wie sich die deutschen Fürsten und Völker, obgleich die Sieger und Herrn in allen römischen Provinzen, doch seit dem 5ten Jahrhundert von der römischen Geistlichkeit haben herumholen, um alle mit dem Schwert errungenen Vortheile bringen, ja sogar um ein gut Theil ihrer eigenen Nationalität betrügen lassen, bleibt immer eines der merkwürdigsten Räthsel der Weltgeschichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. December 1842.

Philosophie.

1) Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Des Cartes und Locke bis auf Hegel. Von J. H. Fichte. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Sulzbach, v. Seidel, 1841.

(Schluß.)

Den Uebergang zu einem dritten Standpunkt Schelling's bildet seine Schrift: Philosophie und Religion. Unser Verfasser erklärt diesen Versuch für ungenügend, erkennt aber darin doch eine Vorbereitung auf eine höhere Entwicklung an, der Standpunkt der bloßen Identität des Endlichen und Unendlichen werde immer mehr verlassen und schon mit Bewußtseyn und Ausdrücklichkeit beginne der Begriff der Immanenz Gottes in der Welt in die Idee einer Transscendenz desselben überzugreifen. Wir bringen hier nur eine Aeußerung Schelling's bei aus einem in diese Periode gehörenden Werke, wo er sagt, gegen die erhabenste Wissenschaft, die vom Göttlichen handelt, sind „Transcendenz und Immanenz völlig und gleich leere Worte, da sie eben selbst diesen Gegensatz aufhebt und in ihr Alles zusammenfließt zu Einer Gotterfüllten Welt." Als den neuen und entscheidenden Gedanken auf diesem Standpunkte hebt Hr. F. hervor den Begriff einer relativen Absolutheit der Kreatur, den Satz, daß sie ihrer Möglichkeit nach aus Gott sey, ihre Wirklichkeit aber aus sich selbst, aus einem neuen Anfange durch Selbstbestimmung habe; keine Verwirklichung der Kreatur sey das bloße Produkt einer Schöpferwirksamkeit in sie hinein, sondern das Zusammenwirken Gottes, in dem Grunde, welchen er durch die Idee für die Kreatur gelegt hat, und der sich bestimmenden, ein eigenes Leben in sich entzündenden Kreatur selbst; und damit scheint Herrn F. mit Recht der „erste Schritt gethan zu einer Lösung der Fragen über das Verhaltniß von Freiheit und Nothwendigkeit, Selbstständigkeit des Willens und Wirksamkeit Gottes," — hiemit sey der Begriff der Immanenz oder der Identität des Unendlichen und Endlichen (der Centralbegriff des zweiten Standpunkts), eigentlich durchbrochen und eine Philosophie eingeleitet, die über den wissenschaftlichen Culminationspunkt seines nächsten Nachfolgers, Hegel's hinausreiche. — Dies führt auf die Unterscheidung der ersten und zweiten Schöpfung. Jene ist in den objektiv hingeschauten Ideen zu suchen, die nur dadurch wahrhaft objektiv werden, daß ihnen das Absolute dasselbe produktive Vermögen, die Macht mittheilte, seine Idealität in Realität umzuwandeln, „und sie in besondere Formen zu objektiviren." Dies ist „das zweite Produciren" der Ideen als plastischer Mächte, die sich durch objektivirendes Herausbilden ihrer Idealität in einzelne Gestalten theilen und in Urbilder ihrer selbst propagiren. Doch, um nicht allzu ausführlich zu werden, übergehen wir die weitere Kritik über die Lehre vom Abfall der endlichen Dinge, u. s. w., und eilen zum entschiedenen Hervortreten der dritten Epoche bei Schelling, die mit seiner Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit beginnt. H. Fichte findet es „charakteristisch und aus dem Tiefsten geschöpft, daß Schelling sein neues Prinzip mit den Worten einführt: es sey nun an der Zeit, daß der höhere, oder vielmehr der eigentliche Gegensatz, der von Nothwendigkeit und Freiheit hervortrete, mit welchem erst der innerste Mittelpunkt der Philosophie zur Betrachtung komme. Der Raum erlaubt nicht, die Schelling'sche Darstellung, auf der er durch die Nacht des Urgrundes hindurch das Resultat: Gott, als Geist, als persönlichen Geist, gewinnt, zu verfolgen, die ohne dies als bekannt vorausgesetzt werden darf, und bemerken nur noch, daß F. dies für den höchsten Licht- und Gipfelpunkt erklärt, bis zu welchem Schelling in den durch den Druck bekannt gewordenen Urkunden über sein System fortgeschritten sey. Der vierte Standpunkt ist nach einigen Winken bezeichnet, die in „Chalybäus historischer

Entwicklung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel gegeben sind. Hienach, wird gesagt, scheine die weitere Durchbildung der in der Abhandlung von der Freiheit neu fundamentirten Weltansicht darauf gerichtet zu seyn, die Lehre von dem blindwirkenden Grunde in Gott, das aus der Naturphilosophie herübergebrachte Prinzip, tiefer und daurender dem Begriffe der göttlichen Einheit und Freiheit zu unterwerfen, indem nun mit größter Entschiedenheit auf den Begriff der freien Subjektivität in Gott als dem frei sich entscheidenden, darum geistig persönlichen Wesen gedrungen werde; hiemit verschwinde völlig der Begriff jener Nothwendigkeit, jenes Schicksals in Gott, wodurch er so unwillkürlich, wie ursprünglich in das blinde Wirken eines Grundes in ihm verwickelt ist.

Diesen Fortschritt erklärt Herr F. für einen durchaus nothwendigen, da Schelling in keiner Weise habe stehen bleiben können, „bei dem Gedanken eines in den Grund seiner selbst und in die sich offenbarende Entwicklung daraus getheilten Gottes, eines absoluten Gegensatzes des Dunkels und Lichts in Gott; wozu Gott werde in Folge der Weltentwicklung, das müsse er, um dies werden zu können, eben darum schon ursprünglich seyn, — das unbewußte Subjekt, Licht von Anfang und durchaus. — Doch, glaubt Herr F., sey es nöthig, von hier noch einen Schritt weiter zu gehen; jeder Gedanke eines „blind Seyenden oder Wirkenden" müsse schlechthin aufgegeben werden; die Lehre vom „blinden Seyn" in Gott, in welcher Einschränkung oder Modifikation sie auch beibehalten werde, sey unwiderruflich dem Widerspruche verfallen mit dem Begriff des Absoluten. Diesen Begriff des Absoluten voranstellend, sagt der gelehrte Verfasser auch später: „wenn wir das Problem, daß der Anfang in der Schöpfung sich als das Unvollkommene zeige, daß alles Kreatürliche von einem Zustande des Dunkels und der Entwicklung ausgehe, um Kreatürliches zu seyn, nur durch einen, auf andere Weise Widersprüche herbeiführenden Begriff eines blinden Willens in Gott zu erklären vermöchten: so wäre es ohne Zweifel dann gründlicher und aufrichtiger, zu gestehen, daß dies Problem überhaupt noch nicht gelöst sey." Bei Schelling sey zwar Gott als solcher nicht irgend ein Allgemeines in seiner unendlich kreatürlichen Besonderung, sondern das Persönliche, frei von jenem Processe der Besonderung in sich Ruhende, — freilich jedoch die nach der Analogie des Kreatürlichen sich entwickelnde, das Dunkel in sich mit dem Lichte vermittelnde Person; wie könnten es daher eine Vergötterung des menschenähnlichen Typus der Persönlichkeit nennen, — und hiemit sey kaum verkennbar ein letzter Rest des absterbenden Pantheismus zurückgeblieben. Schelling's System könne daher selbst nach seinen gegenwärtigen Principien noch nicht fertig seyn und unser Verf. stimmt, jedoch nicht im Sinne des Vorwurfs, dem vielfach über Schelling's Philosophie geäußerten Urtheile bei: sie habe es nie zur Gestalt eines eigentlichen Systems bringen können; sie sey vielmehr die Mutter einer Reihe von Systemen, deren Principien, gleich einer noch nicht aufgegangenen Saat, in ihr liegen, von denen Eines, das aus der mittlern Epoche — das Princip der Identität des Idealen und Realen, Denkens und Seyns, mit Energie und wissenschaftlicher Virtuosität von Hegel ausgeführt worden sey. Principiell sey Schelling noch einmal über sich selbst (und damit über Hegel) hinausgegangen, welches Princip noch seine systematische Ausbildung zu erwarten habe, womit dann auch der Sieg über alles blos Pantheistische gegeben sey. Den Charakter hypothetischer Principien, (die erst vom Erfolge des „Experiments" Bestätigung erwarten) habe die Schelling'sche Philosophie auch in ihren späteren Stadien niemals abgelegt, eine rein begreifliche Bemächtigung und Entfaltung ihres Princips gehe ihr ab; „aber gäbe es noch keine Metaphysik, gäbe es noch keine spekulative Wissenschaft, welche das Problem des Erkennens löst, sie müßte im Bedürfniß und Interesse der Schelling'schen Philosophie erfunden, ihr unterbaut werden."

Der vierte und letzte Abschnitt (S. 782 — 1033) handelt von Hegel. Schelling in seiner spätern Entwicklung wird über und vor Hegel gestellt, da Hegel's Philosophie nur die vollendete systematische Ausführung jenes Standpunkts der Identität des Idealen und Realen sey. Schelling sey Urheber des eigenthümlichen Princips, von Hegel sey es in den Begriff, in das wissenschaftliche Bewußtseyn seiner selbst erhoben worden. Der Entwicklung des Schelling'schen Princips sey Hegel etwa nur bis zum Standpunkte des „Bruno" zur Seite geblieben. Im Uebrigen wird demselben von unserm Verfasser offenbare Entstellung und dürftige, oder mißliebige Auffassung der Schelling'schen Philosophie vorgeworfen, die er sich namentlich in seiner Geschichte der Philosophie habe zu Schulden kommen lassen. Es wird sofort nachgewiesen, daß der Grundgedanke, den Hegel als ihm eigenthümlich anspricht: das Wahre sey nicht als Substanz, sondern ebenso sehr als Subjekt aufzufassen und auszudrücken, oder: die Substanz sey nur als Subjekt zu fassen, schon in Schelling enthalten sey. Die Ausbildung dieses Princips dagegen wird Hegel'n vindicirt. Ueberhaupt der allgemein methodische Fortschritt Hegel's gegen Schelling sey etwas Unläugbares. Eine andere Frage dabei ist aber, wie Hegel jenes allgemeine Problem des spekulativen Erkennens gefaßt und ob er es gelöst habe, was Herr F. verneint; die Phänomenologie Hegel's habe die eigentliche Aufgabe eines

ersten Theils des Systems der Philosophie, welcher nur das Erkenntnißproblem zu lösen hat, weder richtig gefaßt, noch eigentlich erledigt, und in der Ausführung derselben finden sich mehrfache Verstöße.

Gewiß nicht mit Unrecht werden solche Wendungen, wo dem an sich Abstrakten und Unpersönlichen Eigenschaften der Handlungen beigelegt werden, die verständlicher Weise nur von einem persönlich selbstbewußten Wesen gelten können, getadelt. Auch Schelling hat sich über diese Zweideutigkeit und den Mißbrauch solcher Ausdrücke, im Verhältniß zur Hegel'schen Grundansicht, energisch erklärt, und sie sind es, welche die doppelte Auslegung des Systems von der Schule begünstigt, ja gerechtfertigt haben, die sich nach dem neuerdings beliebten Ausdrucke in eine „linke" und „rechte Seite" spaltete. Dennoch glaubt Fichte, daß Hegel damit den tiefsten, bezeichnendsten Ernst verbinde, wenn jene Wendungen, die stillschweigend ein absolutes Subjekt voraussetzen, auch etwas Fremdartiges, schwer zur völligen Klarheit zu bringendes Element in seine Grundansicht hineinbringen. —

Der Weltgeist (Erdgeist), der schon einen Hauptgedanken Schelling's bildet — das ideelle Princip der Welt, individualisirt an unserm Planeten — das verschwiegene Subjekt, an welchem alle jene Metamorphosen und Steigerungen des „erscheinenden Bewußtseyns" (der Menschheit) vorgehen und das in ihrer Geschichte wesentlich seine Geschichte hat, wird fälschlich identificirt mit dem absoluten Subjekt und mit Recht fragt Fichte: „Wie mag das Selbstbewußtseyn des Erdgeistes sofort für das Selbstbewußtseyn Gottes ausgegeben werden, außer und vor welchem er keines besitzt?" Diese ungeheure Uebertragung betrachtet H. F. als den ersten und gewaltigsten Verstoß. Den Begriff (des Weltgerichts) selbst adoptirt H. F. durchaus und erklärt ihn für die bleibende, berechtigte Seite an den Systemen der Immanenz; er erkennt darin die (tief wahre) Einsicht, daß das Schöpferische, Göttliche nicht ein für allemal der Welt vorübergegangen sey und die Geschöpfe als fertige aus sich abgesetzt habe, sondern ihnen gegenwärtig und sie erhaltend, zugleich recht eigentlich das Beseelende und Begeistende für sie bleibe — in diesem Sinne daher auch Seele und Geist in ihnen werdend genannt werden könne. Damit theilt aber F. noch nicht die Behauptung oder wenigstens die ihnen unbewußt gebliebene Voraussetzung der Systeme der Immanenz, daß das Göttliche des Weltgerichts, diese schöpferische Manifestation Gottes — Gott selber gleich, dieß θεῖον der ganze höchste Gott sey. — Nicht minder müssen wir es billigen, daß für unberechtigt erklärt wird jenes ins Absolute Erheben tellurischer Verhältnisse, wornach die Erde auch der Mittelpunkt und die höchste Blüthe des ganzen Universums, der menschliche Geist für die einzige Stätte der höchsten Selbstverwirklichung Gottes, für den Widerschein seines Geistes im Universum erklärt wird. — Auch später wird darauf aufmerksam gemacht, zu welcher beschränkten Ansicht auch vom sinnlichen Universum der Pantheismus zusammensinke, wenn er begriffsmäßig und konsequent sich durchführe. Da Fixstern, Komet und Trabant lediglich die abstrakten Momente, der Planet, die Erde allein das concret Allgemeine, der individualisirte Weltkörper ist, so kann nur der Erde zugestanden werden, gleichwie der Mittelpunkt des Universums, ebenso die einzige oder höchste Selbstverwirklichung Gottes in Weltkörpergestalt zu seyn, auf der Erde gewinnt er Leben und bereitet sich in diesem die Stätte, Geist zu werden, zum Selbstbewußtseyn zu kommen!! Welches Mißverhältniß einer solchen Kosmogonie zu andern feststehenden Erkenntnissen! „Auch schon von dem allgemeinsten naturphilosophischen Gesichtspunkte aus gesehen" — folgert daher H. F. — „sind bloß pantheistische Voraussetzungen durchaus unfähig, das Problem der Welt zu lösen."

Indem uns F. in die Philosophie des Geistes einführt, erkennt er Hegel'n sogleich als sein Hauptverdienst in diesem Theile der Philosophie zu, den Begriff des Geistes in seinem charakteristischen Unterschiede vom niedern Naturdaseyn sowohl, wie auch vom Begriffe des Lebens und der bloß seelischen Einheit, auf das Schärfste bezeichnet zu haben, — welcher erschöpfenden Auffassung übrigens schon Kant und Fichte vorgearbeitet hätten.

Gegen den Vorwurf, daß Hegel nur aus Inkonsequenz, vielleicht aus Anhänglichkeit an alte Vorstellungen die letzte Wahrheit seines Denkens, die pantheistische, nicht selber gezogen habe, tritt F. für ihn ein. Indem Hegel anerkennt, daß der Geist Gottes (bei der Wiedergeburt) den Geist des Menschen in seiner Natürlichkeit überwinde, umschaffe, so ist dadurch jener Begriff der unendlichen Subjektivität des Abfoluten im Geiste des Menschen, selber überschritten und außer Kraft gesetzt. Nicht minder dringe Hegel mit Ernst auf das christlich Historische. Durch einen Zusatz in der neuern Ausgabe der Religionsphilosophie Hegel's sucht F. namentlich nachzuweisen, daß eine bloß mythische Auffassung der Auferstehung und Himmelfahrt Christi in Hegel's Sinne sich nicht rechtfertigen lasse. Hiemit wendet er sich gegen Strauß, was wir jedoch übergehen.

Das vorliegende Werk Fichtes ist zum Selbststudium für solche, die in der Philosophie noch nicht orientirt sind, höchst empfehlenswerth.

2) Das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte von Ch. H. Weiße. Leipzig, Reichenbach, 1842.

Der Gedanke, gegenwärtige Sendschreiben — es sind ihrer 18 — an J. H. Fichte zu richten, ist bei Herrn

Digitized by Google

Weiße durch folgende Aeußerung des Erstern in den oben angezeigten Beiträgen entstanden: „Ist der Begriff des Ursubjekts einmal errungen, so muß auch jeder Gedanke eines „blind Seyenden oder Wirkenden" in ihm schlechthin aufgegeben werden; es läßt sich mit streng metaphysischer Nothwendigkeit erweisen, daß, gibt es ein „Blindwirkendes," wie die Natur, dieß um deßwillen gerade nicht in Gott oder Gott selber, sondern Werk Gottes seyn könne" u. s. s. J. H. Fichte hatte nämlich am Schlusse der ausführlichen Darstellung, die er von der Philosophie Schelling's in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange gegeben hatte, diese und ähnliche Worte gebraucht, womit er den „Einen Schritt" bezeichnen wollte, den Schelling's Philosophie von demjenigen Resultate aus, das als Schelling's bis jetzt letztes bezeichnet ward, noch zu thun habe, um zu ihrem endlichen Ziele zu gelangen. Es ward Schelling in jenem Resultate eine „Inkonsequenz gegen das eigne Princip, und, näher erwogen, ein Nichtgedanke" angemuthet; die Lehre vom „blinden Seyn" in Gott, in welcher Modifikation sie auch beibehalten werde, sey dem Widerspruche verfallen mit dem Begriffe des Absoluten. Hier tritt nun Herr Weiße für Schelling ein. Er heißt zwar selbst auch die Vorstellung eines „blinden Seyns" in Gott keineswegs gut, auch ihm ist die „aus verborgener Weisheit sich herausringende oder potenzirende Natur" weder selbst Gott, noch ein Gott zur Persönlichkeit Verhelfendes, sondern Werk Gottes; aber er sieht sich zu einer Entgegnung aufgefordert gegen den Sinn, den in jenen Worten zu finden, der Zusammenhang nöthige, und gegen die Polemik, die dort gegen Schelling erhoben wurde, dessen Begriff vom „absoluten Willen" Fichte als — „nicht ohne Reminiscenz an vorangegangene pantheistische Standpunkte — die Abstraktion jenes Begriffs aus seiner kreatürlichen Form, die ins Absolute erhoben wird," bezeichnet. — Herr Weiße findet eben in dem zweiten, neu umgearbeiteten Theile der J. H. Fichte'schen Schrift nicht sowohl eine den jedesmal gegebenen Standpunkt aufnehmende und aus ihm heraus den Faden geschichtlicher Entwicklung fortführende Darstellung (wie in dem trefflichen ersten Theile), sondern eine von einem bestimmten, jenen Systemen äußerlichen Standpunkte entworfene Beurtheilung derselben. Es ist dieser Vorwurf, der jedoch zu mildern ist, nicht ganz ungegründet, da die stets untermischten Kritiken des Einzelsten den Leser stören, einen Gesammteindruck und Gehalt der betreffenden Philosophien aufzunehmen.

Als philosophisches Problem der Gegenwart erkennt auch W. die göttliche Persönlichkeit an, dieß ist die Centralfrage, um die sich die neuere Philosophie von der Fraction Schellings wie Hegel's dreht. Von hier aus mußte also eine Verständigung versucht werden. Da aber die Gegner der philosophischen Richtung, zu der Weiße, wie Fichte gehört, diesen Ausdruck als das Schibolet dieser Richtung betrachten, so verwahrt sich W. dagegen, daß man ihm nicht, wie geschehen ist, das Bekenntniß des Begriffs der göttlichen Persönlichkeit ohne Weiteres und mit der Voraussetzung unterlege, als sey ihm dieser Begriff ein für sich selbst klarer und bedürfe es über die Bedingungen seiner Gültigkeit nicht erst einer nähern wissenschaftlichen Verständigung. Weil er das Erforderliche in dieser Beziehung nicht mit wissenschaftlicher Vollständigkeit bisher geleistet habe, so haben Gegner, wie Strauß, von diesem Vorurtheile auf gehässige Weise gegen ihn Gebrauch gemacht. Eine wissenschaftliche Verständigung mit stetem Hinblick auf Schelling und Hegel ist nun eben der Hauptzweck vorliegender Betrachtungen. In den zunächstfolgenden Sendschreiben sucht W. nachzuweisen, daß J. H. Fichte sich über das Princip der vierten und theilweise schon der dritten Epoche Schellings irrige Vorstellungen gebildet habe; namentlich könne das, was Herr F. das Absolute, auch Identität, absolute Identität des Subjects und Objects, des Idealen und Realen nenne, unmöglich dasselbe seyn mit demjenigen, was Schelling in allen Perioden seines Philosophirens so bezeichnet habe. Auf die Frage, wodurch sich denn die speculative Gotteslehre Schellings von dem verrufenen Pantheismus unterscheide, muß er — sagt unser Verfasser, — allerdings die vollständige Antwort in so fern schuldig bleiben, als die zur Einsicht in die Art und Weise, wie Schelling zur begrifflichen Unterscheidung der schöpferischen Willensthätigkeit, durch welche Gott selbst wird, von derjenigen, durch welche die Welt wird, gelangt, unentbehrlichen Materialien noch nicht gegeben seyen; daß aber solche Unterscheidung in der That bei Schelling nicht fehle, und daß sie es sey, welche dem Systeme der Freiheit wesentlich den Charakter eines theistischen, eines monotheistischen gebe, daran sey nicht zu zweifeln. In der Abhandlung über die menschliche Freiheit sey von diesem Unterschiede noch nicht die Rede, weil dort ausschließlich noch die Identität beider schöpferischen Akte geltend gemacht werde, die Schelling konsequent nicht aufgeben könne; wenn aber, unbeschadet dieser Identität zugleich ein Unterschied anerkannt werde zwischen der selbstschöpferischen und weltschöpferischen Thatigkeit Gottes, so werde allem Vermuthen nach Schelling dieser Unterschied als den Unterschied einer ewigen und einer zeitlichen Schöpfung bezeichnen — er werde keinen Anstand nehmen, den theogonischen Akt, durch welchen das selbstbewußte Princip in Gott aus dem seiner unbewußten hervorgeht, als einen ewigen auch in dem Sinne, da ewig das zu keiner Zeit nicht Seyende oder nicht Erfolgende bedeutet, anzuerkennen und dadurch den Vorwurf einer Lehre, die Gott, den selbstbewußten, selbstbewußt Wollenden, einem zeitlichen Werden unterwirft, von sich abzuwälzen.

Auch Hegel's nimmt sich H. W. in vielen Punkten an, indem er bekennt, durch den Standpunkt Hegel's als wirklicher Anhänger durchgegangen zu seyn, (was bei J. H. Fichte nicht der Fall war). Er thut dies jedoch nichts unmittelbar in Bezug auf den von Hegel aufgestellten Gottesbegriff, da er, wie er selbst sagt, mit diesem sich nicht ebenso in Uebereinstimmung finde, wie mit jener allgemeinen Grundlage, die in Schelling's Schriften auch in Bezug auf den Begriff Gottes und der göttlichen Persönlichkeit gegeben ist.

Unter dem, was der Verfasser als eigne philosophische Schöpfung in diesem Werk uns vorführt, zeichnet sich besonders seine neue Erörterung des Raum- und Zeitbegriffs, und nicht minder seine Engellehre und seine Untersuchung der Dreieinigkeitslehre durch Originalität aus, worauf wir hier nur aufmerksam machen wollen, indem wir es unsern Lesern überlassen müssen, sich in das Buch selbst zu vertiefen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Google

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 14. December 1842.

Reisen.

1) Reise Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838. Aus dem Italienischen des Dr. Biasoletto mit Anmerkungen von Eugen Freihrn. von Gutschmid. Dresden, Gottschalck, 1842.

Im Vorwort wird bemerkt: „Die Reise des Königs von Sachsen nach Dalmatien und Montenegro im Jahre 1838 erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und ward damals in den gelesensten Zeitschriften vielfach besprochen. In der That ist sie als ein Ereigniß zu betrachten, und zwar als kein spurlos vorübergegangenes, denn nicht nur, daß die Wissenschaft der Botanik, in deren Interesse sie zunächst unternommen wurde, dadurch gewann, sie gab auch die Veranlassung, daß die Blicke der Touristen nach der so nahe liegenden und doch so wenig besuchten Ostküste des adriatischen Meeres sich hinwandten, und Gelehrte zu neuen gründlichen Forschungen über jenes Land und dessen Literatur angeregt wurden, wie in diesem Augenblicke ein, dem Könige von Sachsen dedicirtes, Specimen bibliographicum über Dalmatien von Joseph Valentinelli, in Venedig unter der Presse ist. Bereits im nämlichen Jahre 1838 erschien von dem königl. sächsischen Konsul in Triest, Herrn Sartorio, in deutscher, wie auch in italienischer Sprache ein sechzehn Seiten enthaltender Aufsatz über jene Reise, der, wenn auch nur ein kurzes Itinerarium, doch vielen Beifall fand; mit Ausgang des verflossenen Jahres aber auf 264 Seiten die ausführliche Beschreibung derselben von dem gelehrten Botaniker, dem Doctor Bartolomeo Biasoletto in Triest, wovon die Uebersetzung hier vorliegt." In dieser Uebersetzung ist alles Botanische weggelassen, wodurch denn freilich der italienische Autor nicht nur abgekürzt, sondern auch verkürzt wird; denn wir haben nun zwar den goldenen Rahmen der Reisebeschreibung aber nicht das Blumenstück, das seinen wesentlichen Inhalt bildete und auf das der Autor, wie der königliche Botaniker selbst, den er zu begleiten die Ehre hatte, das größte Gewicht legte und den größten Fleiß verwendete.

Wir erfahren, wie Se. Majestät von Triest aus die östlichen Küsten des adriatischen Meeres befahren habe; bald hier, bald dort gelandet sey, um interessante Ortschaften zu besehen, die reizende Aussicht von den Bergen herab zu genießen, Skizzen davon aufzunehmen und seltene Pflanzen einzusammeln, und wie er namentlich nach den Städten Zara, Ragusa, Spalato und nach Cettigne in Montenegro, der Residenz des über die berühmten Montenegriner gebietenden Fürstbischofs gekommen sey, wo ihn überall theils die k. k. Behörden, theils die slawischen Einwohner eben so ehrenvoll als herzlich empfingen. Der Uebersetzer bemerkt in einer Note: „Indem wir hier die vaterländischen (sächsischen) Paniere auf dem adriatischen Meere sich entfalten sehen, gedenken wir wohl unwillkürlich der schönen poetischen Sage, die den Rautenkranz im sächsischen Wappen in den Lagunen des adriatischen Meeres von zarter Frauenhand winden läßt. Ein Herzog von Sachsen aus dem alten ascanischen Stamme soll in Venedig, von der Geliebten scheidend, einen Rautenkranz von ihr als Liebeszeichen erhalten und diesen dann, ihr zum steten Gedächtniß, in sein Wappenschild aufgenommen haben. Historisch läßt sich nichts nachweisen, da ältere venetianische Chroniken nirgends der Anwesenheit eines sächsischen Fürsten in Venedig erwähnen, nur in Registern der Universität Padua aus dem vierzehnten Jahrhunderte findet sich ein Herzog Albrecht zu Sachsen unter den Studirenden verzeichnet." Daß der sächsische Rautenkranz aus Italien stamme, wird auch durch eine bekanntere Sage bestätigt, obgleich dabei nicht von Liebe, sondern vom Kampf und Krieg die Rede ist. Bernhard von Sachsen nämlich, ein Sohn Albrechts des Bären, hatte (wie es heißt) unter Kaiser Friedrich Barbarossa so tapfer in Italien gestritten, daß dieser ihn

Digitized by Google

besonders ehrte, und als sie einst rasteten und ein Rautenkranz, mit dem sich der Kaiser zufällig, um sich gegen die heiße Sonne zu schützen, geschmückt hatte, von seinem Kopf herab auf Bernhards Schild fiel, befahl der Kaiser, daß der Kranz, ganz so wie er auf dem Schilde lag, ins Wappen der Sachsen aufgenommen werde.

Der Besuch bei den Montenegrinern ist die interessanteste und auch am ausführlichsten behandelte Parthie der vorliegenden Reiseschilderung. Der Vladika, Fürstbischof von Montenegro, gewissermaßen der Souverain dieses berühmten Ländchens, das wie gegen die hohe Pforte, so gegen Oesterreich hin seine Unabhängigkeit behauptet hat, empfing den König mit Freudenschüssen, die von Seiten des Volks alle Berge entlang beständig wiederholt wurden, und zeigte sich ihm in einer merkwürdigen Doppelgestalt, einmal als eine Art von Räuberfürsten oder wenigstens wenn dieser Ausdruck zu stark seyn sollte, als ein Barbarenhäuptling, und dann wieder als ein christlicher Bischof. — Auch die Morlaken lernte der König kennen und erwarb sich durch die Herablassung, mit welcher er die treuherzigen und patriarchalischen Begrüßungen des Volks überall aufnahm, große Bewunderung. Zu Sign in Dalmatien bereitete man ihm sogar das Schauspiel eines Turniers oder wenigstens Ringelstechens zu Pferde, wobei sich die Reiter sehr geschickt zeigten.

2) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 21ste Lieferung. Ein Besuch auf Montenegro von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1841.

Ein großer Vorzug dieses Werkes besteht in der darin enthaltenen doppelten Uebersicht, einmal über die ältere und neuere Literatur, die von dem berühmten Staate der Montenegriner handelt, und sodann über die Geschichte dieses merkwürdigen Berglandes und seiner tapferen Bewohner. Sie sind Slaven, griechischer Konfession und mithin den Serbiern nahe verwandt, wie denn auch ihr Land einst einen Theil des alten serbischen Königreichs bildete. In der Behauptung ihrer Unabhängigkeit waren sie glücklicher, als die Serbier, was allerdings zum großen Theil ihrem Heldenmuthe zugerechnet werden muß, wozu aber doch auch ihre günstigere Lage, ihre unzugänglicheren Gebirge und namentlich ihre Abgelegenheit von der großen Heerstraße der Türken, die durch Serbien an die Donau führte, mag beigetragen haben. Unter den oft schrecklichen, und ihre ganze Existenz bedrohenden, oft nur muthwilligen und unbedeutenderen, immer aber muthigen Kämpfen, die sie seit Jahrhunderten vorzugsweise mit den Türken, gelegentlich aber auch mit andern Nachbarn bestanden, fiel der letzte im Jahr 1838 vor, unmittelbar nach der Reise des Königs von Sachsen. Der Verfasser bemerkt: „Es mag im ersten Augenblick befremden, wenn man in mehreren Korrespondenzberichten von der montenegrinischen Grenze aus jener aufgeregten Zeit die Behauptung findet, daß die kurz vordergegangene Anwesenheit des Königs von Sachsen in Zetinje beigetragen zu den offenen Feindseligkeiten der Montenegriner gegen die österreichischen Truppen; denn durch diesen königlichen Besuch habe das Volk eine weit höhere Meinung von sich und seinem Vladika bekommen und sey übermüthig geworden, dagegen sich seitdem die Türken um so muthloser bezeigt und ihre alten Feinde, trotz der in ihrem Gebiet erst kürzlich gemachten Eroberungen, unangefochten gelassen; aber so ganz grundlos war jene Bemerkung wohl gewiß nicht. Nicht als habe der Vladika absichtlich jenen königlichen Besuch benützt, sich in den Augen seiner Umgebung eine erhöhte Wichtigkeit zu geben; bei einem so rasch und so poetisch auffassenden Volke liegt eine derartige Deutung an sich nahe, und ein leiser Einfluß mag allerdings dadurch auf die Steigerung des Selbstgefühls geübt worden seyn." Freiherr von Gutschmid fügt (in dem oben angezeigten Werke S. 67) hinzu: „Wohlunterrichtete behaupten dagegen die Benutzung oder vielmehr den Mißbrauch jenes Besuches, um die Frechheit des räuberischen Bergvolkes zu erhöhen. Der Erfolg jedoch glich der rückprallenden Kugel des ungeschickten Schützen, da die montenegrinische Politik nicht ahnete, daß Tapferkeit und Umsicht des Grenz-Kommandanten, jetzigen Obersten von Roßbach, Muth, Disciplin und Ausdauer der österreichischen Truppen die argen Mißverhältnisse geringer Zahl, glühender Hitze, drückenden Wassermangels und ungünstigen Terrains so glänzend paralysiren würde, wie es in den leider so wenig bekannten Grenzgefechten vom August 1838 geschah!" Herr Stieglitz schildert diese Grenzgefechte ausführlich.

Ueberhaupt beschäftigt sich der Verfasser viel mit der martialischen Seite der Montenegriner, mit ihren kriegerischen Erinnerungen und Sitten und auch mit ihren Heldenliedern. Was ihre Sitten betrifft, so sind dieselben noch so barbarisch, daß sie nicht nur die Köpfe ihrer Feinde öffentlich aufpflanzen (sogar die Residenz des Vladika ist damit geschmückt), sondern auch wohl noch damit Kegel schieben. Ist es nicht eine Freude für ein romantisches Gemüth, zu wissen, daß es noch solche kraftvolle Naturkinder gibt, und daß sie uns so nahe sind! Inzwischen regt sich, wie der Verfasser bemerkt, auch dort das Bestreben nach Reformen, und wenn die Altgläubigen nicht dazu thun, die Köpfe der vorwitzigen Neuerer abzuschneiden, wird auch dieses letzte Asyl

Digitized by Google

romantischer Wirklichkeit modernisirt werden und sich mit Hotels, Kaffee- und Freudenhäusern füllen wie die weiland romantische Schweiz.

Die Poesie der Montenegriner ist, so weit wir sie durch den Verfasser kennen lernen, ausschließlich kriegerisch mit einem stark renomistischen Zuge. Es wäre wünschenswerth gewesen, auch die Saiten zarterer Empfindung bei diesem Volk, dem sie wohl so wenig fehlen, wie den Serbiern, erklingen zu hören. Auffallend ist die griechische Antipathie der Montenegriner gegen die Lateiner. In neuester Zeit erregt diese früher kaum beachtete Erscheinung Aufmerksamkeit, wie sich überhaupt seit dem Uebergewicht, welches die russische Politik in Europa erlangt hat, die Bedeutung der griechischen Kirche an allen östlichen Grenzen der protestantischen, wie der katholischen Welt dem Beobachter stark aufgedrungen hat.

Kriegsgeschichte.

Die Zeiten des ersten westphälischen Landwehrregiments. Von Friedrich Harkort, Mit Titelkupfer und 2 Schlachtplanen. Essen, Bädeker, 1841.

Die Geschichte eines Landwehrregiments während der Jahre 1813—1815, ein gar dankenswerther Beitrag zur Kunde jener verhängnißvollen Zeit.

Als im Spätjahr 1813 nach der Schlacht bei Leipzig General Bülow nach Holland zog, stand ganz Westphalen auf und bildete sich unter den Kanonen von Wesel die Landwehr unter preußischen Fahnen. Das erste westphälische Landwehrregiment zog noch ohne Waffen Bülow nach und wurde erst zu Zütphen in Holland armirt und exercirt, nahm hierauf an der Belagerung von Antwerpen Antheil, kehrte aber, da der erste Pariser Friede proklamirt wurde, in die Heimath zurück. Im Jahr 1815, als Napoleon von Neuem den Thron bestiegen und der Krieg wieder ausbrach, ging auch das erste westphälische Landwehrregiment neuen und dießmal viel glänzenderen Thaten entgegen. Blücher empfing die Heranziehenden zu Lüttich mit den Worten: „das sind meine Westphalen, Kerls, wie von Eisen!“ In der Schlacht bei Ligny bewährten sie zum erstenmal aufs glänzendste ihren kriegerischen Muth, indem sie sich gegen die Uebermacht bis auf die letzte Stunde des Kampfs unermüdet und glücklich vertheidigten und, wie ihnen der General von Grolmann das Zeugniß gegeben hat, wesentlich beitrugen, den Rückzug der Preußen zu decken (S. 173). Die Einzelheiten dieses Kampfes sind sehr anziehend. Die Landwehrmänner hatten so guten Muth, daß selbst Kranke und Verwundete nicht zurückbleiben wollten, sondern unermüdet mitfochten. Was dem Bataillon wiederfuhr, bei welchem sich, wie es scheint, der Verfasser selbst befand, erzählt er in Folgendem: „Das Füsilier-Bataillon des ersten westphälischen Landwehrregiments war zur Deckung von Brie zurückgelassen worden. — Nachdem Abends nichts mehr für das Dorf zu besorgen war, ließen Zersprengte und die weichende Cavallerie dringende Gefahr ahnen. Dem Wunsche der Mannschaft folgend, die gestern noch sehr im mörderischen Feuer gelitten, rückte der Commandeur, Capitain von Gilhausen, in Angriffscolonne auf die Höhe vor, wo man entdeckte, daß Cuirassiere, welche bei dem gestürzten Fürsten Blücher vorübergesprengt waren, aus Ligny sich zurückziehende Infanterie niederhieben. Mit Gewehr rechts nahte im Sturmschritt die Hülfe; den Verfolgten ward zugerufen, sich zur Erde zu werfen, und die Salve des Bataillons zerstäubte die Eisenreiter. Die Pommern sammelten sich und gingen weiter zurück. — Demnächst hieb preußische Cavallerie auf die französische ein und ward geworfen; der Rückzug ging unmittelbar vor der Front des Bataillons vorbei und der Feind folgte, fast ohne Zwischenraum, im Galopp. Die Cuirassiere wurden erst in dem Augenblick erkannt, wo sie nur einige Schritte von dem Viereck entfernt, sich plötzlich gegen dasselbe wandten. Nur ein Gedanke durchzuckte Alle. Mit Blitzesschnelle anschlagen und mehrere mörderische Salven geben, war das Werk weniger Secunden; fünfzig Pferde stürzten nach allen Seiten nieder, frei war das Feld. Dieses glückliche Ereigniß gab dem Bataillon unerschütterlichen Muth und steigerte alle Kräfte. Die Mannschaften wurden genau unterrichtet, bei ähnlichen Fällen nur auf die Pferde zu schießen, eine Regel, welche fortan auf das Pünktlichste befolgt wurde. — Um durch Verweilen auf einer Stelle die Aufmerksamkeit der Artillerie nicht auf sich zu ziehen, ging das Bataillon ruhig auf die Anhöhe zurück, wo alle Truppen verschwunden waren, um links — wo die Cavallerie gestanden — eine Stellung zu wählen. Da erscholl abermals das vive l'Empereur der Garde-Jager und Cuirassiere, die zum neuen Angriff sprengten. Durch den Erfolg belehrt, erwartete die Landwehr kaltblütig den Feind und Roß und Reiter stürzten wie früher rasselnd zusammen. — Harnische fanden sich vorn und hinten mit derselben Gewehrkugel durchschossen. Jene, so nur die Pferde verloren, hielten den Cuiraß in beiden Händen und liefen unter lautem Gelächter des Bataillons davon. — Der zweite Stoß ward in derselben Art zurückgewiesen. Zum dritten Male sammelte sich die Cavallerie zum verstärkten Ueberfall. — An der Spitze der Colonne jagte ein vierspänniger halb verdeckter Korbwagen, hinter diesem die Cuirassiere, welche, von allen Seiten angreifend, eine Doppelsalve

Digitized by Google

als letzten blutigen Gruß empfingen. Der Wagen blieb stehen, zwei Pferde waren gefallen, die beiden andern dienten um von drei stehen gebliebenen zwölfpfündigen Kanonen eine zu retten; demnächst brachte man die zweite zurück und vernagelte die dritte, da keine Pferde weiter aufzutreiben waren. — Ein verwundeter Aide de camp Napoleons ward gefangen und durch den Unteroffizier Duden nach Brüssel geführt. — Mehrere fremde Offiziere hatten sich in das Quarrée geflüchtet und gaben ihren wärmsten Beifall zu erkennen, unter ihnen der General von Jagow, die Majors von Quadt, von Hymmen und ein Engländer. — Für die seltene That ward dem Bataillon die wohlverdiente Fahne nicht; mögen diese Blätter die Namen seiner Offiziere an jenem großen Tage: von Rappard, von der Borch, Harkort II., Honigmann, Morsbach, Keller, Hülsmann, Bädeker, Biermann (der Rest war bei Jumet verwundet), anstatt der nicht zu Theil gewordenen Auszeichnung, auf die Nachkommen übertragen. Auch das eiserne Kreuz erhielt Niemand als der Capitain von Gillhausen. Ein paar Tage darauf focht das Regiment wieder mit bei Waterloo, half die Franzosen auf der Flucht verfolgen und zeichnete sich noch einmal im Kampfe bei Issy aus. Mit dem Empfang in Paris ist der Verfasser sehr unzufrieden. „Der Soldat fand sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Anstatt der schönen Quartiere wurde ihm die schmutzige Gasse zum Lager angewiesen, Stroh fehlte, sogar Brod! Aus Tannenbrettern, vom Seineufer genommen, wurden Hütten gleich Kartenblättern erbaut; erst gegen Abend befriedigte man die dringendsten Bedürfnisse. Die Offiziere des Regiments erhielten ihr Mittagessen im Hotel de ville; für die nächtliche Bequemlichkeit war indessen so gut gesorgt, daß mehrere von ihnen Nachts in einem Erdkarren bivouakirten." S. 241.

Gelegentlich macht der Verfasser eine gute Bemerkung (aus Anlaß der Schlacht bei Ligny): „Ein Uebelstand der neueren Schlachten ist die große Munitionsverschwendung; hier das Beispiel: bei 60,000 Mann Fußvolk waren im Gefechte, einzelne Brigaden hatten ihre Munition verschossen. Rechnen wir 35 Schuß (anstatt 60) auf jeden Mann, so fielen zwei Millionen Schüsse unserer Seits, die höchstens 10,000 Feinde tödteten oder verwundeten. Unter 200 Schuß traf also einer, d. h. eine Compagnie-Salve tödtet noch keinen ganzen Mann!! Tapferkeit ist keine gemeine Tugend, und nur Wenige lieben — wie Gustav Adolph befahl — das Weiße zu schauen im Auge des Feindes. — Auf der Halbinsel sah man ein englisches Bataillon, welches seine Gewehre revidirte, während die Franzosen als Angreifer bereits feuerten, und der moralische Eindruck war größer wie eine schlechte Salve! — Die Franzosen waren weit bessere Schützen, rascher im Aufsuchen guter Stellungen. — Der deutsche Soldat wird zu parademäßig gebildet und ausstaffirt. Im Sturm auf St. Amand bemerkte General von Pirch einem Soldaten, daß ein Knopf fehle!"

Wir glauben bei diesem Anlaß wiederholt daran erinnern zu müssen, daß es an einer Kriegsgeschichte der Westphalen zur Napoleonischen Zeit noch fehlt. Achttausend Westphalen unter Morio fielen in Spanien, mehr noch in Rußland. Ist es nicht der Mühe werth, die Schicksale jenes westphälischen Kontingents zu schreiben? Aber das müßte bald geschehen, so lange noch solche leben, die dabei waren.

Epische Dichtkunst.

Heemskerks Seezug nach Gibraltar. Gedicht von Bogaers, aus dem Niederländischen übersetzt von F. W. v. Mauvillon. Rotterdam, Bädeker, 1842.

Heemskerk ist fast jedem Kind in Deutschland durch die wunderbaren Schicksale und Abenteuer bekannt, die er auf Nowa Zembla im schrecklichsten Winter ausstand, und die in so vielen deutschen Kinderbüchern seit Campes Reisebeschreibungen verbreitet sind. Nur die wenigsten unsrer Leser werden aber wissen, was der treffliche Heemskerk, einer der größten Seehelden, die Holland gehabt, sonst noch gethan und gelitten hat. Heemskerk unternahm jene berühmte Polarreise, um einen Seeweg nordwärts von Asien nach China und Ostindien zu entdecken und ging hierin dem Roß, Parry, Bechey ꝛc. unsrer Tage lange voran. Aber auch in den südlichen Gewässern war er eifrig bemüht, die spanischen Flotten zu bekämpfen und den Spaniern die Seeherrschaft zu entreißen. Vor Gibraltar fand er als Sieger den ruhmvollsten Tod. Und diesen Tod besingt nun ein patriotischer Holländer.

Als Probe des Versmaaßes und der Auffassung möge Folgendes dienen:

Es folterten Haß, Zorn und Schmerz
Des Span'schen dritten Philipp Herz,
Daß er es hatte dulden müssen
Zu seh'n, wie Hollands Grafenhut
Und Löwen ihm mit Kraft und Muth
Die Meuterer vom Throne rissen;
Sein Fluch- und Blutplakat voll Wuth
Im Koth zertraten mit den Füßen;
Die Geusenbrut, die Bann und Acht,
Gestützt auf Philipps Heeresmacht,
Mit Kugeln von den Grenzen wehrte,
Denn wie das Meer vor Hollands Deichen,
So mußten auch die Spanier weichen
Dem niederländ'schen Heldenmuth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 96.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 1. December 1842.

Adrian Ostade.

(Fortsetzung.)

II.

Um die Zeit als Adrian Ostade nach Holland kam, sich daselbst für die Malerei auszubilden, hatte die angedeutete Richtung derselben bereits allgemeine Anerkennung und Theilnahme gefunden; viele trefflichen Künstler behandelten die mannigfachsten Aufgaben sogenannter Genrebilder mit einer Meisterschaft, welche das Vollkommenste der Art, was das 17te Jahrhundert bald darauf hervorgebracht hat, nahe vorbereitet zeigt. In den meisten holländischen und niederländischen Städten bearbeiten in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts namhafte Meister die nächsten Erscheinungen der Gegenwart für höhere selbstständige Kunstbestimmung. Blumen, Früchte und die verschiedensten Gegenstände des Stilllebens malten Johann Breughel und sein Schüler Daniel Seghers, Jakob van Eß, Adrian von Utrecht und Andere; für innere und äußere Architekturen zeichneten sich Peter Neefs, Heinrich van Steenwyck, Peter Seenredam, Lievin und Emanuel de Witte, van Vossen und mehrere aus. Vorzüglich hatte sich schon seit frühen Zeiten die Landschaftsmalerei geltend gemacht und hatte unter vielseitigen Bestrebungen seit Henri met de Bleß, Patenier, Corn. Matsis bis auf Peter und Johann Breughel, Roland, Savery, David Vinkenbooms, Gilles van Conirloo, Adrian Stalbent, Peter Lastmann, Alexander Kierimz, Egidius Hondekoeter, Jodocus de Momzer, Lucas von Uden, Paul Brill u. a. m. eine vielseitige Entwickelung genommen. Schelling, Palamedes, Martsen de Jonghe u. A. bearbeiteten Bataillen, Reitergefechte und Pferdestücke, so wie Franz Snayers u. A. vorzugsweise Thiere, L. Broom ader, Parcellis, Ortwald ꝛc. die Zustände des Meeres sich zur Aufgabe machten. Bei Darstellung des Porträts hatte man seit den frühesten Zeiten der niederländischen Kunstgeschichte nicht aufgehört, den Menschen in seiner individuellsten Wahrheit darzustellen, so daß selbst Maler, welche historische Aufgaben in den schwülstigsten Manieren behandelten, doch ihre Bildnisse mit treuem Gefühle für individuelle Formen und Züge auffaßten und in Farbe, Beleuchtung und Helldunkel zu schönen Kunstwerken erhoben. Horzius, genannt Galdorp, Moreelse, van Montfort, Delft, Mireveld, van Dyck, Franz Hals und viele Andere glänzten hier als große Meister. Eben so hatten sich auch Darstellungen gemeiner Lebensscenen frühzeitig schon für selbstständige Kunstwürde durch Peter Breughel, Vater und Sohn, durch Peter van Aertsen u. A. geltend gemacht, und nach einem schwierigen Entwickelungsgange sich unter David Teniers, Vater und Sohn, F. de Weel, G. Mostard, Dirk und Franz Hals u. a. m. dahin gesteigert.

Besonders zeichnete sich Franz Hals neben einer Meisterschaft im Porträt, die ihn dem van Dyck nahe stellte und ihm die besondere Achtung desselben erwarb, auch durch Gemälde aus, in welchen er Personen der niedern Volksklasse, theils in halben Figuren, theils in größern Compositionen in einer Weise darstellte, deren Auffassung und Durchbildung entschieden an die Wirkungen erinnert, welche Ostade etwas später in erhöheter Vollkommenheit zu erreichen wußte. Franz Hals war sich der reinen Kunstzwecke und Wirkungen bereits deutlich bewußt worden und stellte das nächste Leben mit geistreicher Laune und tüchtiger Meisterschaft in charakteristischen Zügen voll treuer Wahrheit und mit lebendigem Gefühl für malerische Wirkung dar. Er war im Jahr 1584 in Mecheln geboren, hatte in seiner Jugend die Malerei bei Karl van Maeder, dem Vater, erlernt und sich darauf in Harlem niedergelassen, wo seit frühen Zeiten schon viele ausgezeichnete Maler, der reizenden Umgebungen wegen, gern ihren Wohnsitz nahmen und sich eines ungestörteren, billigeren und behaglichern

Digitized by Google

Lebens erfreuten, als ihnen die geräuschvollern größern Handelsstädte gewährten. Hier erreichte Franz Hals bis 1666 ein 82jähriges Leben im thätigen Künstlerberufe auf dem sichern Boden seiner Volksthümlichkeit und im Geiste seiner Zeit, während er zugleich eine Schule unterhielt, in welcher viele Künstler und unter ihnen einige der größten Meister der nächsten Zeit ihre Bildung fanden.

In diese seine Schule kam auch Ostade, ohne daß uns bekannt ist, in welchem Jahre seines Lebens. Läßt sich jedoch vermuthen, daß er nicht vor dem 14ten die Reise von Lübeck dahin unternahm und nicht später als mit seinem 18ten Jahre, so müßte dieß zwischen die Jahre 1624 bis 1628 fallen, da er 1610 geboren war. Damals wäre denn Franz Hals 40 bis 44 Jahre alt gewesen, eine Lebenszeit, wo die Reizungen der Sinnlichkeit wohl noch manche Verirrungen erregen konnten, von welchen seine Biographen, obwohl mit zweifelhafter Zuverlässigkeit, manches Schlimme erzählen. So habe er in roher Lebensweise seine meiste Zeit schwelgerisch in den Wirthshäusern zugebracht, seine Schüler zu Hause eingesperrt und manchen Mangel leiden lassen, um ihre Bilder dann für seinen Gewinn zu verkaufen. Wie dem auch sey; gewiß haben diese Biographen zu wenig erwogen, daß der damalige Stand sittlicher Bildung und kräftiger Ergötzlichkeit ein ganz anderer war, als zu ihrer Zeit. Sie erzählen, daß Ostade hier den zwei Jahre ältern Adrian Brauwer als seinen Mitschüler kennen gelernt und verwandte Kunstrichtung sie zu Freunden gemacht habe, daß Brauwer in einem drückenden Verhältniß zu seinem Meister stand, was sein höchst leichtfertiger Sinn wohl leicht veranlassen konnte und Ostade ihm zur Flucht aus dessen Hause behülflich gewesen sey.

Wichtigeres ist uns leider nicht aus diesem Alter noch aus der spätern Zeit überliefert; wir vermögen daher nur aus den günstigen Erfolgen zu beurtheilen, daß die Schule des Franz Hals für Ostades Künstlerbildung die glücklichste müsse gewesen seyn, indem er durch sie zum großen Meister reifte. Ohne Zweifel fand er auch bald Anerkennung und Achtung in Harlem, da er sich daselbst niederließ, Frau und Kinder hatte, wie uns ein Bild im Pariser Museum bezeugt,[1] das ihn selbst mit seiner Familie vorstellt, und bis zu seinem 52sten Lebensjahre dort verweilte. Als jedoch im Jahr 1662 die französischen Truppen sich Harlem feindlich näherten und er den kriegerischen Unruhen ausweichen wollte, faßte er den Entschluß, in seine Vaterstadt Lübeck zurückzukehren. Er verkaufte deßhalb Bilder, Kunst- und Hausgeräthe so viel er vermochte und begab sich nach Amsterdam, um sich daselbst einzuschiffen. Hier traf ihn jedoch ein dortiger Kunstfreund, Constantin Senneport, der ihn zu einem Aufenthalte in seinem Hause einlud, wodurch die Weiterreise unterblieb. Ostade lebte noch 23 Jahre in Amsterdam, bis er, 75 Jahre alt, im Jahr 1685 sein glorreiches Leben endete.

Ostades Gemälde fanden stets den größten Beifall gebildeter Kunstfreunde, wurden stets als Kleinode der erwähltesten Cabinete betrachtet und wenn sie verkäuflich wurden, stets theuer, oft zu außerordentlichen Preisen, bezahlt. Ein Maierhof z. B., im Cabinet des Herrn Gaignat, ward um 10,800 Pfund versteigert. Das Bildniß eines Mannes, der mit einer Frau spricht, im Cabinet Nelsleuter zu Amsterdam, welches im Jahr 1810 zu Paris verwerthet wurde, fand den Preis von 7000 Fr. u. s. w. Dennoch vernimmt man nur zu häufig die abgeschmacktesten Urtheile über Ostades Bilder. Taillasson, Watelet, Descamps, Fiorillo, Füeßly u. A., welche sie nur nach dem Maßstabe ihrer eigenen in Vorurtheilen befangenen Bildung beurtheilen, verbreiten in Lob und Tadel so ungereimte Ansichten darüber, daß wir gern vermeiden, hier näher darauf einzugehen. Einseitig von vornehmen Ideen über die Würde der Kunst eingenommen, wissen sich diese Herren sämmtlich die niedern Zustände in Ostades Bildern nicht anders zu erklären, als daß sie ihn für einen gemeinen rohen Menschen nehmen, der mit dem Pöbel sein Leben theilte, dabei aber ein Maler war, der seinen derartigen Bildern durch Farbe, Helldunkel und so weiter ungewöhnliche Verdienste zu ertheilen wußte.

Diesen absprechenden Ansichten über Ostades Persönlichkeit und Bildung widerspricht schon sein Porträt, welches J. Gola in Schwarzkunst bearbeitet hat, und welches so individuelle Züge trägt, daß sich treue Aehnlichkeit nicht bezweifeln läßt. Eine Physiognomie voll feiner Empfindung, ein würdiges Bewußtseyn zeigt dieses Gesicht, dessen Auge so scharf beobachtend, als gutmüthig heiter blickt, dessen Mund zufriedenes Wohlwollen und Verstand ausdrückt. Selbst das Aeußere seiner Bekleidung läßt den feinen, wohlthätigen und gebildeten Mann nicht verkennen, so daß wir nicht anstehen können, seinen moralischen Werth auf die Höhe der Sittlichkeit seiner Zeit zu setzen, wovon denn auch nicht weniger seine Werke zeugen, wenn wir vorurtheilsfrei ihren Gehalt betrachten.

Die genialen Anlagen, womit die Natur diesen Künstler begünstigt hatte, fanden in rein malerischen Wirkungen ihr Ziel. Im niedrigsten Kreise des Lebens, wo weder Abgeschliffenheit, noch Mode oder Anmaßung der Kunst conventionelle Rücksichten zumuthen, wo naive Wahrheit, heitere Gemüthlichkeit, fröhlicher Humor ihr freiestes Element finden, bot sich ihm der günstigste Stoff für seine künstlerischen Stimmungen. Auch lag

[1] Siehe das von Filhol herausgegebene Pariser Museum Nr. 596.

Digitized by Google

ihm dieser Kreis seiner Aufgaben wohl nicht zu fern bei einem Volke, welches ohne Hofleben die verschiedensten Stände vermöge einer allgemeinen Freiheit zu gleichen Rechten verband, wo Wohlhabenheit nur reichlichere Annehmlichkeiten gewährte, die niedern Stände aber durch stete Wechselwirkungen in einer gewissen Verwandtschaft zu den vornehmern standen.

Bei dem Eingehen in solche Aufgaben erscheint Ostade allerdings weit davon entfernt, mit einem vornehmen Sinn auf den Kreis derselben herabzublicken, sondern zeigt sich vielmehr mit allen Lebensgefühlen und inniger Lust so ganz dabei, weiß die darzustellenden Personen so individuell, so lebendig und seelenvoll wiederzugeben, daß sich nie ein entlegenes Motiv dabei bemerklich macht und er ihnen gewiß ganz ungetheilt angehört. Ist dieß aber ein Grund, seiner Person rohe Gemeinheit zuzuschreiben? Vermag denn nicht das Genie, nach seiner höhern Fähigkeit auch die entferntesten und widersprechendsten Zustände geistig zu erfassen, zu durchdringen und über ihre nächste Bedeutung zu erheben, ohne ihnen in realer Bedeutung anzugehören? Mochte Ostade sicher viel und mit Liebe unter den gemeinen Ständen leben, sollte er selbst zuweilen manches mit ihnen getheilt haben, so vermag dieß nur von zufälligen Zügen seines Lebens zu zeugen, während alle seine Werke beweisen, daß er hoch über denselben stand. Denn nie malte er das Gemeine und Ungebildete für gemeine und rohe Absichten, sondern schildert vielmehr mit sittlicher Ueberlegenheit, mit reinem und zartem Gefühl die Zustände des vernachlässigten Lebens für heitere ruhige Erhebung.

Diese Reinheit seines künstlerischen Gefühles zeigt sich zunächst in der heitern Laune seiner Auffassung des gemeinen Lebens. Niemals stellt er es in seiner platten Gemeinheit dar, sondern verwebt mit den charakteristischen Zügen desselben einen ergötzlichen Humor, wo das Tölpische als elegant, das Beschränkte als witzig, das Plumpe als liebenswürdig erscheint; er weiß dabei stets die schwächsten und gebrechlichsten Zustände als beneidenswerth glücklich darzustellen. Man sehe nur die schöne Sammlung der eigenhändig von Ostade radirten Vorstellungen mannigfacher Lebensscenen, auf welche wir unsere Betrachtungen hier hauptsächlich beziehen, da jeder Kunstfreund leichter Gelegenheit findet, sie sich zu vergegenwärtigen, als einzeln in Cabineten und Galerien zerstreute Gemälde. Man sehe die Radirungen alle und gewiß wird ein unbefangenes Auge keine rohe Gemeinheit in ihnen erblicken. Möchte z. B. das Blatt Nr. 18 (nach Bartsch Peintre-Graveur) manchem dieser Meinung widersprechend erscheinen, so ist doch bei näherer Betrachtung auch hier nicht zu verkennen, daß der gewaltsam ausbrechende und Mord drohende Zorn der beim Kartenspiel in Streit gerathenen Bauern nur Lachen zu erregen vermag, indem der eine erschrocken zurückweicht, der andere in kraftlosem Aufbrausen ihn mit dem Messer bedroht und dabei noch von dem dritten zurückgehalten wird, so daß ganz und gar kein Blutvergießen zu erwarten ist. Finden sich sonst einige ihm zugeschriebene Radirungen, deren Inhalt sich nicht mit Ostades seinen Gesinnungen verträgt, wie die Lauserin, der Pisser, so ist bereits auch schon entschieden anerkannt, daß sie ihm mit Unrecht zugeeignet wurden. Eben so ist in manchen Kupferstich, der den Namen unsers Künstlers als Unterschrift trägt, wohl mancher Zweifel zu setzen, da es nur zu häufig geschehen ist, daß Kupferstecher (selbst gleichzeitige) theils aus Mangel sicherer Kenntniß, theils ihre Arbeit dem Publikum günstiger zu empfehlen, den Namen eines berühmten Malers darunter setzten, für welchen der Gegenstand geeignet scheinen konnte.

Gewiß beruht die gemüthliche Stimmung, der heitere Humor, die feine Charakteristik, welche Ostades Radirungen zu bewundern geben, nicht auf einem gewöhnlichen Produciren des Malers, sondern auf der höhern Stellung des Künstlers, von welcher derselbe seine Aufgabe so leidenschaftlos als liebevoll überblickt und die dürre Armseligkeit des gebotenen Gegenstandes vor einer heitern Stimmung vergißt, die er in sie trägt. Diese läßt ihn in dem beschränktesten Vermögen der darzustellenden Personen die vollkommenste Zufriedenheit, in den armseligsten Wünschen derselben eine Glückseligkeit aussprechen, wie sie den Begünstigten der Erde nicht leicht zu Theil wird. Ist es nicht rührend und erhebend, da zu sehen, wie das Schicksal auch seinem vernachlässigtesten Kinde doch ein Scherflein zugeworfen hat, das dieses sich wie den Reichthum einer Krone anzueignen weiß! Hätte Ostade diese gemüthlichen Stimmungen, diese heitere Laune, diese Zustände der Glückseligkeit durch wohlgebildete, vom Schicksal begünstigte Menschen darstellen wollen, so würde er damit nur die platte Wahrheit ausgesprochen haben, daß dieß ganz in der Ordnung sey; solche Zustände aber bei Menschen zu sehen, welche unser Mitleid zu erregen geeignet scheinen, diese im Besitze der frohesten Lebensgefühle zu finden, welche wir bei den vollkommensten Mitteln doch nicht leicht zu erreichen wissen, verbreitet einen höhern, einen poetischen Reiz über die Vorstellung. Wenn daher Ostade auch wirklich seine Personen in auffallender Häßlichkeit darstellt, so ist diese um des Contrastes der äußern Dürftigkeit und innern Glückseligkeit willen, doch als eine wahrhaft poetische anzuerkennen, indem sie das reine Gemüthsleben gerade um so mächtiger abspiegelt, weil es einen gedrückten Zustand verklärend umstrahlt.

Wie sehr man diesem Künstler auch häufig die Häßlichkeit seiner Gestalten zum Vorwurfe gemacht hat, so

wird doch selbst ein ganz unkünstlerisches Auge bekennen müssen, daß ihre Erscheinung weder Mitleid noch Ekel, noch ein herabstimmendes Mißfallen errege: wie viel weniger vermöchte sie das für den Kunstfreund, der sie durch die eigenthümlichen Mittel der Kunst, in Zeichnung, Helldunkel, Farbe u. s. w. so zaubervoll gehoben erblickt, daß sich alles Unangenehme der realen Wahrheit gänzlich verliert. Indem diese Personen nach dem rein künstlerischen Zustande ihrer Erscheinung den innigsten Kunstgenuß gewähren, geben sie zugleich die segensvolle Güte des Schöpfers zu erkennen, welcher mit ewiger Gerechtigkeit auch die gedrücktesten Verhältnisse bereichert, und es ist als ob der Künstler uns zurufe: „Kommt her, ihr Unzufriedenen, ihr Zweifler an der ewigen Güte und Gerechtigkeit, kommt und seht aus meinen Bildern, wie dem unverwöhnten Sinne bei drückender Armuth das beneidenswertheste Gut innerer Zufriedenheit und heiteren Frohsinnes unverkümmert bleibt, wie die Gemüthlichkeit meiner Leute ihre äußere Dürftigkeit vergoldet und ihnen eine reinere Glückseligkeit gewährt, als andere bei dem Ueberflusse äußerer Güter zu erreichen wissen! Seht wie die Heiterkeit auf den Gesichtern meiner armseligen Geschöpfe wie ein Sonnenstrahl glänzt, wie ihre täppische Zufriedenheit den Schöpfer preist!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Alterthümer.

Stuttgart. Am 11. und 12. Oktober wurden in Zell, Oberamts Backnang, bei einer Handarbeit menschliche Knochen, silberne Armspangen und eiserne Degen gefunden; die letzteren aber so inkrustirt, daß sie sich beim Waschen allmählig entblätterten, die Armspangen hingegen unversehrt. Sämmtliche Leichname kehrten die Füsse nach Osten, und jeder hatte auf der rechten Seite einen Degen.

Der Verein für Kunst und Alterthum in Oberschwaben, dessen Ausschuß in Ulm sich befindet, hat das königl. Oberamt Göppingen mit dem Ersuchen angegangen, die in der nahen byzantinischen Kirche zu Faurndau vor nicht langer Zeit entdeckten alten Wandgemälde zu erhalten, oder, bevor sie übertüncht würden, eine Copie davon nehmen zu lassen.

Trier, 19. Oktober. Kürzlich ist in unserer Nähe eine interessante Entdeckung gemacht worden, indem ein Landwirth in Zewen, bei Bearbeitung eines Grundstücks auf dem Banne von Zewen, auf römische Trümmer gestoßen ist, bei deren weiterer Nachgrabung eine römische Gravstätte entdeckt wurde. Man fand mehrere steinerne Särge, welche in Reihen längs der nach Igel führenden Landstraße aufgestellt waren, und außerdem menschliche Gebeine, Thränenurnen, mehreren Metallschmuck und sonstige Zierrathen.

Triest. Die unter Leitung des Dr. Kandler veranstalteten Ausgrabungen um und in Triest haben den glücklichsten Erfolg. Man ist jetzt unterhalb des isolirten Thurmes von St. Giusto auf einen Tempel gestoßen, der in manchen Theilen noch vollkommen gut erhalten ist. Außer schön gearbeiteten Friesen hat man einen, freilich verstümmelten, Jupiterskopf und die Büste der Juno gefunden. Die Säulen sind sehr abgestoßen, dagegen die Postamente so glatt, als hätte sie erst der Meißel verlassen.

Neapel. Die neuen Ausgrabungen in Pompeji in der Fortunastraße, in der Nähe des nolanischen Thores, zeichnen sich besonders dadurch aus, daß auch die Häuser nach außen, nach der Hauptstraße zu, mit schönen Wandgemälden geschmückt sind. Eins der schönsten dieser Wandgemälde ist Dionysos und Ariadne, in der Mitte Tiger und Weinstock, links Eros, $4\frac{1}{6}$ Palmen breit, 3 Palmen hoch. Zwei einzelne Götterfiguren, jede 2 Palmen hoch, wenn auch nicht zu den besseren Malereien zu zählen, sind wegen der Attribute interessant; die eine stellt den Herakles vor, in der Linken Keule und Löwenfell, in der Rechten eine Schale, rechts neben ihm ein Schwein; die andere Figur stellt den Hermes vor mit geflügeltem Hut, Flügel an den Füßen, in der Linken den Caduceus und in der Rechten den Geldbeutel, rechts neben ihm ein Hahn. Sehr naiv ist das Gemälde, vielleicht als Schild eines Weinhauses dienend, wo Dionysos nebst zwei Frauen Weintrauben mit den Füßen keltern, die von einem Jünglinge herbeigebracht werden, während ein anderer Knabe den gekelterten Wein in ein in die Erde versenktes Faß von gebrannter Erde laufen läßt; $2\frac{1}{2}$ Palmen breit, $1\frac{1}{2}$ Palme hoch.

Kopenhagen. Von dem Funde einer Goldstange bei Nykbping in Schweden, welche auf Befehl des Königs von Schweden von der Akademie angekauft werden soll, heißt es in dem von der Akademie deshalb abgegebenen Gutachten, daß diese Goldstange, welche an dem einen Ende mit einem ziemlich großen Auge, an dem andern mit einem runden Knopf versehen ist, ursprünglich ein Halsring gewesen, welcher gerade gemacht worden sey. Obgleich solche Ringe in den unter der Obhut der Akademie stehenden Sammlungen in größerer Anzahl, als in irgend einem anderen Museum, aufbewahrt werden, so findet sich doch keiner, der dem erwähnten an Form und Arbeit gleich ist. Der Fund giebt den Alterthumsforschern einen neuen Beweis von der mannigfachen Kunstfertigkeit der Vorzeit und dem Ueberfluß an edlen Metallen, welcher letztere Umstand offenbar von einem lebendigen Verkehr zwischen dem Norden und den östlichen Ländern in einer fernen Zeit zeugt, wofür doch die Geschichte des Vaterlandes und die fremder Völker keine oder doch nur unbedeutende und fragmentarische Beweise geben.

Haag. Bei Utrecht hat man mit den Ausgrabungen wieder begonnen. Das Interessanteste, was man jetzt gefunden, ist ein $8\frac{1}{2}$ Loth wiegender silberner Armring, eine Grablampe ꝛc. Bei Nymwegen hat man eine solche Menge gut erhaltener römischer Ziegel gefunden, daß ein Hr. Guyot davon 6 volle Wagenladungen an sich gebracht hat.

Bei **J. G. Müller** in Gotha ist erschienen:

Rathgeber, G., Annalen der Niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst.

1. Band umfaßt die Jahre 1400—1520. Preis 3 Rthlr.
2. — — — — 1521—1599. — 3 —
3. — — — — 1600—1640. — $5\frac{1}{2}$ —

Dieses Prachtwerk ist durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 97.

Kunstblatt.

Dienstag, den 6. December 1842.

Adrian Ostade.

(Fortsetzung.)

III.

Es würde uns nicht in Verwunderung setzen, wenn Manche in obiger Anerkennung der künstlerischen Verdienste Ostades einen einseitigen Enthusiasmus oder eine tadelnswerthe Lobpreisung finden. Bei der sehr gewöhnlichen Ansicht, Gemälde nur als Abbilder der Natur und des Lebens zu betrachten und ihren Werth nach den Begriffen davon zu ermessen, glaubt jeder sie eben so leicht beurtheilen zu können, als er Natur und Leben zu verstehen meint. Aus diesem Wahne sind stets Irrthümer in Beurtheilung der Werke der Malerei entstanden, denen keine andere Kunst in so hohem Grade ausgesetzt ist. Der begeisternde Gedanke des Dichters entwickelt sich im Worte, im Rhythmus, das Gefühl des Musikers im Reiche der Töne, mithin in keiner dem Sichtbaren zu vergleichenden Gestalt; die Malerei dagegen findet ihr Daseyn in sichtbaren Formen, und ist ganz auf die Erscheinungen der wirklichen Natur hingewiesen. Indem sie nicht ohne Nachahmung derselben zu bestehen vermag, darf man jedoch darinnen nicht ihr Ziel suchen, ohne ihr eine ganz äußerliche und zufällige Bestimmung zu geben, und die täuschendste Naturnachahmung zu ihrem höchsten Verdienste zu erheben. So aufmerksam auch der Maler die Natur zu beachten und nachzuahmen hat, so ist dieses doch nicht sein Endzweck, sondern gilt ihm blos als die Bedingung, unter welcher seine Ideen ihr reales Kunstdaseyn erlangen. Sein wahres Ziel ist in dem Urquell aller künstlerischen Fähigkeiten zu suchen, aus welchem ihm die Begeisterung für irgend eine Aufgabe kommt, und er dieselbe durch die Mittel der Darstellung als Zeichnung, Licht, Schatten, Colorit ꝛc. zur sichtbaren Anschauung zu bringen weiß. Auf ein freies Schaffen, womit der Künstler eine Idee, eine besondere Stimmung seiner Gefühle, irgend einen bestimmten Zustand seiner innern Anschauung, in seinem Werke sichtbar als abgeschlossenes Ganzes ausspricht, gründet sich also die Wahrheit der Kunst als eine ideelle, die sich zwar auf die Wahrheit der Natur als auf ihren realen Grund und Boden stützt und diese vollkommen in sich schließt, sich jedoch so hoch darüber erhebt, als die Idee des Künstlers nicht auf zufälligen Wahrnehmungen, sondern auf geistiger Durchdringung äußerer Anschauung beruht. Die geistige Ansicht des Künstlers, sein Gedanke von der Aufgabe, ist darum als die Seele seines Werkes zu betrachten, aus deren Tiefe sich die schöne Blüthe desselben entfaltet. Die Kunstformen, unter welchen dies geschieht, durch welche sich Alles so deutlich und klar zeigt, und auf eine das Auge anmuthig berührende Weise die ganze Stimmung der künstlerischen Begeisterung auf den Betrachter zurückwirkt, sind ganz und gar nicht der Natur abzuschreiben, sondern gehen frei aus den schaffenden Kräften zur Kunst, gleichsam als der schöne Körper des wirkenden Geistes, hervor. So wird das Gemälde, indem es sich in den Schein der Naturwahrheit hüllt, eine kleine selbstständige Schöpfung des Menschengeistes, findet in ihm seine Belebung und Gestaltung, und verhält sich deshalb ähnlich zu ihm, wie die Weltschöpfung zum Geiste Gottes, als in ihm bedingt und vollendet. So wenig also die äußere Natur die geistige Wahrheit des Kunstwerkes gewährt, so wenig diese durch Berechnung noch durch Schulübung hervorzubringen ist, so wenig vermag auch der Maßstab für unsere Beurtheilung derselben in etwas anderm gefunden werden, als nur im Erkennen des in der Malerei schaffenden Geistes. Nur in dem Nachempfinden, in dem Anbilden zu den Schönheiten, welche von dieser Seite das Kunstwerk erfüllen, in einem gewissen passiven Zustande derselben Fähigkeiten, welche das Kunstwerk hervorriefen, vermögen wir ein reines Gefühl und Bewußtseyn für Kunst zu erlangen. Die Anlage dazu findet sich von Natur nicht bei dem einen Menschen wie bei dem andern; oft wird sie ganz vermißt, oft nimmt sie eine besondere Richtung für Genüsse der Poesie, der

Tonkunst, der Malerei oder sonst. Auch tritt sie in einem ungebildeten Zustande noch so wenig in voller Bedeutung hervor, als das Genie selbst, sondern erlangt wie dieses erst durch edlere Ausbildung seine reinere Gültigkeit. Deshalb ergiebt sich so häufig, daß der Eine nichts als das Abbild wirklicher Gegenstände oder Handlungen in einem Gemälde zu sehen und zu beurtheilen weiß, das den Andern zur Begeisterung hinreißt und ihm ein Entzücken gewährt, wozu sich in der äußeren Bedeutung des dargestellten Gegenstandes kein Grund findet. Jene auf dem schaffenden Geist des Künstlers beruhenden Principien der Malerei und die Schönheiten, die daraus fließen, gestalten sich in den Werken dieser Kunst so endlos neu, wie diese selbst, indem sie nach Zeit und Volksvermögen wie nach den Individualitäten der Künstler auf's Mannigfachste nüancirt erscheinen.

Nur andeutend können wir hier berühren, welche Eigenthümlichkeiten sich in Ostades Werken vornehmlich bemerkbar machen, wobei wir uns besonders wieder auf seine Radirungen beziehen.

Ein freies künstlerisches Wirken, welches diesen Radirungen einen von dem dargestellten Gegenstand unabhängigen Reiz gewährt, findet sich zunächst in der Art und Weise, womit uns der Künstler seine Darstellung vor Augen bringt, in dem künstlerischen Vortrage. Der Maler muß zeichnen und malen lernen, Hand und Auge muß durch Schule die Fähigkeit erlangen, sichtbare Gegenstände der Natur gut darzustellen, daß sie naturgemäß wahr auf der Fläche erscheinen. Dies Verdienst ist ihm nicht höher anzurechnen, als jedem Andern die Geschicklichkeit, seine Sache genügend zu machen. Allein wir finden bei Ostade mehr, als was das bloße Machen gewährt; nirgends wird uns ein mühsam erlerntes Bestreben, nie eine Anstrengung verrathende Arbeit dabei fühlbar, keine wiederkehrende Gewohnheit, keine angenommene Manier langweilt unser Auge; sein in Uebung gereiftes Vermögen des Darstellens zeigt sich vielmehr in einem unabhängigen, freien, gefühlvollen Wirken für den Ausdruck seiner innern Anschauung des Gegenstandes. Entfernt von der Absicht, das Auge des Beobachters durch zierliche Striche, durch einen schmeichelhaften Vortrag zu bestechen, drückt er so unabhängiger und reiner aus, was er für den Gegenstand fühlt. Seine Hand ist ganz von seinem Gefühle geleitet, jeder Strich zeigt sich als unmittelbarer Ausdruck desselben, indem er sich harmonisch allen Formen und Verhältnissen anfügt, und zugleich alle Personen so lebendig, so charakteristisch und ausdrucksvoll, in so gefälliger Gesammtwirkung darstellt, als sich irgend denken läßt. In leichter Sicherheit drückt die ungeschmeidige Spitze der Radirnadel Stellung und Bewegung jeder Figur aus, in malerischen Zügen deutet sie die Bekleidung derselben, Geräthschaften und alles Nebenwerk charakteristisch an; in kecker Bestimmtheit für nahe, in verschwimmender Zartheit für entferntere Gegenstände. Mit Leichtigkeit bewegt sich der Strich, die mannigfachen Zustände und Lichtspiele des Helldunkels u. m., anmuthig auszudrücken, stets regelfrei, und, bei Beachtung aller Naturwahrheit, doch nur für den Ausdruck seiner ästhetischen Ansicht von der Vorstellung. So verschwindet das Materielle der Arbeit, so verliert sich alles Absichtliche und Berechnete, alles Effektstreben in geistiger Durchdringung des Striches, des Zuges der Hand, daß dieser gleichsam als der reine, klare, melodische Klang des Instrumentes erscheint, auf dem der Künstler sich hören läßt.

Wie wenig die Striche der Radirnadel und eben so des Pinsels, womit Ostade seine Werke hervorbrachte, blos für die formelle Erscheinung berechnet, sondern von dem feinsten Gefühle geleitet und durchdrungen sind, zeigt sich überraschend, wenn man Copien seiner Radirungen, selbst von geschickter und geistreicher Hand, mit den Originalen vergleicht. Sie mögen mit aufmerksamer Treue Strich vor Strich nachahmen oder in ungebundener Freiheit ihre Absicht erreichen, wie sinkt der lebendige Ausdruck, die Wahrheit des Charakteristischen zur gemeinen und rohen Wirkung herab, wie geistlos und trocken zeigt sich da das Ganze! Jener feine und lebendige Ausdruck, welchen Ostade durch den geistreichsten Vortrag darzustellen wußte, setzt freilich auch die edelste Reife seiner Anschauung der Natur und des Lebens voraus, welche nicht auf gemeinem Standpunkt gefunden wird, und welche selbst in seinen Arbeiten zu erkennen einen verfeinerten Sinn erfordert. Wie fein ist das Charakteristische jeder Figur, das Sprechende ihrer Physiognomie aufgefaßt und gleichmäßig in allen Formen und Bewegungen des Körpers und seiner Glieder empfunden! Welche große Naturwahrheit spricht sich da aus, ohne sich für äußere Bedeutung geltend zu machen, ohne Gemeinheit zu zeigen oder in plumper Weise zu imponiren! So verlieren selbst die niedrigsten Personen, die in Nr. 8, 20, 21, 22 seiner Radirungen der Classe der Bettler anzugehören scheinen, alles Schmutzige, Ekelhafte, Bedauernswürdige ihres Zustandes in der Ansicht, die er von ihnen zu nehmen weiß. Wie durch den Vortrag, so weiß Ostade auch in der Auffassung und Darstellung der Bekleidung ein eigenthümliches Wohlgefallen und besondere Schönheiten zu entfalten. Diese ist ebenfalls bei unübertrefflicher Wahrheit, welche uns das Gewohnte und Abgetragene derselben, selbst die Verschiedenartigkeit feinerer und gröberer Stoffe erkennen läßt, nie gemein gedacht, strebt nie das Schmutzige oder Zerrissene ihres Zustandes geltend zu machen, indem sich ihre Behandlungsweise nur auf große Wahrheit stützt, um rein künstlerische Reize desto bedeutungsvoller zu

Digitized by Google

entwickeln. Alle Formen, in welcher die Bekleidung der Figuren in die Augen fällt, sind rücksichtlich ihres charakteristischen Verhaltens zu einer bestimmten Person und ihres Einklanges zur Gesammtharmonie des Bildes so bedeutsam als malerisch schön angeordnet. Bei aller Treue für das Volksthümliche der Tracht, zeigt sich dieselbe nie in ermüdender Wiederholung noch in zufälliger oder gleichgültiger Weise, sondern bei charakteristischer Einheit in so phantasiereicher Mannigfaltigkeit, daß sie nie die angenehmste Wirkung auf das Auge verfehlt, während man sich jede Figur gar nicht anders als in der ihr ertheilten Bekleidung denken kann. Kein Kleidungsstück ist um seiner selbstwillen in platter Wahrheit da, weshalb Ostade auch sehr weise vermeidet, es so sorgfaltig und ausführlich darzustellen, als ihm leicht seyn würde, und sich z. B. begnügt, die Falten und die Brüche derselben mehr naturgemäß in malerischen Zügen anzudeuten, als sie mit genauer Deutlichkeit durchzubilden. Eben so ist es mit allen andern zufalligen Gegenständen und Nebendingen im Bilde, die wir der Kurze wegen hier nicht näher berühren, um das Wesentlichste seiner künstlerischen Schönheit in Composition, Helldunkel und Colorit etwas naher zu beachten, worin zugleich alles unwesentlich Scheinende seine künstlerische Bedeutung findet.

Ostades Bildern von mehreren Figuren liegen gewöhnlich mehr gewisse individuelle Zustände von Gesinnungen, Stimmungen und Gefühlen, als eine ausdrucksvolle oder sonst bedeutende Handlung zum Grunde; sie sind stets frei davon, eine novellistische Bedeutung anzunehmen, und damit ein den reinen Gehalt des Kunstwerkes beeinträchtigendes Nebeninteresse in die Vorstellung zu bringen. Oft ist es ein behagliches Zusammensein bei Bier, Tabak und launiger Unterhaltung, oder es sind zufallige Begegnungen und Gespräche, Beschäftigungen sehr gleichgültiger Art, gemüthliche Familienscenen und sonst fröhliche Lebensregungen, die uns seine Radirungen zeigen. Diese Wahl ist in sofern höchst weise, als das Interesse am Bilde durchaus nicht über den vorgestellten Moment hinausgeführt wird, nie ein besonderes Wissen, noch eine absichtliche Aufregung voraussetzt, aber auch um so schwieriger, als der Stoff des Bildes an sich uninteressant ist und alles, wodurch er uns fesseln und entzücken soll, einzig in den ästhetischen Schönheiten seiner bildlichen Darstellung erreicht werden muß. Denn ist der Ursprung jeder Schönheit auch nur in der geistigen Tiefe des Künstlers, in seinen Gedanken und Gefühlen für irgend eine Aufgabe zu suchen, so findet dieselbe doch erst mit dem Bilde ihr Daseyn, indem sie eine sichtbare Eigenschaft desselben wird. Die Mittel, mit welchen er bildet, als Zeichnung, Helldunkel, Farbe und was sonst dahin zu rechnen ist, schließen nicht blos die Fähigkeit in sich, den Schein wirklicher Natur hervorzubringen, sondern vermögen auch seine innern Stimmungen und Empfindungen, sein Schönheitsgefühl in sich aufzunehmen und zur sichtbaren Erscheinung zu bringen. Sie sind geeignet, der sichtbare Wohlklang jeder künstlerischen Begeisterung zu werden. Nach dem besonderen Zustande derselben für eine bestimmte Aufgabe, weiß der wahre Künstler alle einzelnen Züge und Verhältnisse der bildlichen Darstellung so gegen einander abzuwägen und unter sich zu verknüpfen, daß sie sich zu seiner innern Anschauung als äußere Gestaltung, wie der menschliche Körper zu der ihn belebenden Seele, verhalten. Als ein nach geistigen Principien durch das Genie zur bildenden Kunst-Erzeugtes und Belebtes, als ein für die sichtbare Gestaltung von Empfindungen und Ideen rein Erfundenes sind demnach alle die Verhältnisse zu beurtheilen, unter welchen das Bild selbst hervorgeht. Die nächste Wirkung dieser eigenthümlichen Verhältnisse der bildenden Mittel tritt mit dem Entwurfe, der Composition, hervor. Es läßt sich als bekannt voraussetzen, daß die Vereinigung einförmiger Gestalten unsere Anschauung ermüdet, während eine angenehme Mannigfaltigkeit derselben sie erregt; daß zarte Schwingungen von Linien und Formen einen sanften, harte und scharfe hingegen einen unruhigen und herben Eindruck verursachen; daß also ein geistiger Ausdruck des Bildes sich darauf begründet, und eine künstlerische Verknüpfung so verschiedener Eigenschaften die anziehendsten Zustände zu gewähren vermag. Dieses Verhalten der Linien und Formen an sich und in gegenseitiger Wirkung verstand Ostade für den ästhetischen Gehalt seiner Bilder auf's Glücklichste zu behandeln. Indem, wie schon voraus bemerkt wurde, die trockene Alltäglichkeit seiner Vorstellungen des gemeinen Lebens nur in malerischer Weise ein ästhetisches Ziel zu erreichen vermochte, weiß er alle Gegenstände eines Bildes nach seiner innern Anschauung desselben in so malerischer Form zu gestalten, daß sie das Innere des gleich empfänglichen Betrachters auf höchst reizende Weise analog erregen. Dies Verhalten malerischer Wirkungen zu innern Zuständen erinnert unwillkürlich wieder an den Anklang der Töne zu denselben, wie denn überhaupt das malerische Element der bildenden Kunst in ganz paralleler Richtung zur Musik steht, und seine Tonart, seinen Takt und Ausdruck in der besonderen Gefühlsstimmung für irgend eine Aufgabe findet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nachrichten vom Oktober.

Alterthümer.

Aix. In der Straße Sylcavane hat man durch Nachgrabungen acht Gemächer und Corridore, sämmtlich mit musivischem Boden, auch kannelirte Säulenschafte von weißem Marmor und mit verschiedenen Capitellen entdeckt. Auch einige Sculpturen von sehr schöner Arbeit fanden sich in den architektonischen Theilen.

Verdun. In Jubécourt, Canton Clermont, hat man antike Ziegel von zierlicher Arbeit, wohlerhalten und in einer Lage vorgefunden, welche schließen läßt, daß hier eine Ziegelfabrik im römischen Alterthume bestanden habe.

Rouen. In der Ebene von Sotteville hat man bei dem Bau der Eisenbahn, wenige Fuß unter dem Boden, einen bleiernen Sarg auf römischen Ziegeln gefunden, mit Gebeinen, kleinen irdenen Gefäßen und einer wohlerhaltenen weiblichen oder Kinderarmspange en jayet. Der Entdecker hat dem Museum der Alterthümer ein Geschenk damit gemacht.

Amerika. Das Werk von Bradford: „American Antiquities and Researches into the origin of the Red Race," giebt über die nordamerikanischen Alterthümer die erwünschteste Mittheilung. Diese Monumente bestehen, wie in Guatemala, Yucatan u. s. w., in den Trümmern größerer Städte, Tempel, Wasserleitungen, Gräbern, bisweilen mit Mumien, in Gefäßen, Waffen und Schmuck. Es lassen sich zwei Perioden in jenen Denkmälern unterscheiden. Die eine bezeugt einen rohen, die andere wenigstens einen halbcivilisirten Zustand mit einiger Kenntniß von Künsten, welche sowohl zur größeren Bequemlichkeit wie zur Verschönerung des Lebens dienen; die Monumente der ersteren Art erstrecken sich vom höheren Norden bis nach Chili im Süden; die zweiten haben keine so große Ausdehnung und sind im Süden noch nicht sehr bemerkt worden, denn die Trümmer in Peru, aus den Zeiten der Yncas, zeigen eine andere Beschaffenheit und scheinen mit jener Civilisation keinen unmittelbaren Zusammenhang zu bieten. Die ersteren bestehen größeren Theils aus Gräbern mit roher oder gar keiner Maurerarbeit; die zweiten bezeugen durch die Größe ihrer Städte einen geordneten Staat und eine höhere Cultur des Bodens. Nach der Lage jener Monumente läßt sich mit vieler Bestimmtheit die Richtung nachweisen, welche die Civilisation in der nördlichen Hälfte Amerika's nahm. Sie beginnen im Staate New-York und ziehen sich an der westlichen Reihe der Alleghanygebirge hinab; im Süden der Vereinigten Staaten nehmen sie in Georgien eine östliche Richtung und enden an der südlichsten Spitze von Florida; im Westen der Union finden sie sich in großer Menge an den Ufern der Binnenseen, reichen bis an die Quellen des Mississippi und werden besonders an den Ufern des Missouri bemerkt; jenseits des Red River erstrecken sie sich in beinahe ununterbrochener Linie nach Mexiko und werden sich wahrscheinlich in jenem Lande, welches in dieser Hinsicht noch nicht genauer untersucht ist, nämlich Guatemala, in eben so bestimmter Reihe u. s. f. verfolgen lassen. In den Vereinigten Staaten berühren sie den atlantischen Ocean allein in Florida, das stille Meer an keinem einzigen Punkte; nördlich finden sie ihre Gränze in den kälteren Ländern. Aus den beiden ersteren Umständen läßt sich der Schluß ziehen, daß jene Völker im Norden sich nicht von der Küste aus verbreiteten, denn Völker, die ursprünglich am Meere wohnen, pflegen die Gestade desselben zuerst zu bevölkern. Dagegen kann man mit ziemlicher Sicherheit die Bestimmung aufstellen, daß die ursprünglich civilisirten Völker Amerika's sich von den Hochebenen Mexiko's nach Norden mit ihrer Cultur ausbreiteten, und daß jener Länderstrich in der Mitte des Welttheils, welcher bei der Eroberung der Spanier noch die Reste einer wahrscheinlich bereits verwilderten Civilisation wies, als der ursprüngliche Sitz der rothen Race anzunehmen ist, welche vom Zustande einer höheren Bildung zur Barbarei und gänzlichen Wildheit ausartete. Die angegebene Richtung der Civilisation wird durch die Sagen amerikanischer Völker bestätigt; in Massachusetts und New-York berichteten die Indianer den Europäern bei der Entdeckung, daß sie den Maisbau aus Südwesten und Süden erlangt hätten; die Spanier ferner erhielten in der südlichen Hälfte des Festlandes fast überall die Kunde, daß jener Getreidebau sich von Norden nach Süden verbreitet habe. Was den Culturzustand jener Völker betrifft, so besaßen sie, wie die Mexikaner, regelmäßig befestigte und große Städte; am Rock River z. B. befinden sich ausgedehnte Trümmer einer Ortschaft, deren Ringmauer von Backstein noch zu erkennen ist. Die Bevölkerung muß bedeutend gewesen seyn, denn in den Vereinigten Staaten zählt man jetzt an 5000 Punkte, wo dergleichen Reste vorhanden sind; auf Kentucki kommen allein 500. Der Bausthl ist im Allgemeinen derselbe wie in Mexiko, Guatemala und Yucatan, zeigt jedoch auch größere Vollkommenheit, wie wenigstens die Gebäude, welche die Spanier in Mexiko sahen; man bemerkt z. B. mit Stein gewölbte Abzugscanäle. Ein verfeinertes Leben erkennt man aus fein gearbeitetem Weiberschmuck (Armbändern, silbernen Medaillen, Schmuck von Jaspis, Krystall, Federn, Meermuscheln u. s. w., in Gräbern gefunden), an der zierlichen Form irdener Gefäße u. s. w; auch die Plastik erweist eine gewisse Ausbildung, indem die Musculatur auf Basreliefs und thönernen Figuren richtig wiedergegeben ist. An Metallen findet man am häufigsten Kupfer, zu Gefäßen und Schmuck verarbeitet, oft mit Silber überzogen, ferner silberne Becher u. s. w. Bearbeitetes Eisen ist nicht vorhanden; schneidende Geräthe findet man von Granit und Hornblende. Alle jene Monumente reichen der Zeit nach weit über die Entdeckung Amerika's hinaus, und bezeugen somit eine Civilisation von höherem Alterthum. Sie finden sich oft in unzugänglichen Wäldern, welche wenigstens einer Zeit von mehr als fünf Jahrhunderten bedurften, ehe sie die Beschaffenheit der sogenannten Urwälder erlangten. Die Nordamerikaner besitzen nämlich über die Bildung von Wäldern Erfahrungen, nach welchen sie das Alter derselben berechnen können, da die Colonisten einige Wälder früher gelichtet hatten, aber die Urbarmachung des Bodens wieder aufgaben, so daß neue sich bilden konnten. Der Untergang jener Civilisation wird aber ein Räthsel bleiben, da uns jedes Mittelglied, wenigstens nördlich von Mexiko, fehlt, um der Gegenwart eine Kunde über den Culturzustand der Ureinwohner zu ertheilen. Der Ursprung dieser Völker läßt sich dagegen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Die Köpfe auf thönernen Figuren und Basreliefs bieten asiatische Gesichtszüge; Untersuchungen der in den Gräbern gefundenen Mumien und Hirnschädel haben ebenfalls den Ursprung der rothen Race aus dem südöstlichen Asien nachgewiesen; kurz Bradford hält dieselbe für einen Zweig des indo-chinesischen Stammes, welcher sich von Mexiko aus nach Norden und Süden über das übrige Festland verbreitete und durch gewaltsame Naturzerstörung, so wie durch innere Zerrüttung und gegenseitige Kriege seine Civilisation verlor, wovon sich bei der Ankunft der Europäer nur verhältnißmäßig geringe Reste erhalten hatten. Die Kunde jenes Unterganges ist und bleibt für die Gegenwart verloren.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 98.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 8. December 1842.

Adrian Ostade.

(Schluß.)

Werfen wir noch einen Blick auf Ostades Radirungen, so zeigen sich bei den Vorstellungen bloßer Brustbilder in Nr. 1—4 nur sehr wenige und einfache Formenverhältnisse. Es ist hier blos darum zu thun, in den Formen und Zügen des Gesichtes einen bestimmten Menschen in gefälliger Wirkung so vorzustellen, daß wir uns bei der Betrachtung in das innerste Leben desselben hinein zu fühlen vermögen, wobei alles Andere, als die nothwendige Bekleidung, hier die Kunstauffassung nur zu störenden Nebenbetrachtungen ableiten würde. Aber diese Theile der Bekleidung verhalten sich in Formen und Behandlung nicht gleichgültig noch zufällig, noch blos stoffartig, sondern erscheinen in so charakteristischen und zugleich so malerischen Formen, daß sie einmal ganz unveränderlich Eins mit dem Ausdruck des Gesichts zu seyn scheinen, und zweitens, in malerischer Wirkung (jenem Ausdrucke analog) das Auge so berühren, daß wir auf's Angenehmste und Lebendigste wieder empfinden, was der Künstler dafür fühlte. Bei den Halbfiguren Nr. 5—8 ꝛc., wo der innere Zustand des Menschen sich nicht blos in dem Gesicht, sondern auch in andern Theilen des Körpers und in seiner Bewegung ausspricht, und sich in dem Verhalten von Umgebungen dazu kund giebt, sind schon mehr und mannigfachere Formen sowohl charakteristisch zu vereinen, als in malerischen Wohlklang nach der Empfindung zu stimmen, mit welcher der Künstler jede dieser Aufgaben betrachtet. Wie wenig macht sich jedoch hier irgend Etwas an sich, oder mit Uebergewicht für seine äußere Bedeutung geltend, wie mäßig und sich gegenseitig aufwiegend ist Alles gehalten, um die dargestellte Figur und ihre Handlung als ein abgeschlossenes Ganze in charakterischer Wirkung und malerischer Anmuth so zu zeigen, daß sich nichts dabei vermissen läßt, und die Darstellung in reiner Kunstbedeutung vor die Augen tritt. In Nr. 9 drücken doch gewiß die einfachen Theile des Hauses, vermöge ruhiger, klarer und anziehender Formenverhältnisse, sehr harmonisch die gemüthliche Zufriedenheit des Bierwirths aus, der in der halbgeöffneten Thüre ruhig abwartet, bis ein Gast eintreten wird, — zeigen schon an sich einen zur Annäherung einladenden Zustand, und vereinigen sich mit der Figur selbst für den ästhetischen Ausdruck der künstlerischen Gefühlsstimmung, die als seine Seele das Bild durchdringt. Die einfachen Linien und Formen des gleichgültigen Fensters, welches in Nr. 10 die herausblickende Halbfigur umgiebt, accordiren in so malerischen Verhältnissen zu derselben, stehen so einklangsvoll in Gegengewicht zu den bewegten Formen der Figur, daß sich für die bedeutungsvolle und schöne Wirkung des Ganzen gewiß nichts hinzuthun noch wegnehmen läßt, ohne die Einheit desselben zu beeinträchtigen. Mag auch nur dem Künstler das Gesetz klar und deutlich seyn, wonach er jeder einzelnen Form gerade nur diesen und keinen andern Ausdruck giebt und sie eben nur so mit andern in Verbindung bringt, mag nur ihm etwa das Weinlaub in der obern Ecke ein ganz wesentlicher und nothwendiger Theil des Bildes seyn; stets bleibt dies Alles auch für uns die unveränderliche Bedingung, wodurch seine innere Ansicht, das künstlerisch Seelenvolle des Bildchens nur auf eine so eigenthümlich schöne Weise zu erfreuen vermag, wie dieses derselbe Gegenstand in der Wirklichkeit des Lebens nie gewähren kann. Die Gruppe der Beiden in Nr. 11 würde unbedeutend und reizlos erscheinen, wenn die wenigen Umgebungen nicht wirkten, sie in malerischer Anmuth erscheinen zu lassen; nehme man z. B. nur die für äußere Bedeutung ganz gleichgültige, ja unnütze Ecke links oben am Fenster weg, welche Leere würde dadurch die Wirkung des Ganzen beeinträchtigen! Eben so würde das Zufällige der Begegnung und des Gespräches in Nr. 12 sich nicht nur fragmentarisch, sondern auch wirkungslos aussprechen, wenn die Figurengruppe nicht durch entsprechende Umgebungen bedeutungsvoller und zugleich im Einklange mehrfacher

igitized by Google

malerischer Schönheiten wirkungsvoll erschiene. Die fröhliche Lebendigkeit der Figurengruppe Nr. 13 spricht sich unter mannigfacheren und belebteren Linien und Formen bedeutungsvoll und malerisch schön aus, während die einfache gemüthliche Scene in Nr. 14 ihre Bedeutung und Anmuth in einem ruhigen, klaren Verhältniß aller Formen findet. So sind Nr. 15—17 nicht weniger charakteristisch für den eigenthümlichen Zustand jeder Vorstellung gedacht, als in malerischen Verhältnissen zu einer bildlichen Wirkung vollendet, womit der Betrachter zu keiner aufzählenden Vergleichung, sondern zu dem freien Nachempfinden der poetischen Stimmung des Künstlers für das Ganze erregt wird. Heftig wirkende, unruhig in einander greifende Formenverhaltnisse wirken in Nr. 18, der Handlung gemäß, auf das Auge, und finden durch die Einförmigkeit anderweiter Umgebungen und durch den ruhigen Hintergrund ihren Gegensatz, sowohl für erhöhete Wirkung, als für abgeschlossene Einheit des Ganzen. Nr. 20—22 sind in Charakteristik und Physiognomie so abgeschlossene und in den sie aussprechenden Formen so vollendete Personen, daß jede anderweite Umgebung nur zu stören, den Eindruck zu schwächen vermöchte. Eben so bei Nr. 24, einen lustigen Bruder darstellend, den seine Frau aus dem Wirthshause abgeholt zu haben und unter Zureden, welches er mit Schalkheit aufnimmt, nach Hause zu nöthigen scheint. Dieser aufgeregtere Gemüthszustand zeigt sich in beiden Personen schon so abgeschlossen und so malerisch anziehend ausgedrückt, daß der Künstler kein weiteres Beiwerk, keine mitwirkenden Formen für die klare wohlgefällige Darstellung seiner Ansicht nöthig fand. Dagegen weiß er in Nr. 25 das an sich gleichgültige Gespräch zweier Personen durch ziemlich weitläufige Umgebungen interessant und wohlgefallig zu motiviren, indem er in demselben einen gemüthlichen Zustand anschaulich macht, der die Situation dieser Personen, ihre individuelle Stimmung, ihre Lebensempfindungen gleichsam in poetischer Schilderung motivirt, daß wir beim Anblick dieses Bildchens klar und vollständig als schönes Ganze empfinden, was Ostade als geistiges Leben hineinlegte. So ähnlich bei Nr. 27, 31, 32 u. and. In Nr. 33 ist die Anordnung aller Linien und Formen der hier zur Ansicht gebrachten mannigfaltigen Gegenstände so durchdrungen von dem Gefühle einer zur Gewohnheit gewordenen Geschäftigkeit des häuslichen Lebens, wo Alles auf die Hände des Vaters und der Mutter wartet, daß wir auf dem schönsten Wege bildlicher Wirkung diesen Zustand auf's Vollkommenste nachempfinden. Die Composition des Tischgebetes Nr. 34 ist in allen Gegenstanden und in ihren Formenverhaltnissen so der Sammlung und Ruhe des dargestellten Momentes entsprechend, daß dieser durch alle Einzelnheiten widerklingt und das Ganze als Einheit des künstlerischen Gefühles durchdringt.

Mögen diese Andeutungen genügen, auf die Schönheiten in Ostades Compositionen aufmerksam zu machen und zur Wahrnehmung der noch weit mannigfaltigeren und größeren Schönheiten zu führen, welche sich aus vielseitigen und reicheren Verhältnissen der malerischen Anordnung ergeben, wie z. B. bei Nr. 44—50 seiner Radirungen.

Wenn der künstlerische Gedanke in der Composition durch ein analoges Verhalten der Gegenstände nach ihrer Räumlichkeit sein bildliches Daseyn erlangt, so ist dies doch eigentlich nur von den Umrissen ihres Flächeninhaltes zu verstehen, da die plastische Erscheinung jeder Form erst mit der Anwendung von Licht und Schatten bewirkt wird. Diese Träger der bildlichen Erscheinung, womit die darzustellenden Gegenstände erst in Runde und Fülle ihrer Formen naturgemäß wirken, umfassen wir hier in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes Helldunkel (im engern Sinne wird es häufig für den Mittelzustand zwischen Licht und Schatten, für das Halbdunkel, genommen), welches alle die mannigfachsten Verhältnisse der Beleuchtung umfaßt. Das Helldunkel schließt demnach nicht nur das wesentlichste Mittel für täuschende Naturnachahmungen in sich, sondern es gewährt der Phantasie auch wiederum den weitesten Spielraum, alle Gefühlszustände des Künstlers unter so eigenthümlicher als schöner Wirkung zur Anschauung zu bringen. Ja, so wesentlich das Helldunkel für die sinnliche Erscheinung des Bildes ist, so entschieden muß es eine geistige Durchdringung und Belebung erfahren, um die ästhetische Schönheit des Bildes zu fördern und sie nicht herabzuziehen. Deshalb ist das Helldunkel des Ostade auch keineswegs blos eine geschickte Nachahmung der Natur für die Wahrheit der plastischen Wirkung. Ohne materiell zu erscheinen, wie es die genaueste Nachahmung der Natur zur Folge haben würde, ist dasselbe doch vollkommen wahr gedacht, und wirkt faßlich und klar, nicht blos für den eigenthümlichen Zustand eines Bildes, sondern auch für die Schönheit seiner Erscheinung. Stets verhält es sich in Uebereinstimmung zu der Gesammtwirkung des Bildes nach einem und demselben Gefühle des Künstlers, welches alle anderweiten Stadien der Hervorbringung durchdringt, und hier in den Massenverhältnissen von Licht und Schatten sowohl, als in den mannigfachsten Uebergängen, in belebenden Reflexen u. s. w. so genußreich für das Auge wird, als die Töne der Musik für das Gehör.

Da der empfängliche Betrachter in jedem Blatte von Ostades Radirungen das reichste Gefühl für Helldunkel in dem eigenthümlichsten Ausdrucke für den Sinn der Darstellung, so wie in phantasiereicher Entfaltung für

die Schönheit derselben nicht verkennen kann, so begnügen wir uns hier nur beiläufig, noch an einige seiner Radirungen zu erinnern. Welch eigenthümlicher Reiz des Helldunkels zieht z. B. bei Nr. 23 das Auge zu diesem vernachlässigten Winkel des wirthschaftlichen Bauernlebens; wie gemüthlich, zufrieden und heiter fühlen wir diesen elenden Schoppen der Armseligkeit! Dies gewährt die freie phantasiereiche, nicht die für die Naturwahrheit berechnete Wirkung des Helldunkels. Jenes so heiter und klar gefühlte Licht erreicht seine Wirkung im Contraste zu dem morschen Bretterverschlage, und dringt so zauberisch in den düstern Raum, erhellt denselben in so mannigfaltigen Rücklängen des Reflexes, und nimmt dabei einen so harmonischen Einklang zu der Composition und dem Vortrage des Bildes, daß wir das freieste Wohlgefallen an dem Ganzen finden, ohne an ein Wie oder Warum dabei zu denken.

Von der kleinen Landschaft Nr. 26 läßt sich nicht sagen, daß eine vorzugsweise schöne Partie der Natur dazu gewählt, noch daß sie in irgend einer Hinsicht der Natur treu nachgeahmt sey, am wenigsten in der Wirkung des Helldunkels, welches in diesem Falle manche Abweichung finden würde. Dennoch, wie die Composition hier eine einfache, stille Ländlichkeit ausdrückt, so giebt uns das Helldunkel in künstlerischer Freiheit den Zustand eines klaren, behaglichen Sommertages entschieden und schön zu fühlen; der Vortrag selbst spricht ganz dieses gemüthliche Sichgehenlassen im anspruchslosen Naturgenuß aus, ohne daß irgend eine Naturvernachlässigung stört, da eben das Ganze nicht in prospektartiger Absicht, sondern in dem Geiste innerer Wahrheit bildlich gestaltet wurde. Welch einen eigenthümlichen Zauber schließt das Helldunkel bei Nr. 32, im Verein mit der Composition, in sich. Wie ganz verschieden wirkt es bei Nr. 33, als lebendigster Ausdruck der Gefühlsstimmung für diese Aufgabe. Welche mannigfachen Verhältnisse entwickelt dasselbe in Nr. 49 und 50, um das Auge unwillkürlich mit Wohlgefallen an diese Vorstellungen zu fesseln, und uns damit das ganze darin entwickelte Leben in der Vollkommenheit fühlen zu lassen, in welcher der Künstler es zu erfassen und zu gestalten vermochte.

So wenig als andere Mittel, durch welche das Bild hervorgeht, ist auch die Farbe für äußere Wahrheit bedingt, sondern genügt derselben blos, indem der Künstler auch in ihr nur seine innere Stimmung für das Kunstgebilde ausspricht, und als Schönheit des Bildes harmonisch entwickelt. Das Verhältniß, in welchem er die Farben als Tinten neben einander stellt, diese für die mannigfachsten Töne modulirt, sie bald stark aufträgt, daß sie das Licht zurückstrahlen, bald in zarter Klarheit und Durchsichtigkeit so verbreitet, daß sie das Licht in sich auffassen und gefällige Reflexe annehmen; der Zustand, in welchem die Farbe das Auge des Betrachters zauberhaft anzieht und seine Gefühle für die Empfänglichkeit des Ganzen steigert, ist eben auch nicht zufällig noch willkürlich, sondern ganz die Wirkung der geistigen Schöpfungskraft des Künstlers. Man sehe nur zwei Gemälde von Ostade in der Dresdener Gallerie, eine Malerstube, ähnlich dem Gegenstande in Nr. 32 seiner Radirungen, und das Innere eines Wirthshauses, um zu bewundern, was er Außerordentliches in geistiger Durchdringung und Anwendung aller bildenden Mittel und ganz besonders im Colorit leistete. Nie wird bei ihm die Farbe als Material, nie der Farbestoff fühlbar, nie zeigt sie sich bei ihm in berechneter Anwendung für Effektwirkung, nie ist ihre Energie durch Mischung zu neutralen Tönen für eine conventionelle Harmonie gebrochen. Im Anschein der größten Wahrheit vielmehr verbreitet sie sich über das Ganze in einem Lichte und einer Klarheit, welche alle Schranken des Materiellen und der artistischen Berechnung so überschreitet, daß sie sich eben nicht systematisch nachweisen, sondern nur nach einem innern geistigen Anschauen bewundern läßt. So erklingt sie in unnennbaren Tönen nach der Stimmung des Künstlers für seine Aufgabe, und als eben so geistreicher wie bezaubernder Ausdruck derselben.

Ohne daß die Nachahmung der zufälligen äußern Wirklichkeit irgend bemerklich wird, ohne daß entlegene Begriffe und Ideenverbindungen sich der Betrachtung beimischen oder ein berechneter Effekt das Auge besticht, zeigen sich in Ostades Werken alle Figuren und anderweite Gegenstände in den leichtesten, natürlichsten und angenehmsten Wechselverhältnissen. Nichts erscheint gleichgültig und leer, noch gezwungen und überfüllt; Alles befriedigt auf's Vollkommenste unter dem Scheine natürlichen Daseyns, so wie in bildlicher Wirkung. Denn die Wahrheit und Reife seiner innern Natur- und Lebensanschauung gewährt seiner künstlerischen Begeisterung ihre sichere Haltung; für den besonderen Zustand derselben erfindet er mit genialen Kräften zu bildlicher Produktion jede Form, jeden Zug, als den reinen Lebensausdruck und zugleich als die sichtbare Schönheit seiner geistigen Auffassung. Diese Schönheit, die in den Reizen des Malerischen seine Bilder zauberisch umfließt, ist daher nicht weniger der Eigenthümlichkeit seiner Aufgaben entsprechend und auf sie bedingt, als die frommen Bilder eines Giovanni da Fiesole oder van Eyck ihre eigenthümliche Schönheit im Geiste tief religiöser Anschauung und Hingebung finden; als ein Michel Angelo die Größe seines Styles in der hohen historischen Bedeutung erreicht, in der er seine Aufgaben erblickt, und als die philosophisch geläuterte, ideelle Begeisterung des Raphael in der edelsten Reinheit

Digitized by Google

aller ſinnlichen Formen des Bildes als höchſte Schönheit zur Erſcheinung gelangt.

E. G. Boerner.

Nachrichten vom Oktober.

Alterthümer.

Brüſſel. Graf Merode hat die Trümmer des alten Schloſſes Moy, bei St. Quentin, an ſich gekauft, um ſie der gänzlichen Zerſtörung zu entziehen.

Spanien. Zu Lugo, in der Straße Batildes, hat man, in einer Tiefe von mehr als zwei ſpaniſchen Ellen, ein ſchönes Moſaikpflaſter gefunden, welches vermuthlich einem prachtvollen Tempel angehörte, der in dieſer Stadt, als ſie noch römiſche Colonie war, ſich befand. Dies beſtätigt ſich auch durch den Umſtand, daß man einige Säulenfüße und Säulenſchäfte noch in ihrer urſprünglichen Lage fand; eben ſo mehrere verſteinerte Knochen und Hörner von Ochſen, Ziegen und Schafen und einen eiſernen Haken, wie ihn die heidniſchen Prieſter gebrauchten, um die geopferten Thiere aufzuhängen. Das genannte Pflaſter iſt von außerordentlichem künſtleriſchem Werth, ſowohl wegen der Feinheit des Moſaiks, als wegen der Lebhaftigkeit der Farben und der Richtigkeit der Zeichnung. Die Entdeckung umfaßt bis jetzt blos zwei Ellen queer über die Straße und vierzehn in der Länge, und man erblickt einen Hirſch und ein Menſchenhaupt von koloſſaler Größe, das, nach den Attributen und den umgebenden verſchiedenartigen Fiſchen zu ſchließen, wahrſcheinlich den Gott Oceanus darſtellt. Unglücklicherweiſe ſtehen mehrere Häuſer gerade über dem Moſaik, ſo daß man nicht ſo weit ausgraben kann, als die Freunde der Archäologie wünſchen, und der „ökonomiſchen Geſellſchaft der Landesfreunde," die zur Leitung der Arbeit eine Commiſſion aus ihrem Schooße ernannt hat, fehlt es leider ziemlich an Geld.

Aegypten. Man hat auf der Straße von Alexandria nach Roſette Nachgrabungen angeſtellt und iſt auf die Grundlagen eines rieſenhaften Baues geſtoßen. Der aus Einem Stück beſtehende Schaft der Säulen iſt von rothem, der Fuß und das Capitäl von grauem Granit und nähert ſich dem korinthiſchen Styl. Der Schaft der Säulen iſt $10\frac{1}{2}$ Metres. Rund umher ſind eine Menge kleiner Säulen und Moſaikfragmente. Die Fundamente ſind ſehr ſorgfältig gebaut; der Boden erhebt ſich 4 Metres über das Gebäude. Bei einem benachbarten Dorfe fand man zwei Statuen, wovon die eine eine reducirte Copie der Venus von Milo iſt. Man ſetzt an dieſem letztern, zwiſchen Aſeſy und Abukir gelegenen Orte, die Nachgrabungen fort.

Lithographie.

Berlin. In der Gropius'ſchen Buch- und Kunſthandlung (C. Reimarus) erſcheint demnächſt ein lithographirtes Portrait der Kronprinzeſſin von Bayern. Daſſelbe wird von dem Lithographen Scherrle, von dem die diesjährige Kunſtausſtellung ſehr treffliche Arbeiten enthält, nach einem meiſterhaften Oelbilde von Begas gefertigt. Das letztere iſt unmittelbar vor der Abreiſe der jungen Fürſtin von Berlin gemalt und durch die glücklichſte Auffaſſung ausgezeichnet.

Lithographiſche Werke.

Berlin, bei Reimer: W. Zahn; Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä ꝛc. 2. Folge, 5. Heft. 6 Thlr.

W. Zahn: Ornamente aller claſſiſchen Kunſtepochen ꝛc. 9. Heft. 2 Thlr. 15 Sgr.

Regensburg, bei Fr. Puſtet: Walhalla. Aeußere und innere Anſicht nach den Aquarellbildern Heinrich Schönfelds in buntem Farbendruck ausgeführt durch die Kunſtanſtalt von Winkelmann und Söhne in Berlin. Mit begleitendem Texte von J. A. Pangkofer. 2 Blätter in gr. Folio. 5 fl. 24 kr.

Stuttgart, bei Weiſe und Stoppani: Ernſt Kopp; 25 Entwürfe zu Wohn-, Land- und Gartengebäuden im ſpitzbogigen Bauſtyl, ſowie Bemerkungen über unſere Baukunſt. 12 Kpfrtaf. u. 1 Bogen Text in gr. Folio. 5 fl. 24 kr. (Auch unter dem Titel: Beitrag zur Darſtellung des reinen Bauſtyls. 3. Heft. 5. Abthl.).

Paris. La Chine et les Chinois, dess. par Aug. Borget, lithogr. par Aug. Ciceri. 52 Platten Anſichten von den Inſeln Namo und Hong-Kong aus Macao und Canton, an Ort und Stelle aufgenommen und in der Druckerei von Lemercier u. Comp. gedruckt. Ein Text von Borget in Briefen, aus den Jahren 1838 und 1839, iſt beigefügt.

Literatur.

Aachen, bei Roſchüz: Regnault; höchſt intereſſante Verſuche über Daguerreotypbilder, von Herrn Moſer in Königsberg. Aus dem Franzöſiſchen. 8. 18 kr.

München, lit.-artiſt. Anſtalt: Franz von Kobell; Drei galvanoplaſtiſche Blätter (die Bilder ſind von Auguſt Schleich und Egid. von Kobell gemalt). 5 fl. 56 kr.

Bei Franz: Die goldene Chronik von Hohenſchwangau, der Burg der Welfen, der Hohenſtaufen und der Scheyren (von Freiherrn v. Hormayr von Hortenburg).

Kopenhagen. In den diesjährigen Annalen der nordiſchen Alterthumsgeſellſchaft befinden ſich mehrere Abhandlungen, deren Intereſſe dadurch erhöht wird, daß ſie in der Geſchichte bekannte Perſonen betreffen. Die erſte derſelben behandelt ein goldenes Kreuz von byzantiniſcher Arbeit, das, da es auf dem Grabe der Königin Dagmar in der Kirche zu Ribe gefunden worden, auch als dieſer geliebten Königin gehörig angeſehen wird; ſie iſt von einer Abbildung des Kreuzes begleitet und durch eine Skizze aus dem Leben der Königin Dagmar eingeleitet. Das zweite Stück iſt eine Beſchreibung des Fundes bei Vaalſe auf Falſter, im Frühjahr 1855, der in einer bedeutenden Maſſe feinen Silbers in Barren, Stangen, Ringen, Spangen u. ſ. w. theils ganz, theils in Stücken, und einer großen Sammlung von Münzen beſteht; es ſind außer Fragmenten und Doubletten 568 occidentaliſche und 160 cufiſche Münzen; aus den Beſchreibungen derſelben von Magiſter Lindberg erſieht man, daß der ganze Fund vor mehr als 800 Jahren in die Erde gelegt ſeyn muß. Die andern Abhandlungen betreffen noch andere, weniger allgemein intereſſante Ausgrabungen; Anſichten über die Behandlung der Kämpelieder; einige Bemerkungen über die vielbeſprochene Auffindung der Leiche der Königin Gunhild; antiquariſche Nachrichten aus Grönland und eine ſchwediſche Abhandlung über die Figurzeichnung der Vorzeit. — Der Band enthält 10 Kupfertafeln.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernſt Förſter in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 99.

Kunstblatt.

Dienstag, den 13. December 1842.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden.

(Fortsetzung zu Nr. 94.)

II.

Frankfurt: Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow, Lessing, Steinle, v. Lannitz; der Römersaal.

München im November.

In der Gemäldesammlung des Städel'schen Kunstinstituts zu Frankfurt am Main befindet sich ein Altarblatt von nicht unbeträchtlichem Umfang, auf welchem das Leben der Maria in seiner ersten und in seiner letzten Scene und zugleich ihre ganze Verwandtschaft, Groß und Klein, abgebildet ist. Das Bild gehört dem Anfang vom 16. Jahrhundert an, und Passavant schreibt es einem Frankfurter Meister, Namens Conrad Fyoll, zu. Ich kenne kein beglaubigtes Werk dieses Meisters, denke auch schlechterdings nicht daran, Dich, lieber Freund, in eine gelehrte Untersuchung jener Meinung zu ziehen, sondern ich nenne das Gemälde um eines charakteristischen Zuges willen, den es hat, der auf den Ursprung von Frankfurt (oder der Umgegend), wegen seiner geographischen Lage zwischen Ober- und Niederland, deutet, und der in der Kunst bis auf heute erblich erhalten zu seyn scheint. Von jeher bestand zwischen ober- und niederdeutscher Kunstweise ein beträchtlicher Unterschied, der sich am kürzesten durch das Ueberwiegen einestheils idealistischer, anderntheils natürlicher oder realistischer Elemente bezeichnen läßt.

Die im Laufe des 15. Jahrhunderts von den Niederlanden aus sich verbreitende Kunst traf schon in Köln auf ihre Gegnerin, warf sie indeß nieder und eignete sich nur wenig von den Schätzen der Besiegten an. Im Verfolg ihrer Siegesbahn traf sie mit der oberdeutschen Schule zusammen, namentlich der schwäbischen, die indeß, gerüsteter als die Kölner, durch ein bereits eingeleitetes Bündniß mit der Realität, sich zu Wehre setzte, einige Zeit hielt und endlich einen Vergleich zu Stande brachte, bei dem beide Theile ihre beiderseitigen Streitkräfte zu einem Bundescontingent zusammenstellten und neue Uebungen begannen. Eine solche Uebung ist nun das obengenannte Bild, in welchem niederdeutsche mit oberdeutschen Zügen wechseln und verschwimmen, und es kann darum gar wohl in Frankfurt, diesem Indifferenzpunkt zwischen Ober- und Niederland, gemalt worden seyn.

Ich sagte, dieser charakteristische Zug habe sich erhalten in der Stadt, denn wiederum sieht es daselbst aus, wie an der Tafel eines Friedenscongresses, und die Gesandten der streitenden Mächte sitzen zu Rath und Entscheidung, aus dem Süden und Oberland Cornelius, Overbeck, Veit, aus dem Norden und Niederland Schadow; mit ihnen das jüngere Geschlecht, von denen Steinle zu den erstern, Lessing, Hübner, Rethel zu den letztern zählen. Es giebt Leute, die sich von dieser Vereinigung etwas Ersprießliches für die Kunst versprechen, ich gehöre nicht zu ihnen; mir erscheint Eigenthümlichkeit unerläßlich beim Kunstwerk, und wenn ich auch die Verdienste einer Schule von Bologna nicht verkennen werde, so weiß ich doch auch, daß eine Schule von Athen aus ihr niemals hervorgehen konnte. Was also auch komme, es wird sich neben den Meister Conrad Fyoll, allerdings würdigen Andenkens, aber nicht neben Dürer oder van Eyck stellen dürfen.

Einer andern Betrachtung indeß konnte ich in den Sälen des Stadel'schen Institutes, vor den Werken von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow, nicht ausweichen. Zum ersten Male seit ihrem ersten öffentlichen Auftreten in Rom (in der Casa Bartoldi) stehen diese Künstler hier wieder neben einander, nach einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren. In welchem Verhältniß stehen sie nun unter sich, in welchem zur Zeit, der ihre Thätigkeit gewidmet ist? Wohl könnten von Allen nur sie allein die erste Frage genügend beantworten; dennoch will ich Dir meine Ansicht mittheilen, wie sie vor ihren Werken sich mir gestaltet, und unterwerfe mich gern Deiner und jeder Berichtigung.

Digitized by Google

Schadow ist keinem der drei Andern näher getreten, als er schon in Casa Bartoldi stand; diese aber haben sich, obwohl noch auf derselben Seite, doch sehr von einander entfernt. Am freiesten entwickelt und am weitesten über den Standpunkt von 1816 hinaus erscheint Cornelius; Veit dagegen hat eine Bewegung nach der entgegengesetzten Seite gemacht; Overbeck allein ist sich vollkommen gleich geblieben. In Einem stimmen alle vier überein: im Verhaltniß zu dem bewegenden Geiste der Zeit. Stoff und Auffassung des Stoffes entscheiden in dieser Beziehung am meisten, das Verstandniß der Form und ihres Werthes ist nur Wenigen in der Menge geöffnet. Aber grade der gewählte Stoff, oder wenigstens der Geist der Auffassung in den hier aufgestellten Werken, scheinet auf allgemeine Zustimmung nicht wohl rechnen zu können.

Von Cornelius ist die Farbenskizze zum jüngsten Gericht in der Sammlung des Instituts.[1] Cornelius hat, wie Schelling, nach der Philosophie der Mythologie (in der Glyptothek) die Philosophie der Offenbarung (in der Ludwigskirche) gegeben, und zwar ungefähr mit gleichem Erfolg, wie der große Weltweise. Frage ich mich, warum der Meister des Faust, der Nibelungen, der Theogonie mit dem jüngsten Gericht seine Zeitgenossen nicht zu fesseln vermocht, obschon seine Sprache darin freier und correkter ist, und dennoch in allen Theilen die ursprüngliche und eigenthümliche Kraft zeigt, so drängt sich mir vor allen als Ursache der Unterschied des Stoffs auf. Denken wir uns Menschen, die das Christenthum, wie wir die Mythologie, hinter sich hätten, seine Darstellung des jüngsten Gerichts müßte ergreifen, nämlich poetisch. So ergreift die Mythologie, als eine Macht außer uns; die Offenbarung aber, als eine Macht in uns, kann und darf nicht poetisch, sondern muß moralisch ergreifen; die Quelle ihrer Darstellungen ist nicht der Kopf, sondern das Herz; was sie giebt, müssen wir in uns erlebt haben, wenigstens darf es auf keinen Widerspruch im allgemeinen oder herrschenden Bewußtseyn stoßen. Der Begriff aber von sinnlichen Höllenstrafen, und gar von ewigen, wie sie das Bild darstellt, ist, obschon ihn die Kirche formell bewahrt, an dem Feuer der unendlichen Liebe Gottes, die dieselbe Lehre verkündet, verkohlt; der Teufel selbst, der ohnehin neben Gottes Allmacht und Allgegenwart — sobald diese wirklich ins Bewußtseyn dringen — keinen Platz mehr hat, und der sich lange Zeit nur noch als Gespenst in Wahnsinnigen und Kranken das Leben gefristet, ist zuletzt durch Mephisto alles Schrecklichen entkleidet, und dient gelegentlich als lustige Person. Am unsichtbarsten übrigens ist die, das jüngste Gericht charakterisirende, Scheidungslinie zwischen Guten und Bösen geworden. Wer fühlt sich getroffen bei dem Beiwort „Tyrann, Gewaltthätiger, Schlemmer, Geizhals" u. s. w.? und kann sich nicht der Heuchler noch verborgener Tugenden rühmen, und ist nicht selbst die Ehebrecherin vor dem Steinwurf gesichert? Wiederum, wer wagt es, sich selber zu den Guten zu zählen? und soll ihn endlich aus diesem Drangsal der Glaube befreien — können den nicht die Bösen theilen? oder mehr noch — wie wenige, selbst der besten Menschen, verstehen es, dieses flüchtige Gut zu bewahren? Kurz, eine Scheidung in Selige und Verdammte, nach so allgemeinen Grundzügen, lebt nicht mehr in der Vorstellung und wirkt ungefähr, wie die Donnerstimme eines Pfarrers, mit welcher er seine Gemeinde eine wahre Satansbrut schilt: es fühlt sich Niemand getroffen. Cornelius hat zwar den Begriff des jüngsten Gerichtes in hohem Grade vergeistigt, und namentlich so viel möglich die Vorstellung eines erst zukünftigen Ereignisses fern gehalten, allein fast alle aufgeführten Momente des einen großen Gedankens vom ewigen Gericht gehören einer unserer Zeit im Allgemeinen fremden Vorstellungsweise an, und wir sehen sehr ruhig den Drohungen und Grausamkeiten der Teufel zu, wahrend uns vielleicht die gewaltsame Trennung einer leichtsinnigen Mutter von ihren Kindern auf's Tiefste erschüttern würde. — Merkwürdig übrigens wird — von allem Inhalt abgesehen — die genannte Farbenskizze für alle Zeiten bleiben, wegen der Schönheit der mit der Feder gezeichneten Contouren und wegen der Kühnheit des Unternehmens, nach ihr und ihren wenigen Farbenandeutungen das riesengroße Bild in Fresko auszuführen.

Overbecks Gemälde vom Bunde der Kirche mit den Künsten, das ich nur aus dem Carton kannte, enthält außerordentliche Schönheiten, namentlich auch in der Farbe, wie denn die Gruppe der Architekten in dieser

[1] Was ich hiebei denke und wünsche, schreibe ich Dir lieber in eine Note, denn es wäre mir lieb, wenn es beachtet würde. Warum wendet, frag' ich, die Anstalt nicht jedes ihr zu Gebote stehende Mittel an, einen und den andern jener unvergleichlichen Cartons von Cornelius zu erhalten, die gegenwärtig — Gott weiß in welchem Magazin — verpackt stehen, und die einst, als die werthvollsten Denkmale dieser Kunstepoche, mit Eifer gesucht, mit Bewunderung betrachtet und mit großen Summen bezahlt werden werden? Daß doch jede Zeit so leicht die Fehler der frühern wiederholt! Zwei Cartons zum Dante von Cornelius, wahre Perlen an Kunstwerth, blieben lange Jahre ohne Käufer in Berlin stehen, bis sie endlich der Meister — verschenkte. Frankfurt besitzt ein vortreffliches Oelgemälde von Cornelius, eine heilige Familie, eben so reizend in der Farbe und Behandlung, als geistreich in der Composition, schön in der Zeichnung; ich sah es vor etwa 18 Jahren, im Lokale des Museums, unter Mobiliar gegen die Wand gelehnt. Sein gegenwärtiger Aufenthalt ist mir unbekannt. Sollte nicht das Städel'sche Institut der geeignetste Ort seyn, wo dasselbe (unter Vorbehalt der Eigenthumsrechte der sogenannten Gesellschaft) aufgestellt und so allgemein zugänglich werden könnte?

Hinsicht vortrefflich ist, und ich bin überzeugt, hätte der geehrte Meister seinem Kunstwerk nicht jene beklagenswerthe Literaturbeilage gegeben, durch die er sich in offene Feindschaft mit der Bildung seiner Zeitgenossen und Landsleute setzt, man würde vor so großen und glänzenden Vorzügen die Augen nicht fort und fort verschließen. Allein das ist die Gewalt des Wortes, daß es — dem Gedanken und somit der Gesinnung unendlich näher stehend, als jedes andere übliche Zeichen — rasch verbindet oder scheidet. Und doch steht die Gesinnung gleich leserlich in jeder andern Schrift, und man konnte, wenn nicht in Anordnung und Styl, doch in der Behandlung geschichtlicher Thatsachen das Auge wiedererkennen, das sich mit innerlichem Grauen von der antiken Kunst abwendet. So wird z. B. Nicolas von Pisa, dieser „Wiederhersteller der Kunst im Mittelalter" dargestellt, wie er an altchristlichen Sarkophagen und deren Reliefs seine Studien macht, während bekanntermaßen dieser wunderbare und energische Genius, von den christlichen Traditionen sich losreißend, zur alten Götterwelt zurückkehrte, den indischen Bacchus in einen Hohenpriester verwandelte, die Juno als Königin des christlichen Himmels aufführte, und der Innocentia sogar den Kopf des olympischen Jupiter aufsetzte. Wie groß indeß auch die Macht der Subjectivität in diesem Bilde ist, sie soll uns seine Schönheiten nicht verhüllen. Fern vor Allem bleibe jene nüchterne Bemerkung, daß dem Bilde alle Wirklichkeit fehle, daß sein Gegenstand ein bloßes Abstractum sey. Wenn uns der Genius durch die Gewalt des ihm verliehenen Zaubers jene Gestalten vereinigt, die Raum und Zeit zwar trennte, die aber ein geistiges Band verbindet, so wollen wir uns dieser holdesten von allen Täuschungen freuen, und am allerwenigsten das Maß einer groben, der Illusion, anlegen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Literatur.

Mailand. Vallardi; Notizie sopra un dipinto di Raffaele rappresentante la Sacra Famiglia in riposo posseduto dalla nobile famiglia di Castelbarco.

Le fabbriche più cospicue di Milano pubblicate per cura ed a spese degli editori Ferdinando Cassina e Domenico Pedrinelli. Fascic 6 e 7. (Porta Comasina, Palazzo di Giustizia, Ospedale Maggiore).

Pirola: Girolamo Calvi; Della Norma che per ben dipingere le ombre deve dedursi dalle osservazioni fisiche più o meno recenti ed ora qui anche maggiormente estese. 8. Mit einer Tafel.

Zucoli; Enciclopedia artistica italiana. Erster Band.

Paris. J. B. Emeric-David; Histoire de la peinture au moyen-âge, suivie de l'histoire de la gravure etc., avec une notice sur l'auteur par P. L. Jacob, bibliophile. 12. 15 Bogen. 3½ Frs.

A. Couchaud; Choix d'églises byzantines en Grèce. 4. 4½ Bogen u. 1 Kpfrtaf.

Thénot; Essai de peinture à l'huile. 16. 3½ Bogen u. 8 Kpfrtaf.

J. G. A. Luthereau; Notice historique et archéologique sur l'église de la Madelaine. 8. 2 Bogen. 1 Fr.

Institut royal de France; séance annuelle de l'académie des beaux arts (1. Octbr. 1842). 4. 8 Bogen.

Avignon. J. B. M. Jourdon; Avignon, son histoire, ses papes, ses monumens et ses environs. 12. 21 Bogen. 2½ Frs.

Bourg. D. Monnier; Études archéologiques sur le Bugey. 8. 14 Bogen u. 1 Kpfrtaf.

Nekrolog.

Cassel, den 4. Oktober. In diesen Tagen starb hier der Bildhauer Professor Ruhl, im 77. Lebensjahre. Sein bekanntestes Werk ist das Denkmal vor dem Bethmann'schen Gartenhause bei Frankfurt, zum Andenken an die Einnahme dieser Stadt durch die Hessen im französischen Revolutionskriege.

Paris. Der berühmte Archäolog, Graf Alexander de la Borde, Adjutant des Königs, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, ist am 20. Oktober gestorben und am 22. Oktober auf dem Gottesacker der Gemeinde Montmartre bestattet worden. Der Graf Beugnat, Mitglied derselben Akademie, sprach am Grabe den Nachruf.

Avignon. Der Interiorenmaler Clérian, Sohn, ein Schüler von Granet, ist hier in der Blüthe seiner Jahre gestorben.

Nachrichten vom November.

Persönliches.

München. Der Professor Zumpt aus Berlin, welcher mit dem Professor Welcker aus Bonn eine Reise in Sicilien machte, ist zu einem kurzen Besuch hier angekommen. Auch der französische Reisende, Hr. Rifaud aus Marseille, dem man bekanntlich ein sehr geschätztes Werk über Aegypten und Nubien verdankt, befindet sich seit Kurzem in unserer Stadt, und gedenkt, wie wir hören, den Winter hindurch hier zu verweilen. Er führt auch eine namhafte Sammlung von Alterthümern mit sich, die er dem gebildeten Publikum zur Ansicht zugänglich machen wird, und, dem Vernehmen nach, dem hiesigen ethnographischen Cabinet anzubieten gesonnen ist.

Die Stadtgemeinde zu Regensburg hat dem Erbauer der Walhalla, Geheimerath von Klenze in München, und dem bei dem Baue unermüdet thätigen Kreisbaurathe Nadler das Ehrenbürgerrecht in geschmackvoll ausgestattetem Diplom verliehen.

Wien. Der kais. königl. Rath und Professor an der Akademie der bildenden Künste, P. Sprenger, ist zum wirklichen Hofbaurath ernannt worden.

Digitized by Google

Cassel. Der Kurprinz und Mitregent von Hessen hat dem Geheimen-Oberbaurath Rudolph das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen verliehen.

Weimar. Der Großherzog hat dem Baurath Langhans in Berlin das Ritterkreuz des Ordens vom weißen Falken übersandt.

Berlin. Der König hat dem Münzmedailleur Christoph Carl Pfeuffer das Prädikat Hofmedailleur verliehen.

Der König hat zu Rittern des rothen Adlerordens ernannt: den Baurath Nobiling zu Trier, den Bauinspektor Felderhoff zu Düsseldorf, den Landbauinspektor Cremer zu Aachen, und die beiden Maler, Hildebrant und Sohn, Professoren an der Düsseldorfer Kunstakademie.

Stuttgart. Direktor Waagen aus Berlin ist auf der Heimreise aus Italien, nachdem er Basel, Colmar und Straßburg besucht hatte, 8 Tage lang hier gewesen, und hat sich vorzugsweise mit den Werken altdeutscher Malerei, namentlich in der Abel'schen Sammlung, und mit den Miniaturen der königl. öffentlichen und Privatbibliothek beschäftigt. Künstler und Kunstfreunde versammelten sich um ihn am Abend des 15. Novbr. zu einem festlichen Mahle.

Kopenhagen. Am 25. October ist Thorwaldsen hier angekommen. Er hatte sich von Kiel auf dem Dampfboot „Friedrich der Sechste" eingeschifft, das des starken Sturmes wegen bei Wordingborg anlaufen mußte, doch sah Thorwaldsen, ungeachtet der Reisestrapatzen, wohl und rüstig aus, und begab sich gleich in seine Wohnung, die in aller Eile zum Empfang des liebenswürdigen Greises in Bereitschaft gesetzt worden war. Am festlich geschmückten Eingange ward er von den Professoren der Akademie freudig begrüßt, und später empfing er die Einladung der Stadtverwaltung, am folgenden Mittag um 12 Uhr sein neuerbautes Museum in Augenschein zu nehmen. Hier wurde er von den Repräsentanten der Stadt, dem Commité des Museums, dem Singverein der Studenten und einzelnen Andern auf der Westerbrücke mit lautem Hurrah empfangen und in die Capelle des Museums geleitet, die dazu bestimmt ist, seinen Christus und die Apostel aufzunehmen, und wo ein hübsches, von dem Dichter Holst verfaßtes Gedicht von den Studenten abgesungen wurde.

Der König hat den Hofrath Jacobi in St. Petersburg zum Ritter des Dannebrogordens dritter Classe ernannt.

Paris. Eugen Boré ist von seiner morgenländischen Reise zurück bereits in Lyon eingetroffen. Das Gerücht von seiner Ernennung zum französischen Consul in Jerusalem hat sich nicht bestätigt.

Rom. Johann Stern, Nachkomme des Raphael Stern, eines hier hochgeschätzten Baumeisters deutscher Abkunft, der unter Pius VII. den prachtvollen Braccio nuovo des Belvedere im vaticanischen Museum erbaute, erregt durch sein Talent im Fache der theoretischen Architektur die Aufmerksamkeit des Publikums. Unter andern ehrenden Auszeichnungen ward ihm durch die päpstliche Accademia di S. Luca die große Preismedaille zu Theil.

Florenz. Professor Vogel von Vogelstein aus Dresden, welcher vor Kurzem von hier nach Rom, wo er den Winter zuzubringen gedenkt, abreiste, hat während seines Aufenthalts hier und in Pisa die Porträte mehrerer berühmten Männer gezeichnet, namentlich den Minister Graf Fossombroni, die Bildhauer Bartolini und Powers, den Historienmaler Bezzuoli, die Landschafter Marko und Wallis, so wie mehrere Gelehrte, wie die Professoren Rosini, Inghirami, Niccolini und Marchesi. Diese Zeichnungen sind bestimmt die bekannte jetzt im königlichen Kupferstichcabinet in Dresden befindliche Sammlung von Porträten berühmter Zeitgenossen, insbesondere von Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden zu bereichern, welche Professor Vogel bereits vor mehr als 50 Jahren begonnen und seit dem auf Reisen und während des Aufenthalts in verschiedenen Hauptstädten mit ausdauernder Liebe fortgesetzt hat, so daß dieselbe gegenwärtig in beiläufig 500 mit den eigenhändigen Namensunterschriften der dargestellten Personen versehenen Bildnissen bestehen wird.

Professor Roß aus Athen, von Deutschland kommend, ist in diesen Tagen hier durchgereist und wird über Rom und Neapel nach Griechenland zurückkehren.

St. Petersburg. Der französische Bildhauer Lemaire hat, nachdem er seine Frontons an der Isaackirche vollendet, diese Stadt verlassen, und wird nun Berlin, München und Wien besuchen.

Horaz Vernet, der bekanntlich vor Kurzem hier war und öfters in persönliche Berührung mit dem Kaiser Nikolaus kam, unternimmt in diesem Augenblick eine Reise nach dem Kaukasus, um in den dortigen Kämpfen Stoff zu mehreren neuen Gemälden zu suchen.

Ausstellungen.

Berlin. Seit einigen Wochen befindet sich hier eine kostbare Sammlung alter, zum Theil klassischer Gemälde, aus der italienischen Schule. Es sind 29 Bilder in großem Galerieformat, welche Hr. Pensa von Mailand aus einer ihm angehörigen größern Sammlung zur Schau und zum Kauf ausstellt. Darunter sind namentlich eine große Landschaft von Salvator Rosa, ein Titanensturz auf 6 Stücken von vergoldetem Leder, den die Einen dem Michel Angelo, die Andern dem Rubens zuschreiben, eine heil. Ursula von Dominichino, und eine Landschaft von Sammet-Breughel. Die Behandlung des Stoffes in der vorerwähnten Schlacht ist eigenthümlich. Titanen und Felsen häufen sich in den mannigfaltigsten Lagen und Stellungen über einander, und über ihnen in reinem Goldglanz schleudert Jupiter seine Blitze, die auf eigenthümliche Weise dadurch dargestellt erscheinen, daß mit einem harten Stabe nur die Farbe bis auf den ursprünglichen Goldgrund hinweggenommen ist. Eigenthümliche Wirkung macht das in verschiedenen Partien durchschimmernde Gold. Eine schöne Composition erscheint uns die heil. Ursula von Dominichino, ferner die Landschaft des Sammet-Breughel.

Rom. Die hiesigen deutschen Künstler haben in der Mitte Novembers eine große Ausstellung ihrer Werke veranstaltet, um auch ihrerseits einen patriotischen Beitrag zum Ausbau des Kölner Doms zu leisten. Auch fremde Künstler haben sich angeschlossen. Der österreichische Botschafter, Graf Lützow, hat hierzu den Festsaal des venezianischen Palastes, den größten in Rom, mit edler Bereitwilligkeit eingeräumt.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 36.

Mittwoch, 7. December 1842.

[531] In Unterzeichnetem wird nächstens erscheinen:

Lehrbuch der Mnemotechnik,

nach einem durchaus neuen Systeme,
anwendbar auf das Positive aller Disciplinen,

von

Carl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

Während fast alle bis jetzt bekannten mnemonischen Systeme, auf einer räumlichen Anschauung und sinnlichen Symbolik beruhend, nichts als ostensible Kunststücke erzielten, hat der Verfasser dieses Werkes durch seine vielfach abgelegten öffentlichen Proben bewiesen, dass sein Verfahren nicht allein eine allgemein praktische Anwendung auf das Positive aller Disciplinen zulasse, sondern auch, dass die Resultate desselben Alles, was bis jetzt durch mnemonische Methoden geleistet wurde, bei weitem übertreffen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Geschichte, Literatur und Kritik aller bekannten mnemotechnischen Systeme. Zweite Abtheilung: Die Methode des Verfassers, Geschichte, Theorie, Anwendung auf die Chronologie, Statistik, Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Medizin, Botanik, Kameralwissenschaft u. s. w. u. s. w.; auf Sprachen, Handelswissenschaften u. s. w., auf das Einprägen von Physiognomien, auf das Schachspiel u. s. w.

Bei der Abfassung dieses Lehrbuchs hat der Verfasser nirgends eine Regel aufgestellt, deren Richtigkeit er selbst nicht praktisch zu beweisen im Stande wäre.

Stuttgart und Tübingen, Decbr. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[449] Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue.

Redakteur: **J. Kuranda in Brüssel.**

Mitarbeiter. Die Grenzboten enthielten bisher Arbeiten von H. H. Prof. Altemeyer in Brüssel, Berthold Auerbach in Mainz, Baron von Bülow in Berlin, Dr. Brandois in London, Th. Creizenach in Frankfurt, L. Diefenbach in Frankfurt, L. A. Frankl in Wien, K. Gutzkow in Frankfurt, Hackländer in Stuttgart, J. Kaufmann in Leipzig, H. Koenig in Fulda, G. Kühne in Leipzig, H. Laube in Leipzig, Dr. H. Merz in Tübingen, E. Robert in Mailand, G. Schirges in Hamburg, Prof. Schlieybake in Brüssel, Dr. S. Schott in Stuttgart, J. Venedey in Paris, A. Weill in Paris, Z. v. Z. in Wien u. s. w.

Größere Aufsätze. Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern folgende: Georges Sand und Pierre Lerour, zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini, ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. — Die Pariser Kunstausstellung von 1842. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die Regierung und die Schriftsteller.) — Mozart's erste Reise nach Paris, nach authentischen Quellen. — Oesterreich vom französischen Gesichtspunkte. — Ueber Leopold Schefer. Französische Advokaten. — Hamburg nach dem Brande. — Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die Kölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Männer der Zeit (Feuerbach). — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft. — Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die slawischen Bewegungen.) — Die belletristischen Journale und die politischen. — Wanderungen durch eine Bildergalerie. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Hof und der Adel.) — Philipp II. und Granvella. — Großstädtische Fragen. — Aus dem Studienhefte eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben. (Die Studentenwelt.) — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenbilder aus Oesterreich. — Reiche Thränen. — Armes Volk; eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert; Andeutungen und Wünsche. — Skizzen aus dem Kölner Dombaufest. — Briefe aus St. Petersburg. (Der Kaiser und die Verschwörungen.) — Deutsches Universitätsleben. (Göttinger Persönlichkeiten.) — Ueber Gutzkows gesammelte Schriften. — Erinnerungen eines Landschaftmalers. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. (Die neuesten Schriften über Oesterreich.) — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die Pariser Theater u. s. w., u. s. w.

Korrespondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europa's ihren eigenen Korrespondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus: Amsterdam, Berlin, Brüssel, Cöln, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien u. s. w. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wohl der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennadel von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes von L. Diefenbach. — Das Schlaf-

Digitized by Google

gemach der Maria Stuart von Theodor. — Die Osterkönigin von Hasselt. — Ohnespaß von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos von E. Robin. — Die Virtuosin von J. Fester. — Der beste Freund von H. Stephani. — Die Marquise von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach u. s. w., u. s. w.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen von 2 – 4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, Oktober 1842.

Friedrich Ludwig Herbig.

---

[521] Bei mir ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lessingiana

von

Dr. Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben

von

seinem Sohne.

8. broch. Preis 1 Thlr.

Die Besitzer aller bisherigen Ausgaben der Werke Lessings erhalten in diesem schätzbaren Nachtrage ein willkommenes Supplement sämmtlicher Schriften dieses gefeierten Dichters. Der Verfasser dieser Beiträge bewährt auch hier seine tiefe Kenntniß der deutschen Literatur und ihrer Geschichte, und die Freunde Lessings werden namentlich darin höchst schätzbare Bemerkungen über den Bildungsgang dieses großen Geistes und über dessen Verhältniß zu seiner Zeit finden.

Ferner sind bei mir erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kleinere Gedichte

aus

verschiedenen Sprachen

von

Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Uebersetzers gesammelt und herausgegeben

von

M. O.

8. broch. Preis ⅓ Thlr.

Diesem Nachlasse des gefeierten Bearbeiters der Frithjofssage geben Auswahl und Kunst des Uebersetzers wechselseitig ihren Werth. Verschiedene Nationalitäten sind hier vereinigt und die Volkspoesie so glücklich in ihrer ursprünglichen Empfindung und Melodie wiedergegeben, daß man sie in ihrem ganzen Reiz genießen kann.

Leipzig, im November 1842.

Carl Cnobloch.

---

[523] Zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken sind folgende bei J. Engelmann erschienenen Werke und Jugendschriften zu empfehlen, und durch alle solide Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu erhalten:

Nachklänge des Evangeliums in Frauen-Seelen. Von L. Reinhardt, der Verfasserin des Gemüthslebens für fromme Jungfrauen. Schön geb. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen, begründet von A. Schreiber, für das Jahr 1843 fortgesetzt, von Amalia Schoppe, geb. Weise. 28r Jahrg. Zweite Folge zweiter Jahrgang. Das Porträt der Herzogin von Nemours ziert denselben; die übrigen 6 Stahlstiche dürfen, wie das erstere, als besonders schön ausgeführt gepriesen werden. In elegantem Einbande mit Goldschnitt 4 fl. oder 2⅓ Thlr.

Elegantes Geschenk zur Fest-, Namens- und Geburtstagsfeier. Zugleich ein Gedenk- und Erinnerungsbüchlein für Reisende am Rhein-, Main-, Mosel- und Neckarstrande. Enthaltend 60 Stahl- und Kupferstiche zu den schönsten Volkssagen, 26 Porträts berühmter und interessanter Personen und 26 Genrebilder, im Ganzen 112 Stahl- und Kupferstiche, mit den dazu gehörenden Sagen und Beschreibungen. Von A. Schoppe geb. Weise. Elegant geb. 5 fl. 24 kr. od. 3½ Thlr.

Polterabend-Kaleidoskop; oder Neues und Mannichfaltiges zu Spiel und Scherz an Polterabenden. Von L. Reinhardt. Schön geb. 1 fl. 48 kr. oder 1⅓ Thlr.

Neues Kindertheater, der heranwachsenden Jugend bestimmt. Von L. Reinhardt. Schön geb. 2 fl. 24 kr. oder 1½ Thlr.

Noth und Rettung am Lebensmorgen. Sechs Erzählungen für die reifende Jugend. Von L. Reinhardt. Schön geb. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. 2 gr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Von L. Reinhardt. 2 fl. 24 kr. oder 1⅓ Thlr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. Cart. 2 fl. 24 kr. oder 1½ Thlr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe, geb. Weise. 2 fl. oder 1⅓ Thlr.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. 2 Bändchen. 4 fl. oder 2⅔ Thlr. Einzeln à 2 fl. oder 1⅓ Thlr.

Dieselben auch in engl. und franz. Sprache mit vielen Kupfern à 4 fl. 48 kr. oder 3⅓ Thlr.

---

[530] **Neue Romane.**

Bei F. Rubach in Berlin erschienen:

Der Bettler von Amsterdam und die Söhne Academias. Zwei Novellen von Carl Lucas. 1⅓ Rthlr.

Die Maurischen Brüder. Historisch romantische Erzählung aus der Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien. Von St. L. Faber. 2 Bände. 1½ Rthlr.

---

[522] In der Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe.

Taschenbuch auf das Jahr 1843.

Herausgegeben von

Albert Knapp.

Elfter Jahrgang. Mit 1 Kupfer.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 15 Sgr.

Inhalt: Züge aus dem Leben des William Grimshaw. Von Dr. G. H. Schubert. — Poetische Mittheilungen von Friedr. Notter. — Das ängstliche Harren der Kreatur. Vom Herausgeber. — Gedichte von Dr. Heinrich Puchta. — Ueber die Lehre von der Gleichheit der Menschen. Von Prof. Dr. Lange in Zürich. — Gedichte von Wilhelm Meinhold. —

Digitized by Google

Hinauf und herab. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mitgetheilt von Dr. Chr. G. Barth. — Gedichte von Dr. Ernst Moritz Arndt. — Gedichte von Dr. Eduard Eyth. — Bilder ohne Rahmen. Von einer Unbekannten. — Gedichte von Dr. J. L. W. A. Hopfensack, Prof. in Cleve. — Die Reinigung des Tempels. Von Julius Krais. — Hast du mich lieb? Von C. Fink, Pfarrer in Lentesheim. — Rabinische Legenden von Wagner von Laufenburg. — Gedichte vom Herausgeber: — 1. An Schiller. 2. Napoleons Begräbniß. 3. An Schelling.

---

[518] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der merkwürdigsten deutschen Frauen.

Von Dr. Karl Ramshorn.

Zweite Lieferung oder erster Band zweite Abtheilung.

Eleg. geh. Preis ⅓ Thlr. = 30 kr. C.-M. = 36 kr. rh.

Inhalt: Rosvitha, die erste deutsche Gelehrte. — Kunigunde, Heinrich's II. Gemahlin. — Gisela, Gemahlin Kaiser Konrad's des Saliers. — Bertha, Heinrich's IV. Gemahlin. — Uda und die Weiber von Weinsberg. — Hildegarde, die Seherin von Rupertsberge. — Imgard und Agnes, Gemahlin und Tochter Konrad's von Hohenstaufen. — Sophia und die heilige Elisabeth von Thüringen. — Margaretha Landgrafin von Thüringen und Kunigunde von Eisenberg. — Maria von Bayern.

---

[510] In der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin ist erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. — Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. Kl. 4. 1842. 4 Thlr.

Dante Alighieri, Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung, diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie von C. F. Göschel. 8. 1842. Broch. 27½ Sgr.

---

[527] Bei Glück in Graudenz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Liebe heilbar.

Humoristisch-philosophisch-hydropathische Abhandlung von

Theodor Innocent.

3 Bogen. broch. à 5 Sgr. (4 gGr.)

Ein eben so interessantes als pikantes Schriftchen für Alle!

---

[524] Bei F. Volckmar in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Volney, Die Ruinen oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche und das natürliche Gesetz. Aus dem Französischen von **A. Kühn.** 8. geh. 18 Gr., 22½ Ngr., 1 fl. 18 kr. rhein., 1 fl. 8 kr. C.-Mze.

Es gibt kein Buch, das so sehr in die inneren Tiefen der Seele schneidet und sie zum selbstständigen Denken über die wichtigsten Interessen der Menschheit zwingt, als die schon seit langer Zeit berühmten **Ruinen** vom Grafen **Volney.** Von einem starken Geiste geschaffen, öffnet dieses Werk dreist die Pforten der Wahrheit und spottet jener kränklichen Phantasie, die einen berühmten Dichter, den Urheber der „Weltschmerzliteratur" sagen ließ: „der Baum der Erkenntniß ist nicht der des Lebens." Im Gegentheil gibt das Werk Volney's nicht nur Erkenntniß, sondern zeigt auch, wie letzterer Glück und Leben entquellen. Ueber den zauberischen Styl des Verfassers nach der Anerkennung eines halben Jahrhunderts, nach der Bewunderung aller Nationen Europa's etwas zu sagen, erscheint überflüssig: es genügt die Versicherung: daß diese neue **Uebersetzung** jene Vorzüge treu und meisterhaft in unserer Sprache wiedergibt.

Hanchen und die Küchlein von **A. G. Eberhard.** 9te Auflage mit 10 Stahlstichen von Otto Speckter. 12. in Golddecke geb. 1 Thlr. 8 Gr. — ohne Kupfer 18 Gr.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution, mit 200 Zeichnungen von **Raffet** und andern berühmten Malern. gr. 8. geb. 5 Thlr.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, genießt keins, als das von **Mignet**, das unbestrittene Verdienst, Gedrängtheit und Detail zu vereinigen. Die frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhnte Recht erlag, oder die triumphirende Sünde ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Porträts sämmtlicher Häuptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unserm Werke einen bleibenden Werth.

---

[532] In der Berger'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rauschnick, Dr., Geschichte der deutschen Geistlichkeit. 8. 1842. broch. 1 Rthlr.

Willkomm, E., Julius Kühn, auch der Gedanke kann Frevel seyn. Novelle. 2 Theile. 8. 1842. broch. ½ Rthlr.

Retörcks, G. H., Muth und Geistesgegenwart. Eine Sammlung merkwürdiger Jagd-, Kriegs- und Reisefahrten. 8. broch. ⅔ Rthlr.

---

[535] Im Verlage von L. Fort in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen.

Auserwähltes aus den Werken

der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten

älterer und neuerer Zeit,

ins Deutsche übertragen und mit historisch-kritischer Uebersicht, biographischen Notizen und Anmerkungen begleitet von

C. Wilhelm Wolfsohn.

Erster Band.

Mit Beziehung auf die früher erlassenen ausführlichen Ankündigungen dieses Werkes wird hier nur bemerkt, daß bis Ende dieses Jahres noch der erste Subscriptionspreis gilt, welcher 6 Thlr. für das ganze

Digitized by Google

aus 4 Bänden und 100 bis 120 Bogen bestehende Werk beträgt, und bei Empfang des ersten Bandes zu bezahlen ist. Der zweite Subscriptionspreis beträgt 2 Thlr. für den Band und wird bei Empfang jedes Bandes bezahlt; der Ladenpreis aber wird 10 Thlr. für das Ganze betragen.

---

[528] Bei **C. P. Melzer** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Meine Reise nach der Schweiz und Ober-Italien, durch Hessen, Baden und Württemberg. Ein Wegweiser für Reisende in jenen Gegenden von A. von der Fulda. 12. Preis 1⅙ Thlr.

Begabt mit einer gefälligen Darstellungsweise führt der Verfasser den Leser durch die freundlichen Städte Hessens, Badens und Württembergs zu den schneeumkränzten Gletschern der Schweiz, Belehrung mit Unterhaltung verbindend, indem er an jedem Orte die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten angibt und dadurch zugleich einen treuen Wegweiser für die Besucher jener Länder darbietet. Wir folgen ihm zu dem Fuße des Montblanc, über die große Kaiserstraße des Simplon nach den blühenden Gärten Italiens und zu den Lagunen Venedigs, durch alle auf diesem Wege sich befindenden Städte, und scheiden in Triest von ihm, in jeder Hinsicht gewiß zufriedengestellt.

Fahrten und Abenteuer des Grafen Wiprecht von Groizsch. Historischer Roman aus dem Mittelalter von E. Freiherrn v. Odeleben. 8. Preis 1 Thlr.

In dem Helden der vorstehenden Erzählung wird dem Leser ein treues Bild ächt deutscher Ritterlichkeit vorgeführt. Seine Kämpfe in Deutschland, Italien, Spanien und namentlich in Syrien beim Beginn der Kreuzzüge sind historisch treu wiedergegeben, und erhalten durch die mannigfachen Verwickelungen, in welche derselbe verflochten wird und die sich stets zur Zufriedenheit des Lesers lösen, doppeltes Interesse. Obgleich der Verfasser bemüht gewesen ist, alles Süßlich-Fade gewöhnlicher Liebeleien zu vermeiden, so hat er doch in den Gemahlinnen Wiprechts die wahre Liebe und Treue auf das Treffendste dargestellt und dadurch zur Befriedigung des Lesers hinlänglich beigetragen.

---

[533] Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses in Halle** sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abela, Carl, Choralbuch für Schulen, zwei- und dreistimmig bearbeitet; vervollständigt und herausgegeben von L. Thieme. quer 4. broch. 10 Sgr. oder 8 gGr.

Dietsch, Dr. Rud., Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, zunächst beim Gebrauche der Schulzischen Grammatik. 2r Cursus (Erzählungen aus der alten Geschichte). gr. 8. 20 Sgr. oder 16 gGr.

(Der 1ste Cursus erschien 1839 und kostet 25 Sgr. oder 20 gGr.

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. sauber cart. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Ggr.

Eckstein, Dr. F. A., Chronik der Stadt Halle. Eine Fortsetzung der Dreyhauptschen Beschreibung des Saalkreises, bis auf die neueste Zeit. 1ste, 2te und 3te Lieferung (à 5 Bogen). kl. Fol. Pränumerationspreis à Lieferung 6¼ Sgr. oder 5 gGr.

Günther, F. J., Die Geschichte der Perserkriege nach Herodot für die Jugend bearbeitet. 8. cart. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend bearbeitet von K. F. Becker. 4ter Theil: Die Perserkriege nach Herodot. Von F. J. Günther.

Rödiger, Dr. *E.*, Versuch über die himjaritischen Schriftmonumente. Mit einem Vorwort an Herrn Dr. Gesenius. gr. 8. br. 15 Sgr. oder 12 gGr.

Schmidt, A. F. A., Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürger-Schulen. 1r und 2r Cursus. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 gGr.

(1r Cursus. Für die unteren Klassen. 17½ Sgr. oder 14 gGr. 2r Cursus. Für die mittleren Klassen. 22½ Sgr. oder 18 gGr.

Schmidt, Dr. *H.*, Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini expositio historica. Part. IV. (Schluss). gr. 4. geh. 10 Sgr. oder 8 gGr.

(Part. I—III. 1836—1839 kostet 1 Thlr.)

Wellsted's, J. R., Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einem Excurs über himjaritische Inschriften von Dr. E. Rödiger. Mit Karten und Inschriften. 2 Bände. broch. 3 Thlr. 15 Sgr. oder 3 Thlr. 12 gGr.

---

[263] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben nachstehendes interessante Werk erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Friederich, G., Dr. Theol. et philos., Aus meinem Leben in amtlicher, literarischer und bürgerlicher Beziehung. 1ster Band: Religion und Kirchthum. Mit 1 Stahlstich und 3 Vignetten. gr. 8. Broch. 1 Rthlr. 12 gGr. = 2 fl. 42 kr.

Ein Recensent in Nr. 157 des theol. Liter. Bl. zur Allgemeinen Kirchenzeitung sagt über das Werk u. A.: Tiefe und Innigkeit des christlichen Glaubens, Wärme und hohe Begeisterung für das deutsche Vaterland sprechen sich allenthalben in diesen Vorträgen und besonders auch in den gehaltvollen Poesien aus ꝛc. ꝛc.

Gießen, im Juni 1842.

G. F. Heyer's Verlag.

Die fünfzig Tage

oder die Geschichte der Gründung der christlichen Kirche.

Eine Festgabe

für Christen aller Confessionen

von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftl. Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publikum, den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 37.

Sonnabend, 10. December 1842.

[537]

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind so eben von nachstehenden Werken neue Ausgaben in Taschenformat und ganz elegantem Einband mit Goldschnitt erschienen, auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Gedichte

von

Fr. Hölderlin.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und des Dichters Portrait.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Schiller's Wallenstein.

2 Theile in einem Band.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst zwei Stahlstichen.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in ganz gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von

Goethe's Gedichten.

2 Theile.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Schiller's Gedichten.

2 Theile.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Lenau's Gedichten

(ältere und neueste.)

2 Theile.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Goethe's Hermann und Dorothea.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Digitized by Google

Goethe's Faust.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Schiller's Wilhelm Tell.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[534] In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Söltl, Dr., Professor in München. **Der Religionskrieg in Deutschland.** 3 Theile. gr. 12. geh. 6 Thlr.

Der erste und zweite Theil führt auch den Titel: **Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz; der dritte Theil enthält unter dem Titel: **Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland**, eine Auswahl der wichtigsten Urkunden, Briefe und Berichte, aus denen der Verfasser schöpfte.

Hamburg, im Nov. 1842.

Johann August Meißner.

---

[538] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ackerverfassung,

die Zwergwirthschaft

und

die Auswanderung

von

Dr. Friedrich List.

Mit einer Karte über die Güter-Arrondirungen in den Gemeinden des Illerkreises im Königreich Bayern.

8. Velinp. broch. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[512] In der **Enslin'schen** Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in Berlin ist erschienen:

Edler, Deutsche Versbaulehre. Ein rhythmisch-metrisches Handbuch für Lehrer und zum Selbstunterricht. Gr. 8. 1842. 2⅙ Thlr.

---

[396] In der **Jos. Lindauer'schen** Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Nibelungenlied.

Aus dem Altdeutschen Originale übersetzt

von

Joseph von Hinsberg.

5te, unveränderte Auflage. Mit sechs Umrissen. gr. 8. Auf feinem Maschinvelin gedruckt und sauber cartonnirt.

Preis 1 fl. 21 kr. — 1 fl. 8 kr. C.-M. — 22½ Sgr.

Der Werth dieser neuhochdeutschen Uebersetzung unsers ältesten und großartigsten Nationalepos hat sich dadurch wohl am besten bewahrt, daß dasselbe, ungeachtet vieler andern Ausgaben, nun schon zum 5ten Male neu gedruckt werden mußte. Die Verlagshandlung ist bemüht gewesen, dieser neuen Auflage eine besonders gute, solchen Werkes würdige, äußere Ausstattung zu geben und hat zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung dieses ächten deutschen Volksbuches obigen so äußerst billigen Preis gestellt.

Durch das elegante Aeußere empfiehlt das Buch sich noch ganz besonders als sehr geschmackvolles Weihnachts- und Festgeschenk.

Als Weihnachtsgeschenke

empfiehlt die *Jos. Lindauer*'sche Buchhandlung in München die beliebten neuesten Bilderbücher vom Grafen *F. v. Pocci*, unter dem Titel:

Spruchbüchlein

mit

Bildern.

Den Kindern gewidmet.

Enthaltend 32 ansprechende Bildchen mit sinnigen Sprüchen. Mit color. Titel und in elegantem Umschlag geb. Preis 45 kr. — 40 kr. C.-M. — 12½ Sgr.

Legende

vom

Sanct Hubertus.

Und:

Das Märlein

von

Schneeweisschen und Rosenroth.

Mit Bildern. Sauber gebunden.

Preis 45 kr. — 40 kr. C.-M. — 12½ Sgr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

---

[593] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXII. Jahrgang 1842.

Zweiter Band. Zweites Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. **Aufsätze und Abhandlungen.** 1) Ueber Steinkohlenfeuerungen. 2) Anweisung zum richtigen Eintrag und Berechnung der meteorologischen Beobachtungen.

II. **Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise.** 1) Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Rechenschaftsbericht von den Jahren 1837—39 von dem land- und forstwirthschaftlichen Institut zu Hohenheim. b) Hohenheim. Verzeichniß der Vorlesungen bei der königl. württ. land- und

forstwirthschaftlichen Lehranstalt für das Winterhalbjahr 1842—43. c) Patentertheilungen. d) Beitrag zur Bibliothek.

III. **Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Beiträge zur Kenntniß der Landwirthschaft auf der rauhen Alp, zunächst im Oberamtsbezirk Münsingen. 2) Das landwirthschaftliche Fest zu Canstatt.

IV. **Auszüge und Notizen.** 1) Ueber den Säuregehalt verschiedener Weine. 2) Klee von Buchara. 3) Ueber das chinesische Nesseltuch.

V. **Literatur.** 1) Der Milzbrand, eine unter dem Rindvieh, den Pferden und den Schweinen häufig herrschende Seuche und deren sicherstes Heilmittel, von Dr. G. A. Weber, großh. hess. Hofrathe, Leibarzt Sr. Durchlaucht des Fürsten von Solms-Lich und Hohensolms. 2) Gespräch zwischen einem Ortsgeistlichen und einem Bauern über die Wiesendüngung. Dem achtbaren Bauernstande gewidmet.

Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1842.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[529] Bei C. P. Melzer in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auswahl französisch-deutscher Gespräche

nebst den für die Conversation erforderlichen Vokabeln.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1½ Thlr.

Von F. E. Feller, Dr. phil.

Lehrer an der öffentl. Handels-Lehranstalt und Doctor publ. an der Universität zu Leipzig.

Der Herausgeber dieser zweiten Auflage ist bemüht gewesen, Unpassendes zu entfernen, und manches Zeitgemäße und für den Unterricht Wünschenswerthe aufzunehmen. Diese Gespräche wurden schon bei der ersten Auflage in der Handelsschule, den Heynischen, Handerschen und mehreren andern Instituten eingeführt und hofft der Verleger, daß diese zweite, verbesserte Auflage sich ebenfalls einer günstigen Aufnahme erfreuen wird.

---

[353] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Fabeln

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwartiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[525] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist folgendes Prachtwerk so eben vollständig erschienen:

Mignet, Geschichte der französischen Revolution,

mit 200 Zeichnungen von **Raffet** und andern berühmten Malern. gr. 8. geb. 5 Thlr.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, genießt keins, als das von **Mignet**, das unbestrittene Verdienst, Gedrängtheit und Detail zu vereinigen. Die frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhnte Recht erlag, oder die triumphirende Sünde ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Porträts sämmtlicher Häuptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unserm Werke einen bleibenden Werth.

Ferner erschien in derselben Handlung:

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet. 3te verbesserte Auflage. Mit gemalten Kupfern von Prof. Richter in Dresden. 8. Geb. 2 Thlr. schwarz 1½ Thlr.

Personen.

Nobel, der Löwe. Braun, der Bär. Isegrimm, der Wolf. Reineke, der Fuchs. Grimbart, der Dachs. Hinz, der Kater. Märten, der Affe. Bellin, der Bock. Lampe, der Hase. Baldewein, der Esel. Henning, der Hahn. Kratzfuß, die Henne. Lütke, der Kranich. Scharfkneip, die Krähe. Marquart, der Heher.

Erstes Kapitel.

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor,
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lütke, Braun der Bär. u. s. w.

Digitized by Google

Aug. Mahlmann's sämmtliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmann's Portrait in Stahlstich.

Preis eines jeden Bandes broch. 8 Gr.

Inhalt 1r 2r Bd. sämmtliche Gedichte.
3r 4r 5r Bd. Mährchen und Erzählungen.
6r 7r Bd. Marionettentheater, dramatische Sachen, Herodes vor Bethlehem.
8r Bd. Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Hanchen und die Küchlein von A. G. Eberhard. 9te Auflage mit 10 Stahlstichen von Otto Spekter. 12. in Golddecke geb. 1 Thlr. 8 Gr. — ohne Kupfer 18 Gr.

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, was diesem gleich käme. Die zarten Saiten, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth hinreißt, und die reinsten Gefühle verbreitet.

Neun Auflagen (ein seltener Fall in unserer Literatur), erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese letzte schmückte **Otto Spekter's** hohes Talent mit 10 Stahlstichen, die an Geist und Gelungenheit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben. —

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er kann sich bei der Wahl des obigen nicht täuschen. —

Urania von C. A. Tiedge.

Elfte Auflage, mit 7 Kpfrn. gebunden, mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.
brochirt ohne Kupfer. Preis 18 Gr.
Stereotyp-Ausgabe. 12. broch. Preis 8 Gr.

Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts von

Friedrich Lösselt,

Professor in Breslau.

Mit 7 Stahlstichen, gebunden in Golddeckel, Preis 1 Thlr. 6 Gr. Dasselbe mit Titelkupfer brochirt, 1 Thlr.

Kruse's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränum.-Preis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Gr.

Betrachtungen über Diplomatie

von

Friedrich Kölle.

8. in Umschl. geh. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit, deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[392] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Physio-pathologische Studien

aus dem ärztlichen Leben

von

Vater und Sohn.

Eine Gedächtnißschrift

für

Johann Georg Heine den Orthopäden

von

Joseph Heine.

gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt des ersten Theils:

I. Rhapsodie. II. Geschichte. III. Urtheil.

Inhalt des zweiten Theils:

Einleitung. — Tenotomie und Stromeyer. — Deutsche Aerzte und Physiologen. I. Räthselhaftes Pelzigwerden der benachbarten Hautstellen nach der Muskeldurchschneidung. — Stromeyer's Erklärungsversuch. — Unstatthaftigkeit desselben. — Eigener. II. Räthselhafter Verlust der Contractionsfähigkeit am durchschnittenen Muskel. — Firationsgesetz der Muskulatur. — Spontane Näherung beider Muskelenden. — Verhältniß der Muskelspannung zu der Ernährung. III. Kurzer Rückblick auf die mechanisch-dynamischen Grundsätze J. G. Heine's. — Einfluß der Orthopädie auf Chirurgie und Medicin. — Gymnastik. — Ausschneidung von Muskelstücken aus der convexen Krümmungsseite bei erschlafften Muskelzuständen. IV. Belastungsgesetz der sensiblen durch die motorischen Nervenmassen. — Entdeckung der räumlichen Veränderung im sensiblen und motorischen Nervenmarke während seiner Thätigkeit. V. Vitaler Tonus des gesammten Fasergewebes nach Analogie des Muskels. VI. Thierischer Schlaf. VII. 1) Hypothetische Anschauung des sympathischen Nerven im besonderen Vergleiche mit den einschlägigen Entdeckungen und Hypothesen Valentins. 2) Theoretische Untersuchungen an den Experimenten Valentins zu der aufgeworfenen Frage: Ist es gewiß, daß die portio major des nervus trigeminus keine eigenen motorische Fasern an die Iris durch das ganglion ophthalmicum abgibt? VIII. Reizbare Schwäche. IX. 1) Allgemeine Theorie zur Entzündung. Controle derselben durch die experimentelle Nervenausschneidung am entzündeten Pferdhufe von Hausmann. 2) Entzündung und Congestion im Verhältnisse zum primären Nervenleiden betrachtet. — Unterschied der Gefäßconvulsion nach Längeraum. 3) Wärme und Kälte in ihrem physiologischen Eindrucke auf die Nerven, und in ihrem secundären auf die Gefäße. 4) Specifische Entzündungen in ihrem besondern Recht. X. Physiologische Theorie des Fieberfrostes. — Vermittlungsbahn zwischen Frost- und Hitze-Stadium des Fiebers durch die Unterleibsorgane. — Reinheit des Sensoriums während des Fieberfrostes im Gegensatze zu Schlaf und Hitzestadium, Ursache. — Succession der Frost- und localen Entzündungsspina. — Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. December 1842.

I am Revenge, sent from the infernal kingdom,
To ease the gnawing vulture of thy mind,
By working wreakful vengeance on thy foe.
Shakespeare.

Aus der Tragödie: „König Roderich.“

(Fortſetzung.)

Florinde.

Du biſt fürchterlich!

Julian.

Gib Antwort,
Wer war der Bube, der mein ſchönſtes Kleinod
So ſchmählich in den Staub trat?

Florinde.

Frage nicht!
Groß iſt er und gewaltig.

Julian.

Mädchen, kennſt du
Den Zorn der aufgebrachten Löwin, wenn
Man ihr das Junge raubte? Wär' er ſtärker
Als Michael, der Cherub, deſſen Schwert
Ein Blitz iſt, könnt' er fliehn auf Adlersſchwingen,
Ich wollt' ihn dennoch finden und zerſchmettern.
Der Rach' iſt Alles gleich, und wär's mein Freund,
Mein beſter Freund, er müßte bluten; wär's
Der König ſelber —

Florinde.

Weh! Du ſprichſt es aus!

Julian.

Der König ſelbſt? — Nun — wenn nicht jeder Fluch
Verloren geht, wenn er emporſteigt und
Dort oben anpocht, und des Höchſten Zorn
Mit Feuerflammen waffnet: falle dieſer
Vernichtend auf ſein Haupt! —
O ſchnöder Undank!
Für ſo viel Schlachten, ſo viel Wunden reißt
Er mir die Ehr' in Fetzen, meines Hauſes
Schneereine ſtolze Ehre. Aber wehe,
Weh über ihn! Ich bin kein Wurm, daß man
Mich ungeſtraft zertreten mag. Wie Simſon
Will ich die Pfeiler faſſen ſeines Reichs,
Und rütteln, bis der Bau zuſammenkrachend
Mit ſeinen Rieſentrümmern ihn erſchlägt.
Zum Ungeheuren treibt er mich — auf ihn
Wälz' ich die Schuld einſt — doch genug der Worte!
Mich ſchändet jeder Augenblick Verzug.
Zur That!

(Er zieht die Glocke, Heribert tritt auf.)

Auf, Heribert, wirf dich auf's Roß!
Reit, reit, und jag den Gaul zu Schanden, bring'
Den Mohren wieder, den Geſandten!

Heribert.

Herr!

Julian.

Bring mir den Mohren wieder, sag', ich hätte
Mich anders jezt bedacht. Was zögerst du?
Fort, fort! Die Stund' ist kostbar.

Heribert.

Ich gehorche.

(Er geht ab.)

Die Vorigen außer Heribert. Flavina * kommt.

Flavina.

Mir war's, als hört' ich meiner Freundin Stimme;
Florinde, ja du bist es — o willkommen! —
Doch wie so stumm, so bleich! Aus deinem Auge
Blickt das Entsetzen — Schwester, o warum
Seh' ich dich so?

Julian.

Nimm dich der Schwester an,
Du holdes Kind, sey du ihr Friedensengel.
Besprich mit süßem Liebeswort den Sturm
Des Grams, der in ihr wühlet, tröste sie.
Ich kann nicht trösten, heilen. — Mein Geschäft
Ist düstrer Art.

(Er geht langsam ab.)

Flavina.

O heil'ge Mutter Gottes!
Was ist geschehn? — Nein, schaue nicht so wild,
Laß dieses Eis, das deine Brust verschließt,
Vor meiner Freundschaft warmem Hauch zergehn,
Und sich in Worten lösen. — Weißt du noch,
Da wir als Kinder mit einander spielten,
Da trugen wir getreulich jeden Gram
Zusammen. —
Als dein schöner Falke starb,
Wie hab' ich mitgeweint! Sieh, da versprachst
Du mir, durch Thränen lächelnd, immerdar
Sollt' es so bleiben zwischen mir und dir.
Heut' mahn' ich dich: der schönen Zeit zu Liebe
Gib mir den Theil von deinem Schmerz, der mir
Gebührt — ich will ja redlich mit dir trauern.
Sprich, was dich ängstigt?

Florinde.

Du begreifst es nicht,
Wenn ich's auch sagte, wußt' ich selbst zuvor
Doch nichts von diesen Schrecken; aber glaub' mir,
Es schwanken zwischen Erd' und Höll' und Himmel
Furchtbare Dinge, die du nicht einmal
Aus schlimmen Träumen kennst. Dir gegenüber
Fühl' ich erst ganz, wie tief ich fiel.

(Schluß folgt.)

---

* Eine Waise, Julians Pflegetochter.

Fünf Tage in Verona.

(Fortsetzung.)

Auch auf Ponte nuovo hat man einen reichen, stets belebten Prospekt auf Fluß und Stadt; die zwei hochliegenden Kastelle, verschiedene Mühlen und die um den Ponte delle Navi vor Anker liegenden dunkeln Schiffe sind malerische Massen. Noch nie ist mir in der gemalten Welt, die jezt jeden Hunde- und Schweinstall pittoresk findet und schwarz oder bunt producirt, eine der genannten Ansichten vor Augen gekommen. Meine Erinnerung bewahrt, obwohl mit Umfluß der Tage allgemach erbleichend, eine Reihe von landschaftlichen Bildern, die wohl mehr als so viele tausend allgemein cursirende, eine objektive Darstellung verdienten.

Auf Weg und Steg sieht man Formen des hereinragenden antiken Geschmacks. So haben viele gewöhnliche Töpferwaaren eine alterthümliche Gestalt; die meisten Thürklopfer ahmen die Köpfe der vor dem Arsenal zu Venedig liegenden athenienſischen Löwen oder andere classische Thiermasken nach. Das wieder erwachte Rococowesen oder Unwesen wird hier sobald keinen Eingang finden. Der Italiener thut sich etwas darauf zu gut, ein Abkömmling und Erbe jenes unwiderbringlichen Kunstzeitalters zu seyn.

In einigen Straßen sah ich viel Leben. Die Arbeiter treiben ihr Geschäft entweder in offenen Räumen oder vor dem Hause. In Italien hat man keinen Begriff von deutscher oder holländischer Reinlichkeit, weil man weniger mit Feuchtigkeit und Schmuß zu kämpfen hat, weniger nach abgeschlossenen warmen Zimmern, nach warmen Kleidern fragt, Wohnung und Anzug überhaupt nicht zum Gegenstand sich steigernder Sorgfalt und Ostentation macht. Ein deutscher Bettler ist immer noch viel besser ausgestattet, als ein ärmlicher Bürger Veronas. Ich sah mehrere, an denen sich Niemand schämte, die überall zutraten, während sie mir tief unter Allem erschienen, was ich je von Verblichenheit, Verschabtheit, Verstricktheit gesehen hatte.

So ging ich auch mehrmals an Verkaufsläden oder Winkelchen vorüber, wo der erbärmlichste Plunder ausgeboten war. Ich sah am Morgen, sah am Abend hin; kaufend nahm ich Niemand wahr und die Familie hatte von diesem Großhandel zu leben. Die Möglichkeit begriff ich nicht. Wie würde eine englischer Proletarier aufschauen, wenn er mit solchen Mitteln leben müßte, oder ein Neger, der es nicht, die Arbeit allerdings abgerechnet, besser hätte als die Mitglieder einer armen Familie der Art?

Elegant gekleidete Damen, Frauen und Mädchen sah ich nicht auf den Straßen. Hohe, hehre, ragende

Digitized by Google

Gestalten, wie einst ein reisender Dichter die nordischen Jungfrauen beschrieb, begegneten mir auch nicht. Die Lombardinnen sind fein, mittelgroß. Unser Spazierengehen und diätetisches Motionmachen kennen sie nicht. Milch- und Blutgesichter wären mir sehr aufgefallen. Aber während bei uns die Schönheit und der physiognomische Ausdruck des Verstandes so häufig unter der Nase ausgehen und den Untertheil unbedeutend lassen, leben die Italienerinnen durchgebildeter, geistreicher aus und haben mehr Race. Mit ihren Blicken halten sie es, wie mir vorkam, auch anders als unser weibliches Geschlecht. Dieses weicht den unsrigen aus, schlägt die seinigen nieder. Die Italienerin bemerkt sogleich das Bemerktwerden. Nicht etwa, als wäre sie geneigter, Neigung zu erwidern; sie will nur wissen, ob sie eine solche einzuflößen im Stand ist. — Doch das ist ja auch bei unsern Mädchen der Fall und mag von den Jünglingen bei etwaigem Blickewechsel wohl in Rechnung genommen werden.

In der weißen Taube fand ich Abends an verschiedenen Tischen vermischte Gesellschaft, Deutsche und Italiener, Bürgerliche und Militärs. Im geräumigen Hofe konnte man unter Arkaden Platz nehmen, genießen, was man wollte, und sich frei bewegen. Mich zog es immer wieder hinaus auf die Straße, um ein ungefähres Bild vom Tageslauf der Veroneser zu erhalten. — Was mir besonders zusagte, waren die Schlafstätten, wie ich sie von nun an traf, groß und weit, mit Matratzen und abgenähten Decken, die man je nach der Temperatur einfach oder doppelt nehmen konnte. — Die Fußboden sind ein Estrich, kleine Steine durch ein Cement von Gyps oder Kalk verbunden und marmorähnlich geglättet. Sie waren mir in diesen Tagen oft zu kalt. So fand ich's, bis ich wieder auf deutschen Boden kam. Von Hitze hatte ich überdaupt jenseits der Alpen weniger zu leiden, als gegen Kühle mich zu schützen.

Mein Frühstück nahm ich von nun an ebenfalls nach südlicher Weise nie im Gasthofe, sondern im Kaffeehause, wo man immer Gesellschaft trifft. Das militärische sah hinlänglich verraucht aus. Die Allgemeine Zeitung brachte mir Vaterländisches, so den Bericht aus Stuttgart über die Enthüllung des Schillers-Denkmals. Mit welchem Gefühl las ich unseres Schwabs Rede! Jeder Umstand rührte mich. Die Meinigen waren ja auch dabei gewesen und so war mir die Beschreibung ein offener Brief.

So bewegt wandte ich mich über den großen Platz zum Amphitheater hinüber. Um einen Groschen erhält man Einlaß. Die untern hochgewölbten Räume sind zu Magazinen, zu Holz-, Kohlen- ꝛc. Niederlagen verwendet, von Handwerkern benüzt. Von vier Seiten leiten gewölbte Eingänge in den innern Raum. Von der Arena, die im längern Durchmesser 233 Fuß und etwa 100 Fuß mehr als in ihrem kürzern mißt, stieg ich sogleich die Marmorsitze, die bis auf den Boden reichen und hohe Stufen bilden, hinauf. Zur Seite der Einlasse sind zum bequemen Steigen Halbstufen eingehauen von der Höhe unserer Treppenstaffeln. Ich zählte 45 ganze oder 90 halbe Stufen, dann war ich auf der Kante, die zwar ohne Geländer, aber für einen Schwindelfreien zum Wandel breit genug ist. Man zählt 450 Schritte Umfang, der aber außen zu 1331 Fuß angenommen ist.

Seit Jahrhunderten wird es in fortwährender Ergänzung so vollkommen erhalten, daß kein Stein, ja kein Splitter daran fehlt. Wenn nun auch hiedurch der nagenden Zeit ihre Gewalt genommen worden und man einen Maßstab für den Verlauf einer durch mehr als ein Jahrtausend fortlaufenden Zerstörung verliert, so wollen wir die Sorgfalt der Restauration doch loben und ein leises antiquarisches Grauen für den Gedanken hingeben, daß das ungemeine Bauwerk in seiner ursprünglichen Form vor uns stehe.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Theater. — Verfassungsliteratur. — Mysticismus.

Der sorgenvolle Ernst der Wirklichkeit, welcher in Hamburg seit den verheerenden Maitagen herrscht, und der mehr oder minder alle Gemüther erfüllt oder doch erfüllen sollte, verhindert nicht, daß auch dem Spiel des Lebens auf den Brettern großes Interesse gewidmet wird. In jüngster Zeit war dieses Interesse ungemein lebhaft; fast schien es in den Ernst des wirklichen Lebens hineinschlagen zu wollen. Schon im lezten Berichte habe ich angedeutet, daß sich im Publikum große Spannung zeigen würde, sobald dasselbe Kunde vom bevorstehenden Abgang des Künstlerpaars Lenz erhielte; und diese Spannung trat denn auch in ausserordentlichem Grade ein. Zuerst Krieg in den Zeitungen zwischen Lenz und seinen Freunden und dem Theaterdirektor, um welch leztern sich unser Censor großen Dank erwarb, indem er nach seinen vielseitigen und vielversuchten Kräften bemüht war, die Oeffentlichkeit des Streites einzuschränken; ferner förmlicher Aufruhr im Theater zu Gunsten des Paares, das eine Art von dramatischem Wahrzeichen Hamburgs ist; endlich Friedensschluß auf den Grund der Wiederanstellung von Herrn und Madame Lenz. — Auch mit andern Veränderungen im Bühnenpersonal war das Publikum sehr unzufrieden, und an der Beschaffenheit des Repertoires haben die Kunstfreunde gleichfalls viel auszusetzen. Dasselbe ist allerdings allzusehr für den Geschmack der Gallerie berechnet. Man verlangt in den öffentlichen Blättern ungestüm, statt Wiener Possen u. dergl. die Werke unserer modernsten Dramatiker. Man muß aber gerecht seyn. Mit Gutzkow wenigstens ist mehr denn Ein Versuch auf hiesiger Bühne gemacht und alle seine Stücke bis auf seine jüngsten sind aufgeführt worden. Sie ruhen in der Manuscriptenkammer; so wenig in den Logen als im Parterre oder auf der Gallerie fand sich bei den spätern Darstellungen ein hinreichendes Publikum ein.

Digitized by Google

Kann man verlangen, daß eine Direktion den wenigen Freunden eines Schriftstellers zu Liebe sich das Publikum abwendig machen solle? Gerechter ist der Vorwurf, daß das Stadttheater mit dem Theater in Altona und der Vorstadt St. Pauli in Trivialitäten wetteifert. — Für das zweite Theater hat der reiche, freundliche und umsichtige Unternehmer, Maurice, einen Platz erworben, der zwischen der Jakobikirche, der abgebrannten Petrikirche und dem neuen Schulgebäude liegt und so groß ist, daß Hamburgs zweites Theater hinfort würdig zu stehen kommt. Unterdeß werden im bisherigen Lokale die beliebten Darstellungen fortgesezt und so stark besucht, daß nur an wenig Abenden alle Zuschauer Platz finden. Maurice hat jezt auch eine französische Gesellschaft, unter der Direktion der Demoiselle St. Ys und des Herrn Constant, für einen Cyclus von Darstellungen gewonnen, welche ebenfalls zahlreiche Zuschauer finden.

In unserem lezten Briefe haben wir der funkensprühenden Schrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiete, von Jostram Snitger" gedacht. Die Censur hat sich bei dieser Gelegenheit wieder in gewohnter Weise benommen. Während man nicht den Muth, oder nicht die Politik (wie soll man's nennen?) besaß, die Exemplare der Schrift wegzunehmen oder deren Verkauf zu untersagen, verbot man die Ankündigung derselben, als die Auflage fast vergriffen war. Ja, die Aengstlichkeit der hamburgischen Censur ging so weit, daß sie selbst Kritiken unterdrückte, welche den im Buche ausgesprochenen Ansichten widersprachen. Unterdeß ward von einem Freunde der Verfassung, wie sie eben jezt gehandhabt wird, (wie es heißt, von dem wegen seiner vortrefflichen Polizeiverwaltung und seiner Hegemonie der Hamburger Frommen bekannten Senator Dr. Hudtwalcker) eine Gegenschrift herausgegeben unter dem Titel: „Auch ein Wort an Hamburgs Bürger und die vom Gebiete." Diese Schrift durfte freilich ungehindert angezeigt werden, aber man konnte es der Kritik auch nicht wehren, sie zu vernichten, bevor sie Leser gefunden. Ohnehin konnte man ja den Inhalt, wie das Sprichwort hier heißt, mit dem Stocke fühlen, und so kümmerte sich Niemand darum. Entweder die Macht oder die Ueberzeugung muß die Waffen führen; erdrückt eine Regierung den Gegenpart erst und will dann darthun, daß er Unrecht hatte, so nimmt kein Mensch von ihren Gründen Notiz. Mit Jostram Snitger ist es übrigens auch wunderlich gegangen. Die Neugierde ruhte nicht, bis sie den wahren Namen des Schriftstellers herausgebracht hatte, und nun ist alle Begeisterung plözlich verschwunden, seit man weiß, daß er zum Stande der Literaten gehört, wovon Hamburg namentlich vor einigen Jahren eine hübsche Auswahl zu bieten hatte, die aber wegen des für so empfindliche Pflanzen zu rauhen Klimas mehrentheils gen Süden gewandert sind. Auch der angebliche Verfasser der fraglichen Schrift ist längere Zeit im Auslande gewesen, und hat nun durch seine kecke, zuversichtliche Weisheit und Vaterlandsliebe einen Erfolg gehabt, den er wohl nie wieder erringen wird. Freilich ist seine Schrift auch bald vergessen: aller Patriotismus schmolz am Anfangsbuchstaben W.

Immer noch ist und bleibt Hamburg der nordische Hauptsiz des Mysticismus, der namentlich seit dem Brande seine Herrschaft schleichend auszudehnen sucht. Zu sehr und zu lange sind die Freunde der vernünftigen Freiheit und eines ruhigen wissenschaftlichen Fortschrittes gleichgültig gewesen gegen den protestantischen Jesuitismus, der in Hamburg so viele und einflußreiche Protektoren hat. Jezt ist der Mysticismus hier nicht mehr zu bezwingen. Da ist ein Rauhes Haus zu Horn, da ist ein Missionsverein, da sind die weiblichen Unterstüzungsvereine und eine Menge anderer Unternehmungen, welche den einen festen und unverrückten Zweck bedecken und erreichen helfen müssen. Nach dem Brande hat diese Partei oft gesucht, denselben als eine Strafe des Himmels für die Ruchlosigkeit Hamburgs darzustellen; sie hat dahin zu wirken gesucht, daß die Festtage äußerlich immer frömmelnder begangen werden müssen; sie hat es dahin gebracht, daß jede noch so nöthige Arbeit, die doch selbst Christus ausdrücklich erlaubt, verpönt wurde. So wird, indem man der Natur Zwang anthut, der Heuchelei und dem Scheinwesen nothwendig Vorschub geleistet, und gewiß ist es, was an Frömmelei gewonnen wird, das geht an Frömmigkeit verloren. — Ein Prediger an der großen St. Michaeliskirche, Pastor v. Absen, ward am lezten Buß- und Bettage in seiner Frühpredigt durch einen Zuhörer unterbrochen, welcher, mit einem dicken Buche bewaffnet, laut gegen die Lehren des Pastors eiferte. Der eingedrungene Apostel ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen stören; endlich faßten Einige den unberufenen Redner beim Arm und sezten ihn vor die Kirchthüre. Pastor v. A. wird selbst zu der Sekte der Frommen in Hamburg gezählt; aber jenem Apostel mag er doch wohl, wie dem berüchtigten Krause, noch nicht fromm genug scheinen.

(Fortsezung folgt.)

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5.

Wenn du erräthst das Wort der Sphinx,
Und dich ergiebst in mir,
So hast du Riesen rechts und links
Und vor und hinter dir.
Sie stehn in Reih und Gliedern schon
Und rühren keinen Fuß,
Ein sanftes Lispeln ist ihr Ton,
Ein Nicken ist ihr Gruß.

1. 2. 3. 4.

Ein Zeichen weg — erweitert sich
Unendlich mein Begriff;
Umfaßt auch unter Andern dich
Und dein Geschirr und Schiff.

1. 2. 3.

Ein Zeichen weg, so ist es gar
Für alle Welt das Haus;
Darinnen sind wir Alle zwar,
Doch Keiner darf hinaus.

1. 2.

Es schrumpft zu kleinem welschem Wort,
Fehlt noch ein Zeichen, ein;
Beim tempo wird's am rechten Ort,
Und auch beim signo seyn.

1.

Noch eins hinweg! noch immer geht's:
So kommst du wohlgethan
Beim Kopf des Worts, des Alphabets
Und aller Wesen an.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. December 1842.

Here, where the Roman millions' blame or praise
Was death or life, the playthings of the crowd,
My voice sounds much, my steps seen echoes strangely loud.

Byron.

Fünf Tage in Verona.

(Fortſetzung.)

Das grandioſe Bruchſtück der äußern Mauer, das mit drei Stockwerken je von vier Bogen, angeblich dem Reſt von 72, in ruſtikem Styl mit wulſtigen Quaderflächen erbaut, die Kante des Theater hoch überragt, gibt noch Kunde genug, was die Zeit thut, die, Felſenmauern und Mauernfelſen zerbröckelnd, auch dieſe gigantiſche Schale eines ehrwürdigen Denkmals jenes großen Volkslebens zerbrach. Glück genug, daß ſie nicht, mit veränderten Geſinnungen der Menſchen im Bunde, ſich an den innern Kern machen durfte, daß dieſe nicht müde wurden, einen Bau, der ihnen nicht mehr als Rieſeninſtrument ihrer Spiele diente, dennoch in feſtem Stande zu erhalten.

Ich ſchritt am ſonnenhellen Morgen auf dem Rand umher, vergnügte mich zuerſt an dem Ueberblick des großen Platzes mit den ameiſenhaft kleinen Menſchen, der Stadt mit ihren unzähligen Thürmen, der unabſehbaren lombardiſchen Ebene, der noch ſtark beſchneiten Alpen, ihres 6000 Fuß hohen Vorwächters, des Monte Baldo, hinter deſſen langem Rücken ſich der Gardaſee hinzieht. Dann pflückte ich einige Blümchen zur Beilage eines Briefes in die Heimath. In wenigen Tagen konnte der Gymnaſiſt ſie ſeinen Schulgenoſſen vorweiſen.

Nun aber war es an mir, meinen eigenen Schulſack zu öffnen, die Vorwelt herauf zu beſchwören, die Zeiten eines Domitians, des Erbauers, den künſtlichen Krater, wie ihn Goethe conſtruirt, mit 22,000 römiſchen Bürgern zu bevölkern, Athleten und Gladiatoren auf der Arena ringen und fechten zu laſſen. — Vergebliches Bemühen, ein neblichtes Wiſſen, mehr Wort als Bild, mehr Name als Anſchauung, neu und lebendig in die Scene zu ſetzen. Die Gegenwart übertönt laut ſprechend die Vergangenheit. Ich konnte mir nichts vorhalten, als — vor anderthalb Jahrtauſenden war dieſes Eirund gedrängt erfüllt von einer Volksmenge, die ich mir von der jetzigen Bevölkerung ſo verſchieden denken muß, wie jene Spiele auf Leben und Tod von den Bouffonerien, die zuweilen auf einer in der Arena aus Brettern errichteten Bühne aufgeführt werden.

Dennoch lag mir's am Herzen, mit dem antiken Amphitheater in irgend ein fühlbares Verhältniß zu kommen. Ich ſtieg wieder zur Arena hinab, ging in eine nach hinten verſchüttete Abſenkung hinein, deren ehemaligen Gebrauch ich mir nicht erklären konnte, wenn ſie nicht etwa eine Retraite der thieriſchen und menſchlichen Kämpfer war, und verſuchte dann, wieder herausgetreten, meine Stimme in dem ungeheuren Oval,

Digitized by Google

über dessen Größe sich das Auge eben wegen seiner allerfaßlichsten, so regelmäßigen Form, namentlich wenn es leer ist, nothwendig täuscht und sie nie gehörig würdigt. — Ich rief mehrmals einige Worte laut aus und glaubte aus der Resonnanz mit Gewißheit zu entnehmen, daß sie in dem ganzen Raume deutlich gehört und verstanden werden könnten. Ich stand in der Tiefe eines hehren Schallbechers, einer tonverstärkenden, umhertragenden Schale. Bemerkte ich ja oft in geschlossenen Thalmulden bei herrschender Stille eine ähnliche wunderbare Vernehmbarkeit der Stimme, während diese in den immer tosenden Straßen einer Stadt schon in großer Nahe klanglos verhallt. Dann ward mir bemerkbar, wie das Auge von unten auf die Höhe viel weniger empfindet und würdigt, als von oben herab die Tiefe, was neben dem Gefühl des Sturzes wohl daher rührt, weil der Blick von unten in die wagrechte Breite der Masse sich verliert, von oben aber senkrecht in die Tiefe fällt.

Inschriften besagen etwas störend, daß dem Kaiser Joseph II. und dem Pabst Pius VI. zu Ehren das Amphitheater je mit 40,000 Menschen angefüllt worden sey, was einen großen Theil der ganzen Stadtbevölkerung ausmachte, die sogar nach dem Tode einen weit größern Raum zur Ruhe anspricht. — Noch einmal stieg ich zum Kranz hinauf und stellte mich dem grandiosen Bruchstück der Umfangsmauer gegenüber, zu welcher aber keine Verbindung hinüber leitet. Sollten die vorfindlichen viereckigten Löcher wirklich dahin deuten, daß einst Vorrichtungen zu einer Ueberdeckung des Amphitheaters mit Tuch gegen Sonnenschein und Regen dagewesen? — Zu Thierhetzen, Maskenzügen im Carneval, zu Feuerwerken wurde und wird es noch von Zeit zu Zeit benuzt.

In mehreren sehr gangbaren Straßen ist an den Häusern ein Doppelweg von Marmorplatten, so daß die sich Begegnenden einander nicht auszuweichen brauchen. Ich wandelte auf einem solchen dem großen Krautermarkte (Piazza dell' erbe) zu. Er ist von ehrwürdigen Gebäuden umgeben und von einem der höchsten Thürme der Stadt überragt. Der eigentliche Marktraum, ganz mit Marmorplatten belegt, ist um eine Spanne erhöht. — Mich zog das bunte Gewühl der Verkäufer und Käufer, meist weiblichen Geschlechts, an. Namentlich fand ich die Erstern, die aus der Umgegend kamen, im Durchschnitt hübsch und von größerer Fülle, als die Weiber der Stadt. Sie trugen schwarze Seiden- oder Sammthüte von unserer Form, die ihnen wohl standen; die frischen, vollen Gesichter mit feurigen Augen, dunkeln Locken, eine Rose über's Ohr gesteckt, zeigten sich höchst wirksam. Ueber den Verkauf des Geflügels mußte ich lachen. Die jungen Hühner ließen sich geduldig auf die Wage legen und nach ihrem Gewicht tariren. — Auf dem geräumigen Platze stehen zwei Denksäulen und ein ergiebiger Brunnen. Ein Löwe auf einer hohen, antiken Marmorsäule deutet auf venetianische Oberherrschaft. Eine gekrönte Frau auf dem Brunnen soll von Pipin herrühren. — Der Markt bedeckt sich im Laufe des Vormittags mit viel Abfällen, und bei feuchtem Wetter mit gründlichem Schmutz. Als ich aber gegen Abend wieder dahin kam, war er ganz abgeleert und glänzte wie gescheuert; eine Reinlichkeit, die bei seiner erhöhten Lage mittelst des Brunnens leicht bewirkt werden kann.

Die alterthümliche Fronte des Kaufhauses an der Seite mit passender Freskenzier, dann der Palast Maffei (des celebern Verfassers von Verona illustrata), jezt Giusti, erinnern an den Styl des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. — Von lezterm aus ward ich straßeauf zu einem antiken, großartigen Bauwerk, der Porta dei Borsari, hingezogen. Es schließt den Corso querüber. Kugler nennt es einen Bau von eigenthümlich reicher Composition, mit Geschmack gebildet, überhaupt vielleicht das edelste Beispiel spätrömischer Kunst. — Eine mehrzeilige Inschrift besagt, daß die Porta unter Galienus in der Mitte des dritten Jahrhunderts erbaut worden. Ueber zwei großen Durchgangsbogen von corinthischer Ordnung sind zwei Stockwerke mit kleinern fensterähnlichen Bogen, so daß das Ganze eher der Fronte eines römischen öffentlichen Gebäudes, als einem Thor gleicht.

Der ungeduldige Reisende mag die lange Inschrift wohl eher in Maffei ergänzt mit Bequemlichkeit lesen, als zur Stelle entziffern. — Die ehrwürdige Porta macht ein Janusgesicht. Auf der Seite der Inscription blickt sie in's Heidenthum, auf der andern aber ist ein Madonnenbild mit dem ewigen Lämpchen für die andächtigen Christen angebracht. Rechts und links zog sich die vom Kaiser Galienus benannte Mauer hin, für welche die Porta gleichsam das Blättchen mit der Inschrift am Ringe war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Tragödie: „König Roderich."

(Schluß.)

Flavina.

So liebt
Florinde mich nicht mehr, denn Liebe zeugt
Vertrauen — o vertrau mir, meine Schwester!
Und hättest du in unglückseel'ger Stunde
Begangen ein Verbrechen, roth wie Blut:
Ich kann nicht von dir lassen. Hier tief innen
In meiner Brust, da steht dein schönes Bild.

Digitized by Google

Mir bist du's selbst, mir wirst du's ewig seyn!
Was wäre auch die Liebe, wenn ein Kind
Des Augenblicks, wenn eine That, wozu
Der finstre Dämon trieb, sie brechen könnte.

Florinde.

Was sagst du? — Liebe? — O mein Gott, du lässest
Doch keinen ganz verzweifeln. Noch im Elend,
Im tiefsten, Liebe finden, das ist süß.
Nun wird mir leichter, tief vom Herzen steigen
Die heißen Thränen auf und überfluthen
Mein durst'ges Auge — doch mir wird so matt,
Mir dunkelts vor dem Blick, die Kniee brechen
Gib mir die Hand, Flavina.

Flavina.

Gott, du schwankst —
Was ist dir, theure Schwester?

Florinde.

Es ist nichts;
Führ' mich in dein Gemach, die Müdigkeit
Liegt auf den Wimpern mir wie Blei, laß mich
Ein wenig ruhn. Dann sollst du Alles wissen.

(Sie gehen ab.)

Julian

(kommt langsam in tiefen Gedanken).

Ich hatt' einst einen Wahlspruch; Vaterland
Und König hieß er. Durch mein ganzes Leben
Hat er mich treu geführt. Er war mir stets
Die Leuchte meines Fußes. In der Trübsal
Gab er mir Trost und Stärke; der Gefahr
Rief ich ihn keck in's Antlitz, und sie floh
Vor seinem stolzen Klang. — Das Alles ist
Vorüber nun. Kein Licht am Firmament
Zeigt mehr den Pfad mir, und es schaut mich rings
Die Finsterniß mit schwarzen Augen an.

Wie soll der Sinn des Menschen fest noch stehn,
Wenn solche Sterne wanken, wenn das Höchste,
Davon ein Gott in's Herz die Ahnung schrieb,
Urplötzlich hinwelkt, wie ein Blatt im Herbst,
Wenn Schimpf die Treue, Fluch den Segen lohnt?
Ich streute guten Samen in die Furchen
Und Nesseln gehn mir auf; ich pflanzte Ehre
Und riesig steigt aus edler Wurzel nun
Der gift'ge Baum der Schmach. Der Gang der Welt
Hat sich verkehrt, und die Natur empört
Sich wider ihr Gesetz.
So will ich auch
Dem allgemeinen Zug mich überlassen;
Verflucht sey, was sich mir als Schranke noch
Entgegenthürmt; ich kenne keine Richtschnur,
Kein andres Steuer mehr, als jenes dunkle
Gefühl, das in mir waltet, und das jezt
Laut nach Vergeltung schreit. — Die Schlange sticht,
Wenn man sie trat; der angeschoßne Fuchs
Beißt in des Jägers Hand, und ich, ein Mann,
Ich sollte stumm ertragen, was noch schlimmer
Als Tritt und Schuß, wenn mir das Schicksal selbst
Der Rache Geißel in die Hände legt?

Ich weiß es wohl, es wird die Welt mich drum
Verräther heißen; gleich dem Apostaten
Dem andern Julian, wird sie mit Schauder
Mich nennen. — Aber wenn ich schweig' und dulde,
Wenn ich den Rostfleck meines Wappenschilds
Mit Blut nicht tilge, wird sie dann mich nicht
Verachten? — Nein! das soll sie nimmer! Lieber
Will ich die schreckenvolle Fackel seyn,
Die hoch auflodernd Giebel und Gebälk
Zur ungeheuren Feuersbrunst entflammt,
Und dann im Brand sich selbst verzehrt. — Ich bin
Entschlossen.

(Heribert tritt auf.)

Heribert.

Herr, der Mohrenfürst.

Julian.

Er ist
Willkommen.

(Heribert geht ab; Pause; die Uhr schlägt.)

Julian.

König! diese Glocke läutet
Mit dumpfen Schlägen dein Verderben ein.

(Indem Julian sich gegen den Eingang wendet, durch welchen Tarik auftritt, fällt der Vorhang.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Kirchenbau. — Straßenbau. — Expropriation. — Oberst Stephani.

Einmal bei der Kirche, wollen wir noch von der Theilnahme für die abgebrannten Hauptkirchen berichten, namentlich, und wohl nicht ganz mit Recht, für die St. Petrikirche, die doch viel reicher ist, theilweise noch steht und fast alle ihre Sachen gerettet hat. Für diese gehen gleichwohl so viele und so große Summen ein, daß sie ohne Zweifel binnen wenig Jahren vollkommen hergestellt seyn wird. Inzwischen ist man darauf verfallen, für die St. Nikolaikirche ein Radikalmittel anzuwenden. Man will von jedem der 150,000

Digitized by Google

Einwohner Hamburgs und seines Gebiets, der ihn zu geben gesonnen, wöchentlich einen Schilling einsammeln, und hofft so mindestens in der Woche auf 2800 Mark, jährlich also auf 100,000 Mark, in 12 Jahren, Zins zu Zins gerechnet, auf 1½ Millionen Mark zu kommen. Würde nur ein Viertelsschilling (3 Pfennige) wöchentlich durch ganz Deutschland gesammelt, so könnte allen brandbeschädigten Städten unseres Vaterlands damit zum vollen Ersatz ihrer Einbuße verholfen werden. — Von dem geschmolzenen Metall der Petriglocken sind Denkmünzen in Bremen verfertigt worden, welche zu einem Thaler Preußisch das Stück zum Besten der Kirche verkauft werden; ebenso hat man Ringe aus der geschmolzenen Glockenmasse angefertigt, welche dem hellgrünen Golde gleich sehen, und ein Modeartikel der vornehmen Welt sind, natürlich zum Benefiz der Kirche. — Was nun den Wiederaufbau selbst anlangt, so ist man mit St. Peter längst im Reinen; wegen der St. Nikolaikirche aber werden hie und da noch Vorschläge zur Besserung oder doch zur Aenderung gemacht.

An dem Wiederaufbau der Straßen wird schon wacker gearbeitet. Die Errichtung verschiedener Ziegelbrennereien in der Nähe Hamburgs hat den Preis der Mauersteine auf seinem Stande vor dem Feuer gehalten. Dagegen ist der Preis des Bauholzes um die Hälfte gestiegen und ein einziger Holzhändler auf dem Stadtdeich soll an seinem großen Holzlager in diesem Sommer fast 1½ Millionen Mark Banko verdient haben. Auch die Bauarbeiter wollten ihren Verdienst allzu bedeutend in die Höhe treiben; allein die Polizei benahm ihnen die Lust dazu, indem sie die Aufstifter bestrafte und dann zum Thore hinausjagte. — Was nun die Herunterraxirung der Erben nach dem Brande und die Expropriation solcher Brandstätten betrifft, deren Plätze zur Ausführung des Verschönerungsplans nöthig sind, so hat die Aengstlichkeit, mit der man dem anfänglich willkührlichen Verfahren zusah, jetzt größerem Vertrauen und offenbarer Zufriedenheit Platz gemacht. Unter 1400 neuen Taxationen sind nur 23 Reklamationen erhoben worden; so auch mit der Expropriation, welche nur da eintritt, wo sie durchaus vonnöthen ist, und gegen angemessene Vergütung. — Von den Straßen, die vorzüglich schön werden sollen, ist zuvörderst der alte Jungfernstieg zu nennen. Wo das Hôtel zur alten Stadt London stand, wird ein Bazar errichtet werden. Der Platz wurde, wie schon früher erwähnt, von einer Gesellschaft um mehr als 200,000 Thaler Preußisch angekauft. Für einen andern, viel schmälern Platz daselbst, wo das Hôtel de Russie stand, sind bei der Expropriation 150,000 Mark Banco vergütet worden. Die Buchhandlung von Perthes, Besser und Mauke wird daneben sich in höchst elegantem Aeußern erheben. Um die folgenden Plätze bewerben sich, sofern sie nicht in festen Händen (wie z. B. Salomon Heine's) sind, die reichsten Concurrenten. Nicht minder ist der dritte, neueste Jungfernstieg ein Gegenstand der Spekulation; auch er wird in größter Pracht sich in den Fluthen der Alster spiegeln, so daß diese Umgebung des schon von Hagedorn besungenen Alsterflusses von wahrhaft imposanter Schönheit seyn wird.

Die beispiellos verheerende Ausbreitung der Flammen vom 5ten bis 8ten Mai schien unsern Spritzen das Verdammungsurtheil gesprochen zu haben. Jedermann, er mochte etwas davon verstehen oder nicht, stimmte auch bei, daß sie nichts taugten. Eine neue Spritze kam aus England, eine wahre Wunderspritze. Sie mußte sofort probirt werden, und zwar neben den alten Hamburger Spritzen, neben den Sändern, die den Brand so schlimm hatten werden lassen. Und siehe da! die kleinen Hamburger Spritzen trieben ihren Strahl fast gleich hoch mit der englischen, die ungleich größer und theurer ist und fast die dreifache Bemannung erfordert. Dieser augenfällige Vorzug der alten Löschmaschinen, mit denen unter dem alten Repsold Wunder geschahen, erfüllte die Spritzenleute mit solcher Begeisterung, daß sie beim Emporstreben ihres Wasserstrahls laut riefen: „Hurrah, de Hamborger Sprütten schölt leben!"

Wunderliche Gerüchte waren hier zum Martinifest, als dem gewöhnlichen Umziehetag in Hamburg, verbreitet. Der Miethewucher hatte es sehr vielen ärmern Familien unmöglich gemacht, sich mit Wohnungen zu versorgen, und hie und da hörte man die Erklärung, nicht ausziehen zu wollen, weil man keine neue Wohnung habe. Die Fama ließ schon fremdes Militär an die Grenze rücken und der Bürgergarde angesagt seyn, am Miethetag auf den Generalmarsch zu horchen. Indeß hatte die Unterstützungsbehörde mit rastloser Anstrengung gesorgt, daß immer mehr neue Nothwohnungen für die Wohnungslosen erbaut wurden, und so ging der ängstlich erwartete Tag in aller Ruhe vorüber, obwohl noch der beschwerende Umstand hinzu kam, daß die Hafenbehörde gegen die bereits vollzogene Erbauung der Nothhäuser am Hafen protestirte, weil die Nähe derselben zu feuergefährlich für die in den großen Kauffahrteifahrern liegenden Waaren sey. Wirklich mußten, und wohl nicht mit Unrecht, die Häuserchen wieder abgebrochen werden. Naheliegend ist freilich die Frage, ob man denn das nicht vor dem Bau der Wohnungen einsehen konnte?

Die höchste militärische Person unseres Freistaats, der Kommandant von Hamburg ist gestorben. Oberst Karl Freiherr von Stephani, 1782 zu Grodnow in Polen geboren, trat früh in russische Dienste und behielt seine Vorliebe für diesen eisernen Staat auch in der Republik bei, in deren Dienste er 1821 eintrat. Durch Verbindungen mit Rathsmitgliedern (er heirathete des bekannten Senators Westphalen Tochter) gelang es ihm, einigen um die Stadt sehr verdienten Offizieren vorgezogen zu werden, worüber sich sehr langwierige und bittere Streitigkeiten zwischen dem Verstorbenen und dem vorlängst verschiedenen Major to der Horst erhoben, welche wiederum mehrere viel besprochene Prozesse, Aussprüche von Universitäten und endlich ein Duell zwischen den beiden Offizieren zur Folge hatten. Nicht zu verkennen war die Abneigung des Publikums gegen den eingebürgerten Fremdling, der vom Lieutenant sofort zu der ersten Militärstelle Hamburgs avancirt war, und kein weiteres Anrecht an den kleinen Staat hatte, als, wie man sich damals ausdrückte, die „Schürze einer Senatorentochter." Dennoch ist es ihm gelungen, sich in seiner Stellung die Achtung der Billigdenkenden zu erwerben; er hat manches Nützliche in seinem Kreise gewirkt und sich die Liebe der Soldaten erworben. Minder glücklich war er im Familienkreise. Die Frau, welche ihm die Stelle verschafft, entwich mit seinem Bedienten und lebt noch im Auslande. Seine einzige Tochter von ihr ist gut verheirathet. Es fragt sich, ob Hamburg die Stelle eines Kommandanten wieder besetzen werde. Gewiß scheint sie für eine offene Stadt, für welche Krieg Krähwinkelei wäre, überflüssig, und, so viel wir wissen, hatte auch der Verstorbene kaum noch Funktionen. Unter den jetzigen schweren Verhältnissen wäre überdieß die Ersparniß von jährlichen 12,000 Mark, welche er bezog, nicht zu verachten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. December 1842.

Schwebt nur heran, das Herz ist offen!
Steigt jung und sonnig aus dem Grab;
Bringt alles Träumen, Lieben, Hoffen
Zu unsrer neuen Zeit herab.

A. Stöber.

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

Gewiß, lieber Leser, gedenkst du der schönen Zeit, da du dir an winterlichen Abenden Geschichten erzählen ließest, da sich dein kleiner Kopf mit tausend Bildern, dein Herz mit tausend Empfindungen füllte, die Geschichten mochten nun seyn wie sie wollten, lustig oder ernsthaft, schauerlich oder wunderlich; es mochte da die Rede seyn von rosenfarbigen Prinzessinnen oder kleinen Zwerglein, von Räubern oder tapfern Königssöhnen. Ein süßer, wunderbarer Genuß, der selbst in der Erinnerung noch so zauberhaft wirkt! — Den Kindern wird's jezt nicht mehr so geboten; sie sind alle so zeitig ernsthaft und gescheidt und würden die alte Großmutter auslachen mit ihren Drachen und Gespenstern, und wenn sie Mährchen brauchen, so lesen sie moralische Contes des fées.

Wenn nun aber auch das Mährchen Abschied nimmt, nebst seiner Schwester, der Sage, an der ohnedem die Gelehrten so viel zu tadeln haben, so gibt es dennoch im deutschen Vaterland allerlei Winkel und Stellen, wo die Verbannten sich blicken lassen und gerne verweilen, und solch ein Plätzchen ist auch meine Heimath, der Lechrain. — So heißt ein schmaler Streifen Landes, der an beiden Ufern des Lechflusses vom Hochgebirg in Tyrol sich dehnt bis zum alten, reichen Augsburg hinab, bis an's schlachtenbereite Lechfeld. Hier sind seit uralten Tagen die Marken der Allemannen und Bojoaren gewesen und sind's geblieben bis heute. Früher, als noch die Römeradler herrisch über diese Lande flogen, hauste hier ein eigener germanischer Stamm, die Lykaten, die Lechsöhne, hochgeachtet ob seiner Tapferkeit und seines Freiheitssinnes. Sie trugen nicht die fremde Herrschaft und zogen den Tod vor, also daß ihr ganzes Volk fiel in der Vernichtungsschlacht bei Damasia, am großen See der Amper, wo jezt etwa Diessen steht, der Markt und das Kloster. — Nicht lange saß der römische Colonist auf dem eroberten Boden, aus dem wir hier manch Zeugniß seines Daseyns graben. Die Castra und Mansionen wurden gebrochen von den wilden Stürmern, die aus dem hercynischen Wald niederstürzten nach dem sonnigen Italien, die Brückenjoche des grünen Lechs, wie ihn des Augustus Poeten nannten, brachen, und auf den Trümmern von Esco und Abudiacum wucherte bald junges Grün und die Heerstraße der Legionen verflachte sich mit dem Boden des Forstes. — Als der große Volkssturm ausgetost, da wohnten friedlich Bajuwaren und Allemannen auf dem verlassenen Lande um den Fluß, und aus ihrer Nachbarschaft entwickelte sich der lechrainische Stamm, in Sitte und Sprache vermittelnd zwischen beiden Völkern, der Erbe der beiderseitigen Eigenthümlichkeiten, und darum reich an Allem, was dem ächten

Digitized by Google

Volksleben angehört. Auf dem Boden, den die Lechrainer bewohnten, ging auf dem kleinſten Raum die große Geſchichte des deutſchen Volkes vorüber, ſie ſelber immer damit verflechtend, noch heute ſichtbare Spuren zurücklaſſend, vor Allem in der Erinnerung der Bewohner. — Durch die Wildniß am Gebirge, wo der Lech aus den Schlünden bricht, die der Römer Fauces Juliä hieß, zogen zuerſt die Apoſtel der Deutſchen, Sankt Magnoald und Collomann, das Kreuz predigend, das Feld bauend. Uralte Kirchen ſtehen an den Ufern; auf dem Schutte des Caſtells zu Epfach ſtand Sankt Wicterps, des Augsburger Biſchofs, beſcheidene Zelle. Alle dieſe Namen nennt der Lechrainer noch unter ſeinen Schutzheiligen. Da wählten auch die Karlinger ſich ſchönes Beſitzthum in dieſem Gau, und ihre Geſippten, die Welfen, hatten ſodann ihr Gut inne ſeit grauer Zeit, als ihr älteſtes Allod. Den Welfen folgten die Hohenſtauffen, dieſen die Schyren, die Bayerherzoge, im Beſitz des Lechrains, der Grenze gegen Schwaben. Darum brach Alles über den ſchmalen Landſtrich her, was beide Nachbarländer berührte: die Fehden der Fürſten mit den reichsfreien Bürgern der Städte, die Horden des Bauernkrieges wälzten ſich hier herüber, bis ſie am Peiſſenberg an der Treue des bayeriſchen Landſturms zerſtiebten; der Schwede wüthete nirgends wilder; der Pandur folgte ihm, als im Aufſtande von 1705 gegen „Kaiſers Unfug" der Lechrainer die blau und weiße Fahne erhob.

Darum weiß von alle dem der Bürger und Bauer noch zu erzählen, und neben den geſchichtlichen Erinnerungen, die im Volksmund ſchnell zur Sage werden, erblühten Mährchen und Geſchichten, halb mahnend an die Zeit, die ſie gebar, halb verſetzt und aufgeputzt mit allerlei Zuthat, wie ſie des Volkes Witz, Laune, Träumerei oder Glaube mit ſich bringt. Noch immer gräbt ſich der weißbartige Kaiſer, der große Karl, mit ſeinen Erdmännlein vom Untersberg herüber bis zur alten Eppkirche im Peitingerfeld, um dort die Chriſtmette zu feiern; am Schloßberg flammt in den Tannen der Geiſt des wilden, unſteten Welfs, der im Steingadner Grabe nicht Ruhe hat; um den Alpſee ſchweben des jungen Conradins Lieder. Im Schongauer Schloß ſchied der ſtarke Chriſtoph, der Bruderfehde müde, vom Bayerlande, ſein Teſtament in der Bürger Hände legend; darum weint es oft unheimlich in den Gängen. Noch weiß man vom Doktor Luther auf der Schwangauer Burg, und böſe Mönche toben als wilde Jäger in der Amperleite. Alles, was zerſtört iſt in Kirchen und Klöſtern, das rührt vom Schweden her, der den wundervollen Karfunkel ſtahl aus der byzantiniſchen Krone des „großen Gottes" in der ſiebenhundertjährigen Kirche zu Altenſtadt. In den Mauern der Landsberger Häuſer ſtecken noch Torſtenſohns Kugeln; noch ſteht der Thurm, von dem die Jungfrauen in den Lech ſprangen, ihre Ehre zu retten, und franzöſiſche Granaten zieren die weißen Stadtmauern des allzeit treuen, tapfern Schongaus.

(Fortſetzung folgt.)

Fünf Tage in Verona.

(Fortſetzung.)

Kirchgänger zogen an mir vorüber, meiſt weiblichen Geſchlechts. Sie wandten ſich der nahen Kirche St. Lorenzo zu. Ich folgte ihnen. Die Abendandachten ſind ſtets beſucht. Ich fand die Kirche erleuchtet. Der Prieſter ſtand vor dem Altar und ſprach zu den im Halbkreis um ihn ſitzenden Hörern in freiem, belebtem Vortrage. Die italieniſchen geiſtlichen Redner haben, ſo weit ich es hörte, denſelben Tonfall, eher Rezitativ als Sprache, den ich mir wie auf Noten geſetzt einprägte. So viel ich aus ſeiner Betrachtung entnehmen konnte, war ſie lebendig, eindringlich. Der heilige Ort, deſſen Attribute, der Altar, das Sakramenthäuschen, das Bild des Gekreuzigten ꝛc., auf welch Alles er mit faſt theatraliſchen Bewegungen hindeutete, mußte ihm zu wirkſamer Ausſtattung ſeiner Rede dienen. Dieſelben Bezüge nahmen alle Prieſter, die ich hörte, bei ihrer Rhetorik zu Hülfe.

Ich ſtand vor dem von San Michieli in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts gebauten Palaſt Bevilaqua, der auf mich als eine ſpezifiſch neue Anſchauung den erwecklichſten Eindruck machte. Eine lange, durch Abbildungen ſolcher Bauwerke erregte Sehnſucht ward geſtillt. Eine phantaſtiſch ausgeprägte Pracht, die ſich in ungemeinen Ausladungen, grotesken Ueberladungen gefiel; ein herrlicher Vorwurf für Nachbildungen, um ſo mehr, da der Palaſt oben nicht ganz ausgebaut iſt, was äſthetiſch für Zerſtörung gilt, auf der Leinwand im Naturton eines Canaletto, körperlich durch die Phelloplaſtik. — Er ſieht auch wirklich, von dem Zeitangriff zernagt und ergraut, dem Kork ähnlich und viel narbiger aus, als ich mir von Gebäuden aus dieſer Epoche gedacht hatte. — Von Seiten der architektoniſchen Zweckmäßigkeit, der Wohnlichkeit, der Nothwendigkeit der Struktur betrachtet, kann man viel gegen den Styl dieſes Meiſters, wie des Palladio, Sanſovino ꝛc. vorbringen; aber pittoresk iſt er im höchſten Grad, eine Malerei in Steinen. Wie die Wiſſenſchaften, ſo ſind auch die Künſte, einerſeits der Menſchheit zu helfen, andererſeits aber auch um ihrer ſelbſt willen da; jede bemächtigt ſich der höchſten Stufen der Ausbildung, jede ſucht durch ſich eine Welt, die Welt darzuſtellen. Dieſer

Styl mußte in einer bildungsfrohen Zeit kommen; die Ausbildung der Skulptur leitete zu ihm, oder sie riefen einander wechselseitig hervor. Er ist üppig, pompös, aber nicht geschmacklos, wie das jezt wieder in Scene gesezte Rococo. Ist der altdeutsche Styl nicht auch eine solche Erklimmung der höchsten Spitze über Nothwendigkeit und Bedürfniß hinaus gewesen? — Man muß dergleichen Architekturen im Mondschein sehen, um sie recht in ihrer eigenthümlichen ernsten Majestät zu begreifen. Die hehren Schlagschatten dieser Säulen und Pilaster, dieser Statuen, Arabesken und Gesimse versöhnen uns in Erstaunen und Freude mit jenen Meistern, die solche Eindrücke vorhergesehen und berechnet. — Mein Quartier war ganz nahe, und wie oft hemmte ich meine Schritte vor dieser Façade!

Ein Büchertrödler hatte seinen Kram auf einem Vorsprunge des Sockels aufgestellt. Ich durchlief die Reihen nur flüchtig, aus Besorgniß, ich möchte ein schätzbares Werk finden und meine expedite Fußgängerschaft mit einem papiernen Quaderstein zu belasten versucht werden. — Auch in das Innere des Palastes ging ich, das ich nicht eben vom heitern Geist reinlicher Wohnlichkeit und bequemen Tagesgebrauchs durchzogen fand, konnte auch wegen geschlossener Thüren nicht weit vordringen. Die ehemaligen Sammlungen von Gemälden und antiken Skulpturen wurden aus einem Kellerversteck gezogen und an den damaligen Kronprinzen von Bayern verkauft.

Man geht in Italien spät in's Schauspiel, etwa um die Zeit, wo bei uns arbeitsmüde Leute und Frühaufsteher sich zu Bette legen, in Verona z. B. um 8½ Uhr. Das Theater ist in dem am Platze Bra gelegenen, in Palladios Styl gebauten, von dem Marchese Maffei gestifteten Museo Lapidario. In dessen Hofe sind unter Arkaden hetrurische, griechische und römische Denkmäler, Steinschriften und halberhabene Werke aufgestellt. Ich fand auf hölzernen Bänken meist Zuschauer männlichen Geschlechts. Sie behielten durchweg die Hüte auf. Die Noblesse war in den Logen vertheilt. Ich zählte nur dreißig weibliche Wesen gemischter Stände im Parterre vertheilt. Es zeigte sich jedoch kein Kranz schöner Damen, im Putz die Logen belebend und zierend. Mein Auge mußte sie fast wie in Verstecken suchen, doch fand es umlaufend endlich ein Antlitz, an dem es öfter und länger festhielt. Solche flüchtige Huldigungen eines Fremden gelten wohl nirgend in der Welt für zudringlich, am wenigsten bei Italienerinnen.

Das Theater hat fünf Reihen nicht zurückweichender Logen, ein Amphitheater und vorgeschobene Frontlogen, und ist sehr reich, nur etwas gekräuselt, ausgeschmückt. Im Halbkreise waren vor den Logen die Porträts berühmter dramatischer Dichter und Compositeurs, über ihnen diejenigen von berühmten Bühnenkünstlern en medaillon angebracht. Ich saß zufällig gerade unter Schiller, der nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte. Goethe war nicht zu sehen, kommt auch wohl nicht auf ihre Bühne. — Das Publikum, wie bei uns, ungeduldig, rief den Beginn der Oper herbei, erwies sich dann im Verlauf nicht eben schwatzhaft und zeigte sich gegen die Leistungen der Künstler dankbar.

Die Dekorationen sind trefflich; den architektonischen lagen die herrlichsten Motive ja ganz nahe, so auch den landschaftlichen. Ich merkte auch wohl, wie Paul Veronese und andere alte Meister hier auf die Compositionen und das Colorit gewirkt haben mochten. Sie waren sehr kräftig, ohne Buntheit; oft erfreuten mich die angenehmsten Mitteltinten. In den landschaftlichen Scenen erkannte ich die großartige Natur um die am Ausgange der Alpen gelegene Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

Die Vermählung des Erbgroßherzogs.

Die Vermählung unseres Erbgroßherzogs hat das ganze weimarische Land in fröhliche Bewegung versezt. Volksfeste, an denen die ganze Bevölkerung eines Landes Theil nimmt, knüpfen sich in den meisten deutschen Ländern an die freudigen Ereignisse in den fürstlichen Familien. In wie weit aber der wiederholte Ausspruch der Weimarschen Zeitung begründet ist: „so will es die Natur und ihr ewiges Gesez; denn ein Volk, welches den schönsten Lebenstag seines Fürsten nicht ehrt, *verdient nicht, daß es bestehe*," überlassen wir der Entscheidung der Oeffentlichkeit, der wir ihn hiemit anheim geben. Genug, wir feierten das Fest unseres Fürsten aus freier, herzlicher Theilnahme und Ergebenheit, und glauben ihn dadurch besonders geehrt. Es war bedeutungsvoll, daß unser Erbgroßherzog bei seinem Einzug mit seiner jugendlichen Gemahlin das Stammland seiner Ahnen zuerst im Angesicht ihres hochherrlichen Sizes, der Wartburg, betrat. Aber welche Stelle unseres kleinen Landes wäre nicht durch große Geister und großartige, auf die Bildung des ganzen Vaterlandes einflußreiche Ereignisse geweiht? Hier die Wartburg mit ihren Erinnerungen an hochherzige Landgrafen, an die vereinten Minnesänger und ihren Wettkampf, an Luther und die Bibelübersezung; dort Weimar mit seinen edeln Fürsten und den Großgeistern der Nation, und Jena mit seiner glanzvollen Hochschule. — Von Eisenach begaben sich die Neuvermählten auf die festlich geschmückte Wartburg. Der Erbgroßherzog läßt den berühmten Siz seiner Väter in alter Herrlichkeit wieder herstellen. Ganz im Sinne der alten Zeiten, deren Erinnerungen auf das lebhafteste aufgeregt waren, ritt die junge Fürstin auf einem Maulthiere den hohen Berg hinan; den weiten Weg hinauf war ein langer, beweglicher, bunter Zug zu sehen, der das

gefeierte Fürstenpaar begleitete. An der Pforte von einer Brüstung schmetterte ihm freudiger Trompetenschall entgegen, und vom Thurm tönte die erhebende Weise: „Nun danket alle Gott.“ Und als sie die Kapelle ihrer Ahnen betraten, die durch Luthers Andenken geweihte, da erhob sich draußen unter erschütterndem Posaunenton das gewaltige Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Tief ergriffen traten die Fürsten heraus auf den Hof und erhoben ihre Augen zum Himmel. Wohl mochte in diesem Augenblicke alle Gemüther der Gedanke erfüllen an das gewaltige Wort Luthers, welches von dieser Burg hinaus in die Welt gedrungen, und hoch erhoben mochten sich die Herzen der Anwesenden fühlen, als die Nachkommen der größten fürstlichen Vorkämpfer des Protestantismus, der alten Häuser Sachsen und Oranien, in schönem Bunde vereinigt, ihre Knie senkten. Der Augenblick war groß und kein Laut unterbrach die feierliche Stille. — Ueber die großartigen Einzugsfeierlichkeiten, die sich zu einem wahren Volksfest gestalteten, gehe ich weg; ich käme mit einer Beschreibung derselben für die meisten Leser zu spät. — Der erste feierliche Kirchgang der Neuvermählten erhielt eine schöne Weihe durch das kräftige Wort unseres berühmten Kanzelredners Dr. Röhr, der über den Wechsel der Heimath und des Vaterlandes sprach. In der spätern Predigt am Reformationsfeste führte uns der kühne Redner die Leiden und Kämpfe der ersten Protestanten vor, und deutete dabei an, was die Vorfahren der nun verbundenen fürstlichen Häuser für diese Sache gewirkt. Wohl möchte Röhr hinsichtlich der Kraft des Vortrags der erste Rang unter unsern jetzigen Kanzelrednern einzuräumen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, November.

(Schluß.)

Das neue Gesangbuch. — Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn.

Mit dem neuen Jahr werden auch unsere Kirchenbücher eine Reformation erleiden. Das seit Jahren so zu sagen angedrohte neue Gesangbuch ist nunmehr erschienen. Wenn es nicht vollkommen erscheint, so ist sicherlich weder die darauf verwendete Zeit noch die Zahl der Redaktoren Schuld daran. Die Mitglieder reverendi Ministerii haben deßhalb über zweihundert Sitzungen gehalten. Die Zahl der Gesänge ist aber auch verdoppelt, und die neu hinzugekommenen sind fast alle von streng orthodoxer Farbe. Von Seiten verschiedener Geistlichen wird die Einführung dieses neuen Gesangbuches als eine so wichtige Sache betrachtet, daß einer derselben, ein sonst sehr verständiger Mann, mit dem größten Nachdruck äußerte: von dem erwachsenen Geschlecht sey eine Besserung durch das neue Gesangbuch wohl nicht mehr zu erwarten, sondern nur vom heranwachsenden. Das aufgeschossene Geschlecht fragt allerdings zuvörderst nur, ob das neue Gesangbuch theurer sey, und wird dieß bejaht, so schimpft es. Sonst wird übrigens die Einführung des neuen Buches äußerlich keine Folgen haben. Bei der Einführung des nun abgeschafften gab es ernstere Mißhelligkeiten. Dieß ist freilich dasselbe Buch, von dem der mystische Pastor Krause behauptete, es enthalte nur zwei ächt lutherische Gesänge.

So erfreuliche Aussichten die bei der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn Betheiligten vor dem Brand auf den Erfolg dieses Sommers hatten, so niedergeschlagen war aller Muth, als die Flamme den Lebensnerv der kleinen Bahn, die Vergnügungslust der Hamburger, versengt zu haben schien. Vielleicht waren die Hoffnungen übertrieben; die Furcht war es gewiß. Die Bahn war an manchen Tagen dieses Sommers so stark befahren, daß die Gesellschaft nicht Wagen genug besaß, um alle Passagiere zu befördern, und eine Extralocomotive noch im Dunkeln die zurückgebliebenen Gäste von Bergedorf holen mußte. So hielten sich denn auch die Actien der Gesellschaft immer noch auf erträglichem Stande, auf etwa 80 Procent. Bis Ende Octobers hatte die Bahn seit ihrer geräuschlosen Eröffnung (17ten Mai d. J.) 135,020 Passagiere für 81,659 Mark 2 Schilling Fahrgeld befördert, ein Resultat, dessen Vorherverkündigung während der Brandtage zu den Hirngespinnsten gezählt worden wäre. Seit Eintritt der schlechten Witterung haben die Vergnügungsfahrten aufgehört, da gleichzeitig ja auch der Zufluß von Fremden nach Hamburg geringer wird. Die Frequenz der kleinen Bahn ist nunmehr auf den Geschäftsverkehr angewiesen; sollte man nun aber glauben, daß solcher im Monat zehn- bis zwölftausend Menschen aus der Umgegend Bergedorfs nach Hamburg führen könnte? Da sind aber vorzugsweise die weit und breit bekannten Vierländer, welche einen ausgedehnten Korn-, Frucht- und Kälberhandel nach Hamburg treiben, wie sie nicht minder den Blutegelhandel in Händen haben. Diese in ihrer uralten Nationaltracht einhergehenden bäurischen Kaufleute, die mit ihren Familien zwischen acht- und neuntausend Seelen ausmachen, benutzen die Eisenbahn am häufigsten und sind zugleich nicht die unangenehmsten Passagiere derselben. Sie sind meist gebildet und belesen, gewandt im Umgange, kurz und bündig, aber auch schlau in Geschäften; sie sind den Bewohnern Bergedorfs, des Hauptstädtchens von Vierlanden, die sich in Kleidung und Sitten nach Hamburg richten, ohne die angeborne Kleinstädterei ablegen zu können, weit vorzuziehen. Um aber wieder auf die Eisenbahn zurückzukommen, so ist die Aussicht auf die Fortsetzung nach Berlin noch keineswegs so nahe, als man sich schmeichelt. Der Totaleindruck, den die Eisenbahnanlagen auf die Spekulationslust machen, ist im Allgemeinen ein ungünstiger. Man betrachtet Actienzeichnungen als Opfer des Patriotismus; man berechnet schon im Voraus den wahrscheinlichen Verlust und sucht ihn möglichst in's Enge zu ziehen, indem man so wenig Actien nimmt, als sich mit dem point d'honneur verträgt. Gleichwohl sieht Jeder ein, daß die Eisenbahnen am Ende den Verkehr bedeutend heben, und ein schlagendes Beispiel ist ja eben die kleine Bergedorfer Bahn. Vor sechs Jahren hatte ein einziger Botenwagen kaum täglich Passagiere; die Chaussee ward gebaut, und bald fuhren täglich sieben Omnibus; die Eisenbahn ist im Gange und es fahren täglich mehr denn dreihundert Passagiere zwischen Hamburg und Bergedorf. — Die Actien dieser Bahn stehen jezt höchst wahrscheinlich auf ihrem niedrigsten Punkt und lassen eine Besserung um so eher erwarten, als das Anschlagkapital von 1½ Millionen Mark Banco nicht überschritten zu werden braucht, um die Bahn ganz zu vollenden, und andererseits durch den Brand indirekt der Eisenbahngesellschaft dadurch ein Nutzen entstanden ist, daß das von ihr früher erworbene Grundeigenthum jezt einen bedeutend höhern Werth hat. So werden denn jezt neben der Bahn zwei Straßen erbaut auf Stellen, die einst sumpfige Wiesen waren, selbst für das Vieh nur zu gewissen Jahreszeiten zu benutzen. Ehe man sich dessen versieht, wird Hamburg mehr denn ein Viertheil an Ausdehnung gewonnen haben; von den Gängen und Böden wird sich die Uebervölkerung hinausziehen in die freien neuen Räume vor den Thoren; mehr Gesundheit und größere Reinlichkeit wird einkehren, und mittelbar darf sich die Eisenbahngesellschaft einen Theil dieser Folgen zuschreiben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. December 1842.

— He slumber'd,
While in her thought his days are number'd.
Byron.

Wie zwei Schweſtern.

Nach Alfred Tennyſon.

Wir waren zwei Töchter aus Einem Haus;
Sie war die Schönſte, ſie ſtach mich aus.
  Wie weht der Wind über Thurm und Höh'n!
Sie fiel, er war ein ſtattlicher Mann;
Ich meine, die Rache ſtand wohl mir an!
  O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Sie ſtarb, ſie ging in die ewige Gluth,
Sie miſchte mit Schmach ihr altes Blut.
  Wie heult der Wind über Thurm und Höh'n!
Ganze Wochen und Monde, Tag und Nacht,
Seine Lieb' zu gewinnen war ich bedacht:
  O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Ich gab ein Feſt, er war beim Schmaus;
Ich gewann ſeine Lieb', ich bracht' ihn nach Haus.
  Wie brüllt der Wind über Thurm und Höh'n!
Und nach dem Eſſen, die Kleider los,
Da legt' er ſein Haupt in meinen Schooß:
  O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Seine ſchwarzen Wimpern küßt' ich zur Ruh';
Auf meiner Bruſt, da ſchloß er ſie zu.
  Wie wüthet der Wind über Thurm und Höh'n!
Ich haßte ihn mit der Hölle Haß,
Aber ſeine Schönheit gefiel mir baß:
  O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Aufſtand ich in der ſtillen Nacht;
Blank hab' ich und ſcharf meinen Dolch gemacht.
  Wie raſt der Wind über Thurm und Höh'n!
Halb im Schlafe lag er — kein Laut in der Burg!
Da ſtieß ich ihn dreimal durch und durch!
  O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

Ich kämmt' und lockte ſein ſchönes Haar;
Er ſah ſo groß, als er todt nun war.
  Wie weht der Wind über Thurm und Höh'n!
In ein Bahrtuch hüllt' ich den todten Mann,
Seiner Mutter zu Füßen legt' ich ihn dann:
  O, der Earl war ſchön zu ſeh'n!

F. Freiligrath.

Digitized by Google

Fünf Tage in Verona.

(Fortsetzung.)

Wie war mir, als der Vorgeiger die Quinte zur Intonation anstimmte! Eine süße Erinnerung an meine Jugend, wo ich ahnungsvoll der neuen Offenbarung einer Mozartschen Oper harrte! Ich fühlte mich wieder jung, erwartungsreich und recht gestimmt, mit regem, vollem Sinn und Gemüth das Kommende zu begrüßen, zu empfinden. — Das Orchester war gut besetzt; es bewährte Gefühl und Geschmack und namentlich eine lobenswerthe Zurückhaltung, wenn die Sänger gelten sollten. — Den Namen der Oper, so wie die der Matadore habe ich nicht behalten. — Das Sujet war romantisch: Mißverständniß, Verkennung, Eifersucht, brennendes Haus, Kindesrettung, Aufopferung, Versöhnung. Die Prima Donna und die zweite Sängerin hatten sehr metallreiche, weiche Stimmen. Sie schonten sich mehr als die unsrigen und riefen nicht den Beifall durch Schreien hervor. Ihr Vortrag bewährte die größte Sorgfalt. Ein leidenschaftliches Duett wirkte elektrisch; es galt auch mir für vollendet und in den kleinsten Nüancen rein ausgebildet. Sie wußten ihre Schule, ihr reges Gefühl, ihren dramatischen Takt auf's Erfreulichste geltend zu machen. Es war ein Tongemälde mit Meisterstrichen, mir eine wahre Seltenheit. — Der Primo Huomo, ein guter Tenor, schien doch den Passagen auszuweichen. Ich vernahm überhaupt hier und in Venedig nichts von Bravour und weiß nicht, ob das nur zufällig so gewesen. Er gefiel, weil seine Manier von den Singlustigen nachgeahmt werden konnte. Ich hörte da und dort Knaben, die seinen Vortrag nachahmen wollten, aber, wie es geht, gerade seine Mängel, z. B. seinen Nasenton, und noch mit Zugabe nachsangen. — An der Kraft, Uebereinstimmung und dem Wohlklange des Chors merkte ich gut, daß ich im Süden, unter nebelloserem Himmel war.

Eines Abends ging ich über die Brücke della Pietra bei der Kirche St. Stefano gegen das Kastell St. Pietro hinauf. Aus einer Schule kamen die Zöglinge, Knaben in Hüten und langen schwarzen Röcken, ganz jungen Clerikern ähnlich. Ich folgte ihnen. Es ging zwischen Gärten hinan. Bei einem krystallhell und reich fließenden Felsenquell, Fontana del Ferro von seiner Eisenhaltigkeit genannt, lagerten sie sich. Ich trank und sah ihrem lebhaften Verkehr zu, dann wand ich mich um die Felsen und stieg vollends zum Kastell St. Felice hinauf. — Hier fand ich nun Alles demolirt und umgewandelt. Schaaren von Arbeitern kamen mir entgegen, wunderliche, fremdartige Physiognomien, gebräunten, wilden Aussehens; doch grüßten sie. Es waren Ungarn, Slavonier, Zigeuner ꝛc. Aus jedem kaiserlichen Regiment werden je 300 Mann zu diesem Dienst beordert und von Zeit zu Zeit abgelöst. — Ich erklimmte eine Höhe der zum Theil schon ummauerten Erdwälle und sah nordwärts großartige Fortsetzungen dieser, wie mir däuchte, furchtbaren Befestigung, hohe Brustwehren, tiefe Gräben. — Ganz nahe stand mir einer der Maximiliansthürme, die ich auf der Herfahrt gesehen, einem Bienenkorbe vergleichbar, mit vielen Oeffnungen in seinen undurchdringlichen Mauern, die aber, statt von Wachs und Honig zu triefen, Tod und Verderben sprühen.

Die Aussicht nach Süden war hier grenzenlos; der ganze Halbkreis der lombardischen Ebene lag unter mir ausgebreitet. Gegen Mantua und Padua hin stellte sich die Fläche wie ein Meer dar, namentlich, da der Abend schon vorgerückt war, wenn ich mit zur Seite geneigtem Haupte nach der Länge der horizontalen Schichten der Erd- und Lufttöne hinaussah; ein ganz spezifischer, malerischer Genuß, den man sich auf jeder weithinschauenden Höhe gönnen sollte. — Unten lag die Stadt mit ihren ungemeinen, aus verschiedenen Epochen stammenden Mauern und neuern Fortifikationen und der großen Wasserschlange, der Etsch. — Ein ernstes, abendliches Schweigen war um mich. Nur ein paar Menschen sah ich noch bei einer für die Arbeiter errichteten Garküche aus- und eingehen. Die auf mich eindringende wachsende Unheimlichkeit, wie wenn der Kriegsdämon hinter diesen Bollwerken gespenstisch schliefe, zerstreute ein idyllisches Landschaftbild, das mich besonders anzog. Zur Seite zog sich neben den Befestigungen von der Höhe ein äußerst lieblich mit Wein- und Obstgärten angebautes Thälchen gegen die Stadt hinab, darin ein Wirthshaus einladend gelegen. — Ich wandte mich wieder der Stadt zu. In den einsamen Hohlwegen fühlte ich doch einige Besorgniß, ob nicht irgend ein Marodeur mir unerwartet aus einem Winkel entgegentrete und mich um Uhr und Geld anspreche. — Es war Nacht, als ich in die kleine, hellbeleuchtete Kirche St. Giovanni in Valle eintrat und meinen schweifenden Sinn an dem Anblick der andächtigen, sie gedrängt ausfüllenden Versammlung beruhigte. Sie ist durch zwei altchristliche Sarkophage merkwürdig, die mit Basreliefs geziert sind und in deren Einem der Sage nach die Gebeine der Apostel Simon und Judas Taddäus liegen sollen.

Nach derlei einsamen Wanderungen fühlte ich mich in meiner sanften „Columba" und bei ihrem freundlichen landsmännischen Besitzer wieder ganz heimisch. Herr Epple erzählte mir sein Schicksal. Als Bäckerjunge war er in die Fremde gezogen, hatte Franzosen und Kaiserlichen Brod und Branntwein verkauft, war dann zum Feldbäcker avancirt und hatte sich so einiges Vermögen erworben und das abgängige Gasthaus wohlfeil an sich gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Zudem ist der Lechrain ein schönes Land, den Zauberreiz der Berge vereinend mit der träumerischen Weite der Ebene, vor Allem reich an sogenanntem vorgebirgischem Charakter, wo hohe Waldhügel, sanfte Matten, zerrissene Schluchten der Bäche und fruchtbare Feldung sich an die Abstiege des Hochgebirgs lehnen, zur unabsehbaren Fläche verwogend. Lustige Städtlein hängen am Uferrand; sonst liegen meist einzelne Höfe oder Weiler verstreut in Waldschatten oder auf sonnigen Höhen, der Dörfer sind wenige; dazwischen ein verödetes Kloster, und oben am Fuße des Säulings, von grünen Seewellen bespült, winkt die Zauberburg von Hohenschwangau, in deren Hallen in Bildern, voll Licht und Wonne alle die Gestalten wohnen, die einst diesen Boden überschritten, aus deren Thürmen die Harfen Hiltebolds des Swanegriers und der großen Stauffenkaiser geisterhaft erklingen. — Des schönen Landes Bewohner sind ein freimüthig, frisches Volk, redelustig und keck in Wort und That, die sinnige, bildsame Weise der Schwaben einend mit bayerischer Kräftigkeit und übersprudelnder, lebensfrischer Lust; wie sie denn auch eine Sprache haben, die von beiden das Originelle entlehnt hat.

Singen ist bajuwarische Sitte, sagen schwäbische, bei mir daheim thun sie beides. Die ältern Leute, wenn die Stimme verklingt und die neuen „Gsanglen" nicht mehr im Gehirn haften wollen, halten mit Vorliebe sich an's Erzählen. Der rauhe Spätherbst, der lange Winter bringt Jung und Alt zusammen in den „Hoamgarte," in die Kunkelstube, wo die Weiber und Mädchen spinnen, die Buben Späne schneiden. Manchmal summt und schwirrt wohl die Cither ein Stündchen lang ihre Tanz- und Sangweisen; aber das „Gschichta-Verzähla" gewinnt immer sein altes Recht. Da werden aber die Geschichten auch für die großen Leute erzählt, die Kinder haben wenig Besonderes für sich. Irgend ein Vorfall, ein Wort, eine Frage gibt Anlaß, eine von den „Geschichten" daran zu knüpfen.

So habe ich denn in meinem Gedächtniß allerlei Sagen und Mähren bunt genug zusammengebracht. Viele davon habe ich schon als Bube gehört von unserer alten Hauswärterin, kurzweg „Mutter" genannt, weil sie unseres bäuerischen Gespielen Mutter war, mit dem wir am Herrenhofe die Bubenjahre vertobten. Auf Wallfahrten und einsamen Streifen nach den Einödhöfen sammelte ich später Neues dazu, und so speicherte ich denn die lieben Blüthen und Blumen heimischer Poesie in mir auf, bis mir die Lust kam, sie auch Andern zu erzählen.

Ich bitte den Leser, nur ein Restchen mitzubringen von der Geschichtenlust seiner Kindheit. Erzählt habe ich die Dinge schlecht und recht, wie ich sie gehört. Wer noch so etwas übrig hat von der kindlichen Kunst, das Aechte und Eigentliche zu finden an den armen Sagen, den Kern aus der Hülle zu lösen, der wird mir wohl gütig zuhören und lächeln, wie ehedem in der seligen Maienzeit des Lebens.

I.

Der gangede Schuster am Schönberg.

An rauhen Herbstabenden, selbst zur Winterszeit, kam es öfters, daß ein müder, wandernder Handwerksbursche an die Thüre klopfte und um Gotteswillen bat um trockenes Dach und Fach. Im wilden Wetter, im Sturm und Schneegestöber konnte der erfrorene Geselle das nahe Schongau und seine Zunftherberge oft nicht mehr erreichen, und dem armen Burschen fehlte obendrein der Nachtgroschen für das Strohlager im Wirthshause. Da laufen sie denn zum nächsten Haus und betteln, im Heu schlafen zu dürfen. — An der Straßenscheide steht nun aber das Herrenhaus, meine Heimath. Durch die Ritzen seiner Fensterläden glimmt oft noch spät ein tröstender Lichtschimmer für den einsamen Wanderer, während bei den bäuerischen Nachbarn früh die Lampe erlöscht und der schwere Frühschlaf einkehrt.

Ich weiß einmal, es war spät im November, das Allerseelenfest mit seinem lezten Blumenputz, Sanct Cäcilienstag, der Spielleute Jahrestafel und Tanz waren vorüber, — da kam auch so ein armer Handwerksbursch, ein blutjunger Bube, ein Weber von Jsny, und bettelte um Herberge. Wie er fror und zitterte, wie er uns Alle erbarmte! Bald schlief er in dem Ofenwinkel, dem Faulbett der Landleute, auf dem Laubsack in der Beschließerin Stube. Zu uns aber sagte die „Mutter," indem sie zum Ofen niedersaß: „Merkt es euch, ihr Bube und Mädle, laßt so ein Menschenkind nicht umsonst an eure Thüre klopfen und bitten. Ruft ihn herein und herbergt den Wandersmann, das bringt Gotteslohn. Das Mehl in der Truhe wird sich mehren, wenn ihr ihm etwa eine besondere Suppe kocht, und für das Heu, das er euch zusammenliegt, wird der liebe Herr das Grummet dichter wachsen lassen im Frühjahr. Der Lohn für einen gepflegten Reisenden stellt sich oft eher ein, als ihr denkt. Davon weiß ich ein lebendiges Exempel, das hat mir der Bauer am Schöndergle erzählt, erst im verwichenen Winter, als ich hinein kam, Schnitte und Huzle * einzuhandeln von den obstgesegneten

* Gedörrte Aepfel- und Birnschnitten.

Digitized by Google

Höflern. — Bleibt hübsch munter und ich berichte euch die merkwürdige Begebniß, wie ich sie wahrhaftig habe von dem Manne, der sie erlebt."

„Derselbige Bauer saß vert,* gerade im Advent, Abends so mit seinen Leuten in der warmen Stube und ließ sich wohl seyn; da klopfte es, wie bei uns vorhin, und als des Bauers Mädle hinausgeluegt zur Fensterlucke, da stand draußen Einer und bat, man möge ihn einlassen, es wettere und hause gar zu wild. Der Bauer besann sich eine Weile, denn es ist nicht allemal rathsam, auf einöden Höfen dem Nächstbesten Thür und Riegel aufzuthun; aber die Tochter bat ihn, daß er mildherzig seyn möge, absonderlich in einer Zeit, die uns gemahnt, gegen den armen Wanderer Erbarmniß zu haben und nicht gleich den Juden unser Haus abzusperren, wie die es thaten, als Maria und Joseph Herberge suchten. Da ließ sich der Bauer bewegen und das Bärbele (Barbara) eilte, dem Wandersmann aufzuthun."

(Fortsetzung folgt.)

* Im vorigen Jahre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

(Fortsetzung.)

Liszt und Rubini. — Theater. — Meyer.

Zur Verherrlichung des Festes hatten sich auch Liszt und Rubini eingefunden, die ihre mächtigen Kräfte in mehreren Konzerten am Hof, wie auch später im Theater glänzen ließen. Unsere Großherzogin, selbst ausgezeichnete Dilettantin im Klavierspiel, ist eine große Bewunderin von Liszts Talent; und so ist es gekommen, daß dieser Klavierheros im vorigen Jahre den Falkenorden erhielt und in diesem Jahre zum Kapellmeister in ausserordentlichem Dienst ernannt wurde. Drei Wintermonate im Jahr wird er hierher kommen, dem Hof den Genuß seines Spiels gewähren und in ähnlicher Weise, wie früher Hummel, die Hofkonzerte dirigiren. Rubini kam vielleicht in der Hoffnung, das vom König der Franzosen nicht Gewährte in unserem Großherzogthum zu erlangen und gleich Liszt dekorirt zu werden; er erhielt aber die hiesige goldene Civilverdienstmedaille — doch wohl, weil er ein Konzert für die Armen gegeben — und sah seine Wünsche erst in Koburg erfüllt. Wie erhebend muß das Gefühl eines durch den Beifall des Publikums übersättigten und mit Reichthum überschütteten Künstlers seyn, wenn er das bunte Bändchen im Knopfloch erblickt! — Auf der Bühne wurde zur Vermählungsfeier ein Festspiel vom Geheimen Hofrath Riemer gegeben, das sich durch langweilige Geschmacklosigkeit auszeichnete. — Einmal beim Theater, wollen wir etwas dabei verweilen. Es wurde uns in der noch nicht lange begonnenen Saison bereits manches Neue geboten. Wir sahen zu wiederholten malen „Carl von Bourbon," historisches Schauspiel von Prutz, welches auf unserer Bühne zuerst zur Aufführung gekommen ist. Das Stück, welches uns den bekannten Connetable Franz des Ersten von Frankreich, seinen Verrath und Tod vorführt, hat viel Lob und Tadel in unserem Publikum hervorgerufen. Es ist ein dramatisches Erstlingswerk; allein Prutz hat sich als Kritiker und patriotischer Dichter bereits einen solchen Namen erworben, daß die Erwartungen sehr hoch gespannt waren und ein ganz anderer Maßstab als sonst gewöhnlich angelegt wurde, und darum mochten Viele sich nicht befriedigt fühlen. Eine große Fertigkeit der Sprache, viel Gewandtheit in Behandlung des Stoffs ist den jüngern Dichtern par excellence, die sich dem Drama zugewendet haben, nicht abzusprechen; allein es zeigt sich in ihren Werken zu viel kühle Berechnung; sie sind nicht Erzeugnisse eines innern Bedürfnisses, sondern Produkte des Verstandes, der vom Ehrgeiz getrieben wird und auf Beifall und Namen kalkulirt. Wir dürfen übrigens beim jetzigen Zustand unserer Bühne ihren Bestrebungen unsere Theilnahme nicht versagen, denn noch ist der Genius nicht erschienen, der sie in Schatten setzen kann. Das Drama von Prutz nimmt unter diesen neuern Leistungen einen nicht unbedeutenden Rang ein; es hat mehr Schwächen, aber auch mehr Vorzüge als die meisten andern. Prutz arbeitet, wie ich höre, an einem vaterländischen Schauspiel: „Moritz von Sachsen." — Im Conversationsstück und im feinern Lustspiel leistet unsere Bühne immer noch Anerkennenswerthes, oft Ausgezeichnetes; ist aber das die Höhe, auf der ein Theater sich halten soll? Die Bühne wird auf diese Weise in die sociale, in die prosaische Alltäglichkeit herabgezogen. Wir haben noch einige recht tüchtige Schauspieler, doch auch diese werden zuletzt im allgemeinen Strome untergehen. Wie aber ist es möglich, daß eine Bühne sich halten kann, der eine jugendliche Heldin und ein jugendlicher Liebhaber fehlt?

Professor Meyer hat im Sommer seine Arbeiten in der Goethegalerie auf unserem Schlosse fortgeführt. Architektonisch und dekorativ ist dieser Saal noch von Meister Schinckel angeordnet. Die ganze malerische Anlage desselben durch Meyer bekundet ein sehr glückliches Verständniß des Dichters. Raum und Dichtung haben offenbar dem Maler hier mehr Freiheit gestattet, als in dem Schillerzimmer; sein ganz in antikem Geist gebildetes Talent vermochte nach den Werken Goethes Vollendeteres zu bilden. Die beiden großen Hauptfelder den Fenstern gegenüber sind für zwei Scenen aus Faust bestimmt; neben ihnen schwingen sich die Gebilde der vier Hymnen „Prometheus," „meine Göttin," „Ganymed" und „Wanderers Sturmlied" arabeskenartig auf. Es ist dem Maler gelungen, diese großartigen Gedichte in ihrem genialen Schwung, in ihrem begeisterten Fortgang vor unsern Blicken plastisch aufsteigen zu lassen. Ueber den beiden Bildern aus Faust sind sechs Bilder der Balladen, alle einfach, wie diese herrlichen Dichtungen Goethes, im ergreifenden Moment aufgefaßt. Scenen aus den Dramen werden die Räume zwischen den Seitenthüren und den Fenstern einnehmen; bereits sind zwei Scenen aus Iphigenia vollendet, in einfacher Größe und antiker Würde; edle, göttergleiche Gestalten, selbst die Furien in ihrer Furchtbarkeit ganz im Sinne der edelsten Zeit des Alterthums. Professor Meyer ist für diesen Winter wieder nach Leipzig gegangen, wo er bekanntlich der dortigen Malerakademie als Direktor vorsteht; mit dem Frühjahr kommt er wieder zu uns, seine Arbeiten fortzuführen, die wohl noch einige Jahre in Anspruch nehmen werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. December 1842.

I would be friend with you, and have your love,
Supply your present wants, and take no doit
Of usance for my monies.

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Als der Mann in die Stube trat, da sah der Bauer wohl auch, daß es mit dem keine Gefahr habe, denn es war ein altes, wankendes Männlein und zitterte am ganzen Leib wie Espenlaub, weil ihn der Sturm so zusammengeschüttelt. Der Bauer hieß darauf den Alten bleiben und sagte ihm zum Gruß: „Gelobt sey Jesus Christ;" der aber wackelte nur mit dem Kopfe und klapperte mit den Zähnen vor lauter Frost. Das Bärbele machte ihn niedersitzen auf die Ofenbank und nahm ihm den Gangstecken aus der Hand und das kleine Rucksäckl ab, und der Hausherr sagte weiters, das Männlein könne zur Nacht liegen in der Apfelkammer, dort stehe ein feiernes Bett, und jezt könne es sich derweilen laben und wärmen. Auch von den Ofennudeln brachte ihm das Mädle noch den Abhub, den er aber nicht annahm und anrührte, sondern um ein Stück Brod bat, das er mit seinem Taschenmesser abschnitt.

Während deß er nun das zusammenkaute, schaute sich der Bauer seinen Gast an und fand ihn seltsam genug. Der Mann war nicht groß und nicht klein, er hatte dünne schwarze Haare auf einem spitzen Kopfe und einen dicken Bart, der graugesprenkelt schien, daß man nicht wußte, ob Schneeflaumen von den Gehwinden * daran hingen, oder ob weiße Haare darunter seyen. Seine tiefversteckten Augen funkelten wie glühende Kohlen, aber trotz den Augen und trotz dem schwarzen Haar meinte Jeder, der den Mann ansah, er habe ein uraltes Gesicht vor sich, und das Männlein müsse älter seyn als der eisgraueste Aehni, der Einem vorgekommen. Angethan war der Wanderer wie so ein Wallfahrer oder Betbruder, wie sie zeitweis über die Berge bei uns in's Walschland ziehen, zum Papst nach Rom. Ein schäbiger grauer Rock mit großem Kragen schlotterte um die hagere Figur, und einen breitflitschigen ** Hut hatte er am Rücken hängen. Drauf fragte der Bauer das Männlein, weß Landes es wäre und woher und wohin es ziehe, und es gab ihm zur Antwort: „Es sey gar weit von hier daheim, und wo es hinkomme, wisse es eigentlich selbst nicht recht. Für jezt wolle es hinein in den Ammergau. Sein Weg sey weit und sein Ziel fern, und es habe nicht Zeit, sich viel zu pflegen und zu ruhen. Ein Stündlein Rast sey Alles, was ihm vergönnt wäre."

* Wilde, vom Sturmwind von den Bergen herabgewirbelte Schneemassen.

** Breitkrämpig; Flitsche, Flügel.

Bald darauf bat der Mann, daß man ihm seine Kammer weise. Der Bauer hieß das Mädle, dem Alten hinaufzünden, und mahnte ihn auch, fleißig am Ohr liegen zu bleiben, bis morgen die Sonne ihn wecken werde. Der aber brummte etwas in den Bart und ging. Aber vom Weihbrunnen an der Thüre hat er nicht genommen und auch kein Kreuz gemacht. — Nicht viel später ging auch der Hausvater mit den Seinen zu Bett, und es ward so recht mausestill im Hofe.

Noch war aber darnach kein Stündlein um, so wachten wieder zwei von den Leuten im Hause. Das eine war das Barbele, die Tochter, das andere der alte Mann, der Gast. Das Mädle stund am Fenster seiner Kammer, und im Obststüble nebendran, ebenfalls am offenen Gutzerle * der Fremde. Der war allein und horchte mit gespitztem Ohr; die Andere hatte aber viel hin und her zu reden mit einem jungen Buben, der vor dem Fenster am Söller stund, den er erklimmt hatte, und nun mit ihr sprach, dringend, eifrig und zärtlich. Dem Fremden entging nicht ein Wort ihres Gesprächs, und gar bald wußte er, wo er dran war. Das Bärbele sagte: „Mein liebes Büble, du böser Waghals, du darfst nimmer kommen in der Nacht zum Fensterlen und Heimgarten; das könnte ein übles Ende nehmen und mich unglücklicher machen, als ich ohnedem bin. Der Hund kann anschlagen, der Mondschein dich verrathen, der Vater, der dir spinnefeind ist, dich finden. Dich schießt er todt und mich verjagt er. Wir dürfen nicht daran denken, zusammen zu kommen, und unsere Lieb muß ein End' haben." Der Bube tobte hingegen: „Ich werd's nicht thun, und ich gib dich nicht auf. Weil dein Vater mich verwirft, als einen armen G'sellen, so will ich dem Hochmuthsteufel zeigen, was ich kann. Du mußt mein seyn, und gilt's Blut und Leben! Halt du nur treu und fest aus in der Lieb zu mir, das andere soll und muß sich geben." — Da mahnte das Mädle wieder: „Laß gut seyn, Toni, und gib dich drein. Es ist Gottes Willen, daß wir uns nicht haben sollen. Du bist ein Mannsbild und sollst den bessern Muth haben und mich trösten in meinem Herzenleid; aber du machst mich völlig verzagt und häufest meine Kümmerniß noch mehr mit deinem Trutz." Der Toni aber verstand das schief und entgegnete: „Also du kündest mir selbst die Lieb' auf, falsches Diendl? Nun muß ich freilich gehn. B'hüt dich Gott, Bärbele! schau, wo du wieder einen solchen rechtschaffenen Buben kriegst, und bet' mir ein Vaterunser, wenn du hörst, daß sie mich aus dem Soyersee gezogen, oder mich erschossen gefunden haben im Kohlgrubenwald." — Darauf sprang er vom Söller herab, und wenn auch das Bärbele ihm nachrief, so laut es sich nur getraute, er lief fort und hielt nicht inne, und mit Schluchzen und Weinen mußte sie endlich das Fenster schließen.

Am andern Morgen schlich das Mädle betrübt umher und hatte rothe Augen. Als man die Suppe brachte, hieß es der Vater den Wandersmann wecken, damit auch er sein Theil daran habe und dann erwärmt seinen Weg weiter ziehe. Das Männlein bringe wohl jetzt seine versäumte Nachtruhe ein, meinte der Bauer, denn er habe es gerade eine Stunde lang schnarchen hören, dann sey es aber stets im Stüble auf und nieder getrippelt, bis er selbst darüber eingeschlafen.

Das Mädle ging, wie ihm befohlen; aber als es oben vielmal an die Kammerthüre gepocht hatte und keine Antwort erhielt, da streckte es endlich den Kopf zur leise geöffneten Thüre hinein. Und siehe da, im Bette lag Niemand, und Niemand war im Stüble, der Wanderer war verschwunden; auf dem Tischbrette stand aber ein Lesen geschrieben mit Kreide, und das hieß: „Ich bin der gangende Schuster. * — Hier liegt mein Schlafgroschen, ein Heirathgut für das Bärbele und den Toni." Dabei lagen wirklich drei Geldrollen, und in jeder steckten hundert goldgelbe Dukaten, alle ächt und vollwichtig.

Da begann ein Wundern und Reden im Bauernhof am Schönbergle und bei den Nachbarn, und als sie am Ende sich doch faßten, da kam es auch zur Hochzeit zwischen den beiden Liebsleuten. Der Toni hatte sich nämlich auch nicht ertränkt oder todtgeschossen, sondern kam noch selbigen Tages in den Hof und sagte, ihm sey vor Bayersoyen ein altes Männlein begegnet, als er davongelaufen voller Desparation, und das habe ihm geheißen, getrost beim Bauer nochmals um das Bärbele anzuhalten, er werde es kriegen. — Das Männlein war aber wieder derselbige Judenschuster, welcher unsern Herrn Christus bei der Kreuzziehung nicht ausruhen ließ an seiner Schwelle, und seitdem wandeln muß bis zum jüngsten Tag.

Und das ist Alles wahrlich und treu so geschehen, ihr Buben und Mädle, wenn Ihr auch schmunzelt wie der ungläubige Thomas, Ihr g'studiertes Junkherrle im Winkel dorten! — Aus dem kann man lernen, man solle barmherzig seyn und gastlich gegen den armen Reisenden. Der Lohn bleibt nicht aus, wenn auch nicht Jeder Dukaten zurückläßt und die Verliebten zusammen bringt, wie der gangende Schuster, dem Gott die ewige Ruhe verleihe. Amen.

(Fortsetzung folgt.)

* Fensterschieber.

* Der gehende Schuster; so heißt im Lechrain der ewige Jude — Ahasverus.

Fünf Tage in Verona.

(Fortsetzung.)

Nationen, wie die italienische, können nur eben fortführen; aber mit einem Fruchtkeim von ökonomischer Einsicht und Sparsamkeit irgend in der Fremde einwurzeln, wachsen, blühen und Früchte tragen, das ist dem Deutschen, namentlich dem Schwaben, gegeben. — So hatte mein Wirth, den zweckmäßigen Gedanken eines deutschen Gastgebers festhaltend, nun an sein altes Haus ein neues mit zwei Etagen von je zehn Zimmern, mit Altane und Uhr angefügt und erfreute sich zahlreichen, wachsenden Zuspruchs und sich mehrenden Wohlstands, indem er den Gästen es nach Zeit, Raum, Darbietung und Bedienung möglichst bequem zu machen sich angelegen seyn ließ.

Ich war noch nie in einer Stadt gewesen, wo ich in eine solche Reihe geschichtlicher Epochen, wie in zurückweichende Horizonte, hineinzublicken aufgefordert war. Massive Ueberbleibsel, schaubare Reste derselben sind es, welche solche Bilder und ihnen entsprechende Gefühle erwecken und tragen. Von den Römern stammen das Amphitheater, Thore, Brückenbogen, die Stadtmauer des Galienus; an die Gothen erinnern die Reste der Mauer des Theodorichs, die Substruktionen des Kastells St. Pietro; von Karl dem Großen ist ein Mauerumfang des hügeligten Stadttheils genannt; aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen die Mauern der Scaligeri, welche nahehin die Grundfläche der jetzigen Stadt einschließen. Die Geister jener längst abgewichenen Zeiten schauen aus ihnen und entsprechende Empfindungen begleiten uns überall. — In Verona sind geboren Titus, Vespasian, Domitian, Plinius, Catullus, Vitruvius, Cornelius Nepos, nebst einer weitern Zahl von Notabilitäten des Alterthums, dann eine Menge von spätern Gelehrten und Dichtern; von Künstlern Paul Veronese, San-Michieli ꝛc.

Auf dem Platze Bra schauen gegen die dunkle, breite, runde Masse des Amphitheaters hin der stattliche Palast Verzi, von San-Michieli erbaut, und ein späteres, sehr großartiges Gebäude seines Styls, der Palazzo della Gran-Guardia (Hauptwache), dessen imposante Räumlichkeiten zuweilen bei festlichen Versammlungen benützt werden. Es hat Säulen, deren unterste Reihe eine lange Arkade bildet. Da ich im Kaffeehause die mächtige Einfachheit dieser Front oft vor mir hatte, so prägte ich mir ihr Bild wohl ein und sagte mir, daß bei der Architektur die großen Maßstäbe es seyen, durch welche in ihrer rechten Anwendung allein der Eindruck eines Erhabenen entsteht. Dachte ich mir jene nur halb so groß, so ging dieser verloren. Hierin waren denn die italienischen Baumeister besser daran als die unsrigen. Sie bauten, ungeschreckt durch den Begriff der Wohnlichkeit, neben antike und mittelalterliche Größen und durften bei dem Nationalgefühl, für das sie bauten, nicht weit unter jenen Maßstäben bleiben. So ein Bau, in unsere Städte versezt, würde sich ausnehmen etwa wie ein farnesischer Herkules in einer Kinderstube. In der Lombardei fand ich die Contraste eher hebend als schreiend.

Der Garten des Conte Giusti winkte mir mit seinen hohen dunkeln Cypressen von der Anhöhe herab, an der er sich in Terrassen hinaufzieht. Ich traf hinter dem Palast an der Pforte eine Gesellschaft, zwei Herren mit Damen aus Prag, von einem Veroneser begleitet. Der Gärtner öffnete, ich schloß mich an. Der Garten mit seinen Taxusbecken, Lorbeerbäumen, einem Labyrinth, Statuen, worunter eine antike schöne Diana von sechs Fuß, ist im altfranzösischen Geschmack angelegt. Die Urkräftigkeit der hochstämmigen Cypressen, deren hundert seyn mögen, läßt alle künstliche Unnatur vergessen. Manche derselben mögen wohl schon zehn Menschenalter überdauert haben. Wie vielen Stürmen der Natur trozten sie, während das edle Geschlecht ihrer Besitzer mit seinem Geschick durch die oft stürmischen Umwandlungen der Geschichte ging!

Mag es auch jezt nur noch Sage seyn, daß, wenn ein bedeutsamer Mann aus dem Geschlechte stirbt, von diesen lebendigen Stammbäumen je einer gefällt und zu einem Sarge für ihn gezimmert werde; immerhin trug ich dieses ernste Gefühl auf ihren Anblick über und sah den über Gräbern grünenden Baum selbst dem Todesloos unterworfen.

Wenn wir nur überhaupt eine architektonische Gartenkunst zugeben, uns ihr nicht alsbald mit dem Begriff der Geschmacklosigkeit opponiren, so macht die lineare Vegetation eines solchen mythologisch-heroischen Parks doch wohl auch einen ästhetischen Eindruck, der sich zu einem Naturgarten verhalten mag, wie ein antikisirendes französisches Drama zu einem romantisch englischen. Von jeher haben sich die gesammten Künste in allen Formen versucht.

Die Gesellschaft bestieg auf geregelten Wegen die Anhöhe, wo ein Pavillon mit ungemeiner Aussicht sie aufnahm. Der Fels, der unter ihr zu Tage geht, schien mir ein Kalk neuerer Formation mit unzähligen Petrefakten, einer ganz in sich erstickten, mikroskopischen Welt von Schalthieren zu seyn. Zur Seite lag uns ein Limoniengehäge, wie ich sie am Gardasee gesehen. Das Panorama muß mir wohl unvergeßlich bleiben. Von den oben noch mit Schnee bedeckten Vorwächtern der Alpen breitete sich im Halbkreise die lombardische Ebene grenzenlos aus, eine durchweg begrünte Fläche mit hie und da heraustretenden weißen Thürmen, Schlössern, Gehöften. Mantua war in fünfstündiger Entfernung am Südhorizonte sichtbar.

Die Gesellschaft fragte mich, ob ich eine wissenschaftliche Reise mache. Was sollte ich antworten? Ohne Zweifel hätte mich die Nennung eines gelehrten oder künstlerischen Faches bei ihnen in Kredit setzen können.

über Gebirge, Seen, Flüsse, das Meer, mancher Menschen Städte und Sitten, und was die Künste überall bieten, zu schauen, sich in sorgenfreien Gedanken und formlosen Gefühlen zu ergehen, das hat keinen ostensibeln Charakter. Zu sammeln, das gibt mehr Anstrich und Namen, als in seinen ganzen Fonds zu wachsen. Ich sprach also ein Wort aus, das eigentlich eine Lüge war: Erholungsreise. — Ein rastloses Bemühen, möglichst Vieles in sein Bereich zu ziehen, als Flüchtling mit Sinnen und Gemüth den Ansäßigen zu spielen, die Ueberschwänglichkeit der Eindrücke in sich bewahren, die eilenden Momente verewigen zu wollen, das ist doch wohl mehr Anstrengung als Erholung?

Nur Zweierlei vermag uns da frisch und froh zu erhalten, der innere rege Trieb und die stets neu auf uns eindringende Gegenwart. — Es war wohl, wenn keine gelehrte, doch eine lehrhafte Reise. Meine ganze Natur wollte ich erweitern, erneuen, tausend gelesenen Bildern ihre leibhaften Originale geben, mich an einer großen Objektivität versuchen, eine Summe von Normaleindrücken sammeln, die später allen andern gleichnamigen Größen, welche auf der weiten Welt umher zu schauen mir nicht vergönnt war, als Analogien zum Verständniß und einiger Vergegenwärtigung dienen konnten. Ich wollte ein jahre-, ein lebenslanges Bedürfniß, in dem ungezählt, unbewußt viele Wünsche und Bestrebungen verhüllt lagen, befriedigen. Ich glaubte das Naturnothwendige zu thun, und ahnete nicht, was ich that, und wie mir nach dieser Befriedigung zu Sinn und Muthe seyn werde. Die Erwartung regt unser ganzes Wesen auf; der Erfüllung, auch der genügendsten, folgt nothwendig eine Abspannung, ein relativer Abschluß der Bestrebungen, eine Leere des Gemüths, die uns andeutet, daß das Leben mehr im Wollen, in der Entwicklung der Thätigkeit, als im Betrachten und Rückblick seine Schwungfedern hat.

F. L. Bührlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

(Schluß.)

Goethes Haus. — Fürst Milosch.

Das schönste Denkmal aus der alten herrlichen Zeit Weimars, das Goethesche Haus mit seinen Kunstschätzen, wird uns erhalten und dem Publikum eröffnet werden. Bereits ist eine Kommission ernannt, um die Sache einzuleiten. Es ist dieß das erstemal, daß der deutsche Bund einem großen Deutschen ein Monument sezt, daß er sich einer Sache der Art als einer allgemeinen deutschen Angelegenheit annimmt. Die Goetheschen Erben werden sicher auf's Freudigste die Hand bieten zu einem Unternehmen, welches ihren berühmten Ahnen, sie selbst und die Nation ehrt, durch welches sie der für sie so schmerzlichen Theilung der herrlichen Sammlungen, die der alte Meister zusammengebracht, überhoben sind, und sie werden sich nicht weigern, auch das Haus der Nation zu überlassen, die ihnen, den fortlebenden Zeugen des großen Mannes, gern für alle Zukunft eine Wohnung darin gewähren wird. Mit wahrer Freude denken wir der endlichen Erfüllung unserer Wünsche; wie viele noch unbekannte Schätze, die der alte Herr aufgehäuft, werden an das Licht gezogen werden! Man wird die mittlern Räume des Hauses mit den Kupferstichen, Radirungen und Handzeichnungen schmücken; das reiche Naturalienkabinet — Bergrath Schuler hat allein 17,800 Nummern der Mineraliensammlung geordnet — wird in seinem bedeutenden Umfang würdig aufgestellt werden können ꝛc. Nicht minder wird der Vorschlag in's Werk gesezt werden, daß alljährlich am 28ten August sich die Verehrer Goethes zu einem Feste in diesen Räumen vereinigen. Welches andere Land hat dann ein ähnliches Denkmal seines größten Dichters?

Ich habe Ihnen diesen ganzen Sommer nicht schreiben können, und doch möchte ich das hiesige Auftreten des Fürsten Milosch Obrenowitsch nicht unerwähnt lassen. Er war gerade in Weimar, als die ersten Nachrichten von den neuen serbischen Umwälzungen eintrafen; war er uns schon interessant genug, so verlieh ihm der kritische Moment eine noch größere Bedeutsamkeit. Das ganze Wesen dieses merkwürdigen Mannes erklärte mir gar Vieles aus seiner, wie aus seines ganzen Volks Geschichte. Der Fürst Milosch ist ein eben nicht großer, aber derber, etwas zur Wohlbeleibtheit neigender Mann von etwa sechzig Jahren; man sieht ihm wohl an, daß viele innere und äußere Stürme sein Leben lang über ihn hinweggegangen, ohne seine Leidenschaften zu bewältigen, kaum daß sie seinen festen, eisernen Körper beugen konnten. Sein orientalisch-slavisches Gesicht ist braun, gerbthet und aufgedunsen, wohl mehr von der Brandung innerlicher Leidenschaftlichkeit, als von Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen; die Nase ist gros und dick, unter buschigen Brauen bewegen sich kleine, unruhige Augen, aus denen Verstand, List und grausame Energie blitzen. Der Aufmerksamkeit der Menge ausgesezt, nimmt er die freundliche, sich beugende Beweglichkeit an, die meist den Slaven eigen ist; er grüßt viel, lächelnd, ja schmunzelnd, fast mit kriechender Freundlichkeit. Wir Deutsche trauen solchem Wesen nicht gern. Der merkwürdige Mann wurde an unserem Hofe mit besonderer Aufmerksamkeit empfangen. Bei seinem ersten Besuch erschien er in serbischer Nationaltracht: ein ponceaurother Dolman und Beinkleider von derselben Farbe, ersterer reich mit Gold und Brillanten bedeckt, jeder Knopf ein Brillant, den Reichthum des Fürsten verkündend; auch mehrere Orden trug er; auf dem Kopf hatte er eine Bärenmütze mit Reiherfeder und Brillantagraffe; darunter schaute das Gesicht mit dem starken grauen Schnurrbart gar unternehmend, gar kühn und trotzig vor. Die Hand hatte er immer auf seinen kostbaren Säbel gestützt. Als er später in moderner Tracht erschien, kam er mir lange nicht so selbstvertrauend und gewaltig vor; da nahm sein Wesen etwas Unstetes und die oben angedeutete schmunzelnde Freundlichkeit an. In Speise und Trank war er sehr mäßig. Da er nur serbisch und etwas russisch versteht, konnte er sich am Hofe nur mit unserer Großherzogin direkt unterhalten, bei andern Personen mußte er die Hülfe seines Adjutanten in Anspruch nehmen. Milosch ist weder des Schreibens noch Lesens kundig, und doch zeigte er sich nicht allein als Krieger und Feldherr mächtig und erfahren, sondern auch als Ordner und Gesetzgeber seines Volkes trefflich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 21. December 1842.

Oh! blest be thine unbroken light,
That watchs me as a seraph's eye,
And stands between me and the night!
Byron.

Lieder von Georg Rapp.

1. An mein Kind.

Weiſſeſt du, was der Brahmane
Welt und Geiſt vereinend ſpricht?
„Was die Sonn' im Himmelsplane,
„Sey in uns des Auges Licht;
„Was der Mond in ſeinen Reichen,
„Sey das Herz im Menſchenkind.“ —
Mond und Sonne ſich erreichen
Kann die Liebe nur geſchwind.

Schweben will ich in den Morgen,
Der aus deinem Auge ſonnt,
Meine Kämpfe, meine Sorgen
Schlafen legen in den Mond.
In dein Herz will ich ſie tragen,
Neig' es froh dem Vater zu,
Laß dein ſtilles Glück ihm tagen,
Er iſt müde, gib ihm Ruh.

Um ein Kleines wird er ziehen,
Wird verſinken die Geſtalt.
Aber in dir will er blühen,
War er gleich gebeugt und alt;
Wird dir leiſe Kunde geben,
Bleiben will er deine Luſt.
Halt ihn feſt und laß ihn leben
In dem Lichte deiner Bruſt.

2. Mondſchein.

Siehe, ſanftmüthig iſt, der naht,
Von den Mondbergen kommt der Pfad.
Lautloſer Himmelsquell
Strömet er ſilberhell,
Tauft die Welt mit dem lichten Bad.

Lilienfarbig iſt ihr Kleid,
Sie hat den Herrn in Reinigkeit.
Athmet ihm liebend zu
Selig in ſeiner Ruh.
Weg iſt ihr Kampf und fort ihr Leid.

Vater du ſenkeſt in den Tod,
Was in mir weint und ſtürmt und droht.
Läſſeſt mich fröhlich nun
In deinem Lichte ruhn.
Lang war das Irren und die Noth.

Digitized by Google

Alles Wünschen und Sehnen wich,
Dich umfaſſ' ich, Geliebter dich,
Athme in dich hinein,
Lieg in dir hell und rein.
Jezt weiß aus dir ich geboren mich.

3. Abendthal.

Wie ruhſt du ſtill im Abendlicht!
Was horchen hoch auf deine Tannen?
Hörſt du den Geiſt, der zu dir ſpricht
Und will in Liebe dich umſpannen?

Im Glockenſchall vom Gotteshaus,
Wo ſie ihm preiſend jezt begegnen,
Da tritt er auch zu dir heraus
Und will dich füllen und dich ſegnen.

Schlaf ein in deines Gottes Ruh,
Er kam zu dir in luſt'gen Wellen,
Er ſchickt dir lauter Grüße zu
Und wird dir deine Nacht erhellen.

4. Verborgenheit.

Hier iſt es gut, hier iſt es ſtille,
Mir kam die wirre Welt nicht nach,
Im engen Kreis die Waldesfülle,
Zu meinem Fuß der Felſenbach;

Und tief und lockend aus den Zweigen
Ein ſchmaler Pfad in Schattennacht,
Als wollte ſich mir Holdes zeigen
Das mich einmal hat froh gemacht.

Ich möchte nur den Arm ausſtrecken
Und rufen: biſt du's, oder du?
Was half das Bergen und Verſtecken,
Komm ich denn nie zu meiner Ruh?

5. Wolkenbild.

Der Wind wird zum Poeten,
Was für ein Uebermuth!
Geſtalten läßt er treten
Aus wirrer Wolkenfluth.

Die Jungfrau kommt gefahren
Im hohen, blauen Meer,
Bewehrte Rieſenſchaaren
Im Fluge um ſie her.

Sie landet bei dem Drachen,
Den will ſie zum Gemahl.
Den hat ſie ſammt den Wachen
Verſchluckt zum Hochzeitmahl.

Der baumelt nun und rennet,
Er that ein ſchweres Werk.
Und raucht umher und brennet,
Und ſchwillt zu einem Berg.

Wärſt du ein warmer Regen,
Der nutzhaft niedergeht!
Dem iſt der Wind entgegen,
Was hilft uns der Poet?

6. Regenlied.

Die Menſchen ſollten Fiſche ſeyn,
Weil dieſen wohl iſt in dem Waſſer,
Sie ſchütten wachend, ſchlafend ein,
Sie ſchlürfen, nimmerſatte Praſſer.

Mir iſt auf einmal das gewährt,
Dem Wandersmann im Regenſtoße,
Der mir den Pfad zum Bach verklärt,
Den weichen Rock zur ſtraffen Floße.

Ich ſchnaube feinſten Waſſerguß,
Was an mir will zum Saugen paſſen,
Iſt thätig bis zum Ueberfluß.
Ich tos' und träum' in Nebelmaſſen.

Und doch gelang die Wandlung nicht,
Noch will der alte Adam gelten
Und macht ein grämliches Geſicht
In Zorn, in Furcht vor dem Erkälten.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

II.

Das Peſtmännlein.

Fernab von allen menſchlichen Wohnungen, verborgen in der Oede und Schattennacht der Wälder, oder auf freien, luftigen Höhen, einſam in den Hochwieſen findet man bei uns Friedhöfe mit eingeſunkenen Gräbern und verfallenen Mauern, bei den wenigſten ein ärmliches Bethäuslein, meiſt nur einen verwetterten Bildſtock inmitten der Hügel ohne Stein und Kreuz. Das ſind die Stätten, wo in den Todesernten der Peſt die zahlloſen Opfer haſtig verſcharrt wurden. Mehrmals ſtreifte die Seuche in vergangenen Jahrhunderten über dieſe ſonſt ſo lebensreiche Gegend, ein nimmerſattes Unthier. Dieſe verödeten Ruheſtatten heißen meiſt „die Peſthöflen" im Munde des Volks.

Digitized by Google

In wehmüthig schöner Stille liegt ein solcher Gottesacker, brach wie ein ruhendes Feld, in der grünen Waldeskühle nahe am Fußsteig, der vom uralten Heerweg bei Rottenbuch rechts abbeugt nach der wunderholden Einsamkeit der „Wildsteige," dem kleinen Weiler mit der alten Kirche Sankt Sebastians, des Patrons gegen Pest und jähen Tod, in der Nachbarschaft der ruhigen Seen am Fuße der Hochberge, die hier mächtig anwachsen zur fernspähenden „hohen Bleiche," zu den sonnenreichen Matten der Trauchgauer Almen. — Die Buchen breiten ihre Aeste weit herein über die niedere Mauer, als hielten sie schützende Arme über die Schläfer, ernste, dunkle Tannen verhüllen die verwischten Heiligenbilder in einer Blende, und hochauf wuchert im frischesten Grün das Riedgras, mit tausend Feldblumen durchwirkt. Ein Bächlein geht unter den Bäumen und rauscht einschläfernde Lieder, aber oben im Gezweige singen hochauf die Vögel von Leben und Liebe.

Durch das „wilde Freithöfle," wie man es nennt, wanderte ich einmal mit einem gesprächigen Landsmann, dem Meßner unsers Dorfes. Der wies mir im kleinen Friedhofe in einer Ecke einen vereinzelten Hügel, der allein noch über dem Boden sich erhebt, obgleich ohne irgend eine Bezeichnung. Hier sey, sagte dazu der David-Hannes, der Lezte begraben, den die Pest abgeholt, und davon wolle er mir eine seltsame Geschichte erzählen, die er wieder von rechtschaffenen Leuten habe, die das Grab noch schier frisch kannten, und etwa ihr Aehni gar noch den, der da unten liege.

Vor Jahren hatte das Stift zu Rottenbuch sein eigen Recht und Land, und ließ seine Leute vor dem eigenen Stuhle richten, selbst auf Leben und Tod. Sie hielten sich dazu einen eigenen Richter, und da war denn auch einmal ein gar schlimmer und scharfer, der für die Chorherrn Schwert und Wage handhabte, aber weit lieber mit dem einen dareinschlug, als auf das richtige Zeigen des Züngleins an der andern wartete. Er hatte keinen Obern über sich, als den hochwürdigen Herrn Abt; der war aber ein guter Herr und seinem Vogt wohl geneigt, er wußte auch warum. Die Patres in den Klöstern hatten dazumal schon verlernt, wie die ersten Eremiten und Mönche zu beten, zu fasten und Holz zu hauen und in schlechten Spelunken zu hausen; sie hatten feine, große Häuser als Losament, mit hohen, lichten Stuben, alles gar zierlich verschnörkelt und vergoldet, Marmor als Fußboden und Sammet als Polster. Dabei aßen sie recht gut und tranken nicht schlechter, und zur Bewegung trieben sie allerlei edelmännische Kurzweil, als Jagen, Fischen, Vogelstellen, Kartenspiel und Damenziehen, und mancher saß öfter zu Roß als im Chorstuhle. Sie meinten es dabei freilich nicht bös und hielten derlei für eine billige Entschädigung für ihr gethanes Gelübde. Waren auch Manche darunter, die sich in Bücher und Schriften vergruben und allerlei gelehrtes Wesen an den Tag brachten. Es kam viel Geld durch sie unter die Leute; aber das Geld herzutreiben, war nicht immer leicht, und die Hörigen der Klöster im Pfaffenwinkel * spürten es tüchtig, wenn eben ein Abt am Regiment war, der es hoch gab und den Reichsprälaten spielte.

Im Auftreiben von klingender Münze war aber der Vogt von Rottenbuch, von dem ich spreche, ganz absonderlich geschickt, und wenn oft der Pater Schaffner meinte, jezt müsse der Säckel leer seyn, und sich kaum zu begehren traute, kam jener von selbst und bot ihm Geld an, so viel er wollte. Das war dem Abt und dem ganzen Convent ein gemähtes Wieslein, und darum waren die Augustiner von Rottenbuch auch die Letzesten ** unter allen Herren, ließen den Herrgott einen guten Mann seyn und jubilirten alle Tage, als ob bei ihnen das ewige Reich schon begonnen hätte. Kam ein Bäuerlein oder mehrere von ihren eigenen Leuten, klagten über den Vogt, murrten über Plackerei und Schinden, wie er sie von Haus und Hof pfände und steure, daß sie die Gilten und Gebnisse nicht aufbrächten, die er im Namen der Gotteshäuser eintreibe, so hörte man sie nicht, oder lachte, oder schickte sie heim mit den dürren Worten: „Wart', brummiger Bauer, du halsstarriger Geselle, der Vogt soll dich zahm machen und dir das grobe Maul binden." So ging es denn den Klosterleuten recht schlecht und verkamen ihrer eine Menge.

Einmal nach einer großen Tafelei, es war gerade des Herrn Prälaten Namenstag, lag der Richter in seiner Behausung wie ein Stückfaß auf dem Lotterbett und schnaubte und athmete, gleich dem Blasebalg in einer Hammerschmiede, als wollte er zur Stunde ersticken; denn er hatte sich das Bankett zu wohl behagen lassen; die Truthähne, Fasanen, Kapaunen, Hechte und Forellen belasteten seinen Magen, und die dicken Ungar- und Veltlinerweine stopften ihm fast die Adern zu. — In seinem Taumel hatte er lange nicht bemerkt, daß ein Mensch vor ihm stand, ihm zusah in seinen Nöthen und dabei lachte, so gut es sein saures Gesicht erlaubte. Der Mensch war ein schmutziger Bauer, mit nußbrauner Haut und einer Igelperrücke, knochigen Leibs und kaum in ein paar Lodenfetzen gewickelt. Man hieß den wilden Gesellen den „Filzdracken," weil er wie ein Drache im öden Forst am Filze *** sich eine Lehmhütte gebaut

---

* Pfaffenwinkel heißt im Munde des Volks die ehemals klosterreiche Gegend am Fuß der Berge, an Amper und Lech.

** Ley — schlimm, arg.

*** Moorland mit niederem Buschwerk.

Digitized by Google

und dorten in Noth und Elend hauste mit Weib und Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Trübe Aussichten. — Die Ständeversammlung. — Vorlesungen.

Das Jahr neigt sich zum Ende. Das Murren um sein Sterbelager her deutet darauf, daß die dasselbe erwartende Leichenrede eher eine Anklage, als einen Panegyrikus enthalten werde. Seine überaus tröstlichen Verheißungen in einem wunderherrlichen Lenze widerlegte großentheils die Gluth und Trockenheit des Sommers. Dazu kamen, ungewöhnliche Unglücksfälle; unserem Sachsen entriß das furchtbare Element des Feuers den Wohlstand ganzer Städte, Dörfer und Waldungen für lange Zeit. Noch steht im langen Saale der Brühlschen Terrasse ein Rundgemälde von Hamburg, acht Tage nach dem großen Brande sorgfältigst aufgenommen, das zum Besten der Abgebrannten in den Städten Oschatz und Camenz für Geld zu sehen ist. Vorzüglich hart wurde vom gewaltthätigen Jahr das hiesige reizende Elbthal behandelt. Während die gebirgigtere Gegend in den vorlezten Monaten durch Regen hinlänglich erquickt wurde und sich des Segens guter Ernten und besonders auch grünen Nachwuchses zu erfreuen hatte, konnte sich im Elbthale die von der fortdauernden Dürre vertrocknete Vegetation nicht wieder erholen, weßhalb denn die meisten Landwirthe in Dresden und der Umgegend in Kurzem alles Viehfutter entbehren und all ihre Rinder und Schafe werden schlachten müssen. — Nachdem die rauhen Herbststürme die Bäume ihrer Blätterkronen ganz entkleidet, hat das gesellschaftliche Leben seine Winterquartiere bezogen und wandelt hauptsächlich zwischen Theater, Konzerten und Bällen hin. Die im vorigen Monat eröffnete Ständeversammlung gewährt dem geselligen Umgange ein Reizmittel mehr. Seit dem ersten Constitutionsfeste nimmt der Antheil an den ständischen Verhandlungen mit jedem neuen Landtage sichtbar zu. In früherer Zeit vermehrte der Landtag zwar ebenfalls durch die ihm zu Ehren gegebenen Hoffeste und andere öffentliche Veranstaltungen das Leben der Residenz, aber nur das äußere Leben. Die Verhandlungen der Stände wickelten sich maschinenartig ab. Man wußte ziemlich im Voraus, was ihr Erfolg seyn würde, und empfand daher gar keinen Trieb, sich darum zu bekümmern. Die reichste Ausbeute zog gewöhnlich die Lachlust aus der unvergleichlichen Grandezza manches, trotz seines absoluten Mangels an aller Bildung, den Landtag bilden helfenden Landjunkers und seiner wie eine Sage aus grauer Vorzeit erscheinender Equipage, oder aus dem übervollwichtigen Gesichte eines Bürgermeisters oder Stadtrichters kleiner Landstädtchen. Wir besitzen noch in der Literatur unter dem Titel: „der Landstand," ein gar ergötzliches Genrebildchen von Gustav Schilling. In der Wirklichkeit hat dergleichen schon lange aufgehört. Die originellsten Junker und Stadtvorsteher sind allmählig immer mehr ihrer vormaligen Eigenthümlichkeit untreu geworden, um sich der die Stände möglichst verschmelzenden Zeit zu acclimatisiren. Die vormalige gänzliche Apathie der Stadt, den Arbeiten der Stände gegenüber, hat einer unermüdlichen Aufmerksamkeit auf Alles, womit sie sich beschäftigen, Platz gemacht, und alle Gesellschaften, von der glänzendsten bis zu der niedrigsten, hallen von den in der Landtagsversammlung abzuhandelnden und abgehandelten Gegenständen wieder. Zu den Punkten, auf die alle für Literatur sich Interessirenden im Voraus sehr begierig sind, gehört die Preßgesetzgebung. Auch deutete bereits in der ersten Sitzung der Abgeordnete Buchhändler Heinrich Brockhaus aus Leipzig auf die Wichtigkeit der Angelegenheit hin. — In einer Stadt, die so viele Verehrer der Tonkunst zählt, könnten wohl Vorlesungen über die Geschichte derselben, wenn der Unternehmer mit der nöthigen Wissenschaft die Gabe eines anziehenden Vortrags verbindet und sich von Weitläufigkeit und Trockenheit fern zu halten weiß, eines guten Erfolgs kaum verfehlen. Man hofft solches von Franz Brendel, welcher heute einen Cursus von Vorlesungen dieser Art zu eröffnen denkt. Ueberhaupt zeigt sich im jetzigen Winter die Theilnahme an wissenschaftlichen Vorträgen sehr lebhaft. D. Snell erfreut sich für seine Vorträge über Mathematik eines sie gehörig würdigenden Auditoriums; D. Greinz versteht es, der von ihm vorgetragenen und durch wohl ausgeführte Experimente erläuterten Physik Beifall zu gewinnen, während es dem Professor D. Choulant gelingt, durch Anmuth und Geschmack in seiner Rede dem Laien wie dem Kundigen für die von ihm vorgetragene Geschichte der Medizin Interesse einzuflößen. Ein Gleiches läßt sich den Vorträgen des seit Kurzem hier einheimisch gewordenen, scharfsinnigen D. Echtermeyer über die Geschichte der deutschen Literatur nachrühmen. Daß D. Webse, dessen welthistorische Vorlesungen im lezten Winter einen immer steigenden Beifall hervorriefen, die Hoffnungen des gebildeten Publikums auf eine ähnliche geistvolle Unterhaltung nicht täuschen würde, ließ sich erwarten. Dießmal scheint er so viel als möglich den ganzen Kreis des zum gesellschaftlichen Vorwärtskommen unentbehrlichen Wissens der seiner Rede lauschenden ansehnlichen Versammlung elegant appretirt vorlegen zu wollen. Er hat bereits durch seine Schilderung der dermaligen Stellung und Eigenthümlichkeit der Frauen diesseits und jenseits des Weltmeers eine ungemeine Theilnahme, aber auch mit dem Vorschlag zu Errichtung besonderer Frauenvereine, die, nach dem Beispiel des Auslands und vorzüglich Großbritanniens, die sociale höhere Kultur des weiblichen Geschlechts zum Zweck haben sollen, manches Bedenken aufgeregt. D. Ruge's nunmehriger Aufenthalt in Dresden erweitert schon allein die literarische Sphäre der Stadt durch die zwar in Leipzig verlegten, aber doch von ihm herausgegebenen deutschen Jahrbücher. Auch wer mancher darin ausgesprochenen politischen und philosophischen Ansicht seine Zustimmung nicht zu geben vermag, kann in den meisten Aufsätzen eine seltene Geistesfrische nicht verkennen, die der Wissenschaft immer zum Vortheile gereichen muß. Ist doch Geist das einzige Saamenkorn zum Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Menschheit, und zwar ist er's, unter welcher Gestalt er auch erscheine. Denn wirkt er nicht immer unmittelbar, so regt er doch den Geist der Andern auf, ihn zu widerlegen oder zu berichtigen. Auch über Kunst enthalten die Jahrbücher höchst schätzbare Abhandlungen. Ruge ist es ebenfalls, dessen Bemühungen Dresden die Errichtung des neuen literarischen Museums vorzüglich verdankt. Der Kreis des leztern scheint immer mehr Umfang zu gewinnen und besonders auch von vielen Mitgliedern der Ständeversammlung benuzt zu werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. December 1842.

— Wie einsam bin ich und wie klein,
Tauch' ich in Londons Menschenmeer mich ein!
Johnson.

Aus England.

(s. Nr. 185—290. — 295—297.)

III.

Londoner Brücken. — Straßenleben. — Wohlthätigkeitsanstalten.

Ich gehe von Charing-Croß hinunter durch White-Hall, vorbei an der Admiralität, der Leibgarde zu Pferd, dem Schatzamte, dem Whitehall-Palaste, lauter seufzenden Creaturen, die Inigo Jones und sein Nachfolger Christopher Wren aus italienischen Halbsäulen und Pilastern zusammengeschweißt, der Parlamentsstraße zu. Einen Blick zu der ernsten, in einfachster Würde ihre alten Glieder zum Himmel reckenden, auch von den neuen Thürmen Ch. Wren's und von der Lady-Chapel Heinrichs VIII. nicht verunzierten Westminsterabtei. Zwischen ihr und dem Hause der Lords winkt die lebensgroße Statue — Sr. Excellenz, des wirklichen geheimen Kabinet- und Staatsministers im Departement des Innern, Großkreuz—? nicht doch, die Statue Master Cannings winkt herauf. „Herr Canning!" Was liegt in diesem einfach schlichten Master eine Welt von Gleichheit und Freiheit! Der arme Sohn der verachteten Schauspielerin und der Minister, d. h. der König des Königs von Großbritannien, sie stiegen mit einander auf den Sockel und sie bleiben fort und fort, stolz und groß, was sie waren: der Herr, oder besser deutsch, der Meister Canning.

Nun links durch die Brückenstraße zur Westminsterbrücke. Eine kolossale Brücke! Der Strom ist unter ihr 1223 Fuß breit; mit fünfzehn Sprüngen ist sie drüben, einer muß aber auch über 70 Fuß weit gehen. So viel ist über dem Wasser, was erst unter ihm! Die vierzehn Pfeiler sollen sich so ungefähr auf 40,000 Pfund trocken gebettet haben. Es ist nicht die schönste, aber wohl die massivste der sechs Themsebrücken. Ein Franzose hat sie mit nahezu fünf Millionen Gulden von 1739—1750 hergestellt. Der Erbauer des achten Weltwunders, des Tunnels, ist bekanntlich auch ein Franzose. Keckheit, Energie, Mathematik streiten sich um die Ufer des Kanals. Die Verhältnisse an unserer Brücke sind so gut berechnet, daß zwei Personen an beiden Enden derselben einander reden, ja wispern hören können, wenn sie in der Stille später Nacht Mund und Ohr an die Brüstung halten. Die Nacht ist Niemands Freund, aber den Brücken ist sie doppelt hold, vollends den Brücken in großen Städten. Nachdem der sausende Galopp vorüber, mit dem der lange, bange Tag sich über sie hinstürzt und unter ihnen durchrudert, können sie jezt ausschnauben, die müden Füße in den stillern Fluthen baden und von ihnen dafür ihren schönsten Schmuck zu mußevollem

Digitized by Google

Genusse fordern: die tausend und abertausend Sterne, welche zu den hunderten von Lichtern hernieder eilen, um die Ehre Gottes gegen die Gasometer zu vertheidigen. Wie oft stand ich lauschend und schauend, einsam und still auf diesen Brücken und erquickte mich mit ihnen an den funkelnden Diademen, welche die nimmer rastenden Wogen zu unsern Füßen trieben. Diese reine, klare Götterwelt da drunten, die mit dem Lichte des Himmels die Nacht erhellt, und zwölf Stunden lang hier oben die düstere, schmutzige Menschenwelt, welche mit den Lichtern, die sie sich angesteckt, den Tag, das Licht, den Himmel, das Herz und die Stirne verfinstert.

Du willst einen Begriff von London haben? Komm und siehe. Im Jahr 1808 an einem schönen Augustsonntag gingen 74,427 Menschen über Blackfriars-Bridge; im Juli 1811 zählte man auf London-Bridge an einem Tage 61,069 Fußgänger, 533 Wagen, 1502 Karren, 990 Kutschen, 500 Einspänner und 822 Pferde mit oder ohne Reiter. Ueber die Westminsterbrücke ziehen im Durchschnitt täglich 32,000 Menschen. Was bin Ich? das fragt man sich nie und nirgends mehr bei jedem Schritte, als in London. Ein Tropfen im Meer, eine Null an Hunderttausende gehängt! Die tausend und hunderttausend Gesichter, die dir den Weg verrennen und die so gleichgültig an dir vorüber eilen, wie du fremd an ihnen vorüberstreichst — sie gehen dich nichts an, du gehst sie nichts an, du willst nichts von ihnen, sie wollen nichts von dir, kein freundlicher Blick, kein schneller, leiser Gruß, außer ein damned, wenn du einem das Trottoir versperrst. — Das wird am Ende wohl zur Gewohnheit, aber es ist im Anfang so lästig, so hart; hat denn keiner ein Wort, keiner ein Auge für dich? nein! Gewiß gibt's in großen Städten mehr Sonderlinge, mehr Menschenhasser, mehr Egoisten, mehr Melancholische und mehr Narren verhältnißmäßig, als in kleinen und auf dem Lande. Nicht der äußere Bestand, Genuß und Betrieb des Lebens macht das so sehr aus, als diese Vereinzelung in der ungekannten Menge. Da stehst du, Alles rennt an dir vorbei, unaufhörlich schwingt sich das Rad, vergeblich suchst du die Speichen zu zählen, je mehr du den Blick auf die Wirbel richtest, desto mehr ergreift's dich und reißt dich kopfüber in die schwindlichte Tiefe. Die Stetigkeit, der Fluß von Herz zu Herz wird nur im kleinen Kreise bewahrt und rettet den Einzelnen dem Allgemeinen und bringt das Gemeinsame dem Einzelnen.

Was gehört dazu, bis eine solche Stadt sich erzählen läßt, du lebest, bis sie es hört, du seyest gestorben! Hunderte gedenken deiner, wenn du aus der kleinen Heimath scheidest, in Liebe, in Freude, in Trauer, in Haß. Hier magst du krank oder todt seyn — Einer mehr oder weniger, was schadet's? Du wirst überfahren, du fallst in die Fluth; man legt dich auf die Seite, man fischt dich heraus — vielleicht auch nicht — todt oder lebendig. Es schadet keinem, es nützt keinem, es kümmert keinen. — Doch ja, es kümmert Einen und den Andern, wenn's ihm auch nicht schadet und auch nicht nützt, ob du krank oder gesund, ob lebendig oder todt seyst. Es gibt Herzen, welche ein zweites finden und mit dem dritten im Bunde den Menschen, die Menschheit suchen. Das sind die frommen, die christlichen, die guten Seelen, an denen England, und London vor allen Städten, so reich ist. Ich meine die unzähligen Stiftungen und Schenkungen zu Gunsten der Armen und Leidenden. Ob der Engländer ein Herz, ein Gemüth hat? Wenn er Wage, Elle und Zahl in der Hand hat, nicht, und da ist's auch nicht am Platz. Handelschaft leidet keine Freundschaft. Aber er kann das auch weglegen, und was die rechte Hand kärglich und herbe gefüllt hat, mit der Linken leeren, ohne daß er es jene wissen läßt. In wie viel Hunderten von diesen 10,000 Straßen Londons fand ich die stummen und redenden Zeugen dafür! London zählt über 45 Freischulen für mehr als 4000 Kinder, 17 andere für arme und verlassene, mehr als 250 Pfarrschulen, worin gegen 15,000 Knaben und Mädchen Kleidung und Lehre erhalten, drei Collegien, 22 Hospitäler für Kranke, Lahme und Gebärende, 107 Armenhäuser für das höhere Alter, 18 Anstalten zum Unterhalt Bedürftiger verschiedener Art, und gegen 30 zu unentgeltlicher Vertheilung von Medizin und ärztlicher Hülfe an Arme. Und das Alles durch freiwillige Beiträge von Privaten oder Corporationen gegründet und unterhalten. Außerdem hat jede Pfarrei noch ein eigenes Arbeitshaus. Die einzelnen Gilden vertheilen jährlich 75,000 Pfund an die Armuth, und es ist eine billige Rechnung, wenn man 850,000 Pfund freiwilliger Beiträge zu öffentlicher Mildthätigkeit jährlich ansezt.

(Fortsetzung folgt.)

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Der Drack also brummte ein paarmal etwas in den Bart und machte so seine Gegenwart kund, daß darob der Klosterrichter aus seinem schweren Schlaf erwachte. Wie er nun den Bauern vor sich sah, erschrack er sichtlich und verblaßte trotz seiner veilchenblauen Weinwangen; denn er hatte den Mann, einen Zinspflichtigen des Stifts, kürzlich im Uebermuth und um schlechten Vorwand hart gebüßt und ihm die einzige Kuh aus dem Stall getrieben. Schnell aber nahm er sich wieder zusammen, und wie das die Gerichtsherrn im Brauch haben, wenn ihnen ein Unter-

Digitized by Google

gebener vorkommt, dem sie Unrecht gethan, ward er grob und begann den Filzdracken zu inquiriren, was er hier in der Stube suche, wie er gleich Diebsgesindel hereingekommen, weßhalb er ihn böswillig erschrecke, und mehr dergleichen, wobei er ihm schließlich mit Keuche und Ruthenstreichen drohte. Der Filzdrack ließ sich aber des Gestrengen Zorn nicht irren, stellte sich steif vor ihn hin und hielt ihm mit einer Feuerzange einen alten, zerdrückten Bauernhut hin, ohne ein Wort zu sagen.

„Was sollen die Narretheidungen!" grollte da der Vogt; „weßhalb bringt Er den Hut in der Zange? was treibt Er für Gespötte mit mir?" Dabei riß er dem Bauern den Hut weg, zerdrückte ihn mit beiden Fäusten und trat dann mit den Füßen darauf herum. Der Filzdrack aber öffnete sein breites Maul und begann faul und eintönig: „Ich habe Ew. Gestrengen nur berichten wollen, wie es sich mit dem Hute verhalt, weil das eine besondere Sache ist und mir viel zu bedeuten deucht. Mein Bub, der Jürgenatz, * hütet die lezten zwei Gaisen, die Ew. Gnaden mir noch übrig gelassen, müßt Ihr wissen, und die trieb er heute in das Wäldlein gegen die Wildsteig hin. Da saß der Bube und weinte, weil ihn hungerte, und er glaubte, man müsse dann essen. Er ist noch dumm und weiß nicht, daß Ew. Gestrengen es nicht leiden mögen, wenn wir Bauern satt sind, und uns darum das Tischtuch kürzen. Wie er so heulte, kam mit einemmale ein wunderliches Männlein, schier nackend, mit einem Laubgürtel um die Lenden und ein Hütlein auf, aus dem Wald gelaufen, und ehe mein Bub vor Angst und Furcht entlaufen konnte, hatte es ihn erwischt und hielt ihn am Kittel fest. Das Männlein, sagt der Bube, war käsebleich und gelb, zottig von Haaren, sah darein mit gläsernen Augen und krächzte ein Kauderwelsch mit weinerlicher Stimme. Meinem Jürgenatz ward todtenübel, er riß sich mit Gewalt los und rannte heimwärts; das Männlein aber sprang ihm nach eine gute Weile und schrie dazu: „Wehe und aber wehe!" daß es wiederhallte im Holz. Wie mir der Bube die Mähre vorgekeucht, laufe ich waidlich hinaus, das Männlein zu sehen. Es war aber verkommen und nur sein Hut lag am Boden, den es meinem Buben hatte schenken wollen. Worauf mir schnell beifiel, ich habe einmal gehört, wie damals, als der große Sterb gewüthet im Land, ebenfalls ein nackend Weib zu einem Hirtenmädel auf's Feld gekommen und ihm ein Paar Strümpfe geschenkt habe, wie dann alsogleich die Dirn an der Pestilenz verstorben und mit ihr viel tausend Menschen, die alle im wilden Freithof liegen oder bei Sankt Ruperts Münster, das nun zusammengefallen ist. Da sprang ich in meiner Einfalt zu Ew. Gnaden und wollte vermelden, was gescheden, und wie ich fest glaube, daß dieses Wesen das Männlein ist vom selbigen Weiblein, und alsbald ein großer Sterb und Todfall anheben wird. In dem Hute hat es uns die Pest gebracht, und darum habe ich ihn auch nur mit der alten Feuerzange angefaßt, sintemalen ich gar gut weiß, daß man sie erbt, wenn man auch nur mit der Fingerspitze ein verpestet Ding berührt."

Kaum hatte der Filzdrack dieß Wort gesprochen, so hättet ihr sehen sollen, wie der Vogt von Neuem erblaßte und hinsank in die Kissen. Er hatte ja den Hut des Pestmännleins mit beiden Händen erfaßt, er wußte, daß es wahr sey, was der Bauer von dem Pestweiblein erzählt, denn er hatte es in einer Chronika gelesen, die im Kloster lag. Er fühlte sich mit einemmale todtkrank und elend; er hatte die Pest. Der Filzdrack, als er des gestrengen Herrn Uebelbefinden vermerkte, lachte boshaft, jener aber griff nach der silbernen Pfeife auf dem Tischlein und wollte dem Frohnknecht rufen, damit er den Boten des Todes fasse. Der Filzdrack aber spürte, wo das hinaus sollte, schlug ihm die Pfeife aus der Hand mit der Eisenzange, lupfte seine Lederkappe und ging von dannen, indem er noch als ein B'hütgott zur Thüre hereinrief: „Ich wünsch' Euch wohl zu sterben, gestrenger Herr!"

Dem Vogt aber ward noch erbärmlicher zu Muth, und er legte sich den Abend noch hin und starb unter unsäglichen Martern gerade um zwölf Uhr Nachts. Er konnte bald nicht mehr reden, nicht beichten noch beten, sondern fuhr hin in seinen Sünden, voll Grimm und Wuth auf seinem rothen stolzen Gesicht. Bei seinem Tode entstand ein großes Geschrei und allgemein ward die Furcht, daß die Pestilenz wieder losbreche. — Man begrub darum den bösen Pfleger von Rottenbuch in dem wilden Freithöfle, ohne Segen und Weihbrunnen, ohne Licht und Leucht. Der Schinder mußte ihn verscharren.

Darauf erzählte man überall von dem „Pestmännlein." Mancher hatte es gesehen, wenn er durch einen Wald ging, die Hirten am Feld schreckte es, und wildschreiend lief es Einzelnen nach. Bald war es da, bald dort, einer hatte es am Berg * gesehen, der andere traf es im Taßwalde am Lech. Da bekehrten sich die Menschen in ihrer Todesangst, die Pfaffheit ward barmherziger gegen die Bauern, und allzusammen beteten um Abwendung der großen Noth zu Gott und Sankt Sebastian. — Es kam auch Niemand mehr um, denn einzig der gewaltthätige Vogt, den der Herrgott getroffen hatte mit seinem starken Arm. Gar viel Leute meinen auch, seine Seele habe keinen Frieden und er geiste mit dem neidigen Schaffner, der den Armen das Brod zu klein gab, unten in den steinernen Stuben am Straußberg in der Amperleithe.

* Georg Ignaz.

* Den „Berg" nennt man im Lechrain vorzugsweise den Peissenberg mit seiner herrlichen Aussicht.

Digitized by Google

Das Peſtmännlein aber verſchwand, und ſeitdem hat man's nicht wieder geſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Haſe. — Raſtrelli. — Konzerte. — Theater.

Des Inſpektors der hieſigen Antikengalerie und des Münzkabinets, Hofrath Haſe, am 9ten vorigen Monats nach kurzem Krankenlager erfolgter Tod wird nun ſo fühlbarer, da man ſeit des gelehrten Böttigers Ableben bei allen das Alterthum betreffenden Fragen ſich zunächſt an den nun ebenfalls ſchon Beerdigten zu wenden pflegte. Er war auch der auswärtigen gelehrten Welt durch antiquariſche und andere Schriften, wie z. B. den „Paläologus" und die „klaſſiſche Alterthumskunde" vortheilhaft bekannt; ſein Verluſt in einem Alter von noch nicht 54 Jahren wird vom Ausland ſchmerzlich mit empfunden, da man der Veröffentlichung des Reſultats ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen auf der im Jahr 1839 unternommenen Reiſe nach Griechenland mit Verlangen entgegenſah. Auch die hieſige Kunſtakademie verlor an ihm einen geſchäzten Rathgeber. — Eine zweite Beute des Grabes wurde bald nachher der erſt einige und vierzig Jahr alte Compoſiteur ſehr geachteter Kirchenmuſiken und italieniſcher Opern, welche ihm auch den römiſchen Orden zum goldenen Sporn erworben, Muſikdirektor Raſtrelli. Kürzlich noch hatte ſeine ſo charakteriſtiſch gehaltene Muſik zu Moſens Trauerſpiel: „Otto der Dritte," beſondern Anklang gefunden. Die zu dem vor Kurzem hier zweimal aufgeführten neuen Trauerſpiel Moſens: „Herzog Bernhard von Weimar," gehörigen Muſikſtücke waren die lezten, welche aus Raſtrellis für Kunſt und Beruf immer bereitwilliger Feder floſſen. — Die Konzerte, von einheimiſchen wie durchreiſenden muſikaliſchen Berühmtheiten hier gegeben, ſind zu zahlreich und gleichen ſich doch im Allgemeinen zu ſehr, als daß ihre ſpezielle Erwähnung dem auswärtigen Publikum von großem Interreſſe ſeyn könnte. Die muſikaliſche Akademie unſeres trefflichen Violoncelliſten Kummer hatte, außer deſſen eigenen, ſo werthvollen Leiſtungen, das Beſondere, daß nicht nur unſere ausgezeichneteſten Geſangs- und Inſtrumental-Virtuoſen ſich dabei hören ließen, ſondern daß auch dieſer ſchöne Genuß in einem neu erbauten, raumvollen und reich verzierten Saale des Hôtel de Pologne ſtattfand. — Von den in der lezten Zeit zum erſtenmale auf unſerer Bühne erſchienenen Stücken ſprach Neſtroys Poſſe: „Einen Jux will er ſich machen," deren Geſangpartien A. Müller in Muſik geſezt hatte, am meiſten an. Schon das Hauptwort des Titels zeigt, daß der Inhalt ſchwerlich aus dem Kreiſe der verfeinerten Klaſſen genommen iſt. Wo aber auch in der Abgeſchliffenheit der feinen Welt die der Poſſe und dem Luſtſpiel unentbehrlichen ſcharfen Umriſſe markiger Charaktere vernehmen, welche das hauptſächliche Material des Komiſchen ſind und bleiben werden? Wem fielen nicht bei dem Vorwurfe, der dem heitern, gewandten Neſtroy darüber zu machen wäre, daß er in ſeinen Poſſen die vornehme Welt zu wenig berückſichtige, die Verſe Goethes ein:

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk und was noch niedriger iſt. —
Gute Geſellſchaft, die hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Allerdings gerathen Dichter, welche ihre Poſſen und Luſtſpiele auf die komiſchen Elemente in den untern Stänben zu bauen pflegen, häufig zu tief in's Triviale und Rohe, was dem gebildeten Publikum wohl zu erſparen wäre. Auch Neſtroy iſt davon nicht frei zu ſprechen. Im Allgemeinen aber weiß doch gerade er immer recht gut, was er will, und das hieſige Publikum weiß auch, was es will, wenn ſeine Stücke einen größern Reiz für daſſelbe haben, als manche in den Zeitungen für trefflich fein ausgeſchrieene ſogenannte Luſtſpiele. — Wenn der Anfang meines Briefs das jezige Jahr anſchwärzte, ſo beeile ich mich nun, am Schluſſe deſſelben einiges Lob nachzubringen. Schon zur Zeit der Weinleſe nahm es eine ſo rauhe Miene an, daß diejenigen Weinbergbeſizer, welche die Traube noch am Stock gelaſſen, ihre ſchöne Hoffnung auf eine reiche Ernte dadurch gefährdet glaubten, manche unter ihnen auch wirklich einen Theil derſelben einbüßten, da das Thermometer eines Morgens 6 Grad Kälte anzeigte. Man fürchtete eine baldige Winterſtrenge; aber der während der Weinleſe eingetretene Froſt hielt durchaus nicht an. Schon in der lezten Hälfte des Novembers gab es, die Regentage ausgenommen, recht hübſches Spazierwetter, und der December ſelbſt iſt ganz erträglich.

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 299:

Allee.

Homonyme.

Ein Treiben iſt's, das Menſchen unterſcheidet,
Wie Haltung, Sprache, Miene ſelbſt und Schrift,
Das auch, gleich ihnen, viele Deutung leidet,
Die manchmal fehlt, oft auch das Wahre trifft.

Es iſt ſo leicht, ätheriſch könnt ihr's nennen
An meiner Freundin, doch kein Theil von ihr;
Man kann daran ſelbſt Charaktere kennen,
Sein Adel macht die Fürſtin kenntlich mir.

Es trägt ſie leicht hin über dieſe Erde,
So leicht, als hätt' es Flügel angehaucht;
So ferne ganz von jeglicher Beſchwerde,
Als je ein Schwan aus ſeiner Fluth getaucht.

Gar finſter iſt's in Spießiſchen Romanen,
Und oft darin begangen wird ein Mord;
Auch haben es daſelbſt die alten Ahnen
Gar heimlich oft an wohlverſtecktem Ort.

„In Erzgebirgen könnt ihr auch es ſuchen"
Und viele Schäze finden drin zumeiſt;
Ihr werdet ſeine Langſamkeit verfluchen,
Wenn ein Prozeß euch großes Glück verheißt.

Wenn Köchinnen in Küchen es gebaren,
So iſt es warm, und endet oft mit Eis;
Doch wenn es Männer machen, die Barbaren,
So iſt es meiſt recht ſauer und recht heiß.

Ob doch es dir auch ſauer ſchon geworden?
Ich dächte wohl; wer nähme da ſich aus?
Davor in Oſt und Weſt, im Süd und Norden
Schüzt kein Palaſt, kein Schloß, kein Wald, kein Haus.

J. G. M.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. December 1842.

Bet, Büble, bet!
Morga kummt der Schwed',
Morga kummt der Drafteara,
Werd em Büble 's Beta lehra.
Bet, Büble, bet!

Bayriſcher Volksſpruch.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

(Fortſetzung.)

III.

Vom Büble, das nicht beten wollte.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin, ſo erzählt man den Kindern, die hatten ein einzig Kind, ein ſchönes, feines und luſtiges Büble, ein Chriſtkindle mit gekraustem Haar und kluger* Haut, wie ein Prinz, und ſie hießen es darum auch das „ſeidene Gräflein." Das Kind ſollte nach der Eltern Meinung auch nichts geringeres werden, als ein Graf, denn ſie waren reich und hatten noch mehr zu erben; darum ward das Büble auch gehätſchelt, mit Ulmerbrod und Nürnberger Leckerlen gefüttert, mit Milch gewaſchen und in Pflaumbettlein vergraben. Es trank alle Tage ein Schnapsglas voll alten Malaga, obwohl es erſt vier Jahre zählte, und angethan war es mit einem langen Rock von Grodetor** und mit einer Spitzenkrauſe, die ihm gleich einer Bratenſchüſſel um das Hälslein lag, wie einem alten Bürgermeiſter; dazu trug es einen Fallbund von Sammet am Kopf und war mit Henkelthalern an einem rothſeidenen Band beladen, daß es kaum die Laſt tragen mochte.

Auch witzig und gelehrig war das Büble, es ſchwätzte wie ein Alter, konnte die Augen auf den Knöcheln* zählen und den Laubwenzel und die Schippenaß gar wohl unterſcheiden; auch ein paar Liedlein hatte es ſingen gelernt von der Dirne, und vom Knecht ein bislein Fluchen. Was er aber nicht konnte, das war das Beten. Noch hatte es nicht einmal das Kreuzmachen erlernt, ſich nicht ein Wörtlein gemerkt vom Vaterunſer und Avemaria. Vater und Mutter thaten wohl, als ſollte das ſeidene Gräfl ein guter Chriſt werden; aber wenn ſeine alte Ahnfrau es hart anließ, weil es des Abends beim Schlafengehen nicht einmal die Hände aufheben und falten wollte, wenn ſie ihm vorbetete, ſo nahmen ſie es in Schutz gegen die alte Drude, herzten es und es brauchte wieder nicht zu beten. Die fromme alte Frau plagte ſich viel mit dem Kind, ſagte ihm tauſend Gebetlein und Sprüche vor, aber nicht einen wollte es behalten, und leider ſchien für das Büble kein Birkenreiß gewachſen zu ſeyn auf der weiten Welt, obwohlen auf den Bergen umher gar ſchöne Bäume der Art genug ſtanden. Das ſeidene Gräfl wollte eben nicht beten.

* Fein, glatt.
** Gros de Tour.

* Würfel.

Digitized by Google

In jener Zeit, wo der Bauer und die Bäuerin lebten, war ein wilder Krieg im Land; der „Schwedenkrieg" heißt man ihn. Zu uns herauf war die Furia noch nicht gekommen, und meinten Alle, sicher zu seyn. Auf einmal aber ging ein Nothschrei durch das Dorf, es sey der Feind nicht fern, und der gewaltige Schwedenfürst, der „Orensteara," sey aufgebrochen über den Lech, mit zahllosem Kriegsvolk. Alle Menschheit lief in die Kirche und kniete und schrie zu Gott; nur das kleine Büble wollte wieder nicht beten, obwohl seine Ahnfrau ihm drohte mit dem „Orasteara" und den wilden Soldaten.

Und siehe da, in einer Nacht fiel der Schwed in's Dorf, und es ward ein heilloses, entsetzliches Wesen. Die Bauern wurden todtgeschossen, die sich wehrten, Weib und Kind nicht verschont, der Ort angestoßen mit Brand und Plünderung. Auch der reichen Bauersleute Haus ward von den Kriegsknechten angefallen und Alles unterst zu oberst gekehrt, Kisten und Kasten ausgefegt und zu guter Lezt Feuer angeschürt. Die Leute waren entlaufen in Wald und Feld, nach allen Seiten, und auch die Eltern des Büble wurden auf der Flucht getrennt; jedwedes meinte, es werde wohl das Andere das Kind mit sich haben. — Wie aber die Soldaten schnell gekommen, waren sie auch schnell davon, und die Leute getrauten sich wieder zurück in die Trümmer des halbverbrannten Dorfes. Da suchten der Bauer und die Bäuerin einander und fanden sich auch, aber vom Büble wußte keines eine Spur. Darob ward ein großer Jammer und wollten Beide schier verzweifeln; und Beide rennen hinüber nach der nahen Kirche, ein Verlöbniß zu thun für das verlorene Büble. Wie sie aber aufschauen zum Himmel, von dem sie Hülfe begehrten, da sehen sie auf dem hohen Kirchendach das seidene Gräfl sitzen und mit ein paar Kalksteinchen spielen.

Freud und Schreck erfaßte sie zugleich, denn das Büble stand bald auf und kletterte auf und nieder am steilen Dache, bis hinan zum First. — Ein Fehltritt, und es war verloren; darum getrauten sie sich gar nicht einmal, es anzurufen, damit es nicht erschrecke, auch wollte Niemand hinauf, es zu holen, denn sicher hätte es sich nicht fahen lassen und wäre herabgestürzt. In ihrer Trostlosigkeit erschien unversehens die alte Ahnfrau, die wunderbar den Schweden entgangen war, obwohl sie sich nicht hatte flüchten können. — Man zeigte ihr das Kind in der schwindelnden Höhe und sagte ihr, wie man es nicht zu retten wüßte. Die Ahnfrau aber kniete hin auf den Boden und mit ihr alle Leute, und sie hob die Hände und betete. Mit einemmale sah das Büble vom Dach herab zu den Betenden. Und wieder hob die Alte ihre Hände und zeigte ihm, wie es sie fromm falten sollte. — Und siehe da, das Büble, als welches sonst immer eine Faust gemacht hatte, sollte es beten, faltete die Hände und blieb so stille sitzen eine lange Zeit und blickte ernsthaft herab vom Kirchdache. Dann kroch es ruhig zurück zum nächsten Dachfenster und schlüpfte hinein.

Heil und wohlbehalten brachte man es von dort herab den erfreuten, glücklichen Eltern. Das Büble aber erzählte, wie der Schwede gekommen, sey es aus seinem Bettlein gesprungen und habe davonlaufen wollen; aber ein wilder Mann habe es gesehen und den Frauendukaten an seinem Halse; der habe es verfolgt. Er wußte nicht, wie es in der Angst in den Kirchthurm und auf's Dach hinaus gekommen. Erst als es die Ahnfrau bemerkt und auch die Hände zum Beten aufgehoben, habe es erkannt, wo es wäre, aber durchaus sich nicht gefürchtet, denn ein schöner goldener Engel habe es im Arme gehabt und dann zurückgetragen durch die Lücke.

Von da an hatte das Büble das Beten gelernt, und es ward mit der Zeit ein frommer geistlicher Herr daraus, ein Bischof oder Prälat, wo nicht gar der Papst zu Rom. — Den unfolgsamen Kindern aber, die nicht fromm seyn wollen, singt man heut' noch, im Angedenken an den bösen Schwedenkrieg, das Sprüchlein, das als Ueberschrift vor dieser wahrhaftigen Historie steht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

Wenn man das Register dieser unzähligen Wohlthätigkeitsanstalten durchsieht, so findet man nicht einen Stand oder ein Unglück, eine Kunst oder ein Handwerk, ein verschuldetes oder unverschuldetes Uebel vergessen. Für Alles sind Gesellschaften und Vereine da, und das Herz lacht in dem düstern Menschenknäuel, der sich an ihm so kalt und fremd vorüberwälzt, wenn es so viele Herzen für die arme Menschheit schlagen und opfern sieht. Die Hospitäler sind Paläste, nicht bloß von außen, sondern auch durch Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Sorgfalt im Innern. — Sieh' auch, was die armen Teufel für Blicke nach Bethlehem-Hospital hineinwerfen, außerhalb dessen Thoren sie noch sind! Dieses stattliche Gebäude liegt im südlichsten Theil von London, nicht zu weit von dem Obelisken, bei dem die Hauptstraßen diesseits der Themse zusammenlaufen. — Die unentfliehbare Stadt! Ich bin nach mehr als einer Stunde noch nicht die Hälfte des Weges gegangen. Eine saftige Orange, wie sie von

Digitized by Google

allen Straßenecken in's Auge und in den Gaumen blinken, soll mich für den Gang stärken, der durch die gar zu lustige Maisonne doppelt drückend wird. Drückend und beengend genug ist das Gefühl in diesen unentrinnbaren Straßen. Noch kein Ende! noch kein Ziel! Immer länger die Häuserreihen, immer unabsehlicher die Straßen; das hemmt den Athem, das furcht die Stirne, das läßt nach Gottes freier Luft und Erde lechzen.

Was ist dieß für ein königliches Schloß? Ein neuer Bau in dem für weltliche Bauten besonders so kostbaren englisch-gothischen Styl. In der Mitte das Hauptgebäude mit einem mächtigen, aber elegant emporsteigenden stumpfen Thurme, rechts und links ein langer, fensterheller Flügel von drei Geschossen, an beiden Enden wieder durch einen stattlichen Thurmbau eingefaßt. Königin Victoria wohnt nicht so schön, wie die armen Blinden, für welche dieses majestätische Schulgebäude errichtet ist. Es sind über sechzig Personen darin, beiderlei Geschlechts, und sie verdienen mit ihrer klugen Hände Arbeit jährlich gegen 1000 Pfund, womit die Ausgaben zum Theil bestritten werden. Sie werden vom zwölften bis zum dreißigsten Lebensjahre, wenn anders noch Kräfte vorhanden und die Finger noch nicht steif sind, in die Anstalt aufgenommen, unterrichtet und dann wieder entlassen. Schon 1799 ward die Anstalt gegründet, und schon in den ersten acht Jahren wurden an dreißig Personen ihren Familien zurückgegeben, denen sie sieben bis achtzehn Schillinge in der Woche verdienten.

Ich trete ein. Im rechten Flügel sind die Zöglinge männlichen Geschlechts. Man führt mich vor allem in einen langen, geräumigen Saal, an dessen Wänden jüngere und ältere Blinde mit Weidengeflechten beschäftigt sitzen. Von der rohesten Arbeit bis zu den feinsten und zierlichsten Körbchen sah ich diese bedächtigen und ihrer Sache so gewissen Finger ihren eminenten Tastsinn bewähren. In einem andern Saale sitzen mehrere an Schuhmacherarbeit. Ich sehe Einem zu, wie er die Sohle eines Stiefels rings herum glatt schneidet; die Finger der Linken tasten und die der Rechten schneiden ihnen nach, so sicher, so schön, als ob es abgezirkelt wäre und mit dem besten Augenmaß geschähe. In einem dritten Saale sind Viele mit Fertigung von Fußdecken aus Seegras beschäftigt, wie man sie in London vor jeder Thüre hat. Alles ist einfach und praktisch eingerichtet, ohne Luxus, aber mit allem nöthigen Comfort. Künstlicher geht es in den weiblichen Arbeitssälen zu. Da wird gestrickt, geflochten, genäht, gestickt sogar, mit einer Fertigkeit und Feinheit, die in Erstaunen setzt. Ich traue meinen Augen und ihren Fingern nicht. Mir ist immer, als ob sie diese feinen Nadeln und Stiche sehen müßten. — Im Fortgehen kam ich durch den Betsaal; ein Mädchen übt sich eben im Spiel eines Chorals auf der Orgel, deren Gebläse eine andere treibt. Die Gründer und Erhalter der Anstalt segnend schritt ich durch das Thor.

Die meisten derartigen Anstalten sind dem Einheimischen und Fremden zum Besuche offen. Ein kleines Trinkgeld für den ungeschmiert zu arg knarrenden und gellenden Riegel- oder Schlüssel ist natürlich. Klösterlicher wird das unfern gelegene Magdalenenhospital gehalten. Am Sonntag früh und Abends kann das Publikum zwar dem Gottesdienst beiwohnen und den rührenden Gesang der Magdalenen vernehmen, diese selbst aber sind den Augen der Neugier entzogen. Diese Besserungsanstalt für gefallene Sünderinnen ist eine der schönsten und erfolgreichsten Stiftungen in London. Sie besteht schon seit 1785; gegen 5000 außerdem gewiß verlorene Wesen hat sie ihren Familien, Freunden und der Gesellschaft zurückgegeben. Bei weitem die größte Zahl der Aufgenommenen ging und blieb gebessert. In der Regel finden achtzig Personen daselbst Alles, was zu Leibes Nothdurft und zum Heil ihrer Seele gehört. „Wahrlich, ich sage euch, es wird große Freude seyn im Himmel über einen Sünder, der Buße thut."

Es ist keine Frage, daß der Staat in England gar nichts für solche Anstalten thut, und Alles den Händen und Herzen der Corporationen und Privaten überläßt, ist ein großer Mangel. Verhältniß, Einheit, Zusammenwirken muß da mannichfach fehlen; aber dennoch läßt sich noch viel weniger fragen, ob dieses System nicht dem unsrigen vorzuziehen sey, nach welchem die Regierungsbehörde Alles besorgt und der Privatwohlthätigkeit der eigene Trieb und der freudige Eifer genommen wird? Als es in Hamburg brannte, und man in den Blättern las, wie die deutschen Regierungen Beiträge erlaubten, da sahen mich die englischen Augen mit ganz eigenthümlichem Mitleiden über ihre ellenlangen Times herüber an.

Von dieser Privatseelsorge weiß Frankreich so gut wie nichts. Was die Geistlichkeit nicht thun kann, das vermag vielleicht ein lustiger Ball; aber damit ist's vorbei. Die Franzosen sind nicht herzlos, sie empfinden heftig und rasch, aber eben so rasch haben sie empfunden. Da wo es zur That kommen sollte, ist's schon darum geschehen. Das aide toi, Dieu t'aidera ist ächt französisch. Am hellen Feuer fehlt's bei ihnen nicht, aber an nachhaltiger Wärme; die Begeisterung, der Affekt steigt ihnen wie Champagner alsbald in den Kopf, aber nach ein Bischen Lärm wird's schon wieder ruhig. Das innerlich, tief und seelenvoll fühlende Herz allein weiß sich an den Einzelnen zu wenden und zu geben. Der Kopf springt zum Allgemeinen hinweg; die Gesellschaft will der französische Philanthrop bessern, für sie trägt er sich mit allen möglichen Ideen; aber Hand an die Wunde zu legen

Digitized by Google

und den barmherzigen Samariter zu machen, dazu ist nicht gerade immer Zeit. Man muß zur Gesellschaft eilen, man kann sich nicht bei dem Einen so lange aufhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Injurienprozesse. — Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften.

Es kommt gegenwärtig ungewöhnlich häufig vor, daß wegen Injurien in Büchern und Journalen von den Verletzten auf Entschädigung geklagt wird. Eigentlich gehören alle Klagen wegen Preßvergehen vor die Assisen, und werden somit durch Geschworene entschieden. Die Beamten haben jedoch die Erfahrung gemacht, daß die Geschworenen selten die Sicherheit des Staats oder der Privaten durch einige gedruckte Worte für gefährdet halten. Es wird ja so entsetzlich viel gedruckt, daß Alles schnell vergessen ist, zumal im Pariser Strudel, und eine gedruckte Behauptung schlägt Keiner hoch an, den sie nicht angeht. Da dieß aber den Beamten nicht mundet, so haben sie seit einiger Zeit einen andern Weg gefunden, um zu ihrem Zwecke, nämlich der Bestrafung der Schriftsteller, zu gelangen. Handelt es sich von einer Diffamation, so kann vom Civil- oder Polizeigericht eine Geldentschädigung gefordert werden. Wenn also ein Beamter von einem Schriftsteller heftig angegriffen wird, und fürchtet, von der Jury keine Genugthuung, d. h. kein Verdict der Schuld zu erhalten, so wendet er sich an's Polizeigericht, welches ohne Jury entscheidet, und fordert eine Geldentschädigung. Da hier bloß die Richter zu entscheiden haben, und diese Herren strenger zu seyn pflegen als die Geschworenen, wäre es auch nur aus Gewohnheit, so erhält der Beamte meistens, was er verlangt, und der Schriftsteller wird zu einer starken Geldbuße verurtheilt. In der vorigen Woche sah man einen ehemaligen Beamten, Baron Dudon, den Geschichtschreiber Capefigue vor Gericht ziehen wegen einiger Aeußerungen über sein Benehmen während der Restauration. Er forderte als Genugthuung eine ungeheure Summe, 50,000 Francs. Capefigue hatte den sonderbaren Einfall, eine Gegenklage zu führen; er behauptete, durch die Injurienklage des Baron Dudon sey sein guter Ruf angetastet; er verlangte daher als Entschädigung eine noch stärkere Summe, ich glaube 50 oder 60,000 Fr. Er konnte schwerlich hoffen, diese zu erhalten, auch mochte er die Forderung nur gestellt haben, um zu zeigen, wie abgeschmackt das Verlangen einer Geldentschädigung in dergleichen Fällen ist. Das Gericht war so klug, beide Forderungen abzuweisen, erstere aus dem ganz vernünftigen Grunde, weil es dem Geschichtschreiber frei stehen müsse, das Benehmen derjenigen, welche an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen, zu beurtheilen, und derselbe völlig in seinem Rechte bleibe, wenn er dieses Urtheil ohne Leidenschaft und mit Mäßigung ausspreche. Baron Dudon wurde zu den Kosten des Prozesses verurtheilt. Dieser Herr muß außerordentlich empfindlich seyn, da er wegen einiger Worte eines Schriftstellers Klage führt, und zwar in einem Lande, in welchem die vergangenen wie die gegenwärtigen Zustände beständig aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt werden, und wo die Parteien ihre Gegner sehr strenge, oft sehr hart in ihren Schriften behandeln. Wäre Jeder, der eine Rolle in den Angelegenheiten seines Vaterlandes gespielt hat, eben so empfindlich, so hätten die Richter nichts zu thun, als vorgebliche Injurien zu schlichten, und sie müßten erst gründlich die Geschichte studiren, um zu entscheiden, welche der beiden Parteien Recht habe, und ihr Urtheil hätte dennoch bei der Nachwelt sehr wenig Gewicht; denn für diese ist ein richterlicher Spruch in geschichtlichen Sachen keineswegs verbindlich. Es gibt noch eine Menge Leute, welche sich an die Publizität und an die freimüthige Beurtheilung ihrer Handlungen in offizieller Eigenschaft nicht gewöhnen können, obgleich dieß mit zum jetzigen Leben gehört, wenigstens in Ländern, wo keine Censur besteht. So lange sie gelobt werden, geht Alles gut; läßt sich aber Tadel hören, so schreien sie über Verleumdung und wollen Klage führen. — Ich habe schon einigemal darauf aufmerksam gemacht, daß die Publizität sogar in die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften gedrungen ist, daß dieselben öffentlich sind und in den vorzüglichsten Tageblättern so gut als andere öffentliche Verhandlungen besprochen werden. Auch dieß scheint einigen ältern Akademikern nicht zu behagen. Begnügten sich die Berichterstatter, das in der Akademie Gesprochene oder Vorgelesene auszuziehen, so wäre es nach dem Urtheil jener Herren noch zu ertragen; aber die Berichterstatter erlauben sich auch, ein Urtheil zu fällen und Akademiker so gut als akademische Vorlesungen zu richten, und dieß ist es, was den Herrn mißfällt. Biot, der berühmte Physiker, erzählt mit unverhohlenem Aerger im letzten Hefte des Journal des Savans, wie die Publizität der Verhandlungen der Akademie sich allmählig eingeschlichen hat. Nach dem alten Reglement wurden zu den Sitzungen nur diejenigen Fremden zugelassen, welche von Akademikern vorgestellt worden waren, oder zwei Abhandlungen geliefert hatten, welche die Akademie des Drucks und der Aufnahme in ihre Sammlung würdig erklärt hatte. Die Zahl der fremden Zuhörer nahm jedoch beständig zu, und das alte Reglement wurde um so weniger beachtet, da die Anwesenheit der Fremden manchem Akademiker keineswegs mißfiel. Jetzt ist der Zudrang außerordentlich; man besetzt seinen Platz wie im Schauspiele, sagt Biot, und nur wenn kein Platz mehr vorhanden ist, wird Niemand mehr zugelassen. Damit dieses Publikum aber stille bleibe, muß man es mit interessanten Dingen unterhalten, denn rein technische Vorträge behagen ihm nicht sehr. Dieß wirkt, wo nicht auf den Inhalt, doch auf die Form der vorzutragenden Materien. Das Glänzende oder Neue hat natürlich mehr Reiz, als das Wahre und Solide für Zuhörer, welche die Vorträge desto schöner finden, je leichter sie dieselben begreifen; nun gehört aber ein wahrer Stoicismus von Seiten der Akademiker dazu, um gleichgültig dagegen zu bleiben, ob ihre Arbeiten gut oder schlecht aufgenommen werden. Besonders liegt es jetzt den Secrétaires perpétuels ob, durch lichtvolle Darstellung der aus allen Weltgegenden einkommenden Nachrichten das Publikum zu beschäftigen und zu unterhalten; aber (fährt Biot fort) so glänzende Beredtsamkeit und so verschiedenartige Kenntnisse sie dabei an den Tag legen, so glauben wir doch, daß sie dieser Mühe überhoben wären, wenn sie bloß zu den Akademikern sprächen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. December 1842.

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa, heisa, he!
So ging der Fiedelbogen!

Goethe.

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Betteltanz in Peitingen.

Schüre die Kohlen zusammen, Hanns Thoma, schalt die Mutter, und leg ein fichtenes Scheitle nach, das kann nicht schaden. Der Ofen darf nicht erkalten, wenn draußen die Sonne nicht mehr einheizt. Der Ofen ist das Herz der Stube; wenn's da fein warm ist, dann gibt es ein rühriges, lustiges Leben. — Rückt enger zusammen auf der Bank und laßt's euch wohlbehagen am Kirchtagfeierabend. — 'S war genug zu schaffen für das morgende Fest, für unsern lieben Kirchweih! — Schon hängt beim Thurmfenster das roth und weiße Fähnlein herab, des Zachäus zerrissenes Wamms. Ihr müßt wissen, dazumal, wie unser Herr Jesus den sündigen Zöllner vom Baum herabsteigen hieß, hat dieser sich in der freudigen Hast sein rothes Gewand zerrissen, daß ihm das Hemd aus dem Risse sah. Darum liest man auch morgen das Evangelium vom Zachäus im Hochamt und hängt ein solches Fähnlein aus. — Jezt ist die Arbeit gethan, Schiff und G'schirr ist blank, die Nudeln gebacken, das Bierfaß angezapft. Der Herr Kirchtag kann hereinspazieren in allen Ehren, der liebwerthe Gast.

Richte jezt die Gabe zur Hand für den Nachtwächter, Luzeile (Luzia), ein Dutzend Küchlein, ein tüchtig Stück Brod und eine frische Maaß Bier, damit er einen festen Trunk dazu thun möge. Das ist nun einmal so Brauch am Kirchweihabend und geschieht, damit seine Kehle glatter und geläufiger werde und er das Jahr hindurch desto schöner die Stunden anfinge. — Es mag aber noch eine Weile dauern, bis er bei uns anklopft und bettelt, und damit ihr mir nicht schlafet, will ich euch Eins verzählen. — Schieb den Docht höher am Lämple, Mauritha (Maria Itha), seyd still und horchet auf; weil's eben Kirchtag ist, will ich euch die Geschichte vom Betteltanz sagen.

Was man so nennt, wißt ihr Alle, aber nicht warum der Brauch den Namen erhalten. — Du lachst so heimlich, Luzeile, du junges Ding, und freust dich auf den Montag, die Nachkirchweih, weil da der Betteltanz auch für dich gegeigt wird. Du bist noch ein halbes Kind, und es macht dir Spaß, wenn ein stockfremder Bube kömmt und dich für ein paar Stunden des Vormittags von mir losbettelt um eine Schnur voll gesalzener Bretzen und einen Mittagstrunk, den er mir zum Danke schicken muß, weil ich dich mit ihm zum Tanze gehen lassen. — Sieh die Mauritha an, die macht ein trübes

Digitized by Google

Gesicht, wenn man vom Betteltanz redet; sie weiß wohl warum. Ihr Liebster hat da das Recht, die nächste beste, die noch keinen Buben hat, zum Betteltanz zu führen, und sie muß geduldig auf ihn warten bis zum Abend. Das ist nun einmal so ein Herkommen, ein Privilegium für euch junge Fäßlen,* ein Aergerniß für Bräute und Liebste, eine Lust für die leichtfertigen Mannsbilder.

Also vom Betteltanz müßt ihr wissen, daß er bereits vor viel hundert Jahr Sitte war bei uns im Peitingerdorf. Damalen hieß er aber der „Ehrensprung," und es ward dabei gehalten wie heutigen Tages. Alle Mädeln, die noch an keinen Buben gebunden waren, harrten an der Nachkirchweih nach der Messe, bis Einer käme und sie zum Tanze in die Schenke holte, zu dem sie sonst nicht durften. Damalen, als wir Peitinger gerade recht fürnehm thaten mit dem Marktbrief und unserm Wappen,** saß ein wohlhäbiger Bauer auf dem Hofe, „zum Bären" genannt, im Weiler Luttenbach, oben seitab von der Steingadner Straße. Ihr wißt Alle, wie rar es ist, wenn die entfernten Leute der Einöden und Riedhöfe zu Dorfe kommen. Selten gehen sie herab zum Gottesdienst, noch seltener zur Schenke, aber die Kirchweih bringt alle lustigen Bursche zusammen von den abgelegensten Weilern und Höfen; sie fahren mit ihren Mädeln in's Dorf und lagern die zwei Tage im Wirthshause. Hat nun eine Riederin keinen Buben, so ist sie freilich übel dran, denn der Weg ist zu weit, um sie zum Betteltanz zu holen, und so versitzen sie die lustigsten Tage trübselig daheim.

Aber des Bärenbauren Töchterlein damals, Mariele hieß es, war gar nicht im geringsten traurig am Kirchweihmontag früh und lachte in einem fort, als sie sich das gute Höß *** anzog, den feintuchenen Rock, das seidene, rosenfarbige Goller, und als sie die dicken, silbernen Schnürketten in's Mieder wand. Sie wußte erstens, daß ihr das Lachen ganz schön stund; denn sie war ein sauberes Ding, zart wie ein wächsernes Jesukind, weiß und roth wie Apfelblüthe, und hatte helles, weiches Haar, wie Frauenfaden. Ueberdem lachte eine innige Lust und ein bislein Schadenfreude aus ihr; diese und die Eitelkeit verdrehen euch Mädeln gar schnell den Kopf. Sie wußte zweitens, daß des reichen Friedhöflers Sohn von Haslach, der Sättel-Jörg, kommen werde, sie zum Ehrensprung abzuholen, und daß sich darob Mayers Lisbeth ärgere, die Dirne, mit welcher der Hansjürg sonst ging.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein junges Mädchen.
** Etwa im Jahr 1450.
*** Gewand, Kleidung.

Aus England.

(Fortsetzung.)

In Frankreich gibt es 32 Millionen Menschen und darunter 16 Millionen ohne Vermögen und vier Millionen Bettler. Einregistrirt sind davon in Paris allein 70,000. In diesem Stück, wenn in irgend einem, hat der Franzose seine romanische Natur behalten. Der Mangel kommt ihn nicht so sauer an, wie den bedürfnißvollern Deutschen und Germanen. Er kann viel leichter entbehren und sich mit einem Aeußersten begnügen. Ein Bonmot, eine Capriole kann zur Noth den knurrenden Magen zum Schweigen bringen, den der Deutsche und Nordländer einmal schlechterdings, sey es in Gottes oder eines Andern Namen, aus der eigenen oder fremden Tasche stopfen muß. Es ist bekannt, wie in den Feldzügen die Franzosen am kärglichsten zu leben, am längsten mit dem Wenigsten auszuhalten wußten, eben so sehr weil sie genügsamer, als weil sie erfindsamer waren. Sie wissen uns auch unser vieles Essen vorzuwerfen. Andererseits freilich ist es bei ihnen, wenn es einmal aus ist, mit Allem, mit aller Kraft und Tapferkeit des Körpers und Geistes aus, während wir noch länger aus den Rippen zehren können und den Faden, der sich an einen fetten Bissen und an die Zukunft knüpft, nicht so leicht ganz abreißen lassen.

Braucht der Franzose weniger, ißt er weniger, wie alle durstigen, lustigen Brüder, denen das Herz immer auf den Lippen und in den Gliedern sitzt, so braucht er auch weniger zu leiden. Die Noth, die Krankheit, der Schmerz hat für sie an sich schon keine so große Bedeutung. Auch ihre Eitelkeit, ihr Ehrgefühl hilft ihnen, Stoiker zu seyn. Die deutschen Aerzte, welche die Pariser Spitäler besuchen, wissen es wohl zu sagen, wie viel mehr Muth dieses leichtere Volk gegen Hieb und Stich, Pille und Tod aufbieten kann. Der Deutsche ist viel „wehleidiger," wie man in Schwaben sagt. Ich sah es selbst bei verschiedenen Schlachten, welche die Aerzte im Hôtel Dieu den armen Patienten auf den empfindlichsten Stellen lieferten, wie Schmerz und Unglück nicht die große Bedeutung jenseits des Rheins und des Kanales haben. So wird aller Jammer auch leichter behandelt und man kümmert sich nicht soviel darum. Aber ein Blick in die Pariser Spitäler und dann wieder einer in die Ordnung, Reinlichkeit und Gediegenheit der Londoner sagt einem sehr Vieles.

Während ich es mir in Gedanken sagen lasse, habe ich trotz allem Eifer es nicht weiter als bis zu Queensbench gebracht. Ein ominöser Anblick um dieses rings mit hohen Backsteinmauern, worauf erst noch eisern

igitized by Google

Stacheln stehen, umwallte Paradies der Schuldner und Pasquillanten. Die Leute sahen mich mit ganz besondern Blicken an, als ich so andächtig rings herum spazierte und einen so seelenvergnügten Blick in das Innere that. Zu viele nicht, ich versichere es, aber doch etliche Goldvögel in meiner Tasche gratulirten mir, daß ich mich noch nicht nach dem schönsten und bequemsten der 220, kaum neun Quadratfuß haltenden Käfiche umzusehen brauchte. Ich eile weiter, und über ein Kleines, so stehe ich vor den Baracken der Haupt-Lancasterschule in Borough-road. Baracken sind es gegenwärtig, bis das neue Schulgebäude in der Nähe fertig seyn wird. Ich trete ein, werde von Ober- und Unterlehrern mit aller Aufmerksamkeit behandelt und muß dafür meinen berühmten Namen in das Buch der hohen Gönner und Besucher der Anstalt eintragen. Mit einer äußerst gelehrten Miene, als wenn ich die Sache trotz dem Disterweg zu studiren und zu beurtheilen hätte, schlage ich die Arme übereinander und mache meinen Lehrer neben mir auf dem Katheder ganz stolz auf die Ehre, die ich ihm wiederfahren zu lassen Anstalt treffe. Das Manöver beginnt, buchstäblich ein Manöver. Der Sohn Lancasters neben mir klatscht in die Hände — patsch, und die Jungen sind am Platz, patsch, die Hände sind auf den Subsellien, patsch, und sie stehen kerzengerade, wieder patsch, und sie kehren sich rechts, wenden sich links, wie mit dem Drähtchen gezogen; noch einmal patsch, und sie sitzen. — Das hälst du für Unsinn? Ja, aber es ist Methode darin und die Methode ist gar nicht so schlimm. Ordnung, Regel, Pünktlichkeit — wie willst du sie in fünfhundert Buben bringen, die von der Gasse auf die Schulbank kommen, und wenn die Schule aus ist, vor den verschlossenen Hausthüren sich tummeln, bis Eltern oder Mütter — denn so viele haben ja „keinen Vater" — vom Trödelmarkt, vom Waschfaß, von der Kohlenkammer, von Hammer und Spule, vom Branntwein nach Hause kommen? Also nur noch einmal herzhaft in die Hände geklatscht, und das Buch liegt auf der Tafel, wieder, und es ist aufgeschlagen, zum dritten- und leztenmal — das Lesen beginnt.

Während der Lehrer zu den hintern Reihen an die schwarze Tafel geht, um sie in's Geleise zu bringen, stellt sich einer der ältern und geschicktern Knaben auf die Bank und gibt den einzelnen Schülern und Subsellien das Zeichen zum Fortfahren und Einhalten. Zur Seite stehen wieder ein paar solcher Schüler, welche den jüngern und ungeschicktern Kameraden mit weißer und gelber Kreide die Originale auf die Wandtafel vorzeichnen. Ich erstaune über die Fertigkeit der zwölfjährigen Knaben in diesem ganz freien Handzeichnen. Ueber eine Weile beginnt die Hauptabtheilung zu rechnen. Die andern Bankinhaber treten mit ihrem kleinen Führer heraus an die Wand, stellen sich in den mit Kreide auf den Boden vorgezeichneten Kreis, und einer nach dem andern muß aufsagen. Im Ganzen wissen die kleinen Schulmonarchen ihre Unterthanen gut in Zaum und Lehre zu halten, und wird auch nicht viel gethan, so wird doch etwas gethan. In einem andern Raume sitzen die Knaben an einem Amphitheater hinauf, während der Lehrer mit der Karte in der Hand ihnen in der Geographie Unterricht gibt. Dicht daneben schulmeistert ein anderer, und so ist kein Winkel unbesezt, unbelehrt, unbelebt. Nach jeder halben Stunde kommt der Oberlehrer mit dem Lektionenregister und weist einen Jeden zu seinem neuen Pensum an. Trabend, so arg es nur der hölzerne oder steinerne Boden unter den kleinen lustigen Stampfern ertragen kann, jodelnd und lärmend ziehen die kleinen Burschc hin und her, um ihre Stellungen einzunehmen, Alles nach Takt und Handschlag. Kein preußischer Feldwebel könnte sich etwas Schöneres wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Allerseelentag. — Gemälde von Mende.

Der November beginnt hier mit dem Allerseelenfeste, und dieses wird auf dem Friedhofe gefeiert. Es ist der solenne Tag, an dem sich die Lebenden der Dahingegangenen erinnern und ihre stillen Wohnungen freundlich schmücken. Blumen werden auf das Grab gestellt, grüne Kränze herumgelegt oder in den geliebten Namenszug verschlungen, die Denksteine selbst mit Flor umhängt, und in dunkelfarbigen Glaskugeln glänzen wehmüthige Lichter. Wenn eine milde Herbstsonne scheint, ist's ein schöner Gang zu diesen Gräbern, voll Auferstehungsahnung, ein Gang, dessen eindrückliche Feierlichkeit durch die Menge der Besuchenden allerdings etwas beeinträchtigt wird; denn oftmals ist ein beängstigendes Gedränge in den sonst so lautlosen Gassen des Friedhofs. An diesem Tage kommen nämlich gar Viele, die sonst dem öden Todtenfelde aus dem Wege gehen; jezt, wo Alles von Menschen wimmelt, mag es Jedem geheuer erscheinen. Der Tag fällt in die stillste Zeit des Jahres, wo die Sommerfreuden vorüber sind, die rauschenden Vergnügungen des Winters noch nicht begonnen haben; die Natur gebt auch schlafen, und manchmal ist schon Schnee auf die Gräber gefallen. Manche Waise steht mit thränenschweren Augen an dem Grabe ihrer Eltern, manches tief verschleierte Frauenbild beugt sich weinend über einen blüthenreichen Leichenhügel. Viele sprengen mit leisen Klagelauten Weihwasser auf die Blumenkränze; bei den Gräbern der Wohlhabenden sitzen arme Frauen und beten mit geschlossenen Augen unaufhörliche Gebete — Alles recht rührend und feierlich. — Die „Seelenzeit" hat übrigens auch ihr Wahrzeichen. Seltsam, oder vielmehr sehr erklärlich und ein uralter Gebrauch ist es, daß auch in diesen Tagen eine Speise genannt und genossen

wird, von der sonst das ganze Jahr hindurch nichts zu hören ist. An das Weihnachtsbrod, die Fastenbreyeln, die Ostereier, die Martinsgans reiht sich der Seelenzopf, ein rautenförmig in einander geflochtenes Backwerk aus verschiedenem Stoffe, vom einfachen Kreuzerzopfe, wie er an jedem Brodladen zu haben, bis zum combinirtesten Kunstprodukte des Zuckerbäckers, dessen Werth bis in die Thaler steigt.

In unserem Kunstvereine war die lezten Wochen ein Bild von Mende zu sehen, eine Scene aus dem Tyrolerkriege, und in sofern ein Seitenstück zu einem frühern desselben Meisters, weßwegen man auch bei der Betrachtung der Vergleichungen nicht entrathen konnte. Der Schauplatz des erstern, das die Lithographie vervielfältigt hat, war eine Bauernstube, ein schon halb in Brand gerathenes Gemach, das von etlichen kecken Schützen noch auf Leben und Tod vertheidigt wird, während in der Mitte ein in's Herz getroffener Held verathmet, der Herr der Heimath, um den sich die Frauen des Hauses, Mutter, Schwester, Weib und Kinder im stummen, verzweiflungsvollen Jammer versammelt haben. Ein rothbärtiger Kapuziner, wahrscheinlich Pater Haspinger selbst, steht aufrecht und unverzagt am Todtenlager und reicht dem Sterbenden die lezte Wegzehrung. Dieß Bild war ein treffliches Gemälde, das auf Jeden wirkte. Der Muth der kühnen Schützen, die ihre Büchsen unverdrossen zum Fenster hinaus knallen lassen, während hinter ihnen ein Kampfgenosse den Geist aufgibt, der fromme Tod des Landesvertheidigers in der Mitte, der Jammer der Schwächern, der rothbärtige Kapuziner — das war die ganze Geschichte von Anno Neun. In dem Bilde, das wir zulezt sahen, haben wir wieder einen Auftritt aus dieser Zeit, aber so zu sagen einen Auftritt hinter den Coulissen. Es ist ein enger Kirchhof eines in großer Feindesnoth befindlichen Dorfes, ein Kirchhof voll Frauen, Mädchen und Kindern, wohin man Alles geflüchtet, nicht allein die bedrohten Weiber, sondern auch andere Habe und den gebrechlichen Greis, der zwischen seinen Krücken niedergesunken betet. Nebenan sieht man durch die geöffnete Pforte in die Dorfkirche, wo sie auch zum Himmel rufen; jenseits der Friedhofmauer ist dicker Pulverdampf, der nur eine beschränkte, stark verschleierte Ansicht des Gefechts gestattet, etwas rückwärts ein begeistertes Mädchen, das hoch oben auf einem ragenden Mauerstücke kniet, eine geweihte Kirchenfahne zu Trost und Aneiferung der Kämpfer emporhaltend. Dieses begeisterte Mädchen, das in der Darstellung fast geisterhaft geworden, scheint die Uridee gewesen zu seyn, um welche herum sich das Bild angesezt hat. Es sollte, nachdem den Heldenthaten der Männer im ersten Gemälde genug gethan, nun auch der Todesmuth der Frauen gemalt werden.

(Schluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsezung.)

Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften.

Die Gegenwart des Publikums in den Sitzungen der Akademie legt ferner den Akademikern in ihren mündlichen Erörterungen bedeutenden Zwang auf. Zwar werden diese Erörterungen dadurch höflicher und fließender, als sie bei geschlossenen Thüren seyn würden; sie sind aber auch nicht so bündig, noch so gründlich als sonst, weil man ein Publikum, welches die Wichtigkeit derselben nicht kennt, nicht gern ermüden mag. Auch sind sie nicht mehr so freimüthig, da mancher Akademiker sich scheut, Bemerkungen zu machen, welche bald außerhalb der Akademie bekannt werden. Und da es keineswegs angenehm ist, vor dem Publikum eines Irrthums überwiesen zu werden, so verschweigt mancher Akademiker aus Achtung gegen sich oder Andere die Einwendungen, die er vortragen könnte, wogegen hie und da auch wohl ein Akademiker bloß deßwegen Einwendungen macht, um sie zur Publizität gelangen zu lassen. Biot meint jedoch, da die Sache nun einmal so sey, so könne man sie nicht wohl ändern; auch müsse man gestehen, daß die Akademie stets vom Gefühle ihrer Würde beseelt werde. — Die Zulassung des Publikums führte von selbst dazu, daß über die akademischen Verhandlungen in den Tagblättern Bericht erstattet wurde. Der Globe war das erste Blatt, welches im Jahr 1825 regelmäßig Bericht erstattete, und bald wollten auch die politischen Zeitungen solche Berichte haben. Es ist, wie Biot bemerkt, keine Kleinigkeit, eine Menge von wissenschaftlichen Vorträgen gleichsam im Fluge zu erhaschen, und zwei Tage darauf in einem Feuilleton dem ganzen Publikum die Substanz davon vorzulegen. Biot meint, mancher Akademiker würde vor einer solchen Arbeit zurückschrecken. Wie schwer ist es oft, aus einer einzigen wissenschaftlichen Abhandlung das wahrhaft Neue oder Originelle heraus zu finden und faßlich dem nicht gelehrten Publikum vorzutragen! Wie ungleich schwerer muß nun aber die Arbeit erscheinen, wenn man bedenkt, daß so verschiedene Wissenschaften, Sternkunde, Naturlehre, Chemie, Mathematik, Physiologie, oft in einer einzigen Sitzung zur Sprache kommen, und der Berichterstatter eigentlich in allen bewandert seyn müßte! Um sich die Arbeit zu erleichtern, verlangten die Zeitungsredaktoren Mittheilung der vorgelesenen Abhandlungen. Dieß wurde gestattet; da aber hiebei Mißbrauch vorfiel, so mußte man eine gewisse Ordnung einführen. Jezt haben die Zeitungsredaktoren im Saale der Akademie einen besondern Platz, nachdem sie gleichsam bei der Akademie in ihrer Eigenschaft als Stenographen beglaubigt worden sind, gerade wie in den beiden gesezgebenden Kammern. Nach der Sitzung werden die vorgelesenen Abhandlungen, so wie die eingegangenen Briefe, in einem besondern Zimmer zur Einsicht aufgelegt, wo die Redaktoren dieselben bis zum folgenden Tag benuzen können. Dieß geschieht von einigen mit Unparteilichkeit, von andern mit kritteldem Geiste, welcher, wie Biot sagt, bei ihnen großes Vertrauen auf ihre eigenen Kenntnisse voraussezt. Ueberhaupt scheint diese ganze Oeffentlichkeit dem alten Akademiker schlecht zu behagen, und es ist möglich, daß zuweilen Schüler ihre Meister naseweis beurtheilen, oder daß sogar Gelehrte von Ignoranten verurtheilt werden; dieß ist aber ein nothwendiger Uebelstand der Oeffentlichkeit. Dagegen können die schmollenden Akademiker nicht verkennen, daß durch eben diese Oeffentlichkeit die Wissenschaft gleichsam in's Leben getreten ist, daß jezt die gesammte gebildete Welt an den Fortschritten der Wissenschaften Theil nimmt, und die Entdeckungen der Gelehrten jezt ganz andere Wirkungen äußern, als zur Zeit, da sie nur der gelehrten Welt und zuweilen sehr spät bekannt wurden. So etwas sollte die Herrn freuen und sie über einige Unbequemlichkeiten der Publizität und des Urtheils Unbefugter wegsehen lassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. December 1842.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Aeltern erzogen wären.

Goethe.

Aus England.

(Fortsetzung.)

Bei den Mädchen im andern Bau geht es ein Bischen stiller zu, so still eben, als das liebe Zünglein es über sich und die würdige Mistreß gewinnen kann, welche mir auf dem Katheder den Glanz und Bestand ihres Instituts auseinander sezt. Auch in Oesterreich hatte ich theilweise die Mädchenschulen unter dem weiblichen Haselnußscepter gesehen. Ich konnte dort Anfangs in meiner Einfalt nicht begreifen, warum gerade unverheirathete Frauenzimmer dessen würdig seyn sollen, bis ich endlich glaubte, es gefunden zu haben. Ein alter Invalide, dacht' ich, drüben bei den Knaben, eine alte Jungfer hüben bei den Mädchen, das reimt sich. Falsch! das reimt sich nicht, entgegnete mit seinen grasgrünen Augen und seinen weingrünen Backen mein lustiger Dekan von Imst. „Wenn's halt sunster in's Kindbett kumm'n!" Ach ja so, darum dürfen diese Lehrerinnen nicht verheirathet seyn!

So wundere ich mich also heute in der Schule von Borough-road nicht über die Würdige, welche so emsig aber taktfest bis zur Nasenspitze hinaus, bald den Unterlehrerinnen einen Wink, bald einer Schülerin einen Blick, bald mir eine Belehrung, bald den Ladies patronesses, die sich nach und nach herzufanden, eine Verbeugung oder Unterhaltung gibt. Die Kinder erscheinen reinlich, geordnet, aufmerksam und frisch zum Werk. Wie ich sehe und von meiner Mistreß höre, sind die Meisten nicht aus den ärmsten oder niedrigsten Classen, sondern aus dem bereits anständigern Handwerksstande, welcher auch einiges Schulgeld zahlt, wenn auch nur vier bis sechs Schillinge, etwa zwei Thaler jährlich.

Jahre lang, von 1798 bis 1808, hatte Lancaster bereits Schule gehalten, Georg III. hatte ihm Gönner und Freunde erworben, aber selbst die Majestät konnte die Vorurtheile gegen die neue Methode nicht brechen. Wäre Joseph Fox — „Master Fox" — nicht gewesen, das ganze Unternehmen wäre zu Grunde gegangen. Er zahlte, schoß vor, verbürgte sich und rettete vielen Tausenden die Menschheit. Nun war die Sache im Zuge und bald konnte die Gesellschaft gegen 300 Knaben- und 100 Mädchenschulen unterhalten; 43 davon gehören der Hauptstadt an. Die Hauptschule von Spital-fields faßt 800 Kinder; in unserer von Borough-road sind auch 500 Knaben und 300 Mädchen. Sie hat seit ihrem Bestehen über 24,000 Kinder unterrichtet und gezogen. Unterricht ist ja nicht einmal das Nöthigste für diese verlassenen Kinderseelen, sondern Erziehung. Und dazu hilft an sich schon die Schule, sofern sie vom Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, abhält; weiter aber durch diese fast

Digitized by Google

militärische Disciplin und nicht zum mindesten dadurch, daß bei der Wechselseitigkeit des Unterrichts Befehlen und Gehorchen, die Anhaltspunkte des praktischen Verhaltens, gleichmäßig geübt werden. Der Schüler, welcher etwas gelernt hat, wird dessen um so mächtiger durch die Mittheilung an die unter ihm. Diese selber lassen es sich mannigfach leichter und lieber im unmittelbaren Verhältniß zu ihres Gleichen beibringen. Ueberheben aber kann sich der Junge nicht so leicht, denn er wendet sich um, und das Lernen ist wieder an ihm.

Die Einrichtung ist praktisch, oder sie müßte nicht englisch seyn, aber freilich eben praktisch auch nur für England. Bei dieser entsetzlichen Bildungslosigkeit der niedern und mittlern Volksmasse und bei der gänzlichen Unthätigkeit des Staates ist kein anderer Ausweg übrig, als eine Methode zu ergreifen, welche mit den wenigsten Mitteln die größten Zwecke erreichen läßt. Und das leistet die Lancastersche, mehr aber auch nicht. Von Gründlichkeit, wie wir's in Deutschland verlangen, ist natürlich keine Spur. Das ist nicht gerade schlechthin ein Fehler, denn mit ihr laden wir den jungen Schultern eine Masse Ballast auf, mit dem sich das Schifflein zwar schon in rechter Tiefe auf dem Ocean des Lebens hält, aber mit dem es noch keinen Werth, und was die Hauptsache ist, noch keinen Steuer- und Fährmann erhält. Man sehe nur die englischen Lehrbücher an. Nach Form und Inhalt wollen sie die Schule zur Vorhalle des Lebens machen. Praktisch von A bis Z! Praktisch, praktisch ist das Adjektivum, das wir immer noch nicht zu unsern Substantivis bringen können, und doch hilft erst das Nebenwort dem Hauptworte zum Satz.

Immerhin aber ist bei der durchschnittlichen Bildung selbst unseres niedrigsten Volkes, bei der Menge von Schulstellen und Lehrmitteln, persönlichen und sächlichen, eine Methode wie die Lancastersche schlechthin nicht am Orte. Es ist ein Massenunterricht, der vollends in den höhern Gebieten, insbesondere in der Religion gar nicht vorhält. Ueberhaupt, daß der Lehrer und sein weckendes, anregendes Wort so hinter das Zeichen, die Form und den Auftakt zurücktritt, und daß die Schüler, wenn sie einander lehren, in dieser Zeit nichts Neues lernen, und so lang sie noch von einander lernen sollen, nichts Vollständiges und Gründliches lehren können, bleibt ein für uns durch keinen Vorzug zu ersetzender Mangel. Mehrfach hatte man in Deutschland den wechselseitigen Unterricht nach dem „brittischen System" eingeführt, namentlich in Sachsen Zerenner; aber Disterweg hat vollends zusammengebissen, was nicht von selber zerfallen war. Nur zu Eckernförde in Schleswig und in Altona blühen noch zwei Exemplare.

In Frankreich befaßt man sich nicht weniger mit Schule und Schulmethoden als in England, aber auch nicht viel mehr. Noch sind es keine zwei Jahre, daß durch Guizot, Cousin und Villemain von 37,295 Communen doch einstweilen 33,099 mit Volksschulen versehen worden sind. Im Centrum und Osten Frankreichs hat jede Commune eine eigene Volksschule, aber im Norden haben meist mehrere Gemeinden eine Schule mit einander. Im Westen hat die Hälfte der Communen gar keine Schule, und es kommt da ein Schüler im Durchschnitt auf 30 Einwohner. Dem Bedürfniß der Schulbildung können in 3403 Schulen die Erwachsenen noch nachträglich genügen, und 68,108 Arbeiter und Handwerker aller Professionen nehmen daran Theil. Auch in Frankreich führt das weibliche Geschlecht die Haselstande. Neben 40,504 Lehrern wirken 22,365 Lehrerinnen. Nach eigenthümlicher Methode wird unterrichtet in 4,375, nach der wechselseitigen nur in 940, nach der simultanen in 26,000, und nach der gemischten in 6,403.

(Fortsetzung folgt.)

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Der Haslacher Bauerssohn war aber der reichste Bube auf viele Stunden im Umkreis, er selber obendrein ein schlanker, feiner Geselle mit krausem Haar und zierlichem Knebelbart, trug sich in Kamelot und Sammet, wie ein Augsburger Stadtherr, und wenn er auf seinem feisten Schimmel ausritt, hatte er Stiefeln und silberne Sporen an, wie der Pfleger von Schongau. Er war auch lustig dazu, lebte und ließ leben. Wenn er zum „Egger" kam, dann war das Bier viel zu schlecht für ihn und seine Kompagnei. Die Kameraden tranken rothen Tyroler, und er zahlte mit funkelheißen Frauenthalern * und lachte dazu, je mehr sie verthaten. Daß er nebenbei alle saubern Dirnen wohl leiden konnte und sie ihn wieder, brauch ich wohl nicht beizusetzen; das reimt ihr junges Volk euch ohnedem schnell zusammen.

Am Kirchweihmontag also kam er angefahren in Luttenbach mit einem flotten Wägele und zwei ungarischen Gäulen und brachte der „Bärin" statt der Bretzen, wie's Brauch wäre, Lebzelten und Nonnenkrapfen mit, einen ganzen Mehlsack voll, dazu ein Fäßlein Ofner, begrüßte das Mariele gar herrisch und zuthunlich, setzte sie auf's Gefährt und rasselte wie der Wind herein in's Dorf zum „Pinzger," wo die Rieder ihre Einkehr haben. Da ward hoch gelebt und gewirthschaftet. Der Jürg hielt

* Bayerische Thaler mit dem Marienbild.

Digitized by Google

seinen Tisch frei und ließ draufgehen, was der Brief vermochte. Er wollte den Andern zeigen, daß er der Sohn und Vetter sey der Bauern, welche die größte Glocke in unserm Thurm aus eigenem Säckel gestiftet hatten, die man an allen Festtagen vor dem Gottesdienst so lange läuten mußte, bis sie von ihren Höfen aus hereingeritten waren. Der Meßner mußte da immer spähen, bis er sie kommen sah hoch zu Roß, in Scharlachmänteln und Degen an der Seite. Im Uebermuth und eigener Zwistigkeit ist später auch dieß uralte, freisame Geschlecht verkommen, das auf reichem Erbe saß, Brief und Wappen führte, wie der Adel, und von dem man kaum mehr die Stelle wüßte, wo ihr Haus stund, wären nicht am Schneidberg außen ein paar Obstbäume geblieben von ihrem weiten Anger.

Das Mariele war aber bei dem Wesen glückselig und konnte sich nicht satt sehen an dem schönen Jürg, der heute ihren Blumenstrauß am Hut hatte und ihr Bube war, wenn gleich nur auf wenig Stunden. Er that auch gar zärtlich, tanzte jeden Tanz nur mit ihr und sagte ihr dabei allerlei Schönes und Liebes, fleißig ihr einschenkend vom süßen Muskateller, sie fütternd mit Braten und Konfekt. Die geschicktesten Spielleute hatte er selber bestellt, und die mußten unausgesetzt fiedeln und schalmeien, daß es gellte.

Da war auch Einer darunter, der hieß der Geiger-Wölfle von Kellershofen, ein junger, wilder, lebendiger Mensch, der voller Feuer und Geschicklichkeit stack und der beste Musikant war in der ganzen Gegend. Er hatte beim Klosterorganist von Steingaden schier alle Instrumente gelernt; er blies das Waldhorn und die Schwegel (Querpfeife), schlug die Zither und das Hackbrett, trommelte auf der Orgel, Alles gleich gut. Das Geigen aber verstund er aus dem Fundament, und wenn er den Bogen rührte und seine nagelneuen Weisen, seine Ländler und Langaus produzirte, dann kam es den ältesten Leimsiedern in die Füße, alle versteiften Knie rührten sich, die ganze Menschheit tanzte und die Hunde und Katzen sprangen in Freundschaft in der Stube umher.

Nun aber wißt ihr, daß die Kellershofner Einöde die Nachbarschaft ist von Luttenbach, und so kam es denn auch, daß der Wölfle, wenn er nicht zum Aufspielen herumzog und daheim saß, oftmals in den Bärenhof heimgarten ging und dabei das schöne Mariele sich viel zu viel ansah, bis in seinem tiefen, heimlichen Gemüth nichts mehr regierte, als die Liebe zu dem jungen Madel. Die hatte das bald verspürt, und es freute sie die stumme, ausdauernde Liebe des Musikanten, der ihr Alles that, was er ihr an den Augen absah, sie so hoch hielt, wie unsere liebe Frau unter der Egg, auch gar leicht zufrieden gestellt war mit einem freundlichen Wort. Aber heimlich mußte die Liebschaft betrieben werden, denn wenn auch der Bärenbauer den Wölfle als Gast wohl leiden mochte, weil er im Winter ganze Abende lustige Liedeln sang oder fiedelte und ihm die Langweile vertrieb, so hätte er ihn doch nie zum Schwiegersohn genommen, weil jener arm und ein Söldnerskind war, er aber reich und uralten Herkommens. — Bei uns, wißt ihr wohl, gibt's auch Bauern, die auf ihren Stammbaum stolz sind, wie Herrn und Grafen. — Ob aber heimlich oder offen, das galt dem Wölfle gleich; er meinte fest, das Mariele habe ihn eben so lieb, wie er sie, und mit Gottes Hülfe dachte er es schon zu etwas zu bringen, um sie heimführen zu können über kurz oder lang. Darum war er auch fleißig und säumte nicht, wo etwas zu verdienen war, obwohl er es früher mit seiner Musik kostspielig gegeben und nur in Klöstern und Herrenhäusern vor Prälaten und reichen Bürgern aufspielen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Akademie der Wissenschaften.

Die Akademie der Wissenschaften hat übrigens selbst das beste Mittel ergriffen, um unrichtige Darstellungen unschädlich zu machen. Sie gibt schon seit einigen Jahren ein wöchentliches Bulletin über ihre Sitzungen heraus; dieses enthält ausführliche Auszüge aus den Abhandlungen und Vorträgen; sie verbreitet es so viel wie möglich unter den gelehrten Vereinen und berichtigt dadurch alle mangelhaften Artikel der Zeitungen. Biot wundert sich, daß die Zeitungen von diesem Bulletin nie sprechen. Freilich wäre es viel bequemer für sie, das Erscheinen des Bulletins der Sitzung abzuwarten, und nach diesem den Bericht über dieselbe zu verfassen. Allein in Paris kommt alles auf rasche Mittheilung an, das Publikum will am folgenden oder nächstfolgenden Tage vom Vorgefallenen unterrichtet werden; ein Bericht von einer Sitzung der vorigen Woche ist schon etwas Altes, und lieferte nur ein einziges Blatt Berichte am Tage nach der Sitzung, so könnten die andern nicht umhin, ein Gleiches zu thun. So geht es mit den politischen und gerichtlichen Verhandlungen; die wissenschaftlichen müssen sich ebenfalls dieser Sitte fügen. Auffallend ist es, daß nur die Akademie der Naturwissenschaften solch öffentliche Aufmerksamkeit und Neugierde erregt. Gegen die andern Akademien, obgleich sie oft sehr interessante Materien verhandeln, ist das Publikum viel gleichgültiger. Selbst die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vermag bei weitem nicht in solchem Grade die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln, und kein Tageblatt gibt regelmäßige Berichte über ihre Sitzungen. Es rührt dieß wohl erstlich daher, daß die Naturwissenschaften gegenwärtig so ganz ausserordentliche Fortschritte machen, und dadurch, daß sie dem Menschen

Digitized by Google

gleichsam eine neue Welt aufschließen, auch dem Laien großes Interesse einflößen. Aber noch näher liegt ein anderes, ein mächtigeres Interesse: die Anwendung so mancher neuen Entdeckungen für das praktische Leben. Was heute über ein Gas, über Galvanismus, über ähnliche Gegenstände in der Akademie vorgetragen wird, kann morgen schon in die mechanischen Künste übergehen, kann zu neuen Gewerben, zu neuen Industriezweigen, zu neuen Spekulationen Anlaß geben, Kapitalien in Anspruch nehmen, Aussichten zu neuen Mitteln der Bereicherung eröffnen. Nun will aber Jeder gern reich werden, und zwar so schnell als möglich. Dazu kommt, daß die Akademie der Wissenschaften viel mehr tüchtige Männer zählt, als die andern Akademien, bei denen man mit der Aufnahme neuer Mitglieder nicht so strenge ist, als bei jener, welche positive, längst bewährte Leistungen verlangt. In der lezten Sitzung hat der Generalsekretär Arago wieder über die Häufung der Geschäfte geklagt und auf Verlängerung der Sitzungen angetragen. Wirklich häufen sich die einlaufenden Briefe dergestalt, daß es nicht mehr möglich ist, sie alle zu verlesen, und daß sich die Akademie auf die Fertigkeit ihrer beiden Sekretäre, den Inhalt der Briefe kurz anzugeben, verlassen muß. Da Alles zur Spekulation wird, so hatten manche praktische Köpfe sich die Oeffentlichkeit der Sitzungen und Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Nutze gemacht, um sich selbst Publizität zu verschaffen. Wenn z. B. ein schlechter Mechaniker, Chemiker, Arzt u. s. w. sich einen Namen machen wollte, so schrieb er an die Akademie, er habe diese oder jene wichtige Entdeckung gemacht; Tags darauf erscholl in allen Zeitungen die Nachricht: der Mechaniker N. hat ein Mittel erfunden, ohne Feuer und Dampf, ohne Pferde und Esel in der ganzen Welt herum zu fahren; oder, dem Arzt N. ist es endlich gelungen, allen Fiebern vorzubeugen, und Cholera und Pest von der Erde zu vertilgen. Von allen Seiten wendete man sich an den Wundermann, und weiter verlangte er nichts. Die Akademie erkannte zwar bald die Nichtigkeit seiner Ankündigung; allein manche Leute wurden deßhalb doch betrogen.

(Schluß folgt.)

München, December.

(Schluß.)

Mende. — Bochsa und Mad. Bishop.

In der Ausführung hat der Maler diesen Gedanken und das Mädchen fallen lassen; lezteres ist zu weit zurückgeschoben, ist eine Nebensache, eine Staffage geworden. Demnach stellt sich die Sache so: Muth und Thatkraft sind jenseits der Mauer, im Pulverdampfe, der uns nur zweifelhafte Umrisse zu sehen erlaubt, und diesseits begegnen uns nur Angst und Jammer, die Qualen der Schwachen, der Gebrechlichen und der Unmündigen, deren peinliche Erwartung auch den Blick nach außen geheftet hält, so daß die Züge einer guten Anzahl der Gemalten von dem Beschauer abgewendet sind. Der poetischen Fülle des erstern Gemäldes gegenüber, das mit einem Schlage die ganze Epoche vergegenwärtigt, begehrt demnach das jüngere kaum mehr zu seyn, als eine ausführlichere Bearbeitung eines integrirenden Bestandtheils des Vorgängers, eine Schilderung der Leiden, während das andere auch den Kampf und den „süßen Tod für's Vaterland" dareingab. Die Ausführung ist etwas flüchtig, wodurch wohl der Künstler, der die Bauernstube mit so vieler Liebe malte, ein verständliches Bekenntniß abgelegt, daß er die Aufgabe selbst nicht so hoch angeschrieben hat. In so ferne also ein kleiner Nachlaß; indessen ist nichts zu besorgen. Es wird uns an Mende gewiß die alte Kraft entgegentreten, wenn er in seinen Bildern wieder thätiges Leben, Muth und Anstrengung geben wird.

Nun sind auch der Ritter von Bochsa und Madame Bishop in München gewesen und zweimal aufgetreten. Sie wurden hier mit feierlichem literarischen Glockengeläute empfangen. Schon eine Woche und zwei und noch länger vor dem ersten Abende fanden sich in allen hiesigen Blättern Auszüge aus den Zeitungen fremder, weit entlegener Städte, aus Journalen, welche sonst nicht in hiesigen Redaktionsbureaus zu finden sind, Artikel, welche aller errungenen Trophäen gedachten und trunken waren von der herrlichen Stimme und dem majestätischen Harfenschlag der reisenden Dame und des sie begleitenden Ritters. Man hat diese Fülle journalistischer Elegieen, die plötzlich hier zusammenströmten, zu deuten gesucht, und etwas erlaubter Puff mag wohl mitunter gelaufen seyn. Er würde uns eine Vorliebe für die Presse bekunden, die man reisenden Briten zu Gute halten dürfte. Im Ganzen haben Beide höchlich gefallen, auf Einzelne aber hatte der vorausgehende literarische Pomp dergestalt eingewirkt, daß sie noch mehr erwarten zu dürfen meinten. Indessen ist darauf nicht besonderes Gewicht zu legen. Es gibt Viele, die etwas darein setzen, sich auf Kosten eines Virtuosen das Nil admirari leicht zu machen. Mit den Harfenkonzerten geht's den Liebhabern ohnedem selten ganz nach Wunsch. Da möchten sie einmal von Meisterhand zusammengefaßt die Quintessenz all der süßen Melancholie einschlürfen, die in dieser Wiege goldenen Saitenklanges liegt; das soll ungefähr klingen wie Heimweh, Liebesseufzen, Sommernachtsträume, Elfenlieder und dergleichen. Der Virtuos denkt aber ganz anders; der gibt ihnen Sturm und Platzregen, Lawinen und Erdstöße, Angstruf und Wimmern, aber kein Cantabile. Es scheint ihm auch nicht ganz recht zu seyn, daß er eine Harfe vor sich hat. Er macht sein Instrument zum Piano, zur Flöte, zur Trompete; er geigt und trommelt darauf, um den Hörer vergessen zu machen, was es ist, und dafür rächt sich denn der Parterremensch und sagt: sehr schön, aber zu künstlich. — Madame Bishop singt sehr hübsch und hat eine liebliche, metallene Stimme. Wie wir gelesen haben, hat sie die Erfindung gemacht, einzelne Nummern aus verschiedenen Opern zu einem Blumenstrauße zusammengebunden an Einem Abende dem wechselliebenden Auditorium zu übergeben. Madame Bishop kleidet sich zwar nicht so schnell um wie Mr. Alexander, aber es ist um so leichter abzuwarten, als diese Garderobenintermezzos vom Ritter von Bochsa auf's Trefflichste ausgefüllt werden. Das Lied: Je suis la Bajadère, ist ein Zauberklang, der Alles hinreißt und ein unausbleibliches Dacapo hervorruft. Man sollte meinen, bei diesen Tönen wäre etwas hindostanischer Aufputz am Platze, aber das Lied wird, abgesehen vom Tamburin, im sittsamsten Salonsanzuge gesungen, vielleicht zum Gegengift, um das Indische des Textes zu paralysiren. Der Ritter von Bochsa erscheint im schwarzen Fracke; wird er nicht auch noch die Erfindung machen, im wallenden Gewande, den Eichenkranz in den Locken, als wallisischer Taliesin, als Barde aus König Artus Zeiten zu erscheinen? Seine Harfe und seine schöne Gestalt legen ihm dieß sehr nahe.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. December 1842.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder stets und wilder.
Da reißt plötzlich, wild erfaßt
Wie durch böse Geister,
Jede Saite, und er erblaßt.

A. v. Maltitz.

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Fortsetzung.)

Des Haslachers Versprechen eines guten Lohnes hatte ihn auch zum Pinzger auf die Spielbank gerufen; aber als er vermerkte, für wen und wozu er spielte, da überkam den armen Burschen die Eifersucht und er riß seine Tänze immer wilder und verwirrter herab und griff manch liebesmal falsch auf der Fiedel, so daß sich seine Gesellen erst wunderten und dann spottweis darüber lachten. — Der Jürg und das Mariele merkten gar wohl des Wölfle innern Grimm und sein bitteres Leiden; aber sie freuten sich darüber und lachten auch zusammen, daß er es wohl merken konnte. Auch that das Mariele nun zum Fleiß noch schöner mit dem Hansjürg, und der warf einen Thaler nach dem andern zu des Geigers Füßen, juchzte und schrie immer: „Spiel auf, Wölfle, spiel auf, einen feinen Achtertanz,* einen subtilen Langaus, den will ich meinem Ehrensprungmädel tanzen! Und wenn's mir gut ist, wie ich verhoff', so laß ich die Lisbeth sitzen und's Mariele bleibt mein Schatz!" Wie er denn wieder so progelte* und jubelte und das Mädel im Tanze herumschwang und er ein paarmal gerade vor dem Wölfle ihr halbverstohlen einen Kuß auf den Mund drückte, da überlief diesen die Ungeduld, die Wuth und der Zorn, die er schon Stunden lang dem Mariele zu lieb ertragen hatte, und er sprang auf, faßte seine Geige und zerschlug sie mit einem schweren Fluch an der Wand, daß die Trümmer davonflogen, warf dem Buben sein Geld hin und dem Madel einen einzigen Blick und rannte hinaus, sich die Haare raufend, lachend wie ein Narr. — Der Jürg und das Mariele lachten auch, tanzten noch viel, waren guter Dinge, und erst spät in der Nacht fuhr der Haslacher mit dem Mädel heim.

Ein Jahr darauf, müßt ihr wissen, kam wie billig der Kirchweihmontag mit dem Ehrensprung wieder. — An dem Tage aber begrub man nach der Messe schnell ein junges Mädel, das vor zwei Tagen gestorben war, und das Mädel war das Bären Mariele. Man wußte nicht recht, an welchem Krank sie verstorben, aber sie war in kaum einer Woche entsetzlich abgezehrt und elend verkommen. Böse Leute sagten sich allerlei in die Ohren, als hätte sie selber mit irgend einem giftigen Kraut sich

* Ein Ländler, den ein Paar allein tanzt, wobei Bube und Mädchen einzeln in ihren Wendungen einen 8 beschreiben.

* Großthun.

Digitized by Google

umgebracht, weil sie aus Liebesgram und Reue, aus Schmerz und Verzweiflung halb verwirrt geworden. Man machte darum nicht viel aus der Begräbniß, und kaum die nächsten Nachbarn gingen mit, wenn gleich der stolze Bauer die Geistlichkeit theuer zahlte, daß sie ein Jungfernkränzl auf die Bahre legte und sein Kind mit Glockengeläut, Sang und Posaunenklang begrub. Aber unter den Posaunenbläsern ging auch Einer, den der Schulmeister zufällig im Wirthshaus getroffen und geschwind zum Dienst gedungen hatte. Es war ein fahrender Musikant, ein Zigeuner oder Slowak, hatte lange schwarze Haare, gelbe Haut und graue Fetzen am Leibe. Der blies die Posaune am schönsten oder traurigsten, daß Allen die Augen übergingen; er aber lachte immer spöttisch dazu, und kaum war die Erde über Marieles Sarg zusammengescharrt, so lief er hinüber zum Pinzger, wo eben der Ehrensprung begonnen hatte und es lustig herging; denn der Haslacher Jürg hielt dort seinen Tanz mit einer bildschönen Müllerstochter von Lechbruck, die er in wenigen Tagen heirathen wollte.

Wie im vorigen Jahre floß Wein und Bier, das Paar that süß mitsammen und tanzte, der Jürg warf Frauenthaler aus und sang dazu:

„Wenn der Mond so schön scheint,
So ist's hell auf der Welt,
Und wenn frische Bub'n tanz'n,
Krieg'n d'Spielleut a Geld."

Alles wie im vorigen Jahr. Der Zigeunermusikant aber hatte sich auf die Spielbank gesezt und fiedelte die erste Stimme ganz wunderbar schön und immer schöner und lustiger. Auf einmal aber, als eben in der Kirche der Mittag geläutet ward, mit derselben Glocke, die man bei Mariele's Leiche zog, mit der großen Haslacher Glocke, da fing er an, langsamer und trauriger zu spielen, und dann wieder toll und schreiend oder weinend wie ein Kind, ganz verworren und unsinnig durcheinander. Alles schaute den Bettelmusikanten an, der Jürg aber am meisten; der mahnte ihn ein paarmal, ordentlich aufzumachen; nichts desto weniger strich der Andere seine närrischen Melodien herab und lachte und weinte dazu ohne Aufhören.

Da ward der Haslacher grimmig und packte den Geiger hart an der Brust, ihn herabreißend von der Spielbank; die Geige wand er ihm aus der Hand und warf sie an dieselbe Wand, wo im vorigen Jahr der Wölfle die seine zerschlagen. Noch krachte die Fiedel, als er auch schon laut „Jesus Maria" schrie und auf den Boden fiel, blutig und ein Messer in der Brust. Der Bettelmusikant hatte ihn niedergestochen und stand nun versteinert, ließ sich willig fangen und binden.

Bald kam es heraus, daß er der Geiger-Wölfle war, als welcher, da ihm sein Lieb untreu geworden, als ein halber Wahnsinniger auf und davon gegangen war unter wilde Leute, zu den spielenden Zigeunern. So war er, halb von Heimweh getrieben, unkenntlich und elend endlich wieder zu uns nach Peitingen gelaufen, wo er sie, die schlimme Maid, zu Grabe blies, und von jenem Schlag der zerbrochenen Geige an Alles erinnert, den falschen, hoffährtigen Buben erstach. — Der Wölfle sollte mit dem Schwerte hingerichtet werden; da bat er sich's als eine Armesündergnade aus, daß man ihm die lezten drei Tage eine Fiedel gäbe, und da hörte er nicht mehr auf zu spielen und geigte sich selbst hinaus zum Hochgericht, und als er hinaufsteigen sollte, riß er alle Saiten mit einem Strich durch und fiel todt hin.

In derselben Tanzstube hat man Nachts oft ein seltsames Musiziren gehört, gar wehmüthig und schön. Den Ehrensprung nannte man aber von dem Tage an den Bettleltanz, und so wird er wohl heißen, bis es sich ausgetanzt hat auf dieser schnöden Welt und die ewige Kirchweih im Himmel anfangt.

Aber horchet auf! — der Wächter ruft; gebt her die Gaben und geht dann zu Bett und betet ein Vaterunser für die armen Seelen im Fegfeuer, Amen!

(Fortsezung folgt.)

Aus England.

(Fortsezung.)

Uebrigens sind die Lancasterschulen keineswegs die alleinigen in London. Werden in ihnen etwa 12,000 Kinder unterrichtet, so sind in den nur für Hochkirchliche von den Bischöfen, dem Adel und der Geistlichkeit gestifteten „Nationalschulen" in der Regel an 20,000 Schüler. Neben den vierzig größern, welche 200 bis 1000 Kinder jede fassen, sind noch kleinere. In ihnen wird auf das Credo der established church gehalten, während in den Lancasterschulen die Bibel ohne allen weitern Commentar gelesen und so keine Sekte oder Ueberzeugung ausgeschlossen wird. Der Unterricht geht nicht über das Lesen und über die ersten Elemente der Religion hinaus. Sieh einmal, wie man bei diesen Stiftungen rechnet: für fünfzig Knaben kommen die Bücher auf 1 Pfund 3 Schillinge 11 Pence; macht für ein Kind nicht ganz 6 Pence. Aber es ist zu erwarten, daß bei guter Behandlung sechs Kinder nach und nach dasselbe Buch benützen können; so ist die wirkliche Ausgabe für Bücher zum Lesen und Religionsunterricht nicht mehr als ein Penny, d. h. drei

Digitized by Google

Kreuzer für ein Kind. Das heißt sparen! Der Ausbund aller Schweinsbände ließe im lieben Deutschland kein ABCbuch in die dritte Hand kommen. Ist's da ein Wunder, wenn wir bei solcher Verschwendung auf keinen grünen Zweig kommen?

Eine der wichtigsten Anstalten sind die Sonntagsschulen. Dazu hat sich ein Lehrerverein zu unentgeltlichem Unterricht vereinigt. In London werden über 66,000 Kinder alljährlich darin gezählt. Es sind lauter solche, deren Zeit während der Wochentage ganz mit Handarbeit ausgefüllt ist und die außerdem gar nichts lernen würden, als Spulen und Brodessen, auch wo keines ist. Die Kinder lernen ihre Aufgabe während der Woche und sagen sie am Sonntag her. Die Lehrer besuchen auch ihre Familien, suchen auch die Eltern zur Beihülfe zu gewinnen und wachen so viel als möglich über ihre Aufführung. In London sind mehr als 5000 solcher gratuitous teachers. Deß gratulirt sich die Stadt; denn weil ohne Rücksicht auf Lohn, aus bloßem Pflichtgefühl leisten sie mehr, als bezahlte Lehrer — so meint John Bull, und John Bull ist ein ehrenwerther Rechner. Aber was die Hauptsache ist: man speiße einen Jeden der fünftausend nur mit zwei Schillingen sonntäglich, was gewiß nicht zu viel wäre, so wären 20,000 Pfund allein für Besoldung der Lehrer jährlich erforderlich. Eine unerschwingliche Summe für das arme London! Wer würde auch für ein Bischen Lesen so viel hinauswerfen! Es ist ja ohnehin besser, die Kinder verderben ihre Augen nicht mit Buchstabiren, damit sie besser die Faden von den Spulen lesen können.

Auch mit dieser Schulgesellschaft ist es noch nicht gethan. Die „britische und fremde Schulgesellschaft" hat 86 Schulen in oder bei London, in welchen 14,000 Kinder erzogen werden, so daß die Schüleranzahl der genannten Volksschulen 200,000 übersteigt. Gelehrter und mathematischer Unterricht wird größtentheils ertheilt in Charter-house, Westminster-, St. Pauls-, Merchant-, Tailors- und City of London-School für etwa 1800 Knaben. Die interessanteste dieser Freischulen ist die im Christhospital, die „Blaurockschule." Wenn man an dem stattlichen Palast im gothischen (Tudor) Style vorbeigeht, der im Jahr 1825 begonnen wurde, läßt man es sich nicht träumen, daß dieß eine Armenschule ist. Edward VI. ließ sich durch eine Predigt Dr. Ridleys, Bischofs von London, erweichen und stiftete für die vaterlosen Waisen dieses Hospital, für die Invaliden St. Thomas und Bartholomaus, und für die Vagabunden Bridewellhospital zu gleicher Zeit. Die Schüler wurden uniformirt mit einem langen blauen Rock, kurzen gelben Beinkleidern, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen. Damit läuft diese Schule noch heute zum Spaß der Zuschauer durch die Straßen — nicht das einzige Ueberbleibsel vergangener Jahrhunderte in diesem außerordentlich zähen Lande. Die Perrücken auf dem Wollsack und im Gerichtssaal dürfen sich dieser armen Blaurockjungen nicht schämen. Die Revolution möcht' ich nicht erleben, welche dem Sprecher im Hause der Gemeinen die Perrücke ausstäubte. Diese darf auch sicher seyn bis zum jüngsten Tage. Die Gravität, womit die über und über betreßten Lakaien des Lordmayors hinten auf der Kutsche das spanische Rohr mit blinkendem Knopf und funkelnder Troddel halten, und mit ihren blonden flächsernen Perrücken den Kutscher vor ihnen an Majestät zu überbieten suchen, die Feierlichkeit, womit die Messengers im Parliament vor der allmächtigen Perrücke auf dem Wollsack ihre eigene Haube die Verbeugung machen lassen, die Würde, mit welcher der Lord Oberrichter unter seinem wackligen Hauptschmuck seine Brille auf die Nasenspitze sezt — das Alles zeigt, wie ein Volk, das Natur im Leibe hat, selbst dem Unnatürlichsten und Unsinnigsten eine Bedeutung und mindestens eine humoristische Möglichkeit verleihen kann. — Doch wohin gerath' ich? Von den Waisenkindern in Christspital in die Haare des Lord Kanzlers! Aber es ist ja auch vom Tragischen nur ein Schritt zum Lächerlichen, namentlich wenn die Tragödie einen langen blauen Rock, kurze gelbe Beinkleider und blaue Strümpfe an hat, und nicht älter als vierzehn Jahre ist.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Die Akademie der Wissenschaften. — Scribe. — A. Dumas.

Um dem Charlatanismus vorzubeugen, werden jezt die an die Akademie eingelaufenen Briefe nur dann verlesen, wenn die Generalsekretäre den Inhalt für wichtig genug halten, um den Text mitzutheilen; die unbedeutenden Briefe werden nur obenhin, oder auch gar nicht erwähnt. Trotz dieser Vorsicht schreiben dennoch so viele Leute an die Akademie, daß Stöße von Briefen anlangen, und daß auch der interessanten so viele sind, daß ein großer Theil der Zeit damit vergeht, die Korrespondenz abzufertigen. So bleibt zum Verlesen der Abhandlungen, wozu sich ebenfalls eine Menge fremder und einheimischer Gelehrten melden, jedesmal nur eine Stunde übrig. Arago hat daher vorgeschlagen, die Sitzungen eine halbe Stunde früher anzufangen. Dieß ist zwar etwas, wird aber nicht lange genügen. Beim unermeßlichen Wachsthum der Naturwissenschaften wird es nicht lange mehr möglich seyn, sie alle in einer einzigen Akademie zu pflegen, und sicher kommt die Zeit, wo sie in mehrere Akademien wird zerfallen müssen. Schon jezt könnte man füglich die Mechanik davon trennen, und für die Medizin ist bereits

Digitized by Google

eine besondere Akademie vorhanden. Diese könnte zu einer Abtheilung des Institus erhoben werden, und die Akademie der Wissenschaften brauchte sich mit diesem Fache gar nicht mehr abzugeben. Erfolgt die Trennung nicht bald, so erliegt die arme Akademie der Wissenschaften zulezt der Last ihrer Geschäfte. — Die polnischen Emigranten haben im November wieder den Jahrestag des Nationalaufstandes gefeiert; leider nur ein schmerzliches Erinnerungsfest für sie. Ihre Zahl nimmt mit jedem Jahre ab; viele haben sich in andern Welttheilen niedergelassen. Sie haben hier mehreres gemeinschaftlich begonnen, es hat jedoch keine große Dauer gehabt. Leider war das gemeinschaftliche Elend der Verbannung bis jezt nicht im Stande, Einigkeit unter ihnen zu stiften. Die hiesige Regierung hat für sie gethan, was sie konnte; aller Noth unter ihnen abzuhelfen, war sie nicht im Stande. Und wie viele andere Emigranten gibt es hier, deren Loos nicht viel besser ist! Einerseits sieht man arme Italiener umherwandern, die rein von der Unterstützung der französischen Regierung leben; andererseits Spanier, welche in ihrem Vaterlande glänzende Rollen spielten und hier darben. Alle sehnen sich, wie die Polen, nach ihrem Vaterlande. Alle werden in dieser Hoffnung älter, und für Manche öffnet sich das Grab, ehe das Vaterland sie in seinen Schooß zurückruft. Freude und Leid gehen hier bunt durcheinander, und während die Polen mit Kummer ihre Revolution feiern, arbeiten die Theater in die Wette, um die sorglosen Pariser zu belustigen. Alle Notabeln des Literaturreichs treten jezt in die Schranken, oder rüsten sich zum Auftreten; die beste Zeit für Theatertriumphe ist herangerückt, und es kommt darauf an, der Million Menschen, die hier auf einem Punkt versammelt sind, Beifall abzulocken. Scribe, der allzeitfertige, allzeit dramatisirende, ist zuerst wieder mit einem Lustspiel erschienen, und zwar auf der Bühne des Théâtre français. Man erinnert sich noch seines Glases Wasser, eines kecken Versuchs, aus der politischen Geschichte Englands etwas Komisches zu machen. Bertrand et Raton gründet sich ebenfalls auf politische Zustände. Dießmal hat er den Einfall gehabt, einmal eine Restauration komisch zu schildern, und er hat dazu die Stuarts gewählt. Die meisten der geschichtlichen Personen, die er auftreten läßt, waren in ihrem Leben nichts weniger als lustig, aber Scribe hat sich nichts daraus gemacht, ihnen andere Charaktere beizulegen. Der lustigste von allen ist König Karl II., der freilich ein leichtsinniger Prinz war, aber zur Zeit der Restauration, da sein Kopf auf dem Spiele stand, sich wohl ein wenig ernsthafter betrug, als der Dichter es ihm zumuthet. Sehr lustig ist die Scene, wo Karl II. mit Richard Cromwell zusammentrifft, ohne daß sie sich kennen, und er sich von dem Sohne des englischen Protektors aus Gefälligkeit nach London führen läßt, wo er dem Protektorat ein Ende zu machen und seiner eigenen Dynastie wieder zum Throne zu helfen denkt. Einige Dummköpfe als Repräsentanten der Parteien tragen auch dazu bei, der ernsthaften Weltbegebenheit eine komische Seite abzugewinnen. Das Stück ist amusant, wie fast Alles, was der gewandte Mann zu Markte bringt, aber die Theaterkritiker vergeben es ihm nicht, daß er die Geschichte so unwürdig verdreht hat. Wenn sie dem Mann dabei irgend eine geheime Absicht beilegen, so thun sie ihm sehr Unrecht. Was kümmert sich Scribe um Politik? Ihm ist es nur darum zu thun, Stoff für neue Stücke zu finden; ist einmal der Stoff da, so ist die Einkleidung blitzschnell fertig. Anekdoten, Mährchen, Romane, Geschichte, alles muß ihm als Grundlage dienen; sind aber die Personen einmal aus dem Buche heraus, und hat er dasselbe zugeschlagen, so werden sie sein Eigenthum, er bekleidet sie und läßt sie handeln, wie es seiner Phantasie behagt. Er muß sich gewundert haben, wenn er in den Theaterkritiken gelesen hat, daß man ihm die übergroße Freiheit, die er sich mit historischen Personen herausnimmt, zum Vorwurf macht. Was ist für Scribe die Geschichte anders, als eine Quelle, woraus man Stoff zu Lustspielen und Vaudevilles nehmen kann? was ist die ganze Literatur für ihn anders, als ein unermeßlicher Vorrath von Motiven zu dramatischen Darstellungen? Von dieser Ansicht wird er schwerlich zurückkommen, und so lange ihm der Himmel Leben und Gesundheit schenkt, wird er Alles dramatisiren, was ihm unter die Hände geräth. Daß die Geschichte Anspruch auf Achtung habe, wird man ihn schwerlich überreden. — Nach Scribe ist wohl Alexander Dumas der rüstigste, gewandteste Dramatiker, den Frankreich jezt besizt. Zwar schreibt er nicht so viele Theaterstücke als Scribe, dagegen aber sehr viele Romane und Novellen. Jules Janin macht sich im Feuilleton des Journal des Debats über die Schreibseligkeit A. Dumas lustig; er sagt von ihm, er schreibe gehend, stehend und sizend, wachend und träumend, gesund oder krank, kurz er schreibe immer, und zwischen Gedanken und Schrift sey nur der Intervall zwischen Dintenfaß und Papier. Dumas hat bei weitem nicht die Lebensklugheit Scribes; freilich ist er auch viel jünger, und mithin nicht so reich als sein Kollege, und da er doch viel Geld braucht, so produzirt er unaufhörlich alles, was heutzutage in der Literatur Geld eindringt, Theaterstücke, Romane, Feuilletons. Scribe begnügt sich, das Motiv zu einem Theaterstücke aus irgend einer bekannten Quelle zu nehmen, wenigstens seit 20 Jahren (denn früher erfand er auch das Motiv); die Verarbeitung des entlehnten Stoffes gehört ganz ihm an; A. Dumas dagegen nimmt zuweilen ganze Scenen aus andern Stücken, weiß sie aber auf eigene Weise zuzustuzen, und darin besteht seine Gewandtheit. So eben hat er ein Lustspiel: Halifax, auf der Bühne des Variétéstheaters aufführen lassen. Das Stück war noch nicht einmal fertig, als es schon einstudirt und angekündigt wurde. Es fehlte noch der Ausgang, das sogenannte Dénouement; man erwartete schon die erste Aufführung, als es noch im Publikum hieß, der Dichter wisse noch gar nicht, wie er das Stück endigen soll; er habe schon zwei oder drei Dénouements probirt, sey aber noch zu keinem festen Entschluß gekommen. Dieß ist ein lustiger Beitrag zur Geschichte hiesiger Modeschriftsteller. A. Dumas stellt gern witzige Taugenichtse dar, wie sie Paris, London und andere große Städte liefern. Sein Halifax, eine ganz unhistorische Person, ist auch so ein eleganter Schelm, der sich die Laster der Großen zu Nuze macht und selbst so lasterhaft ist, als man nur seyn kann, ohne das Publikum abzuschrecken. Auch für dieses Lustspiel muß die Regierungszeit Karls II. herhalten, wo der englische Hof nach dem Beispiel seines Herrn liederlich war und diese Liederlichkeit in den untern Ständen verbreitete. Die hiesigen Theaterkritiker, welche ein gewaltig starkes Gedächtniß besizen und sich der hunderte von Stücken zu erinnern wissen, welche hier jährlich auf die Bühne gebracht werden, haben dem Dichter mehrere Scenen nachgewiesen, die er aus andern Stücken genommen hat; einige hat er sich selbst abgeborgt. Darüber wird aber der Dichter sich gewiß kein graues Haar wachsen lassen. Sein Stück hat Beifall, es bringt ihm Geld ein; sonst fragt er nach nichts.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. December 1842.

Nos tamen hoc agimus tenuique in pulvere sulcos
Ducimus et litus sterili versamus aratro.

Juvenal:

Was plagt ihr armen Thoren viel
Zu ſolchem Zweck die holden Muſen!

Goethe.

Noch etwas vom deutſchen Schauſpiel.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrs iſt in dieſen Blättern eine Reihe von Briefen über das deutſche Schauſpiel erſchienen. Wer die Bühne mit ſo mitleidsloſer Fauſt anfaßt, der muß ſie leidenſchaftlich geliebt haben. Enttäuſchung in der Liebe macht bitter und ſchärft den Sinn für das Schwache und Lächerliche. Der Punkte ſind mehrere, wo beim Verfaſſer der Briefe das summum jus zur Ungerechtigkeit und zum böſen Willen wird; was aber ſeine Urtheile im Allgemeinen betrifft, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß ſie von der Geſchichte, die gerechter iſt als gleichzeitige Kritik, wohl im Einzelnen berichtigt und zurechtgerückt, in der Hauptſache aber keineswegs caſſirt werden. Ich bin ein ruhigerer, wahrſcheinlich ein viel älterer Beobachter. Das Bild der deutſchen Bühne, wie die Briefe es entworfen, ſcheint mir im Ganzen wahr, aber ſehr ungleichförmig ausgeführt, in manchen Hauptpartieen zu ſkizzenhaft gehalten, in andern zu hart gezeichnet und zu grell gefärbt. Ich hatte mir vorgenommen, hie und da einerſeits die Töne zu mildern, andererſeits die Zeichnung weiter auszuführen. Ich fühlte aber, daß mich dieß zu weit führen und durch die nothwendigen Wiederholungen die Leſer ermüden müßte. So heftete ich meine Gedanken auf einen Punkt, auf den der Briefſteller öfters zu kommen verſpricht, den er aber am Ende, im Unmuth, wie es ſcheint, ganz hat fallen laſſen. Ich meine die Frage nach der möglichen und wahrſcheinlichen Zukunft unſerer Bühne. Ich will es verſuchen, die Gegenwart aus einem etwas andern Geſichtspunkt als dem der Briefe flüchtig aufzufaſſen und mir dadurch die Ausſicht in die Zukunft zu eröffnen.

Jeder von uns fühlt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt für das Geſchick Deutſchlands von großer Bedeutung iſt. Lebendig iſt der Glaube und die Hoffnung, daß das deutſche Volk aus der heutigen allgemeinen Gährung im Beſitze ſo mancher Güter hervorgehen wird, die ihm bisher die Geſchichte hartnäckig verweigert. Täglich werden von hundert Wahrſagern öffentlich Horoſcope geſtellt, die nicht glücklicher ſeyn könnten, wenn nur der alte Schadenſtifter, der zwieträchtige Mars nicht am Himmel wäre. Die Aſpekte deuten auf nationale Einheit, auf Freiheit der Rede und Schrift, auf ſelbſtſtändigen Handel und Gewerbfleiß, auf friſches Leben und Glück im Innern, auf Macht und Würde nach außen — Alles unter der Vorausſetzung, daß das Band um den Ruthenbündel nie wieder zerreißt. Laßt unſer Volk dieſes Ziel erreicht haben, ja laßt es nur unzweifelhafter, als bis jezt, auf dem Wege dazu ſeyn — muß es da nicht über kurz oder lang lebendig inne werden, daß der bisherige Commerz in ſeinen Kunſttempeln ein Greuel war, daß es ſich ſelbſt

verhöhnt, indem es das schlimmste Denkmal seiner Schwäche ein Nationaltheater genannt hat? Wenn es der politischen Literatur erlaubt ist, schon jezt Kriegshäfen in der Nordsee zu bauen und deutsche Handelsflotten zu den Antipoden zu schicken, warum sollten wir nicht in diesen Blättern die Zeit vorausnehmen dürfen, wo der Deutsche den Spaß und die Rührung in eigenen Schiffen holt, wo ihm nicht mehr ganze Provinzen des Erhabenen und des Lacherlichen durch Monopole des Anstands verschlossen sind, wo es dem deutschen Dichter vergönnt ist, die Gewasser der Geschichte und des unmittelbaren Lebens frei zu befahren und die tragische und komische Waare aus aller Welt einzuführen, unter keiner andern Controle als den Gesetzen der Kunst und den Artikeln des Strafgesetzes?

Wenn man Umfrage hielte, was denn so eigentlich die nächste Ursache der Schwäche sey, die unser Schauspiel an's Siechbett fesselt, und die bisher durch alle Heilmittel nur schlimmer geworden ist, so erhielte man die verschiedensten, zum Theil sehr naiven Antworten. Wenn auf dem einen Extrem die philosophische Hochweisheit behauptet, es fehle ein für allemal dem Deutschen an dramatischem und theatralischem Talent, so ist am andern Ende der Mühlhäuser Musterreiter überzeugt, daß sich die Bühne nicht heben kann, so lange nicht mehr für Toilette geschiebt. In den Kreisen aber, wo man Theaterkritiken macht und liest, begegnet man am häufigsten der stehenden Redensart, es fehle uns an „socialen Zuständen." Man sagt dieß meist so hin, ohne viel dabei zu denken; es versteht sich aber von selbst, daß man damit nicht sagen will, wir haben überhaupt keine solche Zustande, deren ja kein Negerstaat entbehrt, sondern nur, die deutschen öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände seyen entweder ein spröder und undankbarer oder gar ein an sich unfaßlicher Stoff für den Bühnendichter.

In den Briefen, zu denen ich hier einen Epilog schreibe, ist richtig darauf hingewiesen, wie die Verfassung unseres bürgerlichen und Staatslebens den deutschen Dramatiker hemmt und verwirrt, weil sie ihm so wenig Objekte der Nachahmung bietet, denen in der Einbildung der Zuschauer gemeine gesellschaftliche Geltung zukommt. Ich mag das Bild nicht weiter ausmalen, das immer unerfreulich ist, obgleich es nur als die Kehrseite großer Vorzüge erscheint. Ja, der deutsche Dichter wäre auf der Bühne, dem Engländer und dem Franzosen gegenüber, allerdings in bedeutendem Nachtheil selbst unter der Voraussetzung der Freiheit, wenn er unser Leben, so wie es ist, rücksichtslos ausbeuten könnte, wenn sein Pathos und seine Laune auf keine Schranke stieße als etwa die des geschriebenen Gesetzes. Aber wie viel fehlt dazu! Gleicht nicht unser Theaterdichter dem Statthalter der Insel Barataria, der die duftendsten, appetitlichsten Schüsseln mit dem Interdikt belegt sieht und am Ende froh seyn muß an Hausmannskost? Ob er selbst erfindet, ob er bearbeitet und übersezt, beständig schwebt ihm vor den Augen das Stäbchen des Ceremonienmeisters, das ihm bedeutet, welche Menschen und Dinge, welche Stände und Zustände er säuberlich anzufassen oder ganz stehen zu lassen hat. Wenn unter diesen Umständen unsere Bühnenschriftsteller auch aus dem Stoff, der ihnen preisgegeben ist, nichts Rechtes zu machen wissen, wenn auch da, wo sie sich freiwillig auf ganz unschuldigem, erlaubtem Gebiete halten, der Griff und Zug ihrer Hand nie recht frei und keck, meist tastend und stümpernd ist; wenn sie über dem vielerlei Anstand, den sie beobachten müssen, nur zu oft in Gemeinheit verfallen, so stießt dieß doch gewiß größtentheils geradezu aus den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur? Aber nein, unsere Philosophie ist viel zu weitsichtig zu solchem Schluß; sie blickt gerne über das nahe Liegende weg, um die Sache tiefer aufzufassen; das äußere Hemmniß, das die deutsche Dramatik niederhält, ist viel zu einfach, es muß ein innerliches seyn; wenn wir unser eigenes Seyn und Wesen auf der Bühne so übel zeichnen, so muß unser Leben selbst zu solcher Zeichnerei gar nichts taugen.

Wenn man unsere Kritiker behaupten hört, es fehle uns an bühnengerechten socialen Zuständen, so sollte man meinen, wir haben schon einmal unsere ganze Geschichte und unsere ganze Gesellschaft in ihren Höhen und Tiefen, in ihrer Größe und in ihrem Jammer, mit all ihren Tugenden und Narrheiten scenisch frei durchprobirt und nicht probehaltig gefunden. Wie viel fehlt dazu, und wie viel muß dazu fehlen, so lange zwischen deutscher Bühnengerechtigkeit und dem Rechte der Poesie ein irrationales Verhältniß besteht! Weil wir im Gehege unseres Lebens so manche Früchte der Poesie mit dem dramatischen Apfelbrecher nicht erreichen können, wollen uns auch die andern nicht schmecken und wir erklären das ganze Gewächs für ungenießbar, während der eigentliche Grund der Unschmackhaftigkeit vielmehr ein psychischer als ein physischer ist, vielmehr im Subjekt als im Objekt liegt. Nondum matura est, nolo acerbam sumere, spricht der Fuchs in der Fabel, und nondum matura est! so lautet auch der Vorwand des politischen Grundsatzes, nach dem bei uns so manche kostbaren öffentlichen und bürgerlichen Zustände außer der Sprungweite des Dramatikers aufgehängt sind. Wie zur Preßfreiheit, so sollen wir eben auch zur Bühnenfreiheit noch nicht reif seyn. Es ist erlaubt, hieran zu zweifeln, daß aber unter diesen Umständen unsere Dramatik nicht reif werden konnte, dieß ist desto gewisser.

(Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Schluß.)

Wenn ich so in London mich erinnere, daß diese einzige Stadt so viel Einwohner hat, als ein ganzes Königreich zu Hause, und der König von Würtemberg an der Spitze von nicht viel mehr Unterthanen steht, als der Lordmayor von London Bürger unter sich hat, so weiß ich kaum mehr, wohin mit all diesen grünenden Thälern meines Vaterlandes, diesen blauenden Bergen, diesen goldenen Saaten und diesen Gärten voll Wein und Obst. Die Welt wird mir zu enge und ich frage mich, ob es denn kein Traum ist, wenn ich dort auf 365 Quadratmeilen mir zusammensuchen soll, was hier in einem Umfang von wenigen deutschen Quadratmeilen zusammengetragen ist. Aber wenn ich jezt das geistige Verhältniß zwischen dieser Stadt und jenem Ländchen ziehe, welch ungeheurer Unterschied! Wenn in einer Gemeinde bei uns dreißig schulfähige Kinder sind, so erhält sie und unterhält sie eine eigene Schule mit einem ihr seine Zeit und seine Kräfte opfernden Lehrer. So sind nahezu 3000 Volksschulen nebst 85 Gewerbschulen, über hundert lateinische Schulen, 6 Gymnasien und 4 Lyceen in dem kleinen Lande. Es bekommen darin 240,000 Schüler jährlich zusammen, im Durchschnitt bei 4 — 5 täglichen Stunden, über zwei Millionen Unterrichtsstunden, und Alle müssen wenigstens Lesen, Schreiben, Rechnen lernen, und in Geographie, Geschichte, Naturkunde und Religion so viel bekommen, als für den ihren Fähigkeiten entsprechenden Beruf unerläßlich ist. Und da ist kein Talent in die Dorfschule gefesselt, jedem Fleiße steht Weg und Mittel zu der Höhe des Wissens und der Menschheit immer doch einigermaßen, wenn auch in noch so dürftiger Unterstützung, zu Gebot. Was kann da gelernt, geleistet, für Erde und Himmel erübrigt werden! Muß da nicht das Paradies seyn im Vergleich mit diesen Heloten und Helotenkindern, welche nur eine kärgliche Stunde Sonntags für die Fibel dem Dunst und Druck der Maschine abstehlen können? Was ist reicher, dieses Ländchen, dessen Gemeinden es eben so hart fällt, immer die ganze Schule zu unterhalten, wie es zunächst von ihnen gefordert wird, als der Staat es schwer nimmt, versprochenermaßen für das Fehlende einzustehen, oder diese Stadt, welche mit ihren Schätzen die Welt kaufen kann, aber nicht den Pfennig zur freien Disposition hat, um einem armen Knaben die Bibel zu kaufen, mit der er sich den Himmel erwerbe?

Und wo ist mehr Freiheit, da wo Alles etwas lernen muß, oder wo Alles zur Noth nichts lernen darf? Freilich erschrecken sie, wenn man ihnen von unserem Schulzwang erzählt. Ein Vater kann doch mit seinen Kindern anfangen, was er will? Allein der Vater hat die Pflicht, sein Kind zum Menschen zu bilden, und der Bürger hat die Pflicht, dem Staate Bürger zu schenken. Rohe, ohne Zucht und Bildung aufgewachsene Menschen sind aber keine Bürger. Je mehr also der Staat wirklich im Einzelnen lebt, ein je besserer und ein je wahrerer Bürger er ist, d. h. je freier er ist, desto leichter wird er thun, was der Staat braucht. Was ich selber thue, das brauche ich mir nicht befehlen zu lassen, und das Gesetz, als solches, hat seine äußere, zwingende, unfreie Bedeutung in dem Maße verloren, als ich mich in ihm und es in mir begründet sehe. Damit ist noch gar nicht in das Recht der individuellen Freiheit eingegriffen. Lerne wo und wie und was du willst, wenn du nur etwas lernen willst. Und so sind ja auch noch bei uns neben den öffentlichen Schulen Privatlehrer und Lehranstalten, welche aber nun wieder ihrerseits durch Prüfungen dem Staate als seiner und ihrer würdig sich erweisen müssen. Doch sind diese selten, und je seltener sie im Lande sind, desto weiter wird es in intellektueller Bildung vorgeschritten seyn. Das fühlt man allenthalben in Deutschland. Es sind noch keine zwanzig Jahre, daß in Berlin, noch keine zehn, daß in Dresden durch die öffentlichen Volks- und Bürgerschulen der Privat- und Winkelschulmeisterei der Todesstoß gegeben ist.

Aber daran ist in Frankreich und in England, diesen bei aller Freiheit geistig, d. h. wahrhaft unfreien Ländern, sobald nicht zu denken. Es liegt nicht allein daran, daß die Volksschulen in diesen Ländern so dürftig bestellt sind, die Hauptsache ist, daß auch für die höhern Klassen nichts geschieht. Diese halten sich Privatlehrer. Wer wird aber Privatlehrer werden, vollends in England? Und woher will er seine Bildung, seine Uebung, seinen Sporn nehmen? Da wird gewechselt und geändert, Papa meint so, Mama will das, und das Töchterlein hängt die Lippen, und der Knabe schnellt dem schwarzbefrackten Lehrer den Ball in's Gesicht, wenn er kommt, auf den Rücken, wenn er geht. Oder man wendet sich an die Pension. Madame Molinis hängt den Speisezettel aus: französisch, englisch, italienisch, spanisch und deutsch; die mathematischen Wissenschaften, Sticken und Tanzen, Astronomie zum Nachtisch, Chemie zur Verdauung. Mistreß Griffits läßt sich kein Geld für Ankündigungen reuen, keinen Knicks sauer werden, von keinem Selbstlob schamlos machen. Und am Ende vom Jahr werden Prüfungen gehalten; glänzende, erstaunliche Kenntnisse werden ausgelegt, und im zweiten Jahr faßt das Institut nicht die Menge der Zuströmenden. Die Pensionshalterin ist eine Nothwendigkeit geworden. Man merkt zur Noth wohl, daß sie unter den Concurrentinnen

Digitized by Google

gerade die schlechteste ist, aber sie ist fashionabel, sie ist unvermeidlich. — Erlebt man nicht auch bei uns, daß Frauen klagen, wie sie erst unter der Haube haben anfangen müssen etwas Brauchbares zu lernen? Darum ist's ein Greuel, daß dieses französisch-englische Pensionswesen fort und fort auf deutschen Boden versezt wird. Aber der fremde Mangel ist dem Deutschen von jeher nobler gewesen, als der eigene Vorzug. Er lernt eine hölzerne, dürre, seelenlose Sprache, und vergißt — zu seiner Ausbildung — sein goldenes, körniges Deutsch. Er nimmt dieses Institutwesen auf, das Werk der bittersten Noth und das unzureichendste Surrogat für das, was er auf eigener Grundlage Markiges und Tüchtiges erreichen könnte.

Wenn mir der Leser bisher nicht ungerne gefolgt ist, so möchte ich wohl ein andermal auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen. H. Merz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Folgen des vorjährigen Aufstands.

Unsere lezte Mittheilung von hier im November vorigen Jahres war eine Nänie, ein Wort am Grabe des erlauchten Genfs, der kleinen Stadt, die seit drei Jahrhunderten so viel Würdiges und Unvergängliches hatte keimen, blühen und zur Frucht reifen lassen; die sich so oft gegen übermächtige Feinde siegend von ihren kleinen, schwachen Wällen vertheidigt und in ihrer strengen Eigenthümlichkeit erhalten hatte; die selbst aus dem blutigen Drucke des französischen Imperialismus verjüngt hervorging und sich seitdem, zwar nicht wie sonst als europäische Republik auszeichnete, aber doch der lichtreichste Punkt der Schweiz geworden war, wo ächte Freiheit auf gutem historischem Boden gedieh, wo ein Verein trefflicher Männer so eifrig als uneigennüzig für des Vaterlandes Gedeihen und Würde sorgte. Dieses Genf sank auf einmal, weil es sich selbst, seiner Vorzeit, seinem eigenen Grund und Boden untreu geworden war, weil seine Regierung bei aller Intelligenz und Redlichkeit doch Festigkeit und Kraft in einer Zeit verlor, wo sie am nöthigsten gewesen wäre; Genf sank, weil es sich zuerst vom französischen Liberalismus, dann aber von seinen radikalen Nachbarn und Bundesgenossen an's Schleppseil nehmen ließ, statt ihnen muthig wie sonst Musterbild zu bleiben als der freisinnigste aristokratische Freistaat, den je Europa gesehen, aristokratisch im ursprünglichen, reinen Sinne des Worts, wo nur die regierten, welche sich durch Bürgertugend, gute Sitten, Kenntnisse, Erfahrung und treue, uneigennüzige Hingebung an's Vaterland auszeichneten, mochten sie aus unbemittelten, niedrigen Ständen Genfs stammen, oder aus alten und reichen Familien der alten Stadt, oder von denen, die früher aus Frankreich, Italien und Spanien eingewandert und seit Jahrhunderten in dem kleinen Freistaat eingewurzelt waren. Daß dieß künftig nicht mehr so seyn, daß die lärmenden Führer des lärmenden Demos nun dämonisch herrschen, in alle Fugen des Staats eindringen und sie aus einander treiben sollten, darüber klagten wir; hofften aber noch, daß sich in der neuen Ordnung der Dinge, wenn nicht Vorzügliches und der Vorzeit Gleiches, doch Leidliches entwickeln könnte. Unserem Aufsaz im Morgenblatt ist die Ehre geworden, daß die unabhängige Presse in Genf ihn für das Gründlichste und Wahrste erklärte, was irgendwo in ausländischen Blättern über den Umsturz des alten Genfs erschienen sey. Wir lehnen aber dieses Lob ab, oder theilen es vielmehr mit einem trefflichen Aufsaze des Herrn von Dangeville im Semeur, der einige Zeit nach dem unsrigen erschienen ist. — Seitdem ist ein volles Jahr verflossen, und wir müssen auch jene bescheidene Hoffnung aufgeben. Die Erscheinungen sind alle traurig und niederschlagend, und wir sehen Genf auf dem geraden Wege sich den taumelnden Bundesgenossen beigesellen, die in politischer, sozialer und sittlicher Hinsicht seit dreizehn Jahren eben nicht hoch stehen, und aus der Schweiz ein Land der Zerrissenheit, des Widerspruchs, leidenschaftlicher Uneinigkeit und oft politischen Unsinns machen. Rechnen wir dazu, daß Genf wie durch einen Wink der Vorsehung gerade in dieser Zeit seine ausgezeichnetsten Männer verlor, Lullin de Chateauvieux, Decandolle und Sismondi, die lezten Träger seines politischen Ruhms.

Was Genf in diesem Jahr gelitten hat, darüber sprach sich am wahrsten und gedrängtesten ein hiesiges Blatt aus, als von den Radikalen große Vorbereitungen zur Feier des 22sten Novembers, als Jahrestag der Genfer Insurrektion, gemacht wurden. Darin heißt es unter anderem: „Es scheint wirklich, daß ein Theil unserer Einwohner den 22sten November festlich begehen will. Wir bedauern dieß, denn so ein Fest macht Genf keine Ehre. Dergleichen Festlichkeiten machen uns noch lächerlicher, als wir es seit einem Jahre durch unsere Schuld schon geworden sind. Zuerst liegt wenig Würde darin, kalten Blutes das Andenken, den Jahrestag einer miserabeln Emeute zu feiern, die von ihren Anhängern mit dem pompösen Namen einer Revolution geehrt wird, das Andenken an eine Absezung, an die man nicht wohl mit Anstand erinnern kann, weder die, welche sich ihr unterwarfen, noch die, welche sie veranlaßt und herbeigeführt haben. Wo findet sich hier Grund und Veranlassung zu einem quasi-nationalen Fest? Welche Frucht hat jene Emeute gebracht, die nicht an ihren erbärmlichen Ursprung erinnerte? Wo zeigt sich, wir wollen nicht sagen „die wiedereroberte Genfer Legitimität," sondern nur die geringste und entfernteste Wahrscheinlichkeit irgend einer Verbesserung?... Wer das Erscheinen jener neuen Sonne feiern will, möge aussprechen, welch neues Glück ihr Morgenroth gebracht hat? Welch früher ungekanntes, umsonst ersehntes Glück ist Genf nun geworden? welch lange getäuschten Wünsche sind nun in Erfüllung gegangen? Die Zusagen und Versprechungen, die den Bewegungsleuten vor dem 22sten November gemacht wurden, sind wohl verwirklicht? Das Programm dieses Tages, worin ihnen große Versprechungen gemacht, worin ihnen bisher verschlossene, für die Zukunft aber unerschöpfliche Quellen des Reichthums, des Gedeihens, der Vervollkommnung aller Art eröffnet wurden, dieß Programm ist wohl eine Wahrheit geworden? Seit jenem 22sten November sind wohl diese Leute und ihre Familien glücklicher? Ist in ihrem Leben irgend eine Veränderung vorgegangen, die es erhebt, verbessert und verschönert? Sie selbst sagen dieß nicht."

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. December 1842.

I'll drink as long as there is a passage in my throat, and drink in Illyria. — Dost thou think, because thou art virtuous, there shall be no more ale?

Shakespeare.

Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain.

V.

Der Geiſt im Kruge.

Schmeckt der Trunk, Vetter? — Geſegne es Euch Gott! Euch merkt man's wohl an, daß Ihr den braunen Gerſtenſaft in Ehren haltet; es ſteckt aber auch Mannskraft und Friſche in dem Lebenswäſſerlein, das der König Gambrinus erfunden hat. — Aber fallet mir nur nicht hinein in den Bierkrug, 's möcht Euch ſonſt ergehen wie unſerm Nachbarn, dem das Bier ſo wohl ſchmeckte, daß er verſtorben noch durſtiger war als zu Lebszeiten. Ich will Euch das erzählen, es iſt wahrlich wahr; ehevor aber gebt mir's Krügel und laßt mich die Kehle ſalben, und vergelt's Euch Gott truili z'tauſad- und z'hunderts-mal. *

Was ich Euch ſagen will, das hat mein Aehni ſelber erlebt, und 's iſt nicht viel länger her als etwan ein hundert Jahre. Bei dem Nachbarn alſo, den ich meine — lueget zum Guckerle 'naus, ſo ſehet Ihr das Haus, „beim Bauern" heißt man es ſeit unvordenklichen Zeiten; ſo iſt der Hof verzeichnet ſchon im älteſten Brief in unſerm G'meindsſchrank, und ſind alleweile ehrbare und habliche Leute darauf geſeſſen, die zu den oberſten im Dorf gehörten, und auch darauf was hielten. — Zu's Aehni's Zeiten, wie ich ſag', war ein Bauer, der hatte Gut und Geld, noch mehr als ſeine Kindeskinder, die heutzutage dort wirthſchaften; aber er ging gar lumpig und ſchlecht um mit ſeinem Zeuge. Bei ihm wurden die härteſten Thaler flüßig und verrannen, wie der Bach im trockenen Sommer; ich meine, er vertrank Alles. Des Morgens that er den erſten Trunk, wann er zu Nachts den lezten gethan, wußte er niemalen. Wüſten Sinnes war er darum das ganze Jahr und hatte zu ſeines Weibes Lebzeiten auch viel Zank mit ihr; denn war ſie gleich ſelber eine tüchtige Wirthſchafterin und ließ nichts verkommen, ſo mochte ſie es doch nicht leiden, daß der Hausherr in allwege ein koinzer * Patron wäre, und man eher mit ſeiner Bierkanne als mit ihm etwas richten möge. Als aber die Bäuerin verſtarb, da glaubte ſich der alte Sünder geborgen, und ſchon beim Leichentrunk that er den Schwur, er meine, jezt ſey ſein Durſt noch mehr gewachſen, und löſchen wolle er ihn auch, ſollte es ſelbſt Haus und Hof koſten; jezt könne es ihm Niemand wehren.

* „Gott vergelte es Euch treulich zu tauſend und hunderts malen," wörtlich die Art zu danken im Lechrainiſchen.

* Nichtsnutzig, übel.

Digitized by Google

Darin irrte sich aber der Bauer mächtig, denn bald war Einer da, der ihm Einrede that in sein wüstes Leben und den Sünder darob noch steifer machte, und dieser Eine war sein einziger Sohn. Das war ein braver Mensch, rechtschaffen, häuslich und handsam, wohl bei der Sache, was Bauerschaft und Gewerb betraf; aber etwas jäh und obenaus war er auch. Das hatte er vom Alten geerbt. Dessentwegen war nie ein Auskommen gewesen unter den Zweien, selbst als die Mutter noch vermittelte, und der Bube ging auf die Wanderschaft in die Fremde. Er war seines Zeichens ein Floßer und fuhr immer den Lech hinab in die Donau bis Wien, und hinein in's Ungarland mit Holz und Brettern. Dabei blieb er Monate weg, und kam er etwan, so wich er dem Vater aus, und trafen sie zusammen, so knurrten sie sich an, wie der Haushund einen Fremden.

Als die Mutter zu sterben kam, war just der Hans Xaveri von einer Fahrt daheim und ging auch nicht mehr fort. Er hieß den Vater nach dem Gottesdienste niedersitzen in der Stube, stellte sich vor ihn hin und begann nun vorerst ihn abzukanzeln als einen schlechten Wirth und Thunichtgut, als ein Sieb, durch welches der ganze Hof mit allem Zugehör noch rinnen werde, sezte ihm auseinander, wie er niemalen um etwas Anderes gesorgt, als ob etwan der Rößlebräu, oder die Herrn von Ettal, oder der Weilheimer Wastl das bessere Bier bräuten, und schloß damit, wie er verhoffe, der Vater werde sich des Regiments abthun, das Pfründstübl beziehen und ihn, den Sohn, einsetzen.

Der Bauer machte die nassen Augen weit auf und meinte, er hätte das Ohrensausen, weil er an das eben Gehörte gar nicht glauben wollte, bis ihm der Hans Xaveri Alles deutlich wiederholte und noch beisezte, er denke dann auch bald Hochzeit zu machen und seinen Schatz heimzuführen, nämlich des Stadtschreibers Tochter von Schongau, die Heli (Helene) mit den schwarzbraunen Aeuglein. Jezt wußte der Alte genug und fluchte wie ein Heide, daß die Stube zitterte, vermaß sich auch hoch und theuer, das Alles werde niemals geschehen und er weiche weder dem Sohne noch dem Teufel, und nicht lebendig noch todt solle man ihn aus dem Hause bringen. Wie vorherzusehen, erhob sich nun tagtäglich der gleiche Streit und Hader; keiner gab nach. Der Hans Xaveri drohte mit dem Pfleggericht und dem Obmann, damit man den Vater als einen Hausschaden absetze und einen Vogt einsetze; dabei that er herrisch, hofirte dem Schatz und sang zum Grüßgott alle Tage dem Alten ein Trutzliedlein, das lautete:

Vater, wann gibst mir mei Hoamatl,
Vater, wann laßt mir's verschreib'n?
S' Mädel wachst auf wie n'a Gruematl, *
Will nimmer ledig mehr bleib'n.

* Frisches, junges Frühgras.

Der hingegen ward immer boshafter, und an ein Nachgeben war nicht zu denken; sein meister Aerger war obendrein die künftige Schwiegertochter, eines knickigen Stadtherrn Kind. Denn seit je und für alle Ewigkeit haben unsere Bauern Stoß und Spann mit den Burgern des kleinen Städtleins, welche sie nur schlechtweg eingemauerte Gaismelker nennen. Bei so viel Galle und Zorn mußte er nothwendig und fleißig sie hinunterschwemmen und aus dem Leibe waschen; je mehr er aber schwemmte und wusch, desto zorniger und grimmer ward er, und des Ingrimmes Ursach und Ziel blieb sein Sohn. Zu dem durstigen Teufel war auch der falsche, mordsüchtige Racheteufel in ihn gefahren, und der spie ihm ein, sich des Buben zu entledigen. Sein Willen stand bald fest, nur über Art und Weise sann er nach, emsiger als je über ein Gewerb. Doch vor einer blutigen That scheute er noch immer zurück; nicht so fast vor der That, als vor der Gefahr. Jezt aber loset auf, * wie ihm der Zufall zu Hülfe kam, während er so sinnirte, und wie's weiter ging.

In den Kriegstroubeln, so es dazumal gab, ging viel Volk zu Grunde, und es zogen deßhalb Werber durch alle Lande und suchten mit List oder Gewalt nach tüchtigen Leuten mit groben Armen, die eine Weile lang darein schlagen könnten, bis eine Kugel oder ein Säbel sie ganz tödt oder invalid mache. Es kamen auch öfters zu uns herauf in's Oberland solche Koga, ** weil's handfeste Buben gibt hier herum, und einen solchen Menschendieb traf eines Abends der Bauer beim Egger in der Stube. Der Panduren-Wachtmeister, oder was er war, fluchte höchlich über die wiederspenstigen Kalfakter, die jungen Buben, die er hier hätte ausheben sollen für Se. kaiserlichen Majestät Armada, als welche ihm aber echappirt wären oder sich versteckt hielten, weßhalb er wohl Gewalt brauchen und sich Rekruten nehmen müsse, wo er sie finde.

(Schluß folgt.)

* Losen, auflosen: zuhören.
** Schufte, Gauner.

Noch etwas vom deutschen Schauspiel

(Fortsezung.)

Wer in der Douanenlinie, welche bei uns das Gebiet der Poesie vielfältig von Leben und Geschichte absperrt, den einzigen oder doch den allernächsten Grund davon erblickte, warum der geistige Handel auf unserer Bühne so arg darniederliegt, der ginge freilich zu weit, obgleich

Digitized by Google

sehr Vieles, das man ihm aus Kultur- und Kunstgeschichte entgegenhalten könnte, am Ende nur scheinbar gegen ihn spräche. Aber so viel darf man gewiß behaupten, daß mit einer Controle, wie sie heutzutage die Scene einengt, allem Bühnenwesen ein Hauptnerv unterbunden ist, und daß die andern schädlichen Einflüsse den von vorn herein geschwächten Körper desto schlimmer zerrütten mußten.

Im vorigen Jahrhundert bewegte sich die deutsche Dramatik in dem Grade innerlich freier, in dem alle innern und äußern Verhältnisse enger waren als jezt. Das ganze geistige Leben der Individuen war ein fester begrenztes, in sich zurückgezogeneres, das Maß alles Geistesgenusses ein bescheideneres. Vor allem aber sehen wir unsere Großväter in ihren geschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Begriffen ruhiger und befriedigter, die einen zuversichtlicher, die andern resignirter. Wie vieles in Staat und Kirche, in Bürgerlichkeit und Gesellschaft, das heute erschüttert oder doch in Frage gestellt, vom Zahn der Zeit oder von dem der Kritik zernagt ist, stand damals da als ein Naturnothwendiges, das man vielleicht verwünschte, aber nichts destoweniger respektirte! Die ganze Hierarchie von oben an bis unten hinaus, vom Fürsten zum Vogt, fühlte festen Boden unter den Füßen und historisches Recht in den Fäusten. Die Regierenden und Bevormundenden brauchten sich nicht gleich zu empören, wenn sich die Musen etwas Weniges gegen sie herausnahmen; sie konnten den mäßigen Zorn und den ungiftigen Spott des Poeten, um des Witzes willen, sich wohl gefallen lassen; noch war ihnen der Genuß gegönnt, über eine scenische Nachahmung des Lebens zu lachen, in der sie ihr eigenes Conterfei erkannten; noch lebte wenigstens ein Funken vom Geist der Zeiten, wo sich der Hofprediger und der Hofnarr in das Geschäft getheilt hatten, den Herren und ihrem Gesinde die Wahrheit zu sagen. Was damals an deutschem Erzeugniß auf die Bühne kam, stand im Allgemeinen literarisch wahrhaftig nicht hoch; auch machte das Meiste davon weder so große Ansprüche, noch hatte es so viel „Weltbewegendes," als die neuesten, mit so großer Wichtigkeit auftretenden Versuche. Aber jene im Ganzen ziemlich prosaische und dürftige Bühnenliteratur hatte vor der heutigen die Hauptsache voraus, daß sie ihren Zweck erreichte, daß sie ihr Ziel traf, nämlich Geist und Einbildungskraft eines dankbaren, in engeren Geisteskreisen desto lebendigeren Publikums, daß sie wirkte, in einem Grad und mit einer Nachhaltigkeit wirkte, wovon heute nur noch die ältesten Freunde und Pensionäre der Bühne zu erzählen wissen. Dieser große Unterschied zwischen sonst und jezt deutet darauf hin, daß sich das moralische Verhältniß des Publikums zur Bühne wesentlich verändert hat. Wenn man vor Eckhofs und Schröders Lampen so viel mehr, als jezt in so viel glänzenderen Häusern, fähig und aufgelegt war, in Dichtung und Spiel am Geistigen sich zu vergnügen, wenn dort jene lebendige Wechselwirkung zwischen Scene und Parterre bestand, von der man heute so viel spricht, weil sie nicht mehr besteht — woran liegt dieß zunächst? Der entscheidende Grund ist nach meinem Gefühl der, daß das Bild der Welt, wie es damals die Bühne gab, geben konnte und durfte, mit der Sphäre geschichtlicher, politischer, gesellschaftlicher Anschauungen und Ansprüche in den Köpfen der Gebildeten wo nicht zusammenfiel, doch dieselbe erträglich ausfüllte. Und so ist es lange nicht mehr. Die Sphäre des Wissens und der Bildung, der politischen und bürgerlichen Ansprüche hat sich so rasch erweitert, daß die Bühne der Bewegung nirgends folgen konnte, selbst nicht unter Völkern, wo sie sich frei entwickeln kann, wie viel weniger bei uns, wo eine eigenthümliche Verfassung die Freiheit aller öffentlichen Rede bedenklich erscheinen läßt, und jezt um so viel bedenklicher als früher, da der alte starre Bestand des deutschen Reichs auf so vielen Punkten in Fluß gerathen ist, und es sich davon handelt, beim Prozeß wenigstens die Temperatur zu überwachen. Die schnelle Ausbreitung des allgemeinen Horizonts des Wissens und der Bildung fiel ja zusammen mit den großen politischen Erschütterungen, welche auch auf deutschem Boden so viele geschichtliche Bauten zerstört, die Gehege der Stände zersprengt und den Trieb zum Unterricht, zur Forschung und Kritik, zur Theilnahme an den Bewegungen der Zeit allgemein entfesselt haben. Eben dadurch ist aber in den Regierenden vollends der Rest der Unbefangenheit getilgt worden, welche sie die Nachahmung, ja die Verzerrung des wirklichen Lebens auf der Bühne mit guter Laune hinnehmen ließ. Der Lauf der Dinge hat ihnen eine Haltung und eine Stimmung aufgezwungen, mit der sich nichts so wenig verträgt als das vorlaute, eindringliche Wort und die sprechende Geberde der scenischen Musen. Aber durch die der Kunst und Poesie fremden Rücksichten, welche unserer Bühne auferlegt sind, ist nun das Schauspiel in ein Verhältniß zum Publikum gekommen, wobei seine höhere menschliche Bedeutung beeinträchtigt wird.

Die innerlichste Wirkung und der geistige Reiz der Bühne besteht ja darin, daß sie den Menschen seiner eigenen Gedanken und Empfindungen unter süßem Schmerz und wehmüthiger Lust entbindet. So lange nun die Bühne mit dem, was sie zu denken und zu empfinden gibt, das durchschnittliche Geistes- und Seelenmaß ihres Publikums ungefähr ausfüllt oder auch mehr als ausfüllt, so lange wird sie jener Wirkung und jenes Reizes nicht entbehren, und sie mag für die Masse ein Bildungsmittel, eine, wenn auch etwas zweideutige Schule der Sitten seyn. Heute aber bleibt unsere Bühne

Digitized by Google

bei Hunderten ihrer Figuren und Situationen mehr oder weniger unter dem, was die Mehrzahl der Zuschauer dabei zu denken und zu empfinden fähig und geneigt wäre. Unser Schauspiel gibt vielfach Bilder der Geschichte, und zunächst unseres eigenen politischen und gesellschaftlichen Lebens, welche dem allgemeinen Schema von bewußten und unbewußten Gedanken, Begriffen und Empfindungen gegenüber dürftig sind, schwächlich und unwahr. Der Luftzug des historischen Zorns und Spotts von der Bühne herab ist doch gar zu oft viel zu schwach, um die paraten Saiten in unserer Brust in die Schwingungen zu versetzen, bei denen wir des vollen Gefühls des Menschlichen genießen. Es thate Noth, der Zuschauer hälfe mit der eigenen Hand nach; er wird zur willkührlichen Ergänzung getrieben, wie einer, der zwischen den Zeilen eines censirten Journalartikels liest; dieß ist aber ein Geschäft, das die Wirkung des Dramas noch sicherer aufhebt als die aller Poesie. Ob sich nun der Zuschauer dieses Verhältnisses bewußt ist oder nicht, die geistige Bedeutung des Schauspiels muß dadurch in seiner Einbildung herabgesezt werden.

So kehren die Besten dem Schauspiel geradezu den Rücken, die Menge aber, die da sieht, daß man ihr in der Nachahmung des Lebens so Manches weiß machen will, was sie viel besser weiß, glaubt sich dadurch gleich berechtigt, alle Ansprüche der Bühne an höhere Geistesthätigkeit abzuweisen; sie gewöhnt sich, im Schauspiel rein nichts zu suchen als gemeinen Zeitvertreib, und fördert so durch ihre herrschende Stimmung trefflich das Werk, das sie freilich nicht allein verschuldet, den geistigen Tod der Bühne. Kurz, unsere Bühne, wie die Staatsraison sie gemacht hat, ist eine beträchtliche Strecke hinter der philosophischen und politischen Bildung der Unterrichteten in der Nation zurückgeblieben. Solches mag der eine für die Entwicklung unseres Volks ersprießlich und nothwendig erachten, ein anderer nicht; aber soviel ist wohl gewiß: daher kommt es vorzüglich, wenn unser Schauspiel vom Genius der Nation längst so ganz aufgegeben ist; dadurch ist jener geistige Rapport zwischen Scene und Publikum, der allein das Theater von Seiten der Poesie wie der Mimik lebendig erhält, noch viel vollständiger abgebrochen worden, als wohl in einer aller höhern Kunst ungünstigen Zeit ohnehin geschehen wäre.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsezung.)

Folgen des vorjährigen Aufstands.

„Wo sind die Männer, welche, wie es früher hieß, so lange absichtlich entfernt und von der Regierung im Schatten gehalten wurden? Solche früher unbekannte, verkannte Talente sitzen wenigstens nicht in den neuen, aus der gloriösen Insurrection hervorgegangenen Conseils, denn nie zeigte sich ein so niederschlagender Kontrast zwischen den gereiften, ernsthaften, geistreichen, würdigen und wahrhaft beredten Diskussionen des alten Conseil représentatif und den abgerissenen, oberflächlichen, bald pompösen, bald komischen Verhandlungen in der Constituante und in dem neuen Großrath. In dem neuen Munizipalrath haben sich auch diese jungen Illustrationen gezeigt, mit wahrhaft exemplarischem Leichtsinn und einer Unwissenheit, die ihres Gleichen nicht hat. Noch ist nichts aus diesem Rath hervorgegangen, was dem Eldorado gliche, das mit so viel Gewißheit versprochen wurde. Eben so ist es mit dem neuen Consistorium, wo sich bisher nur Mittelmäßigkeiten zeigten. Sie herrschten auch in den radikalen Clubs, Zeitschriften und Flugschriften vor. Sie haben bisher nichts wahrhaft Nützliches, nichts Ausführbares vorgebracht, wodurch der Genfer Industrie, den Wissenschaften, dem Volksunterricht, der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung, oder irgend einem wahren Interesse ein kleiner Vortheil erwüchse. Nirgends hat sich bisher eine Spur von den ausgezeichneten Männern sehen lassen, die uns der Radikalismus versprochen hat; hie und da einiges Talent zweiten und dritten Rangs neben einer Menge Mittelmäßigkeiten voll Einbildung, die Genf nie den Ruf geistiger Auszeichnung, reicher Erfahrung und Besonnenheit zurückgeben werden, den es durch die Insurrection vom 22sten November verloren hat."

Gewöhnlich treiben doch Insurrectionen und die aus ihnen hervorgehenden neuen Verfassungen junge Talente auf, die dann im Aprilsonnenschein der Volksgunst einige Zeit Farben spielen, später aber erbleichen und im Nebel zerfließen. Die Genfer Emeute schien auch einen Augenblick dergleichen treiben zu wollen, ihre Chorführer zeigten sich aber bald in Rede und Schrift an eigentlichem Talent so untergeordnet, sie verfielen so schnell in den engen Kreis allgemeiner demokratischer Phrasen und Sophismen, worin sie sich auch noch heutzutage herumtreiben, ohne selbst Allen ihrer Partei Zutrauen einflößen zu können. Nichts schülerhafter als die Reden dieser Leute in der Constituante, im neuen Großrath, im Munizipalrath und im Consistorium, oder bei andern Versammlungen, wo sie eine um so untergeordnetere Rolle spielten, als mehrere Mitglieder der vorigen Regierung sich darin durch reiche Kenntnisse, Erfahrung, Geistesgegenwart und Redetalent hervorthun. Welcher Abstand war es dagegen, wenn der Hauptsprecher des Radikalismus sich solcher drückenden Ueberlegenheit nicht anders zu entziehen wußte, als daß er schimpfend und drohend den Saal verließ! Im Journalismus der Emeute und der radikalen Bewegung zeigte sich bisher dieselbe Erscheinung. Die Stellung des Radikalismus wird in Genf auf die Länge unendlich schwer, denn allen Grundes zu eigentlicher Beschwerde über die vorigen Zustände ermangelnd, hat er, wenn er nicht entschieden Besseres leistet, durchaus keinen festen Boden, sondern ist nur eine Treibhauspflanze, ein stachliger Cactus ohne Frucht, der erfriert, wenn die Einheizer nicht recht aufpassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. December 1842.

Amtmann. — — Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen sagen lassen,
Sie sollten das Ding gezierlicher fassen.

Goethe.

Noch etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Ein Blick auf die Theater der Engländer und Franzosen zeigt uns, daß es in der Luft des Jahrhunderts liegen muß, wenn die rohe Schaulucht und die gleich geistlose Empfindungssucht, wie sie sich im herrschenden Hang zur Musik wie in der Lust an grellen Bildern des Lasters und wilder Leidenschaft ausspricht, überall in der Menge den Sinn und das Gefühl für die wahre Kunst gebunden halten, wenn Poesie und Schauspielkunst, in den Heerden ihres Lebens angegriffen, zwischen Fieberfrost und Fieberhitze, zwischen dem Gefühl der Erschöpfung und krankhafter Aufreizung ein sieches Daseyn führen. Daß aber gerade unsere Bühne vom Miasma der Zeit am tiefsten geschwächt wurde, dieß erklärt sich einfach aus dem geringen Fonds von Gesundheit, der ihr von jeher zu Gebote stand.

Wie tief auch bei jenen Völkern die dramatische Kunst gesunken seyn mag, ihr Schauspiel hat vor dem unsrigen das Entscheidende, das Wesentliche voraus: gesund ist es nicht, aber es ist noch immer lebendig; der Geist ist auch dort Fleisch geworden, aber in der plumpen Masse kreist noch immer der Strom der Gedanken und Empfindungen zwischen Scene und Publikum; das Schauspiel wirkt allaugenblicklich, voll, unmittelbar auf das Volk und empfängt Gegenwirkungen von ihm. Kommt dieß aber nur daher, daß dort die „socialen Zustände" der Nation gleich Strahlen in dem Brennpunkt einer Hauptstadt sich versammeln, während sie bei uns, zerstreute Glieder eines Gedichts, aller Orten vorhanden, aber nirgends von gemeiner gesellschaftlicher und poetischer Bedeutung sind? Nein, ein noch entscheidenderer Punkt ist der, daß dort die Bühne den Kreis der neuen Bildung des Volks und aller die Zeit bewegenden Ideen allerdings schlimm genug, aber doch überhaupt ausfüllt, daß sie ihn ausfüllen kann und darf, daß sie dort als ein dem Körper und dem Geiste der Nation frei entwachsenes Organ dasteht. Freilich kann die Bühne nie und nirgends dem Volk seine Begriffe und Leidenschaften, seine Liebe und seinen Grimm im vollsten Maaße abspiegeln. Wie die Welt steht, darf die aristophanische Licenz nur in einem gewissen, nach Zeit und Ort veränderlichen Grade in die Verfassung der „zweiten," der menandrischen Comödie hinüberspielen. Wenn es aber gewiß ist, daß der Staat ohne eine gewisse Beaufsichtigung der Bühne und vorzüglich ohne Repression nicht bestehen kann, so ist noch viel gewisser, daß bei einer Prävention, wie sie bei uns üblich ist, die Bühne hinter der Bildung der Zeit zurückbleiben und somit des

Digitized by Google

wahren Lebens entbehren muß, das ihr immer nur aus den Ideen und Gefühlen der lebendigen Gegenwart zuströmt.

Die patriotische Stimmung, welche Deutschland seit einigen Jahren ergriffen hat, muß doch mehr seyn, als ein flüchtiger Schauer. Wenn irgend etwas, so spricht hiefür der Umstand, daß diese Stimmung selbst die Leute, welche mit dem Deutschthum am allerwenigsten zu thun haben, die deutschen Bühnenregenten mit patriotischen Gewissensbissen angesteckt hat. Diese Haushofmeister der Musen hatten sich längst gewöhnt, im Style der Lakaien großer Herrn die deutsche Poesie als Bittstellerin und Querulantin sehr obenhin zu behandeln. Aber auf einmal sind sie höflicher geworden gegen die gute Dame; man findet sie nicht eigentlich schön, aber ihre Lage desto interessanter, man nöthigt sie, Platz zu nehmen, man verspricht, in ihrer Sache Alles thun zu wollen, und nimmt die Bühnenmanuscripte, die sie aus ihrem ungeheuern Reticule hervorzieht, mit einem Respekt entgegen, als wäre ihr in einem Handschreiben Apolls der olympische Orden pour le mérite bei der nächsten Vakanz in Aussicht gestellt. Man hat Preise ausgesezt auf Originalbühnenstücke, man hat sich aller Orten beeilt, die neuen Dramen aufzuführen, deren Verfasser sich selbst den Preis zuerkennen, und deren jeder sich, wo nicht als den Messias, doch als den Vorläufer eines neuen Bühnenreichs deutscher Nation ankündigt. Was ist dabei herausgekommen? ist dadurch die platt am Boden liegende dramatische Anstalt auch nur einen Zoll gehoben worden? Und wie diese „Novitäten" vom Publikum aufgenommen werden, hat man da auch nur Zeit, zu kosten und zu wägen, ob man ächtes, haltbares Gewächs vor sich hat? Ist es doch, als ob all dieser poetische Most in zerrissene Schläuche gegossen würde. Und ist es nicht gleichviel, welche Flüssigkeit auf die Räder geschüttet wird, wenn das ganze seufzende und knarrende Maschinenwerk dasselbe bleibt?

Nein, so lange die Umstände es nicht erlauben, die Ventilatoren wegzuschaffen, welche die Luft des Jahrhunderts nur in dünnen, gekräuselten Strömen in unsere Theatersale einlassen, so lange werden alle noch so ernstlichen Versuche, die Bühne, wie man es nennt, zu heben, ihr aufzuhelfen, nothwendig zu gar nichts führen. Was aber das kräftigste, verwickeltste Hebezeug heute nicht in die Höhe brächte, das wird einst vom Gewässer der Zeit spielend gehoben und flott gemacht seyn. Die deutschen scenischen Musen sind durch die Lebensweise, die sie schon so lange führen mußten, dergestalt verwachsen, daß keine Orthopädie sie mehr gerade streckt. Den gesunden Wuchs, die Leichtigkeit, die Sicherheit und Anmuth der Bewegung, die sie nie recht hatten, kann den Unsterblichen nur durch eine Metempsychose werden, nur dadurch, daß sie früh oder spät im umgewandelten Leben unseres Volks sich in einer neuen Hülle verkörpern, nachdem sie die bisherige als leeren Balg auf dem Boden der Geschichte liegen lassen.

Das herrschende System ist dem lebenden Geschlechte so zur Natur geworden, daß die meisten meinen, es könne gar nicht anders seyn; ja, in welchem Grade dadurch, nicht etwa nur das dramatische Wort, sondern schon der dramatische Gedanke gezähmt und an ein gewisses Geleise gewöhnt ist, dessen werden sich selbst die Theaterschriftsteller nur bei besonderem Anlaß bewußt. So ist zu fürchten, daß Dichter und Publikum mit der plötzlich geschenkten, wenn auch mäßigen Bühnenfreiheit nichts anzufangen wüßten. Oder vielmehr, man würde sicher sehr ungeschickt damit umgehen, und die Bühne müßte dadurch, statt gehoben, nur noch schlimmer zerrüttet werden. Insofern, da die Hülfe am nächsten, wo die Noth am größten, könnte man immerhin wünschen, daß geschähe, was im Augenblick freilich unwahrscheinlich ist, daß irgendwo mit der Bühne der Versuch angestellt würde, der bei den Carricaturen vom Erfolg übel gekrönt worden. Aus andern Rücksichten erscheinen aber dergleichen Versuche gar nicht wünschenswerth. Das Volk auf der Bahn seiner Entwicklung, statt mit der Stange, eine Weile mit der Trense führen, um im Fall der Ungeberdigkeit sofort das scharfe Gebiß wieder spielen zu lassen — diese Methode hat für diejenigen, an denen experimentirt wird, etwas Unangenehmes, zumal sich nicht Jeder sagt, daß sich die Geschichte eigentlich doch von selbst macht, wenn auch die Menschen sie eigenhändig zu machen glauben.

(Schluß folgt.)

Sagen und Geschichten aus dem Lechrain.

(Schluß.)

Die Kaiserlichen waren damals * obendran im Bayerland, der Kurfürst verjagt, und die armen Leute wurden bös mitgenommen mit allerlei Tortur und Molesten, und heutiges Tages singt man noch:

Rum, turum tum,
Der Kaiser schlagt um,
Mit Händ und mit Füß,
Mit furige Spieß;
Hat d'Feuster eing'schlaga,
Hat's Blei davontraga,
Hat Kugla draus gossa,
Und d'Baura derschossa.

Wie also der Bauer den Krowaten so schwören hörte, stieg ihm ein Gedanken zu Kopf, und er besann sich, daß unter den kaiserlichen Granadieren sein Sohn gar hübsch

* Seit 1705.

Digitized by Google

sich ausnehmen würde, hätte er nur erst die weiße Montur und die rothen Hosen an. Daß er nicht mehr wiederkommen würde, sich zu beschweren ob des unfreiwilligen Standes, dafür waren die Feldzüge gut in Welschland und der Türkei; das wußte er auch. Er rückte darum dem Wachtmeister näher, schob ihm seinen frischgefüllten Krug hin, dem Jener auch frischweg zusprach, redete hin und wieder von diesem und dem und schloß damit, er wisse dem gestrengen Herrn Offizier mindestens einen prächtigen Rekruten, stark und lang, wie ein Eichbaum, aber etwas halsstörrig. Wenn den Herrn General oder Corporal aber die Mühe nicht reue, so wolle er Mittel machen, daß er ihn fassen und holen könne. Bei dieser Kundschaft schob der Polak alsobald seine Flügelkappe verwegen auf's Ohr, drehte den langen Raazendart und schnob den Bauer an, ob er meine, es fehle kaiserlicher Majestät gehorsamstem Wachtmeister und dessen tapfern Husaren an Courage, einen Bauerntölpel zu packen und ihn Mores zu lehren. Er möge nur rapportiren, wo und wie der Granadier zu bekommen ware.

Da karteten die Beiden es also ab, daß um eilfe Nachts der Pandur mit seinen Leuten und Rossen vor des Bauern Haus kommen solle, so still und heimlich als möglich; dort wolle dieser dann Thür und Riegel aufthun und sie in des Sohnes Kammer führen; den sollten sie binden und knebeln und mit ihm davon jagen. Dafür versprach er dem Reiter ein gutes Douceur, und zum voraus spendirte er Bier und Wein und trank sich einmal recht satt, bis ihn der Nachtwächter toll und voll aus der Wirthsstube schaffte.

Zwei Stunden darnach richteten die Husaren sich zum Fang bereit und zogen langsam, wie auf Pflaumbetten die obere Gasse hinauf vor des Bauern genau bezeichnetes Haus. Sie harrten eine Weile, und mehrmal repetirte der Kommandant das abgemachte Zeichen, indem er dreimal miaute wie eine Katze. Eine Viertelstunde und darüber verging, da ward dem Werber die Zeit zu lang, er pochte leise, dann lauter an die Thüre, er versuchte zu öffnen, der Riegel wich. Vorsichtig tappte er im Finstern, fand das Stiegengeländer, stieß aber mit dem Fuß an Etwas, das ihm die Stufen verlegte. Er langte darnach: es war ein menschlicher Körper, starr und kalt und feucht. Erschreckt vergaß der Reiter seinen Plan, schlug Lärmen, weckte Sohn und Gesinde, die mit Licht herbeikamen. — Da lag der alte Bauer und hatte das Genick gebrochen; in seiner Trunkenheit war er die Stiege herabgefallen. Der Pandur fluchte alle Teufel herbei, obwohl es ihm kalt über den Rücken lief, und entwich. Aus dessen Reden konnte sich der Hans Xaveri Alles erklären.

Dieser betrauerte des Vaters Tod aufrichtiger, als man hätte meinen sollen; aber heftige Leute sind bald versöhnt und thut ihnen des Gegners Unfall leid. Er war nun der Herr im Bauernhofe; aber gar bald spürte er, daß er es nicht ganz war, wenn auch beim Tag, doch nicht bei der Nacht. Denn bald nach des Bauern jahem Tode ward ein Rumoren laut im Hause mitten in der Nacht, und man merkte wohl, daß es nichts Rechtes sey. Der Alte mußte geisten und umgehen wegen seines gottlosen Lebens und böien Fluches, selbst nach dem Tode nicht aus dem Hause weichen zu wollen. Aber das Seltsamste war, daß der Geist so durstig blieb wie der lebendige Mann; denn er klappte und klopfte die ganze Nacht immer mit den Krugdeckeln, wie man's in der Schenke thut, wenn man leer hat, und dabei schnaubte er wie Einer, dem's recht wohl behagt. * Gesehen hat man ihn nie, nur gehört.

Bei dem Wesen konnte es kein Christenmensch mehr aushalten, alle Knechte und Mägde gingen auf und davon, der junge Herr selber brachte nie ein Auge zu, die Braut wollte nichts wissen von einem gespenstigen Schwiegervater und einer Heimath, in der arme Seelen ihr Unwesen trieben. Da half auch kein Beschwören, Beten und Bitten, kein Rauch und Segen; der Geistbauer blieb boshaft und harthörig, wie der lebendige, und klopfte frischweg auf's Krüglein.

Einsmalen aber lief ein Kapuzinerlein durch's Dorf; das hörte, wie kein Theologus und kein Doktor des durstigen Geists Herr werden könne, und er meinte nun lachend, gegen einen guten Abfall in seine Taschen wolle er's drauf wagen. — Da ward ihm weidlich Gab und Spende versprochen, daß er's nicht zu schleppen vermochte, und er machte sich an des Bauern Gespenst. Er fragte den Geist gar freundlich, wo es ihm jetzo auf der Welt am besten gefalle, und der meinte, in dem großen zinnernen Krug, wo er ehedem daraus getrunken, da deuchte es ihm am feinsten; die feuchte Luft da drinne erfrische ihn, wie ehedem das Bier.

Der Pater aber sprach, er wäre ein alter Vocativus, er hätte den besten Theil erwählt, und wäre er ein Geist, für alle Ewigkeit bliebe er im Krüglein und bliebe dabei auch im Hause der Herr. Dabei nahm er den Krug vom Kandelbrett, und guckte ganz verliebt hinein, und meinte, das lezte Bier darin wäre ein ächter Klostertropfen von Ettal gewesen. Kaum hatte er das gesagt, so fuhr der Geist in die Kanne und schwor, der Pater verstehe nichts vom Gerstensaft; er habe sich im Duft des besten Bieres, das er ehedem von Tölz verschrieben. Da klappte das Kapuzinerlein den Deckel zu und schwor schleunig das Bannsprüchlein darüber, daß

* Manche Leser erinnern sich vielleicht aus der modernen Gespensterliteratur, daß in neuester Zeit, in einem lichtern Striche als der Pfaffenwinkel, auch ein Geist beobachtet wurde, den man nicht sah, aber schlucken hörte.

Digitized by Google

der Geist nicht mehr heraus konnte für alle Ewigkeit. Den Krug mit sammt dem Geist ließ er aber darauf eingraben, sieben Klafter tief, in der Amperleite, wo alle unguten Wesen hausen. — Selbigen Krug hat man, zu Martini war's ein Jahr, wieder gefunden, aber der Geist war nicht mehr darinnen; ich weiß auch nicht, wo er hingekommen ist. Wenn aber der Eure nicht leer ist, Vetter, so lasset mich einen ehrlichen Römerzug thun und den guten Gerstengeist in meinem Leibe begraben, Amen!"

Die Riesen.

Der dunkle Vorhang rollt am Himmel auf,
Und Fackeln trägt die stumme Nacht herauf,
Beleuchtet mit den sprühnden Funken
Die Berge dort, in Schlaf versunken.

Die Riesen liegen ausgestreckt im Land,
Die Häupter lehnend an die Himmelswand,
Die Füße dehnend in die Schlünde.
Ein Bach nur rauschet noch durch Gründe.

Vom Schlummer müde wird auch bald der Quell,
Die Himmelsampeln sind nicht immer hell,
Und mit den Sternen, mit dem Kummer
Und mit den Riesen spielt der Schlummer.

Vollbringt die Sternenkönigin den Lauf,
Dann wachen schnell die Bergesriesen auf,
Froh blickend nach des Ostens Thoren,
Nach Memnons Mutter, nach Auroren.

Ph. H. Welcker.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Einfluß der politischen Verhältnisse auf die Gesellschaft.

Der Einfluß der neuen Umgestaltung auf das gesellige Leben ist hier wahrhaft beängstigend. Bekanntlich konnte die Genfer Geselligkeit nie gerühmt werden; denn obgleich in ihr immer des Geistes viel und mancherlei war, so fehlte es ihr stets an einem wesentlichen Element, an Wärme, bei der allein Hingebung und gutmüthige Freundlichkeit gedeihen. Der mit eisaltem Calvinismus gemischte eiskalte Republikanismus stand überall im Vorgrunde, in der Gesellschaft, auf der Rednerbühne und auf der Kanzel. Dabei ließ das Abgrenzende und Isolirende des Coteriengeistes Heiterkeit, Offenheit und wahrhaft erregende Freude so wenig aufkommen, wie Vertrauen. Davon haben wir schon oft in diesen Blättern gesprochen, aber auch anerkannt, was die gute Genfer Gesellschaft in Beziehung auf vielseitige Bildung, besonders der Frauen, was sie durch Geist, Kenntnisse, Anstand und sittliche Reinheit Ausgezeichnetes hat, trotz der Ausartung und Mittelmäßigkeit der männlichen Jugend in den höhern Ständen. Man hat oft gesagt, daß die höhere Genfer Gesellschaft aristokratisch sey, und daß Niemand da recht aufkommen könne, der sich nicht durch irgend etwas auszeichne, sey es nun durch Talent oder Geist, durch Kenntnisse oder Verdienst, durch Geburt und Stand oder Reichthum. Dieß „Nichtrechtaufkommenkönnen" der Mittelmäßigkeit findet sich aber in allen höhern Gesellschaftssphären; es kann ja nicht anders seyn, wenn sie nicht armselig und langweilig werden sollen. Darin hat sich nun seit unserer Insurrection viel geändert. Mit der Entstehung zweier scharf getrennten Parteien, der Conservativen und Radikalen, zerfiel zuerst die Gesellschaft in zwei Theile, die sich entfremdet, oft feindlich gegenüber treten. Die Radikalen, weit untergeordnet an geistigen und pekuniären Mitteln, wie in socialen Formen, wären wohl gern in die Salons der Conservativen eingedrungen, wie in deren Rathssäle, jene aber blieben ihnen hermetisch verschlossen. Diese Salons selbst verloren aber bedeutend an Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit, denn manche Männer und Frauen gingen ihnen nun ab, die sich früher darin nicht ohne Anmuth bewegt hatten. Wie sich politisch die zwei Lager mißtrauisch beobachten, so auch gesellschaftlich. Manche conservative Familien haben es gut gemeint, und bei Gelegenheit der Verheirathung ihrer Töchter auf ihren Landhäusern oder in deren Nähe große Bälle gegeben, wo sie nicht allein die politischen Färbungen mit einander vermischten, sondern auch — was noch komischer aussah — die Stände. Es waren Bälle, wie man sie in der Revolution in Paris sah. In einem und demselben Saale tanzten junge Damen und Herren aus den besten Ständen und Familien, und junge Fleischer und Zimmerleute in gestrickten weißen Baumwollenhandschuhen und derben, nägelbeschlagenen Schuhen, mit denen sie den jungen Stadtdamen tüchtig auf die zarten, atlassbeschuhten Füße traten. Dergleichen schon in der Idee unglücklichen Versuche zur Annäherung und Amalgamirung der Stände und politischen Meinungen in einer Stadt, wo sich fast Jedermann kennt, mußten lächerlich und zum Unbehagen aller Theile ausfallen. Hoffentlich werden sie in der Folge unterbleiben. Auf ähnliche Weise arteten früher die öffentlichen Bälle des 31sten Dezembers aus, und im vorigen Winter die Maskenbälle, der erste Versuch dieser Art in Genf. Letztere, wo der Radikalismus ungenirt herrschte, schienen sich die Pariser Courtille und grande Chaumière zum Vorbild genommen zu haben, denn so war ihr Publikum, so waren dessen Sitten. Als Muster gesellschaftlicher Trivialität kann das große radikale Diner am 22sten vorigen Novembers angesehen werden, von dessen bachischer Poesie wir zur Bezeichnung des Ganzen nur folgende Verse anführen wollen:

Buvons à pleine rasade
à trois-Mars-Paganini!

oder:

Moutarde au Violon du 22 Novembre,
Stimulant Violon, don don!

Verstehen Sie diese Finesse? „Nach meiner Violine tanzen," heißt im Französischen so viel, als im Deutschen nach meiner Pfeife tanzen. Da nun Paganini ein Meister jenes Instruments war, so bringt der Poet den Zweck und das Streben der Association vom 3ten März, von der hernach die Umgestaltung Genfs ausgegangen ist, mit Paganini in Verbindung. Daher wird der 3te März nach ihm genannt. Die Violine des 22sten Novembers heißt aber nach einander heureux, tardif, désiré, radical, fameux, crescendo, allegro, juste, espéré, redouté, bruyant, dérangeant, souverain, foudroyant etc.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 31. December 1842.

Terque quaterque mihi finitur carmine parvo
Pagina; fac tibi me quam cupis esse brevem.
Martial.

Geſchnitzel.

Erfahrung.

Was in der Jugend wir erfahren,
Wir gleich einem Blumenſtrauß bewahren:
Sind nur die Blumen halb verdorrt,
So werfen wir ſie wieder fort.
Doch iſt man erſt gereift zum Mann,
So legt man ein Herbarium an.

Herkules.

Wenn ihr nicht könnt, wie er, die Keule faſſen,
So faſſet euch, und bleibt gelaſſen.

Materialismus.

Wenn Gott aus jedem Sandkorn guckt,
So wird er täglich angeſpuckt.

Die Zeit hab' ich noch nie bereut,
In der ich nichts gethan als mich gefreut.

Das große LebensABC
Fängt an mit Ach! und ſchließt mit Weh!
X, Y, Z das ſind drei Fragen,
Die über's Grab hinaus wir tragen.

Was wollt' ihr nur den Glauben läſtern?
Er hat doch zwei ſo ſchöne Schweſtern.
Die Hoffnung zog euch zärtlich groß,
Der Liebe lagt ihr oft im Schooß.

Eine Frage.

Es hat ſich ſchon manchmal, ſonſt und jezt,
Ein Zwerg auf ein großes Pferd geſezt.
Iſt einer, der mir ſagen kann,
Ob nun dadurch mehr werth
Der kleine Mann,
Oder das große Pferd?

Der Philoſoph.

Du ſagſt uns, wer die Gottheit iſt,
Und weißt nicht, wer du ſelber biſt.

Die Wahrheit hoffet nie
Zum Schweigen zu beſchwören;
Wenn ihr ſie auch nicht ſagt,
So müßt ihr ſie doch hören.

Bald wird es ſo licht in den Köpfen werden,
Daß man die Sonn' nicht mehr ſieht auf Erden.

Elephantenmanier.

(Für Recenſenten.)

Zum Reisfeld ſeine Glieder
Er ſchleppt' im plumpen Lauf.
Drei Viertel trat er nieder,
Ein Viertel fraß er auf.

Gewohnheit.

Die Schwalbe baut ihr Neſt von Koth,
Der Sperling baut's von Stroh;
Und käm' vom König ein Verbot,
Sie machten es dennoch ſo.

Polemik der Philoſophen.

Gedisputiret hin und her:
Ein Pendel gibt dieſelbe Lehr';
Denn geht es auch in ſteter Schnelle,
So kommt's doch nimmer von der Stelle.

Ein großer Mann, vom Ruhm erhöht,
Gleich einer Statue vor dem Volke ſteht:
Man ſtaunt ihn an von allen Seiten,
Und witzelt über Kleinigkeiten.

Neueſte Literatur.

Gedichte, Gedichte, Gedichte!
Viel Schüſſeln und wenig Gerichte!

Welterſchaffung.

Wie Gott denn wohl die Welt gemacht?
Darüber hat mancher ſchon nachgedacht.
Da ſind dann die Philoſophen gekommen
Und haben der Menſchheit ſich angenommen;
Und haben's erkläret hochgelahrt
Auf die eine und die andre Art.
So ward uns denn die große Lehr':
Eine Welt zu ſchaffen ſey gar nicht ſchwer;
Und es geht dieß, zufolge den Hochgelahrten,
Selbſt auf eine Menge verſchiedener Arten.

Mißverhältniß.

Wenn einer erſchaffen mit großen Armen
Und kleinem Magen,
Das iſt zu ertragen.
Wenn einer erſchaffen mit großem Magen
Und kleinen Armen,
Das iſt zum Erbarmen!

Wucher.

Wollt von dem Thaler meiſt Procent' ihr ziehn,
Gebt groſchenweis den Armen ihn.

Farbenkrieg und Farbeneinheit.

Warum nur die Leute die ſchönen Farben
Zu ihren parteilichen Zeichen verdarben?
Da trägt der weiß und jener roth,
Es ſchlagen ſich die Farben todt;
Und doch hat die Gottheit, ſo wohl erwogen,
Sie alle vereinigt im Regenbogen.

Der Kunſtverſtändige.

Das iſt ein ausgezeichnet Bild!
Wie ſtrahlend, und zugleich wie mild!
Hätt' nur der Meiſter berühmteren Namen,
Spendirt' ich ſogleich einen goldenen Rahmen.

Die Kraft, die mancher braucht,
Muthlos die Händ' zu ringen,
Legt' er ſie nur an's Werk,
Es müßt' ihm noch gelingen.

Sagt nicht, daß die Deutſchen Egoiſten ſind:
Sie hätſcheln ja jedes ausländiſche Kind.

Glaubt nicht, daß ihr dabei was wagt,
Wenn ihr den Thoren ihre Thorheit ſagt,
Und wär' es ihnen in's Geſicht;
Sie hören's wohl, doch glauben's nicht.

Die Theorie muß mit Bedacht
Im Wiſſensmeer nach Perlen tauchen;
Und hat ſie was herauf gebracht —
So kann's die Praxis nicht gebrauchen.

Moderne Erziehung.

Man ließ die Jugend früher laufen,
Nach Herzensluſt ſich zerr'n und raufen,
Bis man auf dieſe Art geſehn,
Daß Einzelne verloren gehn.
D'rauf hat die Aufſicht man verdoppelt,
In Heerden ſie zuſamm'gekoppelt.
Springt nun das Leitſchaaf über'n Stein,
Gleich iſt die Heerde hinterdrein.

Grund.

Frage nicht: warum ich ſinge?
Ich ſinge nicht, es ſingt in mir;
Und wenn ich meine Lieder bringe,
So bieten ſie ſich ſelber dir.

Digitized by Google

Geständniß.

Ich weiß wohl, 's ist nur leicht Gewitzel,
Und eben nicht viel d'ran;
Doch, lieben Leute, kommt der Kitzel,
So nieset man.

Th. Scheerer.

Noch etwas vom deutschen Schauspiel.

(Schluß.)

Freiheit der Presse ist für unsere Entwicklung ein viel näheres und dringenderes Bedürfniß als Freiheit der Bühne. Kann ja doch diese gar nicht seyn ohne jene; sie stehen zu einander im Verhältniß von Mutter und Kind. Der Baum der freien Presse muß erst, wer weiß wie lange, sein Laub haben rauschen lassen in der Luft des Landes, ehe ein vernünftiges, festes Bühnengesetz als Frucht von ihm abfällt. — Bis jezt mußte der Deutsche gleich zwanzig Bogen stark auftreten, wenn er einigermaßen unter eigener Verantwortung die Wissenschaft fördern, sich selbst und die Menschheit aufklären wollte. Kommt es nicht dazu, daß wir einmal einander in beliebigem Format die Wahrheit sagen dürfen, so wird es in Ewigkeit für höchst feuergefährlich gelten, wenn der Deutsche in den Magazinen der Geschichte und in seinem eigenen, vielkammerigen, mit wunderlichem Geräthe angefüllten Hause mit bloßem Lichte nach dramatischen Stoffen umherstöbert. Der selbstständige deutsche Handel, die deutsche Flotte, das festgegliederte deutsche Kriegsheer, die deutsche Ehre und Würde mit dem Mundstück einer deutschen Diplomatie, endlich, oder vielmehr vor Allem, die Freiheit der deutschen Presse, und, meinetwegen wirklich zulezt, die Freiheit der deutschen Bühne — dieß Alles wird, denke ich, Hand in Hand, durcheinander und auseinander hervorkommen, oder es wird aus allem miteinander nichts werden. Denkt es euch aber geworden oder nur in vollem, freudigem Werden, und blickt hin auf unsere Bühne, wie sie ist: meint ihr nicht, einem solchen Volke werde schon auf halbem Wege ein solches Puppenspiel unerträglich, und am endlichen Ziele völlig unbegreiflich geworden seyn?

Freilich, so wenig eine Bühne bei einer Gebundenheit, wie sie die unsrige niederhält, auch nur gesellschaftlich höhere Bedeutung haben kann, so wenig ist es, damit wahre Poesie auf ihr einkehre, mit der Ungebundenheit an sich gethan. Das geistige Loos unserer Bühne ist an das unserer Poesie überhaupt geknüpft. Aber Kunst und Poesie und politische Freiheit sind nichts weniger als zwei Gewächse, welche im Leben eines Volks nothwendig zur selben Zeit blühen und Früchte bringen. Steht nicht unsere schöne Literatur schon jezt in mancher Beziehung im Widerspruch mit unserer philosophischen, ästhetischen und politischen Bildung? Und dieses Mißverhältniß kann in der nächsten Zeit noch viel greller werden, ohne daß darum die künftige politische Größe Deutschlands im geringsten zweifelhafter würde, gerade wie umgekehrt diese Größe durch nichts weniger verbürgt wird, als durch die Bravaden der heutigen politischen Lyrik. So könnte es denn leicht kommen, daß unsere Bühne, wie sie bisher hinter der idealen politischen Bildung zurückgeblieben, künftig eine gute Weile hinter der positiven Entwicklung zurückbliebe. Wenn bisher unserem Schauspiel unter der Herrschaft der Rücksichten, wenn auch nicht allein durch sie, die Poesie abhanden gekommen, so könnte die Poesie auch mit der Licenz lange vergeblich gesucht werden; nur daß die Barbarei und Gemeinheit, die damit in Aussicht gestellt wären, von der wahren Kunst noch weiter abführen sollten, als der heutige Zustand, das ist nicht leicht zu denken.

Wenn nur so gewiß, als die Wälle von Ulm und Rastatt, auch die wahren Mauern unserer Ehre und Größe zu Stande kommen, was liegt dann daran, ob das Geleier unserer Orpheuse, unter dem sie emporsteigen, Anspruch auf Unsterblichkeit hat oder nicht? Stellen wir unserer Kunst und Poesie ein Horoscop nach den Conjunkturen der Geschichte, so deutet Alles darauf hin, daß sie erst dann zu neuem wahren Leben erwachen werden, wenn ihnen die Aufgabe zufällt, ein neues, fertiges Volksleben zu schmücken. Wann und wie dieß geschehe, was die Bühne betrifft, bin ich nur von dem Einen lebendig überzeugt: ist das künftige Schauspiel der Deutschen ein ächtes, so wird es nicht in gerader Linie von ihrem heutigen abstammen; die Räume, in denen sich einst der Deutsche frei in Geschichte und Leben bespiegelt, werden keine Ableger der glänzenden und barbarischen Häuser seyn, wo Oper und Singspiel, Tragödie und Komödie, Ballet und Posse sich wund drücken und einander die Luft verderben. Daß die heutige Bühne ein absterbendes, saamenloses Gewächs ist, dieß zeigt nichts besser als der Charakter der Poesie, mit der ihr gegenwärtig aufgeholfen werden soll. Von diesen Erzeugnissen des ehrgeizigen, unfruchtbaren Verstandes, von dieser Spekulation auf die schlechten Leidenschaften einer abgestumpften schönen Welt, von dieser vornehmen Greisenhaftigkeit, die durch Cosmetik Jugendfrische lügt, ist kein Uebergang in ein frisches Volksleben, dem allein eine ächte Dramatik entwachsen kann. Nein, diese wird ihre Keime einst da finden, wo sie dieselben bei uns und überall schon einmal gefunden, in einer neuen Volkspoesie, die heute noch, vielleicht noch tief unter dem

Digitized by Google

Boden der Geschichte schlummert. Die Anfänge der Bühne, wie sie seit drei Jahrhunderten geworden, waren Mysterien und Moralitäten; laßt die künftige immerhin aus Natürlichkeiten und Immoralitäten entspringen: wenn der Saame nur gesund ist, so mag nach einer rohen Jugend die Reife desto süßer seyn. Ob dann die deutschen Dichter den deutschen Menschen und seine „socialen Zustände" mit der Laterne werden suchen müssen? Ob es dann noch lebenslänglich engagirte Schauspieler gibt? oder ob man Mittel gefunden hat, ihr Rostigwerden zu verhüten? Ein freundlicher Gedanke, daß dann der Thespiskarren, auf die Schienen der Eisenwege gestellt, das deutsche Pathos und den deutschen Spaß im ganzen Lande umherträgt! In verjüngter Gestalt sizt, als stehendes Mitglied der Truppe, der Genius mit auf, der heute in seinem „unfashionabeln" Aufzug vornehmen Intendanten so oft zur Ueberlast wird — die deutsche Poesie.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Schluß.)

Politisch-kirchliche Zwiste.

Aehnlich, wenn auch nicht in der Form, doch in der Quelle, war der skandalöse Auftritt im vorigen Oktober. Ein sonst ausgezeichneter Pfarrer der Genfer Kirche, der seit Jahren Pfleger aller radikalen Richtung war, und dessen Predigten oft mehr von politischer Opposition gegen die ihm fatale Regierung, als von Religion und Sitte enthielten, schlug längst der geistlichen Oberbehörde ein Schnippchen und bekümmerte sich um ihren Tadel so wenig, als um ihre Strafen. Seinen Predigten folgten oft laute Volksovationen, die sehr nach seinem Geschmack waren. Darum bat er vorigen Herbst in der Compagnie des Pasteurs, seiner vorgesezten Behörde, dringend um die Erlaubniß zu einer Predigt am Genfer Bußtag (8ten Oktober) in der Kirche des radikalen Quartiers Saint Gervais, weil sie ihm neue Gelegenheit geben sollte, sich auf seine Art vor seinem Publikum auszusprechen und eine abermalige Ovation herbeizuführen. Zwar wußte er, daß es bei dieser Predigt, wie bei allen übrigen, nach einer fest bestimmten Reihe der Geistlichen geht; er wußte, daß sie zwei Jahre hinter einander von ihm gehalten worden war, daß er also am wenigsten Anspruch daranf habe; er wußte, daß dieß eine Zurücksezung des für diesen Tag durch die Reihenfolge bestimmten Predigers gewesen wäre; er wußte auch, daß dazu ein als Mensch und als geistlicher Redner gleich ausgezeichneter, aber dem Radikalismus nicht angenehmer Pfarrer von der Compagnie ernannt war. Alles dieß hinderte ihn aber nicht, es sich wenigstens gefallen zu lassen, daß seine Anhänger der Compagnie eine Bittschrift überreichten, worin sie in unpassendem Tone um *seine* Predigt baten, daß sie in ihren Journalen Drohungen vernehmen ließen, als dieses Gesuch, als unstatthaft und ordnungswidrig, von der Behörde abgeschlagen wurde. Er hätte mit einigen Worten seine Leute aufklären und beruhigen, auch ihnen bestimmt sagen sollen, daß sie umsonst auf ihn rechneten. Statt dessen fuhr er fort, seine Predigt für den vorhergesehenen Fall einer gezwungenen Abholung und triumphirenden Fortführung in die Kirche zu studiren. Indessen gelang es doch seinen besonneuern Freunden und Angehörigen, ihn dahin zu vermögen, daß er am Morgen des Bußtages auf das Land fuhr und dadurch die eclatante Ovation vermied, die wahrscheinlich früher im Plan gelegen hatte. Der zur Bußpredigt bestimmte Pfarrer kehrte sich, seiner Kränklichkeit und Schwächlichkeit ungeachtet, nicht an die Drohungen der Partei. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach der Kirche Saint Gervais, wiewohl dort der Radikalismus das Glockenläuten verhindert hatte, wurde aber mehrmals und noch an den Stufen der Kirche zurückgedrängt und ihm barsch erklärt, er könne und werde nicht eintreten und möge sich wegbegeben. So wich er der Gewalt und ging zurück. Die in der Kirche versammelte, des Predigers harrende Gemeinde aus allen Theilen Genfs mußte ohne Gottesdienst auseinander gehen. Da der radikale Journalismus zehn Tage vorher laut und drohend genug gesprochen hatte, so ist es unbegreiflich, daß von der Regierung keinerlei Vorkehrung und Maßregel für solchen Fall getroffen war. Ruhig ließ sie ihren Geistlichen von wenigen Menschen zurückdrängen und die kirchliche Ordnung schmählich verletzen. Freilich erließ sie nachher und noch an demselben Tage eine ernste Proklamation, worin die gerichtliche Untersuchung der Sache und die Bestrafung der Schuldigen versprochen wurde. Daraus ward aber nichts, und dieß hatte man vielleicht oben vorhergesehen. Denn die mit der Untersuchung beauftragte Justizbehörde erklärte nach einiger Zeit, dieser bestimmte Fall sey in dem Kriminalgesezbuch durchaus nicht vorgesehen, die Behörde könne also keinerlei Strafe deßhalb erkennen. Offenbar fehlte es hier wieder an Muth, denn in allen Strafgesezbüchern der Welt, also auch in dem hier geltenden Code pénal, ist alle Störung der öffentlichen Ordnung und Ruhe mit Strafe bedroht. Warum wurde dieses Gesez nicht angewendet? Seit diesem Triumph des Radikalismus stieg dessen Keckheit immer mehr und wird wahrscheinlich noch fortsteigen, bis sein Uebermaß eine Reaktion herbeiführt, die den Genfer Zuständen eine andere Richtung geben dürfte. — Eine unserer besseren Zeitungen, der in Lausanne erscheinende Courrier Suisse, äußerte bei jenem Predigerconflikt, es wäre sehr passend und würdig gewesen, wenn der radikale Pfarrer mit dem von der geistlichen Behörde bestimmten zusammen nach St. Gervais gegangen wäre und ihn da bis zur Kanzel begleitet hätte. Allerdings wäre dieß ein würdiger Schritt gewesen, wodurch aller Skandal hätte vermieden werden können, aber zu viel verlangt von Geistlichen, die in der Härte und Sprödigkeit des in Genf halb politischen Calvinismus erzogen, die stille Christfreundlichkeit und Liebe für Schwäche und Charakterlosigkeit halten, und sie daher sorgsam vermeiden, selbst wenn sie ihr Herz dazu drängte. Lezteres ist gerade bei jenem radikalen, sonst mit Recht hochgeachteten Pfarrer wahrscheinlich.

Auflösung der Homonyme in Nr. 305:
Der Gang.

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 39 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. December 1842.

Geschichte.

Straßburgische Chronik von Fritsche Closener. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins, 1842.

Mit diesem Werk ist der „literarische Verein," ein Aktienunternehmen, „zur Herausgabe älterer Druck- und Handschriften und ausschließlicher Vertheilung derselben an seine Mitglieder" endlich ins Leben getreten.

Man kann ihm zu seiner ersten Wahl nur Glück wünschen, da Closeners Chronik um ein Beträchtliches älter ist als die bisher durch den Druck bekannt gewordene älteste deutsche Chronik, die des Straßburgers Jakob Twinger von Königshoven — denn jener starb 1384, dieser 1420 — und da sie diesem zum Theil als Vorbild und Quelle gedient hat. Außerdem aber darf es noch wohl in Erwägung kommen, daß hier wieder eines von den Bändern geschlungen ist, die uns mit den Brüdern im Elsaß hoffentlich von Jahr zu Jahr stärker vereinigen, und dem Südwesten von Deutschland, nachdem er so lang als verlorner Posten in entfremdete Landschaften hineingeragt hat, wieder wahrhaftige deutsche Nachbarn verschaffen werden.

Die Urschrift von Closeners Chronik ist vom Frauenhause zu Straßburg, dem Gebäude, worin der Schaffner für die zum Münstergebäude gehörigen Einkünfte wohnt, und wo man sie früher verwahrt hielt, auf unbekannte Weise verschwunden; schon Schöpflin bemühte sich, wiewohl vergeblich, sie wieder aufzufinden. Erst in neuerer Zeit ward sie von Van-Praet an die Pariser Bibliothek verkauft, wo sie im Verzeichniß der Handschriften die Nummer 15,444 trägt. Dort hat der Straßburger Professor A. W. Strobel eine Abschrift davon genommen, nach dieser hat Albert Schott, Professor in Stuttgart, den Druck besorgt. Derselbe schließt sich nicht buchstäblich an die Handschrift an, ändert übrigens an dem Texte nur so viel, als wir den neuern Anforderungen an gleichmäßige Orthographie einräumen müssen. Auf den XIV Seiten Vorwort sind theils von Schott die Grundsätze, wonach er bei der Behandlung des Textes verfahren ist, ausgeführt; theils von Strobel Nachrichten über die älteste Geschichtschreibung seiner elsäßischen Heimat mitgetheilt, auf die wir unten zurückkommen müssen. Druck und Papier sind der Art, daß auch solche, die nur schön ausgestatteten Erzeugnissen der Presse einen Raum in ihrer Sammlung gönnen mögen, das kleine Büchlein — acht Bogen ohne die Vorrede — gerne bei sich aufnehmen, und dem Verein auch von dieser Seite für seine Leistung Dank wissen werden.

Auf 117 Seiten Text finden sie zuerst ein ziemlich trockenes und werthloses Verzeichniß der Päpste von Jhesus Christus, „dem ersten und obersten Babest", bis auf Clemens V. Dieser muß nämlich gemeint seyn, denn obwohl Closener, wie er selbst (S. 127) erzählt, sein Werk erst im J. 1362 schloß, mithin noch Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI. und Innocenz VI. (1352 bis 1362) hätte nennen können, so schließt er doch mit jenem, und da er von ihm nur sagt, er habe den päpstlichen Stuhl von Rome gen Avion gezogen, so scheint es fast, Closener habe deutsch genug empfunden, um die Päpste seiner Zeit, die von Frankreich im Bann gehalten waren, gar nicht anzuerkennen.

Auf dieses Verzeichniß folgt das der Kaiser von Julius Cäsar bis auf Karl IV., der von 1349—1378 gelebt hat, also mit Closener gleichzeitig gewesen ist. Die Anknüpfung der deutschen Kaiser an die römischen ist bekanntlich ganz im Geiste des Mittelalters und überdieß geschichtlich wahr, denn wie schon der Name Kaiser (Caesar, Καισαρ) und Karls des Großen bekannte Krönung zu Rom beweisen, muß ein, wenn auch künstlicher, doch wirklicher und für Deutschland nur allzu wirksamer Zusammenhang beider Monarchien anerkannt werden. Bei den altrömischen und den byzantinischen

Digitized by Google

Kaisern ist um der Zeitentfernung willen das Verzeichniß eben so trocken wie bei den Päpsten; aber schon bei Karl dem Großen wird das Herz des Mannes wärmer, der Mund beredter, und bei den Hohenstaufen dehnt sich die Erzählung schon so weit aus, daß der Charakter eines Verzeichnisses aufhört. Ist es Vorliebe für dieses Kaisergeschlecht, ist es ein Nachhall des Eindrucks, den sein tragischer Untergang sichtlich bei Zeitgenossen und Nachkommen zurückgelassen hat, oder endlich ist es größerer Reichthum der vorliegenden Quellen: genug, am Schluß des Buches kommt der Chronist nochmals auf die Hohenstaufen und erzählt ihre Geschichte von Philipp bis auf Konradin zum zweiten Mal, was er S. 127 naiv entschuldigt, wie folgt: unde wie daz si daz (obwohl) ouch do vor geschriben ist von keiser Frideriche, unde Cunrat, sime sune, unde von Cunrat (Konradin) des selben Cunrats sun, doch han ich hie irre getete (ihrer Thaten) etliche stucke gentzlicher geschriben dann do vor: do lese ein man wels er welle (welches er wolle).

Mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit (auf S. 26—42, einem Achtel des ganzen Werkes) wird sodann Rudolf von Habsburg behandelt, was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, welchem Elend sein Emporkommen ein Ziel gesetzt hat, und wie sein ganzes Wesen geeignet war, ihm vornämlich die Herzen der Städter, zu denen Closener gehörte, zu gewinnen. Es erklärt sich daraus auch, warum Closener über Adolf und Albrecht, die ihm doch näher stunden, merklich kürzer ist. Mehr Neigung scheint er wieder für Heinrich VII. und Ludwig den Bayern zu haben, was vielleicht seinen Grund in gibellinischen Gesinnungen hat, denn er läßt vielfach durchscheinen, daß er dem päpstlichen Einfluß nichts weniger als hold ist. Ueber seinen Zeitgenossen Karl IV. gibt Closener nur einige Worte, als ob er Gutes nichts zu sagen wüßte, Tadel nicht aussprechen wollte.

Den Kaisergeschichten schließt sich die von Straßburg an: auf ein trockenes Namenverzeichniß der Bischöfe von Anbeginn folgt ein sehr umständlicher Bericht über die blutigen Zwistigkeiten der Stadt mit Bischof Walther von Geroldseck, in welchen die Bürger die Oberhand behielten und sich von der bischöflichen Oberherrlichkeit frei machten. Im Folgenden treten aus der bunten Menge von Nachrichten über städtische Verhältnisse und Ereignisse, über Witterung, Naturbegebenheiten, Seuchen u. s. w., namentlich vier Gruppen hervor, die zwar nach der Zeit und in causaler Hinsicht eng zusammenhängen, aber erst von Closeners Nachfolger, Königshoven, auch so dargestellt werden: der schwarze Tod (daz grosze sterbote), der 1349—57 durch halb Europa wüthete; die Geiselerfahrten, die durch diese Noth hervorgerufen wurden; die Judenverfolgungen, die denselben Grund hatten, indem die Juden die Brunnen vergiftet haben sollten; endlich eine Regimentsänderung, die wieder daher entsprang, weil der Rath den Wahnsinn der Menge nicht theilte und seiner Verpflichtung gemäß die Juden schützen wollte.

Closeners Verfahren als Geschichtschreiber ist überaus einfach, wodurch allein es ihm möglich wird, auf kleinem Raume so viel zu geben: er theilt in kräftiger Sprache, die vom Hauch des unmittelbaren frischen Lebens durchweht ist, die Thatsachen schmucklos mit, wie er sie gelesen, vernommen oder gesehen hat; seine eignen Ansichten und Gesinnungen treten nur selten, und dann nur halb erkennbar, in den Vordergrund: er mag fühlen, daß er auf dem Felde der Betrachtungen kein Glück macht, was z. B. auf S. 21 erhellt, wo er über die Beinamen Ottos II. und III. sagt: dise zwene worent so grimme unde so wunderlich, daz der eine genennet wart „bleicher tot der heiden. unde der andere „der welt wunderlich." Ottos III. Beiname mirabilia mundi bezog sich bekanntlich auf seine reichen Kenntnisse, Closener nimmt wunderlich in einem Sinne, den ihm das Oberdeutsche des 14ten bis 16ten Jahrh. zuweilen gibt, für furchtbar; er sagt auch von Heinriche VI., er habe seinen apulischen Gegnern wunderlich tode angethan.

Wenn sich Closener mit Recht nur selten der philosophischen Geschichtschreibung hingibt, so ist er desto reicher an merkwürdigen Thatsachen, und unsere Historiker können bei ihm wohl manchen Zug finden, der das geschichtliche Bild jener Jahrhunderte beleben hilft. Wir nennen als Beleg die Art, wie er die Zerwürfnisse der Straßburger mit Bischof Walther, die entscheidende Schlacht bei Hausbergen, den sinnreich kühnen, aber vergeblichen Fluchtversuch der gefangenen Ritter schildert; ferner einzelne höchst bezeichnende Züge aus dem Leben Rudolfs von Habsburg; insbesondere die schlaue, aber nicht königliche Weise, wie er einen Betrüger zu Erfurt entlarvt; die prächtige Gestalt jenes Bischofs Kunrat von Toul, eines gebornen Tübingers, der bei einem Concil zu Würzburg, auf den Taufstein steigend, die habsüchtigen Plane eines von Rudolf beschützten päpstlichen Legaten mit so viel Entschlossenheit aufdeckt, daß der seckelschnider vor der unstumekeit dutsches volkes zuerst über den Rhein, dann über die Alpen flieht. Zu den kleinen Zügen, die aber auf Größeres schließen lassen, gehören zwei Bemerkungen, die wir hier wörtlich geben. S. 26 heißt es von Konradins Tod: unde wart im daz houbet abe geschlagen — von des tode wart alles tütsche lant betruebet; und S. 42 bezeichnet Closener besser als andern mit langen Reden möglich wäre, den Uebergang der ritterlichen Zeit in die bürgerliche, wenn er von Rudolf, dem bewußten Träger dieser Veränderung, sagt: er was ein demutiker herre, dovon bletzet (flickte) er in einre hervart sin wambesche (Wams)

Digitized by Google

zu allen ersten, darinne gienge er für sinen dieneren, daz det er nüwit (nur) umbe daz, daz es sine diener ouch detent, wan sich sin dovor iederman schamete, daz sither gewonlich ist worden.

Auch Sagenhaftes läuft wohl mitunter. So wird S. 17 von Dieterich von Bern gemeldet, er habe, als Ketzer, die Christen verfolgt und namentlich dem Boetio unde Simacho, den senaten unde andern vil kristen die Häupter abschlagen, auch den Papst Johannes mit andern Römern verhungern lassen; als er 90 Tage später gestorben, habe ein Eremit in einr insel, heiszet Liparis, ein Gesicht gehabt, wie Dieterich, baarhaupt, ungegürtet, die Hände hinter sich gebunden, von Johannes und Symmachus geführt, und ins höllische Feuer geworfen worden sey. S. 123 deutet Closener die Thatsache, daß Friderich II. zu der Erhebung der heilig gesprochenen Landgräfin Elisabet nach Marburg gekommen ist und sie mit einer kostbaren Krone beschenkt hat, völlig sagenhaft: Friderich hatte nach des Landgrafen Tod so ernstlich um Elsebeth geworben, daß diese, die Wittwe bleiben wollte, ausrief: ist, daz man mich des twinget, ich snide mir selbe die nase abe. Bei der Erhebung fand sich der verschmähte Kaiser ein und sprach: sit daz daz nüt solt sin, daz ich sü kronete lebende, so wil ich sü aber dot krönen. Diese Geschichte soll dann auch Friderichs Zerwürfniß mit Rom veranlaßt haben: der Erzbischof von Mainz habe dem Kaiser jene gottlose Rede verwiesen, und sey von ihm dafür geschlagen worden, was langen Hader mit dem Papst und am Ende den Bannstrahl herbeigeführt habe. Friderichs Tod ist S. 123 auf eigenthümliche, beachtenswerthe Weise gemeldet; sagenhaft hingegen, und vielleicht Folge einer Verwechslung mit der Geschichte des Schmides Thilo Kolup, der sich unter Rudolf von Habsburg als Friderich II. einigen Anhang gemacht hat, ist, was man S. 126 von Konradins Verschwinden und einem falschen Konradin, einem Schmidknecht von Ochsenfurt, Namens Stock, findet.

Im Vorwort sind die vorhandenen Nachrichten über Closener, zum Theil nach seinen eignen Worten, zusammengestellt: wir erfahren, was vor ihm an lateinisch geschriebenen Nachrichten über elsäßische Begebenheiten vorhanden war, und wie Closener dazu kam, eine deutsche Chronik zu verfassen. Auch über ihn selbst, seine Familie, seine Lebensumstände findet man Auskunft: er war geboren zwischen 1300 und 1320 aus einer patrizischen Familie und verwaltete das angenehme Amt eines Straßburger Chorherrn. Sein Tod fällt ins Jahr 1384, 22 Jahre nach Vollendung seiner Chronik, außer der er auch ein lateinisch-deutsches Wörterbuch, eine Sammlung der im Straßburger Gottesdienst üblichen Gebräuche, und vielleicht noch andere Werke verfaßt hat.

S. XIV wird die Vermuthung aufgestellt, daß Closeners Chronik die älteste deutsch geschriebene sey. Dieß ist nur dann richtig, wenn man deutsch für hochdeutsch (oberdeutsch) nimmt. Ebenda wird nämlich aus einer Chronik, von der sich (nach S. XIII) eine Pergamenthandschrift in München befinde, ein Bruchstück mitgetheilt, wegen auffallender Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit einer Stelle bei Closener. Diese Münchner Chronik ist nur ein Exemplar des Werkes, aus dem Closener seine allgemeinen Nachrichten entnommen hat, das in vielen Handschriften lebt und 1489 bei Peter Schöffer sogar gedruckt ward, als „Chronik der Sassen," später unter dem Namen Chronicon luneburgense bei Eccard (unvollständig), als Chronicon Bothonis bei Leibnitz. Sie ist in drei niederdeutschen Handschriften, zu Straßburg, Berlin und Bremen, so wie in mehreren oberdeutschen, allein in Wolfenbüttel dreimal, vorhanden, und gehört entschieden dem 13ten Jahrhundert an. Wie man lange Zeit Königshovens Chronik für die älteste deutsch geschriebene gehalten hat und durch Closener die historische Prosa schon um 2—3 Jahrzehnte höher hinaufgerückt ward, so zeigt sich hier die Hoffnung der deutschen Lesewelt ein noch bedeutend älteres Denkmal bieten zu können, was für die schönen Kräfte des Vereins eine würdige Aufgabe wäre, zumal wenn er sich entschlösse, dasselbe der Vergleichung halber niederdeutsch zu geben.

Closener hat also einen älteren Chronisten ausgeschrieben, ohne ihn drum zu grüßen. Auf ähnliche Weise nennt Königshoven seinen Vorgänger Closener, so viel uns bekannt ist, nur einmal ganz beiläufig, * da wo er sich in Betreff der Lieder, welche die Geiselbrüder sangen, auf die Cronik beruft, uf unser Frowen Hus geschriben. Damit kann nur Closener gemeint seyn, denn Königshoven stimmt in sehr vielen Stücken wörtlich mit ihm überein, und die von ihm berührte Stelle der Chronik uf unser Frowen Hus findet sich gerade bei Closener umständlich. Sie ist schon in Wackernagels deutschem Kirchenlied (Stuttgart, 1841) S. 605 mitgetheilt, nach einem Abdruck in den theologischen Studien und Kritiken (1337, 889) und vermuthlich nach derselben Abschrift, worauf die Ausgabe des lit. Vereins beruht. Schon früher hat Hoffmann von Fallersleben in seiner Geschichte des deutschen Kirchenlieds S. 95 den Versuch gemacht, einen oberdeutschen Geiselergesang herzustellen, indem er einen niederländischen ins Mittelhochdeutsche übertrug. Die Vergleichung zeigt starke Verwandtschaft, freilich mit jenen räthselhaften Abweichungen, denen mündlich weiter getragene Lieder in verschiedenen Landschaften stäts unterliegen, und die

* Cap. V. S. 299 der Ausgabe von 1698.

Digitized by Google

zwar der Hauptſache nach das Ganze laſſen, aber im Ausdruck und in der Anordnung oft ſo bedeutend ſind. Der abgeſchmackte Brief den die Geiſeler als vom Himmel gefallen vorlaſen, und der über die Veranlaſſung ihrer ſeltſamen Fahrten viel Aufſchluß gibt, iſt aber unſres Wiſſens noch nie gedruckt; auch ſcheint er ein Eigenthum Cloſeners zu ſeyn, da dieſer als Augenzeuge ſchreibt, wie er S. 98 ſagt: dis han ich beschriben, als (ſo wie) es zu Stroszburg ergangen ist. Seine Berichterſtattung iſt, wenn er auch kein Hehl hat, daß er der Sache nicht wohl will, doch ſichtlich treu und wahr.

Junge Literatur.

Das letzte Lebensjahr des jungen Theologen Gotthold Heym. Wahrheit und Dichtung. Zürich, Schultheß, 1842.

Wir wollen dieſes kleine Buch nicht empfehlen, aber es anzeigen, weil ſich ein Sympton der Zeit darin kund gibt. Man erſieht daraus ſo recht anſchaulich, welche Verwirrung die moderne Philoſophie in jungen Köpfen anrichtet. Die hier mitgetheilten Herzensergießungen eines jungen Theologen, welcher frühzeitig ſtarb, ſind wohlgemeint. Heym — der Name iſt nur willkürlich gewählt — ſchwärmte für die Menſchheit; er wollte für dieſe Menſchheit nichts Geringeres erobern, als die höchſte Vollkommenheit jedes Einzelnen. Da nun aber der Prieſter das Höchſte in den geiſtigen, der König das Höchſte in den materiellen Beziehungen iſt, ſo ſah er es als das Ziel der Menſchheit an, daß Jeder ein Prieſter und ein König werden müſſe. „Das iſts, ſagt er Seite 163, worauf unſere Zeit vor allen Andern hinaus will. Sie will mündig, in ihren heiligſten Intereſſen völlig und allſeitig mündig werden, Jeder ein Prieſter, Jeder ein König in ſeinem Kreiſe und Jeder ebenſo, wie der Andere. Das iſt der Drang, der tiefſte Geiſt und Trieb der neueſten Tage und der neueſten Menſchen, der größten Köpfe, wie der weiteſten, wärmſten Herzen; es iſt die heiligſte und ſeligſte Idee, die je, aus Gott geboren, ſich in einem Menſchen und ihn durch ſich verherrlicht hat.“ Das iſt die bekannte Lehre von der Selbſtvergötterung des Menſchen, in ſocialiſtiſcher Anwendung; hier mit Sentimentalität und frommer Gläubigkeit an ihre innere Wahrheit vorgetragen, wie anderwärts mit diaboliſchem Hohn. Aber zum Vortrag dieſer tief lügenhaften Lehre eignet ſich in der That die Sprache des Mephiſtopheles viel beſſer, als die des Siegwart und des leidenden Werther. Die Sprache der Betrüger kann man ſich gefallen laſſen, vorausgeſetzt, daß ſich Niemand dadurch täuſchen läßt, aber die Sprache der Betrogenen erweckt Mitleid und Ekel, weil man daraus erkennt, daß jene wirklich mit Erfolg gearbeitet haben.

Es iſt nicht gut, daß auf den Univerſitäten eine Lehre herrſchend geworden iſt, welche den Menſchen Gott gleich ſetzt und der Jugend eine Hoffahrt des Geiſtes beibringt, welche einerſeits die Beſcheidenheit und andererſeits das Pflichtgefühl verbannt. Denn Beſcheidenheit und Pflichtgefühl ſind Dinge, von denen man nicht ohne großen eignen Nachtheil auf die Dauer abſtrahiren kann, weil man immer wieder mit Gewalt dahin zurückgeführt wird. Es iſt beſſer, wenn man ſich beſcheidet, ein Menſch und nicht Gott, ein Student und kein König zu ſeyn; denn man muß ſich in die Nothwendigkeit, nicht mehr ſeyn zu können, doch ergeben, mag man auf der Univerſität die Naſe noch ſo hoch getragen haben. Und vollends die Geiſtlichkeit. Wenn jeder Prieſter und König ſeyn wollte, wer würde dann noch Stiefeln putzen und Straßen kehren wollen? St. Simon hat dieß wohl begriffen und deßhalb machte ihm die Rangordnung in ſeiner Republik und die Vertheilung der Aemter die meiſte und eine unüberwindliche Schwierigkeit. Wie ſtolz ſich die deutſche Philoſophie bläht, die Menſchheit auf den Standpunkt der Göttlichkeit erhoben zu haben; wie frech der franzöſiſche Pöbel und ſeine Demagogen die Lehren der abſoluten Gleichheit und der Gütergemeinſchaft predigen, alle dieſe hier mit wiſſenſchaftlicher Tiefe, dort mit praktiſcher Unwiderſtehlichkeit prahlende Lehren werden durch die einfältige Rede jenes Webers widerlegt, der da ſagte: ich weiß nicht, ob Kaiſerthum oder Republik, abſolutes oder konſtitutionelles Königthum, Jeſuiten oder Jakobiner beſſer ſind, aber ich weiß, daß ich mein Leben lang ein Weber bleiben werde, weil ich nichts anderes gelernt habe und weil es, Staat und Kirche mögen ſo oder anders beſtellt ſeyn, doch immer Weber geben muß. Das gilt von allen Ständen. Eine Nivellirung derſelben, ein Erheben aller Schneider und Schuſter in den Stand der Könige und Prieſter iſt etwas ſo lächerliches, daß man ſich in der That wundern muß, wie dieſe verrückte Lehre des berühmten Schneider Johann von Leyden in unſern Tagen wieder hat auftauchen können, und wie es junge gebildete Theologen geben mag, die ihr anhängen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. December 1842.

Dramatische Dichtkunst.

1) Theater von Julius Mosen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Das geistreiche Vorwort „über die Tragödie" zeigt, welchen würdigen Standpunkt der Verfasser als Tragiker sich unterstellt hat, indem er seinen Tragödien historische Bedeutung verleihen, den Gedanken der Weltgeschichte in ihnen geltend machen will. In unsern Tagen sind allerdings die Gesetze der Weltgeschichte mehr in das menschliche Bewußtseyn getreten; der modernen Tragödie liegt daher der weiter herausgebildete Gedanke der Gottheit in der Weltgeschichte zu Grunde; denn dieser große, weltbewegende Gedanke sucht eine entsprechende Form für seine Darstellung. Der Weg — sagt Herr Julius Mosen — auf welchem dieser Gedanke, durch den von selbst das menschliche Individuum zu einem sich selbst bewußten Mitfaktor der Weltgeschichte wird, in die Nation dringe, könne nur die Poesie seyn, und in ihr müsse er wieder die Form zu gewinnen suchen, welche ihn am lebendigsten in allen seinen Wendungen sichtbar mache, — die der Tragödie; von ihm emporgetragen müsse die moderne Tragödie die eigentliche historische werden. — Aber ist es nicht wahr, was Lessing sagt: „man thue dem menschlichen Herzen Unrecht, man verkenne die Natur, wenn man glaube, daß sie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren?" Haben deßhalb die nicht Recht, welche, auf diesen Ausspruch gestützt, meinen, das moderne Drama müsse das sogenannte bürgerliche seyn? J. M. antwortet, Lessing habe Recht, wenn er mit Aristoteles für den Zweck der Tragödie die Erregung des Mitleids und des Schreckens halte, — diese Ansicht sey seiner Zeit ganz angemessen gewesen, wo er sagen konnte: „die Deutschen sind keine Nation!" d. h. sie besitzen kein Nationalgefühl, welches sie aus dem Familienleben heraushebt zum weltgeschichtlichen Zusammenleben. Wir haben bürgerliche Rührspiele genug und die Deutschen wollen nicht länger darauf verzichten, eine historisch geltende Nation werden zu wollen, also auch nicht bloß ihre Privatverhältnisse und wenn sonst noch so achtungswürdigen Privatempfindungen in der Poesie abgespiegelt und wiedergegeben zu finden. Sie wollen eingreifen in das Rad der Weltgeschichte und deßhalb dürfen wir hoffen, daß auch ihre dramatische Poesie die Knospe zur Blüthe und Frucht herausentwickeln werden. Denn wie Poesie sich als treuer Abdruck des innern Lebens offenbart, so erkennt man aus ihr auch den Charakter einer Zeit.

Treten wir näher heran an die einzelnen Tragödien. „Kaiser Otto III." führt uns ein in den Wechsel des neuen Jahrtausends, an den sich die Prophezeihung vom jüngsten Tag knüpfte. Kaiser Otto III. steht mit dem deutschen Heere vor Rom, um die auf Anstiften des von ihm eingesetzten römischen Konsuls Crescentius abgefallene Stadt wieder zu gewinnen. Der Kaiser, ein hochgesinnter ritterlicher Jüngling, von dem klassischen Alterthum begeistert, trägt hohe Plane in der Brust. Als ihm das erschrockene, hungernde und abergläubische Volk die Thore öffnet, begrüßt er mit den Worten die Stadt:

> Ich und die Morgensonne begrüßen
> Dich, den uralten Horst der Cäsaren,
> Ewige Roma, Achse der Welt!
> Rings um mich her die Völker der Erde
> Trag' ich als Atlas das neue Jahrtausend
> Aus der Mitternacht rohen Gewalten
> An das himmlische Licht empor!

Er hat Gnade verheißen, nur Crescentius, der aus Liebe zu seinem undankbaren Volke und von seinem Bruder Taraglia verführt, sich zum Treubruch gegen den Kaiser hatte bewegen lassen, soll nach dem Rathe der deutschen Fürsten zum abschreckenden Beispiel wenigstens die Todesangst empfinden. Zum Tode abgeführt droht dieser:

> So strafe einen Meineid denn mit Meineid.
> Und drücke einen Stachel in dein Herz!

Digitized by Google

Du mordest mich, so sieh' mir in die Augen,
Ihr Blick soll dich, wie ein Gespenst verfolgen,
Bis du, wie ich, verderben mußt durch Schuld.

Der mildgesinnte Kaiser hat im Sinne, ihm das Wort der Gnade nachzusenden. Im verhängnißvollen Augenblicke aber erscheint Stephanie, die schöne junge Gemahlin des Consuls, um zu des Kaisers Füßen Gnade für ihren Gemahl zu erflehen. Otto wird von ihrem Anblick entzückt und aus aller Fassung gebracht; mit Grauen sehen wir den entscheidenden Augenblick verfließen, die Gnade kommt zu spät, das Haupt des Konsuls fällt. Dieser unselige Zufall quält den edelmüthigen Fürsten furchtbar, um so mehr, da er sich seine Liebe zu der schönen Wittwe zum Vorwurf macht. Die deutschen Fürsten drängen zur Heimkehr; denn:

Die deutschen Männer fühlen sich nicht wohl
In diesem fremden Land; sie quält das Heimweh
Zu unsern Bergen und den frischen Auen.

Doch den Kaiser fesselt nicht nur die Liebe; er kann sich auch nicht so leicht trennen von seinen Idealen; ihm behagt's, zu steh'n „im Mittelpunkte einer Weltgeschichte." Aber er ist nicht mehr der lebensmuthige Jüngling, sondern finstere Melancholie zehrt an seinem Marke. Selbst mitten im Liebesgekose (denn Stephanie nach schwerem innern Kampfe erwiedert seine Liebe mit der ganzen Gluth des Südens) wird er traurig und zeigt sich in einer Zerrissenheit, die bis zu Ausbrüchen des Wahnsinns sich steigert. Inzwischen haben die italienischen Edlen, namentlich der tückische Taraglia das wankelmüthige Volk wieder aufgehetzt. Bei einem Fastnachtsspiele, zu dem der Kaiser geladen war, sollte der Aufruhr ausbrechen, und der Kaiser ermordet werden. Doch Taraglia ersticht statt dieses den kaiserlichen Kanzler, der in gleicher Vermummung, wie der Kaiser, zugegen ist. Die wenigen treuen Deutschen schaaren sich um ihren Kaiser und halten in dem festen Palaste des Crescentius Stand, bis Hülfe von dem in Tusculum lagernden deutschen Heere kommt. Otto erkennt nun, wie wenig die treulosen feigen Italiener geeignet seyen, durch sie seine hohen Entwürfe zu verwirklichen, und wendet sich seinen treuen Deutschen zu:

O diese Tage, so erfahrungsreich,
Die aus dem Herzen Rom mir ausgerissen
Und wieder meinem Volke mich geschenkt,
Ihr habt mit Blut mich losgekauft von Rom.

Vorher aber muß er noch mit der Vergangenheit abschließen und seinem Volke ein großes Opfer bringen:

Noch abzuschließen ist ein großes Werk!
Entsagen soll ein Kaiserherz der Freude,
Und wieder ganz dem Volke angehören,
Von dem es Schuld und Liebe abgewendet.
Gescheitert ist an einem Weib das Größte
Und Herrlichste, was je ein Mann erstrebt. —
Noch ist es Zeit, die Ehre mir zu retten,
Die Zukunft eines Volks! Und es zwingt mich,
Das abzuthun, was seiner unwerth ist.
Ade, du schönes, träumerisches Weib,
Du schöne Circe, die mich so bezaubert,
So glücklich, so unglücklich hat gemacht!

Als er aber das Trennungswort ausspricht, rast Stephanie. Wohl hatte sie die Anmuthung Taraglia's, den Kaiser zu ermorden, mit Abscheu von sich gewiesen; als ihr aber ihre alte Dienerin Afra Gift und zwei Dolche aufdringt, steigern ihre zwischen Haß und Liebe streitenden Gefühle sie zu dem entsetzlichen Entschlusse:

In guter Hand bist du, Werkzeug des Todes;
Vertilgen sollst du den gehaßten Mann?
Doch ist das Haß, was meine Seele jagt
In wilder Lust und glühendem Entzücken?
Ich haß ihn nicht. Ich liebe ihn zu heiß.
Der Tod gibt uns das Sakrament der Ehe.
Kostbar will ich mich schmücken zu der Hochzeit —
Reicht mir den Myrthenkranz mit Perlenschnüren,
Die gold'ne Kette mit den Blutrubinen!
Das prächtige Gewand mit gold'nen Blumen;
Denn ich bin eine kaiserliche Braut!
Schon beug' ich mich hinab zu seiner Lippe,
Schon schlinge ich den Arm um seinen Nacken
Und stürze mit ihm jubelnd in den Tod!

Sie schleicht in des Kaisers Schlafgemach und ersticht ihn und sich, gerade da die Deutschen als Sieger in die Stadt brechen. Der treulose Taraglia findet im Tode durch die Hand des treuen Eckart den wohlverdienten Lohn.

Die hervorstechendsten Personen der Tragödie sind Otto III., Stephanie und Taraglia. Otto's hochherziger, ritterlicher Sinn, so wie seine Milde, die sich selbst zu träumerischer Weichheit steigert, sind im Bisherigen schon bezeichnet. Seine Schuld sind — außer dem Leichtsinn, mit dem er „den Spruch der Gnade auf die Spitze des grauenvollen Augenblicks des Todes" stellt, außer der Weichheit, mit der er sich in so ernstem Augenblick, in dem es sich von Leben und Tod handelt, der plötzlichen Leidenschaft gegen das Weib eines noch Lebenden hingibt — seine hochfahrenden Pläne, die ihn seinem treuen deutschen Volke entfremden und zu den Italienern ziehen, von denen ihm eben deßhalb das Verderben kommen muß. Dagegen versöhnt mit ihm, neben seiner Milde, die Kraft, mit der er seinem Volke, zu dem er, zur Erkenntniß gekommen, sich mit neuer Liebe wendet, das größte Opfer, das des Herzens, bringt, so daß auch hier der Tod seine versöhnende Kraft bewähren kann. Stephanie hegt kindliche Liebe zu ihrem viel ältern Gemahl und daneben patriotische Gesinnung. Aber sie

Digitized by Google

vergißt — und damit ist ihre Schuld bezeichnet — mit ihrer leidenschaftlichen, sündhaften Liebe zu Otto, Gemahl und Vaterland, und sie sagt zu Otto, den Gewissensbisse wegen der Hinrichtung des Crescentius und wegen seiner Liebe zu dessen Wittwe quälen:

Laß ruh'n im Grabe, was begraben ruht.

Ihre Religiosität war nur eine äußerliche Werkheiligkeit:

Wer zeiht mich eines Fehls in meinem Wandel?
Ich habe gern Almosen ausgetheilt
An Kirchenthüren, in einsamen Hütten;
Gespeist Pilgrime an den hohen Festen,
Gestiftet viele Messen in die Kirchen!
Zu Tausenden Wachskerzen angezündet
Auf heiligen Altären; und vom Beten
Sind häufig meine Kniee wund geworden;
Was hilft mir Alles, undankbarer Himmel!
Wo ist dein Frieden? wo ist deine Hülfe?

Auch Otto klagt über ihren „heft'gen Sinn" und ihre „dämonische Natur."

Trefflich charakterisirt ist die abgefeimte Bosheit des Caraglia. Er hat, dereinst mit Stephanie verlobt, dieselbe, die ihn nie liebte, aus schlauer Politik seinem Bruder abgetreten. Meisterhaft ist namentlich die Art, mit der er das Volk aufzuhetzen und je für seine Zwecke zu benützen weiß. Dieses ist als feig, abergläubisch, wankelmüthig und treulos geschildert; deßhalb sehnen sich auch die Deutschen zurück in ihre Heimath, und Eckart, Markgraf von Meißen, der hier als Repräsentant der Deutschheit betrachtet werden darf, sagt:

Seh' ich so eine Italienernase,
So laufen Spinnen über meinen Rücken.

In dem Trauerspiel „Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer" ist, wie schon der Titel andeutet, der aus der Geschichte und aus Bulwers romantischer Bearbeitung bekannte Rienzi die Hauptperson. Derselbe erscheint hier als eine edle, kühne und dabei tief poetische Natur. Seine Zither, der Jugendzeit Gefährtin gibt ihm nimmer Trost, er schöpft aus Livius das Ideal des Republikanersinnes und altrömischer Freiheit; er nennt begeistert sich selbst den letzten Römer, in dem die Seelen der Catonen und Cäsaren wohnen. Der Adel Roms hatte durch sein über alle Grenzen gewaltiges Benehmen den Papst genöthigt, nach Avignon seinen Sitz zu verlegen und die Patrizier, besonders das mächtige Haus Colonna, dessen Haupt Stefano Colonna sich vom päpstlichen Stuhl den Titel eines Gouverneurs von Rom ertrotzt hatte, unterdrückten und beraubten auf's schamloseste das Volk. Rienzi ward vom Volke nach Avignon um Hülfe bittend gesandt und er kehrte als Notar in Gemeinschaft mit dem päpstlichen Legaten mit Verheißung besserer Zukunft und mit der Vollmacht, den Zustand Roms zu untersuchen, zurück. Doch der Adel fährt ohne Scheu in seinen Bedrückungen fort; die Bürger klagen Rienzi ihre Noth und Einer, Lorenzo, der den Geist in ihm ahnt, ruft ihm zu:

Bist du ein Brutus, wirf die Maske ab!
Bist du ein Cäsar, so ergreif die Zügel
Des Regiments von Rom! Entschließe dich!

Wohl schwebt ihm die altrepublikanische Freiheit vor der Seele; wohl antwortet er seiner hochstrebenden Gemahlin, Camilla, die von der „funkelhellen Kaiserkrone" träumt: sein einz'ger Stolz sey, Römer zu seyn und Plebejer, wie Marius gewesen; doch regt sich schon der schlummernde Ehrgeiz in seiner stolzen Brust. Er sagt nach Camilla's Abgang:

Auch über sie kommt jener dunkle Geist,
Der mit prophet'scher Stimme zu mir spricht,
Deß Augen zu mir funkeln in der Nacht —
Und Aufruhr predigen in meinem Herzen.
Du Dämon meiner Seele schreit' voran,
Wer du auch bist, ob Brutus oder Cäsar,
Ich folge unerschrocken deiner Spur ꝛc. —

Auf einem Maskenball, der mitten in der Noth des Volks die Patrizier zu übermüthiger Lust versammelt, weist Colonna nicht nur den päpstlichen Legaten mit seinen Beschwerden höhnend zurück und bricht damit gänzlich mit der Kirche, sondern behandelt auch das bittende und klagende Volk auf's empörendste, ja läßt den freimüthigen Lorenzo vom Söller hinunterschleudern. Rienzi, der sofort vor dem aufgeregten Volke mit hinreißender Beredtsamkeit spricht, wird von diesem zum Volkstribun erwählt und vom Legaten bestätigt; er ladet die Patrizier vor sein Tribunal, um Rechenschaft zu geben; diese aber entweichen aus Rom. In jugendlicher Macht steht dieses bald da und Rienzi beherrscht es wie unumschränkt. Zwar, als Baroncelli, der schamlos freche Bastard Stefano Colonna's, der das Volk aufgeschürt und für Rienzi's Plane geworben hatte, diesem den tapfern, aber selbstsüchtigen Freibeuteranführer Montreale zum Schutze gegen die heranrückenden Patrizier zuführt und Beide dem Tribun ein Triumvirat oder Theilung Italiens vorschlagen, so entbrennt in diesem ein edler Unwille. Doch kann er sich nicht rein erhalten von großen Fehlern. Den „besten Staat" will er durch starre, rücksichtslose Gerechtigkeit, die nicht selten zur grausamen Härte überspannt wird, begründen, so daß Andrea, einer der Repräsentanten des römischen Spießbürgerthums sagt: „Denkt an mich, der Tribun ist zu gewaltig! Vor lauter Gerechtigkeit wird einem angst und bang; aller Abende, wenn ich zu Bette gehe, greife ich nach meinem Kopfe und freue mich, daß ich ihn noch habe. Er macht viel zu viel Gerechtigkeit."

Auf der andern Seite wird er stolz, prachtliebend, herrschsüchtig. Er prahlt bei sich:

Jetzt stehen alle Völker an dem Strand,
Und rufen jauchzend: Rom! Rienzi! aus.
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentakt
Hoch an dem Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich krank und schlank
In deine gold'ne Fluth. Ich trink' dich aus
Bis auf den letzten, allerletzten Tropfen,
Und wie ein Cäsar will ich mich berauschen
In dir, imperium, du Herrscherwonne;
Zu todt in dir mich schwelgen, wie ein Gott!

Er verderbt es auch mit der Kirche und dem Papst, durch dessen Hülfe er so weit gekommen; er führt zwar immer den Namen des Volkes im Munde, aber am Ende meint er doch auch zumeist sich selbst. Vergebens warnen ihn treue Freunde, der Volksgunst, „der Windrose voll Laune und voll Zufall," nicht zu viel zu vertrauen. Die römischen Bürger sind nicht mehr die alten Römer. Ihre Indolenz und Charakterlosigkeit wird mit kurzen, treffenden Zügen geschildert. Crasso, ein träger Spießbürger, seufzt nach einem glücklich abgeschlagenen Sturme: „Kann man denn einmal ordentlich ausschlafen vor diesen Trommeln und Trompeten! Elend wird man davon. Hatte ich sonst den Rock zugeknöpft über den Leib, so konnte ich die fünf untern Knöpfe nicht mehr sehen, jetzt fällt mir schon der vorletzte in die Augen. Heißt das auch alte, gute Zeit?" Als nun der Legat den Tribun mit dem Kirchenbanne belegt, verläugnet ihn dasselbe Volk, das kaum noch ewige Treue jauchzend gelobt hatte. Vergebens sucht Rienzi mit Donnerworten an das Herz dieser Memmen zu sprechen. Wie der treulose Baroncelli, den R. mit unzeitiger Großmuth gegen schändlichen Verrath begnadigt hatte, mit einer Schaar Räuber einbricht, fallen und jauchzen sie diesem zu und Rienzi muß entweichen. Zwar bald wird er zurückersehnt und, nachdem er reumüthig die päpstliche Verzeihung angefleht hatte, vom Banne entlastet und vom päpstlichen Legaten Raymond mit einem Heere Rom entgegen zurückgeführt. Doch eine Prüfungszeit war ihm noch bestimmt. Denn, sagt Raymond:

Wär' ich nur überzeugt von seiner Treue!
Doch ist noch nicht sein alter Stolz gebrochen,
Nicht der Gedanke an die Weltherrschaft;
Denn solche Menschen sind dämon'scher Art,
Wie groß sie sind, gefährlich sind sie immer!

Er besteht die Geduldprobe nicht. Als der Versucher Montreale mit falsch gemeinten Anträgen, ihm vermittelst seiner Räuberbande wieder zur Herrschaft zu verhelfen, ihm naht, so unterliegt er der Versuchung nach einigem Kampfe. Vergebens sucht ihn seine treue Gattin Camilla, die „des Unglücks wunderbare Macht" und durch sie Demuth und etwas Höheres, als Herrscherwahn kennen gelernt hat, zurückzuhalten. Er kehrt nach Rom zurück „als Feind." Denn er „haßt nun grimmig diese Römerschufte." Nun will er nur gefürchtet seyn und wird Tyrann. Montreale ist abermals falsch und R. läßt ihn verurtheilen und zum Tode führen. Dieser fordert ihn

— — vor Gottes Richterstuhl
Denn in drei Stunden stehst du dort mit mir!

Dieser Tod nebst Prophezeihung macht dem in sich bereits zerfallenen Tribunen nur zu viele Gewissensbisse. Denn Blut war er ja schon gewohnt und Montreale hatte vielfach den Tod verdient. Unpolitisch war der Schritt allerdings und um so mehr zu beklagen, da sich eben Alles freundlich lösen wollte. Die Nachricht von der Enthauptung des „großen Montreale" hatte einen neuen Volksauflauf mit dem Geschrei „Gerechtigkeit und Brod" zur Folge, unter Anleitung des Baroncelli, von welchem der Tribun unter Hohnworten erstochen wird. Camilla folgt ihm freiwillig in den Tod. Der elende Baroncelli wird ergriffen. Raymond nimmt im Namen des Papsts wieder Besitz von Rom.

Diese beiden ausführlicher dargelegten Tragödien scheinen uns die durch ihre Charakteristik ausgezeichnetsten. In dem Trauerspiel „die Bräute von Florenz" ist mehr die Verwicklung hervorgehoben. Das Thema ist eine ohne Einwilligung der Betheiligten beschlossene Heirath mit ihren Verwicklungen. Dieses bekannte Thema ist aber als lebendiger Faktor mit geschichtlich bedeutenden Zuständen verflochten. Der Dichter selbst sagt in dem Vorwort über diese Tragödie: „in den Bräuten von Florenz tritt der Moment hervor, wo Florenz nach langem, hartnäckig behauptetem juste milieu zwischen der geistlich-freibürgerlichen Partie der Welfen und dem Waiblingenschen Adel, aus dem dumpfen, chronischen Leiden eines gewaltsamen Friedenszustandes durch das Schicksal der Liebe Buondelmonte's, eines seiner edelsten Jünglinge, in die weltgeschichtlichen Konflikte hineingestürzt wird, um in sich das ganze mittelalterliche Leben, wie einst Athen die alte Welt, zur Verklärung zu bringen und abzuschließen." — Buondelmonte ist ein edler, hochherziger, ritterlicher Jüngling, etwas leichtsinnig, wie derlei Herren zu seyn pflegen. In Bianka ist der Somnambulismus poetisch benützt. Ein gar liebliches herziges Bild ist die unschuldige Costanza.

Die am wenigsten bedeutende unter den vorliegenden Tragödien ist die letzte: „Wendelin und Helene." Sie hat den oft benützten Gegenstand: ein von einem Vornehmen verführtes, zwar geliebtes, aber doch verlassenes Mädchen. Seine Reue und sein Tod versöhnen das beleidigte Sittengesetz. Doch auch dieses Trauerspiel hat historische Grundlage. Es spielt in der Zeit, wo Bürger und Bauer das Joch des Adels abzuschütteln ringen. Der Dichter sagt selbst, dieses Stück sey sein erster Versuch und empfiehlt es milder Beurtheilung. Es ist in ungebundener Rede geschrieben.

Im Allgemeinen können wir nur freudig diese gesunden Früchte auf dem nicht eben besonders gesegneten Felde der dramatischen Poesie begrüßen. Wir finden hier wahre Poesie, lebendige Handlung, gewandten Dialog und würdige, sittliche Haltung. „Otto III." und „die Bräute von Florenz" wurden in Dresden zuerst zur Darstellung gebracht, und wir zweifeln nicht, daß der Eindruck ein sehr günstiger war. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. December 1842.

Keltische Alterthümer.

Die malbergische glosse. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes Heft. Halle, Anton, 1842.

Durch den Verfasser ist die merkwürdige Entdeckung gemacht worden, daß die sogenannten Malbergischen Glossen zum salischen Gesetz, die man bisher für ausschließlich deutsche, nur durch Abschreiber verderbte Wörter gehalten hat, vorzugsweise keltische Wörter seyen. Durch diese Glossen sind nämlich die vornehmsten lateinischen Ausdrücke jenes Gesetzes in die Volkssprache übertragen.

Wenn Herr Leo daraus überhaupt auf ein Uebergewicht keltischer Elemente im deutschen Wesen schließt, scheint er seine Folgerungen zu weit auszudehnen. Jene Glossen wurden für eine noch halbkeltische, den Franken unterworfene Bevölkerung angefertigt; das Gesetz selbst wurde lateinisch geschrieben, aber gegeben wurde es von den Deutschen. Auch der Umstand, auf welchen Leo sehr großes Gewicht legt, daß Bestimmungen des Gesetzes selbst ihrem Inhalt nach andern anerkannt keltischen Gesetzesbestimmungen, nicht aber andern deutschen analog sind, beweist nur, daß die fränkischen Eroberer, als sie sich auf altkeltischem, von den Römern bereits früher eroberten Grund und Boden niederließen, die dort längst bestehenden Verordnungen über das ländliche Eigenthum fortbestehen ließen, was sehr natürlich war. Der neu angesessene deutsche Eigenthümer hatte guten Grund, gegen die ihm gewiß nicht immer sehr holden gallisch-römischen Untergebenen oder Nachbarn die altherkömmlichen Strafgesetze in Bezug auf Viehdiebstahl ꝛc. in Kraft zu erhalten. Waren diese Gesetze zweckmäßig, wozu hätte er neue ersinnen oder aus seiner frühern Heimath etwa andere weniger genaue Bestimmungen einführen sollen? Die Deutschen fanden auch wohl Manches vor, was bei ihnen zu Hause weniger im Schwange war, und wenn Herr Leo insbesondere die Gesetzgebung in Bezug auf die Schweine als wesentlich keltisch nachweist, so ersieht man daraus nur, daß die welschen Nationen von jeher, wie noch heute, größere Liebhaber der Cochonerie gewesen sind, als die deutsche.

Wichtiger indeß als die spätere Keltisirung und Romanisirung der Franken jenseits der Maaß ist der viel ältere Einfluß keltischen Wesens auf das deutsche schon im Innern Deutschlands selbst. Die Franken wurden eben, wie die Burgunder, Gothen, Longobarden in dem eroberten Lande von der Kultur der ältern Einwohner und namentlich auch durch den Einfluß der römischen Kirche ihrer alten Volksthümlichkeit entfremdet. Daß aber in dieser Volksthümlichkeit selbst schon in der eignen Heimath der Deutschen viel Keltisches verborgen lag, ist noch interessanter an sich und auch bisher weniger bekannt gewesen. Es erklärt sich einfach aus der Annahme, daß die Kelten früher in Europa eingewandert sind, daß die Deutschen ihnen nachfolgten und sie nach und nach aus der Kernmitte Europas nach allen Seiten süd-, west- und nordwärts hinausdrangten, und aus der weiteren Annahme, daß die Kelten sich schon früher Bildung, namentlich an den Küsten des Meeres angeeignet hatten, während die Deutschen aus dem Binnenlande, aus Steppen und Wäldern kommend, tapferer, aber auch roher waren. Deutscher Stolz braucht sich gegen die Annahme, daß wir von Andern gelernt haben, weder zu sträuben, noch sie zu beklagen. Wenn das deutsche Volk Jahrhunderte vor Christi Geburt schon in dem Grade wie heute gebildeter gewesen wäre, als andere Völker, so würden uns ruhmvolle Beweise davon nicht fehlen. Aber es kommt nicht darauf an, womit man angefangen hat, sondern wozu man gekommen ist. Mögen die meisten Wörter, die bei der Schifffahrt vorkommen, ursprünglich keltisch seyn, so wurden doch germanische Normannen, Hanseaten und Holländer und sind heute noch germanische Engländer und Amerikaner die größten Seefahrer. Hat auch das liebe Vieh in Deutschland heute noch großentheils nicht deutsche, sondern keltische Namen, so beweist das

Digitized by Google

nur, daß die Kelten es früher genannt, die Deutschen aber länger besessen haben.

Um nun ein Beispiel zu geben, wie so mancher deutsche Name in der deutschen Sprache selbst nicht organisch wurzelt, sondern nur aus dem Keltischen stammt, entlehnen wir dem Werke Leos die Ableitung der Pferdenamen: „Den obersten plaz unter den haustieren hat überal das pferd Gehen wir nun die alten deutschen benennungen der pferde durch, so finden wir vornämlich folgende:

ahd. ehu; alts. ehu; an. ior. (gen. ios, so dass sich das r als teil der endung zeigt).
ahd. hengist; ags. hengest; an hestr.
ahd. reinno.
ahd. scelo.
ahd. merihha, ags. myre, an. meri — ahd. marah.
ags. stêde (verwandt ags. stôd, ahd. stuot, das gestüte).
an. tia.
ahd. volo, vullîn, an. foli, folald.
alts. Wigg, agl. vic'g.
ahd. hros, ags. hors.

Diese worte sind nun fast alle im Keltischen auch zu finden, denn dem ehu entspricht gälisches each; dem merihha, marah, gälisches marc, wälsches march; reinno hat Grimm schon mit dem waranio der lex salica zusammengestellt, und diess ist gälisches garrán, welches eine zusammenziehung ist aus gabharan; und diess wider eine ableitung von gobhar (oder gabhar) das pferd; garrán bedeutet ein starkes pferd. Stêde ist gälisches steud ein schnelles pferd; und auch dem angelsächsischen stôd entspricht gälisches stuadh, welches eine heerde, besonders eine schnel sich bewegende, also vorzüglich rossheerde, dann aber ebenso wie steud, auch einen schnellen lauf überhaupt, auch eine woge bedeutet.* Wigg ist des gälische oigeach, wofür die schreibung aigeach in Irland häufiger ist, und wovon (da sowol oi als ai mundartlich mit ui als stamvocal in den wörtern wechseln) ehemals wenigstens, sicher auch noch jezt hie und da, eine nebenform uigeach existiren muss — das wort bedeutet einen jungen hengst, ein junges, kräftiges pferd.** Das wort hengist endlich, was deutsch so ganz verwaist da steht, kömt nicht nur in der malbergischen glosse vor (chengisto caballus spathus; chanco [al. hanziao — das z ist wol verlesen für g in angelsächsischer schrift] caballus, qui carrucam trahit), sondern erklärt sich auch aus keltischen wurzeln sehr einfach und lebendig. Im Gälischen heisst cuing ein band, eine schranke, eine einschliessung, ein joch, eine einspannung, ein kummet — dass (wie so oft bei wörtern, die im stamme ui als vocal haben) eine form caing, wenn auch nur mundartlich daneben bestund, zeigt noch das abgeleitete caingeal, die einschliessung, die hürde. Von diesem cuing oder caing ist nun chanco abgeleitet: das zugpferd, das pferd, was im joch oder in der einspannung geht. Cuingreach heisst noch eine art wagen; und chengisto verhält sich ebenfals zu caing, wie die gälischen wörter tanaiste (der fürst) zu tan (das land); taiste (knopf, heftel, schnürband) zu taic (die festhaltung); riaraiste (rückstände, zurückbleibender teil) zu riaraich (teilen); caraiste (der wagen) zu caraich (bewegen, faren); u. s. w. kurz es ist eine keltische ableitung, und bedeutet: das eingespante pferd und zwar mit weiterer masculiner bildungssylbe. Das wort „hengst" ist übrigens nicht das einzige auf -st gebildete, welches die deutsche sprache von Kelten erhalten hat: orn z. B. heisst gälisch: „die schlacht" — wälsch: „die herausforderung" und ornest heisst wälsch: „der zweikampf;" dasselbe bedeutet ursprünglich das deutsche, „ernst (angels. eornost)." Auch forest (weglose gegend) ligt unserm forst zu grunde, und ist ein wälsches wort.

Ziehen wir diese als auch im Keltischen vorkommend erwisenen bezeichnungen deutscher mundarten für pferde von der ganzen reihe ab, so bleiben uns als den deutschen mundarten allein angehörig nur scelo, tia, volo und hros, und selbst von diesen hängt villeicht noch eines mit keltischen wurzeln zusammen." S. 16.

Auch Ausdrücke, durch welche gesellschaftliche Verhältnisse bezeichnet werden und die wir bisher für Deutsch nahmen, sind keltisch. „Auch das wort dorf ist keltisch, ohngeachtet es schon in einer gothischen form bei den Deutschen gefunden wird. Deutsch ist das wort ohne stam und ohne organischen zusammenhang; ich hielt es deshalb früher schon für ein uralteuropäisches cf. rectitudines sing. pers. p. 36 u. f., denn es findet sich bei Römern, Deutschen und Finnen. Gälisch lautet das wort treabh oder in alter form trubh cf. O'Connor script. vet. rer. Hibern. I. p. XC. in den proleg., wo in Fiechs altem liede der vers vorkömt: Succat a ainm hi trubh rad [Succat sein name in (seinem) stamme gesprochen ward]. Nachher

* Das verbum steud heisst: schnel laufen.
** Das wälsche gibt die einsicht in die ursprüngliche bedeutung des wortes; nach streng regelmässigem lautwechsel müsse aigeach wälsch wyvawg oder gwyvawg lauten. Diess lextere wort kömt vor, und bedeutet ein wesen, was stets ausläuft, ausrent, von gwyv das ausrennen (auch ausweichen) und gwyvaw, ausrennen, auslaufen (auch ausweichen, fliehen).

Digitized by Google

kömt in demselben liede der plural trebhe vor. Treabh oder trubh bedeutet: familie, stam, gemeinde, landgut, flur — daher di-treabh, die wüste, land ohne ackerflur. Es ist das lateinische turba und tribus damit verwandt, wie ich schon in den rect. sing. pers. angeführt habe. Im Wälschen heisst torf oder torv, ein zusammengehöriger haufe menschen; torva das heer; torvu heisst: versammeln; trev, landgut, dorf, wonort; treva, wonort, dorf, versammlung, gemeinde; trevn, das zusammengehören, das system; treynu, zusammenordnen, in ein system bringen, einer gemeinsamen ordnung unterwerfen; der stam ist gälisch: tre (durch) — wälsch: try (eigenschaft des ganz hindurchgehens, in sich zurück kerens, des in sich abgeschlossenen satzes, des zusammengehörens). Auch die angelsächsische und deutsche bezeichnung des hauses des kleinen landbauers; cote oder kothe, ist keltisch. Im Gälischen bedeutet cot einen teil, eine section, einen anteil; in specie ist es der anteil des einzelnen familienvaters im clan an der flur der clans abtheilung zu welcher er gehört. Da in Irland nach der alten gemeindeeinrichtung diese fluren, wie noch manche auf dem trierischen hochwalde, gemeinsam waren, und von zeit zu zeit die parcelen durch die häuptlinge neu verteilt wurden, zu jeder parcele aber eine wonhütte gehörte, ist dann cot auch eine solche ländliche wonhütte; das englische cottage kömt davon her. Wälsch heisst cut oder cwt die hütte; dann aber auch: der abschnit; cwtws, das loss; cytiaw, kurz abschneiden.“ S. 20.

Dramatische Dichtkunst.

2) Königin Brunhild. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von R. O. Consentius. Karlsruhe, Macklot, 1842.

3) Alboin, Trauerspiel in drei Akten. Von demselben. Stuttgart, Druck von C. F. Mayer, 1842.

In dem ersten dieser beiden Trauerspiele ist Brunhild, im zweiten Rosamunde die Hauptperson. Beides sind bekannte historische Charaktere, Kraftweiber aus einem barbarischen Zeitalter. Um die Westgothin Brunhild gruppiren sich alle Greuel der fränkischen Merowinger und Rosamunde ist durch die Rache, die sie an ihrem Gemahl Alboin nahm, weltberühmt. Beide Frauen waren durch Schönheit ausgezeichnet, aber die Milde fehlte ihnen; theils weil das Zeitalter überhaupt in tiefe Barbarei versunken war, theils weil jene Frauen durch alles beleidigt wurden, was menschliches Gefühl empört, und weil dieß die ihnen angeborne Kraft, wir möchten sagen das, was Race in ihnen war, zum Widerstand aufforderte und zum Ausbruch unbändiger Wuth reizte. Der Dichter hat diese titanenhaften Wesen wohl begriffen und ermangelt desjenigen Nachdrucks in der Sprache nicht, der dazu gehört, um uns ihre kolossale Leidenschaft zu vergegenwärtigen. Nur scheint er insofern einer seit Schiller sehr allgemein verbreiteten Neigung der neuern Dichter zu viel nachgegeben zu haben, indem er seinen Heroinen zu viel Reflexion über ihre Kraft und überhaupt über ihr eignes Wesen gestattet. Sie sollten mehr unbewußt, mehr naiv handeln.

Da wir der Kraftsprache immer das Wort geredet und das gar zu weichliche Tragödiengewimmer oft verspottet haben, wird man uns nicht mißverstehen, wenn wir an der wirklich kräftigen Sprache der vorliegenden Trauerspiele die Tendenz zu gemeinen Ausdrücken tadeln. Gleich im Eingange des Alboin begegnen uns Schimpfworte. Sie kommen zwar aus dem Munde des Pöbels, aber der Dichter hätte nicht vergessen sollen, daß sich dergleichen auf keine Bühne schickt. Noch weit weniger passen aber gemeine Bilder und Ausdrücke zu hochtragischen Momenten. König Alboin hat seine Gemahlin gezwungen, aus dem Hirnschädel ihres Vaters zu trinken. Eine ungeheure Rohheit, die nur durch die barbarischen Kriegssitten der Zeit und durch die Trunkenheit des Königs erklärbar ist, und die, wie sie es verdient, den tragischen Untergang ihres Urhebers zur Folge hat. Der Dichter mag nun den Alboin in roher Verstocktheit verharren lassen als einen zarteren Empfindungen ein für allemal unzugänglichen Krieger, oder er mag ihn, vom trunknem Muthe zur Besinnung zurückgekehrt, die That bereuen und das Verhängniß, das er dadurch herausgefordert, ahnen lassen; aber wenn er das letztere wählt, wie hier geschehen ist, sollte er ihn niemals vom tragischen Ernst zu Ausdrücken herabsinken lassen, die nur der Comödie ziemen. Alboin berent, Rosamunden zu dem Trunke gezwungen zu haben und sagt:

> Wahnsinnig war ich. Heller ist das Urtheil
> Des unverständigen gehörnten Viehes.
> O meine zarte, süße Rosamunde ꝛc.

Es ist im Grunde wahr, Alboin handelte wie ein Ochse, aber der Dichter darf ihm diese Wahrheit nicht selbst in den Mund legen, weil das gemeine Bild die tragische Illusion stört und uns zum Lächeln reizt. In solchen Kraftausdrücken sollte sich nun der Dichter mäßigen lernen, ohne übrigens der Kraft selbst zu entsagen.

4) Die quade Fölke. Historisches Trauerspiel von C. A. Beinhöfer. Leer, Seyde, 1842.

Ebenfalls eine Heroine, und zwar aus der ostfriesischen Geschichte. Ein herrisches Weib, Wittwe eines

Digitized by Google

frieſiſchen Häuptlings, die an den Feinden ihres Hauſes die grauſamſte Rache nahm und in ihrem Volk, wie in ihrer eignen Familie unbarmherzige Tyrannei übte. Wiarda hat ihre Geſchichte ſehr anziehend geſchildert und auch im vorliegenden Trauerſpiel beurkundet ſich hinlänglich der poetiſche Eindruck, den dieſe Begebenheiten und Charaktere auf den Dichter gemacht haben. Aber die ſentimentale Jambenſprache eignet ſich wohl für einen ſo eigenthümlichen und ſcharf gezeichneten Provinzialismus nicht. Wir können uns des Gedankens nicht erwehren, die quade Fölke müſſe ſich viel naiver, ungebildeter ausgedrückt haben.

5) Kaiſer Heinrich der Vierte. Ein Trauerſpiel von Theodor Schliephake. Mannheim, Götz, 1841.

Es iſt hier nur der letzte Moment aus dem langen Leben Kaiſer Heinrich IV. aufgefaßt, nämlich der Kampf mit ſeinem Sohne Heinrich V., der ihn abſetzte. Gewiß ein höchſt unerfreuliches Sujet, aber tief ergreifend, wenn man es recht erwägt und den rechten Moment hervorhebt. Der Dichter hat dieß wohl eingeſehen und daher im bittern Schmerze ſeines unglücklichen Helden den Kaiſer vom Vater würdig unterſchieden:

Glaubt ihr, es reize mich nur Vaterſchmerz?
Seh' ich nicht gegen uns ein falſches Reich
Und ein erlognes Deutſchland ſich erheben
Und eine Kirche, ſo die Römerſtufen
Zum Thron der Erde aufzubaun ſich mühet,
Um meinen Sitz als Schemel zu betreten,
Um an die Krone, die mir rein verlieh'n,
Der Unterwerfung ſchnödes Band zu heften!
Es iſt der erſte Kampf noch, den ich führe,
Von dem ich nie geruht, dieſelbe Krankheit,
Die Glied für Glied an meinem Leben nagt.
O, habt ihr eine Wage, die das Leiden
Des Reichs, die Summen Grolls, der Zwietracht Nahrung,
Und jegliches Gedächtniß gegen mich
Und jede Klage faßt: ſo füllt ſie auf
Und ſparet nichts, die Schale zu belaſten!
Denn in die andre leg' ich meines Lebens
Freudloſe Müh'n und die geraubte Kindheit,
Unausgeſetztes Wirken in dem Sturm
Und nimmer müden Brandung um den Thron!

Der Ausdruck „ein falſches Reich und ein erlognes Deutſchland" iſt ſehr gut gewählt. Das war es allerdings, was die Päpſte aus unſerm Vaterlande haben machen wollen und eine Zeitlang gemacht haben. Der Dichter hätte es wohl noch ſtärker hervorheben können, wie arg ſich Rom an den Deutſchen verſündigt. Wenn junge Prinzen verderbt, mißleitet wurden; wenn treue Fürſten wankend gemacht, zur Untreue verlockt wurden, wenn ſelbſt die heiligſten Bande der Natur zerriſſen und der Sohn gegen den Vater aufgehetzt wurde, ſo war immer Rom die Urſache. Die Greuel, die ſchon in der Familie Ludwigs des Frommen, die wieder in der Familie Heinrichs des Vierten, dann in Friedrichs II. vorkamen, hatten alle dieſe Quelle. Wenn man fragt, wie kamen Dinge, die ſo ganz dem deutſchen Weſen widerſtreben, dennoch in die deutſche Geſchichte, ſo weiſt die Antwort immer nach der Stadt der ſieben Hügel.

6) Johann von Schwaben. Trauerſpiel in fünf Akten. Von R. Neumeiſter. Leipzig, Barth, 1841.

Ein Stoff, welcher ſchon öfter bearbeitet worden iſt. Johannes Parricida ermordete ſeinen Oheim, Kaiſer Albrecht I., wurde geächtet und ſtarb in Piſa als unbekannter Mönch. In vorliegendem Trauerſpiel wird der Kaiſer am Schluß des vierten Akts ermordet. Im fünften Akt folgen nur noch drei Scenen (zuſammen nur 11 Druckſeiten). Erſte Scene: Johanna von Wart am Rabenſtein unter dem Rad, auf das ihr Mann geflochten wurde; Monolog. Zweite Scene: Königin Agnes, die ihren kaiſerlichen Vater aufs blutigſte gerächt, von Gewiſſensbiſſen gemartert wie Lady Macbeth und ſterbend. Dritte Scene: Johann als Pilger in Prag am Grabe einer Thekla Gräfin Terzky, die er früher geliebt. Dramatiſcher Zuſammenhang wird in dieſem kurzen letzten Akt ſehr vermißt; die willkürliche Abweichung von der wahren Geſchichte dürfte ſich aber um ſo weniger rechtfertigen laſſen, als für Johann, den Träger eines ſo grauſamen Schickſals, eine gewöhnliche Theaterliebe nicht paßt.

7) Der ſächſiſche Prinzenraub. Ein dramatiſches Gedicht von Julius Wenck. Leipzig, Glück, 1841.

Daß Kunz von Kaufungen die ſächſiſchen Prinzen raubte, war gewiß ein gemeiner, unritterlicher Streich, der denn auch wie ein gemeines Verbrechen beſtraft wurde. Da iſt nirgends etwas Edles oder Großartiges; die ganze Begebenheit gewährt nur in Bezug auf die beiden fürſtlichen Knaben ein poetiſches Intereſſe, von denen wenigſtens der eine ſich über ſeine Jahre herzhaft benahm. Der Räuber ſelbſt aber qualificirt ſich nicht zu einem Helden und einer ſo gemeinen Seele Reflexionen anzudichten, wie hier z. B. in dem langen Monologe vor der Hinrichtung, ſcheint unpaſſend. Das Beiſpiel Müllners, der ſeinem Hugo Derindur, der nichts als ein feiger elender Meuchelmörder war, hohe Phraſen in den Mund legte, ſollte nie mehr nachgeahmt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. December 1842.

Romane.

1) Hook's ausgewählte Romane. Zwölf Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1842.

Drei Romane, jeder in vier Bändchen. Der erste ist „Jack Brag," das Leben eines Leichtsinnigen. Hook hat bei diesem Werke wohl an die ältern Romane von Smollet gedacht und sich bestrebt, dieselbe gute Laune zu zeigen. Es ist ihm auch gelungen. Eine Menge von Situationen, in die er seinen liederlichen Helden bringt, sind höchst ergötzlich.

Jack Brag ist der Sohn einer Wittwe, die ein einträgliches Geschäft in Lichtern treibt. Der kleine junge eitle Sprößling glaubt sich aber zu etwas Besserem berufen als zum Ladenhüten und Lichterverkaufen, spielt den Gentleman, drängt sich zu Vornehmen, wendet Geld dafür auf, macht Schulden und ersetzt, was ihm an reellern Mitteln abgeht, durch Lügen und Prahlereien, für die er die seltenste Virtuosität entwickelt. Dabei spielt ihm aber das Schicksal beständig tückische Streiche und bringt ihn in die bösesten Verlegenheiten. Auch trägt seine kleine Figur nicht wenig zu den wiederholten Demüthigungen bei, die er erfahren muß. Seine wohlhabende Mutter bietet ihm immer einen Rückhalt dar, aber auch diesen verliert er, als ein junger Fant, wie er selbst, das Herz der alten Dame zu fesseln weiß, sie heirathet und sich in den Besitz ihres Vermögens setzt. Wie die beiden Liederlichen, der Eine als Mann, der Andere als Sohn an der alten Frau hängen, und sich wechselseitig um das Geld zu betrügen suchen, gibt zwar zu vielfach komischen Scenen Anlaß, macht aber doch im Ganzen keinen erfreulichen Eindruck auf den Leser. Die alte Frau wird hier nicht bloß von den jungen Bösewichtern, sondern auch gewissermaßen vom Dichter selbst mißbraucht, sofern er sie als eine brave und herzensgute Frau schildert und sie doch in Lagen bringt und Aeußerungen thun läßt, die allzu tief in die Gemeinheit hinuntersteigen, und sie uns nur noch als eine Karikatur erscheinen lassen. Sehr komisch ist eine Wirthshausscene III. S. 136. Die Mama ist mit ihrem Mann und Sohn in einem Gasthof abgestiegen, und das Dienstmädchen glaubt, ihr Mann sey ihr Sohn, weil er eben so heißt wie sie, und will dem jungen Herrchen ein besonderes Bettchen anweisen. Das erinnert an die Anekdote von dem kleinen Papa, dem, als er der Niederkunft seiner Frau anwohnte, die Hebamme einen Apfel gab, damit er sich damit trösten und fortgehen sollte, weil sie ihn nur für das ältere Söhnlein der Wöchnerin hielt. — — Eine Theaterscene (III. 141 ff.), welche die eigentliche Katastrophe des Romans bildet und den Humor auf den Gipfel treiben soll, läßt die arme Mutter gar zu sehr in die Poissardenmanier herabsinken. Ihr junger Mann nämlich unterhält von ihrem Gelde eine Schauspielerin, die von der Bühne herab mit ihm liebäugelt. Die dabeisitzende Frau merkt es, vergißt aus Eifersucht alle Rücksichten und veranlaßt einen öffentlichen Skandal. Das Ende vom Liede ist, daß Jack, nachdem er alle seine Geniestreiche erschöpft hat und weder seine Gläubiger, noch die, bei denen er sich für etwas Vornehmeres ausgegeben hat, länger täuschen kann, nach Indien geht, sein jugendlicher Stiefvater aber den Hals bricht. Das Buch schließt mit der Hoffnung, Jack werde zurückkommen, um das noch immer einträgliche Geschäft seiner Mutter fortzuführen.

Der zweite Roman „Gilbert Gurney" enthält wieder die Abenteuer eines ziemlich leichten jungen Mannes mit heiterm Schluß. Die Entwicklung, wie sich die Hauptpersonen des Romans mit einem Schiff abgesegelt glauben und am Ufer klagen, einander aber auf einmal alle zurückgeblieben finden, ist so lustspielartig, daß man wünschen möchte, das Ganze wäre überhaupt rein auf komischen Effekt berechnet. Aber es gefällt dem Verf. in die lustigen Züge seiner poetischen Physiognomie immer einige säuerliche einzumischen.

Im dritten Roman „Braut und Gattin" herrscht

Digitized by Google

der Ernſt, ja das Tragiſche vor. Wir lernen ein junges Ehepaar kennen, welches durch die Intriguen einer Gräfin auf raffinirte Weiſe in Uneinigkeit gebracht und bis zur Scheidung getrieben wird. Die junge Mutter wird von ihren Kindern getrennt, erſcheint aber, da ſie krank werden, unter fremdem Namen als Gouvernante (wie ſchon die Mutter des Moſes in der Bibel) und pflegt ſie. Der Vater kommt dazu und entdeckt in der Wärterin ſeiner Kinder die verlorne Gattin. Ihre Unſchuld wird ſonnenklar, aber es iſt zu ſpät; ſchon hat der Gram ihr Herz gebrochen und ſie ſtirbt in den Armen der Ihrigen.

2) Schwänke, Fahrten und Abenteuer des Pedrillo Pablo de Molina. Nach dem Spaniſchen von Dr. Guttenſtein. Heilbronn, Drechsler, 1842.

Auch hier das Leben eines Liederlichen, doch von noch weit ſchlimmerer Art, wie denn die älteren ſpaniſchen Schelmenromane, wozu auch der vorliegende gehört, die größten Niederträchtigkeiten von ihren Helden erzählen und ſogar rühmen, ohne den mindeſten Anſtoß daran zu nehmen. Es iſt ein großer Irrthum, wenn die deutſchen Ueberſetzer ſolche Schurkenbiographien für Satiren ausgeben, in welchen die ſpaniſchen Dichter die Laſter und Thorheiten ihrer Zeit hätten geißeln wollen. Im Gegentheil, die ſpaniſchen Dichter addreſſirten ſich damals mit ihren unſittlichen Romanen an das Publikum, was dergleichen liebt, ganz eben ſo, wie das junge Deutſchland und der ganze liederliche Theil unſrer Romanſchreiber es noch heute thut. Jene alten Vielſchreiber und Büchermacher von Profeſſion ſpekulirten auf die Gemeinheit der Geſinnungen ihrer Zeit, wie es die heutigen auch thun. Damals war man nur noch nicht ſo weichlich wie jetzt. Die Unſittlichkeit hatte noch keine zarten Inexpreſſibles der Dudevant, ſondern noch einen rauhen Kriegsmantel um. Es waren noch nicht die Tage der Salons und Theegeſellſchaften, ſondern die ſtürmiſchen Tage der Religionskriege und der ſpaniſchen Welteroberung, in welchen ein roher, beſtialiſcher, ja dämoniſcher Soldatengeiſt vorherrſchte, der die Welt überall durchdrang, wohin ſpaniſche Fahnen zogen, und der auch uns im dreißigjährigen Kriege zur Genüge bekannt geworden iſt. Dieſer Soldatengeiſt liebte derbe und koloſſale Formen der Luſt und des Laſters. Er glaubte nicht lispeln zu dürfen, er mußte lachen, daß es die Wände erſchütterte. Er ſchlich ſich nicht mit flüſternden Sophismen ein, um durch den Geiſt das Fleiſch zu verführen, ſondern er ſchlug gleich wie ein Donnerwetter ein. Er zog nicht aus feigem Verſteck ein künſtliches Netz von Trugſchlüſſen um den Glauben, ſondern er trotzte dem Glauben mit offenem frechem Soldatenübermuth, der noch von keinem „Leben Jeſu" etwas wußte, aber Kugeln gen Himmel ſchoß, um Gott zu treffen, wenn es möglich wäre.

Im Innern Spaniens ſelbſt äußerte ſich dieſe Beſtialität nicht ſowohl in Kriegsgreueln, weil dort Frieden war, als in Gaunereien. Der Held des vorliegenden Romans iſt ein Gauner dieſer Art, ein Glücksritter, dem kein Mittel ſchlecht genug iſt, ſich zu ergötzen und etwas zu erwerben, der dabei Prügel in Menge bekommt, Demüthigungen aller Art erfährt, in den Kerker wandern muß, dem Henkertode kaum entgeht, zuletzt aber doch noch glücklich wird.

Im Anhang noch eine Erzählung: der Pirat von Tunis. Sie endet tragiſch, indem ſich der Pirat Haſſan, von Feinden umringt, mit ihnen in die Luft ſprengt.

3) Cöleſtine oder der eheliche Verdacht von Julian Chownitz. Zwei Theile mit 6 Federzeichnungen. Leipzig, Peter, 1842.

Ein Paar, das ſich zärtlich liebt, wird vermählt und ſchwimmt in der Fülle des Glücks. Da findet plötzlich der Gatte Urſache, in die Treue der jungen Frau Mißtrauen zu ſetzen und ihr Glück iſt dahin. Endlich aber klärt ſich alles befriedigend auf. Die junge Frau hatte ihrem verſchuldeten Bruder ein heimliches Rendezvous gegeben und ihm ſogar den Schmuck geſchenkt, den ſie von ihrem Gatten erhalten, um ihm die nothwendigen Geldmittel zu verſchaffen. Alſo war es nur der Bruder geweſen, den der Mann für einen Liebhaber gehalten, ſein Verdacht war ungegründet und das eheliche Glück wurde wiederhergeſtellt. Bei alledem war es von der Frau ſehr unedel, in der Angelegenheit eines ſo nichtswürdigen Bruders ihrem würdigen Gatten etwas verſchwiegen zu haben, und in Fällen, wo eine Frau ſo ſehr von ihrer Pflicht abweicht, ſollte der Ausgang auch immer tragiſch ſeyn und die Charakterſchwäche nicht noch am Schluß belohnt werden.

Geſchichte.

Hiſtoriſche Entwicklung der kirchlichen Verhältniſſe zu Aufſeß. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Wiederherſtellung der dortigen Kirche von deren Patron Hans Freiherrn von und zu Aufſeß. Zum Beſten des Kirchthurmbaues daſelbſt. In Kommiſſion bei Raw in Nürnberg, 1842.

Herr von Aufſeß, der den von Mone fortgeſetzten Anzeiger begründet und eine ſehr intereſſante Sittengeſchichte des fränkiſchen Adels mit einer urkundlichen

Digitized by Google

Geschichte seines eignen Geschlechts begonnen hat, gibt hier abermals einen merkwürdigen Beitrag zur Kunde seiner Familie und seiner Stammherrschaft, der zugleich von allgemeiner Bedeutung für die deutsche Kirchengeschichte ist.

Alle Einwohner von Aufseß, Gutsherrschaft und Unterthanen, nahmen zur Reformationszeit den lutherischen Glauben an. Mehrere Aufieß zeichneten sich in den Religionskriegen als eifrige Lutheraner aus und erlitten deßhalb Wunden in den Schlachten, und Plünderungen ihrer Güter. Kaum von der gräßlichen Noth des dreißigjahrigen Krieges erholt, und aus dem Brande wieder erstanden, kam Aufseß in neue Bedrängniß durch den Bruderzwist seiner Patrone. Christian Ernst, Freiherr von Aufseß, war der erste des Geschlechts, der gelockt vom Beispiel vieler andern Reichsritter, wieder zur katholischen Kirche übertrat, um sich und den Seinigen fette Präbenden, Domherrnstellen und Hofämter zu erwerben. Dadurch kamen seine protestantisch gebliebenen Neffen und die armen Unterthanen in große Noth, da er als Familienältester nach dem Tode seiner Brüder die höchste Leitung der Familie und der Güter übernahm. „Während ihm nach dem geltenden Religionsfrieden vom J. 1555 und dem westphalischen Frieden v. 1648 eine bloße Hausandacht für seine Person und Hausdienerschaft gestattet war, ohne Glockenklang und äußeres Gepränge, zog er die Katholiken aller Nachbardörfer durch lauten Glockenklang, die entferntern durch besondere Boten herbei, ließ öffentliche Beichte und Communionen, an denen oft mehrere 100 Fremde Theil nahmen, halten, ließ Fremde copuliren, Prozessionen mit brennenden Lichtern und Gesang für das ganze Dorf halten und an Festen während des Hochamtes durch vor dem Schloßgarten aufgestellte bewehrte Mannschaft feuern, sogar in seiner Abwesenheit die öffentlichen Gottesdienste regelmäßig und täglich fortsetzen, errichtete eine öffentliche katholische Schule im Dorfe, in welche auch Kinder aus fremden Orten aufgenommen, und die Unterthanskinder evangelischer Aeltern (besonders bei gemischten Ehen) hineingezwungen wurden, kurz that Alles, was nur irgend in einer förmlich errichteten katholischen Pfarrei und Schule hätte geschehen können. So ungesetzlich und gegen alle Ordnung der Kirche und deutschen Reiches dieß auch war, würde es doch noch nicht den Grad der Erbitterung der Evangelischen erzeugt haben, zu dem es endlich durch die feindliche und höchst ungerechte Behandlung der Protestanten kam. Christian Ernst verweigerte nämlich nicht allein die ihm vertragsmäßig obliegende Besoldung für den nach Abgang Pfeufers gemeinschaftlich berufenen Pfarrer Frischmann und seine Nachfolger, so wie einen großen Theil den Pfarrern gehörenden Stolgebühren von den katholischen Eingepfarrten, und verwendete solche, nebst der Hälfte der protestantischen Klingelbeuteleinlagen und sonstigen Kirchengefalle, auf seine katholischen Gottesdienste und Kirchendiener, sondern er widersetzte sich auch auf das Heftigste dem Wiederaufbau der endlich durch sein langes Verzögern vertragsmäßiger Reparaturen eingegangenen Kirche zur Aufseß, um deßwillen der evangelische Gottesdienst bei 8 Jahren unter freiem Himmel gehalten werden mußte. Er widersetzte sich sogar auch dann, als man ihn gänzlich wegen Geldbeiträge (die er vertragsmäßig zu leisten hatte) verschonen wollte, und sprach den Bauplatz als Eigenthum an, welches er nur dann abtrete, wenn die Katholiken ihren Gottesdienst darin halten dürften, oder Simultaneum eingeführt würde. Es wurde dem evangelischen Schulmeister und selbst dem Pfarrer streng verboten, irgend die katholische Religion oder den Unterschied zwischen ihr und der evangelischen zu berühren, ja sogar am 1730 gefeierten und gebotenen evangel. Jubelfeste sollte der Pfarrer von der Augsburg. Konfession und den symbolischen Büchern schweigen, außerdem man ihm „ein Bein unterschlagen wolle, daß er daran gedächte." Man schloß die Schloßthore zu (wodurch man zur Kirche gehen muß), wenn der Pfarrer die gewöhnliche Morgenbetstunde am Dienstag und Freitag halten wollte; man verbot ihm, den durchziehenden Salzburger evangel. Vertriebenen entgegen zu gehen, oder ihnen Gottes Wort, nach ihren Bitten, vorzutragen; man zerriß die lutherische Bibel und den Katechismus in der Kirche, nahm das Morgensegenbuch vom Altar nnd legte dafür ein scheußliches Pasquill hin, man verunreinigte die Kirchenthüren mit Menschenkoth, störte den Gottesdienst während der Kommunionen, verbot an den neu eingeführten katholischen Festen den evangelischen zu arbeiten und strafte sie darum, während die Katholiken an hohen evangelischen Festtagen, besonders am Charfreitag, gbsichtlich in Dorf und Feld arbeiteten; man sang vor offenem Schloßthor mit brennenden Kerzen Schmähslieder auf die evangelische Kirche. Christian Ernst von Aufseß erbaute Häuser, um darin hergelaufene, liederliche Katholiken aufzunehmen; dagegen suchte er seine alten evangelischen Unterthanen durch seine Missionäre und Mönche zum Abfall von ihrer Kirche zu bewegen, drängte sie auf alle mögliche Weise, wenn Versprechungen und eitle Lockungen nichts fruchten wollten. Er strafte sie nicht nur willkürlich mit Geld und Gefängniß, bis sie ihrem Glauben abtrünnig wurden, sondern trieb die standhaftern derselben sogar mit Gewalt von Haus, Hof und aus dem Ort. Ja selbst seine eigene Familie verschonte Christian Ernst nicht und raubte 1728 auf offener Landstraße mit gewaffneter Gewalt den 9jährigen Christoph Friedrich v. Aufseß, Sohn seines verstorbenen Bruders Carl Christoph, aus den Armen seiner Mutter, um ihn katholisch zu machen, wegen welcher Frevelthat er wohl

Digitized by Google

bei dem Kaiser und Reich schwer angeklagt wurde, aber dennoch durch die katholische Partei Wege fand, sich dem vom Kaiser ausgesprochenen Strafmandat zu entziehen. Selbst die evangelischen Reichsstände zu Regensburg nahmen sich der trostlosen Wittwe an, und doch mußte sie es geschehen lassen, daß ihr Sohn, um ihn für die römische Kirche zu gewinnen, gezwungen wurde, als Domherr in der Domkirche zu Bamberg feierlich aufzuschwören. Ein Kind von 9 Jahren! Etwas älter geworden, lief er jedoch den Domherren davon und blieb, trotz des erzwungenen Eides, Protestant. Die Sache machte im ganzen deutschen Reiche Aufsehen."

Davon geben die gleichzeitigen Jahrbücher „des Nürnberger Bildersals" zum Jahr 1729 einen Beweis. Hier heißt es: „Großes Aufsehen machte die, in diesem Jahr, auf den Reichstag gebrachte Aufseßische Affaire, wovon zwar das Factum schon im vorhergehenden Jahr sich folgender Gestalt zugetragen: Die verwittibte Frau von Aufseß, geborne von Berlichingen, Evangelischer Religion, hatte einen Sohn von 9 Jahren, welchen dessen Vormund und Vaters Bruder, Herr Major und Chor-Maintzischer Cammerherr, Christian Ernst von Aufseß, um ihn der Catholischen Religion zu erziehen, bey sich haben wollte, weswegen von Kaiserl. Majestät die Reichsfreye Fränkische Ritterschaft, als hohe Herren Commissari, ernennet waren. Ehe aber noch die Commission eröffnet worden, reisete besagte Dame nach Baireut, da denn, den 1. Mai, bey Sicherißberg, ihre Chaise von einem Reuter angehalten, und von 6 andern, so sämtlich wohl bewehrt waren, umgeben, auch ihr darauf der Sohn, wie es auf einer Seite erzählet, auf der andern aber nicht eingestanden wird, mit Gewalt, ohnerachtet er heftig schrie, und sich spreitzete, von der Seite gerissen, und durch den Heren Major von Aufseß auf sein Pferd gehoben, folglich mit nach Bamberg davon geführet wurde. Von einem Hochpreißlichen Reichs-Hofrath, wo die Sache alsbald klagbar gemachet werden, ergieng der Spruch, daß der Herr Major, seinem Vettern, der Frau Mutter wieder ausliefern, und zu 20 Mark löthigen Goldes condemnirt seyn sollte. Es erfolgte aber keine Petition, noch, auf wiederholtes Ansuchen, weitere Hülfe, wol aller, nach der Hand, von dem Herr Major, eine Deprecation der diktirten Strafe, und Erklärung, daß hierinnen nichts geschehen, als was der Intention des verstorbenen Herrn von Aufseß, wegen seines Sohnes, gemäß wäre. Als auch hierauf viel besagte Frau von Aufseß, den 13 Dez. ihren Sohn zu Bamberg sprechen wollte, kunte sie dazu nicht eher, als den andern Tag, unter einer Frequenz von Aufseßischen Bedienten, gelangen, da den ersten sowol ihr, als dem sie begleitenden Herrn von Muffel, mit harten Injurien, auch sogar, Schläge-Drohungen, und beynahe Thätlichkeiten selbst, begegnet worden: und endlich geschahe die würkliche Aufschwörung des jungen Herrn, als künftigen Dom-herrn, in der Cathedralkirche zu Bamberg: deswegen dann die Frau Wittib sich den 4 Febr., mit ihren Klagen, zur obgedachten reichsfreyen Ritterschaft, und im Junio gemeldeter maßen an das corpus Evangelicum zu Regensburg, wandte." Unter dem Jahr 1730 wird ferner berichtet, daß noch nichts geschehen sey, um die Rückgabe des Kindes an die Mutter durchzusetzen. Und wirklich erfolgte auch keine Gerechtigkeit, sondern der junge Mann mußte sich erst selbst emancipiren durch eine kühne Flucht. So stand es damals um Kaiser und Reich. So fanden die Reichsgenossen Hülfe, wenn sie sich an das Oberhaupt des Reichs wandten.

In der nämlichen Zeit wurden auch vier unmündige Söhne aus der Familie Erthal in Würzburg gegen alles Recht gefangen gehalten und gezwungen, als Kinder eifrig lutherischer Eltern, ihren Glauben abzuschwören und katholisch zu werden. Auch darüber beschwerten sich die evangelischen Reichsstände im Jahr 1730, doch ohne allen Erfolg. Es war dieß die Zeit, in welcher die protestantischen Salzburger auswandern mußten, deren Deputationen, als sie beim Kaiser Hülfe suchten, als Verbrecher in Ketten gelegt wurden.

Was Aufseß anlangt, so wollte das Glück, daß nicht nur der junge Christoph Friedrich entkam, sondern daß auch die Gemeinde zu Aufseß durch das kräftige Auftreten Christoph Ludwigs von Aufseß, des nächsten protestantischen Vetters, der katholischen Bedrängung entrissen und in ihre alten Rechte wieder eingesetzt wurde. Dieß konnte jedoch nur durch den Beistand des Markgrafen von Brandenburg als Lehnsherrn und durch offne Gewalt geschehen. Der Freiherr Christoph Ludwig mußte selbst das Thor der Burg erbrechen, um die Werkleute einzuführen, welche die verwahrloste evangelische Kirche wieder bauten, und er mußte dem mit Prozessionen fortfahrenden Mönch eine Kugelbüchse vorhalten, um ihn zu vertreiben. Christoph Ludwigs Enkel ist der Verfasser dieser Schrift.

Es ist wohl von Werth, sich an solche Dinge zu erinnern, und sich das Bild jener trüben Vergangenheit lebendig vorzuführen, da es in unsern Tagen nicht an Wahnsinnigen fehlt, die mit vollen Backen blasen, um das fanatische Fünklein wieder zu einem, das ganze Vaterland verzehrenden Brande anzufachen.

Berichtigungen.

Nr. 125, S. 489, Sp. 2, Z. 17 von oben l. Völkerbetrüger und S. 490, Sp. 2 im zweiten Absatz Z. 5 v. o. l. weltlichen st. welthistorischen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. December 1842.

Altdeutsche Dichtkunst.

Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Uebersetzt und erläutert von Dr. K. Simrock. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1842.

Wolfram von Eschenbach war anerkannt der größte Dichter des Mittelalters. Er selbst nennt sich einen Bayern, mithin stammt er wahrscheinlich von dem Schloß Eschenbach im Nordgau, unfern von Anspach, her und nicht von den Eschenbach in der Schweiz. Er lebte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts und spielte die erste Rolle in dem berühmten Sängerkriege auf der Wartburg.

Sein Hauptwerk ist der Parzival, ein Rittergedicht, dessen Stoff er zwar im Allgemeinen aus welscher Sage entlehnt, aber mit selbstständigem Geiste und hoher Meisterschaft bearbeitet hat. Herr Simrock theilt in den Erläuterungen des vorliegenden Werkes eine ausführliche Kritik der Quellen mit, aus denen Wolfram unmittelbar und mittelbar schöpfte. Darunter steht oben an der provenzalische Dichter Kiot, der aber die Idee seines Gedichts von Parzival selbst aus ältern Sagen entnahm. Man hat den Ursprung dieser Sagen im nördlichen Frankreich und in der britischen Nationalität zu finden geglaubt; allein Herr Simrock macht dagegen, und wie uns scheint, mit Recht, geltend, daß die Lokalitäten des Gedichts selbst dem Süden und nicht dem Norden angehören, daß die Beziehung auf den Tempelherrnorden, die in dem Gedicht durchaus vorherrscht, ebenfalls auf die Provence weist, wo der Orden sehr mächtig war ꝛc. Man wolle das Nähere darüber im Buche selbst nachlesen.

Der Parzival ist ein ritterliches Ideal. Von seiner verlassenen Mutter in der Einsamkeit auferzogen, soll er nie unter Menschen kommen, um nie den Gefahren ausgesetzt zu werden, denen sein Vater unterlag. Aber er sieht einmal Ritter vorüberziehen und eine unwiderstehliche Lust ergreift ihn, die Welt zu sehen. Seine Mutter, unfähig, ihn länger zu halten, ersinnt eine List, um wenigstens zu bewirken, daß er bald zurückkehre. Sie zieht ihm nämlich ein Narrenkleid an, damit ihn Jedermann verspotte und ärgere, und gibt ihm Anstandsregeln, die alle darauf hinauslaufen, daß er die Menschen grob behandeln, verletzen und beleidigen solle. So hofft sie, werde ihm die Welt bald verleiden und er werde bald wieder heimkommen. Der Knabe aber kommt nicht heim, sondern besteht glücklich alle die lächerlichen und gefährlichen Abenteuer, in die ihn sein seltsamer Aufzug und sein noch wunderlicheres Betragen stürzen, bis er zur Besinnung kommt und sein Narrenkleid mit einer ritterlichen Rüstung vertauscht, die er Einem, der seiner spotten wollte, als Sieger abnahm. Nun beginnt er seine Siegeslaufbahn und gewinnt Herz und Hand der schönen Königin Kondwiramur, die er aber wieder verläßt, um einmal seine Mutter aufzusuchen und neuen Abenteuern entgegenzugehen. Da kommt er zu dem wunderbaren Schlosse Montsalvaz, wo der heilige Graal (das smaragdene Gefäß, dessen sich Christus beim Abendmahl bedient haben soll) von den Tempelrittern bewacht wird. Hier sieht er den König Anfortas, der nicht leben und nicht sterben kann und den er zu retten vom Schicksal berufen ist, wenn er ihn nach seinem Leiden fragen will. Aber er frägt nicht und wird dem Schloß entrückt. Fortan fällt er in einen träumerischen Zustand. Der Anblick einiger Blutstropfen auf dem Schnee weckt ihm die Erinnerung seiner schönen Kondwiramur und er versinkt in so tiefes Sinnen, daß nichts ihn wecken kann. Wir wollen die schöne Stelle hier zur Probe mittheilen:

Da ritt er durch das Waldgeheg
Pfadlos über Stock und Stein.

Digitized by Google

Der Tag gab immer hellern Schein;
Auch lichtete sich des Waldes Raum;
Doch lag gefällt ein mächtger Baum
Auf einem Plan, zu dem er bog
(Und Artus Falken nach sich zog),
Wo wohl tausend Gänse lagen;
Da hörte man sie gagagagen.
Hurtig flog er unter sie,
Der Falk, und traf die Eine hie,
Daß sie ihm mit Noth entkam
Unter den gefällten Stamm.
Ihrem hohen Flug geschah da Weh.
Aus ihren Wunden auf den Schnee
Fielen drei Blutstropfen roth:
Die schufen Parzivalen Noth.

Seine Treue sah man da:
Als er die Blutszähren sah
Auf dem Schnee, der war so weiß,
Da gedacht er: „Wer hat seinen Fleiß
Gewandt auf diese Farbe klar?
Kondwiramur, Dir fürwahr
Nur ist diese Farbe gleich.
Mich machte Gott an Freude reich,
Da ich hier Dein ein Gleichniß fand.
Gepriesen möge Gottes Hand
Und seine ganze Schöpfung seyn!
Kondwiramur, hier liegt dein Schein.
Da der Schnee dem Blute Weiße bot,
Das Blut den Schnee gefärbt so roth,
Kondwiramor,
Dem vergleicht sich dein beau Korps:
Das erlaß ich dir nicht."
Ihm schwebte vor ihr Angesicht,
Wie er es jene Nacht sah prangen,
Zwei Zähren an ihren Wangen,
Das dritt an ihrem Kinne.
Er pflag getreuer Minne
Zu ihr ohn alles Wanken.
So versank er in Gedanken,
Daß er da hielt mit Unbedacht:
Ihn zwang der starken Minne Macht.
Solche Noth gab ihm sein Weib.
Dieser Farbe glich der Leib
Von Pelrapär der Königin:
Die nahm ihm die Besinnung hin.

Endlich kommt er wieder zu sich, wird von dem Fehler, den er auf Montsalvaz begangen, unterrichtet und kann nun nicht mehr ruhen, bis er ihn wieder gut gemacht. Er entsagt der Tafelrunde des König Artus, an die er sich bisher angeschlossen hatte, und betrauert seine durch eigne Thorheit verscherzte Bestimmung in tiefer Einsamkeit. Unterdeß tritt Gawan, der berühmteste Held der Tafelrunde, für ihn ein und erfüllt das Gedicht mit seinen Abenteuern, die meist sehr heitern Charakters sind. Einmal findet er die reizende Königin Antikonie, sucht und gewinnt ihre Liebe schnell und ist eben mit ihr im zärtlichsten tête à tête, als sie überrascht werden. Es entsteht ein Höllenlärm. Alles dringt auf den frechen Gawan ein, aber seine Schöne, alle Rücksichten von sich werfend und nur ihrer Liebe folgend, vertheidigt ihn. Sie haben keine andern Waffen als ein Schachbrett und die Schachfiguren, die aber in mittelalterlicher Kolossalität geformt und von Metall sind. Die Scene ist so originell, daß wir sie (zum Beweise, wie glücklich der Dichter Ernst und Scherz zu verbinden weiß) hier aufnehmen:

Herein zur Thüre trat alsbald
Ein Ritter blank, weil grau und alt.
Im Waffenrufe nannt er
Gawanen: Den erkannt er.
Er schrie dazu mit lautem Schrei:
„Weh o weh und heia hei
Meinem Herrn, den eure Hand erschlug!
Doch dünkt euch das noch nicht genug:
Seiner Tochter thut ihr hier Gewalt."
Dem Waffenrufe folgt man bald:
Das war es was auch hier geschah.
Zur Königin sprach Gawan da:
„Nun rathet, Herrin, saget an:
Wie wehren wir uns, wenn sie nahn?"
Er sprach: „O hätt ich nur mein Schwert!"
Da begann die Jungfrau werth:
„Wir müssen uns zur Wehre ziehn,
Dort auf jenen Thurm entfliehn,
Der bei meiner Kammer steht:
Vielleicht, daß Gnade noch ergeht."

Hier den Ritter, dort den Kaufmann,
Schon hörte sie die Jungfrau nahn,
Und all das Volk aus der Stadt,
Da sie zum Thurm mit Gawan trat.
Noth mußt ihr Freund erleiden.
Sie bat sie oft, es doch zu meiden:
Sie schrien und lärmten all so toll,
Daß es ungehört verscholl.

Zur Thüre drang der Feinde Heer:
Gawan stand innerhalb zur Wehr

Digitized by Google

Und hielt vom Leibe ſich den Troß.
Einen Riegel, der den Thurm verſchloß,
Brach er aus, ſich zu bewahren.
Seine übeln Nachbaren
Zwang er oft, vor ihm zu fliehn.
Die Königin lief her und hin,
Ob ſie was fände dort im Thurm
Wider der Ergrimmten Sturm.
Endlich fand die Reine
Eines Schachſpiels Steine
Und ein Bret, ſchön und weit:
Gawanen brachte ſie's zum Streit.
Es hieng an einem Eiſenring,
Mit dem es Gawan empfieng.
Auf dieſem viereckgen Schild
War ſchon manchmal Schach geſpielt:
Er ward ihm ſehr verhauen;
Nun hört auch von der Frauen.

Ob König oder Thurm es war,
Sie warf es in der Feinde Schar,
Die Bilder waren groß und ſchwer.
Wohl zu glauben iſts daher,
Wen ihres Wurfes Schwang getroffen,
Der ſtürzte wider ſein Verhoffen.
Wohl ſtritt die reiche Königin
Bei Gawanen da ſo kühn.
Sie warf ſo ritterlich darein,
Daß die Kauffraun von Tollenſtein
Wohl nie zu Faſtnacht tapfrer ſtritten.
Sie thun es nur nach Narrenſitten
Und ermüden ohne Noth den Leib.
Wo eiſenroſtig wird ein Weib,
Die iſt ihres Rechts vergeſſen:
So weiß ich Frauenzucht zu meſſen;
Es ſey, daß ſie's aus Treue thut.
Antikonie war treu und gut:
Sie hats zu Schamfanzon gezeigt;
Doch ward ihr hoher Muth geneigt,
Im Kampfe ſtrömten ihr die Zähren.
So wußte ſie es zu bewähren,
Daß Liebe ſtät und tapfer iſt.
Was Gewan that zu ſelber Friſt?

Ließ man ihm nur Muße da,
Daß er die Jungfrau recht beſah,
Ihre Augen, Mund und Naſen, —
So wohlgegliederten Haſen
Am Spieße ſahet ihr wohl nie,
Als ſie dort war und hie,
Um die Hüften, an den Brüſten.
Minnegebrendes Gelüſten
Konnt ihr Liebreiz wohl erregen.
Ihr wißt wie Ameiſen pflegen
Um die Mitte ſchmal zu ſeyn;
Noch ſchlanker war das Mägdelein.
Das gab ihrem Geſellen
Muth, der Feinde viel zu fällen:
Sie beſtand mit ihm die Noth.
Sein ſichres Loos war der Tod,
Und anders kein Entkommen.
Ihm war die Furcht benommen
Vor Feindeshaß, wenn er ſie ſah:
Das büßten viel der Feinde da.

Parzival erreicht endlich ſeine Beſtimmung, indem er nach Montſalvaz gelangt, die Frage thut, den König Amfortas dadurch heilt und ſelbſt König des Graals wird. Wie ſich am Schluß alle künſtlich geſchlungene Knoten des Gedichts löſen, wollen wir hier übergehen. Man ſieht, daß Parzival kein gemeiner Haudegen iſt, ſondern daß in ihm die Idee der geiſtigen Ritterſchaft durchgeführt iſt. Mit kindiſcher Thorheit und ungeſchlachteſter Roheit beginnt er. Durch angebornen Heldenmuth ſchlägt er ſich durch, aber durch Geiſtesträgheit und träumeriſche Gleichgültigkeit kommt er in neues ſchweres Ungemach, fällt er ſogar in Verſchuldung, und kann erſt, indem er geiſtige Kraft gewinnt, das Ziel erreichen, zu dem ihm ſein ſtarker Arm allein nicht verholfen hätte.

Vom echten Titurel des Eſchenbach beſitzen wir nur wenige Fragmente, da das ihm zugeſchriebene große Gedicht ſeiner unwürdig und ein ſpäteres Machwerk des Albrecht von Scharffenberg iſt. Die ſchöne, von Wolfram ſelbſt herrührende Epiſode von Schionatulander und Sigune wird hier mitgetheilt.

Möchte dieſes Werk des Herrn Simrock die liebevolle Aufnahme finden, die es verdient. Wolfram von Eſchenbach iſt ein Dichter, den kennen zu lernen jedem Deutſchen ziemt. Das Original iſt aber ſo ſchwierig zu leſen, daß eine abgekürzte und geſchmackvolle Ueberſetzung das einzige Mittel iſt, den ſchönen Inhalt allgemein bekannt zu machen. Zuletzt wünſchen wir noch, Herr Simrock möge in Arbeiten dieſer Art, worin er ſchon ſo viel geleiſtet hat, nicht ermüden, da noch gar viel altdeutſche Dichtungen übrig ſind, die einem größern deutſchen Leſerkreiſe durch Uebertragung bekannt werden ſollten.

Digitized by Google

Politische Literatur.

Das christliche Staatsprinzip. Zweite umgearbeitete Auflage des Versuches, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Von Anton Edlem von Krauß, k. k. Hofrath. Wien, Braumüller und Seidl, 1842.

In einer etwas weitläuftigen Weise, aber streng consequent erörtert der Verfasser eine Wahrheit, auf die man allerdings mehr Gewicht legen sollte. Diese Wahrheit ist, daß die christliche Grundlage, auf der die Staaten ruhen sollen, erschüttert ist, daß nicht nur Staat und Kirche in Widerstreit sind, sondern daß auch das politische Leben und Streben der neuern Zeit sich immer mehr in Widerspruch setzt mit dem, was christliches Sittengesetz und christliche Liebe verlangen. „Die Verblendung, sagt der Verfasser S. 105, über die Bedürfnisse des Staates und das Wesen des Christenthums geht so weit, daß, während man in bloßen Formen, ohne Realität, das Heil des Staates sucht, man in dem Christenthume das größte Hinderniß des Fortschreitens der bürgerlichen Gesellschaft zu finden wähnet, indem man das Christenthum als die Schule der Frömmelei, des Aberglaubens und des Reaktionsgeistes gegen alles Streben zum Bessern darstellt und lästert, und somit die große Wahrheit verkennet, daß Formen, welche die allgemeine Rechtssicherheit und das allgemeine Wohl schirmen sollen, erst dann festen Bestand — Stabilität erhalten, wenn die christliche Liebe und die christliche Sittenreinheit sie belebet, und daß solche, wenn auch noch so scharfsinnig ersonnene Formen, ohne diese sie belebende geistige Kraft, lediglich zum verderblichen Gaukelspiele der Leidenschaften, der Parteiwuth und des Ehrgeizes herabsinken."

Dem Grundsatz, den der Verfasser feststellt: das Gesetz der christlichen Liebe ist das Gesetz der Staatsweisheit! muß man vollkommen beistimmen. Allein die Anwendung ist unendlich schwer. Man kennt die Theorie schon lange, aber an der Praxis hat es leider gefehlt. Als die germanischen Könige, von römischen Sophisten berathen und verlockt, ihrem Volke die alte Freiheit mit List und Gewalt raubten, nahmen sie biblische Vorwände, wollten sie nur Völkerhirten scheinen nach dem Muster der h. Schrift und bald ließen sie Niemanden als Christen gelten, der nicht in ihnen die Stellvertreter Gottes sah. Als später die Hussiten und noch später die Puritaner in England ihre Könige stürzten und umbrachten und Republiken errichteten, thaten auch sie es im Namen der Bibel; da war das Buch Samuelis das Evangelium, woraus man allen Königen ihr Testament diktirte, da war das Volk Israel gleich der Gemeinde des Herrn in Prag und in London und Niemand galt als Christ, der nicht zugleich eifriger Republikaner war. Man sieht aus diesen Beispielen, welcher große Unterschied in den Meinungen über die Anwendung des christlichen Geistes auf die Politik geherrscht hat, und er herrscht noch.

Der Verfasser mißkennt die beiden Extreme nicht und deßwegen sagt er S. 392: „Hier hören wir vom göttlichen Rechte menschlicher Wesen, dort von der Volkssouveränität und dem Gesellschaftsvertrage faseln, hier den unbedingten Despotism eines Willkürherrschers, dort einen noch weit furchtbareren Despotism des rohen Pöbelhaufens vertheidigen, hier die Lehre der Gewalt, der Furcht und des Zwanges, dort die Lehre der zügellosesten Freiheit und Frechheit ausposaunen, hier den veralteten Feudal-Aristokratism, dort die modernen Straßen-Aufläufe und Barrikaden wilder Demokraten, hier den Geisteszwang, dort die Preßfrechheit in Schutz nehmen, beinahe überall blinde Leidenschaften und rohen Parteigeist, selten Unparteilichkeit und ruhigen Forschungsgeist. So hat der menschliche Geist den einzig möglichen und wahren Menschheitszweck aus dem Gesichte verloren, und nicht im Wesen, nicht in der Wirklichkeit, sondern in Fantomen, in Gebilden des Reiches der Lüge das Heil der Menschheit versucht, und der Dämon des Menschenhasses die gefallene Menschheit durch traurige Experimente geäffet." Allein das sind Klagen, die doch nicht helfen. Denn selbst die gerechte Mitte, die der Verfasser vertheidigt, ist zwar das nicht, was der Verfasser von ihr wünscht, nämlich sie ist nicht christlich. Sie verräth vielmehr in der Art und Weise, wie sie in Frankreich Bedeutung, Einfluß und sogar die Oberhand gewonnen hat, einen jüdischen Zug in der sie wesentlich charakterisirenden Geldaristokratie und in dem schlauen und gewinnsüchtigen, nicht selten betrügerischen Markten und Schachern mit beiden Parteien.

Unter diesen Umständen bleibt dem redlichen Verfasser nichts übrig, als allen Parteien christlichen Geist, christliche Moral, christliche Liebe zu predigen, allein man weiß, wie Egoismus, Leidenschaft und böse Gewohnheit solche Ermahnungen aufzunehmen pflegen. Es gibt nur einen Prediger, den man anhört und durch den man sich, auf einige Zeit wenigstens, bessern läßt — das Unglück, die dringendste Noth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 15. December 1842.

Aus dem gegenwärtigen Kunstleben am Rhein und in den Niederlanden.

Frankfurt: Veit, Schadow, Lessing, Steinle, v. Launitz; der Römersaal.

(Schluß.)

Veits großes Freskogemälde, von der Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum, ist Dir aus Schäffers trefflichem Kupferstich bekannt. Auch hier herrscht jene subjektive Weltanschauung, der die Geschichte wenig dient, und die Abneigung vor realistischen Tendenzen spricht sich stärker noch, als bei Overbeck, in der Wahl der Motive, in der Verbindung nicht nur des Ungleichzeitigen, sondern auch des Ungleichartigen, vor Allem endlich in der Wahl der Farben und dem Geist der Ausführung aus. Das Christenthum trat in Deutschland nicht als eine sanftlächelnde, holdselige Jungfrau auf, sondern mit flammendem Schwert, und Karl der Große, an dessen Bekehrungseifer sich die ersten Kunstunternehmungen anschlossen, fand kein Volk, das zerknirscht sich gebeugt hatte vor dem Glanze des neuen Glaubens, sondern eine verzweifelte Gegenwehr der alten Götter. Was nun das Maß der Lebendigkeit betrifft, welches Veit für Darstellung und Ausführung gewählt, so gestehe ich offen, daß ich das von ihm in der Casa Bartoldi zu Rom eingehaltene für richtiger halte. Es gehören dort seine Gestalten (in dem Traum von den fruchtbaren Jahren) nicht der Wirklichkeit an, sie sind auch nicht in der Wirkung mit Sculpturen zu verwechseln, allein sie haben innerhalb ihrer idealen oder poetischen Gränzen wirkliches Leben, sie sind Träger des Gedankens, aber nicht selber wandelnde Gedanken. In dieser alten, zu hoher Vollendung gesteigerten Kunstweise scheint mir das Bild „der beiden Marien vor dem Grabe" von Veit ausgeführt, das ich im Hause des Herrn Bernus du Fay in Frankfurt sah. Vor dem verschlossenen Grabe harren, in tiefen Schmerz versenkt, die beiden Frauen; nichts Lebendes regt sich in ihrer Nähe; ernste Stille rings umher, und nur das Grauen des Morgens weckt zugleich mit den Menschen die Hoffnung auf Einen, der komme, das Grab zu öffnen. Tiefe, klare Farbung, reinste Harmonie und ergreifende Wirkung zeichnen dieses Gemälde aus. Wohl ist es ein ideales Leben, welches der Künstler unserm Auge aufschließt, wohl ist es der Gedanke, aus welchem die Darstellung hervorgegangen: — aber er ist Fleisch geworden; und wahrend wir ihn in unserm Herzen bewegen und die Fragen nach der Auferstehung Christi und unserer eigenen in uns aufwerfen, werden wir in die Zauberkreise einer verklärten Welt gezogen, in welcher — wie in der unsern — die Sonne aufgeht und warmes Blut die Adern durchströmt.

Schadows kluge und thörichte Jungfrauen sind Dir, was die Composition betrifft, aus Raczynski's Werk bekannt; die Ausführung des großen Oelgemäldes, das nun im Städel'schen Institut aufgestellt ist, gehört der letztverflossenen Zeit an; das Bild war eines der bedeutendsten der diesjährigen Kunstausstellung in Düsseldorf. Schadow ist ein denkender und gedankenreicher Künstler, von freier, durch umfassende Kenntnisse und klares Urtheil gehobener Bildung, und der Gedanke, das eigentlich Ideale ist es, um dessen Darstellung es ihm der Kunstmühe lohnt, aber in dem Maße, als er die Formen dafür von der ihm zu Gebot stehenden Wirklichkeit zu erhalten sucht, und die Uebereinstimmung mit ihr als wesentliches Ziel im Auge behält, entbehren jene die freie künstlerische Eigenthümlichkeit und die bei idealen Gegenständen unerläßliche Schärfe des Ausdrucks; gewinnen aber an äußerer Vollendung und werden redende Zeugen des liebevollsten Bestrebens, die Reize und Schönheiten der Natur für die Kunst zu gewinnen.

Von den Werken jüngerer Künstler, die diesem Meister und seinem System gefolgt sind, zieht vornehmlich Ezzelino im Gefängniß, von Lessing, die Augen auf sich. Wer Freude an natürlichen Formen und in Folge davon an deren getreuer Nachbildung hat, dem ist hier

Digitized by Google

vollkommen gedient. Eine innige Liebe zur Natur und das seltene Talent eines fast unbegränzten künstlerischen Gedächtnisses (das ihm in den meisten Fällen das Modell erspart), scheinen mir die bewegenden Kräfte in Lessings Darstellungen. Möglich, daß ihm Alles, was auf diesem Wege nicht erreicht werden kann, unwahr erscheint; gewiß, daß er bei seinen Darstellungen auf die Anordnung, bei den Bewegungen auf die Linie, bei den Formen auf die Eigenthümlichkeit keinen Werth liegt.

Auf der entgegengesetzten Seite ist Steinle, der seit längerer Zeit in Frankfurt lebt, zu nennen, nach meinem Dafürhalten eines der hervorragendsten Talente des jüngern Geschlechts; begabt mit lebendiger von hohem Schönheitssinn geleiteten Phantasie, klarem innern Auge und einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, das innerlich Angeschaute hervorzubringen. Er verhält sich zu Overbeck, wie Kaulbach zu Cornelius, nur weniger selbstständig als dieser; denn in der That gleicht er in seinen Werken (wie sogar körperlich) dem Overbeck zum Verwechseln. Seine Sprache erscheint dabei so fest und abgeschlossen, daß ein eigenthümliches Weiterbilden durch die Natur nicht wohl, höchstens durch ganz neuen Stoff, zu erwarten ist. Die Zeichnungen, welche das Stadelsche Institut von ihm besitzt, sind auf der Burg Rheineck al fresco ausgeführt, und ich erspare mir meine Mittheilung bis zur Ankunft an dieser beglückten Stelle. Dagegen laß Dir zwei Worte über ein Madonnenbild von Steinle sagen, das ich im Hause des vorgenannten Herrn Bernus gesehen, ein Werk, emporgehoben aus der tiefinnersten Seele des Künstlers. Auf der Höhe des Capitols in Rom sitzt die selige Mutter mit dem Kind in ihrem Schooß, im Hintergrund sieht man das römische Forum, ein musicirender Engel kniet vor der Gruppe, und seine Töne treffen und bewegen das Herz des Kindes, das — nicht etwa die segnende Hand nach uns oder die liebkosende nach der Mutter ausstreckt, sondern — in den Himmel verloren aufwärts schaut. Das Neue und Wahre dieser Darstellung, in Verbindung mit sehr vollendeter Ausführung und namentlich einer lieblich ernsten Stimmung, muß Jedermann ansprechen, und ich freute mich sehr, als ich hörte, daß Schäffer das Bild in Kupfer stechen wird.

Was nun die Stadt betrifft und ihren Kunstgeist, so scheint es, daß die Wogen der Zeit, sie geben nun von München oder von Düsseldorf aus, sich hier allgemach verlaufen. Indeß Einiges geschieht immer, und wenn man nicht den Maßstab der freien und reichen Stadt anlegt, Vieles. Ein Börsenhaus ist gebaut worden, ein Hospital desgleichen, und beiden Gebäuden ist ein Sculpturschmuck zugedacht, das Monument für Goethe ist in Arbeit und ein zweites für die Erfinder des Buchdrucks ist begonnen; der Künstler, der das letztere ausführt, ist der Herr von Launitz. Der Entwurf ist geistreich und verspricht in der Ausführung eine malerische Wirkung. Auf dem Hauptwürfel stehen in der Höhe von ungefähr 25 Fuß die drei Colossalstatuen der Erfinder des Buchdrucks in eine Gruppe vereinigt; in den Seitenflächen des Würfels, in Hochrelief, die vier Städte, in denen zuerst die neue Kunst ausgeübt wurde, Frankfurt, Mainz, Straßburg und Venedig; frei ab, nach vier verschiedenen Richtungen, sitzen vier weibliche Gestalten, Allegorieen auf Theologie, Musik, Naturwissenschaft und Industrie, als welche zunächst dem Buchdruck eine weitere Entwickelung verdanken. Dazwischen aufgestellte Laternen geben dem Ganzen ein noch reicheres Ansehen, und breite Stufen stellen nach allen vier Seiten die Verbindung des Monumentes und des Platzes her. Letzter ist sehr gut gewählt, so daß das Denkmal von mehreren Straßen aus schon von ferne gesehen werden kann. Das Modell zur Statue des Fust sah ich im Thon vollendet; doch vermuthe ich, daß es im Gyps noch einige Feinheiten der Form erhalten wird. Wie man mir sagte, soll das Ganze in — Blei ausgeführt werden, und zwar, weil die Summe für Erz nicht aufgebracht werden kann. Es war mir in der That unglaublich, daß die ihres Reichthums wegen berühmte Stadt Frankfurt für einen Kunstschmuck, der seiner ganzen Anlage nach geeignet ist, die Aufmerksamkeit von Fremden und Einheimischen fortwährend anzuregen, das möglich schlechteste und vergänglichste Material wahlen, und nicht nach Vollendung des Modells zu dem Entschluß kommen sollte, dasselbe würdig ausführen zu lassen; und wirklich hörte ich bei weiterem Nachfragen, daß solches bereits angeregt sey und zu Stande kommen werde.

Schließlich gedenke ich noch eines Unternehmens, von welchem vielfältig in öffentlichen Blättern die Rede gewesen, der Ausschmückung des Römersaales. Wer diesen Saal in seinem alten Zustand gekannt, und sich der grau in grau gemalten Kaiserbüsten in den Nischen erinnert, den wird das Unternehmen einer Herstellung in edleren Formen freuen. Allein tritt man unvorbereitet durch diese Erinnerung ein, so ist der Eindruck nicht sehr befriedigend. Ein engeres und zugleich bunteres Kleid konnte man dem weiland deutschen Reich nicht anziehen, als mit dieser Reihenfolge von Kaisern, für deren äußerliche Anordnung nicht einmal ein Plan voraus entworfen worden zu seyn scheint. So muß es stören, daß nicht Alle in der gleichen Ebene stehen, sondern bald mehr bald weniger in den Raum des Bildes hineingerückt sind; eben so, daß sie unter so sehr verschiedenartigen Gesichtspunkten, selbst unter so niedrigen, aufgefaßt werden konnten, daß der alte Barbarossa einem reichen Kaufmanne gleich sieht, und sein großer Enkel

Digitized by Google

als Falkenjäger eindergeht, während Andere in der Würde ihrer Stellung auftreten. Mir scheint darin ein größeres Unrecht zu liegen, als wenn man den Kaiser Wenzel aufgestellt hätte, wie er des Reiches Krone mit Füßen tritt. Bei diesem Namen fällt mir ein Gerücht ein, das ich in Frankfurt, am Rhein und vornehmlich in Düsseldorf verbreitet fand, und das zu widerlegen wohl der Mühe lohnt. Man sagt sich, dieser Kaiser Wenzel sey von Kaulbach zu malen übernommen gewesen, sey demselben aber — weil er ihn nicht selbst gemalt, sondern durch einen Schüler, und zwar sehr ungenügend, habe ausführen lassen — zurückgeschickt worden. Kaulbach hat aber, wie ich sehr wohl weiß, nur den Entwurf des Bildes zu zeichnen übernommen, und den Bestellern sogleich erklärt, daß er die Ausführung desselben einem Schüler übertragen müsse, da ihm die Zeit dazu mangele. Dieser, van Müden, hat sich auch mit und auf dem Bilde genannt, und weit entfernt, dasselbe gering zu achten, haben die Besteller blos eine Abänderung des Motivs vom Fußtritt verlangt, da es ihnen unpassend erschien, dem Kaiser Wenzel zugleich ein Ehren- und ein Schandgedächtniß aufzurichten. Da Kaulbach in der vorgeschlagenen Abänderung nur die Aufhebung des Motivs der Darstellung sehen konnte, mochte er nicht darauf eingehen, und das Bild blieb in seinem Atelier.

Nachrichten vom November.

Künstlerfeste.

München, den 25. Novbr. Die hiesigen Künstler feierten gestern, im Verein mit vielen Kunstfreunden, ein schönes Fest. Es galt den beiden Professoren, Julius Schnorr von Carolsfeld und Ludwig Schwanthaler, und zwar in Bezug auf die kürzlich erfolgte Vollendung jener großen Werke, mit denen sie seit einer Reihe von Jahren beschäftigt waren, und die eben sowohl einen Hauptabschnitt in ihrem eignen Leben, als eine der hervorragendsten Stellen in der Geschichte der neuesten Kunst überhaupt bezeichnen, nämlich der Wandgemälde in den Kaisersälen des neuen Festsaalbaues in München und der Arminiusschlacht im Giebelfelde der Walhalla. Der Saal (des bayrischen Hofes), in welchem man sich vereinigte, war durch Blumen, durch hohe Lorbeer- und Orangenbäume zu einem Garten umgeschaffen, der sich durch die Täuschung der hohen Wandspiegel zum Hain erweiterte; des Königs Büste bildete, wie sein Name den geistigen, so den sichtbaren Mittelpunkt in schön gewölbter Laube, und ihm erklangen die ersten Becher. Der Architekt Laug brachte den Ehrengästen das Lebehoch, indem er daran erinnerte, daß, wie einst die Geschichte Griechenlands und Roms durch ihre Künstler verherrlichet worden, die unsere in den Werken unserer gefeierten Meister allem Volke vor Augen stehe. Nach dieser Begrüßung, an der die Versammlung aus vollem Herzen und mit lautem Einklang Theil nahm, trat Dr. Ernst Förster, begleitet von zwei Künstlern, welche Lorbeerkränze trugen, vor die Gefeierten, und sprach eine Festrede in metrischer Form, mit deren Schlußworten den gefeierten Künstlern die Kränze gereicht und auf's Haupt gesetzt wurden, und die Gesellschaft stimmte sofort, unter Hörner- und Trompetenschall, einen von Dr. Marggraff gedichteten Gesang an. — Schnorrs und Schwanthalers Dankworte erhöhten die frohe und herzliche Stimmung, die sich noch um Vieles steigerte, als beide mit besonderer Innigkeit der Freunde und Gehülfen ehrend gedachten, „die ihnen mit seltener Ausdauer und Aufopferung bei der Ausführung ihrer Werke beigestanden," der erstere Jägers, Gießmanns und Palmes, der letztere Lossows, Lazarinis, Xav. Schwanthalers, Stürmers u. m. A. Hofrath Thiersch brachte dem Erbauer der Walhalla, dem Geheimerath v. Klenze, der die Gesellschaft gleichfalls mit seiner Gegenwart beehrte, den Gruß der Hochachtung, in welchen alle Anwesenden laut einstimmten, und — wie denn jetzt nicht leicht mehr drei Menschen in Deutschland, in festlich froher Stimmung, beisammen sind, ohne sich der Wünsche und Hoffnungen für das gemeinsame Vaterland zu erinnern, so brachte Schnorr eben diesem, als dem „schönsten und höchsten Dom, zu dessen Ausbau ein Jeder nach Kräften und mit voller Liebe beizutragen habe," ein Lebehoch, das lebendigen Anklang und Wiederklang in allen Herzen fand. Auch einer schönen und freundlichen Festgabe gedenke ich, eines Gedichtes von Maler Fried, das derselbe, als man schon den Platz unter grünen Bäumen jenem am Tische vorgezogen, vortrug, und in welchem er den Ausdruck der Liebe an den der Verehrung und Anerkennung sinnig anschloß. — Heiterkeit und Herzlichkeit beherrschten das Fest, das Achtung und Liebe angeordnet, und erst die herabgebrannten Kerzen mahnten zum Schluß. — ef. —

Edinburg. Dem berühmten Maler Dav. Roberts ist vor Kurzem, nach seiner Rückkehr aus Syrien, hier ein großes Festmahl gegeben worden. Lord Cockburn, Sir Wm. Allan (der Maler), Sir H. Bishop (der Musiker), Sir J. Robinson und Professor Wilson befanden sich unter den 90 Anwesenden.

Kairo, den 21. Oktober. Die wissenschaftliche Expedition, welche der König von Preußen der Leitung des Dr. Lepsius anvertraut hat, machte den 15. d. M., zur Feier des Geburtstages ihres erhabenen Beschützers, einen Ausflug nach den Pyramiden von Ghizé, auf deren höchstem Gipfel der preußische Adler aufgepflanzt wurde. Die Gesellschaft, zu der mehrere Missionäre und Consuln eingeladen waren, brachte daselbst dem verehrten Monarchen ein freudiges Lebehoch. Das Fest selbst endigte zur allgemeinen Freude, und sämmtliche Theilnehmer kehrten beim schönsten Mondschein hieher zurück. Die Expedition selbst wird in Kurzem nach Oberägypten aufbrechen, ein Theil zu Lande, der andere mit Barken den Nil aufwärts.

Museen und Sammlungen.

Kopenhagen. Bei dem Ausschiffen der Thorwaldsenschen Kunstschätze ereignete sich das Unglück, daß einer der Kasten, als er in den Prahm heruntergelassen werden sollte, den Stricken entglitt, und somit in seiner ganzen Schwere hinabstürzte, wodurch der Inhalt zertrümmert seyn soll. Dieser Kasten enthielt das erste Modell der drei Grazien, das jetzt, während Thorwaldsens letzten Aufenthalt in Rom, wieder von ihm umgearbeitet worden ist, doch ist glücklicherweise das neue Modell in Rom geblieben, um dort in

Marmor ausgeführt zu werden; ein Abguß des ersten Originals, der aber weniger gelungen ist, befindet sich auf der Charlottenburg; auch sind in diesem Kasten verschiedene Basreliefs gewesen, von denen einige kaum zu ersetzen seyn werden, wenn sie ganz zerstört seyn sollten. Die Statuen der beiden Apostel, welche nur in Gypsabgüssen in der Frauenkirche aufgestellt sind, weil Thorwaldsen deren Umarbeitung beabsichtigte, sind noch nicht mitgekommen, sondern gleichfalls in Rom unter Arbeit zurückgelassen.

Neuchatel. Hr. Ch. Roulet in Marseille hat das schöne Gemälde von Grosclaude, Marino Falieri, an sich gekauft und dem hiesigen Museum ein Geschenk damit gemacht.

Paris. Es ist nun bestimmt, daß die Aguado'sche Sammlung versteigert werden wird. Der bekannte Gemäldehändler Dubois (rue Hauteville Nr. 1), der für Aguado viele Einkäufe besorgt hatte, ist mit der Anordnung der Versteigerung beauftragt. Die Marquise (die Gemahlin Aguado's) hat sich einige Bilder reservirt.

Nantes. Für die Gemäldesammlung unsers Museums ist das große Bild des in Rom lebenden deutschen Malers Bohn, der Tod der Kleopatra, welches in dem diesjährigen Salon des Louvre vielfachen Beifall gefunden hatte, erworben worden.

Madrid. Das Nationalmuseum kündigt den Verkauf einer Anzahl von Gemälden an, weil sie in Folge der neuen Einrichtungen im Museum keinen Platz finden können.

Akademien und Vereine.

Berlin. Der Preis der Michael-Beerschen Stiftung, welcher dieses Jahr für Malerei bestimmt war, ist von der königl. Akademie der Künste dem Historienmaler Julius Moser aus Gumbinnen, gegenwärtig in Rom, zum dritten Male zuerkannt worden.

In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. Novbr. hielt der Geh. Regierungsrath Prof. Tölken einen Vortrag „über die plastische Darstellung der Vorsehung und der Ewigkeit bei den Alten." — Der Professor und Hofmedailleur Brandt, von einer Reise nach England und Frankreich zurückgekehrt, zeigte antike Münzen und moderne Medaillen vor. Unter den ersteren zeichneten sich besonders eine schöne Silbermünze von Naxos (auf Sicilien) mit einer Darstellung des Silens und Bacchus und eine Silbermünze aus Abdera mit dem Greifen aus; unter den modernen eine Gedächtnißmedaille von Domard in Paris, dem verstorbenen Architekten Ch. Percier 1840 von seinen Freunden gewidmet. — Prof. Schirmer legte eine Mappe mit architektonischen und landschaftlichen Studien, aus der Mark und dem Herzogthume Sachsen, von Behrendsen aus Brandenburg (Schüler des Prof. Schirmer) vor, unter denen architektonische Tuschzeichnungen der Dome zu Magdeburg und Halberstadt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Frankfurt. Prof. Hässemer, welchem wir die eben so reiche als geschmackvolle Dekoration des Städel'schen Museums verdanken, hält in demselben vor einem zahlreichen Publikum Vorträge über die Baukunst der Alten.

Hannover. Der hier seit ganz Kurzem bestehende Künstlerverein, welcher bildende Künstler, Schriftsteller, Musiker und thätige Kunstfreunde zu seinen Mitgliedern zählt, hat den Zweck, die gesellschaftliche Vereinzelung, die selbst unter Genossen Eines Standes hier an der Tagesordnung zu seyn pflegt, aufzuheben und den hannoverschen Künstlern und Kunstfreunden zu einem freundschaftlichen und geselligen Verkehr und zu kunstfördernder Anregung und Mittheilung Gelegenheit zu geben.

Kopenhagen. Die königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde hat nunmehr ihren Jahresbericht für 1841 erscheinen lassen. Hiernach ist das Museum im vorigen Jahre mehr als in irgend einem der vorhergehenden, bereichert worden. Es sind nämlich 91 Sendungen, zum Theil von sehr bedeutendem Umfange, hinzugekommen. Der Kronprinz hat in einer Versammlung die Gesellschaft auf die Inschrift eines Bauernhauses zwischen Kolding und Friedericia aufmerksam gemacht, und ihr zugleich mitgetheilt, daß er Sorge tragen werde, daß die Bruchstücke des merkwürdigen Flemlöser Runensteins untersucht würden, wie auch daß ein Runenstein auf Fühnen, nicht weit von seiner Sommerresidenz, einen bessern Platz haben sollte, und er beabsichtige, in dieser an Denkwürdigkeiten der Vorzeit reichen Gegend Nachgrabungen anstellen zu lassen. Der feste Fond der Gesellschaft hat sich im vorigen Jahre um 4000 Rthlr. vermehrt, so daß er jetzt 54,000 Rthlr. beträgt.

Athen. Die Angelegenheiten der hiesigen archäologischen Gesellschaft stehen jetzt unter der sehr thätigen Leitung des Präsidenten J. Rhisos Nerulos (dermalen Minister des Auswärtigen und des Kultus) und des Sekretairs A. Rhisos Rhangabis (Ministerialrath im Ministerium des Innern); sie hat eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Mitgliedern, von denen die ordentlichen, außer den 50 Drachmen für das Diplom, jährlich gewisse Beiträge zahlen. Diese Geldmittel werden nun zu archäologischen Zwecken verwendet; die dahin einschlagenden Arbeiten leitet und beaufsichtigt zunächst der Konservator der Alterthümer, Pittakis. (S. Alterthümer und Ausgrabungen v. dies. M.).

Denkmäler.

München. Zum Andenken an den bei Gammelsdorf (Oberbayern) von Ludwig dem Bayern über Friedrich den Schönen von Oesterreich am 9. November 1313 errungenen Sieg, wurde ein von dem Steinmetzmeister M. Schweinberger in Landshut verfertigtes Denkmal den 9. November feierlich enthüllt. Das Denkmal ist 19 Fuß hoch, aus Rosenheimer Granitmarmor und in gothischer Säulenform gearbeitet.

Am 18. Oktober wurde die Walhalla bei Donaustauf durch ihren erhabenen Stifter, König Ludwig, selbst, feierlich eröffnet, und am folgenden Tage von demselben Monarchen der Grundstein der Befreiungshalle gelegt, welche nach dem Plane des Direktors Gärtner auf dem Michelsberge, bei Kelheim an der Donau, erbaut wird. Die Königin, der Kronprinz, die Kronprinzessin und die übrigen höchsten Herrschaften, auch die fremden Gesandten, wohnten der gedoppelten Feier bei. Am Festabende war die Walhalla im Innern und durch bengalische Feuer auch von außen sehr schön beleuchtet.

Weimar. Auf den Antrag von Oesterreich, Preußen und Bayern hat die Bundesversammlung den Ankauf des Goethe'schen Palastes mit seinen Sammlungen, zu einem Nationaldenkmal, beschlossen. Sekretair Schuchart ist noch mit der außerordentlich reichen Sammlung der Kupferstiche, Handzeichnungen u. s. w. beschäftigt.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 101.

Kunstblatt.

Dienstag, den 20. December 1842.

Ueber Ursprung, Blüthe und Verfall der Kirchenglasmalerei in Frankreich,[1]

nach E. H. Thevenot.

I.

Faßt man die Glasmalerei von ihrem ersten Auftreten in Frankreich und dem 12ten Jahrhundert in's Auge, so ergeben sich zunächst und abgesehen von den jüngsten Versuchen dieser Kunst vier Hauptabschnitte ihrer Geschichte, welche Eintheilung übrigens nichts weniger als Anspruch auf Unfehlbarkeit machen will, vielmehr wohl dereinst eine wesentliche Berichtigung erleben dürfte.

Die erste dieser Epochen nun (byzantinische Zeit) beginnt um die Mitte des 12ten Jahrhunderts und endigt mit dem Anfang des 14ten.

Die zweite (Zeitalter des Spitzbogenstyls) erstreckt sich vom Anfang des 14ten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts.

Die dritte (Uebergangsperiode zum Verfall) umfaßt das 16te Jahrhundert, die Zeit der Renaissance.

Die Periode des Verfalles unserer Kunst dagegen, welcher schon gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts sich fühlbar machte, prägte sich bestimmter im Anfang des 17ten aus, und erstieg ihre Höhe unter Ludwig XV. Von dort ab bis auf unsere Zeit, welche sie wieder in's Leben zu rufen scheint, lag die französische Glasmalerei in tiefem Schlummer.

Im Uebrigen können sich unsere deßfalsigen historischen und kritischen Nachweise auf keine detaillirende Beschreibung einzelner, den verschiedenen Jahrhunderten angehöriger Denkmäler der Glasmalerei einlassen, vielmehr müssen diese einem umfassenderen Geschichtswerke jener Kunst vorbehalten bleiben. Und endlich darf nicht außer Auge gelassen werden, daß die Gesammtheit unserer Untersuchungen sich lediglich auf Frankreich beschränkt.

Erste Epoche.

Zweite Hälfte des 12ten, 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts.

(Byzantinischer und romanischer Typus.)

Die ältesten geschichtlich nachgewiesenen Glasmalereien sind von St. Denis, welche Abt Suger hatte anfertigen lassen. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, darf aber keinesfalls unter 1152, das Todesjahr ihres berühmten Stifters, herabgesetzt werden wollen. Sie enthalten unter Anderm Darstellungen aus der romantischen Geschichte der Kreuzzüge, jener volksthümlichen Epopee einer ächt christgläubigen Zeit, fanden aber größtentheils in den Bilderstürmen des Convents ihren Untergang. In neuerer Zeit jedoch gab sich Herr Depret, Mitglied des Instituts und Architekt an der Kirche von St. Denis, die sehr dankenswerthe Mühe, alle daselbst noch zerstreut vorhandenen Bruchstücke zu sammeln, und damit zwei Fenster in der Kapelle an der Abside zu füllen. So wurde uns denn auch jene Scheibe mit dem Bildnisse Sugers erhalten, welche bekanntlich schon Montfaucon besprochen und im Abrisse mitgetheilt hat. Sie trägt in Charakteren des 12ten Jahrhunderts die Inschrift: SUGERIUS ABBAS; und da sie bis auf den heutigen

[1] Nach den mannigfachen deutschen Stimmen, welche das Interesse des größern Publikums für diese Kunst durch geschichtliche Beleuchtungen zu beleben suchten, verdient nun wohl auch eine französische um so mehr Gehör, als sie, wenn auch nicht von gestern, doch bis zur Stunde die bedeutendste des Auslandes über diesen Gegenstand, und neben anderen Gründen schon vermöge der kläglichen Stellung unseres Buchhandels zum französischen in Deutschland fast ganz unbekannt geblieben ist. Ueberdies wäre der Menge bei der eben nicht empfehlenswerthen stylistischen Eigenthümlichkeit des Autors, aus deren Schwulste sich die sonst trefflichen aber meist ohne viel logische Folge gedrängten Gedanken nur schwer entpuppen lassen, auch mit einer größeren Verbreitung des Originals wohl schwerlich gedient gewesen.

Anm. der Bearbeiter.

Digitized by Google

Tag als der erste Anhaltspunkt einer Geschichte unserer Kunst zu betrachten ist, kann die Erhaltung eines so schätzbaren Denkmals das Verdienst des Herrn Depret in den Augen aller Kunstfreunde nur steigern.

Uebrigens enthält die Kapelle, worin diese Glasmalereien nunmehr stehen, im Vorbeigehen bemerkt, auch einen neuerlichen Versuch der Polychromie, nämlich eine getreue Copie alter byzantinischer Fresken, und nicht minder findet sich in einer Seitenkapelle des Schiffes ein Altar im germanischen Style, dessen Schnitzwerk bunt bemalt ist. An der trefflichen Wirkung dieser Stücke läßt sich leicht die Ueberzeugung erholen, wie unerläßlich die Polychromie, insbesondere die farbige Plastik, für die vollendete Ausschmückung eines Gotteshauses, und wie gegründet der Wunsch eines solchen gewißlich mit dem besten Erfolge sich krönenden Versuches im Großen ist.

Aber auch in rein künstlerischem Anbetrachte sind die Glasmalereien in St. Denis von hohem Interesse. Die Figuren darauf sind klein, unbeholfen und fehlerhaft in der Zeichnung, und tragen durchaus das Gepräge der Kunst in ihrer Kindheit; dabei erinnert ihre Behandlungsweise sehr an die Tapeten der Königin Mathilde. Mehr Geschick dagegen verrathen die Ornamente, das Blumenwerk in den Einfassen, und der Dessein des Mosaikgrundes, in dessen Bordüren insbesondere das arabeske Gewinde durch Schwung der Linien und eine gefällige Zusammenstellung der Farben anspricht. Dem Ganzen jedoch gebricht es merklich an harmonischer Stimmung.

Außer ihrer geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung mögen diese Gläser zugleich als ein Beispiel jener bewunderungswürdigen Geduld gelten, welche man den wahrlich nicht geringen technischen Schwierigkeiten unserer Kunst in ihrer ersten Epoche entgegen zu setzen wußte. So ist z. B. das Laubwerk, welches sich in den graziösesten Windungen durch ihre Randbänder schlingt, mit Leichtigkeit und Freiheit aus Einem Stücke farbigen Glases geschnitten, die Mosaik dagegen auf das Mühsamste aus winzigen bunten Hüttengläsern, mittelst unzähliger Bleizüge, zusammengesetzt. Bei Letzterer scheinen übrigens orientalische Muster, dergleichen auch die romanische Sculptur für ihre Ornamentik ausbeutete, zu Grunde gelegen zu haben.

Fast gleiches Alter und ganz ähnliche Behandlungsweise stellt den Glasmalereien von St. Denis vier byzantinisch-rundbogige Fenster im halbkreisförmigen Theile der Kathedrale von Bourges an die Seite. Dieselben Motive wiederholen sich in den ihnen gemeinsamen breiten und das ganze Tableau umsäumenden Friesen; hier wie dort begegnet man jenem schwunghaften Laub- und Zweiggewinde, jenen arabesken Ornamenten; und selbst in dem Muster des Mosaikgrundes, von welchem sich die mannigförmig eingerahmten Medaillons kräftig abheben, ist eine Aehnlichkeit beider kaum zu verkennen. Daneben verrathen sie in gleichem Maße die zunehmende Hinneigung unserer Kunst zum anmuthigen Farbenspiele orientalischer Stoffe, und besonders zur Nachahmung alter persischer Tapisserie.

Faßten wir nun auch das 12te und 13te Jahrhundert zu gemeinsamer Betrachtung in eine und dieselbe Epoche zusammen: so darf doch hieraus nicht gefolgert werden wollen, als bestände zwischen den Schöpfungen beider kein merklicher Unterschied.

Im 12ten Jahrhundert zeigen sich die Akanthuse und Lotuse in den Bordüren schneckenförmig zusammengerollt und in anmuthige Windungen geschlungen, wie auf byzantinischen Sculpturen, denen sie auch nachzuahmen scheinen. Zum Beweis des Letzteren dürfte wohl ein aufmerksamer Vergleich des rechts und links vom nördlichen Portale der Kirche zu St. Denis gemeißelten Blumenwerks mit den Glasbilderbordüren in der dortigen, unter Leitung des Herrn Depret restaurirten Kapelle an der Abside genügen.

Allein, wenn wir einerseits eine solche Aehnlichkeit in den Motiven der Fenstermosaiken des 12ten und 13ten Jahrhunderts und den mannifaltigen Zierrathen an den Außenseiten ältester Kirchen zugestehen, sind wir doch nicht mit den Folgerungen einverstanden, welche man sonst hierauf gründen möchte. Da sich nämlich die Fenstermalerei jener Zeit in allerlei netzartigen Desseins von der verschiedensten Gestaltung, bald rautenförmig, bald sechskantig, bald mancher Art gegittert, bald viergeblättert und bald in allerlei Rosenform, gerade so wie die byzantinische Sculptur, zu gefallen pflegt: ist man geneigt, jene gleich dieser um so eher für eine Ueberlieferung des Orients zu halten, als das erste Auftreten beider fast ein gleichzeitiges gewesen. Diese Annahme nun, so lange sie durch keine besseren Beweise unterstützt wird, scheint uns doch allzu gewagt, wogegen wir andererseits bereitwilligst einräumen, daß unsere Kunst im Allgemeinen nicht frei geblieben von Einwirkungen der byzantinischen, durch lokale Bedingnisse modificirten Sculptur.

Im 13ten Jahrhundert dagegen, insbesondere während der Kreuzzüge, läßt sich in Mosaik, Feldereintheilung, Bordüren und Arabesken der Glasmalerei eine offenbare Nachahmung orientalischer Stoffe gar nicht verkennen, und der hohe, durch zwei, drei auch vier Fensterstäbe gegliederte Spitzbogen eignete sich trefflich zur Aufnahme dieser langen, nach alten Tapetenmustern mit tausendfarbigen Medaillons besäten Bänder. Noch augenfälliger stellt sich dieses Anschließen an fremde Vorbilder in seinen Erstlingsversuchen auf den schon

Digitized by Google

erwähnten sehr umfangreichen Glasmalerien von Bourges dar, weil hier die bedeutende Breite des byzantinisch rundbogigen, durch kein Stabwerk unterbrochenen Fensters der malerischen Anordnung keinen Zwang anthat, und jene Medaillons schachbrettartig über den ganzen Mosaikgrund vertheilen ließ.

Uebrigens ergiebt ein näherer Vergleich der dem 12ten Jahrhundert entstammenden Glasmalereien von St. Denis und Bourges mit dem prächtigen Fensterschmucke der Heiligenkapelle von Paris und der Clermonter Kathedrale, daß letzterer, welcher in aller Farbenpracht des Prismas strahlt, ungeachtet seines gleichen Alters schon nicht mehr den byzantinischen Typus trägt.

Endlich ist noch zu bemerken, daß mit dem Vorschreiten des 13ten Jahrhunderts die Breite der romanischen Friese (Einfasse, Bordüren) sich immer mehr verringert, und endlich auf einfache Bänder aus kleinen Rosetten, auf perlenbesetzte Streifen oder schmale Laubguirlanden einschränkt, wobei sich neuerdings eine Einwirkung des orientalischen Geschmackes nicht wohl in Abrede stellen läßt. —

Nachdem nun bisher die Leistungen unserer Kunst in deren erster Epoche, hauptsächlichst nur von ihrer ornamentalen und den Totaleffekt bestimmenden Seite, beleuchtet worden: gebührt auch ihren figürlichen, zumeist dem alten Legendenschatze entliehenen Darstellungen ein Wort, und so finden wir an den, übrigens in Massen gruppirten, Figürchen des 12ten Jahrhunderts alle Härte und Dürftigkeit der Ausführung, wie diese nur immer die Basreliefs der romanischen Zeit charakterisirt. Im 13ten dagegen macht sich schon der günstige Einfluß der Quellen, woraus mittlerweile unsere Kunst geschöpft, namentlich durch freiere Bewegung und naturgemäßere Stellung bemerkbar, ja die Gewandungen übertreffen in Anordnung und Faltenwurf nicht selten die großen Figuren aus dem Anfange des 14ten. Ueber den Grund hievon weiter unten.

Die in vielen Einzelnheiten ganz besonders ausgeprägte Aehnlichkeit zwischen den Glasmalereien der Heiligenkapelle von Paris und der Kathedrale von Clermont, nöthigt noch einmal auf sie zurückzukommen. Man möchte diese Fenster in der That, und zwar um so gegründeter, für Werke der nämlichen Meister halten, als mit dieser Ansicht nirgends eine alte Chronikstelle im Widerspruche steht, und es vielmehr erwiesen ist, daß zu Sugers und selbst noch späterer Zeit die ausübenden Glasmaler in unseren Provinzen und Städten auf zufällige Beschäftigung herumzogen, und so erklärlicher Weise an mehreren Orten die nämlichen Gegenstände behandelten. Nicht minder soll, vermöge eines flüchtigen Rückblickes auf die behauptete Hinneigung unserer Kunst zur Nachahmung von orientalischer Mosaik jeder Art, die Thatsache, daß diese Geschmacksrichtung unter Ludwig dem Heiligen den entschiedensten Charakter annahm, hier eine nachträgliche Erwähnung finden. Und endlich darf von der Betrachtung der gegenwärtigen Epoche nicht Abschied genommen werden, ohne noch einmal die ganz besonderen technischen Schwierigkeiten in Erinnerung zu bringen, womit die Glasmalerei der frühesten Zeit zu kämpfen hatte. Sie erscheinen unermeßlich, wenn man die damalige Dürftigkeit der Hülfswissenschaften gegen deren jetzigen Flor in Anschlag bringt. Und doch reicht Letzterer nicht aus, unsere Schöpfungen den alten in jeglichem Anbetracht an die Seite zu setzen. Denn, was diese in so hohem Maße durchdringt und belebt, ermangelt jenen nur allzusehr — die Weihe der religiösen Begeisterung, die glaubige Einfalt des Herzens, und eine, dieser entsprechende, poetische Auffassung der alten Heiligen- und Volksgeschichten.

Zum Schlusse nur noch eine, aber wesentliche Bemerkung.

Es existirt in Frankreich kein Glasgemälde, was über die Zeit Ludwig VII. hinausreichte, und allen Deutungen der ohnehin seltenen, aber um so häufiger misverstandenen, Urkunden hierüber zum Trotz, liegt die Geschichte des Ursprungs unserer Kunst noch immer in tiefem Dunkel. Am ehesten dürfte die einstige Lösung der nicht minder unentschiedenen Frage über die Entstehung des Rundbogenstyls, mit welchem sich die Glasmalerei gleichzeitig in unser Land einführte, ein genügendes Licht über das wahre Bewandtniß der Sache verbreiten. Wir bescheiden uns vor der Hand, die Einführung der Glasmalerei in Frankreich lediglich als ein Moment von höchster Bedeutsamkeit zu bezeichnen, indem uns hiedurch seit dem 12ten Jahrhundert die Mittel eines künstlerischen Schmuckes an die Hand gegeben waren, der bis zum heutigen Tag als unerreichbar in der Großartigkeit seiner Wirkung sich erwiesen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom November.

Denkmäler.

Paris. Börnes Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurfe der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von Benjamin Constant, Foy und Manuel. Das Denkmal hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide, von ausgezeichnet schönem polirtem Granit, und ruht auf einem Unterbaue von gelbem Sandstein, welcher sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide, mißt an 10 Pariser Fuß. Am oberen Ende der Pyramide befindet sich, in einer ausgehöhlten Vertiefung, Börnes Herme, von David modellirt, von den

Herren Richard und Eck gegossen. Unterhalb derselben, ungefähr in der Mitte der Pyramide, ist die einfache Inschrift mit Börnes Namen und den Daten seiner Geburt und seines Todes. Den unteren Theil der Pyramide schmückt ein Broncerelief, in allegorischen Figuren Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammengegeben werden. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen, und am Fuße derselben liest man auf jeder Seite die Namen von vier berühmten Schriftstellern französischer und deutscher Nation; links: Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Béranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börnes Sarg aus der provisorischen Grabstätte, die nach hier üblichem Gebrauch einstweilen für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Das Ganze bildet eine ernste, schmucklose Masse.

Der Bildhauer Marochetti ist mit der Ausführung der Reiterstatue des Herzogs von Orleans beauftragt. Das Standbild kommt auf den Hauptplatz der Stadt Algier.

Die Specialcommission für die Errichtung des Denkmals für den Contreadmiral Dumont d'Urville, hat die Vorschläge der Künstler für dieses Denkmal geprüft. Unter den Künstlern, welche ihre Pläne eingesandt haben, hat die Commission den des Herrn Gau aus Köln, eines der Architekten der Stadt Paris, welcher durch seine Reisen in Nubien bekannt ist, und des Herrn Danton d. Ä., Bildhauer, eines nicht minder bekannten Künstlers, ausgezeichnet. Die Pläne der Herren Gau und Danton sind wieder an die Central-Commission gesandt worden.

Aix. In der Bibliothek der hiesigen Stadt, des Geburtsorts des Herrn Thiers, ist kürzlich dessen Büste aufgestellt worden.

Pau. Mit dem 26. Oktober ist die von Raggi in Paris gefertigte Statue Heinrichs IV. hier auf dem Königsplatze aufgestellt. Das Fußgestell hat drei Reliefbilder; vorne liest man als Aufschrift: Lou nouste Henric! und darunter: Henrico nostro, pia nepotis augusti munificentia redivivo; am Sockel: MDCCCXLII. Die Reliefs sind von Etex, und stellen die drei Hauptepochen im Leben des größten Königs dar. Hinten: Heinrich IV. mit den kleinen Bergbewohnern von Coarraze spielend; auf der einen Seite: Heinrich unter den Mauern von Paris, indem er den Belagerten Lebensmittel zuführen läßt; auf der entgegengesetzten: Heinrich von Bourbon in der Schlacht von Ivry, in dem Augenblicke, wo er seine Soldaten anredet und ihnen seinen weißen Helmbusch als Sammelzeichen vorweist.

Haag. Die Statue des Prinzen Wilhelms I. soll auf dem Platze het Plein errichtet werden.

Kopenhagen. Das Comité, welches dem verstorbenen Könige ein Denkmal bei Standerborg zu errichten gedenkt, war vor Kurzem versammelt und hat beschlossen, daß über dem großen Gedenkstein, welcher jetzt auf die Höhe, wo er liegen soll, hinaufgebracht ist, ein Haus mit Oefen und den nöthigsten Bequemlichkeiten erbaut und um dasselbe ein kleiner Park eingerichtet werden soll. Drei Stufen werden bis zu dem Fußgestell hinanführen; das Fußstück an und für sich ist ein bedeutender Koloß, doch soll dieses, wie der Stein selbst, erst zugehauen werden, womit noch einige Zeit vergehen dürfte. Die Basreliefs und die Büste, wozu Thorwaldsen das Modell gratis geliefert, werden in seiner Werkstatt von dem Bildhauer Holbeck ausgeführt, und sind zu diesem Theil des Monuments 1000 Thlr. bereits deponirt. Im nächsten Sommer werden diese Sendungen von Thorwaldsen erwartet.

London. Die St. Paulskirche ist um eine Statue des Viceadmirals Sir Pulteney Malcolm bereichert. Sie ist von Bailey gearbeitet und kostet 1000 Pf. St.

Eine merkwürdige Fügung des Zufalls ist es, daß der mit der Ausführung der Reiterstatue Napoleons für dessen Grabmal in der Invalidenkirche beauftragte Bildhauer Marochetti, ein Corse von Geburt, der auch die Bildsäulen Philibert Emanuel's von Savoyen und Latour d'Auvergne's gefertigt hat, in neuester Zeit den Auftrag erhalten hat, das Modell der Reiterstatue des Herzogs von Wellington für die Stadt Glasgow zu fertigen, welche diese Bildsäule in Erz gießen und dem Herzog zu Ehren aufstellen lassen wird. Das Modell dazu ist von Herrn Marochetti fast ganz vollendet, während er zur Bildsäule Napoleons nicht über den Entwurf hinaus ist.

Kunstverein
für
das Königreich Hannover.

Am 24. Februar 1843 wird die eilfte Ausstellung von Werken lebender Künstler, in Hannover eröffnet werden. Die Committé des Kunstvereins hofft und wünscht, daß die Künstler des Vaterlandes dieselbe in gewohnter Weise freundlich unterstützen wollen.

Der Verein trägt unter den in den besonderen Einladungen bemerkten Bedingungen die Kosten des Transportes aller von den Künstlern selbst mit Fracht bis zum 10. Febr. k. J. an den Conservateur des Vereins, Hofkunsthändler Schrader, eingesandten Kunstwerke; Kunsthändler und andere Besitzer von Kunstwerken haben die Versendungskosten selbst zu tragen. Bei Sculpturen und Zusendungen vom Auslande muß die Committé sich vorher eine Anfrage erbitten. Sendungen mit der Post werden überall nicht angenommen. Die Kosten der Verpackung sind stets von den Absendern zu tragen.

Die Ausstellungen von Bremen, Lübeck, Rostock und Stettin folgen auf die unsrige. Sie bieten den hier nicht verkauften Kunstwerken eine vortheilhafte Gelegenheit zur Weitersendung, und deshalb wird angenommen, daß dieselben ihnen zugeschickt werden sollen, wenn nicht ein Anderes bestimmt vorgeschrieben wird.

Um recht frühzeitige Anmeldung der einzusendenden Kunstwerke, so wie um die Mittheilung der äußersten Preise derselben, sofern sie verkäuflich sind, wird dringend gebeten.

Jede nähere Auskunft zu geben ist der Unterzeichnete gern bereit.

Hannover, den 28. November 1842.

Die Committé des Kunstvereins für das Königreich Hannover.

Für den Sekretär:
der Stadtbaumeister **Andreae.**

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Google

№ 102.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 22. December 1842.

Ueber Ursprung, Blüthe und Verfall der Kirchenglasmalerei in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Zweite Epoche.

Anfang des 14ten bis Ende des 15ten Jahrhunderts.

(Germanischer Styl.)

Unsere Kunst, wie sie von Anbeginn sich in Nachahmungen gefiel, nahm schon frühzeitig eine neue Gestalt an, und so lassen bereits ihre ersten Schritte im 14ten Jahrhundert die Spur des Spitzbogenstyls gar nicht verkennen.

An die Stelle der sonst so häufigen perlenumfaßten Medaillons mit kleinen Figuren in lebensvollen Gruppen, dann der zu langen Bändern verschlungenen rautenförmigen Felder, womit von Ludwig dem Heiligen an bis zu Ende des 13ten Jahrhunderts die ganze Fensterfläche in reicher Mosaik bedeckt war: treten seit dem 15ten große, isolirte, übrigens reich drappirte Figuren von steifen und auffallend langen Verhältnissen, welche daneben noch sehr an die Heiligen- und Königsbilder der romanischen Zeit gemahnen.

Dieses offenbare Festhalten an romanischen Ueberlieferungen darf nicht befremden. Denn da die großen Standbilder über den Kirchenportalen und die liegenden Statuen auf den Grabsteinen den Typus dieses Styles fortbehielten, erklärte sich einestheils schon aus dem Mangel besserer Vorbilder, warum die Glasmalerei, welche im Grunde doch auch nur ornamentale Zwecke verfolgte, in strenger Nachbildung jener Muster verharrte, anderntheils und noch mehr aber aus der Langsamkeit überhaupt, womit unsere Kunst selbst hinter den wirklichen Fortschritten der Architektur und Sculptur einhertrat, deren Einwirkungen sie in keiner Epoche völlig entging.

Anfänglich brachte man derlei große Figuren in den hohen Chor- und Schiffenstern der Cathedrale an, von wo aus die bedeutende Dimension ihrer Verhältnisse der Fernsicht trefflich zu statten kam, und sich in so fern wenigstens an die brillante Mosaik des 13ten Jahrhunderts passend anschloß, als noch die Gründe, worauf diese Figuren standen, in gleicher Art ausgeführt und dabei mit prächtigen in allen Farben strahlenden Bordüren umsäumt waren.

Die beiden Fensteretagen im Chor und theilweise auch im Langhause der Kathedrale von Bourges können als Belege dieser Uebergangsperiode der Glasmalerei betrachtet werden, und nicht minder enthalten die hohen spitzbogigen Chorfenster der Clermonter Kathedrale in ihren Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament — zumeist Patriarchen, Propheten und Apostel, mitunter in mittelalterlicher Tracht — nur Beispiele derselben Manier. Uebrigens gehören letztere auch in Wirklichkeit dem 13ten Jahrhundert an.

Gleichwie aber der Rundbogen, mit welchem unsere Kunst gleichzeitig in Frankreich aufgetreten, erfuhr auch diese selbst im Laufe der Zeit eine mächtige Umwandlung.

Der primitive Typus des ersteren, eine muthmaßliche Ueberlieferung des Orients, nahm nämlich, vermöge der nachgerade vorschreitenden, so ganz auf christliche Elemente basirten Entwickelung des germanischen Bausystems, welches im Kurzen solche Wunder wirken und die Nachbarländer mit unerreichbaren Meisterwerken bedecken sollte, schon frühzeitig einen lokalen Zuschnitt an. Und war zunächst nur die Kirchenarchitektur der Träger dieses neuen immer bestimmter hervortretenden Styls, so fügte sich ihm doch nach und nach auch die Civil- und Kriegsbaukunst, dann die Sculptur und Malerei, und endlich die Ornamentik überhaupt, was denn auch den Werken unserer Kunst ein verändertes Ansehen geben mußte.

In der That war dieses schon zu Anfang des 14ten Jahrhunderts sehr verschieden von seiner früheren orientalischen Buntheit. Vielmehr gab nun die einladende Höhe des Spitzbogenfensters zur Großartigkeit jener meist

gen. 2. Das Gesetzbuch enthaltenden Bücher, die Bücher der Rechte, die Bücher der Gesetze, die Bücher der Gesetzbücher, die Bücher der Gesetzbücher, die Bücher der Gesetzbücher

Schule schickten. Nur aus dem thatsächlichen Einflusse dieser Technik, über welchen kein Zweifel mehr waltet, sobald man eine jener kostbar verzierten Handschriften des Mittelalters zu Rathe zieht, läßt sich die ausdrucksvolle Wahrheit der Köpfe, der freie und natürliche Schwung der Linien, und die naive Grazie der Ausführung erklären, welche die meisten Schöpfungen unserer Kunst im 13ten und den beiden folgenden Jahrhunderten auszeichnen. Um so natürlicher aber muß diese nachhaltige Einwirkung eines verwandten Kunstzweiges erscheinen, wenn man bedenkt, daß auch hier der Sinn für Wahrheit und Schönheit der Darstellung, welcher Frankreich längst vor der zweiten Wiedergeburt der Künste in Italien immer lebhafter durchdrang, bereits den Weg gebahnt hatte.

Dieß sind Thatsachen, welche alle Einwendungen des Unverstandes wie des Vorurtheils gleichmäßig zu nichte machen, ja selbst dahin führen, die französische Miniaturmalerei nicht allein in ihrem Vaterlande, sondern auch, weil der Geschmack der benachbarten Völker nicht minder bei ihr zur Schule ging, allenthalben als die Lehrmeisterin unserer Kunst in ihrer zweiten Periode, und zwar längst vor der neueren Kunstblüthe Italiens, etwa schon seit Raphaels Zeiten, gelten zu lassen.

Das vergleichende Studium von zeitgenössischen Leistungen dieser beiden Kunstzweige kömmt jener Annahme möglichst zu statten, indem es die Quellen, woraus die Glasmaler ihrer Zeit schöpften, mitunter förmlich nachweisen läßt.

Am Geeignetsten hiezu dürften wohl die prächtigen Fenstergemälde der verschiedenen Kapellen in der Kathedrale von Bourges, deren bereits Erwähnung geschah, dann jene von Jaques-Coeur daselbst, so wie die Glasmalereien von St. Gervais in Paris und der Heiligenkapelle zu Riom in der Auvergne erscheinen.

Diese letzten, noch wenig gekannt, verdienen gerade die Bewunderung der Künstler und Alterthumsfreunde in vorzüglichsten Maße. Uns wenigstens kam bis jetzt in Frankreich nichts vor, was sich der Großartigkeit ihrer Conception, dem Reichthum ihrer Darstellung, ihren edeln Verhältnissen in Figuren und Gruppen, dann der zarten und sauberen Ausführung, bei aller Keckheit in Behandlung des Ganzen, an die Seite setzten ließe. Sie gehören, wiewohl ihr näheres Datum noch unbestimmt ist, dem 15ten Jahrhundert an, und entschuldigen, bei der fast völligen Unbekanntschaft des größeren Publikums mit ihrem Standorte, wohl einige historische Abschweifungen über letzteren selbst.

Im Allgemeinen enthalten gerade jene Gauen der Auvergne den meisten Reichthum an Kunstdenkmalen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch ihre eigene Souveraine hatten, und so zählt man in dieser Provinz überhaupt drei so genannte Heiligenkapellen aus verschiedenen Epochen, worunter die zu Riom von Jean de France, Herzog von Berry und ersten Herzog der Auvergne, im Jahre 1382, jene zu Aigueperse 1475, von Louis Graf von Montpensier, Dauphin von Auvergne, und die dritte zu Vic-le-Comte von Jean Stuart, Herzog von Albanien und seiner Gemahlin Anna Boulogne, Gräfin von Auvergne, Anfangs des 16ten Jahrhunderts errichtet wurde.

Die Heiligenkapelle von Riom ist nach dem Plane der von Paris gebaut, und wiewohl wir nicht Zeit fanden, die Proportionen beider zu vergleichen, däucht uns doch die zu Riom von kleineren Verhältnissen. Auch hat sie keine Krypte gleich der zu Paris, welche wir in Folge einer sorgfältigen Untersuchung und insbesondere wegen der Menge von Grabsteinen und Inschriften auf ihren Wänden umher der allgemeinen Beachtung empfehlen; leider erschweren nur ganze Reihen von Repositorien mit Urkunden das eindringlichere Studium dieser Denkmäler.

Wie es sich aber mit dem Datum ihrer Gründung verhalte, so trägt die Heiligenkapelle von Riom doch in Allem eher den Charakter des 15ten als des 14ten Jahrhunderts. Gurtwerk durchkreuzt bereits in reicherer Verschlingung das Gewölbe, längliche, nach vertikaler Richtung gezackte Blätter, je vier an der Zahl, bilden die Rosetten im Spitzbogen des Fensters über den Kämpfern, und nicht selten dient das Wappen des um 1416 verstorbenen Jean de France zu Gurtknäufen, wie denn überhaupt Alles daselbst an die Blüthe des Spitzbogens gemahnt, und auch die Glasmalereien, nach Costüm und Ornament zu schließen, offenbar so alt sind, als die Kirche selbst. Ihr Aeußeres dagegen bietet, abgesehen von der gefälligen Symmetrie ihrer Theile und einigen Sculpturen, wenig Bemerkenswerthes dar. Das Material zu einem Seitenportale im Style des Ganzen scheint aus den nunmehr so bekannten Steinbrüchen von Valois. Außerdem verdient vielleicht noch Erwähnung, daß diese Kapelle zwar eilf Fachwerke, gleich der zu Paris, aber nur neun Fenster zählt, und, indem sie ihren Chor dem Süden zukehrt, von der herkömmlichen Richtung nach Aufgang abweicht.

Als man das alte herzogliche Palais abtrug und dem Gebäude seine dermalige Gestalt gab, erhielt auch unsere Heiligenkapelle eine andere Bestimmung, und vermöge der hievon bedungenen Veränderungen ihres Inneren stehen die sonst so hohen und darum einer strengeren Prüfung unzugänglichen Glasmalereien nunmehr dem Auge um Vieles näher gerückt, ein Vortheil, um dessen willen man dem Architekt oder dem wie es scheint ihm aufgedrungenen Plan, die Profanirung und künstlerische Verstümmelung solch eines religiösen Monuments, einigermaßen verzeihen könnte. Beim Abtrag des alten

Digitized by Google

Justizhofes der Herzoge von Bourbon vor 15 Jahren, wurde nämlich die Kapelle zum Audienzsaale der zweiten Kammer des königlichen Gerichtshofes umgewandelt, und für diesen Zweck zu zwei über einander liegenden Gemächern abgetheilt. Im untern dieser Räume hielt man denn die Hinwegnahme der Glasmalereien, so weit sie in denselben hinabreichten, für nöthig, verfuhr aber dabei mit so wenig Schonung, daß auch kein Bruchstück mehr aufzuspüren ist: ein Vandalismus, der um so mehr entrüstet, als die bis dahin, von allen Stürmen der Zeit und insbesondere der Revolution, verschonten Gemälde eben jetzt dem immermehr um sich greifenden Studium der alten Kunst so wesentliche Dienste leisten würden. Der obere ist in diesem Augenblicke von dem Archive des königlichen Hofes in Anspruch genommen, was jedoch den freien Zutritt zu den gemalten Fenstern keineswegs hindert. Hier befindet sich denn der Kunstfreund, der Alterthumsforscher, der Poet, welcher gerne aus dem Borne alter Legenden schöpft, den wunderbaren Figuren, so die Felder von neun großen Kreuzstöcken einnehmen, vermöge der Eigenthümlichkeit der Lokalität so gegenüber, daß er sie betasten kann. Und welch eine Welt von Schönheit steht ihm erst mit diesen Bildern zu entdecken, wenn ihn ein ächter Enthusiasmus, ohne Schonung seines Rockes, die ungeheuern Repositionen von Tannenholz zu erklettern treibt, worin ein diplomatischer Moder wese, älter als die fraglichen Schöpfungen unserer Kunst selbst.

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom November.

Denkmäler.

Edinburg. Dem Bildhauer Sterll ist der Auftrag geworden, eine kolossale Bildsäule der Königin auszuführen. Man arbeitet schon daran; das Standbild wird, sammt dem Fußgestell, 90 Tonnen wiegen. Die Kosten trägt das königliche Institut, vor dessen Gebäude die Statue aufgestellt werden soll.

Madrid. In Soria hat man den Grundstein zu einem Denkmal gelegt, welches zu Ehren der alten Vertheidigung von Numantia (zur Römerzeit) errichtet werden soll.

Lissabon. Donna Maria hat eine Subscription eröffnet zur Errichtung eines Denkmals für den Kaiser Dom Pedro. Dasselbe soll in einer Reiterstatue bestehen und auf einem hiesigen Platze aufgestellt werden. Die Unterzeichnung nimmt guten Fortgang.

Bauwerke.

Wien. Am 20. Oktober ist Adler und Kreuz des Stephansthurmes geweiht und an Ort und Stelle erhoben worden. Der Adler ist 222, das Kreuz 58 Pfd. schwer, und beide zusammen sind 10 Fuß 5 Zoll hoch und 4 Fuß 10 Zoll breit. Der alte Adler maß 7 Fuß 5 Zoll in der Länge, so daß der Thurm gegenwärtig in seiner Gesammtheit um 3 Fuß 2 Zoll zugenommen hat. Die Steinumhüllung reicht jetzt nur noch bis zum Knaufe des Thurmes, von welchem aufwärts das Eisengerippe mit Kupfer umhüllt wird, auch wird die früher von Stein gewesene Rose jetzt von getriebenem Kupfer seyn. Im nächsten Frühjahr erhält der ganze Neubau einen steinartigen Anstrich. Der Thurm hat bereits mancherlei Schicksale erlebt; der Grundstein zu demselben wurde vor nun bald 500 Jahren gelegt und der Bau im Jahre 1455 vollendet. Bliyeinschlag, Türkenkugeln und Erdbeben beschädigten die Spitze. Nach dem letzteren wurde ein 36 Eimer fassender kupferner Knopf statt des steinernen, ein Halbmond und Stern auf die Spitze gesetzt. Im Jahre 1686 wurde der Mond wieder abgenommen und dafür 1689 der Adler aufgestellt.

München. Die bereits früher den Behörden eröffnete Willensmeinung des Königs, daß in allen Städten des Königreichs, welche mit Ringmauern, Thürmen, Gräben und sonstigen Vorwerken versehen sind, diese Schutzmittel fortbestehen sollen, und daß jede Abänderung ihrer Formen durch gewaltsame Beschädigungen, Abbrechen der Mauern oder Thürme und Einfüllung der Gräben verboten sey, ist durch Ministerialrescript vom 13. November neuerdings den Polizeibehörden in nachdrückliche Erinnerung gebracht und den königlichen Bauinspektionen die strenge Ueberwachung des Vollzugs aufgetragen worden.

Regensburg. Während der Feier in Kelheim war auf einem Seitentische das Modell der Befreiungshalle aufgestellt, aus welchem man abnehmen konnte, daß dieselbe im byzantinischen Style, in Form einer Rotunde mit Kuppel erbaut werden wird. Wie ungeheuer die Dimensionen des Gebäudes bemessen sind, erhellt daraus, daß der Durchmesser des Gewölbes 100 Fuß betragen soll.

Heidelberg. In diesem Sommer ist hier ein neuer Friedhof an der Landstraße nach Carlsruhe angelegt, und in demselben eine Kapelle nach byzantinischem Style erbaut worden.

Havelberg. Am 27. November feierten wir die Einweihung unserer restaurirten Domkirche. Kaiser Otto der Große hatte 946, nach Anderen in späteren Jahren, das hiesige Bisthum gestiftet, und in Folge dessen war die Domkirche erbaut worden, die nach mannigfaltigen Schicksalen so baufällig ward, daß ihre Erneuerung höchst wünschenswerth erschien. Auf die hiervon gemachte Anzeige hatte bereits der hochselige König die nöthigen Fonds angewiesen, um dieses Denkmal in einer des Baues würdigen Form wieder herzustellen. Zur Ausführung dieser Reparatur war das Heiligthum seit dem 1. Oktober 1840 geschlossen gewesen.

Meisenheim. Der König von Bayern hat unlängst einige Baukundige hierher gesendet, um die hiesige evangelische Kirche, ein Werk der Gottesfurcht Ludwigs des Schwarzen aus dem Jahre 1479, aufzunehmen und einen Ueberschlag der Wiederherstellungskosten zu entwerfen, da dieses Meisterstück altdeutscher Baukunst dem gänzlichen Verfalle naht.

Straßburg. Es hat sich hier eine Commité gebildet, um den Münster, diesen Stolz der deutschen Baukunst, im Innern auf eine dem erhabenen Aeußern angemessene Weise zu restauriren. Unter den sieben Mitgliedern desselben wurden drei Deutsche gewählt, und zwar die Professoren Wiegmann und Mosler und der Procurator Schnaase, sämmtlich in Düsseldorf.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 103.

Kunstblatt.

Dienstag, den 27. December 1842.

Ueber Ursprung, Blüthe und Verfall der Kirchenglasmalerei in Frankreich.

(Schluß der zweiten Epoche.)

Diese Fenster nun messen, so weit sie nämlich in das Archivlokale ragen, und sohin von dessen Boden an bis zu den Kampfern, 13 französische Fuß Höhe, und enthalten eine Reihe von 28 großen Figuren in Nischen, deren Pfeiler mit Baldachinen von herrlicher Arbeit besetzt sind, und zu Spitzgewölben mit Knäufen von Stechpalmen, Disteln oder Eichenblättern auslaufen. Ueber dieser Etage, welche in den Details auf jedem Fenster variirt, erheben sich zierlich durchbrochene Glockengewölbe, worein auf Azur oder purpurnem Grunde Engel in langen weißen Gewändern die Laute oder goldene Harfen spielen. Unter den Figuren selbst finden sich die zwölf Apostel, deren jeder mit einem Propheten des alten Testaments in dem nämlichen Felde gepaart ist, dann, und zwar im ersten Kreuzstocke östlich der Abside, die vier lateinischen Kirchenväter: Hieronymus, Ambrosius, Leo der G. und Augustin, und im westlichen Fenster, gegenüber dem Eingang, die heil. Margaretha mit dem Ungethüm zu ihren Füßen, und daneben die drei Marien mit den Salbenbüchsen. Es ist hiebei nicht zu übersehen, daß die neun Fenster bei ihrer Eintheilung in je vier Felder auf 36 Figuren angelegt sind; allein die Kreuzstöcke rechts beim Eintritte in die Abside haben aus unbekannter Veranlassung ihren ehemaligen Schmuck gegen weiße Scheiben vertauscht, und führen nur noch in ihren Spitzbogen einige gemalte Fragmente. Leider ist auch das südliche Fenster so vielfach verstümmelt und wieder so ungeschickt restaurirt, daß eine Erklärung der darauf dargestellten Figuren kaum mehr möglich ist. Im übrigen halten letztere insgesammt, nach altem Brauche, breite Pergamentsstreifen in den Händen, wovon die der Propheten mit Stellen aus der heiligen Schrift, die der Apostel hingegen mit den Sätzen des Glaubensbekenntnisses von Nicäa beschrieben sind, gleichwie auf ähnlichen Rollen in der Clermonter Kathedrale die ganze Muttergottes-Litanei vorkommt. Schließlich geht nichts über die prachtvolle Gewandung dieser Heiligen, deren ausdrucksvolle Köpfe sich mitunter zu hoher Schönheit steigern. Die Zeichnung erweist sich allenthalben sicher und correkt und in den Conturen scharf markirt, wozu die breite Schraffirung recht wirksam stimmt. Nur weht im ganzen Entwurf die Trockenheit der Schule nächst vor Raphael.

Nachdem wir bisher den Inhalt dieser gemalten Fenster vom Fußboden des Archivs bis zu ihren Kämpfern hinan besprochen, bleiben uns nur noch die kleineren Partien in ihren Spitzbögen zur Betrachtung. Letztere enthalten je eine Gruppe von zehn Rosetten, wovon jedesmal die sechs größeren in Form vertikal gezackter Vierblätter von 2 Fuß Breite zu ungefähr 3 Fuß Höhe zusammen nur Eine Legende, natürlich aber in sechs Bildern, enthalten, — eine Abweichung von der Regel, vermöge welcher der sinnreiche Maler das ganze Drama seiner Darstellung mit einem Chore musicirender Engel zu schließen pflegte, den er auf sämmtliches Rosettenwerk des Spitzbogens, ohne Unterschied seiner einzelnen Gestaltungen, vertheilte.

Auf diesen Miniaturen nun äußert sich der nachhaltigste Einfluß der Illuminirerschule recht augenscheinlich. Solch eine Verschmelzung heiligen Ernstes mit der holdesten Naivität, solch ein Reiz in Erfindung und Darstellung, wie auf den meisten dieser kleinen Tableaux, übertrifft selbst Alles, was Italien sechzig Jahre später in's Leben rief; denn noch athmet hier der Geist ächt christlicher Kunstvorstellung, die von nun abwärts sich merklich zu trüben beginnt; noch haucht Alles den süßesten Zauber der Poesie; und wo je beides in minderem Maße der Fall ist, entschädigt doch Reinheit der Formenbildung und prächtiges Colorit. Der Kürze wegen sollen von diesen reizenden Bildchen hier nur die Legende der heil. Margaretha, welche in ihrer ganzen dramatischen Vollständigkeit auf die Rosetten zweier Kreuzstöcke vertheilt ist, und ungeachtet mancher Verschiedenheit der

Digitized by Google

Details denn doch für das Werk einer und derselben Hand gilt, dann die Geschichte der heil. Magdalena auf einem dritten Fenster, hervorgehoben werden, deren Vergleich mit einer Glasmalerei aus dem 13ten Jahrhundert, welche in der Abside der Clermonter Kathedrale denselben Gegenstand behandelt, recht interessante Aufschlüsse über den Entwickelungsgang unserer Kunst darbietet. Noch verdienen die Darstellungen aus dem Leben des thebaischen Einsiedlers St. Markus und der Heiligen Hieronymus und Ludwig, dann ein Jüngstesgericht, wie gewöhnlich das Hauptbild der Abside, so wie zum Schluß die Scenen aus dem Leben Mariä und Johannes des Täufers, wovon freilich nur zwei oder drei Tableaux mehr übrig sind, eine namentliche Erwähnung.

Wiederholt müssen diese niedlichen Gemälde insgesammt, über allen jedoch die Scheibe mit dem heil. Ludwig, der seine Kreuzritter in goldenem Schiffe über das Meer führt, als wahre Prachtstücke der Glasmalerei, deren Werth sich wo möglich noch durch ihre ganz vollkommene Erhaltung steigert, zu ganz besonderer Beachtung empfohlen werden. Sie zählen an achtzig Nummern.

Indem wir endlich zur allgemeineren Betrachtung unserer Kunst in ihrer vorwürfigen Periode zurückkehren, begegnen wir vor Allem, wie schon angedeutet, einer merklichen Abnahme des Geschmackes an brillanten Mosaiken und bunt leuchtenden Gründen überhaupt, und später sogar dem allmahligen Verschwinden jener prächtigen Architekturen, welche ehedem als Träger einzelner Figuren wie ganzer Scenerien das Fenster in seiner vollen Höhe zu beherrschen pflegten.

Dieses Sinken der alten, auf magische Effekte und die möglichste Harmonie berechneten Farbenpracht, tritt im Laufe des 14ten und 15ten Jahrhunderts immer deutlicher hervor, bis sie endlich in dem mißverstandenen Streben, die Zeichnung auf Kosten der Färbung zu heben, zur bloßen Grisaille verblassen, und so die Kunst selbst, die nur im Gleichgewichte beider Elemente ihr wahres Leben findet, einem völligen Verfalle entgegen führen müßte.

Selbst die trefflichen Glasmalereien von Riom dürften, unbeschadet ihrer sonstigen Vorzüge, gegen die brillanten Effekte des 13ten Jahrhunderts nicht wohl mehr Stand halten, könnte man sie vom unteren Raume der so ungeschickt verbauten Kapelle aus betrachten.

Dieses selbsteigene Sinken unserer Kunst wurde um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, durch den Hinzutritt äußerer Einflüsse, nur noch beschleunigt. Die germanische Architektur und Plastik verfiel damals auf wesentliche Neuerungen, in deren Folge sie mit reißender Schnelle von der erhabenen Strenge und Einfalt ihres ersten Auftretens sich entfernte. Die weniger kühn emporstrebenden Baue überluden sich nunmehr mit allzu üppig wucherndem Ornament, die Oeffnungen setzten an Breite zu, was sie an Höhe aufgaben; der Spitzbogen sank ein, und die geringere Dimension der nun dem Boden näher gerückten Fenster vertrug nur noch Glasmalereien von peinlicher Vollendung, die gegen die großartige auf weite Fernsicht berechnete Behandlung der älteren sehr im Nachtheile ließ.

Man versäumte sogar den Ausbau mächtiger, im reinsten Spitzbogenstyle begonnener Dome, um nur dem neuen Geschmack in Ausführung einer Menge von kleineren Kapellen und Kirchen zu fröhnen. So entstand die Kapelle zu Bourges, deren Bau übrigens zur Erweiterung der Kathedrale diente, und der reichliche Fensterschmuck, womit sie von ihren Stiftern bedacht wurde, bequemte sich natürlich nach den beschränkten Verhältnissen seines Standortes. So die Kapelle des Jaques-Coeur — ein nicht minder augenfälliges Beispiel der kleinen Dimensionen, zu welchen die damalige Glasmalerei einschrumpfte, als der sorgfältigst vollendeten Ausführung, worauf jetzt Alles und in dem Maße ankam, daß man auch die freilich schon seltenen größeren Fenstergemälde, wie die Herzoge von Bourbon im Dome zu Moulins, in solch unpassender Weise behandelte.

Der einmal betretene Weg mußte endlich die Glasmalerei zu den Proportionen eines Staffeleigemäldes herabführen. Die Bewältigung der hiedurch immer weiter getriebenen technischen Schwierigkeiten galt nunmehr für den höchsten Triumph unserer Kunst. Die Handfertigkeit für größere Unternehmungen ging so gut wie verloren.

Auf diesem Standpunkte hielt sich denn die Glasmalerei eine geraume Zeit inzwischen des 15ten und 16ten Jahrhunderts.

Zu mehrseitiger Charakteristik ihrer Leistungen in genannter Periode diene jedoch noch Folgendes:

In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ward es gebräuchlich, die figürlichen und landschaftlichen Darstellungen in Portiken von grau in Grau zu rahmen, dabei insbesondere die Fernen meisterlich zu behandeln, und das Ganze überhaupt in so ausgeführter Weise zu geben, daß es kaum mehr ein anderes Beschauen als das aus nächster Nahe vertrug. Am üppigsten und durchgebildetsten wucherte diese Mode im 16ten Jahrhundert, wovon man sich am gründlichsten überführen kann, wenn man in Bourges aus der Dreieinigkeitskapelle in die Kapelle von Jaques-Coeur tritt, oder das Urtheil Salomons in St. Gervais (1531) gegen die Fenster der Heiligenkapelle von Vic-le-Comte in der Auvergne und der Kirche St. Etienne du Mont hält, welch letztere dem Nikolaus Pinaigrier (um 1600) zugeschrieben werden. Deutlich erkennt man hier in welch zunehmender Weise die Maler die ältere und allein wahre Disciplin unserer

Digitized by Google

Kunst verkannten, und als solche endlich nur die möglichste Annäherung an die Technik und Effekte der Oelmalerei gelten ließen. Gerade hiedurch aber hebt sich zuletzt nicht allein die beabsichtigte, sondern selbst die mögliche Wirkung des Bildes in so fern auf, als die mitunter bedeutende Entfernung, worin die Mehrzahl der Beschauer nothwendigerweise gehalten ist, weder den dargestellten Gegenstand überhaupt, noch erst, was ihm eben die Palme erringen sollte, die Feinheit der Ausführung erkennen läßt. Nicht minder steht die Verschiedenheit des Trägers, vermöge welcher die Oelmalerei das Licht nur reflektirt, die Glasmalerei aber durchläßt, allem demjenigen im Wege, was durch eine so gezwungene Annäherung des einen dieser Kunstzweige an den andern erzielt werden wollte; und so geschah es auch, daß bereits die Glasmaler des 15ten und 16ten Jahrhunderts, wie meisterlich sie auch die selbstgeschaffenen Schwierigkeiten ihrer Technik bewältigten, nur selten die Wirkungen des 13ten Jahrhunderts erzwangen.

Gleichzeitig mit der Ausbildung des landschaftlichen Elements in unserer Kunst erhob sich die Nachahmung der gold- und silberbrokatenen Gewänder, der damastirten Stoffe und bunten Seidengewirke, welche die damalige Tracht auszeichneten und später auch von Paul Veronese zu so brillanten Effekten ausgebeutet wurden. Die Erfindung des farbig überfangenen Glases und des Ausschleifens des Ueberfanges kam dieser sinnigen und für malerische Zwecke so förderlichen Neuerung trefflich zu statten, und bald überäeten sich die azurnen und purpurnen Talare mit prächtiger Perlstickerei, durchwob reicher Gold- und Silberdamast die sonst eintönigen Stoffe, blitzten die Gewandsäume von bunten Edelsteinen und flammten die Heiligenscheine golden auf rothem oder blauem Grunde — wovon besonders die Kapelle hinter dem Chore von St. Gervais an Mustern reich ist. Mit nicht weniger Geschmack lernte man sich der zufälligen Abstufungen des farbigen Glases, wenn auch nur, wie sich aus der Natur der Sache versteht, in sehr beschränkter Anwendung, insbesondere zu Fernen und Perspektiven zu bedienen.

Als die folgenreichste, weniger jedoch der gegenwärtigen als dem Anfange der nächstfolgenden Periode angehörige Erfindung aber erstand die Anwendung des Emails, jener durchsichtigen Farben, welche auf die Oberfläche des Glases geschmelzt werden und es tingiren. Diese wesentliche Erweiterung der technischen Mittel erwies sich nun zwar in so fern von Nutzen, als sie eine höhere künstlerische Durchbildung gestattete; der Vorschub aber, welchen sie dem Hang zur Verkünstelung und insbesondere dem unverständigen Wetteifer mit der Oelmalerei in Kürze leistete, überbot jene Vortheile bei weitem. Selbst die ganzen Farben, wozu doch das Hüttenglas auf das Genügendste und Bequemste ausreichte, stellte man nun, und zwar in ausgedehntester Anwendung, mittelst jener neuen Pigmente dar. Indem aber die also tingirten Gläser den in der Fritte gefärbten, oder Hüttenglasern, an Transparenz bei weitem nachstehen, auch den orydirenden Einflüssen des Wetters in viel verderblicherem Maße unterliegen, so bedurfte es zuletzt nur jener Patina von Staub, womit das Alter ein jedes Glasgemälde zu überkrusten pflegt, um bei den in solcher Weise behandelten Fenstern den Durchfall des Lichtes so gut wie aufzuheben, wie man sich im Langhause von St. Gervais zur Genüge überzeugen kann.

Genug jedoch, wenn nicht der Schilderung einer nächstfolgenden Periode unserer Kunst soll vorgegriffen werden.

Am Schluß der gegenwärtigen steht nur noch zu bemerken, daß alle Symptome derselben auf eine nahe und durchgreifende Umwälzung der Glasmalerei hinweisen, welche im Einzelnen sogar schon ziemlich entfaltete Keime zeigt.

In rein künstlerischem Anbetrachte endlich soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß in figürlicher Darstellung das 15te Jahrhundert, insbesondere dessen Mitte, dem 14ten an Correktheit wie an Geschmack bei weitem überlegen ist. Der Grund hievon läßt sich in den merklichen Fortschritten der Sculptur, mit welcher unsere Kunst zu allen Zeiten im unmittelbarsten Verbande stand, dann in den nachhaltigen Rückwirkungen der schon vorlängst zur höchsten Blüthe gereiften Illuminirkunst, leichtlich entdecken.

Nachrichten vom November.

Bauwerke.

Kopenhagen, den 18. November. Heute Morgen brach Feuer in der neuerbauten katholischen Kapelle aus, wodurch der Altar mit seinen kostbaren Zierrathen gänzlich zerstört wurde, und zugleich mehrere Silber- und Metallfiguren zusammenschmolzen. Das Feuer war durch einen im Keller angelegten Wärmeapparat, vermittelst dessen die Kapelle geheizt wird, entstanden. Ein Schornsteinfegerjunge, der von einem der Schornsteine des Friedrichs-Hospitals das Feuer wahrnahm, machte Lärm, und die schnelle Hülfe beschränkte den Brand auf den Altar, wogegen der übrige Theil der Kapelle von den Flammen verschont blieb.

Rom. Die für die Verschönerung Roms durch öffentliche Anlagen angeordnete Commission war in letzter Zeit bemüht, die verhältnißmäßig kleine Anzahl öffentlicher Promenaden innerhalb der Stadt zu vermehren. Zu dem Ende ließ sie einen Theil des linken Tiberufers, hinter der Straße Ripetta, in einen Kai umwandeln, von dem aus sich die reizendsten Fernsichten in die jenseitigen Land- und Stadtgebiete eröffnen. Um diesen eleganten Uferspaziergang bis zum Porto della Ripetta hinzuziehen, hat man jetzt eine

beträchtliche Zahl von Hausgärten acquirirt. Sir John Doyle, der sich gegenwärtig hier aufhält, soll der Regierung in einem Memoire Plan und Mittel für die Ausdehnung desselben sogar bis zur Engelsbrücke, und Erbauung einer eisernen Brücke anstatt der Ripettafähre, nachgewiesen haben. Daß dieselbe auf den Vorschlag eingehen werde, ist kaum zu bezweifeln, da aus seiner Realisirung dem Verkehr zwischen Stadt und Land außerordentliche Erleichterung und Vortheil erwachsen müssen.

Fürst Borghese wird die innerhalb seiner Villa Pinciana gelegene anmuthige Casa di Raffaello, in welcher der große Künstler, der Sage nach, einige Zeit zubrachte, wieder in Stand setzen lassen, um sie künftig im Frühling zu bewohnen. Dieses architektonische Denkmal des 16. Jahrhunderts ist in seinem Innern weit interessanter als gekannt.

Florenz, den 15. Novbr. Heute, am Namenstage des Großherzogs, wurde der Anfang zu der schon seit längerer Zeit projektirten Erweiterung der Via Calzajuoli, der engen, aber sehr belebten Straße, welche die Piazza del Granduca mit dem Domplatz verbindet, gemacht, indem man die an den letzten Platz stoßenden ersten Häuser niederzureißen begann. In einem abgelegenen Theile der Stadt ist man bereits seit einiger Zeit mit Anlegung einer ganz neuen Straße, welche von dem St. Markusplatze nach der Fortezza bassa führen wird, beschäftigt. Der Raum dazu wird größtentheils den noch in großer Anzahl innerhalb der Stadtmauern befindlichen Gärten abgewonnen, und man nimmt hierbei besonders auf Wohnungen für den Mittelstand, an welchen einiger Mangel fühlbar ist, Rücksicht. Nächst diesen bereits begonnenen Verschönerungen der Stadt ist auch die Hoffnung vorhanden, daß der Plan zum Ausbau der Domfaçade vielleicht binnen Kurzem zur Ausführung kommen wird. Die beträchtliche Summe von 80,000 Scudi soll für diesen Zweck bereits bei der Stadtkommune bereit liegen, und außerdem sind von Seiten des Großherzogs, so viel man vernimmt, 50,000 Scudi nebst dem zum Bau nöthigen Holzbedarf zugesagt worden. Nach dem vorläufigen Ueberschlag ist freilich noch immer eine bedeutende Summe zur Vollendung dieses Werks erforderlich; dieselbe dürfte aber wohl während des Baues durch fortgesetzte Beiträge von Privaten zusammengebracht werden. Die Entwürfe zu diesem Bau sind mit der Architektur der bereits vollendeten Theile des Doms, so wie mit dem neben der Façade stehenden berühmten Glockenthurm, so viel wie möglich im Einklange.

Verona. Der neue hiesige Gottesacker ist an der Südostseite der Stadt, hart außerhalb der Festungswerke, angelegt und noch nicht ganz zur Hälfte vollendet; der Plan dazu ist von dem verstorbenen Architekten Barbieri gemacht worden, die Ausführung wird von dem Baumeister Ranzoni geleitet. Ein geräumiges Viereck, groß genug um 10,000 Leichen zu fassen, wird an allen vier Seiten von einer dorischen Säulenhalle eingefaßt; der Eingang, der mit einem prächtigen Portal geschmückt werden wird, ist an der Westseite; ihm gegenüber, an der Mitte der Ostseite, erhebt sich bereits die Kirche mit einer fast 100 Fuß hohen Kuppel, zu der man durch eine Vorhalle von 16 großen dorischen Säulen in zwei Reihen eingeht. Unter der Kirche ist eine große und tiefe Krypta mit mehreren Abtheilungen, die zu Beinhäusern für die Gebeine der auf dem allgemeinen Friedhofe (in dem innern Viereck) bestatteten Leichen bestimmt sind, welche jedesmal nach zehn Jahren wieder ausgegraben und hier beigesetzt werden. Ganz gleiche Kirchen kommen an die Mitte der Nord- und Südseite, die eine als ein Pantheon für ausgezeichnete und berühmte Veroneser, die andere für die Wohlthäter der Stadt und ihrer öffentlichen Anstalten. Diese drei Tempel nun werden unter sich und mit dem großen Portal an der Westseite durch die oben erwähnten dorischen Säulenhallen verbunden, deren Anlage folgende ist. Zwei starke parallele Mauern bilden geräumige Corridore, welche vermittelst breiter Eingänge, die aus der an der innern Seite fortlaufenden Säulenreihe in dieselben führen, hinlängliches Licht erhalten. An den innern Wänden dieser Corridore sind, nach einer von den christlichen Katakomben Roms entlehnten Idee, fünf Reihen flach gewölbter Todtenbetten über einander angebracht, die zum Besten der Anstalt einzeln verkauft werden. Nachdem die Leiche in einem einfachen Sarg in ein solches Todtenbett eingesetzt worden ist, wird die Oeffnung vermauert und überdieß mit einer polirten Platte veronesischen Marmors hermetisch verschlossen, auf welcher der Name des Verstorbenen und seine Grabschrift angebracht wird. Die Nachfrage nach diesen hübschen Grabstätten ist so groß, daß der unablässige Fortschritt des Baues kaum dem Bedürfnisse genügen kann. Unter dem Boden der Corridore sind zwei Reihen gewölbter viereckiger Grabkammern und eine dritte an der innern Seite unter der offenen Säulenhalle, die einzeln zu Familienbegräbnissen abgelassen werden. Hinterwärts der drei Kirchen und der an sie sich anschließenden Corridore hat der Friedhof noch drei halbkreisförmige Anhänge oder Nebenabtheilungen, auf der Nordseite für die Soldaten der Garnison, auf der Südseite für die Kinder unter sieben Jahren, und auf der Ostseite — freilich eine etwas schauerliche Zusammenstellung — zur Hälfte für Nichtkatholiken, zur Hälfte für Selbstmörder. Die Gesammtkosten dieser großartigen Anlage, deren Ausführung fast bis zur Hälfte gediehen ist, sind auf zwei Millionen Gulden veranschlagt, welche die reiche Stadt aus eigenen Mitteln bestreitet; den möglichst raschen Fortschritt des Werkes überwacht der thätige Podesta von Verona, der auch als antiquarischer Schriftsteller rühmlich bekannte kaiserliche Kammerherr, Graf Orti di Manara, dessen regem Eifer für die Verschönerung seiner Vaterstadt das reizende Verona auch andere Verbesserungen verdankt, wie die Anlage eines neuen Kai's an der Etsch, die Abgrabung und Pflasterung des Platzes um das Amphitheater, und Aehnliches mehr.

Paris. Am 16. November fand die Einweihung der Kapelle statt, die an der Stelle errichtet worden, wo sich am 8. Mai die entsetzliche Katastrophe auf der Paris-Versailler Eisenbahn zugetragen.

In dem Schlosse Chambord, Eigenthum des Herzogs von Bordeaux, werden seit einiger Zeit bedeutende Ausbesserungen vorgenommen.

Die Restaurationsarbeiten an der Notre-Dame-Kirche haben bereits begonnen.

Lyon. Der neue Saal des großen hiesigen Theaters ist am 31. Oktober festlich eröffnet worden.

London. Die unter Heinrich II. erbaute gothische Kirche des Templerordens in London, aus dessen großem Stift, nach der Aufhebung des Ordens, das berühmte Rechtscollegium Temple-Inn entstanden ist, ist jetzt, mit 60,000 Pfd. St. Kosten, im ursprünglichen Styl restaurirt und dem anglikanischen Gottesdienst eröffnet.

Madrid. Es hat hier ein fürchterlicher Sturm gewüthet; in der Kathedrale wurden einige, mit herrlichen Glasmalereien geschmückte Fenster zertrümmert.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 104.

Kunstblatt.

Donnerstag, den 29. December 1842.

Mittheilung aus St. Petersburg im November 1842.

Vor wenigen Tagen erst hat unsere öffentliche Kunstausstellung in der Akademie geendet. An allen Tagen, wo die Witterung nur einigermaßen freundlich war, war der Zudrang der Besuchenden aus allen Klassen der Bevölkerung, zur Beschauung der in ihren geräumigen Sälen ausgestellten Erzeugnisse, bis zur drückendsten Presse groß. Unsere Kunst- und Industrie-Expositionen finden nicht wie im Auslande jährlich, sondern immer nur, nach Verlauf von drei oder vier Jahren, statt.

Die gegenwärtige Kunstausstellung war nicht zahlreich an neuen Gegenständen. Viele Arbeiten, die aus Italien erwartet wurden, waren zum bestimmten Zeitpunkt nicht eingetroffen; unter den vorhandenen waren aber mehrere von hohem Werth; von diesen will ich in dieser gedrängten Darstellung, möglichst in der Ordnung, wie sie in den Sälen aufgestellt waren, einige anführen. Jeder Saal stellte hinter den neuen Gegenständen, im Hintergrunde, die Erzeugnisse aus früheren Ausstellungen mit auf, so hatte man denn zugleich mit dem Neuen eine Recapitulation des Aelteren, schon Bekannten.

Gleich die ersten Säle waren mit architektonischen Zeichnungen gefüllt, unter denen sich einige treffliche Leistungen befanden; dahin rechne ich mehrere eingegangene Prospekte zum Aufbau eines kaiserlichen Schlosses, zu einem großen Kaufhofe; überaus interessant aus diesem Cyklus waren aber Ansichten von Restaurationen der Gräberstraße und mehrerer Tempel in Pompeji, von Kudinow. In den eben erwähnten Sälen traf ich auch Professor Bruni's großes Tableau, die eherne Schlange, an, von Moses, auf dem Zuge der Israeliten durch die arabische Wüste, als einzige Rettungsstütze aufgestellt, in gläubigem Emporblick zu welcher die von Gott abgefallenen Juden nur allein dem über sie ergangenen schrecklichen Strafgericht entgehen konnten. Das Tableau hat hohe Schönheiten, aber auch bedeutende Fehler und Mängel. Es traf im vorjährigen Herbst aus Rom hier ein. Unser reicher Privatmann, Anathol Demidow, kaufte es dem Künstler für 30,000 Rub. Banco ab, und verehrte es darauf Sr. Majestät dem Kaiser, welcher es der Akademie schenkte. Ehe es in ihre Räume kam, war es einige Wochen im kaiserlichen Winterpalais den Besuchen des Publikums zulässig.

Die Zahl der neu ausgestellten Basreliefs war bedeutend; von ihnen sind einige zu Skizzen an den Frontons der noch immer im Ausbau begriffenen Isaakskirche bestimmt. Die meisten von ihnen sind von Professor Vitali. Eine unter ihnen stellt die Rückkehr des Kaisers Theodosius dar, wie er, nach der Besiegung der Barbaren, von seiner Gemahlin empfangen wird und vom Hohenpriester Isaak den Segen empfängt; in einiger Ferne sieht man den Baumeister der Kirche mit ihrem Modell auf der Hand. Eine zweite Skizze zeigt die Erscheinung der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande vor dem Jesuskinde, die es anbeten. Von vorzüglicher Schönheit ist das Haupt der Madonna, aus Mammuthknochen in Basrelief; der Ausdruck in den Gesichtszügen der Madonna ist wahrhaft erhebend. Sehr gelungen ausgeführt ist auch ein für eine der Thüren der Isaakskirche bestimmtes Basrelief, den Erlöser vor Pilatus vorstellend. Eben so interessant ist ein Modell zu Karamsins Denkmal ausgeführt, von Professor Baron Klot in Metall gegossen. Auf den vier Seiten des Monuments sieht man dargestellt: die Statue der Muse der Geschichte, die Büste des Historiographen, ein Basrelief, wie er Rußlands Geschichte dem Kaiser Alexander dem Ersten vorliest, ein zweites Basrelief, darstellend den Tod des von seiner Familie umgebenen Historiographen.

Die Menge der ausgestellten sehr guten Portraits beweist die steigende Zahl unserer Portraitmaler. Den ersten Platz unter ihnen nehmen zwei Portraits unsers bekannten Brüllo ein, von denen das eine den Fürsten Alexander Golüßin, das andere die Fürstin Wolchonsky darstellte. Auch die Portraits von Dusi, Holpein,

Digitized by Google

Budlin und Schleifer, bekannte Personen aus hiesigen Kreisen darstellend, fesselten die Blicke der sie immer zahlreich umstehenden Zuschauer.

Gemälde biblischen Inhalts hatte diese Ausstellung nächst der vorgedachtes Bruni's, die eherne Schlange, noch ein großes Bild Brüllo's, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria, für die kasansche Kathedrale bestimmt. Hoher Ausdruck ruht auf den leidenden Zügen der emporstrebenden Madonna, welche von zwei trefflich ausgeführten Engelgestalten unterstützt wird. Nicht minder schön ausgeführt sind andere Gruppen von Engeln, welche die drei Hauptgestalten des Gemäldes umschweben. Noch andere aus diesem Genre hier anzuführen, erlaubt mir mein beschränkter Raum nicht; doch noch eins. Es war ein großes Tableau: Johannes der Täufer in der Wüste predigend, und darum eines der bemerkenswerthesten in der ganzen Ausstellung, weil es so verschiedenartige Beurtheilungen fand. Die Meisten vereinten sich in dem Urtheil: das Gemälde ist zu buntscheckig ausgeführt, die Figur und Stellung des predigenden Johannes, der Hauptperson im ganzen Gemälde, zu kahl ausgedrückt. Man sieht eine Menge Menschen, ohne alle Ordnung, um den Redenden versammelt. Einzelne Schönheiten sind dennoch im Ganzen nicht zu verkennen; vorzüglich gut dargestellt ist ein auf der Erde sitzendes junges Madchen, die ihr blaues Auge zu dem Redner erhebt, und mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten zu lauschen scheint; neben ihr sitzt eine Frau, die ihren Säugling stillt; ein neben dem Redner stehender Krieger blickt unverwandt zu ihm hinauf. In allen diesen Figuren ist die Natürlichkeit der Bewegung und Stellung getreu dargestellt; in allen Gesichtern zeigt sich ein Ausdruck der Wißbegier, hie und da glaubt man bei Einzelnen Urtheile und Meinungen zu vernehmen; Alles ist getreu ausgeführt, das Auge des Beschauers sieht sich nach der Musterung der einzelnen Theile befriedigt; dennoch hat sich das Gemälde hier nur eines getheilten Beifalls erfreuen dürfen, was den Künstler, den von hier gebürtigen Maler Haberzettel, der Verzweiflung nahe gebracht hat. Mit großen Kosten hat er es von Rom aus zu dieser Ausstellung hertransportiren lassen. In Italien dagegen, im Lande der klassischen Kunst, hat es hohen und allgemeinen Beifall gefunden. Selbst der Pabst würdigte die Werkstatt des Künstlers am 13. Juni dieses Jahres seines Besuchs, betrachtete lange das Tableau mit Wohlgefallen; besondern Beifall schenkte er den Figuren der beiden Johannes, Johannes des Täufers und des jugendlichen, des spätern Evangelisten. Nach einer langen huldvollen Unterhaltung überhäuften Sr. Heiligkeit den russischen Künstler mit Lobeserhebungen und segneten ihn zu künftigen Erfolgen. Herr Haberzettel ist Akademiker an der hiesigen Akademie, nächstdem Professor der historischen Malerei an den Akademieen zu Lucca, Bologna und Florenz. Im Jahre 1801 trat er als Zögling in die hiesige Akademie und blieb in ihr bis zum Jahre 1815. Vier silberne Medaillen und eine goldene waren die ihm gewährten Zeugnisse für sein ausgezeichnetes Betragen und seine Fortschritte in der von ihm erwählten Kunst. Aus der Akademie entlassen, ging sein Streben nach Rom, was aber seine dürftigen Verhältnisse nicht gestatteten; dennoch verzagte er nicht. Drei Jahre hindurch beschäftigte er sich mit Portraitmalerei, gewann so ein kleines Kapital, und eilte nun in's Ausland. Vier Jahre weilte er in Paris; seine Gemälde erwarben ihm den Beifall der Kenner und die Aufmerksamkeit des dortigen russischen Gesandten, des Grafen Pozzo di Borgo, der ihm von der Huld des Kaisers ein Jahrgehalt von 300 Dukaten auswirkte. Nun ging Haberzettel nach Rom und gab sich hier ganz der Kunst hin. Besondern Beifall der Kenner erlangten seine Copien nach Raphael: die Verklärung Christi, vier Sybillen, die Madonna di Foligno, die Madonna della Seggiola, Nicciavallis Kreuzesabnahme. Nach diesen Vorbereitungen im innern Heiligthum der Kunst begann er Entwürfe zu eigenen großen Schöpfungen auszuführen, von denen das oben skizzirte eine der vorzüglichsten seyn soll, hier aber nicht allgemein die verdiente Würdigung finden konnte.

Von mehreren exponirten Schlachtenbildern waren einige trefflich ausgeführt. Aus diesem Genre nenne ich hier das Schlachtenbild bei la Fère Champenoise. Man sieht darauf Kaiser Alexander den Ersten heransprengen, um eines seiner Garderegimenter vom Angriff gegen den Feind abzuhalten, der bereits die Waffen gestreckt hat. Im Gefolge des Kaisers sieht man Preußens König, Friedrich Wilhelm III., seine beiden älteren Söhne, die Prinzen Friedrich und Wilhelm, den österreichischen Feldmarschall Schwarzenberg, mehrere der ausgezeichneteren russischen Generale; im Hintergrunde wogt noch die Schlacht. Was dem Tableau, von Wilibald, einem Schüler des Prof. Sauerweid, gefertigt, einen hohen Werth giebt, ist, daß man alle einzelnen Gruppen hier zu einem schönen Ganzen vereint sieht. Fünf große Schlachtenstücke waren von einem Suchodolsky ausgestellt, die ihn als einen genialen Künstler bezeichnen. Drei von ihnen fesseln vorzüglich den Blick der Beschauer: der Angriff der Beduinen auf eine Karavane, die Schlacht zwischen Russen und Persern bei Jelissawetpol am 13ten (25sten) Septbr. 1826, die Einnahme der Festung Kars in der heutigen Provinz Armenien; letztern beiden Gemälden dienen bekanntlich Aktionen aus dem letzten russisch-persischen Feldzuge im Jahre 1826 zum Grunde. Der Maler Ladurner bewahrt sich bei uns als ein trefflicher Künstler in Militär- und Landschaftsstücken.

Digitized by Google

Diesmal hatte er aus beiden Gattungen neun Stücke aufgestellt, von denen eines der anziehendsten, die Lebensweise der Kosaken am Don, war.

Aus der Geschichtsmalerei nenne ich Ihnen hier die Großthat eines russischen Fürsten Michael Wolchonsky, aus einer früheren Geschichtsepoche Rußlands, in der wir noch die Polen als selbstständige und siegreiche Nation gegen Rußland kämpfen sehen. In einem dieser Kämpfe sehen wir auf einem Bilde Demidows den Fürsten Wolchonsky noch allein Stand gegen die andringenden Feinde halten; alle seine Kampfgefährten um ihn sind schon gefallen. Immer noch kämpfend vor dem Kloster des heil. Pafnutius zu Borowsk im Jahre 1610, lehnt er sich zuletzt an das Grab des gedachten Heiligen, umschlingt eine daneben stehende Säule mit dem linken Arm, und kämpft so als Verzweifelter den letzten Kampf gegen die zahlreich auf ihn eindringenden Feinde. In seiner Nähe steht der Abt des Klosters mit emporgehobenem Kreuze, die Feinde zum endlichen Ablassen des gräulichen Gemetzels mahnend. Demidow hat sich schon als tüchtiger Künstler bewährt; in früheren Ausstellungen der Akademie sahen wir schon von ihm Jermaks (der bekannte Eroberer Sibiriens) letzten Kampf, und das Anrücken der Russen unter Anführung Poscharsky und Minins vor Moskau, das die Polen inne hatten. Von Bildern aus der alten Geschichtsmalerei verdienen hier eine Erwähnung: Laokoons Tod, von Michailow; der aus einem brennenden Hause hervorstürzende Alcibiades, von Kapkow; Diogenes in seiner Tonne, von einem Lieutenant Karizky.

Der durch seine früheren Ansichten über Palästina, Jerusalem, das todte Meer hinlänglich bekannte Worobjew, hatte auch jetzt zwei treffliche Ansichten aus der Landschaftsmalerei geliefert: Pargolawo, das vor Petersburg liegende romantische Landgut der Grafen Schuwalow; die Darstellung eines Sturmes, mit allen diesem Phänomen eigenen Schrecknissen, meisterhaft ausgeführt. Von einem Fräulein Dubowizky sah man Landschaften aus Italien und der Schweiz, die mit Sorgfalt und Fleiß gemalt waren. Zwei andere Landschaften, von Chruzky, fanden vielen Beifall. Einige andere Künstler hatten Ansichten von der Stadt Reval, auch zur Täuschung nachgeahmte Frucht- und Blumenstücke, eingeliefert. Von dem jetzt in Italien so großes Aufsehen erregenden Gaiwasowsky, aus der Krimm gebürtig, waren sechs werthvolle italienische Ansichten ausgestellt, von denen sich als ganz vorzüglich zwei Ansichten Neapels bei Mondbeleuchtung, und eine Lazurgrotte auf der Insel Capri, auszeichneten. Am meisten excellirt Gaiwasowsky in Seeansichten; mit gleichem Effekt stellt er das Meer im Sturme und in völliger Ruhe dar. Eines seiner neuesten in Neapel ausgestellten Gemälde stellt den Molo dar, in dem Moment, wo das von einem fürchterlichen Sturm durchwühlte Meer seine schäumenden Wellen an dessen Mauern schlägt; ein Boot mit zwei Ruderern sucht bei diesem Unwetter ihre Rettung. Von dem jüngern Sauerweid, dem Sohn des obgedachten Professors, war eine Ansicht von Havre de Grace ausgestellt.

Der als Kupferstecher berühmte Utkin hatte diesmal nur zwei Portraits ausgestellt.

Von Genrebildern war diesmal sehr viel von hiesigen und fremden Künstlern zur Ausstellung gebracht. Sehr gelungen ausgeführt erschien die Darstellung einer russischen Familienscene am Ostersonntage: Ein Greis schenkt einem jungen Mädchen, wahrscheinlich seiner Enkelin, ein Osterei; im Hintergrunde sieht man eine alte Frau mit einem Kulitsch (großes Osterbrod) in der Hand erscheinen. Die Köpfe der beiden Alten sind sehr gut ausgeführt. Ein anderes Bild stellt ein römisches Carneval, voll Geist und Leben, dar, von einem Mäßojedow gemalt. Der auch dem Auslande durch sein großes Talent schon sehr bekannte Akademiker von Maller hatte diesmal zwei Bilder geliefert: den Kuß und die Braut. Ersterem hat man besonderen Werth zugesprochen; die darauf vorgehende Handlung ist wie aus dem Leben gegriffen: Ein junger, hübscher, krauslockiger, italienischer Bursche ergreift mit der Rechten ein reizendes junges Mädchen und küßt sie auf die Wange, halberzürnt wendet sie sich seitwärts, stößt ihn fort, und scheint über dieses ihr nicht ganz unangenehme Benehmen frappirt.

Zum Schluß noch einige Worte über ein Mosaikgemälde; es stellt den in seinen letzten Leidensmomenten kämpfenden Erlöser dar. Ein nicht zu beschreibender Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes spricht sich in den Zügen des Weltheilandes aus. Es ist der Ausdruck der höchsten Geduld, nicht hervorgebracht durch den schöpferischen Pinsel in der Hand des begeisterten Künstlers, sondern durch die schwer zu berechnende, höchst mühsame Zusammenstellung kleiner, an sich höchst unbedeutender Steinchen, ohne Gefühl und Leben.

B***g.

Nachrichten vom November.

Bauwerke.

St. Petersburg. In hiesiger Residenz werden gegenwärtig mehrere große bemerkenswerthe Bauten ausgeführt. An der blauen Brücke ist in diesem Herbst eine gigantische Arbeit, längs der Façade des an ihr im Bau begriffenen Leuchtenberg'schen Palais, unternommen worden; über den ganzen Krjukowkanal am Senatsplatze wird ein, denselben deckendes, Gewölbe aufgeführt, auf welchem im nächsten Jahr ein Boulevard angelegt werden soll. Täglich sind hier während des Herbstes einige tausend Arbeiter beschäftigt gewesen;

Digitized by Google

denn schon mit dem Eintritt des Winters soll der Kanal bedeckt seyn. Der Granit des hier befindlich gewesenen Ufers wird nach Wassily-Ostrow transportirt, um dort zur Fortsetzung des Newaufers verwandt zu werden, dessen granitene Einfassung von der Akademie der Künste bis zum Bergcorps noch unterbrochen ist. Tag und Nacht ist man bisher an beiden beregten Punkten mit dem Auspumpen des Wassers für diese Arbeiten beschäftigt gewesen. Die Polizeibrücke, den Centralpunkt des Newskyprospekts bildend, sucht man gleichfalls zu erweitern, um deren Trottoir mit dem neuen Trottoir in gleicher Breite zu erweitern. Auch auf dem Glacis der Peterpaulsfestung ging in diesem Sommer eine bemerkenswerthe, jedoch noch nicht vollendete Arbeit vor. Hier wird ein Park für den Theil unsers Publikums angelegt, der die Sommermonate auf den nahen Landumgebungen nicht verbringen kann; dort soll auch im nächsten Frühjahr ein Pavillon als besondere Abtheilung künstlicher Mineralwasser angelegt werden, deren Hauptetablissement schon seit mehreren Jahren vor der Stadt auf Kamenoy-Ostrow besteht. Gleichfalls ist der imposante Bau der neuen kaiserlichen Eremitage am Winterpalais noch immer im Fortschreiten begriffen. Die Mehrzahl der zu allen diesen verschiedenen Bauten dienenden Arbeiter sind Soldaten der hiesigen Garnison.

Die Reparatur an unserm Michaeltheater ist endlich vollendet, ihre Kosten sollen sich auf 143,000 Bco.-R. belaufen. Seit Kurzem ist diese Bühne wieder eröffnet.

Algier. Bemerkenswerth ist die große Anzahl von Neubauten, welche auf allen Punkten des französischen Afrika's ausgeführt werden. Im Jahre 1840 allein betrug der Werth der hier und in der Umgebung erbauten Häuser 5,155,000 Fr.; 16 davon kamen auf die Straßen Bab-el-Oued, de la Marine und Babazoun, 70 auf das Quartier des Marktes, 26 auf das sogenannte Massif, 45 auf Buffarick, 41 auf Douera und 36 auf den Distrikt von Kouba. Bona ist eine vollkommen europäische Stadt geworden; 25 neue Häuser, in einem Gesammtwerthe von 585,000 Fr., wurden dort erbaut, während der Werth der Neubauten zu Oran sich auf 285,000 Fr. beläuft. Als die Franzosen sich zu Philippeville niederließen, war jener Punkt nichts als ein Haufen von Ruinen. Alle dort jetzt vorhandenen Bauten sind sonach neu, und die ganze Schöpfung dieser Stadt ist der europäischen Betriebsamkeit und dem Unternehmungsgeiste der Europäer zu danken. In zwei Jahren ward dort ein Immobiliarbesitz von mehr als 5 Millionen Franken geschaffen, nicht inbegriffen der Werth des Grund und Bodens, worauf die Bauten aufgeführt wurden, da dieser vom Staate unentgeltlich dargegeben wurde. Im Januar 1841 bestanden schon 526 Häuser von Europäern und 4 von Eingebornen zu Philippeville. Vom 10. Juli bis 31. December 1840 wurden zu Blidah 9 Häuser neu erbaut, 59 restaurirt. Der Werth der Neubauten beläuft sich auf 74,500 Fr., der der Reparaturen auf 17,100, im Ganzen also auf die Summe von 91,600 Fr. Faßt man dies Alles zusammen, so ersieht man, daß also die Neubauten in den Städten Algier, Bona, Oran, Philippeville und Blidah in einem einzigen Jahre sich um einen Werth von 7 Millionen vermehrt haben.

Die Feierlichkeiten zur Einweihung der Kapelle auf den Trümmern von Hippo, in Afrika, fanden am 28., 29. und 30. Oktober statt.

Newyork. Hier ward am 14. Oktober eines der großartigsten Volksfeste gefeiert, zu welchem die Beendigung der großen Crotonwasserleitung Veranlassung gab. Dieses kolossale Werk kann den kühnsten des Alterthums an die Seite gestellt werden. Ein ganzer Fluß, der Croton, ist abgeleitet und der Stadt durch eine unterirdische, 52 engl. Meilen lange Leitung zugeführt worden. Das Mauerwerk, die Tunnels, Brücken und Reservoirs sind wahre Riesenwerke, und die Wohlthaten der Unternehmung für eine, ihrer bisher gänzlich entbehrende Stadt, die deshalb so oft vom Feuer heimgesucht wurde, unberechenbar. Zu dem Feste hatten sich nahe an 500,000 Menschen von nahe und fern zusammengezogen; der Festzug, mit seinen fliegenden Bannern und klingendem Spiel, war gegen 7 engl. Meilen lang. Die Kosten des Werks werden 12 Millionen Dollars übersteigen. Die Unternehmung ist um so merkwürdiger, da sie erst vor 7 Jahren begonnen und in einer schwierigen Zeit ausgeführt wurde.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mittheilungen

aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, herausgegeben von dem thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums.

Preis: 8 Thlr. = 12 fl. C. M. = 14 fl. 24 kr.

Inhalt:

18 Heft: Ueber das Alterthum und die Stifter des Domes zu Naumburg ꝛc., von C. B. Lepsius. Mit 10 Abbildungen. 3 Thlr. 12 Gr. (Dieses Heft kann nicht apart gegeben werden).

28 Heft: Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege, ein literarisch-historischer Versuch vom Prof. A. Koberstein. 1 Thlr. 12 Gr.

38 Heft: Geschichte des Schlosses Rothenburg, in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, vom Prof. L. F. Hesse. Mit Abbildungen. 1 Thlr. 18 Gr.

48 Heft: Die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck, in ihren historischen Beziehungen dargestellt, mit urkundlichen Beilagen und Zeichnungen, auch einem doppelten Anhange von L. P. Lepsius. Mit Abbildungen. 3 Thlr.

58 Heft: Geschichte des Klosters Memleben in Thüringen, vom Prof. Dr. A. B. Wilhelm. Mit Tabellen. 1 Thlr. 12 Gr.

Einzelne Hefte von diesem werthvollen Werke können nur zum Ladenpreise abgegeben werden.

Leipzig.

Bergers Buchhandlung.

☞ Oelgemälde zu verkaufen.

In Mannheim sind acht Oelgemälde von verschiedener Größe, gemalt von Ferdinand und Franz Kobell (1784—1788) zu verkaufen. Es sind dieses die genialsten Schöpfungen dieser rühmlichst bekannten Landschaftsmaler, und durften eine Zierde jeder Gemäldesammlung seyn.

Das Nähere hierüber ist in der Bille'schen Kunsthandlung zu Mannheim zu erfahren.

Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Förster in München und Dr. Franz Kugler in Berlin, und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google